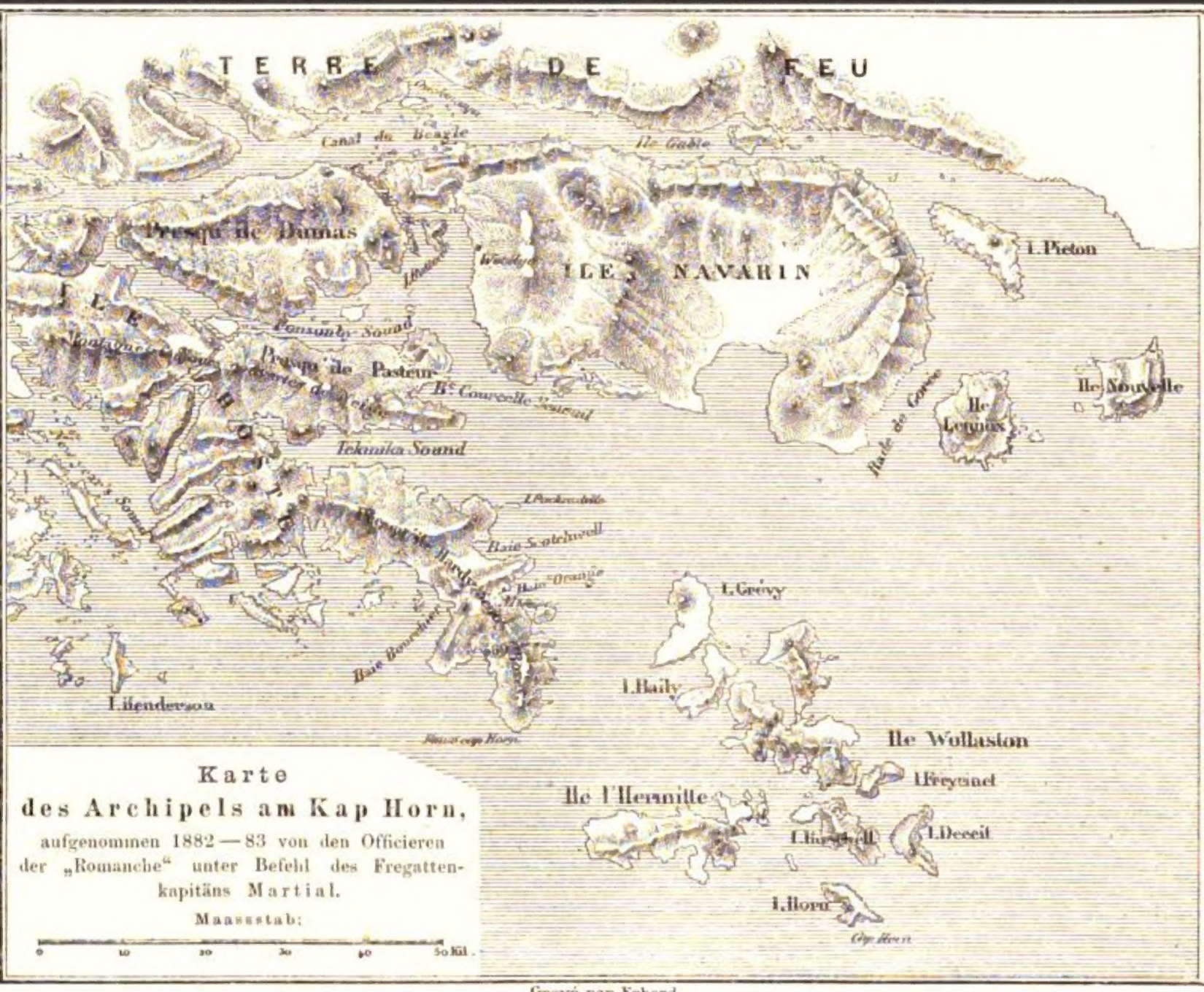


Karte
des Archipels am Kap Horn,
aufgenommen 1882—83 von den Officieren der „Romanche" unter Befehl des Fregattenkapitäns Martial.

Maassstab:

0 10 20 30 40 50 Kil.

Gravé par Erhard

Globus

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

XLIX. Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Neunundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1886.

Digitized by Google

-18432-

ASTOR LIBRARY
JUL
26
1893
NEW YORK

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen 127.

Deutsches Reich. Gruber über das Münchener Becken 30. Die Verhandlungen des fünften deutschen Geographentages 77. Ein interessanter Gräberfund aus der Magdeburger Gegend. Von Prof. Dr. A. Nehring 107. Deutschlands Seeverkehr 126. Geringe Bevölkerungszunahme in Baden und Württemberg 143. Der Kreis Süd-Kujavien 189. Herstellung einer Bodenseekarte 189. Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein 222. Göttinger Preisaufgabe über die Nationalitäten Europas 222. Volksabnahme in Mecklenburg-Strelitz 238. Zur Geologie des Frankfurter Gebiets 238. Der sechste deutsche Geographentag 240. Die Houbirg. Eine keramische Studie. Von Dr. C. Mehlis 263. Bevölkerungsabnahme in Mecklenburg-Schwerin und Elsaß-Lothringen 270. Alte Eibenbäume bei Rostock 349. Das Bad Dürkheim 350. Sepp über geographische Namen im christlichen Gewande aus der deutschen Heidenzeit 350. Zur Ansiedelungskunde von Mittelthüringen 365. Die Elbe bei Magdeburg 367. Prähistorische Eisenbarren vom Mittelrheinlande. Von Dr. C. Mehlis 374.

Oesterreich-Ungarn. Zunahme der Bevölkerung Bosniens 189. Meyer über das Hallstatter Gräberfeld 270. Nationalitätsfragen in Siebenbürgen 302. Die Selbstregierung der Siebenbürger Sachsen 333. Die deutschen Sprachinseln 383.

Schweiz. Aufnahmen im Hochgebirge 31. Die Lebensbedingungen der Lärche 205. Das Glarnerland 367. Einfluß des Waldes auf den Stand der Gewässer 382. Die Gletscher der Alpen 383.

Dänemark. Der Fels Munken 77.

Skandinavien. Vermessung des Küstenlandes von Norbotten 77. Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit 143. Die Kabeljau-Fischerei bei den Lofoten 159. Deutsche Einfuhr in Norwegen 206.

Belgien. Mons oder Bergen in Belgien 7. Von der belgischen Küste 22.

Großbritannien. Das meteorologische Observatorium auf dem Ben Nevis 31. Die Niveauveränderungen an der Südküste 333.

Frankreich. Der Canigu 206. Das Wachsthum Dünkirchens als Handelsplatz 333.

Italien. Kaden's Neue Welschland-Bilder 31. Die blaue Grotte auf Capri und ihre Geschichte 189. Die Flora Sardiniens 368.

Spanien. Schädel vom Cro-Magnon-Typus 206. Volksfeste in Spanisch-Galicien 220.

Griechenland. Die Arbeiten am Kanal von Korinth 238. Der Lophiskos auf Santorin 368.

Europäische Türkei. Handel von Saloniki 159.

Rumänien. Die Bevölkerung der Dobrudscha 127.

Rußland. Verbesserung der südrussischen Häfen 159. Nabot's Entdeckungen in Kola und Lappland 159. Die Wanderheuschrecke Südrußlands 174. Faltmann's Bilderwerk über das östliche Finland 174. Colonisirung des Nordens 238. Erforschung der Krim 302. Die Arbeitergenossenschaften (Artelle) in Rußland 378. Die Entwässerung und Urbarmachung der Polesje 379.

Asien.

Russisches Asien. Sibirien. Aufnahmen im Jahre 1886 31. Bunge's und von Toll's Expedition in Nordsibirien 31. Das erste Stück der sibirischen Eisenbahn 78. Eine Reise nach dem Taß-Busen. Von de Dobbeler 119. 136. Die Samojeden. Von de Dobbeler 167. 182. 199. 215. Nordenskiöld's Vegafahrt 190. Werchojansk, der kälteste Ort auf Erden 223. Zoologische Reise im Minussinsker Gebiete 223. Arbeiten der ostsibirischen Abtheilung der Geographischen Gesellschaft 239.

Transkaspisches und Mittelasiatische Gebiete. Lansdell's Reise 47. Die Santoninfabrikation in Turkestan 172. Die Folgen der russischen Okkupation von Achal und Merw 173. Die Kirgisen von Semiretschensk 206. Die Karakurt-Spinne 206. Besetzung von Pendschdeh 256. Die Michaelbucht am Kaspischen Meere. Von Dr. O. Heyfelder 294. Neue Reise von Capus und Bonvalet 302. Recognoscirung des Amu-Darja und des Ust-Urt 350. Die Transkaspische Eisenbahn. Von Dr. O. Heyfelder 362.

Türkisches Asien. Ein Naturwunder im kilikischen Taurus 287. Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien 289. 305. Eröffnung der Bahn Mersina-Adana 350. Ebers und Guthe, Palästina in Wort und Bild 368. Die Fische des Jordan 368.

Iran. Die persische Textilindustrie 78. Radde's Expedition nach Chorassan 144. Afghanistan von Roskoschny 144. Die Moguls bei Herat 175. Elias' Reise am oberen Oxus 190. Der gesuchteste Orden in Persien 206. Rees' Reise durch Karaghan 239. Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien 305. 321. 337. 353. 369. Die Bahn nach Quetta 334.

Türkische Chanate. Moser's A travers l'Asie Centrale 159. Rückgang der bucharischen Provinz Karakul 190.

Kafiristan. Die englische Mission unter Lockhardt 127.

Britisch-Indien. Cinchona-Kultur auf Ceylon 15. Mont Everest 175. Paul Mantegazza über die Ethnologie Indiens 221. Das indische Theater 380.

Hinterindien. Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande 49. 65. 81. 97. 113. 129. Die Eisenbahnverbindung zwischen Indien, Siam und China 62. Die Einverleibung Chinas in das englische Reich 95. Zinngewinnung und Ackerbau in Perak 190. Das Klima von Tongking 223. Die Sakais 223. Die Kokos-Inseln 270. Aufnahme des Irawadi 302. Die erste Eisenbahn in Tongking concessionirt 333. Bahn nach Mandalay 350. Gegengift gegen Schlangenbisse 381.

China mit Vasallenstaaten. N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien 13. 25. 40. Dolmetscher aus Kuang-Tung 47. Richthofen's Atlas von China 175. Potanin's Reise 190. Die Goldlager von Scheltuga 223. Chinesische Strafe 239. Erforschung des Tiënschan 302. Heimath des Theestrauchs 350.

Korea. Die amerikanische Farm 47. Die Besetzung von Port Hamilton durch die Engländer 78. Die gegenwärtigen Zustände von Korea 139. 151.

Japan. Der Bau und die Entstehung der japanischen Inseln 15. Die Kohlenproduktion Japans 31. Frauen nach Frankreich gesandt 47.

Niederländisch-Indien. Amerikanische Freibeuter 47. Vulkanische Thätigkeit 127. Das Pane- und Biga-Stromgebiet auf Sumatra 160. Si Adji panurat und Si Adji pamasa. Ein Batakisches Märchen. Von W. Ködding 202. 217. Verbreitung der Berri-Berri 206. Bastian's Indonesien 256. Gegen europäische Kolonisation in Holländisch-Indien 270. Holländisch-Indien im Jahre 1886. Von Emil Metzger 311. 327. 343. Vereidigung von Chinesen 333. Recente Lavaströme auf Java 333. Forbes' Reisen, Bd. 2 334. Ethnographisches aus Seram. Von G. A. J. Waßmer, herausgegeben von Dr. W. Joest 358. Die Krankheit Mali-Mali oder Latah der Malayen. Von F. Blumentritt 376.

Philippinen. Besetzung der Sarangani-Inseln durch Spanien 32. Die Guinanen der Provinz Abra (Luzon). Nach D. Antonio Trullens von F. Blumentritt 74. Hochzeitsbräuche der Zambalen. Von F. Blumentritt 125.

Afrika.

Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation. Von Emil Jung 10. Pechuël-Lösche über Bewirthschaftung tropischer Gebiete 160. Gedächtnißrede auf Rüppell 256. Roskoschny, Europas Kolonien 319.

Marokko. Verkehr mit Deutschland 383.

Algerien und Tunesien. Neue Dampferlinie nach London 144. Teisse-

Digitized by Google

rene de Bort's Reise im Igbargar 190. Ruire's Forschungen am Kelbia-See 190. Falsche Zutheilung der Berber zu den Negern 223. Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien 249. 257. 273. Houdas' Ethnographie von Algerien 256. Marmorlager in Oran 319. Die eingeborenen Aerzte im südlichen Tunesien 331. Behandlung der Tollwuth bei den Arabern 351.

Sahara. Palat's Ermordung 287. Anthropologisches aus Wargla und Ghadames 351.

Aegyptisches Reich und Nilgebiet. Ebers' Cicerone 15. Nächtliche Benutzung des Suez-Kanals 47. Erman's Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum 95. Petroleum am Gebel Zeit 256. 271. Nachrichten von Junker und Emin-Bey 256. Aufschwung des Fajum 334.

Abessinien. Italienische Reisende 191.

Ostafrika. Geologische Expedition nach dem Kilima Ndscharo 96. G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882—1883 145. 161. 177. 193. 209. 225. Neue Erwerbungen und Unternehmungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft 207. 239. Las Gori englisch 256. Obock Strafkolonie 302. Italienische Expedition nach Harrar 303. Portugiesische Expedition nach dem Njassa-See 383.

Seengebiet. Bischof Hamington in Uganda gefangen und hingerichtet 96. 173. Fischer's Ankunft am Victoria Njanza 207. 256. 303.

Inneres (Congo-Staat). Rückkehr der Baluba auf dem Kassai 16. 141. Reichard's Aufnahmen 32. Kritische Bemerkungen zu L. Haneuse's Ackerbaukolonie-Projekt am Congo. Von W. Mönkemeyer 73. Die Congo-Eisenbahn 78. Die Erforschung des Lulongo und Uruki 78. Taunt's günstiges Urtheil über den mittleren Congo 96. Rückkehr von Wißmann und Stanley 127. 256. Dampferverbindung mit Belgien 144. Aufnahmen am Congo 175. Die österreichische Congo-Expedition 207. Die Warua 224. Pechuël-Lösche über das Congo-Unternehmen 224. Vordringen des europäischen Handels nach dem Stanley-Pool 239. Die Reise von Kund und Tappenbeck im südlichen Congobecken 256. 271. 285. Das Biano- oder Mitumba-Gebirge 287. Boma, Residenz des Congo-Staates 368. Portugiesische Expedition zum Muata Jamwo 383.

Süden. Montagu Kerr's Reise von Kapstadt nach dem Njassa-See 175. Die neue Republik Vrijheid im Zulu-Lande 271. Verbindungen zwischen Holland und Transvaal 271.

Westen (südlich vom Aequator). Die Buren von Humpata 157. 319. Die Bewohner des Nama- und Damralandes. Von H. Brinker 231. 253. 265. Grenzregulirung zwischen Frankreich und Portugal 271. Hottentotten-Einfall in portugiesisches Gebiet 319. Die neuen deutschen Schutzgebiete 320. Bambusöl-Industrie 335.

Westen (nördlich vom Aequator). Flegel über die Haussa und Fulde 16. Die Stellung der Portugiesen in Dahome 32. Albinismus 47. Zöller über das südliche Kamerun 79. Besitzverhältnisse an der Küste zwischen Kamerun und Corisco-Bai 79. 127. Die Trommelsprache der Kamerun-Neger 96. Reisen im französischen Congogebiet 141. Flegel in Bakundi 160. Bure französisch 160. Eisenbahn und Telegraph am oberen Senegal 160. Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Kamerun-Gebiete. Von A. Freiherr von Hammerstein 169. 184. B. Schwarz' Reise in die Hinterlande von Kamerun 191. Porto Novo. Von Dr. Pauli 241. Das Scheitern der Flegel'schen Unternehmung 287. Spanische Expedition im Gebiete des Muni 303. Krause nach dem Togo-Gebiete 303.

Inseln. Der Aepyornis maximus von Madagaskar 47. Die Vegetation der Kanarischen Inseln 56. 71. Groß-Comoro unter französischen Schutz gestellt 64. Friedensvertrag zwischen Frankreich und dem Hova-Reiche 64. J. Audebert's Reisen in Madagaskar. Entgegnung 157. Die Bai von Diego Suarez 175. Keller nach Madagaskar 288. Annexion der Comoren durch Frankreich 368.

Australien.

Föderation der australischen Kolonien 127.

Südaustralien. Lindsay's Forschungsreise 46. 191. 335. Zustände im Northern Territory 128. Gründung einer neuen Stadt im Norden 240. Niedergang d. Kolonie 240. Entdeckung einer Silbermine 335.

Victoria. Rückgang der Goldausbeute 79. Besteigung des Mount Bogong 240.

Neusüdwales. Einstellung der unterstützten Einwanderung 79. Centennial Hall in Sydney 79.

Queensland. Reste der Leichhardt-Expedition 240.

Westaustralien. Gold im Kimberley-Distrikte 79. Statistisches 127. Hardman's Forschungen im Kimberley-Distrikte 187.

Inseln des Stillen Oceans.

Europäische Kolonien. Raiatea und Borabora definitiv französisch 32. Die Karolinen-Inseln. Von Emil Metzger 58. Die Bewohner der Karolinen. Von Emil Metzger 87. 103. Der Abschluß der Karolinen-Angelegenheit 110. Britische Annection der Kermadec-Inseln 352. Abgrenzung des deutschen und britischen Einflusses 383.

Neu-Guinea. Forbes nach den Owen Stanley-Bergen 32. 144. Die holländische Expedition 48. Neubenennungen im deutschen Gebiete 48. Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Everill 110. 191. Deutsche Expedition unter Dr. Schrader 176. Stationen im deutschen Antheil 271. Die Küste des deutschen Antheils 271. Strachan's Expedition 271. Chalmers' und Gill's Buch 272. Kapitän Dickson's Urtheil über Deutsch-Neu-Guinea 351.

Das übrige Melanesien. Messungen auf den Salomons-Inseln 224.

Mikronesien. Die Marshall-Inseln deutsch 16.

Polynesien. Neue Insel 111. 191. Die französischen Besitzungen im Stillen Ocean 176. Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane 283. 315. 329. 346. Abnahme der Eingeborenen auf den Sandwichsinseln 320.

Nordamerika.

Britisch-Nordamerika. Hyatt's Fahrt an den Küsten von Neufundland und Labrador 48. Silberlager in Ontario 111. Die projektirte Bahn von Winnipeg nach der Hudsonsbai 144. 192. Untersuchung der Mounds 176. Neue Route nach Ostasien durch Canada 256. Legende der Cowichans über die Eiszeit 352. Cabot-Straße 352.

Vereinigte Staaten und Alaska. Schädelfund 32. Hellwald's Amerika in Wort und Bild 32. Die Ueberschwemmungen im Mississippigebiete 48. Die Reblaus in Californien 80. Ein alter Fehler auf den Karten 80. Eigenthümliche Bestattungsweise in Florida 80. Neue Eisenbahnen 111. Sterblichkeit der Neger in den Südstaaten 111. Die Cold waves 111. Die Karánlawa-Indianer. Von Albert S. Gatschet 123. Die Sorghumzucker-Fabrikation in den Vereinigten Staaten 125. Die angebliche Entdeckung der Mississippi-Quelle 128. Erhebung Dakotas zum Staate 176. Ausbeutung der Salzseen 176. Sterblichkeit der Neger in Washington 192. Die Mounds neueren Ursprungs 224. Die Davenport Tablets 224. ten Kate's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika 233. Die abflußlose Region des Great Basin 272. Bericht über die Station am Point Barrow 303. Abspülung im Mississippigebiete 320. Die Phoca foetida 335. Abnahme der Eskimos in Alaska 335. Urbarmachung der Sumpfländereien 336. Eigenthümliches Hinderniß des Ackerbaus 352.

Mexiko. Gletscherspuren auf dem Plateau von Mexiko 208. Schneefall in Guanajuato 320.

Centralamerikanische Staaten. Alte Ansiedelungen am Rio Lagartero 128. Handelsverkehr der centralamerikanischen Häfen 144. Eröffnung des Freihafens Otos 144. Dr. Stoll's Buch über Guatemala 267. Indianische Brautwerbung in Guatemala 288. Cacaobohnen als Münzen 320.

Südamerika.

Colombia. Die Aussichten des Panama-Kanals 63. Die Goajira-Halbinsel 156.
Guiana. Die Buschneger in Surinam 111. ten Kate's Reisen in Surinam 192. Surinamische Mittel gegen Schlangengift 208. Goldfund 335.
Brasilien. Eine neue deutsche Kolonie in Rio Grande do Sul 96. Ein Zusammentreffen mit Botocuden 237.
Bolivia. Die erste Erforschung des Madre de Dios 28. 42. Fahrstraße von Sucre nach dem Pilcomayo 240.
Argentina. Thouar nach dem Pilcomayo 96. 176. 288.
Chile. Ein Jahr am Kap Horn. Nach Dr. Hyades I. 17. 33. Botanische Erforschung der chilenischen Anden 77. Kolonisation in Araucanien 208. Deutscher wissenschaftlicher Verein in Santiago 240.
Peru. Die Flora der peruanischen Anden 111. Das Oroya-Fieber 336.
Ecuador. Ein Besuch auf den Galápagos-Inseln. (Bericht des Grafen R. Pandolfini) 92. Stübel's „Skizzen aus Ecuador" 384. Statistische Zahlen 384.

Polargebiete.

Fang im Polarmeere durch Tromsöer Schiffe 80. Die Untersuchung der grönländischen Westküste 109. Auflösung des Willem Barents-Vereines 352.

Oceane.

Eine Meervergiftung 48. 64. Der Seeweg von Amerika nach China um Kap Horn 64. Flaschenpost und Strömungen bei den Azoren 64. Segelhandbuch für den Atlantischen Ocean 336. Tieflothungen im Stillen Ocean 336.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches. A. Firmin, De l'égalité des races humaines. Anthropologie positive 128. Stoll über den Werth von Schädelmessungen 304.
Ethnologisches. Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur. Von Prof. E. Petri 279. 298.
Vermischtes. Die Diaspora-Conferenz 112. Das Antlitz der Erde von E. Süß 122. Die Flotten der Erde 128. Die Anzahl der Blinden auf der Erde 336. Rasche Ausbreitung eines Schmetterlings 366.

Vom Büchertische.

E. Naumann, Ueber den Bau und die Entstehung der japanischen Inseln 15.
G. Ebers, Cicerone durch das alte und neue Aegypten 15.
Flegel, Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde 16.
Gruber, Das Münchener Becken 30.
Kaden, Neue Weltschland-Bilder und Historien 31.
F. von Hellwald, Amerika in Wort und Bild 32.
Lansdell, Russisch-Central-Asien nebst Kuldscha rc. 47.
Michow, Die Verhandlungen des fünften deutschen Geographentages 77.
H. Zöller, Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste Bd. IV. 79.
W. Schneider, Die Naturvölker 80.
A. Erman, Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum 95.
S. Günther, Lehrbuch der Geophysik und der physikalischen Geographie 112.
E. Süß, Das Antlitz der Erde 122.
L. Neumann, Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen 127.
A. Firmin, De l'égalité des races humaines 128.
Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin 143.
O. Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit 143.
Roskoschny, Afghanistan und seine Nachbarländer 144.
H. Moser, A travers l'Asie Centrale 159.
E. Pechuël-Lösche, Die Bewirthschaftung tropischer Gebiete 160.
Severin Falkmann, Im östlichen Finland 174.
F. von Richthofen, Atlas von China 175.
Nordenskiöld's Vegafahrt um Asien und Europa 190.
G. Warneck, Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? 192.
F. Umlauft, Die Alpen 206.
Mantegazza, Indien 221.
J. Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein 222.
Pechuël-Lösche, Herr Stanley und das Congo-Unternehmen 224.
Bastian, Indonesien 256.
Houdas, Ethnographie de l'Algérie 256.
Stoll, Guatemala 267.
A. B. Meyer, Das Gräberfeld von Hallstatt 270.
Chalmers und Gill, Neu-Guinea 272.
W. Lauser, Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen 302.
L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde 303.
v. Richthofen, Führer für Forschungsreisende 304.
Roskoschny, Europas Kolonien 319.
Forbes, Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel 334.
Heims, Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reiches 336.
Mehlis, Bad Dürkheim 350.
Buß, Glarnerland und Walensee 367.
Ebers und Guthe, Palästina in Bild und Wort 368.
F. Pfaff, Die Gletscher der Alpen 383.
M. Gehre, Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich 383.

Mitarbeiter

(auch Verfasser von übersetzten u. entlehnten Artikeln).

J. Audebert 157.
F. Blumentritt 74. 125. 376.
H. Brincker 231. 253. 265.
de Dobbeler 119. 136. 167. 182. 199. 215.
A. Gatschet 123.
H. Greffrath 110. 187.
Frhr. von Hammerstein 169. 184.
Heyfelder 294. 362.
Joest 358.
Emil Jung 10.
H. Kiepert 287.
W. Köding 202. 217.
C. Mehlis 263. 374.
E. Metzger 58. 87. 103. 311. 327. 343.
W. Mönkemeyer 73.
A. Mehring 107.
Pauli 241.
Petri 279. 298.
Prshewalski 13. 25.
Tappenbeck 285.
Waßmer 358.

Todesfälle und Nekrologe.

Sir F. Evans 173. Guiral 173. Hannington 173. von Lasaulx 173. Mahmud-Pascha 173. Palat 287. Sir A. Phayre 173. Piétri 173. Ploß 173. Ponzi 173. Porri 303. Zacharow 173.

Verzeichniß der erwähnten Autoren, Reisenden u. s. w.

Baker 191. Bjeljawski 350. Bonvalet 302. de Brazza 32. 144. Bühler 382. Bunge 31. Cairns 302. Capucci 191. Capus 302. Cardozo 383. Chandleß 30. Cicognani 191. Combes 160. Dallas 223. Dickson 351. Dolisie 144. Dubrow 239. Ebers 15. Ehrenreich 237. Elisejew 351. Elz 96. Emberg 223. Emin-Bey 256. Falkmann 174. Fischer 207. 303. Flegel 16. 160. 287. von François 78. von Fritsch 368. Forbes 32. 144. 334. Gannett 128. Gehre 383. Grenfell 78. Gruber 30. de Gubernatis 280. Guppy 223. Haade 191. Hakanson 175. Hale 223. Hammerström 223. Hannington 96. Hardman 186. Heath 29. von Hellwald 32. Holt Hallett 62. Hyatt 48. Ignatiew 302. Irminger 77. Jordana 173. Junghers 175. Junker 256. ten Kate 192. 233. Keller 288. Krasnow 302. Krause 303. Kund 256. 271. 284. Lansdell 47. von Lendenfeld 240. Lenz 207. 239. Lindeman 174. Lindsay 46. 191. 334. Lockhart 127. Maenß 367. Maldonado 29. Martin 208. Massari 175. Merk 174. Metzger 270. Miles Rock 128. Montagu Kerr 175. Montelius 143. Montes de Oca 303. H. Moser 159. J. B. Neumann 159. Rey Elias 190. Osorio 303. Pechuël-Lösche 160. 223. Pfaff 383. Philippi 77. Piper 30. Potanin 190. Prshewalski 13. 25. 40. Rabot

159. Radde 144. Ray 303. Rees 238. Reichard 32. 223. Reischel 365. Miles Rock 128. Rodrigues 63. Rowinski 222. Rüppell 256. Ruire 190. Russell 272. Salimbeni 191. Sawenkow 239. Schmidt 96. Schrader 176. Schwarz 191. Schweinfurth 334. Seeland 206. Sepp 350. Serpa Pinto 383. Simon 31. Slatkowski 239. Stanley 127. Sterret 287. Strachan 271. Stoll 303. Stübel 384. Tappenbeck 256. 271. 284. Taunt 96. Teisserenc de Bort 190. Thouar 96. 176. 288. von Toll 31. Walker 174. Weißer 271. Westendarp 77. Wißmann 127. 256. Wolff 16. Zöller 32. 78. 96.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Das Schloß in Mons 8.
Rathhaus von Mons 9.
Der Hafendamm in Ostende 22.
Die Hallen von Nieuport 23.
Der Marktplatz von Beurne (Furnes) 24.

Rheinpfalz.

Eisenluppe von Deidesheim 375.

Asien.

Hinterindien. (Reis' Reise.)

Wilde Moïs 50.
Sala in Bassak 51.
Der König von Bassak 52.
Die Ufer des Mekong während der Cholera 53.
Lager auf einer Sandbank 54.
Zusammenkunft mit der Schwester des Königs der Phuöngs 55.
Möong Rhiam 67.
Die Festung Möong Ngan 68.
Hütte der Missionare in Möong Ngan 69.
Details der Befestigung von Möong Ngan 70.
Durchschnitt eines Silo 70.
Vorbereitungen zur Befahrung des Nam Schan 82.
Laotische Elephanten mit ihrem Reitzeuge 83.
Uebergang über den Nam Hun 83.
Des Reisenden Hütte in Luang Prabang 84.
Wettrudern in Xieng-Ngun 85.
Bambusflöße 86.
Wasserfall des Nam Se 98.
Fischfangzaun im Nam Kan 99.
Lager im Thore einer Pagode 100.
Ausgehauene Felsen im Nam U 102.
In Gestalt von Thieren bearbeitete Bäume 114.
Möong Ngoï 115.
Die Grotte Tam Krung 116.
Markt der Khas 117.
Zusammentreffen mit den Païe Pu Noï 118.
Abreise der Männer von Pak Ta 130.
Wald von Teakbäumen 132.
Elephant einen Teakstamm schleppend 133.
Leitochse einer Karawane 133.
Die Stadt Xieng Maï 134.
Straße von Xieng Maï nach Lam Pun 135.
Floß von Teakstämmen 136.

Babylonien.

(Dieulafoy's Reise.)

Transport schiitischer Leichen nach Kerbela 290.
Die Ufer des Euphrat bei Hillah 291.
Birs Nimrud 292.
Löwe aus Basalt auf dem Hügel el-Kasr 293.
Babil, Ruinen des Tempels des Merodach 294.
Kerbela 306.
Der Tigris bei Amara 307.
Araber vom Stamme der Beni Lâm 307.
Araberin vom Stamme der Beni Lâm 308.
Imamzade Tuil 309.
Brotbacken bei den Nomaden 310.
Dizful und seine Brücke 322.
Die Mirzas (Secretäre) des Statthalters von Arabistan 323.
Indigofärberei bei Dizful 324.
Matab Chanum 325.
Bibi Dordun 326.
Daniel's Grab 338.
Die Ruinenhügel von Susa 339.
Säulenbasis aus dem Palaste des Artaxerxes Mnemon 340.
Das Dorf Konah 340.
Die Brücke von Schuster 341.
Große Straße in Schuster 342.
Palast des Seid Assadullah Chan 354.
Die Mühlen von Schuster 355.
Mirza Borzog 356.
Seid Mirza Dschafar 356.
Aeußere Mauer und Minareh der Masdjched Dschuma in Schuster 357.
Imamzade Abdullah Banu 370.
Laschgiar-Brücke in Schuster 371.
Bildar (Erdarbeiter) 372.
Bereitung des Duch (Molke) 373.

Assyrische Eisenluppen aus Chorsabad 375.

Afrika.

(G. Révoil's Reise in Ostafrika.)

Haartrachten von Hochzeitsgästen in Gelidi 146.
Einreiben mit Kaffee 147.
Somali-Frauen, sich räuchernd 148.
Gefesselte Sklaven, vom Felde heimkehrend 149.
Streit mit einem Fischhändler 150.
Scheich Omar verlangt Gift von Révoil 150.
Scene bei dem Feste Id Neyrus in Gelidi 162.
Beduinen beim Topfmachen und Schüsselschnitzen 163.
Von Beduinen verfertigte Töpfe und hölzerne Geräthe 164.
Eine Karawane setzt bei Gelidi über den Fluß 165.
Ein Gogowin 166.
Ein Gefferkudeh 178.
Der beste Bogenschütze von Gelidi 178.
Sesam-Mühle 180.
Koranschule 181.
Heterocephalus glaber 182.
Ein Somali-Barde 194.
Ein Nachmittag bei der Lieblingsfrau des Scheichs der Gobron 195.
Beduine, seine Kameele bewachend 197.
Révoil's Zelt und Geleitmannschaft 198.
Eine Karawane holt Wasser bei Warman 198.
Der Moór Warman 210.
Wie man in Warman die Kühe melkt 211.
Feuererzeugung durch Reiben zweier Hölzer 212.
In Mogduschu gefundene Armbänder, Geschirre, Lampen u. s. w. 213.
Reste von Gräbern auf den Hügeln von Bet Fras 214.
Höhlen von Mogduschu 214.
Kopfputz der Frauen von Mogduschu 226.
Die Etnaschar von Mogduschu 227.
Marktplatz von Hamarwin 228.
Abfahrt von Mogduschu 230.

Porto Novo.

Fetische 242.
Fetischist 243.
Der Caboschir (Districtshäuptling) Mao mit seiner Familie 244.
Das Thor zum Königshause 245.
Frau vom Markte kommend 246.
Tamtamschläger 246.
Frauen mit Schnüren um den Hüften 247.

Tunesien.

Zauja Sidi-Mohammed-el-Gebiui 251.
Mausoleum in Hausch Tjascha 251.
Die Nekropole von Hausch Tjascha 252.
Wasserleitung im Wed Scherischera 258.
Oelpresse in Daschra el-Ussiltia 259.
Tschama Sidi Olba in Sbiba 260.
Triumphbogen von Sbeitla 261.
Jum el-Gelta 262.
Wasserleitung in Sbeitla 262.
Triumphbogen vor den Tempeln von Sbeitla 274.
Seitenansicht der Tempel von Sbeitla 275.
Rückansicht der Tempel von Sbeitla 276.
Mausoleum bei Bir el-Hafri 277.
Gesammtansicht von Gafsa 278.

Südamerika.

Chile (Feuerland).

Die Orangebai 2.
Landspitze Lephay 3.
Eingeborene bei der Ankunft der Expedition 4.
Die englische Mission Uschuaja 5.
Kleine bekleidete Feuerländerin 18.
Altes Weib von Feuerland 18.
Junge Feuerländerinnen 19.
Die Bergkette der Schilderhäuser (Sentry Boxes) 20.
Das Walfischboot während eines Ausfluges 21.
Geschminkte Feuerländerinnen 34.
Hütte im Walde 34.
Feuerländerin mit ihrem Kinde 35.
Hütte der Feuerländer 36.
Feuerländer mit Schleuder und Harpune 37.
Feuerländerin, einen Kormoran rupfend 38.
Jakamusch 38.

Karten.

Karte des Archipels am Kap Horn 6.
Das Land der Phuöng 66.
Karte des Nam U 101.
Dr. Reis' Rückreise 131.
Lauf des Webi Doboï von Schidle bis Galwin 179.
Révoil's Marsch von Mogduschu über Gelidi bis Warman 196.
Porto Novo an der Sklavenküste 241.
Das Gebiet im Südwesten von Kairuan 250.
Die Houbirg 264.
Skizze des Meerbusens von Krasnowodsk 296.
Vertheilung der Eisenbarren am Mittelrheine 375.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 1.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Franzöſiſchen des Dr. Hyades.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Ko. Die ſüdliche Spitze von Südamerika hat in neuerer Zeit mehr als in früheren Jahren die allgemeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt. Die von den Segelſchiffen ſo gefürchteten Gewäſſer der Magalhäesſtraße mit ihren engen Felſenſtraßen und ihren faſt unberechenbaren Strömungen haben im Zeitalter des Dampfes ihre Schrecken verloren und werden immer häufiger zur Durchfahrt benutzt, ſelbſt Segelſchiffe laſſen ſich lieber durch die Straße ſchleppen, als daß ſie den Kampf mit den verrufenen Stürmen ſüdlich vom Kap Horn aufnehmen, und nach und nach faßt die Civiliſation auch in dieſen unwirthbaren Breiten feſten Fuß. Der „Globus“ hat bereits (in Bd. 47, Nr. 21) einen eingehenden Auszug aus dem Berichte des engliſchen Miſſionsſuperintendenten Bridge von Doſhooia oder Uſchuaja gebracht, der fünfzehn Jahre lang dem unfruchtbaren Geſchäfte obgelegen hat, den Peſcherähs die Dogmen des Chriſtenthums verſtändlich zu machen; heute hat er den Bericht eines wiſſenſchaftlichen Forſchers vorzulegen, welcher ein ganzes Jahr hindurch dort ſeine Beobachtungen angeſtellt hat.

Unter den vierzehn Polarſtationen, welche auf die Anregung des verſtorbenen Weyprecht hin zu gleichzeitiger Beobachtung unter möglichſt hohen Breiten beſtimmt wurden, kamen auch zwei auf die ſüdliche Erdhalbkugel; die eine auf Südgeorgien wurde Deutſchland zugewieſen, die andere am Kap Horn Frankreich. Die franzöſiſche Expedition beſtand aus fünf Mitgliedern, welche einige Monate hindurch im Pariſer Obſervatorium, am Collège de France und am Muſeum für ihre Aufgaben eingeſchult wurden. Den Bericht, welchem die folgenden Angaben und Abbildungen entnommen ſind, verdanken wir dem Dr. Hyades, während der Hauptbericht mit den genauen Beobachtungen, herausgegeben von Kapitän Martial, ſpäter als ſelbſtſtändiges Werk erſcheinen wird.

Die Regierung ſtellte der Expedition die von Martial kommandirte Fregatte „Romanche“ zur Verfügung, deren Officiere beſonders für dieſen Zweck ausgewählt, die Zeit des Aufenthaltes am Feuerlande zu genauen Vermeſſungen und Sondirungen benutzen ſollten. Das Schiff verließ den Hafen von Cherbourg am 17. Juli 1882 und lief am 5. September bei herrlichſtem Wetter in die Lemaireſtraße ein; am folgenden Nachmittage warf es Anker an dem für die Station gewählten Punkte in der Orangebai. Dieſelbe liegt an der Oſtküſte der Halbinſel Hardy, welche von der Inſel Hoſte vorſpringt und deren Südſpitze das ſogenannte falſche Kap Horn bildet, während das echte, die äußerſte Südſpitze Amerikas, von einer kleinen Inſel ſüdöſtlich davon gebildet wird. Die genaue Lage der Station wurde zu 55° 31′ 24″ ſüdl. Br. und 70° 25′ 12″ öſtl. L. beſtimmt. Die Bai, deren Anſicht unſere erſte Abbildung zeigt, war gewählt worden auf die Angaben von Fitzroy und Wilkes hin, welche ſie 1830 reſp. 1839 beſucht

Fig. 1. Cyclone of 1st October, 1881, at 8 A.M. Fig. 2. Cyclone of 1st October, 1881, at 2 P.M. Fig. 3. Cyclone of 1st October, 1881, at 8 P.M. Fig. 4. Cyclone of 2nd October, 1881, at 8 A.M. Fig. 5. Cyclone of 2nd October, 1881, at 2 P.M. Fig. 6. Cyclone of 2nd October, 1881, at 8 P.M. Fig. 7. Cyclone of 3rd October, 1881, at 8 A.M. Fig. 8. Cyclone of 3rd October, 1881, at 2 P.M. Fig. 9. Cyclone of 3rd October, 1881, at 8 P.M. Fig. 10. Cyclone of 4th October, 1881, at 8 A.M. Fig. 11. Cyclone of 4th October, 1881, at 2 P.M. Fig. 12. Cyclone of 4th October, 1881, at 8 P.M. Fig. 13. Cyclone of 5th October, 1881, at 8 A.M. Fig. 14. Cyclone of 5th October, 1881, at 2 P.M. Fig. 15. Cyclone of 5th October, 1881, at 8 P.M. Fig. 16. Cyclone of 6th October, 1881, at 8 A.M. Fig. 17. Cyclone of 6th October, 1881, at 2 P.M. Fig. 18. Cyclone of 6th October, 1881, at 8 P.M. Fig. 19. Cyclone of 7th October, 1881, at 8 A.M. Fig. 20. Cyclone of 7th October, 1881, at 2 P.M. Fig. 21. Cyclone of 7th October, 1881, at 8 P.M. Fig. 22. Cyclone of 8th October, 1881, at 8 A.M. Fig. 23. Cyclone of 8th October, 1881, at 2 P.M. Fig. 24. Cyclone of 8th October, 1881, at 8 P.M. Fig. 25. Cyclone of 9th October, 1881, at 8 A.M. Fig. 26. Cyclone of 9th October, 1881, at 2 P.M. Fig. 27. Cyclone of 9th October, 1881, at 8 P.M. Fig. 28. Cyclone of 10th October, 1881, at 8 A.M. Fig. 29. Cyclone of 10th October, 1881, at 2 P.M. Fig. 30. Cyclone of 10th October, 1881, at 8 P.M. Fig. 31. Cyclone of 11th October, 1881, at 8 A.M. Fig. 32. Cyclone of 11th October, 1881, at 2 P.M. Fig. 33. Cyclone of 11th October, 1881, at 8 P.M. Fig. 34. Cyclone of 12th October, 1881, at 8 A.M. Fig. 35. Cyclone of 12th October, 1881, at 2 P.M. Fig. 36. Cyclone of 12th October, 1881, at 8 P.M.

Meyer, Wilhelm, Professor der Mathematik an der Universität Göttingen, geb. 2. Juni 1858 zu Hannover, studierte daselbst und in Göttingen, wo er 1880 promovierte, habilitierte sich 1882 in Göttingen, wurde 1884 Professor an der Technischen Hochschule zu Aachen und 1886 Professor an der Universität Göttingen. Er ist Mitherausgeber der Mathematischen Annalen und hat außer zahlreichen Abhandlungen in Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlicht: Geometrie der Kegelschnitte, 1. Band, Leipzig 1882; Apolarität und rationale Curven, Tübingen 1883; Bericht über den gegenwärtigen Stand der Invariantentheorie, Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung, 1. Band, Berlin 1892; Elementare Mathematik vom höheren Standpunkte aus, 1. Band, Leipzig 1908.

Drawing by Alan Dunn

"Well, I'm glad we've got that settled."

Drawing by Alan Dunn

"Well, I'm glad we've got that settled."

Fig. 1. Historical Maps of Britain.

Fig. 1 shows the historical maps of Britain. Fig. 2 shows the historical maps of Europe. Fig. 3 shows the historical maps of Asia. Fig. 4 shows the historical maps of Africa. Fig. 5 shows the historical maps of America. Fig. 6 shows the historical maps of Australia. Fig. 7 shows the historical maps of the World.

Reſultate erzielt; der Boden iſt freilich dort beſſer und die Lage geſchützter, auch der Sommer, da das offene Meer weiter abliegt, wärmer, wie der Winter kälter.

Im Uebrigen war der Sommer, obſchon regneriſch, nicht ohne Reiz, die langen Tage, die nur durch eine kurze Dämmerung unterbrochen wurden, für Exkurſionen vorzüglich geeignet, und die verhältnißmäßig reiche Flora, von welcher einzelne Glieder, wie Berberis ilicifolia, ſich ſogar durch ſchöne Blüthen auszeichneten, trug dazu bei, den Aufenthalt ganz erträglich erſcheinen zu laſſen.

Mons oder Bergen in Belgien.

(Die Abbildungen nach Photographien.)

Verläßt man den Bahnhof von Mons, ſo ſieht man vor ſich eine breite Straße, welche bald enger wird, ſich in ſcharfen Winkeln umbiegt, öfters keinen Bürgerſteig beſitzt und zuletzt auf einem großen Platze endet, an welchem ſich das Rathhaus erhebt. Sie iſt trotz ihrer Unregelmäßigkeit, ihrer Enge und ihrem ſchlechten Pflaſter die Hauptarterie der Stadt, wo der Fremde am beſten das Treiben der zu Luſtbarkeiten ſo geneigten Bewohner beobachten kann; hier treiben ſich die Müſſiggänger umher und hier herrſcht der größte Handelsverkehr, es iſt die Straße der eleganteſten Kaufläden und der bunteſten Schaufenſter. Hier ſtrömt an Markt- und Kirmestagen aus der ganzen Landſchaft Borinage die ungehobelte Maſſe von Fabrikarbeitern und Kohlenbergleuten zuſammen und ſtaut ſich vor den farbenprächtigen Auslagen der Händler. Mons iſt gleichſam die Hauptſtadt dieſer Leute, welche nur ein- oder zweimal im Jahre dorthin kommen, um ſich einen Feiertag zu machen. Die Dreifaltigkeitskirmeß und die vierzehntägige Meſſe um den Tag der H. Barbara (4. December) — dieſe iſt die Schutzpatronin Aller, die von einem unbußfertigen Tode bedroht ſind, ſo beſonders der Bergleute in den Schachten — ſind die Hauptfeſttage in Mons, nach welchen ſich dort ſogar die Zeitrechnung des niederen Volkes richtet, und die nicht nur von den Arbeitern tief drunten im Schooße der Erde, ſondern auch von den unteren Schichten der ſtädtiſchen Einwohnerſchaft mit Sehnſucht erwartet werden. In den Buden, die überall an Straßenecken und auf dem Marktplatze errichtet werden, macht man alsdann, wie in Deutſchland auch, ſeine Einkäufe und ergänzt die Geräthe der Wirthſchaft, bewundert die Seiltänzer und Somnambulen u. ſ. w. Den Anfang des Feſtes macht eine, jedem Montois (Einwohner von Mons) theure Maskerade, der Kampf zwiſchen dem H. Georg und dem „Dudu“ oder Drachen, der innerhalb einer Einzäunung auf dem Großen Platze vor ſich geht und durch einen Aufzug mit Begleitung von luſtigen Masken eingeleitet wird. Der H. Georg wird gewöhnlich von einem Kavallerieunterofficier, der feſt im Sattel ſitzt, dargeſtellt; der Drache iſt eine von einem Menſchen getragene Hülle mit ſchuppigem Leibe, langem Schweife und gutmüthig-dummem Menſchengeſichte, unter welcher unten die Beine des Trägers hervorſchauen. Aber das Volk hängt an dieſem ſeit Jahrhunderten betriebenen Maskenſcherze mit einer Zähigkeit, die faſt einer beſſeren Sache würdig wäre. Kurze Zeit vor demſelben findet alljährlich ein anderer Umzug ſtatt, eine Proceſſion mit dem „car d'or“, in welchem die ruhmreichen Reliquien der Heiligen Waudru (Walrade) ruhen, durch deren wunderbare Kraft der Tradition zufolge im Jahre 1349 die Stadt Mons von einer furchtbaren Peſt befreit worden ſein ſoll. Dann erſcheint in einer Wolke von Weihrauch der „Goldene Wagen“, von etwas weltlichen Amoretten ringsum beſetzt und auf hohen Rädern ruhend; er hat mit ſeinem weißgoldenen Nachen ganz die Geſtalt der früheren Hofkutſchen, in denen Infanten und Herzoginnen ihre Spazierfahrten machten. Oben thront der von Gold ſtrahlende Reliquienſchrein und zwölf prächtige Schimmel ziehen ihn. Das nöthige Beiwerk von Meßgewändern, Bannern, weiß gekleideten Mädchen u. ſ. w. fehlt natürlich nicht. An demſelben Tage ſtellt auch die Kathedrale alle ihre Schätze aus, und um dem Feſte noch höheren Glanz zu verleihen, ſenden die benachbarten Sprengel von Saint-Denis, Havré, Nimy, Ghlin und Hyon ihre ſchönſten Mädchen in reichem Silberſchmucke herüber; letzterer iſt meiſt Geſchenk der in der ganzen Gegend zahlreich vorhandenen Ballſpielgeſellſchaften. Der ganze gewaltige Aufzug mit ſeiner zahlloſen Geiſtlichkeit, den Baldachinen, Tabernakeln, dem Golde, Edelgeſteine und prachtvollen Stoffen iſt wohl dazu angethan, in den Gemüthern der Zuſchauer einen Eindruck von jener Allmacht zurückzulaſſen, welchen ſich der Katholicismus ebenſowohl im walloniſchen Lande, als in Flandern zu bewahren verſtanden hat.

Sind aber dieſe großen Feſttage vorüber, ſo verſinkt das Leben der Bewohner von Mons wieder in ſeine frühere Eintönigkeit; aber ihr Charakter, in welchem Witz, Munterkeit, ſtarke Einbildungskraft und Spottſucht eine Hauptrolle ſpielen, hilft ihnen leicht über die langweiligen Stunden, deren es in einer Provinzialſtadt nur allzu viele giebt, hinweg und läßt die Geiſter nicht, wie anderswo, unter der Laſt der Beſchäftigungsloſigkeit und Muße einſchlummern und erliegen. In allen Ständen und beſonders unter dem niederen Volke gedeiht hier der Spaßmacher von Beruf, deſſen Witze und Eulenſpiegeleien kein Ende nehmen und bei den Genoſſen dankbarſter Aufnahme gewiß ſind. Dieſe Eigenſchaft, die luſtigen Feſte und Bälle, welche die Jugend von Mons bei Kirmeſſen und Jahrmärkten zu veranſtalten verſteht, üben eine große Anziehungskraft auf die Bewohner der nächſten franzöſiſchen Städte aus, mit denen ohnehin ſchon ein reger Handelsverkehr beſteht. Und daraus ſind zahlreiche Familienverbindungen entſtanden, welche bei allem Nationalitätsgefühl, das den Bewohnern von Mons eigen iſt, doch das Andenken an die Uebel, welche Frankreich zur Zeit Louis' XIV. und Turenne's dieſem Lande zufügten, allmählich verwiſcht haben.

Mons iſt heute eine Stadt von hübſchem Aeußeren, wohnlich, ohne äußere Prahlerei und hält ihre Spazierwege, Parks und Häuſer gut in Ordnung; letztere ſind ſauber und friſch geſtrichen, aber man findet darunter ebenſo wenig alte Wohngebäude, wie in der Stadt eine alte Ariſtokratie. Aber die Männer halten etwas auf eine gute Tafel und ganz beſonders auf einen wohlgefüllten Weinkeller, und die Frauen auf Putz, Kleider, Koncerte und Theater. Jeder echte Montois ſieht drei- oder viermal im Jahre eine luſtige Geſellſchaft an ſeinem Tiſche, der dann ſtets mit beſonders

Saint Mary, c. 1 in. = 1 ft. (2.5 cm. = 1 m.), Ivory, Victoria and Albert Museum, London, 1865-1869

in allen möglichen Abſtufungen der rothen Farbe und die krummen, winkeligen Straßen, welche man von den Terraſſen des Schloſſes aus überſieht, lenken den Blick auf ſich und ergötzen gerade durch ihre Unregelmäßigkeit. Dieſes Schloß iſt nebſt Sainte-Waudru der höchſte Punkt in Mons, darum weithin ſichtbar ſelbſt in dieſem Lande des Fabrikrauches und eines der wenigen Bauwerke, welche ſich in der Altſtadt erhalten haben. Freilich datirt der Thurm nur etwa zwei Jahrhunderte zurück und iſt darum wohl der jüngſte unter allen den Belfrieden, die in flandriſchen Landen zum Himmel emporragen. Von der eigentlichen Burg ſind nur noch einige dicke Mauerreſte eines der urſprünglichen Thore vorhanden. Den alten Thurm hat ein Brand vernichtet; dann errichtete Architekt Ledoulx den jetzigen, der auch ſchon vor etwa drei Jahrzehnten der Ausbeſſerung bedurfte. Er zeigt drei Stockwerke klaſſiſchen Stils, von einander getrennt

Rathhaus von Mons.

durch italieniſche Konſolen und Baluſtraden, und läuft in einen zwiebelförmigen Glockenthurm aus, den an den vier Ecken ebenſo viele kleine zwiebelförmige Thürmchen umgeben. Drinnen ſind die 36 Glocken des Glockenſpieles von Mons untergebracht.

Das Rathhaus der Stadt ſtammt etwa aus jener Zeit, wo Alba, das unmenſchliche Scheuſal, in Mons wüthete; aber wie die anſtoßenden Häuſer, welche alles Alterthümliche verloren haben und ſehr gewöhnlich und nüchtern ausſehen, ſo hat auch dieſes ſo viel Veränderungen erlitten, daß es ein Bürger aus jener Zeit ſchwerlich erkennen würde. Zu der, im zierlichſten Flamboyant-Stile gehaltenen Vorderſeite paßt das einfache Dach mit ſeinen vier Luken ebenſo wenig, als der ſtörende Balkon über dem Hauptthore. Das prächtigſte Gebäude von Mons iſt jedoch die der H. Waudru geweihte Kathedrale, deren Inneres von ergreifender Größe

und Feierlichkeit iſt, und die zu den edelſten Kirchenbauten des ganzen Landes zählt. Im ſcharfen Gegenſatze zu den flandriſchen Heiligthümern entbehrt ſie faſt gänzlich des reichen Schmuckes von Statuen und Bildern, nicht zum Nachtheile für die großartige Architektur, deren Schöpfer nicht mehr zu ermitteln iſt. Denn Jean de Thuin, welchen man früher für den Erbauer gehalten hat, hat den angefangenen Bau nur zu Ende geführt.

Afrikaniſches Klima und europäiſche Koloniſation.

Von **Emil Jung.**

Est autem optimus aër, qui unicuique est nativus.

Jetzt, nachdem ſich die Hochfluth kolonialer Begeiſterung zu kühlerer Auffaſſung und Erwägung der realen Thatſachen beruhigt hat, darf man wohl darauf hoffen, daß demjenigen, welcher die Kehrſeite des bisher in ſo anziehenden Farben gemalten Bildes zu zeigen unternimmt, der Vorwurf erſpart bleibe, als wolle er den nach ſo vielen Richtungen hin wünſchenswerthen und werthvollen Beſitz unſerer in Afrika und Auſtralien erworbenen Territorien mäkelnd herunterſetzen. Auch iſt es vielleicht jetzt am leichteſten möglich, über die dort herrſchenden Verhältniſſe, namentlich die klimatiſchen, uns ein abſchließendes Urtheil zu bilden, nachdem gerade in allerjüngſter Zeit ſo viele Kundgebungen bewährter Forſcher in unſere Hände gelangt ſind. Aber da die Mehrzahl derſelben theils in meiſt nur Fachkreiſen zugänglichen Zeitſchriften verſtreut, theils in umfangreichen Werken unter anderem Materiale verborgen liegen, ſo dürfte eine Zuſammenfaſſung und Nebeneinanderſtellung der Thatſachen manchem Leſer dieſer Blätter wohl erwünſcht erſcheinen. Der Schreiber dieſer Zeilen glaubt dabei, daß ein langjähriger Aufenthalt auf außereuropäiſcher Erde, ein vielſeitiger Meinungsaustauſch mit Männern, welche dauernd auf den betreffenden oder ähnlich veranlagten überſeeiſchen Gebieten thätig waren, endlich eine genaue Einſicht der einſchlägigen Litteratur ihm das Gehör aller derer ſichern werden, denen eine naturgemäße, dem deutſchen Volke erſprießliche Entwickelung unſeres neuen Kolonialbeſitzes gleich ihm am Herzen liegt.

Nichts dürfte derſelben aber ſchädlicher ſein als überſchwängliche Illuſionen, nichts aber auch in unſerer Zeit weniger entſchuldbar. Haben wir doch die Erfahrungen verſchiedener europäiſcher Völker, welche ſie im Laufe der letzten vier Jahrhunderte ſammelten, fertig vor uns liegen mit allen ihren vielfachen Verſuchen und Fehlſchlägen, Verluſten an Kapital und Menſchenkraft und endlichem glücklichem Erfolge. Und giebt uns doch heute die mächtig vorgeſchrittene Wiſſenſchaft, die hoch entwickelte Technik, die Vervollkommnung des Handelsverkehrs in allen ſeinen Zweigen, endlich und nicht am wenigſten unſere hervorragende Stellung unter den Völkern der Erde, mehr wie es je einer Nation zu Theil wurde, die Macht, das Unſere ſo zu geſtalten, daß es am ſchnellſten und am beſten für uns nutzbringend werde.

Als vor mehreren Jahren die Frage: „Bedarf Deutſchland der Kolonien?“ dem deutſchen Volke zugerufen wurde, da fand dieſelbe, auch in ihrer zur Zeit noch unvollkommenen und mangelhaften Begründung, ſofort in weiteſten Kreiſen lebhafte Bejahung. Aber woran man damals und auch ſpäter beſtändig dachte, ja was allein treibend für die ganze, ſogleich entſtandene Bewegung wurde, das war der Gedanke an Gebiete, in welche der mächtige deutſche Auswandererſtrom, der gegenwärtig faſt ausſchließlich den Vereinigten Staaten von Nordamerika zugute kommt, gelenkt werden könnte, an Länder, welche unſeren Auswanderern nicht eine Verzichtleiſtung auf ihre nationale Sitte und Sprache auferlegten, welche auch eine Fortdauer wirthſchaftlicher Intereſſengemeinſchaft zwiſchen ihnen und uns ermöglichten. „Los von Nordamerika!“ Das war die Parole, welche man ausgab, indem man auf das ſüdliche Braſilien und die Laplata-Staaten hinwies.

Als aber die deutſche Flagge an den Küſten Weſt- und Oſtafrikas, auf großen Inſelgruppen Oceaniens gehißt wurde, da glaubte man ſchnell eine befriedigende Löſung der Auswandererfrage gefunden zu haben, denn nun ſchien es möglich, gleich den Portugieſen, Spaniern und Briten, die überſchüſſige Bevölkerung des Mutterlandes deſſen Kolonialbeſitzungen ohne weiteres zuzuführen. Die Freude über unſere überſeeiſchen Erwerbungen hatte in dieſer Erwartung allermeiſt ihren Grund und ſelbſt ſonſt beſonnene Männer ſtimmten in das verwerfende Urtheil mit ein, welches über die gefällt wurde, deren kühleres Temperament einem überſchwänglichen Enthuſiasmus nicht folgen wollte und tropiſche Gebiete nur für Tropennaturen paſſend erklärte.

Es iſt zu verwundern, daß man ſich da nicht an die von anderen Nationen in ihren tropiſchen Gebieten gemachten Erfahrungen hielt. Wir beſitzen darüber ja bereits eine ganze Litteratur. Wir erinnern hier nur an die älteren Schriften von Boudin und Clemens, an das jüngſt erſchienene kleine Werk von Falkenſtein, der vielen, in die verſchiedenſten Reiſeberichte eingeſtreuten Bemerkungen gar nicht zu gedenken. Am deutlichſten, weil am verläßlichſten, ſprechen aber die Ziffern, welche man den Beobachtungen bei franzöſiſchen, engliſchen und niederländiſchen Kolonialarmeen verdankt. In den britiſchen Kolonien handelte man früher, wie anderwärts, nach dem Grundſatze, daß der menſchliche Körper durch längeres Verweilen in geſundheitsſchädlichen Lokalitäten gegen die verderblichen Einflüſſe eines Tropenklimas abgehärtet und widerſtandsfähig gemacht werde. Aber die Praxis erwies dieſe Lehre von einem allmählichen Akklimatiſiren als eine gefährliche Täuſchung. Von den in England geborenen Soldaten der Garniſon auf Ceylon ſtarben auf 1000 im erſten Jahre 44, im zweiten 48,7, im dritten 49,2. In Jamaika ſtieg in demſelben Verhältniſſe und demſelben Zeitraume die Sterblichkeit von 77 auf 93, in Guiana in 11 Jahren von 77 auf 140.

Erſt als man den verhängnißvollen Irrthum erkannte und einen völligen Wechſel des Syſtems eintreten ließ, machte ſich eine Beſſerung bemerkbar. Es war dieſe Aenderung ein Verdienſt des engliſchen Oberſten Tulloch und des franzöſiſchen Militärarztes Boudin, welche unwiderleglich nachwieſen, daß der Menſch deſto hinfälliger werde, je länger er in einem ungeſunden Klima verbleibe, und daß

eine periodiſche Regeneration in klimatiſch ihm beſſer zuſagenden Gegenden zu ſeiner Erhaltung unbedingt nöthig ſei. Tulloch berechnete die Zahl der Soldaten, welche in Oſtindien ſeit Anfang des Jahrhunderts dem Klima erlagen, auf mindeſtens 150 000, der Beſitz von Algerien hat, nach den Angaben Picard's im geſetzgebenden Körper 1864, Frankreich nicht nur drei Milliarden Francs gekoſtet, ſondern auch das Leben von 150 000 braven Soldaten. Von dieſen ſind bloß 4000 vor dem Feinde gefallen; alle übrigen wurden durch mörderiſche Krankheiten dahingerafft.

Mit der Einführung des neuen Syſtems ſank die erſchreckende Sterblichkeitsziffer, welche für die Garniſonen aller engliſchen Kolonien im Durchſchnitt 48,6 pro 1000 betragen hatte, ſchnell auf 24 und nach dem Annual Report of the Registrar General für 1872 ſogar auf 15,4 pro 1000, immer noch eine ſehr hohe Ziffer, wenn wir bedenken, daß bei der preußiſchen Armee die Sterblichkeit im Durchſchnitte der Jahre nur auf 8,9 pro 1000 berechnet wird und daß die der Armee ſich zuwendenden Individuen im kräftigſten und widerſtandsfähigſten Mannesalter ſtehen. Darum hat man an der gefährlichen weſtafrikaniſchen Küſte auch gänzlich von Verwendung engliſcher Soldaten abgeſehen; man verwendet ſtatt derſelben heute nur noch mohammedaniſche Hauſſa. In Akra, der Hauptſtadt der Goldküſtenkolonie, und in Lagos ſtehen nur ein paar engliſche Officiere, welche dieſe eingeborenen Truppen kommandiren.

Die Baſeler Miſſionsgeſellſchaft iſt ſeit 1828 an der Goldküſte thätig und heute liegen von 65 insgeſammt herausgekommenen Miſſionaren und von 38 Frauen nicht weniger als 35 Männer und 16 Frauen auf afrikaniſcher Erde begraben. Dabei ſchicken die Miſſionen nur ſolche Leute nach Afrika, welche erprobte Aerzte für kräftig genug erklärt haben, den Gefahren des Klimas zu trotzen.

Zöller, der doch ſelber öfters vom Fieber befallen wurde, und, als nach der Abreiſe vom Congo die erſten Anzeichen des perniciöſen Fiebers auftraten, ſich der Ueberzeugung nicht verſchließen konnte, daß er nach menſchlicher Vorausſicht bei einem nur ſehr wenig verlängerten Aufenthalte verloren ſein würde, behauptet, daß im Großen und Ganzen die oft zu findende Angſt vor Weſtafrika und ſeinem Klima theils übertrieben, theils gänzlich unbegründet ſei. Als ein Beiſpiel dafür, daß bei vernünftiger Lebensweiſe die Fieberkeime das Leben nicht abzukürzen brauchen, führt er den ſchon ſeit 33 Jahren in Weſtafrika lebenden Biſchof von Gabun an. Leider iſt ein ſolches Beiſpiel doch gar zu ſelten. Wie viele ließen ſich dagegen anführen, die „bei vernünftiger Lebensweiſe“ in den kleinen ſtillen Friedhöfen begraben liegen, deren zahlreiche Grabhügel eine traurige Beredtſamkeit haben!

Stanley hat uns in ſeinem jüngſten Werke das Klima der Uferlandſchaften des Congo als gar nicht ſo gefährlich geſchildert. Erkrankungen und Todesfälle unter den Europäern ſchreibt er zumeiſt der mangelhaften Anpaſſung der Lebensweiſe an die veränderten Umſtände zu und er iſt mit ſeinem Tadel durchaus nicht zurückhaltend. Nach Pechuel-Löſche's, zuerſt in Auszügen in der Gartenlaube, jetzt auch in Broſchürenform veröffentlichten „Offenen Briefen an Herrn Stanley“, deren gereizter Ton freilich hier und da einen Zweifel an ruhiger Objektivität aufkommen läßt, wären die Beamten gar nicht in der Lage geweſen, ſich gegen die verderblichen Einwirkungen des Congoklimas zu ſchützen. Jedenfalls iſt ſeinen Ausführungen nach das Klima in der That verderblich für Europäer. Er beruft ſich da auf einen Bericht der politiſchen Agenten der nordamerikaniſchen Regierung bei dem Congoſtaate, welcher vor Kurzem in den ſehr werthvollen United States Consular Reports erſchienen iſt. Dieſer Bericht liegt vor uns und beſtätigt nicht nur voll und ganz Pechuel-Löſche's Angaben, er vervollſtändigt dieſelben noch in einer für den Congoſtaat keineswegs vortheilhaften Weiſe.

Tisdel, das iſt der Name dieſes Agenten, behauptet, daß von 600 weißen Männern, welche der Präſident der Internationalen Aſſociation für dieſelbe in den letzten ſechs Jahren anwarb, um in Afrika drei Jahre lang zu dienen, bisher nur fünf es ermöglicht haben, während ihrer vollen kontraktlich vereinbarten Zeit auf ihrem Poſten auszuharren. Die Liſte der Todten, ſo ſchreibt er, war auf meiner Marſchroute (d. h. von der Küſte bis Stanley Pool) wahrhaft ſchreckenerregend und die Internationale Aſſociation kann heute in Afrika höchſtens 50 geſunde Männer aufweiſen, überhaupt aber höchſtens 120. Es war eine ſeltene Ausnahme, einmal einen geſunden Mann zu treffen. Auch das dem Küſtenklima weit vorzuziehende Klima am Stanley Pool ſcheint ihm dieſes Lob kaum zu verdienen; nach ſeiner Erfahrung iſt zwiſchen dem einen und dem anderen nicht viel Unterſchied.

Lieutenant Kund bezeichnet in den Mittheilungen der Afrikaniſchen Geſellſchaft in Deutſchland Stanley's Behauptung, die hohe Sterblichkeit ſei weſentlich unrichtiger Lebensweiſe zuzuſchreiben, namentlich der Unmäßigkeit im Genuſſe an Alkoholika, als durchaus unzutreffend. In den Stationen der amerikaniſchen Baptiſten-Miſſion, wo alle Miſſionare Teatotaller, alſo die ſtrengſten Mäßigkeitsapoſtel, ſind, und in denen der engliſchen Baptiſten-Miſſion, wo es die meiſten ſind, iſt die Sterblichkeit gerade ſo groß wie in den Stationen der Aſſociation. Von den zehn engliſchen Miſſionaren, ſo ſchreibt er, ſtarben in den letzten ſechs Monaten vier; die amerikaniſchen hatten im letzten halben Jahre nur einen Todten, jedoch vorher eine große Zahl. Unter den Mitgliedern der Aſſociation beträgt nach Kund die Sterblichkeit 25 Proc. im Jahre. Sehr treffend hebt er hervor, daß dies alles Leute im kräftigſten Mannesalter und von durchaus geſunder Konſtitution ſind, denen nach menſchlicher Vorausſicht in Europa noch eine lange Lebensdauer beſchieden geweſen wäre. Wir haben ſchon hervorgehoben, daß nur ein bedingungsloſes günſtiges ärztliches Atteſt ſeinen Inhaber zur Annahme eines Miſſionspoſtens in Afrika berechtigt.

Stanley ſpricht ſich dahin aus, daß das Innere weit geſunder ſei als die Küſtenſtriche, daß ein großer Theil des Congobeckens mit einer Temperatur geſegnet ſei, unter der jeder Europäer gedeihen und ſich vermehren könne, in welcher Anſiedler jahrelang zu leben vermöchten. Lieutenant Kund tritt dem ganz entſchieden entgegen. Wenn in den Miſſionen und bei der Aſſociation noch die Mittel vorhanden ſind, die Leute gut zu ernähren, ſie mit Arzneien zu verſorgen und ihnen manchen Comfort zu gewähren, ſo kann dies bei etwaigen Anſiedlern nicht ſo der Fall ſein, dieſe müſſen daher dem Fieber noch zahlreicher zum Opfer fallen als andere Klaſſen. Stanley giebt den künftigen Bürgern des Congoſtaates den Rath, nach achtzehnmonatlichem Aufenthalte eine dreimonatliche Erholung im nördlichen Europa zu ſuchen. Wie viele Anſiedler würden wohl die Mittel dazu aufbringen und ſich für ſo lange Zeit von ihren Geſchäften entfernen können?!

Kund fährt fort: es iſt oft die Anſicht verbreitet, nur der Küſtenſtrich ſei ungeſund; das Innere, beſonders die höher gelegenen Gegenden, ſeien geſunder. Dies trifft nicht zu. Die Küſte iſt am geſundeſten, einmal durch den heilſamen Einfluß der Seebriſe, das anerkannt beſte Heilmittel für Fieberkranke, zum Anderen durch den weit größeren Comfort an Lebensmitteln, den die ſtetige Verbindung mit

dem reichen Europa ermöglicht. Er beſtätigt ſomit ſelbſtändig die Anſichten Tisdel's und Pechuel-Löſche's, von deren Ausführungen er zur Zeit keine Kenntniß haben konnte.

In voller Uebereinſtimmung mit den Berichten Kund's ſtehen die des Dr. Wolff. „Wenn jemand", ſo ſchreibt derſelbe aus San Salvador, „behauptet, daß das Klima am Congo geſund und die Leute, die dort krank werden, meiſt ſelbſt Schuld an ihrem Tode ſeien, ſo muß derſelbe ſeine ganz beſonderen Gründe haben, dies der erſtaunten Welt mitzutheilen. Daß von der Küſte nach dem Stanley Pool das Klima ſtetig ſchlechter wird, mit geringen Ausnahmen, und der Procentſatz der Sterbefälle zunimmt, iſt hier ein allgemein angenommener Erfahrungsſatz." Von den Leuten, die mit Dr. Wolff gleichzeitig nach der Weſtküſte Afrikas gegangen ſind, liegen bereits viele unter der Erde, in San Salvador wurden ſogar ſämmtliche mitgenommene Loangos vom Fieber ergriffen.

Daß die Nigermündungen mit ihren Sümpfen und Schlamminſeln ein ſehr ungeſundes Klima haben müſſen, erſcheint ſelbſtverſtändlich, daß aber auch der Benuë nicht frei von Fieber iſt, beſtätigt uns abermals Flegel's letzter Bericht, worin er uns meldet, daß drei ſeiner Leute auf dem Dampfer „Heinrich Barth" fieberkrank ſeien und die Herren Dr. Semon und Dr. Gürich auf der Fahrt nach Loko am Benuë in ſo heftiger Weiſe am Fieber erkrankten, daß Flegel ſelber bei ſeiner Rückkehr zum Fluſſe es als ſeine Pflicht erkannte, ihnen zur Erhaltung ihres Lebens die ſofortige Rückkehr nach Europa zu empfehlen und ſie mit dem „Heinrich Barth" ſogleich ſelbſt nach Braß zurückzuführen. Beide ſind inzwiſchen in ſehr leidendem Zuſtande in Europa eingetroffen.

Nun hat man davon geſprochen, nach dem Muſter der Engländer in Indien, der Holländer auf Java, an höher gelegenen Punkten Geſundheitsſtationen zu errichten, zu welchen ſich die vom Fieber Ergriffenen zurückziehen könnten, um ihren geſchwächten Körper zu erneuter Arbeit zu ſtärken. In den beiden genannten Ländern hat man ſo außerordentlich glückliche Reſultate erzielt. Die dortigen Geſundheitsſtationen, maleriſch gelegen, namentlich die, auf welche die eiſigen Häupter des Himalaya herunterblicken, ſind ganz dazu angethan, Körper wie Geiſt der Erkrankten zu regeneriren und mit neuer Spannkraft auszuſtatten. In der That hat man auch in Fernando Poo an ſo etwas bereits gedacht. In einer Höhe von 400 m hat die ſpaniſche Regierung das Sanitarium Baſileh errichten laſſen, welches jedoch nichts weiter als ein leeres Gebäude iſt, zu dem man, falls der Gouverneur, wie das meiſtens ohne Schwierigkeit geſchieht, die Benutzung geſtattet, die nöthigen Lebensmittel ſelber bringen muß. Zöller bemerkt aber, daß ein an der Weſtküſte der Inſel lebender Miſſionar noch in 500 m Meereshöhe vom Fieber befallen wurde. Buchholz wurde auch in den höheren Lagen des Kamerungebirges das Fieber niemals gänzlich los. Die Beamten der Congo-Aſſociation begeben ſich zur Herſtellung ihrer Geſundheit nach Moſſamedes, dem, wie es ſcheint, einzigen geſunden Orte an der ganzen Küſte Guineas. Nach alledem ſind die Geſundheitsverhältniſſe Weſtafrikas die denkbar ſchlechteſten. Wie es ſchon viele Opfer gefordert hat, wird es auch noch viele Menſchenleben verſchlingen, und dennoch ſehen wir unſeren dortigen Beſitz ebenſo wenig für werthlos an, als es die Völker anderer Länder thun, welche dort theils eine politiſche Oberhoheit ausüben, theils ohne dieſelbe einen einträglichen und jährlich wachſenden Handel treiben, aber wir möchten dieſen Beſitz auf ſeinen wahren Werth taxirt ſehen, um durch Verhinderung nutzloſer Vergeudung von Kapital und Menſchenkraft argen Enttäuſchungen vorzubeugen, welche den an ſich rühmenswerthen Eifer für koloniale Unternehmungen in unſerem Volke nothwendig paralyſiren müßten.

Tropiſche Länder können ſich nur für tropiſche Kulturen und darum auch nur für Menſchen eignen, welche in den Tropen ihre Heimath haben, ja wir ſehen ſogar, wie unter einem heißen Himmel geborene Menſchen in ganz ähnlichen außerheimathlichen Gegenden nicht gedeihen wollen. Est auter optimus aër, qui unicuique est nativus. Nur durch die Mittel einer höheren Kultur, durch Befreiung von den rohen primitiven Verhältniſſen, nur durch Losſagen von der harten Arbeit, zumal im Felde, unmittelbar unter den ungünſtigen Einflüſſen eines fremden Klimas, iſt es dem Menſchen möglich, in anderen Zonen zu gedeihen, welche ſich von der ſeines Geburtslandes weſentlich unterſcheiden. „Der Menſch iſt ein Paraſit der Erde. Und nicht nur der Erde, ſondern in der Regel auch ſpeciell eines Theiles der Erde, jenes Theiles, den er ſeine Heimath nennt. Reißt man ihn los vom Boden, darin er erwuchs, ſo hat er lange und ſchmerzensreiche Kämpfe zu beſtehen, bis er in fremder Erde Wurzel faßt." Der ſteigende Verkehr, gefördert durch unabläſſig ſich vervollkommnende Verkehrsmittel, arbeitet freilich fortwährend daran, die Wurzeln, die den Menſchen an ſeine Heimath binden, mehr und mehr zu lockern, ihn aus einem Lokalthiere und Heimathsparaſiten zum Kosmopoliten zu machen. Aber dennoch gelingt es dem Menſchen nicht, überall eine neue Heimath zu finden. Allerdings zeigt ſich der Kulturmenſch zum Wechſel des Wohnortes weit mehr befähigt als der rohe Naturmenſch, der ſich auf fremder Erde immer körperlich und geiſtig fremd fühlen muß und, wie uns die Erfahrung lehrt, ſelbſt unter anſcheinend günſtigeren Lebensbedingungen als die heimiſchen nie recht gedeihen will.

Afrika wird immer den einheimiſchen oder doch verwandten Raſſen verbleiben. Wie viele Völker ſind nicht in Aegypten eingezogen und haben dort ihre bleibenden Wohnplätze aufgeſchlagen und doch iſt das Nilland heute noch von demſelben Menſchenſtamme bewohnt wie zu den älteſten Zeiten. Einen furchtbaren Kommentar liefert dazu das Faktum, daß von Mohammed Ali's neunzig Kindern nur fünf erhalten werden konnten.

Aber dieſe unumſtößlichen Thatſachen ſollen uns die Freude an unſerem tropiſchen Beſitze nicht verkümmern. Mag ſich aus ihnen auch nicht ein zweites Indien, ein neues Java entwickeln, unter vorſichtiger und doch energiſcher, ſorgfältig berechnender und doch muthvoll wagender Leitung können ſie von großem Werthe für unſer Volk werden. Auf dieſe Vortheile vielſeitigſter Art wollen wir hier nicht weiter eingehen, ſie ſind oft genug, auch von uns, hervorgehoben worden.

Aber die Heimath unſerer Auswandererkolonien können ſie nicht werden, ein „Neu-Deutſchland über dem Meere", etwas Aehnliches, wie England es in Nordamerika, in Auſtralien fand, vermögen ſie unſerem Volke nicht zu bieten. Und es iſt erfreulich, daß in Erkenntniß dieſer Wahrheit wiederum auf das Land hingewieſen wird, in dem das Deutſchthum ſo wunderbar kräftig gediehen iſt und noch weiter und beſſer gedeihen wird, wenn das Mutterland, nicht wie bisher, ſich kalt von ihm abwendet, wenn es vielmehr voll und ganz die Vortheile erkennt, welche aus einer intenſiven Kultivirung dieſes Gebietes beiden Theilen wechſelſeitig zufließen müſſen. Der außertropiſche Theil des ſüdamerikaniſchen Kontinents bietet, das lehrt eine lange Erfahrung, wie kein anderes Land außerhalb Deutſchlands die Bedingungen für eine verheißungsvolle Verwendung unſerer überſchüſſigen Bevölkerung. Dieſer Wahrheit,

deren Erkenntniß der Centralverein für Handelsgeographie zu Berlin ſeit Jahren zu verbreiten ſuchte, welche der Weſtdeutſche Verein zu Düſſeldorf dann gleichfalls auf ſeine Fahne ſchrieb, hat ſich auch der Deutſche Kolonialverein nicht länger verſchloſſen und wir ſehen nun, wie durch Begründung einer wohlfundirten Geſellſchaft die lange ventilirte Frage endlich einer praktiſchen Löſung entgegenſieht. Daß dieſe Löſung eine befriedigende ſein wird, daran werden wir, angeſichts der Namen, welche ſich an ihre Spitze geſtellt haben, durchaus nicht zweifeln dürfen.

N. M. Prſhewalski's fünfter Brief aus Central-Aſien[1]).

I.

Oaſe Tſchira, 80 Werſt weſtlich von der Stadt Chotan, den 10. Auguſt 1885.

„Wir erreichten Ende Januar die Ufer des Lob-Nor-Sees und verbrachten hier beinahe zwei Monate, uns mit der Beobachtung der Zugvögel und dem Studium der Lebensweiſe der Eingeborenen beſchäftigend. Letztere nahmen uns ſehr freundlich auf und waren um vieles aufrichtiger, als bei unſerem erſten Beſuche im Jahre 1876, wo wir dieſe Gegend in Begleitung der Gefährten Jakub-Beg's von Kaſchgar beſuchten.

Die Bewohner der Ufer des Lob-Nor, deren Geſammtzahl ſich auf gegen 400 Seelen beiderlei Geſchlechts beläuft, wohnen in Rohrhütten, beſchäftigen ſich mit dem Fiſchfange und der Entenjagd, theilweiſe mit der Viehzucht, treiben etwas Ackerbau und werden regiert von Kuntſchikan-Bek. Dieſer prächtige Menſch erfreut ſich der allgemeinen Liebe ſeiner Unterthanen, für die er wie ein leiblicher Vater ſorgt. In Folge deſſen lebt er auch in äußerſter Dürftigkeit, nachdem die Chineſen durch verſchiedene Erpreſſungen ihn ſeines Viehſtandes und ſeiner Erſparniſſe, ſechs Käſtchen Silber (etwa 800 Rubel), der Früchte ſeiner langjährigen Regierung des Landes, beraubt haben. Beſonders gab es viel zu zahlen, wie Kuntſchikan-Bek erzählt, für die Aufhebung des Befehls, Zöpfe zu tragen. Dieſe Neuerung erſchreckte die Umwohner des Lob-Nor dermaßen, daß Kuntſchikan-Bek eine Extrareiſe nach der Stadt Kurla unternahm, den Chineſen ſein letztes Geld aushändigte und mit genauer Noth die Erlaubniß erflehte, den Kopf wie früher raſiren zu dürfen.

Dem äußeren Typus nach bilden die Bewohner der Ufer des Lob-Nor eine Miſchung der mongoliſchen und türkiſchen Raſſe. Ihre Vorfahren, die den Namen Kaurier führten, bewohnten ehemals die Stadt Lob, deren ausgedehnte Ruinen ſich noch jetzt am Fluſſe Dſchachanſai-Darja, ungefähr 50 Werſt ſüdlich vom Lob-Nor, vorfinden. Die Stadt Lob wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung zerſtört[2]) und die Einwohnerſchaft maſſakrirt. Nur einem kleinen Theile derſelben gelang es, in den Dſchungeln des Lob-Nor Zuflucht zu finden und leben die Nachkommen deſſelben noch heute dort; außerdem hat ſich eine geringe Anzahl Familien in der Umgegend von Keria, Chotan und Akſu niedergelaſſen. Anfangs waren die Umwohner des Lob-Nor völlig iſolirt und erſt vor ungefähr 40 Jahren bei Errichtung der Kolonie Chotan, im Dorfe Tſcharchalyk, begannen ſie allmählich ein wenig Ackerbau zu treiben und den Zuſtand vollſtändiger Wildheit theilweiſe abzulegen.

Der ſpäte Frühling dieſes Jahres hielt den Maſſenzug der Waſſervögel an den Lob-Nor einigermaßen auf, obwohl ſchon gegen Ende Januar ſich kleine Schwärme Enten und Schwäne einſtellten, die indeſſen bald verſchwanden, vielleicht in Folge der wieder eingetretenen Kälte. Als dann aber die erſte Wärme eintrat[1]), begann mit dem 12. Februar ein ununterbrochener Zuzug von Gänſen und Enten der verſchiedenſten Gattungen. Schwarm auf Schwarm zogen ſie bald niedrig über dem Boden, bald hoch in den Lüften, alle aus Südweſten, aus der Umgegend von Chotan und Keria heran. Unter den Meridianen dieſer Oaſen iſt Tibet am leichteſten zugänglich und den Vögeln aus Indien iſt es leichter, ihren anſtrengenden Flug über den hohen und kalten Bergrücken zu bewerkſtelligen. Jahrhunderte lange Erfahrungen mögen jedenfalls den gefiederten Reiſenden dieſen leichteren, wenn auch weiteren Weg gewieſen haben.

Nachdem ſie den Lob-Nor erreicht, ſenkten ſich einige Zugſchwärme eilig zur Raſt auf das Eis, während andere am See entlang zogen, um aufgethaute Stellen zu finden. Letzterer gab es aber um Mitte Februar noch ſehr wenig, ſo daß die Vögel ſich unwillkürlich mit den ſchmalen Ritzen der hin und wieder aufgethauten Eisflächen begnügen mußten. Hier ſammelten ſich Schwärme, jeder aus mehreren tauſend Vögeln beſtehend, während kleinere Schaaren und einzelne Exemplare wie die Fliegen in den verſchiedenſten Richtungen ſich über dem Schilfmeere tummelten. Dieſer Ueberfluß an Wild, das zudem durchaus keine Furcht zeigte, war für den paſſionirten Jäger eine wahre Freude. Unſere täglichen Jagden lieferten außerordentliche Beute, ganze Säcke getödteter Gänſe und Enten wurden nach unſerem Lager geſchleppt, die dann dem ganzen Detachement zur Nahrung dienten, wobei der über den Bedarf hinausgehende Reſt den Bewohnern zufiel.

Dieſe ungeheure Menge von Vögeln verblieb am Lob-Nor bis in die zweite Hälfte des Februar. In den erſten Tagen des März begannen ſie raſch gegen Norden fortzuziehen, ſo daß auch nicht der zehnte Theil am Platze verblieb. Zugleich begannen ſich andere ſpäter ziehende Arten von Vögeln einzuſtellen, die ebenfalls ihre Sommerreiſe nach den freien Urwäldern Sibiriens antraten. In der zweiten Hälfte des Februar nahm die Frühlingswärme raſch zu, ungeachtet deſſen ging der Tarim erſt am 27. Fe-

---

[1]) Aus der „St. Petersburger Zeitung", 1885, Nr. 310 bis 313 und Nr. 316 bis 318. Vergl. des Reiſenden vierten Brief „Globus", Bd. 48, S. 26.

[2]) Nach lokalen Ueberlieferungen fand die Zerſtörung der Stadt Lob drei Jahre vor Annahme des mohammedaniſchen Glaubens ſeitens Toglak-Timur-Chan ſtatt.

[1]) Die Umwohner des Lob-Nor verſtehen die Naturerſcheinungen genau zu beobachten. So verſicherten ſie uns, daß die Frühlingswärme eintreten würde, ſobald der Februar-Mond durch das Sternbild des Orion gegangen, was ſich thatſächlich erfüllte.

bruar [1]) auf und der Lob-Nor befreite ſich erſt von ſeiner Eisdecke um Mitte März, als die Mittagstemperatur im Schatten bereits die Höhe von + 30° C. erreichte. Gleichzeitig traten ſtarke Stürme ein, die den ganzen Frühling bis in den Juni hinein währten und ausſchließlich aus Nordoſten aus den kälteren Gegenden der hochgelegenen Wüſte Gobi wehten. Sie führten immer Staubwolken mit ſich, die als dichter Nebel die Atmoſphäre anfüllten. Dieſer Staub blieb, nachdem das Sturmesraſen ſich gelegt, ſo zu ſagen in der Luft hängen und verdeckte den ganzen Horizont. Die Staubatmoſphäre bildet überhaupt ein charakteriſtiſches Zubehör des Tarim-Baſſins; ein klarer blauer Himmel iſt hier eine große Seltenheit. Dieſer Staub iſt übrigens, wenn auch nicht in ſolcher Menge, auch anderen Gegenden Mittelaſiens eigenthümlich und bildet er nach dem Niedergange aus der Atmoſphäre jenen eigenartigen, ſehr fruchtbaren Boden, welcher unter dem Namen Löß bekannt iſt und ſich ſporadiſch auf einem ungeheuren Flächenraume zwiſchen dem Kaſpiſchen Meere und dem Stillen Ocean niederſenkt.

Am 20. März verließen wir den Lob-Nor und nahmen unſeren Weg über das Dorf Tſcharchalyk nach der Oaſe Tſchertſchen, die vom Lob-Nor 373 Werſt entfernt iſt. Das letzte Drittel dieſes Weges läuft oberhalb des Fluſſes Tſchertſchen-Darja, der ſeinen Lauf am Fuße der tibetaniſchen Gebirgskette beginnt. Dieſes Gebirge umrahmt mit einer ununterbrochenen gigantiſchen Mauer das ganze tibetaniſche Hochland vom oberen Laufe des Huan-he (Hwang-ho) bis dicht an den Karakorum-Gebirgszug. In ſeinem öſtlichen Theile unter dem Namen Nan-Schan bekannt, heißt der mittlere Altyn-Tagh. Weiter ſüdweſtlich dagegen von den Quellen des Fluſſes Tſchertſchen hat die erwähnte Gebirgskette bei den Eingeborenen keinen beſtimmten Namen und ich gab daher dem Theile, der zwiſchen den Flüſſen Tſchertſchen und Keria belegen iſt, den Namen „Ruſſiſches Gebirge".

Den Boden der Wüſte am Fuße des tibetaniſchen Gebirgsrückens bildet nacktes Kieſelgeröll, an das ſich Flugſand ſchließt, der dann die ganze ungeheure innere Ebene des Tarim-Baſſins ausfüllt. Aus dieſem Sande haben ſich unregelmäßig zuſammengewehte Hügelgruppen und Abhänge gebildet, die mit Höhlungen und Vertiefungen abwechſeln. Hier giebts weder Waſſer, noch irgend welche Vegetation oder thieriſches Leben. Es müßte denn ſein, daß irgendwo innerhalb der Sandebenen unterirdiſche Gewäſſer zu Tage treten und dann kleine Oaſen bilden, doch ſind dieſe Oertlichkeiten dem Menſchen gänzlich unzugänglich.

Der Fluß Tſchertſchen-Darja nimmt ſeinen Weg am öſtlichen Rande der Sandwüſte; ihm entlang lag, wie oben bemerkt, unſer Weg. Entgegengeſetzt den übrigen Flüſſen des Tarim-Baſſins, welche ſich ein tiefes muldenförmiges Bett geſchaffen haben, hat der Tſchertſchen nicht die genügende Kraft, um eine tiefe Rinne zu bilden und ergießt ſich daher in einem breiten, oft Krümmungen bildenden Laufe über den beweglichen Sandboden. Die Strömung iſt ſehr ſtark, die Tiefe aber, mit Ausnahme von Bodenſenkungen, unbedeutend; das Waſſer iſt ſehr ſchmutzig. Deſſen ungeachtet hat der genannte Fluß eine Menge Fiſche fünf verſchiedener Arten, von denen eine eine Länge von 4 Fuß und ein Gewicht von 33 Pfund erreicht.

Die Ufer des Tſchertſchen bilden breite, mit ärmlicher Vegetation beſtandene Streifen Landes. Von Bäumen kommt hier nur die verſchiedenblätterige Pappel (Populus diversifolia, Schrenk) unter dem lokalen Namen „Tugrok" vor, die eine Höhe von 40 bis 50 Fuß und eine Dicke von 2 bis 3 Fuß im Durchmeſſer erreicht. Dieſer Baum iſt verkrüppelt und krumm, ſeine Rinde geborſten und hängt nicht ſelten herab, dabei immer mit einer dichten Lage Staub bedeckt; an den Bruchſtellen kryſtalliſirt ſtatt des Baumſaftes ein Anflug von weißem Salze hervor. Von Sträuchern findet man am Tſchertſchen in Mengen die Tamariske, Myricaceen und eine Art Salzkraut; weniger ſind vertreten — Sanddorn (Hippophaës rhamnoides), Oleaſter (Elaeagnus hortensis), Kendyr oder Feldgurke (Vincetoxicum sibiricum), Dſhantak-Tamariske (Tamarix tatarica) und Süßholz (Glycyrrhiza echinata); Schilfrohr findet ſich in Menge an den Ufern des Fluſſes, dagegen ſahen wir von ſonſtigen Gewächſen nur hin und wieder verſchiedene Kompoſiten, Traganth und wilden Spargel. Alle dieſe Sträucher und Gewächſe ſind mit einer dichten Staubſchicht bedeckt, ſo daß man ſie, ohne ſich zu beſchmutzen, nicht anrühren kann. Zudem iſt der Boden zwiſchen dem Geſtrüppe, wie auch in den Tugrok-Wäldern, kahler Löß lehm mit Sand, entweder mit einer ſalzhaltigen Kruſte bedeckt, oder ganz loſe wie Aſche. Unter den Bäumen liegen Mengen vom Sturm abgebrochener Zweige und Haufen trockener Blätter, welche, wenn vom ſtarken Winde in Bewegung geſetzt, klappern, als ob ſie von Stein wären. Mit einem Worte, die hieſige Vegetation bietet ein unerfreuliches Bild ſelbſt im Frühlinge — in der erſten Hälfte des April. Ungeachtet ſtarker Hitze war faſt kein Grün zu erblicken. Nur hin und wieder an feuchten Stellen ſproßte das Schilfrohr empor und blühte unmerklich der Tugrok und Sanddorn. An Stelle der Blumen und Schmetterlinge krochen Skorpione umher und bei ſtillem Wetter ſchwärmten ganze Wolken kleiner Fliegen und Mücken. Nicht beſſer war es in der Atmoſphäre. Hier erfüllte beſtändig ein dichter, von den häufigen Stürmen herangewehter Staub die Luft, verdunkelte den Horizont und ließ die näher liegenden Gegenſtände in gelblich-grauer Färbung erſcheinen. Zudem war der Himmel ſtets bewölkt und wenn die Sonne auch zuweilen hervorbrach, ſo erſchien ſie als matte, glanzloſe Scheibe, deren fahle Strahlen dennoch unerträglich ſengten.

Die Fauna am Tſchertſchen-Darja iſt ebenſo arm. Von größeren Thieren trafen wir die Antilope „Chara-Sult", Hirſche und Wildſchweine in geringer Zahl an; außerdem kommen Wölfe, Füchſe, Haſen und kleine Nagethiere vor. Die Vogelwelt iſt am ſtärkſten durch die dem Saxaul-Geſtrüppe eigenthümlichen Holzhäher und Sperlinge, ferner durch folgende Arten: Specht, Grasmücke, Würger, Segler und Wiedehopf vertreten, nur ſelten fanden ſich Faſanen. Waſſervögel und Strandläufer waren im Flußbereiche wenig anzutreffen, weil es hier an Schilfſeen mangelt und überhaupt keine geeigneten Raſt-, Futter- und Brutplätze vorhanden ſind. Ungeachtet deſſen, daß wir uns mitten im Frühlinge befanden, hörte man höchſt ſelten das Zwitſchern irgend eines Vögelchens. Grabesruhe herrſchte nicht nur in der ſeitab liegenden Sandwüſte, ſondern oft auch am Flußufer ſelbſt.

Am 14. April erreichten wir die Oaſe Tſchertſchen, die in einer abſoluten Höhe von 3800 Fuß, ungefähr 60 Werſt vom Austritte des Tſchertſchen-Darja aus dem Gebirge an dieſem belegen, gleich den anderen Oaſen Central-Aſiens eine kleine grüne Inſel in der wilden Einöde bildet. Die ganze Oaſe enthält ungefähr 600 Höfe, die von gegen 3000 Seelen beiderlei Geſchlechts bewohnt werden. Dieſe Anſiedelung iſt erſt vor 90 Jahren durch Emigranten aus Chotan, Keria, Akſu und Kaſchgar gegründet worden. Die erſteren gehören dem Stamme der Matſchin, die letzteren dem der Ardbül an. Beide unterſcheiden ſich dem

[1]) Im Jahre 1876 ging der Tarim in der Nähe des Lob-Nor am 4. Februar auf.

äußeren Typus nach ziemlich ſcharf von einander. Die Matſchin, die alten Ureinwohner des öſtlichen Turkeſtan, bewohnen jetzt den ſüdöſtlichen Theil deſſelben von Tſchertſchen über Keria bis Chotan und die benachbarten Berge; eine kleine Zahl lebt auch in Jarkend. Die Ardbül wohnen nach Mittheilungen der Eingeborenen von Akſu bis Kaſchgar inkluſive. Oeſtlich von Akſu dagegen, in den Städten Boy, Kutſcha und theilweiſe in Kurla lebt, nach denſelben Quellen, der Stamm der Churaſſan, der den Traditionen zufolge noch zu Zeiten Alexander's von Macedonien aus Afghaniſtan eingewandert iſt. Dieſen Völkerſchaften des öſtlichen Turkeſtan haben ſich andere Stämme zugeſellt, die zum größten Theil als Eroberer, ſeltener als Kaufleute und Koloniſten auftraten. Dergleichen waren im Alterthum die Uiguren, Chineſen, Araber, die die Lehre Mohammed's mitbrachten, die Mongolen und in neuerer Zeit — wieder Chineſen, Andſhanen (Bewohner Khokands), Hindus, Afghanen u. A. Individuell konnten wir bisher nur die Matſchin beobachten und von ihnen wird weiter unten die Rede ſein. Hier will ich nur anführen, daß dieſer Volksſtamm in ſeinem Typus eine Kreuzung mit mongoliſchem Blute zeigt, während die Ardbül, beſonders die älteren Leute und Greiſe, den Juden ſehr ähnlich ſind, oder richtiger geſagt, eine Miſchung der türkiſchen und ſemitiſchen Raſſe vorſtellen.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Die Inſel Ceylon iſt bekanntlich in neuerer Zeit der Hauptproduktionsort für Chinarinden geworden. Man hat auch dort die zuerſt in Java angewandte Methode eingeführt, daß man Pfropfreiſer von beſonders gehaltreichen Bäumen auf andere ſchnellwüchſige Arten pfropft. Die Produktion iſt von 16000 Pfd. in 1874, wo der erſte Export ſtattfand, innerhalb des verfloſſenen Decenniums auf 11678000 Pfd. geſtiegen und würde im verfloſſenen Jahre noch erheblich größer geweſen ſein, wenn nicht der jähe Preisſturz in Folge der Ueberproduktion viele Pflanzer veranlaßt hätte, mit dem Schälen der Bäume einzuhalten. Neupflanzungen erſcheinen bereits kaum noch rentabel. — In zweiter Linie kommt Java mit ſeinen ausgedehnten Pflanzungen hochprocentiger Cinchona Ledgeriana, die aber durchſchnittlich noch jung ſind und den Weltmarkt noch nicht ſonderlich beeinfluſſen. Indien, Jamaika und Guatemala fallen noch weniger ins Gewicht, am wenigſten Bolivia, deſſen natürliche Cinchonawaldungen, weil zu abgelegen, bei den heutigen Preiſen nicht konkurriren können, während die ſeit Ende der ſiebziger Jahre angelegten Pflanzungen noch zu jung ſind, um ſchon einen Ertrag zu liefern.

— Ed. Naumann, Ueber den Bau und die Entſtehung der japaniſchen Inſeln. — Begleitworte zu den von der geologiſchen Aufnahme von Japan für den internationalen Geologen-Kongreß in Berlin bearbeiteten topographiſchen und geologiſchen Karten. (Berlin, Friedländer. 8°. 91 S.)

Mit unerhörter Schnelligkeit nähert ſich Japan der Höhe der Civiliſation. Noch vor kaum mehr als 30 Jahren war es ſelbſt für den einzelnen Forſcher abſolut unzugänglich; heute beſitzt es alle Errungenſchaften unſerer Kultur und ſeine Gelehrten beginnen, wenn auch meiſt noch von Europäern geleitet, tüchtig mitzuarbeiten am Werke der Wiſſenſchaft. Unter der Leitung unſeres Landsmannes Naumann haben die Arbeiten der geologiſchen Landesaufnahme bereits ſolche Fortſchritte gemacht, daß es möglich war, nicht nur eine geologiſche Karte des Inſelreiches zu entwerfen, ſondern auch die Grundzüge einer Geſchichte der Bildung des Landes aufzuſtellen, welche als Erläuterung zu jener Karte jetzt vorliegt. Sie zeigt Yeſſo nicht nur jetzt, ſondern auch ſchon in der Urzeit von Japan fauniſtiſch geſchieden, Japan ſelbſt durch eine tiefe grubenartige Senke, welche genau der größten Krümmung des Inſelbogens entſpricht und durch die Vulkane Fuji, Yatſugadake, Tateſhina und andere Vulkane eingenommen wird, in eine nördliche und eine ſüdliche Hälfte getheilt, welche ihre beſondere Entwickelung genommen haben und, wie die Erdbeben zeigen, auch heute noch geologiſch unabhängig von einander ſind. Wegen der zahlreichen intereſſanten Einzelheiten müſſen wir auf die Broſchüre ſelbſt verweiſen. Ko.

Afrika.

— Georg Ebers, Cicerone durch das alte und neue Aegypten. (Ein Hand- und Leſebuch für Freunde des Nillandes. Deutſche Verlagsanſtalt, 1885. 2 Bde.)

So viel Bücher auch über das Pharaonenland ſchon geſchrieben worden ſind, keines von ihnen verdient ſo ſehr die Gunſt des Publikums wie das vorliegende trotz ſeines etwas ſeltſamen Titels. Man mag über die Figuren von Ebers ägyptiſchem Romane ſtreiten, mag ſie moderne Deutſche in altägyptiſcher Maske nennen, über den Werth des vorliegenden Buches wird man wohl einig ſein. Vor dem gewöhnlichen Reiſeſchriftſteller hat der Verfaſſer den Vorzug, daß er ein Aegyptologe iſt, welcher den Stoff völlig beherrſcht und ſelbſt an der Erforſchung des Landes mit gearbeitet hat, vor ſeinen gelehrten Genoſſen den noch erheblicheren, daß er den für das größere Publikum nöthigen Ton unbeſchadet der Wiſſenſchaft ganz vorzüglich zu treffen verſteht. So führt er uns erſt in das antike, dann in das moderne Alexandria und durch das Delta in das Land Goſen, dann nach Memphis mit ſeinen Pyramiden und ſeiner unvergleichlichen Todtenſtadt, und dann wieder über den Nil herüber zur Perle des Orients, dem unvergleichlichen Kairo. Dort von Moſchee zu Moſchee wandernd erzählt er uns die Geſchichte der verſchiedenen Dynaſtien, die ſich hier durch ihre Bauten verewigten, von dem Eroberer Amr an bis zu den letzten Mamelucken und dem Beginn der Türkenherrſchaft, mit welcher die Blüthe der Stadt wie die Aegyptens hinwelkt. Der zweite Band entrollt uns die Neugeſtaltung des Landes unter Muhamed Ali, unter ſeinen Nachfolgern, unter denen im Gegenſatz zur landläufigen Anſicht der Chediw Ismail beſonders gelobt wird, und die Wiederentdeckung der Alterthümer, die Verdienſte von Champollion, Mariette und Maſpero, und das Muſeum von Bulâk. Aber nicht die alten Aegypter allein ziehen den Verfaſſer an, die Kapitel über die Univerſitätsmoſchee el Azhar und über das moderne Volksleben in Kairo gehören zu den beſten des ganzen Buches.

Von Kairo aus führt uns eine Dahabîje den Nil hinauf, vorüber an den Ruinenſtätten von Medun, an den Grüften von Beni-Haſan, an Abydos und Dendera nach dem hunderthorigen Theben und ſeinen Wunderbauten,

an welche sich die Geschichte des alten Aegypten anknüpft, und dann weiter den Strom hinauf bis zum Fuße der Katarakten und der reizenden Insel Philae. Ueber den Todten werden die Lebenden nicht vergessen, das Leben der Fellachen, die Kultur des Landes werden mit unverkennbarer Liebe geschildert, und wenn der Leser am Ende des Buches anlangt, wird er wirklich, wie ihm der Verfasser in der Vorrede verheißt, sich zu Hause fühlen in diesem merkwürdigsten aller Länder. Ko.

— Die Baluba-Leute, welche die Wißmann'sche Expedition aus ihren Wohnsitzen am Lulua nach dem Congo begleiteten, werden unter Führung von Dr. Wolff auf dem, unlängst in Leopoldville angekommenen und zusammengesetzten Dampfer „Stanley" in ihre Heimath zurückgebracht werden. Lieutenant Wißmann befindet sich bereits auf der Rückreise nach Europa in Madeira.

— Seinen zahlreichen Freunden und Bekannten hat Ed. Robert Flegel ein hübsches Andenken übermacht in einer kleinen Broschüre, betitelt „Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde und Reisegefährten u. s. w." (Mit einem Porträt Flegel's und seiner beiden Haussa-Freunde. Hamburg, L. Friederichsen u. Co. 1885.) Er giebt darin die wechselvolle Lebensgeschichte des ältesten seiner Begleiter, des Mai gasin baki, der es von kleinen Anfängen zu der hochangesehenen Stellung eines Karawanenleiters und Großkaufmanns gebracht hat, um dann in Folge des Erstarkens des englischen Handels auf dem Benuë wieder zu verarmen. Dann folgen allgemeine Angaben über die socialen Verhältnisse und den Charakter der Haussas und der Fuldes und schließlich Aufzeichnungen aus dem Tagebuche des jüngeren der beiden Begleiter. Die Haussas sind seßhafte Ackerbauer mit blühenden Städten, entwickelter Industrie und großem Handel; es sind Leute von untersetzter Gestalt, gedrungen, fleischig, von guter Muskulatur, dunkelfarben mit kurzem Wollhaar und von Negertypus; die Fuldes dagegen leben abgeschlossen als nomadisirende Hirten, ohne Handel und Industrie, tauschen ihre geringen Bedürfnisse gegen die Ueberschüsse der Erträge ihrer Heerden ein, indem sie in patriarchalischer Art unter einem Familienoberhaupte in größeren und kleineren Gruppen zusammenleben und sich bei zunehmender Vermehrung immer wieder trennen und absondern. Von Körper sind sie schlank und sehnig, hellfarben mit langem, weniger krausem Haare, von mehr kaukasischem Gesichtsausdrucke. Die Haussas sind im Allgemeinen klug und einsichtsvoll, tolerant in Glaubenssachen, muthig und männlich stolz, dem Lebensgenuß leicht ergeben und doch oft sehr mäßig, witzig, heiter, freigebig, gastfrei und herzlich gemüthvoll, aber auch streitsüchtig und leichtgläubig, zuweilen ebenso gedankenlos wie lügenhaft aufschneiderisch, selbstsüchtig, betrügerisch und eigenmächtig; Alter und Erfahrung wird hoch geachtet, dagegen ist das Familienleben oft locker. Die Fuldes sind dagegen verschlagen, schlau, weniger tolerant, voll Leidenschaft, oft hochmüthig und anmaßend, rachsüchtig und nachtragend, geizig, aber auch ernster und strenger, dankbar und treu zu ihrer Ueberzeugung haltend, oft selbst eine kleine ihnen erzeigte Wohlthat nicht vergessend, Ordnung und Gesetz achtend und aufrechthaltend, empfindsam, weich und friedliebend; das Familienleben erscheint sehr ausgebildet, und der Besitz wird auf die Kinder nach dem Rechte der Erstgeburt übertragen. Aber diese Gegensätze zwischen den einstigen Herren, den Haussas, und den seit Anfang dieses Jahrhunderts erst zur Macht gelangten Fuldes, haben sich heutigen Tages schon etwas verwischt. Flegel bezeichnet es heute fast als eine Unmöglichkeit, einen Haussa von reinem Blute herauszufinden unter dem Mischvolke mohammedanischen Glaubens, das sich Haussa nennt, und bei welchem sich Sprache und Sitte, und wohl auch viele Charaktereigenthümlichkeiten der Haussas fortgepflanzt haben. Es fließt ja fast das Blut aller Völker von den Gestaden des Indischen Oceans im Osten, des Mittelländischen Meeres im Norden und des Atlantischen im Westen und Südwesten, bis wenige Grade nördlich vom Aequator, also fast aller Völker bis nahe an das Congoufer im Süden, in ihren Adern. Aehnlich geht es mit den Herrschergeschlechtern der Fuldes und den Städtebewohnern — nur unter den nomadisirenden Fuldes giebt es noch manche Ausnahmen. — Die Gegensätze zwischen Haussa und Fulde bestehen wohl und sind auch für den Fremden leicht erkennbar; dennoch hat eine große Annäherung stattgefunden. — Den Schluß des hübschen Heftes machen einige Blätter aus Madugu dan Tambari's Tagebuche, die einen interessanten Einblick in das Geistesleben dieser Leute gewähren. Als Probe diene Folgendes: „Wir sahen das Haus des Besitzers der bedruckten Papiere (Berliner Tageblatt). Alles war mit Eisen geschrieben, das Eisen faltete auch das Papier, das Eisen warf das Papier, aber die das Papier aufhoben, waren Menschen. Es gab mehr als hundert Männer und Frauen in seinem Hause, welche arbeiteten. In einem Tage schreibt er auf diese Weise 2000 Bücher oder 10000! Es giebt Räume voll Papier, bedrucktes Papier, das ist sein Reichthum, sein Handel. Diese Arbeit hat in uns Staunen erweckt, es war kein Ende."

Inseln des Stillen Oceans.

— Nachdem bereits am 29. November 1878 von den Oberhäuptlingen von Jaluit der dortige vorzügliche Hafen als Kohlenstation an das Deutsche Reich abgetreten worden war, wurde daselbst am 15. Oktober 1885 die deutsche Flagge gehißt und ebenso auf sämmtlichen wichtigen Plätzen der Marshall-Inseln (ihren Namen tragen sie von dem englischen Kapitän, der mit Gilbert zusammen 1788 fast ganz Ratak, d. h. die östliche Hälfte des Archipels auffand). Es sind im Ganzen 33 Inseln, welche von etwa 10000 als freundlich, gefällig und sanft geschilderten Mikronesiern bewohnt werden. Seit 1879 besteht auf Jaluit, der wichtigsten Insel, ein deutsches Konsulat; deutsche Interessen sind dort, sowie auf sieben anderen Inseln, durch die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft und die Firma Robertson und Hernsheim vertreten. Außerdem arbeiten dort eine neuseeländische, eine amerikanische und eine hawaiische Firma. Die Mission ist in den Händen der Boston Mission Society. Die „Hamburger Börsenhalle" theilt folgende Statistik für 1883 mit; unter den damals eingelaufenen 67 Schiffen befanden sich 39 deutsche, 3 englische, 7 amerikanische, 1 französisches, 1 dänisches, 5 hawaiische und 11 unter der 1878 kreirten Jaluit-Flagge. Der Exportwerth der Produkte, welcher sich seitdem gesteigert haben soll, belief sich auf 800000 bis 1000000 Mark.

Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. I. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Mons oder Bergen in Belgien. (Mit zwei Abbildungen.) — Emil Jung: Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation. — N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 3. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 2.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Franzöſiſchen des Dr. Hyades.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die Mitglieder der Expedition mußten natürlich den größeren Theil ihrer Zeit der Beobachtung der verſchiedenen Inſtrumente widmen, doch blieb auch noch einige Muße übrig für die Unterſuchung des ja faſt noch jungfräulichen Landes und die auch aus Geſundheitsrückſichten unbedingt nöthige Jagd. Dieſe war im Anfange wenigſtens trotz des Mangels von Hunden nicht ſchwierig, denn das Wild war durchaus nicht ſcheu, und ſelten blieb eine Jagdexkurſion ohne Beute. Allerdings war das Wild nicht ſehr mannigfaltig und beſtand faſt ausſchließlich in Waſſervögeln, Gänſen, Enten, Kormoranen, Möven, die man bequemer aus dem Boote, als wie zu Lande erreichen konnte. Aber auf dem Hochplateau und in den 300 bis 400 m hohen Hügeln fanden ſich auch einige ſchmackhafte Landvögel, eine Gans (Bernicla magellanica Gmel.) und ein kleines Rebhuhn (Attagis malouina s. falklandica), und tiefer unten am Rande der Moore, leider nur zu ſelten, zwei Schnepfenarten (Gallinago nobilis und Paraguiae). Haarwild fand ſich kaum, die Jagd auf die ſpärlichen Pelzrobben hätte mehr Zeit erfordert, als den Forſchern zur Verfügung ſtand, und die einzelnen Füchſe, welche ſich in den Waldungen der Umgegend fanden, waren ohne Hunde unmöglich zu jagen; doch gelang es, einige für das Muſeum in Schlingen zu fangen und dadurch gleichzeitig den kleinen Hühnerhof von gefährlichen Feinden zu befreien.

Fiſche waren in der Orangebai nichts weniger als ſelten, aber im Winter ſchienen ſie gänzlich zu fehlen; im Sommer dagegen war das Angeln eine Lieblingsunterhaltung in den Mußeſtunden und man brauchte nur ein paar Schritte vom Ufer hinauszufahren, um ziemlich große und ſehr wohlſchmeckende Fiſche zu fangen. Die Matroſen lernten ſie auch bald mit den Händen zwiſchen den Algen greifen. Die gemeinſte Art war eine Notothenia. Reichere Ausbeute lieferte einige Wochen hindurch die Netzfiſcherei im tiefen Waſſer, Merluccius Gayi Rich. wurde in großen Quantitäten gefangen und theils friſch verbraucht, theils eingeſalzen. Die Beute wurde leider ſehr geſchmälert durch die Gefräßigkeit einer Lamprete, welche von ihren Mitgefangenen nur Kopf und Gräten übrig ließ. Auch einige große Krebſe (Paralomis granulosus Lucas und Lithodes antarcticus Jaq. et Lucas) fanden ſich mitunter im Netze, wurden aber nicht gegeſſen. Mit dem Winter verſchwanden die Fiſche gänzlich; ſie ſcheinen dann nördlich zu ziehen, denn im Beagle-Kanal findet man ſie das ganze Jahr hindurch. Im Süßwaſſer fand ſich nur ſelten eine kleine Art von Galaxias.

Viel Unterhaltung bot die Photographie. Man hatte zwei Apparate mitgenommen, einen Excurſionsapparat und einen größeren, welcher auf der Station aufgeſtellt wurde. Nach und nach wurden faſt ſämmtliche Eingeborene der Umgegend aufgenommen, und ſie machten nicht die geringſten Schwierigkeiten, ſelbſt die kleinen Kinder ließen ſich

Fig. 1. Mode of action of the Ram. Fig. 2. Mode of action of the Ram.

Fig. 3. Mode of action of the Ram. Fig. 4. Mode of action of the Ram.

Les deux amis.

...ed to the Mountain Meadows, and there, in the presence of the whole company, they were murdered in cold blood. Only seventeen children were spared, and these were carried away by the Mormons and distributed among their families. The massacre was carried out by a band of Mormons disguised as Indians, and the blame was laid upon the Indians. The Mormons were never brought to justice for this crime.

The Mountain Meadows, where the massacre took place, is a beautiful valley surrounded by high mountains. The meadows are covered with grass and wild flowers, and the scene is one of great peace and beauty. The massacre took place on the 11th of September, 1857. The emigrants were camped in the meadows when they were attacked by the Mormons and Indians. The attack lasted for five days, and at the end of that time all the men, women, and children, except seventeen children, were dead. The children were carried away by the Mormons and distributed among their families. The massacre was carried out by a band of Mormons disguised as Indians, and the blame was laid upon the Indians. The Mormons were never brought to justice for this crime.

Kelly's Cove, Mount Desert Island, Maine. By Fitz Hugh Lane. Oil on canvas, 12 x 18 inches. Museum of Fine Arts, Boston. Gift of Maxim Karolik.

Die Gartenlaube, Illustrirte Zeitschrift für Familien. Herausgegeben von Ernst Keil. Leipzig, Ernst Keil. Jährlich 52 Nummern. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 15 Ngr. Die Gartenlaube ist eine Zeitschrift, welche sich durch ihre Reichhaltigkeit, durch ihre Illustrationen und durch ihre Billigkeit in kurzer Zeit die Gunst des Publicums in hohem Grade erworben hat. Sie ist ein Familienblatt, das in jeder Familie gelesen werden kann, ohne Bedenken, daß irgend ein Artikel Anstoß erregen könnte. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal in die Hand nimmt, gefangen nimmt und ihn nicht wieder losläßt, bis er es ausgelesen hat. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal gelesen hat, zum Abonnenten macht, weil er es nicht mehr entbehren kann. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal gelesen hat, zum Freunde macht, weil es ihn belehrt und erfreut hat. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal gelesen hat, zum Lobredner macht, weil es ihn belehrt und erfreut hat. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal gelesen hat, zum Werber macht, weil es ihn belehrt und erfreut hat. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal gelesen hat, zum Verbreiter macht, weil es ihn belehrt und erfreut hat. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal gelesen hat, zum Vertheidiger macht, weil es ihn belehrt und erfreut hat. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal gelesen hat, zum Beschützer macht, weil es ihn belehrt und erfreut hat. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal gelesen hat, zum Verehrer macht, weil es ihn belehrt und erfreut hat. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal gelesen hat, zum Anbeter macht, weil es ihn belehrt und erfreut hat. Sie ist ein Blatt, das Jeden, der es einmal gelesen hat, zum Vergötterer

pleted, and the pier was opened to the public. The total cost of the pier, including the bulkhead, was $1,200,000. The pier is 1,000 feet long and 300 feet wide, and is built entirely of concrete. It has a capacity for 10,000 persons. The pier is provided with a large number of benches, and is lighted by electricity. It is also provided with a number of drinking fountains and public conveniences. The pier is under the control of the Department of Docks and Ferries.

Recreation Pier.

The pier is a popular resort for the people of the city, and is especially crowded on Sundays and holidays. It is also a favorite place for fishing, and many persons may be seen there with rods and lines. The pier is also used for the landing of excursion steamers, and for the embarkation of passengers for the various summer resorts on the coast.

Le château de Tournehem, qui appartient aujourd'hui à M. le comte de Nieuport, est situé à 12 kilomètres de Calais, sur la route de Saint-Omer. Il a été bâti par Charles de Tournehem, qui fut chambellan de Philippe le Bon, duc de Bourgogne, et qui mourut en 1466. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Charles-Quint, et qui mourut en 1552. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Philippe II, roi d'Espagne, et qui mourut en 1598. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Louis XIII, roi de France, et qui mourut en 1643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Louis XIV, roi de France, et qui mourut en 1693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Louis XV, roi de France, et qui mourut en 1743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Louis XVI, roi de France, et qui mourut en 1793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Louis XVIII, roi de France, et qui mourut en 1843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Charles X, roi de France, et qui mourut en 1893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Louis-Philippe, roi de France, et qui mourut en 1943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon III, empereur des Français, et qui mourut en 1993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon IV, empereur des Français, et qui mourut en 2043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon V, empereur des Français, et qui mourut en 2093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon VI, empereur des Français, et qui mourut en 2143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon VII, empereur des Français, et qui mourut en 2193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon VIII, empereur des Français, et qui mourut en 2243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon IX, empereur des Français, et qui mourut en 2293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon X, empereur des Français, et qui mourut en 2343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XI, empereur des Français, et qui mourut en 2393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XII, empereur des Français, et qui mourut en 2443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XIII, empereur des Français, et qui mourut en 2493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XIV, empereur des Français, et qui mourut en 2543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XV, empereur des Français, et qui mourut en 2593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XVI, empereur des Français, et qui mourut en 2643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XVII, empereur des Français, et qui mourut en 2693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XVIII, empereur des Français, et qui mourut en 2743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XIX, empereur des Français, et qui mourut en 2793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XX, empereur des Français, et qui mourut en 2843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXI, empereur des Français, et qui mourut en 2893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXII, empereur des Français, et qui mourut en 2943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXIII, empereur des Français, et qui mourut en 2993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXIV, empereur des Français, et qui mourut en 3043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXV, empereur des Français, et qui mourut en 3093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXVI, empereur des Français, et qui mourut en 3143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXVII, empereur des Français, et qui mourut en 3193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 3243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXIX, empereur des Français, et qui mourut en 3293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXX, empereur des Français, et qui mourut en 3343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXXI, empereur des Français, et qui mourut en 3393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXXII, empereur des Français, et qui mourut en 3443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXXIII, empereur des Français, et qui mourut en 3493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXXIV, empereur des Français, et qui mourut en 3543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXXV, empereur des Français, et qui mourut en 3593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXXVI, empereur des Français, et qui mourut en 3643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXXVII, empereur des Français, et qui mourut en 3693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 3743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XXXIX, empereur des Français, et qui mourut en 3793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XL, empereur des Français, et qui mourut en 3843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XLI, empereur des Français, et qui mourut en 3893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XLII, empereur des Français, et qui mourut en 3943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XLIII, empereur des Français, et qui mourut en 3993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XLIV, empereur des Français, et qui mourut en 4043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XLV, empereur des Français, et qui mourut en 4093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XLVI, empereur des Français, et qui mourut en 4143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XLVII, empereur des Français, et qui mourut en 4193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XLVIII, empereur des Français, et qui mourut en 4243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XLIX, empereur des Français, et qui mourut en 4293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon L, empereur des Français, et qui mourut en 4343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LI, empereur des Français, et qui mourut en 4393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LII, empereur des Français, et qui mourut en 4443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LIII, empereur des Français, et qui mourut en 4493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LIV, empereur des Français, et qui mourut en 4543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LV, empereur des Français, et qui mourut en 4593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LVI, empereur des Français, et qui mourut en 4643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LVII, empereur des Français, et qui mourut en 4693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LVIII, empereur des Français, et qui mourut en 4743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LIX, empereur des Français, et qui mourut en 4793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LX, empereur des Français, et qui mourut en 4843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXI, empereur des Français, et qui mourut en 4893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXII, empereur des Français, et qui mourut en 4943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXIII, empereur des Français, et qui mourut en 4993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXIV, empereur des Français, et qui mourut en 5043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXV, empereur des Français, et qui mourut en 5093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXVI, empereur des Français, et qui mourut en 5143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXVII, empereur des Français, et qui mourut en 5193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 5243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXIX, empereur des Français, et qui mourut en 5293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXX, empereur des Français, et qui mourut en 5343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXI, empereur des Français, et qui mourut en 5393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXII, empereur des Français, et qui mourut en 5443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXIII, empereur des Français, et qui mourut en 5493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXIV, empereur des Français, et qui mourut en 5543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXV, empereur des Français, et qui mourut en 5593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXVI, empereur des Français, et qui mourut en 5643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXVII, empereur des Français, et qui mourut en 5693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 5743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXIX, empereur des Français, et qui mourut en 5793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXX, empereur des Français, et qui mourut en 5843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXXI, empereur des Français, et qui mourut en 5893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXXII, empereur des Français, et qui mourut en 5943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXXIII, empereur des Français, et qui mourut en 5993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXXIV, empereur des Français, et qui mourut en 6043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXXV, empereur des Français, et qui mourut en 6093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXXVI, empereur des Français, et qui mourut en 6143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXXVII, empereur des Français, et qui mourut en 6193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 6243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon LXXXIX, empereur des Français, et qui mourut en 6293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XC, empereur des Français, et qui mourut en 6343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XCI, empereur des Français, et qui mourut en 6393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XCII, empereur des Français, et qui mourut en 6443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XCIII, empereur des Français, et qui mourut en 6493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XCIV, empereur des Français, et qui mourut en 6543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XCV, empereur des Français, et qui mourut en 6593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XCVI, empereur des Français, et qui mourut en 6643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XCVII, empereur des Français, et qui mourut en 6693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XCVIII, empereur des Français, et qui mourut en 6743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon XCIX, empereur des Français, et qui mourut en 6793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon C, empereur des Français, et qui mourut en 6843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CI, empereur des Français, et qui mourut en 6893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CII, empereur des Français, et qui mourut en 6943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CIII, empereur des Français, et qui mourut en 6993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CIV, empereur des Français, et qui mourut en 7043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CV, empereur des Français, et qui mourut en 7093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CVI, empereur des Français, et qui mourut en 7143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CVII, empereur des Français, et qui mourut en 7193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CVIII, empereur des Français, et qui mourut en 7243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CIX, empereur des Français, et qui mourut en 7293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CX, empereur des Français, et qui mourut en 7343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXI, empereur des Français, et qui mourut en 7393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXII, empereur des Français, et qui mourut en 7443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXIII, empereur des Français, et qui mourut en 7493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXIV, empereur des Français, et qui mourut en 7543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXV, empereur des Français, et qui mourut en 7593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXVI, empereur des Français, et qui mourut en 7643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXVII, empereur des Français, et qui mourut en 7693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 7743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXIX, empereur des Français, et qui mourut en 7793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXX, empereur des Français, et qui mourut en 7843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXI, empereur des Français, et qui mourut en 7893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXII, empereur des Français, et qui mourut en 7943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXIII, empereur des Français, et qui mourut en 7993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXIV, empereur des Français, et qui mourut en 8043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXV, empereur des Français, et qui mourut en 8093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXVI, empereur des Français, et qui mourut en 8143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXVII, empereur des Français, et qui mourut en 8193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 8243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXIX, empereur des Français, et qui mourut en 8293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXX, empereur des Français, et qui mourut en 8343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXXI, empereur des Français, et qui mourut en 8393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXXII, empereur des Français, et qui mourut en 8443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXXIII, empereur des Français, et qui mourut en 8493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXXIV, empereur des Français, et qui mourut en 8543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXXV, empereur des Français, et qui mourut en 8593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXXVI, empereur des Français, et qui mourut en 8643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXXVII, empereur des Français, et qui mourut en 8693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 8743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXXXIX, empereur des Français, et qui mourut en 8793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXL, empereur des Français, et qui mourut en 8843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXLI, empereur des Français, et qui mourut en 8893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXLII, empereur des Français, et qui mourut en 8943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXLIII, empereur des Français, et qui mourut en 8993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXLIV, empereur des Français, et qui mourut en 9043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXLV, empereur des Français, et qui mourut en 9093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXLVI, empereur des Français, et qui mourut en 9143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXLVII, empereur des Français, et qui mourut en 9193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXLVIII, empereur des Français, et qui mourut en 9243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXLIX, empereur des Français, et qui mourut en 9293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CL, empereur des Français, et qui mourut en 9343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLI, empereur des Français, et qui mourut en 9393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLII, empereur des Français, et qui mourut en 9443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLIII, empereur des Français, et qui mourut en 9493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLIV, empereur des Français, et qui mourut en 9543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLV, empereur des Français, et qui mourut en 9593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLVI, empereur des Français, et qui mourut en 9643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLVII, empereur des Français, et qui mourut en 9693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLVIII, empereur des Français, et qui mourut en 9743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLIX, empereur des Français, et qui mourut en 9793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLX, empereur des Français, et qui mourut en 9843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXI, empereur des Français, et qui mourut en 9893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXII, empereur des Français, et qui mourut en 9943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXIII, empereur des Français, et qui mourut en 9993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXIV, empereur des Français, et qui mourut en 10043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXV, empereur des Français, et qui mourut en 10093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXVI, empereur des Français, et qui mourut en 10143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXVII, empereur des Français, et qui mourut en 10193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 10243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXIX, empereur des Français, et qui mourut en 10293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXX, empereur des Français, et qui mourut en 10343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXI, empereur des Français, et qui mourut en 10393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXII, empereur des Français, et qui mourut en 10443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXIII, empereur des Français, et qui mourut en 10493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXIV, empereur des Français, et qui mourut en 10543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXV, empereur des Français, et qui mourut en 10593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXVI, empereur des Français, et qui mourut en 10643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXVII, empereur des Français, et qui mourut en 10693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 10743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXIX, empereur des Français, et qui mourut en 10793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXX, empereur des Français, et qui mourut en 10843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXXI, empereur des Français, et qui mourut en 10893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXXII, empereur des Français, et qui mourut en 10943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXXIII, empereur des Français, et qui mourut en 10993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXXIV, empereur des Français, et qui mourut en 11043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXXV, empereur des Français, et qui mourut en 11093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXXVI, empereur des Français, et qui mourut en 11143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXXVII, empereur des Français, et qui mourut en 11193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 11243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CLXXXIX, empereur des Français, et qui mourut en 11293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXC, empereur des Français, et qui mourut en 11343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXCI, empereur des Français, et qui mourut en 11393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXCII, empereur des Français, et qui mourut en 11443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXCIII, empereur des Français, et qui mourut en 11493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXCIV, empereur des Français, et qui mourut en 11543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXCV, empereur des Français, et qui mourut en 11593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXCVI, empereur des Français, et qui mourut en 11643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXCVII, empereur des Français, et qui mourut en 11693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXCVIII, empereur des Français, et qui mourut en 11743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CXCIX, empereur des Français, et qui mourut en 11793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CC, empereur des Français, et qui mourut en 11843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCI, empereur des Français, et qui mourut en 11893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCII, empereur des Français, et qui mourut en 11943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCIII, empereur des Français, et qui mourut en 11993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCIV, empereur des Français, et qui mourut en 12043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCV, empereur des Français, et qui mourut en 12093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCVI, empereur des Français, et qui mourut en 12143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCVII, empereur des Français, et qui mourut en 12193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCVIII, empereur des Français, et qui mourut en 12243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCIX, empereur des Français, et qui mourut en 12293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCX, empereur des Français, et qui mourut en 12343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXI, empereur des Français, et qui mourut en 12393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXII, empereur des Français, et qui mourut en 12443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXIII, empereur des Français, et qui mourut en 12493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXIV, empereur des Français, et qui mourut en 12543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXV, empereur des Français, et qui mourut en 12593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXVI, empereur des Français, et qui mourut en 12643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXVII, empereur des Français, et qui mourut en 12693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 12743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXIX, empereur des Français, et qui mourut en 12793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXX, empereur des Français, et qui mourut en 12843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXI, empereur des Français, et qui mourut en 12893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXII, empereur des Français, et qui mourut en 12943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXIII, empereur des Français, et qui mourut en 12993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXIV, empereur des Français, et qui mourut en 13043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXV, empereur des Français, et qui mourut en 13093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXVI, empereur des Français, et qui mourut en 13143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXVII, empereur des Français, et qui mourut en 13193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 13243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXIX, empereur des Français, et qui mourut en 13293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXX, empereur des Français, et qui mourut en 13343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXXI, empereur des Français, et qui mourut en 13393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXXII, empereur des Français, et qui mourut en 13443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXXIII, empereur des Français, et qui mourut en 13493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXXIV, empereur des Français, et qui mourut en 13543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXXV, empereur des Français, et qui mourut en 13593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXXVI, empereur des Français, et qui mourut en 13643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXXVII, empereur des Français, et qui mourut en 13693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 13743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXXXIX, empereur des Français, et qui mourut en 13793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXL, empereur des Français, et qui mourut en 13843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXLI, empereur des Français, et qui mourut en 13893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXLII, empereur des Français, et qui mourut en 13943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXLIII, empereur des Français, et qui mourut en 13993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXLIV, empereur des Français, et qui mourut en 14043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXLV, empereur des Français, et qui mourut en 14093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXLVI, empereur des Français, et qui mourut en 14143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXLVII, empereur des Français, et qui mourut en 14193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXLVIII, empereur des Français, et qui mourut en 14243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCXLIX, empereur des Français, et qui mourut en 14293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCL, empereur des Français, et qui mourut en 14343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLI, empereur des Français, et qui mourut en 14393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLII, empereur des Français, et qui mourut en 14443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLIII, empereur des Français, et qui mourut en 14493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLIV, empereur des Français, et qui mourut en 14543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLV, empereur des Français, et qui mourut en 14593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLVI, empereur des Français, et qui mourut en 14643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLVII, empereur des Français, et qui mourut en 14693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLVIII, empereur des Français, et qui mourut en 14743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLIX, empereur des Français, et qui mourut en 14793. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLX, empereur des Français, et qui mourut en 14843. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXI, empereur des Français, et qui mourut en 14893. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXII, empereur des Français, et qui mourut en 14943. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXIII, empereur des Français, et qui mourut en 14993. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXIV, empereur des Français, et qui mourut en 15043. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXV, empereur des Français, et qui mourut en 15093. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXVI, empereur des Français, et qui mourut en 15143. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXVII, empereur des Français, et qui mourut en 15193. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 15243. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXIX, empereur des Français, et qui mourut en 15293. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXX, empereur des Français, et qui mourut en 15343. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXXI, empereur des Français, et qui mourut en 15393. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXXII, empereur des Français, et qui mourut en 15443. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXXIII, empereur des Français, et qui mourut en 15493. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXXIV, empereur des Français, et qui mourut en 15543. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXXV, empereur des Français, et qui mourut en 15593. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXXVI, empereur des Français, et qui mourut en 15643. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXXVII, empereur des Français, et qui mourut en 15693. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXXVIII, empereur des Français, et qui mourut en 15743. Il a été restauré par Jean de Tournehem, qui fut chambellan de Napoléon CCLXXIX, empereur des Français, et qui mourut en 15793. Il a été restauré par Jean

vermag. Kirchen wie Privathäuſer tragen das ihrige dazu bei, einen Schein von Blüthe und Wohlſtand zu erwecken, der längſt dahin iſt. Aber nur einmal im Jahre, am letzten Sonntage des Juli, erwacht die Stadt aus ihrem Schlafe, wenn die Proceſſion, welche das Leiden Chriſti zur Darſtellung bringt, durch ihre Straßen zieht und römiſche Soldaten in Panzern und bunten Mänteln, Phariſäer in langen, ſchleppenden Gewändern, Apoſtel mit langen Haaren und in Fellkleidung, Chriſtus ſelbſt mit dem Kreuze auf der Schulter, aus dem Thore von St. Walburg heraustreten. Da erſcheinen zuerſt die Propheten, dann greuliche Masken, Peſt, Krieg und Hungersnoth darſtellend, dann der Stall in Bethlehem mit Joſeph, Maria und dem Kinde, die vier Schäfer und drei Könige, Simeon, der Jeſus in den Tempel trägt, die Flucht nach Aegypten und ſo fort bis zur Auferſtehung — und alles in ſolcher Treue und Wirklichkeit, daß ſelbſt das verhärtetſte Gemüth ergriffen wird, das Grobe des Schauſpiels vergißt und den Schreckniſſen eines wirklichen Dramas beizuwohnen glaubt. Den Beſchluß macht die Geiſtlichkeit in all ihrem Glanze mit dem heiligen Sakramente, und ſo zieht die Proceſſion zwiſchen zwei gedrängten Reihen knieenden Volkes durch die ganze Stadt, indem jeder Theilnehmer im Charakter ſeiner Rolle ſpricht und ſich mit ſeinen Gefährten unterhält, die Apoſtel unter einander, Herodes mit ſeiner Umgebung, Chriſtus mit den Jüngern, und verſchwindet zuletzt nach zahlloſen Stationen in den Hallen der Kirche.

N. M. Prſhewalski's fünfter Brief aus Central-Aſien.

II.

Eine Stadt, d. h. eine mit einer Mauer umgebene Ortſchaft giebt's in der Tſchertſchen-Oaſe nicht. Es giebt nur einzelſtehende Hütten, umgeben von Feldern und Gärten. In den letzteren gedeihen Aepfel, Pfirſiche, Aprikoſen, der Maulbeerbaum, Pflaumen, Birnen und der Weinſtock. Die Felder werden mit Weizen, Gerſte, Reis, Mais, Bohnen, Tabak, Arbuſen, Melonen, Möhren und zum kleinen Theil mit Baumwolle beſtellt. Das Geſammtareal des kultivirten Bodens iſt ſehr klein, — ich glaube nicht mehr als 1000 bis 1500 Deſſjatinen nach unſerem Maße. Hier, wie überall in Central-Aſien, ſowie auch in ganz China, kann man die Felder, ihres Miniaturumfanges und der ſorgfältigen Bearbeitung wegen, weit eher Gemüſegärten nennen, wozu allerdings der Ueberfluß an Arbeitskräften beiträgt. Bei der Anhäufung der Bevölkerung an einem Platze aber und dem Mangel an fließendem Waſſer, deſſen man unbedingt zur Fruchtbarmachung des hieſigen Bodens bedarf, baut jede Familie nur eben ſo viel, als ſie zu ihrer eigenen Ernährung bedarf. Im beſten Falle iſt der Ueberfluß nicht groß; viel öfter dagegen tritt Mangel ein.

Dicht bei der jetzt bewohnten Tſchertſchen-Oaſe bemerkt man Spuren zweier alter Städte, von denen die älteſte, nach den Erzählungen der Eingeborenen, vor ungefähr 3000 Jahren durch den Recken Ruſtem-Dageſtan zerſtört worden iſt; die zweite neuere Stadt dagegen haben die Mongolen zu Ende des 10. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung vernichtet. Jetzt breitet ſich an Stelle der beiden Städte die unfruchtbare, theilweiſe mit Löß- und Flugſandhaufen bedeckte Wüſte aus; hin und wieder ragen Ueberreſte von Hütten und Mauern hervor, liegen Scherben von Lehmgeſchirr und an einzelnen Stellen auch menſchliche Knochen umher. Die Eingeborenen finden Kupfer- und Goldmünzen, Silberbarren, goldene Verzierung der Kleidung, Edelſteine (Brillanten und Türkiſen), Glasperlen, Schmiedeſchlacken, Kupfergeſchirre und was merkwürdig iſt, in der älteren Stadt — Glasſcherben; außerdem gewährt ihnen die neuere Stadt gebrannte Ziegel zu ihrem Gebrauche im Ueberfluß. Bei Ausgrabungen [1]) ſodann findet man auch einzelne hölzerne Särge, in denſelben haben ſich die Leichen (unbalſamirt), dank der außerordentlichen Trockenheit des Bodens und der Luft, zuweilen] ſehr gut erhalten. Die männlichen Leichen zeigen einen ſehr großen Wuchs und haben lange Haare; bei den weiblichen iſt das Haar in ein oder zwei Zöpfe geflochten. Einſt fand man ein Grabmal mit 12 männlichen Leichen in ſitzender Stellung. Ein anderes Mal wurde in einem Sarge die Leiche eines jungen Mädchens gefunden; bei derſelben waren die Augen mit runden Goldplatten bedeckt und der Kopf vom Kinn zum Scheitel mit einem Goldreifen umwunden; der Körper war mit einem langen, aber engen wollenen (gänzlich vermoderten) Gewande bekleidet, das auf der Bruſt mit einigen goldenen Sternchen verziert war; die Füße waren nackt. Nicht nur die Leichen, ſondern ſogar das Holz der Särge hatte ſich, wie man uns erzählte, ſo gut erhalten, daß die Einwohner von Tſchertſchen daſſelbe zu kleinen Arbeiten gebrauchten. Zuſammen mit den menſchlichen Ueberreſten findet man auch Knochen von Pferden und Schafen.

Die Tſchertſchener verſicherten uns, daß man am ganzen mittleren Laufe des Tſchertſchen-Darja in einer Entfernung von 5 bis 15 Werſt weſtlich von ſeinem jetzigen Bette Spuren alter Städte und Anſiedelungen finde. Endlich hörten wir ebenfalls in Tſchertſchen und früher am Lob-Nor, wie auch in der Oaſe Keria wiederholt von der Tradition, daß auf dem Flächenraume zwiſchen Chotan, Akſu und dem Lob-Nor einſt 23 blühende Städte exiſtirt hätten, die jetzt mit dem Sande der Wüſte bedeckt ſind.

Am Tſchertſchen, wie am Lob-Nor und ebenſo auf unſerem weiteren Wege begegnete uns die Bevölkerung außerordentlich freundlich. Andererſeits bemühten ſich die Chineſen auf alle mögliche Weiſe, im Geheimen unſere Reiſe zu hemmen. Sie verboten den Eingeborenen, uns Nahrungsmittel [1]) zu verkaufen und mit Führern zu verſehen; verſicherten ihnen, daß wir Räuber ſeien, mit den ſchlechteſten Hintergedanken unſere Reiſe unternehmen u. dgl.; mit einem Worte, bemühten ſich auf alle Art und Weiſe uns zu verleumden. Aber, ungeachtet alles deſſen

[1]) Die Einwohner Tſchertſchens machen ihre Nachgrabungen in dem Boden der alten Städte, oder ſie halten ihre Nachforſchungen nach ſtarken Stürmen, die den Boden bis zu bedeutender Tiefe aufwühlen.

[1]) So hatte in der Oaſe Keria der Gouverneur (Amban) eine Bekanntmachung erlaſſen, daß man uns um keinen Preis etwas verkaufen dürfe. Unſere Antwort hierauf war, daß wir das uns Nothwendige mit Gewalt nehmen würden.

bewieſen uns die Eingeborenen ihre ganze Zuneigung und bemühten ſich, uns nach Kräften zu dienen. Zu gleicher Zeit klagten ſie bitter über ihr armſeliges Leben und verſicherten uns, daß ſie insgeſammt bereit ſeien, ſich gegen ihre Unterdrücker, die Chineſen, zu erheben. Hiermit nicht genug, zu wiederholten Malen baten uns die Aelteſten der Oaſenbewohner, ſowie auch die der Gebirgsſtämme um den Befehl, die Chineſen ſofort zu vernichten. „Wir wünſchen nichts weiter, als uns unter der Herrſchaft Rußlands zu befinden", ſagte man uns überall. „Wir wiſſen, welche Gerechtigkeit im ruſſiſchen Turkeſtan herrſcht. Bei uns aber kann jeder chineſiſche Beamte, ja jeder Soldat ungeſtraft ſchlagen, wen ihm beliebt, ihn ſeines Eigenthums, ſeiner Frau, ſeiner Kinder berauben. . . Man erhebt von uns unerſchwingliche Abgaben. Wir ſind nicht im Stande, ſolch eine Schmach länger zu ertragen. . . Wir können uns jeden Augenblick erheben; wir haben uns mit Waffen verſorgt, die verborgen ſind. Nur ein Uebel giebt's — wir haben kein Oberhaupt, keinen Anführer. Gebt uns, wenn auch nur einen einfachen Koſaken, mag er unſer Kommandeur ſein."

Solche Reden bekamen wir ſehr oft zu hören.

Von Tſchertſchen nach Keria führen zwei Wege: der eine längs der Sandwüſte, der andere am Fuße der Ausläufer des Tibetaniſchen Höhenzuges. Wir wählten den letzteren, obgleich uns hier größere Schwierigkeiten erwarteten. Unſer Lohn beſtand darin, daß wir, dieſen Weg wählend, völlig unbekannte Gebirgsgegenden durchforſchen konnten und unſere Kameele außerdem von der unerträglichen Hitze und den läſtigen Inſekten befreiten. Die zwei erſten Tagereiſen waren die ſchwerſten, da wir in einer Tour 87 Werſt zurückzulegen hatten, ohne Waſſer anzutreffen — von Tſchertſchen an bis zum Fuße des Tibetaniſchen Höhenzuges.

Der äußerſte Gebirgskamm hat, wie bereits erwähnt, in dieſem Theile keinen beſonderen Namen und ich nannte ihn daher den „Ruſſiſchen Gebirgskamm", ebenſo wie ich einſt auf der entgegengeſetzten Seite Tibets mit demſelben Namen einen See benannte, welchem der Gelbe Fluß entfließt.

Der neu entdeckte „Ruſſiſche" Gebirgskamm bildet eine unmittelbare Verlängerung des Tokus-Doban, welcher ſeinerſeits an den „Moskauer" Gebirgskamm ſtößt, welcher in Verbindung mit den Gebirgszügen Columbus, Marco Paolo, Burchan-Buddha u. a. den zweiten, inneren Schutzwall des Tibetaniſchen Hochplateaus bildet, nach der Seite des Zaidam-Thalkeſſels.

Der „Ruſſiſche" Gebirgskamm zieht ſich in der Richtung von Nord-Oſt nach Süd-Weſt hin, zwiſchen den Flüſſen Tſchertſchen und Keria, in einer Ausdehnung von 400 Werſt. Auf der ganzen Strecke der Thalmulde des Tarim erhebt er ſich in einer hohen ſteil anſteigenden Wand, die vielfach bis über die Region des ewigen Schnees anſteigt. Die größte Höhe erreicht der beſchriebene Gebirgszug in ſeinem ſüdweſtlichen Ende. Hier ziehen ſich mit ewigem Schnee bedeckte Bergſpitzen und Eisfelder in ununterbrochener Kette hin, über welcher, in der Nähe des Keria-Fluſſes, eine pyramidal geformte koloſſale Bergkuppe ſichtbar wird, die nach oberflächlicher Schätzung 22000 bis 23000 Fuß abſoluter Höhe erreichen dürfte. Sie wurde „Berg des Zar-Befreiers" benannt.

Von den Schneegipfeln des erwähnten Gebirges ſtürzen Bäche hernieder, die ſich in den Boden der Berglehne tiefe trancheenartige Rinnſale gewühlt haben und unten angelangt, in dem Triebſande der Wüſte verſchwinden. Das Gebirge bietet in dem Gürtel von 10000 bis 12000 Fuß abſoluter Höhe erträgliche Weideplätze, auf welchen die Heerden der dort lebenden Matſchin graſen.

Der Ruſſiſche Gebirgszug iſt ferner reich an Gold und dem Minerale „Ju-ſchi" (Nephrit), das in China ſehr geſchätzt wird. Aus dieſem Geſteine werden dort die verſchiedenartigſten Gebrauchsgegenſtände gefertigt: Tabaksdoſen, Schüſſelchen, Käſtchen, Mundſtücke und dergl. mehr. Nach dem Glauben der Bewohner Turkeſtans hat dieſes Geſtein auch beſondere Zauberkräfte, indem ein daraus gefertigtes Armband auf den Arm eines Todten geſtreift, den Leichnam vor Verweſung ſchützt. Reiche Leute laſſen ſich ſogar ganze Kiſſen für ihre Gräber aus „Ju-ſchi" herſtellen, weil ſie glauben, die Kraft des Steines müſſe dann noch ſtärker wirken.

Bequeme Päſſe über den Ruſſiſchen Höhenzug nach dem Tibet-Plateau giebt es nirgends, obwohl früher, wie es heißt, durch die Schlucht des Fluſſes Tolan Chadſhi, in der Nähe des Maſard (Grabmal) Untſchelik-Paſchim Wege geführt haben ſollen. Dieſes Grabmal der Schweſter des Imam Dſhafer-Sadik, eines der größten Heiligen in Oſt-Turkeſtan, liegt faſt in der Mitte der Längenausdehnung des Ruſſiſchen Gebirgszuges und wird von vielen Wallfahrern beſucht. Die Sage geht, Untſchelik-Paſchim habe ſich verfolgt von den Bewohnern Matſchins in die Berge geflüchtet und dort, wo ſich jetzt die Moſchee erhebt, mit dem Tuche einen Wink gegeben und da habe ſich einer der Berge aufgethan und die heilige Jungfrau aufgenommen. Als ſie eingetreten war, habe ſich der Berg wieder geſchloſſen, aber ſo unglücklich, daß die Haarflechte der geretteten Heiligen im Spalte feſtgeklemmt wurde; das Ende der Flechte wird den Gläubigen auch jetzt noch im Fels bei der heiligen Stätte gezeigt. Ferner entſpringt dem Berge an dieſer Stelle eine Quelle, welche kleine Kalkſteinchen von rother, gelber und weißer Farbe mit ſich führt. Die Strenggläubigen halten dieſe Steinchen ſehr hoch und nennen ſie verſteinerte Thränen der Jungfrau Untſchelik-Paſchim, welche immer noch in ihrem Berge weine über die Sündhaftigkeit der Menſchen.

Nachdem wir von Tſchertſchen 397 Werſt zurückgelegt hatten, kamen wir zur Oaſe Nija, welche am Fluſſe gleichen Namens, 50 Werſt von deſſen Austritt aus dem Gebirge, belegen iſt. Die abſolute Höhe der Ortſchaft beträgt 4200 Fuß. Die Zahl der bewohnten Hütten beträgt 1000 bis 1200; ſie liegen in Form vereinzelter Farmen zerſtreut. Einmal binnen zehn Tagen wird ein Markt abgehalten, zu welchem ſich Handeltreibende aus Keria einzufinden pflegen. Die Einwohner, vom Stamme Matſchin, ſind ſehr verderbt durch die Nähe der Goldfelder von Sortſchek, welche an demſelben Nij-Darja, bei deſſen Ausfluſſe aus dem Ruſſiſchen Gebirgszuge, liegen.

Einen erfreulicheren Lagerplatz fanden wir in dem kleinen Dorfe Jaſulgun, auf dem Wege nach Keria, wo wir einige Tage in Erwartung unſeres ſchon in Tſchertſchen erkrankten Dolmetſchers verbrachten. In Jaſulgun iſt ein vortrefflicher Teich eingerichtet, in welchem wir uns täglich mehrmals badeten, was uns in der großen Hitze, welche in jener Zeit (Ende Mai) bis auf + 37° C. im Schatten ſtieg, ſehr erquickte. Die Einwohner von Jaſulgun ſind ſehr gutherzig und zutraulich. Das Dorfleben präſentirte ſich uns hier in ſeiner ganzen Einfachheit: die Kinder liefen nackt umher, plätſcherten im Waſſer und ſpielten im Sande umher, balgten ſich auch wohl mitunter, kletterten wie die Affen behende an den Maulbeerbäumen empor, um die ſchon gereiften Beeren zu pflücken. Durch die Dorfſtraße ſchwirrten die Schwalben, Spatzengezwitſcher ließ ſich vernehmen, hier Taubengirren, dort lautes Gackern einer Henne, die ihre ziependen Küchlein zuſammenrief — mit einem Worte, man konnte ſich in ein Dorf der Heimath verſetzt

glauben; das Dorfleben hat eben hier im Allgemeinen dieſelbe Staffage wie bei uns zu Hauſe, und auch die ländliche Bevölkerung iſt viel beſſer geartet als die ſtädtiſche.

Nach zwei Tagemärſchen erreichten wir die Oaſe Keria, die größte, welche wir bis dahin zu Geſicht bekamen. Sie liegt 300 Fuß höher als die zwei Oaſen des Nij-Darja und iſt 870 Werſt vom Lob-Nor entfernt. Der Fluß Keria-Darja, an welchem die Oaſe belegen iſt, fließt vom tibetaniſchen Hochplateau herab und bei hohem Waſſerſtande fließt er noch etwa 200 Werſt weit in nördlicher Richtung fort, wo er ſich dann in der Sandwüſte verliert.

Keria ſelbſt zählt etwa 3000 Hütten; eine Stadt nach aſiatiſchen Begriffen, d. h. eine von Lehmwällen umgebene Ortſchaft, iſt jedoch nicht vorhanden; ebenſo ſieht man ſich auch nach eigentlichen Läden vergeblich um, von denen nur einige Kramläden exiſtiren. Zweimal wöchentlich wird der Bazar abgehalten. Außer einheimiſchen Produkten gelangen auch viele ruſſiſche Waaren, beſonders Zeuge und zwar zu mäßigen Preiſen auf den Markt, Kattune, Kumatſch, Tücher u. a., auch ruſſiſcher Zucker (56 Kop. pro Pfund), Zündhölzchen u. a. m. Unſer Geld, Scheine ſowohl als auch ſilberne Scheidemünze, wird hier gleichfalls angenommen. Die übliche Münze iſt hier, wie im ganzen Oſt-Turkeſtan, das ſilberne Geldſtück „Tenge", welches etwas größer als unſer Silberzehner iſt und dem Werthe von 30 „Pull" (eine Kupfermünze) entſpricht [1]).

Chineſiſche Silberbarren (Jamba) zu etwa $4^1/_2$ Pfund werden gegen 1200 Tenge oder etwas darüber oder darunter gewechſelt. Die Einwohner Kerias ſind ebenſo verdorben wie die von Nij. Sie arbeiten meiſt in den Goldbergwerken. Die Bodenkultur befriedigt nur das örtliche Bedürfniß. Gärten ſieht man verhältnißmäßig ſelten; Seidenzucht und Baumwollbau ſind unbedeutend. Gewerbthätigkeit wird faſt gänzlich vermißt und aus dem Lande wird nichts exportirt als Gold.

Früher hatte Keria keine eigene Verwaltung und hing in dieſer Beziehung ganz von Chotan ab. Neuerdings haben die Chineſen aus Keria einen beſonderen Bezirk gemacht, der von der Regierung in Kaſchgar abhängt. Dieſer Bezirk erſtreckt ſich im Weſten faſt bis Chotan, im Nordoſten bis zum Dorfe Tſcharchalyk, in der Nähe des Lob-Nor, umfaßt ferner das Gebiet des Bergſtammes Matſchin. Im ganzen Bezirke Keria leben, wie man uns ſagte, 10 000 bis 12 000 Familien.

Die Oaſen Nij und Keria bilden den Anfang einer langen Kette ähnlicher Oaſen, die ſich mit verſchiedenen Intervallen über Chotan und Jarkend bis nach Kaſchgar hin und dann um den ſüdlichen Abhang des Tiën-Schan herumzieht. Ausſehen und Charakter dieſer Oaſen ſind ſich im Allgemeinen überall gleich. Die Hauptbeſchäftigung der Bewohner bilden Acker- und Gartenbau. Ueberfluß an Arbeitshänden, das warme Klima, die außerordentliche Fruchtbarkeit des aus einer Löß̈ſchicht beſtehenden Bodens im Vereine mit ausreichender Bewäſſerung machten es möglich, daß der Ackerbau hier ſchon in den älteſten Zeiten einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen konnte. Der ewige Kampf mit der Noth hat die Menſchen dort in der Kunſt unterwieſen, zur Bewäſſerung des Bodens auf die vielfältigſte Art Kanäle (Aryk) anzulegen; dieſelben verzweigen ſich wie Arterien und Venen in einem thieriſchen Körper und befruchten jeden Fleck des bearbeiteten Bodens. In einer für das ungewöhnte Auge ganz erſtaunlichen Weiſe durchkreuzen und verzweigen ſich dieſe Aryks über die Oaſe: bald führen ſie neben einander her, jedoch in verſchiedener Höhe, bald fließt das Waſſer in hölzernen Rinnen, die über einander liegen, dahin, bald ſtrömt es in ebenſolchen Rinnen über die flachen Dächer und Hütten fort. Ueberall bringt hier das Waſſer Leben, es tränkt nicht bloß den Boden, ſondern befruchtet und erneuert ihn zugleich durch Löß-Schlamm, den es mit ſich führt. Die Hauptkanäle, von denen ſich die kleineren Nebenkanäle abzweigen, führen das Waſſer oft aus dem viele Werſt entfernten Fluſſe zur Stelle, da das Niveau des Fluſſes, wenn er die Oaſe durchſtrömt, viel niedriger liegt, als die von den Kanälen bewäſſerten Felder und Gärten.

Die Bearbeitung der Felder an und für ſich iſt ungemein ſorgfältig. Das Erdreich wird dermaßen zerkleinert und zertheilt, daß auch nicht ein Ballen mehr nachbleibt; das ganze Feld wird dabei in kleine Beete eingetheilt, welche beſäet werden, während die Furchen dazwiſchen mit Waſſer angefüllt werden. Der Wirth, welcher darin ganz genau Beſcheid weiß, beſtimmt immer ſelbſt, wann die Berieſelung vorzunehmen, wann der Zufluß zu den Furchen abzuſchließen iſt. Die Felder haben gewöhnlich nur geringe Ausdehnung und ſind terraſſenförmig über einander angelegt, um die Berieſelung zu vereinfachen. In Bezug auf die Nutznießung des Waſſers wird ſtrenge Reihenfolge beobachtet, worüber beſondere Gemeindeälteſte zu wachen haben. Reis wird auf den am niedrigſten gelegenen Feldern geſäet und dieſe ſtehen denn auch, wie die Getreideart es verlangt, faſt beſtändig unter Waſſer.

Zu jeder Hütte, zu jedem Gärtchen und Gemüſebeete, ja ſogar zu jedem größeren Baume, wenn er vereinzelt daſteht, kurz überall hin ſind Kanäle gezogen, die je nach Bedarf geöffnet oder geſchloſſen werden. Die Ränder des Aryk ſind gewöhnlich mit Pappeln, Weiden, Oleaſter und Maulbeerbäumen bepflanzt. Dieſe Bäume geben Schatten und dienen ferner als Brennmaterial. Man geht mit ihnen, wenn der Ausdruck gebraucht werden kann, auf das Zärtlichſte um. Dafür gedeihen die Bäume aber auch raſch und üppig. Nach Verlauf von 7 bis 8 Jahren giebt die Pappel einen zu Bauzwecken geeigneten Stamm und nach 30 bis 35 Jahren hat ſie zwei Klafter im Umfang bei einer Höhe von 100 Fuß. Zu Brennholz fällt man die Bäume (Weide und Pappel) etwa zwei Faden vom Boden. Der Stumpf wird mit Lehm verſchmiert, um das Austrocknen zu verhindern. Ein ſo gekappter Stamm treibt bald wieder friſche Schößlinge, die ſich raſch zu einer dichten hübſchen Krone entfalten, beſonders bei der Weide. Nur vertrocknete Bäume werden an der Wurzel gefällt.

In allen Oaſen werden die Felder beſtellt mit: Weizen, Gerſte, Mais, Reis, Hirſe, Erbſen, Klee, Waſſermelonen, Melonen, Tabak und Baumwolle; in den Gemüſegärten werden gezogen: Zwiebeln, Rettig, Radies, Möhren, Gurken, Kürbiß und Grünzeug für die Küche. In den Gärten wachſen Aprikoſen- und Pfirſichbäume, Weinreben, Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Maulbeerbäume, und gedeihen Granaten und Wallnüſſe; häufig befinden ſich in den Gärten kleine Teiche, welche Boſtan genannt werden, ebenſo ſind Theile der Gärten der Blumenzucht ſpeciell gewidmet und man ſieht in ihnen Roſen, Aſtern, Sammtblumen, Balſaminen und andere Blumen. — Im Allgemeinen ſind die Felder der Oaſen im Verhältniß zur Einwohnerzahl ſehr klein. Ich nehme an, daß auf jede Familie, auf die man durchſchnittlich fünf Perſonen rechnen kann, kaum volle zwei Deſſjatinen kommen dürften. Dieſem Mangel wird durch die hohen Ernteerträge des Getreides und andererſeits durch die Mäßigkeit der Eingeborenen in der Nahrung die Wage gehalten; außerdem erntet hier Jedermann nur für ſich

[1]) Weſtlich von Chotan wird daſſelbe Tenge-Silberſtück in 50 Pull umgewechſelt.

ſelbſt und zum Verkauf dürfte bei all' den vielen Familien kaum etwas übrig bleiben.

Die Gemüſegärten bei den Hütten ſind von ergötzlicher Kleinheit, übrigens iſt auch das Gemüſe, welches darin gedeiht, nicht weit her. Unvergleichlich größer und ergiebiger ſind die Fruchtgärten in denſelben Oaſen. Die Bäume werden äußerſt ſorgfältig behandelt, wachſen kräftig auf und geben vortreffliche Früchte. Schade bloß, daß die Früchte von den Eingeborenen ſchon vor der völligen Reife abgepflückt und die reifen Früchte auch unachtſam behandelt werden. Aprikoſen, Pfirſiche und Trauben werden getrocknet. In dieſer Form bilden die Früchte einen unerläßlichen Beſtandtheil jedes „Doſtar-Chan", d. h. jeder Bewirthung. Aepfel, Melonen und auch Trauben werden ebenſo für den ganzen Winter friſch erhalten. Ueberhaupt bildet im Sommer friſches Obſt, im Winter getrocknetes Obſt einen Hauptbeſtandtheil der Nahrung bei den Bewohnern jenes Landſtriches.

Ich ſetze nunmehr den Bericht über unſere Reiſe fort.

Die chineſiſchen Beamten, welche wir in Keria zuerſt trafen, empfingen uns mit zur Schau getragener Ehrfurcht, handelten aber nach dem alten Syſtem, vor unſeren Augen zu ſchmeicheln und hinterrücks im Stillen uns zu ſchaden. So befahl beiſpielsweiſe der Amban, als er in Erfahrung brachte, daß wir nach Tibet vordringen wollten, in den Päſſen zwei Brücken zu zerſtören und die Wege durch Steine zu verbarrikadiren. Gleichzeitig wurde dieſer Amban durch unſere Ankunft dermaßen in Angſt verſetzt, indem er im Zuſammenhange damit einen Aufſtand der örtlichen Bevölkerung befürchtete, daß er den Einwohnern mit Gewalt alle vorhandenen Getreidevorräthe abnehmen und an einen Ort in acht Hütten zuſammentragen, und, wie die Eingeborenen uns verſicherten, dieſe Häuſer mit Minen umgeben ließ. Sein Plan war dabei, im Falle einer Empörung die Minen und damit die Vorräthe in die Luft zu ſprengen und die Aufſtändiſchen auf dieſe Weiſe der Lebensmittel zu entblößen. Mehrere Nächte nach einander verließ der Amban die Oaſe und übernachtete mit ſeiner Bedeckung in Zelten, weil er überrumpelt zu werden fürchtete. Vorher wurden den Eingeborenen in Keria ihre kleinen Handmeſſer, die ſie im Gürtel zu tragen pflegen, abgenommen und die Spitzen davon abgeſchlagen, um dieſe an und für ſich ſchon ungefährliche Waffe noch unſchädlicher zu machen[1]). Man könnte überhaupt mehrere Seiten mit den unſinnigen Machinationen füllen, durch welche die Chineſen ihre Feigheit an den Tag legten und ſich ſelbſt in den Augen der örtlichen Bevölkerung nur noch mehr diskreditirten.

[1]) Irgend eine Waffe bei ſich zu tragen, iſt den Eingeborenen im öſtlichen Turkeſtan verboten.

Die erſte Erforſchung des Madre de Dios.

I.

Ch. N. Seitdem ſich die Dampfſchiffahrt auf dem Amazonas und ſeinen Zuflüſſen mit jedem Jahre mehr entwickelt, wird in den drei Staaten der Weſtküſte von Südamerika, Ecuador, Peru und Bolivien, die Idee, den ganzen oder wenigſtens den ſo bedeutenden Verkehr ihrer Hochplateaux — von demjenigen ihrer öſtlichen Provinzen verſtände es ſich von ſelbſt — über dieſe Route zu leiten, ſehr begünſtigt und immer wieder aufs Neue angeprieſen.

Ecuador baut ſeine Hoffnungen auf den Napo; Peru auf den Marañon, den Huallaga und den Ucayali; Bolivien auf den Purus, den Beni und den Mamoré, und außerdem, ſeit es ganz von der Küſte des Stillen Oceans abgedrängt iſt, auf die Eröffnung einer Verkehrsader über den Paraguay; letztere Route iſt zwar ſchon ſeit lange das Objekt eines unermüdlichen Projektenmachers, das durch die Reiſe Thouar's auch in den Augen der Laien erhöhten Reiz gewonnen hat.

Man darf wohl behaupten, daß keines von den in dieſer Hinſicht aufgetauchten Projekten praktiſche Reſultate erzielen wird, inſofern es ſich darum handeln würde, den von Alters her auf der Pacificſeite exiſtirenden Verkehrslinien Konkurrenz zu machen. Die wichtigſten Verkehrs- und Produktionscentren — von den am Fuße der Oſtſeite der Anden liegenden abgeſehen — liegen in relativ ſo geringer Entfernung von der Meeresküſte, daß es für dieſe drei Länder ſtets vortheilhafter ſein wird, ihre bisherigen Verbindungswege offen zu halten und die Summen, welche ſie auf die Erleichterung des Verkehrs mit dem Auslande aufzuwenden beabſichtigen, wenn der Stand ihrer Finanzen ihnen je wieder ſolche Gedanken nahe legen ſollte, in Eiſenbahnbauten[1]) von der Pacificküſte her anzulegen, ſtatt in einem Syſteme von Flußſchiffahrt, das einer Menge periodiſch ſich wiederholender Hemmungen ausgeſetzt iſt und dennoch eine Reihe von Kanälen, Straßenbauten ꝛc. durch ungeſundes und unwegſamſtes Terrain erfordern würde, um an die gegebenen Verkehrscentren heranzugelangen. Dieſe Bemerkung bezweckt, gegen die beinahe allen, auch den gewiſſenhafteſten Forſchern innewohnende Manie Verwahrung einzulegen, die Schwierigkeiten der von ihnen vorgeſchlagenen neuen Handelsrouten ſtets als leicht überwindlich hinzuſtellen. Der Bahnbrecher neuer Handelsſtraßen ergeht ſich in der Regel in ebenſo ſanguiniſchen Spekulationen als der Bergmann[2]).

[1]) Sobald die gegenwärtigen politiſchen Wirren in Peru beigelegt ſein werden, wird ein ſchon konſtituirtes finanzielles Syndikat den Ausbau der Oroyabahn bis zum Cerro de Paſco (Silberbergwerke) in die Hand nehmen.

Dem argentiniſchen Kongreß iſt am 3. Auguſt 1885 von einem gewiſſen Ed. Ziegler eine Petition um die Conceſſion einer Eiſenbahn vom Flußhafen „Eſpedicion" am Bermejo über Oran in der Provinz Salta bis nach Guiaca an der bolivianiſchen Grenze unterbreitet worden: 6 Proc. Zinsgarantie von Seite der argentiniſchen Republik. Bei der mißlichen Finanzlage dieſes Landes, das ſich in einer tollen Papier- und Goldkriſis befindet, hat der Vorſchlag durchaus keine Ausſicht auf Annahme.

[2]) Ed. Heath ſagt beiſpielsweiſe in ſeinem Berichte über die Erforſchung des Fluſſes Beni: „Dieſe Stromſchnelle iſt ein leicht zu überwindendes Hinderniß, wenn man einen 250 m langen Kanal mit drei Schleuſen macht; dann iſt der Strom auf 200 Leguas für 1½ Varas tiefgehende Dampfer fahrbar bis zur Stromenge von Beo; dieſe kann mit 20 Mann und ein wenig Dynamit in einer Woche fahrbar gemacht werden

Heutzutage, wo auch in den entfernteſten Ländern die konkurrirenden Verkehrsinſtitute einander in der Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und Kürze der Lieferungsfriſten zu überbieten ſuchen, wo Dampfer ſelbſt mit 40- und 50tägiger Reiſezeit ſo zu ſagen zu beſtimmter Stunde eintreffen, kann ſich der Handel nicht mit den von einer mehr oder minder ſtarken Regenſaiſon abhängigen Peripetien, wie ſie bei einer Route über die Zuflüſſe des Amazonas vorkommen, zufrieden geben.

Die Forſchungen, die in den letztgenannten Gebieten aber — ſei es auch, daß zu ſanguiniſche Hoffnungen ſich in einem abſehbaren Zeitraume nicht erfüllen — unternommen werden, haben wenigſtens das Verdienſt, für die öſtlichen Theile jener Staaten von großem Nutzen zu ſein, zur Erſchließung ihrer mannigfaltigen Produkte anzuregen und dieſelben, unabhängig vom weſtlichen Handelsverkehre, ſoweit es thunlich iſt, über den Amazonas in direkte Verbindung mit dem Auslande zu bringen. Daß für die Geographie immer etwas dabei abfällt, iſt ſelbſtverſtändlich.

In einer im Laufe des Jahres 1885 erſchienenen Abhandlung der Amazonas-Geſellſchaft in Lima iſt vom Madre de Dios noch als von einem Zufluſſe (!) des Purus, welch letzteren William Chandleß ſeiner Zeit als einen zukünftigen Handelsweg für Peru bezeichnete, die Rede. Nun iſt man aber vollſtändig darüber aufgeklärt, daß der Madre de Dios, der E. Heath zufolge bei ſeinem Eintritte in den Beni eine Breite von 716 m hat, mithin ein ganz gewaltiger Strom iſt, mit dem Purus nichts zu ſchaffen hat. Es iſt allerdings wahr, daß man ſtets der Meinung lebte, er ſtehe durch einen Arm oder natürlichen Kanal mit dem Purus in Verbindung. Die neueren Unterſuchungen haben aber gezeigt, daß es ein für ſich ganz ſelbſtändiger Flußlauf iſt, welcher ſeine Gewäſſer in diejenigen des Beni ergießt, kurz vor dem Eintritte des letzteren in den Madeira.

Der Madre de Dios, deſſen Quelle Rio Tono heißt, iſt noch von keinem Europäer in ſeiner ganzen Ausdehnung befahren worden. Die Schwierigkeit, ſeinen Lauf zu unterſuchen, liegt an der feindſeligen Haltung der an ſeinen Ufern ſich aufhaltenden Indianerſtämme. Die erſte Nachricht über ſeinen ſelbſtändigen Lauf verdankte man den Dienern eines Peruaners, Namens Faustino Maldonado, welcher, ſei es von einem abenteuerlichen Geiſte getrieben oder aus einer anderen Urſache, nur von zwei Miſſionsindianern begleitet, in einem armſeligen Boote ſeine Beſchiffung wagte. Glücklich gelangte er in den Beni und von da in den Madeira. An einer der berüchtigten Stromſchnellen zerſchellte ſein Boot und er ertrank. Die Diener konnten ſich retten und durch ſie erfuhr man die Einzelheiten der zur Thatſache gewordenen Beſchiffung des Madre de Dios [1]). Es würde dies aber nicht hinreichen, um geographiſch darauf zu fußen, wäre die Richtigkeit obiger Behauptungen betreffs Eintrittes des Madre de Dios in den Beni nicht durch einen Mann der Wiſſenſchaft, durch Ed. Heath, beſtätigt worden.

Ed. Heath, welcher das Departement Beni zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen hauptſächlich in Bezug auf die Kautſchukproduktion gemacht hat, widmete der Erforſchung des Rio Beni in den Jahren 1880 und 1881 beſondere Aufmerkſamkeit.

Vor den von ihm angeſtellten Forſchungen wurden alle Landesprodukte, die von der Montana in dieſem Diſtrikte über den Amazonas nach Europa und den Vereinigten Staaten verſandt werden ſollten, den Beni abwärts nach dem unter 13° ſüdl. Br. gelegenen Flußhafen Reyes gebracht und von dort quer über Land nach dem Mamoré (Diſtanz 64 Leguas) weiterbefördert, wo ſie eingeſchifft wurden. Der Grund, warum die Schiffahrt auf dem Beni an dieſer Stelle unterbrochen wurde, lag in der Furcht vor den mordſüchtigen Indianern, welche den unteren Flußlauf des Beni unſicher machen ſollten. Heath wagte ſich in einem kleinen Boote den Fluß hinunter und überzeugte ſich von der Grundloſigkeit dieſer Befürchtungen; von gefährlichen Indianern keine Spur. Dagegen bewahrheitete ſich ſeine Vorausſetzung von dem Vorhandenſein großer Wälder von Kautſchukbäumen, und gleichzeitig konnte er ſich über den Ausfluß des Madre de Dios, welchen er auf eine gewiſſe Entfernung hinauffuhr, vergewiſſern.

Seinen Notizen iſt ferner Folgendes zu entnehmen:

Auf der linken Seite münden in den Rio Beni die Flüſſe: Seguba, Tarene, Enaperera, Tequeje, Undumo, Madidi, Madre de Dios und Orton; auf der rechten Seite: der Rio Negro, Jenejoya, Jeneshuaya, Ivon und Tomas. Die Landungsplätze Tumupaſa und Iſiamas zeigen die Einmündungen der Flüſſe Seguba und Tarene an. Vom Rio Madidi weiter abwärts wird die Zunahme der Gewäſſer des Beni fühlbar. Beim Zuſammenfluß des Madre de Dios mit dem Beni haben dieſe Flüſſe eine Breite von reſp. 716,7 und 224 m. Eine Bank (Playa) theilt den Madre de Dios in zwei Arme, von welchen der ſüdlichere 7,50 m Tiefe hat, wie die Mündung des Rio Beni [2]).

---

bis zu dem 30 Leguas weiter oben liegenden Huachi. Von hier bis Miguilla auf eine Entfernung von 20 Leguas erfolgt dann der Transport auf Flößen (flußaufwärts) und von Miguilla kann mit Leichtigkeit eine Eiſenbahn längs des Flußlaufes Rio de la Paz — und mit Erſtellung von 15 bis 20 Brücken bis auf das Hochplateau geführt werden." — „Allerdings", meint er, „derjenige Theil der Route, der am ſchwierigſten in gutem Zuſtande zu erhalten wäre, wäre die Bahn von Miguilla auf das Hochplateau (Stadt La Paz)." — Ed. Heath iſt ein gewiſſenhafter Forſcher, von den Bedingungen aber, welche bei Kunſtſtraßen und Kanälen in dünnbevölkerten tropiſchen Gegenden in Betracht zu ziehen ſind, von der Verzinſung der aufgewendeten Kapitalien, den Unterhaltungskoſten und ſchließlich der Konkurrenzfähigkeit ſolcher Projekte ſcheint er ſich keine Rechnung abgelegt zu haben. Heath geht bei ſeinen Vorſchlägen von der Annahme aus, das ſeiner Zeit verkrachte Unternehmen des Oberſt Church, die Stromſchnellen des Madeira und Mamoré vermittels einer Eiſenbahn zu umgehen, komme ſchließlich doch zu Stande; in der That läßt die braſilianiſche Regierung dieſes Projekt mit Recht im Intereſſe ihrer Provinz Matto Groſſo nicht fallen, ſondern nimmt es ſoeben wieder auf, und ſchon iſt die neue Picada abgeſteckt.

[1]) Auszug aus einem Briefe des Padre Nicolas Armentia:

Arroyo de Ivon, 1. Januar 1885. . . . „D. José Buza machte im Jahre 1844 eine Reiſe an den Madre de Dios als Kommiſſär im Auftrage des Präfekten des Beni, D. Rafael de la Borda. Das Reiſejournal wurde durch Florencio Callaú geführt und muß in den Archiven von Trinidad, der Hauptſtadt des Beni, exiſtiren. Sie waren von der Mündung des Mamoré an 28 Tage unterwegs und gelangten bis an den oberſten Lauf (Cabeceras) in ihren wohlbemannten Booten. Man hatte ihnen die Weiſung gegeben, den Beni zu erforſchen und ſich auf der rechtsuferigen Seite (d. h. des Fluſſes) zu halten; ſie aber verſtanden darunter „rechts" auf ihrem Wege flußaufwärts. Die Daten, die man dem 1881 in Reyes verſtorbenen Florencio Callaú verdankt, ſcheinen auf die Guarayos zu paſſen, welche unter dem Namen Siriniris den oberen Theil des Madre de Dios bewohnen und die hier Guarayos genannt werden. Wäre es nur möglich, das Manuſkript von Callaú wieder aufzufinden, welches ein wenig wahrheitsgetreuer iſt als der Bericht über Fauſtino Maldonado, in welchem ich keine Spur von Wahrheit entdeckt habe, ſo ſehr ihm auch Raimondi Bedeutung beilegt; jener Reiſebericht wurde unzweifelhaft ſehr willkürlich und nach den mündlichen Mittheilungen eines der Ueberlebenden abgefaßt. . . ."

[2]) Der Beni hat bei ſeiner Mündung eine Breite von 1000 m.

Zwiſchen den Flüſſen Jenesoya und Jeneshuaya leben die Pacavaras-Indianer, im Ganzen vier Familien, zu 15 bis 18 Individuen jede. Gewöhnliche Statur; Hautfarbe weißer als diejenige der Indianer im Allgemeinen; durchlöcherte Ohren und Naſen; gute Phyſiognomie. Keines der Weiber iſt häßlich; einige ſind ſehr ſchön. Intelligent und gutmüthiger als die anderen Wilden.

Beinahe alle Jahre kommen Araunas-Indianer, welche Anthropophagen ſind und am Rio Mano (Madre de Dios) ihre Wohnſitze haben. Sie brauchen 19 Tage, um an den Beni zu kommen. Rechnet man zwei Leguas per Tag, ſo iſt ihr Dorf 38 Leguas entfernt. Im Jahre 1879 verdingte ſich einer für einen Monat und 1880 neun für zwei Monate. Ein Knabe, welchen Dr. Baca Diez im Jahre 1878 kaufte, lernte das „Tacana“, „Cayuaba“ und Spaniſche mit Leichtigkeit; er iſt unterwürfig, gehorſam und flink, wenn man ihm einen Auftrag giebt, und nützlich, um den Dolmetſcher zu ſpielen, wenn ſeine Landsleute ihre Beſuche machen: die Gewebe, welche ſie bringen, zeugen von der Intelligenz, Geſchicklichkeit und dem Fleiße ihrer Weiber. Sie ſind von mittlerer Statur, häßlichem Geſicht und ſehr dunkler Hautfarbe. Sie gehen nackt, und das lange Haar iſt in Gewebe eingewickelt. Wer in ihre Hände fällt, hat auf ſein Leben wohl Achtung zu geben. Ich glaube, daß es in ihrem Dorfe keine Stechfliegen giebt, da ihr Körper durch keine Flecken entſtellt iſt, während die Pacavaras oder Pacaguaras voll von Geſchwüren und Schorfen ſind, die von den Stichen der Tábanos und Maraiſus bei Tag und der Mosquitos bei Nacht herrühren.

In einem Geſpräche mit ihnen über die Flüſſe Mano [1]) und Beni ſagte Dr. Baca, daß ich mich entſchloſſen hätte, den Beni bis zum Rio Mano hinabzufahren: — „Wie iſt es möglich, daß Ihr an ein ſolches Unternehmen denkt, wenn wir, die wir Männer ſind, es nicht thun können?“ — „Warum ſeid Ihr Männer und ich nicht“, fragte der Doktor. — „Weil wir ſehen, daß Ihr bloß ein Weib habt, während der Untauglichſte unter uns wenigſtens deren vier beſitzt.“

Sie ſagen, daß es unzählige Kautſchukbäume (Siphonia elastica) in der Nähe ihres Dorfes giebt, was durch die Aufſchließung von Eſtradas (eine Eſtrada = 100 Bäumen; je ein Arbeiter hat eine Eſtrada zu beſorgen) auf eine Diſtanz von 7 Leguas nach jener Richtung hin bewieſen iſt; man ſtieß dort auf die größeſten und am dichteſten bei einander ſtehenden Bäume. Zwei Tage oberhalb des Madidi liegt die Miſſion Cabinas mit den Cabineños-Indianern. Ihre Zahl überſteigt 60 Seelen nicht.

Keiner der Stämme hat bis jetzt (1880) die Kautſchuksammler beläſtigt; ſie haben ſich vielmehr entgegenkommend gezeigt.

Die geringe Scheuheit des Wildes und die Abweſenheit von Spuren oder Anzeichen von wilden Indianern unterhalb des Rio Jeneshuaya laſſen mich vermuthen, daß ſich in dieſem Diſtrikte keine Wilden aufhalten. Außer dem Kautſchuk giebt es arabiſchen Gummi, Kakao, ſowie viele Mandelbäume (braſilianiſche Nüſſe: Bartholetis excelsa) vom Hafen Salinas-Reyes bis zum Madre de Dios und Vanille von Iſiamas bis zum Rio Jenezoya und vielleicht weiter hinunter.

Tumupaſa liegt an einem der Ausläufer der großen waldigen Gebirgsregion (Montaña), und der Blick, der über die Bäume hinweg, in nördlicher und öſtlicher Richtung nur dem Horizonte begegnet, vergleicht das ganze landſchaftliche Bild einer ruhigen Meeresfläche.

Früh Morgens unterſcheidet man über dieſem Blättermeere den Lauf des Beni durch den vom Waſſer aufſteigenden Nebel.

* * *

Der Erforſcher des Purus, William Chandleß, fuhr 1865 deſſen ſüdlichen Zufluß, den ſchiffbaren Aquiry, hinauf bis 10° 52′ ſüdl. Br. und 72° 16′ weſtl. L. v. Gr., in der Hoffnung, an den Madre de Dios zu gelangen. Er erreichte ihn nicht; aber bei weiterem Vordringen zu Lande ſtieß er in einer Entfernung von fünf Leguas auf ein Gewäſſer, das in ſüdöſtlicher Richtung floß und von dem man mit ziemlicher Sicherheit annimmt, daß es der Urſprung der Flüſſe Merube (Meruri?) und Tuyú war, Zuflüſſe des Madre de Dios, die in gleicher Richtung in ihn einmünden, ſo daß, wenn dieſer Forſcher vier oder fünf Leguas weiter vorgedrungen wäre (was er unglücklicher Weiſe unterließ), er wahrſcheinlich den Punkt erreicht hätte, wo ſie ſich in den Madre de Dios ergießen.

Seine ganze Erforſchungsreiſe hatte indeß das Gute, die Thatſache, welche man ſchon kannte, zu beſtätigen: daß der Purus in ſeiner enormen Länge breit und tief genug iſt, um die Schiffahrt zu begünſtigen [1]), und daß er im Gegenſatz zum Madeira und anderen Flüſſen von Hinderniſſen, wie Klippen, Bänken und Stromſchnellen, frei iſt.

Auf Chandleß iſt in der Erforſchung des Purus der Nordamerikaner Azrael Piper gefolgt, der von der bolivianiſchen Regierung die Konceſſion zur Errichtung von Kolonien in den öſtlichen Regionen des Landes erhalten hatte. Zwei Mal befuhr Piper den Purus; das erſte Mal 1871, das zweite Mal 1874. Seinen Angaben zufolge hat er an deſſen Ufern ein über 300 Meilen ſich erſtreckendes Areal mit 3000 Koloniſten bevölkert. Hinſichtlich der Vortheile, welche die Schiffahrt auf dem Purus darbieten würde, ſtimmen ſeine Anſichten mit denjenigen ſeines Vorgängers Chandleß überein. In Betreff einer natürlichen Verbindung mit dem Madre de Dios verſichert er, daß eine ſolche nicht exiſtire, daß ſich aber beide Flüſſe auf eine große Strecke bedeutend nähern.

[1]) Der Madre de Dios wird bald mit dem indianiſchen Namen Amarumayo (Schlangenfluß, nach ſeinem ſich ſchlängelnden Laufe), bald mit Manú oder Mano bezeichnet. Den Aquiri nennt der Padre Armentia bald Aquiry, bald Acre (Chandleß Acre); Andere ſchreiben wieder Acuari.

[1]) Doch wohl nur in der Regenzeit.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Chr. Gruber, Das Münchener Becken. Ein Beitrag zur phyſikaliſchen Geographie Südbayerns. — In „Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde“ Bd. I, Heft 4.

Das Münchener Becken erſcheint als eine Ausweitung

des Iſarthales, wie ſie alle bedeutenderen Flußthäler des Alpenvorlandes zeigen; es liegt genau an der Grenze der Moränenlandſchaft. Charakteriſtiſch ſind die Moore und Haiden; erſtere entſtehen, wo die quartären Geröllſchichten ſich nicht mehr über den Spiegel des auf undurchläſſigem Tertiär ſtehenden Grundwaſſers erheben, letztere, wenn die durchläſſigen Geröllmaſſen ſo mächtig ſind, daß das Grundwaſſer auf die Oberfläche keine Wirkung mehr ausübt. Unter den Mooren unterſcheidet der Verfaſſer:

1. Thalflächenmoore, nördlich der Moränenlandſchaft, je nach ihrer Entſtehung in Quellen-, Stau-, und Infiltrationsmoore zerfallend.
2. Muldenmoore innerhalb der Moränenlandſchaft, bald am Rande und den Ausgängen der Vorlandſeen gelegen, bald Ueberbleibſel verſchwundener Seen, entweder in Gletſcherdepreſſionen oder nur in Moränenmulden.
3. Gebirgsmoore, die wieder verſchieden ſind, je nachdem ſie an Hängen, auf Gipfeln und Plateaus, in abflußloſen Einſenkungen oder in der Thalſohle liegen.

Kn.

— Genieoberlieutenant Simon ſprach kürzlich vor der Sektion Uto des Schweizeriſchen Alpenklubs über die Hochgebirgsaufnahmen der Expedition, welcher er im vergangenen Sommer angehört hatte. „Zwei Monate verwildert, abgeſondert von der Kulturwelt, den behaglichen Komfort der gebildeten Europäer entbehrend, mitten im Herzen Europas in einer Stein- und Eiswüſte ein halbes Eskimoleben führend, täglich zu neuen Strapazen gerüſtet“ — ſo ſchilderte er (nach der „Neuen Züricher Zeitung“ vom 22. November 1885) das Leben eines Topographen, der oben im Hochgebirge Aufnahmen macht. Die intereſſanteſte Aufgabe, welche die Expedition löſte, zu der Oberlieutenant Simon gehörte, war wohl unſtreitig die Beſteigung der Jungfrau. In wilden Hängen ſtürzt dieſe Bergrieſin nordwärts zu Thal; nicht ſo ſchroff, aber ebenſo impoſant bacht ſie ſich nach Süden ab; entſendet ſie doch auf dieſer Seite ihre Firnmaſſen in die Firnmulde des großen Aletſchgletſchers, des größten der Alpen, von deſſen gewaltigen Eismaſſen man eine annähernde Vorſtellung erhält, wenn man bedenkt, daß dieſer einzige Gletſcher, in Blöcke von den Dimenſionen des eidgenöſſiſchen Polytechnikums zerlegt, genügen würde, um einen Viertheil des Aequators mit einem zuſammenhängenden Eisgürtel zu umfaſſen. Am 14. Juli 1885 ſtieg die kleine Expedition in die Eisgefilde des großen Aletſchgletſchers bis zur Konkordiahütte hinauf; einige Tage darauf wurde der Gipfel der Jungfrau erſtiegen, der aber kaum einer einzigen Perſon Raum zum Aufrechtſtehen gewährt. „Wenn von hier aus Photographien aufgenommen werden ſollen, ſo bleibt nichts übrig, als vom Gipfel ſo viel wegzunehmen, bis die Schnittfläche genügt, das Inſtrument aufzuſtellen. Die Enthauptung der Jungfrau wird beſchloſſen. Volle anderthalb Stunden lang wird aus Leibeskräften darauf los gehauen. Die Jungfrau iſt etwa 1½ m niedriger geworden. Das Inſtrument wird aufgeſtellt und nicht ohne ſeiltänzeriſche Evolutionen die ganze Hochgebirgsrundſicht in ſechs Platten aufgenommen. Nach 1 Uhr Nachmittags wird der Rückweg angetreten. Vorſichtig geht es in den Stufen hinunter, über erweichte Schneebrücken und bodenloſe Firnfelder. Erdrückend heiß, faſt unausſtehlich iſt die von allen Seiten reflektirte Sonnengluth. Die Geſichtshaut wird vollſtändig geröſtet. Aber trotz allen Anſtrengungen werden noch mehrere Aufnahmen gemacht. Abends 8 Uhr trifft die Expedition ohne Unfall wieder in der Konkordiahütte ein. Am folgenden Tage wird der Trugberg erſtiegen, jeder Tag bringt neue Aufgaben. Eine Menge Hochgebirgsgipfel wird mit dem Apparate beſucht, auch das ſpitze Finſteraarhorn nicht verſchont. In der Konkordia- und Oberaarhütte entwickelt ſich ein gemüthliches Klubhüttenleben, bis dieſe Standquartiere endlich aufgegeben werden. Die Expedition ſiedelt ins Lötſchenthal über und ſtürmt theils von Ried, theils von der Bietſchhornhütte aus eine ganze Reihe von Punkten der Lötſchenkette, bis der Umſchlag der Witterung ſie zur Heimkehr zwingt. Auf denjenigen, der ſie lange ausſchließlich bewohnt (ſo heißt es am Schluſſe des intereſſanten Berichtes), übt doch die Hochwelt den Eindruck des wüſten, öden Gebirges aus. Nur im Kontraſte wirkt ſie beſtrickend, und auch der Eindruck des Ueberwältigenden ſchwindet mehr und mehr, wenn wir uns wochenlang unausgeſetzt darin aufhalten. Auch der Kitzel, Gefahren zu beſtehen, verſchwindet allmählich und der durch ſtrengen Dienſt, durch Entbehrungen und Mühſeligkeiten aller Art hart mitgenommene Topograph freut ſich, aus der Wildniß wieder in die Gegenden der menſchlichen Kultur hinabzuſteigen.“

— Die ſchottiſche meteorologiſche Geſellſchaft hat auf dem 4400′ hohen Ben Nevis ein meteorologiſches Obſervatorium erbaut, welches mit dem am Meeresſtrande in direkter Linie nur fünf engliſche Meilen entfernten Fort William zuſammen intereſſante gleichzeitige Beobachtung der oberen und der unteren Luftſchichten geſtattet. Der Berg liegt recht mitten in der Bahn der nordatlantiſchen Stürme und da unſer Wetter vorwiegend von den dort vorbeipaſſirenden Minimis abhängt, ſo haben die ſchottiſchen Beobachtungen ein ſehr direktes Intereſſe auch für uns.

— Nach Woldemar Kaden's Büchern greift jeder Italienfahrer mit Erwartung; denn er iſt ſicher, Genuß und Belehrung bei dieſem trefflichen Kenner italieniſchen Landes und Volkes zu finden. Er ſelbſt ſpricht es in ſeinem neueſten Werke, „Neue Welſchland-Bilder und Hiſtorien“ (Leipzig, V. Eliſcher, 1886), aus, daß er jetzt das Volk Neapels beſſer verſtehe, als vor einem Jahrzehnte, daß er tiefer in ſein Weſen eingedrungen ſei, als zuvor. Die zehn Artikel, welche er unter der Ueberſchrift „Unterm Volke“ zuſammengefaßt hat, können auch Männern der Wiſſenſchaft manches Neue enthüllen. Wir haben das ganze Buch mit großem Vergnügen geleſen.

Aſien.

— Die ruſſiſche Regierung hat für das Jahr 1886 255 500 Rubel angewieſen zu neuen geodätiſchen Aufnahmen in Ferghana, dem Uſuri-Gebiete, Transkaſpien und Finnland.

— Die Herren Dr. Bunge und Baron von Toll beabſichtigen für das nächſte Jahr eine Expedition nach Neu-Sibirien, das ſeit 1823 nur von der unglücklichen Jeannette-Expedition wieder beſucht worden iſt. Nach den letzten Nachrichten (von Mitte Juli 1885) befanden ſie ſich im Gebiete der Jana (öſtlich der Lena), wo Dr. Bunge den öſtlichen Zufluß derſelben, die Adytſcha, Baron Toll die weſtlichen Dulgalach und Butintai erforſchte und namentlich reiche geologiſche Ausbeute machte.

— Die Kohlenproduktion Japans hat nach den Angaben von Naumann in ſeinen Begleitworten zu der dem internationalen Kongreß in Berlin vorgelegten geologiſchen Karte des Inſelreiches bereits einen ſehr bedeutenden Aufſchwung genommen und macht ſelbſt in den chineſiſchen Häfen der engliſchen Steinkohle ſiegreiche Konkurrenz. Obwohl die älteſten Kohlenflöze erſt der Juraperiode angehören, zeigen die Kohlen doch vielfach die Charaktere der echten Steinkohle und ſelbſt des Anthracits. Die Hauptflöze liegen in Kiuſhiu und in Yeſſo, alſo an den Endpunkten des Reiches. Im Jahre 1881 waren bereits 773 Gruben im Betriebe, von denen aber die meiſten nur lokale Bedeutung hatten und zwei, Takaſhima und Miike, beide in Kiuſhiu gelegen, beinahe die Hälfte produciren. Beide liegen dicht am Meere; die Werke von Takaſhima reichen ſogar unter den Meeresſpiegel hinab und von den drei dazu gehörigen Flözen iſt das oberſte erſoffen, weil man in Folge ungenauer

Berechnung einen Stollen ins Meer hinein durchschlug. Takashima liegt auf einer kleinen Insel, nur acht Seemeilen von Nagasaki entfernt; die Werke gehören der großen Schifffahrtsgesellschaft Mitsubishi. — Miike liegt etwas weniger günstig, doch auch noch nahe der Küste, und seine Flöze sind ausgedehnter und weniger durch Verwerfungen gestört; das Werk ist Regierungseigenthum. — Die Kohlenschichten von Yesso sind ungleich bedeutender, als die südlicheren, aber sie liegen weiter im Inneren des Landes. Das Hauptwerk ist Poronai, dessen Kohle für die beste in Japan gilt; es ist neuerdings durch eine Eisenbahn mit dem Hafen von Otaru verbunden worden und versorgt besonders den Hafen von Hakodate. Die japanische Gesammtproduktion belief sich 1881 auf 888 706 Tonnen.

— Die deutsche, nun freilich wieder rückgängig gemachte Annexion der Karolinen-Inseln hat den Spaniern Angst eingeflößt, es könnte dem Deutschen Reiche einfallen, auch jene Theile der Mindanao-Küste, wo eingeborene mohammedanische Sultane und Dattos nur in einem losen Abhängigkeitsverhältnisse zur spanischen Krone stehen, zu okkupiren. Um einen neuerlichen Konflikt zu vermeiden, hat der Generalkapitän der Philippinen, Don Emilio Terrero, Ende September die an der Südspitze Mindanaos liegende Inselgruppe der Sarangani-Inseln militärisch besetzen lassen. Die einheimischen Namen der Inseln sind: Dumanao (Sarangani Este) und Balut (Sarangani Oeste). Auf der erstgenannten Insel, welche vier vortreffliche Häfen besitzt, ist das spanische Fort angelegt worden. Die Mauren (Mohammedaner) fügen sich willig in die neuen Verhältnisse. Balut hat schroffe Küsten und eine Menge von Schluchten aufzuweisen.

Afrika.

— Von namhaften Afrikareisenden sind jüngst zwei nach Europa zurückgekehrt: Savorgnan de Brazza nach Paris und Paul Reichard nach Wiesbaden resp. Berlin. Die topographischen Ergebnisse, welche letzterer dem Herausgeber dieses Blattes zur Veröffentlichung übergeben hat, zeichnen sich durch eine seltene Genauigkeit und Sorgfalt aus; leider werden diese umfangreichen Aufnahmen im Quellgebiete des Congo nicht durch astronomische Beobachtungen gestützt.

— Auf Seite 351 des 48. Bandes meldeten wir, daß die ganze Küste von Dahome, ja das ganze Reich unter portugiesischen Schutz gestellt worden sei. Eine Art Erklärung zu diesem Vorgange giebt H. Zöller (Die Deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, II, S. 27), obwohl er das Ereigniß selbst gar nicht erwähnt, auch nichts davon wissen konnte, als er jene Zeilen schrieb. Auch schon vorher hatten die Portugiesen in Weida ein Besatzungsrecht, das aber in kläglicher Weise ausgeübt wurde, und welches der ganz unabhängige König von Dahome mehr als eine Ehrenbezeugung, denn als eine Verkürzung seiner Hoheitsrechte anzusehen schien. Doch meint Zöller, daß trotzdem die Portugiesen dort in größerem Ansehen stehen, als irgend eine andere europäische Macht. „Wohl behandelt man sie zuweilen etwas sehr von oben herab oder benutzt sie als Spielball, aber die Thatsache, daß die innersten Seiten der Negernatur von keiner anderen europäischen Nation so gut wie von den Portugiesen verstanden werden, gelangt doch immer wieder zu ihrem Rechte. Der Kommandant, der Officier und der Arzt des portugiesischen Forts bilden auf den ihnen angewiesenen Ehrenplätzen eine als unumgänglich nothwendig erachtete Staffage zu allen größeren Festlichkeiten. Das große Talent der Portugiesen besteht darin, daß sie ihre Interessen mit den Schwächen und dem Eigennutze des Negers identificiren und dennoch niemals allzu vertraut werden. Die Engländer gelten überall dort, wo der Humanitätsschwindel von Sierra Leone noch nicht zur Geltung gelangt ist, als zu schroff, sie verstehen sich nicht auf das, was dem Neger zumeist am Herzen liegt. Die Franzosen hinwiederum verscherzen durch hundert Kleinigkeiten jene Autorität, die beim Neger um jeden Preis aufrecht erhalten werden sollte. Die Portugiesen dagegen werden von den Negern einerseits als diejenige Nation angesehen, die ihnen selbst am ähnlichsten ist und sie am besten versteht, andererseits als diejenige, welche am kräftigsten die Zuchtruthe zu schwingen weiß. Ganz besonders tritt das in Dahome hervor, wo Jedermann vom Könige abwärts bis zum Händler über den entschwundenen Glanz der Sklavenzeit trauert. Da die meisten in Dahome ansässigen Portugiesen diese Anschauungsweise theilen, so ist damit ein Anknüpfungspunkt gegeben, der allen übrigen Nationen fehlt."

Inseln des Stillen Oceans.

— Forbes will den Versuch machen, den Gipfel des 13205 Fuß hohen Owen Stanley-Berges auf Neu-Guinea zu erreichen, auf Pfaden, die bis jetzt der Fuß keines weißen Mannes betreten hat; es ist seine Absicht, zunächst ein Lager 25 Meilen weit im Inneren des Landes gelegen, zu Sogeri, in der Nähe der vorliegenden Bergketten, aufzuschlagen. Im nächsten Frühjahr, wenn das Wetter besser ist, will er dann den Versuch machen, den höchsten Punkt zu erreichen. Er wird wohl einige Jahre in Neu-Guinea bleiben, da seine Frau ihm folgt und er mit ganzer Seele bei seiner Arbeit ist.

— Zwischen Großbritannien und Frankreich ist nach längeren Verhandlungen ein Vertrag geschlossen worden, wonach letzteres seine Ansprüche auf die Westküste von Neufundland aufgiebt und dafür in den endgültigen und vollen Besitz der beiden zu dem Societäts-Archipele (Inseln unter dem Winde) gehörigen Inseln Raiatea und Bora-bora gelangt.

Nordamerika.

— Bei Northborough in Massachusetts hat man zusammen mit Mastodonüberresten und offenbar gleichalterig mit denselben einen Menschenschädel gefunden, der Herrn F. W. Putnam übergeben wurde und von diesem beschrieben werden wird.

— Friedrich von Hellwald's Schilderung der Vereinigten Staaten „Amerika in Wort und Bild" ist noch vor Weihnachten mit der 65. Lieferung zu Ende gediehen und bildet, in zwei stattliche Prachtbände gebunden, eine Zierde jeder Bibliothek. Der zu den belesensten unter den populariſirenden Schriftstellern zählende Autor schildert mit bekannter Formengewandtheit uns die in Europa so gut wie unbekannten landschaftlichen Schönheiten, die Städte, die Menschen in ihrem Thun und Treiben, die Ureinwohner, Handel und Verkehr, das riesige Anwachsen der Union u. s. w., und in dem Bestreben, klare Vorstellungen zu erwecken, unterstützen ihn gegen 600 zum Theil prachtvolle Abbildungen. Eine Probe derselben brachte der „Globus" vor 2½ Jahren (Bd. 43, S. 303).

Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Von der belgischen Küste. (Mit drei Abbildungen.) — N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien. II. — Die erste Erforschung des Madre de Dios. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 11. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 3.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Franzöſiſchen des Dr. Hyades.)

III. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Ein Hauptſtudienobjekt für die Expedition bildeten natürlich die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, über welche wir bis jetzt nur wenige und meiſtens auf flüchtige Beobachtungen gegründete Nachrichten hatten. Die Mittheilungen der Franzoſen beziehen ſich natürlich ausſchließlich auf die Bewohner der Umgebung der Orangebai und laſſen ſowohl die Alakalufs der Weſtküſte wie die Ona der Hauptinſel (man vergleiche hierüber den Bericht von Bridge über die Ethnographie des Feuerlandes in Bd. 47) ganz außer Betracht, da ſie mit dieſen in keinerlei Beziehungen gekommen ſind. Der Stamm an der Orangebai, der ſüdlichſte der ganzen Welt, gehört zu der von Fitzroy als Tekinika bezeichneten Raſſe, den Yahgans der engliſchen Miſſionare. Noch heute iſt das, was die erſten Berichte, die bis 1715 hinaufreichen, über ſie beſagen, vollkommen zutreffend und die Reproduktion der Berichte würde genügen, wenn ſie ein klein wenig detaillirter wären.

Es iſt dem Feuerländer niemals eingefallen, in der Weiſe die Produkte ſeines Landes zum Schutze gegen die Witterung und zur Erhöhung der Bequemlichkeit zu verwenden, wie das z. B. der Eskimo im Norden thut. Sie haben keine Kleider, keine feſte Wohnung, ſie ſammeln keinerlei Wintervorräthe. Eine um die Schultern geworfene Robbenhaut oder ein paar zuſammengenähte Otternfelle können kaum eine Kleidung genannt werden, die Häuſer ſind raſch errichtete Zweighütten, die nach ein paar Tagen wieder verlaſſen werden und in denen ſie, am Feuer niedergekauert, die Nacht verbringen, und die Nahrung muß jeder Tag bringen. Freilich iſt von einer ſtrengen Winterkälte hier keine Rede; die Mitteltemperatur beträgt zwar nur + 5°; ſie überſteigt im Sommer nicht + 7,17° und fällt im Winter nicht unter + 3,56°, aber man begreift doch kaum, wie die Feuerländer unter dieſen Bedingungen aushalten können.

Das Einzige, was man eigentlich eine Kleidung nennen kann, iſt ein kaum handgroßer Lappen von Guanacofell, welchen die Frauen an einer um die Hüften laufenden Schnur befeſtigt tragen; ohne dieſe Maſhakana zeigen ſie ſich niemals, aber ſie genügt ihnen auch vollſtändig, obſchon man durchaus nicht ſagen kann, daß es ihnen an Schamhaftigkeit fehle. Auch die kleinen Kinder werden nicht beſſer gegen den Froſt geſchützt; um ſie zu tragen, benutzt man ein Guanacofell, ſonſt ſind ſie vollſtändig nackt. Frauen und Mädchen ſind übrigens durchaus nicht gleichgültig gegen ihr Ausſehen und ſuchen ihre Geſichter durch Querſtriche und Tupfen mit weißem Thon nach beſten Kräften zu verſchönern, wie unſere erſte Abbildung zeigt.

Da die Feuerländer innerhalb eines beſtimmten Bezirkes nomadiſiren und niemals lange an derſelben Stelle bleiben, machen ſie ſich mit der Erbauung ihrer Hütten keine großen Umſtände. Wir geben auf S. 34 und 36 die Abbildungen von zwei ſolchen Hütten nach Photographien. Ein paar Stämme

Kopf, Hals und Brust, sowie die Hände sind in Elfenbein ausgeführt, während Gewand und Haar aus Gold bestehen. Die Figur ist 1,80 m hoch und wiegt 1 Zentner. Sie ist für die Ausstellung in Chicago bestimmt.

Goldelfenbeinstatue der Athene Parthenos.

Primitive Fishing.

Lucas Cranach the Elder, *Adam and Eve*, 1526, oil on panel, 82 × 58 cm, Museo Nacional del Prado, Madrid

Lucas Cranach the Elder, *Adam and Eve*, 1528, oil on panel, 82 × 58 cm, Museo Nacional del Prado, Madrid

Auch der Aberglaube iſt nicht allzu arg. Sie vermeiden es möglichſt, von ihren verſtorbenen Vorfahren zu ſprechen und ſind namentlich nur ſehr ſchwer dazu zu bringen, deren Namen zu nennen, was natürlich eine hiſtoriſche Ueberlieferung beinahe unmöglich macht. Ihren Kindern geben ſie einen Namen erſt, wenn ſie etwa zwei Jahre alt ſind und zu laufen anfangen; ſie thun das, wie ſie ſagen, damit ſie, wenn das Kind vorher ſtirbt, nicht einmal zufällig ſeinen Namen hören und dadurch an ihren Verluſt erinnert werden. Gewöhnlich erhalten ſie dann den Namen des Ortes, an welchem ſie zur Welt gekommen ſind. Verluſt von Kindern wird überhaupt ſchwer empfunden, und nicht ſelten ſahen die Franzoſen die Mienen der Wilden ſich verdüſtern und die Frauen ſogar in Weinen und Klagen ausbrechen, wenn zufällig auf einen ſolchen Todesfall angeſpielt wurde. Sie tragen auch die äußeren Zeichen der Trauer, ſchwarze Bemalung des Körpers und auf dem Scheitel tonſurartig kurz geſchorenes Haar, längere Zeit zur Schau. Vor dem Tode und den Leichen ſcheinen ſie indeß nicht die geringſte Scheu zu haben. Hyades hält es auch, ebenſo wie die engliſchen Miſſionare, für völlig begründet, daß ſie, wenn ein Sterbender das Bewußtſein verliert und zu röcheln beginnt, ihm die Kehle zudrücken und ſo den Todeskampf abkürzen. (Es iſt das nicht nur in barbariſchen Ländern üblich, auch in Deutſchland giebt es Gegenden genug, in welchen man, wenn Jemand zu lange zu kämpfen hat, ihm das Kiſſen unter dem Kopfe hinwegzieht, um das Ende zu beſchleunigen.)

Der einzige eigentliche Aberglaube iſt der an die Exiſtenz von Dämonen, welche ſie Ualapatu nennen. Es ſind dieſelben, welche am Beagle-Kanal nach Bridge Catchpick heißen, unſichtbare, bösartige Weſen, die ſich nur zeigen, um Unheil anzuſtiften. Wer ſie ſieht, iſt verloren; öfter hört man ihre Stimme, welche der der Robbe gleicht, aber von den Feuerländern ſofort unterſchieden wird.

Glauben ſie dieſelbe in ſtiller Nacht gehört zu haben, ſo erfaßt ſie eine wahnwitzige Angſt, ſie verrammeln ſorgſam jede Oeffnung der Hütte und warten, die Waffen in der Hand, zitternd am Feuer den Morgen ab. Dann aber verlaſſen ſie alsbald den Lagerplatz und flüchten nach einer anderen Inſel. Gar oft folgt ihnen das Schreckgeſpenſt auch dorthin und hetzt ſie mehrere Nächte lang, bis ſie endlich vor Erſchöpfung in einen tiefen traumloſen Schlaf fallen. Der Ualapatu entſpricht anſcheinend in ſeinem Weſen ganz dem Loup-garou der franzöſiſchen Bauern; der Werwolf der deutſchen Märchen giebt dagegen nur eine ſehr unvollſtändige Vorſtellung von ihm.

Nach Fitzroy ſollen die Feuerländer auch Zauberer und Medicinmänner haben; die Franzoſen konnten nichts davon bemerken. Allerdings wird, wenn Jemand länger krank iſt, ein Mann gerufen, der unter einigen ſeltſamen Gebräuchen ihm Hilfe bringen ſoll, aber derſelbe beſchränkt ſich im Weſentlichen auf eine kunſtgerechte Maſſage des Theiles, in welchem man den Sitz der Krankheit vermuthet. Der Jakamuſch — unſere letzte Abbildung ſtellt einen ſolchen dar — hockt neben dem Kranken auf die Erde nieder und improviſirt zunächſt unter furchtbarem Geſichterſchneiden einen völlig unzuſammenhängenden mißtönenden Geſang; dann beginnt er, immer ſingend, die Glieder zu drücken und zu kneten und hält nur zeitweiſe inne, um erſt den Kranken und dann ſeine eigenen Hände anzublaſen und dieſe gegen das Feuer zu ſchütteln. Schließlich ſchneidet er mit einer Muſchel dem Patienten einen Büſchel Haare ab und wirft ſie ins Feuer; damit iſt die Operation beendigt. Ein ſolcher Jakamuſch iſt übrigens ziemlich in jeder Familie und man ſchreibt ihm keinerlei übernatürliche Gewalt zu. Er iſt meiſt ein älterer Mann, doch kommen auch jüngere vor und im Allgemeinen ſcheint das Familienoberhaupt dieſe Funktion auszuüben. Daher mag es auch gekommen ſein, daß Fitzroy ſich überzeugt zu haben glaubte, daß die Zauberer einen großen Einfluß auf ihre Stammesgenoſſen ausübten, was durchaus nicht der Fall iſt. Der Jakamuſch übt auch ſeine Kunſt unentgeltlich aus, was ein Medicinmann von Handwerk nie thut. (Man vergleiche die Angaben von Bridge in Bd. 47, S. 332, der in dieſer Hinſicht weſentlich anderer Anſicht ſcheint als die Franzoſen.)

Die Eingeborenen an der Orangebai ſind kleiner Statur, die Männer nicht über 1,58 m hoch, die Frauen nur 1,48 m. Die Hautfarbe iſt ein helles Gelb. Die Züge ſind grob, aber die gewöhnlich lebhaften und ausdrucksvollen Augen laſſen die Phyſiognomien doch nicht unangenehm erſcheinen. Bruſt und Hüften ſind breit und gut entwickelt. Die Männer vertilgen ſämmtliche Barthaare ſorgſamſt. Die Frauen zeichnen ſich meiſt durch ſehr plumpe Figur aus und ſind nichts weniger als verführeriſch.

Im längeren Verkehr mit den Franzoſen legten die Feuerländer wohl nach und nach einen Theil ihrer urſprünglichen Scheu und Zurückhaltung ab, aber ſie blieben durchaus ihren alten Sitten getreu und zeigten nicht die geringſte Luſt, etwas von den Fremden zu lernen. Nur zur Eſſenszeit kamen die benachbarten Familien regelmäßig und hockten vor dem Stationsgebäude nieder, um die Ueberbleibſel in Empfang zu nehmen. Eine beſondere Vorliebe zeigten ſie, wie ſolche Stämme gewöhnlich, für die leeren Konſervenbüchſen, welche ſie mit größtem Eifer zuſammenſuchten und in ihre Hütten ſchleppten. Die Bevölkerung wechſelt übrigens ziemlich raſch; länger als zwei Monate hielt kaum eine Familie in der Nähe der Fremden aus, trotz der gebotenen Vortheile, es ſchien ſie eine Art Heimweh nach ihrem herumſchweifenden ungebundenen Leben zu ergreifen und ſie verſchwanden ohne Abſchied, um alsbald durch andere erſetzt zu werden. Dreißig bis vierzig Individuen lagerten gewöhnlich in der Nähe der Station, und, als nach Verlauf der erſten paar Monate die Franzoſen eine gewiſſe Anzahl der gebräuchlichſten Worte gelernt hatten, entwickelte ſich mit denſelben auch ein einigermaßen freundſchaftliches Verhältniß. Einzelne ließen ſich ſogar zu Dienſtleiſtungen herbei; halfen beim Wegebau und trugen Holz, doch ſchien ihnen das nicht recht zu gefallen und man konnte nie auf ſie rechnen; große Anſprüche machten ſie freilich auch nicht dafür und mit einigen Brocken Brot oder Zwieback waren ſie jederzeit zufrieden. Nur einer oder zwei blieben der Station treu und entſchloſſen ſich zu regelmäßigen Arbeiten.

Aber auch die fleißigſten Beſucher brachten es, obſchon ſie ſich ehrlich Mühe gaben, niemals dahin, die franzöſiſchen Ausdrücke zu behalten; oui und chemise waren ſchließlich die einzigen Bereicherungen ihres Wortſchatzes, für Brot behielten ſie immer das engliſche bread bei. Uebrigens iſt auch ihre Kenntniß des Engliſchen nicht weit her, über 15 bis 20 Worte hatte es keiner hinaus gebracht. Es iſt das um ſo auffallender, als ſie ſelbſt eine wortreiche und gut ausgebildete Sprache haben, deren Wortſchatz die Miſſionare auf mindeſtens 30000 anſchlagen. Am liebſten trieben ſie ſich in dem zoologiſchen Laboratorium herum, einem zum Theil auf abgeſägten Baumſtämmen in einiger Entfernung von den anderen Häuſern errichteten Nothbau, den man aus Kiſtenbrettern hatte zuſammennageln müſſen, da er in dem urſprünglichen Programm nicht vorgeſehen war. Hier, wo die hauptſächlichſten Beobachtungen und Meſſungen an ihnen vorgenommen wurden, geſtattete man ihnen den ganzen Tag über Zutritt und

freie Bewegung und trotzdem kamen nicht die geringſten Diebereien vor. Die Feuerländer ſind alſo in dieſer Hinſicht entſchieden beſſer als ihr Ruf.

Mit dem 1. September 1883 ſchloſſen die officiellen Beobachtungen, die Sammlungen waren ſchon vorher eingepackt und an Bord gebracht worden und am 3. September lichtete die „Romanche“ mit dem ganzen Perſonal an Bord die Anker und ſteuerte zunächſt durch den Beagle-Kanal, deſſen prachtvolle Gletſcherſcenerie ſich nicht zum zweiten Male in der Welt findet, nach Punta-Arenas an der Magalhäesſtraße und nach kurzem Aufenthalte daſelbſt direkt nach Cherbourg, das am 12. November erreicht wurde.

Damit ſchließen die Schilderungen des Dr. Hyades, welche, ſo intereſſant ſie ſind, doch eigentlich mehr Fragen aufwerfen als erſchöpfend beantworten. Hoffentlich bleibt der officielle Bericht des Kapitän Martial [1]) nicht allzu lange aus und ſetzt uns in den Stand, unſeren Leſern weitere Details über die ſüdlichſten Bewohner der Erde zu geben.

[1]) Derſelbe iſt leider unlängſt in Tongking, wo er eine Batterie befehligte, der Dyſenterie erlegen.

N. M. Prſhewalski's fünfter Brief aus Central-Aſien.

III. (Schluß.)

Da wir nach unſerer Information die Unmöglichkeit einſahen, mit Kameelen nach Tibet zu gehen und unſere Kameele, welche von Urga an ſchwere Ballen geſchleppt hatten, entkräftet waren, mußten wir uns entſchließen, in Keria für die bevorſtehende Exkurſion auf das Hochplateau Tibet 30 Saumpferde zu miethen. Die überflüſſige Bagage (d. h. die Sammlungen) wurde dem Chakim (Gouverneur) von Keria, einem Eingeborenen, in Verwahrung gegeben; die Kameele, 51 an der Zahl, aber wurden unter Bewachung von ſechs Koſaken in der Nähe Kerias zur Weide zurückgelaſſen. Wir ſelbſt, 15 Mann hoch, rückten, nur mit dem Nöthigſten ausgerüſtet, von Keria nach Süden aus, in der Hoffnung, Tibet durch jene Schlucht zu erreichen, welche 1871 ein Pundit (ein in der Topographie unterwieſener Indier) von Ladok aus paſſirte. Jedoch unſere Hoffnung ſollte zu Schanden werden. Die erwähnte Schlucht, durch welche der Fluß Kurab fließt, erwies ſich, abgeſehen von der Zerſtörung der Brücke und der Bergpfade durch die Chineſen, für Saumpferde unzugänglich, beſonders während des Sommers, wo alle Bergbäche angeſchwollen ſind; ein anderer Paß war nicht vorhanden. Wir mußten alſo, ſo leid es uns auch that, unſer Vorhaben, den nordweſtlichen Theil Tibets zu beſuchen, aufgeben, und entſchloſſen uns kurz, ſtatt deſſen die Keria zunächſt liegenden Gebirgszüge zu durchſtreifen. Sie bilden eine unmittelbare Fortſetzung des „Ruſſiſchen“ Höhenzuges, und da die Eingeborenen ihnen keinen auf den geſammten Gebirgszug bezüglichen Namen beigelegt haben, ſondern immer nur die einzelnen Schluchten und Bergkegel bezeichnen, ſo mußte ich wieder den Pathen ſpielen und taufte dieſes Gebirge denn auf den Namen Keria-Gebirgszug. Dieſer Gebirgskamm erſtreckt ſich von Oſt nach Weſt 160 Werſt weit, zwiſchen den Flüſſen Keria und Jurun-Kaſch; letzterer trennt dieſen Kamm von den Gebirgszügen, die ſich bis zum Karakorum weiter hinziehen. Der Keria-Gebirgskamm ſtellt ſich dem Auge als eine hohe, plötzlich ſteil anſteigende Gebirgswand dar, die auf der ganzen Längenausdehnung über die Schneegrenze hinausragt. Mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen treten ſogar in abzweigenden Kämmen bis zur äußerſten Seite der Gebirgswand vor und überhaupt beſitzt die Schneeregion dort eine große Ausdehnung. Beſonders hervorragende Spitzen haben wir nicht bemerkt, obwohl ſich hier und da über der Geſammtmaſſe des ſchneebedeckten Koloſſes höhere Gruppen erheben, die wahrſcheinlich 20000 Fuß abſoluter Höhe überſteigen. Zu unſerem Leidweſen hatten wir keine Möglichkeit, trigonometriſche Höhenmeſſungen vorzunehmen oder die Höhe barometriſch zu beſtimmen. An Beidem wurden wir durch den fortwährenden ſtarken Regen verhindert, welcher während der 25 Tage, die wir in der höheren Zone des Keria-Gebirges zubrachten, unaufhörlich niederſtrömte. Dieſe Regenzeit wird wahrſcheinlich durch die Monſune des Indiſchen Oceans bewirkt und dauert während der drei Sommermonate, doch tritt der Regen am heftigſten im Juli auf. Dieſe Regenperiode iſt Urſache der großen Zahl von Gletſchern in den Bergen, denen viele Bäche entſpringen; am Fuße des Gebirges bilden ſich die Oaſen an dieſen Flüſſen. Eine andere Folge der Sommerregen erblickt man in dem ausgezeichneten Weidelande auf den unteren Stufen des Gebirges in einer abſoluten Höhe von 9000 bis 12000 Fuß. Auf den Matten dieſes Gürtels weiden große Heerden zartwolliger Schafe. Je weiter nach dem Norden, deſto ſchwächer tritt die Regenzeit auf, und es iſt wahrſcheinlich, daß nur ein geringer Theil des Regens bis zu den Höhenzügen des centralen Kuen-Luen getragen wird.

Ungeachtet der ergiebigen Bewäſſerung durch den Regen während des Sommers iſt der Keria-Gebirgszug ungemein arm in Bezug auf die Flora und ihre Vielfältigkeit, man ſieht weder Wälder noch Buſchwerk. Größere Thiere trifft man auch nicht an, mit Ausnahme der Bergſchafe (Kuku-Joſchok) auf den Felsabhängen; von der gefiederten Welt bemerkt man bloß Geier in größerer Zahl und Rieſen-Berghühner (Megaloperdix). Den Grund einer ſolchen Armuth des organiſchen Lebens hat man wohl einerſeits in dem ſcharfen Kontraſte zwiſchen der trockenen und heißen Wüſte und den mächtigen kalten Bergen, die auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zuſammengerückt ſind, und andererſeits in der ungewöhnlichen Steilheit der Bergwand zu ſuchen, bei welcher ſchon zwiſchen den einzelnen ſchmalen vertikalen Gürteln große Unterſchiede in der Temperatur und Bewäſſerung zu Tage treten. Die unterſte Grenze der Gletſcher des Nordabhanges des Keria-Gebirgszuges befindet ſich, nach der Analogie mit dem Sa-Gliſuß-Nan-Schan zu ſchließen, vermuthlich auf einer abſoluten Höhe von 15500 bis 16000 Fuß. Auf dem Südabhange desſelben Gebirges, welcher ſicher kürzer und von topographiſch ſanfterem Charakter iſt, dürfte die Schneegrenze 500 bis 1000 Fuß höher liegen.

Während unſeres Aufenthaltes im Keria-Gebirge konnten wir den dortigen ſüdlichen Matſchin-Stamm genugſam

kennen lernen und hatten ferner auch Gelegenheit, einen anderen kleinen aber hochintereſſanten Volksſtamm — die Polu — zu ſtudiren.

Das Dorf dieſer Polu, welches nur aus 50 Höfen beſteht, liegt am Fluſſe Kurab, fünf Werſt oberhalb ſeiner Mündung in den Keria, in einer Höhe von 8000 Fuß. Die Leitung ihrer öffentlichen Angelegenheiten ruht in den Händen des durch Wahl beſtimmten Akſakal. Die Einwohner beſchäftigen ſich vornehmlich mit Ackerbau und Viehzucht. Sie gehören zu der mohammedaniſchen Sekte der Sunniten. Nach ihrem Herkommen ſind die Polu Tibetaner und der Ueberlieferung nach aus folgender Urſache nach ihrem jetzigen Aufenthaltsorte verſchlagen worden:

Im weſtlichen Tibet herrſchte vor Zeiten der Brauch, einen Kaiſer zu wählen und ihn dann nach Ablauf einer zehnjährigen Regierung, gleichviel, ob er nun ein ſchlechter oder guter Regent war, zu tödten. Einer dieſer Kaiſer, Chatam geheißen, floh kurz vor Ablauf der Regentſchaft und des ihn damit erwartenden Schickſals mit dreihundert Anhängern außer Landes und gründete eine kleine Kolonie am oberen Laufe des Keria, alſo auf dem tibetaniſchen Plateau. Dieſe Niederlaſſung wurde aber bald darauf von den Mongolen überfallen und die Bewohner niedergemacht. Nur Chatam ſelbſt rettete ſich mit ſeiner Frau, ſeinem Sohne und zweien ſeiner nächſten Umgebung. Dieſe Flüchtlinge verfolgten den Lauf des Keria über die Ausläufer des tibetaniſchen Hochlandes hinaus und gründeten, ſich mit den Frauen des Stammes Matſchin verehelichend, die jetzige Niederlaſſung Polu, wo jetzt ſchon die achte Generation nach den erſten Anſiedlern lebt.

Die Bewohner von Polu zeigen, wie die übrigen Stämme in Oſt-Turkeſtan, ein buntes Gemiſch von phyſiognomiſchen Typen. Vorherrſchend iſt der Typus des Matſchin-Stammes vertreten, nur ſelten erinnert Einer oder der Andere an die Tibetaner. Die Sprache haben ſie auch mit dem Matſchin-Stamme gemeinſam. Der örtliche Häuptling ſagte uns, daß faſt gar keine tibetaniſchen Worte in ihrer Sprache beibehalten ſeien. In Bezug auf ihre Lebensweiſe, ihre Sitten und Kleidung unterſcheiden ſich die Bewohner Polus ebenfalls nicht vom Matſchin-Stamme.

Mit der Schilderung des letzteren will ich dieſen Brief abſchließen.

Ich erwähnte früher bereits, daß die Angehörigen des Matſchin-Stammes ſich für das Urvolk von Oſt-Turkeſtan anſehen. Sie bevölkern jetzt den ſüdöſtlichen Theil des Landes und leben ſowohl in den Oaſen als auch in den Bergen. In den Bergbewohnern hat ſich der urſprüngliche Typus reiner erhalten. In den Oaſen, beſonders in den größeren, ſowie in den Städten haben ſie ſich mit dem Stamme Ardbül und anderen eingewanderten Völkerſchaften von Oſt-Turkeſtan vermengt. Die Geſammtzahl der Matſchin iſt nicht beſtimmbar. Im Keriagebiete zählt man, wie geſagt, etwa 10000 bis 12000 Familien.

Die Berg-Matſchin, oder wie ſie ſich wohl auch nennen, „Maltſcha", bewohnen den Ruſſiſchen und Keria-Höhenzug und den Karanga-Tag [1]). Im Keria-Gebirge (ſoweit dieſes zum Keria-Gebiete gehört) leben etwa 2000 Matſchin-Familien. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt Viehzucht, in geringerem Maße treiben ſie auch Ackerbau. Ihrem Aeußeren nach bekunden dieſe reiner erhaltenen Matſchin eine Vermiſchung der mongoliſchen und ariſchen Raſſe, mit überwiegendem Einfluſſe der letzteren. Ihre Backenknochen treten merklich hervor, die Naſe iſt am unteren Ende abgeſtumpft, obgleich das Naſenbein nicht, wie bei den echten Mongolen, eingedrückt iſt; der Bartwuchs iſt beſonders an den Backen und an der Oberlippe ſchwach; die Augen ſind groß und nicht ſchräg geſchlitzt; der Kopf zeigt eine eckige, hinten abgeplattete Schädelbildung mit meiſt flacher Stirn; die Lippen ſind wulſtig; der Wuchs von geringer, höchſtens mittlerer Höhe, der Körperbau ſchwächlich; die Haut iſt dunkel gefärbt, wenigſtens nicht heller als bei den Mongolen. Obgleich Augen und Haare meiſt die ſchwarze Farbe beſitzen, ſo findet man doch hier und da, und zwar an einigen Punkten ſogar häufig, bei den Männern (ob bei Frauen auch, weiß ich nicht) blaue oder graue Augen und kaſtanienbraune, röthliche, zuweilen ſogar ganz blonde Haare [1]).

Die Männer raſiren das Kopfhaar und laſſen den Kinn- und Backenbart ſtehen. Die Mädchen tragen ihr Haar in vier bis ſechs Flechten (zwei am Hinterkopfe und je zwei an den Schläfen), je nach der Fülle des Haarwuchſes. Dieſe Haartracht behalten ſie auch nach der Verheirathung bis zur Schwangerſchaft bei; von da ab tragen die Frauen nur zwei Flechten am Hinterkopfe. Manche legen ſich kleine Locken an den Schläfen ein oder ſchneiden ihre Stirnhaare kurz und tragen einen Schopf auf der Stirn wie unſere Modedamen. Die Frauen der Bergbewohner beſitzen kein einnehmendes Aeußere, in den Oaſen trifft man dagegen recht hübſche Geſichter.

Das gemeinſame Kleidungsſtück der beiden Geſchlechter bildet der Chalat, welchen die Männer an den Hüften umgürtet, die Frauen offen tragen, und Beinkleider bilden die Untergewänder. Als Fußbekleidung dienen Stiefel, welche den unſerigen ähnlich ſind. Der Kopf wird im Winter und Sommer mit Schaffellmützen bedeckt. Den Turban haben wir bei den Männern im Gebirge nicht bemerkt, und auch die Frauen benutzen den Schleier nur ſelten.

In den Oaſen leben die Angehörigen des Matſchin-Stammes in Lehmhütten, in den Bergen legen ſie ihre Erdhütten in den dicken Löß-ſchichten an. Solche Wohnräume ſind bequem und billig hergeſtellt und haben den großen Vorzug, im Winter warm zu halten und im Sommer kühl zu ſein.

So anſpruchslos der Berg-Matſchin in Bezug auf ſeine Wohnung iſt, ſo einfach und ſchlicht iſt auch ſeine Einrichtung und ſeine Speiſe. Die letztere beſteht hauptſächlich in Weizen-, Gerſten- oder Maisbrod, welches im Sommer mit Milch, im Winter mit Thee gegeſſen wird; Fleiſch iſt eine Seltenheit. Die Bewohner der Oaſen ſind wähleriſcher in Bezug auf die Nahrungsmittel, die Speiſen ſind bei ihnen beſſer und verſchiedenartiger. Einen wichtigen Artikel für die Küche bilden dort Obſt und Gemüſe, ferner Reis und Thee. Auf den Märkten wird Schaffleiſch feilgeboten, woraus die Bewohner ſich ihr Lieblingsgericht, Plow, zubereiten; man kocht dort auch verſchiedene Suppen und verfertigt kleine Fleiſchpaſteten, die Pilmeni genannt werden; Wohlhabendere eſſen Hühner, Enten und die Eier derſelben. In der Zubereitung der Speiſen und in Bezug auf die Geräthe wird große Sauberkeit beobachtet.

[1]) Unter dieſem Namen verſteht man das Grenzgebirge ſüdlich von Keria. Zur Bequemlichkeit der geographiſchen Terminologie könnte, meiner Anſicht nach, die Bezeichnung Karanga-Tag auf den ganzen mit ewigem Schnee bedeckten Höhenzug angewandt werden, welcher ſich als Verlängerung des Keria-Gebirges vom Fluſſe Jurun-Kaſch hinzieht und den äußerſten weſtlichen Theil des Kuen-Luen bildet.

[1]) Ich halte dies für ein ſehr wichtiges Faktum. Bilden die Matſchin vielleicht die direkten Nachkommen jener blauäugigen, rothhaarigen Bewohner des öſtlichen Turkeſtan, welche den chineſiſchen Chroniken zufolge unter dem Namen der Saken und Göten bis zum Beginne unſerer Aera dort lebten?

Die Bergbewohner treiben, wie erwähnt, hauptſächlich Viehzucht, an erſter Stelle Schafzucht. Es giebt zwei Arten: die eine, mit grobhaarigem Felle, nennt man Kyltſchak, die andere, feinwollige, Gyrde. Die erſteren trifft man vorwiegend im ruſſiſchen Höhenzuge, die Gyrde im Keriagebirge. Sie geben ausgezeichnete Felle. Auch Ziegen werden gezüchtet und geben eine feine Wolle. Hornvieh iſt ſelten, da es in den letzten Jahren durch Seuchen decimirt wurde. Eſel, welche als Pack- und Reitthiere dienen, giebt es in großer Zahl. Die Pferde ſind nicht groß, aber von reinem Geblüt; ihre Zahl iſt jedoch klein, weil die Chineſen ſie vor einigen Jahren aus Furcht vor einem Aufſtande der Eingeborenen maſſenhaft vertilgten. Die Vertilgung der Pferde, erzählte man uns, wurde auf eine ganz barbariſche Weiſe ausgeführt. Die Chineſen konfiscirten die Pferde, tödteten ſie dann aber nicht gleich, ſondern quälten ſie zu Tode, indem ſie ſie im Winter in dem Fluſſe ſchwemmten und bei Froſt mit Waſſer begoſſen. Auf dieſe Weiſe wurden Tauſende der nützlichen Thiere, an denen das öſtliche Turkeſtan ſo wie ſo nicht allzu reich iſt, nutzlos hingemordet.

Unter den Charaktereigenſchaften der Matſchin fällt zunächſt ihre ſchreckliche Schwatzhaftigkeit auf, in welcher die Männer, wie es ſcheint, noch mehr leiſten als die Frauen. Dann iſt ferner allen Angehörigen des Matſchinſtammes Feigheit und Leichtfertigkeit gemeinſam. Geſang, Muſik und Tanz bilden ihr Hauptvergnügen, ſogar in den wildeſten Schluchten des Gebirges.

„Es iſt ein wahres Glück, daß der Branntwein dieſem Volke unbekannt iſt, ſonſt würde es ganz den Kopf verlieren“, ſagten unſere Koſaken, um den Hang der Matſchin zu leichtfertigem Leben zu bezeichnen. Geldgierig und gehörig faul ſind die Eingeborenen übrigens auch, und wie überhaupt alle Aſiaten, unſittlich. Einen hübſchen Zug im Charakter des Volkes bildet dagegen die Liebe zu den Kindern und der Verwandten unter einander. In der Noth hilft Jeder dem Anderen. Diebſtahl iſt, in den Bergen wenigſtens, ſehr ſelten. Obgleich man die Bergbewohner im Allgemeinen nicht gerade ein laues Volk nennen kann, ſo zeichnen ſich die Frauen dieſes Stammes dennoch durch viel größere Lebhaftigkeit und Arbeitſamkeit vor den Männern aus. Sie haben die ganze Wirthſchaft und Kindererziehung auf den Schultern. Die Kinder werden ſehr lange, zwei, ja ſogar drei Jahre geſäugt, bis ſie gehen und gut ſprechen können. Der Matſchin hat gewöhnlich nur eine Frau, ſelten zwei oder drei; doch werden die Frauen oft gewechſelt, da die Scheidung ſehr wenig Umſtände macht. Man trifft Frauen, welche den ſechsten oder ſiebenten Mann haben, ſehr häufig. Bei zwei oder drei Männern iſt faſt jede Frau geweſen. Die Ehen werden im frühen Alter, im 12. bis 15. Lebensjahre, geſchloſſen. Die Männer heirathen ebenfalls im Alter von etwa 15 Jahren. Geſchiedene Eheleute können am nächſten Tage wieder neue Ehen eingehen. Nahe Blutsverwandtſchaft, auch im zweiten Gliede, bildet kein Hinderniß; ſo können ein Onkel ſeine Nichte, ein Neffe ſeine Tante und Bruderkinder einander ehelichen. Nur die allernächſten Blutsverwandten, d. h. Brüder und Schweſtern vom ſelben Elternpaare dürfen keine Ehe mit einander ſchließen. Die Hochzeitsgebräuche ſind die bei den Mohammedanern allgemein üblichen; eine große Bewirthung iſt nicht Sitte, ſo daß die Hochzeiten nicht viel koſten. Die Beſtattung der Verſtorbenen geſchieht ebenfalls nach mohammedaniſchem Brauche. Einen Unterſchied finden wir nur in der Sitte, daß die nächſten Angehörigen der Todten 40 Tage auf dem Grabe des Verſtorbenen leben müſſen. Dieſer Brauch wird aber nur theilweiſe erfüllt. Am Donnerſtag jeder Woche beſuchen die Angehörigen die Gräber der Ihrigen und ſenden zu ihnen Gebete um ihre Hilfe in dieſem Leben [1]). Es werden zugleich Speiſen auf den Gräbern zurückgelaſſen, die ſpäter gewöhnlich den Armen zu gute kommen.

Alle Matſchin gehören zur Sekte der Sunniten; in religiöſen Dingen ſind ſie nichts weniger als fanatiſch. Die Sprache unterſcheidet ſich, ſogar bei den Bergbewohnern, nur wenig von dem allgemeinen Idiom im öſtlichen Turkeſtan. Unſer Dolmetſcher aus Kuldſcha machte ſich überall leicht verſtändlich, obwohl er behauptet, daß in der Sprache des Matſchin-Stammes Worte vorkämen, die den Bewohnern von Kuldſcha fremd ſind.

Anfangs Auguſt traten wir aus dem Keria-Gebirge auf den Weg nach Chotan heraus und in die Oaſe Tſchira ein. Von dort ſandten wir nach den in Keria zurückgelaſſenen Effekten und Kameelen. Dieſer Tage treffen dieſe Sachen bei uns ein und wir ziehen dann über Chotan, den Lauf des Fluſſes Chotan hinab nach Akſu und weiter über den Tiön-Schan hinaus in das heimiſche Gebiet, das wir vermuthlich gegen Ende Oktober erreichen werden.

[1]) Wir finden hier alſo den Kultus der Vergötterung der Vorfahren.

Die erſte Erforſchung des Madre de Dios.

II. (Schluß.)

Verſchiedene Reiſende haben es unternommen, den Madre de Dios zu unterſuchen. Der bedeutendſte von ihnen war der Lieutenant der nordamerikaniſchen Marine, Gibbon, der aber — flußabwärts — nur bis 12° 30′ ſüdl. Br. und 70° 26′ weſtl. L. von Greenwich gelangte. Nach ihm verſuchten es die Reiſenden Marchand, Goherin und Ign. Loyola Bautiſta, welcher bis 11° 30′ ſüdl. Br. und 70° (?) weſtl. L. vordrang, da, wo der Madre de Dios die Flüſſe Piñipiñi und Marcapata in ſich aufnimmt. Alle dieſe Forſcher verſichern, daß er ſo mächtig und zur Schiffahrt geeignet ſei, wie der Purus und der Beni.

Bevor wir zu dem knappen, der bolivianiſchen Regierung im Laufe des Jahres 1885 erſtatteten Berichte des Padre Armentia übergehen — die Veröffentlichung ſeines Tagebuches iſt in Ausſicht geſtellt — möge hier eine kurze Mittheilung über die Erforſchung des Madre de Dios durch den noch jetzt lebenden Ign. Loyola Bautiſta folgen, welchen Schreiber dieſes perſönlich ſehr genau kannte. Mit dem Worte „Erforſchung“ iſt zu viel geſagt, denn wie alle früheren Expeditionen ſcheiterte die ſeinige an der feindſeligen Haltung der Chunchos [1]). Auch Bautiſta hielt, wie es bis vor Kurzem nicht anders ſein konnte, den Madre de Dios für den Oberlauf des Purus.

[1]) Chuncho iſt der Name, mit welchem die wilden Indianer im Allgemeinen bezeichnet werden. — „Chunchos, Barbaren, Wilde“ ſind im Spaniſchen ſynonyme Ausdrücke.

„Die Reiſe wurde im Jahre 1856 von Cuzco aus angetreten. Von dort nach Paucartambo ſind es 12 Leguas, von da nach dem Dorfe Challabamba vier, und eine weitere nach der Hacienda von Ocobamba. An dieſem Punkte fragte mich mein Gefährte Juan B. San Miguel, der jeden Fuß Landes in der Montana kannte, ob ich den ſo erſehnten Fluß zu ſehen wünſche, bevor wir an ſeinen Ufern anlangten, und da ich mich damit einverſtanden erklärte, ſo brachen wir am anderen Morgen ſehr früh auf, um bei Tagesanbruch oben in der Cordillera zu ſein, bevor die dichten Nebel aus den Thälern aufſtiegen. In der That gelang es uns, den Fluß zu ſehen, wie er ſich in der Ferne wie ein ſilbernes Band auf dunkelgrünem Grunde dahinſchlängelte.

Von unſerem Ausſichtspunkte hatten wir mehr als drei Leguas auf einem abſcheulichen Wege, wenn ein Pfad im Bette eines an Waſſerfällen und Wirbeln reichen Gebirgsbaches den Namen Weg verdient, hinabzuklettern, um an den Chirimayo (kalter Fluß) zu gelangen, wo wir die Nacht unter einer Hütte verbrachten, welche die Regierung kurz zuvor hatte errichten laſſen. Am folgenden Tage paſſirten wir den Yanamayo (ſchwarzer Fluß), die Hacienda Guadalupe und machten dann auf der Hacienda La Cueva Halt, die ihren Namen von einem ungeheuren, auf der linken Seite des Weges liegenden Felsblocke hat, der einen hohlen Raum zeigt. Für den zurückgelegten Weg rechnet man ſechs Leguas.

Von hier aus fängt die eigentlich wilde Region an, weil die Chunchos bis hierher kommen; hier auch nimmt der Fluß ſeinen großen Namen Tono an. Nicht weit davon paſſirten wir über eine Brücke auf das rechte Ufer, und, nachdem wir die Flüßchen Yanatai und Mujillo hinter uns hatten, kamen wir an einen Abſtieg, wo der Gebirgsweg aufhört und die große Ebene anfängt, die mit 2½ m hohem Graswuchſe bedeckt iſt. Früher waren hier die Kulturen der Haciendas Santa Cruz und Guairapata, die ſich bis gegen San Miguel erſtreckten, einer Hacienda, wo man ſchon ſeit manchen Tagen auf uns wartete. Es war dies der Punkt, von welchem aus die zweite Etappe in Angriff genommen werden ſollte. Mit den am vorigen Tage zurückgelegten ſechs Leguas zählt man 34 Leguas von Cuzco. Die Freude, welche uns der Gedanke verurſachte, den Ort erreicht zu haben, der in der Folge unſer einziger Stützpunkt und Nothanker zu ſein hatte, wurde wenige Stunden ſpäter durch ein trauriges Ereigniß getrübt. Zwei unſerer Begleiter, die Nordamerikaner Denis und Jacobs, Schiffszimmerleute und Arbeiter beim Baue der peruaniſchen Fregatte „Amazonas“, welche die Arbeiten bei den für die Expedition anzufertigenden Booten leiten ſollten, beabſichtigten, am gleichen Abend einen großen Spaziergang um die Kokapflanzungen herum zu machen. Der Mayordomo der Hacienda, F. Dueñas, ein Eingeborener von rieſenhafter Statur und Stärke — der Schrecken der Chunchos, denn keinem, der in ſeine Hände fiel, ſchenkte er das Leben, wie auch er zuletzt ihren Pfeilen erlag — rieth ihnen, ſich nicht unbewaffnet hinauszuwagen, weil, wie ihm nicht entgangen ſei, die Chunchada ſeit Tagen einen Angriff auf die Hacienda plane; daß ſie daher wahrſcheinlich angegriffen würden, wenn ſie ſich allein und ohne Waffen zeigten; allein die beiden Männer hielten es für überflüſſig, auf ſeine wohlgemeinten Worte zu hören und begaben ſich hinweg, um dem Tode in den Rachen zu laufen, der am Saume des Waldes ihrer wartete. Die lauernden Wilden ließen ſie auf Pfeilſchußweite herankommen, und als eine Ahnung der ſie bedrohenden Gefahr in ihnen auftauchte, war es zur Flucht zu ſpät. Von unzähligen Pfeilen durchbohrt fielen ſie nach wenigen Schritten, wie wir am folgenden Tage ſahen; denn in der Nacht war es nicht mehr möglich, ſie aufzufinden, ſo ſehr wir uns auch darum bemühten, und nur zu richtig erwies ſich die vom Mayordomo ausgeſprochene Ueberzeugung: daß uns nichts übrig bleibe, als Gott für ihr Seelenheil zu bitten. Dies geſchah, als wir ſie hereinbrachten, begruben und das Zeichen der Chriſten auf ihrem Grabe aufpflanzten.

Wenige Tage nachher, nachdem die Recua [1]), welche Werkzeuge und Lebensmittel brachte, eingetroffen war, ſetzten wir uns in Marſch für die zweite Etappe. Von San Miguel marſchirten wir fünf Leguas bis zum Encuentro (Sammelplatze), wie wir den Zuſammenfluß der Flüſſe Tono und Cosñipata [2]) nennen, nachdem wir die verlaſſenen Haciendas Chaupimayo und Munaipata hinter uns gelaſſen und die Flüſſe Hospital und Jupurqui gekreuzt hatten. Das Terrain war ein wenig ſumpfig, weil der Weg bei geringem Falle neben dem rechten Ufer des Tono dahinführt. Nachdem das Lager auf einer Playa aufgeſchlagen war, verſuchten wir eine Brücke über den Tono zu ſchlagen, was uns nach einigen Tagen an einer ſchmalen Stelle ſeines Laufes gelang, und über welche wir dann an das zweite Encuentro kamen, welches der Zuſammenfluß mit dem Rio Piñipiñi iſt, wo zwiſchen den Höhen gleichen Namens ſeine Gewäſſer aus einer ſenkrechten Schlucht herausſtrömen. Das gegenüberliegende Ufer iſt eine Ebene, welche ſich am Horizonte verliert; der Strom breitet ſich aus und umfluthet wunderlich geſtaltete Inſeln. Von Oſten her bringen verſchiedene Flüſſe ihren Tribut; beſonders der große Marcapata oder Inambari, und von dem Punkte an, wo er ſich in den Tono ergießt, wird dem Fluſſe der ſo berühmte und erſehnte Name Madre de Dios beigelegt; den ausgedehnten Ebenen aber derjenige der Pampas del Sacramento. Am folgenden Tage kreuzten wir den Strom unter tauſend Mühen auf einem kleinen Floße.

Die Tiger (Jaguare) ſind auf den bewaldeten Anhöhen von Piñipiñi, den letzten, die man ſieht, ſehr häufig; beſonders bei Nacht verräth das furchterregende Brüllen ihre Anweſenheit.

Weithin konnte das Auge die Ufer verfolgen, an welchen ſich die Wilden aufhalten, deren Boote wir auf dem Fluſſe wie ſchwarze Punkte ab- und zufahren ſahen, an welche wir aber nicht heranzukommen vermochten, obwohl wir ſo weit hinabzogen, als es die kurze Zeit und die von uns mitgenommenen ſpärlichen Rationen erlaubten. Wir kehrten mit Bedauern um, obſchon mit der Gewißheit, uns einige Tage ſpäter an der Stelle zu befinden, die wir, als zum Bauplatze von zwei Fahrzeugen paſſend, von Weitem in Augenſchein genommen hatten. Leider ſollte dieſe Hoffnung nie verwirklicht werden. Die von uns zurückgelegte Diſtanz berechne ich auf fünf Leguas.

Am folgenden Tage, nachdem wir auf das rechte Ufer des Tono übergegangen waren, wo ſich unſer Lager befand, riß der Strom bei ſeinem erſten Anſchwellen, das eine Höhe von wenigſtens 12 Fuß erreichte, die Brücke weg. Es bewies das, daß wir nicht mehr an Brücken denken durften; deshalb ſchritten wir zum Baue eines Bootes, wofür wir einen dicken Baum fällten, der eine Meile von unſerem Lager entfernt ſtand und aus deſſen Stamme wir ein Stück

---

[1]) Trupp beladener Maulthiere oder Eſel.

[2]) 17 Jahre ſpäter ſcheiterte am gleichen Cosñipata eine Expedition, die von dem, einer der beſten peruaniſchen Familien angehörigen Präfekten von Cuzco geleitet war. Wegweiſer derſelben war wiederum der früher erwähnte Juan B. San Miguel. Der Präfekt und zwei ſeiner Begleiter verloren dabei das Leben.

von 12 m Länge und 2½ m Durchmeſſer ſchnitten. Dieſe Aufgabe beſchäftigte uns vier Tage.

Nach 14 Tagen war das Boot fertig, der Weg zum Fluſſe geebnet, die Walzen zugeſchnitten und alles vorbereitet, um es am folgenden Tage ins Waſſer zu bringen, die Reiſe flußabwärts fortzuſetzen und zu erforſchen, ob ſich in der Flußenge Schnellen oder Abſtürze befänden, welche ſich der Beſchiffung in den Weg ſtellen könnten. Aus dieſem Grunde traten die beim Baue beſchäftigten Leute um 2 Uhr den Heimweg an, ſtatt Abends, wie an den vorhergehenden Tagen. Eine Fügung des Himmels! Denn als wir in die Nähe des Lagers kamen, ſtießen wir auf die Chunchos, die uns von verſchiedenen Seiten anfielen. Ihr Angriff war ſo plötzlich und ſo gut ausgeführt, daß wir unterlegen wären, wenn wir unſere Kaltblütigkeit verloren hätten. Glücklicher Weiſe dauerte das Gefecht kaum eine halbe Stunde. Die Chunchos waren nämlich ſelbſt überraſcht worden, als ſie, uns an der Arbeit wähnend, das ſchlecht bewachte Lager überrumpeln wollten. Als ſie ihren Häuptling, der einen Schuß in den Kopf erhielt, fallen ſahen, flohen ſie. Der einzige Todte, den wir hatten, war unſer Gefährte Albert, welchen ein von jenem Häuptlinge abgeſchoſſener Pfeil durchbohrt hatte.

Acht Weiber, die zu unſerer Geſellſchaft gehörten, hatten ſich im Lager vor Schrecken auf einen Haufen zuſammengepfercht, und wenige Augenblicke ſpäter wären ſie den Pfeilen der Wilden unfehlbar zum Opfer gefallen, wenn ich mich nicht ihrer angenommen und ſie unter einem Dickicht geborgen hätte, was mich bei der grenzenloſen Verwirrung nicht wenig Mühe koſtete. Wären die Wilden in dieſem Momente vorgegangen, ſo hätten ſie leichtes Spiel mit uns gehabt. Bis zum Einbruche der Nacht beläſtigten ſie uns mit ihren Pfeilen, die wir indeß von Weitem kommen ſahen und vermeiden konnten. Wir waren bloß 18 Männer und hatten wahrſcheinlich den ganzen Guachipaire-Stamm und noch vielleicht andere auf dem Halſe gehabt. Der Nordamerikaner Hach, der als Kapitän fungirte, ſtellte Schildwachen aus und ließ die Feuer löſchen. In großer Unruhe und Beſorgniß verbrachten wir die Nacht. Bei Tagesanbruch erfolgte ein neuer Angriff, der ſchnell zurückgewieſen wurde, und bei dem ihnen, den Blutſpuren nach zu urtheilen, Verluſte zugefügt worden waren.

Die Mehrzahl der Theilnehmer beſchloß, weil auch die Lebensmittel zu mangeln anfingen, den Rückzug nach der Hacienda San Miguel anzutreten, der aber mehr einer Flucht glich. Verſchiedene Gegenſtände, Werkzeuge, Taue u. ſ. w. wurden vergraben, um ſie ſpäter abzuholen.

Auf der Hacienda warteten wir nun mit Sehnſucht auf die Ankunft einer Recua, die uns unter der Bewachung von 12 weiteren Theilnehmern an der Expedition den Reſt der benöthigten Lebensmittel und Geräthſchaften zuzuführen hatte, denn es war ein ſolcher Mangel eingetreten, daß der Mayordomo und ſeine Leute beinahe ſelbſt nichts mehr zu eſſen hatten und allen Vögeln, die ſich in der Nachbarſchaft blicken ließen, nachgeſtellt wurde. Aus dieſer trüben Situation, wobei Leute manchmal einen ganzen Tag nichts über die Lippen brachten und wildwachſende Früchte gute Beute waren, erlöſte uns endlich das Eintreffen der angekündigten Vorräthe.

Sechzehn Tage waren vergangen, ſeitdem wir uns zurückgezogen hatten, und allgemein war die Frage, was aus unſerem Boote geworden ſei; aber Niemand verſpürte Luſt, ſich durch den Augenſchein davon zu überzeugen. Eines Morgens weckte mich Juan B. San Miguel bei Tagesgrauen und ſchlug mir vor, nach dem Boote zu ſehen. Wir waren vier, die ſich trotz der Abmahnungen unſerer nordamerikaniſchen Gefährten auf den Weg machten. Unter Vermeidung jedes unnöthigen Geräuſches ſchritten wir dahin und langten um 10 Uhr bei dem Boote an, welches die Chunchos nicht berührt hatten, das aber in Folge der Sonnenhitze und weil es nicht bedeckt geweſen, an vielen Stellen geſprungen war. Dem Ufer des Coſñipata entlang gehend kamen wir beim Encuentro an, wo ſich ein unerwarteter Anblick darbot: die beim Rückzuge verſchütteten Mais- und Gerſtenkörner, Bohnen u. ſ. w. hatten gekeimt und die Pflanzen eine Höhe von 30 bis 40 cm erreicht!

Auf dem längs der Ufer des Toro erfolgenden Heimwege bedrohten uns die Chunchos von der Inſel der Pavas (Enten) aus, ſo daß wir alle Kräfte zuſammenraffſten, um möglichſt ſchnell aus ihrem Bereiche zu kommen; allein erſt ſpät Abends langten wir erſchöpft und abgehetzt auf der Hacienda an.

Während zweier langer Monate führten wir in Folge der eingeriſſenen Unentſchloſſenheit ein beinahe unthätiges Leben, das nur einmal durch einen Zug nach der Hacienda Coſñipata unterbrochen wurde — bei einem Ueberfalle durch die Chunchos hatten drei ihrer Bewohner das Leben verloren — als eines Morgens, ich war gerade im Begriff, mich mit einer engliſchen Lektion von Ollendorf abzuquälen, von der Pampa ein gewaltiger Lärm herüberſchallte. Die Chunchos waren in Sicht! Die literariſche Methode bei Seite zu werfen und nach preußiſchem Syſteme [1]) vorzugehen, war eins. Wir marſchirten in ausgebreiteter Linie mit einer Miniaturkanone im Centrum. Reſultat: acht Gefangene einſchließlich einer Chuncha und ihres Säuglings. In dem nun abgehaltenen Kriegsrathe kamen in Betreff unſerer unfreiwilligen Gäſte drei Vorſchläge zur Sprache: 1. Todesſtrafe als Repreſſalie für den Mord unſerer drei Gefährten, 2. ſie nach Paucartambo zu bringen, 3. ſie gut zu behandeln, damit ſie einen Waffenſtillſtand verſprächen, der uns erlaubte, unbeläſtigt zum Madre de Dios hinab zu gelangen. Dieſer letzte Vorſchlag überwog und demgemäß ſchenkten wir ihnen allerlei Kram, Meſſer und eine Pfeife, deren abſcheulich quikender Ton ſich wenige Nächte ſpäter, man könnte ſagen, über uns luſtig machte und, vom Walde aus herausfordernd, uns die Nachtruhe raubte, ohne zu rechnen, daß wir, in unſeren Hoffnungen auf ihr Verſprechen gänzlich enttäuſcht, uns die Wilden mit Flintenſchüſſen vom Leibe halten mußten.

Anfangs Auguſt theilte mir der Unterpräfekt mit, die Regierung könne ſich nicht weiter mit dem Unternehmen befaſſen, da ſie die Revolution in Arequipa zu bekämpfen habe. So war denn das Schickſal der Expedition beſiegelt. Den ſchon früher fahnenflüchtig Gewordenen folgend, traten wir die Heimreiſe an; zwei Nordamerikaner jedoch, Willis und Guilmore, entſchloſſen ſich zum Bleiben, und ihnen wurde die Aufſicht über die der aufgelöſten „Sociedad Exploradora del Madre de Dios“ angehörigen Gegenſtände und Geräthſchaften übertragen.“

* * *

Dem Padre Armentia war es endlich vorbehalten, den Windungen des myſteriöſen Madre de Dios zu folgen, und zwar flußaufwärts, wie den einſtweilen in knapper Faſſung gebotenen Notizen zu entnehmen iſt, welche ſich hauptſächlich mit der Frage der an ſeinen Ufern zu errichtenden Miſſionen und der in Folge deſſen eintretenden Verkehrserleichterungen beſchäftigen:

[1]) Der Verfaſſer, ein Altſpanier, hat dieſe Aufzeichnungen im Jahre 1873 niedergeſchrieben.

Die Erforſchung des Madre de Dios wurde in den Monaten Oktober und November 1884 ausgeführt. Der Punkt, von welchem aus die Kommiſſion ihre Expedition antrat, war die Einmündung des Madre de Dios in den Beni unter 11° ſüdl. Br. und 69° 40′ weſtl. L. v. Paris. Sie drang vor bis 12° 55′ ſüdl. Br. und 71° 41′ weſtl. L. von Paris.

Der Madre de Dios bereitet der Schiffahrt keinerlei Hinderniſſe, weder bis zu dem Punkte, wo die Kommiſſion ihren Uebergang zum Aquiry bewerkſtelligte, noch bis zu dem Punkte, bis zu welchem ſie überhaupt gelangt iſt, denn wenn wir auch unter 12° 38′ ſüdl. Br. und 71° 28′ weſtl. L. auf eine Stromſchnelle geſtoßen ſind, ſo bietet doch dieſe Stromſchnelle, davon abgeſehen, daß ſie viel weiter oben, als der Hafen liegt, von dem aus eine Verbindung (mit dem Aquiry) zu eröffnen wäre, eine bequeme Durchfahrt auf der linken Seite, wenigſtens als die Kommiſſion ſie ſah (12. und 14. November 1884), eine Zeit, zu welcher der Strom ſich mindeſtens 6 m über den niedrigen Waſſerſtand erhebt. Wir glauben aber, daß man zu irgend einer Zeit auf dieſer Seite paſſiren kann, wovon wir uns im Auguſt nächſten Jahres vergewiſſern werden, da wir gedenken, die Unterſuchungen alsdann bis zur Mündung des Rio Tuambari auszudehnen. In jedem Falle verhindert dieſe Stromſchnelle die Schiffahrt auf dem Madre de Dios nicht. Bolivien würde nur einen kleinen oder gar keinen Nutzen von einer Schiffahrt auf dem Oberlaufe dieſes Stromes haben, während die Vortheile einer Dampfſchiffahrt auf dem unteren Theile groß und augenſcheinlich ſind. Verbindet man den Madre de Dios mit dem Aquiry vermittels eines Schienenweges, ſo öffnet man dem Handel in dieſen Regionen einen neuen Weg, hauptſächlich dem ſo wichtigen des Departements Beni und einem großen Theile der Provinz Caupolican, welche heutzutage ganz auf den Madeira angewieſen ſind, wo das Fieber ſo viele Opfer fordert. Der Purus und der Aquiry ſind, ſoweit das von ihnen durchſtrömte Terrain zu Bolivien gehört, von den anderen Theilen der Republik durch undurchdringliche Wälder getrennt und bloß eine Bahn, welche den Aquiry mit dem Madre de Dios verbindet, könnte ſie in Berührung mit einander bringen.

Der Madre de Dios hat eine viel größere Waſſermenge als der Beni, und wenn die Kommiſſion darauf verzichtete, ſeine Tiefe zu unterſuchen, ſo iſt es, weil es ihr — davon abgeſehen, daß der Fluß 6 m über dem gewöhnlichen Niveau ſtand — an Inſtrumenten gebrach, die zu dieſem Zwecke tauglich geweſen wären; denn mit Stangen den Grund erreichen zu wollen, wäre zu dieſer Jahreszeit vergebliches Bemühen geweſen. Seine Breite bewegt ſich zwiſchen 300 und 2000 m; meiſtens beträgt ſie 500 m. Der Aquiry hatte an dem Punkte, wo wir auf ihn ſtießen, eine Breite von 71 m im Minimum, und eine beträchtliche Tiefe, denn nahe am Ufer konnten wir mit 4½ m langen Stangen keinen Grund finden; ein wenig unterhalb des Hafens Aguirre erhält er auf dem linken Ufer den Zufluß des nicht unbedeutenden Rio Ponte, und andere folgen, bis ein anſehnlicher und für die Schiffahrt ſehr bequemer Fluß aus ihm wird. Wir halten daher die Möglichkeit der Schiffahrt auf dem Madre de Dios und Aquiry für über allen Zweifel erhaben. — Wird nun eine Bahn zwiſchen den beiden Flüſſen ausführbar ſein? — Die von der Kommiſſion bei ihrem Uebergange zum Aquiry oder Manurini durchmeſſene Diſtanz war: drei Stunden bis zur Carpa (Obdach) Maru y Huarg, weſtliche Richtung; drei Stunden in nördlicher Richtung bis zur Carpa Codarg y Buda und zwei Stunden in nördlicher Richtung bis zum Fluſſe ſelbſt. Es geht daraus hervor, daß, wenn wir drei Meilen per Stunde zurückgelegt haben (mehr kann man nicht rechnen, da wir im Walde marſchirten und die Träger mit Betten, Lebensmitteln und Geſchenken für die Wilden im Gewicht von zwei Arrobas [50 Pfd.] per Mann belaſtet waren), neun Meilen gegen Weſten und fünfzehn gegen Norden durchmeſſen wurden. Das Terrain iſt vorzüglich, ſehr eben und ziemlich hoch gelegen, daher den Ueberſchwemmungen nicht ausgeſetzt. Am Madre de Dios muß die 200 m vom Fluſſe entfernte, 50 m hohe Abdachung des Plateaus erſtiegen werden, das ſich bis zum Aquiry hinzieht; bloß in der Mitte ſtößt man auf einige Bäche, deren größter nicht über 2 m breit und einen Fuß tief iſt. Wenn man alſo, die Carpa Maru y Huarg bei Seite liegen laſſend, vom Madre de Dios aus eine nordweſtliche Richtung einſchlägt, ſo reducirt ſich der Weg auf die gewiß unbedeutende Entfernung von 17 (engliſchen?) Meilen.

Sobald die Kautſchukſammler am Beni und Madre de Dios von dieſer Entdeckung Kunde hatten, faßten ſie neuen Muth, deſſen ſie bei ihrer darnieder liegenden Induſtrie ſehr bedürftig ſind. Die Schiffahrt auf dem Mamoré müßte aber derjenigen auf dem Beni und Madre de Dios die Hand reichen, vermittels eines bequemen Weges von der Stromſchnelle Guajara merin am Mamoré bis zur Stromſchnelle Eſperanza am Beni, Punkte, die bloß 11 Leguas von einander entfernt ſind. Von den Kautſchuk-Induſtriellen iſt zwar dort neuerdings ein Pfad eröffnet worden.

Ueber die Stämme, welche ſich in den betreffenden Regionen aufhalten, haben wir Folgendes zu berichten: Die Pacaguaras wohnen vom Madre de Dios bis zum Purus; von 11° ſüdl. Br. und 70° weſtl. L. an. Sie haben ihre eigene Sprache. Wir erfuhren nicht, daß ſie ſich in dieſer Region in erklecklicher Anzahl aufhalten, folglich verdienen ſie für den Augenblick wenig Aufmerkſamkeit. Von 70° an wohnen ferner an beiden Ufern des Madre de Dios und am Aquiry und Purus eine Menge Araonas- und Cavinas-Stämme, welche ein und dieſelbe Sprache ſprechen, gleiche Gewohnheiten haben und ſelbſt in vielen Stämmen vermiſcht leben. Gegen 72° weſtl. L. und zwiſchen den Graden 12 und 13 ſüdl. Br. wohnen die Toromonas, welche die gleiche Sprache wie die Araonas (Araunas) und die Cavinas ſprechen, die mit einigen Unterſchieden die gleiche wie diejenige der Briameños und Tumupaſeños (Leute von Briama und Tumupaſa) iſt. Dieſe letzteren leben auf dem zwiſchen dem Madre de Dios und dem Madidi liegenden Territorium, am Fuße der Höhen der Kordilleren von Carabaya (??).

Die Unterwerfung (reduccion) dieſer Stämme würde der Regierung einige Opfer auferlegen, um die Miſſionare mit Allem zu unterſtützen, was einem Werke von ſo hoher Bedeutung förderlich wäre; die Ergebniſſe würden die Koſten aber hundertfältig decken.

Die Induſtriellen, die ſich mit der Kautſchukgewinnung abgeben, können bloß dadurch die Wilden bei guter Laune erhalten, daß ſie ihnen fortwährend Beile, Meſſer, Kleidungsſtücke u. ſ. w. zum Geſchenk machen.

Ohne Unterlaß werden die Baracken von einer Menge von Wilden heimgeſucht, deren ganze Unterhaltung ſich darauf beſchränkt, „hacha (Beil), cuchillo (Meſſer), camisa (Hemd)!!“ zu rufen; und wegen ihrer eigenen Sicherheit und derjenigen ihrer Intereſſen ſehen ſich die Induſtriellen genöthigt, jene mit dieſen Artikeln zu verſehen, was nicht geringe Ausgaben und beträchtlichen Schaden verurſacht, da es vorkommt, daß in den Baracken nicht einmal mehr das

zur Arbeit nöthige Geräth übrig bleibt. Es iſt dies in Betracht zu ziehen, wenn die Regierung die ſo drückende Abgabe von fünf Peſos auf jede Eſtrada von 100 Bäumen durchführen will.

Die Zahl der Araunas und Cavinas, von welchen die Kommiſſion Kenntniß genommen hat, beläuft ſich auf einige 30 Stammhäuptlinge, deren jeder 15 bis 30 Familien unter ſich hat; ſelten mehr. Die Zahl der unbekannten Stämme iſt aber bedeutend größer. Auch die Zahl der Toromonas iſt größer. Neben dieſen letzteren wohnen die grimmigen Guarayos, welche ſich an den Abhängen der Höhen im Quellengebiete des Madre de Dios aufhalten, Stämme, bei welchen ein aus ihrer Unterwerfung entſpringendes günſtiges Reſultat zu den Unwahrſcheinlichkeiten gehört.

Kürzere Mittheilungen.

Lindſay's Forſchungsreiſe in Auſtralien.

Mr. David Lindſay hat eine neue Forſchungsreiſe durch Central-Auſtralien unternommen. Derſelbe bekleidete Jahre lang eine hervorragende Stellung im Vermeſſungsamte der Kolonie Süd-Auſtralien und leitete im Jahre 1883 (ſ. „Globus“ XLV, S. 79) eine Expedition, welche die Regierung zur Erforſchung des wenig bekannten „Arnheim Land“ an der Nordküſte von Auſtralien ausgeſandt hatte. Seine jetzige Reiſe wird von Hergott Springs, der Endſtation der von Port Auguſta an der Spitze des Spencer-Golfs auslaufenden Nordbahn, ausgehen, und ſich über Charlotte Waters (25° 55′ ſüdl. Br. und 135° 54′ öſtlich v. Gr.) nördlich nach dem in den Mc Donnell Ranges entſpringenden Finke R. fortſetzen. Es iſt dies der längſte Fluß im centralen Auſtralien. Man kennt von ſeinem oberen Laufe 450 engliſche Meilen, weiß aber von ſeiner Mündung, oder wie er zuletzt verlaufen mag, noch nichts. Lindſay wird dieſe Frage zur Löſung zu bringen ſuchen und überhaupt das große, zur Zeit völlig unbekannte Gebiet zwiſchen 25° und 27° 40′ ſüdl. Br. und 135° und 137° öſtl. L. Gr. nach allen Richtungen hin erforſchen. Es waltet dabei noch ein ganz beſonderes Intereſſe: die Vermuthung, daß dort die ſeit dem Jahre 1848 verſchollene Expedition Dr. Leichhardt's ihren Untergang gefunden habe. Sie ſtützt ſich auf folgende Momente. Vor Jahren unternahm der nunmehr verſtorbene Mr. Jarvis, welcher ein großes Schäfereiweſen am Mount Margaret (weſtlich vom Lake Eyre) verwaltete, einen Ausflug nach Norden, um nach guten Weideplätzen mit Waſſer zu ſuchen. Er entdeckte dabei den Macumba Creek, welcher nördlich in den Lake Eyre mündet, und ſtieß weiter nördlich auf einen ſtark fließenden Fluß mit ſalzigem Waſſer, den die dortigen Eingeborenen „Tirreawah“ nannten. Ein erwachſener Mann unter ihnen erzählte dem Mr. Jarvis, daß zur Zeit, als er noch ein piccaninny (kleiner Knabe) geweſen, eine Anzahl weißer Männer mit Ochſen, Pferden und Ziegen von Oſten her gekommen ſeien. Die Eingeborenen hätten ſich anfänglich vor ihnen gefürchtet, wären ihnen aber gefolgt und hätten ſie, als ſie über den Tirreawah ſchwimmen wollten, angegriffen. Sie hätten dann das Vieh noch von einem Stamme der Eingeborenen zum anderen getrieben, bis ſie nach einander Alle todt geweſen. Dieſer Tirreawah-Fluß kann nun aber kein anderer ſein, als der jetzt ſo benannte Finke. Die Möglichkeit, daß man in dortiger Gegend den Dr. Leichhardt noch lebend antreffen werde, bleibt wohl auf alle Fälle ausgeſchloſſen, ganz abgeſehen von ſeinem Alter, welches jetzt 80 Jahre zählen würde. — Ferner fällt ins Gewicht, daß man auf der ganzen Länge des Ueberlandtelegraphen von Port Auguſta durch Central-Auſtralien bis Port Darwin an der Nordküſte, der ſeit 14 Jahren in Betrieb iſt und deſſen Gebiet ſeitdem mit Abweichungen nach rechts und links vielfach bereiſt worden iſt, auch nicht auf die geringſte Spur der Leichhardt-Expedition geſtoßen iſt. Es erſcheint daher höchſt unwahrſcheinlich, daß Leichhardt dieſe Linie paſſirt hat. Sein entferntes Lager wurde bisher am Thomſon oder Aromac im weſtlichen Queensland unter ungefähr 25° ſüdl. Br. aufgefunden. Die Reiſe ſollte auf Perth zu, die Hauptſtadt der Kolonie Weſt-Auſtralien, verlaufen, und wie ein Blick auf die Karte zeigt, liegt der Finke, vom Thomſon aus, in dieſer Richtung. Dies ſind die Gründe, welche den Schauplatz des Unterganges der Leichhardt-Expedition in der Nähe des Finke wenigſtens vermuthen laſſen.

Wenn Mr. Lindſay den unteren Lauf des Finke feſtgeſtellt und das oben bezeichnete unbekannte Gebiet erforſcht hat, wird er nordöſtlich auf den Herbert-River zureiſen und hier ausgedehnte Vermeſſungen verſchiedener Schäfereianweſen ausführen, dann ſeine Forſchungen in der Richtung auf den in den Golf of Carpentaria mündenden Mac Arthur fortſetzen und zuletzt auch an dieſem Fluſſe weitere Vermeſſungen vornehmen. Die ganze Länge der Reiſe, von Hergott Springs ab gerechnet, wird ungefähr 2500 engliſche Meilen (4023 km) bemeſſen. Die dem Mr. Lindſay eigene Unerſchrockenheit und Energie bürgen dafür, daß er ſeiner Aufgabe gewachſen iſt. Die Koſten der Expedition beſtreitet er größtentheils aus eigenen Mitteln. Ihn begleiten ſieben Perſonen, darunter auch ein Photograph, und für den Transport dienen zehn Kameele. Man ſieht in Auſtralien dem Ausgange mit größter Spannung entgegen.

Auf beſondere Empfehlung des bekannten Regierungsbotanikers Baron Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne wurde noch in letzter Stunde von Seiten der ſüdauſtraliſchen Regierung Lieutenant Hermann Dietrich als Botaniker der Expedition beigegeben. Derſelbe war früher Lieutenant in der preußiſchen reitenden Artillerie. Später führte er ein abenteuerliches Leben in vielen Herren Ländern, beſuchte die Türkei, Kleinaſien, Aegypten, den Sudan, Abeſſinien u. ſ. w. und lebt zur Zeit in Melbourne in intimem Verkehre mit Baron von Müller.

Mr. Lindſay nimmt viel Sämereien und auch Pflanzen mit auf die Reiſe, welche ihm Baron von Müller eingehändigt hat, damit er ſie an geeigneten Orten dem Erdboden übergebe. Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Eine eigene Specialität unter den Reiſenden vertritt der engliſche Geiſtliche Henry Lansdell, welcher in den letzten Jahren Sibirien, Ruſſiſch-Turkeſtan, Kuldſcha, Bucharа und Chiwa durchreiſt hat; ſein Reiſezweck iſt hauptſächlich die Vertheilung von religiöſen Druckſchriften, Bibeln u. ſ. w. in Gefängniſſen, Spitälern und ähnlichen öffentlichen Anſtalten. Daneben hat er allerdings ein offenes Auge, beſonders für die Vegetation und die Thierwelt, und da er mit einer Fülle der beſten Empfehlungen verſehen war, ſo hatte er Gelegenheit, Vieles zu ſehen, zu erfahren und zu ſammeln, was Anderen vielleicht weniger zugänglich geweſen wäre. Seine letzte Reiſe führte von London über Jekaterinburg nach Omsk, Semipalatinsk, Sergiopol, Kuldſcha, Wernoje, Taſchkend, Chokand, Samarkand, Bucharа, Chiwa, Krasnowodsk, Baku und zurück nach London, war 19 400 km lang und wurde in kaum einem halben Jahre zurückgelegt. Sein Buch iſt jetzt in deutſcher Ueberſetzung (von H. von Wobeſer) unter dem Titel „Ruſſiſch-Central-Aſien nebſt Kuldſcha, Bucharа, Chiwa und Merw“ in drei Bänden, denen noch ein wiſſenſchaftlicher Anhang über Fauna und Flora von Ruſſiſch-Turkeſtan nebſt Bibliographie folgen wird, bei F. Hirt und Sohn in Leipzig erſchienen. (Mit Karte, Photographie des Verfaſſers und ca. 70 Abbildungen, Preis 20 Mk.) Es iſt keine fortlaufende Schilderung ſeiner Erlebniſſe, ſondern die Reiſe des Verfaſſers bildet gleichſam nur den Faden, an welchem eine große Menge wiſſenſchaftlicher Daten, die der Autor aus Originalwerken, durch Erkundigungen und von Behörden zu ſammeln verſtanden hat, aufgereiht ſind. Jegliche Seite des öffentlichen und privaten Lebens erhält ſo ſeine Beleuchtung durch ſtatiſtiſche Angaben, Geſchichte, wie Ethnographie, Fauna und Flora, Militärweſen und Verwaltung, Schulweſen, Krankheiten, Spitäler, Handel und Verkehr u. ſ. w., und ſo kann das Werk demjenigen, welcher den ſchildernden Theil vielleicht nur einmal lieſt, auch ſpäterhin als Nachſchlagebuch zu mehr wiſſenſchaftlichen Zwecken dienen.

— Als im Jahre 1883 die Koreaniſche Geſandtſchaft aus den Vereinigten Staaten zurückkehrte, wurde auf Befehl des Königs eine ſogenannte „Amerikaniſche Farm“ angelegt. Nach einer Mittheilung des amerikaniſchen Geſchäftsträgers in Söul befindet ſich dieſelbe in vollem Aufblühen; im vergangenen Jahre hat man dort vielen Samen gewonnen und an dreihundert verſchiedene Orte vertheilt, während die nöthigen Anweiſungen für die Behandlung ertheilt und mit Erfolg benutzt wurden. Die Hausthiere, welche auf der amerikaniſchen Farm gehalten werden, ſind von „Kaliforniſcher Vollblut-Raſſe“.

— Die japaniſche Regierung wird zwölf Frauen nach Frankreich ſchicken, damit ſie dort die Landesſprache ſtudiren und dieſelbe dann in ihrem Vaterlande lehren. Die Dauer ihres Aufenthaltes iſt auf drei Jahre feſtgeſetzt.

— Bei dem holländiſchen Miniſter der Kolonien iſt darauf angetragen worden, ſorten auch chineſiſche Dolmetſcher in der Provinz Kuang-Tung ausbilden zu laſſen, deren Sprache von den Chineſen, welche ſich außerhalb Java niedergelaſſen, hauptſächlich geſprochen wird. Wahrſcheinlich wird der Bitte entſprochen werden.

— Seit längerer Zeit werden die öſtlichen Inſeln des malaviſchen Archipels von amerikaniſchen Freibeutern beunruhigt, welche die Vorgänge aus dem Stillen Ocean (Menſchenraub), wie es ſcheint, dorthin verlegen wollen. Trotzdem die holländiſchen Kriegsſchiffe in den von ihnen heimgeſuchten Gewäſſern kreuzen, iſt es noch nicht geglückt, einen derſelben auf friſcher That zu ertappen.

Afrika.

— Die Direktion des Suez-Kanals hat ſich entſchloſſen, probeweiſe die nächtliche Benutzung des Kanals zwiſchen Port Said und Kilometer 54 den Kriegsſchiffen und Poſt-Dampfern, welche elektriſches Licht führen, zu erlauben. Um die Schiffahrt zu erleichtern, hat die Geſellſchaft ihrerſeits alle Stationen in dieſem Theile des Kanals mit einem feſten Lichte, welches 9 km weit ſichtbar iſt, verſehen, um den Schiffen als Zeichen zu dienen; auch iſt ein vollſtändiges Signalſyſtem organiſirt, um die Verbindung mit den Schiffen auch bei Nacht unterhalten zu können. Wenn der Verſuch glückt, ſoll er auch auf den übrigen Theil des Kanals, ſowie auf andere Schiffe ausgedehnt werden; im Falle des Gelingens würde der Verkehr im Kanale eine große Erleichterung erfahren.

— Albinismus in Weſtafrika. Zu intereſſanten Studien — ſchreibt H. Zöller (Die deutſchen Beſitzungen an der weſtafrikaniſchen Küſte, III, S. 81) — würde meines Erachtens ein genaueres Studium der „Albinismus“ genannten Entfärbung der Haut führen. Ich möchte die Aufmerkſamkeit der berufsmäßigen Ethnologen und Anthropologen ganz beſonders auf die eigenthümliche Thatſache lenken, daß die Zahl der Albinos, wenn man ſich, von Weſten oder von Südoſten kommend, den Niger-Mündungen nähert, beſtändig zunimmt, bis ſchließlich im Niger-Delta ſelbſt die blaßhäutigen und blaßhaarigen Menſchen einen gar nicht unbedeutenden Bruchtheil der Geſammtbevölkerung darſtellen. Auch ſcheint die Stärke der Hautentfärbung in direktem Zuſammenhange mit ihrer Häufigkeit zu ſtehen. So haben z. B. die Albinos des Togo-Gebietes und von Camerun doch immer noch eine dunkele oder wenigſtens ſtark ins Röthliche ſchimmernde Hautfarbe, während ich im Niger-Delta ſolche ſah, deren Farbe von derjenigen geſunder Deutſchen, Engländer oder Schweden nicht zu unterſcheiden geweſen ſein würde. Der Geſichtsausdruck der afrikaniſchen Albinos iſt ebenſo wie derjenige der europäiſchen nicht gerade angenehm. Die Züge haben etwas Verkniſtenes und Greiſenhaftes, welcher peinliche Eindruck durch die meiſtens etwas unnatürliche Farbe des Haares noch vermehrt wird. Uebrigens ſcheint es beinahe, als ob in den Bergen, wo die meiſten Albinos vorkommen, alle Bewohner eine leicht ins Röthliche ſpielende Hautfarbe beſäßen.

— Die Hoffnung, den Aepyornis maximus noch lebend in Madagaskar aufzufinden, iſt nach einer Mittheilung von Grandidier an die Akademie in Paris ſehr gering, da das ſeither noch unbekannte Innere des ſüdlichen Madagaskar ſich als ein baumloſes Steppenland herausgeſtellt hat, in welchem ein Vogel von dieſer Größe nicht hätte unbemerkt bleiben können. Auch finden ſich die Eier nicht dort, ſondern in dem Dünengebiete an der Südküſte zwiſchen Kap Ste. Marie und Machikora, wo ſie im Dünenſande begraben liegen und manchmal durch die Abſpülung bei ſchwerem Regen herausgewaſchen werden. Daß der Vogel aber noch nicht allzu lange ausgeſtorben ſein kann, beweiſt der Umſtand, daß ſich mit den Eiern zuſammen die Gehäuſe von heute noch auf Madagaskar lebenden Schneckenarten, zum Theile mit noch erhaltener Färbung, finden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Für die holländische Neu-Guinea-Expedition hat die zweite Kammer der General-Staaten anstatt der geforderten 25000 Gulden nur 10000 bewilligt; man fürchtete, daß politische Zwecke mit derselben verbunden seien. Wie es scheint, wird der Minister noch einen Versuch machen, die Bewilligung weiterer Mittel für die Expedition zu erlangen.

— Nach kaiserlicher Bestimmung sind in dem deutschen Antheile von Neu-Guinea und Umgegend folgende Namensänderungen vorgenommen worden: ein auf der Nordostküste von Kaiser-Wilhelms-Land, nordwestlich von Port Konstantine entdeckter Hafen und eine Bucht in der Nähe desselben sind „Friedrich-Wilhelms-Hafen", bezw. „Prinz-Heinrich-Hafen", ein östlich vom Kap de la Torre entdeckter großer schiffbarer Fluß „Kaiserin-Augusta-Fluß", der Berg Beautemps-Beaupré auf der Gazellen-Halbinsel „Varzin", das bisherige Neu-Irland, „Neu-Mecklenburg", die Gruppe Duke of York „Neu-Lauenburg" und Neu-Britannien „Neu-Pommern" getauft worden.

Nordamerika.

— Alpheus Hyatt hat mit der Yacht „Arethusa" eine sehr erfolgreiche Fahrt längs der Küsten von Neufundland und Labrador gemacht. An der nur von einzelnen Fischern bewohnten Westküste Neufundlands wurden massenhaft wohlerhaltene Versteinerungen von Cephalopoden gefunden, darunter Formen, welche ein neues Licht auf die Entwickelung der einzelnen Gruppen werfen. Eine recente Hebung längs der Küste, sowie an Labrador, an Anticosti und den Mingan-Inseln, war unverkennbar.

— Die verheerenden Ueberschwemmungen im Mississippigebiete und die Möglichkeit ihrer Verhütung beschäftigen neuerdings wieder vielfach die betreffenden Kreise der Vereinigten Staaten. In einem sehr lesenswerthen Artikel in der Decembernummer des „American Naturalist" macht Ballou darauf aufmerksam, daß sich das von Norden nach Süden verlaufende Mississippithal und das von Ost nach West laufende Ohiothal diametral verschieden verhalten. In ersterem besteht Hochwasser von Frühjahr bis Mitte Juni, aber da die Schneeschmelze nur langsam von Süden nach Norden vorschreitet, wird die Fluth verhältnißmäßig nicht so hoch, obschon sie durch ihre lange Dauer Schaden genug thun kann. Ganz anders der Ohio. Da fast sein ganzes Thal unter demselben Breitengrade liegt, erfolgt nicht nur die Schneeschmelze fast in seinem gesammten Flußgebiete zu gleicher Zeit, sondern auch die atmosphärischen Vorgänge, welche in einer gewissen Beziehung zum Stande der Sonne stehen, dauernde Regengüsse, Wolkenbrüche, Tornados, betreffen es meist in seiner ganzen Ausdehnung, und so entstehen jene entsetzlichen Fluthen, welche auf der Welt nicht ihres Gleichen haben. Die Vereinigten Staaten haben für Schutzbauten schon über 500 Millionen Dollars ausgegeben, die von Privaten erlittenen Schäden belaufen sich bereits auf mehr als das Doppelte dieser Summe. Die furchtbarsten Schäden entstehen durch die Eisgänge und Stauungen; um diesen abzuhelfen, sind alle Snagboote, die zur Beseitigung der Snags, der festsitzenden Baumstämme, unterhalten werden, mit Dynamitpatronen ausgerüstet. Um die Fluthen zu verhüten, ist bis jetzt wenig Ernstliches geschehen, die bezüglichen Vorschläge sind im Kongreß begraben worden. Jetzt dringt aber die Presse darauf, den Schaden an der Wurzel anzufassen und durch Wiederaufforstung, sowie durch Anlage von Teichen, Seen und kleinen Wasserreservoirs in den Quellthälern den Abfluß des Wassers zu verlangsamen.

Oceane.

— Eine Meervergiftung. Ueber einen merkwürdigen Vorgang, welcher für die Lehre von der Entwickelung der Korallenriffe nicht unwichtig ist, berichtet Forbes in seinem interessanten Buche: A Naturalist's wanderings in the Eastern Archipelago. Im Jahre 1876 wurden die Keeling-Inseln von einem furchtbaren Orkane heimgesucht, welcher von dem auf der Insel wohnenden Mr. G. C. Roß genau beobachtet wurde. Der Sturm begann am 28. Januar, zum Glück durch rasches Fallen des Barometers so lange vorher angemeldet, daß die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden konnten. Das Meer stieg so furchtbar, daß es bis 150 Yards einwärts der Hochwassermarke vordrang; der Barometer fiel auf 26½", kein Gegenstand, der höher als 1 bis 2' über dem Boden emporragte, blieb aufrecht und die Menschen konnten sich nur dadurch retten, daß sie sich in den Vertiefungen des Bodens platt niederlegten. Am Strande wurden mächtige Korallenblöcke abgebrochen und hoch über die Hochwassermarke hinaufgeschleudert. Sechsunddreißig Stunden später bemerkte man in der Lagune zwischen den nördlichen Enden von Neu-Selima und Gooseberry Island eine schwarze Färbung des Meerwassers, welche aus der Tiefe aufstieg und sich über den größeren Theil der Innenlagune, soweit ihr nicht die Strömungen Halt geboten, verbreitete; ungefähr vierzehn Tage lang stiegen immer neue dunkle Wassermassen auf und verbreiteten einen penetranten Geruch nach faulen Eiern. Binnen 24 Stunden war im Bereiche der Färbung alles Leben vernichtet, die Muscheln und Korallen starben ab und todte Fische wurden in solchen Massen ans Land geworfen, daß die Eingeborenen drei Wochen lang zu arbeiten hatten, um sie wegzuschaffen und zu vergraben. Forbes besuchte die Insel im Jahre 1878. Noch waren die Spuren des Orkans kaum zum geringsten Theile verwischt und in der ganzen Osthälfte der Lagune kaum eine Spur von Leben zu finden. Die Korallen lagen todt und waren bis auf die Stämme herunter zerfressen, auch die Muschelschalen waren arg zerfressen. Nur hier und da sah man einen Fisch und ganz am Rande des Verwüstungsgebietes einzelne neue Kolonien von Madrepora und Porites. — Bekanntlich hat Darwin bei seinem Besuche 1836 in derselben Lagune ein ähnliches Verwüstungsfeld vorgefunden und glaubte es durch ein Sinken des Wasserspiegels, veranlaßt durch die Schließung verschiedener Zuflußkanäle, erklären zu müssen; aber vielleicht handelte es sich damals um ein ganz ähnliches Vergiftungsphänomen, bedingt vielleicht durch ein Erdbeben, das zwei Jahre früher stattgefunden. Auch für die Katastrophe von 1876 nimmt er ein Erdbeben an, das im Toben des Orkans übersehen worden sei. Es könnte aber vielleicht auch das Ausströmen des Schwefelwasserstoffgases bedingt gewesen sein durch den abnorm niederen Luftdruck, welcher das im Boden enthaltene, durch die Zersetzung der organischen Stoffe entstandene Gas zum Ausströmen brachte. Ko.

Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. III. (Schluß.) (Mit sieben Abbildungen.) — N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien. III. (Schluß.) — Die erste Erforschung des Madre de Dios. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Lindsay's Forschungsreise in Australien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 16. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande.

I.

Zu Anfang 1880 wurde Dr. P. Neis als Marinearzt nach Saïgon geschickt und benutzte während dieses und des folgenden Jahres seine dienstfreie Zeit zu verschiedenen Ausflügen in das Gebiet der wilden Moïs, wobei er sich der Unterstützung des damaligen Gouverneurs von Französisch-Cochinchina, Lemyre de Vilers, zu erfreuen hatte. Es gelang, mit diesen unabhängigen Stämmen im Nordosten der Kolonie freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, so daß schließlich einer der ersten Häuptlinge derselben, Patao, im Januar 1881 nach Saïgon kam und um den Schutz der französischen Regierung bat. Unter Patao's Führung und in Begleitung des Lieutenants Septans, der die Routenaufnahmen zu machen hatte, brach Neis zu Anfang Februar von Neuem auf, durchwanderte während dreier Monate das weite, wellige Plateau unter dem 12. Breitengrade, drang bis an die Quellen des Donnaï vor und kehrte längs desselben nach Cochinchina zurück. Als er dann im April 1882 zur Erholung nach Frankreich zurückkehrte, erhielt er in Folge seiner bisher erreichten Resultate vom Unterrichtsminister den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise in Hinterindien, zu welcher er sich nach Kräften vorbereitete. Als specielleres Ziel derselben wurde nach reiflicher Ueberlegung und im Einverständnisse mit dem Gouverneur von Cochinchina und dem Reisenden Dr. Harmand, damals Konsul in Bangkok, das Reich Luang-Prabang am mittleren Mekong ausersehen, wohin sich Neis auf dem Mekong-Strome begeben wollte. Zu Begleitern erwählte er einen Dolmetsch für Siamesisch und Französisch, den jungen Rô, einen zweiten für Annamitisch und Französisch, Phuôc mit Namen, und zwei eingeborene Milizsoldaten, welchen ihre Waffen belassen wurden; alle vier sind von der 19 Monate währenden Reise gesund zurückgekehrt. Das Gepäck, Munition, Waaren zu Geschenken u. s. w. war in 40 kleinen Kisten, jede von etwa 30 kg, verpackt; Lebensmittel befanden sich nur wenig darunter, da der Reisende wußte, daß er doch sehr bald genöthigt sein würde, ganz nach Landessitte zu leben.

Am 12. December reiste die kleine Gesellschaft von Saïgon auf dem Kanonenboote „Eclair" nach Phnompenh ab, wo er seine mexikanischen Piaster in Tikals und Silberbarren umwechselte. Eine solche Silberbarre wiegt 383 g, gilt etwa 15 Piaster und ist die einzige Münze, welche in ganz Indochina leichten Cours hat. Am 19. December verließ der „Eclair" Phnompenh und am 23. trat Neis auf drei Barken, welche der Gouverneur von Kratieh geliefert hatte, die weitere Fahrt stromaufwärts an, nachdem er sich von den letzten Landsleuten und Freunden, die ihn bis dorthin begleitet, verabschiedet hatte.

Auf seine Mekong-Fahrt, welche der zu früh gestorbene François Garnier so trefflich geschildert hat, auf das stete Ankämpfen gegen die Stromschnellen, das tägliche Lagern am Ufer, die Empfänge bei den laotischen Gouverneuren und den stets wechselnden Anblick des majestätischen Stromes, der von den Hochebenen Tibets bis zu den Niederungen Cochinchinas Asien durchströmt, geht Neis nicht näher ein; am 15. Januar langte er in Bassak, seiner ersten wahrhaften Etappe in Laos, an.

Die Provinz, oder richtiger das Königreich Bassak, bildet den mächtigsten Staat von Unter-Laos, bei dessen Herrscher die früheren französischen Expeditionen unter Doudart de

Google

Lagrée und Dr. Harmand den beſten Eindruck hinterlaſſen haben. Ihrem Nachfolger Reis half der König nach Kräften bei ſeinen Ausflügen in die umliegenden Berge und zu den ſchönen Chmer-Ruinen von Wat Phu, wo er einige Tage damit zubrachte, den Plan derſelben aufzunehmen. Er bewohnte, wie ſeine Vorgänger, das Gemeindehaus oder die Sala, deren Fuß der Strom bei Hochwaſſer beſpült, während ſie ſich jetzt mehr als 15 m über deſſen Spiegel erhob. Aber trotz der Freundlichkeit, welche ihm der König bewies, bemerkte der Reiſende doch bald, daß er im Lande nicht beliebt war; was ihn verdächtig machte, war der Umſtand, daß der König und die hohen Beamten im Beſitze zahlreicher annamitiſcher Sklaven ſich befanden und fürchteten, daß Reis dieſelben als ſeine halben Landsleute befreien würde. Der König hatte ihm freilich verſichert, daß es in ſeinem ganzen Reiche keinen einzigen annamitiſchen Sklaven gebe; aber des Reiſenden Begleiter hatten ſolche bemerkt, und bald traf er auch ſelbſt mit denſelben zuſammen; zuletzt verging kein Abend, ohne daß er den Beſuch eines oder mehrerer dieſer Unglücklichen erhalten hätte. Die meiſten derſelben werden von den Chas (wilde Gebirgsſtämme) an den Grenzen Annams gefangen genommen; auch die kleine Truppe von Elephantenjägern, welche der König von Baſſak auf dem Plateau der Bolovens unterhält, ſoll nebenbei den Fang von Annamiten betreiben. Ein erwachſener Annamit gilt in Baſſak vier Silberbarren, während man für einen Chas oder einen laotiſchen Sklaven nur die Hälfte löſt; annamitiſche Frauen gelten eine bis vier Barren. Dieſe Leute betonten ſtets den Umſtand, daß Frankreich eigentlich der Herr Annams, alſo Reis ihr Vater ſei, und baten ihn, ſie unter ſeinen Schutz zu nehmen und zu befreien, und da Frankreich den Bewohnern Cochinchinas bereits das

Wilde Mois.

Stimmrecht und durch Geſetz vom Januar 1881 ſogar das Recht, franzöſiſche Bürger werden zu können, verliehen hat, ſo wird es ſich, ſobald es wirklich Herr von Annam geworden iſt, auch ſchwer der Pflicht entziehen können, dieſe Sklaven zu befreien. Reis iſt der Anſicht, daß dies mit etwas Geduld, viel Geſchicklichkeit und wenig Geld auch dereinſt möglich ſein wird.

Aber dieſer Verkehr mit den Sklaven blieb nicht unbemerkt; der König machte zwar gute Miene zum böſen Spiele und bat den Reiſenden um allerhand Dienſte, ließ ſeine Kranken von ihm beſuchen, ſeine Uhren ausbeſſern und ſich photographiren; aber er war doch gar nicht böſe, als derſelbe am 9. Februar ſeine Reiſe ſtromaufwärts weiter fortſetzte. Während derſelben machte es Reis große Freude, die peinliche Genauigkeit der von F. Garnier und Delaporte gemachten Stromaufnahme zu konſtatiren; ihm blieb nur eine geringe Nachleſe übrig, und er beeilte deshalb ſeine Fahrt ſo ſehr wie möglich und blieb nur fünf Tage in Kemarat, deſſen alter Gouverneur ihn weit gaſtlicher aufnahm, als der König von Baſſak. Da derſelbe bemerkte, daß der Reiſende kein Gong beſaß, ſo zwang er ihn, ein ſehr ſchönes von ihm anzunehmen, indem er ihm verſicherte, daß ein Mandarin niemals ohne ein ſolches Inſtrument reiſen dürfe. Und er hatte Recht: ſobald ſich Reis in Zukunft einem Dorfe näherte, wo er Lebensmittel kaufen oder einige Hilfsruderer zur Ueberwindung einer Stromſchnelle anwerben wollte, ließ er das Gong ſchlagen, worauf ſofort der Dorfhäuptling und die Aelteſten erſchienen und ſich dem reiſenden „Mandarinen“ zur Verfügung ſtellten. Vorher hatte er oft eine koſtbare Zeit damit verloren, daß er die Aelteſten durch einen Bootsmann und einen ſeiner Dolmetſcher hatte ſuchen laſſen müſſen.

Ullswater, Glenridding Dodd and Sheffield Pike. Ullswater is the second largest lake in the District, and is famous for its beauty. Its shape is unusual, with a long, straight stretch in the middle and a wide, curving section at the southern end. The lake is surrounded by steep fells, and the views from the shore are magnificent. The village of Glenridding is a popular starting point for walks and boat trips.

Ullswater, Glenridding Dodd and Sheffield Pike

etwas gekochten Reis und eine Schale voll Waſſer geſtellt.

Nach langem Suchen fand Reis den Gouverneur in einem der zahlreichen kleinen Gebäude, welche die Pagode umgeben, wo er ſeine Zeit mit Beten hinbrachte. Es war demſelben unmöglich, dem Reiſenden ſofort Ruderer zur Fortſetzung ſeiner Fahrt zu ſtellen; eine Räuberbande machte ſich den Schrecken der Bevölkerung zu Nutzen, plünderte das Land und hatte mehrere Häuſer von Penom, darunter auch das des Gouverneurs, niedergebrannt. Unter dieſen Umſtänden mußte ſich Reis zu einigen Tagen Wartens entſchließen; er beruhigte den Gouverneur, ſchenkte ihm, da derſelbe alle ſeine Waffen verloren hatte, ein Steinſchloßgewehr nebſt Munition, und machte Krankenbeſuche, ohne indeß viel helfen zu können; nur bei zwei Töchtern des Gouverneurs erzielte er durch kräftiges Eingreifen eine Beſſerung. Den Einfluß, welchen er damit auf den Beamten gewann, ſuchte er dazu zu verwenden, daß man die Todten in Zukunft begrabe, anſtatt ſie in den Fluß zu werfen und dadurch die Seuche nur noch weiter zu verbreiten; aber das war vergebene Mühe. Stets erhielt er zur Antwort: „Das iſt einmal ſo der Gebrauch; wir haben

Der König von Baſſak.

die Cholera vom Oberlaufe des Stromes erhalten und ſchicken ſie nun weiter hinab.“ Die Laos verbrennen nur die Leichen großer Mandarinen und begraben gewöhnlich alle anderen; aber jeder Todte, der an einer Epidemie geſtorben iſt, gleichviel ob Mandarin oder Bettler, wird in den Fluß geworfen, und ebenſo die im Kindbett geſtorbenen Frauen. Die Leiche wird zwiſchen Bambulatten gepackt und mit Rotang zuſammengeſchnürt, und das Ganze an einen dicken Bambu, der als Schwimmer dient, feſtgebunden. Jeden Morgen holen dazu beſtimmte Leute die Leichen aus den Häuſern, hüllen ſie auf die beſchriebene Weiſe ein, rudern ſie in die Mitte des Stromes und werfen ſie dort ins Waſſer. Dieſe Sitte iſt um ſo beklagenswerther, als die Eingeborenen nur Flußwaſſer trinken; zum Glücke freſſen die ſtellenweiſe ſehr zahlreichen Krokodile die Leichen ziemlich raſch auf, und Raben und Geier helfen ihnen dabei.

Nach vier Tagen waren die erforderlichen zwölf Ruderer aus den umliegenden Dörfern zuſammengebracht, und Reis konnte ſeine Reiſe fortſetzen. In Lakôn und Hutên war die Epidemie verſchwunden, in Saniabury aber hatte ſie dermaßen gewüthet, daß ſämmtliche geſunde Einwohner ſammt dem Gouverneur in die Wälder geflüchtet waren

Jacob Philipp Hackert, Ansicht von Tivoli, 1783

Le vignoble de Pouilly-sur-Loire est situé sur la rive droite de la Loire, à 160 kilomètres de Paris, à 30 kilomètres de Nevers et à 20 kilomètres de Cosne. Il s'étend sur les communes de Pouilly, Tracy-sur-Loire, Saint-Andelain, Saint-Laurent-l'Abbaye, Saint-Amand-en-Puisaye, Saint-Léger-des-Vignes, Garchizy, Mesves, Saint-Martin-sur-Nohain, Saint-Pierre-le-Moûtier, Sancoins, Sancerre, Bué, Crézancy, Menetou-Salon, Quincy, Morogues, Vinon, Vignoux-sous-les-Aix, Ivoy-le-Pré, Lunery, Vallenay, Farges-en-Septaine, Henrichemont, Parassy, Humbligny, Boulleret, Sury-en-Vaux, Verdigny, Veaugues, Reuilly, Argent-sur-Sauldre, Aubigny-sur-Nère, Bannay, Blancafort, Bourges, Brinay, Chavignon, Coust, Feux, Flavigny, Genouilly, Jalogny, Jars, Lapan, Lazenay, Léré, Marmagne, Menetou-Ratel, Mornay-Berry, Neuvy-Deux-Clochers, Nohant-en-Graçay, Osmoy, Plaimpied, Preuilly, Saint-Caprais, Saint-Christophe-en-Bazelle, Saint-Denis-de-Palin, Saint-Georges-sur-Moulon, Saint-Hilaire-en-Lignières, Saint-Outrille, Sainte-Solange, Sainte-Thorette, Sainte-Montaine, Sainte-Vitte, Soye-en-Septaine, Thaumiers, Vasselay, Vesdun, Villabon, Villegenon, Villequiers, Vornay, Vouzeron, Vouzon, Vouzy, Ainay-le-Vieil, Allogny, Arçay, Aubinges, Avord, Bengy-sur-Craon, Berry-Bouy, Bigny-Vallenay, Blet, Bourges, Brécy, Brinon-sur-Sauldre, Charentonnay, Chéry, Clémont, Contres, Coust, Crézancy, Dampierre-en-Graçay, Farges-en-Septaine, Feux, Flavigny, Genouilly, Graçay, Henrichemont, Humbligny, Ivoy-le-Pré, Jalogny, Jars, Lapan, Lazenay, Léré, Lunery

Nam Schan einige Hundert flüchtiger Landsleute geſammelt und die ſtetig anwachſende Stadt Molican gegründet habe, als deren Gouverneur er fungirte. Dort mußte Reis vorbeikommen, um Möong Ngan zu erreichen, und darum verſprach ihm Nanſivai, ihm am nächſten Morgen einen Brief an ihre Brüder mitzugeben. Der Reiſende wollte jedenfalls weiter vordringen und die Hös kennen lernen, wenn er auch jetzt ſchon ahnte, daß es ihm unmöglich ſein würde, von Möong Ngan aus über Land Luang-Prabang zu erreichen.

Die Vegetation der Kanariſchen Inſeln[1]).

I.

F. M. Nachdem Bory de St. Vincent 1803 und A. v. Humboldt 1814 (Reiſe 1799) auf die Wichtigkeit des kleinen Gebietes des Kanariſchen Archipels aufmerkſam gemacht, hat deſſen Flora durch Webb und Berthelot (1836 bis 1850) eine für die damalige Zeit glänzende Bearbeitung gefunden. Seitdem iſt nur Fragmentariſches über dieſen Gegenſtand erſchienen, und Herr Dr. Chriſt in Baſel, dem das Glück eigener Unterſuchung dieſer wunderreichſten und liebreizendſten aller Floren zu Theil wurde, hat es daher unternommen, die Vegetation dieſer Inſeln eingehend zu ſchildern.

Die Gruppe der ſieben Kanaren liegt unter 29° 25′ bis 27° 37′ nördl. Br. und 18° 10′ bis 13° 20′ weſtl. L. Greenwich. Die beiden flacheren, aber immerhin bis 850 m hohen Inſeln Lanzerote und Fuerteventura treten bis auf 1° an den afrikaniſchen Kontinent heran und bilden mit den umliegenden Inſeln eine Gruppe für ſich, welche in nur ſchwachem Grade die Eigenartigkeit theilt, wie ſie den fünf weſtlichen Inſeln zukommt. Daher kann man eine *kontinentale* und eine *oceaniſche* Gruppe von Inſeln unterſcheiden. Letztere, die ſchon über 3° vom Feſtlande entfernt liegen, beſtehen aus den Inſelgebirgen Gran Canaria 1900 m, Teneriſe 3700 m, Gomera 1330 m, Palma 2350 m und Hierro (Ferro) 1500 m. In gleicher Reihenfolge iſt ihr Flächenraum nach Fritſch: 1641, 2025, 348, 671, 276 qkm, alſo im Ganzen etwa 90 geogr. Quadratmeilen, oder der Flächeninhalt des Kanton Wallis[2]). Am nächſten berühren ſich, bis auf 1/3°, Teneriſe und Gomera; ſonſt werden die Inſeln durch Meeresarme von 1 bis 2° geſchieden. Doch kann man vom Gipfel des Teyde auf Teneriſe aus ſämmtliche fünf Gebirgsinſeln und bei günſtigem Wetter ſelbſt die zwei öſtlichen Inſeln wahrnehmen.

Gegen Afrika hin beſteht eine unterſeeiſche Verbindung, welche mit den Inſeln als eine Verlängerung der Atlaskette erſcheint. Nach allen anderen Seiten ſind die Seetiefen ſehr groß (gegen die Azoren hin 2500 bis 3000 Faden). Die Uebereinſtimmung der Lebewelt auf den Kanaren, den Azoren, Madeira und den Kap Verden iſt daher *nicht* aus einer früheren Landverbindung zu erklären. Der ganze Aufbau der Inſeln iſt das Produkt einer unendlichen, ſeit unzähligen Jahrtauſenden fortgeſetzten Reihenfolge vulkaniſcher Aufſchüttungen. Tuffe (Aſchenausbrüche) wechſeln mit Trachytbänken (Lavaſtröme) und die Ausbrüche dauern noch jetzt fort (zuletzt auf Lanzerote 1824). Die vulkaniſche Bildung haben die Kanaren mit den benachbarten Inſelgruppen gemein, und ſie werden auch mit dieſen durch das Auftreten derſelben endemiſchen Pflanzenarten zu *einem* Gebiet vereinigt, deſſen Centrum ſie bilden. Dieſe Uebereinſtimmung überraſcht beſonders bei den Kap Verden, die bereits in den Tropen liegen. Sie iſt nur durch die ausgleichenden Einflüſſe der oceaniſchen Lage möglich. Nach Weſten hin bildet der Ocean eine abſolute Grenze für die Flora.

Auf den Kanaren weht faſt das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Wintermonate, der Nordoſt-Paſſat, der, da er die Oberfläche des europäiſchen Kontinents nicht berührt, auch keine Keime organiſchen Lebens zu den Inſeln führt. Der Südweſt-Paſſat, der die höchſten Spitzen der Inſeln berührt, kommt aus völlig oceaniſchen Gebieten, und nur der ſeltene Gluthwind aus der Sahara bringt vielfache Keime von Steppenpflanzen mit ſich.

Zugvögel aus Norden berühren die Kanaren nicht, doch ſind afrikaniſche Vögel ſtändige Bewohner der zwei öſtlichen Inſeln und kommen vereinzelt auf allen übrigen vor.

Auch durch Meeresſtrömungen wird keine Verbindung von der alten Welt zu den Inſeln hin hergeſtellt; der nach Südoſt ſich abzweigende Aſt des Golfſtromes geht über Madeira zu den Kanaren, dann die afrikaniſche Küſte entlang nach Süden und wendet ſich ſchließlich über die Kap Verden hin nach Weſten. Durch dieſen Strom werden auch jetzt noch die ſeit Columbus bekannten Baumſtämme und Samen der Antillen, ſowie Theile der Meeresfauna der Küſten Centralamerikas bis nach Teneriſe gebracht. Nur die zwei öſtlichen Inſeln liegen theilweiſe außerhalb des Bereiches dieſes Stromes, deſſen konſtant warmer Temperatur die Kanaren ihr gleichmäßig angenehmes Klima verdanken. Letzteres iſt durch tiefere Wintertemperaturen von dem Klima tropiſcher Inſeln unterſchieden; auch fällt, im Gegenſatz z. B. zu den Antillen, die tiefſte Temperatur mit der Zeit der meiſten Niederſchläge zuſammen, während die trockenere Zeit auch die wärmſte iſt. Die mittlere Jahrestemperatur iſt auf Teneriſe 21,5° C., die des kälteſten Monats (Januar) 17,1° C., die des wärmſten (Auguſt) 25,4° C. Die Regenmenge betrug nach H. Honegger und F. v. Wyß in einigen Jahren von Oktober bis März 12,4 bis 16,9 par. Zoll, in anderen nur 5 bis 9,3 Zoll. Auf zwanzig Regentage des Jahres 1880/81 kamen 61 mit leichten Schauern und 284 regenloſe Tage. Im Sommer herrſcht in der Küſtenregion großer Waſſermangel und ohne den Wolkengürtel, mit denen der Paſſat die Berge umgiebt, würde die Vegetation im Sommer verdorren. In den oberen Bergſchluchten, den Madres de agua, ſchlägt ſich das Waſſer nieder, und von dort führen unzählige Waſſerleitungen, die Tajeas, hinunter zu den bebauten Abhängen. Hier ſpeiſen ſie die Eſtanques, die Waſſerbehälter, von welchen Gärten und Felder leben.

Der Boden iſt im Allgemeinen arm und zu einer zuſammenhängenden Pflanzendecke ungenügend, da die nähren-

[1]) Nach Dr. *Chriſt*, Vegetation und Flora der Kanariſchen Inſeln. Engler's Bot. Jahrbücher, Bd. VI, 1885, S. 458 bis 526.

[2]) Oder das doppelte des Flächeninhalts des Herzogthums Sachſen-Meiningen.

den Mineralien, die er enthält, wenig aufgeſchloſſen ſind. Stets iſt ein anſehnlicher Theil deſſelben nackt, ſo daß die dunkelen Baſaltblöcke oder der eiſenſchwarze, ſchwere, ſchrotartige Grus völlig bloß liegen.

Die überall ſteil in das Meer abfallenden Küſten der Inſeln werden rings von der Brandung umtoſt. Setzen wir den Fuß ans Land, ſo betreten wir in der Regel zunächſt einen ſchmalen Streifen ſchwarzen, ſchweren, mit Lavabrocken vermengten Sandes. Eine unſchöne, aber artenreiche Flora niederliegender Salz- und Sandpflanzen deckt die der Fluth entzogenen Stellen dieſer Sande; einige endemiſche Pflanzen fallen uns zwiſchen den ubiquiſtiſchen Unkräutern auf. Zwei afrikaniſche Eispflanzen (Mesembryanthemum) bedecken beſonders auf den öſtlichen Inſeln dicht am Strande weite Strecken und die kanariſche Tamariske, der weſtlichen Steppenflora Afrikas eigen, bildet lichte Beſtände von oft hochſtämmiger Entfaltung.

Sobald wir den feſten Boden erreichen, treten uns zwar wohl Arten der Steppenflora des Orients und des nordweſtlichen Afrika entgegen, aber dieſe Formen treten hinter ſehr ſtattlichen endemiſchen Geſtalten zurück, die gerade in ihren häufigſten Vertretern zu den bizarrſten Geſtalten des Pflanzenreiches gehören. Neben dem Babo (Plocama pendula), einer ſtrauchigen Rubiacee vom Habitus einer Caſuarina, tritt hauptſächlich hervor die kanariſche Wolfsmilch oder der Cardon (Euphorbia canariensis), ein vegetabiliſches Ungeheuer, deſſen armsdicke, vier- bis fünfkantige blattloſe Säulen über Mannshöhe aus einer Wurzel in dichten Maſſen emporſtarren. Die Gipfel der ſelten verzweigten ſtachlichten Stämme ſind mit großen blutrothen Blüthen geziert. Wenn dieſe Pflanzenform auch nicht die Höhe ihrer kandelaberartig aufſteigenden afrikaniſchen Verwandten erreicht, ſo beherrſcht ſie doch durch ihr maſſenhaftes Auftreten völlig die Landſchaft und prägt ihr den ſüdafrikaniſchen Charakter auf.

Am zahlreichſten tritt unter den endemiſchen Sträuchern auf die Tabayba (Euphorbia Regis Jubae), baumartig und bis 7 m hoch, die Abhänge weithin überziehend; den trockenſten Inſellagen eigen iſt die niedrige Euphorbia balsamifera, ausgezeichnet durch ihren milden Milchſaft (daher Tabayba dulce genannt); andere charakteriſtiſche Euphorbien ſind E. aphylla, E. atropurpurea und E. Bertheloti. Alle dieſe Tabayba-Gebüſche bilden hellgrüne, blau bereifte halbkugelige Maſſen, die in Folge äußerſt regelmäßiger Entwickelung wie beſchnitten ausſehen.

Mit den Euphorbien wetteifert eine Compoſite, Kleinia neriifolia, an Häufigkeit und Maſſe. Das mannshohe, quirlig veräſtelte Bäumchen trägt an den Spitzen der Zweige Roſetten fleiſchiger, lanzettlicher Blätter und kurzgeſtielte gelbe Blüthen. Etwa gleich häufig treten auf die hohen Büſche von Rumex Lunaria. Hinter dieſen dominirenden Sträuchern der trockenen, warmen Abhänge treten die übrigen endemiſchen Strauchformen zurück. Einige Compoſiten, Labiaten ꝛc. fallen noch einigermaßen phyſiognomiſch ins Gewicht. Selten, aber durch rieſenhafte Roſette und über 2 m hohen Blüthenſtand einzig daſtehend iſt der Arrebol (Echium simplex). Bemerkenswerth ſind die zahlreichen Arten der Gattung Statice, die edlen Semprevivas de mar, welche die unzugänglichſten Klippen zieren und das Vollendetſte darſtellen, wozu ſich dieſe an ſich beſcheidene Pflanzenform aufſchwingen konnte. Mit ihren gewundenen Stämmen, ihren großen, ſaftgrünen Blattroſetten und halbmeterhohen Sträußen dichter, cyanblau, roth und weiß geſcheckter Blüthen ſtehen ſie phyſiognomiſch im Gewächsreiche auf dem Range, den die Gruppe der papuaniſchen Paradiesvögel im Gebiete der Vogelwelt einnehmen. Die meiſten der neun Arten ſind auf eine einzige Inſel, ja auf ein oder zwei Felſenvorgebirge oder Riffe beſchränkt.

Der braune Steinboden zwiſchen den geſchilderten Gewächſen belebt ſich nur während der feuchten Monate und des kurzen, ihnen folgenden Frühlings (Februar bis April) mit einem flüchtigen Anfluge von einjährigen oder doch nur zu dieſer Zeit ausſchlagenden Kräutern, von denen ſchon im Juli auch die letzten Halme und Stoppeln verſchwinden. Sie gehören faſt ausnahmslos den mediterranen oder ubiquiſtiſchen Unkräutern an, doch tragen einige tropiſche Einwanderer, wie die mannshohe Nicotiana glauca, Ricinus communis in baumartigen, ſchenkeldicken Stämmen, dazu bei, dieſer Flora ein ſtattliches Gepräge zu geben.

Die einzige, aber um ſo impoſantere Baumgeſtalt dieſer erſten, wärmſten und dürrſten Region iſt die majeſtätiſche Palme der Kanaren (Phoenix Jubae Webb., Ph. canariensis hort.), welche zwar jetzt (neben der eigentlichen Dattelpalme, Phoenix dactylifera) vorwiegend in das Bereich der Kultur gezogen, immer aber noch vielfach wild zu finden iſt. — Nicht zu vergeſſen iſt noch die ſtengelloſe Aloë vulgaris Lam., welche an den Geſtaden des Mittelmeeres vereinzelt vorkommt, auf den Kanaren aber völlig einheimiſch erſcheint.

Steigen wir hinauf in die feuchteren Regionen, ſo ſind wir auch von neuen, ſaftvolleren Pflanzenformen umgeben. Wir befinden uns in der Zone einer Pflanzengruppe, welche ſich nirgends in ſo großartiger Fülle entwickelt hat als hier. Es iſt dies die Gattung Sempervivum, von der wir nicht weniger als 35 einheimiſche Arten unterſcheiden können. Die fleiſchigen Blätter dieſer „Berodes“ bilden meiſt Roſetten, zum Theil von rieſiger Größe, einige ſtiellos, andere geſtielt oder getragen von halbmannshohen, verzweigten Stämmen. Die Blüthenſtände bilden öfters wahre Kandelaber und prangen in allen Farben. Die ſtrickähnlichen Wurzeln dieſer an dem kahlen Geſteine hängenden Pflanzen dringen tief in das Innere der Felſen ein und ſaugen das in den Spalten circulirende und capillar aſpirirte Waſſer auf.

Gleiche Standorte liebt der Drago oder Drachenbaum (Dracaena draco). Er iſt ein indigenes Geſchöpf der Barrancos, der Steilabfälle jener Schluchten, die von den Höhen der Erhebungskrater radial zur Küſte laufen und die auf jeder Inſel zu Hunderten zählen. Doch iſt er über die ganze untere Region der Inſeln verbreitet, zum Theil durch Kultur, denn ſeine Blätter dienen während der Dürre als Viehfutter. Seit der Rieſe von Orotava gefallen (1868), ſind die Dragos von Realejo el alto und von Icod de los vinos die größten. Schacht fand an letzterem 1857 einen Umfang von 9,5 m in $2^1/_2$ m Höhe. Im März 1884 betrug nach einer Meſſung Dr. Chriſt's der Stammumfang 11,7 m. Hieraus geht hervor, daß der Baum in wenigen Jahren ungemein an Umfang zunimmt und daß man das Alter jener Koloſſe überſchätzt hat. Auch die glatte zarte Rinde und das lockere, feuchte Holz deuten auf ein raſch emporſchießendes Gewächs. Das berühmte Drachenblut zeigt ſich nur in äußerſt geringer Menge bei Verwundungen der Rinde, ſo daß die größten Bäume kaum lothweiſe von dieſem, aus dem indiſchen Calamus Draco in weit größerer Fülle zu gewinnenden Harze liefern.

Von den Sträuchern der Barrancoflora iſt ein Rieſenſpargel (Asparagus scoparius), deſſen bambuartige Stämme an den Knoten dicht mit Nadelblättern beſetzt ſind, bemerkenswerth. Höchſt charakteriſtiſch ſind ferner zwei ſchöne Malvaceenbäumchen (Naraea und Saviñona), die milchſaftſtrotzende Kanarina mit braunrothen Glockenblumen

und pfeilförmigen Blättern, der Gibalbero, ein rieſiger Ruscus, die größte Liane der ſubtropiſchen Zone, mehrere Echium und Sonchus u. a. m.

Von den Farnen ſind die edelſten das ſtreng atlantiſche Adiantum reniforme mit kreisrunden Blättern auf ſchwarzglänzenden, elaſtiſchen Stielen und das herrliche, täuſchend unſeren Epheu nachahmende Asplenium Hemionitis, welches moderndes Holz und feuchte Mauern bedeckt.

Die ſüdeuropäiſchen Phanerogamen der Barrancoflora (Brombeeren, Doſt, Hundszunge, Ritterſporn u. a.) bilden nur unweſentliche Bruchtheile im Vergleiche zu dem herrſchenden Endemismus.

Die Blüthe aller dieſer Gewächſe der unteren Region beginnt mit dem März, wo ſogar ſchon Pflanzen blühen, deren Verwandte bei uns zur ſpäteren Sommerflora gehören.

Die Karolinen-Inſeln.

Von Emil Metzger.

Hiſtoriſches und Geographiſches.

Trotzdem die in der Ueberſchrift genannte Gruppe in den letzten Monaten vielfach beſprochen worden iſt und die über dieſelben veröffentlichten Mittheilungen einen anſehnlichen Umfang erreicht haben, dürfte es nicht unwillkommen ſein, wenn wir im Folgenden den Verſuch machen, den Leſern des „Globus“ ein zuſammenhängendes und vollſtändiges, aber möglichſt gedrängtes Bild der genannten Inſeln vorzulegen. Die drei Gruppen, in welche dieſelben einſchließlich der Palau-Inſeln zerfallen, liegen nördlich von Neu-Guinea und ſüdlich von den Ladronen, werden im Oſten durch die gleichfalls zu Mikroneſien gehörigen Marſhall-Inſeln begrenzt und dehnen ſich nach Weſten über mehr als dreißig Längengrade aus.

Wie Don Emilio Butrón, der als Kommandant des vielgenannten „Velasco“ die erwähnten Inſeln im Frühjahr 1885 beſuchte, in einem im Boletin de la Sociedad Geografica de Madrid [1]) veröffentlichten Aufſatze mittheilt, wird die Behauptung aufgeſtellt, daß ein Portugieſe, Diego da Rocha, im Jahre 1525 die erſte Nachricht über jene Gruppe gegeben habe; er nannte ſie Islas Sequeira. Dieſe Jahreszahl, welche den Portugieſen die Priorität der Entdeckung ſichern würde, ſcheint nicht richtig zu ſein, obwohl Galvão, der 1527 nach Indien kam (ſpäter in Ternate), ſie angiebt. Sein 1563 erſchienenes Werk haben wir uns nicht verſchaffen können, ſind daher nur im Stande, aus zweiter Hand Näheres darüber zu berichten. P. A. Tiele, der, wenn wir nicht irren, zuerſt auf den in Galvão's Angaben liegenden Widerſpruch hingewieſen hat, ſagt hierüber [2]) wörtlich im Text: 1527 ſchickte Menezes Diego da Rocha mit einer Fuſte nach Mindanao und den umliegenden Inſeln, um Lebensmittel zu ſuchen. Ein Sturm trieb das Schiff nach NO ab, wo man auf 9° und 10° nördl. Br. eine Inſelgruppe entdeckte, die nach dem Steuermanne des Schiffes: Gomez de Sequeira, genannt wurde, und fügt in einer Anmerkung unter dem Text hinzu: Die Jahreszahl 1525 iſt unrichtig, denn damals war Menezes noch kein „capitam de Maluco“. Coello [3]) giebt in einer vollſtändigen Ueberſicht des Streites um die Karolinen 1526 als das Jahr der Entdeckung des Diego da Rocha an, und ſagt, daß er dieſe Geſchichte an anderer Stelle weiter behandeln werde. Peſchel endlich, der den Diego da Rocha in ſeiner „Geſchichte der Erdkunde“ [1]) gar nicht erwähnt, nennt den Alvaro de Saavedra als ihren erſten Entdecker. Derſelbe hatte, von Mexiko kommend, 1527 bis 1528 den Großen Ocean gekreuzt und die Molukken erreicht [2]), worauf er von dort den Verſuch machte, den Rückweg nach Oſten anzutreten; er fuhr längs der Nordküſte von Neu-Guinea und erreichte von da mit nordöſtlichem Kurs unter 7° nördl. Br. die Karolinen-Gruppe; weiter aber als bis zum 14. Grade vermochte er ſeine Reiſe nicht fortzuſetzen, er wurde durch Gegenwinde nach der Oſtküſte von Mindanao getrieben und kehrte von da nach Tidore zurück. Im Jahre 1529 verſuchte er aufs Neue, auf öſtlichem Wege Mexiko zu erreichen, er berührte auch jetzt die Papua-Inſeln und die Küſte von Neu-Guinea (etwa unter 5° ſüdl. Br.), dann ſchlug er nordöſtliche Richtung ein, ſchnitt den Aequator und paſſirte einige Inſeln der Karolinen, vielleicht auch ſolche der Marſhall-Gruppe. Unter dem 27. Breitengrade ſtarb er; ſeine Gefährten ſetzten die Reiſe bis zum 31. Grade fort, kehrten dann aber längs der Ladronen und Palau-Inſeln nach Halmaheira zurück, wo ſie im December ankamen. 14 Jahre ſpäter wird die Karolinen-Gruppe wieder in Verbindung mit der Reiſe des Rui Lopez de Villalobos erwähnt, der 1542 Anſiedler von Mexiko nach den Philippinen führen ſollte; er durchſchnitt die Inſelkette und fand 280 Meilen weiter die Inſel Lamotiork; 1564/65 berührte Miguel Lopez de Legaspi die Gruppe. Nachdem 1565 der Weg über den Großen Ocean nach der Weſtküſte von Amerika, welcher dieſe Inſeln nicht berührte, gefunden worden war, werden ſie ſeltener genannt. Sir Francis Drake ſah ſie auf ſeiner berühmten Reiſe (1579); ebenſo ſoll der Spanier Lorenzo de Barito [3]) und Quiros im Jahre 1595 einige hierher gehörige, unbewohnte Inſeln erblickt haben. Ferner wurden, als 1626 die Flotte Naſſau's die Spanier im Stillen Ocean verfolgte, zwei Inſeln, Jap und Fais, entdeckt; 1636 wurden Schiffe auf der Reiſe von den Marianen nach Manila dorthin verſchlagen. Im Jahre 1686 entdeckte Franziſco Lezcano [4]) eine große Inſel, die

[1]) Tomo XIX, p. 23—32, 95—118, 138—163.

[2]) In Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indie. 4. Serie, I, 1877, p. 413.

[3]) Boletin de la Soc. Geogr. de Madrid XIX, p. 220—269.

[1]) 2. Aufl., S. 352.

[2]) Wir geben dieſe Geſchichte der Reiſe des Saavedra nach P. A. Tiele a. a. O.

[3]) Nach D. Emilio de Butrón, a. a. O. S. 25. Coello nennt D. Iſabel Barreto die Wittwe des Alvaro Mendaña, den O. erſetzte.

[4]) So, und nicht Lezeano oder Lazeano, ſchreiben D. Emilio de Butrón und Coello wiederholt dieſen Namen.

er zu Ehren des damals regierenden Königs Carlos II. (geb. 1661, regierte von 1665 bis 1700) Karolinen nannte (um dieselbe Zeit empfingen die Ladronen nach der Mutter dieses Fürsten, Maria von Oesterreich, der zweiten Gemahlin Philipp des IV., den Namen Marianen). Welches eigentlich die von ihm entdeckte Insel war, scheint schwer festzustellen; der Name wurde bald der ganzen Gruppe beigelegt. Im Anfange des 18. Jahrhunderts finden wir diesen Namen der Inseln wiederholt in den Berichten spanischer Missionare genannt; über die Thätigkeit derselben und die von ihnen empfangenen Mittheilungen ist bereits in diesen Blättern [1]) berichtet worden.

Wir können die namentlich zu Ende des letzten Jahrhunderts nach und nach erfolgte Entdeckung einzelner Inseln hier füglich übergehen, da wir weiter unten, wenn wir die geographischen Verhältnisse der verschiedenen Gruppen besprechen, darauf eingehen müssen. Diese Entdeckungen blieben im Ganzen für die Wissenschaft ziemlich resultatlos und erst in diesem Jahrhundert können wir von einer wirklichen Untersuchung der Karolinen sprechen.

Es sind 1817 der russische Kapitän Kotzebue (unter seinen Begleitern befand sich Adalbert von Chamisso), 1819 der Franzose Freycinet an Bord der „Uranie", 1824 Kapitän Düperrey mit der „Coquille", 1826 d'Urmont d'Urville mit der „Astrolabe", 1828 endlich der russische Kapitän Lütke, welche die verschiedenen Theile der Inseln besucht und die Resultate ihrer Beobachtungen der wissenschaftlichen Welt mitgetheilt haben. Seit dem Anfang der fünfziger Jahre haben amerikanische Missionare hier ihre Thätigkeit eröffnet [2]), und wir verdanken ihnen manche interessante Mittheilungen. Ebenso haben die dauernden Niederlassungen deutscher, englischer und amerikanischer Häuser uns manchen werthvollen Bericht verschafft [3]). Endlich hat ein Deutscher, Professor Dr. Semper, Monate lang auf den Palau-Inseln zugebracht und seine Erfahrungen dem Publikum mitgetheilt [4]), während J. Kubary schon seit längerer Zeit da thätig ist und seine Erfahrungen in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt hat. Wir sind bei der Schreibung dieses Namens Semper gefolgt, der in einem im Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft veröffentlichten, in seinem eben erwähnten Buche wieder abgedruckten Aufsatze die Meinung ausdrückt, daß derselbe europäischen Ursprungs sei und mit parau, Boot, in Verbindung stehe. Dagegen erklärt J. Kubary [5]), die Form Pélau für die richtige und widerspricht der von Semper vertretenen Ableitung des Wortes ganz entschieden; seiner Ansicht nach hängt der Name mit dem Worte „pelu", Land, zusammen.

Seit zehn Jahren etwa ist der Verkehr reger geworden; es würde zu weit führen, hier auf Alles einzugehen, was über die Insel veröffentlicht ist; wir begnügen uns, an Bastian's „Inselgruppen in Oceanien" zu erinnern und die Reiseergebnisse der schwedischen Fregatte „Eugenie" (herausgegeben von Skogman), die Reise von Maxwell mit der „Emerald", besonders aber die von Dr. Finsch 1881 unternommene Expedition und deren Resultate zu erwähnen.

[1]) Bd. XLVIII, S. 299 u. f.

[2]) Siehe hierüber Burkhardt's Missions-Bibliothek IV, 2, S. 334 u. f. und Dr. Grundmann, Allgemeine Missionszeitschrift 1885. Beiblatt S. 81.

[3]) U. A. die Südsee-Erinnerungen von Franz Hernsheim, Berlin, A. Hofmann und Co.

[4]) Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von K. Semper, Brockhaus, 1873.

[5]) Ethnographische Beiträge zur Kenntniß der Karolinischen Inselgruppe und Nachbarschaft, von J. Kubary. Berlin, A. Asher u. Co., 1885, S. 33 u. f.

Die politischen Fragen, welche Veranlassung gegeben haben, daß die Karolinen in jüngster Zeit so oft genannt wurden, sind bekannt und gehören nicht weiter hierher.

Meinicke, dessen gründliche Arbeit [1]) wir zum Theile dem Folgenden zu Grunde legen, unterscheidet drei Gruppen, die östlichen Karolinen, den centralen und den westlichen Theil. Die westlichste Insel ist Tobi (131° 4′ östl. L.), die östlichste Kusaie (163° 6′ östl. L.), die nördlichste Ulithi (20° 6′ nördl. Br.), die südlichste Mapia (0° 55′ nördl. Br. [2]), und, wenn man von letzterer, geographisch zu Neu-Guinea gehöriger Insel absieht, Greenwich (1° 3′ nördl. Br.). Der größte Theil dieser Inseln sind flache Korallen- und meistentheils Lagunen-Inseln, die sich gruppenweise auf demselben Riffe erheben, ferner fünf hohe Inseln mit vulkanischem Gesteine, die jedoch ebenfalls von Korallenriffen umgeben sind, und endlich eine gehobene Insel mit Madreporenkalk (Fais). Einer dunklen, von Hernsheim (a. a. O. S. 28) mitgetheilten Ueberlieferung zufolge hat Yap einmal im Norden mit einem großen, großen Lande in Verbindung gestanden. Während eines Erdbebens soll das Meer aus seinem Bette getreten, Bäume entwurzelt und Häuser emporgerissen haben. Viele Menschen sollen von den Wogen verschlungen worden sein. Kanoes, die nach Norden fuhren, das große Land zu suchen, haben nur Inseln gefunden, die später auch verschwunden sind.

Damals sei Palau von helleren, den Japleuten vollkommen gleichenden Menschen bewohnt gewesen, von Süden jedoch seien dunkle, nackte, kraushaarige Menschen gekommen. Sie hätten sich auf Palau festgesetzt und nach und nach die Ureinwohner, deren Frauen sie sich aneigneten, unterjocht und zu Sklaven gemacht. Die Spuren der Ureinwohner seien jetzt noch in Kiangel, der nördlichsten Spitze der Palau-Insel, zu finden, wo in abhängiger Stellung ein kleiner Stamm lebe, dessen Mitglieder in Hautfarbe sowohl wie in Kopfbildung von den Eingeborenen Japs sich nicht unterscheiden lassen.

Nach Semper zeigen die westlichen Inseln die deutlichsten Spuren ganz junger Hebungen, einige Details in Bezug auf bestimmte Inseln werden wir weiter unten mittheilen.

Wie im Allgemeinen bei den Inseln des Großen Oceans werden Vegetation und Fauna nach Westen hin reicher an Formen, wiewohl der Pflanzenwuchs überall einen lieblichen Eindruck macht. Farne herrschen vor, verschiedene Palmenarten sind häufig, die Bergwälder bestehen meist nur aus wenigen Baumarten. Auf den hohen Inseln bedeckt ein Saum von Rhizophoren die Küstenlinie, dann folgt ein Gürtel angebauten Landes mit seinen Fruchtbäumen und endlich die Bergwälder. Ein ganz anderes Bild geben die niedrigen Lagunen-Inseln, deren Vegetation im Vergleiche mit den hohen Inseln arm erscheint, aber immerhin viel reicher ist, als die der Inseln im östlichen Theile des Stillen Oceans. Landthiere, soweit sie nicht von Weißen eingeführt sind, kommen selten vor, fehlen mit Ausnahme des fliegenden Hundes und der Ratte ganz, Hausthiere sind in geringer Zahl importirt, nur auf Ponape scheint eine eigenthümliche Hundeart einheimisch zu sein; wilde Hühner nehmen unter der ebenfalls spärlich vertretenen Vogelwelt eine wichtige Stelle ein; Reptilien kommen vor, Krokodile sollen bis Palau verbreitet sein; Insekten und Käfer sind schlecht vertreten, dagegen sind die Inseln reich an Seethieren, worunter Delphine, Kaschelot und Dugong, ferner Holothurien.

Was das Klima und die Strömungen betrifft, macht

[1]) Die Inseln des Stillen Oceans, eine geographische Monographie von Professor Dr. Karl Meinicke, Leipzig 1875.

[2]) Meinicke giebt irrthümlich 55′ südl. Br.

Emilio de Butrón folgende Angaben (die er während ſeines kurzen Aufenthaltes zum Theile von den Anſiedlern empfangen hat): Auf Yap wechſelt der Strom im NO-Monſun, da er nach SW und nach WSW umſetzt; ſeine Stärke hängt von der Stärke des Monſun ab, vermindert ſich jedoch mit der Entfernung von der Küſte von Samar, ſie beträgt etwa ein bis zwei Meilen per Stunde. Im SW-Monſun richtet er ſich nach NO und nimmt, je mehr er ſich den Karolinen nähert, eine immer öſtlichere Richtung an; die Geſchwindigkeit iſt geringer als im NO-Monſun. Letzterer tritt im September oder Oktober ein, je kräftiger er iſt, deſto öſtlicher wird die Richtung des Stromes. Der SW-Monſun ſetzt im Juni oder Juli ein.

Im Januar und Februar herrſcht friſcher ONO vor, im März fallen heftige Böen ein, der Monſun verliert an Kraft; im Juni und Juli kann man noch beinahe zur Hälfte auf ſchönes Wetter rechnen; im darauf folgenden Monate fangen die Stürme an und herrſchen bald vor; wiewohl ſie da, wo ſie entſtehen, nicht gefährlich ſind, werden ſie es weiterhin auf offenem Meere. Juni, Juli und Auguſt werden als die eigentliche Regenzeit betrachtet; die Stürme halten bis zu Ende Oktober, manchmal noch länger an, gegen Ende des Jahres kommen die Böen mehr aus Oſten. Im NO-Monſun erheben ſich auf Yap fortwährend Böen mit viel Wind und wenig Regen; im Allgemeinen empfindet man die Feuchtigkeit in dieſer Jahreszeit wenig, die Verdampfung iſt gering, kein Thau fällt; dagegen tritt im SW-Monſun an ruhigen Tagen ſtarker Thau ein und die Feuchtigkeit wird ſehr empfunden. Das Barometermaximum während des Aufenthaltes des „Velasco“ in Yap betrug 761 bis 764 mm, das Minimum 759 bis 761 mm; letzteres entſprach den ſtarken Böen aus ONO. Die höchſte Temperatur betrug 29 bis 30°, die niedrigſte 23 bis 25°; der Thermometer mit naſſer Kugel wies einen Grad weniger. Die Tiden ſind regelmäßig, der Niveauunterſchied des höchſten und des niedrigſten Waſſers bei den höchſten Tiden iſt $5^1/_2{}'$ engl. Man hat bemerkt — und die Beobachtung wird durch Eingeborene und Europäer beſtätigt — daß im NO-Monſun die Ebbe in der Nacht ſtärker als bei Tage iſt; das Entgegengeſetzte findet im SW-Monſun ſtatt. Nur ſehr ſelten und in großen Zwiſchenräumen kommen ſchwache Erdbeben vor, die Eingeborenen betrachten ſie als Strafe der Gottheit. Das Klima der Palau-Inſeln ſtimmt im Allgemeinen mit dem Japs überein, die Temperatur iſt nach den Beobachtungen des „Velasco“ etwas höher, der Barometerſtand 762 bis 764 mm, das Maximum wurde bei heftigen Böen aus Norden beobachtet; der Unterſchied der Tiden beträgt 1,60 m bei Tage und 1,25 m bei Nacht, in den Syzygien ſoll derſelbe ſogar 1,65 m erreichen.

Ueber das Klima im Allgemeinen kann noch mitgetheilt werden, daß daſſelbe ein tropiſches iſt, allein nicht ganz die Regelmäßigkeit eines ſolchen beſitzt; im Allgemeinen ſollen namentlich die niedrigen Inſeln geſund ſein; über die hohen Inſeln ſind die Anſichten getheilt. Nach Meinicke iſt der NO-Wind, der im öſtlichen und centralen Theile vom November bis März weht, der Paſſat des Oceans, deſſen ſüdliche Grenze im April nach Norden zurücktritt, wodurch die veränderlichen, oſtweſtlichen Winde, welche die beiden Paſſate trennen, hier eintreten. Dieſer Wechſel der Windrichtungen hat zweifellos dazu beigetragen, die Karoliner zu Seeleuten zu machen; er erklärt auch, weshalb ihre Boote ebenſo häufig nach Oſten wie nach Weſten verſchlagen werden.

Wie ſchon erwähnt, unterſcheidet man drei Gruppen, welche durch die Straßen zwiſchen Ngatik und Lukunor auf 155° öſtl. L. Gow, und zwiſchen Ulie und Sorok Sorſt auf 142° ö. L. von einander getrennt werden. Wir folgen bei der Beſchreibung derſelben auch hinſichtlich der Namen Meinicke [1]).

Der ganze Raum, den die Inſeln einnehmen, kommt etwa dem Theile Europas an Oberfläche gleich, welcher durch die Breitenkreiſe der Alpen und der nördlichſten Grenze des Deutſchen Reiches begrenzt wird und deſſen Ausdehnung von Weſten nach Oſten dem Abſtande von der Weſtküſte Frankreichs bis ins Schwarze Meer hinein entſprechen würde. Auf dieſem ungeheuren Raume iſt die große Zahl der Inſeln vertheilt, deren Geſammtoberfläche nicht ganz 1500 qkm beträgt, alſo die Größe des Herzogthums Altenburg nur wenig übertrifft.

A. Die öſtlichen Karolinen beſtehen aus den zwei hohen Inſeln Kuſaie und Ponape und fünf kleineren Lagunen-Inſeln.

Kuſaie, im Jahre 1804 entdeckt, iſt die öſtlichſte aller Karolinen unter 163° 6′ ö. L., 5° 19′ ſüdl. Br., und beſitzt etwa 6 Meilen Umfang. Das Innere iſt bergig mit ſtark eingeſchnittenen Schluchten, das Geſtein beſteht zum größten Theile aus an der Oberfläche verwittertem Baſalt, an der Küſte kommt auch Korallenkalkſtein vor. Die üppige Vegetation macht die Inſel höchſt anmuthig. Franz Hernsheim beſchreibt die Landung da folgendermaßen: „Die weit auslaufende Spitze des Riffes ward glücklich umſegelt, wir liefen nun vor dem Winde in den Hafen ein und gingen einige Kabellängen vom Ufer zu Anker. Dicht vor uns am ſandigen Strande liegt das Dorf Lela. Nur die hohen Gipfel der Pandanendächer überragen das ſaftige Grün des Bananenwaldes, darüber breiten die beweglichen Wipfel der Kokospalme ihren kühlenden Schirm und heben ſich mit ihrer gelblichen Färbung ſcharf von dem Hintergrunde ab, den der bis oben bewaldete, 2000 Fuß hohe Mount Crozer bildet. Den Vordergrund der lieblichen Landſchaft beleben roth bemalte, das ruhige Waſſer durchſchneidende Canoes und die am Strande verſammelten Einwohner in ihren bunten Kattunjacken.“ Die Inſel beſteht eigentlich aus zwei Halbinſeln; dieſelben ſind durch einen $^1/_2$ Meile breiten Iſthmus, welcher die Höhe von 106 m erreicht, mit einander verbunden. Die vorliegenden Korallenriffe bilden zwei Häfen, der beſte, der für den Reſt eines ſubmarinen Kraters gehalten wird, an der Nordſeite; an ihm das Dorf Lela, von dem eben die Rede war; an der Südweſtſeite liegt der Coquille-Hafen, der ebenfalls ziemlich brauchbar iſt. Auch an der Südſeite befindet ſich in dem Riffe noch ein kleiner Kanal.

Wir übergehen die kleineren Inſeln, deren Aufzählung nur ermüdend ſein würde, und hinſichtlich derer wir auf Meinicke verweiſen können, um einige Worte über Ponape, die größte und bedeutendſte aller Karolineninſeln, beizufügen. Sie ſoll ſchon 1595 von Quiros entdeckt worden ſein; ſpäter aber, wiewohl häufig von Walfiſchfahrern beſucht, iſt ſie ganz vergeſſen und erſt von Lütke gewiſſermaßen neu aufgefunden worden; ihm wenigſtens verdanken wir die nähere Bekanntſchaft mit derſelben. Die Form der Inſel iſt viereckig, die Länge beträgt 4 bis 5, der Umfang 15 bis 20 Meilen, der Inhalt gegen 6 bis 7 Quadratmeilen. Das Innere iſt gebirgig, die höchſten Gipfel erreichen 800 bis 900 m und fallen meiſt ſanft ab; das Geſtein beſteht aus olivin- und augithaltigem Baſalt,

[1]) In Bezug auf die Namen herrſcht große Verwirrung, ſiehe über dieſelbe außer Meinicke, die Zuſammenſtellung derſelben bei Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker V, 2. Abtheilung, XVI.

der an der Küste von einem breiten Gürtel von Madreporen-Kalkstein umgeben ist. Die weit vorliegenden Korallenriffe bilden geräumige, selbst für größere Schiffe brauchbare Häfen. Dichter Wald bedeckt mit wenig Ausnahmen die ganze Insel, nur die Küstenlinie wird von einem Mangrovesaume umschlossen.

Früher besaß die Insel als Hauptstation, auf welcher sich die Seefahrer mit Lebensmitteln versehen konnten, eine gewisse Bedeutung; später ist sie wichtig geworden als Centralstation der amerikanischen Mission, welche sich seit 1852 hier niedergelassen hat. Anfänglich stießen die Missionare auf entschiedenen Widerstand; die Eingeborenen waren von einigen dort lebenden Weißen, Engländern und Amerikanern, gegen dieselben aufgehetzt worden, und als eine furchtbare Pockenepidemie bald nach Ankunft derselben einen großen Theil der Bevölkerung wegraffte, geriethen die Missionare häufig in Lebensgefahr. Sie wendeten sich daher mehr den umliegenden Inseln zu, bis endlich 1863 sich wieder ein amerikanischer Missionar auf der Insel niederließ, welcher zu seinem Erstaunen eine kleine Christengemeinde vorfand, die sogar eine Kirche erbaut hatte [1]).

B. Die centralen Karolinen liegen zwischen 155° und 142° östl. L.; sie bestehen aus 30 Inseln, von denen nur eine Gruppe, Ruk, hoch ist. In dem Inneren der großen Lagune, welche von vielen Korallenbänken durchschnitten wird, deren einige kleine Inseln bilden, erheben sich dort zehn bis zwölf bergige Inseln, nicht übermäßig hoch und auch hier erblickt man hinter dem Mangrovesaume den prächtigen Tropenwald auf den von vielen Bächen durchschnittenen Hügeln. Um das Ganze hin zieht sich ein großes Barrierriff, auf dem etwa 50 Riffinseln zerstreut liegen, und welches von zahllosen Kanälen durchschnitten ist. Unter den Inseln ist die größte und höchste Tol, welche am westlichsten liegt (7° 21′ nördl. Br., 151° 36′ östl. L.). Sie hat fünf, Zuckerhüten ähnliche Gipfel. Weiter wäre hier zu nennen die Lukunor- (auch Mortlock-) Gruppe; sie zählt drei nahe bei einander liegende, durch tiefe Kanäle von einander getrennte Laguneninseln, auf deren Riffen über 90 Inseln und Inselchen liegen sollen. Mit ihrer reichen Vegetation von Palmen und Brotfruchtbäumen gehören sie nach der Beschreibung der amerikanischen Missionare [2]) zu den lieblichsten des ganzen Archipels. Auch von hier aus hat die Mission sich über die umliegenden Inseln verbreitet. Indem wir auch hier hinsichtlich der kleineren Inseln auf Meinicke verweisen müssen, wenden wir uns zur dritten Gruppe.

C. Die westlichen Karolinen zwischen 131° und 142° östl. L. Hierher gehören außer den hohen Inseln Jap und Palau noch 11 niedrige Inseln. Jap ist wahrscheinlich im Jahre 1625 von Schapenham entdeckt, und später von Lezcano Karolina benannt worden; die Insel liegt unter 90° 35′ nördl. Br. und 138° 8′ östl. L., ist von N. nach S. etwa 2½ Meilen lang und von O. nach W. 2 Meilen breit; die Oberfläche beträgt etwa 4 Quadratmeilen. Eigenthümlich ist es, daß der Insel der Urwald gänzlich fehlt, er wird aber durch üppige Haine von Palmen und Fruchtbäumen ersetzt, welche dem herrlichen Landschaftsbilde einen ganz eigenthümlichen Charakter aufprägen. Zwei Halbinseln mit Bergen von mäßiger Höhe sind durch eine schmale Landenge verbunden. Die nördlichste Spitze wird von einem kleinen Gebirgslande eingenommen, dessen vulkanisches, tuffartiges Gestein sich mehr als 400 m hoch erhebt; dasselbe ist mit Gestrüpp und Gras bedeckt, während der südliche Theil sich nach dem Isthmus hin ganz sanft abflacht; diese Abhänge sind fruchtbar und gut bebaut. Der Name dieser Halbinsel ist Rul. Die östliche Halbinsel (Tomil) hat ein ebenfalls bloß mit Gebüsch bedecktes Hochland, welches sich bis zur Höhe von etwa 200 m erhebt; dasselbe wird von einer etwa ½ Meile breiten, sehr fruchtbaren und angebauten Küstenebene eingefaßt; der Zugang zu der Insel ist nicht gerade bequem, nur an wenigen Stellen durchbrechen Kanäle das etwa ⅓ Meile breite Küstenriff, welches das Ganze umschließt.

Von allen Inseln des Archipels ist wohl Palau am meisten genannt worden. Nachdem dieselbe vermuthlich von Villalobos im Jahre 1543 entdeckt worden war, verscholl sie wieder, bis ihr Name durch den Schiffbruch, den Kapitän Wilson dort im Jahre 1783 litt, sowie seinen längeren Aufenthalt daselbst, auch in Europa bekannt wurde. Später hat sich, wie schon erwähnt, Professor Semper Monate lang dort aufgehalten und Kubary die Gruppe lange zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Die Gruppe dehnt sich über eine Oberfläche von 16 bis 18 Quadratmeilen aus, ist 25 Meilen lang und 4 bis 8 Meilen breit; große und gefährliche Riffe machen die Inseln ziemlich unzugänglich und erstrecken sich weit nach N. hin. Die bedeutendste Insel ist Korror; zu derselben führt eine enge an manchen Stellen nur 50 m breite Passage, welche die Schiffe nur mit größter Vorsicht benutzen können, während die Boote bei Hochwasser über das Riff weggehen; Hügel von vorherrschend vulkanischem Gestein erheben sich im Inneren; nördlich und südlich von derselben liegen noch verschiedene andere Inseln, die sich durch die eigenthümliche Struktur ihrer Berge von allen anderen Karolineninseln unterscheiden; im südlichen Theile bestehen sie nur aus Madreporenkalkstein, der bis zu ansehnlicher Höhe gehoben ist, während im nördlichen und mittleren Theile vulkanisches Gestein denselben durchbrochen und sich bis zu ansehnlicher Höhe aufgethürmt hat, nach Semper besteht es aus Trachyt und basaltischer Lava. Durch Auflösung des vulkanischen Gesteins hat sich ein sehr fruchtbarer Boden gebildet, der eine üppige Vegetation trägt; auch die Kalkfelsen tragen schöne Wälder, während der Strand mit Mangroven bedeckt ist. Einzelne Berge der Gruppe erheben sich bis zu 2000 Fuß Höhe.

Unter den zu den westlichen Karolinen gehörigen Inseln möge noch Fais erwähnt sein (9° 46′ nördl. Br., 140° 46′ östl. L.), eine Insel, welche in ihrer Bildung ganz von allen anderen Inseln abweicht. Die steilen, manchmal senkrechten Kalkwände erheben sich bis zu 100 Fuß über der Meeresfläche und werden durch eine nach dem Inneren etwas vertiefte Ebene abgeschlossen, welche an Stelle einer früheren Lagune getreten zu sein scheint; die steilen Wände sind von einem schmalen, mit Kokosbäumen bewachsenen Strande umgeben, um den sich wieder ein Küstenriff hinzieht. Endlich sei doch die Insel Mapia erwähnt, die von Meinicke noch zu den Karolinen gerechnet wird. Sie liegt unter 0° 55′ nördl. Br. [1]), 134° 21′ östl. L. Es werden jedoch durch den Sultan von Tidore und Namens desselben von den Holländern Hoheitsrechte da ausgeübt und die Insel ist in den letzten Jahren wiederholt von holländischen Schiffen besucht worden, weshalb wir hier einige Notizen nach diesen Angaben [2]) folgen lassen.

Die Gruppe besteht aus fünf Inseln, wovon die größten

[1]) Allgemeine Missionszeitschrift 1885, Beiblatt S. 85.
[2]) Allgemeine Missionszeitschrift 1885, Beiblatt S. 86.

[1]) Nicht, wie Meinicke irrthümlich angiebt, südl. Br.
[2]) Nach de Hollander, Handleiding bij de beoefening der Land en Volkenkunde II, 4. druk 1881, p. 437.

mit Fruchtbäumen bedeckt sind, die zwei kleinsten sind nur Sandbänke; die Bevölkerung, die 1860 bis auf 10 Personen abgenommen hatte, scheint seitdem wieder zugenommen zu haben; 1879 hatten sich hier ein Engländer und ein Deutscher niedergelassen, die im Dienste eines auf Jap lebenden Engländers standen und etwa 60 Arbeiter mit dem Sammeln von Kopra beschäftigten. Die Bevölkerung ist ganz von den Papuas verschieden.

Kürzere Mittheilungen.

Die Eisenbahnverbindung zwischen Indien, Siam und China.

Am Eröffnungsabend (16. November 1885) der Wintersaison der Royal Geogr. Society hatte der durch seine Reisen in Hinterindien bekannte Holt S. Hallett das in der Ueberschrift genannte Thema zum Gegenstande seines Vortrages gemacht.

Der Gedankengang desselben war etwa folgender:

Seit etwa 30 Jahren ist es das Bestreben der Handelswelt und der Politik gewesen, einen englischen Handel mit dem südwestlichen China ins Leben zu rufen und zu entwickeln. Allerlei Vorschläge wurden zu diesem Zwecke gemacht und, wie es sich mit Rücksicht auf den damaligen Zustand des geographischen Wissens leicht erklären läßt, suchten alle ihr Ziel längs des Laufes der hinterindischen Gewässer zu erreichen. Genauere Bekanntschaft mit den verschiedenen Flußgebieten hat gleichwohl gezeigt, daß auf diesem Wege keine brauchbare Handelsstraße gefunden werden kann. Zuletzt noch haben die Franzosen den Rothen Fluß ins Auge gefaßt und die Hoffnung, längs desselben das Ziel zu erreichen, hat vielleicht mit dazu beigetragen, sie in Tongking so große Opfer bringen zu lassen. Es war vergebens; es war unmöglich mit Booten, die mehr als vier Tonnen faßten, vorzudringen und mit kleineren Fahrzeugen konnte dies auch nur vom November bis zum März geschehen. Der Plan, den man dann ins Auge faßte, im Flußthale eine Eisenbahn anzulegen, erwies sich auch als unausführbar und ebenso verflog alle Hoffnung, den Mekong zu diesem Zwecke zu benutzen. Das sogenannte Indochina zerfällt in drei Theile, den westlichen, welcher vom Irawadi, Sitang und Salwen durchflossen wird, die in den Meerbusen von Bengalen münden, den mittleren mit dem Mekong und Menam, die ihre Gewässer dem Busen von Siam zuführen, und den östlichen, dessen Flußgebiet zum Golfe von Tongking gehört. Der centrale Theil wird von Britisch-Birma durch eine Bergkette getrennt, die ihren Ursprung in dem östlichen Plateau von Tibet hat, sich durch die Halbinsel Malakka hinzieht und endlich an deren Spitze endet. Der niedrigste Punkt dieser Höhenkette, welcher in der Nähe von Mulmein liegt, bildet eine sehr geeignete Uebergangsstelle für eine Eisenbahn, um von Birma her das centrale Indochina und die südwestlichen Provinzen Chinas zu erreichen. Das heiße und feuchte Klima hier erzeugen eine Vegetation von einer Ueppigkeit, welche der keines anderen Tropenlandes nachsteht, und machen diesen Theil der Erde zu einem fruchtbaren Garten, dem fruchtbarsten vielleicht, den man in Asien finden kann. Die Deltas des Irawadi, des Menam und Mekong erzeugen reiche Reisernten, die weiten Ebenen am oberen Laufe dieser Flüsse, die Hochflächen der Schanstaaten sind von einer wunderbaren Fruchtbarkeit und ihre Erzeugnisse sind sehr mannigfaltig: Cerealien, Thee, Baumwolle, Indigo, kurz alle Produkte des tropischen Marktes, Früchte der verschiedensten Art gedeihen hier. Ausgedehnte Wälder bedecken ganze Landstriche und in ihnen findet man Nutzhölzer der besten Arten in größter Auswahl; dazwischen dehnen sich weite Prärien mit herrlichem Grase aus, auf welchen Elephanten, Pferde und Hausthiere reichliches Futter finden. Die Dörfer gleichen blühenden Gärten. Im Westen des Sitang sind die Berge sehr metallreich und eine gründliche Untersuchung durch Fachmänner würde sich reichlich bezahlt machen. Die Völkerstämme, die dort wohnen, gehören größtentheils zu dem tibetanischen und chinesischen Zweige des Mongolenstammes, die aus dem östlichen Tibet und aus China dorthin gezogen sind; viele andere Elemente sind denselben jedoch beigemischt, Turki, Malayen, Polynesier, Kolarier und Negritos; ja auch Menschen kaukasischer Abstammung sollen da gefunden werden. Das Klima des zwischen zwei Oceanen gelegenen Theiles des Landes ist namentlich in den Deltaniederungen heiß und feucht, die Nächte sind aber des reichen Thaufalles wegen kühler als in den Niederungen Indiens. Die Atmosphäre ist selbst in den Schanstaaten noch in hohem Grade mit Wassertheilen geschwängert, daher herrschen dort endemische Krankheiten, Fieber und Dysenterie.

Die größte beobachtete Temperatur betrug Mittags im Schatten 102° F. (38⅞° C.), die niedrigste 73° F. (22⅞° C.) Morgens bei Tagesanbruch. In Saigon beträgt der Temperaturunterschied nie mehr als 13° F. (7⅔° C.).

Seit vier Jahren hat Holt Hallett mit Colquhoun die Eisenbahnfrage in Bezug auf Hinterindien studirt. Es ergab sich, daß es unmöglich sein würde, von Kalkutta aus eine dem Meeresufer folgende Eisenbahn nach Rangun anzulegen, wenn man nicht Ausgaben auf sich nehmen wollte, die sich nie durch den zu erwartenden Gewinn bezahlt machen könnten. Nachdem sie mehrere Richtungen untersucht hatten, kamen sie schließlich zu der Ueberzeugung, daß die gewünschte Verbindung zwischen Indien und China die Bergkette bei Mulmein zu überschreiten haben würde. Von diesem Punkte führen verschiedene Wege in die siamesischen Schanstaaten, und die Berge, welche zwischen Irawadi und Salwen liegen, werden so vermieden werden können.

Es ergab sich endlich, daß entweder eine Eisenbahn quer über die Berge geführt werden könne über Maing Loongyee, wobei nur der Uebergang über eine Kette nöthig wäre, oder aber, wenn diese Linie zu schwierig sein sollte, könnte die Eisenbahn über die zwei Bergketten geführt werden, welche zwischen Mulmein und der im nördlichen Siam am Mehping-Flusse gelegenen Stadt Raheng liegen. Die Paßhöhen in der letzteren Richtung sind niedriger als an jeder anderen Stelle im Norden oder Süden und betragen nur 1600 und 2287 Fuß über der Meeresfläche. Muawaddi, die englische Grenzstadt, welche zwischen beiden sich befindet, hat 630 Fuß Seehöhe, so daß also die totalen Höhenunterschiede noch um diesen Betrag sich erniedrigen. Von Kiang Hsen würde die Eisenbahn durch die Ebene, welche sich am Mekong bis Kiang Hung hinzieht, verlängert werden und hier den Fluß auf einer Brücke überschreiten. Kiang Hung liegt 50 engl. Meilen von Sumar, einer großen Garnisonstadt und wichtigem Handelsentrepot an der Südwestgrenze von China. Hier mußte sich dann das chinesische Eisenbahnsystem anschließen.

Die birmaniſchen Schanſtaaten, ſoweit ſie öſtlich vom Salwen liegen, ſollen 1 bis 1½ Millionen Einwohner, die ſiameſiſchen Schanſtaaten 2½ Millionen und das ſüdlich gelegene Thal des Menam 3½ Millionen Einwohner haben.

Die Schans, welche in jener Gegend leben, ſind civiliſirt, frei vom Kaſtenweſen, fleißig und energiſch, gaſtfrei und offen gegen Fremde, für Freihandel geſtimmt und ſehr geſchickte Kleinhändler. Weithin durch das engliſche und unabhängige Birma bis nach Yünnan findet man ſie mit ihren Waaren in den abgelegenſten Gegenden, wo ſie Handel treiben. Die Bergſtämme ſind ein eifriges, braves Volk, welches mit den Schanſtämmen auf beſtem Fuße lebt, ausgezeichnete Ackerbauer, Viehzüchter und Handwerker, Schmiede und Bergleute. Die Leute ſind ſo civiliſirt, daß der Chief Commiſſioner in Britiſch-Birma die Verſicherung geben konnte, Reiſende ſeien dort ganz ſicher, eine Schutzwache ſei nur bis zur engliſchen Grenze nöthig. Bei ſeinen Unterſuchungen wurde Holt Hallett von den Eingeborenen unterſtützt; ſie ſprachen den Wunſch aus, eine beſſere Handelsverbindung zu bekommen, und verpflichteten ſich, bei dem Baue einer Eiſenbahn jede mögliche Hilfe zu leiſten. Während ſeiner ganzen Reiſe wurde Holt Hallett keine Stunde nutzlos aufgehalten, Führer und Transportmittel wurden ſtets bereitwillig und pünktlich geliefert, ohne daß irgendwie ein Verſuch gemacht wäre, ihn zu übertheuern.

Auch bei ſeinen ethnologiſchen Forſchungen leiſteten ihm die Häuptlinge ſehr gute Dienſte. Er fand, daß zwei ſcharf unterſchiedene Raſſen von Lua (Lawa) da lebten; eine, welche als „Baw Lua" bezeichnet wird, ſchien die autochthone Raſſe des Landes zu ſein. Man findet ſie beſonders in dem Maing Loongyee-Thal und auf den anſtoßenden Bergen und Hochebenen; den eingezogenen Erkundigungen nach beſitzen ſie 20 Dörfer. Ihre Zahl wurde auf 9000 geſchätzt; außerdem ſollen 15000 Karens dort leben, von denen 10000, wie es heißt, zu einem wilden, uncivilifirten Bergſtamme gehören. Der andere Stamm ſind die Kiang Tung Lua, bei den Birmanen als „Kopfabſchneider" bekannt. Sie kamen von den Hochebenen im Nordweſten von Kiang Tung und ſind eine viel kräftigere Raſſe als die Baw Luas, denen ſie weder in der Sprache noch äußerlich gleichen.

Zwiſchen Kiang Chong und Luang Prabang auf dem linken Ufer des Mekong werden Städte und Dörfer von verſchiedenen Stämmen bewohnt: Kamuks, Kameits, Kors, Karens und Schans. Die erſten beiden leben in beſonderen Dörfern, haben verſchiedene Sprachen, gleichen ſich aber im Aeußeren und in der Figur. Sie gehören zu der Zwergraſſe von Indochina; ihre Länge überſteigt 4 Fuß 9 Zoll nicht. Unter birmaniſchen Beamten arbeiten ſie in den Teak-Wäldern. Sie ſind gut gebaut, haben ein angenehmes Aeußere, gerade Augen und unterſcheiden ſich ſehr von den Bergſtämmen des weſtlichen Indochina. Sie ſcheinen ein gutes, leicht zu behandelndes Temperament zu beſitzen, arbeiten eifrig und ſind ausgezeichnete Arbeiter, Holzfäller und Elephantentreiber.

Die landſchaftliche Scenerie der Schan-Staaten wird als ſchön und abwechſelungsreich beſchrieben. Die weiten, gut angebauten Ebenen ſind durch Reihen Fruchtbäume regelmäßig abgetheilt. Abwechſelung bieten die Dörfer, die wie Inſeln aus der Ebene emportauchen.

Die Seitenlinie der Eiſenbahn, welche die Siam-China-Eiſenbahn mit dem Seehafen Mulmein verbinden ſoll, würde die eben genannte Stadt mit 50000 an einem, Raheng mit 20000 Seelen am anderen Ende haben. In Raheng würde ſie den Handel von China, den Schan-Staaten und Siam aufnehmen. Die Hauptlinie würde 481 Städte und Dörfer berühren und in Bangkok (500000 Seelen) enden; das andere Ende würde ſich in Kiang Hſen nur 190 Meilen von der chineſiſchen Grenze befinden, einer Stadt, welche in einer jetzt wieder angebauten großen Ebene liegt. Die Linie würde auf 4 Tagereiſen Entfernung (à 12 engliſche Meilen) an Muang Nan, auf 3½ an Muang Peh, auf 3 an Lapun und auf nicht ganz 4 an Zimme vorbeigehen. Der Fluß zwiſchen Kiang Hſen und Luang Prabang iſt ſchiffbar. Die Eiſenbahn würde alſo nicht nur den von ihr durchſchnittenen Schan-Staaten, ſondern auch den benachbarten Staaten nützen, nach denen man ſpäter Seitenlinien eröffnen könnte.

Diejenigen kommerciellen Korporationen, welche die Forſchungsreiſe Holt Hallett's unterſtützt haben, haben ſich dafür ausgeſprochen, daß die Eiſenbahn dort ein praktiſches Unternehmen von der höchſten Bedeutung ſei, und Holt Hallett ſowohl als Colquhoun ſehen in dem Bau derſelben die Verbindung der beiden bevölkertſten Reiche der Erde, gleichzeitig aber auch die Eröffnung eines weiten Gebietes für den engliſchen Handel.

Colquhoun fügte dem noch einige Worte bei, in denen er namentlich die Leiſtungen Holt Hallett's hervorhob. Letzterer hat zu Boot und zu Elephant etwa 1500 Meilen Weges aufgenommen, 2500 Meilen erforſcht. Die Lage der zu beiden Seiten ſeiner Route gelegenen Berge hat er beſtimmt, geologiſche Unterſuchungen vorgenommen, Thermometer und Aneroide abgeleſen, den Kochpunkt beſtimmt und ſonſtige Meſſungen ausgeführt; wohl hat ſeine Geſundheit ſehr gelitten, aber um dieſen Preis hat unſere Kenntniß von Indochina viele Bereicherungen erfahren.

Die Ausſichten des Panama-Kanales.

Ueber den Panama-Kanal und die Ausſichten auf ſeine Vollendung dringen neuerdings ſehr ungünſtige Nachrichten in die Welt, welche mit den zeitweiſe von Leſſeps gegebenen officiellen Berichten in ebenſo ſchroffem Widerſpruche ſtehen, wie die Broſchüre von Pechuël-Löſche mit dem Buche Stanley's. Ein neuerdings erſchienenes Werk von J. C. Rodrigues (The Panama Canal: its history, its political aspects and financial difficulties) hält es ſogar für angezeigt, ſich jetzt ſchon ernſtlich mit der Frage zu beſchäftigen, welche Stellung die Vereinigten Staaten einzunehmen haben werden, wenn nach dem bevorſtehenden Bankerott der Panama-Geſellſchaft Frankreich die Vollendung des Kanals in die Hand nehmen ſollte.

Nach Rodrigues iſt ein ſchnellerer Fortſchritt der Arbeiten zwar oftmals in Ausſicht geſtellt, aber nie erreicht worden; ſtatt der verſprochenen zwei Millionen Kubikmeter monatlich hat die bewegte Erdmaſſe nie über 800000 cbm im Monate betragen und das geſammte Arbeitsreſultat war bis zum Mai 1885 erſt 12376000 cbm. Das wäre zwar den urſprünglichen Berechnungen von Leſſeps gegenüber immerhin ſchon über ein Viertel der geſammten zu bewegenden Erdmaſſe, aber dieſe iſt leider während der Arbeit in einer ſehr eigenthümlichen Weiſe gewachſen; an die Stelle der von Leſſeps urſprünglich angenommenen 46 Millionen Kubikmeter ſind erſt 75 Millionen getreten und dann ſogar 120 Millionen, und viele Ingenieure behaupten, daß auch dieſe ungeheure Summe noch hinter der Wahrheit zurückbleibe. Die ausgeführten Arbeiten ſchrumpfen alſo auf ein Zehntel des Ganzen zuſammen, und dabei liegen ſie faſt ausſchließlich in der Ebene, im Alluvialboden, wo man mit den Excavatoren arbeiten konnte und auf keine nennenswerthen Terrainſchwierigkeiten ſtieß. Die beiden rieſigen Felsdurchſchnitte, von denen der von Culebra an der Oberfläche 20 Fuß breit werden muß, ſind noch kaum angefangen, und Niemand kann ſagen, welche Schwierigkeiten man in größerer Tiefe zu erwarten hat. Die Hauptſchwierigkeit aber, die Ablenkung des Oberlaufes des Rio Chagres, iſt noch nicht einmal in theoretiſcher Hinſicht befriedigend gelöſt. Der Kanal muß dieſen Fluß, welcher in der Regenzeit mitunter nach einem Guſſe um 40 Fuß anſchwillt und koloſſale Maſſen von Schlamm und Kies mit ſich führt, 29mal kreuzen. Um ihn unſchädlich zu machen, will man ihn an der oberſten Kreuzung, bei Gamboa, durch einen Damm von einer Meile

Länge und 150 bis 200 Fuß Höhe aufstauen und so einen See von sechs Milliarden Kubikmeter Inhalt schaffen, aus dem das Wasser nach und nach durch verschiedene Kanäle abläuft. Für gewöhnliche Regengüsse mag das ausreichen, auch wenn sie binnen ein paar Stunden 5½ Zoll Wasser bringen, wie das öfter vorkommt; wie aber, wenn ein paar solcher Sturzregen rasch hinter einander kommen? Und wie will man die eingeschwemmten Kiesmassen, welche das Seebett in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausfüllen müßten, ohne ungeheure und dauernde Kosten wegschaffen? Auch der Rio Grande, der 11mal, und der Rio Obispo, der 17mal vom Kanale gekreuzt wird, bieten große Schwierigkeiten, aber sie lassen sich in neuen Betten ganz vom Kanale ableiten; der Chagres dagegen bildet eine immerwährende Gefahr, auch wenn es vorübergehend gelingen sollte, ihn zu bändigen.

Das Schlimmste ist aber der Kostenpunkt. Lesseps hat die Gesammtkosten ursprünglich auf 658 Millionen Franken veranschlagt, dann aber den Voranschlag auf 530 Millionen ermäßigt. Die internationale Kommission, welche den Isthmus 1880 besuchte, hat die Summe schon auf 845 Millionen erhöht und gegenwärtig stellt sich die Rechnung folgendermaßen.

Lesseps hat erhalten:

50 Proc. des Aktienkapitals	147 500 000	Frcs.
Anlehen von 1882	125 000 000	„
„ „ 1883	300 000 000	„
„ „ 1884	193 692 500	„
	766 192 500	Frcs.

Er verlangt außerdem noch ein Lotterieanlehen von 600 Millionen und die Einzahlung des restirenden Aktienkapitals mit 147½ Millionen, veranschlagt also selbst die Kosten auf über 1500 Millionen, aber Rodrigues weist nach, daß das unmöglich genügen könne. Lesseps will den Kanal in sechs Jahren vollenden, aber die Ingenieure bezweifeln, ob zwölf Jahre genügen, und in Amerika ist man allgemein der Ansicht, daß das Unternehmen überhaupt nicht durchgeführt werden könne.

So lange Ferdinand von Lesseps lebt, wird es seinem in der Wahl der Mittel nicht allzu wählerischen Genie und dem Prestige, das er in Frankreich besitzt, wohl gelingen, die zur Fortführung nöthigen Mittel aufzutreiben, aber er hat im November seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert und wenn er die Augen schließt, wird der Krach unabwendbar sein.

Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Briefischen Nachrichten zufolge, die am 16. December von der Insel Réunion in Paris eintrafen, hat der Kapitän des „Boursaint“ im Namen Frankreichs mit dem Sultan der Insel Groß-Comoro einen Schutzherrschaftsvertrag abgeschlossen.

— Frankreich hat mit Madagascar (d. h. dem Reiche der Hova) Frieden geschlossen und zwar keinen unvortheilhaften; es wird Madagascar nach außen vertreten, darf die Bucht von Diego Suarez besetzen und erhält 10 Millionen Francs Entschädigung, bis zu deren Zahlung es den Hafen Tamatave besetzt halten wird. In Antananarivo wird ein französischer Ministerresident mit Eskorte sich ständig aufhalten und als officieller Vermittler zwischen der Hova-Königin und den fremden Mächten dienen.

Oceane.

— Im Golf von Mexiko hat man wieder, wie „Science“ meldet, ungeheure Massen von todten Fischen angetroffen, die Meilen weit die Oberfläche bedeckten. Aehnliche Beobachtungen wurden seit 1841 mehrfach gemacht, so 1854, 1878, 1879 und 1880. Hier kann nicht die Rede davon sein, daß Stürme die kalten Wassermassen der Tiefe in wärmere Regionen hineingetrieben haben, wie das 1880/81 an der Atlantischen Küste geschah, wo die tropischen Formen des Golfstromgebietes, z. B. der Tile-fish (Lopholatilus chamaeleonticeps) völlig vertilgt wurden. Die einzige Möglichkeit wäre eine Vergiftung des Wassers durch aus dem Boden ausbrechende Gase, wie sie mehrfach, wenn auch noch nicht im Golf von Mexiko, beobachtet worden ist.

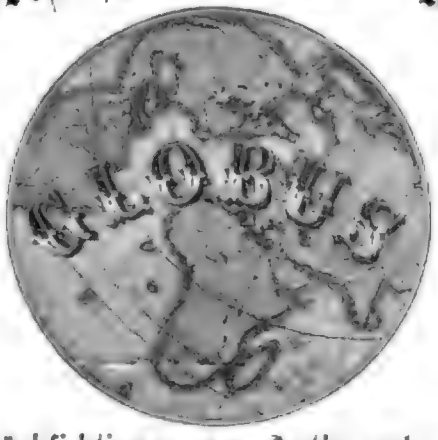
— Der Weg von Amerika nach China um Kap Horn ist neuerdings durch Kapitän Rob. B. Forbes in einer dem hydrographischen Amte der Vereinigten Staaten eingereichten Denkschrift empfohlen worden. Er kommt zu dem Resultate, daß Schiffe, welche amerikanische Häfen vom August bis November verlassen und in China während des Nordost-Monsuns ankommen, die Reise längs des Weges um Kap Horn schneller zurücklegen können. Die vom hydrographischen Amte angestellten Untersuchungen beweisen, soweit sie schon abgeschlossen sind, daß die Reise um Kap Horn nach China in 15 Tagen weniger als die Reise nördlich um Australien herum gemacht werden kann, wogegen der Zeitgewinn gegen die Reise südlich um Australien gar 25 Tage betragen würde.

— In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 16. November 1885 sprach P. Bert über die Resultate eines Versuches, welcher Strömungen des Atlantischen Oceans zum Gegenstande hatte. Derselbe bestand darin, daß auf einer Breite von 70 Seemeilen nördlich von den Azoren eine Menge schwimmender Körper, welche einen in mehreren Sprachen abgefaßten Fragebogen enthalten, dem Meere übergeben wurden. Wer einen solchen Schwimmer findet, wird ersucht, dem französischen Konsul im nächsten Orte den eingeschlossenen und ausgefüllten Fragebogen zu übermitteln (sogenannte Flaschenpost). Drei dieser Apparate, welche im Juli dem Meere übergeben worden sind, hat man in den östlichen Azoren wiedergefunden; sie haben eine südöstliche Richtung eingeschlagen, anstatt der nordwestlichen, welche man vermuthet hatte. Ehe man daraus Schlüsse zieht, werden natürlich weitere Fragebogen abgewartet werden müssen.

Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. I. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Vegetation der Kanarischen Inseln. I. — Emil Metzger: Die Karolinen-Inseln. Historisches und Geographisches. — Kürzere Mittheilungen: Die Eisenbahnverbindung zwischen Indien, Siam und China. — Die Aussichten des Panama-Kanales. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 24. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIX. № 5.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dr. P. Neis' Reiſe im oberen Laos-Lande.

II.

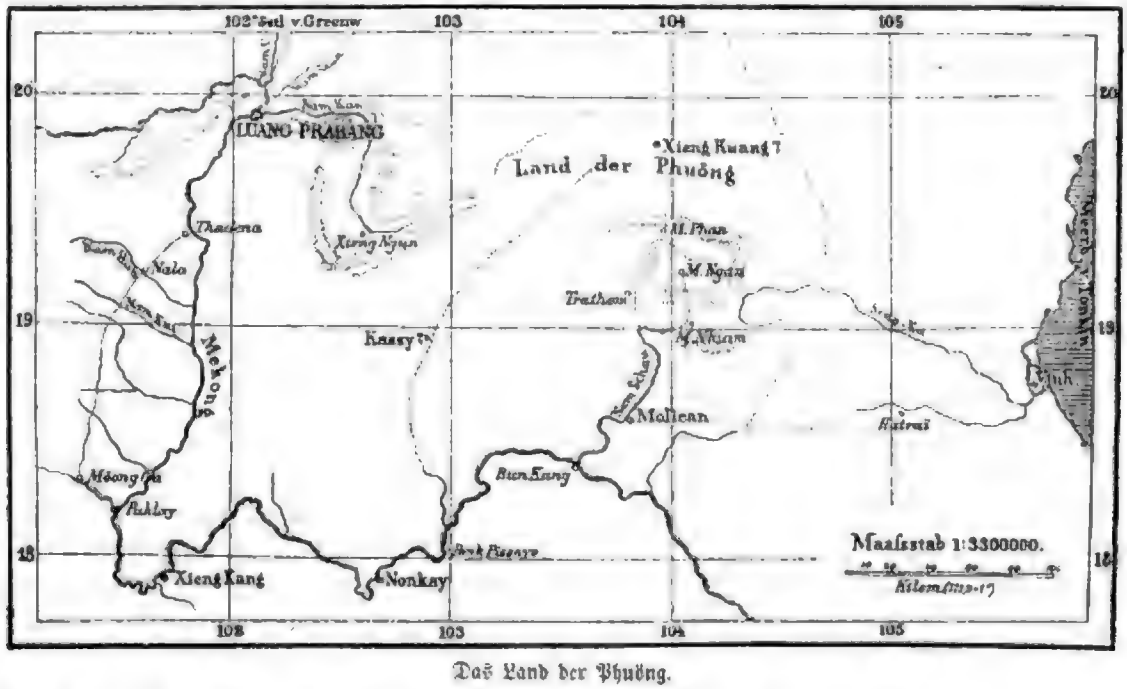
Am folgenden Morgen ſetzte Neis, von dem Gouverneur von Patſum mit den Booten und Ruderern und von der Königstochter Nanſivaï mit dem verſprochenen Schreiben verſehen, ſeine Fahrt den Nam-Schan aufwärts fort. Die Tagereiſe war lang und anſtrengend; die Stromſchnellen waren nicht gefährlich, aber die Strömung überall reißend und das Thermometer ſtieg Nachmittags auf 32°. Eine Plage, welcher der Reiſende bis dahin in Indochina noch nicht begegnet war, wenigſtens nicht in ſolcher Menge, die Bremſen, ſtürzten ſich in Wolken auf die Barken und verſetzten den Menſchen böſe Stiche; ſobald die Sonne unterging, verſchwanden ſie und wurden von Muskitos erſetzt. An Vögeln und Affen, darunter auch einige weiße Gibbons, war kein Mangel. Wenn man ſich Molican nähert, wird das Land bergiger, und in der Ferne zeigen ſich die hohen Randberge des Hochlandes der Phuöng. Dörfer ſind ſelten, aber die Vegetation an den Ufern von ſolcher Ueppigkeit, daß man vor lauter Schlingpflanzen und grünem Laube nicht den Erdboden ſehen kann.

In dem zu Molican wohnenden Bruder Nanſivaï's fand Neis einen feigen und durch Opiumgenuß erkrankten Menſchen, der vor den räuberiſchen Hös in beſtändiger Furcht lebte, aber doch ſein Möglichſtes that, ihm die erforderlichen vier kleinen Boote und die ſchwer zu beſchaffenden Ruderer zu ſtellen. Oberhalb Molican iſt der Fluß, der lange Zeit eine Breite von etwa 60 m behält, fortwährend zwiſchen felſigen, mit hohen Bäumen bewachſenen Ufern eingeſchloſſen. Täglich mußten drei bis vier mehr oder minder gefährliche Stromſchnellen paſſirt werden. Iſt dieſelbe ſehr gefährlich, ſo machen alle vier Barken Halt und werden entladen, worauf die ganze Bemannung ſich zuſammenthut, um ſie einzeln hinaufzubringen. Vorher aber richtet der Führer des Bootes an den Pi oder Geiſt der Schnelle ein Gebet und bringt ihm ein Opfer dar, zu welchem Zwecke er von jeder Mahlzeit ein wenig Reis und Fleiſch aufbewahrt und davon in das Waſſer wirft. Dann erſt kann er getroſten Muthes paſſiren. Beſonders gefährlich ſind dieſe Stromſchnellen bei der Thalfahrt.

Am 31. März gegen 4 Uhr erreichte man eine Stelle, wo der Nam-Schan ſich aus zwei faſt gleich großen Quellflüſſen bildet: der eine kommt von Norden, fließt bei Trathom vorbei und hat ſeine Quellen unweit von Möong Ngan, welches das Ziel von Neis' Reiſe war. Es iſt der eigentliche Nam-Schan. Der andere von Oſten kommende heißt nach einem Dorfe Nam Nhiam und iſt etwas kleiner. Da Trathom nach Angabe der Ruderer faſt verlaſſen und dort keine Träger zu finden ſein ſollten, ſo beſchloß Neis, ſich nach Möong Nhiam zu begeben. Am nächſten Tage erreichte er bald nach Mittag den Fuß der hohen Berge, die er ſchon ſeit einigen Tagen erblickt hatte, und zugleich das Ende der Schiffbarkeit. Die Notabeln des nahen Dorfes Nhiam wurden von der Ankunft des Reiſenden benachrichtigt und verſprachen, für ihn bis zum nächſten Tage eine Sala zu errichten und ihn nach Möong Ngan zu führen. So verbrachte Neis am Ufer des Fluſſes eine ſchlechte Nacht, deren Ruhe durch Muskitos und das Erſcheinen eines Tigers geſtört wurde, während ſeine Ruderer aus Molican in ihrer Angſt vor den Hös es ſo eilig hatten, daß ſie noch am ſelben Abend die Rückfahrt antraten, obwohl die Nacht dunkel war. Später erfuhr Neis, daß eine Barke in einer

Stromſchnelle geſcheitert und ihre zwei Ruderer ertrunken ſeien. „Sie hatten ſolche Eile zu entfliehen, daß ſie ſich nicht einmal die Zeit nahmen, dem Pi dieſer Stromſchnelle vor der Durchfahrt ein Opfer zu bringen", ſchloß der Lao, welcher dem Reiſenden davon erzählte, ſeine Trauerbotſchaft.

Am nächſten Morgen begab ſich Reis, von dem Thiao Möong (Stadthaupt) und den Notabeln geführt, nach dem nur eine Viertelſtunde entfernten Dorfe Nhiam, welches am Nam Kim liegt. Es war zu jener Zeit (1883) nur etwa ein Jahr alt und beſtand aus etwa 30 großen, regelmäßig gebauten Häuſern; gegründet wurde es vom Atgna Tho, einem der Brüder des Phuöng-Königs, liegt im Mittelpunkte einer weiten, ringsum, mit Ausnahme des Südoſtens, von hohen Bergen umgebenen Ebene und beſaß damals noch keine Gräben oder Palliſaden. Ueberall, ausgenommen im Norden, begann keine hundert Meter von den letzten Häuſern entfernt der Wald. Getrennt vom Dorfe und auf dem jenſeitigen Flußufer hatte man für den Reiſenden eine Laubhütte errichtet, was Reis für ein Zeichen des Mißtrauens hielt. Hier befand er ſich nicht mehr im Königreiche Siam; die Leute konnten ſeinen Paß aus Bangkok ſchon nicht mehr leſen, obwohl die Schrift und beſonders die Sprache der Phöong ſich ſehr wenig von derjenigen der Siameſen unterſcheidet. Aber der Paß hätte ihm auch wenig genutzt, denn die meiſten Bewohner des Dorfes, Männer wie Weiber, befanden ſich damals gerade an einer entfernten Stelle des Waldes, um durch Abholzen Platz für Reispflanzungen zu ſchaffen. In Folge deſſen konnte das Stadthaupt nur ein Dutzend Träger zur Stelle bringen, während deren bei dem gebirgigen Wege nach Möong Ngan mindeſtens 50 erforderlich geweſen wären. Reis entſchloß ſich deshalb raſch, das meiſte Gepäck zurückzulaſſen und nur mit dem Nothwendigſten am folgenden Morgen weiter zu marſchiren. Auch Laſtthiere und ſelbſt Büffel gab es in Möong Nhiam nicht; auch wäre der Weg über die Berge für ſie nicht gangbar, denn ſtellenweiſe muß



Das Land der Phuöng.

man ſich der Hände bedienen, um vorwärts zu kommen, oder Hunderte von Metern weit tief gebückt, faſt auf allen Vieren unter einer dichten Laube von abgeſtorbenen und vom Sturme herabgeriſſenen Bambus hinkriechen.

Seit vier Monaten war Reis nicht zu Fuße marſchirt; ſtets war er im Boote gereiſt und hatte ganze Tage nach Landesſitte mit untergeſchlagenen Beinen und, um leichter aus dem Fahrzeuge kommen zu können, mit nackten Füßen auf einer Matte ſitzend zugebracht. Jetzt zog er ſtarke Jagdſchuhe an und ſetzte ſich mit wahrem Behagen an die Spitze ſeines kleinen Trupps. Um 8½ Uhr war der Fuß der Berge erreicht und nun ging es längs des Nan Phöa, eines Hauptzufluſſes des Nam Nhiam, oft auch in deſſen Bette aufwärts, ein äußerſt beſchwerlicher Marſch, zu deſſen Annehmlichkeiten die zahlreichen Bremſen und die drückende Hitze nicht gerade beitrugen. Sobald man aber den Wald betrat, machte man mit zwei anderen Plagegeiſtern, den Muskitos und den in ganz Indochina verbreiteten kleinen Blutegeln, welche unter den, den Boden bedeckenden feuchten Blättern leben, Bekanntſchaft. Letztere dringen überall durch die Oeffnungen der Kleidung ein und verurſachen, wenn ſie zahlreich ſind und immer wieder an derſelben Stelle ſaugen, ſchmerzende und ſchwer heilende Wunden. Alles das trug dazu bei, daß nur eine kurze Tagereiſe zurückgelegt wurde und man bald nach 2 Uhr, als erſt eine Höhe von 400 m über der Ebene von Möong Nhiam erreicht war, zum Nachtlager Halt machte. Ueberhaupt darf man bei Reiſen in jenen Ländern auf die Leiſtungen des Nachmittags nicht allzuviel rechnen. Die Laos brechen gern vor Tagesanfang auf, aber machen auch frühzeitig Halt, und ſo eilig man es auch haben mag, ſo muß man doch ſtets mindeſtens eine Stunde vor Sonnenuntergang Halt machen, damit die Leute Zeit haben, Aeſte abzuſchlagen, daraus Hütten zu errichten und genug trockenes Holz zu ſammeln, um die ganze Nacht hindurch mehrere Feuer zur Fernhaltung der Tiger und Panther unterhalten zu können.

Am nächſten Tage (4. März) wurde um 6 Uhr Morgens wieder aufgebrochen, ohne Unterbrechung bis 11½ Uhr

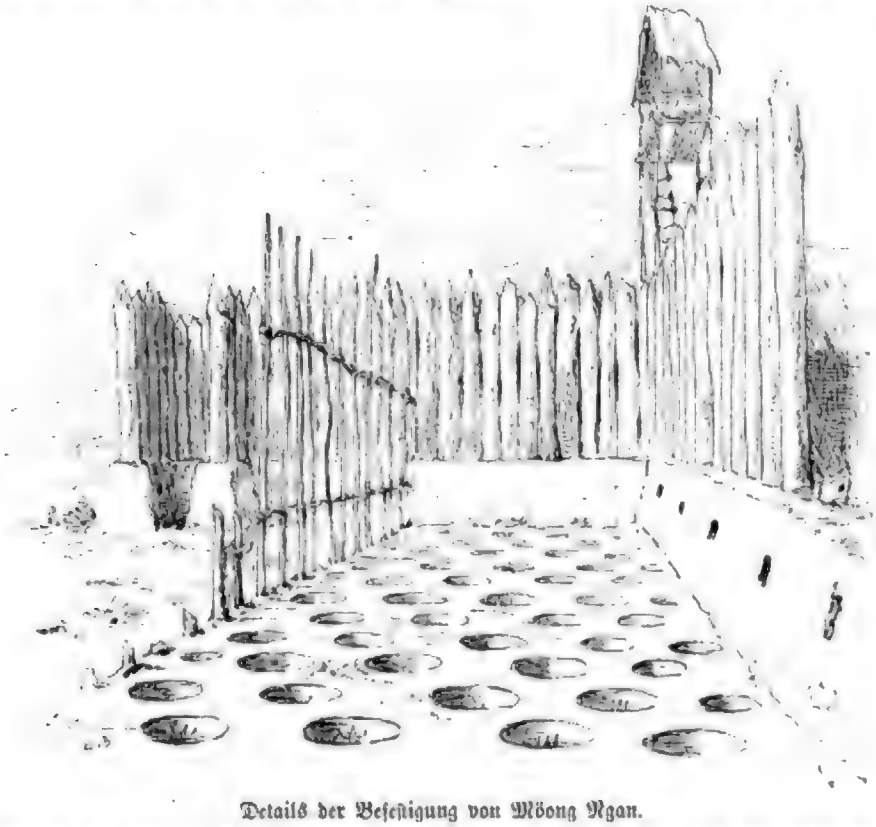
Dans la région de Fontainebleau, les artistes ont trouvé, à proximité de la forêt, des maisons de paysans qu'ils ont transformées en ateliers. Ils ont conservé le caractère rustique de ces habitations, en ajoutant à l'extérieur des balcons de bois, des auvents, des pergolas, et à l'intérieur des cheminées de pierre, des poutres apparentes, des meubles anciens. Ces maisons sont entourées de jardins, de vergers, de potagers, et les artistes y cultivent des légumes et des fleurs.

Dans la région de Fontainebleau, les artistes ont trouvé, à proximité de la forêt, des maisons de paysans qu'ils ont transformées en ateliers. Ils ont conservé le caractère rustique de ces habitations, en ajoutant à l'extérieur des balcons de bois, des auvents, des pergolas, et à l'intérieur des cheminées de pierre, des poutres apparentes, des meubles anciens. Ces maisons sont entourées de jardins, de vergers, de potagers, et les artistes y cultivent des légumes et des fleurs.

"Mr. Crosbie, I am sorry to say, has had a bad accident."

DIGITIZED BY Google

Geld gegen hohe Zinſen und verkauften die ſäumigen Schuldner an die Birmanen; öfters hätten ſie, die Miſſionare, ſolche ausgelöſt. Darum beſäßen ſie zwar unter dem niederen Volke manchen Freund, aber von den Großen



Details der Befeſtigung von Möong Ngan.

würden ſie gefürchtet und gehaßt. Im Ganzen führten ſie ein elendes Leben, hätten noch keinen Proſelyten gemacht und wagten in dem, den Angriffen der Hôs ausgeſetzten Lande keine dauernde Niederlaſſung zu gründen. Vor wenigen Tagen ſei der Vicekönig nach Vinh in Annam gereiſt, um Hilfe zu holen; aber die Miſſionare wußten, daß damals die Beziehungen Annams zu Frankreich ſo geſpannt waren, daß erſteres wohl kaum Luſt verſpüren würde, einem entfernten Vaſallen zu helfen.

Die nächſte Zeit benutzte Reis, ſich auszuruhen und ſeinen durch Inſektenſtiche arg mitgenommenen Beinen Zeit zur Heilung zu gönnen. Lebensmittel waren bei den Phuöng ſelten und theuer; Vieh wollte Niemand aufziehen aus Furcht, daß es ihm die Hôs fortnähmen, in den kleinen Bächen giebt es nur wenig Fiſche, und Hühner und Schweine ſind dort ſeltener als ſonſt im Laos-Lande. Dafür halten ſich die Phuöng an allerlei Reptilien und Inſekten ſchadlos und ſchätzen beſonders eine große Art Miſtkäfer. Um den Reis vor den Hôs zu ſchützen, verwahrt man ihn in Silos, welche den in Algerien üblichen durchaus gleichen. Es ſind das Höhlungen im Thonboden von der Form eines Kürbis und etwa $2^1/_2$ m Tiefe; die obere Oeffnung iſt nur $^1/_2$ m im Durchmeſſer groß. Da hinein wird der Reis geſchüttet und erſt mit Stroh und dann mit Lehm bedeckt; darüber kommt dann der vorher ſorgſam ausgeſtochene Raſen zu liegen, ſo daß jede Spur des Verſteckes ſich bald verwiſcht. Die Stelle deſſelben merken ſich die Einwohner durch die Richtung auf Bäume oder ſonſtige Wahrzeichen.

Durchſchnitt eines Silo.

Nach fünf Tagen der Ruhe vermochte Reis wieder zu gehen und durchwanderte in Geſellſchaft der Miſſionare das ganze Plateau von Möong Ngan. Auf demſelben gab es einſt mächtige Heerden von Ochſen, Büffeln und Pferden, von denen nur wenige Hundert Ochſen und etwa 20 Pferde übrig geblieben waren. Die Vegetation iſt nicht tropiſch; von den

Bäumen, die für die Dörfer Hinterindiens ſonſt charakteriſtiſch ſind, den Kokos- und Arekapalmen, findet ſich nichts, und auch die Banane iſt nur durch einige kümmerliche Exemplare vertreten. Während des Aufenthaltes des Reiſenden hielt ſich die Temperatur zwiſchen 15° und 25° und faſt täglich fiel Regen. Eichen, namentlich ſolche mit ſüßen Früchten, ſind nicht ſelten; ferner finden ſich große wilde Apfelbäume, Weinſtöcke und Himbeerſträucher. Den Boden bedeckt Raſen und Moos, eine Seltenheit in dieſen Breiten Hinterindiens, und in Maſſe giebt es Ranunculaceen, Kompoſiten und Lippenblüthler, welche an den Ufern des Mekong verhältnißmäßig ſelten ſind. So eignete ſich das Land gut zu einem Sanitarium, wenn es dort nicht acht Monate im Jahre regnete und der benachbarte Wald das Fieber begünſtigte.

Am 13. März kamen Khas-Träger mit dem größten Theile des Gepäckes von Möong Nhiam an; aber trotzdem ſie Reis reichlich bezahlte, wollte ſich doch keiner von ihnen dazu verſtehen, nochmals dahin zurück zu kehren und die zurückgebliebenen ſechs Kiſten zu holen. Die Mandarinen mußten aus einem anderen Khas-Dorfe die erforderlichen Leute requiriren. Wenigſtens war Reis nun im Beſitze ſeines Theodoliten und ſeines photographiſchen Apparates und konnte die Breite ſeines Aufenthaltsortes beſtimmen und einige Anſichten aufnehmen. In dieſem Augenblicke wurde jedoch die Lage drohend: was ſeit Jahresfriſt ſchon wiederholt fälſchlich gemeldet worden war, erfüllte ſich jetzt wirklich, die Hös waren von ihrer Hauptſtadt Xieng Kuang ausgezogen, hatten den vier Stunden von Möong Ngan entfernt gelegenen feſten Platz Möong Ghan durch Liſt genommen und bedrohten Möong Ngan. Die Miſſionare und Reis beſchloſſen alsbald, den Verſuch zu wagen und den Platz gegen die ſchlecht bewaffneten und mit wenig Munition verſehenen Hös zu halten, und die Mandarinen verſprachen dazu alle nur mögliche Hilfe. Man veranlaßte die Bewohner der umliegenden Dörfer, in der Citadelle Zuflucht zu ſuchen und ſich für ſechs Tage mit Reis zu verſehen, Frauen und Kinder mußten Waſſer hineinſchleppen, die Heerden wurden in die Nähe getrieben, Kundſchafter ausgeſchickt, die Palliſaden ausgebeſſert und zahlreiche ſpaniſche Reiter gelegt. Gegen Abend aber kamen zwei böſe Nachrichten: von Thathom her nahte eine andere Bande Hös, und die Khas Puthang, welche man während des Tages zur Hilfeleiſtung aufgefordert hatte, hatten ſich gegen Möong Ngan empört und mit den chineſiſchen Räubern verbündet. Die erſchreckten Notabeln baten nun unſeren Reiſenden, den Oberbefehl in der Stadt zu übernehmen, und dieſer willigte auch zunächſt für die Nacht ein; aber dieſe eine Nacht genügte, um die Unmöglichkeit einer Vertheidigung darzuthun. Ohne Unterlaß machte Reis bis 2 Uhr Morgens die Runde, aber ſtets fand er die Wachtpoſten eingeſchlafen oder von ihrer Stelle weggelaufen, und wenn er ſie auch mit Schlägen aufweckte, ſo ging doch, ſobald er den Rücken brehte, das alte Spiel von Neuem an. Von den Notabeln aber betheiligte ſich kein einziger am Wachtdienſte; wie gewöhnlich verbrachten ſie einen guten Theil der Nacht mit Opiumrauchen. Da gab Reis die Sache auf; er entſchloß ſich, ſein Gepäck im Stiche zu laſſen und nach dem Mekong zurück zu kehren, während die Miſſionare ſich nach Annam zu flüchten beſchloſſen. Reis ſchaffte all ſein Gepäck, ſeine Sammlungen, ſeinen photographiſchen Apparat, ſeine Platten u. ſ. w. in das Haus der Miſſionare, und dieſe hefteten ein Plakat an die Thür des Inhaltes, daß Alles Eigenthum franzöſiſcher Mandarine ſei. Natürlich haben ſie nie etwas davon wieder geſehen. Reis und ſeine Leute nahmen nichts mit ſich, als ihre Decken, Reis für vier Tage, die Waffen nebſt etwas Munition, den Theodolit, die Tagebücher, das Silber und einige Kleider. Alles Uebrige blieb zurück, leider auch aus Vergeßlichkeit ein Chronometer und eine Uniformmütze. Dann marſchirten ſie langſam davon, beladen, wie nur Leute ſein können, die um jedes Stück trauern, das ſie nicht mitzuſchleppen vermögen.

Die Vegetation der Kanariſchen Inſeln.

II. (Schluß.)

Humboldt äußerte ſich entzückt über die mit Reben bepflanzten Abhänge, die Myrthen und Cypreſſen und die mit Blüthen bedeckten Orangenbäume. Heute ragt wohl noch die Palme, einzeln auch die Cypreſſe, dem felſigen Boden, aber die ſchönen Orangengruppen, und vor allem die hohen Rebengewinde ſind geopfert. Statt deſſen ſtarren die Terraſſen weithin von Kaktuspflanzen, welche das Subſtrat der Cochenillezucht bilden. 30 Jahre lang war dieſer Erwerbszweig lukrativ, aber mit der Erfindung der Anilinfarben ſanken die Preiſe raſch auf die Hälfte, und ſchließlich auf nominelle, die Koſten nicht deckende Anſätze. Heute liegen noch Hunderte von Centnern unverkauft in London. Der Uebergang zu einer anderen Bodenkultur erſcheint ſchwierig, da große Kapitalien dazu nöthig ſind. Es wäre wirklich an der Zeit, daß das Mutterland den heimgeſuchten Inſeln mit etwas Anderem, als Verfaſſungsänderungen und Nachſchüben neuer Beamten bei jedem Miniſterwechſel aufhülfe.

Der zur Cochenillekultur verwendete Kaktus iſt ſtets die Tunera, die Opuntia Tuna Miller. Zur Ueberwinterung des Coccus, welche in den wärmſten Diſtrikten der Inſeln bewerkſtelligt wird, dient nach Schacht eine ſtark haarige Kaktusart, auf welcher die Inſekten beſſer haften.

Von Cerealien ꝛc. werden angebaut Mais, Gerſte, Weizen, Ackerbohnen, Kartoffeln, Zwiebeln, Piſang, welch letzterer trefflich gedeiht; ferner Bataten und die Name (Colocasia antiquorum). Selten iſt Roggen und noch ſeltener Zuckerrohr, welches roh genoſſen wird. Getreide und Hülſenfrüchte dienen zur Bereitung des Gofio, eines groben Mehles aus ſtark geröſteten Körnern, welches, mit Salz vermiſcht, die nie fehlende Tunke zu Kartoffeln und Salzfiſch bildet. Sie iſt ſehr nahrhaft, da die kleberhaltige Schale der Körner nicht entfernt iſt. Eine andere Nahrung, außer gelegentlichem Obſte oder Gemüſe, kennt der arme und genügſame Kanarier nicht.

Als Kulturbäume ſind am verbreitetſten Pfirſiche, die in der verlängerten und früh beginnenden Blüthenzeit eine ſeltſame Anpaſſung an das Klima darthun. Seltener ſind Birnen, Pflaumen, Kirſchen, Aprikoſen und Aepfel, doch liefern beſonders die beiden erſteren treffliche

Früchte. Unübertrefflich ſind die Feigen, ein urſprüngliches Gewächs der Kanaren. Im Muſeum von Las Palmas ſind trockene Feigen aus den Felſengräbern der Isleta vorhanden, welche dieſelbe Kleinheit der Urraſſe zeigen, wie die Gerſte und die Aepfel aus unſeren Pfahlbauten der Steinzeit von Robenhauſen. Auf den Tuffhügeln der Kanaria ob Las Palmas dehnen ſich auch noch weite und ſchöne Weinanlagen aus. Die Leſe findet nicht vor September und Oktober ſtatt. Der Wein auf Gran Canaria iſt ein ſehr dunkler und milder Rothwein, der auf Weſt-Teneriſe iſt weiß oder bernſteinfarben und ſehr ſtark, aber ſelten das edle Aroma des Madeira bietend, den er jedoch zuweilen noch übertrifft. Der Export iſt gleich Null.

Oelbäume werden nur auf der Canaria gehegt und nicht zur Oelbereitung benutzt; ſie ſind von rieſiger Größe. Auch die Pinie wird hier gehegt. Dieſe orientaliſchen Kulturpflanzen geben der Gegend hinter Las Palmas de Gran Canaria ein klaſſiſches Gepräge.

Unter dem Namen Tagasaſte wird ein herrlich duftender, weißblühender Cytiſus kultivirt, der aus der oberen Region der Inſeln ſtammt und ein ausgezeichnetes Grünfutter für Hausthiere bildet. Gleichfalls als Futterpflanzen dienen der Orobal (Withania aristata) und der Hediondo (Bosia Yerva mora).

Von tropiſchen Obſtarten wird außer dem Piſang nur ſparſam einiges angepflanzt. Die tropiſchen Bäume blühen ſämmtlich im erſten Frühlinge und reifen ihre Früchte vom Auguſt bis Herbſt.

Der berühmte Jardin de Acclimatacion del Durazno bei Orotava iſt unter der Leitung des Dr. Benitez de Lugo und dem eifrigen Betriebe des Gärtners H. Wildpret zu einer ebenſo ſchönen als nutzbringenden Anſtalt geworden. Es wird von dort aus ein beträchtlicher Handel mit Sämereien unterhalten.

Treten wir nun in die zweite Region, die des Wolkengürtels, ein, wo ſelbſt im Sommer täglich oder faſt täglich der dichte tiefgraue und häufig näſſende Nebel hängt. Die Temperatur wird um mehrere Grade kühler und die Erde deckt ſich mit einem grünen Anhauche von Mooſen und Farnen. Wir ſind im Gebiete des Lorbeerwaldes, der ſich faſt ſtets in den Schluchten, ſeltener an den offenen Abhängen erhalten hat. Letztere ſind mit Buſchwerk bedeckt, beſtehend aus drei dominirenden Arten, dem Brezo (Erica arborea), der Haya (Myrica Faya) und dem Adlerfarn. Der Wurzelſtock des letzteren iſt reich an Stärkemehl, welches unter dem Namen Batatas de Helecho häufig zur Bereitung des Goſio dient. Dieſe Standorte bieten der ſchönen, morgenrothen Frühlingsblume der Kanaren, der Tuſſilago, die willkommenſte Stätte. Es ſind dies mehrere Arten der Gattung Senecio, Gruppe Pericallis; ſie ſind es, welche der Gartenkunſt die Stammpflanzen der tauſendfach variirenden Cinerarien lieferten.

Der Feldbau geht bis 800 m hinauf, ſeltener bis 1000 m, namentlich auf Teneriſe, wo ſich wegen des weiteren Raumes die einzigen größeren in europäiſcher Weiſe beſtellten Ackerfelder befinden, deren Weizenſaaten auf dem ſchweren, rothen Thon herrlich ſtehen. Neben unſeren europäiſchen Obſtbäumen iſt namentlich die Kaſtanie angepflanzt, welche ſtattliche Haine bildet.

Als Bäume des Hochwaldes ſtehen Laurineen in erſter Linie, nämlich Persea indica, der Viñatigo; Laurus canariensis, der Loro oder Laurel; Oreodaphne foetens, der Til (wörtlich Linde), welcher bis 10 m Umfang erreicht; endlich Phoebe barbusana, der Barbuſano, die ſchönſte dieſer Laurineen, mit myrthenartigen Blättern von wunderbarem Spiegelglanze. Die grünlichen Blüthen aller dieſer Bäume ſind klein und unanſehnlich, die Früchte ſind ſchwarze Beeren.

Zwiſchen dieſe wichtigſten Bäume des Hochwaldes miſchen ſich ſtachelloſe Ilex-Bäume, Erica arborea, ein ſtets gewundener Baum mit ſpitzem Wipfel; der hohe Aderno (Heberdenia excelsa); der botaniſch merkwürdige Mocan (Visnea Mocanera) u. A. Sehr ſelten taucht der wundervolle Madroño auf (Arbutus canariensis) mit orangegelber Rinde, ſilberweißen Blätterbüſcheln und pfirſichgroßen, goldgelben, reizend chagrinirten, eßbaren Beeren. Hohe Brombeergehege, ein Wegdorn, ein rieſiger Schneeball u. A. bilden das Unterholz. Nur am Boden, nicht an den Stämmen, kriecht ein Epheu herum. Zahlreiche Farne decken in überquellender Fülle den Boden, darunter vor allen die mächtige Woodwardia mit oft 3 m langen und 1 m breiten Wedeln. Die Phyſiognomie dieſes Waldes iſt groß, ſein Eindruck auf das Gemüth überwältigend. Denn in ungewohnter Höhe wölbt ſich das dunkele Lorbeerlaub, durch welches nur ganz vereinzelte Sonnenſtrahlen hereinfallen; ein tiefer, eigenthümlich grüner Schatten herrſcht im Grunde, der Allem, auch den Geſichtern der Menſchen, eine fahle Farbe verleiht.

Plötzlich verändert ſich der Ausdruck der Landſchaft, wenn wir die Beſtände von Pinus canariensis, die Pinares, erreichen, welche von 1100 m an die trockenen Böſchungen bewohnen und einzeln über 2000 m hoch hinaufſteigen. Die kanariſche Fichte, der Tea der Spanier, zeichnet ſich durch koniſchen, bis zur Erde reich beaſteten Wuchs aus und macht einen impoſanten Eindruck. Wenn die ſchlanken Stämme im Winde rauſchen, wenn ſie ſich dunkel abheben von der winterlichen Schneeregion des Teyde, ſo iſt das Bild zugleich ein alpines und ein durch ungewohnte Größe des Pflanzenwuchſes fremdartiges von unvergleichlicher Stimmung, das ähnlich wohl nur in den Anden Mexikos wiederkehrt. Prachtvolles Unterholz breitet ſich unter den Fichten aus, darunter zwei Ciſtus mit großen Blüthen, die ſich zu einer harzduftenden Macchia am Fuße der Nadelbäume miſchen. Eine hiſtoriſche Baumart, Juniperus Cedrus, ein mächtiger Hochſtamm, iſt heute ſo viel als ausgerottet. Schon die kanariſche Urbevölkerung bediente ſich mit Vorliebe ſeines Holzes. Herr Chriſt bekam keinen zu Geſicht, doch ſoll der Baum an einigen Stellen der Cañada noch vorkommen.

Teneriſe allein hat einen ſubalpinen Gürtel, eine Zone von Sträuchern über dem Walde. Es ſind die halbkugeligen Beſenſträucher der Retama blanca (Spartium supranubium L. fil., Spartocytisus nubigenus Webb.), welche die Einöden bedecken, bis zu einer Höhe von 2800 m. Im Mai erſcheinen die kleinen Blätter mit den weißen und röthlichen Blüthen, aus denen ſich die aufgeblaſene, mit einem Knall aufſpringende Hülſe entwickelt; doch ſchon im Juli ſind Blätter, Blüthen und Früchte gänzlich verſchwunden. Nur ganz ſparſam ſind zwiſchen dieſen Retamaſträuchern andere Pflanzen zu finden. — Von einer Alpenflora iſt ſo wenig die Rede als ſonſt auf vulkaniſchen, iſolirten Gipfeln.

Wollen wir beſondere Höhenregionen auf den Kanaren unterſcheiden, ſo ſind es die folgenden drei, ſchon von Berthelot und Webb bezeichneten, welche den drei ſich über einander legenden Klimaten entſprechen:

1. Die Strandregion, bei 700 m.
2. Die Wolkenregion, von 700 bis 1000 m, begreift die Höhenlage, wo in der Regel die Paſſatwolke lagert.
3. Die Gipfelregion, die Region über den Wolken, welche allein auf Teneriſe zur vollen Geltung kommt.

Im zweiten Theile ſeiner Arbeit giebt Dr. Chriſt eine ſpecielle Unterſuchung der Florenbeſtandtheile der Kanaren. Er beziffert die Geſammtzahl der Arten der Gefäßpflanzen auf 1226. Davon ſind 420 Arten eingewandert, größtentheils aus Südeuropa, zum Theil aber auch aus den Tropen. Wirklich einſchließlich ſind ſonach 806 Arten, von denen 414, alſo 50 Proc., endemiſch ſind, ein äußerſt hoher Procentſatz, wenn man die Nähe Afrikas berückſichtigt. Ein ähnliches Verhältniß zeigt faſt nur noch die Inſel Sokotra. Doch erſtreckt ſich der Endemismus der Kanaren auch auf die benachbarten Archipele. Der größere Theil der Kanarenflora ſchließt ſich an Griſebach's Mittelmeerflora und Boiſſier's Orientflora an. Unter den Kanarenpflanzen exotiſcher Verwandtſchaft bildet die ſüdafrikaniſche, richtiger altafrikaniſche Flora das wichtigſte Kontingent. Dieſe muß in früheren Zeiten das ganze Gebiet des afrikaniſchen Kontinents umfaßt haben und bildet ohne allen Zweifel den älteſten Beſtandtheil der Kanarenflora. Die unterſeeiſche Verbindung mit dem Kontinent deutet darauf, daß der Uebergang von Formen auf die Inſeln weſentlich erleichtert war. Das Centrum dieſer afrikaniſchen Flora, welche jetzt das ferne Kapland darſtellt, iſt früher wahrſcheinlich das äquatoriale Afrika geweſen; es ſpricht dafür auch das Vorkommen abeſſiniſcher Hochlandspflanzen auf dem Kamerungebirge, die unmöglich über die heutigen, hochtropiſchen Ländermaſſen des inneren Afrika hin eingewandert ſein können. Die Inſel Sokotra, welche ebenſo wie die Kanaren eine überraſchend große Anzahl abeſſiniſch-ſüdafrikaniſcher Arten zeigt, hat mit der dürren, felſigen Küſtenregion der Kanaren die größte Analogie. Während das innere Afrika allmählich durch die ſüd-aſiatiſchen Einwanderer angefüllt wurde, hat ſich mithin an den Rändern die alte Flora in namhaftem Belange erhalten. Wenn nun die allgemeine, alte Ausſtrahlung der Atlantiſchen Flora von den Kanaren nach Norden ging, wie die abnehmenden Zahlen der Madeira- und der Azorenflora beweiſen, ſo iſt in neuerer Zeit, ſeit der Herrſchaft des Golfſtromes, deutlich ein Transport in deſſen Richtung, alſo von den Azoren nach Madeira und von Madeira nach den Kanaren und ſpeciell nach der Kette von Anaga, dem nördlichen Vorgebirge von Tenerife, zu ſpüren.

Die in der Vorzeit nach den Kanaren gelangten kontinentalen Formen änderten vorwiegend in einer beſtimmten Richtung und nach einem einheitlichen Plane ab. Derſelbe äußert ſich in der Verlängerung und Verdickung des Stammes und der Bildung von Blattroſetten. Hierin erkennen wir deutlich die Einwirkung des Klimas: die Gleichmäßigkeit der Temperatur erlaubt fortwährendes Wachſen des Stammes, und doch iſt die Trockenheit groß genug, um die reiche Laubentfaltung zu hindern und die Pflanzen zur Bildung ſchmaler, dicht beiſammen ſtehender und ſich gegenſeitig ſchützender Blätter zu veranlaſſen. — Die Endemen ſind dem Boden aufs Genaueſte angepaßt und Griſebach's Anſicht, daß die endemiſche Kanarenpflanze dem Ausſterben verfallen ſei, iſt unbegründet.

Kritiſche Bemerkungen zu L. Haneuſe's Ackerbaukolonie-Projekt am Congo.

Von **W. Mönkemeyer.**

Die Ausführungen des Lieutenant L. Haneuſe über ſein Projekt, Ackerbaukolonien am Congo zu errichten (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 393), dürften für Jemand, der nicht Gelegenheit hatte, die thatſächlichen Verhältniſſe an Ort und Stelle zu ſtudiren, viel für ſich haben. Die Sachlage geſtaltet ſich jedoch ganz anders, wenn man die Boden- und Waſſerverhältniſſe, Klima- und Arbeiterfrage den wahren Umſtänden gemäß erwägt.

L. Haneuſe ſpricht vom jungfräulichen Boden am Congo und Viele vor ihm haben die bewundernswerthe Fruchtbarkeit nicht genug loben können. Wenn man während der naſſen Zeit das Congogebiet beſucht, ſo wird man wohl an die engliſchen Gefilde erinnert, wo ſich grüne Wieſen weithin erſtrecken und das Auge wohlgefällig auf den einzelnen Baumgruppen ruht. Während der trockenen Jahreszeit jedoch werden die grünen Steppen am Congo von den ſengenden Strahlen der Sonne braun gebrannt, ſchlaff hängen die Blätter der Sträucher herab, und ſelbſt die Oelpalme mit ihren verſengten Wedeln macht nur einen trübſeligen Eindruck.

Wirklich kennen lernen und beurtheilen kann die Bodenverhältniſſe nur, wer ſelbſt mit dem Spaten und der Hacke in der Hand verſucht hat, den Boden zu bearbeiten, ſelbſt geſäet und geerntet hat. In Bd. 48, S. 331 dieſer Zeitſchrift iſt meine Anſicht über die dortigen Bodenverhältniſſe ausgeſprochen worden. L. Haneuſe ſchlägt als geeigneten Anſiedelungspunkt z. B. das Thal bei Boma vor. Ich kenne dieſe Gegend genau und habe mich über die Bodenverhältniſſe dieſes Thales durch Verſuche belehrt. Es gehört ja zu den noch am meiſten begünſtigten Stellen des unteren Congogebietes; doch ſind die Bodenverhältniſſe noch nicht günſtig genug, um zur Anlage einer Ackerbaukolonie empfohlen zu werden und beſonders iſt es der Waſſermangel, der einem ſolchen Projekte widerſpricht. Zwar windet ſich dort ein kleiner Bach durch das enge Thal, der Krokodilfluß; doch hat er in ſeinem oberen Laufe während der trockenen Jahreszeit nur wenig Waſſer und liegt außerdem ſehr tief, ſo daß es äußerſt ſchwierig und koſtſpielig ſein würde, das Waſſer mittels Vorrichtungen zum Pumpen auf die höher gelegenen etwaigen Kulturflächen zu bringen. Bohrverſuche nach Waſſer, die dort angeſtellt wurden, blieben erfolglos.

L. Haneuſe ſchlägt vor, zum Anfange 12 Mann zu engagiren, um ſein Projekt auszuführen, und könnte man mit der Art und Weiſe der Ueberſiedelung und Inſtallirung der Leute ganz einverſtanden ſein. Er ſchlägt ferner vor, 150 Schwarze für die Bearbeitung des Bodens anzuwerben. Das iſt jedoch nicht ſo leicht gethan, denn die Arbeiterfrage iſt ſehr ſchwierig zu löſen, worüber ich mich in Heft 22 der Kolonialzeitung von 1885 näher ausgeſprochen habe; auch iſt zu bemerken, daß der Koſtenanſchlag in Bezug auf Lohn für die ſchwarzen Arbeiter viel zu niedrig angeſetzt iſt. Nach meinem Dafürhalten dürften 21 600 Francs ſtatt 7200 Francs nicht zu hoch gegriffen ſein. Der ge-

wöhnliche Lohnſatz für einen Arbeiter pro Monat beträgt, niedrig angeſetzt, für die dortigen Verhältniſſe vier Stücken Zeug, à ca. 3 Francs = 12 Francs oder 144 Francs pro Jahr für einen Mann, 21 600 Francs für 150 Mann in einem Jahre, oder 14 400 Francs mehr, als der Koſtenanſchlag beſagt.

Ueber den Gegenſtand des Anbaues hat Haneuſe nur wenig geſagt, wenigſtens finden ſich unter ſeinen vorgeſchlagenen Kulturpflanzen nur wenige, die für den europäiſchen Markt Wichtigkeit hätten, denn die dort eventuell gezogenen Gemüſe, Bananen, Mango ꝛc. würden nur zur theilweiſen Ernährung der Koloniſten ſelbſt Werth haben, die Kultur der Erdnuß, des Manihok und des Maiſes, welche von den Eingeborenen ſelbſt ihrem Bedürfniſſe entſprechend gebaut werden, wirft keinen Verdienſt ab, Getreide wird ſchon aus klimatiſchen Gründen nicht gedeihen und für Kaffee und Kakao iſt der Boden zu ſchlecht und nicht tiefgründig genug. Auch trocknet die Erde während der trockenen Zeit dermaßen aus in Folge des Mangels an Baumvegetation, daß etwaige Plantagen ſchon in Folge von Trockenheit und Mangel an Schatten zu Grunde gehen würden. Ebenſo hätte der Reis wenig Ausſicht auf Gedeihen; bis heute noch wird der ſämmtliche Reis, der an die Arbeiter als Koſt vertheilt wird, aus Europa bezogen, wodurch ſich die Ernährung der Leute ſehr theuer ſtellt. Haneuſe denkt nun ſo viel Manihok, Mais ꝛc. anzupflanzen, daß die Beköſtigung der Arbeiter dadurch beſtritten werden könnte. Aber was würde denn von den kleinen Thälern im unteren Congo-Gebiete zur Kultur von Handelspflanzen übrig bleiben, wenn allein für 150 Mann Manihok und Mais gebaut werden ſoll?

Hat der Plantagenbau aus den angeführten Gründen keine Ausſichten in dieſen Gebieten, ſo hat der Verkauf von beſſeren Nutzhölzern nach Europa und geſchnittenen Bohlen zum Häuſerbau dort ſchon deshalb keine Ausſicht, weil von Boma bis Stanley-Pool kein nennenswerther Wald vorkommt und die ziemlich verbreiteten Affenbrotbäume in Folge der ſchwammigen Beſchaffenheit des Holzes nicht zu verwerthen ſind, gar nicht zu erwähnen des Mangels an Wagen- und der Schwierigkeiten, welche ſich dem Transporte gefällter Bäume auf dem ſo ungünſtigen Terrain entgegenſtellen würden. Als Beiſpiel für die Holzarmuth dieſer Gegenden will ich nur anführen, daß ich genöthigt war, in Boma Tag für Tag zwei Mann zu beſchäftigen, um das wenige Brennholz für die Küche zu ſuchen. Sie fanden auch das nicht mehr, und blieb nichts Anderes übrig, als das Brennholz aus den Mangrovewäldern bei Ponta de Lenha zu beziehen und bezahlten wir für 1000 Splitter 20 Francs.

Die bisherigen Verſuche im Plantagenbau haben nur ungünſtige Reſultate ergeben und von dem Verſuche auf Veranlaſſung des holländiſchen Hauſes, Kaffeeplantagen auf der großen Inſel bei Boma zu errichten, iſt Berichten neueren Datums zu Folge daſſelbe ungünſtige Reſultat zu verzeichnen und deshalb die Kultur wieder aufgegeben worden. Doch die Viehzucht! Haneuſe ſagt ſelbſt, daß die Fouragefrage noch zu löſen iſt, aber wie, ſagt er nicht. Jedenfalls würde ſich die Einrichtung der Viehzucht nur auf die Verpflegung der Koloniſten beſchränken. Wir ſehen alſo, daß ſich Haneuſe's Projekt, bei Lichte beſehen, als völlig hinfällig erweiſt; doch ehe ich meine kritiſchen Bemerkungen ſchließe, will ich noch auf einen Punkt aufmerkſam machen, den Haneuſe völlig übergangen hat. Wie iſt das Klima? Wird der Anſiedler demſelben auf die Dauer Widerſtand leiſten können?

Nach den bisher gemachten Erfahrungen kann man nur mit „Nein!“ antworten. Man bedenke, daß von circa 500 Weißen, welche im Dienſte der Aſſociation waren, nur circa ſechs ihre kontraktliche Zeit von drei Jahren haben aushalten können. Außerdem ſpricht die Annahme des Geſuches der Aerzte der Aſſociation, in Folge der vielen Verluſte an Menſchen die kontraktliche Zeit von drei auf zwei Jahre herabzuſetzen, am beſten für die dortigen ungünſtigen klimatiſchen Verhältniſſe. Man kann alſo mit Beſtimmtheit behaupten, daß eine Ausführung des Haneuſe'ſchen Projektes, Ackerbaukolonien am Congo zu errichten, niemals von Erfolg gekrönt ſein kann.

Die Guinanen der Provinz Abra (Luzon).

Nach dem Spaniſchen des Don Antonio Trullens von **F. Blumentritt.**

Sr. Trullens hat in dem Boletin der Sociedad filipina de Amigos del Pais eine intereſſante Abhandlung über die Guinanes der luzoniſchen Provinz Abra veröffentlicht, deren wiſſenswerthen Inhalt ich hier mit Weglaſſung einzelner verfehlter oder überflüſſiger Partien mittheile. Die Einleitung kann ich füglich übergehen, denn ſie offenbart jene liebenswürdige Naivetät ethnographiſcher Unkenntniß, die das Erbtheil der meiſten ſpaniſchen Autoren zu ſein ſcheint, die über die Philippinen ſchreiben. Man traut ſeinen Augen nicht, wenn man da lieſt: die Igorrotenſtämme des nördlichen Luzon ſeien Miſchlinge, in deren Adern europäiſches (kaukaſiſches), malayiſches und chineſiſches Blut rolle. Trullens iſt aber einſichtig genug, am Schluſſe ſeiner Einleitung zu geſtehen, daß man eben über die Abſtammung der Igorroten nichts Sicheres wüßte. So abenteuerlich alſo der ſpaniſche Officier ſeine Abhandlung eröffnet, ebenſo nüchtern und einfach theilt er ſeine eigenen Beobachtungen mit, die er während ſeiner Dienſtzeit in den Grenzpoſten der Provinz Abra anzuſtellen hinreichend Gelegenheit hatte. Ich werde mir die Freiheit nehmen, wo es paſſend erſcheint, meine Bemerkungen beizufügen.

Die unabhängigen Guinanen der Provinz Abra wohnen in armſeligen Hütten, die ſie an recht verſteckten Plätzen errichten, um ſo beſſer vor feindlichen Ueberfällen geſichert zu ſein. Als Baumaterial dient Holz, Rohr (auch Bambu) und Congogras. Sie kennen die Säge noch nicht, ſie fällen deshalb mit ihrer lina[1]) genannten Art einen großen Baum und hauen aus ihm den Balken von gewünſchten Dimenſionen heraus. Mehrere ſolche vereinzelte Hütten (Ranchos) bilden dann ein Dorf, die ſogenannte Rancheria. Wie alle Stämme der Philippinen nähren auch ſie ſich vorzugsweiſe von Reis, den ſie fleißig anbauen und von

[1]) Von anderen Autoren auch liva, ligua, aliva genannt.

dem ſie zwei Ernten jährlich erzielen. Außerdem bauen ſie Camote (Convolvulus Batatas) und einige Knollengewächſe an. Man findet bei ihnen auch Zuckerrohranpflanzungen, doch verdanken dieſe ihre Exiſtenz nicht etwa dem Handelstriebe, auch wird kein Zucker aus dem Rohre gewonnen, man kultivirt vielmehr dieſe Pflanze nur aus dem Grunde, um daraus einen Branntwein, den básai [1]) zu erzeugen, welcher das Lieblingsgetränk der Guinanen bildet. Als Hausthiere beſitzen ſie Hunde, Carabaos (Kerabau-Büffel), Schweine und Hühner; alle dieſe Thiere werden ſchlecht gehalten und gepflegt; ihr Fleiſch, auch jenes der Hunde, wird nur bei feſtlichen Anläſſen genoſſen, weil eben ihre Heerden nur wenig zahlreich ſind. Das Bedürfniß nach Fleiſchnahrung wird durch Jagd oder Fiſchfang, beſonders aber durch Viehraub und Diebſtahl befriedigt, unter dem beſonders die Viehbeſitzer der ebenen Theile der Provinz ſchwer zu leiden haben.

Obwohl das Klima ihrer bergigen Heimath an rauhen Wettertagen nicht arm iſt, ſo entbehren ſie doch, von Jugend auf abgehärtet, einer ausgiebigen Bekleidung, indem ſie ſich mit einem einfachen Lendenſchurze begnügen. Dieſer wird aus Baumrinde hergeſtellt und zwar in zwei Größen, dem kleineren baag [2]) für die Männer und dem caïn für die Weiber. Die kleinen Kinder laufen ganz nackt herum. Die Männer tragen als Kopfbedeckung jenes zierlich geflochtene Hutkörbchen, das in der Weltreiſe von Dr. Hans Meyer S. 515 abgebildet worden iſt; dieſe eigenartige Mütze führt den Namen cal-logón oder sublon. Die Frauen ſchlingen um den Hals viele Schnüre, an welche Glas-, Stein- oder Beinkügelchen gereiht ſind, ferner lieben ſie Ohrgehänge aus Kupferreifen und ſonſtigen Schmuck von Kupfer oder Muſcheln. Sowohl Männer wie Weiber zieren ihren Körper, insbeſondere Bruſt und Arme, mit graziöſen, ornamentalen Zeichnungen, indem ſie die Haut aufſtechen und in die Wunde den Saft des Zuckerrohres einſpritzen.

Die Guinanen ſind zwar ſehr kriegsluſtige Leute, doch fehlt ihnen der Muth der Europäer und Japanen, weshalb ſie dem Kampfe Mann gegen Mann ſorglich aus dem Wege gehen. Sie ziehen es vor, durch Ueberrumpelung oder vom Hinterhalte aus den Feind unſchädlich zu machen, was ihnen um ſo leichter fällt, als das Buſchdickicht und zerklüftete Terrain ein unbemerktes Heranſchleichen an den Feind geſtattet. An letzteren iſt kein Mangel, denn unter ihnen herrſcht der grauſame Brauch der Blutrache und da nicht nur der Mörder und ſeine Familie, ſondern auch die ganze Rancheria deſſelben der Vendetta anheimfällt, ſo nimmt das Morden kein Ende. Manchmal verbünden ſich zwei oder mehr Rancherias, um eine dritte zu überfallen. In dieſem Falle wird nichts geſchont, alle Bewohner des unglücklichen Dorfes werden niedergemetzelt, die vorhandenen Lebensmittelvorräthe und das Vieh weggeſchleppt, die Hütten niedergebrannt, die Felder verwüſtet, die Fruchtbäume gefällt, ſo daß nichts als verkohlte Balken und verödete Felder an die ehemalige Niederlaſſung erinnern, während die Sieger die abgeſchlagenen Köpfe der getödteten Feinde als Trophäen nach Hauſe bringen, um dort eines jener Siegesfeſte zu feiern, von denen weiter unten berichtet werden ſoll. Dieſe ihre Kampfweiſe macht ſie regulären Truppen ſehr gefährlich; dieſe ſehen ſich plötzlich von Wurfſpießen umſchwirrt und ehe ſie in das Dickicht eindringen, um den verſteckten Feind zu faſſen, hat dieſer längſt die Flucht ergriffen. Auf dieſe Weiſe kann oft ein einziger Krieger eine ganze Abtheilung ſpaniſcher Soldaten zum Beſten halten und mehrere von ihnen verwunden, während es ihm gelingt, trotz der Remingtongewehre ſeiner Gegner zu entkommen [1]). Wenn aber einer Bande ſolcher Kopfjäger jeder Rückzug abgeſchnitten iſt, dann wiſſen ſie ſich auch mit dem Muthe der Verzweiflung zu vertheidigen, denn ſie ziehen den Tod dem Verluſte der Freiheit ohne Zögern vor. Für dieſe Söhne der Bergwildniß iſt auch die Kerkerluft unerträglich; Lieutenant Trullens fand, daß die meiſten gefangenen Igorroten nach kurzer Zeit ſchon zu kränkeln begannen und raſch dahinſtarben. Es iſt dies nicht etwa die Folge einer mangelhaften Ventilation oder ungenügenden Nahrung, im Gegentheil: in ihren ſchmutzigen, ruſſigen Hütten, in deren von Geſtank und Ungeziefer erfüllten Räumen der Europäer nicht auszuhalten vermag, athmen ſie jedenfalls eine viel verdorbenere Luft, als in den geräumigen Tribunales der chriſtlichen Pueblos von Abra; es iſt nur der Verluſt der ungebundenen Freiheit, der ſie tödtet, vielleicht auch glauben ſie, daß ihrer ein gräßlicher Martertod harre.

Lieutenant Trullens behauptet, ſie beſäßen keine Religion, ſondern nur abergläubiſche Bräuche, d. h. er kennt keine „Götter“ der Guinanen und weiß nicht, daß der „Aberglauben“ der Heiden eben ein Beſtandtheil ihrer Religion iſt. Von ihren Göttern ſprechen eben die philippiniſchen Malayen den Spaniern gegenüber nicht gerne; denn es giebt unter den Spaniern Bigotte und Atheiſten, erſtere ſuchen die Heiden ſofort zu bekehren, wodurch letztere zurückhaltend werden, die Atheiſten pflegen aber die armen Teufel zu verſpotten, was Niemandem angenehm iſt, am allerwenigſten dem Malayen, deſſen Ehrgefühl zu leicht zu verletzen iſt. So ſind denn die Spanier leicht geneigt, den heidniſchen Eingeborenen ohne Weiteres jede Religion abzuſprechen.

Was Trullens über die „abergläubiſchen“ Bräuche der Guinanen berichtet, iſt inſofern intereſſant, als aus dem Mitgetheilten ein weiteres Beweismaterial für die Behauptung hergeſtellt werden kann, daß die religiöſen Vorſtellungen der philippiniſchen Malayen im Großen und Ganzen dieſelben ſind. So gilt dies gleich für das Vogel-Augurium. Ein Guinane, der von einer Rancheria aufbricht, um eine zweite zu beſuchen, wird ſelbſt in dem Falle, daß er nach mehrſtündiger Wanderung ſchon in der unmittelbaren Nähe ſeines Reiſezieles angelangt iſt, ſofort umkehren, wenn das kleine Suiit genannte Vögelchen klagende Weiſen ſingt. Der Suiit nämlich ſingt zwei Melodien, die eine mit ſchmetternden, jubilirenden Trillern, die andere mit langgezogenen klagenden Tönen. Hört der Guinane die erſte Weiſe, ſo ſetzt er fröhlich und wohlgemuth ſeine Reiſe fort, denn er wird dann liebevolle Aufnahme bei ſeinen Gaſtfreunden finden und im Falle feindlichen Angriffes heil und unverſehrt zu den Seinen zurückkehren; ſingt aber der Suiit ſeinen Trauergeſang, dann gilt es ſchleunig umzukehren, denn ſonſt geht Alles, was man zu unternehmen beabſichtigt, ſchief, oder er findet bei der Heimkehr ſeine Lieben krank oder todt. Ein ähnliches Augurium wird in anderen Theilen der Inſel Luzon dem vielleicht mit dem Suiit identiſchen Vögelchen Tictic zugeſchrieben, während auf der Inſel Mindanao die Taubenſpecies Limoco oder Limocon dieſelbe Rolle ſpielt.

[1]) Man findet auch die Form básig vor.

[2]) Im Spaniſchen bahaque.

[1]) Die Spanier, welche in den Ländern der Igorroten nur kleine Militärpoſten von 15 bis 20 Mann eingeborener Infanterieſoldaten und Gendarmen beſitzen, pflegen im Kriegsfalle, die Fehden der Igorroten benutzend, ſich mit Igorroten-Hilfstruppen zu verſehen, welche den Feind aufſpüren und zum Stehen bringen.

Gehen mehrere Igorroten zuſammen und nieſt einer von ihnen, ſo hocken ſich wie auf Kommando ſeine Begleiter blitzſchnell auf die Ferſen nieder und verharren in dieſer den Malayen eigenthümlichen Ruhelage ungefähr eine Minute; thäten ſie dies nicht, ſo würde der Marſch dann irgendwo eine unliebſame Verzögerung erfahren oder ſonſt etwas Widriges ihnen zuſtoßen.

Wenn ein Guinane krank wird, ſo ſtrömen, kaum daß die Nachricht ſich verbreitet hat, ſelbſt aus entfernten Rancherias, alle Freunde, Bekannten und Verwandten des Erkrankten nach ſeiner Hütte, um ihn zu beſuchen. Es darf nicht unerwähnt gelaſſen werden, daß bei allen Igorroten die Verwandtſchaft bis in die entfernteſten Glieder eng zuſammenhängt, welche ſchöne Sitte aber auch bei Blutfehden die Kriege nie enden läßt, indem, je ausgebreiteter die Sippe iſt, deſto hartnäckiger jeder Verſöhnungsverſuch des Gegners zurückgewieſen wird. Zur Heilung wird, wie auch bei anderen Stämmen des Indiſchen Archipels, eine Prieſterin oder, wenn wir es auf gut deutſch nennen wollen, eine Hexe gerufen. In jedem Dorfe giebt es nämlich mindeſtens *ein* altes Weib, das vorgiebt, im Beſitze übernatürlicher Zauberkräfte zu ſein, Kranke heilen und in die Zukunft ſchauen zu können. Die Zauberin erſcheint nun in der Hütte des Patienten und verlangt je nach dem Grade der Krankheit oder des Reichthumes des Leidenden ein Opferthier: Schwein oder Huhn. Umgeben von den Familienangehörigen und der Schaar der herbeigeeilten Gäſte ſchlachtet die Prieſterin das Thier und forſcht nun in den Eingeweiden nach gewiſſen Flecken, aus deren Geſtalt ꝛc. ſie erſieht, ob der Kranke geneſen wird oder ſterben muß. Dieſe merkwürdige Diagnoſe wird von den Umſtehenden mit großer Verwunderung und naiver Glaubensfeſtigkeit vernommen. Iſt die Diagnoſe günſtig, ſo folgt der Cañao. Mit dem Worte cañao bezeichnen die Igorroten von Abra, Bontoc und Lepanto, alſo nicht allein die Guinanen, alle Feſtlichkeiten, Bräuche und Ceremonien, welche einen religiöſen, oder wie Trullens will, einen abergläubiſchen Hintergrund haben. Trullens meint ſogar, daß dieſes Wort auch jene Bedeutung beſäße, welche unſerem: „Göttliche Vorſehung“ innewohnt. Sei dem, wie ihm wolle, gewiß iſt, daß man im Allgemeinen unter Cañao einen Feſtſchmaus mit Geſang und Tanz verſteht, der nicht zu privatem Zwecke arrangirt wurde, ſondern eine Art religiöſen Kultus vorſtellt. Das Cañaofeſt reducirt ſich vorzüglich auf ein übermäßiges Eſſen und Trinken; zu letzterem wird der erwähnte Reisbranntwein, bási, verwendet, dem in einer ſolchen Weiſe zugeſprochen wird, daß die meiſten Feſtgenoſſen ſich vollſtändig, ja bis zur Sinnloſigkeit, berauſchen. Der hierbei aufgeführte Tanz wird entweder nur von Männern oder nur von Weibern, bieweilen auch von beiden Geſchlechtern vereint producirt. Als Muſikinſtrumente dienen kupferne Becken, welche von Männern mit Fauſtſchlägen bearbeitet werden und zwar zählt man gegen 140 Schläge auf die Minute. Der Höllenlärm, welchen dieſes gainza genannte Inſtrument hervorbringt, verurſacht gewöhnlich einen Rückfall bei dem Kranken, denn die ganze Scene ſpielt ſich vor der Hütte des Leidenden ab; es iſt, als ob fünf bis ſechs Kupferſchmiede wie wüthend dreinhämmerten. Der Tanz ſelbſt beſteht aus Gliederverrenkungen, Springen und beſeſſenem Umhertoben. Dieſe Feſtlichkeit währt je nach dem Anſehen und Heerdenbeſitz des Leidenden acht, zehn, fünfzehn bis zwanzig und noch mehr Tage. Wird der Kranke geſund, ſo ſagen die Guinanen, daß das Cañaofeſt allein ihn gerettet hätte. Iſt der Tod eingetreten, ſo wird ebenfalls ein Cañao veranſtaltet, der aber nur drei Tage währt. Dieſem Trauer-Cañao präſidirt der Todte ſelbſt, der an einem Bambugerüſte, das von der Hüttendecke herabhängt, befeſtigt iſt. Hierauf wird der Leichnam unter der Hütte begraben, denn die Häuſer der Guinanen ſtehen, wie bei allen Malayen, auf Pfählen, ſo daß zwiſchen der Erde und dem Boden der Hütte ein freier Zwiſchenraum bleibt; mitunter wird der Körper des Entſeelten auch neben der Hütte, jedenfalls ſo nahe als möglich, begraben. Dieſelben Feſtlichkeiten finden bei Geburten und Hochzeiten ſtatt, ebenſo, wenn eine Bande Kopfjäger als Sieger heimkehrt. In letzterem Falle werden die heimgeſchleppten, abgeſchlagenen Feindesköpfe auf Pflöcke geſpießt, worauf man um ſie herumtanzt und ſelbe mit Schimpfworten, Flüchen und Verhöhnungen überſchüttet.

Die Häuptlinge, welche immer durch Reichthum ſich auszeichnen, werden in ihrer Macht bedeutend durch den Einfluß der alten Leute eingeſchränkt, welche bei Hochzeiten, innerhalb der Rancherias, Friedens- und Freundſchafts-Verträgen, Kriegsanſagen um Rath befragt werden, ſo daß ſie eigentlich de facto die Leiter der Ranchería ſind und den Häuptlingen nur mehr die Führung im Kriege obliegt. Ihre Offenſivwaffen beſtehen aus der Lanze (tubay) und der breiten Axt (liua), mit der ſie dem Feinde den Kopf abſchlagen, als Defenſivwaffe dient der Schild, calasag genannt. Unbewaffnet verläßt kein Guinane ſeine Behauſung, da er ſtets gefaßt ſein muß, einem Kopfjäger zu begegnen. Um das Heranſchleichen der letzteren an ihre Hütten zu erſchweren, ſtecken ſie Rohrſplitter und zugeſpitzte Holzpflöcke in das Gras, damit der Feind ſeinen durch keinen Schuh geſchützten Fuß ſich durchbohre.

Die Bemerkungen des ſpaniſchen Autors über die Sprache der Guinanen ſind naiv: nach ſeiner Meinung beſteht die (ſo ſagt er) wortarme Sprache aus einem verdorbenen Ilocano [1]), welchem Worte aus anderen Igorrotendialekten beigeſellt ſind; demnach würden die Guinanen gar kein eigenes Idiom, ſondern ein Kauderwälſch ſprechen, was aber nach dem von Hans Meyer publicirten Vocabular nicht der Fall iſt.

---

[1]) Das Ilocano iſt jener malayiſche Dialekt, welcher in den Provinzen Ilócos Norte, Ilócos Sur, Unión und in den größeren Anſiedelungen der Provinz Abra ſelbſt geſprochen wird. Vielleicht ſprechen die Guinanen im Verkehre mit den Spaniern und Ilocanen eine Art Longua general, die von Trullens für das eigentliche Idiom dieſes Igorroten-Stammes genommen wurde.

Kürzere Mittheilungen.

Botaniſche Erforſchung der Chileniſchen Anden.

Dr. R. A. Philippi, Profeſſor der Botanik in Santiago, ſchreibt unterm 21. Auguſt 1885 an Sir Joſeph Hooker:

„Mein Sohn machte im Sommer eine Reiſe von 110 Tagen von Copiapo nach dem Fluſſe Camarones, der jetzigen Grenze zwiſchen Chili und Peru. Er ging zuerſt von Copiapo nach Antofagaſta de la Sierra (26° 5′ lat., 27° 20′ long., 3570 m über dem Meere), wo etwa 60 bis 100 Leute wohnten, und von da (faſt immer auf dem hohen Tafellande der Wüſte in einer Höhe von 3500 bis 4200 m) nach Huasco de Tarapaca, von wo er in die Pampa bei Tamarugal hinabſtieg. Die Reiſe dehnte ſich über acht Breitengrade aus. Dieſes hohe Tafelland iſt faſt ein einziges Bett trachytiſcher Lava, über welches eine Anzahl erloſchener Vulkane zerſtreut ſind, von denen drei höher ſind als der Chimboraſſo, nämlich der Llullaillaco, 6500 m (ich war vor 21 Jahren an ſeinem weſtlichen Fuße); der Tumiza, 6540 m und der Pular, 6500 m. Es finden ſich viele große Salzſeen, von denen mehrere ganz trocken ſind. Die Vegetation iſt in dieſem öſtlichen Theile der Wüſte nicht ſo ſpärlich, wie in dem weſtlichen, den ich früher beſucht hatte, wahrſcheinlich in Folge eines ſchwachen Einfluſſes des Paſſates, und die Waſſerplätze ſind zahlreicher und näher bei einander.

Ueber 400 Pflanzenarten wurden heimgebracht, von denen die Hälfte noch nicht beſchrieben iſt. Unter ihnen iſt eine Polylepis (baum- oder ſtrauchartige Gewächſe aus der Familie der Roſaceen), die nur in einer Quebrada gefunden wurde, und Pilostyles Berterii, eine paraſitiſche Pflanze, die zu derſelben Familie wie Rafflesia gehört und in einer Höhe von 3700 m gefunden wurde! — natürlich auf einer Adesmia (Bäume oder Sträucher, zu den Leguminoſen gehörig). Die drei Arten von Farnen ſind: Pellaea ternifolia, Cheilanthes micropterus und ein ſchöner Cincinnalis, welcher neu zu ſein ſcheint. Die zahlreichſte Familie ſind natürlich die Compoſiten mit 91 Arten; von Gräſern fanden ſich 42, von Leguminoſen 28 bis 29, von Verbenaceen 15, Solaneen 28, Chenopodiaceen 15 Arten. Unter dieſen Pflanzen ſind neun neue Gattungen. Einige ſind ſehr merkwürdig, wie eine Verbenacee, die in kleinen, halbkugeligen Büſchen wächſt und das Ausſehen einer Compoſite hat, mit ſitzenden Blüthen und Federkelch, der aus dem tief eingeſchnittenen und mit langen Wimpern beſetzten Kelche (calyx) beſteht. („Nature.")

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Schneller als ſonſt iſt dem letzten deutſchen Geographentage die Ausgabe ſeiner Verhandlungen gefolgt; die „Verhandlungen des fünften deutſchen Geographentages zu Hamburg am 9., 10. und 11. April 1885". Herausgegeben von Dr. H. Michow in Hamburg. (Mit zwei Karten. Berlin, D. Reimer, 4 Mk.) ſind ſchon Anfangs November 1885 erſchienen. Den größten Theil des Jahrganges nehmen die Vorträge ein, und unter dieſen wieder diejenigen über antarktiſche Forſchung, über welche Neumayer, Ratzel, Penck und Peters ſprachen. Natürlich nahm auch Afrika ſeinen Platz in den Verhandlungen ein. Intereſſant iſt der Vortrag von W. Weſtendarp über den Elfenbeinreichthum Afrikas; die Oſtküſte lieferte in den Jahren 1879 bis 1883 durchſchnittlich jährlich 564 000 kg, die Weſtküſte 284 000 kg, zuſammen 848 000 kg im Werthe von 15 bis 17 Millionen Mark. Dies ergiebt, den Verbrauch für Afrika ſelber nicht gerechnet, ca. 65 000 getödtete Elephanten im Jahre (H. Zöller, Die deutſchen Beſitzungen an der weſtafrikaniſchen Küſte, IV, S. 167, iſt dagegen zu der Ueberzeugung gekommen, daß der größere Theil des in den Handel gelangenden Elfenbeins nicht von getödteten, ſondern von geſtorbenen Elephanten herrührt). Weſtendarp hofft, daß es noch gelingen wird, das edle Thier vor der völligen Ausrottung zu bewahren und es zu zähmen. — Clauß ſprach über die Schingü-Expedition, Boas über die Eskimos des Baffinlandes, Michow über das Bekanntwerden Rußlands in vor-Herberſtein'ſcher Zeit, Rhode über Ortsnamen u. ſ. w. Aus den Verhandlungen iſt als beſonders erfreulich hervorzuheben, daß der Geographentag der Herſtellung eines fortlaufenden geographiſchen Repertoriums in Form knapper, objektiver Referate ſein Intereſſe zuwenden wird. Seine nächſte Verſammlung wird in Dresden ſtattfinden.

— Mit Bezug auf das Verſchwinden des färöiſchen Felſens Munken (ſ. „Globus", Bd. 48, S. 285) theilen die Proc. R. G. S. vom December 1885 noch folgenden Brief des Admiral C. Irminger mit, den wir zur Ergänzung hier folgen laſſen: Auf die Nachricht, daß ein Theil des „Munken" eingefallen ſei, erhielt Kapitän F. Irminger, der in dieſem Jahre die Island- und Färöer-Station beſehligt, vom Marine-Miniſter den Auftrag, den „Munken" zu unterſuchen, und laſſe ich hierbei das Reſultat ſeiner Unterſuchungen folgen. Der Felſen liegt etwa 3½ Seemeilen von der ſüdlichſten Spitze von Suderö. Ein Theil des „Munken" iſt eingeſtürzt; aber doch beträgt die Höhe des Felſens noch etwa 30 Fuß über der Meeresfläche und kann derſelbe von dem 18 Fuß über dem Waſſerſpiegel ſich befindenden Auge auf etwa 11 Seemeilen geſehen werden. Die drei flachen Felſen, die nordöſtlich vom „Munken" liegen (ſie heißen „Fleſerne"), erheben ſich etwa 16 Fuß über das Meer. „Munken" liegt auf 61° 22,5′ nördl. Br. und 6° 45,5′ weſtl. L. Gr.

— Nach faſt 58jähriger Arbeit iſt in dieſem Sommer die Regulirung der Beſitzverhältniſſe in dem Küſtenlande von Norrbotten in Schweden vollendet worden, eine Arbeit, die dem Staate viele Millionen Kronen gekoſtet hat. Außer den großen praktiſchen Vortheilen für den Staat und die betreffenden Kommunen, unter anderen durch die Beſchaffung eines conciſen Grundbuches, ſind auch bedeutende wiſſenſchaftliche Reſultate gewonnen worden. Durch die Vermeſſungen dieſes Küſtenſtriches von circa 20 (ſchwediſchen) Meilen Länge und durchſchnittlich 12 Meilen Breite, oder im Ganzen circa 240 Quadratmeilen, iſt das Material zu einem vollſtändigen Kartenwerke

im Maßstabe theils von 1 : 4000, theils von 1 : 8000 beschafft worden. Auch das ökonomische Kartenwerk von Schweden (zu agronomischen und statistischen Zwecken) ist um diesen Küstenstrich bereichert worden.

Asien.

— Unlängst ist das erste Stück der großen sibirischen Eisenbahn, die 135 km lange Strecke Jekaterinburg-Kamyschlow, eröffnet worden; die Strecke bis Tjumen (201 km) soll bald folgen. In Tjumen wird die Bahn das weite Netz schiffbarer sibirischer Ströme erreicht haben.

— Der große Nachtheil, welchen die Einfuhr von Anilinfarben der Textilindustrie Persiens zugefügt hat, veranlaßte die persische Regierung vor einigen Jahren, jenen Import zu verbieten. Die Folge davon war, daß nun die Einfuhr von Garn, das mit Anilin gefärbt war, bedeutend zunahm, so daß jenes Verbot das Uebel nicht milderte. In Folge dessen hat nun die persische Regierung die Einfuhr von mit Anilin gefärbtem Garne gänzlich untersagt. (In neueren Reisewerken findet man fast stets dieselben Klagen über den Verfall der berühmten persischen Teppichweberei in Folge der Verwendung von Anilinfarben.)

— Ueber die Besetzung von Port Hamilton (südlich von Korea) durch die Engländer und seine Bedeutung bringt „The Chamber of Commerce Journal“ (Bd. IV, Nr. 46) folgende Angaben. Die Besetzung geschah in aller Stille und plötzlich im vergangenen Mai; sie wurde durch das Erscheinen russischer Kriegsschiffe in der Nachbarschaft zu einer Zeit, als gerade mit dem koreanischen Premierminister wegen der Erwerbung des Platzes unterhandelt wurde, beschleunigt. Nach dem Hissen der britischen Flagge wurden die Unterhandlungen fortgesetzt, der Kauf abgeschlossen und bei einem Schanghaier Bankhause eine gewisse Summe für die koreanische Regierung eingezahlt. Der Hafen ist also regelrecht erworben worden. England fühlte schon lange, daß es bei der wachsenden Bedeutung des russischen Hafens Wladiwostok — der noch vor 15 Jahren eine Einöde war und jetzt das Sebastopol des Ostens ist — irgend einen Hafen in den chinesischen Gewässern nördlich von Hongkong als Kohlenstation haben müßte. Wladiwostok war früher eine ständige Bedrohung sowohl für den englischen Handel in jenen Meeren, als auch für Vancouver, die vertheidigungsloseste aller englischen Kolonien. Im Kriegsfalle würden natürlich die japanischen und chinesischen Häfen für neutral erklärt werden; läßt man nun Port-Hamilton außer Anschlag, so würde eine Flotte, welche von Hongkong zur Blockade von Wladiwostok ausgesandt wird, dort erst anlangen, nachdem ihr Kohlenvorrath ganz erschöpft wäre. Diese Ueberlegung hat hauptsächlich zur Besetzung von Port Hamilton geführt, welches nur eine Tagereise von Takashima, der großen japanischen Kohlenmine (vergl. oben S. 31), und drei von Wladiwostok entfernt ist. Außerdem ist das Klima von Port Hamilton so angenehm — es gleicht demjenigen von Madeira — daß es wahrscheinlich in Zukunft die sommerliche Station der englischen Flotte werden wird; telegraphische Verbindung mit Hongkong ist bereits hergestellt. Ob Port Hamilton auch ein Handelsplatz von Bedeutung werden wird, hängt von der noch etwas entfernten Möglichkeit ab, Korea dem britischen Handel zu erschließen. (Obendrein ist man jetzt etwas davon zurückgekommen, vom koreanischen Handel viel zu erhoffen.)

Afrika.

— Am 24. December 1885 hat in Brüssel seitens der Regierung des Congo-Staates und dreier Vertreter der „Congo Railway Company“ in Manchester, Hutton, Mackinnon und H. Stanley, die Unterzeichnung eines Vertrages stattgefunden, wodurch der „Company“ die Concession zur Erbauung einer Eisenbahn längs der Livingstone-Fälle des Congo ertheilt wird. Dieselbe will nun zunächst durch Subskription in den Hauptstädten der 14 an der Berliner Konferenz betheiligten Reiche 1 bis 2 Millionen Pfd. St. aufbringen. „Es ist etwas sonderbar, — schreibt der Brüsseler Times-Korrespondent dazu — daß man für diese Bahn Geld aufzutreiben sucht, bald mittels einer Lotterie in Frankreich, bald durch Interessirung englischer Kapitalisten, während Belgien, verhältnißmäßig das reichste Land in Europa, sich von etwas gänzlich fern hält, was als ein sehr gewinnreiches Unternehmen dargestellt wird.“ — Noch verdächtiger wird die Sache dadurch, daß H. Stanley den scharfen Angriffen Pechuel-Lösche's gegenüber vollkommen schweigt. Er wird wohl eben nichts zu antworten haben.

— Die Befahrung der beiden südlichen Congo-Zuflüsse, Lulongo und Uruki, welche der Missionar George Grenfell unlängst in Begleitung von Lieutenant von François ausgeführt hat, hat die Hydrographie des südlichen Congo-Beckens bedeutend aufgehellt. Es liegen darüber ein Brief Grenfell's in der „Mail“ vom 25. December 1885 und Mittheilungen in „Le Mouvement Géographique“ (1885, Nr. 28) vor. Zuerst befuhr Grenfell den Lulongo, welcher etwa 50 engl. Meilen nördlich des Aequators in den Congo mündet. Zu seinem großen Erstaunen kam der Fluß stets von Osten her, fast durch vier Längengrade hindurch, und als er 350 engl. Meilen weit auf ihm vorgedrungen war, befand er sich noch immer nördlich vom Aequator (während man bisher geglaubt hatte, dieser Fluß habe eine südnördliche Richtung). Die Bevölkerung empfing ihn freundlich; sie sitzt in drei großen Centren, welche von einander durch weite Strecken unbewohnten Landes getrennt sind: 40 Miles vom Congo entfernt die Stadt des Lulongo-Stammes, welcher starken Handel in Sklaven und Elfenbein treibt; etwa 100 Miles weiter die Stadt Mafumba am Zusammenflusse des Maringa und Lopori, welche den Lulongo bilden, und wieder 100 Miles weiter am Maringa, dem südlicheren der beiden Flüsse, die weiter zerstreuten, zum großen Theil auf Pfählen errichteten Ansiedelungen der Maringa. Weiterhin wurde das Land immer flacher und schließlich hinderten Gras und umgestürzte Bäume die Weiterfahrt. Mafumba dagegen liegt 20 bis 50 Fuß über dem Flusse, hat sehr freundliche Bewohner und scheint für eine Missionsstation vorzüglich geeignet zu sein. — Nachdem der Congo wieder erreicht war, fuhr man denselben hinab und in den 7 Miles nördlich vom Aequator mündenden Schwarzen Fluß oder Uruki hinein. Dieser wurde noch weiter aufwärts befahren als der Lulongo, und wieder war Grenfell überrascht, daß er auf eine Entfernung von nahezu 400 Miles (4½ Längengrade) eine fast rein östliche Richtung innehielt. 180 Miles vom Congo aufwärts, in Bumbimbeh, waren die Eingeborenen freundlich, weiterhin aber sehr wild und schossen sofort eine Masse Pfeile ab, ließen sich aber öfters zuletzt in Unterhandlungen und Verkehr ein. So lange der Strom breit genug war, daß der sich in der Mitte haltende Dampfer nicht getroffen wurde, kümmerte man sich um das Schießen wenig; als er aber schmaler wurde und 3 bis 4 Fuß lange Pfeile mit eiserner Spitze auf fast 200 Yards Entfernung das Dach des Dampfers durchbohrten, kehrte man schleunig um, was die Wilden mit Freudengeheul begrüßten. Dieselben gehörten offenbar einem sehr weitverbreiteten Stamme an. Auch den südlichen Zufluß des Uruki, Bosari, befuhr man auf eine Strecke von über 100 Miles. Mehrfach wurde übrigens der Dampfer auf der Rückfahrt von Leuten, die sich zuerst zurückhaltend benommen hatten, freundlich empfangen. Wiederholt traf man auf die von Stanley erwähnten Batwa-Zwerge, welche über ein weites Gebiet zwischen dem mächtigen Balolo-Volke zerstreut wohnen. Die Sprache des letzteren wurde überall längs der mehr als 800 Miles langen neubefahrenen Wasserstraßen, wie auch früher am Lomami, gehört, ein Umstand, der dem Vor-

dringen der Miſſionare in dieſes ſüdliche Congo-Becken entſchieden günſtig iſt.

— Raſch hat Hugo Zöller den vierten und letzten Band ſeines Reiſewerkes „Die deutſchen Beſitzungen an der weſtafrikaniſchen Küſte“ den vorangegangenen drei (vergl. „Globus“, Bd 48, S. 382) folgen laſſen. Derſelbe behandelt das ſüdliche Camerun-Gebiet, Gabun und das franzöſiſche Kolonialreich in Weſtafrika und den unteren Congo. Südlich vom Camerun-Delta hat der Reiſende mit Ausnahme des unteren Moanja-Fluſſes nur die Küſte kennen gelernt, an welcher faſt ausſchließlich deutſcher Handel vertreten iſt; freilich hat Frankreich an vielen Stellen ſein Protektorat erklärt, ſo daß an jenen Geſtaden deutſche und franzöſiſche Gebietstheile wechſeln, „wie auf einer Klaviatur die Taſten“ (vergl. die folgende Notiz). Hier liegt Groß-Batanga, der größte Elfenbeinmarkt im ganzen Camerun-Lande. Aehnlich, wie an der engliſchen Goldküſte, ſo ſpielt auch am Gabun der deutſche Handel die hervorragendſte Rolle, trotz der läſtigen Zollplackereien ſeitens der Franzoſen. — Intereſſant und für ſpätere Zeiten wichtig iſt die Anſicht Zöller's, daß von dieſer Küſte aus ſich vielleicht ein Vordringen in das unbekannte Gebiet zwiſchen Congo und Schari ermöglichen läßt; ob die nach der Küſte zu vordringenden Fan, über welche manche Nachrichten von ihm beigebracht werden, dem Hinderniſſe bereiten würden, ſcheint ihm nicht von vornherein als ſicher feſtzuſtehen. Ueberhaupt ſind es nur die durch den Handelsverkehr verwöhnten Küſtenſtämme, welche ſich dem Eindringen der Europäer widerſetzen; mit den landeinwärts wohnenden Völkern ſcheint ein viel leichteres Auskommen zu ſein, z. B. mit den Bakoko am Moanja-Fluſſe.. „Daß die Bakoko — ſchreibt Zöller S. 36 — trotz ihrer angenehmen Umgangsformen in ihren Sitten und Gebräuchen ſehr viel wilder und urſprünglicher ſind als die Küſtenſtämme, kann kaum bezweifelt werden. Aber auch bei ihnen traf ich Anzeichen einer eigenartigen Kultur, die den Küſtenſtämmen fehlt oder abhanden gekommen iſt, wie ich genau das Gleiche auch ſchon im Togo-Gebiete beobachtet hatte. Mir ſind trotz ihrer größeren Wildheit und Urſprünglichkeit dieſe Binnenlandsſtämme ſehr viel ſympathiſcher geweſen als die Küſtenbewohner. Obwohl ſie, wie ſo ziemlich alle wilden und halbwilden Völker, unzuverläſſig und falſch ſind, ſo findet man doch weit mehr Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß und eigene Gewerbe als an der Küſte. Auch fehlt jener Bettlerſtolz, den die durch den Handel beeinflußten Küſtenbewohner in ſo unangenehmer Weiſe zur Schau tragen.“ — Den Schluß machen Auseinanderſetzungen über den Congo-Staat, und Zöller's Urtheil lautet ebenſo ungünſtig, wie dasjenige von Pechuel-Löſche, wenn es auch nicht in ſo draſtiſche Worte gekleidet iſt. Deutſcher Handel iſt dort faſt gar nicht vertreten (S. 171); aber zwei Arten von Geſchäftsleuten könnten nach Zöller's Anſicht dort, wie in ganz Weſtafrika, proſperiren: Eismaſchinenfabrikanten und Photographen (S. 107, 108). Als Kuriosum ſei noch auf das günſtige Urtheil hingewieſen (S. 10), welches die in Weſtafrika lebenden Deutſchen über die dort wirkenden franzöſiſchen katholiſchen Miſſionare fällen. — Und zum Schluſſe einen Paſſus von S. 149: „Was iſt die ſchönſte Negerin im Vergleiche zu einer von der Natur nicht ganz vernachläſſigten Europäerin! Was ſind die kahlen Berge des Congo im Vergleiche zu den rebenumkleideten, burggekrönten, vom Hauche der Geſchichte umwehten Hügeln des Rheinſtromes!“ Ganz recht!! Das iſt der ſpringende Punkt bei der ganzen modernen Afrika-Forſchung! „Vom Hauche der Geſchichte umweht“ iſt in Afrika, abgeſehen vom Nordrande, nichts, rein gar nichts; ſelbſt für Geologen und Zoologen iſt nach Schweinfurth's Behauptung (ſ. die Vorrede zu Bd. 2 von Zöller's Reiſebeſchreibung) dort wenig zu holen. O, käme doch bald die Zeit, wo ſich das Intereſſe der Welt wieder mehr den unerſchöpflichen Ländern des Mittelmeerbeckens zuwendete! Wie wird die Zukunft über unſer Jahrhundert urtheilen, welches das Congobecken mit Blut und Geld düngte und Kleinaſien verrotten ließ?

— Die Verhandlungen zwiſchen dem Deutſchen Reiche und Frankreich in Betreff der Küſte zwiſchen der (ſpaniſchen) Corisco-Bai (1° nördl. Br.) und Camerun haben durch Unterzeichnung eines Protokolls am 24. December 1885 ihren Abſchluß gefunden. Es war ſüdlich von 3° nördl. Br. an verſchiedenen Stellen das deutſche Protektorat erklärt worden, ſo namentlich in den Gebieten Criby, Campo-Fluß, Awuni, Batta-Land und nördlich vom Benito-Fluſſe, in Ikaka's Gebiet und in Italamanga, deren jedes vom vorhergehenden durch einen franzöſiſchen Gebietsſtreifen getrennt war. Zeitungsnachrichten zufolge iſt nun der Anſpruch Frankreichs auf obengenannte Gebiete anerkannt worden, ſo daß die Grenze zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Kolonialbeſitz etwa auf 3° nördl. Br. fiele. Das Deutſche Reich behält ſüdlich von Camerun alſo die Landſchaften Malimba, Klein-Batanga und Plantation (vielleicht auch noch Criby, worüber weitere Nachrichten abzuwarten ſind).

Auſtralien.

— Unter den auſtraliſchen Kolonien war bisher Weſt-Auſtralien die einzige, wo kein Gold gefunden worden. Zwei ſogenannte prospecting parties unter Führung von Hall und Slattery haben jetzt im Kimberley-Diſtrikte, und zwar nördlich von Lennard R., einem Nebenfluſſe des in 17°32′ ſüdl. Br. und 123°37′ öſtl. v. Gr. mündenden Fitzroy, bis zum Sturt Creek hin Gold entdeckt. Sie brachten 16 Unzen des feinſten Goldes, im Werthe von 4 Pfd. St. 2 ſh. 6 d. pro Unze, mit ſich und waren zur Rückkehr gezwungen, weil ihnen die Lebensmittel ausgingen. Die Gegend liegt ungefähr 600 km von Derby, wie der an der Mündung des Fitzroy jetzt angelegte Seehafen des Kimberley-Diſtriktes heißt.

— In Folge der Ueberfüllung mit Arbeitern aller Art hat nun auch die Regierung von Neu-Süd-Wales die unterſtützte Einwanderung aus Europa eingeſtellt. Nur Dienſtmädchen ſoll noch fernerhin freie Fahrt nach dieſer Kolonie gewährt werden. Queensland und Weſt-Auſtralien ſind zur Zeit die einzigen unter den auſtraliſchen Kolonien, welche Einwanderer, theils ganz frei, theils mit Unterſtützung, aus Europa einführen.

— Es werden am 26. Januar 1888 hundert Jahre, daß der Anfang zur auſtraliſchen Koloniſation, und zwar dort, wo jetzt Sydney liegt, gemacht wurde. Zur Erinnerung an dieſes wichtige Ereigniß wird jetzt in Sydney eine Stadthalle von immenſem Umfange und höchſter Eleganz gebaut, welche den Namen „Centennial Hall“ führen und am 26. Januar 1888 eingeweiht werden ſoll. Dieſelbe wird 166½ Fuß (engliſch) lang, 85 Fuß breit und 65 Fuß hoch und einen Flächenraum von 14152 Quadratfuß bedecken. Es werden darin 5000 Menſchen bequem Platz finden. Die Halle wird damit eine der größten, wenn nicht die größte der Erde werden und z. B. die Exeter Hall, die St. James Hall und das Houſe of Lords in London an Umfang weit übertreffen.

— Die Goldfelder in der an Gold früher ſo reichen Kolonie Victoria ergaben im Jahre 1884 nur noch einen Ertrag von 778618 Unzen (1623 weniger als im Vorjahre) im Werthe von 314472 Pfd. St. Es waren 28430 Perſonen, darunter 5359 Chineſen, mit der Arbeit auf Gold beſchäftigt. Seit 1851, dem Jahre der Entdeckung der Goldfelder, bis Ende 1884 wurden insgeſammt 53023985 Unzen oder 1623 Tonnen Gold im Werthe von 212095940 Pfd. St. gefunden. Dies repräſentirt einen ſoliden Würfel von je 14 Fuß Seitenlänge. Den tiefſten Schacht hatte bisher die Magdala Mining Company in Stawell (2515 engl. Fuß) geſenkt. Nachdem die Geſellſchaft 100000 Pfd. St. ohne

irgend welchen Ertrag darauf verausgabt, ist die Mine jetzt als werthlos aufgegeben worden.

Nordamerika.

— Die Phyllorera greift in Californien immer mehr um sich und zwingt zu energischen Vertilgungsmaßregeln. Im vorigen Jahre machten Versuche eines Apothekers J. A. Bauer in San Francisco großes Aufsehen, da sie zu beweisen schienen, daß metallisches Quecksilber dem Boden beigemischt die Rebläuse tödte und die Ansiedelung von neuen ein für allemal verhindere, ohne der Rebe zu schaden. Das Mittel wurde in großem Maßstabe angewandt, doch meistens ohne Erfolg. Die Versuche in der landwirthschaftlichen Versuchsstation in Berkeley haben nach einer Mittheilung des Direktors Hilgard an „Science“ ergeben, daß der anscheinende Mißerfolg nur durch die Natur des Bodens bedingt wird. In Sandboden war der Erfolg vollständig. Der Thonboden scheint aber die Fähigkeit zu besitzen, Quecksilberdämpfe bis zu einem gewissen Sättigungsgrade zu binden und so unwirksam zu machen. Erhitzt man das Gemenge von Erde und Quecksilber aber, ehe man es an die Reben bringt, in der Sommersonne oder auf künstlichem Wege für einige Stunden auf 49° C., so sättigt sich der Boden rasch mit Quecksilberdämpfen und das Mittel wird dadurch ebenso wirksam in Thonboden wie in Sandboden. Hilgard hat sich überzeugt, daß, wenn man eine Mischung von Erde und verriebenem Quecksilber an die Wurzel einer befallenen Rebe bringt, alle Reblläuse binnen 20 bis 30 Stunden todt oder sterbend sind. Ko.

— Einen alten originellen Fehler, der sich von einer Karte zur anderen schleppt, berichtigt die neueste Nummer von „Science“. Auf allen amerikanischen Specialkarten, selbst auf denen des U. St. Engineer Office und des General Land Office, figurirt nahe der Westgrenze von Colorado am White River eine ganz isolirte Stadt unter dem Namen Golden City, seltener als Goblin City. Der Name Goblin City wurde lange vor dem Beginn der Besiedelung im Westen von dem Befehlshaber einer Militärexpedition, die vom Fort Bridger in Wyoming nach Fort Massachusetts in Colorado ging, einer verwitterten Felspartie beigelegt, die wie eine zerfallene Stadt aussah, und auf seiner Karte eingetragen. Seitdem liegt die Stadt in der Einöde auf jeder Karte und hat nur ihren Namen allmählich von Goblin in Goldin und schließlich Golden City geändert.

— Ueber eine interessante Art des Begrabens bei den früheren Küstenbewohnern von Florida berichtet Walker in dem (jetzt erst erschienenen) Smithsonian Report for 1883. Zwischen ausgedehnten Muschelhaufen und anderen Spuren früherer Ansiedelungen finden sich hier Vertiefungen, deren Boden mit einer zusammenhängenden festen Schlackenschicht ausgefüllt sind; durchbricht man sie, so findet man darunter ein einfach in den Sand eingebettetes Skelet. Die Bestattung erfolgte jedenfalls in der Art, daß man über der Leiche eine Sandschicht aufhäufte und auf dieser eine Art Scheiterhaufen aus Fichtenholz und Austernschalen gemischt errichtete und anzündete. Der gebrannte Kalk der Austerschalen verschmilzt dann mit dem Pech des kienigen Fichtenholzes und dem Sande zu einem schlackenartigen Cement, welcher das Grab so wirksam schützt, wie eine große Steinplatte, die in Florida nicht zu beschaffen ist. Man hat diese Bestattungsmethode nur auf einem kleinen Bezirke in der Umgebung der Bai von Pensacola angewandt gefunden, und es ist von Interesse, daß auf denselben Bezirk auch die rohen Nachahmungen von Thier- und Menschenköpfen in Thon beschränkt sind, die man neuerdings gefunden hat.

Polargebiete.

— Zum Fang im Polarmeere und auf Spitzbergen sind 1885 von Tromsö in Norwegen 30 Schiffe von zusammen 1464 Tons Tragfähigkeit und mit 317 Mann Besatzung ausgerüstet worden. Von diesen Schiffen sind zwei kleinere gestrandet, jedoch wurde die Mannschaft und ein Theil des Fanges geborgen. Vier Schiffe haben ausschließlich die Bankfischerei betrieben, die übrigen theils Robbenfang und theils die Jagd auf Spitzbergen. Die ganze Ausbeute, wesentlich geringer als im Vorjahre, betrug: 623 hl Leber vom Haa (Scymnus borealis), 325 Walrosse, 2474 große und 2466 kleine Robben, 177 Weißfische, 41 Eisbären, 303 Renthiere, 774 kg Eiderdaunen und 12 Stück Bottlenose; der Werth ist ca. 121600 Kronen. Im Jahre 1884 wurden 24 Schiffe von 1131 Tons Tragfähigkeit und mit 249 Mann Besatzung von Tromsö expedirt, und betrug der Werth des Fanges ca. 194900 Kronen.

Vermischtes.

— W. Schneider, die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. — Erster Theil. (Paderborn und Münster 1885. 8°. 310 S.) Eine Tendenzschrift, bestimmt zu beweisen, daß die Naturvölker weder Unschuldsengel, noch Teufel, noch weniger aber zu den Affen hinüberführende Zwischenstufen seien und daß das einzige Heil für sie in ihrer schleunigen Christianisirung liege. Das Buch ist übrigens geschickt und mit großer Sachkenntniß und Belesenheit geschrieben und wird auch dem, der mit der Tendenz des Verfassers durchaus nicht einverstanden ist, manches Interessante bieten. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich zunächst mit der ethnographischen Stellung der Naturvölker im Allgemeinen und mit dem Nachweise, daß auch die angeblich niedersten Menschenrassen schon Menschen und keine Anthropoiden sind, was freilich Niemand im Ernste bestreiten dürfte. Die weiteren Kapitel stellen dann die Angaben zahlreicher Reisenden über die Charaktereigenthümlichkeiten und das Aeußere der „Wilden“, über Kannibalismus, Menschenopfer, Hexenglauben, über die Stellung des Weibes und die Sittlichkeitsverhältnisse dar. Etwas mehr Kritik den Angaben älterer Reisender gegenüber wäre hier und da am Platze gewesen; die Feuerländer werden z. B. als Menschenfresser aufgeführt und ebenso mancher andere Stamm, dem nur die Bosheit der Nachbaren dergleichen nachsagte. Der Charakter für das ganze Buch liegt aber in den Worten: „Philosophia quaerit, religio possidet veritatem.“

Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. II. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Die Vegetation der Kanarischen Inseln. II. (Schluß.) — W. Mönkemeyer: Kritische Bemerkungen zu L. Hanense's Ackerbaukolonie-Projekt am Congo. — F. Blumentritt: Die Guinanen der Provinz Abra (Luzon). Nach dem Spanischen des Don Antonio Trullens. — Kürzere Mittheilungen: Botanische Erforschung der Chilenischen Anden. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 30. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

III.

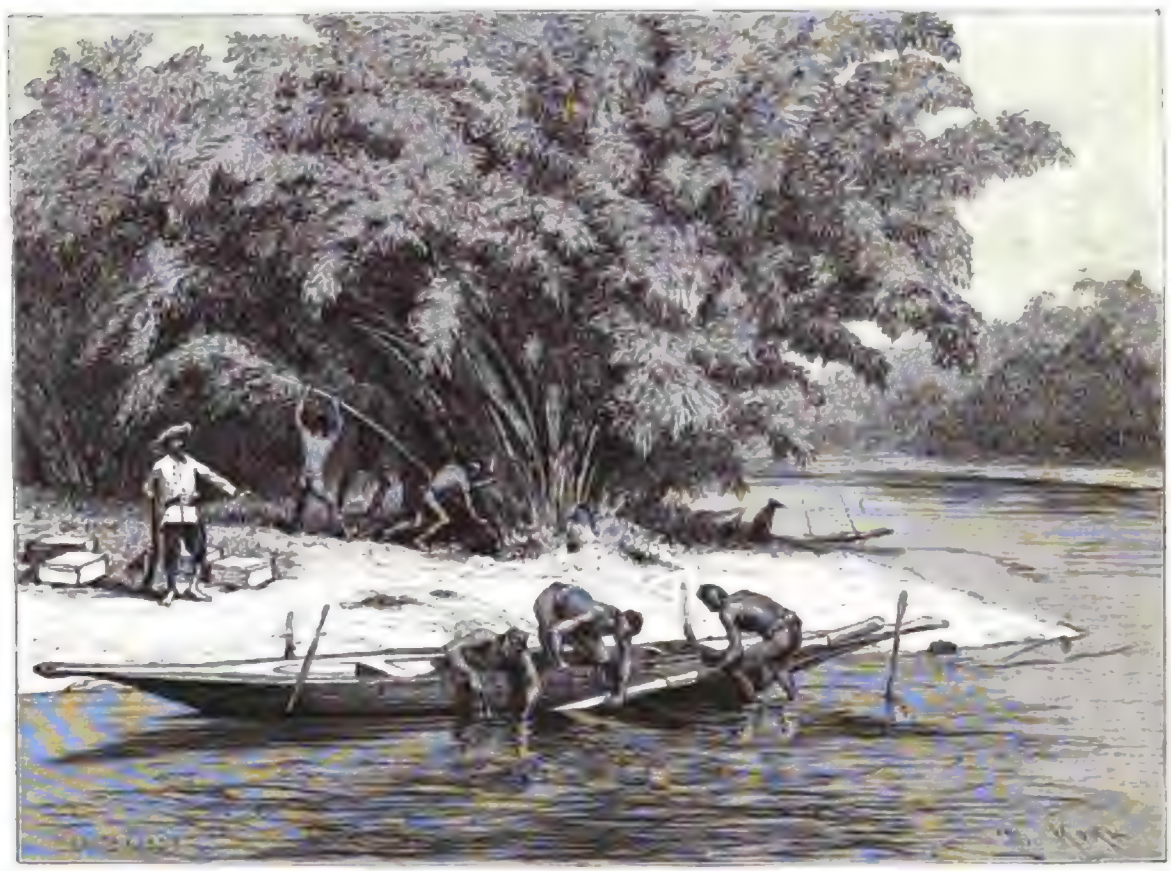
Die Flucht des Dr. Reis und der Missionare nach Süden ging nur langsam und unter großen Hindernissen von Statten. Reis litt seit dem Morgen an Gallenfieber, und kaum begannen sie den Aufstieg in das Gebirge, als ein heftiges Unwetter losbrach und sie zwang, unter einem Felsen Zuflucht zu suchen, wo der Reisende die Besinnung verlor. Am nächsten Tage (17. April) erreichten sie den Gipfel und drei Tage später nach vielen Strapazen, Insektenplagen und Entbehrungen Möong Nhiam; diese vier Tage sind die einzigen während der ganzen Reise, an welchen Reis seine meteorologischen Beobachtungen unterbrechen mußte. In Möong Nhiam fand er noch vier von seinen schwersten Kisten wieder, welche glücklicher Weise noch nicht nach Möong Ngan geschafft worden waren. Das Dorf war fast verlassen, da seine Bewohner mit aller ihrer Habe vor den herannahenden Hös in die Berge geflüchtet waren. Der Thiao Möong (Stadthaupt) war nicht zu finden, denn ihm hatte die Frau des Atgna Tho (Bruder des Königs der Phusöng), die in Abwesenheit ihres Mannes den Befehl über die Ortschaft übernommen hatte, ihre Kinder und Kostbarkeiten anvertraut, und er mußte zu ihrer Bewachung im Walde bleiben. Dies theilte sie ihm selbst mit, als sie Abends mit einem Theile der Bewohner von Möong Nhiam in die Ortschaft einzog. Das war nicht mehr dieselbe, durch Opiumgenuß abgestumpfte Frau, wie sie Reis einige Tage zuvor hatte kennen gelernt; in Folge der Gefahr hatte sie die Energie, die den Frauen ihrer Rasse eigenthümlich ist, wieder gewonnen und gab mit viel Bestimmtheit und kaltem Blute ihre Befehle. Dem Reisenden sind die Frauen im Laos-Lande stets viel tapferer vorgekommen als ihre Männer.

Da die Hös jeden Augenblick anlangen konnten, so galt es, sich zu eilen. Dazu brauchten die Missionare, welche in südöstlicher Richtung nach Annam zurückkehren wollten, mindestens zwei Leute, um den erforderlichen Reisvorrath für acht Tage zu tragen, während Reis zwei Männer und ein Boot nöthig hatte, um den Nam Schan hinabfahren zu können. Nur mit Gewalt konnten sie sich den erforderlichen Reis verschaffen; dann gelang es Reis, der im Bette des Flusses selbst entlang watete, unter Bambus versteckt eine Barke aufzufinden, während die Missionare zwei Träger für sich und zwei Ruderer für ihn anwarben. Drei Stunden genügten, das Boot in Stand zu setzen und es von außen mit Bambus zu bekleiden; dann trennten sich die drei Landsleute und unser Reisender fuhr den Fluß, den er erst vor Kurzem hinaufgefahren war, wieder hinab, was ziemlich glücklich von Statten ging. Zweimal wurde das Boot allerdings in Stromschnellen mit Wasser angefüllt, aber jedesmal blieb es Dank der Bambusbekleidung flott. In solchen Kataraкten, wo das Fahrzeug wie ein Pfeil zwischen den das Flußbett erfüllenden riesigen Felsblöcken dahinschießt, bedarf es von Seiten der Ruderer einer Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit ohne Gleichen. Reis hatte keine Geschenke mehr zu vergeben und besaß kein Gong mehr, um seine Ankunft anzuzeigen, aber dennoch wurde er bei seiner Thalfahrt überall, wo er sich aufhielt, mit großer Freundlichkeit empfangen und erhielt von den Eingeborenen Fische, Eier und Früchte zum Geschenke. Am 25. April

verweilte er in Molican, wo er die Königstochter Nanſivaï wiedertraf, die nach dem Falle von Möong Ngan ſich dort bei ihrem jungen Bruder niederzulaſſen gedachte. Dort wohnte er auch dem Feſte bei, welches alljährlich zur Zeit des niedrigſten Waſſerſtandes gefeiert wird, und bei welchem die Buddhaſtatuen gebadet werden oder zu trinken erhalten. Abends betheiligt ſich die ganze Bevölkerung an der Feſtesfreude, die Frauen tragen Blumenkränze im Haare, die jungen Männer und Mädchen begießen ſich gegenſeitig mit Kübeln Waſſers und die ganze Nacht hindurch ertönen luſtige Lieder und endloſes Lachen. Wer hätte bei ſolchem Treiben vermuthen können, daß wenige Tagereiſen davon die Stammesgenoſſen dieſer Leute von unerbittlichen Feinden aus ihren Sitzen verjagt und niedergemetzelt wurden?

Am 27. April endlich befand ſich Neis wieder in Bun Kaug gegenüber dem Einfluſſe des Nam Schan in den Mekong; die Kenntniß, welche er ſich vom Lande der Phuöng verſchafft hatte, hatte er theuer genug bezahlt, aber dennoch freute er ſich der bei dieſer Reiſe gewonnenen Ergebniſſe.

Nun fuhr Neis, wie vor ihm der Kommandant de Lagrée, den Mekong hinauf und erreichte am erſten Mai Pon Piſſay. Dort war die Cholera verſchwunden. Ihr war auch der dortige Gouverneur zum Opfer gefallen, in Folge deſſen die Mandarinen, welche dem Reiſenden großen Einfluß bei dem Könige in Bangkok beimaßen, einer nach dem anderen kamen und um ſeine Fürſprache behufs Erlangung der Gouverneurſtelle baten. Dieſen Umſtand benutzte Neis,

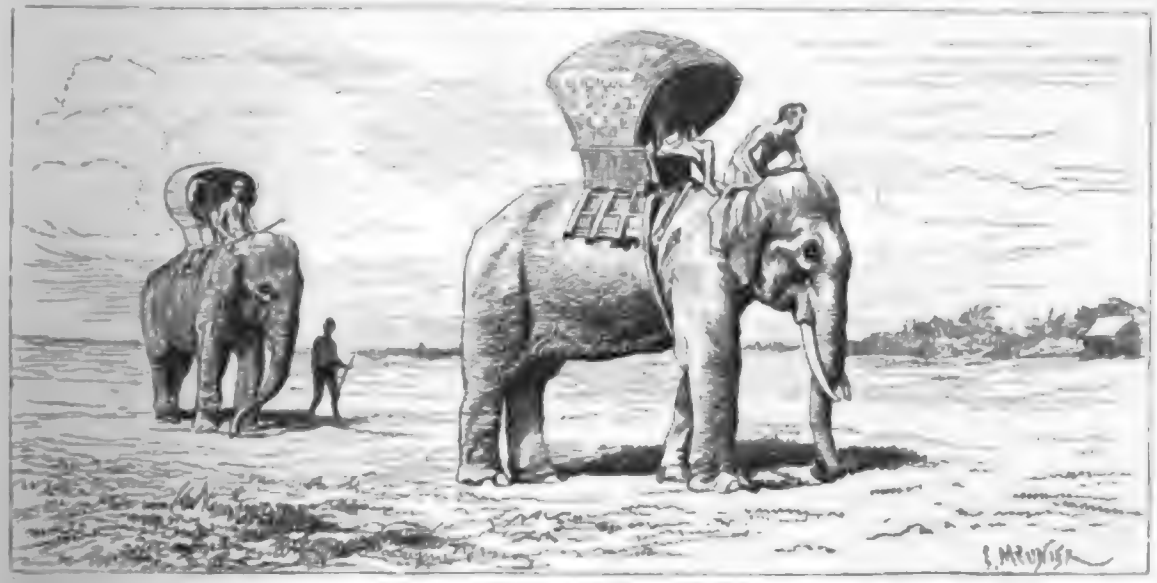


Vorbereitungen zur Befahrung des Nam Schan.

um ſich ſofort Boote und Ruderer zu verſchaffen und gleich am folgenden Morgen ſeine Fahrt fortzuſetzen; denn in Pon Piſſay gab es weder einen Markt, noch chineſiſche oder birmaniſche Kaufleute, bei denen er ſich hätte von Neuem mit Matten, Geſchirr u. ſ. w., was alles er in Möong Ngan hatte zurücklaſſen müſſen, verſehen können. Der nächſte bedeutendere Ort Nonkay iſt dagegen der größte Markt im Laos-Gebiete mit zahlreichen chineſiſchen und birmaniſchen Kaufleuten, welche europäiſche und chineſiſche Waaren, die faſt alle von Bangkok kommen, feil halten. Dort hatten die Beamten bereits von dem Mißgeſchicke des Reiſenden im Lande der Phuöng gehört und fürchteten, dafür verantwortlich gemacht zu werden, weshalb ihm der blinde Gouverneur Erſatz für ſeine Verluſte in Silber oder in Gegenſtänden anbot. Dies wies er zurück, nahm aber Einladungen zum Eſſen oder die reichlichen Sendungen von zubereiteten Speiſen an, welche ihm täglich von mehreren Seiten zugingen; die Küche der reichen Laos iſt ebenſo complicirt, wie die chineſiſche und, wenn man ſich daran gewöhnt hat, durchaus nicht zu verachten, namentlich in dem Falle des Reiſenden, der ja längere Zeit hindurch nur von Reis gelebt hatte. Als dieſer dann am dritten Tage ſeines Aufenthaltes am Fieber erkrankte, ließ der Gouverneur ſogar in ſämmtlichen Pagoden der Stadt die Nacht hindurch die Prieſter wachen und beten, um den böſen Geiſt des Fiebers zu vertreiben. Welch' ein Gegenſatz zu den kurz zuvor überſtandenen Strapazen und Widerwärtigkeiten im Lande der Phuöng! Trotz des

Digitized by Google

Drängens des Gouverneurs ſetzte Reis ſeine Reiſe bald fort; denn die Regenzeit begann ſchon und Luang Prabang, wo er ſeinen Inſtruktionen gemäß überwintern ſollte, war nur durch eine mehr als einmonatliche Reiſe zu erreichen. Drei Tage verwandte er noch auf einen Beſuch der Ruinen von Vien-Schan, der alten Hauptſtadt des mittleren Laos-Landes, dann fuhr er weiter ſtromauf und erreichte nach Ueberwindung zahlreicher und beſonders



Laotiſche Elephanten mit ihrem Reitzeuge.

gefährlicher Stromſchnellen die Stadt Xieng Kang, die dort liegt, wo der Mekong-Strom der Stadt Bangkok ſich am meiſten nähert. Man hat deshalb ſchon daran gedacht, dort die geplante Eiſenbahn von Bangkok nach dem Mekong enden zu laſſen; leider aber liegt Xieng Kang in einer armen und ſpärlich bevölkerten Gegend, dann iſt gerade dort, oberhalb wie unterhalb der Stadt, der Mekong, der überhaupt nur als eine ziemlich ſchlechte Handelsſtraße gelten kann, beſonders ſchwer zu befahren, und drittens würde die Eiſenbahn in einer Sackgaſſe enden. Denn

Uebergang über den Nam Hun.

man könnte ſie weder nordwärts nach Luang Prabang fortſetzen, wo ihr eine Bergwildniß Halt geböte, noch oſtwärts nach dem reichen Gebiete von Nonkay, wo zahlreiche Zuflüſſe des Mekong und beſonders tiefe Sümpfe der Erbauung eines Schienenweges bedeutende Hinderniſſe bereiten würden.

Drei Tagereiſen oberhalb Xieng Kang liegt Paklay; dort verließ Reis den Mekong, ging eine Tagereiſe weit in

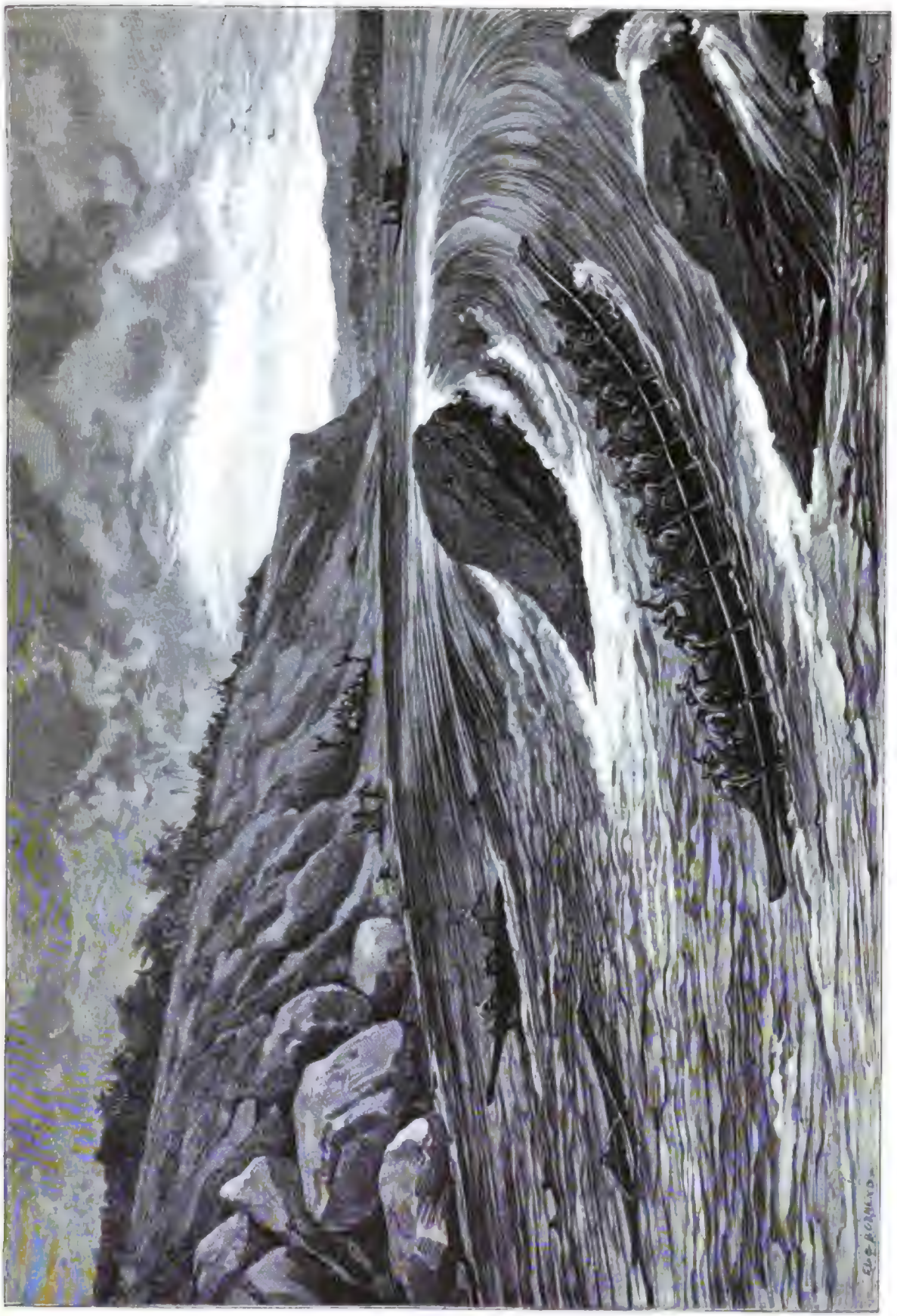
nordnordöſtlicher Richtung nach Möong Da und ritt von da nordweſtlich über Land nach Luang Prabang, eine Reiſe, die vor ihm nur ſein Landsmann Mouhot gemacht, jedoch nur ſehr unvollkommen beſchrieben hatte. Die Waſſerſcheide zwiſchen Menam und Mekong iſt dort ſehr hoch, und von ihr ziehen ſich die Berge bis an das Ufer des Mekong hinab, ſo daß der Weg beſtändig bergauf und bergab führt. Zwiſchen den Bergausläufern fließen zahlreiche Zuflüſſe des Mekong nach Oſten, bald zwiſchen Höhen eingeſchloſſen, bald ſich durch lachende, mit zahlreichen Dörfern beſetzte Thäler ſchlängelnd. Dieſe Dörfer waren reinlicher und die Häuſer größer als ſonſt im Laos-Lande; die Bewohner ſind ſtattlicher und beſſer gebaut, die Frauen hübſcher; leider iſt aber der Kropf häufig. Das ganze Gebiet wurde vor kaum zwei oder drei Generationen von Schwarzbauch-Laos (Lao Kön Däm) bevölkert, welche durch einen Einfall der Birmanen aus dem Lande nördlich von Xieng Mai vertrieben worden waren. Die eigenthümliche Sitte, welcher ſie ihren Namen verdanken, haben ſie beibehalten: jeder Mann vom fünfzehnten Jahre an läßt ſich von den Knien bis zum Bauchnabel hinauf tatuiren. Wie alle Laos, ſprechen ſie ein leicht verändertes Siameſiſch. Da die Dörfer längs der Flüſſe liegen, ſo trifft man, wenn man dem Mekong parallel reiſt und die Nebenthäler quer ſchneidet, täglich nur auf eins oder zwei. Jedes Dorf beſitzt eine Anzahl Elephanten, die aber alle klein und ſchlecht abgerichtet ſind; denn wenn die Bewohner ſchöne Elephanten fangen und gut abrichten oder kleine Thiere aufziehen, ſo werden die-

Des Reiſenden Hütte in Luang Prabang.

ſelben entweder bald verkauft oder ihnen für den Hof in Luang Prabang oder Bangkok weggenommen. In Folge dieſes Umſtandes, ſowie der ſehr ſchlechten Wege war die Reiſe nach Luang Prabang eine äußerſt ermüdende; den ganzen Tag ſaß der Reiſende in ſeinem engen, nothdürftig befeſtigten Käfig, mitunter bis 13 Stunden hinter einander, und bequemte ſich nur in den dringendſten Fällen zum Abſteigen. Nur hin und wieder genoß er eine ſchöne Ausſicht von der Höhe eines Berges aus oder erfreute ſich, wenn er ſtundenlang in dem Bette eines kleinen Fluſſes entlang ritt, an der dichten Laubwölbung, welche denſelben einfaßte und beſchattete. Oft aber mußte er die ſumpfigen Niederungen durchziehen, wo die Vegetation unbedingte Herrin iſt, von wo ſelbſt die Vögel ſich zurückziehen und der ſtarke Duft der Aroïden und Orchideen nur allzu ſehr an das drohende Fieber erinnert. Abends fand er in den Dörfern der Schwarzbäuche freundliche Aufnahme; da ſeine Leute ſtets zu ermüdet waren, ließ er nicht für ſich kochen, ſondern aß von den ſcharf gepfefferten, einheimiſchen Gerichten, unter denen in Fett gebratene Seidenraupen-Puppen und eine Art großer, im Sande der Flüſſe lebender Grillen glücklicher Weiſe nicht allzu oft vorkamen. Dieſe Gaſtfreundſchaft wurde gewährt, ohne daß die Leute dafür Bezahlung nehmen wollten.

Allmählich begann die Regenzeit mit ganzer Kraft, ſo daß die Zuflüſſe des Mekong ſchwer furthbar wurden. Einmal ſogar, beim Kreuzen des Nam Hun, verloren die Elephanten den Boden unter den Füßen und mußten etwa

Digitized by Google



Wettrudern in Xieng Ngun.

Digitized by Google

20 m weit eine ſtarke Strömung, die ſie mit ſich fortzureißen drohte, durchſchwimmen. Nach 10 Tagen war der Mekong wieder beim Dorfe Thadena erreicht, von wo die Reiſe mit Booten fortgeſetzt werden konnte. Am 8. Juni 1883 traf Reis in Luang Prabang ein.

Vom Fluſſe aus oder von der Spitze des kleinen Hügels im Mittelpunkte der Stadt geſehen, erſcheint ſie als ein entzückender Aufenthalt; aus einem wahren Walde von Kokos- und Arekapalmen tauchen die Häuſer und zahlreichen Pagoden mit ihren ſpitzen, vergoldeten Dächern auf. Aber in der Regenzeit verſinkt man tief in ſchwarzem, ſtinkendem Kothe. Die Feſtungsmauer mag früher wohl 50 000 Einwohner umſchloſſen haben, wie Pallegoix für das Jahr 1830 angiebt; jetzt iſt die Zahl auf etwa 20 000 geſunken. Immerhin iſt aber die Umgebung ſtark bevölkert und allmorgendlich ſtrömen auf dem Markte nicht weniger als 5000 bis 6000 Menſchen zuſammen.

Reis erhielt ſofort eine alte Pagode im Mittelpunkte der Stadt, an deren Stelle ſpäter ein eigenes für ihn errichtetes Haus trat, zur Wohnung angewieſen und wurde noch am ſelben Nachmittage von dem guten alten Könige empfangen. Im Ganzen blieb er acht Monate dort und konnte das Leben und die Sitten der Laos in aller Muße ſtudiren; aber trotz des Entgegenkommens des Königs und der Mandarinen gehörte dieſe Zeit doch zu der ſchwerſten während ſeiner ganzen Reiſe. Denn wenige Tage nach

Bambusflöße.

ſeiner Ankunft wurde er vom Waldfieber ergriffen, das ihn während der ganzen Regenzeit nicht wieder verließ und häufig zur Arbeit vollkommen unfähig machte.

Endlich kehrte zu Anfang Oktober das ſchöne Wetter wieder und mit der Sonne ſtellte ſich auch Geſundheit ein; das Fieber verſchwand und die Kräfte kehrten raſch wieder, ſo daß er beſchloß, den bei Luang Prabang mündenden, von Oſten kommenden Nam Kan zu erforſchen. Er nahm nur den jungen Nô als Begleiter und wenig Gepäck mit, während alles Uebrige zurückblieb; auf Befehl des Königs begleitete ihn der alte Mandarin Synkerk mit dreien ſeiner Söhne, und am 11. Oktober fuhren ſie in zwei leichten Barken ab, welche leicht 4 bis 5 km in der Stunde gegen den Strom zurücklegen konnten. Am erſten Tage ging alles gut; nur mußte dem angeblichen Gebrauche gemäß in jedem Dorfe gehalten werden, um die Ruderer zu wechſeln. Aber ſchon am zweiten Tage bemerkte Reis, daß Synkerk unter dem Vorgeben, daß die Dörfer den Fremden und ſeine Begleiter ernähren müßten, überall Lebensmittel requirirte und in ſolcher Weiſe genug Reis u. ſ. w. einſammelte, um mit ſeiner ganzen Familie ein Jahr lang leben zu können. In Folge deſſen ging die Reiſe nur langſam von ſtatten und täglich wurden vom frühen Morgen bis zum Abend nur fünf oder ſechs Stunden wirklich gefahren. Bald aber riß dem Franzoſen die Geduld und nur durch die Drohung, nach Luang Prabang zurückkehren und ſich beim Könige beſchweren zu wollen, erlangte er von dem Mandarinen das Verſprechen, in Zukunft ſchneller fahren zu wollen.

Nach etwa 20 km öſtlicher Fahrt biegt der Nam Kan

um; er entſpringt im Lande der Phuöng unweit von dem Plateau, auf welchem die Quellen des Nam Schan, Nam Ngun u. ſ. w. liegen, fließt zuerſt gegen Südweſten, dann nach Norden und zuletzt nach Weſten. Die Schiffahrt auf ihm iſt ähnlich wie auf dem Nam Schan, nur daß das Land bevölkerter iſt und die Dörfer einander näher liegen. Die Laos beſitzen wenig Reisfelder, treiben dabei nur wenig Handel und Fiſchfang, führen ein ziemlich faules, ſorgloſes Leben, und es geht ihnen trotz der hohen Steuern ganz gut. Sie wohnen nur längs der ſchiffbaren Waſſerläufe; alles übrige Land haben die Khas beſetzt, welche Reis, Baumwolle und Stocklack in Menge erzeugen und theils als Tribut, theils im Austauſche gegen Gewebe und Ackergeräthe den Laos bringen. — Da die Dörfer ſehr wenig Felder beſitzen, ſo beginnt dicht hinter ihnen wieder der Wald, ſo daß die Ufer des Nam Kan ebenſo maleriſch ſind, wie diejenigen des Nam Schan; oft kann man ſich 100 Stunden von jeder Civiliſation entfernt glauben und erreicht dennoch wenige Minuten ſpäter ein wichtiges Dorf.

Die Dörfer beſitzen keine Sala, wohl aber meiſt ſehr hübſche Pagoden; in letzteren aber zu übernachten, dazu wollte ſich der alte Synkerk, der ein guter Buddhiſt zu ſein vorgab, nicht verſtehen, ebenſo wenig wie er litt, daß man Hühner ſchlachtete oder innerhalb der Pagoden Fleiſch aß.

Fünf Tage nach Antritt der Reiſe erreichte man das große Dorf Pakkan gegenüber dem Diſtriktshauptorte Xieng Ngun, der etwa 100 km von Luang Prabang entfernt iſt. Weiter zu gehen weigerte ſich der Synkerk, obwohl der Fluß noch ſchiffbar war; weiter aufwärts, ſagte er, würden die Dörfer ſelten und der König hätte verboten, Reis weiter vordringen zu laſſen. So richtete er ſich in Pakkan häuslich ein und maß eine große Anzahl von Khas aus der Umgegend. Zu dieſer Zeit wurde gerade in Xieng Ngun das Waſſerfeſt gefeiert, wobei dem Reiſenden der beſte Platz angewieſen wurde. Mehrere Tauſend Perſonen waren dazu von allen Seiten zuſammengeſtrömt, um ihre Geſchenke bei den Pagoden abzuliefern und dem Wettrudern zuzuſehen. Die Geſchenke beſtanden in Silber, in Wachs, das kunſtvoll in die Form von Blumen gebracht war, und in Baumwolle in Geſtalt von Schweinen, Büffeln, Pferden und Elephanten, deren inneres Gerüſt aus Bambu hergeſtellt war. Dafür empfangen die Gläubigen von den Prieſtern einen Segen in Form einer Quittung, einem Stückchen Bambu, auf welchem ihre Geſchenke verzeichnet ſtehen. Auch Reis hatte Wachsblumen und Kerzen geopfert und erhielt ſeine Quittung vom Oberprieſter ſelbſt, was ihm einige Rupien koſtete; denn wie überall auf Erden leben auch hier die Pfaffen vom Altar. Für das übrige Volk werden die Bambutäfelchen, mehrere Hundert an Zahl, in wirrem Durcheinander in große Körbe gethan und von einer Eſtrade auf den Platz vor der Pagode hinabgeſchüttet; dann koſtet es ein ſtundenlanges Suchen, ehe jeder ſein Amulet gefunden hat.

Die Regatten finden in einer großen Stromſchnelle ſtatt, welche für nicht allzu ſchwer beladene Boote, die am Ufer entlang gezogen werden, nicht ſonderlich gefährlich, aber mit Rudern ſehr ſchwer zu überwinden ſind. Die Regatta-Boote ſind 25 bis 35 m lang und tragen 40 bis 60 Ruderer. Von 15 Barken erreichten nur 6 beim erſten Anlauf den Anfang der Stromſchnelle, während alle anderen zurückgeworfen wurden und einige ſogar ſcheiterten, ohne daß ſich das Volk viel um die Verunglückten kümmerte, die auch faſt ſämmtlich heil das Ufer erreichten.

Von Pakkan aus beſuchte Reis die Khas Thiö in den nahen Bergen und überzeugte ſich dort durch Meſſungen, daß dieſe Wilden von den Moïs an der Grenze Franzöſiſch-Cochinchinas körperlich nur ſehr wenig verſchieden ſind. Häuſer, Geräthe, Waffen, Sitten und Gebräuche ſind hier wie dort dieſelben. Hier wie dort muß der Reiſende bei der Ankunft in einem Dorfe durch einen Strohhalm gegohrenes Reisbier trinken. Der Dorfhäuptling ſagt zuerſt mit zuſammengelegten Händen dem Ankömmling einen Willkommen, dann ſaugt er von dem ziemlich widerlichen Getränke etwas ein und bietet es noch zwei oder drei jungen Leuten und darauf erſt dem Fremden an. Denn es herrſcht der Aberglaube, daß, wer vor dem Fremden trinkt, auch vor ihm ſterben muß; und deshalb ſichert jener Gebrauch dem Fremden ein langes Leben.

Um nach Luang Prabang zurückzukehren, ſollte ſich Reis nicht der Boote, ſondern eines großen Bambu-Floßes bedienen, auf welchem man ihm ein regelrechtes Haus errichtete. Dieſe Arbeit dauerte mehrere Tage, ſo daß er erſt am 25. Oktober die Rückreiſe antreten konnte.

Die Bewohner der Karolinen.

Von **Emil Metzger.**

I.

Die Karoliner ſind ihren Sprachen nach ohne Zweifel Mikroneſier, ſagt Meinicke (Die Inſeln des Stillen Oceans, II, 365). Denn es wird auf den Inſeln nicht eine Sprache geſprochen, ſondern deren ſechs verſchiedene (Kuſaie; Ponape; eine Sprache in den kleinen und centralen Inſeln; zwei auf Yap und Palau; die ſechſte endlich, die ſamoaniſche, in Nukuwor).

Friedrich Müller ſagt in ſeinem „Grundriß der Sprachwiſſenſchaft“ II, 2, S. 68: „Von den melaneſiſchen Sprachen ſind außer dem Viti näher bekannt: C. Die Sprache der Karolinen; wenigſtens iſt dies nach den, zwar ſehr dürftigen, Mittheilungen, die C. Semper von der Sprache der weſtlichen Karolinen, der ſogenannten Palau-Inſel, giebt, ſehr wahrſcheinlich.“ Ueber die Stammesverhältniſſe ſagt der genannte Forſcher u. A. (a. a. O. S. 160): „Die Melaneſier ſtehen ſprachlich zwiſchen den Polyneſiern und Malayen und bilden die zweite Schicht, welche auf die erſte Schicht, die Polyneſier, beim Auszuge aus der malayo-polyneſiſchen Urheimath gefolgt iſt.“ Wenn wir aber die Sprache nicht als ausſchließliches Kriterium der Stammverwandtſchaft aufſtellen und auch andere Faktoren mitſtimmen laſſen wollen, dürfte auf Grund der Berichte derjenigen neueren Reiſenden, welche aus längerer Anſchauung urtheilen, ſich eine ſtarke Vermiſchung zwiſchen

verſchiedenen Raſſen, Malayen, Papuas, Polyneſiern und Mikroneſiern, wenn man letztere als beſondere Raſſe gelten laſſen will, ergeben, und um über die Stellung der Karoliner endgültig urtheilen zu können, müßte man zunächſt die Verhältniſſe der genannten Stammraſſen und ihren Einfluß auf erſtere feſtſtellen, eine ziemlich unfruchtbare Aufgabe, die wir für jetzt lieber ruhen laſſen wollen. Wir beſchäftigen uns alſo im Folgenden möglichſt mit dem rein Thatſächlichen. Die Zahl der Bewohner wird ſehr verſchieden angegeben; Meinicke glaubt dieſelbe auf etwa 25000 annehmen zu können, von denen in Kuſaie 700, in Ponape 2000, in Ruk 5000, in Jap 2500, in Palau 6000, in den niedrigen Inſeln gegen 9000 leben. A. R. Wallace (Auſtralaſia) giebt ihre Zahl auf 28000 bis 30000 Seelen an; ähnlich Dr. E. Jung (im Handbuche zu Andree's Handatlas). Hernsheim giebt in ſeinen „Südſee-Erinnerungen“ die Zahl der Bewohner von Jap allein zu 10000 an, während D. Emilio de Butrón hierfür einmal 1500, einmal 2000 nennt. Die höchſten Angaben ergeben für den ganzen Archipel eine Bevölkerung von 50000 Seelen. Letzteres ſcheint entſchieden zu hoch gegriffen, und wir möchten glauben, daß die Bevölkerung kaum mehr als 28000 Seelen betragen kann, um ſo mehr, als ſie notoriſch im Ausſterben begriffen iſt. So ſagt Hernsheim über Kuſaie (a. a. O. S. 55): „Im Jahre 1855 ſollen hier noch 1100 Seelen gelebt haben, heute iſt die Zahl der Bewohner ſchon unter 400 geſunken. Von Seuchen und anſteckenden Krankheiten iſt hier nichts bekannt und vor Allem iſt keine Spur jener Gebrechen zu finden, mit deren Verbreitung man immer wieder die armen Walfiſchfänger beſchuldigen hört.“ Weiterhin deutet er als Möglichkeit an, daß die trotz der Miſſion in höchſter Blüthe ſtehende Unzucht hierzu ſehr viel beiträgt. Eine andere Erklärung für die Abnahme der Bevölkerung der Palau-Inſel (in einem Jahrhundert von 50000 auf höchſtens 10000[1]) giebt Semper („Die Palau-Inſeln im Stillen Ocean“, S. 354). Er ſieht die Urſache darin, daß der Kampf ums Daſein dieſen Menſchen zu leicht geworden ſei, ſeitdem ſie die Bekanntſchaft der Weißen und der von denſelben mitgebrachten Hilfsmittel gemacht haben. Früher verfertigten ſie mit unſäglicher Anſtrengung wunderbare Gegenſtände, die ſie heute noch anſtaunen, aber nicht mehr herſtellen können. „Mit den Beilen und Waffen aus Stein“, ſagt er, „haben wir ihnen das einzige Mittel genommen, ſich des ſchädlichen Einfluſſes ihrer natürlichen Faulheit und Indolenz zu erwehren. Das Eiſen des Europäers folgte zu raſch auf den Stein des Wilden, ſo mußte der vorgebliche Segen ſie hinſiechen laſſen an Seele und Leib.“ Es iſt intereſſant, auch die Anſicht Kubary's, der ſpeciell die Palau-Gruppe behandelt, hierüber zu hören. Er ſieht nicht, wie die Eingeborenen, in dem „Tretr“, der häufig mit gefährlichen Komplikationen verbundenen Influenza, die Haupturſache der ungeheuren Sterblichkeit. (43 Erwachſene, 15 Kinder gegen 7 Geburten in 13 Gemeinden im Verlaufe eines Jahres.) Die Urſache liegt mehr in der Unfruchtbarkeit der Frauen, ihrer Unzucht während der Jugendjahre und den abnormen ehelichen Verhältniſſen (a. a. O. S. 146 u. f.).

Wo auch die Weißen mit ihnen in Berührung getreten ſind, ſie haben gutherzige und freundliche Menſchen in ihnen gefunden; an wem die Schuld gelegen, wenn es zu Streitigkeiten gekommen, dürfte für den, welcher mit dem Gebahren weißer Seeleute im Stillen Ocean bekannt iſt, in den meiſten Fällen nicht zweifelhaft ſein. Daß natürlich da, wo ſie längere Zeit mit Europäern Umgang gehabt haben, ſich mancher ungünſtige Zug entwickelt hat[1]), kann nicht auffallen und iſt eine natürliche Folge der Verhältniſſe. Man findet manches Widerſprechende ſowohl an Charaktereigenſchaften als an Aeußerungen ihrer Thätigkeit bei ihnen vereinigt. Trotz ihrer Unbeſorgtheit und ihres Hanges zum freien Lebensgenuß ſind ſie ſchlaue Händler, denen es auf einen kleinen Betrug nicht ankommt; wiewohl ſie in mancher Beziehung, wie in dem Baue der Boote und Häuſer, eine hohe Kunſtfertigkeit erreicht haben, ſind ſie in anderer Beziehung, z. B. was den Gebrauch von Kleidern und Hausrath betrifft, im Allgemeinen zurückgeblieben. Sie ſcheinen eben, ſoweit ſich nicht noch von ihren Vorfahren her ein Reſt von Energie in einzelnen Fällen erhalten hat, apatiſch in ihrem Paradieſe dahinzuleben; auch körperlich, ſagt Hernsheim (a. a. O. S. 54), ſind dieſe Menſchen, denen es doch an reichlicher guter Nahrung nicht fehlt, klein und ſchmächtig und ſehen aus, als ahnten ſie ihr bevorſtehendes Ende. Auch in ihrem Benehmen zeigt ſich etwas von höherer Entwickelung. Das Wort Mugul im Gegenſatze zu Tokoi (ſchlechter und guter Gebrauch) ſpielt eine große Rolle, und ſie beugen ſich dieſen Begriffen unbedingt. Während ſie in ihren Handlungen in mancher Beziehung recht frei ſind, beobachten ſie äußerlich die Sitte und würden es als einen ſchweren Verſtoß betrachten, die von derſelben vorgeſchriebenen Formen zu verletzen.

Daß ſie, wenigſtens vereinzelt, eine ſehr große Intelligenz beſitzen, ſcheint nach dem, was Semper S. 110 über ſeinen treuen Begleiter Arakalulla erzählt, unzweifelhaft. „Einen beſſeren Schüler, als ich in ihm hatte, wünſche ich nie zu unterrichten“, heißt es da, „denn für ihn ging kein Wort verloren.“ Es gelang ihm, Verſtändniß für die Bedeutung der Sammlungen Semper's, ja für europäiſche Zuſtände in ihrem Zuſammenhange zu erwecken. Aehnliches wird übrigens auch von anderen Naturvölkern berichtet, wenn ſich Europäer, welche die Befähigung beſaßen, auf den Gedankengang jener einzugehen, eingehend mit ihnen beſchäftigten.

Wenden wir uns zu den körperlichen Eigenſchaften der Karolinier.

Sie ſind durchſchnittlich von mittlerer Größe, gut und kräftig, zuweilen ſelbſt ſchön gebaut. Schwarze Augen leuchten freundlich aus den manchmal ſchönen Geſichtern der Frauen; leichter Bartwuchs umrahmt zuweilen die Geſichter der Männer. Ueber die Farbe der Haut ſind die Berichte nicht gleichlautend; nach Einigen iſt es ein ins Kupferrothe übergehendes Gelb, nach Anderen ſehen ſie mehr den Bewohnern Javas ähnlich. Die von Hernsheim mitgetheilten Illuſtrationen zeigen große Unterſchiede in der Hautfarbe; die Bewohner von Palau ſind im Allgemeinen dunkler, die von Ponape und Kuſaie heller. Daß in dieſer Beziehung ſich infolge von Kleidung und Gebräuchen (z. B. dem Einreiben mit Oel und Kurkuma), ſowie durch die vielfachen Hautkrankheiten (Schuppenkrankheit oder Ichthyoſis, Ringwurm), ganz abgeſehen von der natürlichen Färbung, gewiſſe Unterſchiede entwickeln, die auf die Beurtheilung der Farbe nicht ohne Einfluß bleiben, iſt leicht erklärlich.

Das Bild, welches verſchiedene Beſucher von den Bewohnern verſchiedener Gruppen geben, zeigt häufig große Abweichungen (ſ. Waitz-Gerland, Antropologie der Naturvölker V, 2, S. 47 u. f.). Ob es ſich hier um generelle

[1]) J. Kubary, „Ethnogr. Beiträge zur Kenntniß der Karoliniſchen Inſelgruppe und Nachbarſchaft“, Heft I (Berlin, A. Aſher u. Co., 1885), nennt 5000 als Maximum.

[1]) Dr. Grundemann in „Allgem. Miſſ.-Zeitſchr.“ (1885, Beiblatt 5, S. 81 bis 88) ſpricht namentlich von Trunkſucht und geſteigerter Unſittlichkeit.

Unterſchiede handelt oder ob dieſelben nur auf ſubjektive Auffaſſung der Beſucher zurückzuführen ſind, iſt natürlich ſehr ſchwer zu entſcheiden; faſt möchte man geneigt ſein, letzteres anzunehmen. Es iſt nämlich im Anfange ſchwer, Unterſchiede bei einer fremden Raſſe zu machen, und ſo geſchieht es leicht, daß eine einzelne Perſönlichkeit als Typus des Ganzen genommen wird, die eigentlich keinen Anſpruch darauf hat.

Die Nahrung der Karolinier iſt im Allgemeinen vegetabiliſch; Brodfrucht, Kokos und Taro ſind die Hauptbeſtandtheile, die ſie auch zu ſchmackhaften Gerichten zu verbinden verſtehen; im Falle der Noth müſſen auch andere Erzeugniſſe des Pflanzenreiches den Hunger befriedigen. Von animaliſcher Nahrung werden namentlich Fiſche, Schildkröten und Muſcheln benutzt, Vierfüßler ſeltener; bei einem Liebesmahle kommen wohl auch faſtige Braten auf den Tiſch. Bei der Begegnung der Herrſcher werden oft 100 Schweine und Hunde geſchlachtet (Hernsheim a. a. O. S. 72) und dies muß ſpäter durch den Gaſt erwidert werden. Auf manchen Inſeln werden Fiſche und Fleiſchſpeiſen geräuchert. Der Gebrauch des Salzes ſcheint noch wenig bekannt zu ſein. Von Genußmitteln iſt der Tabak jetzt allgemein verbreitet; Betel wird im Palau-Archipel in derſelben Weiſe wie auf den malayiſchen Inſeln gekaut; die nöthigen Ingredienzien führen die Bewohner ſtets bei ſich.

Waſſer und die ſogenannte Milch der Kokosnüſſe ſind die gewöhnlichen Getränke, doch verſtehen ſie es auch, ſtärkeren Stoff aus Palmwein und Kawa zu bereiten. Letztere wird jedoch nicht gekaut, ſondern etwas reinlicher behandelt. Die abgeſchnittenen und angefeuchteten Wurzeln werden mit einer Muſchel gereinigt, auf einem großen flachen Steine zerklopft und mit Waſſer begoſſen, dann in eine Baſthülle eingewickelt und mit den Händen ausgepreßt. Der Saft wird in einer Kokosnuß kredenzt. Uebrigens ſcheint das Gebiet der Kawa auf die öſtlichen Inſeln und auf beſondere Feierlichkeiten beſchränkt zu ſein.

Die Mahlzeiten finden nicht regelmäßig ſtatt. Das Feuer wird durch das Reiben zweier Holzſtücke entzündet; gekocht wird häufig auf heißen Steinen in Erdlöchern, wobei man den Braten mit Sand bedeckt, auf dem dann ein Feuer entzündet wird; andere Methoden, namentlich auch der Gebrauch von Töpfen, dringt von Weſten her immer mehr ein. Die Kochgeſchäfte werden im Allgemeinen durch die Frauen beſorgt; nur in Palau beſchäftigen ſich die Männer damit; ſelbſt der europäiſche Anſiedler, deſſen Haushaltung Hernsheim beſchreibt, betrieb dort ſeine Küchenangelegenheiten eigenhändig.

Die Kleidung iſt vielfach noch recht primitiv, in einzelnen Theilen der Gruppe fehlt ſie, was die Männer betrifft, beinahe ganz. Das National-Koſtüm iſt ein Schamgürtel für die Männer, ein oben und unten etwas kurz ausgefallenes Grasröckchen für die Frauen, woraus ſich dann vollendetere und reich verzierte Formen entwickelt haben. Im Oſten und auf den Inſeln der mittleren Gruppe kommt auch eine Art Mantel mit einem Loche für den Kopf vor, ſcheint jedoch nur bei höheren Ständen im Gebrauche zu ſein.

Mit den Europäern ſind auch verſchiedene neue Moden eingezogen. Auf Ponape tragen die Männer über der Lendenbinde häufig noch einen Rock von einheimiſcher Fabrikation; die Frauen bedienen ſich eines Tuches nach Art des malayiſchen Sarongs. Auch europäiſche Stoffe werden verarbeitet, zum Theile nach ſelbſt erfundenen Formen, zum Theile nach dem Muſter alter abgelegter Kleider, die auf einzelnen Inſeln recht geſucht zu ſein ſcheinen. Die Einen erſcheinen in einem abgelegten rothen oder blauen Hemde, die Anderen zwängen ſich in eine Uniform. Die Bekehrten vertauſchen die Nationaltracht mit weißer Hoſe, ſchwarzem Rocke und Strohhute, nicht gerade zum Vortheile ihrer Erſcheinung.

Das Haar wird meiſt lang getragen, in Knoten vorn oder zur Seite aufgebunden, mit Federn und Blumen reich geſchmückt; Kämme ſollen nach Butrón das Zeichen der Freien ſein. Der Bart wird auf den öſtlichen Inſeln ſorgfältig entfernt. Die Ohren ſind (nicht ſelten zweimal) durchbohrt und in denſelben werden allerlei Schmuckſachen, zuweilen auch Cigarren ꝛc. getragen. Auch Halsſchmuck und Armbänder aus Blättern, Blumen und Muſcheln ſind häufig; ähnliche Ringe werden um die Füße getragen und in dieſer Beziehung ein gewiſſer Luxus entwickelt. Auf den weſtlichen Inſeln wird auch die Naſenſcheidewand durchbohrt und geſchmückt. Hier und da werden die Zähne ſchwarz gefärbt und läßt man die Fingernägel wachſen. Die Tatuirung iſt bei den Vornehmen ſehr vollſtändig; weniger ſieht man ſie bei den Frauen und bei den Sklaven kommt ſie gar nicht vor. Frauen führen ſie mit Fiſchgräten oder den Nadeln von Koniferen aus; auch kleine erhabene Narben, die auf Nacken und Schultern der Frauen durch Einſchnitte in die Haut und Beizen der Wunden hervorgebracht werden, gelten in einzelnen Gegenden als Zierde. Die Frauen bemalen ſich auch Wangen, Stirn, ja das ganze Geſicht, ferner Buſen und Arme mit glänzender Farbe.

Die Wohnungen ſind in verſchiedener Form und Art, im Allgemeinen jedoch mit Geſchick und ſehr zierlich gebaut. Gewöhnlich beſtehen ſie aus hölzernen Pfoſten; die Wände ſind aus Rohrgeflecht gebildet, doch kommen auch Steinwände, wie auf Kuſaie, vor. Zum Theile ſtehen die Häuſer auf dem Boden, zum Theile auf Steinplatten; auf Tobi kommen Häuſer mit zwei Stockwerken vor. Manchmal werden die zum Hauſe gehörigen, für Frauen zum Schlafen oder Eſſen beſtimmten Nebengebäude mit einer Mauer umgeben; auf einzelnen Inſeln kennt man eine beſondere Küche, Magazine ꝛc. neben dem Hauſe. Die Dächer werden mit den Blättern der Kokospalme oder des Pandanus gedeckt. Die Einrichtung derſelben iſt ſehr einfach, Tiſche, Bänke und Bett ſind beinahe ganz unbekannt. Kleine Kiſten, Stangen mit Zacken dienen, um Speiſen und Geräthſchaften gegen Ungeziefer zu ſchützen. Hernsheim ſpricht von einem, für ähnlichen Gebrauch beſtimmten Holzgerüſte, deſſen Gebrauch nur dem Könige und ſeinem Bruder erlaubt iſt (a. a. O. S. 54).

Die Häuſer, zu Dörfern vereinigt, liegen im Schatten der Fruchtbäume, und zwar auf den hohen Inſeln regelmäßig an der Küſte. In denſelben findet man an einigen Orten die Ueberreſte von großartigen Steinbauten. Die Straßen ſind auf vielen Inſeln gepflaſtert, die Dörfer mit Steinmauern umgeben. Alle Inſeln beſitzen große, für Berathungen und Verſammlungen beſtimmte Häuſer, in denen hier und da für die Häuptlinge ein beſonderer Schlafplatz reſervirt iſt. Ebenſo giebt es gemeinſchaftliche Häuſer, in denen die unverheiratheten Perſonen beiderlei Geſchlechtes die Nacht zubringen; auch dienen manche als Klubhäuſer und zeichnen ſich dann durch Malerei und Schnitzerei — gleichfalls Erinnerungen an eine lange vergangene Zeit — aus.

Der Landbau wird im Allgemeinen ziemlich nachläſſig betrieben, nur Yap macht eine Ausnahme. Das einzige Werkzeug zur Bearbeitung der Felder iſt ein hölzerner, ſpitzer Spaten. Wenn ſie auch hier und da Hausthiere halten, iſt doch von eigentlicher Viehzucht keine Rede; dagegen ſind ſie dem Fiſchfange ſehr ergeben und haben darin

eine große Kunſtfertigkeit erreicht. Sie gebrauchen dazu allerlei Netze und Reuſen, die auf den Meeresgrund gelegt werden, Leinen und Haken von verſchiedener Form, Speere, mit denen ſie auch den Fang bei Nacht betreiben. Auch ſuchen ſie Fiſche in Räume zu jagen, die durch Dämme und Zäune abgeſchloſſen ſind. Manchmal werden die Fiſche durch auf das Waſſer geworfene Subſtanzen betäubt, ſo daß ſie an der Oberfläche treiben und mit den Händen gegriffen werden können. Die Frauen unterſtützen die Männer kräftig bei dem Fiſchfange. In Palau iſt die Lagune unter die einzelnen Ortſchaften vertheilt und die Fiſchzüge geben im Allgemeinen zu allerlei Feſtlichkeiten Veranlaſſung.

Am merkwürdigſten ſind die Bewohner und zwar nicht nur die der niedrigen Inſeln als Seefahrer. „Wie die Möven mitunter halb fliegend auf den Spitzen der Wellen zu ruhen ſcheinen, dennoch aber das ſchnellſte Schiff weit hinter ſich laſſen“, ſagt Semper, „ſo flogen die leichten Kanoes über das Meer dahin.“ Wenn eines der Boote umſchlug, kümmert ſich Niemand darum; bald iſt es wieder aufgerichtet und ſeines Waſſers entledigt. Dem Schiffbaue liegen hauptſächlich die Bewohner der niedrigen Inſeln ob; die Boote, welche ſie bauen, ſind auffallend zierlich. Als Baſis dient dem ganzen Baue ein ausgehöhlter Baumſtamm; auf demſelben erhebt ſich ein Bretterbau, deſſen Fugen gut verdichtet ſind. Die Form des Bootes iſt hinten und vorn gleich, ſo daß ſie nicht zu wenden brauchen. Das Holzwerk iſt oft bemalt oder zierlich geſchnitzt. Auf der einen Seite iſt der Ausleger angebracht, auf der anderen die Plattform mit ſchützendem Dache. Der Maſt iſt beweglich mit großem dreieckigem Segel und daneben bedienen ſie ſich der Ruder. Löffelartige Inſtrumente dienen zum Ausſchöpfen des Waſſers. Anker werden nicht gebraucht. Wenn man ſich der Fahrzeuge nicht bedient, läßt man ſie unter Schuppen am Strande liegen. Die Schnelligkeit derſelben beträgt zwei bis drei Meilen (wenn, wie es höchſt wahrſcheinlich iſt, deutſche Meilen gemeint ſind, iſt die Schnelligkeit ſehr groß) in der Stunde, ſelbſt mehr. Weil ſie nicht zu wenden brauchen, bleibt natürlich immer dieſelbe Seite Luvſeite, was ihrer Schnelligkeit zu Gute kommt.

Es ſind jedoch nicht nur die Eigenſchaften ihrer Schiffe, ſondern auch ihre eigenen Fähigkeiten, welche die Karoliner mit zu den erſten Seeleuten des Stillen Oceans machen. Es würde hier zu weit führen, wenn wir die „Medos“ (Segelkarten) und die nautiſchen Kenntniſſe der dortigen Seefahrer hervorheben wollten; wir verweiſen auf den höchſt intereſſanten Aufſatz von A. Schück [1]), der alles hierher Gehörige eingehend unterſucht. Wenn wir uns hier nur auf das rein Thatſächliche beſchränken, können wir ſagen: Sie machen weite Reiſen, wobei ſie ſich nach den Sternen richten, wagen es (auf Yap), die ungeheuren Steine, die ſie ſo ſehr hoch ſchätzen, mit ihren ſchwachen Fahrzeugen weit über den Stillen Ocean zu führen; mit allen umliegenden Gruppen ſind ſie in Verbindung getreten. Daß ſie von der Lage derſelben wenigſtens ziemlich richtige Anſichten beſaßen, hat ſchon Cantova berichtet. Wenn ſie weite Fahrten zu machen beabſichtigen, halten ſie alle ihre Boote nach Möglichkeit in einer geraden Linie, um die Wahrſcheinlichkeit, das Land, welches ſie erreichen wollen, zu erblicken, auf dieſe Weiſe zu erhöhen. Auch auf den hohen Inſeln hat man Boote, wiewohl auf Yap z. B. das Holz fehlt; in Kuſaie haben die Fahrzeuge weder Segel noch Maſt. Von Palau aus werden keine Seereiſen unternommen; man hat jedoch drei Arten von Booten dort, von denen die größten ſich der Segel bedienen, die kleinſten mit Bambuſtangen fortbewegt werden; Doppelboote werden auf den Karolinen nirgends gefunden.

Auf allen Inſeln verſteht man es, aus Bananenfaſern und einer Art Hibiscus Zeuge zu weben; der Webeſtuhl iſt einfach, die Konſtruktion ſo, wie ſie nirgends in Oceanien im Gebrauche iſt. Die Stoffe werden meiſt mit Kurkuma gelb gefärbt. Die Fabrikation eines einfachen Artikels, der Lendenbinden, die noch trotz der Miſſionare unter der europäiſchen Kleidung getragen werden, beſchreibt Hernsheim (a. a. O. 43, Aufenthalt auf Kuſaie) folgendermaßen: Sie werden aus der Faſer der wilden Banane hergeſtellt, die in Salzwaſſer aufgeweicht, den ſtarken, gelbglänzenden Faden liefert. Zunächſt werden die ungefähr zwei Ellen langen, roth, gelb oder braun gefärbten Fäden mit ſogenannten Weberknoten an einander geknüpft und die überbleibenden Enden mit einer Muſchel abgeſchnitten, die man mittels einer Krebsſcheere ſcharf erhält.

Das Mädchen kauert zu dieſer Arbeit auf der Erde (dabei ſind die Unterſchenkel auswärts neben die Oberſchenkel gelegt) und läßt den Faden mit wunderbarer Geſchwindigkeit durch die Finger gleiten. Auf einem eigenthümlich geformten und manchmal mit hübſchen Muſtern verzierten Stocke wird nun die Kette hergeſtellt. An einem kleinen, in gleichmäßige Abſchnitte eingetheilten Geſtellchen wird die Länge der verſchiedenen Fäden abgemeſſen, die dann abermals an einander geknüpft und um kleine in dem Bocke ſteckende Pflöcke geſchlungen werden. Die fertige Kette wird über zwei Bretter geſchlagen, deren eines an der Wand des Hauſes und das andere an einem Leibgürtel der Weberin befeſtigt iſt. Mit falzbeinartigen Stücken Holz oder Knochen werden die Fäden gehoben und geſenkt, ſo daß die lange flache Nadel mit dem Einſchlagefaden durchgeſchoben werden kann. Die Binde iſt meiſt dunkel und beide Enden mit hellfarbigen Muſtern verſehen.

Wie in ſo vielen Gegenden hat aber auch hier der Gebrauch europäiſcher Erzeugniſſe der einheimiſchen Induſtrie Abbruch gethan.

Flechtwerk aus Gras und Pandanusblättern dient zu Matten, beſonders aber zu Körben, deren eine Art ſie immer unter dem Arme mit ſich führen. Zu Stricken werden Kokosfaſern verarbeitet, Segel werden von Pandanusblättern verfertigt. Aus der Kopra preſſen ſie, nachdem ſie dieſelben zerrieben, mit den Händen das Oel. Auf Palau verſtehen ſie die Verfertigung irdener Töpfe, die jetzt allerdings meiſtens durch unſere verdrängt werden.

Ihre Geräthſchaften werden wohl gegenwärtig, ſoweit es ſchneidende oder trennende Werkzeuge ſind, größtentheils importirt und namentlich ſpaniſche Eiſenwaaren haben die einheimiſchen Erzeugniſſe beinahe ganz verdrängt; 1783 dagegen fand man auf den Palau-Inſeln eine einzige eiſerne Axt. Alle derartigen Geräthſchaften wurden gewöhnlich aus Muſcheln, ſeltener — ſelbſt auf den vulkaniſchen Inſeln — aus Stein verfertigt. Außerdem wird Schildpatt und Holz zum Schmuck, zu kleinen hübſch bemalten Kiſten und zur Verzierung von Flechtwerk verwendet.

Im Allgemeinen darf man wohl ſagen, daß die Karoliner, die ſich auf ſehr wenig Kleidungsſtücke und Geräthe beſchränken, ſehr viel Zeit und geiſtige Anſtrengung auf die Verzierung derſelben verwendet haben.

Eins der merkwürdigſten Erzeugniſſe dieſer Inſeln iſt aber das Geld, deſſen ſich die Bewohner bedienen. Am ausführlichſten berichten Kurbary und Semper über die Arten deſſelben, welche auf den Palau-Inſeln gebraucht werden. Daſſelbe be-

[1]) Tijdschr. Nederl. Aardr. Genootsch. 2. Serie, Deel I. Afdeelg. Meer uitgebreide Artikeln S. 226.

ſteht aus Steinen, Glasſcherben, Stücken von Porzellan ꝛc. Sie haben ſieben verſchiedene Klaſſen deſſelben, deren Werth durch die Größe und Beſchaffenheit bedingt wird. Von der erſten Sorte, Brack genannt, giebt es nur wenige Stücke auf der ganzen Inſel; dieſe ſowie die beiden nächſten ſcheinen nur den Fürſten zu gehören und kommen nie unter das gewöhnliche Volk. Die anderen vier Arten gehören dem allgemeinen Verkehre an und der Werth der kleinſten, wie es ſcheint, immer eines weißen oder grünen Glasſtückes, genügt kaum, um eine Hand voll Bananen zu kaufen. Alle haben gewöhnlich ein cylindriſches Loch, durch welches ein Faden gezogen wird, um das Geldſtück, ſei es am Halſe oder in dem Körbchen, zu befeſtigen. Natürlich fehlt es von Seiten handeltreibender Seeleute nicht an Verſuchen, dies Geld nachzumachen; doch mißlingen dieſelben meiſtens. Die Eingeborenen beſitzen die Gabe, das echte von dem unechten zu unterſcheiden und beim Abſchluſſe eines Geſchäftes wird das Geld genau beſehen und berochen. Die Eingeborenen behaupten, daſſelbe ſei göttlichen Urſprunges und erzählen darüber ſonderbare Sagen. Abgeſehen hiervon haftet an jedem der koſtbaren Geldſtücke eine eigene, oft blutige Geſchichte.

Eines recht unbequemen Geldes bedienen ſich die Bewohner von Jap; vor den Häuſern der begüterten Vornehmen ſieht man eine Art großer gelber Mühlſteine; die größten ſollen bis 9 Fuß Durchmeſſer und an der Axe bis zu 15 Zoll Dicke haben. Dieſelben repräſentiren einen ungeheuren Werth. Die Eingeborenen holen dieſelben von der Palau-Inſel. Zu dieſem Zwecke ziehen bei günſtigem Winde 40 bis 50 Eingeborene in einem halben Dutzend Kanoes vertheilt aus. Wenn das Ziel der Reiſe glücklich erreicht und der Fürſt des Landes durch Geſchenke zufrieden geſtellt iſt, beginnt die Arbeit des Steinhauens, die einige Monate dauert; jedenfalls müſſen die Arbeiter ſo lange ausharren, bis der Monſun die Rückreiſe geſtattet. Außer dem Rieſengelde werden dann für den täglichen Verkehr auch kleine Stücke hergeſtellt; die größten Stücke erhalten ihren hohen Werth wohl durch den ſchwierigen Transport, bei dem ſchon manches Kanoe mit der theuren Laſt den Untergang fand. Sind die Steine aber glücklich in die Heimath gelangt, ſo werden ſie im Triumph vor der Wohnung des Häuptlings aufgeſtellt; eingehauene Zeichen verkünden der Nachwelt, wer den Stein bearbeitet und wer ihn nach Jap gebracht hat. Dieſe Steine ſtellen einen ungeheuren Werth dar. In neuerer Zeit ſcheint übrigens auch wirkliches Geld vorzukommen, während im Tauſchhandel mit Europäern namentlich dem Tabak eine bevorzugte Stelle eingeräumt wird.

Es hat ſeine beſondere Schwierigkeit, über die religiöſen Vorſtellungen der Karoliner etwas allgemein Gültiges zu ſagen; einestheils ſind nämlich die Berichte an ſich ziemlich dürftig, dann liegen ſie auch nur aus einzelnen Gegenden vor und es iſt darum ſchwer zu entſcheiden, ob verſchiedenartige Berichte mehr in der Auffaſſung der Berichterſtatter begründet ſind oder aber, ob ſie wirklich in von einander abweichenden Anſichten der verſchiedenen Völkerſchaften ihren Urſprung haben. Wir laſſen zunächſt einzelne dieſer Berichte folgen: D. Emilio de Butrón ſagt über die Eingeborenen von Jap: Es ſcheint, daß ſie die Gottheit Machi-Machi nennen; nach dem, was man aus ihren dunklen Mittheilungen ſchließen kann, iſt die Macht derſelben ſehr groß, aber ſie iſt ſehr grauſam und verurſacht alle Unfälle, die der Menſch zu erleiden hat. Da jedoch der Zorn der Gottheit durch Verbrechen und Vergehen hervorgerufen wird, welche die Stämme gemeinſchaftlich begehen, ſo darf man ſagen, daß ihre Lehren doch eine gewiſſe Moral enthalten. Sie haben keine Bilder, wohl aber gewiſſe Vorſtellungen von einzelnen Eigenſchaften ihres Gottes; z. B. dürfen die Zweige oder Stämme des Baletebaumes nicht abgeriſſen oder beſchädigt werden. Die Officiere des „Velasco“ beſuchten eines Tages das einzige gottesdienſtliche Gebäude, von dem die Eingeborenen erzählten. Nachdem ſie lange ihren Weg durch den Wald fortgeſetzt hatten, kamen ſie an eine Lichtung, in deren Mitte ſich eine Hütte in Geſtalt einer dreieckigen Pyramide erhob, welche das abgenommene Dach eines kleinen Gebäudes zu ſein ſchien und der Quere nach in drei ganz leere Räume getheilt war. Auf einer Seite deſſelben befand ſich ein ſchwerer Stein von unregelmäßiger Form, auf der anderen ein Haufen, gebildet aus den Schalen der Kokosnüſſe, welche von einem mit der Bewachung des Heiligthums beauftragten Einſiedler verbraucht worden waren. Der Mann war gehenkt worden, weil er Theilnehmer eines bei einem Europäer, der ſich auf Jap niedergelaſſen hatte, ausgeführten Bandendiebſtahls geweſen war. Unter dem erwähnten Steine befindet ſich keine Höhlung und auch ſonſt iſt nichts an ihm zu bewundern; es heißt, wenn die Könige das Volk züchtigen wollen, werden ſie den Stein aufheben und in demſelben Augenblick wird die Erde erzittern und das Meer ſich bis zu den Dörfern erheben. Wenn ein Erdbeben eintritt, blaſen ſie auf einer Muſchel, um den Zorn der Götter zu verſöhnen; aber keiner wagt es, ſich dem eingezäunten Heiligthume zu nähern oder gar den Stein aufzuheben, und die Führer, welche die Officiere begleiteten, gaben Zeichen der abergläubiſchſten Furcht. Zur Seite dieſes Steines befindet ſich der heilige Baletebaum. Die Einwohner glauben an die Unſterblichkeit der Seele; die Geiſter der Böſen gehen nach der Palau-Inſel, um Geld zu ſuchen, gewöhnlich aber gehen ſie bei Nacht in den angrenzenden Wäldern um; die bei der Geburt geſtorbenen Frauen kehren ebenfalls bei Nacht zu ihren Hütten zurück, wo ſie mit vielem Lärm Thüren und Fenſter in Bewegung ſetzen.

Meinicke's Urtheil über Religion im Allgemeinen läßt ſich etwa in folgenden Worten zuſammenfaſſen: Sie unterſcheiden höhere und niedere Gottheiten; von erſteren kennen die Bewohner der centralen Inſeln drei, Vater, Sohn und Enkel; von einigen auf den größeren Inſeln verehrten Göttern weiß man nichts Näheres. Die niederen Götter ſind offenbar aus dem Ahnenkultus hervorgegangen und tragen verſchiedene Namen. Bilder der Götter werden nirgendwo erwähnt, ausgenommen auf Tobi und Nukuwor, dagegen ſoll der Glaube allgemein ſein, daß die Götter zu Zeiten Thiere und Menſchen, ja ſelbſt lebloſe Gegenſtände zum Aufenthaltsorte wählen. Eigentliche Tempel, und zwar für die beiden Geſchlechter beſonders, beſtehen in verſchiedener Form auf einzelnen Inſeln.

Wie übrigens Semper berichtet, findet man in Palau eine eigenthümliche Erſcheinung: ein Jeder hat da ſein Kalid (geheiligten Gegenſtand), welches mit dem Totem der Indianer identiſch iſt; er läßt es dahingeſtellt, ob dies ein Erbſtück der Vorfahren iſt oder auch mit den Anſchauungen über das Seelenleben nach dem Tode zuſammenhängt. Was er darüber ſagt (S. 87 u. f.), verdient Aufmerkſamkeit.

Prieſter giebt es auf allen Inſeln, zuweilen auch Prieſterinnen. Sie leiten den Gottesdienſt, hauptſächlich auch das Befragen der Orakel. Zuweilen liegt die Prieſterwürde in der Hand der Häuptlinge; Opfer, namentlich an Lebensmitteln und Blumen, werden auf einem Altar niedergelegt, der Gottesdienſt nach einem gewiſſen Formular gehalten. Vielfach oder meiſtens giebt eine beſondere Ver-

anlaſſung Gelegenheit zur Ausübung des Gottesdienſtes; aber es giebt auch wirkliche vorher feſtgeſetzte Feſte, die Monate dauern (wie auf Jap und Morileu). Während dieſer Zeit treten gewiſſe Beſchränkungen ein, z. B. darf auf Ruk während derſelben kein Boot ein Segel führen. Tänze ſpielen bei ſolchen Gelegenheiten eine große Rolle. Unangenehme Ereigniſſe ſucht man durch Beſchwörung zu verhüten, doch bedient man ſich derſelben auch, um Anderen zu ſchaden.

Der Glaube an das Tabu (Tapu) iſt ebenſo wie bei den Polyneſiern vorhanden; am meiſten ſcheint es mit den auf die Fortpflanzung bezüglichen Vorgängen in Verbindung gebracht zu werden. Häufig damit verwechſelt wird — wiewohl es uns nicht identiſch hiermit zu ſein ſcheint — das Bul, welches der Häuptling ausſpricht (Semper, S. 99), ſei es, um zu ſtrafen, ſei es aus weiſer Sorgfalt. Der Glaube an ein künftiges Leben iſt alt und verbreitet; die Anſichten über den Aufenthalt der Seelen ſind jedoch ſehr getheilt, bald wohnen dieſelben in der Luft, bald in einem von tiefen Gräben umringten Lande.

Ein Beſuch auf den Galápagos-Inſeln.

(Bericht des Grafen **Robert Pandolfini.**[1])

Es iſt bekannt, daß die Galápagos-Inſeln ſich zu beiden Seiten des Aequators ungefähr 90 Seemeilen weit ausdehnen, von der Küſte von Amerika 600 Meilen weit entfernt ſind und in politiſcher Beziehung zu Ecuador gehören. Von Spaniern entdeckt, wurden ſie gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein Zufluchts- und Verſammlungsort für die Seeräuber, welche jene Gewäſſer heimſuchten, eine Folge ihrer ſicheren und wenig bekannten Lage, des Reichthums und der Fruchtbarkeit ihres Bodens.

Die wichtigſten ſind: Albemarle, Chatham, Charles, Indefatigable, James und Narbourough, abgeſehen von einer ganzen Reihe von kleineren Inſeln und Inſelchen. Die Namen ſind engliſch und rühren wohl von den Seeräubern her, welche ſie oft beſucht haben. Die hydrographiſche Aufnahme derſelben wurde beſonders von Fitzroy gemacht, der ſie mit dem „Beagle“ 1835 beſuchte. Albemarle, die größte Inſel der Gruppe, iſt 60 Meilen lang und 15 Meilen breit, die höchſte Spitze liegt 1400 m über dem Meere. Alle dieſe Inſeln ſind von vulkaniſcher Formation; Darwin ſchätzt die Zahl der Krater auf 2000. Obwohl die Inſeln beinahe unter dem Aequator gelegen ſind, iſt die Hitze nicht übermäßig und nicht ſo erſtickend, wie in Mittelamerika, weil man, ſobald man nur ein wenig über den Meeresſpiegel anſteigt, durch eine luftige Briſe erfriſcht wird. Unter dieſen Umſtänden iſt der Geſundheitszuſtand ein ſehr guter, was ſchon daraus hervorgeht, daß die Bemannung des italieniſchen Schiffes „Vettor Piſani“, welche während ihres dortigen Aufenthaltes Anſtrengungen und Strapazen ausgeſetzt war, ſich vollkommen wohl fühlte.

Der Anblick, den die Inſeln bieten, iſt ſehr freundlich; es iſt nicht nur die Abwechslung von Farben, welche das Auge überraſcht, ſondern auch die bald ebene, bald gebirgige Configuration der Gruppe. Nahe am Strande iſt die Vegetation niedrig und verkümmert, aber über 300 Fuß Höhe hinaus wird ſie um ſo reizender und gleicht keiner Tropenvegetation, ſondern derjenigen einer gemäßigten Zone; man könnte ſich eher in Italien als unter dem Aequator wähnen. Ueber die Höhe von 700 bis 800 Fuß hinaus verſchwinden die Bäume beinahe vollſtändig, um ausgedehnten Weiden Platz zu machen, wo in voller Freiheit Hunderte von Rindern, Eſeln und Pferden herumlaufen; dieſelben ſind auf den Inſeln nicht einheimiſch, ſondern gelegentlich eines Coloniſationsverſuches in kleiner Anzahl dorthin verpflanzt worden.

Wenn die Fauna auch nicht reich iſt, iſt ſie doch ſehr charakteriſtiſch; einige ſonderbare Reptile, Amblyrhynchus cristatus und A. Demartii, die erſte eine Waſſer-, die zweite eine Landeidechſe, die von Darwin beſchrieben ſind, einige Vogelſpecies, meiſt zu den Passeres gehörig, deren Farben nicht gar zu lebhaft ſind, viele Seevögel an der Küſte, worunter zahlreiche Pelikane, gehören zu derſelben. In früherer Zeit waren die Landſchildkröten (Testudo indica vel elephantopus) eine große Hilfsquelle für die Inſeln, indem ſie eine ſehr gute Nahrung lieferten und ein Gewicht bis zu 150 Pfund erreichten; ihnen verdankt die Gruppe auch den Namen. Die Thiere ſind in Folge der fortwährenden Jagd, die man auf ſie gemacht hat, beinahe verſchwunden; Fiſche giebt es im Ueberfluſſe und es war leicht, in wenigen Stunden die ganze Mannſchaft des „Vettor Piſani“ damit zu verſehen. Alle Inſeln haben viel Waſſer (größtentheils Regenwaſſer), was mit eine Urſache ihrer Fruchtbarkeit iſt.

Der „Vettor Piſani“, der am 12. März 1884 von Panama abgegangen war, erreichte die Galápagos am 21., und der Kommandant, welcher mit dem Gründer der kleinen Kolonie auf Chatham, Herrn Cobos, Verbindungen anknüpfen wollte, warf in der Nähe der genannten Inſel Anker. Am folgenden Morgen machte ſich eine kleine Expedition auf den Marſch, um dieſen Herrn aufzuſuchen und brachte ihn Abends mit an Bord. Auf ſeinen Rath ankerte man am 23. März in Porto Chico, der vermeſſen und „Porto Vettor Piſani“ genannt wurde. Während die hydrographiſchen Arbeiten vorgenommen wurden, machte ſich ein Theil der Officiere in Begleitung des Eigenthümers zu Pferde auf, um ſein Gut zu beſuchen. Unterwegs hatte man Gelegenheit, die Fruchtbarkeit des Bodens zu bewundern; viele Photographien wurden aufgenommen, und gegen Abend kehrten die Officiere an Bord zurück. Die Boote, welche bei der Aufnahme beſchäftigt geweſen waren, brachten eine Menge mit dem Ruder erſchlagener Robben mit, deren Leber und Gehirn gegeſſen und ſehr gut gefunden wurden. Am 25. März ging das Schiff in einer kleinen Bai der Inſel Charles oder Floreana vor Anker, die in früherer Zeit die Verbindung der Strafkolonie Floreana mit dem Meere vermittelte. Einige Worte über dieſe Kolonie mögen hier folgen.

Der Herr Villamil aus Guayaquil machte im Jahre 1832 der Regierung von Ecuador den Vorſchlag, Heerden

[1]) Aus dem Auguſtheft 1885 des Bolettino della Società Geografica Italiana.

auf die Galápagos einzuführen, wenn ihm der Beſitz der Weiden und der Nachkommen ſeiner Heerden bewilligt würde. Die Regierung nahm den Vorſchlag an; Herr Villamil brachte Rinder, Pferde, Eſel und Schweine auf die Inſeln, und die Thiere vermehrten ſich in Folge der guten Weide und des zuträglichen Klimas ſehr bedeutend. Der Beſitzer hatte bei ſeinen Beſuchen ihre Fruchtbarkeit erkannt; er ſchlug nun vor, auf „Charles“ eine Strafkolonie zu gründen, die unter dem Namen „Floreana“ ins Leben trat. Man fing an, Ackerbau zu treiben und alles ſchien einen bedeutenden Erfolg zu verſprechen, aber vielleicht aus Mangel an Disciplin verfiel die Kolonie nach einigen Jahren, die Sträflinge verließen ſie nach einander und Villamil, der große Verluſte erlitten hatte, blieb auf dem Feſtlande. Gleichwohl wurde die Inſel nicht ganz verlaſſen; ſie gewährte vielmehr im Jahre 1861 einem neuen Robinſon Cruſoe ein Aſyl. Cobos erzählte die Geſchichte dieſes Mannes, den er „den Alten“ nannte, in folgender Weiſe: Er kam mit einer gewiſſen „Kompagnie Clarke“ auf die Inſel, um Vortheil aus den zahlreichen Heerden zu ziehen und hatte ſein kleines Kapital dabei eingelegt; als die Kompagnie die Inſel verließ, ließ man ihn dort, man weiß nicht, aus welchem Grunde, mit einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln zurück. Er gründete in einer Höhle, die er mit den ihm gelaſſenen Hilfsmitteln vervollkommnete, ein Heim; die italieniſchen Officiere fanden dort mit unvollkommenen Inſtrumenten aus dem Steine gehauen einen Sitz, einen Feuerherd und ein Bett. Dieſer Mann hat während ſeines ſechsjährigen Aufenthaltes von Kräutern, Früchten, und auch, wie die Knochen beweiſen, von jungen Kälbern gelebt; hier und da im Inneren fand man noch einige Faßreifen, deren er ſich vermuthlich für gewiſſe Arbeiten bedient hatte. Cobos traf ihn, als er die Inſel beſuchte; ſpäter kehrte „der Alte“ nach ſeinem Vaterlande, Kalifornien, zurück.

Man blieb den ganzen 26. März auf dieſem Ankerplatze und machte Ausflüge auf der Inſel; von der Niederlaſſung fanden ſich nur noch wenige Ueberreſte, dagegen trifft man die Spuren der Koloniſten noch in den vielen Fruchtbäumen. In einer großen Schlucht, deren Grund mit Wieſe bedeckt zu ſein ſchien, ſah man viele Pferde und Eſel, welche bei der Ankunft der Beſucher ſchnell flüchteten. Der Anblick der Landſchaft war herrlich, die verſchiedenſten Schattirungen von Grün fügen ſich da zu einem Ganzen und nach dem erquickenden Regen, der allerdings das Gehen auf dem Graſe ziemlich beſchwerlich macht, athmet man die balſamiſche Luft in vollen Zügen; die Scene wurde belebt von kleinen Vögelchen, die zum Theil in ſchönen Farben prangten und ſo zahm waren, daß man ſie mit einem Stocke hätte treffen können. So wanderte man einige Kilometer durch eine prächtige Landſchaft.

Am 27. März ging man nach der Inſel „Indefatigable“, um in der Conway-Bai zu ankern, wo man bis zum 29. blieb. Während dieſer Zeit ging ein Boot nach der Duncan-Inſel, um Schildkröten zu fangen, konnte jedoch, obſchon verſchiedene, die man bis auf 80 Pfund ſchätzte, geſehen wurden, keine erbeuten. Der Berichterſtatter ging am Tage nach der Ankunft ans Land, um zu jagen, und erlegte einige Enten, einige kleine Rebhühner und Seevögel, die in großer Zahl vorhanden und durchaus nicht ſcheu waren; ſie ließen ſich beinahe mit der Hand greifen.

In der Nähe des Meeres iſt Alles voller Klippen, die Eiſenſchlacken gleichen und, wenn man darüber geht, einen metalliſchen Ton von ſich geben; ſowohl durch die Unregelmäßigkeit des Terrains als durch die ſcharfen Kanten der Steine wird das Gehen dort ziemlich anſtrengend. Er erblickte eine ungeheure Menge von rieſengroßen Kaktus, die auch auf den anderen Inſeln geſehen wurden, und viele Rhizophoren, die bei dem Eintreten der Fluth ganz im Waſſer ſtehen; in der Nähe der Küſte fand er kleine Lachen, wohin die Vögel in großer Menge kommen, um ihren Durſt zu löſchen. In der Nähe derſelben und im Allgemeinen in der Nähe der Küſte iſt die Zahl der Stechfliegen eine ſolche, daß man beim Landen von Wolken ſolcher Thiere, welche dem Beſucher ſehr unangenehme Stiche beibringen, überfallen wird. Er konnte nicht ins Innere der Inſel vordringen; denn es beſtand kein Weg und des gebirgigen Bodens wegen würde der Marſch mühſam geweſen ſein und zu lange gedauert haben; doch hörte er von Cobos, daß dieſe Inſel die fruchtbarſte und waſſerreichſte der Gruppe ſei.

Am 29. März ging man nach dem Hafen „Vettor Piſani“ zurück, wo man in den Vormittagsſtunden am 30. ankam, die hydrographiſchen Arbeiten vollendete und das Schiff verproviantirte; man kaufte die Ochſen um 50 Francs per Stück, auch einige andere Lebensmittel wurden von der Hacienda Cobos erſtanden; der Berichterſtatter brachte dort noch einen Tag zu und ſammelte noch einige Nachrichten über die Niederlaſſung, die wir gleich mittheilen wollen; am 31. nahm man Abſchied von der Inſel und ihren Bewohnern.

Manuel Cobos kam im Jahre 1865 nach den Galápagos-Inſeln, um die damals im Ueberfluſſe dort vorkommende Rochelia zu ſammeln. Er machte dieſe Spekulation zuſammen mit Monroy, und in den Jahren 1865 bis 1869 wurden 20 000 Centner der werthvollen Pflanze ausgeführt. Die Rochelia iſt eine Schmarotzerpflanze von aſchgrauer Farbe, nach Art eines Strauches, deren cylindriſche Zweige von der Stärke eines Bindfadens aus der Wurzel hervorkommen; die Pflanze wächſt auf Bäumen und Sträuchern, auch auf Steinen in trockener und ſalzhaltiger Gegend, wie an der Meeresküſte. In geeigneter Weiſe mit Alkalien behandelt giebt ſie einen geſchätzten Farbſtoff von violetter Farbe. In Guayaquil wird der Centner (46 kg) für 9 bis 10 Peſos (à 4,20 Francs) verkauft; in Europa beträgt der Werth der Tonne 45 bis 55 Pfd. St. Cobos und Monroy hatten für jenes Unternehmen 120 bis 130 Leute, zwei Goeletten von 60 und 15 Tonnen und vier große Boote in ihrem Dienſte.

Im Anfange brachte ihnen ihr Unternehmen ſehr großen Gewinn, da keine Abgaben an die Regierung auf denſelben drückten, aber ſpäter verlangte die Regierung 4000 Peſos pro Jahr und der Ertrag verminderte ſich bedeutend. Doch hat Cobos bei jenem Unternehmen nach ſeiner eigenen Angabe im Laufe von vier Jahren 70 000 Peſos gewonnen. Cobos, ein energiſcher Mann, hatte jedoch während jener Zeit ſich ſchon nach anderen Einnahmequellen umgeſehen. 1867 gründete er auf Chatham eine kleine Kolonie, wo er Geſchäfte mit den Häuten der Thiere machte, welche in großer Zahl über die Inſel verbreitet waren und die, wie ſchon erwähnt, Villamil dort eingeführt hatte. Da Letzterem nach ſeinem mit der Regierung von Ecuador abgeſchloſſenen Vertrage die Heerden gehörten, ſo mußte Cobos mit ihm ein Uebereinkommen abſchließen, auf Grund deſſen er ihm für jedes getödtete Thier 5 Peſos bezahlen ſollte. Da aber das Geſchäft größtentheils eine Vertrauensſache war, begreift man, daß aus demſelben leicht Streitigkeiten und Unregelmäßigkeiten entſtehen konnten.

Cobos, der, nachdem die Rochelia beinahe von der Inſel verſchwunden war, kein Intereſſe mehr hatte, dort zu bleiben, begab ſich 1869 nach Kalifornien, wo er ſich bis Ende 1879 aufhielt; er reiſte in dieſer Zeit in den Vereinigten

Staaten umher, wo er ſich größere Bildung und mehr Weltkenntniß erwarb. 1879 kehrte er mit mehr als 100 Mann nach Chatham zurück, um dort eine Kolonie zu gründen und in großem Maßſtabe Handel mit den Erzeugniſſen der Heerden zu betreiben; das ganze Jahr 1879 wurde durch die Vorbereitungen dazu in Anſpruch genommen.

Eines Tages ſah er jedoch zufällig, daß eine Zuckerrohrpflanze, die von einem ſeiner Leute dorthin gebracht worden war, ſich zu ganz außerordentlicher Größe entwickelt hatte. Er kam daher auf den Gedanken, daß das Anpflanzen von Zuckerrohr dort Ausſicht auf Erfolg haben müſſe, und, nachdem er einige Proben gemacht hatte, deren Ergebniß befriedigend war, entſchloß er ſich, der Viehzucht zu entſagen, um ſich ganz und gar dem Ackerbaue zu widmen.

Dies iſt der Urſprung der von Herrn Cobos gegründeten Hacienda, die nur ſehr wenig mit den Muſterwirthſchaften, die man in Italien kennt, gemein hat; der Unterſchied liegt nicht nur darin, daß man ganz andere Gegenſtände anbaut, ſondern auch in der ganz abweichenden Organiſation des Arbeiterperſonals. Folgendes möge zur Erläuterung dienen: Wenn der Reiſende von ſeinem Schiffe an Land geht, ſieht er zunächſt eine kleine Hütte, in der Segel- und Fiſchereigeräth aufbewahrt wird; von hier ſteigt mit mäßiger Erhebung eine wenige Meter breite Straße an. Wenn er derſelben, die kaum genügenden Raum für einen beſpannten Ochſenwagen bietet, einige Kilometer weit folgt und ein Gebüſch von nicht ſehr hohen Sträuchern erreicht hat, gelangt er auf eine Hochfläche, auf deren höchſtem Punkte ſich ein feſtungsähnliches Holzhaus erhebt, welches von einem Dutzend Hütten umgeben iſt. Dieſes Haus iſt die Wohnung von Cobos und ſein Vorrathshaus, von wo er mit ſeinen Wächtern die mit Zuckerrohr bepflanzten Ländereien ganz überſieht. Der lachende Anblick der Felder, der des Meeres auf der einen Seite und der Bergweiden auf der anderen, die friſche und reine Luft, welche man da athmet, machen jenen Aufenthalt wunderſchön und erinnern den Beſucher an die lachenden Gefilde Italiens. Das Haus wurde von Cobos im Jahre 1880 erbaut und er hat es auch noch nicht verlaſſen, obwohl ſeine Arbeiter oder Peones, wie ſie hier genannt werden, unzufrieden mit der mühſamen Arbeit und dem ihnen bezahlten Lohne, Anſchläge auf ſein Leben geſchmiedet hatten; auch hieß es kurz vor der Ankunft des „Vettor Piſani“, er habe auf die Nachricht, daß ſich eine Verſchwörung gegen ihn gebildet habe, fünf als die Häupter derſelben bezeichnete Perſonen erſchießen laſſen. Dieſes ſummariſche Verfahren, welches, wie einige Ackerbauer dem Berichterſtatter mittheilten, durch Eiferſucht in Liebesſachen veranlaßt worden war, kam zu Ohren der Regierung von Ecuador, welche angeblich Cobos eine nachdrückliche Warnung zukommen ließ.

Das Hauptprodukt der Hacienda iſt das Zuckerrohr, aus dem Melaſſe verfertigt wird, die Cobos nach Guayaquil ſchickt, wo man ſie zu Zucker verarbeitet. Außerdem erzeugt er mittels zweier Retorten „Aguardiente“, eine Art Branntwein, das Produkt, welches ihm am Meiſten einträgt.

Er beſitzt augenblicklich 60 Cuadras Feld (Cuadra iſt ein Quadrat von 100 Varas à 0,84 m Seite), die mit Zuckerrohr bepflanzt ſind. Jede Cuadra Zuckerrohr giebt 35 bis 45 Boticas Alkohol, deren jede zu Guayaquil 10 bis 12 Peſos gilt. Er pflanzt das Rohr mit zwei Varas Diſtanz; es könnte dieſer Abſtand aber wie in Peru auf 1,5 Varas beſchränkt und dadurch ein bei weitem höherer Ertrag erzielt werden, wenn nicht etwa der größere Raum auch zu einer kräftigeren Entwickelung beiträgt. Der erſte Schnitt findet nach 18 Monaten, der zweite ein Jahr ſpäter, der dritte nach weiteren 10 Monaten ſtatt; was die weiteren Schnitte betrifft, ſo beſitzt man noch keine Erfahrung, da (damals) kaum drei Jahre vergangen waren, ſeitdem er das Unternehmen angefangen hatte.

Zur Zeit der Anweſenheit des „Vettor Piſani“ befanden ſich 61 Arbeiter dort, außerdem 27 zu denſelben gehörige Frauen; ſie wurden folgendermaßen behandelt: Wenn Cobos zu Guayaquil eine Perſon traf, die ſich drückender Schulden wegen in Geldverlegenheit befand, gab er ihr einen Vorſchuß von etwa 100 Peſos, um ſich aus der Verlegenheit zu retten und nahm ſie dann mit ſich, unter der Verpflichtung, den Vorſchuß durch ihre Arbeit abzuverdienen. Einmal auf der Hacienda angekommen, empfangen die unverheiratheten Leute volle Verpflegung und monatlich 12 Peſos. Der verheirathete Mann erhält 20 Peſos, hat eine Hütte für ſich, zwei Pfund Fleiſch täglich, 12 Pfund Yuca (Maniok) und zwei Sapayos wöchentlich. Alle Nahrungsmittel gehören zu dem Monopole, welches Cobos beſitzt. Er verkauft ſie ſeinen Arbeitern zu einem von ihm ſelbſt feſtgeſetzten Preiſe. Dieſes Syſtem, wie deſpotiſch es auch ſein, zu wie viel Mißbräuchen es auch Veranlaſſung geben möge, herrſcht doch in Südamerika ziemlich allgemein und verſchafft den Hacienda-Beſitzern große Vortheile.

Die Arbeit wird jeden Morgen vertheilt; um $^3/_4$6 Uhr ruft eine Glocke die Arbeiter zur Wohnung des Herrn, welcher Jedem die Arbeit zutheilt; um 6 Uhr auf ein zweites Glockenzeichen begiebt ſich Jeder an die ihm angewieſene Stelle, wo er um 6$^1/_4$ Uhr eingetroffen ſein muß. Von 11 bis 1 Uhr iſt Eſſenszeit und Ruhepauſe und von 1 bis 5 Uhr wird wieder gearbeitet; hiernach zieht ſich Jeder nach ſeiner eigenen Wohnung zurück. Anfang und Ende der Arbeit wird durch Glockenzeichen bekannt gemacht.

Außer dem mit Zuckerrohr bepflanzten Boden beſitzt Cobos 580 Cuadras eingezäunte Weide, auf welchen die ſchon gezähmten Thiere, Rinder, Pferde und Eſel und endlich alle wilden Heerden, im Ganzen etwa 8000 bis 10 000 Rinder, 1000 Eſel und eine Menge Schweine untergebracht ſind. Verſchiedene Nährpflanzen, Yuca (Manioca), Camote (Batata edulis), Otoy (Caladium esculentum), große Bataten, welche in Scheiben geſchnitten, das Brod erſetzen, und Bohnen, welche in weniger als drei Monaten reifen, werden kultivirt; auch ſind verſchiedene Fruchtarten angepflanzt worden. Die Inſel liefert viel und gutes Brenn- und Bauholz; zu bemerken wäre beſonders eine Art Holz auf Albemarle, Javoncillo genannt, deſſen Rinde die Seife erſetzen kann.

Die Ausfuhr der Kolonie beſteht in Aguardiente, Melaſſe, Leder, verſchiedenen Sorten Bataten und Kalk. Letzteren findet man auf der Inſel; nachdem er gebrannt iſt, wird er in Guayaquil zu 8 bis 10 Realen (à 0,42 Francs) per Centner von 46 kg verkauft. Ferner hat Cobos auf Chatham eine rothe Erde gefunden, die, mit etwas Leinöl angerieben, eine ausgezeichnete Farbe giebt, und eine Steinart, welche pulveriſirt als Cement dient. Von der Inſel James (Santiago) holt er das Salz, welches ſich in der Nähe des Meeres abſetzt und nicht nur als Lebensbedürfniß, ſondern auch für die Behandlung der Häute ſehr wichtig iſt.

Aus Allem geht hervor, daß Herrn Cobos nichts fehlt, aus der Inſel eine große Beſitzung zu machen, welche mit der Zeit einen bedeutenden Ertrag liefern kann, beſonders wenn die Verbindung mit der Küſte häufiger und ſicherer wird. Jetzt wird dieſelbe nur mittels einer einzigen, Cobos gehörigen Goelette bewerkſtelligt, welche ſeine Produkte nach Guayaquil befördert.

Zum Schluſſe mögen einige Worte über die meteorologiſchen Bedingungen der Gruppe folgen, die auf von Cobos

gemachten Beobachtungen beruhen. Vom April bis Januar herrschen Südwinde, die häufig nach Südost und Südwest umschlagen, und vom Januar bis April schwache Südwest- und Ostwinde. Die trockene Jahreszeit umfaßt die Monate November, December und Januar; vom Januar bis April folgt eine Periode mit nicht regelmäßigem Regen, und die eigentliche Regenzeit tritt vom April bis November ein. Die Durchschnittstemperatur der Periode von Januar bis April beträgt im Hause von Cobos 26°, an der Küste 28 bis 30°, vom April bis Januar 19° resp. 24° am Strande. Manuel Cobos ist ein schöner, hochgewachsener und kräftiger Mann von 45 Jahren, wie es scheint; er hatte einen schweren Kampf im Leben durchzukämpfen und hat ihn mit Ruhm ausgefochten; sein Benehmen ist gewinnend, und er war seinen Gästen gegenüber sehr höflich und gastfrei. Obwohl seine Hacienda erst kurze Zeit besteht, ist sie sehr gut eingerichtet und zeigt in Allem die Thätigkeit ihres Besitzers und die gute Ueberlegung, mit welcher er seine Maßregeln getroffen hat. Wenn sich mehr Menschen von der Art des Herrn Cobos fänden, könnte die Galápagos-Gruppe sehr großen Vortheil abwerfen, und es würde dies um so wichtiger sein, als die (freilich erst in unsicherer Zukunft erfolgende) Eröffnung des Panama-Kanales ihr eine erhöhte Bedeutung geben wird. Dort wäre es für unternehmende und muthvolle Leute leicht, sich nicht nur eine gewinnbringende, sondern auch eine nützliche Zukunft zu eröffnen, die gewiß weniger unsicher als manche andere wäre.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Am 1. Januar wurde in Rangun eine große Parade der dort stehenden Truppen abgehalten und dabei in Anwesenheit zahlreicher Eingeborenen eine Proklamation des Vicekönigs von Indien, Earl of Dufferin, verlesen, worin Namens der Königin und Kaiserin die Einverleibung Ober-Birmas in das Britische Reich ausgesprochen wurde. Ein Reich von etwa 450000 qkm Umfang und 3½ bis 4 Millionen Einwohnern wurde damit gewonnen, die größte Landerwerbung, welche Groß-Britannien seit der Annexion des Pendschab gemacht hat, vollzogen und britisches Gebiet grenzt jetzt auf einer weiten und leicht zugänglichen Strecke an China, während die Grenze im Himalaya für den Verkehr die größten Schwierigkeiten bot. Aber gerade China macht geltend, daß Birma sein Vasall sei und das wird auch von englischer Seite zugegeben („Mail" vom 4. Januar 1886). Noch 1875 sandte Birma eine Gesandtschaft mit Tribut nach Peking, während umgekehrt die chinesischen Gesandten untergeordnete Beamte waren, die lediglich der Gouverneur der Provinz Jünnan abordnete, nicht der Pekinger Hof. Nun wird aber eine Ausnutzung des Erworbenen, Schaffung eines Handelsverkehrs u. s. w. durch England nicht möglich sein ohne Mitwirkung Chinas, welche nicht ohne eine genügende Entschädigung zu erlangen ist; daher die Zeitungsnachrichten von einer eventuellen Abtretung des nördlichen Birma nebst Bhamo an China. Auch im Osten und Südosten sind die Grenzen der neuen Erwerbung einstweilen noch unbestimmt genug, da die dortigen Schan sowohl an Birma, wie an Siam Tribut zu zahlen gewohnt sind. Hier wird sich vielleicht auch Frankreich eine Handhabe bieten, um die Scharte auszuwetzen, welche ihm die englische Annexion Birmas unmittelbar nach dem Augenblicke schlug, in welchem es sich einen großen Einfluß auf Birma gesichert zu haben glaubte (vergl. „Globus" Bd. 48, S. 270). — Den größten Vortheil von der Annexion werden zunächst die Birmanen selbst haben, insofern ihre despotische Regierung gestürzt wurde und gesichertere Zustände einkehren werden. Dann aber ist das Land so reich an Cerealien, Wäldern mit werthvollen Nutzhölzern, Mineralien u. s. w., daß sein Handel sich ansehnlich entwickeln wird; unter seinen Produkten werden genannt über 100 Arten Reis, Mais, Hirse, Weizen, Tabak, Senf, Indigo, Baumwolle, Thee, Früchte, Gummi, Kautschuk, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Antimon, Wismuth, Kohle, Petroleum, Salz, Jade, Marmor, Salpeter, Bernstein, Magneteisen, Edelsteine u. s. w. Um diese Schätze, deren Vorhandensein gut bezeugt ist, heben zu können, wird es sich für die Engländer vor Allem darum handeln, die Dacoits (Räuberbanden) zu beseitigen und sich mit den Grenznachbaren, China an der Spitze, gut zu stellen.

Afrika.

— Ein Werk, das bisher vollständig fehlte, eine Kulturgeschichte Aegyptens, hat uns Professor Adolf Erman in seinem „Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum" (Bd. 1, Tübingen 1885, H. Laupp'sche Buchhandlung, 8 Mk.) geschenkt. Es ist ein geistreich und unterhaltend geschriebenes Buch, zu welchem der Autor den Stoff selbst aus den Denkmälern und Papyrus gesammelt hat, da es an Vorarbeiten fast ganz fehlte, und stets fühlt der Leser sich den Ergebnissen einer Forschung gegenüber, die auf dem sicheren Boden kritischer, philologisch-historischer Methode arbeitet. Für wissenschaftliche Benutzer des Buches sind zahlreiche Belegstellen unter dem Texte bestimmt; wir glauben, daß z. B. der vergleichende Ethnologe in ihnen ein vortreffliches Hilfsmittel zu seinen Studien erhalten hat. Höchst lehrreich sind auch die zahlreichen Abbildungen, die mehr als gewöhnlich dem Zwecke entsprechen, das gedruckte Wort zu erläutern. Die speciellen Themata, welche der erste Band abhandelt, sind der König und sein Hofstaat, Polizei und Gericht, Familie, Haus, Tracht und Vergnügungen, denen einleitende Kapitel über das Land, das Volk und die Geschichte vorausgehen. Obwohl der Verfasser von letzteren sagt, daß sie seiner eigentlichen Aufgabe fernlägen, so gehören sie doch mit zu den anziehendsten. Wir geben hier wieder, wie sich Erman den Charakter der alten Aegypter denkt (S. 58). „Sie erscheinen uns als ein verständiges Volk mit praktischem Sinne und großer Energie, aber von auffallendem Mangel an dichterischer Phantasie, recht als ein Volk von Bauern, wie es in dieses Land schweren Ackerbaues hineingehört." Es sei uns noch gestattet, die Schilderung anzuführen, die ein gründlicher Kenner Aegyptens (Bädeker, Unterägypten, S. 47) von seinen heutigen Bewohnern entworfen hat; sie bezieht sich nur auf die niederen Stände, aber diese sind es ja auch allein, bei denen das natürliche Wesen des Volkes unbefangen zum Ausdrucke gelangt. „Der ägyptische Bauer", sagt er, „ist namentlich in den jüngeren Jahren erstaunlich gelehrig, klug und rührig. Im späteren Alter verliert er die Munterkeit, Frische und Elasticität des Geistes, die ihn als Knaben so liebenswürdig und vielversprechend erscheinen läßt, durch Noth und Sorge und das sein Leben ausfüllende Schöpfen mit dem Danaidenkruge. Er pflügt und erntet, er arbeitet und erwirbt, aber der gewonnene

Piaſter bleibt ſelten ſein Eigenthum und er muß die Früchte ſeiner Arbeit den Mächtigen ſeines Landes überlaſſen. So wird ſein Charakter der Sinnesart eines begabten, aber mit Härte erzogenen Kindes ähnlich, welches, wenn es heranwächſt, begreifen muß, daß es ausgebeutet wird. Dieſes von Natur muntere Geſchlecht, das in der harten Arbeit des Lebens ſeine Freudigkeit einbüßt und eigenſinnig und verſtockt wird, das wird auch das Bild ſein, das das alte Volk einem unbefangenen Beſchauer gewährte."

— Biſchof Hannington, von deſſen Abreiſe nach dem Victoria Nyanza auf S. 175 des vorigen Bandes berichtet wurde, iſt Nachrichten aus Zanzibar zufolge auf Befehl des Königs von Uganda ergriffen worden, und es ſoll der geheime Befehl zu ſeiner Hinrichtung ertheilt worden ſein. Das erweckt ſchlimme Befürchtungen für den ebenfalls nach Uganda reiſenden Dr. Fiſcher.

— Von der deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft iſt eine Expedition unter Dr. Schmidt und Arnold Elz zu geologiſchen Unterſuchungen nach dem Kilima-Ndſcharo-Gebiete abgeſendet worden.

— Nachdem der Konſul der Vereinigten Staaten Tisdel ſich über die Ausſichten des Congo-Staates ſehr ungünſtig ausgeſprochen hatte, hat ſeine Regierung einen zweiten Vertreter, den Marinelieutenant Taunt, ausgeſchickt, welcher bis zu den Stanley-Fällen vorgedrungen iſt und über den mittleren Lauf des Stromes („das Innere des Congo-Staates" wäre zu viel geſagt) ſich ſehr günſtig äußert, ſowohl was das Klima und die Landesprodukte, als auch das Verhalten der Eingeborenen u. ſ. w. betrifft. Sollten ſich aber auch ſeine Angaben beſtätigen, ſo wäre doch immer noch die weite Entfernung der fruchtbareren Gebiete von der Küſte und die Livingſtone-Fälle im unteren Congo Hinderniſſe genug, um eine Entwickelung ziemlich unmöglich zu machen, ganz abgeſehen davon, daß abſolut kein Europäer in Innerafrika landwirthſchaftliche Arbeiten auf die Dauer zu verrichten im Stande iſt.

— Die hochintereſſante Trommelſprache der Camerun-Neger iſt nach Dr. Buchner's vorläufigen Schlüſſen vielleicht die größte geiſtige Leiſtung nicht nur der Negerraſſe, ſondern aller halbwilden Völker überhaupt. Sie iſt von der Dualla-Sprache gänzlich verſchieden und ſcheint eine Art von Silbenſprache zu ſein. Was H. Zöller über ſie in Erfahrung gebracht hat, iſt Folgendes (Die deutſchen Beſitzungen an der weſtafrikaniſchen Küſte, Bd. III, S. 55): „Auffallender Weiſe haben dieſe Neger es in Lautſignalen weiter gebracht als irgend eine europäiſche Nation. Vermittels langer und kurzer Trommellaute können ſie ſich auf weite Entfernungen alle möglichen Nachrichten mittheilen. Bisweilen hört man ganze Nächte hindurch ſolche Trommeltöne von Ort zu Ort und von Landſchaft zu Landſchaft hinüberſchallen. Die Signale gleichen nicht etwa den bei unſerem Militär üblichen, ſondern ſtellen eine vollkommen ausgebildete Sprache dar, vermittels deren man nicht nur einige genau beſtimmte Befehle, ſondern Alles und Jedes berichten kann. Von keinem anderen Volke der Welt weiß man, daß es eine ähnliche Verſtändigungsart erfunden hätte. Auch am Congo kennt man Hornſignale, durch die ſich gar Mancherlei mittheilen läßt; aber ſo viel bekannt, iſt auf der ganzen Erde einzig und allein im Camerun-Gebiete das Signalweſen zu einer vollkommenen Sprache ausgebildet worden. Wenn ich mit Eingeborenen aus dem unteren Camerun-Gebiete landeinwärts reiſte, war es mir ſtets angenehm, durch ihre Kenntniß der Trommelſprache zu erfahren, womit man ſich in den umliegenden Ortſchaften beſchäftigte und was man im Schilde führte. Bald hieß es, der und der habe ſeinen Bruder zum Abendeſſen eingeladen, bald theilte ein König ſeinem Volke mit, daß er ſehr böſe ſei, weil ich ihn beim Vorübermarſch nicht beſucht und ihm keine Geſchenke gegeben habe, bald wurde Jemand beauftragt, Palmwein zu holen, oder es erging auch wohl der Befehl, ſich auf einen etwaigen feindlichen Ueberfall vorzubereiten. — Die Trommelſprache muß gleich jeder anderen Sprache erlernt werden, und es giebt recht begabte und hochſtehende Neger, wie z. B. Jim Equalla von Dido-Stadt, die ihrer nicht mächtig ſind. Es ſcheint, daß die meiſten Männer, aber von den Frauen bloß eine Minderzahl ſich auf die Trommelſprache verſtehen. Jedenfalls bedarf man zur Erlernung eines außerordentlich feinen Gehörs, und das Merkwürdigſte iſt, daß dieſe ſeltſame Signalſprache auch mit dem Munde nachgeahmt werden kann, wie dies von eingeborenen Händlern, die ſich in Gegenwart eines die Dualla-Sprache verſtehenden Europäers unter einander verſtändigen wollen, ziemlich häufig geſchehen ſoll. Auf Dualla heißt Waſſer Madiba, aber in der Trommelſprache heißt es, ſoweit mein Gehör zum Verſtändniß ausreichte, To-lu-lo-o-lu. Da das Inſtrument, deſſen man ſich zur Trommelſprache bedient, bloß zwei Töne, allerdings ſehr modificirbare Töne, beſitzt, ſo müſſen die Worte der Trommelſprache natürlich ſehr lang werden. Obwohl die Trommelſprache im Großen und Ganzen für jenes Gebiet, in dem ſie überhaupt bekannt iſt, eine und die nämliche zu ſein ſcheint, ſo giebt es doch gewiſſe örtliche Verſchiedenheiten, die ich nicht in der Ebene, wohl aber im Gebirge angetroffen habe, und die es mit ſich bringen, daß ſich dort bloß gewiſſe Gruppen von Dörfern unter einander verſtändigen können."

Südamerika.

— Die Aktiengeſellſchaft für deutſche Anſiedelung in Südamerika, „Hermann", hat in S. Feliciano in der Provinz Rio Grande do Sul fünf Quadratlegnas (ca. 21000 Hektar) zu ſehr billigem Preiſe erworben und läßt jetzt dort Verkehrswege herſtellen, das Land vermeſſen und die erſten Einrichtungen zur Aufnahme von Auswanderern treffen. Im Januar 1886 geht ein Beamter zur definitiven Organiſation der Kolonie hinüber, welcher man ohne Weiteres ein ungleich beſſeres Prognoſtikon ſtellen kann, als Neu-Guinea und Camerun, Angra Pequena und Oſtafrika. Denn in dieſen vier Ländern wird nun und nimmer ein Deutſcher auf die Dauer leben können, in Südbraſilien aber vermag er zu gedeihen.

— Wie aus Buenos Ayres gemeldet wird, iſt Thouar am 17. Oktober nach dem Pilcomayo, deſſen Schiffbarkeit er unterſuchen ſoll, aufgebrochen, nachdem er beinahe einen Monat in Aſuncion zuzubringen genöthigt war, um die erforderlichen Transportmittel, 50 Pferde, 18 Ochſen und 10 Maulthiere anzuſchaffen. Die Indianer ſcheinen kriegeriſch geſtimmt zu ſein, weshalb ihn eine Eskorte von 25 Mann nebſt 3 Officieren begleitet.

Inhalt: Dr. P. Reiß' Reiſe im oberen Laos-Lande. III. (Mit ſechs Abbildungen.) — Emil Meyger: Die Bewohner der Karolinen. I. — Ein Beſuch auf den Galápagos-Inſeln. (Bericht des Grafen Robert Pandolfini.) — Aus allen Erdtheilen: Aſien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 7. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 7.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Reis' Reiſe im oberen Laos-Lande.

IV.

Im Dorfe Ban Pak Hën, wo Reis am Abend des 25. Oktober Halt machte, hörte er das Rauſchen der Fälle des Nam Se, bei welchen er bei der Hinreiſe vorbei gefahren war. Der Dorfhäuptling zeigte ihm einen hohen Berg und ſagte ihm, daß der Nam Se aus einer Spalte auf deſſen Gipfel herauskomme, die nicht weniger als 300 bis 400 m groß ſei. Schäumend ſprudele das Waſſer aus einer Art Krater hervor; ein Dorf der Khas Phuthang liege auf dem Berge, und deſſen Bewohner tränken das ſtark mineralhaltige Waſſer dieſer Quelle. Da der Häuptling von Ban Pak Hën aber nicht zu bewegen war, den Reiſenden nach jenem Dorfe zu begleiten und dieſer auch keinen ganzen Tag für den Ausflug opfern wollte, ſo gab er denſelben auf, beſchloß aber am nächſten Morgen zu Fuß die Fälle zu beſuchen und beauftragte den Syukerk, ihn in deren Nähe mit dem Floße zu erwarten. In zwanzig Minuten erreichte er auf einem Wege, der hoch über dem Nam Kan hinführt, den Nam Se, welcher vom Gipfel des Berges über eine außerordentlich ſteile Wand in einer Reihe von Kaskaden herabfällt und dabei ein betäubendes Geräuſch hervorbringt. Eine dichte Vegetation entzieht den oberen Theil des Falles dem Auge; aber 30 m über ſeinem unteren Ende, wo ſich ſeine Waſſer mit denen des Nam Kan vereinigen, kann man eine natürliche Brücke in Geſtalt eines Baumſtammes betreten und von dort einen wahrhaft großartigen Anblick genießen. Das Waſſer breitet ſich am Abhange des Berges zwiſchen den Felſen über mehr als 100 m aus; die Mitte des Falles bildet eine Waſſermaſſe von 15 bis 20 m Breite, welche in fünf oder ſechs Abſätzen in den ruhigen, ringsum eingeſchloſſenen Nam Kan ſich hinabwälzt. Das ganze Bett des Nam Se, Felſen, Baumſtämme und Zweige ſind mit einer dicken Schicht blendendweißer Kalkkonkretionen bedeckt. Das Waſſer iſt klar, etwas wärmer als dasjenige des Nam Kan und hat einen ſehr ausgeſprochenen alkaliſchen Geſchmack; ſeine Maſſe iſt groß genug, um denjenigen des Nam Kan-Waſſers weiter unterhalb ſehr zu verändern. Leute, welche dieſes Waſſer trinken, ſollen niemals vom Kropfe befallen werden. Während der trockenen Jahreszeit, gegen Ende Januar, verſiegt die Quelle, der Krater klafft und der Fluß vertrocknet; dann müſſen die Khas zum Nam Kan hinabſteigen, um ſich mit Waſſer zu verſehen. Einige Zeit nach den erſten Regengüſſen, gegen den Beginn des Juli hin, hört man im Inneren des Berges heftige Detonationen und brauſend ergießt ſich wieder Waſſer aus dem Krater, mitunter Zweige und Fiſche mit ſich führend, die oft ſehr groß und von derſelben Art ſind, wie diejenigen im Nam Kan. Nach Angabe der Laos hätten dieſelben den gleichen eigenthümlichen unangenehmen Geſchmack, wie das Waſſer des Nam Se.

Seitdem der Reiſende zum erſten Male bei dem Waſſerfalle vorbei gefahren war, hatte der Nam Se ſchon an Größe abgenommen; auch der Nam Kan ſank raſch, und überall waren jetzt die Laos beſchäftigt, Fiſchzäune zu errichten, welche der Bootsfahrt ſehr hinderlich ſind. Dieſelben befinden ſich gewöhnlich unterhalb von Stromſchnellen und haben nur in der Mitte des Stromes eine Oeffnung, um Boote hindurch zu laſſen. Ein ſolches Wehr wird von rieſigen Dreifüßen gehalten, beſtehend aus drei tief in den Grund eingerammten Pfählen, welche an ihrem oberen Ende feſt durch Rotang zuſammengebunden ſind; innerhalb

Waſſerfall des Nam Se.

dieſer Dreifüße iſt ein mit ſchweren Steinen belaſtetes Brett eingefügt, wodurch der ganze Zaun mehr Feſtigkeit erhält und weniger leicht von der Strömung hinweggeführt werden kann. Zwiſchen den Dreifüßen wird ein einfaches Flechtwerk aus Bambu angebracht und in demſelben Reuſen, welche bei tiefem Waſſer und geringer Strömung von gewaltiger Größe ſind und nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ bis 2 m Durchmeſſer haben. Alljährlich werden dieſe Fiſchwehre während der Regenzeit vom Waſſer fortgeführt; aber ſobald die Flüſſe wieder zu ſinken anfangen, verſammeln ſich die Dorfbewohner, um ſie wieder herzuſtellen und neue Reuſen zu flechten. Die während der trockenen Jahreszeit gefangenen Fiſche werden geſalzen, geräuchert und unter den verſchiedenen Familien vertheilt, während ein Theil zum Bezahlen der Steuern dient. Die beiden Dreifüße, welche in der Mitte des Fluſſes zu beiden Seiten der Durchfahrt ſtehen, werden mit Zweigen oder einer Art Beſen von zerfaſertem Bambu gekrönt und zeigen ſo ſchon von Weitem den ſtromabkommenden Booten und Flößen den richtigen Weg; dieſe müſſen aber mit großer Genauigkeit gelenkt werden, um nicht an den Fiſchzäunen Schiffbruch zu leiden.

Am 26. Oktober paſſirte der Reiſende die gefährliche Stromſchnelle Keng Nun, unweit deren das Grab des franzöſiſchen Reiſenden Mouhot liegt; aber er beſuchte es diesmal nicht, da ſein ſchweres Floß an dieſer Stelle nur ſehr ſchwer anzuhalten geweſen wäre, und da er ſchnell nach Luang Prabang zurückkehren wollte, wo er Briefe aus der Heimath vorzufinden hoffte und nach ſeinen zurückgelaſſenen Leuten und Sachen zu ſehen begierig war. Die Fahrt über die Stromſchnelle Keng Nun wäre dem Floße faſt verhängnißvoll geworden; denn gerade dort, wo die Strömung am reißendſten war, ſtieß es auf einen Felſen und das Waſſer begann darüber hinwegzuſpülen. Aber zum Glücke war es nicht zerbrochen, und nach einem unfreiwilligen Bade und mit durchnäßtem Gepäcke kam man wieder frei. Am 27. Oktober war Luang Prabang wieder erreicht.

Fiſchfangzaun im Nam Kan.

Reis hatte ſeinen Aufenthalt am oberen Nam Kan benutzt, um einige Lebensmittel einzukaufen, da namentlich die Produkte dort viel billiger waren, als in Luang Prabang. Dieſelben beſtanden in einem Schweine, Geflügel, geſalzenen Eiern und einigen Kilogrammen Tabak für ſeine Leute. Das Alles hatte er dem Thaſean von Xieng Ngun übergeben, welchen er gelegentlich des herannahenden großen Waſſerfeſtes auf eine Woche zu ſich eingeladen hatte. Einige Tage ſpäter ſchiffte ſich derſelbe auf einem großen Floße ein, welches ſeine ſchönſten Sachen, die Lebensmittel des Reiſenden und eine ganze Ladung von jener adſtringirenden Rinde trug, welche die Laos mit Betel zuſammen kauen. Mit dieſer Rinde wird viel Handel getrieben, und ſo beſaß auch der Thaſean davon für nicht weniger als 100 Tikal, die er in Luang Prabang zu verkaufen gedachte. Als er nun die Schnelle Keng Nun paſſirte, dieſelbe, wo Reis beinahe zu Schaden gekommen wäre, ſcheiterte ſein Floß und der arme Thaſean verlor alle ſeine Waare. Faſt wäre er noch ſelber ertrunken, als er das von Reis gekaufte Schwein retten wollte, und ſo erſchien er denn in einem ziemlich jämmerlichen Aufzuge vor dem Reiſenden, laut weinend und dabei das Schwein führend, das nicht weniger laut ſchrie.

In Luang Prabang angekommen, fand Reis Nachrichten aus Frankreich und Bangkok; man theilte ihm mit, daß er nicht verſuchen ſollte, nach Tongking vorzudringen und ſich der chineſiſchen Grenze zu ſehr zu nähern. Zugleich hatte der König von Siam auf Bitten des Gouverneurs von Cochinchina und des Konſuls in Bangkok an den König von Luang Prabang den Befehl geſandt, über die Sicherheit des Reiſenden zu wachen.

Von den Hös waren ſchlechte Nachrichten eingelaufen; ſie hielten noch immer das Land der Phuöng und das ganze Land im Weſten von Tongking beſetzt. Daſſelbe wird von Laos bewohnt und war noch vor wenigen Jahren in kleine Fürſtenthümer getheilt, welche von Luang Prabang und Tongking zugleich abhingen; es lieferte allein alles Benzoëharz und den meiſten Stocklack, der von Luang Prabang auf den Markt von Bangkok kommt. Die nördlichſten Fürſtenthümer hielten ſich auch für Unterthanen Chinas und zahlten dergeſtalt einen dreifachen Tribut, was freilich nicht hinderte, daß ſie unaufhörlich von chineſiſchen Räuber-

banden, eben jenen Hös, geplündert und verwüſtet wurden. Trotzdem erklärte Neis, den Nam U nach Norden hinaufſahren zu wollen, beklagte ſich bitter über die Abkürzung der Reiſe auf dem Nam Kan und erreichte es, daß ihm der König verſprach, nach der Feier des Waſſerfeſtes in Luang Prabang die nöthigen Anordnungen für eine Forſchungsreiſe auf dem Nam U zu treffen.

Vom 12. bis 17. November wurde in Luang Prabang das Waſſerfeſt mit ungewohntem Glanze gefeiert; nach Ausſagen der Mandarinen war es ſeit mehr als 10 Jahren nicht ſo ſchön geweſen. Am dritten Tage war das Gefolge des Königs wahrhaft impoſant, denn es beſtand aus mehr als 10000 Menſchen verſchiedener Raſſe, die aus allen Theilen des Königreichs zuſammengeſtrömt waren. Der König hatte dem Reiſenden einen Platz neben ſich angewieſen und hielt mit ſeiner Freude nicht zurück, als er ſah, wie Neis ſich Notizen machte. Wiederholt fragte er ihn, ob er beabſichtige, in Frankreich von dem Glanze des Feſtes in Luang Prabang zu erzählen, und das wurde ihm auch verſprochen. Doch ſoll es nicht an dieſer Stelle geſchehen; denn viele Seiten würden dazu nicht genügen. Vier Tage lang wohnte Neis von Morgen bis Abend Regatten, Schifferſtechen, Scheinkämpfen, Theatervorſtellungen, Feuerwerken ꝛc bei; alle dieſe Veranſtaltungen, die von Tänzen und Muſik der verſchiedenen Völkerſchaften des Reiches, Schwarz- und Weißbäuchen, Thaï Nöa, Lös und Khas, begleitet wurden, waren von großer Verſchiedenheit und wahrhafter Originalität. Nach Beendigung des Feſtes ließ Neis dem Könige

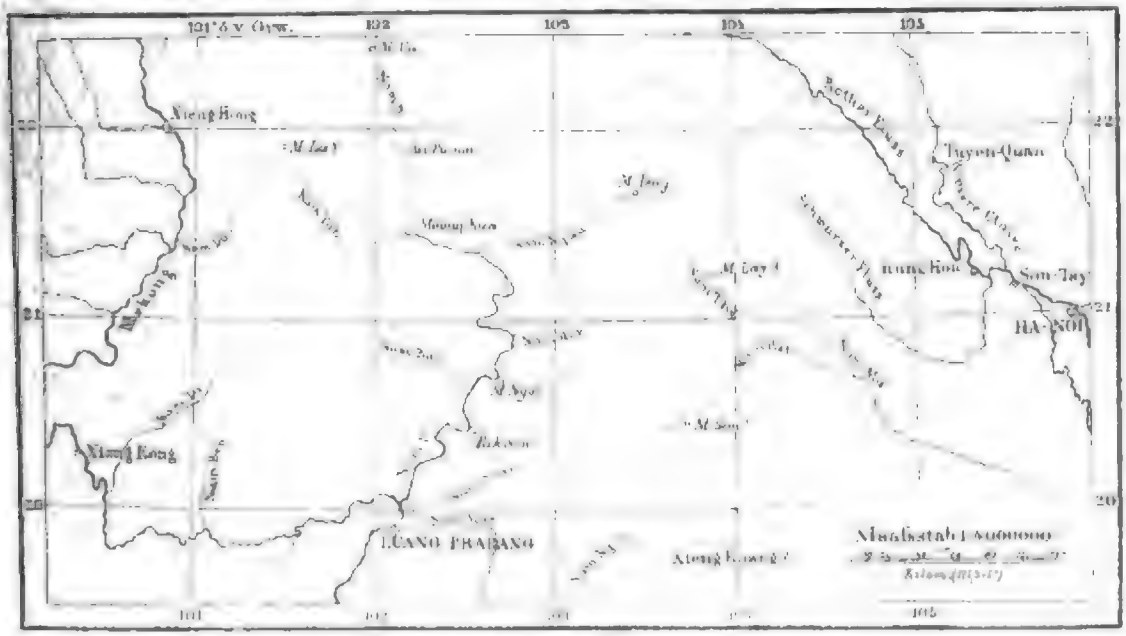
Lager im Thore einer Pagode.

einige Tage Ruhe und dann begab er ſich zu ihm, um ihm zu erklären, daß er mit Ungeduld den Augenblick der Abreiſe nach dem Nam U erwarte. Diesmal wies er die Begleitung des Synkrt zurück und wählte einen höher ſtehenden, dabei aber jüngeren Mandarinen, den Phya Hokong, zu ſeinem Gefährten, auf welchen er einen größeren Einfluß ausüben zu können hoffen durfte. Der König ſeinerſeits ertheilte Befehle, daß Neis nur in jedem Bezirkshauptorte die Ruderer zu wechſeln brauchte. Den größten Theil ſeines Gepäckes ließ er unter der Obhut von Phuoc und Thoï zurück, während Long und der kleine Nö ihn begleiteten.

Am 26. November bald nach Mittag erfolgte die Abreiſe den Mekong aufwärts; vier Stunden ſpäter wurde an der Mündung eines ziemlich anſehnlichen Zufluſſes, des Nam Söan, beim Dorfe Pak Söan, Halt gemacht. An dieſer Stelle, einer der maleriſcheſten am Mekong, erweitert ſich der Strom beträchtlich und umfließt eine reizende Inſel, auf welcher ſich im Schatten von Zucker- und Kokospalmen eine niedliche Pagode erhebt. Der öſtliche Arm des Mekong wird faſt vollſtändig durch eine Felsbank verſperrt, welche man überwinden muß, wenn man in den Nam Söan einlaufen will. Wenn man ſich nicht in Pak Söan aufzuhalten braucht, ſo benutzt man den weſtlichen Arm und bemerkt alsdann die Mündung des Zufluſſes nicht. Dieſem Umſtande iſt es zuzuſchreiben, daß die Miſſion de Lagrée, deren Arbeiten ſonſt ſo ausgezeichnet ſind, den Nam Söan kaum erwähnt, während Neis ihn für ein ſehr anſehnliches Gewäſſer hält. Es kommt von Oſten, iſt für Pirogen mehr als acht Tagereiſen weit ſchiffbar und fließt

durch eine bevölkerte, handeltreibende Gegend. Vielleicht wird es in einer nicht zu fernen Zukunft eine Handelsstraße zwischen Tongking und den oberen Laos-Gebieten abgeben. Neis bedauert sehr, daß es ihm nicht möglich war, denselben näher zu erforschen, denn jedesmal, wenn er bei Pak Sõan vorüberkam — und das war im Ganzen dreimal — sah er zahlreiche mit Landesprodukten beladene Flöße aus demselben herauskommen.

Am nächsten Tage erreichte er Pak U an der Mündung des Nam U und besuchte zwei schöne Höhlen gegenüber derselben. Eine derselben ist schon von Francis Garnier beschrieben worden; die andere, die etwas schwerer zugänglich ist, befindet sich etwa 50 m höher im Abhange des Berges. Der Eingang zu ihr, welcher zwischen zwei gewaltigen pfeilerartigen Stalaktiten liegt, wird durch eine Thür verschlossen; zuerst betritt man einen weiten, 40 m langen und 7 m breiten Gang, dessen Wölbung nach innen immer höher wird; der Boden ist ziemlich eben und die Wände sind mit Stalaktiten bedeckt. Dann erreicht man eine geräumige Kammer von 30 m Tiefe, deren Decke trotz sechs brennender Kerzen nicht zu erblicken war. Ueberall, zu ebener Erde, in den Spalten des Felsens und auf einer erhöhten Plattform, die einen Altar bildet, sind Buddhabilder von allen Formen und Größen aufgestellt, die größten aus Ziegelsteinen und Mörtel bestehend, die anderen aus Holz, Bronze oder Silber. Die Temperatur in dieser Höhle war köstlich, so daß Neis eine Zeit lang darin verweilte und sich damit belustigte, dem Echo seiner Stimme zu lauschen; wahrscheinlich blieb er aber zu lange darin, da er Abends bei seiner Ankunft in Pak U einen heftigen Fieberanfall bekam. Der Phya Holong und der Thasean von Pak U aber erklärten, daß einer der Pi (Geister) der Grotte dem Reisenden in den Leib gefahren sei, um ihn für sein Singen zu bestrafen, und deshalb begaben sich beide am nächsten Morgen wiederum nach der Höhle, um den erzürnten Pi durch das Opfer eines Huhnes und gekochten Reises zu besänftigen. Dank



Karte des Nam U.

diesem Beginnen und wahrscheinlich auch einer ordentlichen Dosis Chinin konnte Neis gegen Mittag seine Reise auf dem Nam U fortsetzen.

Bei seiner Mündung fließt derselbe zwischen steilen Ufern, die sich am rechten Ufer zu mehr als 200 m Höhe erheben. Das Wasser ist ruhig, schwärzlich, nicht sehr breit und fließt langsam, so daß man diesen Mekong-Zufluß für unansehnlich halten möchte, wenn man nicht seine große Tiefe in Anschlag bringt. Aber einige Kilometer weiterhin wird der Fluß breiter, sein Bett wird von Felsblöcken erfüllt, die Strömung schneller und die Wassermasse ist derartig, daß man sich noch auf dem Mekong zu befinden glauben könnte. De Lagrée hatte bekanntlich die Wichtigkeit des Flusses erkannt und beschlossen, auf ihm nach China vorzudringen; nur auf Bitten seines Begleiters Francis Garnier gab er diesen Plan mit Bedauern auf und setzte seine Fahrt auf dem Mekong fort, der vom commerciellen Standpunkte aus vielleicht weniger interessant war, dessen Erforschung ihm aber von seiner Regierung vorgeschrieben worden war.

Ungeachtet einiger Stromschnellen legte Neis am 28. November eine gute Tagereise zurück; die Dörfer liegen hier ziemlich weit von einander entfernt. Die Nacht wurde auf einer Sandbank zugebracht. Fast der ganze nächste Vormittag verstrich damit, den Keng Luang, einen großen, aus zwei Fällen mit einem dazwischen liegenden Wasserbecken bestehenden Katarakt, zu passiren. Bei jedem Falle mußten die Boote vollständig entladen und dann von den Leuten eines nach dem anderen mühsam hindurch geschleppt werden. Der Fluß fließt hier zwischen felsigen Ufern und sein Bett ist mit großen zerklüfteten Felsen von höchst malerischem Aussehen bestreut. Bald nach Mittag erreichte man die weniger gefährliche Stromschnelle Keng Phe. Hier schien es dem Reisenden, als wenn alle Felsen, die aus dem Wasser hervorragten, kyklopischen rohen Thiergestalten glichen; aber er schrieb dies einer Einbildung zu. Er hatte die vorhergehenden Tage heftige Fieberanfälle gehabt und unterwegs während großer Hitze unablässig gearbeitet, um von dem großen, noch nie von einem Europäer besuchten Wasserlaufe eine möglichst genaue Aufnahme herzustellen. So war sein Geist wohl nicht in normalem Zustande, und seine Einbildungskraft hatte ihm so sonderbare

Digitized by Google

Ausgehauene Felſen im Nam U.

Digitized by Google

Formen vorgespiegelt, wie man auch öfters, wenn man bei Sonnenuntergang die Wolken am Horizonte betrachtet, Silhouetten von Personen und Fabelthieren zu erkennen glaubt. Reis nahm sich also zusammen und verdoppelte seine Aufmerksamkeit: aber nein, es waren wirklich Skulpturen, die er vor Augen hatte, die Umrisse der Felsen ließen deutlich die Spuren von menschlicher Arbeit erkennen. Man hatte die zufällige Form der Klippen benutzt, um einheimische, sowie auch phantastische Thiere, sehr viel seltener menschliche Figuren herzustellen. Mit Erstaunen sah er während des ganzen Restes des Tages, d. h. auf einer Entfernung von mehr als 12 km, Tausende von Felsen zu den verschiedensten Figuren ausgearbeitet. Meist erschien die Thiergestalt von ferne gesehen am deutlichsten, während sich beim Näherkommen die Umrisse mehr und mehr verwischten und man zuletzt nur mit Mühe in dem rohen Felsen die Skulptur wiederzuerkennen vermochte, welche man wenige Minuten vorher noch genau unterschied. Die Künstler hatten offenbar beständig das Bestreben, ihre Arbeit zu verstecken, so daß es den Anschein hatte, als hätten die Felsen von jeher so ausgesehen. In den letzten Wochen war das Wasser gesunken, so daß die meisten Skulpturen über seine Oberfläche hervorragten, während andere noch völlig davon bedeckt waren. Bei allen, deren Augen nicht durch ein Loch dargestellt waren, waren dieselben vor Kurzem erst mit Weiß oder Roth angemalt worden, aber gleichfalls in einer Weise, daß diese rohe Nachhilfe durchaus natürlich und zufällig erschien. Wo weißer Kalk zum Malen des Auges benutzt worden war, hatte man ihm die Form von Vogelmist gegeben, und rothe Augen erzielte man durch eine ausgespuckte Prime Betel.

Reis fragte seine Ruderer um Auskunft, die ihm ganz keck erwiderten, daß sie nichts Ungewöhnliches zu sehen vermöchten; aber ihr verlegenes Benehmen und ihre bestürzten Mienen, als der Reisende in sie drang, bewiesen demselben, daß sie wohl begriffen, was er meinte.

Die Bewohner der Karolinen.

Von **Emil Metzger.**

II. (Schluß.)

Haben wir bisher die Eigenschaften der Karolinier im Allgemeinen besprochen, so wenden wir uns jetzt zu denjenigen Zügen, welche speciell im socialen Leben zur Geltung kommen und zu den Einrichtungen des letzteren selbst. Es ist namentlich Kubary, der in seinem kürzlich erschienenen und oben schon erwähnten Werke über die Palau-Inseln dieselben sehr eingehend besprochen und damit alle anderen Mittheilungen in den Hintergrund gedrängt hat; leider ist es nicht möglich, von dem reichen Inhalte einen auch nur einigermaßen vollständigen Auszug zu geben, so daß wir den Leser auf jene Abhandlung selbst verweisen müssen. Wir folgen derselben jedoch im Nachstehenden, was die Palau-Inseln betrifft, ausschließlich, da er die von Semper mitgetheilten Ansichten wiederholt berichtigt[1]), und fügen über die anderen Inseln noch das Wichtigste bei, was zum Theil Kubary selbst mittheilt, zum Theil aus anderen Quellen stammt.

Die Dorfgemeinschaft bildet auch einen politischen Staat; die ältesten männlichen Familienhäupter bilden die Rupaks, die Frauen die Rupakelbils. Die übrigen Mitglieder bilden das Volk, welches, Männer und Frauen besonders, in einzelne Vereine, die Kaldebekels, getheilt wird. Die Familie, nicht nur auf Palau, sondern auf allen Inseln, mit Ausnahme von Yap, umfaßt nur die Nachkommenschaft der Frauen, die als mit einander verwandt betrachtet wird, und sich nicht mit einander vermischen darf, dagegen darf dieselbe sich mit der Familie des Mannes verheirathen. Eine solche Familie wird durch den ältesten Mann, Obokul genannt, repräsentirt, sein Wohnhaus, Blay a dny, wird zum Centrum des ganzen Familienlebens. Wie nun aus den einzelnen Blay die Gemeinde entstand, konnte es nicht fehlen, daß im Laufe der Zeit Beziehungen zwischen den Gemeinden sich bildeten, so daß sich die Gemeinden um eine andere hin zu scheinbar komplicirten Staaten vereinigten. Die Weiterentwickelung derselben konnte jedoch nicht durch Eroberungen geschehen, sie hing nur von der Fruchtbarkeit der Frauen ab; besonders jedoch ist zu bemerken, daß es immer nur eine Verbindung von Gemeinden, kein Staat mit centralisirter Regierung war, was sich so bilden konnte.

Aus diesen wenigen Worten schon ergiebt sich die Bedeutung, welche der Frau im Haushalte der Karolinier zukommt. Wenn die Frauen des Stammes aussterben, muß auch der Stamm aus der Gesellschaft verschwinden; die Frauen sind „Mütter des Stammes"; demgemäß hat jede Familie eine weibliche Gottheit, in jedem Dorfe findet man außerdem den männlichen Landesgott. Natürlich haben die ältesten Frauen des Blay einen sehr großen Einfluß. Die Sache wird dadurch noch verwickelter, daß der Titel in der Familie nicht immer regelmäßig vererbt wird. Es sei noch bemerkt, daß in den höchsten Familien die Gewohnheit besteht, den „Obokul", der etwa zu lange regiert, gewaltsam bei Seite zu schaffen.

Der Obokul ist der einzige des ganzen Stammes, der eigentlich vollkommen eingerichtet ist und seine Familie bei sich hat; die anderen Männer sind nach der Reihenfolge der Mütter geordnet und durch den Tod der Vordermänner steigen sie im Stamme auf, bis sie selbst Obokuls werden.

Bis zu dieser Zeit leben sie theils im Hause ihres Obokuls (der sich dieselben jedoch nach Möglichkeit vom Halse zu halten sucht), oder mit der weiblichen Linie. So finden wir im Allgemeinen nur die ältesten und jüngsten weiblichen Familienmitglieder für gewöhnlich im Hause, die männlichen Mitglieder kommen nur über Tag, die Nächte bringen sie in den Bays zu, über die wir gleich sprechen werden. Um diese Einrichtung richtig würdigen zu können, muß man die Palau'sche Ehe und die voreheliche Zeit des weiblichen Lebens etwas näher kennen lernen. Das kleine Mädchen geht der Mutter zur Hand, die seine Reife ungeduldig erwartet und dieselbe künstlich beschleunigt. Hat das Mädchen

[1]) Kubary setzt ausführlich auseinander, worin die Irrthümer Semper's bestanden haben sollen.

nun die nöthige Instruktion empfangen, so sucht es sobald als möglich einmal, aber auch nur einmal, mit jedem zahlungsfähigen Manne der Gemeinde vertrauten Verkehr zu haben, wobei jedoch der äußere Schein um so leichter gewahrt wird, als es hier sich nicht um sinnliche Ausschreitungen, sondern um die Befriedigung der durch die Sitte anerkannten Habsucht der Eltern handelt.

Nachdem das Mädchen einmal so eingeweiht ist, kann es entweder als Armengol in die Fremde gehen, oder einen Biolébol mitmachen, oder endlich einen Mann nehmen.

Das Armengol ist eine Sitte, die nur auf Jap und Palau bekannt zu sein scheint. Das Mädchen geht in das „Bay" eines fremden Dorfes, wobei sie nominell einem bestimmten Manne gehört und dafür bezahlt wird.

Sie hat eine gewisse Freiheit, sich mit anderen Männern einzulassen, kann jedoch nicht dazu gezwungen werden. Die eigentliche Bedeutung gewinnt diese Sitte jedoch erst dadurch, daß sie dort sich mit dem aus dem Familienhause verbannten politischen Leben der Männer bekannt macht.

Bei dem Biolébol gehen sämmtliche junge Frauen einer Gemeinde nach einem anderen Orte und werden da Armengol, wofür sie schließlich ein ansehnliches Stück Geld empfangen, welches in der Heimath durch die Häuptlinge vertheilt wird.

Doch kommt es auch vor, daß eine junge Frau sich vorher verheirathet, was allerdings keine besondere Ceremonie erfordert. Es dauert daher auch gewöhnlich ziemlich lange, bis ein Mann dauernd verheirathet ist, und das geschieht schließlich gewöhnlich mit Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung; ist dieselbe ansehnlich, so sucht er eine Frau, die dem Hauswesen in entsprechender Weise vorzustehen im Stande ist. Ueberhaupt, so abstoßend das eben Erwähnte für unsere Begriffe auch sein mag, läßt es sich nicht leugnen, daß die Frau häufig trotz aller vorangegangenen Ereignisse dauernde Zuneigung einzuflößen im Stande ist und dieselbe auch verdient.

Auf allen Karolineninseln, mit einer einzigen Ausnahme, erben die Kinder den Stand der Mutter und gehören ihr ganz und gar; die Erben des Mannes sind also nicht die leiblichen Kinder, sondern die ältesten Neffen und Vettern, d. h. die männliche Nachkommenschaft der Tante von Mutterseite und der Schwestern. Der vermuthliche Erbe leitet auch vorkommenden Falles die Trauerfeierlichkeiten.

Im Allgemeinen besteht eine Trennung des Volkes in Vornehme und Geringe, wozu auf manchen Inseln auch noch Sklaven kommen. Die Unterschiede, die in den einzelnen Klassen gemacht werden, sind ziemlich groß. Häuptlinge und niederer Adel werden so sehr von einander getrennt, daß nur selten Heirathen zwischen diesen beiden Ständen stattfinden; nie geschieht es zwischen Adeligen und Gemeinen. Grundeigenthum scheint jedoch auf manchen Inseln allen Freien zuzukommen, während auf anderen Inseln „die kleinen Leute", das eigentliche Volk, dem Adel gegenüber zu stehen und von jedem Grundbesitze ausgeschlossen zu sein scheinen. Der Bericht des „Velasco" kennt auf Jap nur zwei Klassen, die der Freien und Sklaven, letztere stammen vermuthlich von den im Kriege mit anderen Inseln gemachten Gefangenen ab. Die Söhne von Sklaven stehen in dem gleichen Verhältnisse, die Arbeit derselben gehört dem Herrn; in der Palau-Gruppe besteht nach derselben Quelle keine Sklaverei.

Die verschiedenen Stände unterscheiden sich durch äußere Zeichen in der Kleidung, namentlich aber an den Booten; jeder beweist dem über ihm Stehenden die größte Ehrfurcht, verbeugt sich vor ihm bis zur Erde, nähert sich ihm nur kriechend, darf ihn beim Sprechen nicht ansehen und unterbricht jedes Geschäft, wenn er vorbeigeht; auf den centralen Inseln ergreift der Geringere Hand und Fuß des Höherstehenden und streicht damit über das eigene Gesicht; nie darf er vor einem solchen aufrecht stehen. Wie oben schon erwähnt, ist der Staat — und zwar nicht nur auf den Palau-Inseln — vielfach identisch mit der Dorfgemeinschaft; doch findet man auch andere Zustände: Kusaie bildet einen Staat, dessen Fürst über zwölf Häuptlinge regiert, die alle auf Lela wohnen; der niedere Adel lebt in den Dörfern, deren Leitung ihm anvertraut ist. In Ponape bestehen fünf Staaten, jeder mit einem Könige und einer bestimmten Zahl von Häuptlingen, die eine ganz bestimmte Rangordnung haben und nach Umständen, sobald eine Vakanz eintritt, in eine höhere Stelle aufrücken, bis sie endlich möglicher Weise die Königswürde erlangen. Daneben aber besteht auch eine ganze Reihe von niederen Häuptlingen, gewissermaßen dii minorum gentium, die nie zur höchsten Würde gelangen können. In Jap ist die Auflösung wohl am weitesten vorgeschritten; schon zu Chamisso's Zeiten gab es da 46 Distrikte, Meinicke giebt ihre Zahl auf 56, Hernsheim auf 67, D. Emilio de Butrón auf einige 80 an. Nach dem Berichte des „Velasco" giebt es in Palau (wie oben schon nach Kubary's Mittheilungen erwähnt ist) eine große Anzahl von Staaten, doch unter den Königen sind zwei, Abadul in Korror und Araclau in Artingol, die einflußreichsten, die anderen stehen zu ihnen in einem gewissen Feudalverhältnisse. Die Stände treten sich scharf getrennt entgegen; die Könige mit dem Adel regieren, doch neben dem Adel, der zur Berathschlagung hinzugezogen wird, und neben dem Könige hat der Acalid, eine Art Augur oder Oberpriester, einen großen Einfluß. Wie es scheint, will sich jedoch die Staatsgewalt von der geistlichen emancipiren, wenigstens hat sich in Korror der König Abadul seit dem Tode des Alcalid, welcher vor einigen Jahren stattgefunden hat, der Ernennung eines neuen widersetzt.

Wir übergehen die mannigfachen Unterordnungen, die man in den Stämmen findet, über welche namentlich Kubary sehr ausführlich berichtet, um nur noch zu erwähnen, daß auch bei den Frauen eine gewisse Ordnung besteht, die durch weibliche Häuptlinge überwacht wird. Dieselben führen ein strenges Regiment und sind eine Macht, mit welcher die männlichen Häuptlinge sehr rechnen müssen. Uebrigens ist die Herrschaft der Häuptlinge durchaus nicht als absolut zu betrachten, wenigstens nicht in den Kaldebekels, den Clanschaften, die fest zusammenhalten. Die Mitglieder derselben stehen unter einander auf dem Fuße vollkommener Gleichheit und behandeln einander sehr rücksichtsvoll, wie denn die Sitte in mancher Beziehung recht streng ist; z. B. ist eine Schlägerei beinahe ganz unbekannt, die Berührung des Körpers, selbst das Bespritzen mit Wasser beim Rudern wird übel genommen. Das gegenseitige Anrennen auf öffentlichem Wege wird ernstlich gerügt und das Umbiegen um eine Ecke mit besonderer Sorgfalt behandelt. Nie wird ein Mensch dies thun, ohne erst eine bestimmte Formel auszurufen und die Antwort abzuwarten. Ferner darf der Name der Frau eines Anderen nicht genannt werden; überhaupt wird dem weiblichen Theile der Bevölkerung gegenüber viel Rücksicht genommen. Nächst den Frauen wird das einem Anderen gehörige, allen Karoliniern eigenthümliche Körbchen am meisten respektirt.

Daß es unter den angedeuteten Verhältnissen mit ihren vielfachen Verbindungen und Beschränkungen trotz des friedlichen Charakters der Karolinier doch leicht zu Streitigkeiten kommt, ist erklärlich, obwohl manche der Inseln kaum im Besitze von Waffen zu sein scheinen. An Stelle der offenen Kämpfe sind vielfach Raubzüge und heimliche Ueberfälle

getreten; die Kriegsbeute wird im Triumphe heimgebracht und da ausgestellt; der Kopf eines Feindes ist sehr willkommen. In Ponape wird der Friede durch Uebersendung einiger Kawawurzeln angeboten. Als Waffe dient die Schlender aus Kokosfaser, welche die Karolinier gewöhnlich um den Kopf tragen und die sie sehr geschickt zu gebrauchen verstehen, dann Lanzen von Kokosholz mit Spitzen von hartem Holze, Haifischzähnen, Knochen, ferner leichte Wurfspieße; auf Jap kam auch eine Art Bumerang vor. Jetzt treten häufig auch europäische Waffen, allerdings von sehr schlechter Beschaffenheit, auf.

Nachdem wir oben schon der Armengol ꝛc. gedacht haben, insofern sie auf das Volksleben im Ganzen Einfluß ausüben, mögen hier noch einige Mittheilungen über die Ehe ꝛc. folgen. Im Allgemeinen herrscht bei den Karolinern die Polygamie; die Zahl der Frauen ist durch die Mittel des Einzelnen beschränkt; die erste Frau scheint die folgenden, welche eine Verstärkung der Arbeitskraft bilden, gar nicht ungern zu sehen. Da, wie schon erwähnt, die Heirath im Allgemeinen nur stattfindet, um eine Haushaltung zu begründen, so spielen Geschenke bei der Werbung eine große Rolle. Die Verwandtschafts- und Stammverhältnisse legen der Ehe kein Hinderniß in den Weg, auch Geschwisterehen sollen vorkommen. Die Ehescheidungen sind leicht; die Frau wird besser gehalten als auf den meisten Inseln des polynesischen Archipels. Wenn Meinicke sagt, daß die Ehe heilig gehalten wird, so scheint er sich darin zu täuschen; denn allem Anscheine nach werden die Bays auch von den verheiratheten Männern besucht und, wie Semper berichtet, sind die Frauen verpflichtet, die dort befindlichen Mädchen zu bedienen. Auch die verheirathete Frau kennt nach der Behauptung Butrón's die Keuschheit nicht als Tugend, sondern ist nur insofern keusch, als sie sich als das Eigenthum eines Mannes betrachtet; wenn er ihr befiehlt, sich einem anderen Manne hinzugeben, wird sie dem Befehle keinen Widerstand entgegensetzen. Giebt sie sich in Abwesenheit des Mannes einem Anderen hin, so erzählt sie es gewöhnlich dem ersteren selbst, der sich nur dann an dem Liebhaber zu rächen sucht, wenn derselbe seiner Ansicht nach nicht freigebig genug gewesen ist. Die Frauen in den „Großen Häusern" müssen immer aus fremdem Stamme sein. Der Preis für ein Mädchen, welches ein Karolinier in ein solches Haus führen will, ist höher, als wenn er sie zu seiner Gattin zu machen beabsichtigt; ebenso bezahlt er einen höheren Preis, wenn er eine Armengol zur Frau erwählt.

Wird die Frau schwanger, so geht sie in den letzten Monaten der Schwangerschaft nicht mehr mit zur Feldarbeit; sie gebärt (Jap) auf dem Boden sitzend. Dann nimmt sie ein Bad im Meere und zieht sich einige Tage lang in ein besonderes Haus zurück, in welches kein Mann eintreten darf. Auch zur Zeit der Katamenien ziehen die Frauen sich zurück; ob während dieser Zeit besondere Gebräuche, z. B. Abwaschungen, beobachtet werden, ist nicht bekannt. Beiläufig bemerkt, scheinen sie mit dem Wasser, so weit es zur Reinigung des Körpers verwendet werden sollte, auf sehr gespanntem Fuße zu stehen.

Die erste Entbindung einer Frau giebt, auf Palau wenigstens, der ganzen Gemeinde Veranlassung zu Festlichkeiten; die Frauen des eigenen Dorfes und die der benachbarten Gemeinden kommen mit Geschenken, wogegen sie bewirthet werden. Dem Kinde wird durch den Vater ein Name gegeben. Bleibt die Ehe kinderlos, so sucht die Frau das Kind einer stammverwandten Frau zu adoptiren; ganz fremde Kinder werden nie adoptirt.

Die Weise der Bestattung ist auf den verschiedenen Inseln, in den Grundzügen wenigstens, ziemlich ähnlich[1]). Die Todten werden gewaschen, mit Oel und Kurkuma eingerieben, die Haare geschmückt, dann die Leichen in Matten eingehüllt und in einem Boote oder Sarge ausgestellt. Vornehme werden dann begraben. Auf einzelnen Inseln wird nach einer gewissen Zeit die Leiche wieder aufgenommen und in einem besonderen Theile des Hafens versenkt. Bei sehr vornehmen Personen wird das Grab mit einem Steinwalle umgeben; auf Ponape wird das Grab eines Mannes mit einem Ruder, das einer Frau mit einer Spindel geziert. In Ulie werden die Todten verbrannt, die gewöhnlichen Leute auf Brettern oder in kleinen Booten dem Meere übergeben, welches sie nach dem Volksglauben der anderen Welt zuführt. In Tobi geschieht dies auch mit Greisen und Schwerkranken; nur kleine Kinder werden hier begraben, da sie noch nicht im Stande sind die Boote zu führen. Auf den Palau-Inseln wird die Leiche womöglich von der Schwester oder der Frau gewaschen, und dann, wie oben angegeben, behandelt und ausgestellt. Im Todtenhause, welches taor geworden ist, darf nicht gekocht werden. Zu den Trauergebräuchen gehören laute, heftige Klagen, namentlich der Frauen, Abschneiden der Haare, Bestreuen des Körpers mit Asche, aber auch Tänze, Scheingefechte, namentlich aber Plünderung des Eigenthumes des Todten.

Die Vergnügungen, die bei den Karolinern sehr beliebt sind, werden meistens der Jugend überlassen; der Name ist auf den Palau-Inseln bezeichnend: „Wandeln beim Mondenscheine." So lange die Nächte nämlich dunkel sind, fürchtet man sich, die Hütte zu verlassen; aber mit dem Mondscheine ändert sich die Scene. Beinahe auf allen Inseln nehmen beide Geschlechter an den Tänzen theil, die auch bei religiösen Festen aufgeführt werden; zuweilen gehen dieselben in mimische Vorstellungen über. Als einzige Begleitung dient beinahe überall der Gesang. Die Lieder sind in Strophen eingetheilt; dieselben sind theils volksthümlich in der Sprache des Landes, theils aber, wie Kriegslieder und Trauergesänge, in fremdem Idiom. Das Ende jeder Strophe wird durch wildes Schreien oder starkes Klatschen auf die Arme, auf Brust und Schenkel angedeutet. In Ponape findet man eine mit der Nase geblasene Bambusflöte und eine Trommel, bestehend aus einem ausgehöhlten, an beiden Enden mit Haifischhaut überzogenen Stücke Holz; auf allen Inseln ist die Muscheltrompete sowohl im Kriege als auch bei religiösen Festen im Gebrauch. Wie es bei einem solchen Feste zugeht, beschreibt u. A. Hernsheim recht lebendig (a. a. O. S. 34). Langsam und gravitätisch beginnt der Tanz, wird aber immer lebhafter; immer schneller bilden sich wechselnde Gruppen von Tänzerinnen, welche die kleinen Stöckchen, deren sie sich anfangs nach Art der Kastagnetten bedienten, mit schweren Bambusstöcken vertauschen, die sie laut dröhnend an einander schlagen. Immer toller wird das Treiben, welches sich jedoch streng im Takte bewegt, bis endlich die alten Weiber mit gekrümmtem Rücken und hängendem Kopfe sich auch in die Reihe der Tanzenden stellen, bald aber so lebhaft und beweglich werden, daß sie es den Jüngsten gleichthun, ja sie häufig übertreffen.

Einen anderen Tanz beschreibt der Bericht des „Belasco". Fünf Männer, mit dem Kriegsgürtel geziert, stellten sich in eine Reihe; dann setzte sich derjenige, dessen

[1]) In jüngster Zeit hat Kubary in den „Originalmittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der Königl. Museen zu Berlin" (1885) sehr interessante Mittheilungen über die Bestattung auf den Palau-Inseln gemacht.

Geſang den Tanz begleiten ſollte, zur Seite nieder; auf ein Zeichen fing die einförmige, nicht unangenehme Muſik an. Hierbei wurden Pauſen gemacht, um die gleiche Dauer der Strophen zu markiren; die anderen folgten dem Takte, als ob ſie von einer und derſelben Feder bewegt würden, und führten, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, die gleichen Bewegungen aus. Es waren Drehungen zur Rechten und zur Linken, Kniebeugungen, Erhebungen der Arme, Vorwärts- und Rückwärtsſchreiten, alles mit ſehr abwechſelnder Mimik. Eine der charakteriſtiſchſten Figuren des Tanzes beſtand darin, daß ſie ein Bein an die Stirn brachten, während ſie gleichzeitig den Körper mit Leichtigkeit herunterbogen. Der rechte Arm war ſoweit ausgeſtreckt, daß er mit dem Rücken der Hand den Boden berührte, dann richteten ſie ſich wieder mit großer Feierlichkeit auf und nahmen eine würdevolle Haltung an. Bei dem Niederbeugen und Wiederaufrichten werden die Bewegungen der Hand mit bewundernswürdiger Vollendung gemacht, und von ſprechenden Blicken begleitet, und in ähnlicher Weiſe werden alle Figuren des Tanzes ausgeführt.

Die nationale Art des Grüßens, das in ganz Polyneſien übliche Naſenreiben, ſcheint durch europäiſchen Einfluß etwas in den Hintergrund gedrängt worden zu ſein; auch andere polyneſiſche Gebräuche treten noch hier und da auf; z. B. das Vertauſchen der Namen und Preisgeben der Frau an den Gaſtfreund.

Da die Karoliner im Allgemeinen viel freie Zeit haben, kennen ſie verſchiedene Spiele; die Knaben üben ſich im Speerwerfen auf dem Strande oder im Korallenfiſchen. Andere Spiele ſind das Ziehen an einem langen Tau oder ſtarken Lianenſtengel, das Vertheidigen eines in die Erde gepflanzten Stockes, den die andere Partei zu erobern ſucht. Wer hierbei von einem Angehörigen der Gegenpartei auch nur mit der Hand berührt wird, muß aus dem Spiele austreten. Verſteckenſpielen, Fangen von Arekanüſſen und Ballſchlagen ſind beliebt, ebenſo ein Spiel, wobei ſich eine Menſchenkette bildet, von deren Ende ſich Einzelne loslöſen, welche dann, unter der Kette einander verfolgend, durchſchlüpfen, um ſich am Ende der Kette wieder anzuſchließen. Bei einem anderen Spiele ſteigen Einzelne auf die Schultern ihrer Freunde und ſuchen ſich gegenſeitig herabzuſtürzen; mit einem Worte, es herrſcht hierbei große Mannigfaltigkeit; auch Hahnenkämpfe kommen auf den centralen Inſeln vor.

Die Karoliner ruhen in verſchiedenen Stellungen aus, ſie hocken oder ſitzen auf den untergeſchlagenen gekreuzten Beinen. Ueber die Haltung der Frauen beim Weben iſt oben bereits geſprochen worden. Der Art, wie ſie die Kokosbäume beſteigen, möge, wiewohl ſie nicht etwa dieſer Gruppe eigenthümlich iſt, gedacht ſein; es geſchieht dies, indem ſie die Füße mit einem Stricke zuſammenbinden, der ihnen an dem Stamme einigen Halt gewährt; dabei werden die Hüften ſo weit wie möglich vom Stamme zurückgebogen, ſo daß ſie eigentlich nach unſeren Begriffen nicht klettern, ſondern den Stamm gewiſſermaßen erſteigen.

Um ſich unter einander Mittheilungen zu ſchicken, bedienen ſie ſich häufig geknoteter Taue.

Die größte Eigenthümlichkeit, welche die Inſeln dem Forſcher bieten, ſind die Ueberreſte einer lange vergangenen Zeit, die man auf einzelnen derſelben antrifft, und die bis jetzt noch dem Ethnographen als ein ungelöſtes Räthſel vorliegen. In Kuſaie findet man hohe Baſaltmauern, die ſprechenden Ueberlieferungen, daß die Inſeln einmal von einem kräftigeren und intelligenteren Menſchenſchlage bewohnt und ſtärker bevölkert geweſen ſein müſſen. Hernsheim theilt mit, daß ſie gleich hinter dem Dorfe ihren Anfang nehmen und faſt die ganze Inſel bedecken; er ſah ſolche Mauern bis zu 30 Fuß hoch und 15 bis 16 Fuß dick. Der untere Theil beſteht aus abgerundeten Baſaltſtücken, deren Gewicht er auf 4000 bis 5000 Pfund ſchätzt; meiſt umſchließen ſie unregelmäßige Vierecke, zu denen große, halb verſchüttete Oeffnungen den Zugang gewähren; im Inneren findet man prächtige, gewaltige Brotfruchtbäume, der Boden iſt häufig mit flachen Steinen gepflaſtert. Schmale Gräben umziehen die Mauern und münden in breite Kanäle, die zur Zeit der Fluth befahrbar ſind und mit dem Hafen in Verbindung ſtehen.

Hernsheim hält dieſelben für Vertheidigungswerke, hinter die man ſich zu Zeiten der Gefahr zurückzog. Wie dieſe Rieſenblöcke dorthin gekommen, bleibt ein Räthſel; ob man ſie auf Floßen transportirte, ob quer über die Inſel jetzt verſchwundene Wege durch den Urwald führten, wird wohl nie entſchieden werden. Ueber die Werke auf Ponape hat Kubary ſchon 1874 berichtet; die ganze Inſel iſt von ſeichten Kanälen, den ehemaligen Verkehrsſtraßen, durchzogen, welche auch zu den von Kubary ſo benannten Königsgräbern führen.

Das Fundament reicht bis an die Waſſerſtraße und bedeckt eine viereckige Fläche von mehreren hundert Fuß. Die Außenmauer, in der ein gewaltiges Portal einen Zugang zu dem Inneren eröffnet, iſt über dreißig Fuß hoch und zehn Fuß dick; dahinter liegt ein Graben und eine zweite ſchwächere Mauer, an ihrer inneren Seite befindet ſich bis zur halben Höhe ein breiter Wall. In dem inneren Raume erblickt man eine Steinzelle, in die man nur durch eine ſchmale Spalte gelangen kann. Baſaltſäulen in horizontaler Lage bilden das Dach, der Boden beſteht aus leichtem Sande und Gerölle. Kubary hat zuerſt den Eingang entdeckt und dort reichliche Funde von Knochen, Schädeln und Werkzeugen gemacht; demgemäß hat er alle dieſe Bauten für Gräber erklärt; Hernsheim widerſpricht dem, er glaubt ſicher, daß dieſe Bauten zunächſt zu Vertheidigungszwecken errichtet wurden. Ein anderer Beſucher, der amerikaniſche Kapitän Herendeen, der über Ponape in „Science“ berichtete, erzählt, daß beinahe alle kleine Inſeln in dem Schiffahrtskanale von fünf bis ſechs Fuß hohen Steinwällen umgeben waren, welche niedrige Häuſer von Stein umſchloſſen. Es fiel ihm beſonders auf, daß alle dieſe Wälle mehr als einen Fuß tief im Waſſer ſtanden, und er ſchließt hieraus auf ein Sinken der Inſeln. Auch hier, wie auf anderen Inſeln, hat ſich bei den Eingeborenen gar keine Ueberlieferung über dieſe Bauten erhalten, ſie ſind einmal da, und das genügt ihnen vollſtändig. Manche haben in dieſen Ruinen ſpaniſche Bauten finden wollen [1]); allerdings ſpricht Manches für eine vorübergehende Niederlaſſung der Spanier, es ſcheinen jedoch innere Gründe der Vermuthung, daß ſie dieſe Bauten aufgeführt, und zwar ſo aufgeführt, wie es geſchehen, im Wege zu ſtehen. Uebrigens wird auch von anderen Arten heiliger Plätze geſprochen, die nach polyneſiſchem Muſter gebaut zu ſein ſcheinen, z. B. ein ungeheurer Erdhaufen auf Ponape, 20 Fuß breit, 8 Fuß hoch, eine Viertelmeile lang erwähnt. Auch auf Palau und anderen Inſeln findet man derartige Ruinen.

Einigermaßen mit dieſen Ueberlieferungen in Verbindung zu ſtehen ſcheinen die gut unterhaltenen Steinwege und Einfriedigungen, die man auf einzelnen Inſeln antrifft.

Auch die Gemeindehäuſer erinnern in Manchem an eine verſchwundene oder doch im Verſchwinden begriffene Kunſtfertigkeit. Dieſelben ſind wohl hundert Fuß lang, vierzig bis fünfzig Fuß breit; fußdicke Planken, die auf die Kante

[1]) Siehe Näheres bei Waitz-Gerland V, 2, 72 f.

gestellt sind, tragen das schwere Dach. Eingekerbte Pfosten erleichtern das Hineinklettern, gemalte Reliefschnitzereien zieren die Wände; in mancher Beziehung ist die Zeichnung treu und korrekt. Auch die Querbalken im Inneren der Häuser sind verziert und bemalt. Daß die Karolinier nächst den Marshall-Insulanern die geschicktesten Seefahrer des Stillen Oceans sind, ist oben schon erwähnt worden; wir möchten hier noch einen Augenblick bei den wirthschaftlichen Folgen dieser Eigenschaft stehen bleiben.

Zunächst findet ein reger Austausch der einheimischen Produkte statt, namentlich aber verkehren schon lange Zeit europäische Schiffe, welche den Stillen Ocean besuchen und zum Theil nebenher einen bedeutenden Tauschhandel treiben. Die Karolinier selbst haben schon vor etwa hundert Jahren einen regelmäßigen Verkehr mit den Ladronen eröffnet, durch welchen sie sich ebenfalls manche Bedürfnisse zu verschaffen wissen.

In Folge des Verkehrs von Europäern, namentlich jedoch in Folge des hohen Werthes, welchen die Kopra jetzt besitzt, ist es zu festen Niederlassungen europäischer Kaufleute gekommen. Der „Velasco“ fand zu Anfang 1885 folgende Niederlassungen: 1. Hernsheim und Co. mit Stationen auf Ulidi (O.), Ponape, Palau und Jap (Vertreter Herr Robert Friedlaender); 2. Handels- und Plantagengesellschaft mit Stationen auf beinahe allen Hauptinseln der Karolinengruppe. 3. David O. Keef, ein Irländer, englischer Unterthan; handelt auf Jap, Palau und Davids (Mapia). 4. Holcomob, Amerikaner, handelt für eigene Rechnung auf den Karolinen und Palau. 1884 kamen 23 Schiffe mit 4500 Tonnen an.

Außerdem findet man natürlich auf der ganzen Gruppe seit längerer Zeit schon einige Weiße, namentlich Engländer und Amerikaner, die häufig von Walfischfängern zurückgeblieben oder durch widrige Schicksale dorthin verschlagen waren; ihre Zahl ist nicht festzustellen, vermuthlich aber, wenn man ihre Abkömmlinge mitrechnet, größer, als man im ersten Augenblicke anzunehmen geneigt sein dürfte. Mit Bezug auf diese Menschenklasse scheint die strengere Aufsicht, welche in neuerer Zeit in den Gewässern des Großen Oceans geübt wird, ganz besonders freudig begrüßt werden zu müssen.

Wir haben oben schon davon gesprochen, daß die amerikanischen Missionen, von Hawai ausgehend, auf den Karolinen ein Arbeitsfeld gefunden haben; über die Wirksamkeit und den Erfolg derselben wird sehr verschieden geurtheilt; Kaufleute und Missionare stehen eben sich gewöhnlich scharf gegenüber; namentlich mit Hülfe der eingeborenen Missionare scheint man jedoch ziemlich gute Resultate erzielt zu haben.

Wir nehmen hiermit Abschied von den Karolinern, ohne natürlich irgend welche Ansprüche zu machen, den Stoff erschöpft zu haben.

Ein interessanter Gräberfund aus der Magdeburger Gegend.

Von Prof. Dr. A. Nehring.

In der Nähe des Dorfes Westeregeln zwischen Magdeburg und Halberstadt wurde auf dem Gypsberge des Herrn Gutsbesitzers A. Bergling, welcher mir schon so viele wissenschaftlich wichtige Funde geliefert hat[1]), kürzlich wiederum ein interessanter Fund zu Tage gefördert und der Wissenschaft zugänglich gemacht. Man stieß nämlich bei Erdarbeiten auf Reste eines prähistorischen Grabes und fand neben den stark verwitterten Skelettheilen eines unverbrannten menschlichen Leichnams als Beigaben etwa 112 durchbohrte Hundezähne, zwei wohlverzierte Schalen einer jetzt nur in Südeuropa lebenden Flußmuschel (Unio sinuatus[2]), zwei Stücke eines leicht brennbaren Harzes, die Scherben von einem oder mehreren Thongefäßen und einen kleinen, stark oxydirten Bronzering, welcher etwa als Fingerschmuck geeignet erscheinen könnte.

Die Hundezähne rühren von einem Halsbande oder dergleichen her; sie wurden reihenweise neben einander gefunden und sind sämmtlich in ihrem Wurzeltheile quer durchbohrt, offenbar zu dem Zwecke, um sie auf eine Schnur aufreihen zu können. Man hat nur die Eckzähne und die äußeren oberen Schneidezähne zur Herstellung dieses Halsbandes benutzt; die Zahl der Eckzähne beträgt etwa 80, die der Schneidezähne über 30 Stück. Man kann hiernach berechnen, daß mindestens 20 Hunde ihre Zähne zu diesem prähistorischen Collier hergegeben haben. Die Größe der Zähne ist eine sehr gleichmäßige; sie scheinen alle von einer Rasse herzurühren, welche ungefähr die Größe eines heutigen Hühnerhundes gehabt haben dürfte.

Die verzierten Muschelschalen haben vielleicht als medaillonartige Schlußstücke des Halsbandes gedient; wenigstens zeigt die eine Schale in der Mitte ein rundliches Loch, welches zum Durchziehen einer Schnur geeignet sein würde. Die Außenseite der Schalen ist mit einer sehr sorgsam und zierlich aus Punktreihen hergestellten Verzierung ausgestattet, welche darauf hindeutet, daß der Verfertiger nicht ohne einen gewissen Kunstsinn war.

Sehr interessant ist der Umstand, daß diese verzierten Schalenstücke nicht von einer in Norddeutschland einheimischen Muschel, sondern, wie schon oben hervorgehoben wurde, von einer südeuropäischen Art herrühren. Unio sinuatus soll freilich angeblich auch im Oberrhein vorkommen; doch wird dieses von namhaften Conchyliologen, wie Clessin, bezweifelt[1]). Sicher bekannt ist sie heutzutage nur aus kalkreichen größeren Flüssen Südeuropas, und man darf annehmen, daß in der prähistorischen Zeit hier und da Exemplare dieser Muschel, welche sich wegen ihrer Größe und Dickschaligkeit zur Herstellung von Schmucksachen besonders eignete, im Wege des Tauschhandels ihren Weg bis nach Norddeutschland gefunden haben. Daß sie früher etwa in der Gegend von Magdeburg lebend vorgekommen sei, läßt sich kaum annehmen.

Wie Herr Prof. v. Martens angiebt[2]), sind Exemplare

[1]) Vergl. z. B. Archiv f. Anthropologie, Bd. X, S. 364 ff.; XI, S. 1 ff.

[2]) Die Bestimmung rührt von Herrn Professor E. von Martens her.

[1]) Clessin, Deutsche Exkursions-Mollusken-Fauna, Nürnberg 1876, S. 451.

[2]) E. v. Martens, Die Weich- und Schalthiere, 1883, S. 193.

des Unio sinuatus hier und da in den Rheingegenden zusammen mit römischen Alterthümern konstatirt worden, und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß diese Muschel ehemals in den Rheingegenden verbreitet gewesen sei. Doch möchte ich, ehe nicht das Vorkommen von Schalen in Flußbetten und alluvialen Ablagerungen zweifellos nachgewiesen ist, lieber an einen Import aus Südeuropa denken; denn man sieht nicht recht ein, warum Unio sinuatus seit der Römerzeit im Rheinlande ausgestorben sein sollte, falls er damals wirklich dort einheimisch gewesen wäre.

Die Verwendung von Hunde- und sonstigen Raubthierzähnen zur Herstellung von Halsketten, Armbändern und ähnlichen Schmucksachen ist schon mehrfach bei prähistorischen Grabfunden konstatirt worden. Sehr ähnlich und auch dem Fundorte nach nicht weit abliegend ist der Fund von Tangermünde, den Herr Geh. Rath Virchow vor einiger Zeit besprochen hat[1]).

Man fand nämlich auf dem interessanten Gräberfelde, welches südwestlich von der Stadt Tangermünde (in der Altmark) gelegen ist und im Wesentlichen der neolithischen Zeit angehört, in einem Grabe neben den Skelettheilen eines jungen Mannes 130 durchbohrte Raubthierzähne, welche theils in der Nähe des einen Handgelenks (dicht bei einem bronzenen Armbande) lagen, theils aber in der Gegend der Lendenwirbel gelegen haben sollen. Von diesen Zähnen sind neun Stück in die Hände des Herrn Geh. Rath Virchow gekommen und in den Sitzungsberichten der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Jahrgang 1884, S. 118) abgebildet worden, nachdem ich sie zoologisch bestimmt hatte. Die Mehrzahl der Zähne, das zugehörige Bronze-Armband, sowie mehrere andere wichtige Objekte aus dem betreffenden Grabe hat mein Kollege, Herr Prof. Dr. Gruner, acquirirt und der ihm unterstellten Abtheilung des Königl. landwirthschaftl. Museums[2]) übergeben.

Nachdem ich auch die letzterwähnten Raubthierzähne in diesen Tagen untersucht habe, kann ich jetzt konstatiren, daß der Tangermünder Fund viel mannigfaltiger ist, als der von Westeregeln. Die Mehrzahl der Zähne von Tangermünde gehört zwar auch dem Haushunde an, aber daneben sind auch andere Thiere, wie Wolf, Fuchs, Wildkatze, Dachs vertreten. Außerdem ist zu bemerken, daß der Verfertiger nicht ausschließlich Eck- und Schneidezähne, sondern auch Backenzähne, besonders die kleinen, kegelförmigen, vordersten Lückzähne und die Reißzähne der Hunde, benutzt hat. Die kleinsten Zähne, von denen 16 erhalten sind, waren zur Herstellung eines Armbandes verwendet; sie lagen nahe bei dem stark verwitterten Bronze-Armbande und zeigen in Folge dessen eine intensiv grüne Kupferoxydfärbung.

Die größeren Zähne des Tangermünder Fundes (meistens Eckzähne) sollen nach der bestimmten Versicherung meines Kollegen Gruner nicht in der Hals- oder Brustgegend des Skelettes, sondern in der Gegend der Lendenwirbel gefunden sein; sie sollen deshalb nicht von einer Halskette, sondern von einem Gürtel herrühren. Im Allgemeinen erscheint eine solche Ausschmückung des Gürtels mit Raubthierzähnen weniger plausibel, als ihre Verwendung zu Halsketten, Armbändern und Ohrgehängen; denn eine Reihe durchbohrter Raubthierzähne muß frei baumeln oder doch möglichst beweglich aufgereiht sein, um recht zur Geltung zu kommen. Auch würden die Zähne an einem straff angezogenen Gürtel vermuthlich leicht verletzt werden. Dennoch will ich die Angabe meines Herrn Kollegen nicht in Zweifel ziehen, da sie auf einer exakten Beobachtung zu beruhen scheint[1]).

Ueber die Lage der Hundezähne in dem Grabe von Westeregeln ist mir leider keine bestimmte Mittheilung zugegangen; doch sind sie zum Theil noch in situ erhalten und man kann deutlich erkennen, daß sie dicht aneinander gereiht zur Ablagerung gekommen sind. Ich möchte vorläufig annehmen, daß sie von einer Halskette und nicht etwa von einem Gürtel herrühren. Vielleicht haben die Schneidezähne für sich ein Armband, die Eckzähne für sich allein die Halskette gebildet.

Die Sitte, aus Raubthierzähnen und speciell aus den Eckzähnen von Hunden Halsketten, Armbänder und ähnliche Schmucksachen zu verfertigen, beschränkt sich keineswegs auf die prähistorische Zeit. Sie findet sich bekanntlich noch jetzt bei vielen Naturvölkern. So z. B. erwähnt Dr. Langkavel (Hamburg) in einem kürzlich veröffentlichten, interessanten Aufsatze über „Die Hunde des malayischen Archipels und der Südsee-Inseln", daß die Igorroten Halsbänder und Ohrgehänge aus den Fangzähnen von Hunden tragen, ebenso wie die Bewohner der in der Torresstraße gelegenen Inseln[2]).

Auch bei uns in Europa haben sich Spuren dieser Sitte erhalten, indem Jäger und Jagdliebhaber ihre Uhrketten gern mit Hirschhaken, Wolfs- und Eberzähnen, mit Adlerkrallen u. dgl. schmücken. Ja, es scheint neuerdings diese Liebhaberei für Berloques aus Thierzähnen ꝛc. unter dem Einflusse der anthropologischen Studien sich mehr und mehr wieder auszubreiten und selbst bei den Damen Anklang zu finden, wie denn ja überhaupt in unserer Zeit viele durch anthropologische Ausgrabungen zu Tage geförderte Schmucksachen (Schliemann'sche Sammlung!) auf den modernen Geschmack bei Herstellung ähnlicher Objekte maßgebend geworden sind. Es ist das ein früher wohl kaum geahnter Einfluß der Wissenschaft auf die Mode! Vielleicht werden demnächst auch Halsketten aus Raubthierzähnen wieder modern! Dieselben dürften gar nicht übel aussehen, falls die Zähne sorgfältig ausgewählt, geschmackvoll zusammengestellt und zierlich in Silber oder Gold gefaßt würden.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß der Gräberfund von Westeregeln durch die Güte des Herrn A. Bergling, der ich schon so viele interessante Objekte aus der Gegend von Westeregeln verdanke, in meinen Besitz gelangt ist und daher leicht mit den entsprechenden Stücken des Tangermünder Gräberfeldes verglichen werden kann.

---

[1]) Zeitschr. f. Ethnologie, 1884, Sitzungsber. S. 118. Die Gesammtzahl der betreffenden Zähne ist etwas größer, als Virchow angiebt; sie beträgt nicht 104, sondern mindestens 130.

[2]) In der Königl. landwirthschaftl. Hochschule zu Berlin.

[1]) Sie beruht allerdings nicht auf Autopsie meines Herrn Kollegen, sondern auf der Aussage derer, welche die Ausgrabung gemacht haben.

[2]) Neue Deutsche Jagd-Zeitung vom 12. December 1885.

Kürzere Mittheilungen.

Die Untersuchung der grönländischen Westküste.

W. F. Wie in den Vorjahren ist auch im vergangenen Sommer die Untersuchung der Westküste von Grönland fortgesetzt worden. Die Expedition, welche Ende März von Kopenhagen abging, bestand aus dem Marinepremierlieutenant Jensen, als Chef, dem Marinepremierlieutenant C. Ryder und dem Mediciner Sören Hansen. Die Aufgabe war, das Land zwischen dem südlichen Strömfiord und dem Godthaabsfiord zu vermessen und zu kartiren und im Uebrigen verschiedene Untersuchungen und Beobachtungen bezüglich der Naturverhältnisse in dieser Gegend anzustellen. Die Untersuchungsarbeiten umfaßten ein Gebiet von ungefähr 400 Quadratmeilen. In diesem Jahre waren zum ersten Male auch anthropologische Untersuchungen im Programme aufgenommen und ein besonderes Interesse knüpfte sich an die zahlreichen nordischen Ruinen im Inneren des Godthaabsfiord, der „Westerbygd" der isländischen Sagen.

Die Expedition kam Ende April in Godthaab an und begann, insoweit das noch ganz winterliche Wetter es gestattete, sofort die Arbeit. Zum Zwecke von Vermessungen wurde unter Anderem eine sehr beschwerliche Besteigung des „Store Malene", eines südlich von Godthaab belegenen hohen Gebirgskegels, unternommen. Anfangs Mai begab sich die Expedition nach der Kolonie Sukkertoppen. Da das Wetter inzwischen etwas besser geworden war, so konnten hier mehrere Ausflüge nach den in der Nähe belegenen kleinen Inseln unternommen werden, um eine Karte über die Einfahrt zum Hafen der Kolonie zu vervollständigen, welche die Officiere des Kriegsschooners „Fylla" im vorigen Sommer aufgenommen hatten. Sukkertoppen ist in jeder Beziehung die beste aller dänischen Kolonien in Grönland und die Eingeborenen erfreuen sich hier eines materiellen und intellectuellen Wohleins wie auf keiner anderen Stelle. Für Rechnung des Kolonieverwalters wird hier von vielen tüchtigen Fängern eine einträgliche Lachsfischerei betrieben; fast alle Häuser der Grönländer sind in sehr gutem Zustande und viele derselben aus Holz aufgeführt. Die Bevölkerung ist durchgehends reinlich und gut gekleidet.

Als Supplement zu den anthropologischen Untersuchungen wurden in beiden Kolonien viele statistische Daten (namentlich Auszüge aus den Kirchenbüchern) zur Aufklärung über die Sterblichkeitsverhältnisse ꝛc. gesammelt. Da das Wetter endlich gut geworden und das bestellte Frauenboot angekommen war, so konnte die Expedition schließlich am 27. Mai ihre eigentliche Reise antreten.

Von Sukkertoppen ging die Fahrt zuerst ostwärts und dann nordwärts, aber überall gestattete das Eis noch nicht, bis zu den innersten Punkten der Fjorde vorzudringen. Ihren nördlichsten Punkt erreichte die Expedition bei der Mündung des südlichen Strömfiord; unterwegs waren die kleinen Handelsplätze Agpamiut, ein sehr schmutziges Nest, und Kangamiut besucht worden. Specieller untersucht wurde auf dieser Strecke namentlich der Evighedsfiord, der reich an großartigen Prospekten ist; mehrere Gebirgsstöcke, von denen aber keiner über 2000 Fuß hoch war, wurden bestiegen. Die Expedition wandte sich nun wieder südwärts, ging um die Insel herum, auf welcher Sukkertoppen belegen ist, und nach kurzem Aufenthalte nach Godthaab. Zwischen beiden Kolonien gehen viele größere und kleinere Fjorde in das Innere des Landes hinein; alle diese Fjorde sind von der Expedition untersucht worden. Der größte derselben ist der südliche Isortok, dessen Untersuchung des schlechten Wetters und anderer Schwierigkeiten wegen drei Wochen in Anspruch nahm, dafür aber gute Aufklärung über die Verbreitung des Inlandseises gab. Von dem Inneren der Fjorde aus wurden mehrere Landreisen unternommen. Die üppige Vegetation des endlich begonnenen Sommers ließ die Fjordlandschaften in voller Pracht erscheinen und fesselte alle Aufmerksamkeit, während dagegen die geologischen Verhältnisse nur wenig Interessantes darboten, indem die Berge fast ausschließlich aus Gneis in verschiedenen Formen bestanden. Ein anderer größerer Fjord, der Fiskefiord, zeichnet sich besonders durch seine äußerst unregelmäßige Form aus und demnächst auch dadurch, daß er im Gegensatze zu der allgemeinen Regel steht, nach welcher alle Fjorde an der Westküste von Grönland in nordöstlicher Richtung ins Land hineingehen. Das Land zwischen diesem Fjorde und dem Godthaabsfiorde ist verhältnißmäßig eben und flach, aber sehr reich an kleinen Seen.

Anfangs August erreichte die Expedition Godthaab und ging dann, nachdem das Frauenboot gewechselt worden war, am 8. August in den großen und vielverzweigten Godthaabsfiord hinein. Trotz des Treibeises im Inneren des Fjordes glückte es doch, im Laufe von ungefähr fünf Wochen fast alle Buchten und Winkel des Fjordes zu untersuchen. Die zahlreichen, aber unbedeutenden Ruinen aus der Zeit der alten Nordländer wurden eingehend untersucht, vermessen und abgebildet, auch wurden kleinere Ausgrabungen vorgenommen. Diese Arbeiten der Expedition sind mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehenden geringen Mittel und die kurze Zeit als wirklich bedeutende zu bezeichnen. Vom Inneren des Ujaragsuit, des nördlichsten Armes des Fjord, wo sich die größten Ruinen vorfinden, wurde ein längerer Ausflug ins Innere des Landes bis zum Rande des Inlandseises unternommen; dann wandte sich die Expedition nordwärts, um einen sehr großen Binnensee zu besuchen. Das Frauenboot und alle Bagage mußte zu diesem Zwecke gegen eine halbe Meile über Land getragen werden, da die Mündung des Sees in den Fjord einen Wasserfall mit reißender Strömung bildet. Hierdurch wurde es möglich, die ausgedehnten und beinahe unzugänglichen Theile des Küstenlandes zu kartiren und die Grenzen des Inlandseises, welches hier einen großen Gletscher bis zum Meere vorschiebt, zu bestimmen. Nachdem noch bei dem Handelsplatze Kornok ein 4050 Fuß hoher Berg bestiegen worden war, theilte sich die Expedition, indem Lieutenant Jensen und Kandidat Hansen südwärts gingen, um die zahlreichen Ruinen am südlichsten Arme des Fjordes zu untersuchen, und Lieutenant Ryder die Untersuchung des sogenannten „Nordlandes" übernahm. Auf diese Weise glückte es, das ganze Terrain zu bereisen und zu kartiren.

Am 21. September verließ die Expedition Godthaab und kam nebst ihren bedeutenden wissenschaftlichen Sammlungen nach schneller Reise mit dem Barkschiffe „Thorwaldsen" Mitte Oktober wieder in Kopenhagen an.

Nachschrift. Nach einer uns aus Kopenhagen zugehenden Mittheilung wird beabsichtigt, die Untersuchungen an der Westküste von Grönland im nächsten Jahre fortzusetzen und eine Expedition nach dem nördlichsten Theile der Küste, also nach dem Distrikte Upernivik, abgehen zu lassen. Es ist noch nicht entschieden, ob diese Expedition dort überwintern soll; dies würde nothwendig sein, wenn dieselbe mit den grönländischen Handelsschiffen reisen würde, welche nur einmal jährlich und zwar im Spätsommer Upernivik anlaufen. Um indessen einer zwecklosen Ueberwinterung zu entgehen,

hat man daran gedacht, die Expedition mit einem der schottischen Walerdampfer reisen zu lassen, welche gewöhnlich zeitig im Frühjahre absegeln. Eine bestimmte Entscheidung ist aber noch nicht getroffen. Wenn einige geographische Zeitschriften von einer größeren Expedition nach der Ostküste berichten, so ist diese Meldung ebenso verfrüht wie diejenige, welche von einer bevorstehenden dänischen Polarexpedition via Karisches Meer zu berichten weiß.

Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Everill.

Wir haben S. 144 des vorigen Bandes berichtet, daß die Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne eine Expedition unter Leitung des Kapitän H. E. Everill ausgeschickt hatte, welche den Westen des englischen Neu-Guinea erforschen sollte. Am 8. November 1885 traf nun in Sydney die Trauerkunde ein, daß die ganze aus acht Europäern und einigen Malayen bestehende Gesellschaft von den als blutdürstig bekannten Eingeborenen am Fly River ermordet worden sei. Die Nachricht, anfänglich angezweifelt, erschien dann doch glaubwürdig. Es ward auf Thursday Island, dem Hauptorte in der Torresstraße, schleunigst eine zweite Expedition mit einem Kostenaufwande von 350 Pfd. St. ausgerüstet, welche am 15. November in dem Kutter „Wild Duck" nach dem Fly R. abging, um über das Schicksal der Everill-Expedition Nachforschungen anzustellen. Gleichzeitig beorderte zur Unterstützung der Commodore der in Sydney stationirten englischen Südseeflottille, Admiral George Tryon, zwei Kanonenboote nach dem Fly. Da meldete plötzlich der Telegraph von Cooktown aus, einer Hafenstadt im nördlichen Queensland, daß die Expedition am 20. November auf Thursday Island und am 23. in Cooktown glücklich angelangt sei. Das Gerücht von der Ermordung war dadurch entstanden, daß die Reisenden am oberen Fly einen heftigen Angriff von Seiten der Eingeborenen abzuwehren hatten. Die beiden Eingeborenen, welche die Expedition begleiteten, waren dann, aus Angst vor weiteren Anfällen, in der nächsten Nacht heimlich in einem Kanoe entwichen und hatten bei ihrer Rückkehr nach Bompton Island, westlich von der Mündung des Fly, verbreitet, daß die ganze Gesellschaft ermordet worden sei.

In Thursday Island ließ man die Malayen, welche für den Dienst der Gesellschaft engagirt gewesen, zurück, damit sie mit dem nächsten Postdampfer nach Batavia heimkehrten. Ebenso ward von dort sofort ein Schiff abgeschickt, welches die nachgesandte Hilfs-Expedition zurückbeordern sollte.

Ueber den Erfolg der Everill-Expedition liegt uns zur Zeit folgender Bericht vor. Man fuhr den Fly R. ungefähr 640 km hinauf und gelangte ins deutsche Neu-Guinea. Nach den ersten 480 km gerieth der Dampfer „Bonito" auf eine Sandbank und blieb dort acht Wochen fest liegen. Während dieser Zeit fuhr man in einem Boote noch etwa 150 km weiter hinauf. Das dem Fly anliegende Land war flach und von geringem Werthe. Dichtester Dschungel war häufig, so dicht, daß die, welche gelandet waren, sich den Tag über nur zwei englische Meilen weit durcharbeiten konnten. Man wurde eines hohen unbekannten Berges ansichtig, dessen Spitze in Schnee eingehüllt war. Das auf den Karten als Arthur Gordon Range bezeichnete Gebirge existirt gar nicht; es breiten sich in dortiger Gegend nur Ebenen aus. Man vermuthet nach Norden zu eine sehr hohe Gebirgskette, in welcher eine bedeutende Wasserscheide liegt, und glaubt, daß das centrale Hochgebirge, von dem man bisher annahm, daß es von Osten nach Westen laufe, vielmehr von Nord nach Süd streiche. Als man den Fly 240 km hinaufgefahren war, wurde die Strömung sehr reißend und der Lauf des Dampfers durch entwurzelte Baumstämme häufig gehemmt. Ungefähr 300 km von der Mündung des Fly entdeckte man einen von Nordost herkommenden Nebenfluß, welcher ziemlich ebenso bedeutend war, wie der Fly selber. Er wurde, zu Ehren des Präsidenten der Geographical Society of Australasia, Sir Strickland River benannt. Von hier ab begann die eigentliche Forschung. Der „Bonito" fuhr den Strickland 480 km hinauf. An dem entferntesten Punkte war er bei einer Tiefe von 4½ bis 5½ m noch 550 m breit. Es kamen aber viele Sandbänke vor, auf denen der „Bonito" oft genug festsaß, wodurch immer sehr unangenehme Störungen veranlaßt wurden. Seine Ufer waren auf den ersten 32 km modrig und schlammig, dann trat jedoch eine außerordentliche Konglomeratbildung von Muscheln, Korallen und Flint auf. Auf häufigen Landexcursionen machte man werthvolle Sammlungen, bestehend aus 200 Vögeln, 1000 Pflanzen und einer großen Anzahl von Insekten, namentlich Käfern. Die Tabakspflanze ist in Neu-Guinea einheimisch, und die Sagopalme und andere Palmenarten existiren in großer Menge. Die Flora war bis zur Einmündung des Strickland eine unbestimmte. Von da ab wurde sie auf 32 km mit ihren Eukalypten u. s. w. eine australische, dann aber nahm sie den malayischen Charakter an und ward, je weiter man hinaufkam, immer mehr tropisch. Was das Klima anlangt, so war die Hitze zwar nicht ungewöhnlich hoch, allein sie ermattete und entkräftete, da sie fortwährend dieselbe blieb und sich nie durch Brisen abkühlte. Die Reisenden hatten viel vom Fieber zu leiden, und der begleitende Arzt Dr. Bernays war durch seine Patienten vollauf beschäftigt. Häufiger und heftiger als die Europäer wurden die Malayen vom Fieber befallen, von denen auch einer starb. Eine sehr böse Plage für Alle waren der Ausschlag und die Beulen, mit denen sie behaftet wurden. Jeder geringste Riß in der Haut, jede Wunde im Fleische führte zu den schmerzhaftesten Geschwüren, welche die davon Betroffenen so entkräfteten, daß sie schwere Arbeiten nicht mehr verrichten konnten.

Angriffe von Seiten der Eingeborenen kamen öfters vor. Pfeile und Speere wurden von ihnen in Masse auf den Dampfer geschossen und geworfen, allein sie reichten nicht zu. Einmal erschienen die feindlichen Eingeborenen in voller Schlachtordnung, aber das Pfeifen der Dampfmaschine verjagte sie. Doch wirkte dies Mittel nicht immer, so daß man einige Male der Schießwaffen sich bedienen mußte.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Karolinen-Angelegenheit" hat noch im vergangenen Jahre ihre Erledigung gefunden. Am 22. Oktober 1885 schlug der Papst als Vermittler Folgendes vor: 1) Anerkennung der Souveränität Spaniens über die Karolinen- und Palaos-Inseln. 2) Um diese Souveränität wirksam zu machen, verpflichtet sich die spanische Regierung, auf den genannten Inselgruppen sobald wie möglich eine geordnete Verwaltung einzurichten, mit einer Macht, welche stark genug ist, um die Ordnung und die erworbenen Rechte zu gewährleisten. 3) Spanien gewährt Deutschland volle und ganze

Freiheit des Handels, der Schiffahrt und der Fischerei auf diesen Inseln, wie auch das Recht, daselbst eine Schiffs- und Kohlenstation zu errichten. 4) Ebenso wird Deutschland die Freiheit zugesichert, Plantagen auf diesen Inseln anzulegen und landwirthschaftliche Niederlassungen in derselben Weise wie spanische Unterthanen zu errichten. Am 17. December wurde diese Vermittelung durch ein Protokoll, das durch die Vertreter beider Mächte beim Vatican unterzeichnet wurde, angenommen; in demselben wurden u. A. als Grenzen des Karolinen- und Palaos-Archipels der Aequator und der 11. Grad nördl. Br., sowie der 133. und 164. Grad östl. L. Gr. bestimmt. — Schließlich hat auch England die Souveränität Spaniens über die Karolinen anerkannt, und zwar durch ein in Madrid am 8. Januar 1886 unterzeichnetes Protokoll, worin England dieselben Handelsvortheile, wie dem Deutschen Reiche zugestanden werden.

— Eine neue Insel ist zwischen Californien und den Samoa-Inseln gefunden worden, offenbar durch eine neue vulkanische Erhebung entstanden, da sie nahe dem gewöhnlichen Schiffswege liegt und unbedingt früher hätte gesehen werden müssen. Der Dampfer „Janet Nicol" näherte sich ihr auf etwa anderthalb englische Meilen und konnte den Krater genau erkennen; die Höhe der Insel betrug etwa 250 Fuß und ringsum war sehr tiefes Wasser. Die neue Insel liegt etwa unter 20°28' südl. Br. und 175°21' westl. L., etwa 40 Miles von den Tonga-Inseln nach Viti zu.

(Science.)

Nordamerika.

— Mächtige und außerordentliche Lagerstätten von Silbererz sind unweit Port Arthur in Ontario gefunden worden.

— Im verflossenen Jahre wurden in den Vereinigten Staaten 3113 englische Meilen neuer Eisenbahnen gebaut, hauptsächlich in den südlichen Staaten und in dem Gebiete westlich vom Missouri.

— Die Sterblichkeit der Neger in den Südstaaten der Union soll nach neueren statistischen Erhebungen größer sein, als die der Weißen und den Zuwachs an Negergeburten übertreffen. Sechs Städte haben ihre Todesfall-Statistik für beide Rassen besonders geführt, und dabei ergaben sich für je 1000 Einwohner

	Todesfälle von Weißen	Todesfälle von Schwarzen
in Louisville	24,04	34,76
„ Washington . . .	17,80	35,45
„ Richmond	19,12	31,95
„ Baltimore	22,71	37,61
„ New Orleans . .	25,41	35,61
„ Charleston	23,78	45

Auch die Sterblichkeit unter jungen Negerkindern ist viel stärker, als unter den weißen. Man erklärt das durch die bessere Ernährung und Pflege der letzteren; aber in einem Theile Virginias, wo beide Rassen in derselben Weise neben einander leben, sollen die Todesfälle unter den Schwarzen unverhältnißmäßig häufiger sein.

— Ueber die sogenannten Cold waves, die gefürchteten Fröste, welche Nordamerika von Zeit zu Zeit überziehen und mitunter bis tief in die wärmeren Staaten hinein vordringen, giebt Lieutenant Woodruff in Signal Service Note XXIII einen interessanten Bericht. Sie kommen auf dem amerikanischen Gebiete fast ausnahmslos zuerst in Helena, Montana, zur Beobachtung, schlagen aber dann dreierlei verschiedene Bahnen ein; sie gehen nämlich entweder direkt östlich über die großen Seen und durch Neu-England und werden dann südlich vom Ohio-Thale nicht mehr empfunden; — oder sie breiten sich südöstlich über das ganze Land aus; — oder sie ziehen endlich direkt südlich den Mississippi hinunter bis nach Texas und wenden sich dann östlich und schließlich nordöstlich über die Atlantischen Staaten. Die Fröste der zweiten Klasse sind häufiger als die der beiden anderen zusammengenommen. Sie erreichen das 880 Miles entfernte Omaha gewöhnlich in 8 bis 16 Stunden, St. Louis (1030 Miles) in 24 bis 32, Galveston und Nashville (1600 Miles) in 24 bis 40 Stunden, Buffalo (1750 Miles) in 24 bis 48, Washington (1953 Miles) in 32 bis 56 Stunden. Sie hängen offenbar mit Stürmen zusammen und folgen im Wesentlichen denselben Bahnen, ihre Vorhermeldung trifft darum ungefähr auf dieselben Schwierigkeiten, wie bei diesen auch; fast immer gehen sie mit abnorm hohem Luftdrucke zusammen. (Science.)

Südamerika.

— Ueber die Buschneger in Surinam machte Professor Martin der Geogr. Gesellschaft zu Amsterdam folgende Mittheilungen:

Die Zugänge zu den gewöhnlich etwas entfernt vom Flusse gelegenen Dörfern werden durch Oeffnungen im Urwalde angedeutet und durch sogenannte Kisungas geschützt. Es sind dies zwei senkrechte Stangen mit einer Querlatte, an welcher Palmblätter befestigt sind; ein rohes Götzenbild steht darunter als Wächter des Dorfes. Letzteres besteht aus vielen unordentlich umherliegenden Hütten von Palmblättern, die jedoch, ebenso wie die Straßen, sehr reinlich gehalten werden. Außerdem giebt es in jedem Dorfe noch einige Hütten für die Götter, deren mehrere gewöhnlich in einem Raume zusammen sind, vor welchem „Medicinen" (Erde, Pflanzen und Wild) niedergelegt werden. Bei den Buschnegern besteht das Patriarchat. Dieselben tatuiren sich Gesicht, Arme und Beine, auch den Körper (nach Art eines Gürtels um die Taille), namentlich aber lieben sie allerlei Schmuck: bunte Tücher, Glasperlen, eiserne und kupferne Ringe und solche von Stroh um Hände und Füße. Andere Schmucksachen haben auch die Bedeutung von Amulets. Die Frauen liegen dem Landbaue ob, die Männer der Jagd, wobei sie sich ausgezeichneter Hinterlader bedienen, die sie wie eine Pistole abfeuern; Fische werden gewöhnlich mit Pfeil und Bogen geschossen. Die Neger haben jedoch durchaus kein ausgesprochenes Bedürfniß nach Fleisch und können sich wochenlang mit Kassave ernähren. Doch essen sie alles, was die Jagd nur liefert, Thiere, Fische, Eier, sogar in verdorbenem Zustande. Es ist unmöglich, durch ihre Wälder Verkehr zu unterhalten, denn Wege giebt es nicht; mit den Weißen kommen sie wenig in Berührung, ebenso wenig mit den südlich wohnenden Indianern. Sie bringen Bäume aus den Wäldern mit Flößen nach der Stadt, doch da der Lohn verhältnißmäßig schlecht ist, nimmt diese Industrie mehr und mehr ab. Je mehr man sich dem oberen Laufe des Flusses nähert, desto schwerer verständlich wird die Sprache der Buschneger, welche viele portugiesische und französische Worte aufgenommen hat.

— Der Linnean Society legte kürzlich Herr John Ball eine Abhandlung vor über die Flora der peruanischen Anden, nebst Bemerkungen über die Geschichte und den Ursprung der Andenflora. Die Untersuchungen beziehen sich hauptsächlich auf den westlichen Abhang der Cordilleren. Aus den angelegten Sammlungen und anderen Anzeichen kann man ersehen, daß die Grenze der alpinen Vegetation, soweit die untersuchte Gegend von Peru in Betracht kommt, von den früheren Forschern zu niedrig angegeben wurde. In vorliegendem Falle kann kein ernstlicher Irrthum in Bezug auf die Höhen vorhanden sein, da sie sich auf die Messungen der Eisenbahn-Ingenieure gründen. Die Erklärung für die verhältnißmäßig hohe Ausdehnung der temperirten Flora hängt von den eigenthümlichen klimatischen Bedingungen ab. Regen fällt nur sparsam, die Nächte sind kalt, aber Frost ist kaum bekannt; wohingegen in der östlichen Plateauregion Stürme, starker Schnee und Fröste häufig sind. Die Vege-

tation der besuchten Region theilt Herr Ball in eine subtropische trockene Zone von der Küste bis 8000 Fuß, eine temperirte Zone bis 12500 Fuß und eine alpine Zone bis 17000 Fuß über dem Meeresspiegel. Was das Verhältniß anbetrifft, in welchem die natürlichen Pflanzenfamilien in der Andenflora auftreten, so machen die Kompositen nahezu ein Viertel der sämmtlichen Arten aus, die Gräser ein Achtel, die Scrophularineen ein Zwanzigstel, während Cruciferen, Caryophylleen und Leguminosen mit je einem Dreißigstel des Ganzen vertreten sind. Auffällig ist die Abwesenheit der Sauergräser (Cyperaceen); ein bemerkenswerther Zug ist die Anwesenheit von vier Dickblattgewächsen (Crassulaceen). In Bezug auf das Verhältniß der endemischen Gattungen und Arten erscheint die Andenflora als eine der eigenartigsten der Welt. Herr Ball stimmt denjenigen bei, welche es für wahrscheinlich halten, daß die Südpolarländer einen großen Inselarchipel bilden, und er ist geneigt, in diese Gegenden den Ursprung der antarktischen Typen der südamerikanischen Flora zu verlegen.

Vermischtes.

— S. Günther. Lehrbuch der Geophysik und der physikalischen Geographie. Zwei Bände. Stuttgart bei Ferd. Enke. 1884 und 1885. Dem ersten 1884 erschienenen Bande, welcher auf 418 Seiten in drei Abtheilungen die kosmische Stellung der Erde, die allgemeinen mathematischen und physikalischen Verhältnisse des Erdkörpers mit einem Abschnitte über die Graphik im Dienste der physischen Erdkunde und schließlich die Geophysik im engeren Sinne nebst dynamischer Geologie behandelt, ist 1885 der zweite und umfangreichere von 670 Seiten mit 118 in den Text gedruckten Abbildungen gefolgt. In den Abtheilungen 4 bis 9 werden besprochen: die magnetischen und elektrischen Kräfte, die Atmosphärologie, die Oceanographie und oceanische Physik, die dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Land und Meer, das Festland mit seiner Süßwasserbedeckung und mehr in der Form eines kurzen Anhanges die Biologie und die physische Erdkunde in der Wechselwirkung. Ein näheres Eingehen auf Eintheilung und Gliederung des reichen Stoffes verbietet der Raum. Hier möge es genügen, kurz darauf hinzuweisen, daß ein ungeheures Beobachtungsmaterial bewältigt worden ist, von einem Autor, den ein gründliches mathematisch-physikalisches Wissen, ein klares und doch mildes Urtheil und eine staunenswerthe Litteraturkenntniß auszeichnen. Schon die oft überraschend reichen litterarischen Nachweise werden das Buch auf lange Zeit hinaus zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für alle diejenigen machen, die sich für ein ernstes Studium der reichhaltigen und vielverzweigten Wissenschaft vorbereiten oder für ein Specialfach derselben eine Orientirung wünschen. Die Entwickelung der einzelnen Disciplinen zeigt sehr oft einen feinen historischen Takt, die Kritik offenbart stets das Bestreben des gereiften Mannes nach möglichster Objektivität. Es ist beneidenswerth, wie Günther oft selbst an verfehlten und gescheiterten Versuchen diese oder jene gute Seite herauszufinden weiß. Die Forderung der Vollständigkeit ist in hohem Maße erfüllt. Referent hätte in einigen Abschnitten (z. B. 7 und 8, die hinter 3 seiner Ansicht nach zurückstehen) diesem oder jenem Passus eine andere Fassung gewünscht; so vermißt er in allen für das Ostseegebiet wichtigen Fragen die fundamentale Arbeit von Berendt über das „Kurische Haff", für die sogenannten Hebungserscheinungen im Mittelmeergebiete Partsch's in Petermann's Mittheilungen veröffentlichte, methodisch wie sachlich bedeutungsvolle Studie über die tunesischen Küsten. Hier und da möchte ich Jemandem statt des Ehrensessels im ersten Range einen bescheidenen Platz im Parquet anweisen — stehe aber davon ab, da dies, ohne zu verletzen, nur bei eingehender Diskussion geschehen könnte; überdies nimmt mir der Respekt vor Günther's Werke als Ganzem die Feder aus der Hand.

Trotz der schweren Ladung fährt das Schiff flott dahin. Das Lehrbuch, der wissenschaftliche Canon, der natürlich keine sogenannte Unterhaltungslektüre gewähren kann, ist gut lesbar und angenehm geschrieben. Nur ganz sporadisch begegnet man einem Ausdrucke, der (z. B. das „emporgekräuselt" für nive penitente Güßfeldt's) zu einer falschen Vorstellung über die Genesis des Objektes führen könnte, auch Druckfehler (z. B. Bd. II, S. 380, Pegel statt Pregel) sind mir äußerst selten begegnet. Als ein ganz besonderes Verdienst rechne ich es dem Verfasser an, daß er der Versuchung, neue Wortbildungen zu schaffen, standhaft ausgewichen ist. Daß dieselben nöthig werden können und, wie z. B. „Transgression" und „Abrasion", mit Dank zu acceptiren sind, weiß ich, aber die Reaktion gegen die überreichlichen Geschenke ist dankenswerth.

Von allen vorhandenen und vielen guten Lehrbüchern über physische Geographie nähert sich das Günther'sche seinem Wesen nach am meisten demjenigen von B. Studer. Ich wünsche demselben neben dem Guthe-Wagner und H. Kiepert's „Alte Geographie" einen Platz — nicht im Repositorium! — sondern auf dem Arbeitspulte der Jünger der geographischen Wissenschaften. Da für manche Studenten-Kasse die 25 Mk. wohl zu stark ins Budget greifen, werden freilich Universitäts- und Seminarbibliotheken öfter aushelfen müssen. Das Buch eignet sich aber nicht allein für Studirende, sondern im hohen Grade für diejenigen, welche „studirt haben" und sollte in keiner Bibliothek einer höheren Lehranstalt vermißt werden. P. L.

— Um mit den ausländischen deutschen evangelischen Gemeinden Verkehr anzuknüpfen und ihnen eine Verbindung mit der deutschen Heimath, unter Umständen für ihre kirchlichen und Schulinteressen Unterstützung zu gewähren, ist vor einiger Zeit ein Verein unter dem Namen „Diaspora-Konferenz" gegründet worden. Das Protokoll über die letzte Jahresversammlung (Protokoll über die am 8. und 10. September 1885 zu Eisenach abgehaltene Jahresversammlung der Diaspora-Konferenz) giebt lebendige Bilder aus den deutschen Gemeinden in allen Welttheilen. Prof. Dr. Reinicke führt in die deutsche Gemeinde von Jerusalem, Dr. Borchard entwirft ein Bild von Australien, und im Uebrigen geben Auszüge aus der Korrespondenz und statistische Uebersichten Nachricht. Die Bestrebungen für die deutsche Kirche und Schule im Auslande, über welche hier berichtet wird, stehen im innigsten Zusammenhange mit den Bestrebungen für die deutsche Kolonisation und verdienen auch in dieser Beziehung Beachtung und Theilnahme.

Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. IV. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Emil Metzger: Die Bewohner der Karolinen. II. (Schluß.) — Prof. Dr. A. Nehring: Ein interessanter Gräberfund aus der Magdeburger Gegend. — Kürzere Mittheilungen: Die Untersuchung der grönländischen Westküste. — Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Everill. — Aus allen Erdtheilen: Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 12. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

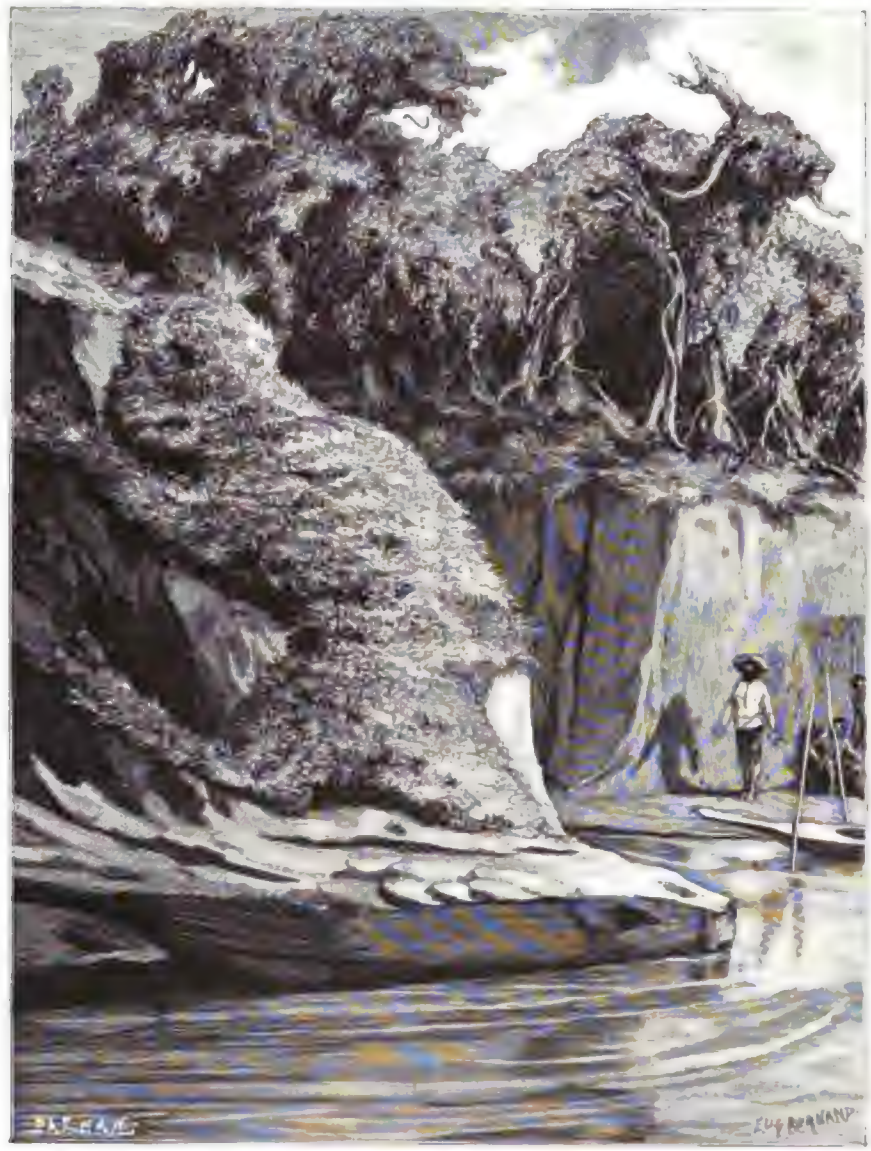
V.

Nachmittags wurde das Erstaunen des Reisenden noch größer; jetzt waren es nicht mehr bloß Felsen, sondern die Bäume am Ufer, das sandige Ufer selbst und seine Grasbedeckung, welche die sonderbarsten Thiergestalten zeigten. Und diese Arbeiten konnten nicht früher entstanden sein, als nach dem Ende der letzten Regenzeit. Umgebogene und mit Rotang festgebundene Zweige, Pfähle und lange Bambus, welche das Laub nicht immer ganz verhüllte, hatten dazu gedient, den Bäumen am Ufer die gewünschte Form zu geben. Nachfragen bei den Eingeborenen blieben unbeantwortet oder erschreckten dieselben; so forschte denn der Reisende bei dem ihn begleitenden Mandarinen, dem Phya Hokong, nach, führte ihn Abends an den Fluß und zeigte ihm kaum 100 m entfernt eine merkwürdige Gruppe von sieben Menschen in unanständiger Stellung; aber der Mandarin erklärte nur, er sehe zwar menschliche Figuren, aber die habe Buddha geschaffen, und die Hand der Menschen habe dabei nichts zu thun gehabt. Nun zeigte ihm Reis am gegenüberliegenden Ufer einen aus dem Rasen ausgeschnittenen Affen, unweit davon einen aus drei Bäumen gebildeten Elephanten und einen Büffel und fragte ihn, ob Buddha auch diese seit der letzten Regenzeit geschaffen und die Stützen und Bänder angebracht habe, um den Bäumen die Form von Thieren zu verleihen. Da gerieth der Phya Hokong in Aufregung und bat, ihn nicht weiter zu fragen, denn es brächte Unglück, von diesen Dingen zu sprechen, versprach auch, einige Tage später, wenn man diese Gegend verlassen habe, Auskunft zu geben. Zugleich zeigte er ihm im Nordosten einen Berg, den Pu Xan (Elephantenberg), der ziemlich genau die Gestalt eines liegenden Elephanten zeigt. Da derselbe nun 250 bis 300 m hoch und mehr als 1 km lang ist, so hat ihm offenbar Menschenhand seine Form nicht gegeben, wenn auch die Waldblöße, welche das Auge darstellt, von Seiten der Eingeborenen künstliche Nachhilfe erfährt. Vielleicht hat dieser Berg die Eingeborenen auf den Gedanken gebracht, die wunderlich gestalteten Felsen im Flusse weiter auszuarbeiten.

Uebrigens erhielt der Reisende auch später die gewünschte Auskunft nicht und erfuhr nur, daß die Priester die Bäume zustutzen und alljährlich bei Gelegenheit des Wasserfestes die Augen anmalen. Auch der alte König von Luang Prabang und sein Arzt, der oberste Priester, wußten nichts über den Ursprung der Bilder; nur das behaupteten sie, daß dieselben nicht von den Laos herrühren, sondern vielleicht von Birmanen, Annamiten oder Chinesen. Letzterer Ansicht neigt auch Reis zu, wenn er auch sonst am ganzen Nam U keine chinesischen Denkmäler gefunden hat.

Am 30. November Mittags erreichte man das aus 50 bis 60 reinlichen, gut gebauten Häusern bestehende Pak Sön, das zur Hälfte von seinen Einwohnern verlassen war, obwohl die Hös noch nicht bis in diese Gegend vorgedrungen waren. Bei den Talapoins (Priestern) der Pagode, die zum Theil dem Wasserfeste in der Hauptstadt beigewohnt und den Reisenden dort zur Seite des Königs hatten sitzen sehen, fand er freundliche Aufnahme und erhielt von ihnen die besten Früchte, Tabak und Thee. Letzterer ist jetzt in Luang Prabang schwer zu bekommen, da die Karawanen, welche noch vor Kurzem jährlich zwei oder drei Male aus Jünnan ihn brachten, sich aus Furcht vor den Hös nicht mehr in das Gebiet östlich des Nam U wagen.

Am 2. December wurde die Fahrt von Pak Sön aus fortgeſetzt; nun wurden die Ufer und die begrenzenden Berge höher und es traten wieder roh ſkulpirte Felſen auf, die aber nur ſchlechte Kopien oder Karrikaturen der zuerſt geſehenen waren, und bei denen die Arbeiter ſich keine Mühe gegeben hatten, ihre Nachhilfe zu verbergen; auch war ihre Zahl bei Weitem nicht ſo groß und ſie waren ebenſo gut aus der Ferne, wie in der Nähe zu erkennen. An dieſem und dem folgenden Tage fuhr man durch eine wenig bewohnte Gegend und traf nur auf einige Dörfer von Lös, die ſich hierher geflüchtet hatten; am 4. December aber lagen die laotiſchen Dörfer näher bei einander. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde der Fluß breiter und weniger tief; er breitet ſich hier zwiſchen hohen, dicht bewaldeten Bergen ſeeartig aus und wird in der Mitte durch eine breite Sandbank in zwei Arme getheilt. Zahlreiche Barken



In Geſtalt von Thieren bearbeitete Bäume.

und Flöße lagen dort vor Anker und verriethen die Nähe einer größeren Anſiedelung. Hier lag Möong Ngoï, wo Neis dem Möong Kran einen Brief des Königs zu übergeben hatte. Dieſer Mandarin war hierher geſandt worden, um die Bewegungen der Hös zu überwachen, die Anwohner des Fluſſes in ihren Wohnſitzen feſtzuhalten und den bewaffneten Widerſtand zu organiſiren. Aber der Mandarin war ein kranker, furchtſamer Greis, der ſeit ſeiner Ankunft noch nicht zweimal an Land gegangen war, ſondern auf einem Floße mitten im Strome wohnte und ſich bereit hielt, auf die erſte Nachricht vom Anrücken der Hös das Rotangtau, das ſein Schiff feſthielt, zu durchſchneiden und ſich den Fluß hinabtreiben zu laſſen. Alles, was er bisher gethan hatte, beſtand darin, daß er die Bewohner veranlaßt hatte, ſeinem Beiſpiele zu folgen; daher die Menge von Booten und Flößen auf dem Strome. Bei

Mûang Ngoi.

Tage gingen die Einwohner von Möong Ngoï auf dem Lande ihren Beſchäftigungen nach, zur Nacht kehrten ſie auf ihre Flöße zurück, wo ſie ihre beſte Habe bereits untergebracht hatten. Sie waren entſchloſſen, im erſten Augenblicke der Gefahr ihre Stadt zu verlaſſen und nach Süden auszuwandern; dabei ſchauten ſie alle ſorglos und heiter darein. Denn im Süden fehlt es nicht an fruchtbarem Lande und ein laotiſches Haus iſt raſch aufgebaut; zudem iſt eine neue Kolonie während der erſten paar Jahre von Steuern befreit. Höchſtens, daß einige alte Weiber oder ein paar Prieſter wehmüthig nach der verlaſſenen Pagode zurück blicken, oder mancher Familienvater bedauernd auf die friſch gepflanzten Areka- und Kokospalmen. Dieſe vollkommene Sorgloſigkeit, Heiterkeit und Zufriedenheit iſt einer der beſten Charakterzüge der Laos, der auch ſeinen guten Einfluß auf Reiſende, die ſich unter ihnen bewegen, nicht zu verfehlen pflegt. Da der Möong Kran durch den Brief des Königs angewieſen wurde, den Reiſenden im Falle drohender Gefahr nicht weiter vordringen zu laſſen, ſo wollte er, für ſeinen Kopf fürchtend, deſſen Weiterreiſe nicht geſtatten und ſchlug ihm Ausflüge in die nächſten Berge vor. Als aber Dr. Reis ihn von einem gefährlichen Bruchleiden kurirte, wagte er nicht mehr, ſeinen Forderungen zu widerſprechen und nach langen Verhandlungen willigte er ein, den Reiſenden weiter fahren zu laſſen, da ein junger Mandarin aus Luang Prabang mit zwei Booten voll Bewaffneter voranzufahren und den Weg zu rekognoſciren verſprach. Die ſechs Tage, welche dieſe Verhandlungen dauerten, benutzte Reis zu Ausflügen in die umliegenden Gebirge und mehrere merkwürdige, ganz in Pagoden umgewandelte Höhlen. Eine derſelben, die Grotte Tam Krung, einige Kilometer von Möong Ngoï entfernt gelegen, enthält eine klare Quelle von mehreren Metern Tiefe, deren Waſſer ſo durchſichtig iſt, daß man am Grunde und in den Felsritzen deutlich große, ſchwarze Fiſche erblicken kann. Dieſelben gelten für Zauberer, und noch niemals ſoll es geglückt ſein, einen derſelben zu fangen. Ein kleines Waſſerbecken vor der Grotte dient als Bad und auch als Verſammlungsort der Frauen von Möong Ngoï. Auch glaubt man, daß in der Grotte ein weiblicher Pi wohnt, welcher junge verheirathete Männer entführt und einige Zeit in einer unterirdiſchen Höhle bei ſich behält. Wenn dann der Mann nach ein paar Tagen wieder nach Hauſe zurückkehrt, ſo vermag er nicht zu erzählen, oder will es vielleicht nur nicht, wie er inzwiſchen gelebt hat.

Die Grotte Tam Krung.

Ebenſo wie am Nam Kan maß Reis auch in Möong Ngoï und deſſen Umgebung zahlreiche Khas, die ſich weder in ihrem Körper, noch in ihrer Kleidung, in Sitten oder ſonſtwie von den Mois im ſüdlichen Indochina unterſchieden. Auch zwölf Individuen vom Stamme der Maos traf er, echte Chineſen, die erſt ſeit drei oder vier Generationen im Lande angeſiedelt ſind; ſie haben die chineſiſche Sprache und Schrift ſich bewahrt, tragen auch den Zopf, aber nicht geflochten. Sie wohnen auf den hohen Bergen öſtlich von Möong Ngoï; ein zweiter Stamm von derſelben Raſſe wohnt im Lande der Phuöng, in den Bergen nordöſtlich von Möong

Ngan. An beiden Orten leben ſie mit den räuberiſchen Hös, wie mit den Annamiten und Laos in friedlichen Beziehungen, gelten als gute Nachbaren und ſind überdies ſchwer anzugreifen. Sie bauen viel Mohn und überſchwemmen das ganze Land mit ihrem ſchlechten und billigen Opium; das zukünftige Opiummonopol in Tongking wird ſie zu gefährlichen Schmugglern machen. Auch die Jagd betreiben ſie, und alle ohne Ausnahme, Männer, Weiber und Kinder, ſind im Beſitze von Flinten, die ſie ſelbſt herſtellen. Sie verſtehen es, Eiſen zu ſchmelzen, in Barren zu gießen und Flintenläufe zu bohren, deren Stange und Pfanne ſehr primitiv ſind. Dieſen Lauf laden ſie zur Hälfte mit ſelbſtverfertigtem Pulver und unmittelbar auf daſſelbe ſetzen ſie ohne Anwendung eines Pfropfens mittels eines Ladeſtockes einen Pfeil, beſtehend aus einem kurzen Stück Bambu mit einer eiſernen, beinernen oder ſteinernen Spitze. Dieſer ſehr unvollkommenen Waffe ſollen ſie ſich nach Angabe der Laos mit großem Geſchicke bedienen.

Die zwölf Maos, welche nach Möong Ngoï gekommen waren, hielten ſich übrigens dort nur wenige Stunden auf und entflohen, ſobald ſie ſich in aller Eile ihrer Waaren entledigt hatten. Die Laos erzählten lachend, dies ſei geſchehen, weil ſie die Fröſche hätten quaken hören, und nun würden ſie mehrere Monate lang nicht mehr an die Ufer des Nam U zurückkehren, um nicht dieſen für ſie entſetzlichen Ton hören zu müſſen. Sie ſind völlig überzeugt, daß das Froſchgeſchrei ihnen Unglück bringt, und daß der Ort, wo ſie es hören, für ſie tödtlich ſei; in ihren Bergen

Markt der Khas.

giebt es keine Fröſche, und an den Nam U ſteigen ſie nur in der Mitte der trockenſten Jahreszeit hinab, wenn ſie ſicher ſind, kein Gequake zu hören. Denſelben Aberglauben ſollen die Phuöng haben, welche gleichfalls ein Hochplateau bewohnen; es kommt in demſelben nur die ganz natürliche Furcht der Bergbewohner vor den während der Regenzeit ungeſunden Thälern zum Ausdrucke, denn nur während der Regenzeit laſſen ſich die Fröſche hören.

Am 11. December Mittags konnte Neis ſeine Fahrt nach Norden mit zwei leichten Barken, der einen für ihn, der anderen für den Phya Hokong, fortſetzen. Oberhalb Möong Ngoï fließt der Strom zwiſchen ſteilen Felſen hin, in deren Höhlungen Pis und noch böſere chineſiſche Geiſter, Arak mit Namen, hauſen; Neis mußte hier das Verſprechen abgeben, keinen Schuß abzufeuern, der die Geiſter erzürnen würde. Eine dieſer Grotten, welche mehr als 30 m über dem Fluſſe ſich in der ſenkrechten Felswand befindet, enthält mehrere Buddhaſtatuen, von denen man kaum begreift, wie man ſie an ihren Platz hat bringen können.

Das Land iſt hier gut bevölkert, aber viele Dörfer waren ſchon verlaſſen. Alle dieſe Gebirge, ſo wild ſie auch ausſehen, ernähren eine zahlreiche Bevölkerung von Khas, die ſtets an den Bächen ſitzen. An den Mündungen derſelben, auf der Sandbank, welche ſich dort in der trockenen Jahreszeit bildet, errichten die Laos von Möong Ngoï, Möong Sön und ſelbſt von Luang Prabang einen „Markt“ für die Khas; ſie bringen Zeuge, Ackerbaugeräthe, lackirte Holzwaaren und Reisbranntwein herbei, fügen aus Bambus

große Flöße zuſammen und warten auf die Khas, welche ihnen dafür Reis, Baumwolle, Seide, Tabak, adſtringirende Rinde und Stocklack bringen. An einem einzigen ſolchen Marktplatze zählte Reis zehn Flöße, deren jedes bereits mit drei bis vier Tonnen ſolcher Produkte beladen war, namentlich mit Baumwolle und Stocklack, jener Ausſchwitzung verſchiedener Bäume und Sträucher in Folge des Stiches der Lackſchildlaus (Coccus Lacca Kerr.). Die Laos gewinnen aus dem Lacke zunächſt eine ſchöne rothe Farbe und führen dann das wenig gereinigte Harz über Bangkok zumeiſt nach China aus, wo es zum größten Theile zum Kalfatern der Dſchunken verbraucht wird. Nur ein kleiner Theil wird weiter gereinigt und giebt dann eine beſſere Sorte Lack.

Ab und zu waren auch Dörfer der Lös zu bemerken, kenntlich an der eigenthümlichen Form der Häuſer, deren Dach über eine große Veranda weit vorſpringt. An ſolchen Dörfern wollte der Phya Hokong niemals anlegen. Die Lös ſind in Folge von Kriegen aus der Gegend von Xieng-Tong nach dem Königreiche Luang Prabang ausgewandert, wo ſie faſt keine Steuern zahlen und vom Frohndienſte verſchont ſind. Körperlich ſcheinen ſie ſich nicht von den Laos zu unterſcheiden, aber wohl in der Tracht; ſie tragen nicht das Languti (Schärpe), ſondern eine Weſte und Hoſe von blauer Baumwolle. Sie haben auch am Nam U Rinderheerden eingeführt, die aber nur als Laſtthiere dienen, nicht zur Nahrung.

Am 12. December wurde die Mündung des Nam Höp paſſirt, der drei Tagereiſen weit aufwärts ſchiffbar iſt und

Zuſammentreffen mit den Pai Pu Noï.

vielleicht auch einen guten Weg nach Tongking abgiebt. Der Nam Ngua, bei welchem man am folgenden Tage vorbeifuhr, iſt ſogar neun Tagereiſen weit bis Möong Tong, das ſich aber ſchon im Beſitze der Hös befindet, zu befahren; durch ſein Thal waren dieſelben ſchon wiederholt auf ihren Plünderungszügen zum Nam U hinabgeſtiegen. Noch am ſelben Tage erreichte Reis die Stadt Möong Kua an der Einmündung des von Weſten her kommenden Nam Pak. Von dort an iſt der Nam U nach Angabe der Laos noch ſechs Wochen weit ſchiffbar, eine Strecke, die ein Europäer trotz der zahlreichen Stromſchnellen vielleicht in weniger als der Hälfte zurücklegen würde. Jedenfalls erſieht man daraus die Bedeutung des Nam U als eines Handelsweges. In dieſen Ländern werden die Transportmittel noch ſehr lange Zeit dieſelben bleiben, wie ſie jetzt ſind: Pirogen, Flöße, Laſtochſen und in gewiſſen Fällen Elephanten. Die Erbauung von Eiſenbahnen wäre in dem Bergwirrwarr des nördlichen Indochina ebenſo ſchwierig wie koſtſpielig, und die Verbeſſerung der Waſſerwege wird ein ſchwer erfüllbarer Wunſch bleiben. Und iſt die Produktion und der Verbrauch Jünnans wirklich ſo groß, daß er eine in Lieng Mai oder Hanoï beginnende Eiſenbahn rechtfertigen würde? Und iſt es wirklich der Mangel an Verbindungswegen, welcher hier den Handelsverkehr hindert und nicht vielmehr die ewige Feindſchaft zwiſchen den einzelnen Stämmen, die Räuberei und die Wegezölle?

Möong Kua, maleriſch am Zuſammenfluſſe beider großen Waſſerläufe, auf einem Hügel und am Fuße eines Berges

gelegen, war noch vor einigen Jahren eine große reiche Stadt, wohin Ochſenkarawanen der Hôs vom oberen Mekong, Kaufleute vom oberen Nam U, zahlreiche Khas u. A. kamen. Jetzt aber war die Hälfte der Bevölkerung nach dem Mekong geflohen, die Karawanen waren ausgeblieben und es lagen dort nur wenige Flöße mit Waaren vor Anker.

Inzwiſchen war es kälter geworden und in der Nacht des 14. December fiel das Thermometer auf 11° C. Abends, als Neis zitternd bei ſeinem Feuer ſaß, ſtiegen aus einer benachbarten Barke ſechs Männer, warm in wollene Gewänder gekleidet, und näherten ſich ihm, um ihn zu begrüßen; es waren Pai Pu Noï, welche in den hohen Gebirgen am Einfluſſe des Nam Leang, acht Tagereiſen oberhalb Möong Kua, wohnen. Sie verſtehen laotiſch, aber ſprechen eine eigene Sprache, ſind von Luang Prabang abhängig und befanden ſich gerade auf der Reiſe dorthin, um ihren Tribut abzuliefern. Namentlich mit der chineſiſchen Provinz Jünnan ſtehen ſie in Handelsverbindung und beziehen von dort Salz und chineſiſche Stoffe. Ihr Anführer plauderte lange mit Neis, zeichnete ihm eine Karte des oberen Nam U, der ihm ſehr gut bekannt war, und ſchenkte ihm ein Pfund Thee, den der Reiſende ſchon mehrere Monate lang hatte entbehren müſſen.

Nachdem Neis am folgenden Tage die Breite von Möong Kua beſtimmt hatte, gab er den Bitten ſeiner Mandarinen nach und trat am 15. December die Rückfahrt an, welche raſch von ſtatten ging. In der Nacht des 24. traf er wieder in Luang Prabang ein.

Hier erfuhr er den Ausbruch des Krieges in Tongking, wodurch ihm jede Möglichkeit, nach dieſem Lande vorzudringen, abgeſchnitten wurde. Seine Inſtruktionen, die ihm immerhin große Freiheit ließen, lauteten dahin, auf dem Rückwege, wenn die Straßen nach China und Tongking verſperrt ſein ſollten, der Route Mouhot's zwiſchen Luang Prabang und Bangkok zu folgen. Dann aber hätte er ſeinen eigenen Weg bis Paklaye zurückmachen müſſen. Andererſeits hatte er ſeit ſeiner Ankunft in Luang Prabang viel von der großen Stadt Xieng Maï ſprechen hören; von dort her kamen alle europäiſchen Waaren, welche auf dem Markte von Luang Prabang und im ganzen oberen Laos-Lande verkauft wurden. Die Engländer ſollten dort ſogar wegen der kommerciellen Wichtigkeit des Ortes einen Konſul einſetzen wollen. Deshalb hielt es Neis für richtig, über dieſe noch ziemlich unbekannte Stadt heimzukehren und er änderte demgemäß ſeinen Reiſeplan.

Eine Reiſe nach dem Taß-Buſen.

Von de Dobbeler.

I.

Während der Reiſe auf einem der von Tjumenj nach Tomsk fahrenden Paſſagierdampfſchiffe machte ich in der Nähe von Tobolsk die Bekanntſchaft eines Herrn Funk, welcher mit ſeinem eigenen Dampfſchiffe nach der Mündung der Flüſſe Taß und Purr fahren wollte, um dort ſeine Faktorei mit Waaren für den Tauſchhandel mit den Samojeden zu verſehen und ſeine Fiſchereien zu vergrößern. Es bot ſich mir die beſte Gelegenheit, den Norden Weſtſibiriens kennen zu lernen und gern nahm ich das Anerbieten dieſes Herrn an, mit ihm zu fahren.

Am 11. Juli 1884 gingen wir an Bord des nach dem Taß-Buſen beſtimmten Schraubendampfſchiffes, einem Schoner mit zwei Maſten, welcher eine große, mit Holz beladene Barke im Schlepptau führte. Am 12. Juli war Samarow und nach einem Aufenthalte an dieſem Orte am 14. Juli Mittags die Mündung des Irtiſch in den Ob erreicht. Am 16. Juli wurde bei Berjoſow (Bereſow) angelegt und am 18. Juli Nachmittags befand ſich das Schiff neben Obdorsk. Die Fahrt war bisher bei ſchönem Wetter und günſtigem Winde vor ſich gegangen und wenig unterbrochen worden. Rechts war der Ob von einem hohen, bewaldeten Steilufer, links von flachen, mit Weidenbäumen bewachſenen Ebenen begrenzt. Größere Inſeln waren nicht ſelten, flache, im friſcheſten Grün prangende Eilande. Am Ufer bemerkten wir einige von Oſtjaken bewohnte Orte, das nördlichſte Kloſter dieſer Gegenden, Kondinskoe, und den Kirchort Kuſchewatskoe. Hin und wieder kamen Oſtjaken in ihren kleinen zierlichen Booten, welche ſie ausgezeichnet zu führen verſtehen, ans Dampfſchiff gefahren, um Brot gegen Fiſche einzutauſchen.

Bei Obdorsk mag die Breite des Ob etwa 10 bis 12 km betragen. Der ruhig dahin fließende Rieſenſtrom und die hier nahe liegenden ſchneebedeckten Uralberge bieten gemeinſam ein ſelten großartiges Bild.

Am 19. Juli begannen ſchon einige, ſpäter häufig wiederkehrende Unterbrechungen und Unglücksfälle der Reiſe, zu denen gehörte, daß das Bugſirtau ſich in der Schraube des Dampfſchiffes verwickelte, die Anker in der Strömung nicht halten wollten, Schoner und Barke hart an einander geriethen und daß die eine Schraube des Dampfſchiffes beſchädigt wurde. Ganz beſondere Schwierigkeiten machte es aber, inmitten der Obinſeln und anfänglich im Obſchen Meerbuſen genügend tiefes Fahrwaſſer zu finden.

Nachdem ſchon am 21. Juli der Obſche Meerbuſen erreicht worden war, mußte das Schiff zurückkehren, damit an einem geeigneten Orte eine Reparatur der Schraube vorgenommen werden konnte. Dieſe Arbeit begann am 24. Juli, wurde aber ſchon am folgenden Tage durch ein Gewitter, welchem ein heftiger, zwei Tage und Nächte dauernder Nordweſtwind folgte, unterbrochen. Am 28. Juli war die Schraube reparirt, die Barke wurde zurückgelaſſen und unſer Schoner hoch mit Holz beladen. Da auch vierzig Menſchen, größtentheils Fiſcher, auf dieſem nur 110 Fuß langen und 21 Fuß breiten Schiffe Platz finden mußten, ſo war der Raum ſehr beſchränkt. Bald nach der Weiterfahrt gerieth das Schiff zweimal auf den Grund, welches eine zwei Tage und zwei Nächte währende, mühevolle Arbeit zur Folge hatte.

Die Ob-Inſeln, welche ich während dieſer Zeit nach allen Richtungen durchſtreift hatte, waren ſehr flach, mit hohem Graſe und Gebüſch, hauptſächlich Weidenbüſchen bedeckt; überall ſtand Waſſer, welches bald flach, bald tiefer werdend kleinere oder größere Teiche bildete; überall war der Uebergang vom flachen zum tiefen Waſſer allmählich

und der Grund feſt, nicht ſumpfig. An Pflanzen fand ich etwa vier verſchiedene Arten Weiden, zur Carexfamilie gehörige Gräſer, Schachtelhalme, Kuhblumen, Vergißmeinnicht, auf trockenen Stellen Glockenblumen, Nelken und Wicken. Belebt waren die Inſeln von wilden Schwänen, Möven, Uferſchnepfen, ſowie von unzähligen wilden Gänſen und Enten. Auch die furchtbarſte Plage Sibiriens, die Mücken, lernte ich hier kennen; ihre Anzahl und die von ihnen bereiteten Qualen ſind nicht zu beſchreiben, ſondern müſſen empfunden werden.

Am 30. Juli Nachmittags war der Obſche Meerbuſen zum zweiten Male erreicht und wurde neben Jambafalee, einer großen Fiſcherei, Anker geworfen. Der folgende Tag verging mit fortwährendem Hin- und Herfahren auf einer großen Sandbank, das Schiff ging 8 Fuß tief und das Fahrwaſſer war überall nur $8\frac{1}{2}$ bis 9 Fuß. Um 12 Uhr Nachts ging das Schiff endlich bei 12 Fuß Tiefe vor Anker; eben zur rechten Zeit, weil ein immer heftiger werdender Nordweſtwind, welcher zwei Tage und zwei Nächte dauerte, unfehlbar unſeren Untergang herbeigeführt hätte.

Am 3. Auguſt und in der folgenden Nacht ununterbrochene Reiſe beim ſchönſten Wetter; am 4. Auguſt wurden an der Oſtküſte große Eismaſſen bemerkt und daher die Weſtküſte aufgeſucht und dort geankert. Wir befanden uns, wie ſich ſpäter ergab, dem Taß-Buſen gegenüber. Zwiſchen den wenigen, am Ufer befindlichen Eisſchollen tauchten hin und wieder Seehunde auf, in einiger Entfernung vom Strande fanden wir ein ſamojediſches Todtenlager.

Während des folgenden Tages blieb der Schoner vor Anker; am 6. Auguſt herrſchte ein heftiger Nordweſtwind und das Schiff wurde vom Treibeiſe eingeſchloſſen; es gelang erſt nach ununterbrochenen anſtrengenden Arbeiten, Abends dem Eiſe zu entkommen und bei einem entſetzlichen Schwanken des kielloſen Fahrzeuges die Mitte des Meerbuſens zu erreichen, um dort an einer eisfreien Stelle zu ankern. Am 7. Auguſt Abends Fortſetzung der Reiſe; am folgenden Tage zwang ein dichter Nebel zu langſamem Fahren, und als ſich derſelbe zertheilt hatte, wurde bemerkt, daß der ganze Meerbuſen vor uns mit Treibeis bedeckt war und deshalb die Rückfahrt beſchloſſen. Während derſelben entdeckten wir den im Nebel nicht beachteten Taß-Buſen und erreichten Abends dieſe eisfreie und geſchützt liegende Bucht. Weil auch hier das wenig bekannte und theilweiſe ſehr flache Fahrwaſſer Schwierigkeiten machte, ſo konnte das Hochland Nachodka, welches den Mündungen des Taß und Purr gegenüber liegt, erſt am 11. Auguſt erreicht werden. Die Zeit bis zum 21. Auguſt verging mit Ab- und Umladen der Waaren, ſowie mit den beſchwerlichſten Verſuchen, den Purr hinaufzufahren. Am 22. Auguſt trat das Schiff ſeine Rückfahrt nach Tobolsk und Tjumenj an; es war das erſte Dampfſchiff geweſen, welches den Taß-Buſen hinaufgefahren war und die Mündungen der Flüſſe Taß und Purr aufgeſucht hatte.

Da ſich mir die beſte Gelegenheit bot, das Leben und Treiben der Samojeden kennen zu lernen, ſo hatte ich beſchloſſen, hier zu bleiben und ſpäter im December mit den vom Taß-Buſen nach Surgut gehenden Renthierkarawanen zurückzukehren.

Der Ort, welcher mir bis zum 2. December, alſo über ein Vierteljahr, zum Aufenthalte dienen ſollte, lag an einem kleinen, aber tiefen Arme des Purr, in einiger Entfernung von der Mündung des Fluſſes. Es war dieſes ein Haupthandelsplatz der Samojeden, welche im Herbſte mit Renthieren hierher kamen, und es hatten deshalb Herr Funk und ein Engländer Herr Wardropper hier ihre Waarenniederlage. Die Waaren des erſteren befanden ſich hauptſächlich auf einem Segelſchoner, weniger in dem am Ufer befindlichen kleinen Blockhauſe, die Waaren des Herrn Wardropper in einem geräumigeren Blockhauſe und in einem Schuppen. Der Handelsplatz oder die Faktorei hatte alſo zwei Blockhäuſer, einen mit Waaren beladenen Schoner, einen Schuppen und ein Samojedenzelt. Das größte der Blockhäuſer war $8\frac{1}{2}$ m lang, etwas über 4 m breit und $2\frac{1}{2}$ m hoch. Dieſe Gebäude und das eben ſo kleine Blockhaus eines am Taß angeſiedelten Ruſſen Mamejeff waren die einzigen in einem Umkreiſe von Hunderten von Meilen.

Wichtiger als der Handel mit den Samojeden, welche gegen Fiſche und Pelzwerk das ihnen nöthige Mehl, Brot, Salz, Tabak und Tuch eintauſchten, ſind die am Taß und Purr befindlichen Fiſchereien. Die Fiſcherei beginnt Anfangs Juli, wenn ſich an den Seiten der Flüſſe, theilweiſe auf dem Eiſe, etwas Waſſer bildet; es werden zuerſt Hechte und andere Süßwaſſerfiſche gefangen. Bald darauf wandern auch die Fiſche aus dem Nördlichen Eismeere und dem Obſchen Meerbuſen nach den Mündungen der Flüſſe, aber die Haupternte der Fiſcherei beginnt erſt dann, wenn das Eis aus dem Ob- und Taß-Buſen fort iſt und den Luft bedürfenden Weißwalen, den ruſſiſchen Delphinen, nicht mehr im Wege ſteht. Dieſe beweglichen, mit Rauſchen und Brauſen aus dem Norden daher kommenden Thiere ſind es hauptſächlich, welche die Fiſchſchaaren, beſonders die phlegmatiſchen Störe, in die Flüſſe hineinjagen. Es werden alsdann enorme Quantitäten Fiſche, hauptſächlich Störe, Sterlette, Njelma, Sirock, Moksun, Sjeld, Nalim (Quappe) ꝛc. gefangen. Die Fiſche werden eingeſalzen, von den Samojeden getrocknet und im Herbſt mit einem oder zwei Segelſchiffen nach Tobolsk gebracht. Ein großer Theil Störe und Sterlette wird in Teichen aufbewahrt, um ſpäter, wie die im Herbſt gefangenen Fiſche, im gefrorenen Zuſtande mit Renthierkarawanen nach Surgut transportirt zu werden; von Surgut werden ſie mit Pferden nach Tobolsk und anderen ſibiriſchen Städten gebracht und in den ruſſiſchen Faſtenzeiten conſumirt. Es wird noch bis December unter dem Eiſe gefiſcht und erſt dann damit aufgehört, wenn das Eis zu ſtark wird.

Es bot ſich mir die Gelegenheit gerade in der ſchönſten Zeit, in der erſten Hälfte des September, größere Fahrten mit dem Boote zu machen, den Purr und den Taß mehrere Meilen weit hinaufzufahren und Nachodka aufzuſuchen. Der Anfang September iſt deshalb ſchön, weil die Tage hell und warm ſind (am 31. Auguſt + 19° R. in der Sonne), aber ſchon einzelne ſchwache Nachtfröſte eintreten, welche die Mücken lähmen; ich machte die Bemerkung, daß dieſe Plagegeiſter bei + 6° R. noch ſehr in Bewegung und recht läſtig, bei + 4° R. aber nicht mehr zu bemerken ſind.

Taß und Purr haben, abgeſehen von der verſchiedenen Größe, viel Aehnlichkeit mit dem Ob und kann das von den Ob-Inſeln Geſagte im Weſentlichen auch von den Niederungen und Inſeln dieſer Flüſſe gelten.

Am Ufer des Purr und des Taß-Buſens lagen häufig 20 bis 30 Fuß hohe Hügel, aus Humuserde beſtehend, welche auf Eisſchollen aus den Tundren hierhergekommen ſind und an die erratiſchen Blöcke erinnern. Der Lärchenbaum iſt der einzige hier vorkommende hochſtämmige Baum, welcher aber eine beträchtliche Stärke und Höhe erreicht und in der Nähe der Flüſſe nicht unbedeutende Wälder bildet. Auffallend war an manchen Orten die große Menge wilder Roſen, welche trotz einiger Nachtfröſte noch in ſchöner Blüthe ſtanden.

Die Bootfahrten nahmen 14 Tage in Anſpruch; es mußte in Samojedenzelten, in Erdhütten ruſſiſcher Fiſcher

oder im Boote übernachtet werden: als wir am 14. September vom Taß zurückkamen und durch den Taßbuſen fuhren, ſchwammen ſchon kleine Eisſchollen in demſelben und in der folgenden Nacht fiel Schnee.

Nachdem ein großer Theil der ſamojediſchen Hirten aus dem Norden zurückgekehrt und ſich am Taß und Purr verſammelt hatte, machte ich am 25. Oktober meine erſte Fahrt mit Renthieren zu dem ſchon erwähnten, am Taß wohnenden Ruſſen Mamejeff und kehrte am 31. Oktober nach der Faktorei zurück. Im November entwickelte ſich in der Faktorei ein ſehr reges Leben; neben einem lebhaften Handel mit den immer zahlreicher ankommenden Samojeden mußten die Renthierkarawanen nach Surgut expedirt werden. Die Fiſche wurden gewogen, auf Schlitten gepackt und, nachdem auf dieſe Weiſe eine genügende Anzahl Schlitten beladen war, ſetzte ſich die erſte Karawane in Bewegung, dieſer folgte nach mehreren Tagen die zweite, nach längerer oder kürzerer Zeit die dritte, die vierte ꝛc. Die Renthiere für die Karawanen werden von den wohlhabenden Samojeden geliefert, welche dann dieſelben auch führen.

Nach den angegebenen größeren und einigen kleineren Exkurſionen blieb ich faſt immer in der Faktorei; leider war es mir nicht möglich, einen gut erhaltenen Mammuth aufzuſuchen, welcher in einiger Entfernung von Nachodka lag. Der Aufenthalt am Purr wurde, je mehr er ſich ſeinem Ende näherte, um ſo unangenehmer; die kleinen Gebäude waren von Waaren, von ruſſiſchen Fiſchern und Samojeden überfüllt. Die ewige Fiſchſpeiſe, welche roh oder gekocht genoſſen werden mußte, wurde mir ganz zuwider und fürchtete ich deshalb, am Skorbut zu erkranken; auch wurde davon geſprochen, daß unter den Samojeden die Pocken herrſchten. Außerdem entſtanden Streitigkeiten zwiſchen Ruſſen und Samojeden, welche in Folge der Verſchiedenheit der Sprache und beſonders durch die Furchtſamkeit eines ruſſiſchen Fiſchers faſt zu einem Kampfe geführt hätten. Alle dieſe Unannehmlichkeiten ſtörten mich aber wenig in meiner Beſchäftigung, welche darin beſtand, Wind und Wetter zu beobachten, die Temperatur der Luft und anfänglich die des Waſſers zu meſſen und zu notiren und mit vieler Mühe und Koſten ein ſamojediſches Wörterbuch herzuſtellen. Dasjenige, was ich über die Religion und die Sitten, über das Leben und Treiben der Samojeden in Erfahrung bringen konnte, gebe ich in einem folgenden Aufſatze wieder.

Am 2. December wurde die Reiſe nach Surgut angetreten; der Weg führte über eine der kälteſten, wildeſten und menſchenleerſten Flächen des nördlichen Aſiens. Die Länge des Weges wurde mir auf 1100 Werſt (1 Werſt = $1^1/_{16}$ km) angegeben und ſtimmt dieſe Angabe mit der Berechnung, wenn man annimmt, daß die Renthiere während längerer Reiſen 7 Werſt in der Stunde zurücklegen.

Unſere Karawane war eine kleine, raſch gehende, welche dem Ruſſen Mamejeff gehörte und nur Perſonen, keine Waare beförderte; ſie war die letzte, welche von der Faktorei nach Surgut ging, aber alle übrigen Karawanen überholte. Es reiſten mit derſelben der Ruſſe Mamejeff, der Engländer H. Wardropper, zwei Dolmetſcher, ein Oſtjake und eine Samojedenfamilie, beſtehend aus zwei erwachſenen Samojeden, einer Frau, einem Knaben und einem kleinen Kinde; ein Zelt und Lebensmittel wurden mitgeführt.

An den erſten beiden Tagen mißlang die Abreiſe, weil beim Abſchiede zu reichlich Branntwein genoſſen worden war; faſt ſämmtliche Führer fielen von ihren Schlitten in den Schnee und mit mir raſten die Renthiere ungelenkt über die Schneefläche. Es gelang mir mit äußerſter Anſtrengung, mich im Schlitten zu halten und nach einer weiten, ziellosen Fahrt die Renthiere anzuhalten. Nachdem Ruſſen, Samojeden und Oſtjaken ihren Rauſch im Schnee ausgeſchlafen hatten und ſpäter auch die Renthiere bis auf wenige wiedergefunden und eingefangen waren, konnte am dritten Tage, dem 4. December, die Reiſe fortgeſetzt werden.

Wir fuhren bis Surgut entweder auf Flüſſen, deren Ufer dicht bewaldet waren, über öde, nur mit Zwergſträuchern bewachſene Hochebenen oder über Seen und Sümpfe. Die einzigſten Thiere, welche ich während der ganzen Reiſe ſah, waren eine Schneeeule, ein Buſſard und ein paar Krähen; das Wild wandert ebenfalls im Winter nach Süden oder zieht ſich in die dichteſten Wälder zurück, welche in großer Zahl und Ausdehnung vorhanden ſind. Wölfe folgen wohl den Karawanen, aber ſelten wird es gelingen, einen derſelben auch nur zu ſehen.

Am 4. December fuhren wir ununterbrochen 12 Stunden, anfänglich auf dem Purr, dann auf einem Nebenfluß deſſelben, dem Tabbiiha oder Sandfluß; am folgenden Tage ebenfalls auf dem Tabbiiha. Der 6. December war ein Ruhetag; es kamen viele Samojeden nach unſerem Zelte, ſie zogen ebenfalls mit ihren Karavanen ſüdlich oder nach Obdorsk. Am 7. und 8. December raſche Fahrten bei ſchönem, ſtillem Wetter; zwiſchen den Lärchenbäumen ſah ich einzelne Exemplare dichter, mit grünen Nadeln verſehener Tannen und hin und wieder eine Birke. Am 9. December wehte eine heftiger Südweſtwind, Schneegeſtöber herrſchte und die Temperatur der Luft war nur — 2° R. Wir befanden uns auf einer baumloſen Hochebene; wunderbar iſt es, wie die Samojeden beim Schneegeſtöber und in dunkler Nacht auf weiten Ebenen, wo kein Baum, kein Hügel ihnen als Zeichen dienen kann, immer den Weg zu finden wiſſen. Oft ſah ich nach meinem Kompaß und immer mußte ich bemerken, daß ſie dieſelbe Richtung einhielten; kein Ruſſe oder Fremder, und wenn er während ſeines ganzen Lebens in dieſen Gegenden gewohnt hat, wird ohne einen Samojeden oder Oſtjaken eine ſolche Fahrt wagen oder durchführen können.

Am 10. December Ruhetag, am 11. eine langſame Fahrt, weil der Schnee hoch und weich war. Am 12., 13. und 14. December ununterbrochene Fahrten bei ſchönem Wetter; wir paſſirten die Waſſerſcheide der Flüſſe Nadim und Purr, ferner ſah ich nach langer Zeit zwei allein liegende, mäßig hohe Berge, Tündela, und einen kleinen, vollkommen kreisrunden See, welcher mit einem gleichmäßigen, etwa 20 bis 30 Fuß hohen Wall umgeben war, dieſer letztere war im Oſten etwas durchbrochen; ſpäter kamen dieſe runden Seen noch häufiger vor, wenn auch nicht ſo regelmäßig geformt. Wir trafen die ſchönſten aus Tannen, Fichten, Kiefern und Birken beſtehenden Wälder. Tannen und Fichten zeigten die verſchiedenſten Formen, dunkelgrüne Säulen, Kegel, Pyramiden; zwiſchen ihnen ragten nur noch einzelne Exemplare des nadelloſen Lärchenbaumes, Ruinen gleich, hoch empor.

Der 15. December war ein Ruhetag; ein heftiger Südweſtwind wehte und ein Schneegeſtöber herrſchte, die Temperatur der Luft war nur — 4° R. Es wurde ein Renthier geſchlachtet und von den Samojeden theilweiſe roh verzehrt; Renthierfleiſch wie Fiſche werden in Streifen geſchnitten, dieſe in den Mund geſteckt und vor dem Munde mit dem Meſſer abgeſchnitten. Da es das ſchlechteſte Wetter war, ſo ſaß ich während des ganzen Tages im Zelte und in Gedanken hieran möchte es Zeit ſein, etwas über die Art und Weiſe unſeres Reiſens zu erwähnen.

Das Antlitz der Erde von Eduard Süß.

(Bd. I, Tempsky u. Freitag, Prag und Leipzig 1885.)

In einem ſtattlichen Bande von 778 Seiten in Lexikonoktav hat die erſte Hälfte von Süß' „Antlitz der Erde" ihren Abſchluß gefunden. Geſtützt auf ein erſtaunlich reiches, bis in die jüngſte Zeit mit Sorgfalt und kritiſchem Blicke geprüftes, geologiſches Beobachtungsmaterial, unternimmt es der berühmte Wiener Geologe, die horizontale und vertikale Gliederung der Erdoberfläche genetiſch zu erklären. Wenn die Schule der Alexander v. Humboldt und Leopold von Buch in jedem Gebirge nach denjenigen Maſſen forſchte, welche die Hebung deſſelben hervorgebracht hatten, wenn man von beſtimmten, ſich dokumentirenden Hebungsrichtungen zu ſprechen gewohnt war, ſo giebt es nach Süß Hebungen — weder plötzliche, noch ſäkulare — überhaupt nicht! Dieſe Anſchauung iſt keine plötzlich und unvermittelt auftretende Caprice eines neuerungsſüchtigen, verwegen konſtruirenden Theoretikers. Die Gebirgsfaltungen des Schweizer Jura mußten bei dem gänzlichen Mangel eruptiver Geſteine ihren erſten wiſſenſchaftlichen Erforſcher ſchon vor 50 Jahren zu einem Gegner der Anſchauung machen, nach der man in jedem Gebirge das Reſultat einer Erhebung ſah. Die Theorie einer Fältelung, geſtützt durch geſchickte Experimentalverſuche, gewann Boden und trat auch bei den durch die Faltenſyſteme der Alleghanys angeregten amerikaniſchen Forſchern, wie z. B. dem bekannten Geologen Dana, in den Vordergrund. Hatte man für die den Jura faltende Kraft den Urſprung noch in der Erhebung der Alpen geſucht, ſo zeigten die geologiſchen Specialunterſuchungen in der Schweiz, z. B. an den durch einander gekneteten Schichten von Trias und Gneis beim Finſteraarhorn und der Jungfrau, daß wir es auch hier mit den durch Eroſion zerſchnittenen Trümmern zuſammengeſchobener Faltungen zu thun haben. 1875 erſchien die Aufſehen erregende kleine Schrift von Süß „Die Entſtehung der Alpen", in welcher ſeine Theorie, daß Faltungen und Senkungen die beiden, die Oberflächengeſtalt des Alpengebietes bedingenden Vorgänge ſeien, zum erſten Male begründet ward. Die gemeinſame Urſache für beide Vorgänge iſt die allmählich fortſchreitende Erkaltung der Erde, die nothwendiger Weiſe eine Volumenverminderung bedingt. Der Proceß geht nicht ganz gleichmäßig vor ſich, da die erkaltete Oberfläche ſich nicht gleichmäßig dem verkleinerten Volumen anſchmiegen kann. Wäre ſie ſtark genug, der allgewaltig wirkenden Schwere zu widerſtehen, ſo müßten unter ihr weite Hohlräume entſtehen und zuletzt eine völlige Trennung von dem Erdkerne erfolgen. Statt deſſen ſucht ſich die Erdrinde dem Erdkerne ſtets anzupaſſen, Stellen geringeren Widerſtandes werden unter der furchtbaren Wirkung der radial wirkenden Schwerkraft in Runzeln und Falten gelegt, große Platten und Schollen löſen ſich und ſinken ſchneller als ihre Umgebungen in die Tiefe. „Die ſichtbaren Dislocationen — heißt es S. 143 — in dem Felsgerüſte der Erde ſind das Ergebniß von Bewegungen, welche aus der Verringerung des Volumens unſeres Planeten hervorgehen. Die durch dieſen Vorgang erzeugten Spannungen zeigen das Beſtreben, ſich in tangentiale und in radiale Spannungen, und dabei in horizontale (d. i. ſchiebende und faltende) und in verticale (d. i. ſenkende) Bewegungen zu zerlegen." Es ſind, wie an einzelnen Dislocationen nachgewieſen wird, Schollen Hunderte und Tauſende von Metern geſunken. Einbrüche ſind es, in denen ſich die Oceane geſammelt haben, ſo daß die Kontinente hervortraten aus dem das urſprüngliche Sphäroid bedeckenden Waſſermantel, Faltungen, welchen die großen Kettengebirge der Erde ihre Entſtehung verdanken. Die vulkaniſchen Vorgänge ſind nur Nebenerſcheinungen, Anzeichen der „vorübergehenden Oeffnung kleiner Fugen".

Der Zuſammenbruch des alternden Erdballes ſetzt ſich fort. Erdbeben und ſeismiſche Fluthen gemahnen uns an denſelben. Die Vorgänge ſind aber in der Gegenwart entſchieden von geringeren Veränderungen begleitet als in früheren Epochen, obſchon vor einem Quietismus in der Geologie gewarnt werden muß. Süß beginnt damit, in Kapitel I. aus einander zu ſetzen, wie die Ueberlieferungen der Sintfluth ſich in erſter Linie als Erſcheinungen einer das untere Meſopotamien heimſuchenden ſeismiſchen Fluth darſtellen. Beſonders in der älteſten Form, im Izdubarepos, iſt die Darſtellung durchaus der Lokalität angepaßt. Mit einer Erdbebenfluth, bei der die „Brunnen der Tiefe" ſich öffnen, d. h. die Grundwäſſer der Niederung hervorbrechen, verbanden ſich vielleicht die Wirkungen eines im Indiſchen Ocean vorrückenden Cyclons. Nach einem Hinweiſe, wie ſich die Berichte der Geneſis als jüngere und binnenländiſch gefärbte Darſtellungen dokumentiren, werden Vorgänge aus der jüngſten Zeit, die als Senkung interpretirte Ueberfluthung des Ran of Katch und Cyclonenfluthen an Bengalens Küſte als erläuternde Beiſpiele herangezogen. Im zweiten Kapitel werden einzelne an Erſchütterungen reiche Gebiete genauer beſprochen und dargelegt, daß der Beweis für wirkliche Erhebungen chileniſcher Küſtengebiete keineswegs als erbracht gelten könne. Nachdem in dem beſonders wichtigen dritten Kapitel die Dislokationen und die durch vereinigte radiale und tangentiale Bewegung hervorgerufenen und oft ſehr verwickelten Erſcheinungen beſprochen ſind, wendet ſich der Verfaſſer im vierten Kapitel ſpeciell zu den Vulkanen. Er beſpricht in äußerſt feſſelnder Weiſe die verſchiedenen Typen, welche von den unter unſeren Augen ſich bildenden Kegeln bis zu den durch die Denudation zerſtörten Vulkanruinen zu verfolgen ſind. Oft ſind nur noch Batolithen übrig geblieben, d. h. Maſſen, die in feurig flüſſigem Zuſtande nie bis an die Oberfläche gedrungen ſind. Im fünften Kapitel werden die Erdbeben behandelt. Wenn Hoernes 1878 bei ſeiner Eintheilung beſonders die tektoniſchen Erdbeben ausſchied, ſo verfolgt Süß die Erſcheinungen noch mehr ins Einzelne, indem er betont (S. 228), daß es ebenſo viele Arten von tektoniſchen oder Dislocationsbeben geben müſſe, als es Gruppen von Dislocationen giebt.

Wir müſſen es uns verſagen, hier des Näheren auf die ſpecielle Eintheilung einzugehen und können auch nur ganz ſummariſch auf den zweiten Theil hinweiſen, der ſpeciell die Gebirge der Erde behandelt. So weit wie geologiſche

Forſchungen vorliegen, zieht der Verfaſſer die orographiſche Geſtaltung in den Kreis ſeiner Darſtellung. In den erſten fünf Abſchnitten, welche Alpen, Karpathen und Mittelmeergebiete behandeln, bewegt ſich Süß vornehmlich auf altem, wohl vertrautem Arbeitsfelde; dem ſüdlichen Afrika, Vorderindien und den centralaſiatiſchen Hochgebirgen ſind Abſchnitt 6 und 7 gewidmet, während der 8., oft durch kühne Kombinationen überraſchend, die „Beziehungen der Alpen zu den aſiatiſchen Gebirgen“ enthüllt. Für die drei, dem amerikaniſchen Kontinente gewidmeten Abſchnitte lieferten die Specialaufnahmen der Vereinigten Staaten und die zahlreichen, wenn leider auch noch immer lückenhaften Forſchungen europäiſcher Reiſenden das Beobachtungsmaterial. Als beſonders intereſſant möge hier die Beſprechung der „Cordillere der Antillen“ hervorgehoben werden.

Ich habe das Buch bei der Lektüre jedes einzelnen Abſchnittes ſtets mit einem Gefühle des größten Reſpektes aus der Hand gelegt, ſelbſt dann, wenn ſich mir bei der Behandlung einzelner und theilweiſe ſpeciell bekannter Gebiete eine zweifelnde Frage aufdrängte. Hier will ich mich begnügen, auf Süß' eigene Worte (S. 142) hinzuweiſen: „Die Einzelheiten der Vorgänge durch genaue Prüfung und Vergleichung einzelner Fälle zu ermitteln, iſt die Aufgabe der nächſten Jahre. Jede genaue Unterſuchung des Weſens irgend einer beſtimmten Dislokation .... gewinnt hierdurch erhöhtes Intereſſe, und dankbar wendet man ſich dem großen Schatze älterer Beobachtungen von Neuem zu.“

Das Buch iſt von einem eminenten Geologen geſchrieben, aber ſtets im Hinblicke auf die großen Fragen der phyſikaliſchen Geographie. Ich möchte es die erſte wirkliche Morphologie der Erdoberfläche nennen. Bei der Klarheit und Präciſion der Sprache wird es auch den nur mit den Elementen der Geologie vertrauten Lehrer zu feſſeln und zu fördern vermögen. Alle diejenigen, welche ſich für die großen Fragen der phyſikaliſchen Erdkunde intereſſiren, auch wiſſenſchaftlich gebildete Touriſten und Alpiniſten ſeien auf dasſelbe verwieſen. Das einzige, was hier und da ſtörend auffällt und unſchwer hätte vermieden werden können, iſt die Verſchiedenheit der angeführten Maße; man begegnet Meilen (ohne beſondere Charakteriſirung) und Kilometern, Metern und Fußen. Die Ausſtattung mit 48 Textbildern, zwei Vollbildern und vier Karten in Farbendruck iſt eine vortreffliche, der Druck vorzüglich, ſo daß ſich ſchon dieſer erſte Band, der in ſich ein Ganzes bildet, als Gabe auf den Tiſch eines gebildeten Naturfreundes empfiehlt. Auf den zweiten Band, welcher die für den Geographen ſo hoch intereſſanten „Veränderungen der Oberflächengeſtalt des Meeres“ und nach einer Zuſammenfaſſung aller Einzelreſultate die Veränderungen der Landfaunen ſeit der Tertiärzeit behandeln wird, dürfen wir mit Recht geſpannt ſein und wünſchen demſelben eine baldige Vollendung. P. L.

Die Karánkawa-Indianer.

Von **Albert S. Gatſchet** in Waſhington.

Obwohl die Karánkawa-Indianer in der amerikaniſchen Kolonialgeſchichte und in der Lokalgeſchichte von Texas nicht ſelten erwähnt und beſchrieben werden, ſo iſt doch wenig über ſie bekannt, was von ethnologiſchem Werthe wäre. Sie werden als kühne und muthige Krieger von bedeutender Körpergröße geſchildert, als Anthropophagen und als unerbittliche Feinde der ſpaniſchen Koloniſten; die Bedeutung ihres Stammesnamens iſt unbekannt, und es trägt denſelben noch ein Flüßchen, das von Norden her der Matagorda-Bai zuſtrömt.

In der merkwürdigen Beſchreibung des ſüdlichen Texas, die uns der abenteuernde Alvar Nuñez Cabeça de Vaca unter dem Titel „Naufragios“ hinterlaſſen hat [1]), werden zwar mehrere Stämme erwähnt, die in dortiger Gegend gelebt haben müſſen, doch läßt ſich keiner derſelben ſicher mit den Karánkawa identificiren. Etwa 150 Jahre nach ihm erwähnt ſie indeß Joutel, ein Begleiter von Rob. Cavelier de la Salle auf deſſen letztem Entdeckungszuge (1687), unter dem Namen Koïenkahé, Koienkahe, Korenkake als im Norden (d. h. Nordoſten) des Maligne-Fluſſes lebend [2]), worunter vermuthlich der Guadeloupe-Fluß zu verſtehen iſt. Während ſeines Aufenthaltes an der St. Louis-Bai hatte C. de la Salle den Clamcoët-Indianern ihre Kähne eigenmächtig weggenommen, um damit eine Explorationsfahrt auf einem der dortigen Flüſſe auszuführen. Er kehrte alsdann nach dem Miſſiſſippi zurück, und ſobald dieſe Indianer von ſeiner Ermordung hörten, fielen ſie über die zurückgebliebenen 20 Franzoſen beiderlei Geſchlechts her und machten ſie bis auf Wenige, die entrinnen konnten, nieder [1]). Daß die Namen Clamcoët und Karánkawa identiſch ſind, und daß erſterer noch genauer zu dem unten zu erwähnenden Karámkawa ſtimmt, werden unſere Leſer leicht einſehen.

Im 18. Jahrhundert dehnten die Spanier von Mexiko aus ihre Herrſchaft auch über Texas, und verwalteten das Land von zwei militäriſch beſchützten Poſten aus: San Antonio de Bejar und Nacogdoches. Sie richteten auch einige Miſſionen zur Civiliſirung der Indianer ein, hauptſächlich im Süden der Provinz, und die „Carancahuazes“ werden damals oft als eine wilde Horde von Barbaren im Küſtenſtriche erwähnt. In den texaniſchen Staatsarchiven, die ich im December 1884 zu konſultiren Gelegenheit fand, finden ſich Stellen wie (zum Jahre 1793): „Es iſt unmöglich, die Küſtenindianer, genannt Caranchuazes, zum Chriſtenthume zu bekehren, wegen ihrer engen Freundſchaft mit den Lipans (Apaches).“ „Eine neue Beſatzung muß am Coloradofluſſe angelegt werden, um die Carancahuas im Zaume zu halten.“ Der Ort Refugio, oder Nueſtra Señora de Refugio, wo die übrigen Karánkawa damals unter der Aufſicht des Miſſionars Garza lebten, liegt in der Mitte zwiſchen Corpus Chriſti und Victoria, ungefähr unter 28° 20′ nördl. Br. Wenigſtens ein Theil des Stammes war alſo damals ſchon chriſtianiſirt. Ein mexikaniſches Dokument von 1828 meldet, daß 100 Familien

[1]) Abgedruckt in Barcía, Historiadores.
[2]) P. Margry, Découvertes III, 288, 289. B. F. French, Historical Collections of Louisiana, I, 134 ff.

[1]) P. Margry, Découvertes III, p. 613, 614.

der Carancahuazes und Cujanos (?) vom Hafen von Corpus Chriſti ſich nordöſtlich bis zum Ausfluſſe des Colorado-fluſſes vorfänden und den Koloniſten nicht ſelten läſtig würden.

Wie alle übrigen Stämme des mittleren Texas waren auch die Karánkawa Menſchenfreſſer [1]); dieſe Thatſache iſt durch die älteren Autoren ſo wohl bezeugt, daß gar kein Zweifel dagegen erhoben werden kann. Dies war wohl auch der Anlaß, daß die Sprache der Karánkawa als ein Dialekt des Atákapa von Louiſiana, geſprochen am Bayou Tèche, Mermentau- und Calcaſieu-Fluſſe, angeſehen wurde. Denn da beide Völker als Anthropophagen bekannt waren, ſo konnte ſich das Chá'hta-Wort hátak-ápa (hátak Menſch, ápa eſſen) leicht auf beide ausdehnen und in Folge deſſen beide als eines Stammes und einer Sprache betrachtet werden. Untenſtehende Liſte von Karánkawa-Wörtern macht einen ſolchen Zuſammenhang höchſt unwahrſcheinlich.

Seit dem Schluſſe des Revolutionskrieges (1783), beſonders aber ſeit 1810 begann die thatkräftige Raſſe der Angloamerikaner nach Texas vorzudringen und als ſie im Oſten und Süden an Volkszahl erſtarkt war, hatte auch für die Diebes- und Mordgelüſte der Karánkawa-Indianer die letzte Stunde geſchlagen. Koloniſten, die unter der Leitung von Stephen Auſtin ſtanden, hatten ſich einmal zur Erforſchung der Umgebung von ihrer Anſiedelung entfernt; die Karánkawa benutzten den Moment, um über die Zurückgebliebenen herzufallen, ſie zu berauben und vier unter ihnen zu tödten. Auſtin brach an der Spitze einer Kolonne auf, drängte die Angreifer in die Enge und maſſakrirte etwa die Hälfte des Stammes, ſo daß die Uebrigen ſich bei La Bahia auf Gnade oder Ungnade ergaben. Sie wurden unter dem Verſprechen freigelaſſen, ſich nie wieder öſtlich vom La Vacafluſſe zu zeigen. Die Ueberreſte derſelben konnten jedoch das Stehlen nicht laſſen und geriethen ſo in Konflikt mit den ſpaniſchen Anſiedlern, welche ſie wieder über den La Vaca zurücktrieben. Sie fanden hierauf Zuflucht bei den Amerikanern, denen ſie hinfort als Arbeiter und Knechte dienten [2]).

Mühlenpfordt beſchreibt ſie in ſeinem „Freiſtaate Texas“ I, S. 120 als ſchön- und hochgewachſen, mit Adlernaſen, niedriger Stirn und hervorſtehenden Backenknochen ausgeſtattet, tatuirt; als wohlbewaffnete, trotzige Feinde der Comanches und zwiſchen Goliad (oder La Bahia) und Arangaſo angeſiedelt. Den Namen ſchreibt er Caranchuhuas und Carancowaſos. — Die letzte Nachweiſung, die ich über dieſen Stamm aufzufinden im Stande war, iſt die, daß ſie von Cortina, dem Lokalhaupte von Matamoros, im Jahre 1858 wegen Räubereien gezüchtigt und weſtlich über den Rio Grande befördert wurden. Wenn heutzutage noch Individuen des Stammes am Leben ſind, ſo dürften ſie am eheſten im Staate Tamaulipas oder auf Padre Island, einer langen Nehrung nördlich von Matamoros, angetroffen werden. Im verfloſſenen Jahrhundert galt als einer ihrer Nachbarſtämme der Stamm der Mayeyes, oder Malleyes, Mayes, der bei San Antonio und an der St. Bernard-Bai erwähnt wird. Dieſe Indianer waren ebenfalls den mexikaniſchen Anſiedlern feindlich geſinnt und ſollen „neben dem Atákapa noch eine ihnen eigene Sprache“ geſprochen haben. Lieutenant Uhde erwähnt außerdem noch bei San Antonio die erloſchenen Stämme der Pacaos, Payſeyas, Orejones, Pallalat, Cuyanes; zwiſchen Nueceesfluß und Rio Grande die Tortugas, Siapanes, Pampopas, Pacarujas, Oeanes, Nazonis (S. 121).

Als ich im September 1884 die Tónkawe-Indianer in Shackleford County, im nordweſtlichen Texas, beſuchte und ihre Sprache ſtudirte, fand ich zwei Perſonen unter ihnen, die in ihrer Jugend mit den Karánkawa zuſammen gelebt hatten. Einer derſelben, ein Greis von 75 Jahren, ſah ſie ums Jahr 1835 unweit des Unterlaufes des Rio Grande, etwa 20 Hütten bewohnend, barfüßig, von kräftigem Körperbaue und unter dem Namen Kéles oder „Ringer, Ringkämpfer“ den Tónkawe bekannt, da ſie ſich in dieſer athletiſchen Kunſt beſonders auszeichneten. Er ſprach den Namen mit m aus: Karámkawa, wie er ihn von den Mexikanern gehört hatte. Im ſüdlichen Texas waren ihm außerdem noch drei barfuß einhergehende Stämme zu Geſicht gekommen: die Minai, ſüdöſtlich von der Hauptſtadt Auſtin, in 25 Hütten oder Zeltdächern; die Carrizos, am unteren Rio Grande mit fünf Hütten; die Hanáme oder Chaimáme, ebendaſelbſt, mit zehn Hütten.

Die Minai ſind die Bidai, Bidayos, Bidaes der mexikaniſchen Dokumente, die noch vor 40 Jahren am Trinityfluſſe lebten, und deren Namen das Caddo-Wort bidai, Gebüſch, Strauch, darſtellt. Die Carrizos leben noch jetzt friedlich bei Reynoſa, auf der mexikaniſchen Seite des Rio Grande; ihr Name iſt ſpaniſch und bezeichnet ein Rohrdickicht. Uhde (Länder am unteren Rio Bravo. 1861) hat ein kleines Wortverzeichniß ihrer Sprache geliefert; ſie ſind auch unter dem Namen Cometrudos bekannt. In ihrer Nähe wohnten die obigen Hanáma oder Charimames, wohl identiſch mit den Cotomames der dortigen Gegend. Mein Tónkawe-Informant kannte zwei Wörter ihrer Sprache: himiyána, Waſſer; himiána tsáyi! reiche mir Waſſer! — Ein Lipan-Apache theilte mir mit, daß ſein Volk die Karánkawa: Nda kun-dadéhe, „Leute, die ins Waſſer gehen“, benannte.

Die Wörter aus der bis jetzt noch völlig unbekannten Karánkawa-Sprache, an die der lebensmüde Greis ſich noch erinnern konnte, lauten wie folgt:

ewö! komm her!
gaχiamétĕt upät, vor langer Zeit redete, ſprach ich.
hókso, Alligator.
húmhe, Feuer.
káhe, Tabak; ka-swénas, Cigarrette.
koláme, Bratpfanne; Zuber aus Eiſenblech.
kwa ma, ſchwarzes Pferd (kwa aus ſpaniſchem caballo).
kwan péka, weißes Pferd.
kwó-om! nein!
χankíniktam! laufe, komm eilends her!
napénai pátsim, ich ſage, rede.
napénai naχĕruaχa pára, ich bin ſehr erzürnt.
upät, emphatiſch; upá-ä-ät, vor langer Zeit.
ushiniktam, ein kleiner Mann.

Der zweite Informant war eine blinde Frau, wohl ebenſo betagt, wie jener alte Mann. Man behauptete, ſie habe längere Zeit mit einem Karánkawa-Indianer zuſammengelebt; ihre Angaben beſtätigen mehrere der obigen Wortbedeutungen:

ewé-e! komm! komm geſchwind!
háka! ſetze dich! tchakwamé! ſetze dich hier!
ka-as waná! komm her!
χankéyo, rennen, laufen, eilen.
tapshewá, Schwein.
wána! gehe weg! oder: wir wollen gehen!

Die Qualität und der geringe Umfang dieſer Wortliſte macht Vergleichungen ſchwierig. Nichts darunter ſcheint

[1]) Vergl. Prof. C. Buſchmann, Spuren der aztekiſchen Sprache, S. 428, 429; in Verhdl. d. Kgl. Akad. d. Wiſſenſch., Berlin, 1854.

[2]) Buſchmann, a. a. O. (nach Mrs. M. Holley).

mit Tónkawe, Apache, Caddo, Comanche oder Atákapa überein zu ſtimmen; dagegen laſſen ſich einige unbeſtimmte Anklänge an das Coahuilteco (oder Texano), das vor hundert Jahren zu beiden Seiten des unteren Rio Grande geſprochen wurde und uns in Garcia's Catechismus (Querétaro, 1760) erhalten iſt, herausfinden. Vermehren ſich dieſe Anklänge durch ſpätere Forſchung, ſo wird die Affinität beider Sprachen zur Wahrſcheinlichkeit oder Gewißheit:

upät längſt; Coahuilteco: apa, damals, zur Zeit.
na-pénai ich; na- ich.
gaχi- in gaχiamótët, ich ſprach; aχlé ſprechen.
kwó-om! nein! óχua, aχäm, yaχám, nicht.

Kürzere Mittheilungen.

Hochzeitsbräuche der Zambalen (Luzón).

Nach dem Folklore de Zambales.

Wenn ein lediger Zambale ſich um die Hand eines Mädchens bewirbt, ſo muß er, falls die Eltern der Braut die Partie für angemeſſen erachten, in das Haus ſeiner Auserwählten überſiedeln, um hier Knechtesdienſte zu leiſten. Er muß Holz ſpalten, Waſſer zutragen, Feldarbeiten verrichten, überhaupt jedem Befehle ſeines Schwiegervaters gegenüber unbedingten Gehorſam an den Tag legen; denn zeigt er irgendwie Ungehorſam, Nachläſſigkeit oder Ungeſchick, ſo weiſt ihm der Vater der Braut die Thür, ja bei ſeiner Rücküberſiedelung wird ihm oft eine Muſikkapelle beigegeben, um den Effekt zu erhöhen. Die heutigen Zambalen erklären ſich dieſen Probedienſt, indem ſie behaupten, der Vater des Mädchens wolle ſich überzeugen, ob ſein zukünftiger Schwiegerſohn auch die Tugenden eines braven Ehemannes, Sparſamkeit, Geduld und Beſcheidenheit, beſäße. Thatſächlich aber iſt dieſer Brauch ein Rudiment einer alten Sitte aus der heidniſchen Zeit. Damals nämlich wurden im eigenen Clan die Ehen durch Kauf abgeſchloſſen; war der Eheſtandskandidat nicht in der Lage, den geforderten Preis ganz oder theilweiſe zu erlegen, ſo mußte er eine entſprechende Zeit hindurch ſeinem Schwiegervater ſo lange als Sklave dienen, bis die ſchuldige Summe durch ſeine Arbeit getilgt war. Dieſe Brautſtands-Sklaverei warf übrigens keinen Makel auf den einſt freien Mann. Als die Spanier ins Land kamen und ihre Mönche die Zambalen zum Chriſtenthum bekehrt hatten, hörte das Kaufen der Braut auf, dagegen wurde es allgemein, daß alle, alſo auch die Reichen, eine im voraus beſtimmte Zeit hindurch bei dem Vater der Braut zu dienen hatten. So blieb die Sitte bis auf den heutigen Tag, obwohl die Pfarrer dagegen eifern, da naturgemäß die Brautleute, wenn ſie unter einem Dache wohnen, leicht zu Ungebührlichkeiten verleitet werden. Iſt der Probedienſt zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen, ſo wird der Tag der Hochzeit feſtgeſetzt, deren Koſten die Eltern zu tragen haben. In der letzten Woche vor der Hochzeit darf der Bräutigam nicht zu Pferde ſteigen, ſonſt droht ihm ein Unglück, das überhaupt gern in den letzten Tagen des Junggeſellenſtandes ſich einzuſtellen pflegt, weshalb auch der Eheſtandskandidat in dieſer Zeit nie ohne einen Gefährten ausgehen ſoll. Es iſt ihm auch verwehrt, ſaure Früchte zu genießen, weil ſonſt ſeine zu erwartenden Kinder viel von Bauchſchmerzen zu leiden hätten. Am Vorabende der Hochzeit begeben ſich die Brautleute unter Begleitung alter Weiber zum nächſten Fluſſe, um dort ein Bad zu nehmen. Bevor ſie ins Waſſer ſteigen, nehmen die Weiber ein irdenes Gefäß voll Gogo (ein Seifenkraut), und indem einige von ihnen den Brautleuten die Köpfe gehörig einſeifen, ſingen die Anderen, begleitet von den Tönen des Cotibeng, einer fünfſaitigen Guitarre, einige Verſe, deren Inhalt ungefähr folgender iſt: „O du Gogo! wir pflücken dich, um damit die Köpfe der Brautleute einzuſalben, auf daß ihr Haar ewig gut duften möchte.“ Darauf badet ſich das Paar und kehrt dann in das Haus der Braut zurück. Dieſe Sitte ſcheint nichts anderes als ein Theil der alten heidniſchen Hochzeitsceremonien zu ſein, wofür beſonders die Begleitung durch alte Weiber und deren Geſang ſpricht, denn bei den alten Zambalen beſtand der Prieſterſtand vorzugsweiſe aus alten Weibern. Der Trauungsakt in der Kirche ſpielt ſich ohne beſondere Ceremonien ab. Deſto geräuſchvoller geht es am Nachmittage zu. Um ein Uhr herum erſcheinen zehn Jünglinge, welche einen Mörſer umringen, in welchem noch unenthülſter Reis aufgehäuft iſt; die Geſellen beginnen nun den Reis durch Stampfen von der Hülſe zu befreien, wobei ſie zugleich eine Art Scheingefecht aufführen, das den Namen Panag-guiguintong führt. Der Reis ſelbſt ſoll bei der Hochzeitstafel Verwendung finden. Während jene Männer Reis ſtampfen und den Panag-guiguintong zur Ausführung bringen, werden ſie von den alten Weibern nach den Klängen des Cotibeng umtanzt. Auch hier haben wir es mit dem Rudiment eines alten Cultusaktes zu thun, denn bei den Hochzeitsfeſten der philippiniſchen Heiden ſpielte einerſeits der über die Brautleute geſtreute Reis eine wichtige Rolle, andererſeits riefen die Prieſterinnen (alte Weiber) unter tanzartigen Geſten die Anitos, d. h. die Seelen der abgeſchiedenen Ahnen, an, um ihren Segen zu dem neuen Ehebunde zu erflehen. Dieſe Sitte hat ſich demgemäß in ihrer äußeren Form ſo ziemlich erhalten, dagegen hat der Brauch, blutige Opfer, beſtehend in Schweinen und Hühnern, zu bringen, vollſtändig aufgehört. Iſt der Reis fertig geſtampft, ſo iſt damit auch der Panag-guiguintong, der vielleicht den Kampf gegen feindliche Dämone darſtellen ſoll, zu Ende. Die ganze Geſellſchaft, die eifrig dem Baſi, d. h. Reisbranntwein, zugeſprochen hat, ſteigt nun die Leiter hinauf, um in den Feſtſaal ſich zu begeben. Denn die hier geſchilderten Scenen fanden vor dem Hauſe ſtatt, das wie alle philippiniſchen Hütten auf Pfählen ſteht, ſo daß man in das Innere nur vermittels einer Leiter (die oft nur ein eingekerbter Baumſtamm iſt) gelangen kann. Hier wird nun von Alt und Jung getanzt; man huldigt dieſem Vergnügen mit einem beſonderen Eifer, da ſonſt die zu erhoffenden Kinder des jungen Paares ſtumm zur Welt kämen. Damit ſind die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ende.

F. Blumentritt.

Die Sorghumzucker-Fabrikation in den Vereinigten Staaten.

F. M. Die Kultur der Zuckerhirſe (Sorghum saccharatum Pers.) zum Zwecke der Zuckergewinnung hat neuerdings in den Vereinigten Staaten bedeutend an Ausdehnung gewonnen. Der „Nordd. Allg. Ztg.“ gingen vor einiger Zeit einige Angaben darüber zu, welche dieſer Induſtrie ein ſehr ungünſtiges Prognoſtikon ſtellten. Die folgenden Mittheilungen entnehmen wir dem „Journal de Pharmacie et de Chimie“ vom 1. Dec. 1885.

Man kennt zahlreiche Varietäten der Zuckerhirſe. Im Norden gedeiht am beſten der „Early amber“, welcher von Vilmorin in Amerika eingeführt wurde. Von der Breite von Chicago bis zu derjenigen von St. Louis können zwei

andere Varietäten kultivirt werden: der „Liberian" und der „Chinese". In der Breite von St. Louis und weiter südlich kommt noch der „Honduras" hinzu. Der Early amber und der Liberian reifen in 90 bis 100 Tagen, Chinese und Honduras brauchen nur drei Wochen. Der Zuckergehalt ist dagegen nur wenig verschieden.

Am meisten eignet sich für den Anbau der Zuckerhirse ein reicher, tiefer, sandhaltiger Thonboden, der auf sandigem oder kiesigem Untergrunde ruht. Wo der Mais gedeiht, gedeiht auch das Sorghum; tüchtige Drainage ist nothwendig. (In dem Eingangs erwähnten Zeitungsberichte heißt es dagegen: „. . . . die Fröste, welche dem Mais nicht schaden, machen unter Umständen das Sorghumrohr für die Zuckerfabrikation unbrauchbar. . . ")

Da die Wurzeln sehr lang sind und sich tief in den Boden einsenken, so verlangt derselbe eine sehr sorgfältige Vorbereitung. Es ist gut, ihn ein Jahr vor der Bebauung zu düngen, oder, wenn dies nicht möglich ist, sehr concentrirten Dünger oder Kompost nebst Superphosphat zu benutzen. In dem Sorghum wird, wie in der Runkelrübe, die Zuckerbildung durch Phosphorsäure befördert.

Die Aussaat erfolgt zu Anfang Mai oder Ende April, die Ernte Anfang September, d. h. zu der Zeit, wo die Körner die Konsistenz einer weichen Paste anzunehmen beginnen. Vor dem Schnitte werden die Halme gewöhnlich entblättert. Ein Acre gut kultivirten Sorghums ergiebt 12 bis 15 Tonnen entblätterter und dekapitirter Halme, d. h. 26 904 bis 33 630 kg auf den Hektar, und 5 Scheffel Korn, d. h. 4 Hektoliter 35 Liter auf den Hektar.

In den Farmen werden die Halme dem Drucke der Zuckerrohrwalzen ausgesetzt und der Saft wird in Siedekesseln erhitzt und mit Kalk geklärt. Nach dem Abschäumen dampft man ihn dann gewöhnlich auf 38° B. ein. In dieser Syrupform kommt er sodann in den Handel. Eine Tonne Halme giebt 12½ bis 15 Gallonen Syrup (d. h. 5,24 bis 6,28 Liter Syrup pro 100 kg Halme).

Die Gewinnung des Zuckers aus dem Syrup ist nicht so leicht wie beim Zuckerrohr, da die dem Rohrzucker beigemengten anderen Zuckerarten und fremden Substanzen die Krystallisation erschweren. Meistens kommt das Pressionsverfahren in Anwendung, doch hat Herr H. W. Wiley unter Leitung des Kommissars für das Ackerbauwesen, Herrn Dr. Loring, 1883 auch die Diffusionsmethode eingeführt. Dieselbe ergiebt einen um 24 Proc. höheren Betrag an Zucker.

Die Zuckerhirse ist mehr eine Alkohol- als eine Zuckerpflanze, da die 2 bis 3 Proc. unkrystallisirbaren Zuckers die Krystallisation hemmen, bei der Gährung aber alle Zuckerarten sich in gleicher Weise betheiligen.

Nach Prof. Collier hat die häufige Erfolglosigkeit der Krystallisationsversuche folgende Ursachen: 1) Die Unreife des Sorghum zur Zeit, wo es gesammelt und verarbeitet wird. 2) Den Umstand, daß die Halme erst lange nach dem Einsammeln verarbeitet werden. Dagegen wird das beste Resultat erhalten, wenn das reife Sorghum an demselben Tage verarbeitet wird, wo es gesammelt wurde. 3) Die unvollkommenen Methoden der Klärung. Wiley empfiehlt einen Ueberschuß von Kalk mit darauffolgender Einleitung von Kohlensäure.

Das Sorghumkorn bildet ein schätzbares Viehfutter. Sein Ertrag variirt zwischen 2½ und 4 Scheffel per Tonne Sorghum (9,90 bis 15,52 Liter per 100 kg). Die Bagasse (das ausgepreßte Stroh) läßt sich gut zur Papierbereitung verwerthen. Als Dünger benutzt, giebt sie dem Boden einen Theil dessen wieder zurück, was die Pflanze ihm während ihres Wachsthums entzogen hatte. In den Ländern, wo Brennmaterial theuer ist, kann die Bagasse vortheilhaft zur Heizung der Kessel benutzt werden.

Die Erfolge, welche man mit der Sorghumzuckerproduktion in New-Jersey und Illinois erzielt hat, widerlegen die Zweifel, welche über die Möglichkeit einer Produktion in großem Maßstabe gehegt wurden. Die Zuckerhirse kann vielleicht dem südlichen Frankreich, das durch die Reblaus so schwer geprüft wurde, zu Hilfe kommen. Es würde dies eine Kulturpflanze mehr sein, die zu seiner Verfügung steht. Man kann in der That die Zahl der kultivirten Pflanzen nicht genug vermehren, indem man so die Gefahren vermeidet, welche eine einzelne Kultur mit sich führen kann, wenn ein Schmarotzer oder eine andere Ursache sie vernichtet.

(Um die Verschiedenheit der Ansichten über die Rentabilität dieser Industrie zu illustriren, geben wir im Folgenden noch eine in dem erwähnten Aufsatze der „N. A. Z." mitgetheilte Stelle aus dem von der „Shiping and Commercial List" im Anfange dieses Jahres veröffentlichten Zuckerberichte für das Jahr 1884 wieder. Es heißt da:

„In den im Betriebe stehenden Fabriken wurden im letzten Jahre nicht mehr als eine Million Pfund Zucker hergestellt, welcher Betrag im Vergleich zu dem Jahresverbrauche des Landes von ungefähr 1 200 000 Tonnen in kommerzieller Hinsicht bedeutungslos ist. Die Frage der Zuckerbereitung aus Sorghum ist daher nur eine wissenschaftliche Grille."

Schließlich sei noch erwähnt, daß zufolge einem in dem Berichte des Departements of Agriculture für 1884 abgedruckten Schreiben des Verwalters der Zuckerfabrik zu Rio Grande, N. J., dort vom 10. September bis 14. November 1883 6 795 811 Tonnen Sorghumrohr verarbeitet, und daß daraus 282 711 Pfd. Zucker und etwa 55 000 Gallonen Melasse gewonnen wurden; der durchschnittliche Zuckergehalt (krystallisirter Zucker) war 9,75.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Deutschlands Seeverkehr. Das Kaiserliche Statistische Amt veröffentlicht eingehende Angaben über den Seeverkehr in den deutschen Hafenplätzen und die Seereisen deutscher Schiffe im Jahre 1884. Der gesammte Seeverkehr des Deutschen Reiches zu Handelszwecken stellte sich im Jahre 1884 auf 120 548 angekommene und abgegangene Schiffe mit 20 408 717 Reg.-Tons, gegenüber 113 966 Schiffen mit 18 858 548 Reg.-Tons im Vorjahre. Es ergiebt dies eine Zunahme des Seeverkehrs für das Jahr 1884 um 6582 Schiffe und 1 550 169 Reg.-Tons Raumgehalt. An dieser Zunahme ist nach der Zahl der Schiffe der Verkehr der Segler mit 925, derjenige der Dampfer mit 5657 Schiffen betheiligt, während die Zunahme des Tonnengehaltes fast lediglich auf Rechnung des Dampferverkehrs kommt. Derselbe hat sich um 1 547 373 Reg.-Tons vergrößert, wogegen die Vermehrung des Seglerverkehrs nur 2796 Reg.-Tons betrug. In Bezug auf die drei Hauptverkehrsrichtungen ergiebt die Vergleichung mit den entsprechenden Zahlen des Vorjahres folgende Resultate: Es vergrößerte sich 1) der Verkehr der deutschen Häfen unter sich um 6278 Schiffe und 391 243 Reg.-Tons, 2) der Verkehr mit außerdeutschen europäischen Häfen um 408 Schiffe und 959 177 Reg.-Tons; dagegen zeigte 3) der Verkehr mit außereuropäischen Häfen nur im Raumgehalte eine Steigerung

um 190749 Reg.-Tons, während in der Zahl der Schiffe eine Abnahme um 104 eingetreten ist. Bezüglich der Zunahme des Verkehrs der deutschen Häfen unter sich muß bemerkt werden, daß dieselbe fast zur Hälfte auf die Steigerung des Wattenverkehrs (hauptsächlich Fährverkehrs) zwischen den ostfriesischen Häfen und zwischen den Häfen an der Westküste von Schleswig-Holstein zurückzuführen ist. Von der Gesammtzahl der ein- und ausgegangenen Schiffe waren 65,8 Proc. Segelschiffe und 34,2 Proc. Dampfschiffe, und von je 100 Reg.-Tons der verkehrenden Schiffe kommen auf Segelschiffe 24,9 Proc., auf Dampfschiffe 75,1 Proc. Der Flagge nach waren darunter 74 Proc. deutsche und 26 Proc. fremde Schiffe; in Bezug auf den Tonnengehalt stellt sich das Verhältniß der deutschen Schiffe zu denen fremder Nationalität wie 49:51. Den bei weitem bedeutendsten Seeverkehr unter den deutschen Häfen hat sowohl der Zahl als dem Raumgehalte der ein- und ausgegangenen Schiffe nach Hamburg, demnächst folgen nach der Gesammtzahl der verkehrenden Schiffe die Häfen Stettin, Kiel, Norderney (fast nur Watten- und Fährverkehr), Lübeck und Neufahrwasser (Danzig), nach dem Raumgehalte sämmtlicher verkehrenden Schiffe dagegen Stettin, Bremerhafen, Neufahrwasser, Kiel und Lübeck. Die Gesammtzahl der von deutschen Schiffen gemachten Seereisen betrug im Jahre 1884 66711 und der entsprechende Tonnengehalt 17017557 Reg.-Tons; dies ergiebt im Vergleiche mit den im Jahre 1883 nachgewiesenen Reisen eine Zunahme in der Zahl der Seereisen um 3259 und eine Vergrößerung des Gesammtraumgehaltes um 1421659 Reg.-Tons. Werden die in Ballast oder leer fahrenden Schiffe (zusammen 14447) außer Betracht gelassen und nur die beladenen Schiffe berücksichtigt, so belief sich im Jahre 1884 die Zahl der Reisen deutscher Schiffe zwischen deutschen Häfen auf 27393 mit 1248219 Reg.-Tons (25196 Reisen und 1102628 Reg.-Tons im Vorjahre), vom Auslande nach deutschen Häfen auf 8160 mit 3253908 Reg.-Tons (7819 Reisen und 2879746 Reg.-Tons im Vorjahre), von deutschen Häfen nach dem Auslande auf 7273 mit 2745020 Reg.-Tons (7672 Reisen und 2614693 Reg.-Tons im Vorjahre) und zwischen außerdeutschen Häfen auf 9438 mit 7268837 Reg.-Tons (8976 Reisen und 6573845 Reg.-Tons im Vorjahre). Dabei ist selbstverständlich jedes Schiff so oft gezählt, als es die betreffende Reise machte. („Allg. Z.")

— Die Bevölkerung der Dobrudscha beträgt nach officieller Angabe 150600 Seelen, was der englische Vicekonsul Cumberbatch aber für zu hoch hält. Es finden sich darunter circa 40000 Rumänen, 27000 Tataren, über 20000 Türken, 29830 Bulgaren. Der Rest besteht hauptsächlich aus Russen, Griechen, Juden, Armeniern und Deutschen. Von letzteren giebt es noch 3071.

— Dr. L. Neumann, Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen. (Mit einer Karte. — In Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen, Bd. 13.) Nicht weniger als sechs Völkerstämme bewohnen das langgestreckte Alpengebiet vom Genfer See bis nach Pontebba; von 100 Alpenbewohnern sind 34 deutsch, 26 italienisch, 25 französisch, 10 slovenisch, 2,2 furlanisch und 0,5 romanisch. Die verworrene Grenze zwischen den Deutschen und den anderen Stämmen zu verfolgen und die Bedingungen ihrer auffallendsten Eigenthümlichkeiten, des Hinübergreifens über die Wasserscheide und der Bildung deutscher Sprachinseln am Südhange der Alpen, für jeden einzelnen Fall zu erklären, ist der Zweck des vorliegenden Heftchens und es wird demselben gerecht. Die Deutschen am Südabhange des Monterosa hält Neumann für von Norden her eingewandert (sie sind im 12. und in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus dem Oberwallis eingewandert, s. H. Breßlau in Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, Bd. 16, S. 173 ff.), die im Nonsberge für Nachkommen der Goten, die in den sieben und den dreizehn Gemeinden für die Reste verschiedener Völkerstämme aus der Völkerwanderung. Ihrer Verwelschung scheint durch die Bemühungen des Deutschen Schulvereins wirksam Einhalt gethan zu werden. Ko.

Asien.

— Die englische Mission unter Oberst Lockhart (s. „Globus", Bd. 48, S. 13) ist aus Tschitral nach Gilgit zurückgekehrt, um dort zu überwintern. Sie ist nicht weit in Kafiristan eingedrungen, fand aber daselbst freundliche Aufnahme.

— Aus dem malayischen Archipel laufen wiederholt Berichte über vulkanische Thätigkeit ein: auf der kleinen Insel Aubunara, nordöstlich von Flores, deren Krater seit Menschengedenken kein Zeichen von Thätigkeit gegeben hatte, sind die unterirdischen Kräfte zu neuem Leben erwacht. Auch der Bromo (O. Java) hat die Nachbarschaft in Schrecken versetzt; nachdem einige Zeit ein heftiges unterirdisches Getöse vernommen worden war, erhob sich eine starke Rauchwolke, welche einige Zeit lang den Kampf mit dem starken Südwinde siegreich aufnahm und sich trotz desselben beinahe senkrecht zu bedeutender Höhe erhob. Weithin war der Boden mit Asche bedeckt. Nach späteren Berichten hat sich die neue Oeffnung des Bromo vergrößert und der Rauch ist stärker geworden.

Afrika.

— Lieutenant Wißmann ist von Madeira direkt nach dem Congo zurückgekehrt, um weitere Reisen in das Gebiet nordöstlich von Luluaburg auszuführen. Auch Stanley wird sich wiederum dorthin begeben, aber nicht mehr als Generalgouverneur, sondern als Vertreter der Gesellschaft, welche die Congo-Eisenbahn zu bauen beabsichtigt.

— Dem „Journal des Débats" zufolge ist als Grenze zwischen deutschem und französischem Gebiete im südlichen Camerun die Mündung des Campo-Flusses (2° 22' nördl. Br.) bestimmt worden, so daß außer den schon früher (s. oben S. 79) aufgezählten Landschaften auch Criby, Groß-Batanga und Campo-Fluß-Gebiet an Deutschland kämen. Landeinwärts soll sich die Grenzlinie bis 12° 40' östl. L. Paris (gleich 13° Gr.) erstrecken. Das Deutsche Reich ist ferner von Frankreich im Besitze von Togoland einschließlich Klein-Popo und Porto Seguro anerkannt worden, während an Frankreich Ague, Abanage und Groß-Popo fallen und Deutschland seine Ansprüche auf den Dubreka-Fluß aufgiebt.

Australien.

— Eine Föderation der australischen Kolonien Victoria, Queensland, Westaustralien und der Insel Tasmanien kam endlich am 9. December 1885 zu Stande. Der Federal Council wird seine erste Versammlung am 25. Januar 1886 in Hobart, der Hauptstadt der Kolonie Tasmanien, abhalten. Die Mutter-Kolonien Neu-Süd-Wales und Neu-Seeland wollen nicht beitreten. Südaustralien ist noch nicht schlüssig. Viel scheint aus dieser Föderation vorläufig nicht zu werden, ohne Zollverein kann sie auch nicht viel Werth haben.

— Der Stand der Kolonie Westaustralien, welche mit ihren 45898 deutschen Quadratmeilen die größte unter den Kolonien des australischen Kontinents ist, war am Schlusse des Jahres 1884 folgender: Die Bevölkerung zählte 32958 (+ 1258); die Revenue des Jahres belief sich auf 366472 Pf. St. (+ 49753 Pf. St.), die Ausgaben auf 291306 Pf. St. (+ 50740 Pf. St.); der Import bewerthete 521167 Pf. St. (+ 4320 Pf. St.), der Export 405693 Pf. St. (— 41317 Pf. St. gegen das Vorjahr). Zu den wichtigsten Exportartikeln zählten Wolle mit 249255 Pf. St. (+ 23976 Pf. St.), Nutzhölzer mit 68936 (— 10824 Pf. St.), Sandelholz mit 20960 Pf. St. (— 35290 Pf. St.) und Perlen und Perlmuscheln mit 23812 Pf. St. (— 25688 Pf. St. gegen das

Vorjahr). Unter Kultur befanden sich erst 18 184 ha und davon standen 11 902 ha unter Weizen und lieferten eine ausnahmsweise reiche Ernte. Für Weidezwecke waren 233 673 englische Meilen Kornland in Pacht gegeben. Die öffentliche Schuld betrug 765 000 Pf. St. (+ 154 000 Pf. St.) oder 23 Pf. 4 Sh. pro Kopf der Bevölkerung. Es waren, wie im Vorjahre, an Eisenbahnen 115 englische Meilen (darunter 60 Meilen Privat-Trambahnen) in Betrieb und 68 noch in Bau begriffen.

— Das Northern Territory bildet, wie bekannt, den nördlichen Theil der Kolonie Südaustralien. Es umfaßt einen Flächeninhalt von 24 626 deutschen Quadratmeilen, wovon aber bis Ende 1884 erst 394 465 Acres oder 159 600 ha in Privatbesitz übergegangen waren. Es wurde vor 21 Jahren der Kolonie Südaustralien einverleibt und hat dieser bis Juli 1884 bereits 1 467 300 Pf. St. gekostet, ohne dafür ein Aequivalent eingebracht zu haben. Die Fortschritte, welche es bisher gemacht hat, sind nicht von Bedeutung. Die Bevölkerung belief sich am 1. Januar 1881 auf 717, 1882 auf 745, 1883 auf 417, 1884 auf 519 und 1885 auf 603. Zu diesen 603 gehörten 71 Regierungs- und 61 Telegraphenbeamte, so daß also nur 471 Kolonisten, meistens Chinesen, übrig blieben. Der Viehstapel zählte annähernd 100 000 Rinder, 5000 Pferde und 30 000 Schafe. Der Import des Jahres 1884 bewerthete 140 229 Pf. St. und der Export 90 536 Pf. St. Letzterer bestand in 21 675 Unzen Gold zu 77 935 Pf. St., in 40½ Tonnen Perlmuscheln zu 5898 Pf. St., in 18½ Tonnen Zinnerz zu 798 Pf. St., in 9 Tonnen Trepang zu 420 Pf. St. u. s. w. Die Revenue des Jahres belief sich auf nur 21 719 Pf. St. Im Centrum des australischen Kontinents liegt ein großer, zum Northern Territory gehöriger Strich Landes, welcher bei Alice Springs, einer Telegraphenstation in 23° 40′ südl. Br. und 133° 53′ östlich von Gr., beginnt und auf Hunderte von englischen Meilen sich nach Norden zu erstreckt, und wo 20 Millionen Schafe sich gut nähren könnten. Der dortige jährliche Regenfall beträgt 12 bis 14 englische Zoll und die Hitze ist eine trockene, also gerade so, wie es Merinoschafe haben wollen. Aber die Besagung dieses großen Areals mit Schafen läßt sich nicht eher ausführen, als bis die transkontinentale Eisenbahn, welche von Adelaide aus bis Hergott Springs in 29° 35′ südl. Br. und 137° 35′ östlich von Gr. in Betrieb ist, jene Gegend erreicht hat. Darüber wird aber bei den jetzigen sehr schlechten Finanzen der Kolonie Südaustralien noch eine lange Reihe von Jahren vergehen. — Die Zucker- und auch Kaffeeplantagen, mit deren Anlegung man einen Versuch gemacht hat, haben zu keinem günstigen Resultate geführt und sind, nachdem große Summen darauf verloren wurden, wieder eingegangen.

Nordamerika.

— In „Nature“ (Nr. 845, S. 221) macht Henry Gannett darauf aufmerksam, daß die angebliche Entdeckung der Mississippi-Quelle durch Capt. Glazier (vergl. „Globus“, Bd. 47, S. 128) eitel Schwindel ist. Die Gegend, wo der sogenannte Glazier-See, eben jene Quelle, liegt, ist seit Jahren wohl bekannt und gut untersucht, der betreffende See selbst schon 1876 vom General Land Office genau aufgenommen, in die Karte gebracht und als „Elk Lake“ bezeichnet worden, während die Glazier'sche Skizze in hohem Grade ungenau ist. Sowohl Eisenbahnen als auch Anbau sind schon bis in die Nähe des Sees vorgedrungen, und es ist heutigen Tages keineswegs mehr eine so gefährliche Reise, wie sie Glazier ausgeführt haben will, erforderlich, um zum Elk Lake zu gelangen.

— Dr. Miles Rock hat bei der genaueren Vermessung der Grenze zwischen Mexiko und Guatemala im Becken des Rio Lagartero, eines Nebenflusses des Chiapas, Reste ehemaliger Ansiedelungen gefunden, welche auf eine ehemals dichte Bevölkerung hindeuten. Die Gegend ist heute ein völlig unbewohntes dürres Felsland, von dem jede Spur von Humus hinweggespült ist; es scheint, als ob sie nach langem Kampfe gegen die ungünstigen Naturverhältnisse verlassen worden sei, denn es finden sich überall Terrassen und Mauern, welche der Abschwemmung wehren sollten. Von den Ansiedelungen sind nach dem von Dr. Rock in der Sitzung der Anthropological Society in Washington am 1. December 1885 erstatteten Berichte nur die Fundamente und die über dem Boden hervorragenden Plateformen übrig geblieben; die Mauern bestanden wahrscheinlich aus Luftziegeln. Er hält diese Ansiedelungen für erheblich älter als die berühmten Städteruinen in Yucatan.

Vermischtes.

— Nach den Mittheilungen von „Veritas“ folgen die Flotten der verschiedenen Länder einander, was den Tonnengehalt der Dampfschiffe betrifft, in folgender Ordnung: England, Frankreich, Deutschland, Vereinigte Staaten, Spanien, Niederlande, Italien, Rußland, Norwegen ꝛc. Wenn man den Tonnengehalt der Segelschiffe zu Grunde legt, würde die Reihenfolge sein: England, Vereinigte Staaten, Norwegen, Deutschland, Italien, Frankreich, Rußland, Spanien, Schweden, Niederlande u. s. w.

— A. Firmin, De l'égalité des races humaines. Anthropologie positive. (Paris, Pichon, 1885. 688 Seiten. 8°.) Ein Buch, das besonderes Interesse beansprucht, weil es ein Vollblutneger ist, welcher gegen die Lehre von der Inferiorität der schwarzen Rasse auftritt. Der Verfasser ist in Haiti geboren, Advokat, und war eine Zeit lang Schulinspektor in Kap Haitien und dann Vertreter seiner Heimath in Caracas. Sein Buch ist sehr gewandt und geistvoll geschrieben und zeugt von einer umfassenden Gelehrsamkeit. Man mag über seine historischen Beweise denken, wie man will, man mag nicht damit einverstanden sein können, daß der Verfasser die alten Aegypter und mit ihnen sämmtliche Hamiten, wie Champollion, zu der schwarzen Rasse rechnet, daß er selbst Buddha und die ganze indische Dravidabevölkerung eben dahin zieht — er hätte auch auf die alten Kuschiten in Südarabien und Mesopotamien zurückgreifen können — man mag seine Berichte über den Aufschwung von Haiti für optimistisch gefärbt ansehen, jedenfalls ist das Buch selbst ein schwerwiegendes Zeugniß dafür, daß die äthiopische Rasse auch tüchtiger wissenschaftlicher Leistungen fähig ist und daß die Kaukasier durchaus nicht berechtigt sind, ihnen jede Möglichkeit einer höheren Kulturentwickelung abzusprechen. Das Buch ist dem Vaterlande des Verfassers gewidmet und aus der schwungvollen Vorrede spricht ein glühender Patriotismus, verbunden mit sehr gesunden Ansichten über das, was der schönen Antilleninsel und ihren Bewohnern Noth thut. Ko.

Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. V. (Mit fünf Abbildungen.) — de Dobbeler: Eine Reise nach dem Taß-Busen. I. — Das Antlitz der Erde von Eduard Süß. — Albert S. Gatschet: Die Karánkawa-Indianer. — Kürzere Mittheilungen: Hochzeitsbräuche der Zambalen (Luzon). Von F. Blumentritt. — Die Sorghumzucker-Fabrikation in den Vereinigten Staaten. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 19. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

VI. (Schluß.)

Am 25. Januar 1884 gegen Mittag schiffte sich Reis in Luang Prabang ein, um zunächst den Mekong ein Stück aufwärts zu fahren. Oft hatte er während der letzten acht Monate sich auf den Augenblick gefreut, wo er den verpesteten Ort endgültig würde verlassen können, und nun geschah es doch nicht ohne Bedauern und nach einem wehmüthigen Abschiede von dem alten Könige. Nicht alles, was er unternommen hatte, war glücklich ausgeschlagen, und seine Rückreise durch Siam war mehr ein Rückzug, eine halbe Niederlage, denn es war ihm nicht geglückt, zwischen Tongking und Ober-Laos einen neuen Weg zu eröffnen. Auch seine Leute sahen die Stunde der Abreise ohne Enthusiasmus herannahen; denn sie konnten nicht begreifen, wie sie nach Annam zurückkehren sollten, indem sie demselben den Rücken kehrten und stromauf fuhren. 16 Tage lang folgte Reis ohne anzuhalten der Route des Kommandanten de Lagrée, bis zur Stadt Xieng Kong, die nicht mehr zum Königreiche Luang Prabang, sondern zur Provinz Möong Nan gehört. Der Mekong fließt hier fast gerade von Westen nach Osten und bildet zahlreiche Stromschnellen. Dörfer sind selten, namentlich am südlichen Ufer, wo in den hohen Bergen hauptsächlich Khas zu wohnen scheinen. Am 8. Februar erreichte man gegen 9 Uhr Morgens das Dorf Pak Ta unweit der Grenzen von Luang Prabang, das am Einflusse des großen Nam Ta liegt, welcher selbst während der trockenen Jahreszeit mindestens 12 Tagereisen weit aufwärts zu befahren ist. Reis traf dort einen kleinen, ihm von Luang Prabang her bekannten Mandarinen, der im Auftrage des Königs dort 100 Männer requiriren sollte; 30 sollten noch an demselben Tage mit ihm abreisen. In Folge dessen mußte Reis einen Tag warten, ehe er die erforderlichen Ruderer erhalten konnte, und er verbrachte die Zeit, indem er den Vorbereitungen zur Abreise der Leute zuschaute. Fünf oder sechs ältere Männer begleiteten dieselben als Anführer, alle übrigen waren etwa 20 bis 25 Jahre alt. Sie schienen sich ruhig in ihr Geschick zu ergeben und schieden ohne Enthusiasmus und ohne Bedauern. Die ganze Familie, Frauen, Schwestern, Bräute, begleiteten sie und trugen ihr ziemlich umfangreiches Gepäck. Jeder Mann nahm außer der Flinte, reichlicher Munition und dem Säbel noch eine Matte, eine kleine Matratze und Lebensmittel für mehrere Tage mit. Weder lärmende Freude seitens der in den Krieg Ziehenden, noch Wehklagen seitens der Frauen und Verwandten war zu bemerken. Die Laos küssen sich nicht öffentlich und die Frauen reichen ihren Männern nicht einmal die Hand zum Abschiede; alles vollzog sich in größter Ruhe. Als alles Gepäck, Bananen und sonstige Früchte, auch etwas Reisbranntwein, eingeladen worden war, sprach der Mandarin mit ernster Stimme ein Gebet, worin er die Gottheit bat, daß jeder Mann nach vollbrachter Pflicht in seine Heimath zurückkehren möge, und dann erfolgte in voller Stille die Abfahrt. Erst mitten auf dem Flusse schossen alle Krieger ihre Flinten los und stimmten dann einen monotonen Gesang an, den die weichen, harmonischen Töne der laotischen Leierkasten begleiteten. Es wollte Reis scheinen, als ob Leute, die so in den Kampf gegen die gefürchteten Hös zogen, wohl im Stande wären, unter tüchtigen Anführern sich wacker zu schlagen.

Am Morgen des 10. Februar erreichte man Xieng Kong, das sehr an Bassak erinnert; die Stadt war einst

befeſtigt, aber an der Flußſeite iſt jede Spur der früheren Werke verſchwunden, während auf der Landſeite noch ziemlich anſehnliche Reſte von Mauern und Gräben ſich erhalten haben. Nach viertägigem Aufenthalte ging es weiter nach Xieng Haï, wo die Landreiſe mit Elephanten angetreten werden ſollte. Das ganze Gebiet, einſt fruchtbar und bevölkert, iſt der Schauplatz langer Kämpfe zwiſchen Birmanen und Siameſen geweſen und liegt darum heutigen Tages faſt wüſt; zwei Tage dauerte es, ehe der Reiſende das erſte Dorf traf. Am 17. lief er in den Nam Kok oder Mekok, einen von Weſten kommenden, rechten Zufluß des Mekong, ein, deſſen Mündung nicht weniger als 500 m breit iſt. Einige Kilometer am Mekong aufwärts lag ein großes Dorf mit zahlreichen Areka- und Kokospalmen, Xieng Sen, welches de Lagrée im Jahre 1867 in Ruinen gefunden hatte. Zahlreiche dort verankerte Boote legten Zeugniß dafür ab, daß der Ort im Aufblühen begriffen war; es reſidirt dort ein vom Könige von Xieng Maï eingeſetzter Gouverneur, deſſen Bezirk das linke Ufer des Mekok und einen großen Strich Landes am linken Mekong-Ufer umfaßt.

Die Schiffahrt auf dem Nam Kok iſt leicht und angenehm; das klare, durchſichtige Waſſer des Stromes fließt über Sand dahin, durch eine weite, faſt unbewohnte Ebene, die bald mit Teak-Wäldern, den erſten, welche Reis im Laos-Lande traf, bald mit hohem Geſtrüppe bedeckt iſt; letzteres ſcheint die Stelle ehemaliger Reisfelder einzunehmen und iſt überreich an Wild jeglicher Art. Nur einzelne Pirogen und

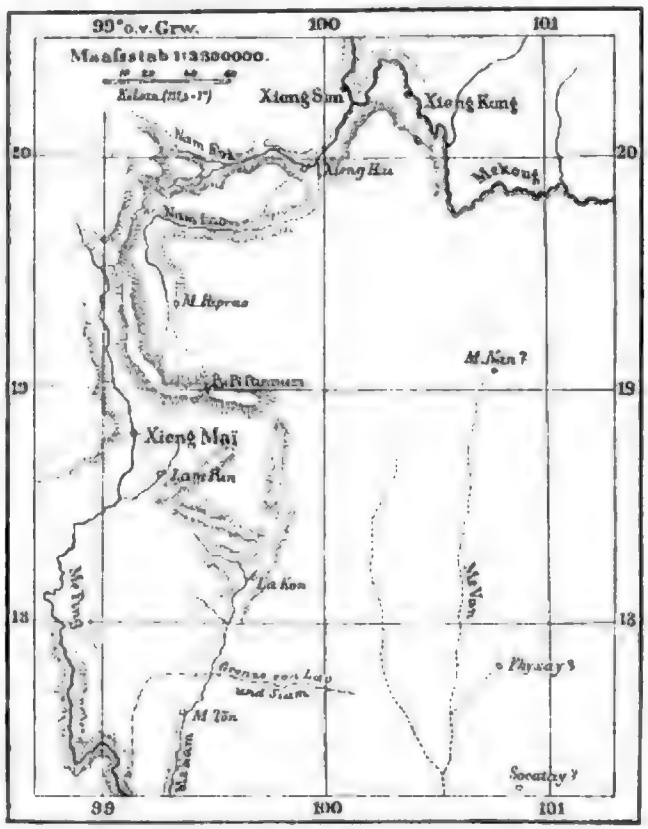
Abreiſe der Männer von Pak Ta.

Fiſchzäune, die man ab und zu traf, bewieſen, daß das Land nicht ganz unbewohnt war; die Einwohner, häufigen feindlichen Einfällen ausgeſetzt, haben nur ihre Dörfer vorſichtiger Weiſe ein bis zwei Tagereiſen vom Fluſſe entfernt erbaut.

Xieng Haï, wo Reis am 20. anlangte, zeigen die neueſten Karten noch als Trümmerſtätte; aber es iſt eine ziemlich gut befeſtigte Stadt, deren nur hier und da verfallene Mauern freilich viel zerſtörte Pagoden und große Gärten umſchließen. Der dortige Markt iſt ziemlich reich verſehen und wird jeden Morgen von 300 bis 500 Perſonen beſucht; ſonſt aber iſt es dort etwas öde. Man ſieht viel umherſtreichende Hunde und nur ab und zu einen Elephanten, der einen Teakſtamm ſchleppt. Beim Gouverneur fand der Reiſende freundliche Aufnahme und derſelbe verſprach ihm, ſobald als möglich die nöthigen Elephanten zu ſtellen. Auch der Umpahat oder Unter-Gouverneur bemühte ſich eifrig um den Reiſenden, verließ ihn während ſeines ganzen Aufenthaltes nicht, verſchaffte ihm Pferde, begleitete ihn auf ſeinen Spaziergängen und gab ihm jede gewünſchte Auskunft. Uebrigens iſt der Umpahat eine wichtige Perſon, welcher die geſammte Rechtspflege obliegt. Xieng Haï iſt von der Hauptſtadt Xieng Maï ſo weit entfernt und die Wege zwiſchen beiden ſind ſo ſchlecht, daß dem Könige nichts Anderes übrig blieb, als ſeinem Gouverneur, reſp. deſſen Unter-Gouverneur, in der Juſtizpflege völlig freie Hand zu laſſen. Das Gefängniß der Stadt iſt in der Regel leer; denn auf ſchwere Diebſtähle ſteht Todesſtrafe, welche der

Umpahat sofort eigenhändig und mit großer Geschicklichkeit vollzieht, und minder schwere Vergehen werden mit dem spanischen Rohre bestraft.

Eine der gewöhnlichsten Waaren auf dem Markte von Xieng Haï ist der Mian, welchen alle Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, anstatt des Betels der übrigen Indochinesen kauen. Es ist das das Blatt des Thees, das am selben Tage, wo es gepflückt worden ist, mit Dampf gekocht wird und dadurch dieselbe Konsistenz wie unsere Suppengemüse erhält. Die Blätter werden in hohle Bambus gefüllt und stark zusammengepreßt, wo sie eine Art Gährung durchmachen und nach acht Tagen zum Gebrauche fertig sind; nach zwei oder drei Monaten höchstens sind sie verfault. Um davon eine Prime zu machen, nimmt man drei bis vier Blätter, thut eine Prise Salz dazwischen, rollt das Ganze zu einer Kugel zusammen und schiebt dieselbe zwischen Backe und Zahnfleisch, wo sie etwa eine Stunde liegen bleibt. Man kaut weder dabei, noch spuckt man; unzuträglich ist nur die Entstellung des Gesichts und für Anfänger die schmerzhafte Ermüdung, welche durch das Ausdehnen der Backenmuskeln hervorgerufen wird; wer der Sitte zu viel huldigt, bezahlt es mit einer leichten Geschwulst der Ohrspeicheldrüse. Xieng Haï ist von Theewäldern umgeben, deren Produkt sehr aromatisch sein soll; aber die Einwohner trocknen es nicht, sie verbrauchen oder verkaufen alles in Form von Mian, der von allen Schwarzbäuchen, Birmanen, Ngius und Karen leidenschaftlich konsumirt wird. Auch reisende Europäer finden diesen Genuß sehr angenehm, sobald sie sich daran gewöhnen können, eine so große Kugel im Munde zu behalten; denn er vertreibt Hunger und Durst, giebt dem schlechtesten Wasser einen guten Geschmack und hat eine sehr anregende Wirkung auf das Gehirn. Wenn man nicht daran gewöhnt ist, so haben eine oder zwei Primen Mian dieselbe Wirkung, wie ein paar Tassen starken Kaffees: sie vertreiben den Schlaf, erregen die Einbildungskraft und erzeugen heitere Gedanken. Vielleicht war es der Genuß von Mian, welcher unserem Reisenden das Land der Schwarzbäuche im besten Lichte erscheinen ließ.



Dr. Reis' Rückreise.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit, was bei den Laos selten vorkommt, fanden sich am 23. Februar sieben genügend große Elephanten, fünf für Reis und seine Begleiter, zwei für das Gepäck, ein, und am Nachmittage trat man die Reise nach der Hauptstadt an.

Vier Tage lang ging es in südwestlicher Richtung am Nam Lao, einem ansehnlichen rechten Zuflusse des Nam Kok, entlang durch ein hügeliges, mit reichen Dörfern und theilweise mit prächtigen Teak-Wäldern bedecktes Land. Letztere unterscheiden sich von allen anderen Wäldern, die der Reisende bis dahin in Hinterindien gesehen hatte. Verschwunden ist das unentwirrbare Durcheinander von Lianen und Rotang des Urwaldes, wo die verschiedensten Baumarten durch einander gemischt sind, der Anblick bei jedem Schritte wechselt und das Auge selten ein paar hundert Meter weit vorauszudringen vermag; im Teak-Walde dagegen erscheint alles so regelmäßig, als wäre er von Menschenhand gepflanzt worden. Die gewaltigen Stämme steigen senkrecht 30 m und mehr empor, ehe sie einen Zweig zur Seite schicken, und alsdann breitet sich das Laubwerk horizontal aus und bildet ein dichtes, ununterbrochenes Dach: man reist in diesen Wäldern wie zwischen den Säulen eines riesenhaften Tempels. Die breiten, schweren, glänzenden Blätter, die man dort zu Lande zu haltbaren Dächern verwendet, fallen alljährlich ab und bedecken den Boden, so daß kein Strauch, kein Grashalm in solchen Wäldern wächst, was ihnen ein ganz eigenthümliches Ansehen verleiht.

Leider können die im Gebiete des Mekong vorhandenen Wälder weder jetzt, noch in der Zukunft ausgebeutet werden, denn die Wasserscheide zwischen Mekong und Menam ist zu hoch, um die Stämme dort hinüberzuschaffen, und dieselben auf dem Mekong nach Phnompenh hinabzuflößen, ist vollends unausführbar. Nur wenn sich Europäer später im oberen Laos-Lande und besonders in Luang Prabang niederlassen sollten, könnten sie aus diesen Wäldern Nutzen ziehen.

Am 27. gelangte Reis auf ein fruchtbares Plateau, das der obere Nam Lao durchströmt, ritt zwei Stunden lang durch schöne Reisfelder und erreichte dann Möang Paprao, wo die Elephanten gewechselt werden sollten, zur größten Freude seines Kornaks, eines jungen intelligenten Menschen, der untröstlich war, seine Frau so lange Zeit nicht wiedersehen zu können. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Schwarzbauch-Laos sehr von den Weißbäuchigen; denn letztere trennen sich leicht von ihren Frauen und halten sich, reich geworden, deren mehrere. Bei den Schwarzbäuchen huldigen dagegen nur die Mandarinen der Polygamie; unter dem Volke ist die Frau die absolute Herrin, während der Mann arbeiten und herbeischaffen muß. Wenn er sich verheirathet, so tritt er in die Familie seiner Frau ein, muß derselben eine bestimmte Summe Geldes zahlen, und alles,

was er von nun an verdient, gehört ſeiner Frau oder vielmehr ſeiner Schwiegermutter, welche das Oberhaupt der Familie bildet. Beim Tode derſelben erbt die Frau nebſt ihren Schweſtern; alsdann kann ſich der Ehemann von der Familie ſeiner Frau trennen und ein Haus für ſich beziehen, aber ſeine Frau bleibt darum doch die einzige Eigenthümerin und Verwalterin des Vermögens. Ein Mann, der ſein ganzes Leben lang gearbeitet hat, iſt, wenn er ſeine Frau verloren, im Alter von ſeinen Töchtern und Schwiegertöchtern abhängig. Dieſe merkwürdigen Zuſtände ſind wohl nicht durch ein geſchriebenes Geſetz geregelt, ſondern lediglich die Folge des ſanften, ſchwachen Charakters dieſer gutmüthigen Menſchen, welche Thränen vergießen, wenn ſie ſich auf einige Tage von ihren Frauen trennen müſſen.

Möong Paprao iſt eine Feſtung mit Gräben, Erdwällen und ſtarken Paliſſaden, die aber nur von wenigen hundert

Wald von Teakbäumen.

Menſchen bewohnt iſt. Dabei iſt es ein wichtiger Straßenknotenpunkt, wo alltäglich während der trockenen Zeit mehrere hundert Laſtthiere durchpaſſirten. Diejenigen, welche nach Xieng Maï gehen, ſind meiſt mit Baumwolle beladen; die, welche von dort kommen, bringen Salz, Arekanüſſe, Zeuge und einige europäiſche Waaren. Jede Karawane beſteht aus Abtheilungen von 10 bis 12 Stieren, die von zwei Männern oder öfters von einer Familie, Frau, Mann und mehreren Kindern, geführt werden. Vor der ganzen Karawane ſchreitet ein ausgewählter und ſchön geputzter Stier; derſelbe trägt eine Art bunten Stirnſchmuckes; ſeine Hörner ſind mit rothem Stoffe überzogen und tragen an der Spitze wollene oder ſeidene Kugeln; zwiſchen denſelben erhebt ſich ein Strauß von Pfauenfedern und über der Ladung auf ſeinem Rücken hängt eine Glocke, die ſchon von Weitem das Nahen der Karawane ankündigt. Ebenſo wird jede Abtheilung der Karawane von einem weniger reich geſchmückten, aber eine Glocke tragenden Stiere angeführt.

Digitized by Google

Dieſe Thiere, die ſehr ſanft zu ſein ſcheinen, tragen nur 30 bis 40 Kilo; mit Tagesanbruch brechen ſie auf und machen gewöhnlich zwiſchen 10 und 11 Uhr Vormittags an einem Bache Halt. Die Kaufleute müſſen es ſehr eilig haben, wenn dann noch Nachmittags marſchirt werden ſollte. Die Thiere werden alsbald abgeladen und weiden, bis ſie bei Einbruch der Nacht zum Schutze gegen wilde Thiere in ein, aus ihren Laſten hergeſtelltes Gehege getrieben werden.

Elephant, einen Teakſtamm ſchleppend.

Am 28. ſetzte Reis ſeine Reiſe fort und begann am 29. den Aufſtieg auf das Gebirge, welches hier die Scheide zwiſchen den Zuflüſſen des Mekong und des Menam bildet. Um 3½ Uhr Nachmittags lagerte er an der Quelle des letzten Baches, der zum Mekong fließt, etwa 900 m über dem Meere; die Vegetation hatte ſich hier vollſtändig verändert: der Teakbaum war verſchwunden und dafür traten große Bäume der gemäßigten Zone auf, darunter Birken und verſchiedene Koniferen, auch zahlreiche Cycas und in der Ebene nicht vorkommende Baumfarne. Vorüberreiſende ſtecken oftmals dieſe Wälder in Brand, um das Geſtrüpp zu vertilgen, den Weg dadurch gangbarer zu machen und Verſtecke für die Tiger längs der begangenen Straße zu zerſtören. Mitunter aber geräth ein großer harzhaltiger Baum ganz und gar in Flammen und brennt dann mehrere Tage lang, indem er die Vorübergehenden mit Funken und brennenden Zweigen überſchüttet und die Elephanten in Schrecken ſetzt. Ueberhaupt ſind dieſe Thiere ſehr furchtſamer Natur; ſo oft ſich eine nahende Ochſen- oder Maulthierkarawane durch Klingeln ankündigte, mußte man mit den Elephanten ſeitab biegen, um ihnen den ungewohnten Anblick zu entziehen, und kurz vor Xieng Maï jagten zwei Reiter durch ihr bloßes Erſcheinen ſämmtliche Elephanten in die wildeſte Flucht. Am 1. März wurde der Weg zuſehends ſchwieriger; wie ein Geſims zieht er ſich am Abhange der Berge über tiefen Schluchten hin und bietet den Elephanten kaum Raum genug, die Füße zu ſetzen. Dieſe marſchirten denn auch mit einer verzweifelten Langſamkeit, unterſuchten den Boden mit dem Rüſſel, machten dann erſt einen Schritt vorwärts und ſondirten von Neuem, ehe ſie einen anderen Fuß nachzogen. So brauchte man, um einen Kilometer zurückzulegen, eine Stunde! Bei Ochſenkarawanen kommen an dieſer Stelle öfters Unglücksfälle vor, obwohl man Vorkehrungen trifft, um das Begegnen zweier Trupps zu vermeiden.

Leitochſe einer Karawane.

Dieſer Paß trägt den charakteriſtiſchen Namen Doī oder Pu Pi Pannam, d. h. Berg des Geiſtes, welcher die Waſſer ſcheidet. Es iſt ein weiblicher Geiſt, dem man zuvor ein Opfer bringen muß, ehe man den Paß überſchreitet; darum ſind alle Zugänge bedeckt mit Holzklötzen von allen Größen,

welche in roher Weiſe Phallen darſtellen, durch welche ſich die Reiſenden die Gunſt der Göttin zu erkaufen ſuchen. Um 8 Uhr befand man ſich auf dem höchſten Punkte, circa 950 m über dem Meere, und wenige Minuten ſpäter erblickte man am Grunde einer tiefen Schlucht einen zum Menam fließenden Bach, den Mekuong, einen Zufluß des zum Menam gehenden Meping. Den Reſt des Tages ging es langſam bergab, zuweilen auch wieder bergauf. Zwiſchen 700 und 600 m traten wieder Teak-Wälder auf. Bald nach Mittag des nächſten Tages erreichte man dann die weite Ebene, in welcher Xieng Maï liegt, hatte dort den ſchon erwähnten Unfall mit den ſcheu gewordenen Elephanten zu beſtehen und legte die letzten 20 km bis zur Hauptſtadt, die fortgeſetzt durch Reisfelder und bei einzelnen Gärten vorbeiführen, zu Fuße zurück, weil man nicht wagte, die Elephanten nochmals dem ungewohnten Anblicke eines Pferdes preiszugeben. Es war bereits dunkel, als Reis um 6½ Uhr vor der Stadt am linken Ufer des Meping ankam; da am ſelben Morgen ein Theil der etwa 100 m langen Holzbrücke, welche über den Fluß führt, unter einer Ochſenkarawane zuſammengebrochen war, ſo mußte er denſelben durchwaten, um die Vorſtadt zu erreichen. Dieſelbe beſteht aus einigen gemauerten Chineſenhäuſern und zahlreichen birmaniſchen und chineſiſchen Läden, ſo daß man ¾ Stunden braucht, um die Entfernung vom Fluſſe bis zu der erſten Mauer der befeſtigten Stadt zurückzulegen. 100 m weiterhin folgt eine zweite und 1 km weiter wieder eine ſolche Doppelmauer. Zahlreiche ſchöne Pagoden und

Die Stadt Xieng Maï.

weite Gärten, in denen Holzhäuſer liegen, füllen den größten Theil des Inneren; mitten drinnen, 2 km von der inneren Mauer entfernt, befindet ſich der Palaſt des Königs. So wurde es 7½ Uhr, ehe Reis am Tribunal anlangte und ſein Unterkommen fand.

Die Aufnahme ſeitens des Königs war eine freundliche; es iſt ein alter, ſchlauer und intelligenter Mann, der es vortrefflich verſteht, den Dummen zu ſpielen, wenn es ihm unbequem iſt zu antworten. Der König von Siam unterhält dort drei Reſidenten, um ihn und das Vordringen der Engländer zu überwachen; denn letztere gewinnen hier täglich mehr Boden. Ein einziges engliſches Haus zahlt dem Könige von Xieng Maï jährlich 40 000 Pf. St. für die Ausbeutung der Teak-Wälder, und während der Anweſenheit des Dr. Reis wurde ein zweites derartiges Geſchäft abgeſchloſſen. Auch ſcheint eine ſtarke Ausfuhr von Rindvieh nach Moulmein ſtattzufinden.

Allmorgendlich beſuchte Reis den Markt, welcher in der Hauptſtraße der Stadt zwiſchen dem erſten Thore und dem Königspalaſte abgehalten wird, und auf welchem ſich mehr als 10 000 Menſchen der verſchiedenſten Stämme, Laos, Birmanen, Karen, Ngius und Chineſen, zuſammenfinden, um alle möglichen Produkte, Lebensmittel, Stoffe, Waffen und Schmuckgegenſtände zu kaufen und zu verkaufen. Die häufigſte und wichtigſte Handelswaare aber ſcheinen Blumen zu ſein; alle Frauen, ſelbſt die ärmſten, tragen Blumen in den Ohren und Haaren, und ebenſowenig verſchmähen junge Leute und ſelbſt Männer in reiferen Jahren dieſen Schmuck.

Da Reis, mittellos wie er war, bei dem habſüchtigen Könige von Xieng Maï keine Unterſtützung fand, ſo nahm

er zu den ſiameſiſchen Reſidenten ſeine Zuflucht, welche ihm riethen, zu Lande über Lampun zu reiſen und ihm einige Träger und Elephanten für das Gepäck verſchafften. So konnte er am Nachmittage des 16. März zu Fuße, wie er gekommen war, die Stadt verlaſſen. Seine Route folgte zu einem großen Theile einer ſchönen Chauſſee von mehr als 50 m Breite, die von großen Bäumen beſchattet und von zahlreichen, gut gehaltenen Pagoden eingefaßt wird. Dieſelbe iſt wahrſcheinlich ein Werk der Birmanen, aber heute vielfach verfallen und beſchädigt. Am zweiten Tage erreichte Reis Lampun, eine kleine befeſtigte Stadt am Ufer des Nam Kuang, eines kleinen Zufluſſes des Meping, wo ein direkt von Bangkok abhängiger Gouverneur ſitzt, ein kleiner, alter, häßlicher Mann ohne Bart, Haare und Zähne, der den höchſten Reſpekt vor dem Barte des Reiſenden hatte und auf ſein Bitten die reichlich ausgenutzte Erlaubniß erhielt, mit ſeiner Hand durch denſelben fahren zu dürfen; er beſaß auch einige Diener, die er in ſeiner ganzen Provinz zuſammengeſucht hatte, und die einen, für die dortigen Verhältniſſe anſehnlichen Bartwuchs beſaßen.

Drei weitere Marſchtage durch ein mit Teakwäldern bedecktes Hügelland brachten Reis nach La Kon, der früheren Hauptſtadt der Schwarzbäuche, die noch heute bedeutend iſt und in ihrem Gebiete rieſige Teakwälder beſitzt, welche von Birmanen und theilweiſe ſchon von engliſchen Häuſern ausgebeutet werden; letztere laſſen ſich ihre Con-

Straße von Xieng Mai nach Lam Pun.

ceſſionen von Jahr zu Jahr mehr erweitern. Der dortige Hafen enthält Hunderte von Barken, die zu dieſer Jahreszeit, wo die Schiffahrt faſt ganz unterbrochen iſt, faſt alle auf dem Trockenen liegen. Dieſelben ſind größer und bequemer, als die aus einem Baumſtamme ausgehöhlten laotiſchen Pirogen, haben mehrere Kajüten und meiſt auch ein Segel, das aber nur bei Wind von hinten zu gebrauchen iſt. Eine ſolche Barke miethete Reis und trat damit am 23. März ſeine lange und oft ſchwierige Fahrt von La Kon nach Bangkok an. Der Me Ban beſitzt nämlich zahlreiche Sandbänke, und zudem erſchweren große Flöße von Teakholz während der trockenen Jahreszeit die Schiffahrt; ſeine Ufer ſind wenig bewohnt, ſo daß Reis während 13 Reiſetagen nur auf eine einzige bedeutende Stadt, Möong Tön, traf und es ſchwierig fand, ſich Lebensmittel zu verſchaffen. Drei Tage lang mußten er und ſeine Begleiter nach Art der Eingeborenen, wenn dieſelben keinen Reis haben, ſich von Bambuſamen ernähren. Sehr häufig dagegen waren birmaniſche Holzhauer, welche die Teakwälder ausbeuten; in Folge ihrer Anweſenheit ſind in der Umgegend von Möong Tön Fälle von Piraterie häufig. Am 7. April fuhr man in den Nam Ping ein, deſſen Ufer mit ihren zahlreichen Dörfern und Pagoden, Reisfeldern und Palmenpflanzungen ein ungleich belebteres Bild darbieten. Am 8. April wurde die Stadt Raheng paſſirt, am 19. der eigentliche Menam erreicht, am 25. genoß Reis die herzliche Gaſtfreundſchaft der katholiſchen Miſſion in Ajuthia und beſuchte die Trümmer der ehemaligen Haupt-

ſtadt Siams und am 27. April Morgens landete er bei dem franzöſiſchen Konſulate in Bangkok, womit dieſe Reiſe ihr Ende erreichte. Neis ließ ihr dann noch einen Beſuch der Ruinen von Angkor folgen und durchzog zu Fuß das

Floß von Teakbäumen.

ganze Siam von Weſten nach Oſten. Am 1. Juni 1884 langte er dann wieder in Phnompenh, der Hauptſtadt Cambodjas, an, welche er am 19. November 1882 verlaſſen hatte.

Eine Reiſe nach dem Taß-Buſen.

Von de Dobbeler.

II. (Schluß.)

Am Abend war es eine Hauptſache, eine gute Mooswelde zu finden, wurde dieſe nicht getroffen, ſo konnte die Fahrt bis in die Nacht dauern; gewöhnlich fuhren wir aber in der letzten Zeit nur $8^1/_2$ Stunden am Tage, dieſe aber, mit Ausnahme einer Pauſe von drei Minuten, ununterbrochen. War Abends ein günſtiger Platz gefunden, ſo wurden die Rentiere gleich ausgeſpannt und das Zelt aufgeſchlagen.

Im Inneren des Zeltes war natürlich Schnee, auf dieſen wurden die Bretter, ein paar Matten und Felle, ſowie eine eiſerne Platte für das Feuer gelegt; nur unter der letzteren thaute der Schnee auf und die friſch und ſchön ausſehende Rentierflechte kam zum Vorſchein. Eine der erſten Verrichtungen war, Feuer anzuzünden und einen großen, mit Schnee gefüllten Keſſel darüber zu hängen, um Waſſer zu erhalten; war dieſes in genügender Menge vorhanden, ſo wurde gekocht und dann die aus Fiſchen und Rentierfleiſch beſtehende Mahlzeit gehalten; nach derſelben wurde Thee getrunken und ein paar Pfeifen Tabak geraucht. Es mußte alles dieſes in halbliegender Stellung beſorgt werden, weil das Zelt dicht mit Rauch gefüllt und nur einige Fuß hoch über dem Boden friſche Luft war. Die Samojedenfrau hatte unterdeſſen mit ihrem Kinde zu thun; das kleine Mädchen mußte den ganzen Tag in der von mir ſchon beſchriebenen Wiege liegen und nur am Abend wurde es herausgenommen, um am Feuer erwärmt zu werden.

Digitized by Google

Wenn mit dieſen Verrichtungen ein paar Stunden hingebracht waren, ſo legten ſich alle zur Ruhe nieder, um mit dem allmählichen Verlöſchen des Feuers einer nach dem anderen einzuſchlafen.

Die Renthiere mußten während der Nacht ihr Moos (Flechte) aus dem oft hohen Schnee ſcharren, freſſen und ausruhen. Sie entfernen ſich nicht ſehr weit von dem Zelte, weil ſie Furcht vor den Wölfen haben; wenn Wölfe kommen, ſo laufen die Renthiere nach dem Zelte und um daſſelbe herum, verſuchen auch wohl ins Zelt einzudringen; der größeren Sicherheit wegen wachten aber der Oſtjake oder einer der Samojeden bei der Heerde.

Zwiſchen 5 und 6 Uhr Morgens wurde im Zelte Feuer angezündet, dann Thee getrunken, rohe Fiſche, Fiſchfett und etwas Brot gegeſſen; dieſe und die Abendmahlzeit waren die einzigen am Tage. Nach dem Morgenbrote mußte das Zelt abgebrochen und dieſes ſowie die übrigen Sachen auf den Schlitten verpackt werden. Hierauf wurde die Renthierheerde mit den Hunden in die Nähe des Zeltes getrieben und von ein paar Männern, welche einen langen Riemen (Laſſo) ſtraff angeſpannt hielten, erwartet; ſobald die erſten Renthiere an den Riemen kamen, ſtanden ſie ſtill, ein Halbkreis wurde gebildet und die noch nachfolgenden in die Oeffnung getrieben. Andere Männer gingen zwiſchen die nun zuſammengedrängt ſtehenden Renthiere, faßten je ein oder zwei derſelben um den Hals und führten ſie zum Schlitten, um ſie anzuſpannen. Oft geſchah es auch, daß einige Renthiere über den Riemen hinwegſprangen und mit dem Laſſo eingefangen werden mußten; einige Male gelang auch dieſes nicht und ein paar ſolcher Wildfänge liefen dann den ganzen Tag loſe neben der Karawane her und machten die eingeſpannten Thiere ſcheu. Nie habe ich aber geſehen, daß die Samojeden oder Oſtjaken ihre Renthiere ſchlecht behandelten, etwa mit den Füßen ſtießen oder ſchlugen.

Bis 9 Uhr Morgens war gewöhnlich die Arbeit des Zuſammentreibens, Einfangens und Anſpannens der Renthiere vollendet und um dieſe Zeit ſetzte ſich die Karawane in Bewegung.

Am 16. und 17. December fuhren wir über baumloſe Schneeflächen, am 18. wurde dieſe Einförmigkeit durch drei mäßig hohe Berge, Perkuſſiedi, auf welchen die Samojeden opfern, unterbrochen. Der 19. December war ein Ruhetag; es war der erſte recht kalte Tag, — 28° R. Am 20. December paſſirten wir mehrere Flüſſe, welche von ſchönen Wäldern umgeben waren; der bedeutendſte derſelben hieß Jangiha oder Mammuthfluß; ſpäter fuhren wir durch eine mit 10 bis 20 Fuß hohen Hügeln dicht beſäete Gegend und trafen am Abend einen Teufelsaltar.

Der 21. December war zwar ein kalter, aber heller und windſtiller Tag. Morgens 9 Uhr waren — 27° R. Der Sonnenaufgang um 9 Uhr 45 Min. nach meiner Uhr war beſonders ſchön; es ſchien, als loderten mächtige Flammen am Himmel empor, dann bildeten ſich zu beiden Seiten der Sonne zwei Nebenſonnen, welche von der in der Mitte ſtehenden nur durch ihre Größe zu unterſcheiden waren. Als die Nebenſonnen verſchwunden waren, war der Schein der Sonne heute wie an anderen Tagen ſo matt, daß man ſie, trotz des unbewölkten Himmels, ſtundenlang betrachten konnte, ohne geblendet zu werden. Sie ging nach meiner Uhr um 2 Uhr 15 Min. unter, das Abendroth war aber noch bis 6 Uhr und ſpäter zu ſehen. Es folgte eine ſchöne ſternklare, aber kalte Nacht; erſtes Mondviertel. Am 22. December zeigte mein Queckſilberthermometer — 30° R. Leider hatte ich nur dieſen Thermometer und konnte daher ſpäter die Kältegrade nicht regelmäßig meſſen.

Nachdem wir in den letzten Tagen und am 23. December über öde, baumloſe Flächen gefahren waren, trafen wir am Abend einen der heiligſten Orte der Samojeden, den von herrlichen, ſchlanken Bäumen umrahmten Nuiha oder Gottesfluß. Am Ufer lagen drei, etwa 2½ bis 3 m hohe Hügel von Renthierſchädeln; die weitere Umgebung des Fluſſes war eine wilde Waldpartie; ich ſah Bäume von außerordentlicher Stärke. Am 24. December wurde das Zelt mit der Samojedenfamilie und einem Dolmetſcher zurückgelaſſen und es mußte deshalb während der folgenden Nacht der Schlitten oder der Schnee als Lagerſtätte dienen. Der 25. December, der letzte Tag unſerer Reiſe mit Renthieren, war verhältnißmäßig warm, das Wetter herrlich, die Gegend eine ſchöne Waldlandſchaft und die Fahrt eine ſehr raſche; die Sonne war eben untergegangen, als wir in Surgut ankamen.

Die Einwohner Surguts ſind größtentheils Nachkommen der von Jermak nach Sibirien geführten und ſpäter von der ruſſiſchen Regierung dahin geſandten Koſaken. Sie treiben Handel, Viehzucht und den Anbau von Kartoffeln, Erbſen und Bohnen, da die Zone des Getreidebaues erſt ſüdlicher beginnt. Es befindet ſich in Surgut eine Kirche und eine kleine Kaſerne mit einigen Soldaten und einem Officier, auch einige Verbannte leben dort. Während meines elftägigen Aufenthaltes herrſchte ſibiriſche Kälte, die Kälte betrug ſelten oder gar nicht weniger als — 30° R.; am 1. Januar 1885 waren — 36° R., am folgenden Tage über — 40° R. Auch während der Reiſe von Surgut nach Tobolsk waren zwiſchen — 30° und — 40° R. und darüber, welches ich ſpäter in Tobolsk beſtätigt hörte.

Am 5. Januar 1885 Abends wurde die Reiſe nach Tjumenj angetreten. Herr Wardropper, mein Dolmetſcher und ich mit meinen Sachen fuhren in einem großen Schlitten. Die Fahrt wurde jetzt mit Pferden fortgeſetzt und hatten wir bis Tobolsk inkluſive 19 Stationen, welche durchſchnittlich 50 Werſt von einander lagen, zuweilen weniger, zuweilen mehr, ſo daß die Entfernung von einer Station zur anderen 60 Werſt und darüber betragen konnte. Nur die ſibiriſchen Pferde können ſolche Entfernungen in der Kälte, dem Schnee, auf gar keinen oder den ſchlechteſten Wegen im raſchen Tempo zurücklegen. Wie in Rußland wird ununterbrochen von einer Station zur anderen gefahren, auf jeder Station die Pferde gewechſelt; während aber in den mehr bevölkerten Theilen Rußlands die Stationen 20, höchſtens 30 Werſt von einander entfernt ſind, kann die Entfernung derſelben in Sibirien 70 und mehr Werſt betragen. Die Schnelligkeit der kleinen ruſſiſchen Pferde iſt bekannt, ſie legen mit dem Schlitten auf guten Wegen drei bis vier Meilen in der Stunde zurück, die ſibiriſchen Pferde übertreffen ſie noch, beſonders an Ausdauer.

Dieſe nun folgende Reiſe war ungleich beſchwerlicher und anſtrengender, als die mit Renthieren gemachte und die während derſelben herrſchende Kälte war ungleich härter und ſtrenger wie bisher. Unſer Schlitten war mit den Sachen und mit uns überfüllt, wir hatten kaum neben einander Platz. Herr Wardropper mußte unter allen Umſtänden ſo raſch wie möglich nach Tjumenj und ich wollte und mußte mich mit meinem Dolmetſcher ihm anſchließen. Waren früher die vorſichtigen Samojeden und Oſtjaken unſere Führer geweſen, welche bedächtig die beſten Wege aufſuchten und die leichten kleinen Schlitten auf der Schneefläche dahin gleiten ließen, wie Schiffe auf unbewegtem Meere, ſo waren unſere Führer jetzt Ruſſen, Ruſſen mit

ihren Wahlſprüchen: „Wie Gott will.“ „Es kommt auf den Verſuch an.“ „Es muß biegen oder brechen“; Ruſſen mit ihrem ungeſtümen Vorgehen, ſobald ſie ein beſtimmtes Ziel erreichen wollen.

Der ſchlechten Wege halber werden drei Pferde in einer Linie vor einander geſpannt; dieſes macht das Lenken derſelben ſehr beſchwerlich und hatte man bisher kaum ein Wort des Antreibens während des ganzen Tages gehört, ſo ruht die Zunge des ruſſiſchen Roſſelenkers, des Jämtſchik, keinen Augenblick. „He, meine Täubchen, ich habe ein Trinkgeld nöthig und deshalb müßt ihr laufen; juch! juch! Wenn ihr nicht laufen wollt, ſo wartet lange, ehe ihr wieder Futter bekommt; nu! nu! Teufel, Dummköpfe, euch ſollen alle die Wölfe holen.“ Dann pfeift er und ſpringt vom Bocke, welcher aus einem einzigen ſchmalen Brette beſteht, herunter, läuft in ſeinem Pelze, im Schnee und eiſiger Kälte, nach dem an der Spitze gehenden Pferde, ſchlägt dieſes mit der kurzen Peitſche, hierauf das zweite und dann das dritte. Die Pferde nehmen einen Anlauf und der Schlitten raſt an dem Jämtſchik vorbei, dieſer läuft hinterher und hat den Schlitten bald eingeholt, er ſchwingt ſich auf das als Bock dienende Brett, legt ſich auf den Rücken, klatſcht in die Hände, ruft juch! juch! und daſſelbe Schelten und Antreiben beginnt von Neuem.

Der Schlitten wird unterdeſſen von einer Seite zur anderen geſchleudert, bald ſcheint er nach rechts, bald wieder nach links umfallen zu wollen; die an den Seiten befindlichen Stößer oder Stoßleiſten verhindern dieſes zwar einigermaßen, machen aber die Bewegungen um ſo empfindlicher, bald erhält man Stöße von der Seite, bald wieder von unten, dann wird man von den Mitreiſenden zuſammengedrückt und dann wieder wird man ſelbſt auf dieſe geſchleudert, und endlich giebt es am ganzen Körper keine Stelle mehr, die nicht geſtoßen oder gedrückt wäre. Glücklicher Weiſe milderte die dicke Pelzbekleidung etwas dieſe Unannehmlichkeiten, aber ſie ſind auch nicht die einzigſten. Am Wege iſt eine nicht unbedeutende Vertiefung des Bodens, der Jämtſchik hat zu viel mit den Pferden zu thun, um ſie zu bemerken, oder es iſt auch ſchon dunkel geworden, der Schlitten kommt an dieſelbe und einen Moment ſpäter hat er ſich umgekehrt; die Reiſenden liegen unter dem Schlitten oder daneben, die Sachen auf dem Reiſenden oder im Schnee. Schon hat während des ganzen Tages das Geſicht in Folge der Kälte geſchmerzt, als würde es mit tauſend Nadeln zerſtochen, jetzt müſſen auch die Hände und Finger der Kälte preisgegeben werden, der Schlitten muß wieder aufgerichtet, die Sachen, welche in der Dunkelheit kaum alle zu finden ſind, müſſen geſucht und verpackt werden. Hiermit haben die Leiden noch kein Ende; wir fahren am hellen Tage und erreichen das ſteile Ufer eines Fluſſes; unſer Schlitten iſt ſtark, aber ob er den Fall aufs Eis vertragen kann, iſt noch eine Frage. Dieſe Frage ſtellt ſich der Jämtſchik nicht, ſondern er denkt: „Es kommt auf den Verſuch an“, und hinunter fliegen Pferde und Schlitten. — Der Verſuch iſt nicht gelungen, ſondern der Schlitten iſt gebrochen und der eine Reiſende hinkt, der zweite reibt ſich die Schultern, während ſich der dritte den Kopf hält. Wir ſind ungefähr auf der Mitte zwiſchen den beiden Stationen angekommen, die eine wie die andere iſt ein paar Meilen entfernt und der Jämtſchik muß auf einem Pferde zurückreiten, um ein Beil und andere Werkzeuge zu holen, welche zum Repariren des Schlittens nothwendig ſind. Die Reiſenden klagen indeſſen über die in Folge des Falles hervorgerufenen Schmerzen, über die ſibiriſche Kälte, reiben ſich Naſe und Wangen und halten die Pferde. Der Jämtſchik kommt nach längerer Zeit zurück und reparirt den Schlitten nothdürftig, aber die eine abgebrochene Stoßleiſte iſt nicht genügend zu befeſtigen und der Schlitten balancirt nicht. Wenn auch deshalb und wegen der eingetretenen Finſterniß langſam und vorſichtig gefahren wird, ſo werden die Reiſenden dennoch gezwungen, den ſchon genügend bekannten Schnee noch ein halbes Dutzend Mal gründlich zu unterſuchen, ehe ſie todtmüde und ermattet die nächſte Station erreichen.

In dieſer Schilderung iſt nichts übertrieben, alles iſt im vollſten Maße während dieſer Reiſe von mir ſelbſt erlebt.

Wenn auch Unannehmlichkeiten und Unglücksfälle vorkommen, ſo hat doch das etwas ungeſtüme Vorgehen ſowohl ſeitens der Reiſenden wie ſeitens der Jämtſchike ſeine Berechtigung und liegt in der Natur der Sache; wollte man jede Nacht ſchlafen, überhaupt mit Bequemlichkeit reiſen und wollten die Jämtſchike ihre Pferde ſchonen, wie viel Zeit würde man dann gebrauchen, um die großen Entfernungen zu überwinden; eine Reiſe von Surgut nach Tjumenj könnte Monate dauern.

Beobachtungen irgend welcher Art konnten auf dieſer Fahrt wenig gemacht werden, die phyſiſchen Kräfte waren zu ſehr in Anſpruch genommen und die Kälte zu intenſiv. Das Geſicht ſchmerzte aufs Empfindlichſte, auf der Wange und der Naſe erfror die Haut und bildeten ſich große Blaſen; unſere Samojeden-Pelzbekleidung war da, wo ſie unmittelbar das Geſicht berührte und am Halſe feucht, während ſich überall in den das Geſicht umrahmenden Fellhaaren Eiszapfen bildeten. Die Naſe ſondert bei der ſtrengen Kälte fortwährend Flüſſigkeit ab und der Gebrauch eines Taſchentuches iſt nicht allein beſchwerlich, ſondern man reibt auch mit demſelben die Haut wund. Verſuchte man das Geſicht durch Tücher zu ſchützen, ſo waren Geſicht und Tücher bald ſo feucht und naß, daß ſie wieder entfernt werden mußten; hatte man die Augen geſchloſſen gehabt, ſo mußte man ſie zuvor mit dem Finger reiben, um ſie wieder öffnen zu können. Es iſt faſt unmöglich, in dieſen Gegenden und während der Reiſen einen Bart zu tragen. Samojeden und Oſtjaken rupfen ihre Barthaare aus, die Ruſſen raſiren den Bart im Winter, tragen ihn aber im Sommer.

In unaufhaltſamer Eile ging es Tag und Nacht über Schneeflächen, durch Wälder, über und auf eis- und ſchneebedeckten Flüſſen dahin. Die Stationen waren größtentheils in ruſſiſchen Häuſern, nur die vierte und fünfte in den Häuſern anſäſſiger, Viehzucht treibender Oſtjaken und ſpäter eine im Hauſe eines Tartaren. Die Gebäude in den ſibiriſchen Dörfern und Anſiedelungen ſind geräumiger wie in Rußland und im Inneren zwar einfach, aber recht gut eingerichtet und mit zweckentſprechenden Oefen verſehen. Sogar in dem Hauſe eines Oſtjaken, welches als Poſtſtation diente, fand ich ein Zimmer, deſſen Wände mit Zeug drapirt waren und welches mit Fußdecken, Tiſchdecken, einer Uhr, Papier, Feder und Dinte ausgeſtattet war. Zwiſchen der ſechsten und ſiebenten Station in der Nähe Samarows paſſirten wir während der Nacht die hohen, bewaldeten Irtiſchuſer-Berge. Nach der zehnten Station wurden die Wege merklich beſſer und die oben angedeuteten Unannehmlichkeiten, Unterbrechungen und Unglücksfälle hörten auf, nur war die Kälte noch ebenſo quälend wie bisher.

Am 12. Januar 4 Uhr Nachmittags kamen wir bei der neunzehnten Station in Tobolsk an, blieben aber nur einige Stunden dort und fuhren Abends 9 Uhr nach Tjumenj weiter. Wir hatten eine der großen ſibiriſchen Straßen erreicht, die Stationen lagen hier nahe bei einander und der Weg war ein ausgezeichneter; die Pferde wurden nicht

mehr vor einander, ſondern neben einander geſpannt (Troika). Am 13. Januar war das Wetter ſo ſchön, daß wir das Geſicht nicht mehr mit Tüchern zu bedecken brauchten; am Wege zeigte ſich viel Wild, beſonders viel Birkhühner, welche uns ſo nahe herankommen ließen, daß wir ein paar Mal verſuchten, ſie mit der Piſtole zu erlegen. In der folgenden Nacht um 2½ Uhr kamen wir in Tjumenj an, ich blieb hier eine kurze Zeit und ſetzte dann meine Rückreiſe fort, um nach einem Aufenthalte in verſchiedenen Theilen Rußlands während des Winters und folgenden Sommers im September nach Deutſchland zurück zu kehren.

Die gegenwärtigen Zuſtände von Korea.

I.

E. J. Von allen oſtaſiatiſchen Ländern hat Korea am längſten ſich gegen fremde Einflüſſe abgeſchloſſen und zwar nicht allein gegen die weſtlichen Barbaren, auch gegen die ſeiner eigenen geographiſchen wie ethnographiſchen Natur nahe verwandten Nachbarreiche China und Japan. Mit beiden trat Korea zwar wiederholt in nähere Verbindung, doch immer nur der Noth gehorchend; ſobald es ihm geſtattet wurde, dem eigenen Triebe zu folgen, zog es die ſcheidenden Grenzen nur um ſo ſtrenger und feſter. So iſt es gekommen, daß erſt die allerletzten Jahre uns eine etwas genauere Kenntniß des Landes verſchafft haben, indem erſt jetzt es Europäern möglich wurde, das Innere zu bereiſen, ja die koreaniſche Regierung hat in jüngſter Zeit ſogar ſelbſt die Hand zur Erforſchung des Landes geboten. In ihrem Auftrage bereiſte ein deutſcher Geologe ſämmtliche Provinzen des Reiches, um nach Lagerſtätten von Kohlen zu forſchen.

Und doch war Korea den Arabern, welche ihre kühnen Fahrten oſtwärts ſelbſt bis zu den entlegenen Küſten Nordoſtaſiens ausdehnten, ſchon im achten und neunten Jahrhundert ſehr wohl bekannt; der längere Aufenthalt, welchen ihre Schiffe in den Haupthäfen nahmen, erlaubte ihnen, auch gewiſſe Kenntniſſe von den ferneren Gebieten zu ſammeln, aber all dieſe Kenntniſſe gingen verloren, als ſie ihre Handelsbeziehungen mit Oſtaſien einſtellten. Erſt in der Mitte des 17. Jahrhunderts wird Korea wiederum genannt.

Damals waren die unternehmenden Holländer bis nach Japan vorgedrungen und ſo kam es, daß im Jahre 1653 das holländiſche Schiff „Sparwer“ (Sperber) an der Küſte von Quelpart Schiffbruch litt. Nach dem koreaniſchen Geſetze, welches den Fremden den Zutritt zum Lande ſtreng unterſagte und Schiffbrüchige feſthielt, damit keinerlei Kunde in die Außenwelt gelangen könne, wurden die 36 der See entronnenen Holländer nach der Hauptſtadt Kinglitaro, dem jetzigen Söul, fortgeſchleppt und dreizehn Jahre lang in verſchiedenen Dienſten, beſonders als Soldaten, verwandt, wobei man ſie bald in dieſen, bald in jenen Diſtrikt verſchickte. Im Jahre 1667 gelang es endlich einem Theile dieſer Gefangenen, von der Südküſte nach Nagaſaki und von dort nach Holland zu entkommen. Unter ihnen befand ſich der Schiffsſchreiber Hamel, welcher nach ſeiner Rückkehr einen Bericht ſeiner Erlebniſſe und Beobachtungen verfaßte und 1668 in Rotterdam durch den Druck veröffentlichte. Es erging ihm damit wie Marco Polo und manchem anderen Reiſenden jener Zeit; man ſchenkte ſeinem Berichte, den man für eitel Aufſchneiderei anſah, keinen Glauben, doch haben neueſte Forſchungen ſeine Wahrhaftigkeit voll und ganz erwieſen.

Korea wurde zu jener Zeit und auch noch lange nachher als eine Inſel angeſehen. Es erſcheint als ſolche zuerſt auf der Karte, welche Ruysbroek, Ludwig's des Heiligen Geſandter, von der Mongolenreſidenz Karakorum zurückbrachte, wo er dieſelbe von den gleichfalls dort anweſenden Abgeordneten des koreaniſchen Herrſchers empfangen hatte, und dieſe Inſelform wurde auch ſpäter beibehalten; auf den Karten von Mercator, Ortelius und Sanſon figurirt Korea noch immer in dieſer Geſtalt. Erſt die 1732 von d'Anville ausgeführte Bearbeitung einer in Korea ſelbſt angefertigten Karte des Landes gab uns ein getreueres Bild. Dieſe Karte war eine Kopie des Originals, welches im königlichen Palaſte zu Söul hing. Der Kaiſer Kanghi hatte eine Geſandtſchaft mit einem Mandarinen der mathematiſchen Hochſchule zu Peking nach Söul entſandt, um, wie von anderen Theilen ſeines ausgedehnten Reiches, auch von Korea eine möglichſt genaue topographiſche Aufnahme zu erhalten. Die Geſandtſchaft brachte eine in kleinerem Maßſtabe gehaltene Karte nach Peking zurück, wo die damals dort anweſenden franzöſiſchen Miſſionare ſich beeilten, ein Duplikat anzufertigen und daſſelbe nach Paris zu entſenden. Dieſe d'Anville'ſche Karte blieb lange Zeit die Grundlage für alle ſpäter erſcheinenden, denn von jetzt ab waren franzöſiſche, engliſche und ruſſiſche Seefahrer unausgeſetzt thätig, das, was noch ſehr im Argen lag, die Feſtſtellung der Küſtenumriſſe, mit möglichſter Genauigkeit zu bewirken. Eine eingehende Darſtellung dieſer erfolgreichen Unternehmungen bis in die neueſte Zeit hat uns ein erſchöpfender Aufſatz in Petermann's Mittheilungen für 1883 gegeben, dieſelben brachten auch 1884 die augenblicklich beſte Karte von Korea, gezeichnet mit Benutzung der neueſten Küſtenaufnahmen nach einer im Jahre 1875 vom Kriegsminiſterium zu Tokio herausgegebenen und von E. Satow überſetzten Vorlage.

Die Nachrichten über die älteſte Geſchichte Koreas, ja über ſeine Geſchichte überhaupt bis in die allerneueſte Zeit herein, ſind höchſt unſicher. Was wir davon wiſſen, verdanken wir Klaproth, Siebold, Dallet, Pfizmaier, welche aus chineſiſchen und japaniſchen Quellen ſchöpften; Oppert hat in ſeinem vor einigen Jahren erſchienenen Werke, dem erſten, welches nach längerer Zeit über das „verſchloſſene Land“ erſchien, die verſchiedenen, oft von einander abweichenden Berichte zuſammengeſtellt, Richthofen hat uns beſchrieben, was er von der Grenze ſah und erfuhr. Aber erſt ſeit der Eröffnung des Landes nach Abſchluß von Verträgen mit Japan, Amerika, Deutſchland, England, Rußland, Italien wurde ein tieferes Eindringen in das Land möglich. Noch 1875 konnte ein Japaner nur unter der Verhüllung eines Trauernden von Tſhuſhima aus nach Fuſan und von dort bis zu dem befeſtigten Lager von Taiku gelangen. Aber 1882 machte der engliſche Vicekonſul Carles, dann auch

J. C. Hall und H. A. C. Bonnar Reisen von Söul ins Innere, der erste legte seine Beobachtungen in englischen Blaubüchern nieder; die beiden anderen veröffentlichten die ihrigen in den Transactions of the Asiatic Society, of Japan. Eine werthvolle Ergänzung fanden diese Berichte durch die „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Asiens", in deren 31. und 33. Hefte P. Mayet, welcher im Oktober 1883 den Generalkonsul Zappe nach Söul begleitete, seine in Korea gewonnenen Eindrücke niederlegt. Endlich hat Dr. Gottschee 1884 eine größere, 5½ Monate dauernde, Reise ausgeführt, um Nachforschungen nach Kohlenlagern zu machen, und dabei sämmtliche acht Provinzen durchzogen. Auf diesen Quellen und den Berichten der genannten Reisenden, sowie auf Mittheilungen des Deutschen Handelsarchivs und der österreichischen Konsulatsberichte fußt die nachfolgende Darstellung.

Die ersten staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen verdankt Korea der Einwanderung chinesischer Stämme in den nördlichen Theil der Halbinsel.

Die hier in der Folge herrschende chinesische Dynastie hielt sich unter 41 Königen, welche die Oberherrlichkeit des chinesischen Kaisers anerkannten, bis zum Jahre 108 unserer Zeitrechnung, da brachte eine Revolution Korea unter die unmittelbare Herrschaft Chinas, von dem es eine Provinz wurde. Indeß währte das Verhältniß nur wenig mehr als 60 Jahre, denn schon in der Mitte des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung stieg ein Häuptling des Stammes der Outsu, welcher das Land im Nordosten zwischen dem Gebirge und dem Japanischen Meere inne hatte, auf das Han-kang nieder und bemächtigte sich des Landes, das danach den Namen Koraï, chinesisch ausgesprochen Kao-li, empfing, zugleich bildeten sich im Süden der Halbinsel zwei andere kleine Königreiche, im Südosten am Japanischen Meere Sin-ra, am Gelben Meere im Südwesten Pe-tsi. Alle drei erkannten die Oberherrlichkeit Chinas an, das, namentlich in Koraï, seine Autorität zu wiederholten Malen geltend machte und dieses 668 sogar in eine chinesische Provinz verwandelte; nur ein Theil des Volkes wußte in dem Waldgebirge von Liao-tung seine Unabhängigkeit zu wahren. Hier bildete sich das kleine Reich Po-haï, das in der Folge sich bis zum Flusse Liao-ho ausdehnte. Aber es dauerte mehr als zwei Jahrhunderte, ehe es den Bewohnern von Koraï gelang, das ihnen auferlegte, widerwillig getragene Joch abzuschütteln und nicht allein bewirkten sie das nun in gründlichster Weise, sie dehnten ihre Eroberungen auch nach Süden aus und vereinigten nach der 935 erfolgten Unterwerfung von Sin-ra und Pe-tsi die ganze Halbinsel unter einem Scepter. Von hier ab gilt der Name Koraï, von den Europäern in Korea umgestaltet, in politischer und geographischer Beziehung für das ganze uns heute unter dieser Bezeichnung bekannte Gebiet.

Diese unabhängige Stellung wußte sich das neue Königreich bis in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zu bewahren; als aber 1392 die alte Dynastie durch eine Revolution gestürzt wurde, stellte sich der neue König aus Dank für den Beistand, welchen ihm der chinesische Kaiser Taitsu gegen Japan geleistet hatte, unter die Oberhoheit Chinas, der an alte Feindseligkeiten erinnernde alte Name Koraï wurde in Tschausien umgeändert und dieser ist bis heute der officielle Name des Königreichs geblieben.

Man darf aber nicht daran denken, daß der Kaiser von China wirklich irgend welche Macht über Korea erlangte. Mit diesem eingegangenen Verhältnisse hörten nur die vorher sehr häufigen räuberischen Einfälle der Koreaner in die mantschurisch-chinesischen Gebiete auf, die man allein durch die kostspielige Aufbietung numerisch überlegener chinesischer Streitkräfte hatte zurückweisen können. Nun schlossen beide Länder einen Vertrag, wonach ein neutrales Grenzgebiet eine trennende Scheide bilden sollte. Dieser auch heute noch bestehende Strich hat eine Breite von 50 bis 90 km und umfaßt theils bergiges, theils sehr fruchtbares, aber völlig unbewohntes Land. Denn die darauf befindlichen zahlreichen Dörfer und Städte wurden sämmtlich zerstört und der Verkehr zwischen beiden Nationen auf das Kao-li-mön, d. i. das Thor von Korea, beschränkt. Dieses Kao-li-mön, zwei Meilen östlich von dem großen chinesischen Handelsplatze Fong-whang-tschin gelegen, ist weiter nichts als ein kleines Wachthäuschen mit einer Durchfahrt für einen chinesischen Karren. Daran schließen sich westlich einige Gasthäuser und Hotels garnis und die Waarenhäuser der Chinesen, östlich die Waarenlager der Koreaner unter freiem Himmel. Dreimal im Jahre, im dritten, fünften und neunten Monate, in unserem April, Juni und Oktober, findet hier eine Messe statt, zu welcher einer gewissen Anzahl von Koreanern ohne Waffen und ohne ihre Frauen zu kommen gestattet ist. Außerdem dürfen nur Gesandtschaften und der Briefbote diese Straße passiren. Die Koreaner bringen zum Verkaufe nach dem Kao-li-mön Rindshäute, Felle von Füchsen, Mardern, wilden Katzen, Panthern und Tigern, Papier von vorzüglicher Beschaffenheit, Blei, Trepang und Seide und kaufen von den Chinesen billige Baumwollzeuge und Pfeffer. Der Handel geschieht im ersten und fünften Monate auf Kredit, im neunten müssen alle Zahlungen in abgewogenem Silber gemacht werden. Nach dem letzten Tage des Meßmonates wurde jeder Koreaner auf chinesischem Gebiete und jeder in Korea betroffene Chinese mit dem Tode bestraft. Jegliche Ansiedelung auf dem neutralen Gebiete ist strengstens untersagt und nur 5 bis 6 km weit dürfen die Ansiedler auf beiden Seiten hineingehen, um ihr Vieh zu weiden, Holz zu schlagen oder Gras zu sammeln. Chinesische Beamte halten beständig Wache am Kao-li-mön, dasselbe thun koreanische Beamte da, wo der Weg ihre Grenze passirt. So wurden die beiden Völker wirksamer getrennt als es eine chinesische Mauer vermocht hätte.

Dadurch sicherte sich der kleine Vasallenstaat gegen die Gefahr der Ueberschwemmung durch einen chinesischen Menschenstrom, denn auch der Verkehr zur See war bei Todesstrafe verboten. Die Natur hatte übrigens bereits das Ihrige gethan, durch Verflachung des Meeres an der China gegenüberliegenden koreanischen Westküste diesen Verkehr möglichst zu erschweren.

Und es ist den Koreanern in der That möglich gewesen, bis in die allerjüngste Zeit hinein sich gegen das Ausland streng abzuschließen und voll und ganz den Namen eines Einsiedlervolkes sich zu verdienen. Denn die Invasionen Chinas, noch mehr Japans, vor etwa zwei Jahrhunderten und später zu Zeiten innerer Zerrüttung, waren stets von vorübergehender Dauer, nach welcher sich die fremden Eindringlinge immer wieder zurückziehen mußten.

Doch behielt Japan die Insel Tshushima, die früher Korea zugehört hatte, sowie das Recht, in Tongnai unweit des Chosan-Hafens an der Südostküste, wo später das heutige Fusan entstand, eine Garnison zu unterhalten, welche aber, da sie auf einen bestimmten, von der übrigen Stadt durch eine Mauer abgeschlossenen Raum beschränkt war und unter eine sehr scharfe Kontrolle der koreanischen Beamten gestellt wurde, mehr wie eine in Gefangenschaft gerathene feindliche Truppe erschien. Die Koreaner geben für die Anwesenheit dieser japanischen Besatzung eine merkwürdige

Erklärung. Sie behaupten nämlich, Japan ſei ſo arm, daß es ſeine Bewohner nicht zu ernähren vermöge, Korea habe daher aus reinem Mitleide jenen 300 Mann geſtattet, im Lande zu bleiben. Wie Oppert angiebt, ſind die Koreaner von der Richtigkeit dieſer Angabe durchaus überzeugt. Eine weitere Beſtimmung der Friedensbedingungen, die jährliche Lieferung von 300 000 Säcken Reis von Seiten Koreas an Japan, hörte ſchon nach einigen Jahren auf erfüllt zu werden.

Bei der letzten Invaſion Koreas durch Japan, welche im Jahre 1597 ſtattfand, war das letztere unter ſeinem Taikun Fidejoſi überall ſiegreich geweſen. Sein 130 000 Mann ſtarkes Heer hatte die vereinigten Armeen Koreas und Chinas durchweg geſchlagen und er bereitete ſich eben vor, den Krieg in China ſelbſt hinein zu tragen, als ihn der Tod ereilte. Die darauf entſtehende Verwirrung und das Ausbleiben aller Unterſtützung vom Mutterlande hatte die gänzliche Auflöſung des japaniſchen Heeres zur Folge, deſſen kleinſter Theil nach Hauſe zurückkehrte, während die Hauptmaſſe ſich zerſtreute und unter die Einwohner des Landes miſchte, bei denen Alle freundliche Aufnahme fanden. Dieſe Japaner adoptirten durchaus die Gewohnheiten und die Sprache der Koreaner, doch beeinflußten ſie die letztere ſo, daß im Süden, wo ſie ihren Aufenthalt nahmen, ein beſonderer, noch heute deutlich erkennbarer Dialekt entſtand.

Seit dieſer Zeit blieb zwiſchen beiden Ländern von Tſuſhima aus ein unbedeutender und unſicherer, weil nicht geſetzlich geſchützter Verkehr beſtehen, der erſt durch den am 27. Februar 1876 zu Söul erfolgten Abſchluß eines Handelsvertrages zwiſchen beiden Ländern auf ſichere Baſis geſtellt wurde. Dieſer Handelsvertrag, welcher Japan das Recht konſulariſcher Vertretung ſicherte, kam indeß zum praktiſchen Ausdrucke erſt 1879, indem in dieſem Jahre der Hafen Fuſan an der Südküſte wirklich dem japaniſchen Handel geöffnet wurde. Daſſelbe geſchah im nächſten Jahre mit Genſan an der Oſtküſte und 1882 mit Chemulpo, dem Hafen der Hauptſtadt, an der Weſtküſte. Ein japaniſcher Miniſterreſident hatte allerdings ſchon 1877 in Söul ſeinen Wohnſitz genommen.

Nach dem Vorgange Japans knüpften bald auch Europa und Amerika nähere Beziehungen mit Korea an. Verſuche waren ſchon früher gemacht worden, aber immer ohne Erfolg. Korea hatte durchaus keine Luſt, den Barbaren gegenüber zu Zugeſtändniſſen ſich herabzulaſſen, welche es nur widerwillig einem ſeiner beiden nächſten Nachbaren eingeräumt hatte. Als einige heimlich ins Land gekommene franzöſiſche Miſſionare hingerichtet wurden, machte eine franzöſiſche Flottenabtheilung den vergeblichen Verſuch, auf der Weſtſeite zu landen, aber als bald darauf China von England und Frankreich ſo tief gedemüthigt wurde, war Korea aus Furcht vor einem gleichen Schickſale gern bereit, den weſtlichen Mächten alle möglichen Conceſſionen zu machen. Der Biſchof Berneux, damals an der Spitze der bereits ziemlich ſtarken katholiſchen Miſſion in Korea, benutzte dieſe Gelegenheit leider ebenſo wenig als die 1865 bei dem Erſcheinen eines ruſſiſchen Kriegsſchiffes ſich bietende. Denn als dieſes die Forderung ſtellte, daß Korea einen Handelsvertrag mit Rußland abſchließen ſolle und der koreaniſche König den Biſchof erſuchen ließ, die Ruſſen zum Aufgeben dieſer Forderung zu bewegen, wogegen den Katholiken die weitgehendſten Rechte zugeſtanden werden ſollten, verweigerte der Biſchof ſeine Mitwirkung. So ſchrieb man denn die bald darauf erfolgende Abfahrt des ruſſiſchen Schiffes, das nichts erreicht hatte, der Furcht vor der koreaniſchen Macht zu, die Ueberhebung der Koreaner wuchs ins Ungemeſſene und als ein neuer Regent den Thron beſtieg, mußte nicht nur das Haupt des Biſchofs und das von acht ſeiner Genoſſen fallen, jeder Verkehr mit dem Auslande wurde auch mit den allerſtrengſten Strafen bedroht.

Neue Nahrung fand die koreaniſche Ueberhebung, als eine von Kanton entſandte franzöſiſche Flotte unter dem Admiral Roze, welche großſprecheriſch den König mit Abſetzung bedrohte, nach ſchwerem Verluſte ſich unverrichteter Sache zurückzog. Einer amerikaniſchen Fregatte, welche das Schickſal eines geſtrandeten amerikaniſchen Schuners erkunden wollte, wurde befohlen, die koreaniſchen Küſten zu verlaſſen, falls ſie nicht das Schickſal der Franzoſen theilen wolle. Freilich lernte ihr Befehlshaber den Inhalt der ihm zugeſandten Epiſtel erſt durch einen Dolmetſcher in Tſchifu kennen, aber die Koreaner waren feſt überzeugt, daß die Fremden ihren Drohungen gewichen ſeien. Ein Wechſel der Perſonen auf dem Throne und damit ein völliger Umſchwung der Anſchauungen in den leitenden Kreiſen, namentlich aber die verdienſtliche Thätigkeit unſeres ſchnell zu großem Einfluſſe gelangenden Landsmannes v. Möllendorff, der lange einen Miniſterpoſten am Hofe von Söul bekleidete, verſchafften endlich weiterblickenden Rathſchlägen Gehör.

Die japaniſchen Verträge verhalfen Europa zur Zulaſſung unter ähnlichen Bedingungen. Zuerſt ſchloß Korea mit den Vereinigten Staaten von Amerika am 5. Mai 1882 einen Freundſchafts- und Handelsvertrag, am 26. November 1883 folgte ein gleicher Abſchluß mit Deutſchland und England und am 26. Juni 1884 kamen mit Italien, am 7. Juli deſſelben Jahres mit Rußland Verträge zu Stande, die identiſch ſind mit den mit Deutſchland und England vereinbarten.

Die gegenwärtig dem auswärtigen Handel eröffneten Häfen ſind in hiſtoriſcher Reihenfolge Fuſan, Genſan und Chemulpo. Fuſan oder Puſan, der Haupthafen der Provinz Kiung-Sang, liegt unter 35° 6′ 6″ nördl. Br. und 129° 3′ 2″ öſtl. L. von Greenw. am Hafen Choſan etwas öſtlich von der Mündung des Yongſan, des wichtigſten Fluſſes des Reiches. Die koreaniſche Stadt, welche etwa 2000 Einwohner zählt, iſt 5 km von der japaniſchen Niederlaſſung entfernt. Letztere, 1883 von 1780 Japanern, ferner von drei Chineſen, ſechs Engländern, einem Holländer und einem Italiener bewohnt, iſt regelmäßig angelegt, rein und gut gehalten und ſteht unter der Kontrolle des japaniſchen Konſuls mit der Beihilfe einer freigewählten Municipalität. Für die fremde Niederlaſſung iſt geſondert von der japaniſchen eine Viertelſtunde Weges nördlich ein Platz an einer Stelle gewählt worden, wo der Hafen am wenigſten Strom und Seegang zeigt. Der Ankergrund in 0,5 bis 0,8 km Entfernung von der Küſte hat 4 bis 5 und in 1,2 km Entfernung 6 Faden Tiefe. Da die Lage eine äußerſt vortheilhafte iſt, ſo entſtand bei den Japanern in Fuſan eine ſehr große Beſorgniß, daß ihre eigene Niederlaſſung unter der Konkurrenz der neuen Fremden leiden werde, und die dortige Handelskammer hat daher bereits im December 1883 dem japaniſchen Geſandten in Söul ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt, einen Theil ihrer Niederlaſſung den Fremden zu überweiſen. Der von den Japanern benutzte Theil des Hafens iſt nicht ſo gut wie der der Fremden; gegen jede von draußen kommende See geſchützt, iſt er den im Winter heftig wehenden Nordoſtwinden ausgeſetzt, wodurch ein ſo ſtarker Seegang verurſacht wird, daß kleine vor Anker liegende Schiffe demſelben nicht Stand halten würden, wäre der Hafen nicht durch eine kleine Mole geſchützt, innerhalb welcher das Waſſer etwa 2 Faden Tiefe hat.

Die dortige japaniſche Niederlaſſung iſt übrigens ſchon ſehr alt; ſie datirt bis ins 16. Jahrhundert zurück, bis zu

den zwei Invasionen Japans in Korea. Es entspann sich seit der Zeit ein zwar nicht bedeutender, aber doch regelmäßiger Handelsverkehr zwischen diesem Posten und dem Mutterlande über die halbwegs zwischen beiden liegenden Tshushima-Inseln. Nach dem zwischen Korea und Japan 1875 abgeschlossenen Handelsvertrage wurde Fusan der Haupthandelshafen des Landes; es war bis dahin mit Kaoli-mön an der chinesischen Grenze eines der beiden Thore, durch welche die ausländischen Waaren ins Land kamen, und von wo aus sie dann über das Innere vertheilt wurden.

Gensan oder Yuensan, auch Wönsan genannt, liegt an der Ostküste Koreas an der Südseite einer halbmondförmig ins Land eindringenden Bucht, vor welche allerdings eine Anzahl von Inseln vorgelagert ist, die aber dennoch bei Oststürmen das Eindringen eines beträchtlichen Seeganges nicht hindern können. Ein solcher entsteht auch bei stürmischem Wetter im Hafen selber, da dessen Ausdehnung von Ost nach West wie von Nord nach Süd etwa 16 km beträgt. Daher konnte auch ein sonst für eine Niederlassung vorzüglich geeigneter Platz am südlichen Ende des Hafens von den Japanern nicht gewählt werden, da dort während der Wintermonate durch die dann vorherrschenden Nordstürme ein gewaltiger Seegang entsteht. Der jetzige Hafen ist gut, leicht zugänglich, tief genug und hat auch guten Ankergrund, doch friert in strengen Wintern die Bucht weit hinaus bis zur Insel Tschang-deck-do zu; zuweilen bleibt sie jedoch auch ganz eisfrei.

Leider hat man die japanische Niederlassung auf niedrigem und sumpfigem Terrain angelegt, während ein gleich dahinter liegender, 100 bis 130 m hoher Hügel einen weit besseren Platz abgegeben hätte. Daher stellen sich im Frühling und Frühsommer häufig Krankheiten ein, und wenige japanische Ansiedler sind dem Wechselfieber entgangen; ebenso ist Kalke, eine andere malariaartige Krankheit, ganz allgemein. Um so eher waren die hier ansässigen japanischen Kaufleute nach der Eröffnung von Chemulpo bereit, dorthin überzusiedeln, so daß Ende 1883 hier nur noch 200 Japaner lebten und außer ihnen von Fremden noch vier Deutsche, ein Engländer und ein Oesterreicher. Es ging Gensan nun gerade so, wie es vorher Fusan ergangen war, als ihm durch Eröffnung eines zweiten Hafens ein Rival erstand.

Chemulpo an der Westküste hat den großen Vortheil, durch seine Lage den Seehafen für den auswärtigen Handel der Hauptstadt zu bilden, dem bei Weitem wichtigsten commerciellen Centrum des Landes. Chemulpo ist auf dem Flußwege etwa 100, auf dem Landwege etwa 42 km von Söul entfernt, und liegt an dem südlichen Mündungsarme des Hanflusses ganz nahe an der Stelle, wohin Seefahrzeuge gelangen können. Indessen finden doch nur vier bis fünf kleine Dampfer unter 4 m Tiefgang genügenden Ankergrund bei der Stadt selber und zwar auch nur bei Hochfluth, die mit einer Schnelligkeit von drei Knoten in der Stunde wie ein Mühlgraben hereinbricht und sich ebenso schnell wieder zurück zieht. Dann werden an der ganzen Westküste Tausende von Quadratmeilen Schlammbodens freigelegt und so ein Zusammenhang zwischen den zahllosen Inseln hergestellt, welche die Küste dicht besäumen. Die eigentliche Rhede liegt daher fast zwei Seemeilen vom Lande entfernt. Nimmt man nun noch hinzu, daß es bei dem hellen Frühlings- und Herbstwetter viel Luftspiegelung giebt, daß in den Sommermonaten dichte Nebel überwiegen und daß sich im Winter eine starke Eiskruste an der Küste bildet, so wird man gestehen müssen, daß die Schwierigkeiten für die Schiffahrt nicht gering sind. Dennoch hat sich mit der am 1. Januar 1883 erfolgten Eröffnung des Hafens für Japan hier sehr schnell ein Verkehr entwickelt, der sehr bald den der beiden anderen Vertragshäfen in den Schatten stellte. Es befinden sich in der Stadt gegenwärtig 400 Japaner, in deren Händen fast der ganze Handel ruht; die 72 hier wohnenden Chinesen treiben nur Kleinhandel, im Uebrigen setzt sich die Zahl der Fremden zusammen aus drei Deutschen, vier Russen und je einem Engländer, Franzosen, Italiener.

Natürlich bietet das über Nacht emporgewachsene Chemulpo keinen sehr angenehmen Anblick. „Der allgemeine Eindruck dieses Platzes", sagt der englische Vicekonsul Carles, „setzt sich zusammen aus Schmutz, Mißbehagen und unvollendeter Arbeit." Unter den vielen primitiven Lehmbauten ist das Haus des japanischen Konsuls das einzige, welches, im europäischen Stile erbaut, mäßigen Ansprüchen genügt.

Fast der gesammte Einfuhrhandel Chemulpos ist in den Händen der Japaner, welche zum größten Theile seit Eröffnung des Hafens von Fusan hierher übersiedelten, indessen sind die importirten Waaren fast ausschließlich europäischer, insbesondere englischer Provenienz. Im Jahre 1883 wurden Waaren für 1 193 460 mexikanische Dollars (der Münze, in welcher der Zoll erhoben wird) eingeführt, wovon über die Hälfte auf Kupfer entfiel; sonst sind noch Blei, Zink, Shirtings, Lawas, Bronze, Maschinen, Anilinfarben und Seidenwaaren aus Japan nennenswerth. Von der Ausfuhr nach fremden Häfen, welche 432 168 mexikanische Dollars betrug, entfielen 128 767 Dollars auf Gold, 133 963 Dollars auf Silber, 59 936 Dollars auf Bohnen, der Rest auf Rinderhäute, Ginseng, Kupfergeld, Gallnüsse, Reis u. a.

Kürzere Mittheilungen.

Todten- und andere Gebräuche der australischen Eingeborenen.

Ein alter australischer „Buschmann", welcher viele Jahre das Leben und Treiben der Eingeborenen im Inneren Australiens beobachtet hat, macht darüber in einem Melbourner Journale interessante Mittheilungen.

Gar manche Gebräuche unter den Eingeborenen Australiens, heißt es, gleichen den altjüdischen, und der Gedanke liegt nahe, daß einst einer der verlorenen Stämme Israels nach Australien gewandert sei (!!). Die alten Juden thaten sich in Sack und Asche, wenn sie um ihre Todten trauerten. Die schwarzen Weiber Australiens beschmieren sich Kopf und Gesicht mit lehmigem Thon und Asche und gehen mit dieser Schmiere so lange, bis sie sich ohne Gebrauch von Wasser von selber abgelöst hat — ja sie waschen sich während dieser Zeit überhaupt nicht. Außerdem verwunden und verunstalten sie sich mit Muschelschalen den Körper, und jeden Abend besuchen sie die Grabstätte, wo sie jammern und wehklagen.

Die Art und Weiſe der Beſtattung der Verſtorbenen, welche vor den Weißen möglichſt geheim gehalten wird, iſt in den verſchiedenen Gegenden verſchieden. Am unteren Murray bei Swan Hill (35° 20′ ſüdl. Br. und 143° 33′ öſtl. v. Gr.) und am unteren Murrumbidgee im ſüdweſtlichen Neu-Süd-Wales bauen die Eingeborenen aus der Borke von Eukalyptenbäumen eine Art Todtenhaus oder Hütte, genannt gunyah, machen darin ein Grab, welches ſie mit Gras ausfüllen und legen den Leichnam ohne weitere Bedeckung darauf. Hierauf verſchließen ſie das gunyah ſorgfältig, umzäunen es und ſorgen dafür, daß die Innenſeite des Zaunes rein und ſauber gehalten iſt. Kein Unkraut darf dort aufkommen, bis die Leiche zum Skelet geworden. Dann wird das Gebein in aller Stille fortgebracht, aber was damit weiter geſchieht, weiß wohl kein Weißer. „Ich habe wenigſtens“, bemerkt unſer Engländer, „trotz aller Nachforſchung nichts darüber erfahren können.“ Das gunyah, welches übrigens nie zum zweiten Male als Leichenhaus dienen darf, verliert nun ſeine Heiligkeit und verfällt.

In den Wide Bay- und Burnett-Diſtrikten der Kolonie Queensland findet die Beſtattung auf den oberen Aeſten eines Baumes ſtatt, wo aus Stäben eine Art Plattform, wie ein Adlerneſt, hergeſtellt wird. Auf dieſer Bahre wird der Leichnam mit Stricken aus geflochtenem Graſe feſtgebunden, frei und offen hingelegt und, den Elementen und Vögeln ausgeſetzt, bald zum Skelet.

In manchen Gegenden Auſtraliens werden die Leichen in hohle Bäume geſteckt, in anderen wieder in einem tiefen Loche in ſitzender Stellung, mit Speer und ſonſtigen Waffen zur Seite, begraben. Aber überall trauern die Weiber eine Zeit lang, beſuchen die Gräber regelmäßig und jammern ſich dort aus.

Die Pharmakopöe der Aerzte unter den Eingeborenen iſt eine ſehr beſchränkte. Sie ſetzen mehr Vertrauen in die Natur als in Arznei. Zauberei ſpielt in der Behandlung der Patienten immer eine Hauptrolle. Bei großen Fleiſchwunden verwenden ſie Erde, welche oft erneuert wird, und dies bewährt ſich in vielen Fällen vortrefflich. Die Wunden rühren meiſtens aus Kämpfen her und wurden durch mehr oder weniger vergiftete Waffen verurſacht. Die Erde ſcheint das Gift zu abſorbiren und auch Fäulniß im Fleiſche zu verhüten. In Gegenden, wo der merkwürdige einheimiſche Kirſchbaum (Exocarpus cupressiformis) vorkommt, werden die Blätter deſſelben, angeblich mit gutem Erfolge, zu Umſchlägen bei Wunden benutzt. Von der Heilkraft der Eukalypten ſcheint den Eingeborenen nichts bekannt zu ſein. Nur einmal ſah unſer Gewährsmann, wie eine Frau ihr krankes Kind dem Rauche brennender Eukalyptenblätter ausſetzte.

Wenn die Eingeborenen am unteren Murray glauben, daß ein Individuum eines anderen Stammes böſen Einfluß auf ſie ausübt und dadurch namentlich den Tod eines ihrer Angehörigen verurſacht habe, ſo ſenden ſie bei dunkler Nachtzeit einen ihrer Leute aus, den Betreffenden zu erwürgen. Es geſchieht dies mittels eines, aus einer elaſtiſchen Faſer angefertigten, ſehr feſten und drei Fuß langen Strickes. Derſelbe hat in der Mitte eine Schlinge, welche dem Schlafenden behutſam um den Hals gelegt wird, und an beiden Enden iſt ein Knochenſtück vom Kängeruh als Handgriff zum Zuziehen befeſtigt. Wochenlang wird oft ein ſolcher Mordverſuch immer von Neuem wiederholt, bis ſich endlich einmal eine günſtige Gelegenheit darbietet, ſich unbemerkt ins Lager zu ſchleichen. In wenigen Minuten iſt dann die Strangulation ausgeführt, die Schlinge wird zurückgezogen und der Mörder entflieht. H. Gr.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Einem in der „Allg. Z.“ auszugsweiſe mitgetheilten Vortrage des Geh. Raths Dr. Hardegg in der Geographiſchen Geſellſchaft zu Karlsruhe zufolge iſt die Bevölkerungszunahme im Großherzogthum Baden in den letzten fünf Jahren eine überraſchend geringe geweſen; ſie betrug nur etwa 28000 Seelen, während der Geburtsüberſchuß etwa 84000 betrug. Ueber 50000 Perſonen müſſen theils in überſeeiſche, theils in andere deutſche oder europäiſche Länder ausgewandert ſein. Die eigentlich ländlichen Bezirke haben abgenommen, nur bei den größeren Städten nebſt Umgebung und in den induſtriellen Thälern des Schwarzwaldes mit Einſchluß des Wieſenthales ergiebt ſich eine Zunahme. Außer den Bezirken Konſtanz und Pfullendorf, bei denen die Zunahme unbedeutend iſt, hat im Oberlande bis nach Lörrach und Triberg hin alles abgenommen, die Bodenſee-Gegend, das Höhgau, die Baar, das Plateau und der Südabhang des Schwarzwaldes, am meiſten der Bezirk Boundorf. Ferner haben abgenommen die Weinbaubezirke Müllheim und Staufen, der Kaiſerſtuhl, in höherem Grade auch der Odenwald und das Bauland, mit einziger Ausnahme des Bezirks Tauberbiſchofsheim. Aehnliche Ergebniſſe haben ſich auch in Württemberg herausgeſtellt, wo die Anzahl der Auswanderer auf 83000 berechnet wird.

— Unter dem Titel „Original-Mittheilungen aus der Ethnologiſchen Abtheilung der königlichen Muſeen zu Berlin“ giebt die Verwaltung derſelben ſeit Kurzem eine neue Zeitſchrift heraus (Berlin, W. Spemann; ein Jahrgang von vier Heften 16 Mark), welche beſtimmt iſt, über die reichen Schätze und die unter Baſtian's unvergleichlicher Leitung fortwährend in Menge zuwachſenden Neuerwerbungen jener Sammlungen Rechenſchaft abzulegen. Wir begrüßen die neue Veröffentlichung, deren erſtes Heft dem Andenken Nachtigal's gewidmet iſt, gleichſam als Vorläufer der Wiedereröffnung der Ethnologiſchen Abtheilung, welche nach langer Zeit des Geſchloſſenſeins in dem neuen Prachtgebäude des Muſeums für Völkerkunde ihre Reichthümer bald zur Schau und zur Benutzung ſtellen wird. Das vorliegende Heft enthält die Verzeichniſſe der Sammlungen von Dr. Nachtigal's Reiſen und von der Oſter-Inſel, eine ſchon früher im „Globus“ erwähnte Mittheilung Kubary's über Todtenbeſtattung auf den Palau-Inſeln, eine ſolche über die Reiſe des Sammlers Rohde in Matto Groſſo und dortige Indianerſtämme, das Verzeichniß einer taoiſtiſchen Bildersammlung (von Dr. Grube), Notizen zur lamaiſtiſchen Ikonographie (von Dr. Grünwedel) und ein von Biſchof Thiel zuſammengeſtelltes Vokabular aus Coſtarica. Die Mittheilungen von Rohde, Grube und Grünwedel werden durch vier Tafeln illuſtrirt.

— Oskar Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchriſtlicher Zeit. Nach der vom Verfaſſer umgearbeiteten zweiten Auflage überſetzt von C. Appel. (Mit 190 Holzſchnitten, Berlin, G. Reimer, 1885. 8°. 198 S. 6 Mk.) Der Autor hält an der Eintheilung der nordiſchen prähiſtoriſchen Zeit in die drei Zeitalter ſtreng feſt und theilt ſein Buch danach ein; ebenſo verficht er energiſch die Raſſeneinheit der Bewohner Schwedens, natürlich mit Ausnahme der Lappen, die ſchon im Steinzeitalter in den Norden zurückgedrängt wurden, und den nordiſchen Urſprung der mei-

ſten in Schweden gefundenen Kunſtgegenſtände. Die Darſtellung iſt flüſſig und überſichtlich, die Ueberſetzung gut und die Ausſtattung für den billigen Preis eine ausgezeichnete. Die Illuſtrationen ſind ſehr gut ausgewählt und laſſen in der Ausführung nichts zu wünſchen übrig. Das Buch iſt darum auch weiteren Kreiſen, als den ſpeciellen Fachleuten, ſehr zu empfehlen. Ko.

Aſien.

— Staatsrath Guſtav Radde wird am 2. Februar von Tiflis abreiſen, um an der Spitze einer naturwiſſenſchaftlichen Expedition Nord-Chorajſan zu erforſchen. Radde ſelbſt vertritt die Zoologie der höheren Thiere und die Botanik, Dr. Walter die der niederen Thiere, Kontſchin die Geologie; außerdem begleiten zwei Präparatoren die Expedition, welche Ende Auguſt über Meſchhed und Teheran heimzukehren hofft. („A. Z.“)

— Afghaniſtan und ſeine Nachbarländer. Von Dr. Hermann Roskoſchny. (Leipzig, Greßner u. Schramm.) — In zwei ſtattlichen, reich illuſtrirten Bänden, die nun abgeſchloſſen vorliegen, bietet der Verfaſſer eine auf den neueſten Schriften über Afghaniſtan beruhende Schilderung dieſes hochintereſſanten Gebirgslandes. Die afghaniſche Frage iſt zwar augenblicklich in ein ruhiges Fahrwaſſer geleitet, aber eine endgiltige Löſung derſelben iſt durch die neueſten Vereinbarungen zwiſchen England und Rußland nicht herbeigeführt worden. England ſucht die Nordgrenze Indiens ſo raſch als möglich gegen einen Angriff von Norden her zu befeſtigen, und im kaſpiſchen Gebiete wird mit fieberhafter Haſt an der Vollendung einer Eiſenbahn gearbeitet, welche Rußland ermöglichen wird, in wenigen Tagen große Truppenmaſſen in der Nähe von Herat zuſammenzuziehen. Unter ſolchen Umſtänden bleibt Roskoſchny's Buch das Intereſſe, welches es bei ſeinem Erſcheinen erweckte, vorausſichtlich noch lange gewahrt, und wir können es allen beſtens empfehlen, welche Afghaniſtan nebſt ſeinen engliſchen und ruſſiſchen Grenzgebieten näher kennen lernen wollen.

Afrika.

— In London hat ſich, L'Afrique explorée zufolge, eine Geſellſchaft gebildet, welche den Produkten Algeriens Abſatz auf dem engliſchen Markte erſchließen will, und zwar durch Errichtung einer direkten Dampferlinie, deren ſchnellgehende und zugleich bequem für den Perſonentransport eingerichtete Dampfer zweimal monatlich zwiſchen Algier und London verkehren und unterwegs Oran, Cadiz und Liſſabon anlaufen ſollen.

— Der Congoſtaat hat mit der portugieſiſchen Geſellſchaft Empreza Nacionale in Liſſabon einen Kontrakt auf fünf Jahre geſchloſſen, wonach letztere monatlich einen Poſtdampfer und vierteljährlich ein Transportſchiff zwiſchen Antwerpen und dem unteren Congo laufen läßt. Die Schiffe ſollen Liſſabon, Madeira, St. Vincent, die Prinzen-Inſel, St. Thomas, Banana, Boma, Ambriz, Loanda, Benguela und Moſſamedes anlaufen.

— Das Dampfboot „Stanley“ mit Gouverneur de Winton, Dr. Leslie, Dr. Wolff und den Baluba-Eingeborenen der Wißmann'ſchen Expedition an Bord, iſt den Kaſſai ohne Hinderniſſe bis zur Mündung des Lulua hinaufgefahren; daſelbſt wurde eine Station angelegt und dem Engländer Bateman unterſtellt. Darauf kehrte der Dampfer nach Leopoldville zurück, um alsbald den Lieutenant Van Gèle nach der Station an den Stanleyfällen zu bringen.

— Doliſie, Mitglied der Miſſion in Franzöſiſch-Weſtafrika, erforſcht jetzt den von Grenfell entdeckten großen Congo-Zufluß Ubangi, und auch Jacques de Brazza ſucht auf einer, dem Ubangi parallelen Route in jenes unbekannte Gebiet zwiſchen Congo, Ogowe, Benue und Schari einzudringen.

Inſeln des Stillen Oceans.

— In einem Briefe an die Londoner Geographiſche Geſellſchaft theilt H. O. Forbes unter dem 4. Oktober 1885 mit, daß er am 31. Auguſt in Port Moresby angekommen iſt. Nachdem er in Sogeri (ſ. S. 32 dieſes Bandes) ein Depot angelegt und die Ausrüſtung ſeiner Begleiter vollendet hatte, brach er am 25. September in Begleitung der Herrn Henneſſy, Anderſſon und Lopez mit zwei Amboineſen und 21 javaniſchen Kulis nach der Owen Stanley-Kette auf. Dagegen meldet das Scot. Geogr. Magaz.: Ein Brief des Herrn H. O. Forbes vom 6. Oktober berichtet ſeine Ankunft in Sogeri (Sogeré) nach einem neuntägigen Marſche. Seine Expedition beſtand aus 80 eingeborenen Trägern und den Leuten, welche er mitgebracht hatte.

Nordamerika.

— Die engliſchen und kanadiſchen Ingenieure, welche im Oktober 1885 von britiſchen und kanadiſchen Unternehmern abgeſandt wurden, um die Route der projektirten Eiſenbahn von Winnipeg nach der Hudſonsbai zu vermeſſen, ſind nach Winnipeg zurückgekehrt und berichten, daß die Route völlig ausführbar iſt und daß die Eiſenbahn leicht hergeſtellt werden könne.

— Der „Moniteur Officiel“ giebt folgende Schätzung in runden Zahlen von dem jährlichen Handel der verſchiedenen Häfen Centralamerikas: Belize (Honduras) 1500000 Dollars; Livingſtone (Guatemala) 750000 Dollars; Puerto Cortez (Honduras) 1000000 Dollars; Trurillo (Honduras) 400000 Dollars; Island Ports (Honduras) 300000 Dollars; Gracias (Nicaragua) 250000 Dollars; Bluefields Corn Islands (Nicaragua) 3000000 Dollars; Greytown (Nicaragua) 500000 Dollars; Port Limon (Coſta Rica) 750000 Dollars; zuſammen 8150000 Dollars.

— Am 15. September 1885 hat die Regierung der Republik Guatemala den Freihafen Ocos eröffnet. Alle fremden Waaren, welche dort importirt und für den Verbrauch innerhalb des Bezirkes des Hafens beſtimmt ſind, ſind zollfrei, der Verkauf von fremden Weinen und Spirituoſen daſelbſt frei von fiskaliſchen Taxen. Privatperſonen iſt die Einfuhr folgender Gegenſtände unterſagt: Maſchinen zum Münzprägen, Eiſen- und Bleikugeln, Flinten, Kanonen, obſcöne Photographien, Dynamit und Pulver. Hafenabgaben werden nicht erhoben.

Inhalt: Dr. P. Reis' Reiſe im oberen Laos-Lande. VI. (Schluß.) (Mit ſieben Abbildungen und einer Karte.) — de Dobbeler: Eine Reiſe nach dem Taf-Buſen. II. (Schluß.) — E. Jung: Die gegenwärtigen Zuſtände von Korea. I. — Kürzere Mittheilungen: Todten- und andere Gebräuche der auſtraliſchen Eingeborenen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — Inſeln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 26. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 10.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reiſe im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

VII [1]).

Ko. Wir haben den Reiſenden in Gelidi verlaſſen, wo er, nach der Plünderung ſeiner Karawane am Afgoï durch die Wadan, mehr als Gefangener wie als Gaſt von dem Sultan Omar Juſſuf zurückgehalten wurde. Vorläufig war an kein Weiterreiſen zu denken, Révoil ergab ſich mit Geduld in ſein Schickſal und benutzte die erzwungene Muße zu naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen am Ufer des Web und zu einem gründlichen Studium ſeiner Wirthe. Freilich war er auch dabei nichts weniger als Herr ſeiner Bewegungen und durfte nicht einmal ſeine Hütte verlaſſen, ohne vorgängige Verhandlung mit dem Sultan und ohne die Begleitung einiger Wächter, welche dafür zu ſorgen hatten, daß er ſeine Exkurſionen nicht zu weit ausdehnte.

Alle Verſuche, eine Aenderung herbeizuführen, erwieſen ſich vergeblich. Der Scheich gab vor, nur die beſten Abſichten zu haben, aber die Gemüther ſeien noch nicht genügend beruhigt und die Stämme, deren Gebiet die Expedition auf dem Wege nach dem oberen Dſchub zu durchziehen habe, beſonders die Ellaï und die Daſil, würden von ſeinen Gegnern, den Chefs der Bimals, aufgehetzt, die Karawane zu überfallen und auszuplündern. Dagegen war nichts zu machen, Révoil verzichtete vorläufig auf weitere Ausflüge und begnügte ſich, die Vögel zu erlegen, welche ſich auf einem nahe ſeiner Hütte ſtehenden Bruſtbeerenbaume niederließen. Aus Rückſicht auf ſeine Wirthe durfte er noch nicht einmal das Fleiſch derſelben genießen, ſo angenehm auch eine kleine Abwechſelung in der Nahrung geweſen wäre, die knapp genug war. Sie wurde zwar von der Frau des Sultans geliefert, beſtand aber Tag für Tag nur aus demſelben ſchrecklichen Durrahbrei, dem auch die Kochkunſt des getreuen Julian nichts abgewinnen konnte, und bisweilen etwas Milch. Nur ganz ſelten gab es ein Stück Fleiſch, denn eine furchtbare Seuche decimirte die Rinderheerden der Gobron und nur ſelten entſchloſſen ſie ſich, ein geſundes Stück Vieh zu ſchlachten. Dabei ſchwebte dem Reiſenden beſtändig das Schickſal des unglücklichen Kinzelbach vor, über das er hier das Genaueſte erfahren konnte.

Kinzelbach — Révoil ſchreibt hartnäckig Kingelbach — hatte Gelidi auf einem Nachtmarſche glücklich erreicht, nur begleitet von zwei Kameelen und den vier Leuten, die ihm Achmed Juſſuf, der damalige Scheich der Gobron, geſandt hatte. Er beging aber die Unvorſichtigkeit, bedeutende Geſchenke zu machen und einen ſeiner Führer viel Geld ſehen zu laſſen, und ſo ließ ihm der Sultan bald vergiftete Milch beibringen, deren Folgen ſich ſofort zeigten. Achmed ließ den Sterbenden auf ein Kameel laden und nach Mogduſchu bringen, das er aber nicht mehr lebend erreichte; der Gouverneur ließ ihn neben dem Thurme Abd-el Aziz (ſiehe „Globus", Bd. XLVII, S. 340) begraben.

Die einzige Hoffnung des Reiſenden beruhte auf dem Stolze Omar Juſſuf's, der ihm und dem Sultan von Zanzibar gegenüber ſich verpflichtet hatte, ihn ſicher nach Ganane am Dſchub zu bringen, und er unterließ es nicht,

[1]) Vergl. den Anfang dieſer Reiſebeſchreibung „Globus", Bd. XLVII, S. 289, 305, 321, 337, 353 u. 369.

ihn möglichſt oft von dieſer Seite zu faſſen. Auch der Gouverneur von Mogduſchu, Scheich Sala, ſchrieb immer dringendere Briefe, und als die Antworten ſtets ausweichend lauteten, ſandte er endlich zwei ſeiner Tarſche, d. h. Soldaten, die gleichzeitig als Poſtboten dienen und, wenn die Schiffahrt behindert iſt, mitunter die Depeſchen zu Lande bis nach Zanzibar bringen. Dieſe Boten hatten Befehl, eine ausführliche Antwort ſowie Briefe des Reiſenden direkt nach Zanzibar zu Said Bargaſch zu bringen. Omar Juſſuf nahm die Botſchaft ſeines „mächtigen Bruders" mit gebührender Ehrfurcht entgegen, berief ſeine Verwandten zuſammen und ſandte die Nachricht nach Zanzibar, daß die Karawane unbedingt am zweiten Tage nach Beendigung des Ramadan aufbrechen werde.

Révoil wußte wohl, weſſen er ſich von ſeinem biederen Wirthe, deſſen Leute, wie er unter der Hand erfuhr, gerade ſo gut an der Plünderung theilgenommen hatten wie die anderen, zu verſehen hatte und mußte befürchten, daß den Boten, wenn er ihnen Briefe mitgäbe, unterwegs etwas Menſchliches begegnen könne; er ließ ihnen alſo durch den getreuen Julian die Briefe in ihre Weſten einnähen und ſtellte ihnen einen guten Bakſchiſch im franzöſiſchen Konſulate in Zanzibar in Ausſicht. Dann ging er aber zu Omar Juſſuf und erklärte ihm großartig, er habe unbedingtes Vertrauen in ſeine Verſprechungen und verzichte darauf, ſich über Vergangenes bei Said Bargaſch zu beklagen. Dafür fordere er aber auch volle Freiheit in ſeiner Bewegung in der Umgegend, und dieſe Forderung unterſtützte er durch die Ueberreichung einer Rolle mit fünfzig Piaſtern. Ja er verſtand ſich ſogar dazu, einen Brief an den Gouverneur von Mogduſchu zu ſchreiben, welcher den Scheich völlig entſchuldigte und die Abreiſe auf den 6. Juli feſtſetzte. Die Gobron ſchienen es diesmal wirklich ehrlich zu meinen und der Reiſende rüſtete ſich ernſtlich zum Aufbruche und reducirte, um die Habgier der Somali nicht zu wecken, ſein Gepäck auf das unbedingt Nothwendige.

Haartrachten von Hochzeitsgäſten in Gelidi. (Theilweiſe nach Photographien.)

Mittlerweile benutzte er die gewonnene größere Freiheit, um ſich im Dorfe und ſeiner Umgebung umzuſehen, während Julian, der ſich mit den Somali nicht zu ſtellen wußte, das Haus hütete. Von beſonderem Nutzen war ihm der Araber Kaſſadi, welcher, mit einer Eingeborenen verheirathet, einen kleinen Handel in einem unmittelbar am Ufer des Web gelegenen Häuschen betrieb und Dank ſeiner höheren Bildung einen bedeutenden Einfluß, beſonders im Quartier Rareile, genoß. In ſeiner Begleitung konnte Révoil verſchiedenen Feſtlichkeiten beiwohnen und ſogar Skizzen davon aufnehmen. Eine derſelben, einen Hochzeitstanz, ſtellt unſere erſte Abbildung dar. Er wurde ausſchließlich von Männern ausgeführt, welche ſich dazu in der wunderbarſten Weiſe friſirt hatten. Die Abbildungen zeigen aber nur die Form der Friſur, die Haare ſchimmerten, Dank der mit Krapp und verſchiedenen anderen Farbſtoffen verſetzten Pomade aus Ulbokörnern, in allen Regenbogenfarben, und darüber erhob ſich maleriſch eine weiße Straußenfeder. Eine Friſur, welche der Reiſende genau meſſen konnte, hatte einen Durchmeſſer von 67 Centimeter.

Das Haus Kaſſadi's war ziemlich hoch gelegen, ſo daß Révoil ſeinen photographiſchen Apparat, welcher der Plün-

derung glücklich entgangen war, aufſtellen und die Umgebung aufnehmen konnte. Das ſonderbare dreibeinige Inſtrument erregte zwar großes Aufſehen und mancherlei Beſorgniſſe, und beſonders ein Bruder des Sultans ſuchte die Leute aufzuhetzen; trotzdem gelang es, ein Dutzend Momentbilder anzufertigen. Weniger Erfolg hatten die naturhiſtoriſchen Beſtrebungen. Von Pflanzen war in dem von Natur unfruchtbaren, durch eine furchtbare Trockenheit heimgeſuchten Boden wenig genug zu finden, und die Jugend des Dorfes, obſchon durchtrieben genug, hatte gar keine Luſt, ſich zum Sammeln verwenden zu laſſen.

Eine Zeit lang ſchien es, als wolle der Sultan wirklich Ernſt machen mit den Reiſevorbereitungen; es wurden auch eine Anzahl der geraubten Laſtthiere wieder herbeigeſchafft, aber in ſo traurigem Zuſtande, daß man ſie zur Erholung erſt eine Zeit lang auf die Weide ſchicken mußte. Der Reſt war aber nicht zu beſchaffen, obſchon Omar Juſſuf faſt täglich Berathungen veranſtaltete, zu welchen wohlgemerkt der Reiſende die Kaffeekirſchen, den Syrup und das Maismehl bezahlen mußte. Ohne ein ſolches Traktement konnte nun einmal keine Verſammlung abgehalten werden und die Art und Weiſe, wie die Somalis den Kaffee zum Genuſſe zubereiten, verdient wohl eine genauere Beſchreibung.

Alle dieſe Stämme, welche das Heimathland des Kaffeebaumes bewohnen, ſind in hohem Grade auf den Genuß ſeiner Frucht erpicht und betrachten ſie als ein ganz unentbehrliches Nahrungsmittel, aber ſie bereiten weder Kaffee in unſerer Weiſe durch einen Aufguß von kochendem Waſſer

Einreiben mit Kaffee. (Theilweiſe nach Photographien.)

auf die gebrannten Bohnen, noch ſtellen ſie in der arabiſchen Weiſe aus dem getrockneten Fruchtfleiſche den theeartigen Kiſr dar. Ihre Bereitungsart iſt vielmehr folgende. In einem Topfe wird zunächſt Seſamöl oder Butter bis zum Sieden erhitzt; jede Familie hat dazu einen eigenen Topf, den man ausſchließlich zu dieſem Zwecke verwendet, damit ja nichts von dem köſtlichen Aroma verloren geht. In das kochende Fett wirft man die Kaffeekirſchen, die man zuvor zerbiſſen hat, damit es beſſer eindringen kann; dann ſetzt man einen genau ſchließenden Deckel auf und läßt die Kirſchen eine Zeit lang ſchmoren. Mittlerweile haben die Gäſte Platz genommen, ihre ſpärliche Bekleidung als ſchmalen Ring um die Lenden gewickelt, und der Inhalt des Topfes wird in eine Holzſchüſſel gegoſſen und circulirt. Jeder Anweſende nimmt einen Löffel voll des parfümirten Oeles und gießt ihn ſich in die rechte Hand; mit der linken beginnt er dann zunächſt ſeine Ohren und ſeine Naſe einzuſalben, dann reibt er den Reſt auf ſeinen Körper ein, und einer hilft dem anderen die Stellen zu reiben, die er nicht ſelbſt erreichen kann. Unſer Bild ſtellt eine ſolche groteske Scene dar. Mittlerweile iſt die Schüſſel wieder zu der Frau zurückgelangt, welche das Kohlenfeuer mit einem Palmblatte unterhalten hat, ſie übergießt nun die geſchmorten Kirſchen mit friſcher, geſchmolzener Butter und mit Bienenhonig (malep schine), oder noch lieber mit dem Safte des Zuckerrohres (malep kassab), und nun iſt das Gericht fertig. Jeder Gaſt füllt ſich die rechte Hand, die als Taſſe dienen muß, mit dieſem Leckerbiſſen, mit der

linken[1]) holt er aus einer anderen Schüſſel den gekochten Dingo (Mais), der die gewöhnliche Nahrung bildet, und tunkt das Fett damit aus. Um dieſe Leckerei giebt der Somali alles Andere hin; auch die Frauen ſind ſehr begierig darauf, doch kommt meiſt wenig genug davon an ſie. Dafür haben die Schönen die Räucherungen mit wohlriechendem Holze, einem Hauptprodukte des Landes, welches arme Beduinenſtämme aus dem Inneren auf die Märkte bringen. Unſer drittes Bild zeigt die Frauen bei der Anwendung dieſer Räucherungen, denen übrigens auch die Männer nicht abgeneigt ſind. Die Miſchung der betreffenden Hölzer und Rinden nennt man Unzo. Noch beliebter, aber freilich auch koſtſpieliger, ſind die feineren Wohlgerüche, welche die arabiſchen Händler importiren, Weihrauch, Benzoëharz, Sandelholz und ein Gemenge von Roſen und Chryſanthemumblättern, aus welchen die Frauen eine Paſte machen, mit der ſie ſich ſchminken. Ein gelber Strich über die Stirn, beiderſeits nach dem Backenknochen herabgekrümmt, gehört unbedingt zur Toilette, ebenſo das Schwärzen der Augenlider mit Rohöl; aber die Henna ſcheint unbekannt, wenigſtens erwähnt ſie Révoil nicht.

Seit die Sklavenausfuhr aufgehört hat, bilden auch in Gelidi die Aböſch, die Nachkommen der Freigelaſſenen, die Hauptmaſſe der Bevölkerung, aber gerade ſie ſind es, welche die Sklaven am allergrauſamſten behandeln. Die Unglücklichen ſind faſt ausnahmslos mit Feſſeln belaſtet, zwei ſchwere Knöchelringe, welche durch eine Eiſenſtange verbunden ſind; ſie werden ihnen auch bei der Arbeit nicht abgenommen

Somali-Frauen, ſich räuchernd.

und nur durch einen Strick, mit welchem ſie die Mittelſtange am Gürtel befeſtigen, können ſie ſich die Bewegung überhaupt erleichtern. Ihre Nahrung beſteht dabei faſt nur in rohem Mais und ſie ſchätzen ſich glücklich, wenn ſie etwas gekochte Durrah bekommen können. Ihre Zahl hat ſeit der Unterdrückung des Sklavenhandels an der Küſte ſehr abgenommen, doch werden immer noch einige aus dem Gallalande über Ganane eingeführt und man rechnet bei größeren Geſchäften immer noch nach Sklaven (andon), die 120 bis 150 Maria-Thereſia-Thaler werth ſind. Zu Sklavenräuberei im Großen haben die Bewohner von Gelidi im Allgemeinen keine Gelegenheit mehr; aber im Kleinen dauert der Menſchenraub immer noch fort und iſt die Quelle ewiger Stammesfehden.

Immerhin war das, was die Sklaven in Gelidi auszuſtehen hatten, noch gering, verglichen mit den ſchauderhaften Martern, von welchen Sklaven der Mombelin am oberen Web zu berichten wußten. Dieſe Teufel in Menſchengeſtalt quälen namentlich die bei einem Fluchtverſuche Ertappten in einer ſo raffinirten Weiſe, daß die Feder ſich ſträubt, es wiederzugeben, und daß man gern glaubt, daß ihre Sklaven ſich häufig ſelbſt den Tod geben, unfähig, die Qualen länger zu ertragen.

Die Wirkung, welche Révoil's Exploſionskugeln ſchon bei ſeinem erſten Ausfluge längs des Web auf die Krokodile hervorbrachte, veranlaßte die Somalis, ihn zu holen, ſobald ſich eins dieſer gefräßigen und für ihre Waffen faſt unerreich-

[1]) Beim Araber gilt es für einen hohen Grad von Unſchicklichkeit, die linke Hand beim Eſſen zu gebrauchen.

baren Ungeheuer am Ufer ſonnte. Der Reiſende folgte der Einladung jedesmal mit Freuden, trug aber Sorge, niemals den ihm vom Scheich gezogenen Rayon zu überſchreiten und niemals ohne einige Begleiter zu gehen. Trotzdem fehlte es ihm nicht an recht unangenehmen Abenteuern. Einmal ſtieß er ganz unerwartet, als er einen prachtvollen weißen Reiher aus einem Rohrdickicht holen wollte, auf ein rieſiges Krokodil, vor deſſen Angriff er ſich nur durch einen raſchen Seitenſprung retten konnte. Ein andermal kam er nicht ſo gut durch, obſchon der Gegner weit weniger gefährlich war. Er hatte einen großen Schreiadler (Falco vocifer) von einem Baume herabgeſchoſſen und zwei Abôſch, denen er einen Piaſter verſprochen, holten den angeſchoſſenen Vogel aus dem Waſſer und brachten ihn, ihn ſorgſam an den beiden Flügelenden haltend. Der Reiſende, begierig, den zum erſtenmal erbeuteten Vogel zu erhalten, ehe ihm das Blut den weißen Kragen beſudelte, ſprang herzu und ergriff ihn mit der rechten Hand am Halſe, während die linke noch das Gewehr hielt. Sofort ließen die Eingeborenen los und der Vogel ſchlug ſeine Krallen in Révoil's Arm und verletzte ihn ſchwer. Dieſer durfte ſein Gewehr nicht loslaſſen, da es ihm die Begleiter ſonſt ſofort geſtohlen hätten, er mußte es alſo zwiſchen die Beine nehmen und mit der freigewordenen Hand den wehrhaften Vogel zu erwürgen ſuchen. Der Kampf dauerte faſt zehn Minuten, die Somalis ſprangen währenddem wie verrückt um Révoil herum und wollten ſich ausſchütten vor Lachen.

Auch Reibereien mit den Eingeborenen ließen ſich ſelbſt

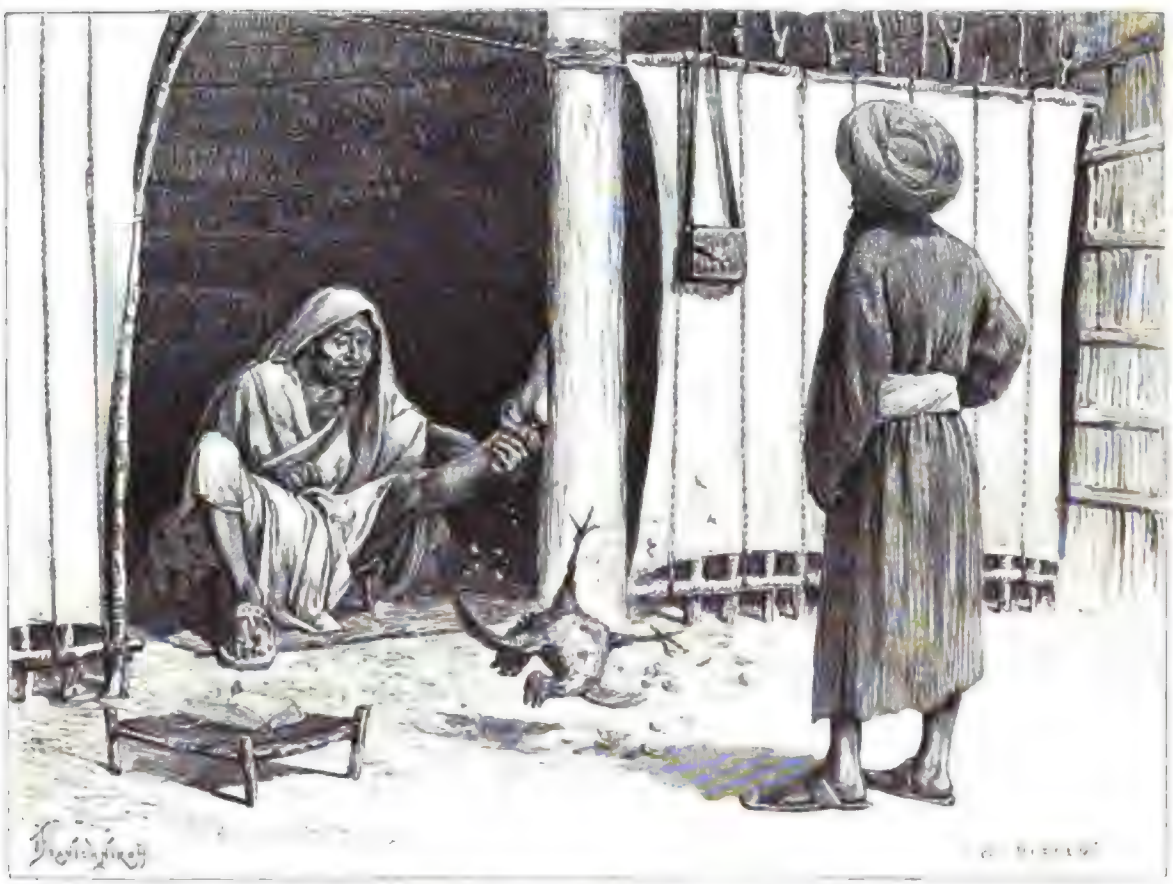
Gefeſſelte Sklaven, vom Felde heimkehrend. (Nach Photographien.)

bei der größten Vorſicht nicht ganz vermeiden. Einmal ging Révoil mit einigen Kindern dem Fluſſe entlang und kam zufällig an einer Stelle vorbei, wo ein eingeborener Fleiſcher ſeine Waaren aufgehängt hatte. Dieſer, dem die Nähe eines Ungläubigen nicht gefiel, faßte ihn am Arme und riß ihn zurück, in den Augen der Somalis eine ſchwere Beleidigung. Der Reiſende ertrug ſie in Geduld und ſchritt achſelzuckend weiter, aber der Somali ſprang mit geſchwungener Lanze auf ihn zu und wich erſt zurück, als Révoil ſein gefürchtetes Gewehr auf ihn anſchlug. Andere ſprangen dazwiſchen und die beiden Streitenden wurden ſofort vor den Scheich geführt, der auch einen Beweis ſeiner hohen Gerechtigkeitsliebe ablegte, denn er verurtheilte Révoil, ſeinem Angreifer 24 Pfund Kaffee als Strafe zu bezahlen.

Nachdem eine ſolche Prämie auf jede Beleidigung geſetzt war, ſchränkte der Reiſende natürlich ſeine Exkurſionen ein. Bald ſollten aber neue ſchwere Sorgen kommen. Der beſtimmte Reiſetermin nahte heran, aber von ernſtlichen Vorbereitungen war nichts zu merken; die Laſtthiere wurden nicht herbeigeſchafft und Omar Juſſuf hatte auf alles Drängen nur die eine Antwort: „Beruhige dich, das iſt meine Sache.“ Der Ramadan ging zu Ende, der Beiram (Id) kam mit unendlichen Bettelleien und Erpreſſungen, aber von Abreiſe war keine Rede. Endlich kam es zum Bruche und 12 Tage lang hielt ſich Révoil in ſeinem Hauſe eingeſchloſſen, ohne dem Sultan ſeine Aufwartung zu machen. Die Alten der Gobron brachten eine Verſöhnung zu Stande und die Abreiſe ſollte nun unbedingt ſtattfinden, ſobald die

Ernte vorüber ſei. Aber nun trat der Sultan mit einer neuen Forderung hervor. Révoil hatte, um größere Vögel ohne Verletzung des Gefieders zu tödten, ſich öfter des Sublimats bedient; nun verlangte Omar von dieſem Gifte

Streit mit einem Fleiſchhändler.



Scherch Omar verlangt Gift von Révoil.

und ließ den Reiſenden nicht im Zweifel darüber, daß er vollkommen in ſeiner Gewalt ſei. Hier konnte nur Liſt helfen. Eine Blechdoſe mit doppeltkohlenſaurem Natron mußte die Stelle des Giftes vertreten, und eine kleine Doſis

Sublimat wurde geſchickt als Probe davon einem unglückſeligen Huhne beigebracht und that ihre Wirkung, und der Sultan war mit dem Natron zufrieden.

Mitten in die Feſtlichkeiten des Id hinein fiel eine beängſtigende Naturerſcheinung: die Sonne ſtand einen ganzen Tag hindurch roth und ſtrahlenlos am Himmel, ein untrüglicher Vorbote kommenden Unheils für das ohnehin ſchon durch die Rinderſeuche und lange Trockenheit, ſowie durch die Unmaſſe körnerfreſſender Vögel, welche ſich nicht aus den Feldern verſcheuchen laſſen wollten, ſchwer betroffene Land. Zitternd lagen die abergläubiſchen Beduinen auf dem Marktplatze und beteten unabläſſig ihren Roſenkranz, die Somalis liefen zum Scheich und zu dem fremden Reiſenden, um ſeine Anſicht zu hören, und Révoil faßte eine ſchwache Hoffnung, Nutzen aus der allgemeinen Furcht ziehen zu können.

Die Unruhe dauerte noch fort, als eine Karawane der Ugadin anlangte und Nachrichten vom Kriege im Sudan und dem Scheich eine Botſchaft des Stammes des Scheich Ballial brachte. Révoil hatte ſchon öfter von dieſer fanatiſchen Sekte gehört, aber er konnte auch jetzt nichts Genaueres über ſie in Erfahrung bringen. Nur ein alter Mann wußte ihm mitzutheilen, daß ſie ihre Moſcheen mit Vorliebe unter hohen Bäumen errichteten und von dieſen aus die Gläubigen zum Gebete riefen. Die Botſchaft ſchien ſich indeſſen nicht auf ihn zu beziehen, wenigſtens erfuhr er nichts davon.

Die gegenwärtigen Zuſtände von Korea.

II. (Schluß.)

Die Handelsentwickelung Koreas in den ſieben Jahren ſeit Eröffnung Fuſans iſt derart geweſen, daß ſich dort der Handel zuerſt koncentrirte; nach Eröffnung Genſans gab Fuſan einen Theil ſeines Verkehrs an jenes ab, das nahezu eine gleiche Bedeutung erreichte. Beide Häfen wurden aber ſehr empfindlich durch die im Juni 1882 ſtattfindende Eröffnung Chemulpos beeinträchtigt. Der Handel mit dem Auslande nahm dabei aber in außerordentlicher Weiſe zu. Im Jahre 1877 bis 1878 hatte der Geſammthandel nur 348 092 Papier-Yen betragen, war aber 1883 bereits auf 3 683 000 Papier-Yen geſtiegen. Hierbei iſt bemerkenswerth, daß Gold und Silber nicht als Geld, ſondern als Landesprodukte und Waaren betrachtet worden ſind; von Gold wurde 1883 für 1 220 355, von Silber für 88 875 Papier-Yen ausgeführt.

Iſt nun aber der Handel in dieſer ſo befriedigenden Weiſe geſtiegen, ſo bleibt doch eine bedeutende Zunahme deſſelben in nächſter Zeit ſehr unwahrſcheinlich. Korea iſt unzweifelhaft ein armes Land, nicht weil ſeine natürlichen Hilfsquellen unbedeutend ſind, denn nach allem, was wir wiſſen, erſcheint der Boden von großer Fruchtbarkeit und vielſeitigem Reichthume noch ungehobener Schätze, und die Bewohner ſind ein begabtes Volk, das nur der ſchwere Druck eines kurzſichtigen Deſpotismus in ſeiner Entwickelung gehemmt, ja von einem ehemals eingenommenen höheren Standpunkte tief hinabgedrückt hat. Früher die Lehrmeiſter der Japaner in mancherlei Künſten und Gewerben, ſtehen heute die Koreaner tief unter ihren ehemaligen Schülern. Die Rollen haben gewechſelt. Heute ſcheinen die Koreaner faſt ganz ohne eigene Induſtrie zu ſein; auch die ſchlechten Verkehrswege haben das Ihrige gethan, ſo daß nur eine Kleinfabrikation und ein Kleinhandel ſich erhalten konnten.

Alle Berichterſtatter, in jüngſter Zeit auch Dr. Gottſchee, welcher ſämmtliche acht Provinzen des Königreichs beſuchte, ſtimmen darin überein, daß die koreaniſchen Straßen die denkbar ſchlechteſten ſind. Brücken über die Flüſſe giebt es nur an ſehr wenigen Stellen; zuweilen ſind Fähren vorhanden, meiſt aber iſt das Flußbett zu durchwaten. Daher iſt der Verkehr periodiſch gänzlich unterbrochen, wenn mit Eintritt des warmen Wetters die Flüſſe über ihre Ufer hinaustreten. Die Straßen ſind, ganz wie der Charakter des Bodens ſich darſtellt, ohne irgend welche Bedeckung durch Steine, dennoch aber officiell in drei Klaſſen getheilt, je nachdem ſie 6 bis 10 m breit und mit Waſſergräben an der Seite verſehen ſind, oder 2½ bis 3 m und ohne Waſſergräben oder endlich nur Saum- und Fußpfade darſtellen. Von der erſten Klaſſe giebt es ſechs Straßen, ſämmtlich von Söul ausgehend, von denen zwei ſich nach Norden wenden, die eine über Wönſan zum Tumen und der ruſſiſchen Grenze, die andere zum Yalukiang und der chineſiſchen Grenze, während ſich die übrigen, darunter als die wichtigſte die nach Fuſan führende, ſüdwärts ziehen. Fuſan und Söul ſind die beiden einzigen Plätze, in denen drei oder mehr Straßen zuſammentreffen.

Der Verkehr auf dieſen Straßen wird faſt ausſchließlich auf den Rücken von Pferden oder Menſchen bewerkſtelligt. Für Staatskuriere und reiſende Beamten beſteht eine Poſteinrichtung mit 40 Diſtrikten, ein jeder unter einem Tſalpeng oder Poſtinſpektor und 471 Stationen unter je einem Poſtmeiſter, der über Poſtleibeigene für den Dienſt als Sänftenträger, Führer, Briefboten und über 5400 Pferde verfügt. In neueſter Zeit ſoll aber in Söul ein modernes Poſtamt eingerichtet und der Beitritt Koreas zum Weltpoſtvereine beſchloſſen worden ſein. Die Gepäckſtücke werden nach Griffis durch eine Gilde von Trägern befördert, welche an 10 000 Seelen (es ſind auch Frauen darunter) zählt, aufs Strengſte organiſirt und nach dem Bedürfniſſe der Provinzen auf dieſe vertheilt iſt und nur dem von ihr ſelbſt erwählten Haupte und eigenen Geſetzen gehorcht. Faſt ganz unabhängig wiſſen dieſe Träger ihre Forderungen ſtets durch gemeinſame Verweigerung ihrer Dienſte durchzuſetzen, ſo daß zeitweilig in einem ganzen Diſtrikte eine Verkehrsſtockung eintreten kann.

Dieſe höchſt primitive, an afrikaniſche Zuſtände erinnernde Art der Beförderung iſt in Korea faſt die einzige. Nur auf den Kwandunyang hinab nach Fuſan und den Hanfluß aufwärts vom Meere nach Söul erſetzt die Waſſerfahrt den beſchwerlichen Landdienſt.

Auch von China wurden alle Waaren über Land gebracht, bis 1882 auch dieſem Reiche geſtattet wurde, an dem bis dahin gänzlich verbotenen Seeverkehre Theil zu nehmen, was nothwendig den chineſiſchen Ueberlandhandel auf das Schwerſte ſchädigen mußte. Korea iſt gegenwärtig in ziemlich regem überſeeiſchem Verkehre mit China und Japan.

Die Firma Jardine, Matheſon u. Co. läßt monatlich zweimal einen Dampfer von Schanghai nach Nagaſaki, Fuſan und Chemulpo laufen, die japaniſche Mitſu-Biſhi-Geſellſchaft expedirt monatlich zwei Dampfer von Kobe aus, den einen über Nagaſaki, Fuſan, Genſan, Wladiwoſtock und zurück, den anderen über Nagaſaki, Tſhuſhima-Inſel, Fuſan, Chemulpo und zurück. Außerdem läßt die China Merchants Steam Navigation Co. von Schanghai einzelne geöffnete Häfen in unregelmäßigen Zeiträumen anlaufen. Dadurch hat der Schiffsverkehr in kurzer Zeit ein ganz verändertes Geſicht erhalten; während in den geöffneten Häfen Fuſan und Genſan 1879 noch 644 nach japaniſcher Art gebaute Dſchunken und Boote von 7533 Tonnen verkehrten, zählte man 1883 nur noch 180 japaniſche Schiffe und Dſchunken von 3058 Tonnen. Und in derſelben Zeit war die Zahl der nach europäiſcher Art gebauten Schiffe von 41 auf 314, ihr Tonnengehalt von 7258 auf 58522 geſtiegen. Es vermehrte ſich alſo im Zeitraume dieſer drei Jahre der Verkehr der Schiffe europäiſcher Bauart um das Achtfache, während derjenige der Schiffe japaniſcher Bauart weit unter die Hälfte ſank.

Im December 1883 wurde in Fuſan von Japan aus ein Telegraphenkabel gelandet und dort ein königlich koreaniſches Telegraphenbureau eröffnet. Sonſt beſteht in Korea von Alters her ein optiſches Telegraphenſyſtem mittels Rauch und Feuer auf den Bergen, das früher namentlich zur Meldung nahender Piratenſchiffe Verwendung fand.

Dieſe Piratenwirthſchaft hat nun wohl ſo ziemlich aufgehört, allein der Handel findet im Lande immer noch Störungen genug, die recht unter den Augen der koreaniſchen Beamten ſtattfinden, ja von dieſen ſelber ausgehen. Sagt man doch von dem am längſten eröffneten Hafen Fuſan, daß nur dann die Landleute ihre Vorräthe zum Verkaufe anzubringen geneigt ſind, wenn ein japaniſches Kriegsſchiff im Hafen ankert und daß nach ſeinem Verſchwinden ſofort aller Verkehr ein Ende nimmt. Und in Genſan ſind Räubereien und Einbrüche auf der Tagesordnung, obſchon die gegenwärtige Regierung ſehr energiſch gegen Diebſtahl und Erpreſſungen vorgeht. So führte die britiſche Geſandtſchaft ihr Weg an den angekohlten Leichnamen einer Schaar von 15 enthaupteten Brandſtiftern vorbei, ſo berichteten vor Kurzem japaniſche Korreſpondenten von der Hinrichtung einer 40 Mann zählenden Räuberbande mit der ſtumpfen Säge und ſo ſchrieb „Jiji Shimpo“, eine japaniſche Zeitung, daß der Gouverneur der Provinz Tſchung-tſchöng-do und ein anderer hoher Beamter zur Strafe für Beſtechung abgeſetzt und tüchtig durchgepeitſcht worden ſeien. Dennoch klagen die Japaner, daß die niederen Beamten ſelbſt bei den unbedeutendſten Geſchäften allerlei „Black Mail“ erheben. Dadurch und durch die Furcht der Behörden, es könnte in Folge des Exports von Cerealien im Lande ſelber Getreidemangel entſtehen, wird beiſpielsweiſe der Reishandel außerordentlich erſchwert, ſo daß die Reisbauern, wie einer der engliſchen Parliamentary Reports mittheilt, die Quantitäten, welche ſie verkaufen wollen, in ganz kleinen Partien in die japaniſchen Faktoreien einzuſchmuggeln gezwungen ſind. Daraus iſt es auch wohl erklärlich, daß die Koreaner es nicht zu einer Reisbörſe gebracht haben, während die Japaner eine ſolche bereits von Alters her beſitzen, und daß es auch nicht einmal Getreidegroßhändler giebt.

Das ſind einige der Hinderniſſe, welche dem Handel gegenwärtig entgegenſtehen. Ein weiteres iſt die unſichere Zahlungsfähigkeit der koreaniſchen Kaufleute, ſo daß die Japaner bisher ſich geſcheut haben, Kreditverkehr zu pflegen und ſich nur auf den Baarverkehr eingelaſſen haben. Die Geldverhältniſſe ſind aber ſehr unbefriedigend. Gold- und Silbergeld giebt es in Korea gar nicht.

Das umlaufende Geld iſt das denkbar ſchlechteſte. Das erklärt ſich aus der bis vor Kurzem üblichen Verpachtung des Münzregals an einen „Ring“ angeſehener Familien. Auch hatte jedes Miniſterium ſeine eigenen Münzen. Geprägt oder vielmehr gegoſſen wurden die in China und Japan üblichen Käſchſtücke, in Korea Pun genannt, runde Münzen mit einem viereckigen Loche in der Mitte, zu drei Viertel aus Kupfer, zu einem Viertel aus Blei, von denen früher 480 auf einen Dollar gingen, die aber ſo verfälſcht wurden, daß Ende 1883 in der Hauptſtadt nicht weniger als 1250 einen Dollar galten. Es circuliren meiſt große Fünf-Käſch-Stücke, die zu großen Rollen auf Strohſeile gezogen werden. Solche Rollen repräſentiren einen äußerſt geringen Werth bei ſehr großem Gewichte, ſo daß, um Beträge von 150 bis 200 Mark in der Stadt zum Einkaufe zu verwenden, man ſich von ein bis zwei Laſtträgern begleiten laſſen muß. In Genſan hat man noch große Ein-Käſch-Stücke, von denen 500 den Werth eines Dollars repräſentiren. Natürlich iſt dieſes Geld für die Begleichung größerer Beträge ganz ungeeignet, man bedient ſich dazu des Rohgoldes und der aus China importirten Silberbarren, meiſt im Gewicht von 20 Täl. Die vor einiger Zeit gegoſſenen Silbermünzen, mit einem blauen Emailleſleck auf der Rückſeite, ſind jetzt gänzlich aus dem Verkehre verſchwunden; es wurden höchſtens für 20000 Dollars Stücke ausgeprägt und dieſe floſſen ſchnell nach Japan ab, wo ſie ſofort umgeſchmolzen wurden. Uebrigens war früher für die Koreaner Reis Geld, wie aus den noch jetzt im Handel gebräuchlichen Ausdrücken erſichtlich iſt.

In China beſtehen von Alters her zahlreiche Banken und Bankiers, ebenſo iſt das Bankweſen in Japan, namentlich in neueſter Zeit unter dem Einfluſſe Europas und Amerikas, ſehr vollſtändig entwickelt, in Korea gab es bislang derartige Finanzanſtalten gar nicht. Gelegentlich geben Kaufleute Anweiſungen auf einander, indeß können ſolche Anweiſungen nur an der Stelle zu Geld gemacht werden, auf die ſie gezogen ſind. Und dieſe Geſchäfte ſind noch dazu faſt durchaus beſchränkt auf die Händler in Söul und Aichiu, jenem Grenzorte, an welchem der chineſiſch-koreaniſche Tauſchhandel dreimal jährlich ſtattfindet. In allerneueſter Zeit hat aber die japaniſche „Erſte Nationalbank“, welche 1876 mit einem Kapitale von 1500000 Yen gegründet wurde, es unternommen, in den offenen Häfen Koreas Bankfilialen zu errichten.

Die Koreaner, wie wir ſie heute ſehen, ſind ein Miſchvolk, das aber, nachdem ſich die Miſchung vollzogen, Jahrhunderte lang von allen fremden Einflüſſen ſich mit peinlichſter Sorgfalt freigehalten hat. Den Norden der Halbinſel ſcheinen anfänglich die in der Geſchichte Hochaſiens zu wiederholten Malen auftretenden Sien-pi bewohnt zu haben, während im Süden das Volk der Han ſaß, das ſich in drei Zweige ſpaltete: die Ma-Han, die Pian-Han und die Schin-Han. Die Han hatten eine andere Sprache wie die Sian-pi und glichen den Japanern im Aeußeren wie in Sitten und Gebräuchen. Wie ſchon erwähnt, ſollen im 12. Jahrhundert chineſiſche Stämme von Norden her eingewandert ſein. Jedenfalls erinnert die Phyſiognomie der heutigen Koreaner weit mehr an die der Japaner als an die der Chineſen, aber auch von jenen ſind ſie vortheilhaft verſchieden, ſie ſind größer und hübſcher als die japaniſchen Männer. Sie ſind ſtark ausſehend, gut geformt, mittlerer Statur und von regelmäßigen Geſichtszügen; die Geſichtsfarbe iſt gelb, das Haar ſchwarz, die Naſe nicht ſo abgeſtumpft wie bei Chineſen und Japanern, die Augen ſind

wie bei allen mongoliſchen Raſſen, mandelförmig, aber die Augenbrauen ſtehen mehr in gerader Linie, auch tritt das Kinn mehr hervor. Der Bartwuchs, der bei den meiſten dünn und lang iſt, beginnt ſchon im Alter von 20 bis 22 Jahren, während bei einem 35 jährigen Chineſen nur ſelten der erſte Flaum zu ſehen iſt. Dagegen iſt das Haupthaar nicht von der üppigen Länge, wie man es bei Chineſen ſieht. Die Unverheiratheten theilen es in der Mitte und flechten es in einen Zopf, was den jungen Burſchen ein ganz mädchenhaftes Ausſehen giebt. Wenn ſie heirathen, was gewöhnlich im Alter von 19 bis 20 Jahren geſchieht, ſcheeren ſie eine Tonſur in der Mitte und binden das Haar in einen wohlgepflegten Knoten zuſammen. Ein feines ſchwarzes Gittergeflecht aus einem ſtarken Binſengewächſe (nicht Draht oder Pferdehaar, wie gewöhnlich angegeben wird) ſchützt den Knoten, welcher mit einem ſchwarzen Bande um Stirn und Hinterkopf befeſtigt iſt [1]). Auf dem Gitter ſitzt ein breitkrämpiger Hut mit kleiner Mütze, ganz aus demſelben feinen netzartigen Geflechte beſtehend, und durch eine Perlenſchnur unter dem Kinne befeſtigt. Richthofen bemerkt, daß, wenn man ſich einmal mit der Form des Hutes verſöhnt hat, derſelbe ſogar elegant erſcheine. Neben jenen mongoliſchen Phyſiognomien begegnet man aber auch ſolchen von rein kaukaſiſchem Typus, alſo europäiſch geformter gerader Naſe, geradeſtehenden blauen Augen und hellfarbigem Haar, wie denn Richthofen ſelber von den Chineſen für einen Koreaner gehalten wurde.

Neben dieſem Typus iſt noch ein zweiter, weit weniger ſchöner vertreten. Während bei den Angehörigen des erſteren der Kopf lang iſt, die ſchmale Stirn etwas zurücktritt und bei ſchlankem, elegantem Wuchſe die Formen ſchön ſind, haben die des zweiten breite runde Köpfe mit Stumpfnaſen und ſehr hervortretenden breiten Backenknochen, die Falte des oberen Augenlides hängt weit herab, das Haar wächſt tief in die breite niedrige Stirn, der Körper iſt kurz, breit und plump. Auch in ſeiner faſt militäriſchen Haltung kontraſtirt der erſte Typus vortheilhaft gegen das plumpe Weſen des zweiten.

Was den Charakter der Koreaner anlangt, ſo unterſcheidet ſich derſelbe ſehr vortheilhaft von dem ihrer Nachbaren, der Chineſen. Der ſchon citirte Forſcher bemerkte bei ihnen mehr Anſtandsgefühl, einen mehr männlichen und offenen Charakter, die Leute waren von großer, dabei aber nicht ſo aufdringlicher Wißbegier und zugleich beſaßen ſie trotz der langen Iſolirung des Landes eine größere Kenntniß der übrigen Welt. Der kalte, nüchterne Verſtand herrſcht nicht ſo vor wie bei den Chineſen, es offenbart ſich bei ihnen in Rede und Geberde ſofort ein Gemüthsleben, das unſere Theilnahme erregt. Leider aber iſt in Folge der ſtrengen Abſchließung gegen die Außenwelt, noch mehr aber in Folge des abſolutiſtiſchen Druckes, der Jahrhunderte hindurch auf dem Volke gelaſtet hat, der Koreaner lethargiſch und grenzenlos apatiſch geworden, zu einem oſtaſiatiſchen Lazarone, der nur an das Heute denkt. Er producirt nur genug, um ſeine eigenen beſcheidenen Bedürfniſſe und die Forderungen der Regierung oder der um ihn wohnenden Beamten zu befriedigen. Denn dieſe ſind immer auf der Lauer, ihm durch alle erdenklichen Chikanen das zu entreißen, was er zu ſeines Leibes Nothdurft und Nahrung nicht ganz unbedingt nöthig hat. Die außerordentliche Armuth des von der Natur ſo reich bedachten Landes iſt daher ſehr erklärlich. Nach dem bisherigen Syſteme, das ihn Jahrhunderte hindurch beherrſchte, denkt der Koreaner daher auch an eine Hebung ſeiner materiellen Lage durchaus nicht, obſchon die mineral- und waldreichen Berge und die fruchtbringenden Ebenen, obſchon ein mildes, aber regenerirendes Klima verbunden mit ausreichender Fleiſchnahrung ihm Impuls und Ausdauer zur Verfolgung höherer Ziele ſeines irdiſchen Daſeins geben ſollten.

Ehe wir indeſſen auf ſeine Thätigkeit eingehen, wollen wir verſuchen, das Bild des äußeren Koreaners zu vervollſtändigen. Eine Eigenſchaft, durch welche ſich der Koreaner vor allen ihn umgebenden Nationen, ja vor den meiſten europäiſchen, auszeichnet, iſt eine, wenigſtens bei den beſſeren Ständen, in der Kleidung ſich zeigende ſkrupulöſe Reinlichkeit. Weiße chineſiſche Schuhe, weiße Strümpfe, eine weiße weite Hoſe, die über die Knöchel zuſammengebunden wird, eine kurze weiße Jacke und ein bis an die Knöchel reichendes ſchlafrockartiges Obergewand von ganz leichtem, weichem Zeuge, das vorn überfällt und auf der rechten Seite zuſammengebunden wird, dies iſt die allgemeine Kleidung. Die Stoffe ſind gut gewebt aus der Faſer einer neſſelartigen Pflanze und daher ſchön glänzend. Ueber dieſem weißen Gewande tragen die Beamten einen eleganten Ueberwurf aus loſe gewebtem hellblauem Seidenzeug, wovon ihre Geſammtheit im Volksmunde „die blaue Wolke“ heißt. Kinder gehen häufig roſenfarbig, Vornehme violett, Soldaten und Poliziſten dunkelblau und Frauen in grünen, die ganze Geſtalt umhüllenden Mänteln. Die niedrigen Klaſſen tragen ein grobes gelbliches Zeug, die Winterkleider werden wattirt, als Fußbekleidung dienen Stroh- oder Wergſandalen, deren Sohlen aus roher Haut gefertigt ſind.

Das koreaniſche Luxusbedürfniß hat ſich in Folge des Verbotes von Gold und Silber ausſchließlich der Kleidung zugewandt; jedem Berichterſtatter über Korea iſt der Kontraſt zwiſchen den reich in Seide gekleideten Hausbeſitzern und ärmlichen Wohnungen aufgefallen. Die Mehrzahl der Bevölkerung wohnt in Lehmhütten, die mit Stroh gedeckt ſind. Die beſſeren Häuſer haben Steinfundamente mit Aushöhlungen am Grunde für das Feuer zum Erwärmen der Zimmer während der kalten Jahreszeit. Die Wände ſind aus Holzrahmen hergeſtellt und mit dichtfaſerigem Papiere überklebt, das Dach iſt auf dem Lande mit Stroh, in der Hauptſtadt mit Ziegeln gedeckt. Faſt alle ſind einſtöckig, nicht viel über 3 m hoch und zum großen Theile, ſelbſt in Söul, im letzten Stadium des Verfalles. Die nur meterhohen Schornſteine gehen nach der Straße, und wenn am Abend Feuer angemacht wird, liegen dichte Rauchwolken über den Straßen und erfüllen die engen Räume, in denen die Familien zuſammengedrängt leben.

Die Häuſer der Vornehmen, auf weiten, von Mauern umſchloſſenen Plätzen erbaut, ſind zwar größer, aber nicht viel beſſer; Papier ſpielt hier als Bekleidung des Fußbodens, der Wände, als Thüren und Schirme eine große Rolle. Die weiten Plätze ſind öde, durch keinen Garten verſchönt. Einen ſolchen beſitzt nur der König, deſſen Palaſtgebäude mit großem Exercierplatze, Teichen ꝛc. einen Raum von 2,6 qkm bedecken. Eine mehr als 12 m hohe Mauer faßt den ganzen Komplex ein, drei Thore führen durch dieſelbe, aber der Zutritt iſt Europäern kaum geſtattet.

In die Stadt Söul ſelber führen vier Thore, welche Inſchriften in chineſiſchen Buchſtaben tragen. Das Oſtthor heißt das Thor des Wohlwollens, das Südthor Thor der Höflichkeit, das Weſtthor Thor der Gerechtigkeit. Wo ſich die vom Oſt- zum Weſtthore und vom Nord- zum Südthore laufenden Straßen ſchneiden, ſteht ein quadratiſcher, roth und grün bemalter Holzbau, der Tſchongkak, deſſen Glocke, die einzige der Stadt, Morgens um 1 Uhr und Abends um 9 Uhr mit einem Holzhammer angeſchlagen wird und das Zeichen zum Oeffnen reſp. zum Schließen der Stadtthore

[1]) Richthofen in der Zeitſchrift der G. f. E. 1870.

giebt. Nur vor Beamten werden die geſchloſſenen Thore geöffnet.

Außer jenen beiden Straßen giebt es noch eine Hauptſtraße, welche gleichfalls von Wagen benutzt werden kann, die übrigen ſind ſchmal und in einem kaum beſchreibbaren Zuſtande. In der Mitte der Straße läuft oft ein kleiner dicklehmiger Bach und auf jeder Seite ſind fortlaufende Pfützen, nach denen hin ſich die Latrinen der Häuſer öffnen; Dunghaufen nehmen oft über die Hälfte des Weges ein und vor der langen Reihe geſchwärzter armſeliger Häuſer liegen Hunde-, Pferde- und Ochſenſchädel umher. Und dabei erzählte man Bonar, welcher dieſe Schilderung giebt, daß etwa einen Monat vor ſeiner Ankunft die Straßen gereinigt wären.

Die Bevölkerung der Hauptſtadt wird verſchieden auf 120000 bis 240000 Seelen geſchätzt, anſcheinend recht ruhige, ordentliche Menſchen, deren Hauptbeſchäftigung in Plaudern und Rauchen zu beſtehen ſcheint. Rauchen iſt das einzige Vergnügen der Koreaner; an irgend welchen Unterhaltungen, Theatern oder dergl., wie ſie die Chineſen und Japaner lieben, fehlt es vollſtändig. Es mangelt auch an dem Handelsgeiſte, welcher jene beiden Völker kennzeichnet; die Läden der Hauptſtadt ſind in ihrem Aeußeren ebenſo ärmlich wie die Waaren, welche ſie bergen. Die beſten derſelben ſind fremden Urſprungs, denn die koreaniſche Induſtrie, die namentlich in Porcellan und Metall, jetzt auf die Japaner übergegangen, früher ſo hoch ſtand, iſt heute faſt ganz ausgeſtorben; als einheimiſche Induſtrie-Artikel ſind nur noch Seide, Papier, Matten, Fächer, Dachziegel, Tabak und Bürſten erwähnenswerth.

Iſt aber auch durch Druck, Mißwirthſchaft und Erpreſſungen des Königs und ſeiner Beamten der Unternehmungsgeiſt erlahmt, ſo ſteht doch die geiſtige Bildung des Volkes immer noch auf gleicher Stufe mit der ſeiner Nachbaren. Das niedere Volk kann durchweg die Landesſprache leſen und ſchreiben; dafür ſorgen zahlreiche Schulen, ſämmtlich Privatanſtalten. Wer aber Anſpruch auf Bildung machen will, muß Chineſiſch betrieben haben; nur in dieſer Sprache werden die ſchriftlichen Aufſätze der Staatsprüfungen abgefaßt; nur dieſe Sprache wollen die vornehmen Stände kennen. Die Sprache der Koreaner gleicht in ihrem Satzbaue dem mantſchuriſchen und japaniſchen, weicht aber in allem Anderen von dieſen Idiomen vollſtändig ab. Das koreaniſche Alphabet (Wonmon) hat 191 Buchſtaben, doch bedient man ſich meiſt chineſiſcher mit Hinzufügung von koreaniſchen.

Eine Kunſt ſteht aber noch in hoher Blüthe, das iſt die Buchdruckerkunſt. Unter allen oſtaſiatiſchen Ländern hat Korea in der Buchdruckerei, bei welcher man meiſt Metalltypen verwendet, die höchſte Stufe erreicht, ſo daß jeder chineſiſche Literat eine koreaniſche Ausgabe der „vier Bücher“ und „fünf Klaſſiker“ der chineſiſchen Philoſophen als die vorzüglichſte, ſowohl was Ausſtattung und Druck als auch Preis betrifft, für ſeine Bibliothek zu erwerben trachtet. Die Koreaner kannten die Buchdruckerkunſt ſchon zu Anfang des 15. Jahrhunderts; noch cirkulirt ein von dem damaligen Könige Thaitſchong Kongthyong gethaner Ausſpruch: „Wer regieren will, muß mit Büchern vertraut ſein.“

Mit der Thronbeſteigung des gegenwärtigen Königs Li-Fin, des 28. Fürſten der herrſchenden Dynaſtie, ſcheint für Korea eine neue Blüthe anbrechen zu ſollen. Er iſt der im Lande vorhandenen Fortſchrittspartei, welche mit dem Auslande nähere Verbindungen anknüpfen will, geneigt, und der von einer anderen Partei dieſen Beſtrebungen entgegengebrachte Widerſtand iſt gebrochen. Seitdem hat eine europäiſche Macht nach der anderen Zutritt erlangt. Aber der König und ſeine dem Fortſchritte zugeneigten Rathgeber ſind nicht gewillt, daß die Einführung der fremden Civiliſation als ein Vorſpiel zur Annahme einer europäiſchen Verfaſſung angeſehen werde. Der König von Korea iſt immer unumſchränkter Monarch geweſen, viel mehr als die chineſiſchen und japaniſchen Herrſcher. Kein mächtiger Adel konnte hier die Gewalten des Monarchen beſchränken. Darum bezeichnete der König in einer vor Abſchluß der Verträge mit England und Deutſchland gehaltenen Anſprache eine Einführung europäiſcher Verfaſſungsformen als undenkbar. „Nichts“, ſagte er, „wäre unvernünftiger. Civiliſation bezweckt die Bereicherung eines Landes und die Aufrechterhaltung des internationalen Verkehrs auf dem Fuße der Gleichheit. Um unſer Land in den Bereich der Civiliſation zu bringen, müſſen wir dahin ſtreben, die alten nationalen Principien aufrecht zu erhalten und die europäiſchen Künſte erwerben, müſſen wir die klaſſiſchen Lehren des Konfucius beobachten und europäiſche Erfindungen einführen.“

Aber der König iſt nicht allmächtig; die den Fremden abgeneigte Partei iſt zurückgedrängt, keineswegs vernichtet. Und doch würde Korea gerade in engerer Verbindung mit Europa eine Garantie für ſeine Unabhängigkeit finden. Zwar iſt das Vaſallenverhältniß Koreas zu China ein rein nominelles, aber China würde dies Verhältniß gern in ein engeres umgeſtaltet ſehen. Jetzt ſendet der König nach altem Herkommen jährlich zwei Geſandtſchaften an den Hof von Peking mit einem Tribut, der in einer gewiſſen Quantität Papier und 800 Ochſen beſteht, welche letztere an die Mandarinen in Fong-whang-tſchin abgeliefert und von dieſen und deren Soldaten verſpeiſt werden. Dafür empfängt der koreaniſche Herrſcher einen chineſiſchen Staatskalender und in beſtimmten Intervallen geht von Peking eine Geſandtſchaft an den Hof von Söul, um Geld als Gegengeſchenk für den Tribut zu überbringen. Nach oſtaſiatiſchem Begriff iſt damit ein Verhältniß zwiſchen Souverän und Vaſallen konſtatirt. Japan hat daſſelbe indeß durch ſeine Verträge durchbrochen, die europäiſchen Mächte und Nordamerika ſind ihm darin nachgefolgt. Es iſt ſchwer denkbar, daß China, wollte es die Beziehungen ſtraffer ſpannen, etwas Anderes erreichen würde als einen völligen Bruch derſelben.

Ein ſehr begehrenswerthes Objekt erſcheint Korea augenblicklich nicht; das der Halbinſel Italien (ohne die Inſeln) an Umfang einigermaßen nachſtehende, von 10½ Millionen (nach Gottſchee von einigen Millionen mehr) bewohnte Land iſt gegenwärtig äußerſt arm und wenig konſumtionsfähig. Es wird einer Hebung der beſtehenden Hilfsquellen und Erſchließung neuer bedürfen, um Korea zu einem lohnenden Abſatzgebiete europäiſcher Induſtrie zu machen, aber jeder Schritt zur Förderung des Landes wird mit äußerſter Vorſicht gethan werden müſſen, damit nicht der nie ganz ruhende Haß des Fremden abermals entfacht, alles mühſam Errungene vielleicht durch einen heftigen Ausbruch nationaler Eiferſucht zerſtört und die Entwickelung des Landes wiederum auf lange Zeit hin in Frage geſtellt werde.

Die Goajira-Halbinſel.

Im Decemberheft der Proceedings Royal Geographical Society berichtet Herr F. A. Simons über das Gebiet der Halbinſel Goajira (Colombia) und deren Bewohner. Auf Dreiviertel ihres Umfanges vom Meere beſpült, wird das Land im Südweſten von dem Staate Magdalena durch natürliche Grenzen, den Rio Rancheria mit den daran ſtoßenden Ausläufern der Sierra Nevada, ſowie die Berge von Oca getrennt. Ueber den Beſitz eines Theiles dieſes Gebietes haben Colombia und Venezuela ſich geſtritten und die Entſcheidung dem Könige von Spanien überlaſſen; ſein Schiedsſpruch iſt noch nicht veröffentlicht. Von der Geſchichte der Bewohner iſt nur wenig bekannt; trotzdem die Halbinſel eine gewiſſe Rolle in der Entdeckungsgeſchichte ſpielt, wird ſie von den älteren Chroniſten nur wenig genannt und über die Indianer findet man erſt Mittheilungen in der „Floreſta de Santa Vela“ des de la Roſa (1739), die mit allen darin enthaltenen Irrthümern auch in die neueren Berichte übergegangen ſind. Es ſcheint ſicher, daß ſie nicht die Autochthonen des Landes ſind; ſie ſelbſt haben Ueberlieferungen über ihre Einwanderung und wiſſen die Dorfruinen, welche die früheren Bewohner hinterlaſſen haben, nachzuweiſen.

Etwa die Hälfte der Halbinſel beſteht aus Bergland, die andere, im Südweſten gelegene Hälfte, bildet eine weite, fruchtbare Fläche. Das Bergland zerfällt in drei parallele Ketten, welche durch dazwiſchen liegende Ebenen getrennt ſind, die bedeutendſte derſelben iſt die öſtlichſte. Die höchſten Spitzen erheben ſich bis zu 2400 bis 2600 Fuß Höhe und ſind bis etwa 500 Fuß unter dem Gipfel bewohnt. Die Vegetation iſt derjenigen ähnlich, welche man auf der Sierra Nevada in der Höhe von 6000 Fuß antrifft und die Temperatur, welche Simons dort antraf, ſehr niedrig, nur 65° F. um Mittag. Die mittlere Kette erhebt ſich nur an wenigen Punkten über 1500 Fuß; auch hier trifft man zwei hervorragende Gipfel; die Höhe des nördlichen, des Ruma, den Simons mit Mühe beſtieg, wurde auf 1950 Fuß beſtimmt, die des ſüdlichen, 15 Meilen entfernten Gipfels Guajarepa beträgt nicht über 2200 Fuß. Die weſtlichſte Kette, die von der vorigen durch ein vielfach gewundenes Thal, welches an der engſten Stelle etwa ſechs Meilen weit iſt, getrennt wird, iſt die bedeutendſte; die einzelnen Berge werden auf allen Seiten von zahlreichen ſcharfen Rücken flankirt. Die höchſte Felſenmaſſe, Yuripiche, erreicht die Höhe von 2800 Fuß.

Eigentliche Flüſſe giebt es in der Goajira nicht. In allen Richtungen wird das Land von flachen Rinnen durchſchnitten, welche ſich in dem trockenen Sande gebildet haben; durch dieſe wird während der Regenzeit das Waſſer ebenſo ſchnell abgeleitet, wie es fällt; ſelbſt in den bedeutendſten Bergen bildet ſich kein Strom, der die Regenzeit überdauerte, die nur etwa vier Monate anhält. Die Indianer verſchaffen ſich Waſſer, indem ſie entweder etwa 30 oder 40 Fuß tiefe Brunnen mit vieler Mühe graben und für den Gebrauch herrichten oder aber, indem ſie das Regenwaſſer in großen, natürlichen oder künſtlich angelegten Vertiefungen ſammeln.

Die Küſte hat Ueberfluß an Ankerplätzen und Baien, die jedoch keine große Bedeutung beſitzen; am wichtigſten iſt der Hafen von Cojoro, der als der zukünftige Hafen von Maracaybo betrachtet wird, mit welchem Orte er durch eine Eiſenbahn, die nur geringe techniſche Schwierigkeiten bietet, zu verbinden ſein würde.

Die Halbinſel wird von einem einzigen Indianerſtamme bewohnt, der ſich jedoch in viele Familien, ähnlich den Clans der Schotten, theilt. Jede dieſer Familien nimmt für jeden ihrer Angehörigen gegen alle Feinde Partei. Der Beſitz giebt bei ihnen großen Einfluß; eigentliche Häuptlinge beſitzen die Goajiras nicht, ſie erkennen den reichſten Stammgenoſſen als Oberhaupt oder, um den von den Spaniern eingeführten Namen zu gebrauchen, Korporal an und erwarten Schutz und Hilfe von ihm. Ein arm geborener Indianer kann übrigens durch ſelbſt erworbenen Reichthum nie zu Anſehen und Macht kommen, wohl aber ſeine Kinder, wenn es ihm glückt, ſich durch Heirath mit den Vornehmen ſeines Landes zu verbinden. Jede Familie führt außer ihrem eigenen Namen noch den ihres Wappenthieres, ja manchmal nehmen die unbedeutenden Stämme noch das Wappenthier eines mächtigeren Clans hinzu, um ſich des Schutzes deſſelben zu verſichern.

Es giebt jetzt einige 30 Clans bei den Goajiras, von 22 giebt Simons die Namen an. Im Allgemeinen werden nur die Heerden als wirklicher Reichthum geſchätzt, Ackerbau nicht hoch geachtet. Da die Goajiras in fortwährendem Zwiſte und Streit leben, würden ganze Clans bald verarmen und erlöſchen, wenn ſie nicht die Vorſicht gebrauchten, ihren Beſitz und ihre Heerden über verſchiedene Gegenden zu vertheilen. Waſſer- und Futtermangel zwingt ſie zu einem Nomadenleben und dies iſt die Urſache, daß ſie keine Häuſer bauen; bei Manchen aber findet man trotz ihres herumſchweifenden Lebens eine Vorliebe für gewiſſe Gegenden.

Wir übergehen die Aufzählung der verſchiedenen Clans und bemerken nur, daß die „Cocinas“, deren Namen man öfter begegnet, keinen beſonderen Stamm bilden; mit dieſem Worte werden die heimathloſen Indianer bezeichnet, welche eines Verbrechens wegen von ihrem Clan verſtoßen ſind und ſich nun zu Banden zuſammengerottet haben, um ihr geſetzloſes Leben mit größerer Sicherheit fortführen zu können. Sie liegen nicht nur mit den ruhigen Bewohnern des Landes, ſondern auch mit den anderen Banden in fortwährendem Streite, nur das Recht des Stärkſten gilt.

Ihr bevorzugtes Gebiet iſt die Cojorokette, von wo ſie ihre Raubzüge auch nach anderen Theilen des Landes machen.

Wie ſchon erwähnt, bauen die Goajira-Indianer keine eigentlichen Häuſer; ſelbſt ihre beſten Ranchos ſind ſehr einfach und in kurzer Zeit eingerichtet. Ein gutes Dach, mit dem geſpaltenen Mark einer großen Euphorbia gedeckt, iſt der wichtigſte Beſtandtheil deſſelben; übrigens dient der Rancho ſelten als Schlafplatz; die Hängematten werden an zahlreichen, zu dieſem Zwecke eingerammten Stangen befeſtigt; oft ſchlafen zwei oder drei Indianer in einer derſelben. Weiterhin findet man andere Stangen, an denen die Thiere feſtgebunden werden, und ein kleiner Stall für Schafe oder Ziegen gehört nothwendiger Weiſe zum Beſitzthume einer gut geordneten Familie. Der Platz für einen Rancho wird ſehr ſorgfältig ausgewählt; Dörfer findet man nicht, wohl aber ſiedeln ſich einige Familien nahe bei einander, etwa auf Schußweite von einander entfernt, an.

Einer der Ranchos wird an erhöhter Stelle erbaut, um das Land zu überſehen und die Annäherung Fremder zeitig beobachten zu können. Der bedeutendſte Ort iſt Paraguaipoa, die neue Militärkolonie Venezuelas, die etwa 50 Häuſer zählt und eine Beſatzung von 30 Mann hat. Die Bevölkerung des Landes wird auf 20000, höchſtens auf 25000 Seelen angeſchlagen.

Ihre Sitten und Gewohnheiten, ſowie ihre alten, eigenthümlichen Geſetze verdienen Aufmerkſamkeit. Die Beſchreibung derſelben eröffnet Simons mit der wenig ſchmeichelhaften Bemerkung, daß ſie, wie alle Indianer, ſehr viel Leiſtungsfähigkeit im Betteln, Stehlen und Trinken beſitzen. Zu dieſen drei Laſtern kommt noch ein viertes: ſie verlangen Blutgeld, und dies iſt die Haupturſache ihrer Streitigkeiten und Fehden, eine fortwährende Gefahr für Indianer und Europäer; daß er dies auch ein „Laſter“ nennt, iſt begründet in der Art, wie die bezüglichen Geſetze Anwendung finden.

Einmal nämlich betrachten die Indianer alle weißen Männer als zu einer großen Familie gehörig, ſo daß ſie einen jeden verantwortlich machen für Thaten, die ein anderer Weißer vielleicht an einem Meilen weit entfernten Orte begangen hat; es iſt die Familie von mütterlicher Seite, welche das Blutgeld zu fordern hat. Außerdem aber iſt die Sache ſehr verwickelt und einige Beiſpiele werden vielleicht die Sache deutlicher machen, als eine lange Auseinanderſetzung. Wenn ein Indianer ſich ſelbſt verletzt, d. h. ſich zufällig mit einer Waffe verwundet, einen Arm oder ein Bein bricht, ſo muß er an die Familie von mütterlicher Seite Blutgeld zahlen. Die Familie von väterlicher Seite fordert ein nicht ſo hohes Schmerzensgeld, ja ſogar die Freunde kommen, um Entſchädigung für den Kummer zu verlangen, den ihnen der Anblick des verwundeten Freundes bereitet hat. Wenn der Patient nicht Vermögen genug beſitzt, allen Anforderungen zu genügen, bettelt er ſich den Betrag zuſammen. Noch merkwürdiger iſt ein anderer Fall. Wenn irgend ein Indianer ſich ein Reitthier leiht, durch daſſelbe abgeworfen und irgendwie beſchädigt wird, ſo verlangt ſeine Familie von Demjenigen, welcher das Pferd verliehen hat, eine Entſchädigung. Wie weit die Haftpflicht ſich erſtreckt, möge man aus folgendem Beiſpiele entnehmen. Wenn etwa durch den Genuß von Rum ein Unheil angerichtet wird, ſind alle Rumverkäufer verantwortlich. Simons erzählt ein Beiſpiel, welches in dieſer Hinſicht ſehr bezeichnend iſt: ein Händler trat ihm zeitweilig einen Diener ab, bat ihn aber, dem Manne keine Getränke zukommen zu laſſen, da er ſonſt für den etwaigen Schaden verantwortlich geweſen ſein würde. Gefährlich iſt es auch, einen Indianer bei ſeinem wirklichen Namen zu nennen; einen Todten in Gegenwart ſeiner Verwandten zu nennen, wird unter Umſtänden mit dem Tode beſtraft, wenn ſich die Sache zufällig im Rancho des Verſtorbenen zuträgt und Onkel oder Neffe deſſelben anweſend ſind. Wenn zufällig ein Kind während der Zeit ſtirbt, wo es ſich unter der ausſchließlichen Obhut des Vaters oder der Mutter befindet, hat diejenige Hälfte des Ehepaares, welche nicht dabei gegenwärtig war, von der anderen Hälfte Blutgeld zu fordern.

Auch in anderer Beziehung kann man eigenthümliche Gewohnheiten beobachten; ein junges Mädchen, welches ſich der Mannbarkeit nähert, wird in eine kleine Hütte eingeſchloſſen; aller Schmuck, alle Kleidung, mit Ausnahme eines einzigen Gewandes, wird ihm abgenommen und man reicht ihr nur ſehr magere, hauptſächlich vegetabiliſche Nahrung; bei armen Leuten dauert dieſe Abſchließung einige Wochen, bei reichen dagegen manchmal Jahre lang.

Wiewohl die Heirath ein reines Handelsgeſchäft iſt, werden die Frauen doch ſehr geehrt, und für jede gewaltthätige Handlung gegen ſeine Gattin iſt der Mann den Verwandten derſelben verantwortlich; im Falle der Mann ſtirbt, fällt die Wittwe gewöhnlich dem jüngſten Bruder zu. Die Tochter eines Häuptlings wird mit 12 bis 300 Pfd. St. erkauft. Ein Sterbefall giebt zu großen Feſtlichkeiten Veranlaſſung; wohlhabende Leute werden gewöhnlich in dem Rancho, wo ſie geboren ſind, beerdigt, Reiche gar zweimal. Die ganze Nacht durch werden Feuer zum Gebrauche des Todten gebrannt; zwei Indianer, die ſich zum erſten Male nach dem Ableben eines Verwandten begegnen, müſſen wenigſtens eine Viertelſtunde lang ihre Trauer durch lautes Weinen beweiſen. Wenn ſie einander begegnen, beobachten ſie bei Abſtattung des Grußes weitläufige und genau vorgeſchriebene Formalitäten; wird ein Fremder, der zu einem Rancho kommt, nicht angeredet, ſo iſt dies ein Beweis, daß er nicht willkommen iſt und er verläßt den Ort ſofort. Die Eltern nehmen den Namen des älteſten Kindes an, dem für den Vater ſuſhi, für die Mutter ni vorgeſetzt wird.

Der Anzug der Goajiras iſt ſehr einfach und wohl dem ähnlich, den ihre Voreltern vor 300 Jahren trugen; er beſchränkt ſich auf die nothdürftigſten Hüllen; nur das Haar wird mit einem ſchönen Schmucke aus Stroh, Wolle oder Federn verziert. Die Frauen ſind jetzt ausſchließlich in importirten Kattun gekleidet, ſchmücken ſich auch, namentlich mit Punas, Oberärmeln aus Perlen gemacht; nach der erſten Entbindung werden dieſelben abgelegt. Zu bemerken wären noch durchbohrte Steine, die zu „Tuma“ genannten Halsbändern verarbeitet werden; dieſe Art Steine wird nur in prähiſtoriſchen Gräbern gefunden.

Als Waffen dienen Bogen und Pfeile neben Hinterladern. Nie verläßt der Indianer den Rancho unbewaffnet. Sie haben drei Arten von Pfeilen: ſtumpfe, um Vögel zu tödten, ſcharfe, mit einer Spitze aus hartem Holz oder Eiſen und endlich Pfeile mit loſe befeſtigter, etwa zwei Zoll langer, ſtark vergifteter Spitze. Als Gift dienen verfaulte thieriſche Stoffe, die gekocht werden; die hiermit bereiteten Pfeile werden durch einen Ueberzug gegen den Einfluß der Witterung geſchützt. Das Gift behält ſeine Wirkung etwa neun Monate lang. Der Tod erfolgt in drei bis zwölf Tagen und iſt ziemlich ſicher, wenn die Spitze nicht aus der Wunde entfernt und letztere ausgebrannt werden kann.

Eine Grammatik der wohllautenden Sprache wurde 1878 von Raphael Caledon in Paris herausgegeben; ſie enthält aber in Folge der Abweſenheit des Verfaſſers vom Druckorte viele Druckfehler.

Kürzere Mittheilungen.

J. Audebert's Reisen in Madagascar.

Entgegnung[1]).

Wenn ich so spät auf eine Beschuldigung der Missionare Sibree und Dahle im „Antananarivo Annual and Madagascar Magazine" Nr. 8 antworte, so geschieht es, weil ich selbst es nicht für der Mühe werth gehalten hatte, überhaupt zu antworten; ich folge daher lediglich dem Wunsche des Herausgebers dieses Blattes.

Ich habe im Auftrage des königl. Niederländischen Reichsmuseums vom Mai 1875 bis September 1881 eine Forschungsreise nach dem noch unbekannten Inneren Madagascars unternommen und dabei Manches im Leben und Wirken der Missionare bemerkt, welches ich der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen glaubte. Fern davon, die vielfachen Verdienste derselben verkleinern zu wollen, fand ich doch, daß dieselben vielfach ihren Berufskreis überschreiten und zur Förderung politischer oder gar persönlicher Interessen mißbrauchen.

Daher nun stammt der große Zorn der Missionare gegen mich und sie wollen mich dadurch strafen, daß sie einfach meine Reisen ins Innere der Insel leugnen, daß sie meine Berichte für unwahr, für erfunden erklären und das Alles seltsamer Weise damit begründen, daß ich ihnen ganz unbekannt sei.

Sollte letzteres zufällig der Fall sein, so würde es nur um so klarer beweisen, wie eifersüchtig und ängstlich diese Herren darüber wachen, daß dort nichts geschieht, was sich ihrem Einflusse entzieht.

Ich werde es kaum nöthig haben, den Gegenbeweis für meine Anwesenheit im Inneren der Insel zu erbringen. Alle dort herum lebenden Händler wissen davon genug zu erzählen. Beredter dafür sprechen meine großen glänzenden Sammlungen im Leydener Museum, sowie mein Briefwechsel mit dem Direktor desselben. Jedes Stück der Sammlung trägt genau Datum und Fundort und an der Hand dieser sicheren Führer läßt sich leicht mein ganzer Weg verfolgen.

Im Uebrigen sind die Behauptungen der Missionare viel weniger geeignet, mich zu verdächtigen, als vielmehr dazu angethan, diese selbst lächerlich zu machen.

Wie können die Herren behaupten, Madagascar so genau zu kennen, daß sie jeden Flecken, jeden Fluß, jedes Thier und jede Pflanze mit Namen nennen wollen, wo doch noch die größere Hälfte desselben ganz unbekannt ist und ich allein an siebzehn neue Thierarten entdeckte! Wie können sie, die sich allein auf das Hovagebiet beschränken und höchst selten sich der Beschwerde einer Reise aussetzen, wie können sie meine Ausführungen begeifern, wenn ihnen jede Kenntniß, jedes Urtheil in dem betreffenden Fache fehlt!? Ueberzeugen wir uns selbst.

So führt Sibree in seinem viel gepriesenen Buche „Madagascar", deutsche Uebersetzung (Leipzig 1881), S. 57 unter den Vögeln Madagascars unter anderen folgende an: Pirole (?), Kuckucke und andere (!) Würger, Mandelkrähen (?), Birkhühner (?), Pfauen (?), Flamingo und Störche (?).

Mir ist es unbegreiflich, wo Herr Sibree seine zoologischen Entdeckungen gemacht hat, wenn nicht in seiner eigenen Einbildung, denn von den genannten Vögeln finden wir zwar einige Flamingo als Strichvögel aus Afrika zuweilen an der Westküste Madagascars, wo Herr Sibree wahrscheinlich nie gewesen ist; auch leben daselbst Kuckucke, die aber nicht zu den Würgern gehören, welche daselbst heimisch sind, von allen übrigen ist daselbst aber nie und nirgends eine Spur beobachtet worden. Sollte etwa Herr Sibree seine Studien in einem alten englischen Bilderbuche oder gar am Inhalt der von ihm mitgeführten Konservenbüchsen gemacht haben? Eben dahin gehören auch die Märchen von den „unzweifelhaft giftigen Schlangen" u. s. w. Aehnliche gröbliche Irrthümer und Entstellungen, ob aus Unwissenheit, ob aus leichtfertiger Oberflächlichkeit entstanden, ist gleich, schmücken das ganze Buch und machen es für den Kenner ganz werthlos; außerdem aber geben sie einen sprechenden Beweis für die Genauigkeit der wissenschaftlichen Schilderungen jener ehrenwerthen Männer.

In welchem Sinne diese Ehrenhaftigkeit aufzufassen ist, darin sind, glaube ich, fast alle Schriftsteller über Madagascar einig. Lassen wir, um eine kurze Probe zu geben, die bekannte Ida Pfeifer (Reise nach Madagascar, S. 71) sprechen:

„Daß auch englische Missionare, wenn es sich darum handelt, irgend etwas durchzusetzen, verstehen, Wahrheit und Aufrichtigkeit bei Seite zu setzen" — — —. Ferner:

„Die ganze Reise des Missionars Ellis bestand, wie meine Leser sehen werden, aus einem Gewebe von Unwahrheiten, um nicht Lügen zu sagen, und Erfindungen u. s. w."

Nach diesen kurzen Ausführungen über Charakter und wissenschaftliche Genauigkeit der englischen Missionare bemerke ich nur noch, daß ich fernere Angriffe derselben vollständig übersehen werde, weil ich dieselben einfach keiner Antwort für werth halte.

Mich führten keine andere Ziele nach Madagascar als die Liebe zur Wissenschaft. Ich diente nicht als bezahlter Söldner selbstsüchtigen und politischen Zwecken, war nicht genöthigt, Gott und Religion zu mißbrauchen zur Erlangung einer gemächlichen Existenz. Daß aber dies Handwerk ein Monopol gewähren sollte zur Erforschung fremder Länder und zur Entdeckung neuer Völkerstämme, dagegen verwahre ich mich mit aller Kraft. Ich habe für meine Forschungen mein Leben, meine Gesundheit und meine höchsten Güter eingesetzt; wie schwer ich gelitten habe in langen sieben Jahren, weiß nur ich allein. Welche Gründe sollten mich bewegen, die Wahrheit zu verletzen? Märchen zu dichten überlasse ich denen, welche Grund haben, die Wahrheit zu fürchten.

Schloß la haute Bévoye bei Metz im Januar 1886.

J. Audebert.

[1]) In Nr. VIII der von Rev. James Sibree und Rev. R. Baron herausgegebenen Zeitschrift „The Antananarivo Annual and Madagascar Magazine" (Christmas 1884) hat der Rev. L. Dahle einen Artikel „Geographical Fictions with regard to Madagascar" veröffentlicht, in welchem er den Aufsatz J. Audebert's „Im Lande der Boilakeitra auf Madagascar" („Globus", Bd. 42, S. 295, 312, 328 und 343) als eine Fälschung, die Reisen Audebert's für erlogen erklärt. Keiner der dortigen Missionare hätte je von Audebert oder von einem Volksstamme der Boilakeitra gehört, und die Angaben Audebert's wären theilweise erfunden. Auf unsere Aufforderung hat Herr J. Audebert, leider etwas spät, obige Entgegnung uns zugehen lassen.

Die Buren von Humpata.

Ueber die Buren in den portugiesischen Besitzungen und den Ort ihrer Niederlassung, Humpata, macht der Begleiter des verstorbenen D. D. Veth, Herr P. J. van der Kellen, in „Het Nieuws van den Dag" interessante Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen.

Humpata liegt in einer weiten, anscheinend fruchtbaren Ebene, die von Nordosten bis Nordwesten durch hohes Gebirge begrenzt wird, sich aber nach Süden soweit erstreckt, wie das Auge nur reicht. Dicht am Fuße der Berge liegen die Wohnungen der Buren; letztere tragen in ihrem Aeußeren den wohlbekannten Typus des Transvaal-Buren. Ein breiter Hut beschattet die kräftigen, von vollem Barte umrahmten Gesichter der Männer; man sieht ihnen an, daß sie voller Muth und Kraft sind. Ihr Anzug besteht aus schwerem Sammet. Die Kleidung der Frauen ist derjenigen der holländischen Bäuerinnen ziemlich gleich. Die Röcke sind gewöhnlich von violettem Kattun, der Kopf ist mit einer weißen Mütze bedeckt, die am Sonntage mit Blumen geschmückt wird. Die Schuhe, sogenannte Feldschuhe, oft von recht hübscher Form, werden aus selbstgegerbtem Leder verfertigt, dessen Qualität Manches zu wünschen übrig läßt; sie halten gewöhnlich nicht länger als etwa drei Monate.

Die Häuser sind aus rothem Lehm erbaut, und mit Gras oder Rohr gedeckt, sie enthalten selten mehr als zwei Zimmer. Hier herrscht die ganze holländische Reinlichkeit (Herr van der Kellen weist die Klage des Herrn von Dankelmann über Unreinlichkeit der Häuser zurück); allerdings wird, um den Staub zu vermeiden, der Flur mit Kuhmist überstrichen, wodurch er eine gleichmäßige Farbe bekommt, ohne daß in Folge dessen ein unangenehmer Geruch zu bemerken wäre. Die Möbel sind gewöhnlich einfach, doch geschmackvoll, Tische und Stühle aus dunkelbraunem, manchmal mit Elfenbein oder Knochen eingelegtem Holze verfertigt.

Diese Buren leben sehr freundschaftlich unter einander, sie schließen sich enge an einander, wie es bei Menschen, die so viel Freude und so viel Leid mit einander getheilt haben, nicht anders sein kann, während sie mit den Portugiesen nicht auf dem besten Fuße stehen, da letztere, welche das Monopol des Handels besitzen, ihnen für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse die übertriebensten Preise abfordern. Auch sind beide Stämme, was Charakter und Denkungsart betrifft, zu sehr von einander verschieden, und die Kluft wird wohl durch die Gewohnheit der Portugiesen, mit eingeborenen Frauen Verbindungen einzugehen, noch sehr erweitert. Ebenso trägt der strenge Calvinismus der Buren, den sie allerdings nicht äußerlich zur Schau tragen, dazu bei, eine Annäherung zu erschweren.

In Humpata hat die portugiesische Regierung einen Kommandanten angestellt, dem jedoch die Buren in ihren eigenen Angelegenheiten nicht unterstellt sind. Sie selbst haben auch einen sogenannten Kommandanten, etwa dem Bürgermeister zu vergleichen, der mit dem Landdrost (gleichzeitig Sekretär, Notar und Beamter des Standesamtes) und dem „Veldkornett" (Befehlshaber der zu Felde ziehenden Macht) ihre Gemeindesachen leitet.

Die Feier einer Hochzeit wird folgendermaßen beschrieben:

Alle Theilnehmer erwarten im Hause des Landdrosten die Ankunft des Bräutigams und der Braut; mit zwei Buren, die als Zeugen auftreten sollten, saß der Beamte in schwarzem Anzuge hinter einem Tische, auf welchem Bibel, Formularbuch und einige Papiere lagen. Vor dem Tische standen zwei Schemel zum Niederknien; der Boden war mit Antilopenfellen bedeckt. Die Ankunft des Brautzuges wurde durch einen Gewehrschuß angekündigt; der Bräutigam erschien in schwarzem Anzuge, die Braut in weißem, mit rothen Bändern verziertem Kleide, begleitet von den Eltern, Brautführern und Brautführerinnen. Hierauf wurden die Verlobten um Namen, Geburtsort, Alter ꝛc. befragt und ihnen dann das Trauungsformular vorgelesen; danach wurde ein langes Gebet gesprochen, welches das Brautpaar knieend anhörte, worauf der Landdrost sprach: „Ich nehme die Anwesenden als Zeugen, daß diese Heirath gesetzlich und heilig geschlossen ist." Er drückte dann allen Anwesenden die Hand; zum Schluß der Feierlichkeit wurde ein Psalm gesungen. Das Fest wurde bis zum Morgen mit Branntweintrinken und Tanzen gefeiert.

Ihren Unterhalt gewinnen die Buren durch Ackerbau, Jagd und Transportdienste. Jedermann pflanzt Korn zu eigenem Bedarf. Die Jagd liefert den Bedarf an Fleisch, das Wild wird jedoch in dieser Gegend schon selten, so daß sie weite Züge machen müssen, um es zu finden. In der Gegend des Cunene bringt die Elephantenjagd häufig großen Verdienst. Auch die Jagd auf das merkwürdiger Weise hier „Seekuh" genannte Nilpferd wird eifrig betrieben; der Speck desselben wird als ein Leckerbissen betrachtet, welcher sowohl seiner Dicke als seines angenehmen Geschmackes wegen dem Schweinespeck bei Weitem vorgezogen wird. Die Haut dieser Thiere wird zu Peitschen verarbeitet, deren sich die Buren bei dem Treiben ihrer Ochsenwagen bedienen.

Das Besorgen von Transporten für portugiesische Kaufleute könnte für die Buren sehr großen Vortheil abwerfen, wenn die Gegend nur für das Vieh mehr geeignet wäre. In Folge der großen Sterblichkeit unter demselben geht beinahe der ganze Ertrag der Transporte verloren. Allerdings wird ein Transport von Mossamedes nach Humpata mit 20 bis 30 Pfd. St. bezahlt, meist jedoch hat man das mit dem Verluste von vier bis fünf Ochsen im Werthe von 3 bis 4 Pfd. St. per Stück zu erkaufen. In Humpata selbst ist es unmöglich, Ochsen zu halten, man muß sie drei bis vier Tagereisen weit nach der Ebene schicken; in Humpata herrschen Lungenkrankheiten, Milzbrand und Gallenkrankheiten, so daß das Leben der Ochsen stets bedroht wird. Die Schafe und Böcke der Buren sind hier ganz ausgestorben, ebenso die Pferde. Es scheint beinahe unmöglich, hier Vieh zu ziehen. 70 Proc. der jungen Thiere sterben, ehe sie einen Monat alt sind. Das Futter taugt nichts und das Klima ist rauh. Ein kalter Wind streicht häufig über die Ebenen und in der Nacht hat man Frost.

In Folge der an ihrem Viehstande erlittenen Verluste sind die Buren sehr verarmt; nur fünf oder sechs derselben erfreuen sich noch eines ziemlichen Wohlstandes, aber die anderen leben in schlechten Verhältnissen, einzelne haben noch fünf oder sechs Ochsen, aber keine Kühe oder anderes Vieh, so daß sie jetzt erst in Verbindung mit anderen denselben Lohn verdienen können, den sie früher allein verdient haben.

Darum wurde schon im Juli 1884 eine von der portugiesischen Regierung unterstützte Kommission in nordöstlicher Richtung ausgeschickt, welche den Auftrag hatte, für die übrig gebliebenen Buren — ein Theil war nach Transvaal zurückgekehrt — eine besser zur Niederlassung geeignete Gegend aufzusuchen. Man fand einen solchen Landstrich am anderen Ufer des Cunene, wo die Neger viel Vieh besaßen. Die Regierung hat nun im vergangenen Jahre Maßregeln getroffen, ihre Ansprüche auf jene Gegend durch Erbauung eines Forts zu begründen. Ueber den weiteren Fortgang des Unternehmens fehlten bei Abgang des Briefes (Juli 1885) nähere Nachrichten. Wird ein besseres Land gefunden, so werden die Buren ohne Zweifel dorthin ziehen und dann würden sie aller Wahrscheinlichkeit nach großen Zuzug aus Transvaal haben, da sich dort schon eine Kommission zur Leitung eines derartigen Unternehmens gebildet hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die berühmte Kabeljau-Fischerei bei den Lofoten entnimmt „The Chambre of Commerce Journal“ (V, Nr. 47) einem Berichte des norwegischen Regierungsaufsehers der Fischereien Folgendes. Die Hauptsaison für die Fischerei dauert etwa drei Monate, nämlich von Mitte Januar bis Mitte April. Die Anzahl der dabei beschäftigten Boote betrug:

	1882	1883	1884	1885
Mitte Januar	300	900	200	500
Anfang Februar	1669	3800	1900	2200
Mitte Februar	2850	6200	4100	4500
Anfang März	5933	7100	6100	5800
Mitte März	6542	7800	6000	6000
Ende März	6139	6600	6000	5500
Ende der ersten Aprilwoche . .	4278	4200	3000	3000
Mitte April	2300	2500	450	1200

In Folge dieser Fischereien strömen bei den Lofoten vielerlei Händler, Handwerker u. s. w. zusammen. So zählte man am 16. März 1885 daselbst 274 verschiedene Kaufleute, 27 Uhrmacher, 3 Gold- und Silberschmiede, 65 andere Handwerker, 12 Photographen, 131 Arbeiter, 41 Fischspalter, 186 Hauptkäufer, 35 Speisewirthe, 31 Musikanten, 12 Künstler und 29 Männer ohne bestimmte Beschäftigung. In der letzten Saison wurden bis zum 14. April 26¼ Millionen Stück Kabeljau gefangen, wovon 21⁹⁄₁₀ Millionen eingesalzen und 5⁹⁄₁₀ Millionen zum Trocknen aufgehängt wurden. Das Gesammtgewicht der gefangenen Fische belief sich auf circa 12 Millionen Kilogramm. Die Preise waren beträchtlich niedriger als im vorhergehenden Jahre (15,20 Kronen gegen 24,40 Kr. — für welches Quantum, wird nicht gesagt), eine Folge der starken Konkurrenz französischer Fischer, welche ihr Gewerbe bei Island und auf den Bänken von Neufundland ausüben. Darum hält es der Fischerei-Inspektor für unbedingt nothwendig, für die Erträge der Lofotenfischerei neue Absatzmärkte zu suchen und schlägt vor, die Fische in gefrorenem Zustande nach England zu senden, wo sie zu der betreffenden Zeit kaum auf störende Konkurrenz stoßen würden.

— Die russische Regierung thut alles, was in ihren Kräften steht, um die Häfen am Schwarzen und Asowschen Meere zu verbessern und sie für die Ausfuhr des Getreides und der Kohlen aus den Gebieten am Kuban und Don geeignet zu machen. Für einen neuen Hafen in Mariupol sind 3590000 Rubel angewiesen und der Bau soll 1888 vollendet werden; in Nowo Rossisk sind für denselben Zweck 4½ Millionen Rubel und sieben Jahre Bauzeit in Aussicht genommen. Ebenso soll die russische Kauffahrteiflotte auf dem Schwarzen Meere rasch vermehrt werden; gegenwärtig sind in England fünf große Dampfschiffe für die freiwillige Flotte im Bau und es soll damit noch 1885 eine regelmäßige Linie nach Central- und Südamerika, sowie nach China eröffnet werden.

— Charles Rabot, bekannt durch seine Arbeiten am Gletscher Svartisen, hat im vergangenen Jahre die Halbinsel Kola bereist und daselbst überraschende Entdeckungen gemacht. Das Reisen ist daselbst sehr schwierig wegen der Sümpfe, der wenigen Einwohner und der Länge des Winters, welcher fast neun Monate dauert. Da obendrein ein Theil der besseren Jahreszeit wegen der Mückenplage zum Reisen nicht zu verwenden ist, so bleiben kaum zwei Monate übrig, wo man verkehren kann. Zweimal hat Rabot die Halbinsel in nordsüdlicher Richtung gekreuzt, theils zu Fuß, theils im Boote. Das Land ist sehr einförmig, mit Wäldern und großen Seen und Sümpfen bedeckt; großartig ist dagegen die Landschaft am flachen, inselreichen Imandra-See, an dessen östlichem Ufer das Gebirge Umbdek zu nicht weniger als 1000 m Höhe (auf General von Tillo's Karte der Höhen des europäischen Rußland ist westlich vom Imandra-See eine Höhe von 431 Saschen oder 920 m eingetragen) ansteigt. Dasselbe, in der Höhe von über 900 m mit Flecken ewigen Schnees bedeckt, ist nächst dem Kaukasus das höchste Gebirge des europäischen Rußland, dabei äußerst wild und öde. Von seinem Gipfel entdeckte Rabot zahlreiche, tief einschneidende und bisher unbekannte Buchten, welche dem Imandra-See ein ganz anderes Aussehen verleihen, als er jetzt auf den Karten besitzt. Vom Imandra ging Rabot zum Weißen Meere und dann durch die Gegenden westlich des Imandra zurück zum Nördlichen Eismeere, wobei er dort, wo die russischen Karten Ebenen angeben, auf drei Gebirgsketten stieß, welche von einander durch weite, mit Wäldern, Sümpfen und Seen bedeckte Senkungen getrennt sind. Nach seiner Ansicht ist der Osten des russischen Lappland keineswegs ein ebenes Land, sondern mit Bergen bedeckt, deren Höhe 1000 m übersteigt.

— Im Jahre 1884 belief sich der „Kammer“ (vom 14. November 1885) zufolge die Gesammtausfuhr Salonikis auf 42 Millionen, die Gesammteinfuhr auf 33½ Millionen Franken. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel waren Korn (circa 900000 Quintals), Tabak (4250000 Quintals), Schafwolle, Baumwolle, Häute und Holz. An der Einfuhr waren betheiligt England mit 10053000 Frcs., Oesterreich-Ungarn mit 9309000 Frcs., Schweiz mit 4350000 Frcs., Frankreich mit 2474000 Frcs., Deutschland mit 1625000 Frcs. und Italien mit 1073000 Frcs.

Asien.

— Unseren Lesern hat H. Vambéry im Bande 46 des „Globus“ (S. 331 ff. und 345 ff.) unter dem Titel „Der neueste centralasiatische Reisende“ Herrn Heinrich Moser's Ritt und Fahrt durch Russisch-Turkestan, Buchara, Chiwa, das Turkmenenland und Nordpersien geschildert und am Schlusse auf den in Aussicht stehenden ausführlicheren Bericht des erfahrenen Reisenden erwartungsvoll hingewiesen. Dieser ist jetzt unter dem Titel „A travers l'Asie Centrale. La Steppe Kirghize — Le Turkestan Russe — Boukhara — Khiva — Le Pays des Turcomans et la Perse. Impressions de Voyage par Henri Moser“ (Paris, Librairie Plon, 1886) in einem wahren Prachtbande erschienen. Moser reiste als Tourist und Jäger; streng wissenschaftliche, namentlich geographische Forschungen hat er nicht angestellt. Aber was er bietet, sind Schilderungen der Zustände in den durchreisten Ländern von großer Lebenswahrheit und packender Gewalt, der Bewohner und ihres Treibens, von Jagderlebnissen und Empfängen bei Hofe u. s. w., alles aufs Prächtigste durch über 170 vorzügliche Abbildungen illustrirt, die zumeist auf seinen eigenen photographischen Aufnahmen (vergl. S. 189 f.)

beruhen. Uns sind aus jenen Ländern keine besseren Bilder bekannt, als die des Moser'schen Buches; wir halten sie für naturgetreuer und charakteristischer als die Wereschtschagin'schen und freuen uns immer von Neuem an ihrer Fülle, Vielseitigkeit und Vollendung. Man vergleiche nur S. 289 die Falkenjagd in der Wüste, S. 297 Karawane in der Wüste, S. 301 Lager in der Wüste, S. 333 Türkmenische Festung, S. 361 Eberjagd, S. 373 Argalijagd, S. 385 Kurdische Festung, wie vorzüglich darin der Charakter der türkmenischen Steppe und des persischen Grenzgebirges zum Ausdruck kommt. Wie stimmungsvoll sind andererseits die Bilder vom Amu Darja S. 213, 217, 220, 225. Aus dem vielseitigen Inhalte, der in seinen Hauptumrissen unseren Lesern ja bereits bekannt ist, werden wir in nächster Zeit einige interessante Daten mittheilen.

— Das Pane- und Bisa-Stromgebiet. Unter diesem Titel veröffentlicht die Niederl. Geogr. Gesellschaft in der zweiten Abtheilung ihrer Werke (Meer uitgebreide Artikeln) den ersten Theil einer sehr wichtigen Arbeit des Herrn J. B. Neumann, eines Regierungsbeamten auf Sumatra, welche von einer Karte im Maßstabe von 1 : 200 000 begleitet wird. Dieselbe ist in den Jahren 1878 bis 1884 durch den Autor neben seinen Amtsgeschäften verfertigt worden und beruht ganz auf eigenen Aufnahmen. Wenn der Natur der Sache nach die Karte auch nicht als vollkommen genau bezeichnet werden kann, so erweitert sie doch unsere Bekanntschaft mit demjenigen Theile von Sumatra, den sie umfaßt, um ein bedeutendes, wie eine Vergleichung mit anderen Karten zeigt, und es wäre zu wünschen, daß das von Herrn J. B. Neumann gegebene Beispiel häufige Nachahmung fände. Der dazu gehörige Text ist breit angelegt; in dem vorliegenden ersten Theile wird auf 133 Seiten die geographische Beschreibung incl. Klima und Erzeugnisse aus dem Thier- und Pflanzenreiche zu Ende gebracht. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist jedoch viel ausgedehnter: er will eine Studie über die Battaländer und ihre Bewohner im Allgemeinen liefern, und beabsichtigt, dem ersten Theile noch weitere Abschnitte über die Geschichte, die Ethnographie und die Gebräuche (Adats) der Battas folgen zu lassen. Er glaubt dadurch sehr viel zur Erweiterung unserer Kenntniß dieses merkwürdigen Volksstammes beitragen zu können, wiewohl der Natur der Sache nach Manches in seinen Mittheilungen ungenau und unvollständig sein muß. „Um dies zu vermeiden", sagt er, „hätte ich immer unter der Bevölkerung leben und mich ihren Gesetzen unterwerfen müssen; ich wäre gezwungen gewesen, jeden Rassenunterschied aufzugeben. Ohne meine Stellung aufzuopfern, konnte ich das nicht thun." Diese Worte scheinen bezeichnend für den Inhalt des Ganzen; wer solche Ansichten hat, wird in dem, was er geliefert hat, nach dem Richtigen streben, wenn er es auch nicht erreichen kann; und das ist viel werth.

Wir hoffen nach vollständigem Erscheinen weitere Mittheilungen aus dieser interessanten Arbeit machen zu können.

Afrika.

— E. Pechuël-Lösche, Die Bewirthschaftung tropischer Gebiete. (Vortrag in der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Straßburg. — Straßburg, Trübner 1885. 8°. 31 S.) Pechuël-Lösche's Vortrag hat überall solches Aufsehen erregt und ist in der Tagespresse so vielfach behandelt worden, daß wir uns ein genaueres Eingehen auf die von ihm aufgestellten Grundsätze füglich ersparen können. Der Verfasser steht der Kolonialpolitik bekanntlich nichts weniger als feindlich gegenüber; er nimmt an, daß die Zahl der dem Tropenklima erliegenden Deutschen nicht größer werden würde, als jetzt auch, wo sie in fremdem Dienste zu Grunde gehen, aber er zerstört unbarmherzig die Mythe von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit der Tropenländer und speciell Innerafrikas und die Hoffnung, daß der Neger jemals arbeiten werde ohne Zwang. Er will freilich nur „den verständigen Zwang, der die Schulkinder, die zur Verlotterung neigenden Angehörigen eines Kulturstaates an ihre Pflichten bindet"; aber er wird schwerlich dem Vorwurfe entgehen, daß er die Sklaverei predige, wenigstens seitens der empfindsamen gegenwärtigen Leiter der Antisklavereibewegung, welche die armen Negerkinder mit Strümpfen und Taschentüchern versorgen möchten. Soll der Neger in unserem Sinne civilisirt werden, so geht das nicht ohne Zwang, und zwar nicht ohne ernstlichen Zwang; die Sklaverei wird er sich nur sehr schwer, die Vielweiberei nie nehmen lassen. Aber sind wir denn überhaupt berechtigt, dem „schwarzen Bruder", der sich in seiner gegenwärtigen Finsterniß ganz wohl fühlt, so ohne Weiteres die zweifelhaften Segnungen unserer Civilisation aufzudrängen? Kn.

— Ein Brief von Robert Flegel, datirt 24. Oktober 1885, meldet, daß derselbe damals mit der Errichtung des ersten deutschen Stationsgebäudes in Bakundi beschäftigt war. Der Ort liegt 190 m hoch am Tarabba, einem südlichen Zuflusse des Benuë, und etwa 75 km von der Mündung des Tarabba, welcher noch etwa 50 km weiter hinauf schiffbar ist, entfernt. Ringsum erheben sich Berge von 300 bis 450 m relativer Höhe und etwa 30 bis 40 km südlich von Bakundi beginnt das im Gendero und Hossere Tadim gipfelnde Bergland, welches Flegel vornehmlich zu seinem Arbeitsfelde erlesen hat.

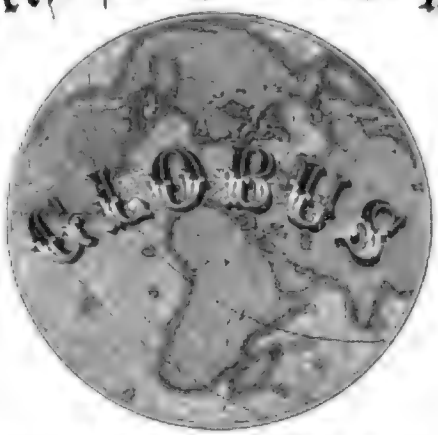
— Der Kommandant Combes ist vom Niger zurückgekehrt mit einem Vertrage, welcher die Landschaft Bure unter französischen Schutz stellt. Dieselbe soll reich an Gold sein, liegt am Niger, wo der Tomkisso in denselben einmündet (circa 11½° nördl. Br.), und enthält die Quellen des Bachoy, des einen der beiden großen Quellströme des Senegal. So hat Frankreich bereits an drei Punkten des Niger festen Fuß gefaßt: in Bure, in Bamaku und in dem kleinen Fort Kulikoro, 70 km unterhalb Bamakus. — Auffallend ist, daß das kleine Kanonenboat, welches auf dem Niger schwimmt und denselben theilweise untersucht hat, auseinandergenommen und nach dem Senegal transportirt werden soll. Als Grund dafür werden angegeben die Gefahren, welche einerseits durch Stromschnellen zwischen Bamaku und Kulikoro, andererseits von den Banden Samory's, des eifrigen Gegners des französischen Vordringens im westlichen Sudan, drohen.

— Die Eisenbahn am oberen Senegal ist auf der 54 km langen Strecke von Les Kayes (900 km von St. Louis entfernt) bis Diamu vollendet und wird seit Anfang December 1885 zum großen Erstaunen der Eingeborenen täglich von zwei Zügen befahren, die freilich zu den 54 km fünf Stunden Zeit gebrauchen. Die Bureaus und Magazine sollen von dem heißen und ungesunden Les Kayes nach Diamu verlegt werden. Von dort ist die Bahn bis Basulabe, 90 km weit, im Bau begriffen. — An der vollständigen telegraphischen Verbindung von St. Louis mit Bamaku am Niger fehlt jetzt nur noch die 97 km lange Strecke Matam-Bakel.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. VII. (Mit sechs Abbildungen.) — E. Jung: Die gegenwärtigen Zustände von Korea. II. (Schluß.) — Die Goajira-Halbinsel. — Kürzere Mittheilungen: J. Audebert's Reisen in Madagascar. Entgegnung. — Die Buren von Humpata. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 31. Januar 1886.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIX. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

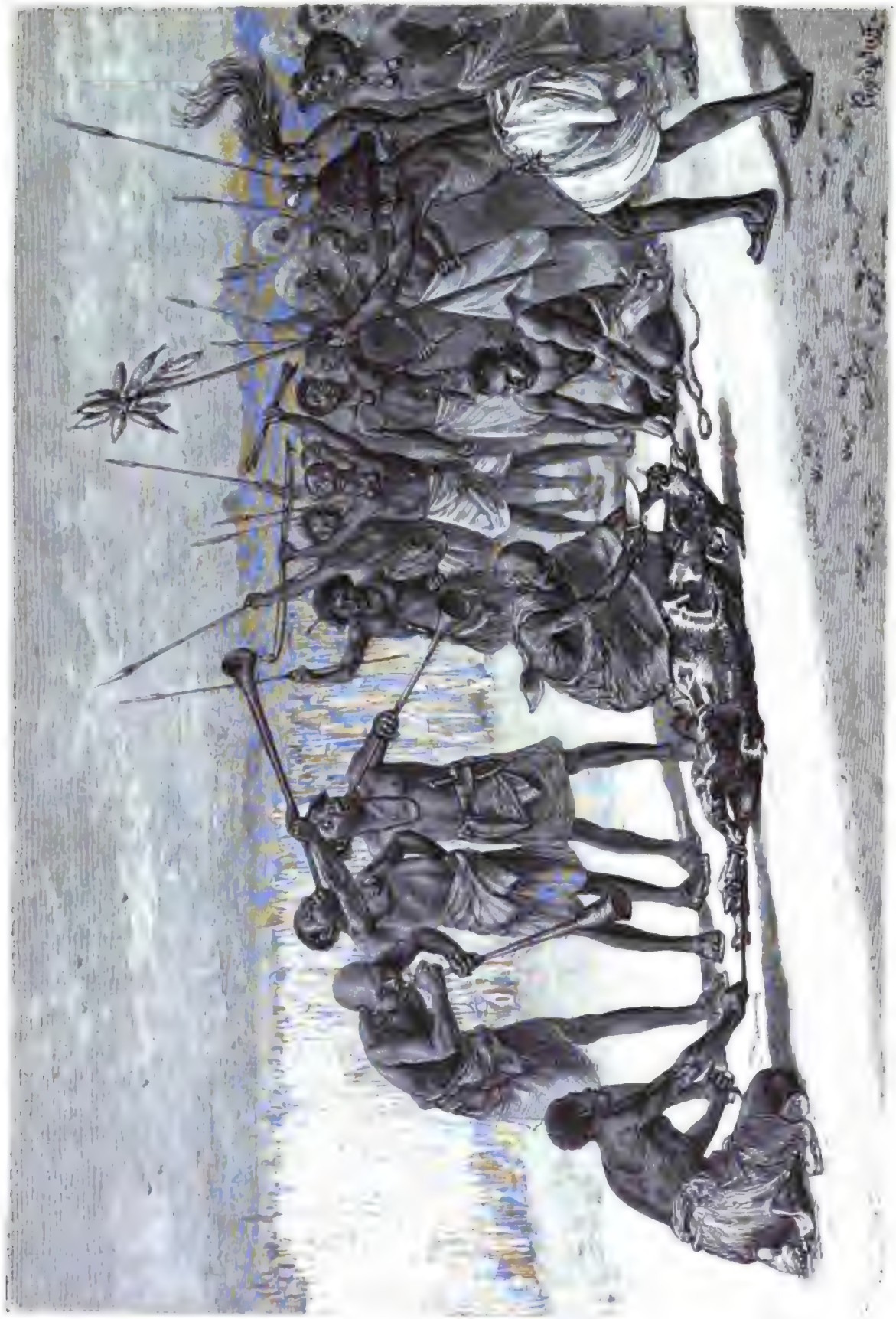
G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

VIII.

Ko. Am 19. August wurde mit großem Gepränge das Fest des Neyrus begangen. Gegen 4 Uhr Nachmittags ergriffen die Männer ihre Waffen, ordneten sich in ihre verschiedenen Abtheilungen und zogen aus zur Fantasia. Zunächst durchzog jede Abtheilung ihr Quartier und führte einen Lab auf, wie Révoil ihn gelegentlich seines Aufenthaltes in Mogduschu beschrieben hat; dann zogen sie hinaus in die Ebene hinter der Wohnung des Sultans, ganz nahe seiner Hütte, stellten sich in Schlachtlinie auf und führten Scheingefechte aus bis gegen Sonnenuntergang; ihre langen Holztrompeten gaben dazu die Signale. Im Augenblicke aber, wo die sinkende Sonne den Horizont berührte und die Ebene mit ihren letzten Strahlen vergoldete, sammelte sich die ganze Menge um einen Greis, welcher langsam auf einen auf der Erde liegenden Bock zuschritt und diesen abschlachtete.

Das war die eigentliche Eröffnung des Festes; wildes Jubelgeschrei erschallte und ringsum bildeten sich Gruppen von Tänzern; Sängerbanden, aus Männern und jungen Mädchen bestehend, zogen von Haus zu Haus und suchten durch Lobgesänge auf die Einwohner ein möglichst großes Geschenk zu entlocken. Auch vor dem Hause der Reisenden hielten sie an; als diese sich aber durch alles Lob nicht rühren ließen, änderten sie die Weise und stellten ihnen die tröstliche Perspektive, daß man ihnen auf dem Wege nach Ganane den Hals abschneiden werde.

Während der Festlichkeiten kam Hadsch Ali, der in Zanzibar engagirte Karawanenführer, von Mörka zurück. Sein Benehmen war schon von Mogduschu an im höchsten Grade verdächtig gewesen und der Reisende zog vor, ihn ohne lange Verhandlungen zu verabschieden. Als Bitten nichts halfen, entfernte er sich unter Drohungen. Gleichzeitig kam aber eine Botschaft von den Dafit, sie würden der Karawane den Durchzug nur dann gestatten, wenn Hadsch Ali, der früher auf ihrem Gebiete einen Raubmord begangen und diesen noch nicht gesühnt hatte, nicht dabei wäre. Das war natürlich ein mehr als genügender Grund, ihn nicht wieder zu Gnaden anzunehmen, und Révoil that wohl daran, denn es stellte sich schließlich heraus, daß er völlig vom Scheich Aues, dem Mokaddem der Kadriya und früheren Schiffsgenossen Révoil's, erkauft war. Diese Sekte tritt hier in enger Verbindung mit den Snussi auf und erweist sich ebenso fanatisch gegen die Europäer im Allgemeinen und die Franzosen, die sie auch in Algerien erbittert bekämpft, im Besonderen, aber sie ist nicht, wie Révoil meint, ein Zweig derselben, denn ihre Gründung durch den großen Abd-el-Kadr el Ghilani von Bagdad ist gegen 600 Jahre älter. Allerdings ist es neuerdings dem überlegenen Geiste Sidi Mohammed el Mahdi ben Ali es-Senussi, des Sohnes ihres Stifters, gelungen, einen bestimmenden Einfluß auf fast alle anderen Sekten (oder richtiger Brüderschaften) zu gewinnen und namentlich die Kadriya sich dienstbar zu machen zum gemeinsamen Kampfe gegen die Ungläubigen. Jedenfalls erwies die Feindschaft ihres Mokaddem sich für die französischen Reisenden verhängnißvoll, denn die Kadriya haben



Scene bei dem Feste Id Neyrus in Gelibi. (Theilweise nach Photographien.)

nicht nur überall an der Küſte, ſondern auch weit ins Innere hinein ihre Sanyas und ſind die einzige Macht, welche wirklichen Einfluß auf die Somalis hat.

Omar Juſſuf erſann immer neue Gründe, um Geld von dem Reiſenden zu erpreſſen, und wenn dieſer ſich weigerte, ſchreckte er auch vor Drohungen nicht zurück. Dabei war er nicht einmal im Stande, die geraubten Kameele zurück zu ſchaffen; die auf der anderen Seite des Fluſſes wohnenden Wadan beſonders, welche den Haupttheil davon in Händen hatten, ſpotteten ſeiner Drohungen wie ſeiner guten Worte, und trotz des beſtimmten Verſprechens, daß die Abreiſe zwiſchen dem 25. und 30. September erfolgen ſolle, ſanken die Hoffnungen des Reiſenden immer tiefer.

Einige Unterhaltung boten die Märkte, doch ermüdete das ewige Einerlei, und nur dann und wann brachte die Verſteigerung eines geraubten Sklaven einige Abwechſelung. Zur Zeit, wo die Karawanen von den Ellai und den Armedo ankamen, entſtand ein kleiner Markt für Töpferwaaren und Holzſchnitzereien, auf welchem Beduinen ihre Produkte anfertigten und verkauften. Trotz ihrer primitiven Werkzeuge erzeugten dieſe Leute manche Gegenſtände, denen man Schönheit und eine gewiſſe Eleganz nicht abſprechen konnte; die beiden beigegebenen Abbildungen zeigen ſie bei der Arbeit und eine kleine Auswahl ihrer Erzeugniſſe. Beſonders zeichnete ſich ein Arbeiter aus, dem man auch in Europa das Prädikat eines Künſtlers ſchwerlich verſagt hätte. Nur mit Hilfe eines durchlöcherten Brettes drehte

Beduinen beim Topfmachen und Schüſſelſchnitzen. (Nach Photographien.)

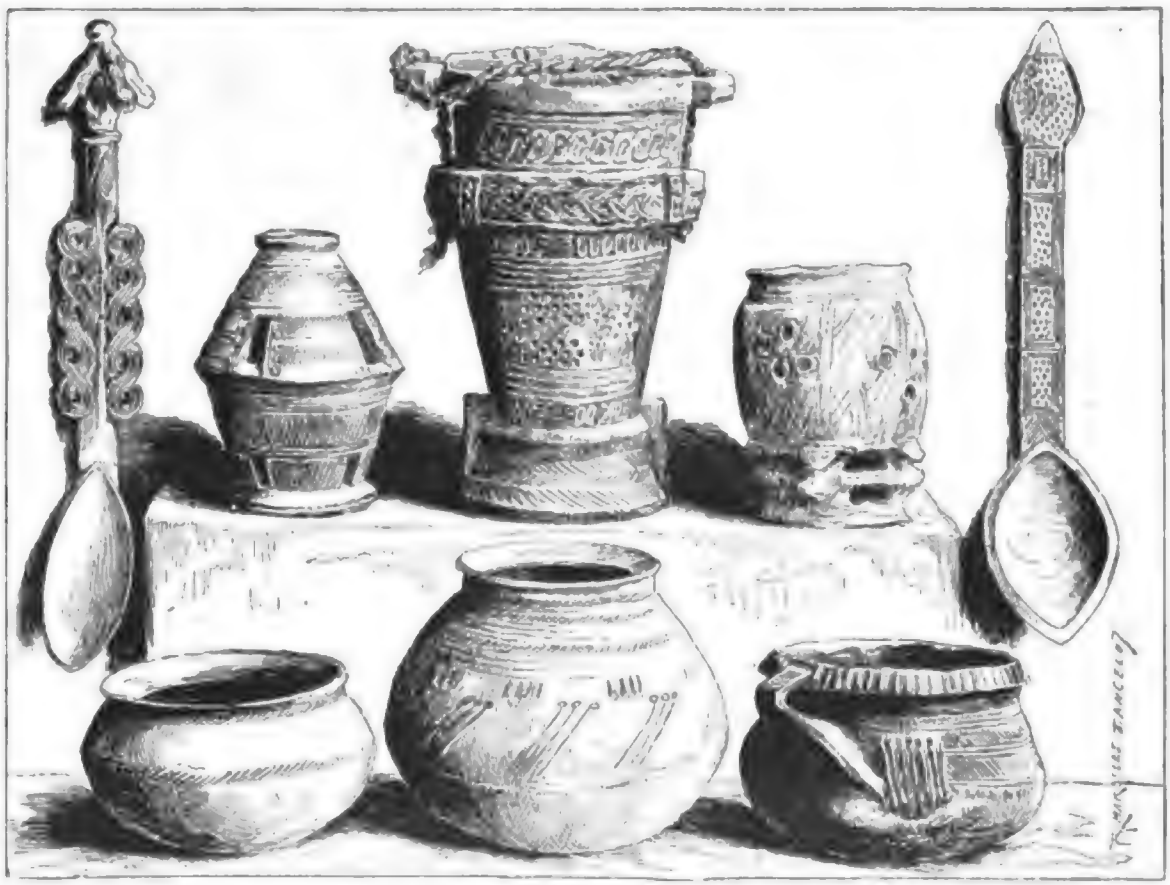
er aus freier Hand die prächtigſten Vaſen und Kochtöpfe, und verzierte ſie mit Hilfe eines Spatels, deſſen plattes Ende zugleich zum Glätten diente. Die fertigen Töpfe wurden an der Sonne getrocknet und dann gebrannt, und zwar in der glühenden Aſche von Maisſtengeln; eine Frau beſorgte das Geſchäft und tauchte die noch heißen Töpfe in die Abkochung einer Baumrinde, wodurch ſie eine angenehme kaſtanienbraune Färbung erhielten. Die Holzſchneider arbeiteten nur mit Axt und Meſſer; ihre Produkte konnten nur in ſeltenen Fällen mit denen der Töpfer wetteifern.

Die Feſtlichkeiten des Id Neyrus, der gleichzeitig als Erntefeſt zu gelten ſcheint, dauerten längere Zeit; ein Dorf nach dem anderen hielt ſeinen feierlichen Lab. Von beſonderem Intereſſe war ein Tanz der Abôſch, der dienenden Klaſſe in Belguri, an welchem Männer und Frauen theilnahmen. Révoil wollte ſich denſelben auch anſehen, aber kaum hatten ihn die Tänzerinnen bemerkt, als ſie ihm ſo ausſchließlich ihre Aufmerkſamkeit widmeten, daß er es vorzog, ſich unter dem Gelächter der Somalis möglichſt raſch wieder zu entfernen.

Omar Juſſuf hatte ſich nach dem Empfange der letzten hundert Piaſter feierlich verpflichtet, kein Geld mehr zu verlangen und hielt dieſes Verſprechen auch volle 14 Tage; dann forderte er aber gleich 1000 Piaſter auf einmal und erklärte rundweg, er kümmere ſich weder um den Sultan von Zanzibar noch um ſeinen Gouverneur, er allein ſei Herr in Gelidi, und wenn Révoil nicht augenblicklich zahle, werde er ihn nicht abreiſen laſſen. Das war zu arg; der Reiſende wandte, ohne ein Wort zu erwidern, dem Sultan den Rücken, entſchloſſen, es auf das Aeußerſte ankommen

zu laſſen. Osman Hadſch Ibrahim und Abdi Abdikero, denen er die unverſchämte Forderung mittheilte, riethen ihm, ſich nicht darum zu kümmern und verſprachen, dem Sultan Vorſtellungen zu machen und nöthigenfalls ſelbſt eine Karawane für Révoil zuſammenzubringen. Ihre Verwendung ſchien einigen Eindruck zu machen. Omar Juſſuf gab wieder gute Worte und machte Verſprechungen, und der Reiſende faßte wieder Hoffnung. Auch ein Brief des Gouverneurs, dem er durch einen zuverläſſigen arabiſchen Händler genaue Nachrichten über ſeine Lage hatte zukommen laſſen, rieth ihm, auszuharren, da die Gobrons ihn ſchon, um das Geſpött der anderen Stämme zu vermeiden, nach Ganane bringen müßten, nachdem ſie es einmal verſprochen. Aber der Brief ſchloß mit der Warnung: „Gieb Acht auf Deine Lebensmittel", verſtändlich genug für Jemand, der Kinzelbach's trauriges Schickſal ſo genau kannte.

Der Kurier von Mogduſchu brachte inzwiſchen die Nachricht, daß ein franzöſiſches Schiff auf der Rhede ankere, und zwar dieſelbe „Emile-Héloïſe", welche unſeren Reiſenden drei Jahre früher zu den Somali Medſchurtin gebracht hatte. Es kam von Zanzibar und brachte einen Brief vom dortigen Sultan Said Bargaſch, welcher den Somali-Sultan in einige Unruhe verſetzte. Révoil benutzte dieſen Umſtand, um wenigſtens die bisher gemachten Sammlungen in Sicherheit zu bringen. Er verſprach dem Sultan, unter der Bedingung, daß er ſich feierlich verpflichte, ſeine Verſprechungen endlich zu erfüllen, einen arabiſchen Brief



Von Beduinen verfertigte Töpfe und hölzerne Geräthe. (Nach den Originalen gezeichnet.)

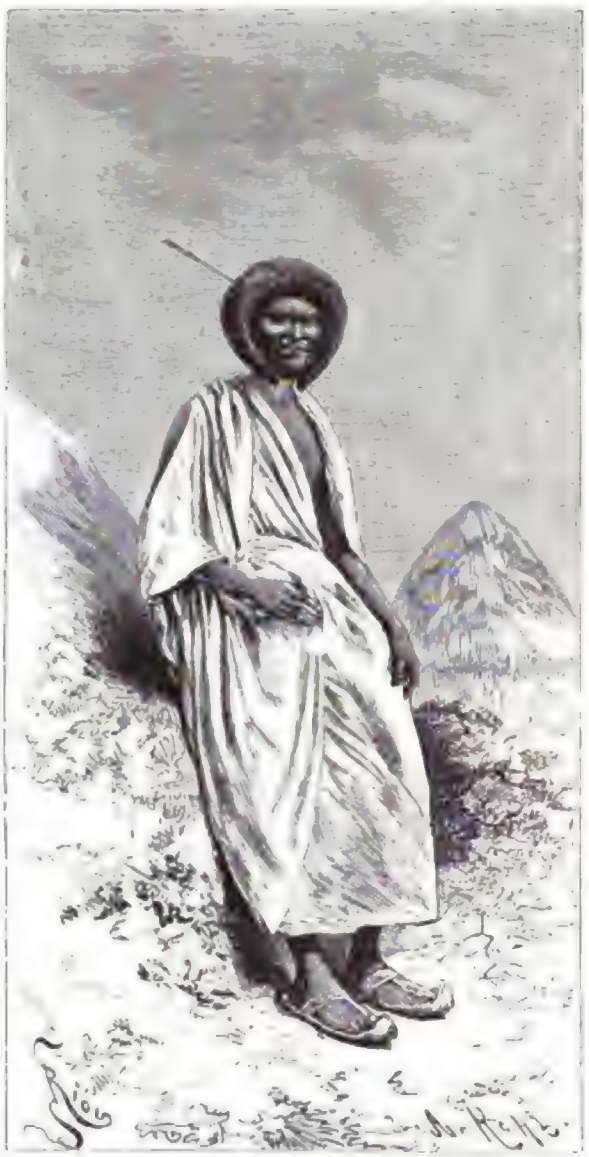
nach Zanzibar zu ſchreiben, der ihn völlig entſchuldige, mit dem Briefe müßten aber ſeine Kiſten mit den Sammlungen nach Mogduſchu gebracht und dem franzöſiſchen Schiffe übergeben werden. Der Sultan griff mit beiden Händen zu, die Sammlungen wurden dem freundlichen Abdi Abdikero anvertraut und dieſer lieferte ſie pünktlich ab und brachte auch die Briefe für den Reiſenden zurück.

Unter dieſen war ein Schreiben von Henri Duveyrier, das den Reiſenden aufs Eindringlichſte vor den Machinationen der Snuſſi warnte und ihm anrieth, ſich, wenn irgend möglich, mit dieſer mächtigen Bruderſchaft auf guten Fuß zu ſtellen. Dazu war es nun freilich zu ſpät, aber Révoil wollte wenigſtens die Gelegenheit benutzen, ſich zu überzeugen, ob Omar Juſſuf in Verbindung mit dieſen Fanatikern ſtände. Dazu prägte er ſich den Koranvers ein, der den Snuſſi als Dhikre, als Lieblingsgebet, dient und benutzte die erſte Gelegenheit, um ihn vor dem Sultan als einen ihm an dieſen aufgetragenen Gruß eines Freundes zu recitiren. Der Sultan fuhr auf und wollte unbedingt den Brief ſehen, mußte ſich aber mit einem franzöſiſchen begnügen; nachher verwahrte er ſich entſchieden dagegen, daß er ein Affiliirter der Snuſſi ſei, er gehöre zu den Anhängern des Scheich Hanſar (ob Hanſal, deſſen Anhänger auch in Algerien ziemlich verbreitet ſind?). Jedenfalls kannte er aber die Snuſſi und ſtand in Beziehungen zu ihnen; eine wirkliche Sauya derſelben ſcheint aber in Gelidi nicht zu exiſtiren und es ſcheint faſt, als überließen ſie die Agitation im Somalilande ganz den Dienern Abd-el-Kader's.

Eine Karawane setzt bei Gelibi über den Webi.

So lange das franzöſiſche Schiff in der Nähe war, erwies ſich Omar Juſſuf ungemein nachgiebig und gefällig und ſtellte auch keinerlei neue Anforderungen. Révoil hatte während der Zeit Gelegenheit, in einer Nacht mit zwei Kugeln ſeines Gras-Gewehres zwei prachtvolle Flußpferde zu erlegen (hier Ghier genannt), die mit einer ganzen Heerde ſich innerhalb des Stadtgebietes herumtrieben; er war über das Reſultat ſeiner beiden Schüſſe kaum weniger verwundert als die Somalis, welche es ſich nicht nehmen ließen, daß das Fett, womit die Patronen eingeſchmiert waren, ein tödtliches Gift enthalte, ein Glaube, bei dem der Reiſende ſie gern beließ. Die Haut des einen Thieres wurde an der Sonne getrocknet und dann auf das franzöſiſche Schiff geſchafft, aber ſie mußte in drei Stücke geſchnitten werden, von denen jedes eine volle Kamelladung abgab.

Der Tag der Abreiſe nahte; da überraſchte der edle Omar ſeinen Gaſt mit dem Geſtändniſſe, daß das ihm übergebene Geld verbraucht ſei und daß er noch weiterer 400 Piaſter bedürfe. Révoil erbot ſich, ihm ſtatt derſelben 1000 auszahlen zu laſſen, ſobald er Ganane erreicht habe, aber der hinterliſtige Somali hütete ſich wohl, darauf einzugehen, und beſtand auf Baarzahlung. Auch Osman Hadſch Ibrahim und ſein Bruder Shibrail traten mit neuen Forderungen hervor und der Reiſende mußte ſich überzeugen, daß es gerade dieſes edle Brüderpaar war, welches den Sultan zu immer neuen Anforderungen aufſtachelte und Alles that, um ſeine Weiterreiſe zu hintertreiben.



Ein Gogowin. (Nach einer Photographie.)

So kam auch der 29. September heran, und von der Abreiſe war keine Rede.

Noch einmal ſchien ihm ein günſtigerer Stern zu lächeln. Eine aus Gefferkudeh und Ellai beſtehende Karawane kam von Ganane durch Gelidi auf dem Marſche nach Mogduſchu, wohin ſie eine für den Scheich Mumen beſtimmte ſchwere Ladung Elfenbein bringen ſollte. Révoil benutzte den Aufenthalt, den ſie machen mußten, um ihre Kameele über den Fluß zu bringen, um ſich mit ihnen in Verbindung zu ſetzen und gab ihnen Empfehlungen an den Gouverneur von Mogduſchu und an ſeinen Freund Salem mit, dieſe zugleich auffordernd, Alles aufzubieten, um ihm den Anſchluß an die zurückkehrende Karawane zu ermöglichen.

Der Uebergang der Karawane über den Web war äußerſt maleriſch. Der Fluß iſt zu tief, um durchwatet zu werden; Waaren und Menſchen werden darum auf viereckige prahmartige Fahrzeuge geladen und mit Hilfe von Stangen und Seilen hinüber befördert, während die Kameele, mit Stricken an das Fahrzeug befeſtigt und von Schwimmern geleitet, hinüberſchwimmen müſſen. Vor den Krokodilen ſcheint man dabei keine ſonderliche Angſt zu haben, ſie ſcheuen den Lärm und das Geräuſch.

Von beſonderem Intereſſe waren dem Reiſenden die Gogowin der Karawane, die in Ganane die Abbſch von Gelidi vertreten, alſo Sklaven und Freigelaſſene der herrſchenden Somali; einen derſelben mit ſeinem ſeltſamen Haarputze ſtellt unſere letzte Abbildung dar. Die Chefs waren viel freundlicher gegen den Franzoſen als die Gobron und verſprachen bei ihrer bald bevorſtehenden Rückkehr weiter mit ihm zu verhandeln.

Die Zwiſchenzeit benutzte Révoil, um noch einmal ernſtlich mit Omar Juſſuf zu verhandeln. Neue Geldforderungen waren ſeine Antwort und er zeigte ſich unerbittlich. Die Verhandlungen zogen ſich in die Länge und ſchließlich gab der Reiſende nach und opferte noch einmal 400 Piaſter, wofür er die Zuſicherung erhielt, daß die Abreiſe nun ganz beſtimmt ſtattfinden werde. „Der Weg nach Ganane iſt mit Dornen beſetzt, die unter grünen Blättern verborgen ſind; mein Bruder hat ſie entfernt, einen nach dem anderen, du wirſt auf Blumen wandeln und nichts empfinden als ihren Duft“, ſo lautete die troſtreiche Verſicherung, mit welcher der Bruder des Sultans ſich verabſchiedete, nachdem er das Geld empfangen.

Digitized by Google

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

I.

Die Samojeden gehören zu einer Unterabtheilung der mongoliſchen Völker, die ſüdlich von dieſem Volke wohnenden zahlreicheren Oſtjaken aber werden den Finnen, einer anderen Unterabtheilung der mongoliſchen Raſſe, zugezählt. Jedenfalls hat die Sprache der Oſtjaken mit der Sprache der Eſthen, des finniſchen Volkes in den Oſtſeeprovinzen, unverkennbare Aehnlichkeit. Einſchalten möchte ich hier, daß die Eſthen zu den Finnen im engeren Sinne, die Oſtjaken zu den ugriſchen Finnen gehören. Wenn man aber von einem mongoliſchen Typus ſprechen will, ſo kann ich verſichern, daß dieſer bei den Oſtjaken ungleich ſtärker ausgebildet iſt als bei den Samojeden. Die Oſtjaken haben eine kleine Statur, die bekannte mongoliſche Geſichtsform und ſind ſich unter einander ſehr ähnlich. Das Gegentheil iſt bei den Samojeden der Fall; zwar hat auch ein großer Theil dieſes Volkes einen ausgeprägt mongoliſchen Typus, welcher ſich allein ſchon daraus erklären läßt, daß die Oſtjaken nicht nur ihre Grenznachbaren ſind, ſondern auch in großer Anzahl unter ihnen wohnen, mit ihnen zuſammen ihren Erwerbszweigen obliegen und aus dieſen Gründen ſehr viele Miſchheirathen ſtattfinden. In früheren Zeiten, noch vor fünfzig Jahren, mögen die damals räuberiſchen Samojeden ſich vielfach der oſtjakiſchen Weiber mit Gewalt bemächtigt haben. Trotzdem iſt, wie erwähnt, ein bedeutender Unterſchied zwiſchen den Samojeden und Oſtjaken bemerkbar und im Allgemeinen iſt der mongoliſche Typus bei den Samojeden entſchieden nicht ſo ausgebildet, wie bei den Oſtjaken; im Gegentheil, wohl über die Hälfte der Samojeden erinnert mehr an die kaukaſiſche als an die mongoliſche Raſſe. Sie ſind vielfach von mehr als mittlerer Größe, kräftig gebaut, haben oft ovale, fein geſchnittene Geſichtsformen und vielfach helle Hautfarbe und helles Haar. Während ſich die Oſtjaken einander ſehr ähnlich ſehen, ſo findet man gerade unter den Samojeden Typen, welche auffallend an die verſchiedenſten Völker erinnern. Ich ſah einen Mann, welcher einem Dänen (Normannen) ſprechend ähnlich ſah, eine Frau, welche vollkommen einer Jüdin glich, einen Mann, welcher mit ſeiner Figur, dem hübſchen, vollkommen ovalen Geſichte und der gebogenen Naſe, dem ſchönſten Polen den Rang ſtreitig machen konnte. Daß nicht wenige Samojeden den Ruſſen ähnlich ſehen, iſt leicht erklärlich. Ich ſah ein Paar Brüder, von denen der eine ein Repräſentant der mongoliſchen, der andere mit demſelben Rechte ein Repräſentant der kaukaſiſchen Raſſe ſein konnte. Die Samojeden ſcheinen nicht, wie die meiſten anderen im hohen Norden wohnenden Völker, aus dem Oſten in ihre gegenwärtigen Wohnſitze gekommen zu ſein, ſondern aus dem Süden fortwährend durch andere Völker nach Norden verdrängt, zuletzt während Jermak's Eroberungen die äußerſte Grenze erreicht zu haben.

Die Sprache der Samojeden iſt, ſoviel ich darüber erfahren konnte, vollkommen verſchieden von denen der umwohnenden Völker und erhält ſich auch, weil faſt kein Samojede ſich die Mühe giebt, eine andere Sprache als die ſeinige zu lernen, während die mit ihnen in Berührung kommenden Oſtjaken, Syranen und Ruſſen aus Handels- und anderen Intereſſen das Samojediſche kennen müſſen. Dagegen ſcheinen die Samojeden viel von den Sitten und von der heidniſchen Religion der Oſtjaken angenommen zu haben.

Die Bekleidung der Samojeden iſt faſt ganz aus Renthierfellen hergeſtellt; andere Felle werden wenig, und, wenn es geſchieht, hauptſächlich zu Verzierungen verwandt. Die Bekleidung der Männer beſteht:

1) Aus dem Malz, welcher den ganzen Körper bis zu den Füßen bedeckt. Es iſt dieſes ein weites Gewand, welches, überall feſt zugenäht, über den Kopf gezogen werden muß. Die Haare der Felle befinden ſich nach innen. Unten an den Füßen iſt ein 35 bis 40 cm breiter Saum von Hundefellen angebracht, mit den Haaren nach außen. Dieſer Saum iſt ſchwer und ſchließt gut an. Mit dem Malz verbunden und feſt an denſelben angenäht iſt: a) die Kapuze, welche den Kopf eng umſchließen und nur einen Theil der Stirn, Augen, Naſe und Mund freilaſſen muß; ſie wird auf oder unter dem Kinne feſtgeſchnürt; b) die Fauſthandſchuhe, welche ebenfalls an den Malz angenäht ſind, doch ſo, daß unter dem Handgelenke ſich noch eine genügend große Oeffnung befindet, um die Hand hinauszubringen. Hat man die Hände in den Handſchuhen und biegt ſie etwas nach innen, ſo iſt dieſe Oeffnung geſchloſſen.

2) Um den Malz wird der 7 cm breite, mit blanken Knöpfen beſetzte Ledergürtel geſchnallt. An dieſem iſt vermittels meſſingener Kettchen die hölzerne oder meſſingene Meſſerſcheide mit dem nie fehlenden ſtarken, geraden Meſſer und eine kleine Taſche befeſtigt.

3) Iſt es nicht ſehr kalt, ſo wird über den Malz die Parka gezogen, ein Gewand, welches ebenſo geformt, aber nicht ſo lang wie der Malz iſt, eine Kapuze, aber keine Handſchuhe hat und aus den kurzhaarigen Fellen junger Renthiere hergeſtellt wird. Die Haare dieſer Felle befinden ſich außen. Vielfach iſt die Parka mit anderen Fellen, hauptſächlich Biberfellen, verziert.

4) Statt der Parka wird aber häufiger ein Malzüberzug von verſchiedenfarbigem, beſonders rothem und braunem Tuche getragen.

5) Im Winter wird über den Malz der Guß gezogen, ein der Parka ähnliches, langes, bis zu den Füßen reichendes Gewand, aber aus ſtarken langhaarigen Renthierfellen hergeſtellt und mit einer den Kopf eng umſchließenden, nur das Geſicht freilaſſenden Kapuze verſehen. Es befinden ſich am Guſſe keine Handſchuhe und er muß, wie der Malz und die Parka, über den Kopf gezogen werden. Die Haare der Felle ſind nach außen gekehrt.

6) Die Fußbekleidung der Samojeden beſteht: a) aus den inneren, bis über die Kniee reichenden, eng anſchließenden Pelzſtiefeln mit nach innen gekehrten Fellhaaren. Ueber dieſe werden b) die noch etwas längeren äußeren Pelzſtiefel gezogen, bei denen die Fellhaare nach außen gekehrt ſind. Letztere ſind von den Fellen der Renthierkälber gemacht, haben eine anſprechende Form und ſind

hübſch mit verſchiedenfarbigen Fellen verziert. Zu den Sohlen wird die an den Füßen der Renthiere befindliche, langhaarige Haut benutzt. Als Unterzeug tragen die Samojeden nur eine ſehr kurze, nicht bis zu den Knieen reichende Lederhoſe.

Die Frauen tragen dieſe und die Fußbekleidung wie die Männer; die äußeren Pelzſtiefel der Frauen zeichnen ſich durch eigene Verzierungen aus. Im Uebrigen iſt ihre Bekleidung viel einfacher; ſie tragen ein einziges langes dickes Kleid, Pannü, welches nicht, wie das der Männer, über den Kopf gezogen wird, ſondern unſeren Pelzen ähnlich, vorn geöffnet werden kann. Dieſes Kleid ſchließt feſt an und hat keine Kapuze und keine Handſchuhe. Die Renthierfelle, aus denen daſſelbe beſteht, ſind doppelt ſo an einander genäht, daß ſich die Haare derſelben innen und außen befinden.

Zu der Frauenbekleidung gehören endlich noch die Handſchuhe und die Mütze, Saur, welche auch aus zuſammengelegten Fellen beſteht, ſo daß die Fellhaare nach innen und nach außen gerichtet ſind; ſie iſt, wie die Pelzſtiefel, mit verſchiedenfarbigen Fellen und Tuch verziert. So weit die Mütze das Geſicht umrahmt, iſt ſie mit Fuchsſchwänzen geſäumt und läßt, feſt unter dem Kinne zugebunden, nur Augen, Naſe und Mund frei. Die Mütze bedeckt noch einen Theil der Schultern und iſt hier mit Perlenſchnüren, Meſſingkettchen und Meſſingfiguren verſehen, welche bis zur Taille herabhängen und oft ein ganz beträchtliches Gewicht haben. Der ſchwere Meſſingſchmuck bewirkt zugleich, daß die Kappe feſt auf dem Kopfe ſitzt und der Wind keinen Eingang findet.

Die Kinder ſind ebenſo gekleidet wie die Erwachſenen. Die Pelzbekleidung verliert mit der Zeit die Haare und ſolche älteren Lederkleider werden in den wenigen warmen Tagen im Sommer getragen. Bevor die Felle zu Kleidungsſtücken verwandt werden, werden dieſelben lange gerieben; an einander genäht werden ſie mit Faden, welche aus den zähen Sehnen der Renthiere hergeſtellt ſind.

Als Schmuck dienen meſſingene Fingerringe, welche Männer und Frauen in großer Anzahl tragen, ferner Ohrringe und die langen, vielfach verzierten Haarflechten der Frauen. Die Samojeden lieben, wie alle Völker, das Seltene, und weil vollkommen weiße Renthiere ſeltener und hübſch ſind, ſo verwenden die Männer die Felle derſelben gern zum Guſſe; dieſes Kleidungsſtück wird in der Regel außerhalb des Zeltes gelaſſen und daher nicht vom Rauche geſchwärzt. Beſondere Sorgfalt wird auch auf die Herſtellung der Parka verwandt; man nimmt hierzu möglichſt weiße Felle junger Renthiere und verziert ſie mit Biberfellen, welche mit großen Koſten angeſchafft werden müſſen, weil die Biber in dieſen Gegenden nicht heimiſch und am Ob wohl ausgerottet ſind. Großen Werth legen die Männer ferner auf ihre Gürtel, und ich habe einige wirklich ſchöne Exemplare geſehen, wofür bis 20 Renthiere gezahlt wurden. Ebenſo werden Meſſerſcheiden mit gutem Meſſer und hübſche kleine Taſchen, welche, wie die Meſſerſcheiden, am Gürtel befeſtigt werden, hoch geſchätzt. Auch die mit ſchwarzen, rothen und braunen Streifen verſehenen Pelzſtiefel ſind anſprechend. Während die viel außerhalb des Zeltes lebenden Männer zu ihren Pelzen hellfarbige Felle vorziehen, ſo wählen die Frauen zu ihrer Bekleidung Felle von dunkeler Farbe, weil ſie ſich faſt immer im Zelte aufhalten und ihre Kleider dem dort befindlichen Rauche ausgeſetzt ſind. Faſt ſchwarze Renthierfelle ſind ebenfalls ſelten und werden daher, als die werthvollſten, von den Frauen gern zu Kleidern verwandt.

Beſondere Sorgfalt verwenden die Frauen auf ihre Haarflechten. Indem ſie die ausgekämmten Haare wieder benutzen und mit braunen und rothen Bändern einflechten, verlängern ſie ihre Zöpfe faſt bis zu den Füßen. Am Hinterkopfe ſind die beiden Flechten durch eine Perlenſtickerei verbunden; neben der Taille verbinden ſie zwei in einem mäßigen Bogen herabhängende Meſſingkettchen, dann weiter in regelmäßigen Entfernungen ſind die Flechten noch zweimal in ähnlicher Weiſe durch je zwei Perlenſchnüre verbunden. Ueberall da, wo die Doppelkettchen und Doppelſchnüre befeſtigt ſind, finden ſich kleine Meſſingfiguren. Die Haarflechten der wohlhabenden Samojedinnen ſind außer der Perlenſtickerei mit zwei Meſſingkettchen, vier Perlenſchnüren von großen Perlen verſchiedener Farbe und mit ſechs Meſſing- oder Bronzefiguren verſehen.

Die Samojeden wandern während ihres ganzen Lebens und alles Ihrige tragen ſie mit ſich. Ihre größeren Gegenſtände, gleichſam ihr Haus und Hof mit Allem, was dazu gehört, ſind das Zelt, der Schlitten und das Boot, ihre Hausthiere, das Renthier und der Hund. Ihre Werkzeuge, mit welchen ſie alle ihre Gegenſtände verfertigen, ſind das Meſſer, das Beil und die Nadel. Dieſe Werkzeuge ſelbſt, ſowie der in ihrem Beſitze befindliche Keſſel oder andere wenige, aus Eiſen hergeſtellte Dinge kommen durch Handel zu ihnen oder werden, außer der Nadel, von oſtjakiſchen Schmieden gemacht.

Bretter ſchneiden die Samojeden ſelbſt, indem ſie einen Baumſtamm ſpalten oder, wenn dieſer nicht zu ſtark iſt, von beiden Seiten ſo lange behauen, bis das Brett fertig iſt. Wenn auch Zeit dazu gehört, ſo wird dasjenige, was ſie verfertigen, immer gut ſein. Löcher bohren ſie geſchickt mit dem Meſſer; als Hobel benutzen ſie ein eingekerbtes Stück Holz, indem ſie das Meſſer in die Kerbe legen.

Die Wohnung der Samojeden iſt das Zelt; gewöhnlich werden etwa 25 bis 30 ſtarke Holzſtangen ſo zuſammengeſtellt, daß ſie einen Kegel bilden, welcher an ſeiner Baſis 5 bis $5^1/_2$ m im Durchmeſſer und eine Höhe von 3 bis $3^1/_4$ m hat. Die über dieſe Stangen gelegte Bedeckung beſteht während des langen, von keinem Thauwetter oder Regen unterbrochenen Winters aus vier großen Renthierfelldecken und zwar aus zwei inneren, welche in der Regel die Haare verloren haben und durch Rauch geſchwärzt ſind, und zwei äußeren, welche aus ſtarken, mit Haaren verſehenen Fellen gemacht ſind. Dieſe werden vermittels Stangen auf das Gerüſt gelegt und mit langen Riemen befeſtigt. Die aufgelegten Decken laſſen oben eine etwa 75 cm im Durchmeſſer habende Oeffnung, damit der Rauch entweichen kann, und berühren auch nicht ganz den Boden. Die hierdurch unten entſtehende, etwa 10 cm breite Lücke wird dadurch geſchloſſen und dicht gemacht, daß ringsherum einige Fuß hoch Schnee an das Zelt geſchaufelt wird, was außerdem zur Befeſtigung deſſelben beiträgt. So lange noch, oder ſobald hin und wieder Thauwetter und Regen eintritt, werden die äußeren Felldecken entfernt und die inneren allein verwandt. Während des kurzen Sommers werden auch dieſe abgenommen und durch eine Bedeckung aus eigens dazu präparirter Birkenrinde erſetzt.

Der Eingang in das Zelt wird dadurch hergeſtellt, daß zwei Stangen etwas weiter von einander ſtehen. Er wird von der Zeltdecke bedeckt und es wird dieſe beim Hinein- oder Hinausgehen einfach auf- und zugeſchlagen. Tritt man in das Zelt, ſo iſt vom Eingange in gerader Linie bis zur anderen Seite ein 75 cm breiter Raum. In der Mitte deſſelben befindet ſich der Feuerplatz, vor demſelben liegt etwas Holz, hinter demſelben ſtehen ein paar eiſerne Keſſel, dahinter einige hölzerne Kaſten. Zu beiden Seiten des mittleren Raumes, alſo rechts und links vom Eingange aus, liegen Bretter, drei auf jeder Seite, hinter den Brettern

aus Weiden geflochtene Matten, auf dieſen wiederum Matten von getrocknetem, ſtarkhalmigem, langem Graſe und hierauf Felle; hinter denſelben, ringsherum an den Wänden des Zeltes, liegen ebenfalls Felle, Kleidungsſtücke, Kiſſen, Pelzſäcke, unſeren Reiſetaſchen ähnlich, und ſonſtige Dinge. Ueber dem Feuerplatze ſind in entſprechender Höhe zwei horizontal liegende, einen ſpitzen Winkel bildende Stangen angebracht. An denſelben werden Fiſche getrocknet und der mit mehreren Löchern verſehene Keſſelhaken vermittels eines Querholzes aufgehängt. Beleuchtet wird das Zelt am Tage durch die an der Spitze befindliche Oeffnung, Abends durch das in der Mitte brennende Feuer.

Wohlhabende Samojeden haben größere Zelte, ſtatt 30 werden 50 Zeltſtangen zuſammengeſtellt, ſelten aber mehr. Das Anfertigen der Zeltdecken, das Aufſtellen und Abnehmen des Zeltes, alle Verrichtungen innerhalb deſſelben, wie Feueranzünden, Kochen ꝛc. iſt ausſchließlich Sache der Frauen. Wird ein Zelt für längere Zeit aufgeſchlagen und im Inneren eingerichtet, ſo nimmt dieſes vier bis fünf Stunden in Anſpruch, während der Wanderung etwa ein bis zwei Stunden. So klein der Raum, welchen das Zelt bietet, erſcheinen mag, ſo finden doch, wenn nöthig, zwei Familien reichlich in demſelben Platz. Der größte Theil der Sachen und Geräthe befindet ſich außerhalb des Zeltes, feſt auf Schlitten verpackt. Im Sommer werden über dieſe mit Kleidungsſtücken und anderen Dingen beladenen Schlitten häufig Decken von dicker Fiſchhaut gedeckt, um ſie gegen Regen zu ſchützen.

Eigenthümlich, klein und zierlich ſind die Schlitten der Samojeden gebaut. Kaum ſollte man glauben, daß damit, wie es der Fall iſt, beträchtliche Laſten fortgeſchafft werden können, aber alles an denſelben iſt zweckmäßig und durch Jahrhundert lange Erfahrung gebildet. Die auf dem Boden ruhenden Schleifen ſind vorn ſtark nach oben gebogen und nur hier direkt verbunden. Auf der hinteren Hälfte der Schleifen befinden ſich vertikal ſtehende Hölzer, kleinen Säulen ähnlich, welche den oberen Theil des Schlittens tragen. Dieſer iſt je nach den Gebrauchszwecken verſchieden.

1) Der einfachſte Schlitten iſt der Schlitten zum Transporte des Zeltes. Die Säulen deſſelben ſind unterhalb der auf ihnen ruhenden, mit den Schleifen parallel laufenden Hölzer einfach durch Querhölzer verbunden, auf welche zuerſt die Zeltſtangen und dann das übrige zum Zelte Gehörige gelegt wird. Zum Transporte eines Zeltes ſind zwei ſolcher Schlitten nothwendig. Das Beladen derſelben geſchieht nach genau beſtimmten Regeln.

2) Beim Waarenſchlitten liegen auf den die Säulen verbindenden Querhölzern feine, aber ſtarke Bretter; auf dieſe werden die Nahrungsmittel, Kleidungsſtücke, Felle ꝛc. gepackt und mit Riemen feſtgeſchnürt. Die von mir früher erwähnten, von der Faktorei aus expedirten Karawanen beſtanden aus dieſen Schlitten; jeder derſelben wurde von zwei Renthieren gezogen und mit 10 Pud, alſo 328 unſerer Pfunde, beladen; doch können für kürzere Entfernungen wohl gegen 500 Pfund verpackt werden.

3) Beſonders zierlich, aber feſt und ſtark iſt der Männerſchlitten gebaut. Auf den die Säulen verbindenden Querhölzern iſt ein Sitzplatz mit ſehr niedrigen Lehnen angebracht. Derſelbe iſt ſo klein, daß man kaum begreifen kann, wie ein Mann, ſelbſt mit untergeſchlagenen Beinen, darin Platz finden kann. In dieſem Schlitten, von drei guten Renthieren gezogen, kann der Samojede mit außerordentlicher Schnelligkeit die größten Entfernungen überwinden, 20 Werſt, alſo beinahe drei Meilen in einer Stunde zurücklegen und es iſt mir verſichert worden, daß ſie auf einer baumloſen Ebene einen Fuchs einholen und durch Schläge tödten.

4) Etwas länger und höher und mit einem verhältnißmäßig größeren Sitzplatze verſehen iſt der Frauenſchlitten, welcher den Frauen und kleinen Kindern während der Wanderungen dient. Der Sitzplatz dieſes Schlittens wird vermittels Felle warm und weich gemacht. Außerdem iſt in demſelben eine Decke, wenn möglich Tuchdecke, ſo befeſtigt und angebracht, daß dieſelbe nach allen Seiten aufgeſchlagen werden kann. Während der Fahrt dient dieſe Decke zum Schutze gegen den Wind; ſie wird an der dem Winde ausgeſetzten Seite in die Höhe gezogen und durch eine hölzerne Stütze gehalten.

Die Schlitten werden auch im Sommer, wenn kein Schnee liegt, zum Transporte der Sachen verwandt; einen Wagen wird man ebenſo wenig wie ein Haus im Beſitze eines Samojeden in Sibirien finden.

Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete.

Von **A. Freiherr von Hammerſtein.**

I.

Die ſämmtlichen Inſeln des Buſens von Guinea ſind mit dem Camerun-Gebirge in derſelben Zeit der Erdoberflächengeſtaltung entſtanden, in der Zeit der baſaltiſchen vulkaniſchen Eruptionen; ſie ſind Baſaltgebirge, die größtentheils aus einer mehr oder weniger feſten, durch Auswitterung der Feldſpathgemengtheile oft poröſen Baſaltlava beſtehen, aber auch bisweilen in größerer Ausdehnung jene Tuff- und Wackebildungen zeigen, die als Reibungskonglomerate aus der Zeit der vulkaniſchen Thätigkeit von lockeren Gefügen zu feſten, in feuerflüſſiger Umbildung ſtark gerötheten Thonſchichten übergehen.

Die auf dieſem Gebirge im Laufe der Jahrtauſende entſtandenen Verwitterungsböden ſind durch den ſtarken, dunkel färbenden Augitgemengtheil des Geſteins reich an Kalk- und Magneſiaſalzen, durch ewige Humusanſammlung ſehr ſtoffreich und trotz etwas hohen Thongehaltes locker, was durch die kleinen ſcharfkantigen Felsſtücke noch vermehrt wird, die demſelben in Menge beigemiſcht ſind und vielfach ſo zu Tage ſtehen, daß das Gehen ſelbſt auf getretenen Pfaden außerordentlich erſchwert wird. Die Böden des Camerun-Gebirges ſchienen mir faſt überall noch etwas fruchtbarer zu ſein, als die Fernando Poos und der am Aequator gelegenen Inſel San Thomé, auf denen bereits Plantagen beſtehen, deren Erfahrungen für Camerun als bewährte Vorſchriften unbedingte Geltung haben.

Monte Café, die größte Farm der Inſel San Thomé, wird von einem Deutſchen verwaltet, deſſen Frau, eine Deutſch ſprechende Portugieſin, für alle Beſucher eine

liebenswürdige Wirthin ist. Ein breiter, von schattenspendenden Bäumen eingefaßter Fahrweg führt in Windungen sich dem Gebirge anschließend hinauf zur Hauptfarm, die inmitten der ausgedehnten Pflanzungen gelegen ist. Vor großen, aus gebrannten Thonplatten hergestellten Flächen zum Kaffeetrocknen stehen die Gebäude auf flachem Bergvorsprunge, die Gegend beherrschend.

Von der langen, nach der Seeseite gelegenen Veranda, der „Piassa“ des großen Wohnhauses, schweift der Blick aus stolzer Höhe frei hinaus in die unten liegende Welt über das schöne, weite, blaue Meer, dessen ferner Horizont gewöhnlich durch leichte Wolkenschichten mit dem unendlichen, von glänzendem Lichte durchstrahlten Himmelsraume verschmolzen ist. Solches Licht, solche Farben, solche Unermeßlichkeit kann unsere Sonne nicht spenden. Tief unten erheben sich die Gestade der Insel in mannigfaltiger Form aus dem weißen Gischt der brandenden Wellen, die flacheren, bewachsenen Höhenzüge fallen plötzlich ab, die Felsenhänge und schrofferen Berge sind wie abgebrochen und an überhängenden oder steil ansteigenden Wänden, zerrissenen Klippen und Riffen, an seltsamen Felsformen und Grotten ist die Küste sehr reich. Weit zur Rechten liegt an flachem, hell scheinendem Strandstreifen halbmondförmig ausgedehnt die Stadt. Die weißen Häuser, die wenigen Schiffe in der Bucht, die das umfassende, vollständig grün bekleidete Land bildet, alles ist so klein, so niedlich von hier oben und nimmt nur einen so kleinen Fleck ein in dem unermeßlichen Raume.

Das Land ist von sehr verschiedenartiger Gestaltung. Theils ist es weiter und flacher, mit etwas breiteren Thälern und erhebt sich in großen, unregelmäßigen Terrassen, theils fallen scharfgratige Rücken bis ins Meer hinaus. Dazwischen erheben sich überall einzelne größere und kleinere Bergkegel, liegen in ihren Umrissen deutlich erkennbar verfallene Krater, und zahlreiche Schluchten mit zerklüfteten Felsenhängen fallen schnell zu Thal. In diesen Formen erhebt sich die ganze Insel zu einem massigen Gebirgsstocke, den nur eine großartige, frühere vulkanische Thätigkeit geschaffen haben kann; jetzt aber ist Alles überkleidet vom üppigsten Pflanzenwuchs. Durch eine gleichmäßige Decke hellen Grüns kennzeichnen sich Flächen hohen, dichten Grases. Andersfarbig sind die Kulturgelände, die mit Kaffee- und Kakaobüschen, mit Pisang- und Bananenstauden gemischt bestanden sind und von einzeln stehenden Bäumen und noch einzelneren außerordentlich hohen Palmen leicht beschattet sind, auf deren glatten, dünnen, langen Stämmen die kleine runde Krone träumerisch sich neigt, charakteristische Wahrzeichen tropischer Gegend. Alles Uebrige deckt der Urwald in üppiger Entwickelung. Von ihm eingerahmt, von bewaldeten Bergen enger eingeschlossen, endet dieses Stück Welt in dem 2000 m hohen Pik, der höchsten Erhebung, dem mächtigsten aller erloschenen Vulkane.

Ganz auffallend ist diesem Inselgebirge das unmittelbar aus dem Meere aufsteigende Camerun-Gebirge gleich. Wenn man seine Hänge durchklettert, fällt das in jeder Beziehung ebenso auf, als an einem Punkte, wo der üppige Urwald und stets über mannshoch wuchernde Pflanzenwuchs eine ähnliche, noch großartigere Aussicht bietet wie von Monte Café. Die Hütte der schwedischen Jäger in Mapanja auf dem Südhange ist so gelegen, und wenn man von hier aus das noch weit mächtigere und bis über die doppelte Höhe sich erhebende, fast die des Montblanc erreichende Gebirge, das Meer, das flußdurchzogene Flachland überblickt und mit San Thomé und Fernando Poo vergleicht, gewinnt man die Ueberzeugung, daß nur der bislang fehlende Schutz die Europäer, die dies Gebiet kannten, abhielt, es zu bebauen. Haben doch schon manche Portugiesen auf den Pflanzungen von San Thomé sich Reichthümer erworben und erwerben sich nun das Verdienst, deren Zinsen in Lissabon unter die Menschen zu bringen. Und das müßten doch Deutsche in Camerun auch können.

Das Klima ist ebenfalls fast ganz dasselbe, wie das von San Thomé. Durch Messungen in Mapanja, 700 m über dem Meere, habe ich die meteorologischen Beobachtungen von Monte Café als fast ganz gleiche festgestellt. Die Temperatur ist das ganze Jahr und Tag und Nacht hindurch eine außerordentlich gleichmäßige und angenehme. Sie schwankte zwischen 17° und 27° C. Die Durchschnittstemperatur beträgt also in Reaumurgraden 17 bis 18.

Die Gebirgsketten, die ich im Inneren des Wurilandes im Camerun-Gebiete den Horizont begrenzen sah, sind nach ihrer Form zweifellos gleichfalls basaltisch. In fernerer Zukunft wird man auch in ihnen Pflanzungen begründen.

Monte Café liegt 690 m über dem Meere. Seine horizontale Entfernung vom Meere ist 9 km. Das Klima ist ein sehr angenehmes und besonders gesund. Fieber, wenigstens das klimatische Fieber, welches auch unten in der Stadt sehr stark herrscht, scheint man hier nicht zu kennen. Nur die Feuchtigkeit der Luft ist eine ziemlich hohe, jedenfalls aber wohl nicht höher als in den unteren Regionen. Die Wolken legen sich allerdings regelmäßig tief in und an die Berge und hüllen noch unterhalb Monte Café oft einen großen Theil des Tages alles in Nebel. Die Nächte sind immer klar. Die Luft ist ungeheuer leicht, wie der niedrige Barometerstand zeigt. Die geringen Regenmengen werden durch reichlichen Thau ausgeglichen. Zur besseren Beurtheilung gebe ich eine Tabelle von Monatsdurchschnitten der meteorologischen Beobachtung, die ich aus den Büchern ausgezogen habe:

Monat 1884	Barometer mm	Hygrometer Proc.	Regenhöhe mm	Schattenthermometer Celsius Maximum	Minimum	Mitt. 11 Uhr
August	709,9	81,55	22,48	24,45	17,40	22,36
September . . .	710,1	84,60	82,47	24,86	17,57	22,32
Oktober	708,7	85,10	365,04	24,75	17,51	23,48
November	708,6	82,77	214,99	26,37	17,67	24,39
December	708,3	82,27	233,86	27,18	17,71	24,86
Januar 1885 . .	708,8	81,29	170,30	26,70	17,44	24,60
Februar	708,3	80,43	19,61	27,13	17,48	25,42

Beim Hygrometer ist die Sättigung der Luft mit Wasserdampf = 100 angenommen. Die Zahlen geben also die Procente der Sättigung und zeigen einen hohen, gleichbleibenden Feuchtigkeitsgehalt, der sich empfindlich bemerkbar macht dadurch, daß er alle Sachen so leicht verdirbt. Die Regenhöhe ist die Summe des im ganzen Monat gefallenen. Der August zeigt das Ende der Trockenzeit, der Februar die kleine Trockenzeit. Im März hatten wir bis zum 23. schon wieder 150 mm und nachdem heftige Regengüsse. Das Thermometer ist ein hunderttheiliges, 5 Grad sind also gleich 4 Grad R. Der Wind ist mit Ausnahme einzelner Gewitterwinde immer nur ein sanft fächelnder. Seine Durchschnittsgeschwindigkeit wird zwischen 10 und 20 km in der Stunde liegen und ist vielfach noch geringer. Unsere Stürme aber kennt man nicht.

Die Jahreszeiten ſind bei ganz gleicher Breitenlage auch ganz dieſelben wie in Gabun, nämlich die der ſüdlichen Erdhälfte; Camerun hat dagegen die der nördlichen. Während die Sonne ſich am Wendekreiſe des Krebſes befindet, alſo in unſerem Sommer, den Monaten Juni, Juli und Auguſt, herrſcht die kühlere Trockenzeit. Außerdem giebt es während des ſüdlichen Standes eine kleine Trockenzeit, im Uebrigen herrſcht die Regenzeit, die heiße. Die Uebergänge ſind allmähliche. Die Verſchiedenheiten in den häufigen Niederſchlägen ſind hier am Aequator aber bedeutend größer, als wenige Grade nördlicher, als z. B. in Batanga.

Ueber den Wohngebäuden am Hoſe liegen die vom Waſſer getriebenen Mühl- und Stampfwerke, in denen die Kaffeebohnen von ihren Hüllen befreit werden. Die großen Trockentennen ſind mit dicken Lagen Kaffeebeeren bedeckt, und jeden Mittag und Abend ſchleppen die Arbeiter in der Erntezeit in Säcken mehr und mehr heran. In ihrer Mitte ſteht ein langes, glasbedachtes Gebäude, in dem die Kakaobohnen getrocknet werden, die gegen Regen ſehr empfindlich ſind und vorher einen Gährungsproceß durchmachen müſſen, der viel Aufmerkſamkeit erfordert.

Auf dem Hange über dieſen Anlagen liegen große Gärten, in denen Ziergewächſe, Früchte, Gemüſe und Nutzpflanzen in großer Mannigfaltigkeit und Ausdehnung ſorgſam gepflegt und gezogen werden, ſogar große Erdbeerfelder ſind darin, und ein junger Apfelbaum hatte gerade die erſten Früchte getragen. Namentlich aber werden hier Verſuche gemacht mit tropiſchen Kulturgewächſen, wie Vanille, ſchwarzem Pfeffer, Zimmetrinde, Kampfer, Indigo, Muskat, den verſchiedenen Arten der Chininrinde, Gummibäumen u. ſ. w. Ein portugieſiſcher Gärtner leitet die Arbeiten und führt ſelbſt die feineren aus.

Die weitaus meiſten Kulturflächen von Monte Caſó und ſeinen Vorwerken ſind mit dem gewöhnlichen Kaffee (Coffea arabica) beſtanden. In einer Meereshöhe zwiſchen 600 und 900 m gedeiht er am beſten. Die Pflanzungen ſind meiſtens ſchon etwa 20 Jahre alt, und wo ſie gut gediehen ſind, ſtehen die Büſche oft ganz geſchloſſen, dicht belaubt. Sie ſind unbeſchnitten aufgewachſen. Ihre hängenden, vielen kleinen Zweige tragen in den Achſeln der kirſchblattähnlichen Blätter reichliche grüne und reife, rothe Beeren, die eifrig gepflückt werden müſſen, weil ſie ſehr ſchnell abfallen oder von einer Rüſſelkäferlarve ausgefreſſen werden. Gut gehaltene Wege, theils breite Fahr-, theils ſchmale Fußwege, führen überall hin. Alle Fahrwege ſind mit Ananas zu beiden Seiten eingefaßt. Ab und an ſteht daran ein übervoll blühender Azaleenbuſch und als läſtiges Unkraut wuchern in den Pflanzungen die rothblühenden Cannas.

Der größte Theil der Böden von Monte Caſó iſt ſchon lange ausgebeutet, ohne irgend welchen Erſatz zu bekommen und giebt immer noch recht gute Erträge. Auf den Graten und an den ſchroffen Felſenhängen wächſt in einem Korbe voll dieſes Bodens auf und zwiſchen den nackten Felſen der Kaffee ſehr gut, beſſer aber noch, wie auch die anderen Kulturgewächſe, in flacheren, etwas friſcheren Niederungen mit etwas tiefgründigerem Boden, wenn er auch dort faſt überall zwiſchen Felsgerölle ſteht. Schlechter iſt der Standort auf abgerundeten Rücken, wo ſich keine Feuchtigkeit hält und die Sonne den ganzen Tag von allen Seiten wirkt. Dort ſieht man denn auch viele ausgepflanzte Lücken. Ueberall aber wuchern die Unkräuter mächtig und erfordern viel Arbeit.

Weſtlich von Monte Caſó, etwa 800 m über dem Meere, liegt das Vorwerk Bemposte. Dort werden die Kaffeeenthülſungs-, Reinigungs- und Sortirapparate durch eine Dampfmaſchine getrieben. Ein Franzoſe leitet dieſe Einrichtung; ſeine Frau und ſeine munteren Knaben befinden ſich ſehr wohl in dieſem noch etwas kühleren Klima.

Tiefer, in ungefähr 600 m Höhe, liegt das Vorwerk Novo Destino und noch tiefer, unter Monte Caſó, das Vorwerk San Francisco. Beide haben vorwiegend Kakao, der in großblätterigeren Büſchen wächſt. In ganz eigenthümlicher Weiſe erſcheinen die kleinen, unſcheinbaren Blüthen deſſelben an den dickeren Zweigen und Stämmen und dort hängen dann die gerieften, länglichen, in der Reife goldgelben Fruchtbehälter, in der gedrängt in ſaftiger, fleiſchiger Maſſe die braunen, großbohnigen Samen ſind, welche die violette Kakaomaſſe als Endoſperm enthalten. Der Kakao wird ſtärker und regelmäßig mit ſchattenſpendenden Piſangs und Bananen gemiſcht. In dieſen tieferen Lagen gedeiht auch die Vanille ſchon recht gut, die ziemlich viel Wärme verlangt. Es iſt eine ſehr einfache, fleiſchige Schlingpflanze, die von der katholiſchen Miſſion eingeführt wurde und von dem deutſchen Verwalter ſtark vermehrt wird und zwar durch Stecklinge. Ihre Befruchtung geſchieht auf künſtliche Weiſe, iſt aber nicht ſchwierig. Ich ſah ſie recht voll tragend mit den hängenden, langen, dünnen Früchten, die ſo wohlriechend ſind und ein ſo wohlſchmeckendes Gewürz bilden, welches hohe Preiſe hat.

Wie alle Vegetation ſind hier in den unteren Bergen die Urwaldpartien auch von einer Ueppigkeit, wie ich ſie noch nicht geſehen habe.

So arm wie dieſe Pflanzenwelt an wirklichen Straucharten iſt, ſo reich iſt ſie an Baumarten. Wohl 150 verſchiedene Hölzer mag der Wald aufweiſen, die aber nur zum geringen Theile nutzbar ſind. Feine Nutzhölzer, wie Ebenholz, Mahagoni, Grenadille, Santelholz, die ſich zum Exporte eigneten, ſcheinen nicht vorhanden zu ſein. Verſchiedene Bauhölzer, ſogar mäßige Tiſchlerhölzer, vor allem auch recht gute Bretterhölzer ſind aber genügend darunter und werden gefällt und an Ort und Stelle mit der Hand zerſägt, denn Stämme können nicht weit fortgeſchafft werden, weil alles von Menſchen getragen werden muß. Eine viel intenſivere Ausbeutung, vor allem die Anwendung von Maſchinen, ſcheint aber vor der Hand unvortheilhaft, weil man nur die einzelnen Stämme herauspläntern kann, die weitaus größte Menge aber als unbrauchbar ſtehen laſſen muß. Trotzdem aber freute ich mich, in der Hinſicht manchen praktiſchen Rathſchlag geben zu können, denn alles wird noch in ſehr primitiver Weiſe betrieben.

Die mit Kaffee und Kakao bebauten Flächen von Monte Caſó betragen ungefähr 840 ha. Welche Ausdehnung dieſelben in dieſen Bergen und bei den zwiſchenliegenden Urwäldern haben, mag man ſich denken. Das den Beſitzern von Monte Caſó gehörige Terrain iſt aber unendlich größer. Es erſtreckt ſich über das Gebirge hinüber und auf der anderen Seite der Inſel bis ans Meer, wo ein ſehr langer Strich Küſte dazu gehört. Nur die Nordoſt-Seite und die Südſpitze der Inſel ſind bis jetzt bebaut, weil an den übrigen jeder Verkehr und jede Abſatzgelegenheit mangelt. An Kaffee werden auf Monte Caſó jährlich etwa 300 000 kg geerntet, und die Kakaoernte rechnet man nach drei Jahren auf 180 000 kg zu bringen.

Außerdem befinden ſich in 1200 m Höhe und darüber in den Bergen zwei kleine Vorwerke, auf denen Chininrinde gezogen wird. Etwa 70 ha ſind jetzt dort bebaut. Die Kultur derſelben iſt noch nicht lange eingeführt und verſpricht, ſelbſt wenn durch vermehrtes Angebot die hohen Preiſe des Chinins noch mehr fallen ſollten, hohe Erträge. Von den vielen Arten gedeiht am beſten die ſehr gehaltreiche

Cinchona succirubra, die im Großen ausſchließlich angepflanzt wird. Die Vermehrung geſchieht auf ziemlich kunſtvolle Weiſe durch Senkreiſer. Die jungen Pflanzen werden im Quadratverbande in gut vorbereitete Löcher geſetzt. Die erſte Rinde von ſiebenjährigen Stämmen iſt in einer benachbarten Pflanzung bereits gewonnen. Ich glaube, daß es möglich ſein wird, dieſe Rindengewinnung ganz ähnlich unſerem Eichenſchälwaldbetriebe zu geſtalten.

Die Santoninfabrikation in Turkeſtan.

Ueber die Gewinnung des als Wurmmittel bekannten Santonins in der Stadt Tſchimkent enthält ein Vortrag, den Profeſſor Flückiger auf der letzten Naturforſcher-Verſammlung hielt, und den wir im „Archiv der Pharmacie“ veröffentlicht finden, ſehr intereſſante Mittheilungen.

Die Artemiſia, in deren Blüthenköpfchen (Wurmſamen, Zittwerſamen) das Santonin enthalten iſt, ſcheint in ſehr großer Verbreitung in den ungeheuren Steppengebieten einheimiſch zu ſein, welche man nur ſehr ungefähr durch den 40. und 50. Breitengrad und den 80. und 65. Meridian öſtl. L. Greenw. umgrenzen mag. Doch iſt ſie nicht auf die freie Steppe beſchränkt. In ganz ungeheurer Menge wächſt ſie im Gebiete des Arys, welcher ſich etwa unter 68° 20′ öſtl. L. in den Syr-Darja ergießt. Nur wenig ſüdlich von der Mündung liegen die Ruinen der Stadt Otrar, welche nach den italieniſchen Handelsbüchern des 14. Jahrhunderts an einer der großen innerafiatiſchen Handelsſtraßen lag, auf welchen die blühenden italieniſchen Handelsrepubliken den merkwürdigen Verkehr mit dem fernſten Oſten betrieben. Damals mag alſo wahrſcheinlich der Wurmſamen ſchon aus dieſer Gegend von den Venetianern, Florentinern und Genueſen geholt worden ſein und zwar bildete er bereits einen ſo bedeutenden Poſten, daß er z. B. nicht nur Wurmſamen, Semi da vermi, ſondern ſchlechtweg Sämlein, Semenzina, Sementina, hieß, woraus die Benennung Semen linae im mediciniſch-pharmaceutiſchen Latein entſtand.

Die Steppe öſtlich vom Syr-Darja nähert ſich oſtwärts allmählich dem Gebirgsrande des Kara Tau, Ala Tau, Talas Tau und wie die Ketten alle heißen, welche in nicht allzu weitem Abſtande den Gebirgswinkel bilden, in deſſen Oeffnung, an einem Nebenfluſſe des Arys, die 1865 von den Ruſſen eroberte Stadt Tſchimkent (Torfſtadt) in 59½° öſtl. L. und 42° nördl. Br. mit ihren ungefähr 6000 Einwohnern liegt.

In der Gegend von Tſchimkent wächſt die Artemiſia in ſolcher Ueppigkeit, das bisher, hauptſächlich aus dieſem Bezirke, alljährlich 1 000 000 bis 1 600 000 kg der abgeſtreiften Blüthenköpfchen, Flores linae, nach Weſten ausgeführt wurden, um auf Santonin verarbeitet zu werden. Gegen dieſe ausgedehnten Länder Turkeſtans, welche nun beinahe vollſtändig von Rußland unterworfen ſind, ſtrebt ſchon längſt das centralruſſiſche Eiſenbahnnetz und hat ſich denſelben bereits bis auf die verhältnißmäßig geringe Entfernung von ungefähr 10 Breitengraden genähert.

Zur Beförderung der Droge ſtehen bloß Kameele zur Verfügung; jedes Thier vermag nur ungefähr 300 kg zu bewältigen und die 3000 Werſt Entfernung bis Orenburg, der letzten Eiſenbahnſtation, in 75 bis 90 Tagen zurückzulegen. Es war daher ein wohl gerechtfertigter Plan, nicht ferner 98 Proc. unnützes Rohmaterial nach Europa zu ſchleppen, um 2 Proc. Santonin zu gewinnen, ſondern die Fabrikation dieſes Stoffes nach Aſien zu verlegen. Nachdem bereits in Folge der von Joh. Diedr. Bieber in Hamburg ausgegangenen Anregung 1883 von H. Mauer u. Co. in Orenburg eine Santoninfabrik angelegt worden war, ging denn auch Ende 1884 die ruſſiſche Firma Iwanow u. Sſawinkow in Taſchkent noch einen Schritt weiter, indem ſie die Einrichtung einer Santoninfabrik in Tſchimkent ſelbſt unternahm. Dieſe wurde dem Muſter der Bieber'ſchen Fabrik in Hamburg nachgebildet, indem man die Maſchinen von den Gebrüdern Burgdorf in Altona ausführen ließ. Herr Ingenieur L. W. Knapp beſorgte 1884 die Aufſtellung derſelben in Tſchimkent und leitet nunmehr den Betrieb.

Die Droge erreicht in der zweiten Hälfte Juli und im Auguſt ihre Reife, d. h. den höchſten Santoningehalt, wie bekannt, unmittelbar vor dem Aufblühen. Die Kirgiſen ſammeln dieſelbe und liefern ſie, bis zu 10 000 kg täglich, meiſt im September an die Fabrik ab. Hier wird die Waare auf großen Böden aufgeſpeichert und nach und nach, gewöhnlich 5000 bis 7500 kg im Tage, verarbeitet. Die vielen ruſſiſchen Feiertage drücken die durchſchnittliche Zahl der Arbeitstage im Monat auf 20 herab.

Die ſchwierige Beſchaffung des Brennmaterials wurde vorerſt größtentheils dadurch überwunden, daß man zu dieſem Zwecke den geſammten Abfall der Wurmſamenpflanze herbeizieht. Auch ſoll demnächſt die Salzſäure, deren man ſich zur Abſcheidung des Santonins bedient, an Ort und Stelle geliefert werden, wie es bereits in Betreff des Weingeiſtes der Fall iſt. So wird denn dieſe Fabrik im Stande ſein, zunächſt ungefähr 600 000 kg Rohmaterial im Jahre zu bewältigen und mindeſtens 12 000 kg Santonin zu liefern; 9000 kg des letzteren haben ſchon Hamburg erreicht, nach einer Herrn Profeſſor Flückiger vorgelegten Probe zu urtheilen, in völlig tadelloſer Beſchaffenheit. Das Haus ſchätzt den jährlichen Geſammtbedarf der Welt auf 20 000 bis 30 000 kg und wird ſehr bald in der Lage ſein, denſelben vollſtändig decken zu können.

Der gegenwärtige Preis des Santonins aus Tſchimkent, 18 Mark das Kilogramm, in Hamburg genommen, wird es den europäiſchen Fabriken unmöglich machen, ihre Arbeit fortzuſetzen; nur derjenigen in New-York kann dieſes noch gelingen, ſo lange ſie durch den unſinnigen Schutzzoll von ſechs Dollars auf das Kilogramm geborgen bleibt.

Es dürfte als eine intereſſante Thatſache betrachtet werden, daß auch die in Südfrankreich, Korſika, Oberitalien und den Abruzzen einheimiſche Artemisia gallica Willd. Santonin enthält. Man ſieht alſo, wie merkwürdig richtig der Inſtinkt der alten galliſchen, aus Caeſar bekannten Santones oder Santoni zwiſchen der Gironde und der unteren Charente an der franzöſiſchen Weſtküſte geweſen iſt. Wie Dioscorides und Plinius berichten, benutzten ſie die bei ihnen wachſende Artemiſia als Wurmmittel. Auch in Turkeſtan wird der Gebrauch des Wurmſamens vermuthlich uralt ſein.

Nekrologe.

— Der Tod D. Ramon Jordana's (vergl. „Globus" Bd. 48, S. 346) hat ſich nicht beſtätigt. Derſelbe lebt jetzt in Madrid.

— In Hanoi (Tongking) ſtarb gegen Ende des Jahres 1885 der Hauptmann Piétri im Alter von 33 Jahren. Er wurde bekannt durch ſeine Theilnahme an der Miſſion Gallieni 1879, mit welcher er alle Strapazen und die lange Gefangenſchaft im Dorfe Nango am Niger durchmachte, ſowie an der Expedition unter Borgnis-Desbordes, welche zur Beſetzung von Bamaku am Niger führte. Später ſchrieb er „L'histoire de la conquête du Niger" und „Les Français au Niger".

— Léon Guiral, welcher im Auftrage des franzöſiſchen Unterrichtsminiſters den weſtafrikaniſchen Fluß Benito bereiſte (ſ. „Globus", Bd. 48, S. 143), iſt am 25. November 1885 in Gabun den Folgen ſeiner Anſtrengungen erlegen. Er war erſt 28 Jahre alt.

— Im Alter von 75 Jahren ſtarb am 29. November 1885 in Kairo der Aſtronom Mahmud-Paſcha el-Falaki, welcher ſich durch verſchiedene aſtronomiſche und topographiſche Arbeiten über ſein Heimathland auch in Europa einen Namen gemacht hat, z. B. durch ſeine Ausgrabungen und Aufnahmen der Reſte des antiken Alexandria und der Mareotis, und ſeine Karte von Unterägypten (1 : 200 000; 1876 mit arabiſcher Schrift bei Brockhaus in Leipzig erſchienen als erſte derartige Originalarbeit). Der Oberägypten umfaſſende Theil ſeiner Aufnahmen iſt noch Manuſkript.

— Am 30. November 1885 ſtarb in Rom der 1805 daſelbſt geborene Profeſſor Giuſeppe Ponzi, welcher ſeit 1866 an der römiſchen Univerſität Geologie lehrte. Auf ſeinen ſorgfältigen Aufnahmen des Tiberbeckens beruhten die erſten geologiſchen Karten dieſes Gebietes.

— Dr. med. Hermann Heinrich Ploß, praktiſcher Arzt, ſtarb am 11. December 1885 im 67. Lebensjahre in Leipzig. Er iſt der Verfaſſer der ethnologiſch wichtigen Werke „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker"; „Das kleine Kind vom Tragbett bis zum erſten Schritt"; „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde" (vergl. „Globus" Bd. 46, S. 318).

— Sir Arthur Phayre, engliſcher Generallieutenant, geboren 7. Mai 1812 in Shrewsbury, geſtorben in Bray bei Dublin 15. December 1885. Er ging bereits im 17. Lebensjahre als Kadet nach Indien; 1852 wurde er als Kapitän mit der Verwaltung der eben annektirten Provinz Pegu betraut, die er 10 Jahre lang mit großer Umſicht und ebenſo vielem Erfolge ausübte; 1862 wurde er an die Spitze von ganz Britiſch-Barma geſtellt und blieb dort bis 1867. Der Aufſchwung, welchen das einſt blühende und dann ſo herabgekommene Land unter ſeiner Verwaltung nahm, iſt lediglich ſein Verdienſt. Britiſch-Barma beſaß 1863 an Einwohnern 2 491 136, 1881 dagegen 3 736 771 und 1884 ſchätzungsweiſe 4 334 000; 1853/54 brachte es 531 792 Pfd. St. an Steuer, 1883/84 2 850 036 und der Handelsumſatz iſt von 1 643 131 Pfd. St. im Jahre 1853/54 auf 10 418 097 in 1882/83 geſtiegen. 1855, 1862 und 1866 ging Phayre als Geſandter nach der Hauptſtadt Barmas; dann kehrte er nach Europa zurück. 1869 bis 1870 bereiſte er Vorderindien, die chineſiſchen Häfen, Japan und Nordamerika; 1874 bis 1878 war er Gouverneur von Mauritius. Das „Journal" und die „Proceedings der Aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen" enthalten zahlreiche Abhandlungen von ihm über Arakan und Britiſch-Barma; ſelbſtſtändige Werke ſchrieb er über die Münzen und die Geſchichte dieſer Länder.

— Kapitän Sir Frederick J. O. Evans, 1874 bis 1881 Hydrograph der engliſchen Marine, geboren 1815, geſtorben 20. December 1885. Er trat 1828 in die Marine, wo er ſein Hauptverdienſt bei Küſtenaufnahmen ſich erwarb, ſo 1833 bis 1836 auf dem „Thunder" am Demarara-Fluſſe, in Mittelamerika und auf den Bahama-Bänken, 1841 und folgende Jahre auf der „Fly" in der Torres-Straße und Nordauſtralien, dann in England, 1847 bis 1850 an den Küſten von Neuſeeland. Nachdem er ſich während des Krimkrieges in der Oſtſee ausgezeichnet, leiſtete er ſeit 1855 Bedeutendes in der Lehre von den Kompasablenkungen in eiſernen Schiffen und arbeitete viel an den Wind- und Strömungskarten der Oceane, ſowie an einer Eiskarte der ſüdlichen Hemiſphäre mit, welche viel zur Sicherheit der ſchnellen Schiffsreiſen beigetragen haben.

— In St. Petersburg ſtarb unlängſt der Orientaliſt Zacharow, Profeſſor des Mandſchu an der dortigen Univerſität, der vor etwa drei Jahrzehnten als Miſſionar nach China ging und ſpäter, im Jahre 1860, wegen ſeiner Kenntniß des Chineſiſchen und Mandſchu bei der Grenzabſteckung zwiſchen Rußland und China eine wichtige Rolle ſpielte. Bei dieſer Gelegenheit arbeitete er eine große Karte der Grenzgebiete aus, die aber nur im verkleinerten Maßſtabe herausgegeben worden iſt. 1875 ließ er ein mandſchu-ruſſiſches Wörterbuch erſcheinen; ein mandſchu-chineſiſch-ruſſiſches hatte er vor ſeinem Tode faſt vollendet.

— Arnold von Laſaulx, ſeit 1880 ordentlicher Profeſſor der Mineralogie und Geologie in Bonn, geboren zu Caſtellaun, im Kreiſe Simmern 18. Juli 1839, geſtorben am 25. Januar 1886 zu Bonn. Außer zahlreichen petrographiſchen und mineralogiſchen Abhandlungen ſchrieb er über die Erdbeben von Herzogenrath am 22. Oktober 1873 und 24. Juni 1877, „Ueber vulkaniſche Kraft"; „Aus Irland"; „Sicilien, ein geographiſches Charakterbild"; „Der Aetna", nach Sartorius von Waltershauſen's hinterlaſſenen Manuſkripten bearbeitet, vollendet und herausgegeben.

— Eine Depeſche aus Zanzibar vom 12. Februar beſtätigt die Hinrichtung des Biſchofs Hannington (ſ. oben S. 96). Derſelbe wurde mit ſeinen 50 Begleitern in der Landſchaft Uſoga (am Nordufer des Victoria Njanza) von einer marodirenden Schaar von Wagandas gefangen genommen, und acht Tage ſpäter traf der Befehl des Königs von Uganda ein, alle hinzurichten. Nur vieren ſeiner Leute gelang es, zu entfliehen; zwei davon waren Augenzeugen der Ermordung und befinden ſich jetzt in Zanzibar.

Kürzere Mittheilungen.

Die Folgen der ruſſiſchen Okkupation von Achal und Merw.

Ueber die Folgen der ruſſiſchen Okkupation von Achal und Merw finden wir in H. Moſer's „A travers l'Asie Centrale" einige intereſſante Angaben. Für die Tekke ſelbſt haben die ſchönen Zeiten der Alamane (Raubzüge) für immer ein Ende genommen, und das Volk befindet ſich im Niedergange. Ein früherer Anführer dieſer Raubzüge erklärte dem Reiſenden (S. 334): „Wir haben den Chan von Chiwa, den Emir von Buchara und den Schah von Perſien bekämpft und ſind ſtets ſiegreich aus dieſen Kämpfen hervorgegangen, und noch heutigen Tages, ſo ſehr wir geſchwächt ſind, könnten wir Teheran erobern, wenn man uns gewähren ließe. Rußland hat mit ſeinen Kanonen drei Jahre gebraucht, um uns zu unterwerfen; wir können nicht vergeſſen, daß es unſere Väter und unſere tapferſten Krieger getödtet hat; aber wir werden ihm ehrenhaft dienen, denn wir achten es als einen tapferen und loyalen Sieger. England aber hat uns 12 Jahre lang zum Kampfe gehetzt, hat alles verſprochen und nichts gehalten; wir verabſcheuen es." Die große Zahl der Frauen und die Unthätigkeit der Männer hat auf die männliche Bevölkerung einen ſchlechten Einfluß ausgeübt; Branntwein und Opium, früher unbekannt, fordern ſchon ihre Opfer, und wenn die ruſſiſchen Behörden nicht ernſtlich dagegen einſchreiten, wird in wenigen Jahren die alte turkmeniſche Ehrenhaftigkeit dahin ſein, wird Tekke und Dieb daſſelbe bedeuten.

Mit getheilten Gefühlen nimmt die längs der perſiſchen Grenze zu deren Schutze angeſiedelte kurdiſche Bevölkerung den neuen Zuſtand der Dinge auf: der gemeine Mann freut ſich, daß der ewige Kriegszuſtand aufgehört hat und wünſcht nichts ſehnlicher, als ruſſiſcher Unterthan zu werden, während die Chane viel von ihrer Bedeutung eingebüßt haben. Früher, wo ihrer der Schah zum Schutze der Grenze bedurfte, waren ſie ziemlich unabhängig, lachten der von Teheran kommenden Befehle und zahlten keinen Tribut, weil ſie alle ihre Einkünfte zur Erhaltung ihrer Reiterſchaaren nöthig zu haben erklärten. Seitdem aber die turkmeniſchen Räubereien aufgehört haben, hat der Schah auch die Zügel ſtraffer anziehen können, die vorher faſt unabhängigen Chane ſind zu einfachen Provinz-Gouverneuren geworden und werden von perſiſchen Agenten überwacht. Sie ſind alſo mit der Nachbarſchaft des nordiſchen Eroberers wenig zufrieden (S. 367).

Um ſo mehr iſt es aber die Bevölkerung der Provinz Chorafſan. Heute verkehren auf der großen Straße zwiſchen Meſchhed und Teheran zahlreiche Karawanen faſt ohne Bedeckung; aber noch zu Ende der ſiebziger Jahre zogen monatlich deren nur zwei des Weges, welche von einer Batterie und einem Bataillon Infanterie begleitet wurden, da zwiſchen Schahrud und Meſchhed die Turkmenen häufig Angriffe machten. Horniſten wurden auf die im Vorterrain liegenden Hügel geſchickt, um durch ihre Fanfaren die Räuber zu erſchrecken; wenn aber unglücklicher Weiſe das keinen Erfolg hatte, ſo warfen beim Erſcheinen eines einzelnen turkmeniſchen Reiters die braven perſiſchen Soldaten ihre Waffen fort, verſteckten ſich, platt auf dem Bauche liegend, im Sande und erwarteten ihr Geſchick. Darin hat ſich ſeit der Beſetzung Achals durch die Ruſſen viel geändert. Die Bevölkerung hat wieder Muth gefaßt, der Ackerbau breitet ſich aus und überall, ſelbſt außerhalb der feſten Umwallungen, entſtehen neue Häuſer. Neue Kanäle werden gebaut, alte, auf deren Spuren man überall ſtößt, werden gereinigt und in Stand geſetzt, Brachfelder umgebrochen. Früher gab es kein Feld, welches nicht einen kleinen koniſchen Thurm als Zufluchtsort für ſeinen Beſitzer gehabt hätte. Der Zugang zu demſelben war ſo groß, daß man nur kriechend hinein gelangen konnte, und ſobald ſich ein Reiter zeigte, verkroch ſich der Bauer in demſelben. Allmählich verſchwinden nun dieſe Thürme. In Teheran wurde Moſer mitgetheilt, daß allein in Chorafſan ſich die Steuern ſeitdem um ein Fünftel gehoben haben. Die Beamten aber ſchimpfen auf das civiliſatoriſche Werk der Ruſſen: als die ruſſiſche Geſandtſchaft in Teheran dem früheren Miniſter des Auswärtigen die Rückkehr der perſiſchen Sklaven aus der turkmeniſchen Gefangenſchaft anzeigte, ſtellte ſich derſelbe höchſt erſtaunt darüber, da er keinen Befehl ſeines Schah kannte, der dieſe Rückgabe gut hieß! (S. 390 ff.) Und welche Leiden brachten die turkmeniſchen Alamane für die ſeßhafte Bevölkerung mit ſich! Moſer konnte Beiſpiele davon noch kennen lernen, als er am linken, zu Buchara gehörigen, den Turkmenen ausgeſetzten Amu-Ufer zwiſchen Tſchardſchui und Dihnau entlang zog (S. 206). Das Land war gut angebaut, namentlich mit Baumwolle; aber je weiter er nach Norden kam, deſto ſchmaler wurde der beſtellte Streifen. Ohne die beſtändige Furcht vor turkmeniſchen Raubzügen könnte dies eines der glücklichſten und reichſten Gebiete der Welt ſein. Aber welcher Zuſtand herrſcht hier! Es giebt dort keine Dörfer in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, ſondern jeder Bauer hat ſein Haus auf ſeinem Felde errichtet, ſo daß die Ortſchaften weit zerſtreut ſind und z. B. Dihnau 22 Werſt lang iſt. Bazar und Feſtung bilden den Mittelpunkt eines ſolchen Kiſchlak. Jedes Haus bildet eine kleine Feſtung für ſich, und die Häuſer der Reichen ſind ſogar mit Thürmen verſehen, auf welchen Wachtpoſten Ausſchau halten. Sobald ſich ein Alaman zeigt, ertönt das Alarmzeichen, worauf die Bewohner ſofort ihre Heerden heimtreiben und die Hofthore ſchließen; dann machen die Männer ihre langen Luntenflinten fertig und ſetzen ſich in Vertheidigungszuſtand. Die Turkmenen aber, welche keine Zeit haben, eine regelrechte Belagerung durchzuführen, nehmen nur das fort, was nicht vertheidigt wird. Die zahlreichen kleinen Feſtungen geben der Landſchaft ein ſehr merkwürdiges Ausſehen.

Wer wird nach obigen Mittheilungen noch anſtehen, dem Vordringen der Ruſſen in Turkmenien jedes Verdienſt abzuſprechen?

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den ſchrecklichen Plagegeiſt Südrußlands, die Wander-Heuſchrecke, ſchreibt Prof. K. Lindeman in Moskau, der ſeit drei Jahren jeden Sommer die von den Thieren befallenen Provinzen bereiſt, Folgendes an die Redaktion der „Entomologiſchen Nachrichten". „Ich habe mich überzeugt, daß die Heuſchrecken nicht eigentlich Steppenbewohner ſind, ſondern vorzüglich und urſprünglich die mit Arundo donax (Pfeilrohr), Scirpus sp. (Binſen) ꝛc. dicht beſetzten niederen Gegenden der Ufer der Flüſſe bewohnen, wo ihre eigentliche Heimath iſt, von wo aus ſie die Steppen beſiegen

und heimſuchen. Die Wander-Heuſchrecke iſt meiner Anſicht nach ein ganz exquiſites Sumpfthier. Ihre Eier bleiben lebensfähig, ſelbſt wenn die von ihnen beſetzte Gegend Monate lang im Frühjahre vom Waſſer der Flüſſe bedeckt wird. Die Larven im dritten Kleide ſind roth gezeichnet, weil dieſe Färbung in der Sumpflandſchaft, in der ſie zu Hauſe ſind, nützlich iſt. Eine Gruppe rother Heuſchreckenlarven, auf Grasſpitzen ſitzend, macht ganz den Eindruck einer Gruppe rother, ährentragender Scirpus lacustris. Die Aehnlichkeit iſt ſo groß, daß ich ſelbſt zuweilen aus der Ferne nicht gleich entſcheiden konnte, ob die rothen Flecken in einem Sumpfe eine Kolonie von Heuſchrecken ſeien oder eine Gruppe genannter Pflanzen."

— Vor zwei Jahren zeigten wir im „Globus" (Bd. 45, S. 126) die erſten zwei Hefte des Bilderwerkes von Severin Falkmann „I östra Finland" („Im öſtlichen Finland." Helſingfors) an. Jetzt iſt mit zwei weiteren Heften, welche 30 Tafeln enthalten, der erſte Band zum Abſchluſſe gebracht; der Fortgang des verdienſtlichen Werkes ſcheint zu beweiſen, daß daſſelbe den gewünſchten Anklang gefunden hat. Auch die vorliegenden Tafeln bringen zahlreiche Geſichtstypen und Trachten, zum Theil in Farbendruck, und eine Anzahl intereſſanter Landſchaftsbilder, welche eine gute Vorſtellung von der charakteriſtiſchen, landſchaftlichen Schönheit von Oſtfinland geben, z. B. von dem Imatra, dem bedeutendſten Waſſerfalle Europas, und dem eine halbe Meile unterhalb deſſelben befindlichen Vallinkoski, gleichfalls eines Falles des Vuoksen. Falkmann faßt ſeine Objekte mehr vom maleriſchen als vom ethnographiſchen Standpunkte auf; aber er verſteht es trefflich, überall das Charakteriſtiſche herauszufinden. Seine Hefte bieten ein außerordentlich reiches Material an Trachten, Geräthen, Baulichkeiten u. ſ. w. und leiſten auch der Wiſſenſchaft einen bedeutenden Dienſt, indem ſie das Gedächtniß einer, wie Falkmann in der Einleitung hervorhebt, ſichtbar im Untergehen begriffenen Kultur feſthalten. Wir möchten dieſe Hefte der Theilnahme aller Ethnographen warm empfehlen.

Aſien.

— W. Merk, politiſcher Beamter bei der Afghaniſchen Grenz-Kommiſſion, ſpricht in einem Briefe vom 9. Oktober aus Herat an Prof. A. Vambery über einen kleinen Stamm, der ſich Mogul nennt und, etwa 500 Familien ſtark, in der Nähe von Herat lebt. Dieſe Moguls oder richtiger Mongolen ſind nach Angabe alter Schriftſteller Reſte der Armee Dſchengis-Chans, welche Mongoliſch ſprachen. Als Vambery ſelbſt in Herat war, wurde ihm erzählt, daß ſie Kohlenbrenner ſeien und in einem Thale nordöſtlich von Herat wohnten. Aber bisher war es keinem Europäer geglückt, dieſe Leute perſönlich kennen zu lernen. Mr. Merk hat nun an Vambery ein Wörterverzeichniß dieſer Moguls geſandt, aus welchem hervorgeht, daß ſie zum Stamme der Chalka, dem erſten des ganzen Mongolenvolkes, gehören. Es iſt wunderbar, wie dieſer kleine Bruchtheil länger als ſechs Jahrhunderte hindurch ſich unter den umwohnenden anderen Völkern hat erhalten können, zumal wenn man bedenkt, daß die Maſſe der Hezaren, welche phyſiſch ganz zu den Mongolen gehören, ſeit lange ſchon ihre Sprache aufgegeben haben und ausſchließlich Perſiſch ſprechen.

— General J. T. Walker, der frühere General-Aufnehmer von Indien, weiſt in der Februar-Nummer der Proceedings R. G. S. nach, daß der höchſte bisher gemeſſene Berg auf Erden (29 002 Fuß), welcher 1856 von Oberſt Waugh den Namen Mont Everest empfing, nicht den einheimiſchen Namen Gaurisankar führt, wie Hermann von Schlagintweit irrthümlich behauptet hat. Der einheimiſche Name des Mont (nicht Mount) Everest, wenn ein ſolcher überhaupt exiſtirt, iſt bis heutigen Tages nicht ermittelt, und ſomit muß dem Berge bis auf Weiteres der Name Mont Everest verbleiben. Der Berg, welchen Schlagintweit fälſchlich für den Everest hielt, iſt vielmehr der 27 799 Fuß hohe, ſüdöſtlich vom Everest gelegene Makalu geweſen, während er von ſeinem Standpunkte bei Katmandu aus den Everest gar nicht hat ſehen können.

— Gegen Ende 1885 iſt mit dem Erſcheinen der Tafeln 13 bis 26 die erſte Abtheilung des F. von Richthofen'ſchen „Atlas von China" (Berlin, D. Reimer), welche das nördliche China umfaßt, vollendet worden; die neuen Tafeln, jede in doppelter Ausführung, orographiſch und geologiſch, umfaſſen einen breiten Streifen, der im Norden mit der mongoliſchen Hochebene am Angali-nor beginnt und ſich nach Südweſten bis in die Provinz Sz'-tſchwan hinzieht. Es liegt damit die Hälfte jenes hochwichtigen Kartenwerkes vor, welches unſtreitig das vornehmſte und großartigſte aller augenblicklich im Privatverlage erſcheinenden genannt werden muß.

Afrika.

— Im Jahre 1884 unternahm W. Montagu Kerr eine Reiſe von der Kapſtadt durch das Matabele- und Maſchonaland zum Zambeſi und von da nach dem Njaſſa-See, auf welcher er manche bisher unbekannte Strecken durchzogen und aufgenommen hat. Aus dem Vortrage, welchen er darüber der R. Geogr. Soc. in London gehalten hat (Proceed. February 1886), und der ſich daran ſchließenden Diskuſſion erhellt zunächſt, daß das jüngſt von England annektirte Betſchuanenland auf ihn keinen günſtigen Eindruck gemacht hat; es iſt kein Gebiet für Einwanderer, beſitzt keine perennirenden Flüſſe und wird ſich auch ſchwer durch Reſervoirs und Rieſelanlagen verbeſſern und bewäſſern laſſen. Nach ſeinen Erfahrungen, die ja auch von anderen Seiten beſtätigt werden, wird das nördliche Betſchuanenland, ſowie die Gebiete am Njaſſa-See und Schire von Jahr zu Jahr trockener. Jäger, welche ſeit Jahren jene Länder kennen, müſſen jetzt in trockenen Strombetten nach Waſſer graben, wo ſie es früher ſchöpfen konnten. Der Njaſſa-See ſteht jetzt um mehrere Fuß niedriger als 1859, wo ihn Livingſtone entdeckte; ebenſo nimmt der Schire und der von ihm durchfloſſene Pamalombe-See jährlich an Waſſermenge ab. Aber ob wir es hier mit einer andauernden oder nur vorübergehenden Erſcheinung zu thun haben, iſt erſt noch zu entſcheiden. — Des Weiteren iſt zu erwähnen, daß die Miſſionsſtation Livingſtonia am Kap Maclear (Südende des Njaſſa-Sees) vorläufig aufgegeben iſt, und zwar wegen ihrer ungeſunden Lage. Den ganzen Tag über glüht während der heißen Jahreszeit die Sonne auf die nackten Felſen ringsum und Nachts ſtrahlen dieſelben die Hitze wieder aus, ſo daß die Miſſionare erſt gegen Morgen etwas Schlaf finden konnten und verſchiedene erkrankten und dem Fieber erlagen. Man hat deshalb die Station nach Bandawe, etwa in der Mitte der Weſtküſte des Sees gelegen, verlegt, hofft aber, ſie wenigſtens während der kühlen Jahreszeit wieder mit Miſſionaren beſetzen zu können. — Ein nicht minder trauriges Bild bietet die portugieſiſche Stadt Tete, Hauptſtadt einer Provinz, welche unweit weſtlich von Senna beginnt und bis acht Tagereiſen weſtlich von Zumbo, dem oberſten portugieſiſchen Poſten am Zambeſi, ſich erſtreckt. Als Livingſtone das im Jahre 1740 gegründete Tete paſſirte, war es eine lebhafte Stadt; unter ihrer handeltreibenden Bevölkerung, welche die Straßen erfüllte und von den Schwarzen Elfenbein, Gold und Sklaven eintauſchte, befanden ſich viele Europäer, zumeiſt Portugieſen. Jetzt herrſcht dort Schweigen und Einſamkeit; zu beiden Seiten ſieht man die zerfallenden Ruinen von Häuſern, die einſt von reichen Kaufleuten bewohnt wurden, und vielfach wuchern Indigo und andere Bäume auf früher bebauten Plätzen. Es leben dort etwa noch 30 Europäer und trauern über die verſchwundenen guten Zeiten. Der Elephant hat ſich weit ins Innere zurückgezogen, und wenn auch alljährlich Tauſende von Jägern mit Steinſchloßgewehren und Speeren Tete verlaſſen, ſo bringen ſie doch nur wenig Elfenbein nach

Hause, und ihre Ausbeute vermindert sich von Jahr zu Jahr. Die alte Kirche ist eingestürzt, und heute müssen die Jesuiten für ihre kleine Heerde in einer elenden Hütte Gottesdienst abhalten. Die Hitze ist in Tete ungemein drückend, namentlich während der Regenzeit, und das Fieber besonders beim Wechsel der Jahreszeit am schlimmsten.

— Die Regierung des Congo-Staates läßt angeblich an verschiedenen Stellen des großen Stromes Aufnahmen machen; so arbeitet Lieutenant Massari an dem rechten Congo-Ufer zwischen den Mündungen der Flüsse Alima und Ubangi. Eine topographische Abtheilung unter Lieutenant Junghers hat Banana vollständig aufgenommen und arbeitet nun an der Strecke Banana-Boma resp. Boma-Vivi. Der Schwede Hakanson hat eine Karte des Gebietes zwischen Mvinda (oberhalb Vivi) und der Station Isangila entworfen.

— Frankreich hat sich bekanntlich im Friedensvertrage mit den Howas auf Madagaskar die Umgegend der Bai von Diego Suarez abtreten lassen und zwar auf 1½ Meilen Entfernung nach Süden und Westen und auf vier Meilen nach Nordosten. Die Bai, von den Eingeborenen Antomboka genannt, schneidet etwas südlich von der Nordspitze Madagaskars tief und mit vielen Verzweigungen in deren Ostküste ein; sie soll eine schöne Rhede enthalten und für den Fall einer Unterbrechung des Verkehrs auf dem Suezkanale eine wichtige strategische Lage besitzen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Neu-Guinea-Kompagnie hat unter Leitung des Astronomen Dr. Karl Schrader eine auf zwei Jahre Dauer berechnete Expedition nach Kaiser-Wilhelm-Land abgehen lassen. Den Leiter, welcher früher der deutschen Polarstation auf Süd-Georgien vorstand und zuletzt Assistent der Hamburger Sternwarte war, begleiten Dr. Hollrung als Botaniker und Dr. Schneider als Geologe. Sie gehen über Queensland nach dem Finsch-Hafen, wo sie ihre Träger anwerben werden, deren Stamm die bereits im vorigen Sommer nach Neu-Guinea beförderten Malayen aus Soerabaja bilden sollen. Auch die Errichtung meteorologischer Stationen ist geplant.

— Die französischen Besitzungen im Stillen Oceane umfassen nach einem Berichte des Marineministers an den Präsidenten der Republik (d. d. 28. December 1885) die Gesellschaftsinseln, deren größte Tahiti mit der Hauptstadt Papeete ist, die Niedrigen oder Tuamotu-Inseln, den Tubnai-Archipel, Rapa, die Marquesas- und Gambier-Inseln. Sie haben zusammen eine Bevölkerung von etwa 25000 Einwohnern und ihr Budget für 1885 balancirt mit 1038240 Franken. Rapa, die Marquesas- und Gambier-Inseln waren direkt annektirt worden, so daß ihre Bewohner französische Unterthanen wurden; die anderen Inselgruppen dagegen, welche das Reich Pomares bildeten, wurden 1842 nur unter französischen Schutz gestellt und erst 1880 zu Kolonien erklärt. Damals trat an die Stelle des Kommandanten, welcher Frankreich am Hofe Pomares vertrat, ein Gouverneur, welchem ein Direktor des Inneren, ein Chef des Gerichtswesens und ein Verwaltungsrath zur Seite standen. Letzterer berieth das Budget und schrieb die Steuern und Zölle aus. Jetzt haben die Einwohner jener Archipele um Errichtung eines Generalraths (conseil général) und um eine regelrecht von der Regierung des Mutterlandes eingesetzte Verwaltung gebeten, und diesem Wunsche soll entsprochen werden, so daß in Zukunft die französischen Kolonien Oceaniens sich derselben liberalen Einrichtungen erfreuen werden, wie die anderen überseeischen Besitzungen.

Nordamerika.

— Die Historical Society zu Winnipeg hat der Kanadischen Regierung vorgeschlagen, die bedeutenden alten Mounds, welche in neuerer Zeit im Nordwesten gefunden worden sind, wissenschaftlich untersuchen zu lassen, ein Vorschlag, der durch die Presse des Landes mit Sympathie aufgenommen worden ist. Bei dieser Gelegenheit wurde darauf hingewiesen, daß diese „Mounds“ bald unter dem Pfluge der Farmer verschwunden sein werden, und daß, wenn dieser Fall einmal eintritt, man das beste Mittel verliert, um die Frage über die Herkunft der Mound-Builders zu entscheiden.

— Anfangs Februar hat der Senat der Vereinigten Staaten ein Gesetz angenommen, welches das jetzige Territorium Dakota unter dem 46. Breitengrade in zwei Hälften theilt, deren südliche unter dem alten Namen als 39. Staat in die Union aufgenommen werden, während die nördliche ein neues Territorium Lincoln bilden soll. Die Bill geht nun an das Repräsentantenhaus, wo ihr voraussichtlich Seitens der Demokraten Opposition gemacht werden wird.

— Die Nordamerikaner gehen jetzt ernstlich daran, die großen Quantitäten von Alkalien nutzbar zu machen, welche die Seen der westlichen Gebirgsbecken enthalten. Aus den Sodaseen von Wadsworth in Nevada gehen schon bedeutende Quantitäten Soda nach San Francisco. Auch Mono Lake und Owens Lake sind durch Eisenbahnen aufgeschlossen; der erstere allein enthält nach einer ungefähren Vermessung über 200 Millionen Tonnen Salze (Chlorkalium, Chlornatrium, kohlensaures und schwefelsaures Natron). Die Chlorkaliumseen im südlichen Oregon werden noch von keiner Eisenbahn berührt; sie enthalten circa 26 Tausendstel Salze, davon fünf Siebentel Chlorkali, und dabei ist Abert Lake allein 15 Miles lang und fünf breit. Der große Salzsee in Utah enthält beinahe 150 Tausendstel feste Salze und kann unendliche Mengen von Kochsalz und schwefelsaures Natron liefern; letzteres läßt sich im Winter sehr bequem gewinnen, da es sich ausscheidet, sobald die Luft über dem See sich stark abkühlt; der See beginnt dann sich zu trüben und bei zunehmender Kälte — man hat schon — 20° F. = — 25° R. am See beobachtet — werden Tausende von Tonnen Salz ans Ufer geworfen. Ist einmal die Mormonenherrschaft beseitigt, so wird man auch diesen Schatz nicht mehr lange unbenutzt lassen.

Südamerika.

— Die Thouar'sche Expedition nach dem Pilcomayo (siehe oben S. 96) ist schon beendet. Nach Berichten vom Anfang December folgte sie dem rechten argentinischen Ufer des Flusses, hatte mehrere Zusammenstöße mit feindlichen Indianern und setzte, nachdem sie 80 Leguas zu Lande zurückgelegt hatte, ihre Reise auf selbstgezimmerten Booten fort. Anfangs December wurden die „Bañados“ unweit der bolivianischen Grenze erreicht, wo sich der Fluß in zahlreiche Arme theilt und Sümpfe bildet; dieses Gebiet hat Thouar aufgenommen, ebenso wie die schon früher von ihm besuchten Stromschnellen (s. Abbildung „Globus“ Bd. 48, S. 53), welche nach seiner Ansicht für die Schiffahrt kein Hinderniß bieten.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. VIII. (Mit fünf Abbildungen.) — de Dobbeler: Die Samojeden. I. — A. Freiherr von Hammerstein: Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete. I. — Die Santoninfabrikation in Turkestan. — Nekrologe. — Kürzere Mittheilungen: Die Folgen der russischen Okkupation von Achal und Merw. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 10. Februar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 12.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reiſe im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

IX.

Ko. Am 10. Oktober kamen die Geſſerkudeh und Ellaï zurück und ſetzten ſich, ihrem Verſprechen getreu, ſofort mit dem Reiſenden, dem der geizige Sultan gern ihre Bewirthung überließ, in Verbindung. Beſonders der Chef der Geſſerkudeh — unſere Abbildung zeigt einen ſeiner Untergebenen nach einer Photographie — benahm ſich ſehr freundlich; der Gouverneur und Salem hatten ihn völlig gewonnen und er ſtellte Révoil den beſten Empfang bei ſeinem Sultan und Empfehlungen deſſelben an deſſen Nachbar und intimen Freund, den Chef der Galla Arrufi, in Ausſicht. Die einzige Schwierigkeit liege in der Paſſage des Gebietes der Rahuin, das Gelidi von dem der Ellaï von Ganane trennt; dann könne man ohne alle Schwierigkeit zu den Gallas und mit einer ihrer regelmäßigen Karawanen nach dem großen Marktplatze Harrar gelangen. Endlich ſchienen alle Schwierigkeiten beſeitigt, auch Omar Juſſuf ſtimmte zu und verlangte nur noch einen kurzen Aufſchub bis nach dem großen Beiram, deſſen Feier binnen wenigen Tagen beginnen ſollte. Er forderte ſogar die Fremden auf, ihre Karawane, die vorläufig bei Meriri, etwas weiter unten am Web, lagerte, nach Gelidi zurückzuführen, um von dort gemeinſam aufzubrechen.

Die Stunde der Erlöſung ſchien endlich zu ſchlagen; Révoil kaufte gern einen prächtigen Stier und den größten Hammel zum Abſchiedsmahle für ſeine Eskorte; dabei ſollte der Vertrag nach Somaliſitte auf den Koran beſchworen werden. In aller Eile wurden mit Julian die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Madi Nur, der ehemalige Heizer der Meſſagerie-Dampfer, der als Diener fungiren ſollte, war mit dem empfangenen Vorſchuſſe durchgebrannt; an ſeiner Stelle wurde Shuma engagirt, ein Suaheli und ehemaliger Soldat des Sultans von Zanzibar, der als ſolcher die Kämpfe gegen Mirambo mitgemacht hatte und das Arabiſche wie die Somaliſprache gleich gut verſtand; er hatte Révoil's Aufmerkſamkeit durch ſeine Güte gegen die armen Sklaven erweckt, denen er, ganz abweichend von den Somalis, im Stillen allerlei Wohlthaten erwies.

Auch Révoil begrüßte den Anbruch des großen Beiram mit einigen Freudenſchüſſen und beſuchte pflichtſchuldigſt die Moſchee von Rareile. Aber ſeine Frömmigkeit ſollte ihm nicht helfen; die Gobrons verſammelten ſich bei ihrem Scheich und beriethen über ſeine Abreiſe, aber ſie konnten ſich nicht einigen und hoben die Verſammlung auf, ohne zu einem Beſchluſſe gekommen zu ſein. Dann kam der Kameelhirte und verlangte ſein Feſtgeſchenk, und da er die geforderten 10 Piaſter nicht erhielt, führte er ſeine Thiere vor das Haus des Reiſenden und kündigte ſeinen Dienſt auf. Es blieb nichts übrig, als nachzugeben. Aber das Schlimmſte kam erſt. Ali Abdikero führte einen ehemaligen Sklaven des Sultans Achmed Juſſuf herbei, der von dem biederen Shibraïl als Helfer bei dem Mordplane engagirt worden war, den er alsbald nach dem Aufbruche der Karawane ins Werk zu ſetzen beabſichtigte; er ſelbſt und ſein Bruder Osman Hadſchi wollten die Todesſtreiche führen und an der Spitze der ganzen Verſchwörung ſtand Mude Juſſuf, der Bruder des Sultans. Révoil wollte alsbald den Sultan

benachrichtigen, aber in demſelben Augenblicke ließ ihn dieſer rufen und theilte ihm mit, ſein Bruder wie ſeine ſämmtlichen Verwandten wollten die Abreiſe nicht dulden, er habe ſich mit ihnen entzweit und werde nun, obſchon er ſeit 10 Jahren ſeine Hütte nicht verlaſſen habe, ſelbſt zu Eſel ſteigen und die Karawane führen. Auch ſeine Frau führte eine pathetiſche Scene auf, in welcher ſie nochmals die beiden Franzoſen für ihre Kinder erklärte, und ſoweit ſchien Alles wieder gut.

Aber nun gab es wieder Konflikte zwiſchen den Bewohnern von Gelidi und denen von Mereri, wo die Karawane vorläufig einquartiert war, und wieder wurden endloſe Verhandlungen nöthig, die den Aufbruch verhinderten. So verging wieder eine Woche und Révoil konnte ſie nicht anders hinbringen, als indem er mit einem Somali, der für den beſten Bogenſchützen im Lande galt, auf die Jagd ging. Von demſelben wurde folgende romantiſche Geſchichte erzählt. Als er jung war, lebte am Web ein Somali-

Ein Geſſerkudeh. (Nach einer Photographie.)

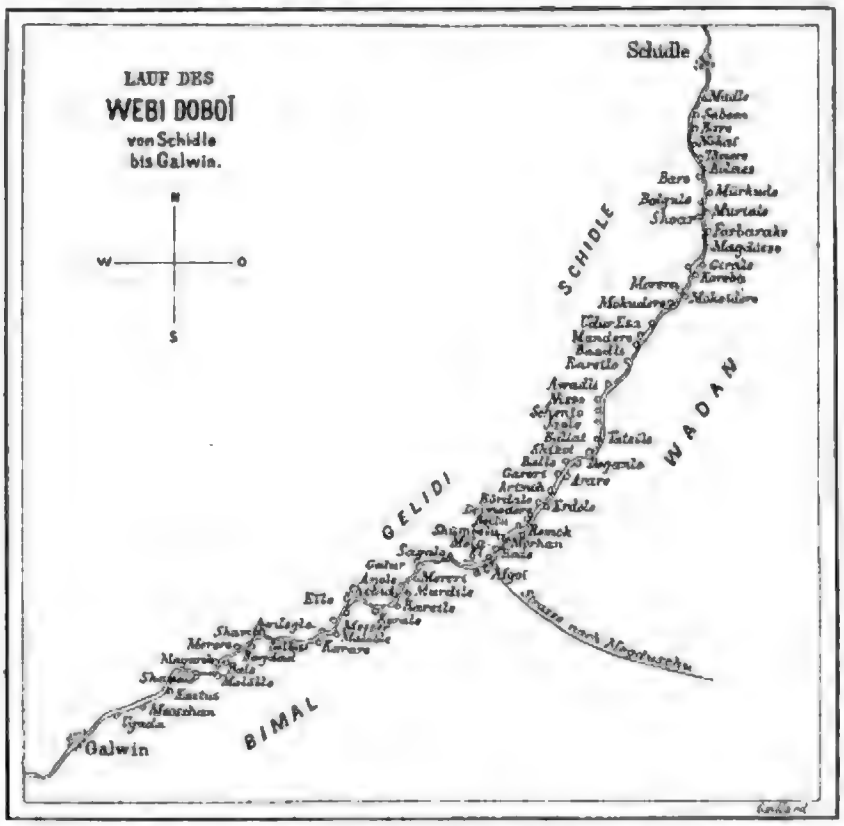
Der beſte Bogenſchütze von Gelidi. (Nach einer Photographie.)

mädchen von ſo wunderbarer Schönheit, daß die geſammte Jugend von Gelidi ſich um ſie bewarb. Sie verſprach endlich ihre Hand Demjenigen, der mit demſelben Pfeile die Pfote und das Ohr einer Gazelle treffen könne. Révoil's Führer unternahm es, das Unmögliche möglich zu machen. Aus einem Hinterhalte ſchoß er einen Pfeil auf eine Gazelle ab, ſo daß er ſie nur ganz leicht am Ohre ſtreifte, und als ſie die Pfote hob, um das Inſekt, von dem ſie ſich geſtochen glaubte, zu verjagen, ſandte er den zweiten Pfeil, nagelte damit die Pfote und das Ohr an den Kopf und gewann ſo die Helena des Somalilandes. Jedenfalls war er ein ganz vorzüglicher Schütze und Révoil hatte ihm manchen ſeltenen Vogel zu danken; nur zur Jagd auf die Marabuts ließ er ſich nicht verwenden, es wäre ihm eine Schande geweſen, einen dieſer für unrein geltenden Vögel zu tödten, die im Dorfe häufig genug waren und dort etwas Straßenpolizei ausübten. Révoil erlebte übrigens bei einem dieſer Ausflüge ein Abenteuer mit einem gereizten Weſpen-

ſchwarme, das in ſeiner Art noch unangenehmer war, als das mit dem Schreiadler, und ihn für ein paar Tage an jeder Thätigkeit verhinderte.

Ein heftiger, zweitägiger Gewitterſturm mit ſintfluthartigem Regen kündigte den Beginn der Regenzeit an; Gelidi verwandelte ſich in einen großen Moraſt, in deſſen lehmigem Boden Menſchen und Thiere kaum vorwärts kommen konnten. Der Web wurde in wenigen Stunden zu einem gewaltigen Strome, der Bäume in großer Menge mit ſich führte; das ganze Quartier el-Rode wurde durch einen von der Höhe herabſtürzenden Wildbach überſchwemmt und von ſeinem vieljährigen Schmutze gereinigt. Die Somalis jubelten und begrüßten die Befeuchtung ihrer Felder mit Tänzen, wenn auch nicht in ſo lärmender Weiſe, wie ihre Landsleute in Mörka.

Révoil war weniger erfreut, denn während der Regenzeit konnte man kaum an die Bildung einer Karawane denken; der ganze Boden bis nach Dafit iſt Thonboden, in welchem ein beladenes Kameel bei dieſem Wetter unmöglich fortkommen konnte. Trotzdem hielt der Scheich daran feſt, daß wenigſtens ein Theil der Karawane unter Abdi Abdikero und Hali Hamed mit den Waaren aufbrechen ſollte, während der Reiſende mit nur wenigen Laſtthieren, aber einer guten Eskorte, kurz darauf folgen würde. Vorläufig war er aber durch das ſchauderhafte Wetter auf die nächſte Umgebung ſeiner Hütte beſchränkt und auf die Geſellſchaft ſeines getreuen Julian, der nunmehr ſeit vier Monaten die Wohnung nur dreimal auf ganz kurze Zeit verlaſſen hatte. Er lebte in ſtetem Kampfe mit der durchtriebenen Jugend, welche Löcher in die Hüttenwände bohrte und der beſonders die Spiritusflammen unter der Kaffeemaſchine immer neues Staunen abnöthigte. Ihre Berichte



erweckten bei den Somalis den Argwohn, daß Julian in ſeiner Abgeſchiedenheit ſich mit Goldmacherei beſchäftige, und gar nicht ſelten kamen Einzelne und wollten um jeden Preis dieſe Kunſt erlernen; dem Sultan gab das Gerücht natürlich wieder Anlaß zu neuen Erpreſſungen.

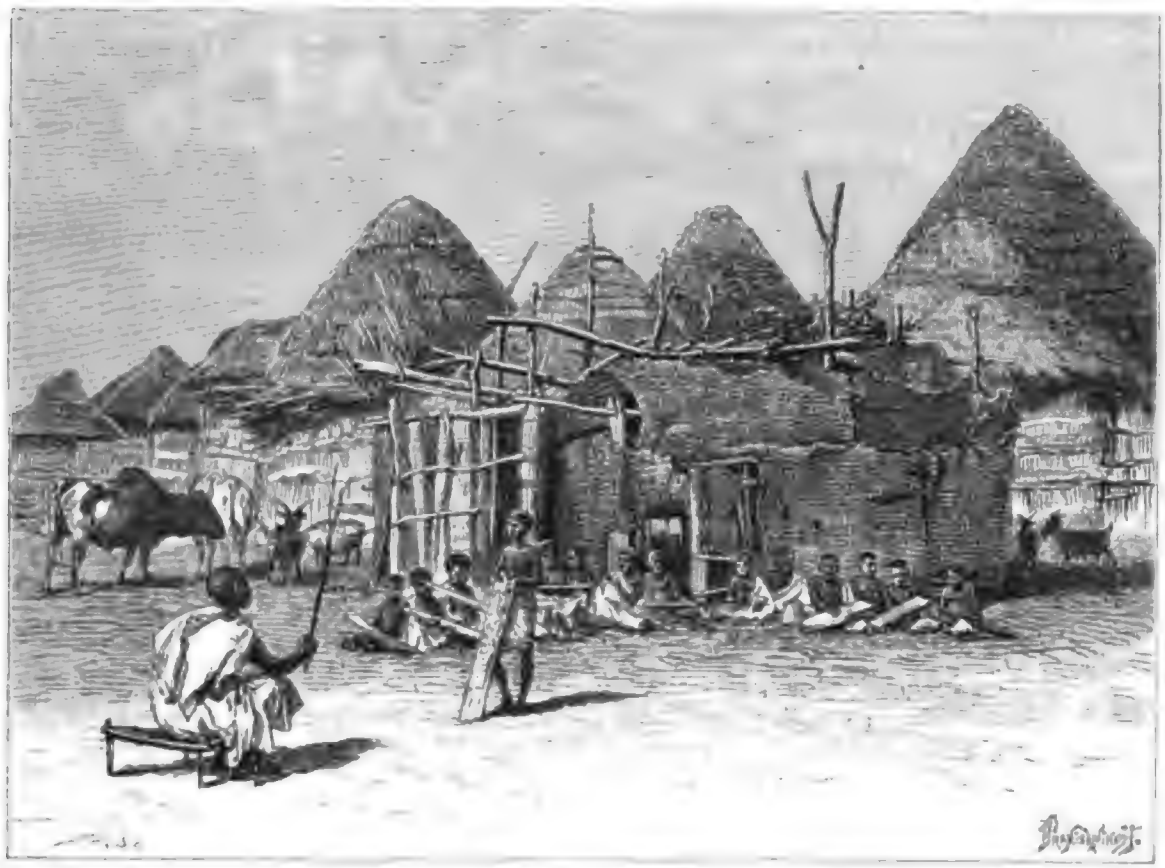
War die Jagd nach außen abgeſchnitten, ſo wurde ſie im Hauſe dafür um ſo beſſer; ungeheure Ratten niſteten im Dachſtroh, Tauſendfüße und Spinnen waren zuthunlicher, als den Reiſenden lieb war, und eines Morgens fand Julian im Laboratorium ſogar eine prächtige Viper, die natürlich bald in ein großes Glasgefäß wanderte, das ſchon verſchiedene Artgenoſſen enthielt.

Einige Unterhaltung bot eine benachbarte, von einem Kameele getriebene Seſammühle, in welcher Omar Juſſuf das nöthige Oel bereiten ließ; ſie war, wie unſere Abbildung zeigt, von derſelben Konſtruktion, wie die früher in Mogduſchu beſchriebene. Die nöthigen Seſamvorräthe waren in den nächſten Hütten aufgeſpeichert, während Mais und Durrah, wie immer bei den Somalis, in unterirdiſchen Höhlungen (Silos, hier Defra genannt) aufbewahrt wurden; um die Körner vor der Berührung mit den Lehmwänden zu ſchützen, kleidet man dieſe Höhlen ſorgfältig mit Rohr aus. Sie ziehen natürlich eine Maſſe wühlender Nagethiere an und unter dieſen fand Révoil zu ſeiner freudigen Ueberraſchung als das häufigſte den faſt verſchollenen Heterocephalus glaber Rüppel, von dem bisher nur das einzige im Frankfurter Muſeum aufbewahrte Originalexemplar bekannt war. Das Thierchen, das wir in halber Lebensgröße abbilden, fand ſich in Unmenge in den Höfen des Dorfes, es führt, wie der Maulwurf, ein vollſtändig unterirdiſches Leben und verräth ſich nur durch die überall aufgeworfenen Haufen, die faſt wie das Modell eines Vulkankraters ausſehen. Von den Somalijungen lernten die Reiſenden bald, wie man die Thierchen zu fangen hat; ſie

Selam-Mütze. (Nach einer Photographie.)

lauerten ihnen, mit einer langen spießartigen Nadel bewaffnet, auf, wenn sie einen neuen Haufen aufwarfen, und durchbohrten sie mit einem geschickten Stoße [1]).

Der 24. Oktober kam und noch immer war kein Anfang zur Ausrüstung der Karawane gemacht. Von Ganane kam ein Verwandter des dortigen Scheichs, Eden Asseno, um sich zur Verfügung des Reisenden zu stellen, aber nun weigerte sich Abdi Abdikero, mit der Karawane allein voranzugehen. Jetzt änderte Révoil seine Taktik. Mit aller Bestimmtheit erklärte er dem Sultan, daß er, wenn nicht bis zum 30. Oktober der Aufbruch erfolge, auf die Reise überhaupt verzichte. Er werde dann Julian mit allem Gepäck nach Mogduschu zurückschicken, selbst aber Gelidi nicht eher verlassen, als bis er den letzten Heller, den der Sultan ihm abgepreßt, wieder zurückerhalten habe. Aber auch das half nicht viel, doch wurden die Aeltesten der verschiedenen Stämme von Gelidi zu einer neuen Berathung zusammenberufen. Alle sahen ein, daß die Gelidis sich gegenüber den Somalis von Hamarwin und Mogduschu lächerlich machen würden, wenn sie den Reisenden nicht nach Ganane führen könnten, nachdem sie einmal die Verpflichtung übernommen, und sie erkannten auch an, daß die beiden Fremden sich durchaus richtig benommen und den Aman nicht ein einziges Mal verletzt hätten. Also entschloß man sich, zunächst einmal den Dafit und den Ellaï je einen Stier zu senden und freien Durchzug für die Karawane zu verlangen; für die Alten in Ganane wurden zwei Kameelladungen Stoffe als Geschenk in Aussicht genommen. Omar



Koranschule.

Jussuf, dessen Eigenliebe durch die Stichelreden seiner Stammesgenossen schwer gekränkt war, schwur, daß er seine Gastfreunde bis nach Armedo oder Bur Heibi begleiten und dort bleiben würde, bis er sie sicher in den Händen von Osman Asseno in Ganane wisse. Noch in derselben Sitzung schrieb er einen Brief an Salem und den Gouverneur von Mogduschu und verlangte von ihm vier Soldaten als Ehrengarde und zwei Fäßchen Pulver, um im Namen des Sultans von Zanzibar die nöthigen Ehrensalven abgeben zu können; dann gab er dem Kameelhirten den gemessenen Befehl, die Thiere für den 3. November bereit zu halten.

Omar Jussuf hatte nun, wo seine Eigenliebe so sehr ins Spiel kam, den besten Willen, aber es kamen noch Unannehmlichkeiten genug. Eines der besten Lastthiere wurde gestohlen, was allein schon wieder einen Aufschub von ein paar Tagen veranlaßte; dann verlangte der Scheich, daß Révoil die beiden Ladungen Stoffe bezahlen solle, die er zum Geschenke für Osman Asseno in Ganane bestimmt hatte; endlich betrieb Osman Hadschi Ibrahim ganz offen die Bildung einer Bande, welche die Karawane plündern und die Reisenden tödten sollte. Die meisten Somalis erklärten sich zwar gegen ihn und schließlich wurde er gezwungen, seine Hetzpredigten in den Moscheen einzustellen,

[1]) Ziemlich gleichzeitig mit Révoil hat auch der englische Reisende Lord Philipps das Thier im centralen Somalilande bei Ogadein aufgefunden und beschreibt die Art, in welcher es stößt, genauer; es wird von den dortigen Somalis Farumfer genannt und in derselben Weise gefangen wie in Gelidi.

aber immerhin noch er Anfänger genug. Bekanntlich schickt sich ihm Dunois Ungeduld, der sein Ziehen bei Guinevere gesehen, und er thut nun den Schritten des Reiterchen seine Gnade und Gunst entgegenkommen, und sie lassen zu Ingern, machen sich mit ihm bekannt und hatte Inger geschworen, seine Treue zu verdienen, wenn er den Reiterchen nicht mit eigener Hand niederstieße. Inzwischen hatte er mit Nimmi in Gnaden gesprochen und heimlichen Verkehr, aber nun gewannen die Conspiration bei heimlichen Haltens meiner Gnaden auf ihn. — Inzwischen hielt Nimmi meiner mit Hannah und Philipp Maria, welche auch eben erwähnte Nimmi gegen ihn geplant hatten, und welches den Ingern Inger in seiner Meinung in Verlegen.

Meisterconfusion glaube.

Und dem Ding hatte kommen Dunois und Dunois'chen beschlossen, welche der beiden, Philipp von der Donnaise genannt, unter seinen Hannah stützt, und Verfahren war natürlich ganz wie in unseren nahezuschlossen Kindern auch, als Tabula Meisters Meister, und welche ihn zu ironischen Alexanderie geschehen wurden. — Tertiäre Sang gab ihm Gregorie

hört, dem Hegelianer sind angeborene Ideen folgenweise. Die Idee, in ein wenigen Unterricht eingeteilt, ihn auf einen Irrgehalten, sie verlassen mit einem Ideen hatte man mit Wiederholungen bedacht, von den Vorgeübten der Vorgehaltenen entfernt waren. Neben der Idee stand aufrecht der Wissbegierde und rückwärts das Ideen mit die Zeichenschaften des Verfahrens, mittlerweile der Examengeistige auf der Seite standen und Schritt und Sprung wurden unter ihnen besprochen, die Verübergehenden den Ausfall Kraft der Verfolgung einer Idee sprach der Ideales die nötigen Ideen und das Begreiflich erlegte ganz zu bestehen Weise, wie es unseren nachsommenschaften Kindern auch.

Trotz der Anfängerung hatte es Gregorie mit seinen Ideen nicht leicht, und seine Ideen sind nicht Verwirrungen schwer, als bei einer Turnen um ein Trabungen gegen die Schätzlinge der Meinen bis Meinen und Meinen. Die Ideen der Zeichenmeisterschaften mußten natürlich Meinen.

Die Samojeden.

Von der Todtenfeier.

II.

Da bei Nagel werden breit Meisterinnen und Schüler gefunden, und da beschlossen wird, mit den Werken, Ehrfurcht und Maal gelegt werden Namen, in hinzen Haft heben und Weise gebracht und mit Namen hoß am Boden gehaltene Feder. Unmittelbar gelenkt wird aus hast sieht gebrachte Men mit einander langen Verbindungen. Zwei zweite Men ist an dem Baumgange bei ersten, und beide an dem Haupt beschäftigt. Man beginnt Grunde und weil bei Fingerlosen beweglich in Ringen Ringen, welche vorn am Handgelenke mit Schnüren und Bändern an den Armen hin anderen gezogen. Zum Schlusse Ruhe warum, indem bei übrigen mit kleinen einer Schöpfe Linie, weil jeder gut anstellt. Die Schüler beim Stehen warum der Name und die Erhebung, weil die Begriffe zu den Duft, in Fingern sie mit ihren Meisterinnen über den Schwierigkeiten.

Unentbehrlich bei Leitung bei Meisterin ist ferner ein sehr langer Stock, beim Aufsteht unserer Seite mit einer starken Schnürkopfe versehen ist und beim Abgehenden obenauf Ende einen mäßig großen Knopf trägt. Die Schwierigkeiten bient zum Schlage gegen Raubthiere, besonders gegen Wölfe. Diesen Stocken und Knoppen hat der Samojede seinen Namen beim Reisen in der Hand, in Zeit bei einem Spitze befinden sich immer kleinen Stöcke befestet, weiterrolt er mit dem und dem Spitze befestigten Knopfe die Rentieren

Stocke natürliche Größe.)

Ende des Stockes ist ein Ring angebracht, durch welchen ein Riemen gezogen wird, der dem Schlitten zum Ziehen dient. Dieser Riemen ist 3 Meter lang und besteht aus einem Stücke Rentierfell, das in Streifen geschnitten und dann zusammengenäht wird. Der Schlitten ist 1 Meter lang, 0,5 Meter breit und 0,5 Meter hoch. Er besteht aus zwei Kufen, die vorn aufgebogen sind, damit sie beim Fahren nicht im Schnee stecken bleiben. Die Kufen sind durch Querhölzer miteinander verbunden. Auf diesen Querhölzern ruht der Boden des Schlittens, der aus Stäben oder Riemen besteht. Die Seitenwände sind aus Rentierfell hergestellt. Sie werden durch Stäbe gestützt, die an den Querhölzern befestigt sind. Vorn und hinten ist der Schlitten offen. Der Schlitten wird mit Rentierfellen ausgelegt, damit der Reisende es bequem hat.

Der Schlitten wird von einem Rentier gezogen, das vor die Deichsel gespannt wird. Das Rentier trägt ein Geschirr, das aus einem Kummet, einem Brustriemen und einem Bauchgurt besteht. Der Kummet ist ein Riemen, der um den Hals des Rentiers gelegt wird. Der Brustriemen geht über die Brust des Rentiers und ist mit dem Kummet verbunden. Der Bauchgurt geht um den Bauch des Rentiers und ist ebenfalls mit dem Kummet verbunden. Die Zügel sind an dem Kummet befestigt. Sie werden durch Ringe geführt, die an den Seiten des Kummets angebracht sind. Der Kutscher sitzt auf dem Schlitten und lenkt das Rentier mit den Zügeln.

Die Rentiere werden im Winter mit Moos gefüttert, das sie unter dem Schnee hervorscharren. Im Sommer fressen sie Gras, Kräuter und Blätter. Sie trinken Wasser, das sie aus Bächen und Flüssen schöpfen. Die Rentiere werden von den Samojeden gezähmt und dann zum Ziehen des Schlittens benutzt. Sie werden auch gejagt, um ihr Fleisch, ihre Haut und ihr Geweih zu gewinnen. Das Fleisch ist eine wichtige Nahrung für die Samojeden. Die Haut wird zu Kleidern, Decken und Zelten verarbeitet. Das Geweih wird zu Messergriffen und anderen Gegenständen verarbeitet.

Die Samojeden sind ein Volk, das in der Nähe des Polarkreises lebt. Sie wohnen in Zelten, die aus Rentierfellen hergestellt sind. Diese Zelte werden im Winter und im Sommer bewohnt. Im Winter sind sie dicht mit Schnee bedeckt, damit sie warm bleiben. Im Sommer sind sie offen, damit die Luft hindurchziehen kann.

Die Samojeden leben von der Jagd und von der Zucht der Rentiere. Sie jagen Wölfe, Bären, Füchse und Vögel. Sie fangen auch Fische in den Flüssen und Seen. Sie essen das Fleisch der Rentiere roh oder gekocht. Sie trinken das Blut der Rentiere. Sie machen aus der Milch der Rentiere Käse.

Die Samojeden sind ein friedliches Volk. Sie leben in Frieden mit den Russen, die ihr Land besitzen. Sie zahlen den Russen Steuern in Form von Fellen und Fischen. Sie haben keine Waffen außer Messern und Speeren. Sie kämpfen nur, wenn sie angegriffen werden.

Die Samojeden haben eine eigene Sprache. Sie gehört zu der finnisch-ugrischen Sprachfamilie. Sie ist mit der Sprache der Finnen und der Ungarn verwandt. Die Samojeden haben keine Schrift. Sie überliefern ihre Geschichte und ihre Sagen mündlich von Generation zu Generation.

Die Samojeden glauben an viele Götter. Sie verehren die Sonne, den Mond, die Sterne, den Donner, den Blitz, den Wind, den Regen, den Schnee, den Frost, die Berge, die Flüsse, die Seen, die Bäume, die Tiere und die Menschen. Sie haben auch einen Gott des Todes, der Unterwelt und der Hölle. Sie opfern den Göttern Rentiere, Pferde, Hunde, Vögel, Fische, Brot, Milch, Käse, Butter, Bier, Wein und Branntwein. Sie bauen den Göttern Tempel und Altäre. Sie feiern den Göttern Feste und Opferfeste.

Die Samojeden haben Priester und Priesterinnen. Sie heißen Schamanen und Schamaninnen. Sie sind Zauberer und Zauberinnen. Sie können mit den Geistern und Dämonen verkehren. Sie können Krankheiten heilen und Unglück abwenden. Sie können auch Krankheiten und Unglück verursachen. Sie können Regen machen und Wetter machen. Sie können in die Zukunft sehen und Weissagungen machen.

Die Samojeden haben Totenfeiern. Sie begraben ihre Toten in der Erde oder in Särgen. Sie legen ihnen Kleider, Waffen, Werkzeuge, Geschirr, Speise und Trank mit ins Grab. Sie glauben an ein Leben nach dem Tode. Sie glauben an eine Seelenwanderung. Sie glauben an Himmel und Hölle. Sie glauben an Belohnung und Strafe.

Die Samojeden haben Hochzeiten. Sie heiraten meistens innerhalb ihres Stammes. Sie kaufen ihre Frauen von den Eltern. Sie zahlen den Eltern einen Brautpreis. Der Brautpreis besteht aus Rentieren, Pferden, Hunden, Vögeln, Fischen, Brot, Milch, Käse, Butter, Bier, Wein und Branntwein. Sie feiern Hochzeitsfeste. Sie tanzen und singen dabei. Sie essen und trinken dabei. Sie machen Geschenke dabei.

Die Samojeden haben Kinder. Sie lieben ihre Kinder. Sie pflegen ihre Kinder. Sie erziehen ihre Kinder. Sie lehren ihre Kinder die Sitten und Gebräuche ihres Volkes. Sie lehren ihre Kinder die Religion ihres Volkes. Sie lehren ihre Kinder die Sprache ihres Volkes. Sie lehren ihre Kinder die Geschichte ihres Volkes. Sie lehren ihre Kinder die Sagen ihres Volkes.

Die Samojeden haben Krankheiten. Sie werden von Ärzten und Ärztinnen behandelt

Boden 2 cm, die Wände 1 cm ſtark. Im Inneren ſind keine Sitze, wohl aber vier bis ſechs Querhölzer, welche etwas unter den Kanten des Bootes eingelaſſen und durch kleine Holzpflöcke befeſtigt, dazu dienen, demſelben eine größere Feſtigkeit zu geben. Entſtehen Spalten im Boote, ſo werden dieſe ebenfalls mit Weidenzweigen oder Baumwurzeln dicht gemacht, ſo daß ein altes Boot oft wie zuſammengenäht ausſieht. Am beſten kann man ſich ein Bild von dieſen Böten machen, wenn man eine Erbſenſchote aus einander biegt und derſelben durch kleine, zwiſchen die beiden Schalen geſtellte Holzſtäbchen die Form eines Bootes giebt.

Die Ruder ſind entweder einfache, mit einer länglichen, etwas gebogenen Ruderſchaufel verſehene, oder Doppelruder mit zwei kurzen Schaufeln und den ſchon bekannteren Eskimorudern ähnlich.

Schon einmal habe ich erwähnt, wie geſchickt die Samojeden mit dieſen kleinen, zierlichen Böten umzugehen wiſſen, ſie oft ſchwer beladen und mit ihnen einem nicht unbedeutenden Wellenſchlage Trotz bieten können. Beim Rudern liegen ſie mit den Knieen auf einem Weidenbündel und bewegen das Ruder von einer Seite zur anderen. Derjenige, welcher mit dieſen Böten nicht umzugehen verſteht und ſich hineinwagt, wird bald ein unfreiwilliges Bad nehmen. Findet man bei den Samojeden größere Segelböte, ſo haben ſie dieſelben von den Ruſſen erhalten.

Schon früher erwähnte ich, daß dieſes Volk nur das Meſſer, das Beil und die Nadel als Werkzeuge gebraucht. An ihrem Zelte, an ihren Schlitten und Böten wird man keinen eiſernen Nagel, nichts durch Leim verbunden finden. Alles bekommt ſchon durch die Art und Weiſe, wie es in einander gefügt wird, Halt, und wo nachgeholfen werden muß, geſchieht dieſes durch kleine Holzpflöcke. Den Samojeden kommt hierbei das außerordentlich feſte, zähe und biegſame Holz des dort befindlichen Lärchenbaumes ſehr zu Hilfe.

Die zu den Zelten gehörigen Stangen und Bretter, die Schlitten, Böte und Ruder ſind aus Holz hergeſtellt. Der Knopf auf der Speerſtange, die vorn am Schlitten befeſtigten Doppelringe, in welchen die Zugriemen liegen, ſind entweder aus Holz oder aus Bein geſchnitzt. Die am Kopfe liegenden, zum Zaume gehörigen Lenker ſind immer aus Bein hergeſtellt. Es werden hierzu Renthierknochen, Mammuthknochen, Mammuthzähne und Walroßzähne genommen. Die Riemen am Renthiergeſchirre ſind von der Haut des wilden Renthieres, des Walroſſes, der Delphine und anderer Thiere. Der Halsgurt iſt aus den noch mit Haaren verſehenen Fellen des Eisbären, des braunen Bären oder anderem hierzu paſſenden Materiale gemacht. Die Bauchgurte beſtehen faſt immer aus gegerbtem Rindleder, welches durch Handel erworben wird.

Vor den Männerſchlitten eines wohlhabenden Samojeden werden vor allen Dingen drei ausgezeichnete Renthiere geſpannt. Die an den Zäumen derſelben befindlichen Lenker ſind theilweiſe aus Mammuthzähnen hübſch geſchnitzt und gefärbt. Die Zaumriemen ſind mit langen, roth, braun oder gelb gefärbten Lederfranſen geſchmückt. Die Halsgurten beſtehen aus dem mit langen weißen Haaren verſehenen Felle des Eisbären. Die aus gegerbtem Rindleder hergeſtellten Bauchgurte ſind mit Meſſingknöpfen verziert; an der des Leitrenthieres befindet ſich ein Haken, in welchem der Lenkriemen liegt. Verbunden ſind die Renthiere durch blanke Meſſingketten. Die Doppelringe am Schlitten und der Knopf auf der Speerſtange ſind aus den elfenbeinliefernden Zähnen des Walroſſes geſchnitzt. Auf dem Schlitten liegt ein ſchneeweißes Renthierfell und an der Seite deſſelben hängt im ledernen Gewehrhalter ein Gewehr.

Die Samojeden beſitzen außer dem Renthiere und dem Hunde kein anderes gezähmtes Thier. Es iſt bekannt, wie unentbehrlich den nordiſchen Völkern das Renthier iſt; weil aber ſchon viel darüber geſchrieben worden, erwähne ich möglichſt wenig.

Die verſchnittenen Thiere, welche, wie unter den Rindern die Ochſen, einen großen Theil der Renthierheerden bilden und zur Arbeit, beſonders zum Ziehen ſchwererer Laſten gebraucht werden, ſind die größten und ruhigſten. Dieſe Thiere haben von der Schnauzenſpitze bis zum Schwanze eine Länge von 1 m 87 cm und vom Boden bis zum Geweihe eine Höhe von 1 m 20 cm. Das Geweih iſt 62 cm hoch, alſo beträgt die Höhe vom Boden bis zur Spitze des Geweihes 1 m 82 cm. Das Geweih derſelben iſt zwar ſehr groß und hat oft 20 Enden, aber es iſt ſelten hübſch und regelmäßig. Die männlichen Renthiere, welche in geringer Anzahl gehalten werden, ſind ein wenig kleiner, aber natürlich viel lebendiger und geſchmeidiger. Beſonders hübſch ſind die weiblichen Renthiere; ſie ſind bedeutend kleiner als das beſchriebene, aber ungemein beweglich und ausdauernd, auch ihr Geweih iſt zwar klein, aber ſehr regelmäßig und feſt. Wenn die Samojeden das Alter eines Rens beſtimmen wollen, ſo ſehen ſie nach den Zähnen.

Die Hunde der Samojeden ſind kleine, muntere und gelehrige Thiere. Sie werden niemals zum Ziehen benutzt, ſondern dienen hauptſächlich zum Hüten und Zuſammentreiben der Renthiere und werden auch ihres Felles wegen gehalten. Ihre Länge beträgt 67 cm, ihre Höhe 38 cm, wenige ſind größer oder kleiner. Ihre Farbe iſt hellgelb, ſelten ſchwarz oder ſchwarz und weiß. Dieſe Hunde werden, wenn ſie den Fiſchern gehören, nur mit rohen Fiſchen ernährt. Sie bellen viel; die Tollwuth kommt, wenn auch ſelten, im Sommer wie im Winter unter ihnen vor.

Die Erwerbszweige der Samojeden ſind ausſchließlich Renthierzucht, Jagd und Fiſcherei. Wenn auch jeder Samojede Hirt, Jäger und Fiſcher in einer Perſon iſt, ſo beſchäftigen ſich doch die wohlhabenden mehr mit Renthierzucht, die ärmeren mehr mit Jagd und Fiſcherei und das Ziel aller wird immer ſein, Beſitzer von möglichſt vielen Renthieren zu werden. Das Ren iſt ihr Hauptgut, ihr Kapital, und ſie berechnen auch alles in Renthierwerthen.

Das Klima und die Nahrungsſorge zwingt die Menſchen und die meiſten dort lebenden Thiere zu beſtändigen Wanderungen. Der Hirt hat fortwährend mit ſeiner Heerde zu thun, er muß ſie dahin führen, wo die beſte Weide, hauptſächlich das beſte Renthiermoos (Flechte), iſt und zieht im Frühjahr und Sommer mit ihr von Süd nach Nord, im Herbſt und Winter von Nord nach Süd. Beſtändig muß er auf ſie achten, ſie zuſammenhalten, ſie gegen Raubthiere, beſonders gegen Wölfe, ſchützen. Im leichten Schlitten mit den ſchnellſten Renthieren umfährt er die Heerde; mit dem langen Laſſo fängt er die widerſpenſtigen und jungen Thiere ein und lehrt ſie und gewöhnt ſie daran, den Schlitten zu ziehen. Der von ihm gebrauchte Laſſo iſt 21 m lang und von ſtarken Riemen feſt und künſtlich geflochten; an dem einen Ende deſſelben iſt ein aus Knochen geſchnitzter Doppelring befeſtigt, vermittels deſſen die Schlinge hergeſtellt wird. Die Speiſe der Hirten iſt Renthierfleiſch, die Milch dieſer Thiere benutzen ſie ſehr ſelten.

Der ſamojediſche Jäger folgt dem ebenfalls hin und her wandernden Wilde. Er beſitzt wohl ein altes, mit Feuerſteinſchloß verſehenes Gewehr, ſehr ſelten ein Perkuſſionsgewehr. Er verfolgt die Fährte der wilden Renthiere; ſieht oder vermuthet er ſolche in einiger Entfernung, ſo legt er ſich auf den Schnee nieder und kriecht langſam und mit

Ausdauer ſo nahe wie möglich heran. Hierbei bedient er ſich eines Brettes, welches er vorhält, um ſich zu verdecken. Dieſes Brett hat ein halbmondförmiges Loch, durch welches der Jäger das Wild beobachtet und, ſobald er nahe genug herangekommen iſt, das Gewehr legt, um zu ſchießen. Immer wird auch ein Bogen im Beſitze des Jägers ſein und fehlt ihm das Gewehr, welches häufig der Fall iſt, oder hat er keine Munition mehr, ſo muß Bogen und Pfeil allein genügen; kleineres Wild wird ausſchließlich nur mit letzterer Waffe erlegt. Der Bogen der Samojeden iſt über 2 m lang, groß und ſtark, er iſt in der Mitte, da wo der Pfeil aufgelegt wird, ein wenig nach innen gebogen und mit ſtarker Sehne verſehen. Die 80 cm langen Pfeile ſind aus Holz gemacht, ziemlich ſtark und da, wo ſie auf der Sehne liegen, mit einer Kerbe und drei mäßig langen Federſtreifen verſehen. Die Pfeilſpitzen werden entweder, wie die ſchon beſchriebenen eiſernen Speerſpitzen, in oſtjakiſchen Schmieden gemacht oder die Samojeden ſchnitzen ſie aus ſtarken Knochen; ſie ſind entweder ſpitz oder gabelförmig getheilt; letzteres geſchieht, um die Felle der Pelzthiere weniger zu beſchädigen und um die Pfeile nicht zu verlieren. Zwar habe ich erwähnt, daß zu den Schlitten und Böten, alſo zu den größeren Gegenſtänden, kein Leim verwandt wird, zu kleineren Gegenſtänden wird aber ein aus Fiſchblaſen verfertigter Leim benutzt. Es iſt der Bogen mit ganz feinem Birkenbaſt beklebt und erhält dadurch ein Ausſehen, als ſei er polirt, ebenſo ſind die Pfeile da, wo die Kerbe iſt, und da, wo die Pfeilſpitze eingefügt iſt, mit feinem Birkenbaſt umwunden und beklebt. Daß der Bogen keine ungefährliche Waffe iſt, mag folgende Thatſache erklären. Vor etwa 40 Jahren wollte eine Samojedenſchaar unter ihren Anführern Wauju und Pani Obdorsk ſtürmen. Sie probirten vorher ihre Bogen und Pfeile und brachten es dahin, daß ſie mit denſelben aus ziemlicher Entfernung, trotz dicker, doppelter Pelzbekleidung, einen Menſchen tödten konnten. Der Anſchlag auf Obdorsk wurde damals verrathen und im Keime erſtickt.

Außer Bogen und Pfeil verfertigen die Samojeden eine große Anzahl der verſchiedenſten Fallen. Eine dieſer Fallen beſteht aus einem zu dieſem Zwecke hergeſtellten Bogen; die Sehne deſſelben wird durch ein hierzu paſſendes Holz geſpannt gehalten. An dem letzteren iſt eine Schnur befeſtigt, welche in einiger Entfernung über die Fährte des Wildes gezogen wird. Berührt das Wild die Schnur, ſo fällt das die Sehne haltende Holz zurück und der Bogen ſchleudert den Pfeil mit außerordentlicher Kraft. Daß zu dem Stellen der Fallen viele Kunſtgriffe und Kenntniſſe gehören, welche durch Erfahrung geſammelt werden müſſen, wird jeder Jäger wiſſen.

Zur Jagd der Samojeden gehört in erſter Reihe das wilde Renthier, der braune Bär, der Vielfraß, der Wolf, welcher oft eine außerordentliche Größe hat, wie die von mir geſehenen Felle zeigten; beſonders aber die Füchſe, wie der weiße Eisfuchs, welcher jung die grau ausſehenden Kreſtovatikbälge liefert; auch ſah ich ſchwarze und blaue Eisfuchsbälge; dann der gewöhnliche rothe Fuchs und mit ihm der echte Schwarzfuchs; das Fell des letzteren kann einen Werth bis zu 1000 Rubel haben, die Samojeden erhalten im Tauſchhandel aber höchſtens 60 Rubel. In großen Mengen wird das, das Grauwerk liefernde Eichhörnchen ſowie weiße Haſen erlegt. Im Sommer leben an den Flüſſen und Seen wilde Schwäne, eine ungeheure Anzahl Gänſe und Enten verſchiedener Arten; vielfach vorkommend und wenig ſcheu iſt der rothkehlige Taucher, von den Ruſſen Gagar genannt, und die Uferſchnepfe. Häufig von mir bemerkt wurden ferner nur eine Art großer ſchöner Möven (Larus affinis), der Rauhfußbuſſard, die Schneeeule, Schneehühner und Krähen (Nebelkrähen); unter den kleinen Vögeln fällt namentlich die in großer Anzahl vorkommende Uferſchwalbe auf. In unſerer Faktorei hatte ſich ein Sperling angeſiedelt; der alte Junggeſelle mußte es aber mit dem Tode büßen, daß er ſeine nördlichſte Verbreitungsgrenze (Bereſow) überſchritten und ſich in das Reich der Samojeden gewagt hatte, welche eben alles tödten, was ſie bekommen können. Der Sperling war H. Robert zuerſt am Taß begegnet und war dann mit nach der Faktorei am Purr gezogen.

Erzählt wurde mir, daß es oft viele Mäuſe gebe, wahrſcheinlich Lemminge, die Hauptnahrung der Füchſe und eines der Ratze ähnlichen, im Waſſer lebenden Thieres; unſere Hummel ſah ich ſelbſt und das Innere der Blockhäuſer war angefüllt mit „Preußen“, wie ſie die Ruſſen nannten, und welche dieſelbe Stelle vertraten, wie bei uns die Schwaben; harmloſe, außerordentlich furchtſame und die Wärme ungemein liebende Thiere.

Die Samojeden kommen bis zum Nördlichen Eismeere auf der Samojedenhalbinſel; der Mündung des Taß-Buſen gegenüber fanden wir ein Todtenlager; ſicher iſt, daß die Samojeden weit nördlich vom Taß-Buſen ihre Renthiere weiden laſſen, und ſie erzählten von dem Fiſchreichthume im Gyda-Buſen. Unter den Samojeden war mir ein hübſch gewachſener, gewandter tüchtiger Jäger bekannt, welcher gut ruſſiſch ſprach; der Reichthum deſſelben beſtand in einem ſehr guten Gewehre, welches er von einem Kapitän (Nielſen), dem er behülflich geweſen war, geſchenkt bekommen hatte. Er ſchoß damit Delphine (der Weißwal, die Belucha oder der Delphin der Ruſſen); er ſowie andere ſamojediſche Jäger ſtreiften weit nach Norden, und dann gehört zur Jagd derſelben auch der Eisbär, das Walroß und der Seehund. Die Samojeden ziehen im Winter ſüdlich bis Surgut, ſie treffen dann den Elch, auch wohl Zobel und Hermelin, Auer-, Birk- und Haſelhühner. Von Zobel und Hermelin habe ich wenig gehört, nur ein einziges Zobelfell geſehen; ſie ſind im Süden Sibiriens häufiger.

Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete.

Von **A. Freiherr von Hammerſtein.**

II. (Schluß.)

Alle dieſe Kulturen und Leiſtungen ſind nun an der ganzen Weſtküſte viel ſchlechter möglich als in den portugieſiſchen Kolonien. Die Erfolge, die Soyaux in Heranziehung der Eingeborenen veröffentlicht hat, hat er thatſächlich nicht gehabt, denn ich habe ſeine verantwortlichen, eigenhändigen Berichte geleſen, in denen er ſeine übeln Erfahrungen in der Hinſicht ſchildert und verſichert, nie mehr einen Eingeborenen zur Arbeit nehmen zu können.

Und wenn Hübbe-Schleiden in ſeinem Buche „Aethiopien“ ſagt, daß in ſeinem ſogenannten Aethiopien, nämlich Aequatorialafrika, das Angebot der Negerarbeit unbeſchränkt ſei, will ich nicht das veröffentlichen, was er ſelbſt mit ſeinen Negerarbeitern erfahren hat.

Unter der Anregung und Fortbildung der portugieſiſchen Regierung hat ſich dagegen ein Syſtem gebildet, das ich als ſegensreich bezeichnen muß, nicht nur für den Arbeitgeber, ſondern auch für den Neger. Es iſt als „moderne Sklaverei“ verſchrieen, aber ganz grundlos durch Philanthropen, die die Neger Afrikas ebenſo wenig kennen, wie einen Segen der Arbeit, wie das u. A. auch der erfahrene Reiſende Dr. Falkenſtein und neuerdings viele Andere treffend nachweiſen. Die Leute ſind in ihrer Heimath, in Angola, Benguela und Loango, Sklaven, d. h. wirkliche, barbende, geſchundene Sklaven. Unter der Aufſicht der portugieſiſchen Regierung werden ſie gekauft, erhalten einen Kontrakt auf ſieben Jahre, nach deren Ablauf ſie die Freiheit haben. Ein Handel damit iſt ausgeſchloſſen. Arbeitsleiſtung, Nahrung, Kleidung, Lohn und Wohnung ſind in guten Verhältniſſen vorgeſchrieben und die Regierung achtet in San Thomé genau auf die Ausführung der Bedingungen, wie ſie hier außerdem durch Wegebau, Förderung von Handel, Landbebauung und Kultur ſehr thätig und anregend wirkt.

Auf dieſe Weiſe ſind in der Kolonie San Thomé und Principe viele Tauſende von Männern und Weibern mit den nöthigen Kinderſchaaren beſchäftigt. Dieſelben werden faſt durchweg ſtreng in Reinlichkeit und Ordnung gehalten, ſie bekommen reichliche Nahrung und haben in Anbetracht des für ſie kühlen Klimas gute Wohnungen und je einen Strohſack und eine wollene Decke als Bett. Sie wiſſen, wofür ſie arbeiten, und ſind ſehr zufrieden. Wer ſich die Freiheit und ein hübſches Verdientes erarbeitet hat, bleibt meiſtens in dieſem Verhältniſſe oder kehrt bald in daſſelbe zurück, nie aber geht er heimwärts, ſondern ſiedelt ſich ſonſt auf San Thomé an, wo die vielen auf dieſe Weiſe entſtandenen, kleinen freien Negerfamilien ein angenehmes oder gar faules Daſein ſorgenlos führen und durch Arbeit zu Menſchen geworden, auch das Chriſtenthum wirklich in ſich aufnehmen. Das iſt keine Sklaverei, das iſt praktiſche Miſſion. Das ſind ſegensreiche Einrichtungen, die ja auch ihre Ausartungen und Ausnahmen zeigen, aber ſolche können durch die vernünftige Leitung einer ſtarken Regierung auch faſt ganz vermieden werden.

Für das an der Küſte und im Flußgebiete der Kolonie Camerun weit ausgedehntere Flachland habe ich an anderer Stelle gleichfalls nachgewieſen, daß für die Bebauung günſtige, fruchtbare Böden in guter Lage reichlich vorhanden ſind; die Urwälder auf dem Granitboden Batangas, das Flußgebiet des Mungo und die Niederungen zwiſchen dem Camerun-Gebirge und den Rumbibergen bieten ſolche ganz beſonders. Für ſie iſt an Erfahrungen durch ein rein deutſches Unternehmen reichlich geſammelt, um mit dem Landanbaue durch Handelsgewächſe in ihnen zu beginnen, ſobald die Negerarbeiterfrage gelöſt ſein wird. Dieſes Unternehmen iſt die Sibange-Farm.

Die Kaffeepflanzung „Sibange-Farm“ iſt ein Unternehmen der Firma Woermann und liegt etwa 7 km oſtnordöſtlich von Gabun, dem Hauptorte der gleichnamigen franzöſiſchen Kolonie, und ungefähr ſüdlich von dem ſüdlichſten Zipfel der Mundabucht.

Das Terrain iſt ein hügeliges, erhebt ſich aber nur in einzelnen ſteilen Bergkuppen höher als 40 m über die Meereshöhe. Das Gebirge beſteht vorwiegend aus einem grauen, ſtark thonigen, dickſchieferigen, feinkörnigen, kalkhaltigen Sandſteine, die Kuppen und etwas höheren Hügel ſind von dem den Laterit kennzeichnenden poröſen, ſchlackigen, nierenförmigen, thonigen Rotheiſenſteine, dem man an der ganzen Weſtküſte ſo viel begegnet. Das Klima hat ihn aber hier mit einer dickeren Verwitterungsſchicht, einem zugleich auch an organiſchen Stoffen reichen Boden bedeckt.

Die ganze Gegend trägt weit und breit üppigen Urwald, in dem mächtige Baumrieſen auftreten. Mit Axt und Feuer iſt nur ein kleiner Theil des angekauften Terrains davon gelichtet und angebaut. Herr Soyaux, das frühere botaniſche Mitglied der Loango-Expedition, hatte im Auftrage der Firma Woermann die Anlage der Farm übernommen, im Jahre 1879 damit begonnen, und bis 1884 hat er dort mit reichlichen Geldmitteln zahlreiche Verſuche angeſtellt.

Die freigeſchlagenen, runden Kuppen und die ſich etwas flacher abdachenden, längeren Hügel ſind mit Liberiakaffee bepflanzt. In geraden, 10 Fuß entfernten Reihen im Quadratverbande bedecken die breiten, niedrigen Kronen der kleinen, einige Jahre alten Bäumchen ſchon einen großen Theil des Bodens, auf dem es ſo viel Arbeit koſtet, die zahlreichen, ſchnell und mächtig emporſchießenden Unkräuter und Gräſer nieder zu halten und zu entfernen. Die regelmäßigen, großblätterig und dunkel begrünten Pflanzungen auf freiem Boden ſind wohlthuend anzuſehen inmitten der ſchrankenloſen Wildniß und des auffallenden Fehlens aller geraden Linien, der hauptſächlichſten Marken kulturmenſchlicher Thätigkeit.

Die Bäumchen ſtehen freilich auf einem einzigen geraden Stamme, aber ſie werden buſchartig breit und niedrig gehalten, damit alle Zweige leicht bepflückt und beſchnitten werden können.

Bei den ſchon tragenden Bäumen ſitzen die Beeren dicht gedrängt um und in den Blattachſeln und ziehen die Zweige durch ihr Gewicht herunter. Zwiſchen denſelben und an anderen Stellen des Baumes blühen zeitweiſe im Uebermaße die radförmigen, ſpitz- und fleiſchigblätterigen, einen kleinen Trichter bildenden Blüthen, deren blendendes Weiß in ſeiner Fülle ſcharf abſticht gegen die Blätter, und die einen betäubenden, ſüßlichen Geruch ausſtrömen, der angenehm iſt, aber in der Nähe und länger genoſſen Kopfſchmerzen verurſacht.

Die jungen Pflanzungen ſehen noch weniger regelmäßig aus. Das junge Unkraut ſchießt wieder durch das vertrocknete, abgehackte. Die Stöcke, mit denen die jungen Pflanzen bezeichnet ſind, und der umgehackte, bloßgelegte Boden zeigen freilich ſchon von fern die andauernde Pflege, aber die angebrannten und trockenen, oft hohen Stümpfe der früheren, ſtärkeren Waldbäume und die wegen zu großen Umfanges zuweilen liegen gebliebenen Stämme ſind noch friſcher und treten auch mehr hervor, weil kein Grün ſie verdeckt.

Zwiſchen dieſen kleinen Hügeln liegen ſcharf einfallende, ſchmale Thäler, Ravinen, die mit freigeſchlagen, aber nicht zur Anpflanzung benutzt ſind und in denen in der Regenzeit kleine Bäche entlang fließen. Ueber das Gewirr von Stämmen und Blöcken in ihnen hat ſich ein dichtes Blattwerk gezogen, aus dem die Köpfe der jungen Urwaldherrſcher ſich ſchon wieder erheben. Nur die Oelpalmen ſind erhalten und ſtehen einzeln und gruppenweiſe ſchlank und hoch darüber. Seit ſie von dem Schatten der Laubbäume befreit ſind, tragen ſie reichliche Früchte.

Die Kaffeefelder ſchließen ſich in etwas langgeſtreckter Form an einander und ſind rings umſchloſſen vom Urwalde, zwiſchen deſſen hellgrauen Stämmen und Aeſten der durch den ſeitlichen Freihieb Licht erhaltende Unterwuchs ſich ſo

entwickelt hat, daß auch, wenn man dicht davor ſteht, nirgends zu erkennen iſt, wo ein Stamm ungefähr dem Boden entſpringt, und bei der ſehr verſchiedenen Höhe und Form der durch einander wachſenden Baumkronen und überall rankenden Schlinggewächſe die Terraingeſtaltung nur nach größeren Hügeln und tieferen Thälern beurtheilt werden kann.

Die Wege ſind von Herrn Schran angelegt, der fünf Jahre am Congo mit Erfolg thätig geweſen iſt und die Vermeſſung und Kartirung der Farm und ihrer Umgegend ausgeführt hat. Sie ſind ſchmal, nur für einzeln gehende Thiere und für Fußgänger berechnet, und doch in Anlage und Unterhaltung koſtſpielig genug. Das erhöhte Planum und die Gräben müſſen von dem auch auf den langen Urwaldſtrecken wuchernden Pflanzenwuchſe freigehalten werden, und die Regengüſſe richten große Verheerungen an. Die Brücken ſind von guten europäiſchen Bohlen gebaut, die auf Eiſenſchienen ruhen.

An dem Wege, der nach Gabun führt, ſind im Urwalde, wo derſelbe nicht mehr zum Woermann'ſchen Beſitze gehört, ſchon verſchiedene Negeranſiedelungen entſtanden, und alle Eingeborenen in weitem Umkreiſe benutzen nicht mehr ihre gewundenen Pfade über Berg und Thal mit oft großen Umwegen. Sie konnten ja auch im Urwalde niemals die Richtung ſicher verfolgen und die beſten Stellen ſuchen, dazu gehören Kompaß, Nivellirinſtrument und Buſſole. Wie ſchwer es aber iſt, auch damit die beſte Lage eines Weges zu beſtimmen, kann man nur beurtheilen, wenn man den Urwald kennt, in dem weit und breit auch auf kurze Entfernungen kein freier Blick zu gewinnen iſt. „Wenn Du dieſen Weg geſehen hätteſt, ehe er da war!“ ſagt irgend ein praktiſcher Engländer. Jetzt wandert und reitet man bequem und mit Vergnügen darauf durch die übrigens unveränderte Wildniß des Urwaldes. Die Hauptrichtung, in der die Farm von Gabun aus liegt, wurde ſeiner Zeit durch Raketen beſtimmt, die man auf derſelben ſteigen ließ, und die von einem vor Gabun liegenden Dampfer gepeilt wurden.

Ziemlich in der Mitte der Felder auf einem Hügel, von dem aus man die meiſten übrigen überſehen kann, ſtehen die Gebäude der Farm. Zwei leichte Bretterhäuſer auf gemauerten Pfeilern mit leichten, weit überfallenden Dächern, welche die ringsum laufende Veranda noch mit beſchatten, enthalten die luſtigen, hübſch ausgeſtatteten Wohnräume der Weißen. Namentlich das kleinere mit ſeinem weiß geſtrichenen Dache und ſeinem braunen Holzwerke ſieht ſehr freundlich aus. Das größere, in dem Herr Soyaux mit ſeiner Frau gewohnt hat, ſteht jetzt leer.

Vor den Häuſern ſind kleine Gärten angelegt, in denen einheimiſche Gewächſe und europäiſche Pflanzen gedeihen. In dem etwas entfernteren Gemüſegarten werden Gurken, Erbſen, Kohl, Salat, Radieſe u. ſ. w. nebſt einigen tropiſchen Früchten gezogen. Alles das wächſt bei ſorgfältiger Pflege und ſtets friſch bezogener Saat gut. Der Hang vor dem Hauſe iſt mit dem gegenüberliegenden zuſammen zu einem Weideplatze mit Stacheldraht eingefriedigt. Ein Maulеſel und drei tropiſche, hellfarbige Eſel, wie ſie in Senegambien ſehr häufig ſind, mit einem einzigen ſchwarzen Striche über dem Widerriſte, weiden darin mit einigen der ſchmucken, kleinen afrikaniſchen Rinder und einem Stamme der ſpärlich behaarten Schafe, die nur Fleiſch erzeugen.

Hinter den Wohnhäuſern iſt eine Kegelbahn und eine Anzahl kleinerer Häuſer, die Küche und die Geflügelhäuſer in einer großen Drahtgittereinfriedigung, in der Puter, Hühner und Enten gezüchtet werden. Neben den Wohnhäuſern iſt ein Waarenhaus, in dem die ſchwarzen Arbeiter ihre täglichen Lebensmittelrationen, ihre Kleidung u. ſ. w. erhalten, die Wohnung des ſchwarzen Aufſehers und ein großer offener Arbeitsſchuppen. Zwiſchen ihnen wird zur Erntezeit der Kaffee auf freiem Platze getrocknet, bearbeitet und verleſen.

Alle Häuſer ſtehen auf Pfeilern und haben einfache Wände von Brettern oder Wellblech. Ueberall muß der Luftzug ungehindert durchſtreichen können, weshalb auch die freie Lage auf dem Hügel beſonders vortheilhaft iſt. Die hohe Feuchtigkeit in Verbindung mit der großen Wärme verderben ſonſt alles ſchnell. Ueberall müſſen ferner die Ungeziefer, die Ratten, Ameiſen, Termiten, Schlupfweſpen, Schwaben u. ſ. w. nachdrücklich verfolgt werden können. — Sehr viel Arbeit erfordert der Gras- und Unkrautwuchs auf allen Hof- und Wegflächen. Täglich ſitzt eine Anzahl der Schwarzen dabei, ihn mit dem Kutlaß, dem Univerſalinſtrumente, einem hirſchfängerartigen, breiten, an der Spitze gebogenen Buſchmeſſer, abzuhauen.

Den erwähnten gegenüberliegenden Hügel krönt ein großes, eiſernes Lagerhaus. An ſeinem ſeitlichen Abhange ſtehen die Häuſer der Arbeiter, die verglichen mit den Hütten der Eingeborenen in jeder Beziehung viel beſſer ſind. Die Arbeiter, deren etwas über 60 dort beſchäftigt ſind, ſtammen faſt alle aus der Gegend von Kabinda nördlich vom Congo. Die Arbeit, die ſie leiſten, iſt für den guten Lebensunterhalt, die Kleidung und Bezahlung, die ſie erhalten, ſehr gering, vor Allem aber gar nicht mit dem zu vergleichen, was ein deutſcher Arbeiter arbeiten nennt. Dazu kommt, daß dieſe Leute immer nur ein oder zwei Jahre bleiben, um dann ihre Erſparniſſe in der Heimath unterzubringen und ſo auch noch die Ueberfahrten und ſchwierigen Erſatzverſchaffungen neben dem fortwährenden Anlernen und Kräftigen durch gute Lebensmittel die Arbeit ſehr vertheuern. Die Verſuche, die Herr Soyaux gemacht hat, die dortigen Eingeborenen zur Arbeit heranzuziehen, ſind alle geſcheitert.

Ein ſolches Unternehmen, wie es die Sibangefarm iſt, konnte eben nur Jemand wie Herr Woermann unterhalten, der die Verhältniſſe kennt und über das nöthige Kapital verfügt. Durch die Anlage dieſer einzigen Pflanzung an der ganzen Küſte zwiſchen Angola und Liberia hat er ſich ein großes Verdienſt erworben, indem er Erfahrungen geſammelt hat, die allen Denen zugute kommen können, die beabſichtigen, an der Weſtküſte Afrikas Aehnliches zu unternehmen. Es iſt nur zu bedauern, daß dieſe Erfahrungen ſo viel gekoſtet haben, daß Herr Woermann nicht von vornherein einen Mann hinausſandte, der neben Kenntniſſen und Thatkraft auch Praxis in der Bewirthſchaftung und Verſtändniß für die Lebensbedingungen einer Pflanze, für Pflanzung und Bodenbearbeitung gehabt hätte. Bei allem Fleiße ging das alles Herrn Soyaux leider ab. Er war ein Gärtner, aber als ſolcher auch nur ein Syſtematiker der Botanik, wie ſeine vorzüglichen Sammlungen zeigen. Aus ſeinen landwirthſchaftlichen Schöpfungen aber kann man doch reichliche Erfahrungen ziehen, um ähnliche Unternehmungen als unrentabel zu beſtimmen oder mit ſicherer Ausſicht auf Erfolg in Angriff nehmen zu können.

Kürzere Mittheilungen.

Hardman's Forſchungen im Kimberley-Diſtrikte.

Der Norden der Kolonie Weſtauſtralien war bis 1879 ein unbekanntes Land. In dieſem Jahre unternahm Alexander Forreſt die erſte Forſchungsreiſe durch dies große Gebiet. Sie ging von der Mündung des Fitzroy (King Sound, in 17° 32′ ſüdl. Br. und 123° 37′ öſtl. von Gr.) aus und endete in Port Darwin an der Nordküſte. Forreſt hatte glänzende Entdeckungen gemacht. Seine Reiſe führte ihn über herrliches, durch zahlreiche Flüſſe bewäſſertes Weideland von beträchtlichem Umfange. Das große Nordgebiet erhielt dann den Namen Kimberley-Diſtrikt nach dem damaligen Kolonialminiſter Englands, dem Earl of Kimberley. Es begreift den Theil der Kolonie, welcher nördlich von 19° 30′ ſüdl. Br. liegt und einen Flächeninhalt von ungefähr 134 000 engliſchen oder 6302 deutſchen Quadratmeilen umfaßt. Am Schluſſe des Jahres 1884 waren davon bereits 62 084 reſp. 2920 von Squattern zu Viehweiden in Pacht genommen. Der Viehſtapel an den Flüſſen Fitzroy und Lennard zählte 46 839 Schafe, 960 Rinder und 297 Pferde und hat ſich im Jahre 1885 erheblich vermehrt. Außerdem waren auf den Weideflächen am Ord R. jenſeits der Waſſerſcheide, welche zu den vorzüglichſten in ganz Auſtralien gehören ſollen, große Heerden Rinder von Queensland aus eingetroffen. Die von den Squattern zu zahlende jährliche Rente beträgt 10 sh für je 1000 Acres oder 405 ha. Der Ankauf von Land, aber nicht unter 200 Acres oder 81 ha, iſt auf 10 sh pro Acre oder 40 bis 46 Ar feſtgeſetzt. Am öſtlichen Ufer des King Sound iſt jetzt in 17° 18′ ſüdl. Br. und 123° 41′ öſtl. v. Gr. eine Hafenſtadt, Derby genannt, angelegt worden, wo auch der Polizeimagiſtrat des Diſtriktes reſidirt. Man hielt bisher das Klima für ein geſundes, allein die neueſten Nachrichten beſagen, daß Europäer, wenigſtens an den Flüſſen Fitzroy und Lennard, faſt ohne Ausnahme vom Fieber zu leiden haben. Man glaubt indeß, daß ſich das Klima auf dem höheren Inlande als ein beſſeres erweiſen werde. Eine geradezu furchtbare Plage ſollen die Moskitos ſein. Aus dieſen Gründen hält es ſchwer, Europäer für dortige Dienſte zu engagiren, es ſei denn unter Gewährung exorbitanter Löhne. Wie es ſcheint, wird man wohl die Eingeborenen, welche lenkſam und gelehrig ſind, zu Arbeiten verwenden können.

Der Regierungsgeologe der Kolonie Weſtauſtralien, Mr. Edward T. Hardman, hat im Jahre 1884 den Theil des Kimberley-Diſtriktes, welcher zwiſchen 16° 35′ und 18° 30′ ſüdl. Br. und zwiſchen 122° 10′ und 126° 50′ öſtl. von Gr. ſich ausbreitet, genau erforſcht und kartographiſch dargeſtellt, und dann auch den, welcher, jenſeits der Waſſerſcheide, zwiſchen 16° 40′ und 19° ſüdl. Br. und zwiſchen 126° 70′ und 129° 30′ öſtl. von Gr. liegt. Wir geben aus ſeinem Berichte einen kurzen Auszug, zunächſt aus dem erſten Theile ſeiner Reiſe.

Das hier in Frage kommende Gebiet umfaßt 12 600 engliſche oder 602 deutſche Quadratmeilen. Es iſt eine große welligе, von der Küſte ab nur allmählich (am Fuße der King Leopold Ranges zu 300 engl. Fuß oder 92 m) anſteigende Ebene, welche durch einzelne Gebirgszüge und zahlreiche iſolirte Höhen unterbrochen wird. Im Norden, Nordoſten und Oſten wird ſie durch faſt kontinuirliche Höhenzüge begrenzt, die ſich in Form eines Quadranten von Port Usborne in 16° 38′ ſüdl. Br. und 123° 28′ öſtl. von Gr. bis zu den Quellen des Margaret R. in 18° 14′ ſüdl. Br. und 126° 22′ öſtl. von Gr. in der Länge von ungefähr 270 engl. Meilen oder 435 km hinziehen und in den King Leopold Ranges gipfeln.

Die Leopold Ranges erſtrecken ſich zwiſchen 17° und 18° 30′ ſüdl. Br. von Nordnordweſt nach Südſüdoſt und ſteigen 1500 bis 2000 engl. Fuß (457 bis 610 m) an. Da Peaks, wie Mount Krauß in 18° 20′ ſüdl. Br. und 126° 7′ öſtl. von Gr., wenig vorkommen, ſo erſcheinen ſie wie ein Tafelland oder Plateau. Sie ſind auf der Weſtſeite abſchüſſig, zum Theil jäh abfallend, und bilden die eigentliche Waſſerſcheide. Alle Flüſſe von Bedeutung entſpringen dort.

Nächſt den Leopold Ranges zählen zu den wichtigeren Gebirgen: die St. Georges Ranges ſüdlich vom Fitzroy R. in 18° 40′ ſüdl. Br. und 125° öſtl. von Gr. mit Mount Tuckfield, 910, und Mount Dukes Dome, 870 Fuß; das Grant Range nördlich vom Fitzroy, in 18° 4′ ſüdl. Br. und 124° 7′ öſtl. von Gr., 1010 Fuß; weſtlich davon Mount Anderſon, 900 Fuß; das Napier Range in 17° 20′ ſüdl. Br. und 124° 45′ öſtl. von Gr., 400 Fuß; das Usborne Range in 16° 37′ ſüdl. Br. und 123° 40′ öſtl. von Gr., bis 600 Fuß; das Oscar Range in 18° ſüdl. Br. und 125° 30′ öſtl. von Gr., 400 Fuß; und das Geikie Range in 18° 5′ ſüdl. Br. und 125° 45′ öſtl. von Gr., 200 Fuß.

Das Land wird durch Flüſſe und Waſſerlöcher reichlich bewäſſert. Der bedeutendſte Fluß iſt der Fitzroy, welcher in den Leopold Ranges in 17° 40′ ſüdl. Br. und 126° öſtl. von Gr. entſpringt und nach einem halbkreisförmigen Laufe in der Länge von 250 engl. Meilen oder 402 km in den King Sound mündet. Sein Bett erweitert ſich auffälliger Weiſe, je weiter die Entfernung von der Mündung, und erreicht allmählich eine Breite von 600 bis 700 m. Aus dieſer Konfiguration des Fluſſes reſultiren die großen Ueberſchwemmungen in der Regenzeit auf den anliegenden Alluvialflächen, indem die Maſſe Waſſer, welche in dem breiten Bette des oberen Fluſſes herabſtürzt, in dem verengten in ſeinem Laufe gehemmt wird. Die Ufer des Fitzroy ſind an vielen Stellen hoch und ſteil, 30 bis 40 Fuß iſt nicht ungewöhnlich, ja 110 engl. Meilen von der Mündung ſteigen ſie 50 Fuß an. In 18° 22′ ſüdl. Br. und 125° 18′ öſtl. von Gr. bildet der Fluß eine große Inſel, Alexander Island benannt, und in der Nähe ſeiner Mündung eine zweite.

Ein ſtarker Nebenfluß des Fitzroy iſt der im Süden der Leopold Ranges entſpringende Margaret, mit dem ſich wieder der Mary R. verbindet. Der Margaret fällt in 18° 9′ ſüdl. Br. und 125° 40′ öſtl. von Gr. in den Fitzroy, und auch ſein Bett erweitert ſich aufwärts. Wenngleich beide Flüſſe in der Regenzeit koloſſale Maſſen Waſſer fortwälzen, ſo vermindert ſich doch der Fitzroy in der trockenen Saiſon zu einem ſchwach dahin fließenden Bächlein, und der Margaret liegt dann auf längeren Strecken ganz trocken oder zeigt nur hier und dort Waſſerlöcher.

Ein zweiter nicht unbedeutender Fluß iſt der Lennard. Er entſpringt im Norden der Leopold Ranges in der Nähe von Mount Eliza in 17° 18′ ſüdl. Br. und 125° 12′ öſtl. von Gr., fließt durch das Napier Range und theilt ſich in 17° 22′ ſüdl. Br. und 124° 20′ öſtl. von Gr. deltaartig in zwei Arme, den nördlichen Meda und den ſüdlichen May, welche beide, 10 engl. Meilen von einander entfernt, in die Stokes Bay des King Sound münden. Ungleich dem Fitzroy erweitert ſich ſein Bett nach der Mündung zu, ſeine Ufer ſind nicht hoch und auch die Fluthen in der Regenzeit weniger heftig. Seine Länge beträgt ungefähr 120 engl. Meilen oder 193 km.

Ein dritter Fluß von einiger Bedeutung ist der Leichtlen mit seinen Nebenflüssen Robinson und Townsend, welcher von Norden kommend ebenfalls in die Stokes Bay fällt.

Geringere Wasserläufe sind der Trent, welcher in 16° 35′ südl. Br. und 123° 38′ östl. von Gr. in Port Usborne mündet; der Stewart ebenfalls dort; der Logue, welcher sich in den Dünen an der Mündung des Fitzroy verliert; der Fraser, welcher mit dem Fitzroy zusammen mündet, und der Brooking, welcher im Oscar Range entspringt und dem oberen Fitzroy zufließt, sich aber verliert, ehe er ihn erreicht.

Kleine Landseen, wie Lake Josceline westlich vom Mount Wynne, und Tonpfannen, in denen das Wasser oft permanent ist, kommen häufig vor.

Zu Seiten der Flüsse haben die Fluthen lehmige und zum Theil sandige Massen in der Breite von 3 bis 10, ja an den Flüssen Lennard, May und Meda bis 30 engl. Meilen und mit einer Tiefe bis 30 Fuß abgelagert. Dies Alluvium, welches sich zu Weiden vorzüglich eignet, hat einen ungefähren Umfang von 3355 englischen oder 158 deutschen Quadratmeilen.

Die zweite Forschungsreise Hardman's bezieht sich auf den östlich von den King Leopold Ranges und zwischen 16° 40′ und 19° südl. Br. und 126° 30′ und 129° 30′ östl. von Gr. liegenden Theil, im Umfange von 10000 englischen oder 470½ deutschen Quadratmeilen. Die Leopold Ranges, in denen so viele Flüsse von Bedeutung ihren Ursprung nehmen, bilden die von Nordnordwest nach Südsüdost streichende Wasserscheide. Sie liegt vornehmlich dort, wo in 18° 16′ südl. Br. und 127° 37′ östl. von Gr. und 8 km südlich von dem 675 m hohen Mount Barrett [1]) die Wasser des Ord nach Osten und die des Margaret nach Westen laufen, macht sich aber kaum bemerkbar, da das Land von der Meeresküste ab nur allmählich ansteigt. Mr. Hardman überschritt sie in der Höhe von 404 bis 427 m über dem Meeresspiegel.

Der Ord ist der wichtigste Fluß im Kimberley-Distrikte. Er fließt anfänglich in nordöstlicher, dann aber in nördlicher Richtung, bis er in den Cambridge-Golf, einen vorzüglichen Hafen an der Nordküste, mündet. Der Ord wurde im Jahre 1879 durch Alexander Forrest entdeckt und von ihm nach dem damaligen Gouverneur der Kolonie Westaustralien, Sir Harry Ord, benannt. Wegen Krankheiten unter seinen Reisegefährten und wegen Mangels an Lebensmitteln konnte Forrest damals den Fluß nicht weiter verfolgen. Im Jahre 1885 erforschte Mr. W. J. O'Donnell den Ord von da ab, wo Mr. Forrest gezwungen war, ihn zu verlassen, bis zu seiner Mündung in den Cambridge-Golf in der Nähe von Quoin Hill in 15° 18′ südl. Br. und 128° 8′ östl. von Gr. und entwarf eine Karte von seinem Laufe. Es war dies eine Länge von 362 km. Der Ord zeigt an seiner Mündung eine Breite von ziemlich 5 km, verengt sich aber 16 km aufwärts, bis wohin er mit Booten befahren werden kann, auf 30 bis 50 m. Im Durchschnitte läßt sich die Breite seines Bettes auf 240 m bestimmen. An manchen Stellen erweitert es sich auf 1000 m, während es auch wieder, wo der Fluß sich durch rauhes gebirgiges Terrain zu zwängen hat, sehr schmal wird. Namentlich vom östlichen Ufer ab dehnt sich Alluvialland in der Weite von oft 25 bis 32 km und mit dem vorzüglichsten chokolatfarbigen und dunkelbraunen Boden im ganzen Kimberley-Distrikte aus. Das von den Schäfereibesitzern so hoch geschätzte Mitchell Gras (Astrebla elymoides) wächst hier in großer Menge.

Zu den Nebenflüssen des Ord zählt an erster Stelle der Elvire, so benannt nach der Gattin des Explorers und jetzigen Kronlandministers der Kolonie Westaustralien, Mr. John Forrest. Der Elvire entspringt 14 km südlich von dem vorerwähnten Mount Barrett und etwa 8 km vom Kamme der Wasserscheide. Er beginnt als ein schmales, unbedeutendes Bächlein, aber schon nach einer Entfernung von 11 km erweitert sich sein Bett zu dem eines Flusses. Nach einem östlichen Laufe von 32 km windet er sich im Albert-Edward Range durch eine tiefe, enge und nur in der trockenen Saison passirbare wilde Schlucht, deren Wände aus metamorphischen Felsen 100 bis 150 m über dem Bette ansteigen. Hierauf läuft er ungefähr 64 km über größtentheils fruchtbare, aber durch bis 18 m tiefe Senkungen im Erdboden, Billabongs genannt, häufig unterbrochene Alluvialflächen hin, die sich in der Breite von mehreren Kilometern, bis sie durch Sand- und Kalksteinfelsen abgesperrt werden, zu Seiten der Ufer ausbreiten. Zuletzt fällt er in den Panton R., welcher nach einem weiteren Laufe von 32 km wieder in den Ord mündet. Dies ist die Auffassung des Regierungsfeldmessers Harry F. Johnston [1]), der diesen Fluß im Jahre 1884 entdeckte und benannte. Mr. Hardman dagegen ist anderer Ansicht. Er hält den Elvire, welcher von seinen Quellen ab bis zur Verbindung mit dem Panton eine Länge von 105 km hat, für den oberen Ord, und den sogenannten oberen nordwestlichen Ord des Mr. Johnston mit einer Länge von 72 km sowohl, wie den im Ganzen 64 km langen Panton nur für Nebenflüsse des Ord. Der letztere würde nach dieser Annahme, welche die richtige zu sein scheint, eine Gesammtlänge von ungefähr 600 km erhalten.

Der von Westen herkommende Panton fließt ziemlich parallel mit dem Elvire. Sein rauhes und schwer zugängliches Bett führt durch metamorphische Felsen, welche aus Gneis und Schiefern, mit Quarz durchsetzt, bestehen.

Ein anderer wichtiger Nebenfluß des Ord ist der Negri, ebenfalls von Alexander Forrest im Jahre 1879 entdeckt und nach dem Baron Negri in Turin benannt. Der Lauf dieses Flusses ist erst bis 5 km südöstlich von dem 394 m hohen Mount Napier, auf dem östlich vom Elvire R. gelegenen und vorzüglich begrasten Antrim-Tafellande mit basaltischem Boden, bekannt. Auf 64 km fließt er nordnordwestlich, dann wendet er sich westlich und fällt, 209 km südlich vom Cambridge-Golf, in 17° 3′ südl. Br. und 128° 45′ östl. von Gr. in den Ord. Der Negri hat, wie die meisten Flüsse dieses Distriktes, ein weites und sandiges Bett von oft 100 bis 120 m Breite und wird größtentheils von hohen Ufern mit tiefem Alluvium, unter welchem Sandstein, Schiefer und Kalkstein lagern, eingeschlossen. In der trockenen Jahreszeit zeigen sich in ihm nur hier und dort Löcher mit gutem Wasser. An der Stelle, wo er in den Ord mündet, wird aber das Wasser völlig salzig und dicke Inkrustationen bedecken den Rand der Felsen. Gute Weideflächen breiten sich an den Ufern aus.

Der Negri wird durch mehrere Creeks gespeist. Einer davon dürfte wahrscheinlich die Fortsetzung des Stirling Creek in dem zur Kolonie Südaustralien gehörigen Northern Territory sein. Ein anderer, welcher nordwestlich von dem 22 km östlich von der südaustralischen Grenze isolirt gelegenen und abgeplatteten Mount Panton, 350 m, herkommt, wurde Nelson Creek benannt.

Andere in den Ord einfallende kleinere Wasserläufe sind die von Süden herfließenden Nicholson, Linacre und Forrest, deren Quellen zur Zeit noch unerforscht sind. Sie münden, kurz vor der Mündung des Panton und in geringer Entfernung von einander, in den Ord. Der bedeutendste unter ihnen ist der Nicholson, welcher eine Länge von ungefähr 40 km zu haben scheint.

An den Ufern des Ord und seiner Nebenflüsse entlang gewahrt man fast durchweg eine sehr üppige Vegetation. Unter den vielen Akazienbäumen zeichnet sich die schöne

[1]) Mount Barrett ist, so viel die Forschung bisher ergeben, der zweithöchste Berg im Kimberley-Distrikte. Der höchste ist der 64 km westlich davon gelegene Mount Malcolm mit wenigstens 765 m.

[1]) Crown Lands and Surveys of Western Australia for the year 1884, p. 18 bis 20.

White Acacia von beträchtlichem Umfange und mit prachtvollen Schmetterlingsblumen aus. Die Cajeputbäume (Melaleuca Cajeputi) erreichen öfters eine koloſſale Höhe. Eine bis 20 m hohe prachtvolle Fächerpalme wächſt am Elvire, und ein dortiges Thal, in welchem man auf ein herrliches Wäldchen dieſer Palme ſtieß, benannte man Palm Valley. Der Water Pandanus oder Screw Pine, ſowie eine kleinere Art Bambusrohr ſind am Ord ſehr verbreitet. Am Negri fand man ein dem Zuckerrohre ſehr ähnliches Gewächs. Der Calubar, ein dem Eucalyptus rostrata oder Red Gum gleichender Baum, war an den Nebenflüſſen des Ord ſehr allgemein.

Die Gebirgsformation iſt öſtlich von den Leopold Ranges eine viel complicirtere und dabei rauhere und wildere als auf der weſtlichen Seite. Mr. Hardman handelt darüber ziemlich ausführlich und giebt den Höhenzügen und Bergen ihre Namen. Am ſüdöſtlichen Rande der Leopold Ranges ziehen ſich nach Nordoſt langgeſtreckt die Mueller Ranges, deren höchſte Punkte in Mount Hurley, 568 m, Mount Ball, 575 m, und Mount Malcolm, 765 m, liegen; nach Süden das Haughton Range; nach Nordweſt das Albert-Edward Range, ein hohes Sandſteingebirge; und nach Südoſt, ungefähr 16 km von den Leopold Ranges, das Lubbock Range ꝛc. Eine 80 km weit nach Nordoſt ſich ausdehnende Hügelreihe wurde Mc. Clintock Ranges und eine 40 km weſtlich davon gelegene und ſtark abgeplattete Kette Ramſay Range benannt. In 18° 16′ ſüdl. Br. und 127° 37′ liegt der ſchon aus weiter Ferne ſichtbare Mount Barrett, 675 m. Von demſelben laufen mehrere Hügelreihen aus, unter denen die ſüdweſtliche, 475 m, die bedeutendſte iſt. Ungefähr 25 km öſtlich vom Mount Barrett erhebt ſich in der Richtung nach Nordoſt ein ziemlich hohes, zur Zeit noch unbenanntes Gebirge.

Auf der öſtlichen Seite der Leopold Ranges begegnete man nur wenigen Eingeborenen. Sie bedrohten wiederholt Mr. Hardman und deſſen Begleiter, fühlten ſich aber zum Angriffe zu ſchwach. Sie ſcheinen für den Dienſt der Weißen wenig verwendbar zu ſein. Am Lubbock Range waren die Männer beſchnitten und die Frauen hatten durch ihre durchbohrten Naſenknorpel Stückchen Holz geſteckt. Ihre Todten, in Baumrinde eingehüllt, ſchleppen ſie lange Zeit mit ſich herum, bis ſie zu Mumien eingetrocknet ſind, und placiren ſie dann in hohlen Felſen, auf Bäumen oder auf der Spitze von Neſtern der weißen Ameiſe.

Die größte Hitze erfuhr man im September und Oktober, wo das Thermometer im Schatten auf 40,5° C. ſtieg, während im Juli der Höhepunkt ſich nur auf 22° C. belief.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Name des einſtigen polniſchen Fürſtenthums Kujavien ſoll in demjenigen eines neu zu bildenden preußiſchen Kreiſes wieder auferſtehen, und zwar als Süd-Kujavien für die ſüdliche Hälfte des bisherigen Kreiſes Inowrazlaw. Derſelbe gehört ſeinem Areale (165 228 ha), wie ſeiner Bevölkerung (ca. 90 000 Einwohner) nach zu den größten der Monarchie, iſt zum größeren Theile von Polen bewohnt und grenzt auf einer Strecke von mehr als 80 km an Rußland. Dies, ſowie der Umſtand, daß ſich in den letzten Jahren im Kreiſe Inowrazlaw bedeutende Induſtriezweige entwickelt haben, laſſen ſeine Theilung in zwei Kreiſe erwünſcht erſcheinen. Der Sitz des neuen Landrathsamtes ſoll Strelno werden.

— Das württembergiſche Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten hat bei den betheiligten Staaten eine Vereinbarung zu gemeinſchaftlicher und gleichmäßiger Vornahme der Tiefenmeſſungen des Bodenſees und Herſtellung einer Bodenſeekarte in Anregung gebracht und damit den Vorſchlag verbunden, in Friedrichshafen eine Kommiſſion von Sachverſtändigen zuſammentreten zu laſſen, welche den Auftrag erhielte, über Umfang und Methode der auszuführenden Arbeiten, ſowie über die Zeit der Ausführung eine Verſtändigung zu treffen. Der ſchweizeriſche Bundesrath hat ſeine Bereitwilligkeit erklärt, dieſe Kommiſſion zu beſchicken und hat dieſe Anregung begrüßt, um ſo mehr, als ſchweizeriſcherſeits der Hauptheil der Arbeit bereits ausgeführt iſt.

— Seit 1879 hat ſich die Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina um 15 Proc., von 1 158 440 auf 1 336 101 Seelen im Jahre 1885 vermehrt. Faſt alle Bewohner ſind von ſüdſlaviſcher (ſerbokroatiſcher) Herkunft und Sprache; der Religion nach zerfallen ſie aber 1885 in 492 710 Mohammedaner, 571 250 orthodoxe Griechen, 265 788 römiſche Katholiken (vom griechiſchen und lateiniſchen Ritus), 5805 Juden und 548 Anhänger verſchiedener Bekenntniſſe.

— In einer langen Abhandlung über Capri in der „Allgemeinen Zeitung“ kommt Dr. Reinhold Schöner auch darauf zu ſprechen (1886 Nr. 41, Beilage), daß die blaue Grotte in Tiberius' Zeit keinen Ruf beſeſſen hat, daß kein antiker Schriftſteller ſie erwähnt, während ſie den Alten doch offenbar bekannt war, wie die Spuren ihrer Benutzung, Reſte künſtlicher Anlagen augenſcheinlich darthun. Es muß ihr eben damals der von uns jetzt bewunderte Lichteffekt gefehlt haben, der bekanntlich auf der geringen Weite des Grotteneinganges beruht. Mancherlei Anzeichen ſprechen nun dafür, daß der Nordrand der Inſel, in welchem die Grotte ſich befindet, zur Zeit des Tiberius um etwa 6 m höher als heute aus dem Meere emporſtieg, daß er im Laufe der folgenden Jahrhunderte ſich um nahezu 11 m ſenkte und daß er in der neueren Zeit wieder um faſt 5 m ſich gehoben hat. Den heutigen Zugang zur Grotte bildet ein ca. 1 m breites, 2 m hohes Loch in der Felswand, das aber nur um 1,07 m über den Waſſerſpiegel emporragt. Nur 1½ m unterhalb und ſeitlich dieſes Loches nimmt man eine andere gewölbte Oeffnung wahr, welche 15 m tief reicht und 12 m breit iſt. Es iſt alſo klar, daß zu der Zeit, in welcher der Waſſerſpiegel um 6 m tiefer lag, der Eingang nicht durch das kleinere Loch, ſondern durch die große Bogenöffnung gebildet wurde, deren jetzt 2,40 m unter dem Waſſerſpiegel befindliche Wölbung damals 3,60 m über demſelben lag. Das Licht konnte demnach frei eindringen und keine außergewöhnliche Wirkung hervorbringen. — Nahezu 5 m über dem jetzigen Meeresniveau ſieht man an den Wänden der Grotte eine Reihe von Aushöhlungen, die nur durch das Waſſer hervorgebracht ſein können. Die Inſel muß alſo in nachantiker Zeit um 5 m tiefer als heute, um 11 m tiefer als im Alterthume im Waſſer geſtanden und dieſe Lage Jahrhunderte lang behalten haben. Während dieſer Zeit konnte man, da auch der heutige Eingang an 4 m unter Waſſer lag, von der Exiſtenz der Grotte keine Kenntniß haben, und in der That wird ihrer vor dem Beginne des 17. Jahrhunderts nicht Erwähnung gethan (zuerſt 1607 in Capaccio's Geſchichte von Neapel).

Aſien.

— Unter dem Titel „Nordenſkiöld's Vegafahrt um Aſien und Europa“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) hat E. Erman im engen Anſchluſſe an des Reiſenden größeres Werk eine zuſammenhängende kürzere Beſchreibung jener epochemachenden Reiſe verfaßt, welche ſich an ein größeres Publikum wendet. Nordenſkiöld's eigener Bericht iſt vielfach durch weit ausholende Kapitel über die früheren Nordoſtfahrten und die Schilderung der Naturverhältniſſe in den Polarländern der alten Welt unterbrochen, iſt keine Reiſebeſchreibung im eigentlichen Sinne; eine ſolche zu geben, war E. Erman's Beſtreben.

— Ney Elias, bekannt durch ſeine Reiſe in der Mongolei, hat ſoeben eine Erforſchungsreiſe längs des oberen Oxus, durch Schignan und Koſchan nach Badakſchan, vollendet; er fand überall gute Aufnahme.

— Ueber den Rückgang und die zunehmende Verſandung der buchariſchen Provinz Karakul (ſüdweſtlich von der Stadt Buchara) berichtet H. Moſer in „A travers l'Asie Centrale“ S. 193 Folgendes. Das Land iſt zum Theil gut angebaut, aber bei großer Hitze fehlt es an Waſſer. In Folge davon, daß ſich am mittleren Zerawſchan, der jetzt in ruſſiſchem Beſitze iſt, der Ackerbau ausbreitet, erhält die Provinz Karakul als die letzte, bis wohin die Waſſer des Fluſſes gelangen, nur wenig davon; die Bewäſſerungsgräben verſanden und zahlreiche Einwohner verlaſſen ihre Wohnungen, um anderwärts fruchtbareren Boden zu ſuchen. Einſt, als der Zerawſchan noch ganz in Buchara floß, hätte ſo etwas nicht vorkommen können, da die Verwaltung der Aryks (Kanäle) überall auf gerechte Vertheilung des Waſſers hielt. Heute können ſich die Anwohner des Unterlaufes des Fluſſes nur bei ihrem Emir beſchweren, welcher die Klagen periodiſch den Behörden in Samarkand übermittelt, wo ſie keine Berückſichtigung finden. Denn dort wird in Folge des ſich ausdehnenden Ackerbaues jetzt mehr Waſſer verbraucht, natürlich auf Koſten der Provinz Karakul, die dergeſtalt zu einer langſam fortſchreitenden, aber ſicheren Verſandung verurtheilt iſt.

— Ueber die Bedeutung der Zinnausbeute in dem britiſchen Schutzſtaate Perak (Halbinſel Malakka) macht der franzöſiſche Ingenieur Errington de la Croix, der das Land wiederholt bereiſt hat, im „Bulletin“ der Pariſer geographiſchen Geſellſchaft (1885, S. 394 ff.) intereſſante Angaben. 1876 wurden 2054 Tonnen Zinn producirt, 1882 ſchon 7149, 1884 aber 10272. Zu dieſer raſchen Entwickelung hat namentlich die Vollendung des Port Weld und der von dort nach Thaïpeng führenden Eiſenbahn beigetragen. Letzterer Ort ſelbſt, vor wenigen Jahren noch ein Haufen elender Hütten, hat bereits ein ganz civiliſirtes Ausſehen gewonnen, beſitzt breite, von Baumreihen und Ziegelhäuſern eingefaßte Straßen und iſt der Mittelpunkt zahlreicher, nach allen Richtungen ausſtrahlender Straßen. Heute fließen die Einnahmen des Staates faſt ganz aus der Steuer auf das Zinn, das zudem nicht an ſeinen urſprünglichen Lagerſtätten, ſondern nur aus dem Alluvium gewonnen wird; von Ackerbau iſt noch wenig die Rede, und gerade der Bergbau iſt es, der demſelben ſchadet; denn ſobald die Zinnlager erſchöpft ſind, ſo ziehen die Arbeiter davon und laſſen weite Strecken umgewühlten, ſterilen Bodens zurück, die für den Anbau ganz ungeeignet ſind. Neuerdings hat nun die Regierung der Straits Settlements nach langen Verhandlungen die Aufhebung des Geſetzes erlangt, welches die Ausfuhr von tamuliſchen Kulis unterſagt, und erhofft von dieſem Erfolge den Anbruch einer neuen Zeit für Perak, das bald einen hohen Platz unter den Ackerbauländern einzunehmen beſtimmt iſt. Auch die topographiſche und geologiſche Erforſchung und Aufnahme des Landes läßt ſich die Regierung ſehr angelegen ſein; die Küſten werden vermeſſen, die Flora unterſucht, meteorologiſche Stationen ſind angelegt und in Thaïpeng ein naturwiſſenſchaftliches Muſeum eröffnet worden. — Als Errington de la Croix die Mine von Salak beſuchte, mußte er ſich den abergläubiſchen Forderungen der dortigen Chineſen unterwerfen, d. h. ſeine Schuhe ausziehen und den Sonnenſchirm ſchließen, da dieſe beiden Dinge die Eigenſchaft beſitzen ſollten, die das Erz im Schooße der Erde bewachenden guten Geiſter zu verjagen. Ein Chineſe, gegen welchen der Reiſende äußerte, daß dieſe für Europäer ſehr unbequeme Maßregel vielleicht nur den Zweck hätte, indiscrete Beſucher fern zu halten, verſicherte ihm, daß dieſer Glaube keineswegs chineſiſchen, ſondern malayiſchen Urſprunges ſei. Die Zinnminen gehörten einſt den Radſchahs des Landes, und die Eingeborenen glauben, daß die Metalle unter dem Schutze von Geiſtern (Antu) ſtehen, welche tief verletzt werden, ſobald man das Erz mit Schuhen tritt, nicht anſtändig bekleidet iſt oder einen offenen Sonnenſchirm in der Hand hält. Dann verläßt der Geiſt ſofort die Grube und nimmt alles Zinn mit ſich hinweg. Dieſen Aberglauben haben die einwandernden Chineſen reſpektiren müſſen und haben ihn ſich dermaßen zu eigen gemacht, daß ſie den Geiſtern einen eigenen Kultus weihen. Vor jeder Grube ſteht ein kleiner Altar, auf welchem ſie den Geiſtern Früchte und Thee opfern und Petarden losbrennen.

— Von Potanin's Expedition, über welche wir zuletzt im vorigen Bande S. 80 berichteten, ſind inzwiſchen mehrere Berichte in St. Petersburg eingelaufen. Er iſt nach Kukuchoto gegangen, hat Anfangs Auguſt 1884 ſüdweſtlich von dieſer Stadt den Hwang-ho überſchritten, durchkreuzte die Landſchaft Ordos, welche den großen nördlichen Bogen des Hwang-ho einnimmt, ſetzte ein zweites Mal über denſelben Strom und traf Anfangs November in Lan-tſchou-fu ein. Während des Winters machte Potanin ethnologiſche Studien bei den Saloren und Schorongol-Mongolen im Weſten, während der Naturforſcher Berezowski ſich nach Süden zur Waſſerſcheide zwiſchen den Gebieten des Hwang-ho und Jang-tze-kiang wandte. Am 15. April 1885 begab ſich die wieder vereinigte Expedition nach dem aus Prſhewalski's Reiſen bekannten Si-ning-fu, zog von dort im Mai ſüdwärts, überſtieg einen 3660 m hohen Paß und traf am 6. Mai in Gui-dui (2290 m hoch am Hwang-ho gelegen) ein. Dann ging es in ſüdſüdöſtlicher Richtung in den Grenzbezirken zwiſchen Kanſu und Tibet über drei Hochplateaus und die dazwiſchen liegenden Thäler nach Min-tſchou (in der Provinz Kanſu) und weiter ſüdwärts über die Waſſerſcheide in das Gebiet des ſchon dem Jang-tze-kiang tributären Pai-ſhui. Von der, an demſelben gelegenen Stadt Gi-gu-hſien iſt Potanin's letzter Brief (vom 2. Juli 1885) datirt. — Wo der etwa 35 deutſche Meilen lange Pai-ſhui ſich mit dem Tſien-ſhui vereinigt, liegt die Stadt Tſchan-hwa-hſien, welche früher von Baron Richthofen und Graf Szechenyi paſſirt worden iſt.

Afrika.

— Teiſſerenc de Bort hat bei ſeinen Forſchungen im Ighargar ſüdlich von Tuggurt gefunden, daß die Verſandung dieſes Gebietes durch die koloſſalen Sanddünen auf dem Oſtufer erſt in neuerer Zeit erfolgt iſt. Die Tuareg machen die Gegend bis nach Bir-es-Suf hin immer noch unſicher und der Reiſende fand dieſen wichtigen Punkt verlaſſen. Weiter öſtlich iſt ſeit der Unterwerfung der Worghamma und der Uled Jacub Ruhe geſchafft. Der Reiſende gelangte über Rhurd-Rumeb, wo er die unverkennbaren Spuren eines einen Kilometer langen Süßwaſſerſees antraf, glücklich nach Gabes.

— Herr Ruire, der bekanntlich in dem See Kelbia bei Kairuan (Tuneſien) den Palus Tritonis der Alten gefunden zu haben glaubt, hat ſeine Unterſuchungen mit Unterſtützung der franzöſiſchen Regierung auch im vorigen Jahre fortgeſetzt und glaubt nun auch den alten phöniziſchen Hafen am Eingange des Sees gefunden zu haben. Eine Beſtätigung bleibt allerdings abzuwarten.

— Die Mailänder Geſellſchaft für commerzielle Erforſchung Afrikas plant eine neue Expedition nach Zeila und

Umgebung, an deren Spitze Graf Peter Porro stehen wird. — Eine andere italienische Expedition, die der Herren Capucci und Cicognani nach Schoa, ist gleich zu Anfang auf Hindernisse gestoßen. Ende August vorigen Jahres erreichte sie die Hauptstadt des Sultans von Aussa, der für freien Durchzug von ihr 3000 Mariatheresiathaler erpressen wollte, so daß nach langwierigen Verhandlungen Capucci nach Assab zurückkehrte, um das Geld zu holen. Nachher gelang es, den Sultan mit weniger als der Hälfte zufrieden zu stellen und die Reise fortzusetzen. — In Godscham (Süd-Abessinien) hat Graf A. Salimbeni die Temscha, die durch den Birr dem Blauen Nil tributär ist (nicht diesen letzteren selbst, wie der „Globus" Bd. 47, S. 384 berichtete), mit einer dreibogigen Brücke von 4 m Breite und 38 m Länge überspannt. Es ist das die erste, welche seit der Zeit der Portugiesen in Abessinien erbaut worden ist; sie wurde im December 1884 begonnen und im folgenden März vollendet, wird von den Einheimischen als Wunderwerk angestaunt und hat den König Johannes höchlich zufriedengestellt.

— Von dem durch seine Reisewerke über Algerien und Montenegro bekannten früheren Pastor Dr. B. Schwarz aus Freiberg, welcher in diesem Winter, irren wir nicht, im Auftrage des Reichskanzleramtes eine Reise in die Hinterlande von Camerun unternahm, erhält der „Dresdener Anzeiger" folgende Mittheilung vom 27. Januar 1886. „Ich fühle mich veranlaßt, Ihnen über eine Expedition zur Erforschung der Hinterlande von Camerun, die ich geführt habe, und die allgemeines Interesse finden dürfte, eine vorläufige kurze Notiz zugehen zu lassen. Ich traf über Hamburg Anfangs November vorigen Jahres in Camerun ein und brach bald darauf schon an der Spitze von einigen 40 Bakwiri-Trägern (aus dem Camerun-Gebirge) von Viktoria aus nach dem Inneren auf, dabei die von Zöller nur erkundete, aber noch von keinem Europäer in ihrer ganzen Länge durchmessene große Handelsstraße nach dem Calabar-Flusse einhaltend. Ueber die Flanken des imposanten Camerun-Pik's und ihre gesunden, von reicher Tropenfülle umgebenen großen Dörfer kam ich so nach Bakundu-land, an die Grenze des bisher bekannten Gebietes, wo ich leider den mir beigesellten Begleiter, Gardelieutenant von Prittwitz-Gaffron, der stark am Fieber litt, zurücksenden mußte. Ich selbst drang von da weiter ostwärts in eine von Rogozinski wohl erstrebte, aber bislang noch von keinem weißen Manne erreichte, von den auf ihre Handelsprivilegien sehr eifersüchtigen Völkern auch streng bewachte Gegend ein, betreffs derer sich die wenigen vorhandenen Karten denn auch ganz falsch erwiesen. Durch endlose, an Elephanten, Gummi-Lianen und wildem Kaffee reiche Urwälder kam ich nach Ueberschreitung des Cumba-Flusses in das an menschenüberfüllten Städten reiche Gebiet von Basoe, woher die Küstenvölker ihre Sklaven, Oel und Elfenbein beziehen, eine ebenso landschaftlich reizende, als relativ kultivirte Hochebene. Hier wohnen die Ackerbau und selbst Viehzucht treibenden Basarami, die bisher der Welt nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Es gelang mir, hier ein gut Stück gegen Osten vorzurücken, doch verhinderte mich schließlich ein Angriff durch 500 bewaffnete Neger, den bereits ganz nahen oberen Calabar zu erreichen. Mittelst mehrtägiger Kanoefahrt auf dem ganzen Mungo kam ich darauf glücklich wieder an die Küste. Ich hoffe, durch eine spätere größere Veröffentlichung einiges Licht in die bisher so wenig bekannten und vielfach schief beurtheilten Verhältnisse der Hinterländer unserer neuen Kolonie zu bringen. Mit herzlichem Gruß Ihr ergebenster Dr. B. Schwarz."

Australien.

— Ueber die Forschungsreise, welche Mr. David Lindsay in Begleitung von fünf Europäern am 26. Oktober 1885 antrat (vergl. oben, S. 46), sind jetzt die ersten Nachrichten eingegangen. Die Gesellschaft war am Finke River angelangt und befand sich ohne Ausnahme wohl. Ihre erste Aufgabe, den Verlauf dieses Flusses kartographisch zu bestimmen, sowie nach Spuren des verschollenen Dr. Leichhardt zu forschen, hatte sie beendet. Mr. Lindsay sandte, seiner Zusage gemäß, einen kurzen Bericht nach Charlotte Waters, einer Station des Ueberlandtelegraphen in 25° 55′ südl. Br. und 135° 34′ östl. von Gr., von wo derselbe nach Adelaide telegraphirt wurde. Sein Inhalt ist dieser. „Ich habe mit großer Sorgfalt den Lauf des Finke verfolgt und fand, daß er sich in den Sandhügeln, welche ostnordöstlich von Dalhousie, in 26° 26′ südl. Br. und 135° 45′ östl. von Gr. liegen, verliert. Bei heftigen Regenfluthen jedoch fließen seine Wasser dem Spring Creek Flat und dann dem Macumba River zu und breiten sich zuletzt über einer immensen, mit Eucalyptus hemiphloia (box-tree) bestandenen Ebene aus. Das Land am Finke zeigt einen vorzüglichen Graswuchs und Wasser ist in zahlreichen Löchern hinreichend vorhanden. Irgend welche Spuren von Leichhardt aufzufinden, ist uns nicht gelungen. In der stark bewaldeten Gegend konnten wir unmöglich sämmtliche Bäume untersuchen, ob sich eine Inschrift des Dr. Leichhardt daran befinde."

Dagegen meldet der „Melbourne Argus", daß der Kameeltreiber Billoch, früherer Begleiter des Mr. Mc. Intyre auf seiner Forschungsreise im Jahre 1866, am 10. Januar 1886 von Cloncurry aus ein Telegramm an Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne eingesandt habe, besagend, daß er die Ueberbleibsel der Dr. Leichhardt-Expedition aufgefunden habe. Cloncurry, im nördlichen Queenslande (20° 40′ südl. Br. und 140° 35′ östl. von Gr.), ist ein Ort mit 250 Seelen im Centrum eines Kupferminen-Distriktes. Weitere Nachrichten fehlen. Henry Greffrath.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie die „Colonies and India" berichten, hat Dr. Haacke, der wissenschaftliche Begleiter der Everill'schen Neu-Guinea-Expedition, seinen Reisebericht veröffentlicht. Die wissenschaftlichen Resultate sind wohl nicht so wichtig, wie man erwartet hatte, besitzen aber immerhin großen Werth und die Fachleute, welche die zoologische und botanische Sammlung der Expedition besichtigt haben, waren durch den Reichthum derselben angenehm überrascht. Daß die Expedition, wenn man die Sache vom geographischen Standpunkte betrachtet, gewissermaßen Schiffbruch gelitten, muß verschiedenen widrigen Umständen zugeschrieben werden. Die Jahreszeit war ungünstig für die Erforschung des Aird-flusses und Kapt. Everill war mehr oder weniger gezwungen, schon erforschten Boden wieder zu betreten. Dr. Haacke's Urtheil über das Land als Weideland ist ganz entschieden ungünstig und, wie es scheint, ist diese Ansicht sehr begründet. Wenn die Expedition ihr Ziel auch nicht erreicht hat, nimmt sie doch ihre Stelle in der Geschichte von Neu-Guinea ein.

— Ueber den neuen Vulkan in der Tongagruppe bringt „Science" einen Bericht des Premiers Mr. Baker, der mit seiner Familie und einigen Mitgliedern der englischen Kolonie in Tonga die Stelle besuchte. Der Bericht ist leider ein Muster, wie man eine solche Erscheinung nicht schildert; über den Ausbruch wird eigentlich nur gesagt, daß er „an awful grand sight" sei. Die Expedition konnte sich der Ausbruchsstelle bei prächtigem Wetter bis auf 1½ bis 2 Miles nähern; alle 1 bis 2 Minuten erfolgte ein Ausbruch, aber die neue Insel war so von Dampfwolken umgeben, daß man nichts Genaueres erkennen konnte. Doch ließ sich ihre Größe auf 2 bis 3 Miles, ihre Höhe auf ca. 60 Fuß schätzen. Sie liegt auf der Südostecke des Culebra-Riffes der Karte von 1865; die genaue Position wird angegeben mit 20° 21′ südl. Br. und 175° 28′ westl. L. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses merkwürdige Phänomen nicht ohne wissenschaftliche Beobachtung vorüberginge.

Nordamerika.

— Die Kommission zur Untersuchung der projektirten Eisenbahnlinie von dem Nordostende des Winnipeg-Sees zur Hudsonsbai ist am 17. Januar nach Winipeg zurückgekehrt (vgl. oben S. 144). Sie hat die Reise in Kanoes angetreten, fror aber mit denselben schon im Oktober ein und mußte von da an Schlitten, von Menschen gezogen, als Transportmittel benutzen. Erst Anfang November schlossen sich auch die größeren Seen; am 30. November wurde York Factory, die Endstation, erreicht. Major Jarvis fand für einen Eisenbahnbau nirgends ernstliche Schwierigkeiten und überall genügend Bauholz; das Land ist beinahe ganz eben aus Sand und Kies gebildet; an der Mündung des Nelson-River findet sich ein ausgezeichneter Platz für die Endstation. Die ganze Linie würde 310 Miles lang werden.

— Nach einer Statistik von Dr. Poole ist die Sterblichkeit unter den Negern und Mulatten in Washington fast doppelt so stark, wie unter den Weißen; die schlimmsten Monate für sie sind, wie für die Weißen, die Sommermonate. Im Februar übertrifft die Zahl ihrer Todesfälle die der doppelt so starken weißen Bevölkerung.

Südamerika.

— Ueber die bisherigen Reisen des Dr. ten Kate in Surinam (vgl. „Globus" Bd. 48, S. 16) theilte Prinz Roland Bonaparte in der Sitzung der Soc. de Geogr. de Paris am 22. Januar u. a. Folgendes mit. Nachdem der Reisende einige Studien in Paramaribo gemacht hatte, wo er am 13. Juni angekommen war, begab er sich nach dem oberen Para, wo er Indianerdörfer besuchte und einige alte Bekannte von der Ausstellung in Amsterdam (1883) antraf. Hierauf ging er nach den wenig besuchten Ufern der oberen Cottica und des Patamaca, wo Buschneger und Indianer aufgesucht und reiche zoologische Sammlungen angelegt wurden. Die mühseligen Untersuchungen in der Nähe von Coronie ergaben keinen bedeutenden Erfolg; von dort wurde die Reise nach dem oberen Saramacca zum weiteren Studium der Buschneger (Beku- und Musinga-Stamm) fortgesetzt. Ten Kate konnte hier einige Messungen vornehmen; die Bevölkerung hat jedoch schon viel von ihrer ethnographischen Bedeutung verloren. Am 10. September trat er eine zweite Reise an, welche 78 Tage dauerte; am 11. schon traf er am Cappename ein Lager von Indianern, die mit Negern gemischt sind und in Surinam Karbugros genannt werden. Sie geben sich selbst für Kariben aus, zeigen aber eine sonderbare Mischung des Indianer- und Negercharakters und, da es glückte, viele Messungen vorzunehmen, darf man vielleicht von dort wichtige Resultate erwarten. Weiter wurden verschiedene Indianerdörfer besucht; unter den dort wohnenden Stämmen sind die Arrowaks hervorzuheben, die allerdings noch manche alte Einrichtungen, welche an das Clanwesen erinnern, bewahren, in ethnographischer Beziehung aber viel von ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben. Beinahe die ganze Bevölkerung wurde hier gemessen. Der Reisende wendete sich nun mit wenigen Begleitern nach dem oberen Nikerie, wo er bis zum dritten Wasserfall gelangte. Da die Gegend sehr bewaldet und ganz unbewohnt ist, und er überdies mit Fieberanfällen zu kämpfen hatte, kehrte er am 7. Oktober nach Arrowak zurück, von wo er am 12. über den unteren Nikerie den Rückweg antrat, um noch den Korantin (Corentyne) zu besuchen; nachdem die Reise einmal wegen Krankheit unterbrochen worden war, kam er am 22. nach Oreala, der englischen Missionsstation. Er reiste über Land nach Georgetown, von wo er am 27. November wieder Paramaribo erreichte. Am 1. December hatte er bereits 106 verschiedenen Stämmen angehörige Individuen vollständig gemessen.

Vermischtes.

— Dr. Gustav Warneck. Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? Eine Berufung an das christliche deutsche Gewissen. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, XI, 3 u. 4. Heilbronn, Gebr. Henninger.)

So wenig wir von unserem Standpunkte aus uns mit der Tendenz der vorliegenden Schrift, welche durch den Titel ja genügend scharf bezeichnet ist, einverstanden erklären können, so gestehen wir doch gerne zu, daß sie sehr vieles Beachtenswerthe enthält und empfehlen sie unseren Kolonialfanatikern sehr dringend zur Lektüre. Der Verfasser bestreitet, daß unsere neuen Erwerbungen überhaupt Kolonien genannt werden können, da sie zum Kolonisiren absolut ungeeignet sind. Wir sind also unbedingt auf die Kräfte der Eingeborenen angewiesen und in der richtigen Erziehung dieser Kräfte besteht unser ganzes koloniales Problem. Der Autor reißt den Menschenfreunden, die nur Kolonien wollen, um sich an einer großen Civilisationsaufgabe zu betheiligen, die Maske mit aller Entschiedenheit ab; nicht um die Civilisirung des Negers gilt es den meisten, sondern um Handelsvortheile für uns; das Besitzrecht des Eingeborenen kommt durchaus nicht in Frage, und noch weniger, ob ihm unsere Besitzergreifung nützt; aber die einzige Rechtfertigung für die Besitznahme würde darin bestehen, daß der Besitznehmende auch wirklich zum Wohlthäter der Eingeborenen wird. Der Verfasser verlangt also Schutz der Eingeborenen gegen die Vergewaltigung durch die Weißen, ihre Erziehung und natürlich ihre Christianisirung, und zwar durch den strenggläubigen positiven Protestantismus. Ob letzterer sich wirklich für den Neger eignet? Für die Schule verlangt Verfasser nur Biblische Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, und zwar ausschließlich in der Muttersprache. Seine Wünsche gegenüber der Kolonialregierung faßt er in drei Bitten zusammen. 1. Unterstützung der als solche ganz unabhängig bleibenden Missionsgesellschaften durch Gewährung freier Fahrt, unentgeltliche Hergabe von Grund und Boden für die Stationen, und Uebernahme der Druckkosten für sprachliche Arbeiten; 2. Anstellung nur positiv gläubiger Beamter oder wenigstens keiner Gegner der Missionen und 3. Unterdrückung des Schnapshandels. Letzterem wenigstens können wir uns nur entschieden anschließen, denn das Beispiel der mohammedanischen Gebiete in Ostafrika beweist, daß es ohne Schnaps auch geht. Zwei weitere Bitten an den Großhandel, mehr Geld für die Missionen und Anstellung nur solcher junger Leute, die sich zu einem christlichen Lebenswandel verpflichten, werden schwerlich Beachtung finden, aber einer anderen möchten wir ernstlich die Erfüllung wünschen, obschon ihre Adresse, „der christliche Adel deutscher Nation", als ein seltsamer Anachronismus erscheint; sie fordert die Errichtung von Musterwirthschaften und Industrieschulen; wollen die Missionare sich ernstlich diesem Zwecke widmen, so wird ihnen Unterstützung, wenn auch nicht vom Johanniterorden aus, nicht fehlen. Ko.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. XI. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — de Dobbeler: Die Samojeden. II. — A. Freiherr von Hammerstein: Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Hardman's Forschungen im Kimberley-Distrikte. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 17. Februar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 13.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reiſe im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

X.

Ko. Am 4. Oktober war der Stier für die Bewohner von Dafit immer noch nicht abgeſandt, ein Beweis, daß der Abmarſch noch nicht erfolgen werde. Von allen Seiten liefen jetzt Beſchwerden ein, daß man von den Summen, welche der Sultan dem Reiſenden abgepreßt, nichts erhalten habe und deshalb der Karawane entgegentreten werde. Aber der Reiſende ließ ſich nicht einſchüchtern und erklärte, er werde nöthigenfalls allein, mit ſeiner Flagge umgürtet und nur einen Rumo — das Holzſtückchen, mit welchem die Somali ihre Zähne abreiben — in der Hand, den Marſch zu den Dafits antreten und wolle ſehen, ob die Somalis ihren Eid halten würden oder nicht. Wie eine Ironie fügte es ſich, daß gerade zu dieſer Zeit ein eingeborener Barde erſchien und auf dem Platze vor den Hütten des Reiſenden und des Sultans deſſen Lob und dann auch das des Reiſenden anſtimmte. Révoil ließ ihn ungerührt ſingen, ſo lange er wollte; dem Sultan wurde es zu arg, er ſandte zu dem Franzoſen und ließ ihn auffordern, dem Sänger durch ein Geſchenk den Mund zu ſtopfen, aber der Franzoſe blieb diesmal hartnäckig und Omar Juſſuf mußte den Ruhm ſeiner Ahnen ſelbſt bezahlen.

Aber die ſchweren Sturzregen dauerten fort und nun rückte der Sultan ganz offen mit dem Vorſchlage heraus, den Abmarſch noch um 14 Tage zu verſchieben. Révoil beſtand natürlich auf der ſofortigen Abreiſe; wieder begannen endloſe Verhandlungen, aber endlich ſiegte ſeine Beharrlichkeit. Freilich mußte er die beiden Ballen Zeug für Ganane übernehmen und noch zwei weitere für den Chef der Geſſerkudehs, aber doch nur unter der Bedingung, daß er mit der Leiſtung ſeiner Eskorte bei der Ankunft in Ganane zufrieden ſei und daß die Geſſerkudehs ſchriftlich auf alle weiteren Anſprüche verzichteten. Das einzige Tröſtliche war, daß der Sultan ſowohl Eden Aſſeno, den Abgeſandten von Ganane, als auch die Ellaï, welche ſich der Eskorte anſchließen ſollten, in Gelibi zurück behielt.

Nur die Lieblingsfrau des Sultans blieb den beiden Reiſenden immer gleich günſtig geſinnt; faſt täglich kam ſie, ihnen Nachricht zu bringen und ſie zu tröſten, und ſehr häufig nahm ſie Révoil mit in ihr Haus, wo ſich immer eine zahlreiche Geſellſchaft von Somali-Damen befand. Er hatte hier Gelegenheit, alle möglichen Kulturſtudien zu machen; die Frauen waren mit ihren häuslichen Arbeiten beſchäftigt, die eine kardätſchte Baumwolle, die andere verſpann ſie, eine dritte ſtieß Kaffee, wieder eine andere verfertigte eine Kalebaſſe oder machte Butter, und zwei Sklavinnen drehten die Mühle, um den in einem Mörſer enthülſten Mais zu mahlen. (Man vergleiche die Abbildung.) Aber die Zuſammenkünfte hatten noch in einer anderen Beziehung großen Werth für den Reiſenden; von den Frauen erfuhr er ganz genau, was in den einzelnen Stämmen vorging und was die einflußreichſten Leute planten, und er bezahlte darum gern den Kaffee und den Honig, die zur Bewirthung nöthig waren.

Endlich am 9. November konnte der Opferſtier geſchlachtet werden; den Hammel hatte Omar Juſſuf längſt annektirt. Die Theilnehmer an der Karawane waren

Hinwirkt zum Gastmahle gelaben, den Anderen machten in das Haus gelandte Zweige von Dum gekannt. Ohne Verlautbarung und Worte, ohne etwa zwei Stunden von Gesicht zu Ringe gegangen Worte, hörte die Festfreude auf der Ortschaft, der Tod, welchen zu Gesicht gekommen, hatte nahezu von dem gegebenen Orte erhalten und so wichtig der Raumann den Ring verspreche. Aber Omar Jussuf erfüllte dieses von oben herab, daß er den Verbrenner verjagte und unbefümmert durch das Gebot seiner Vorgesetzten Gastfreundschaft übte. Nach einigen Tagen kamen Somali und bestätigten, daß sie Leute wären, die Gastfreundschaft übten, daß sie nicht weiter als nach Ghanane wollen gehen würden. Dem Ali Ibn Ali nach sein Gastmahl berei

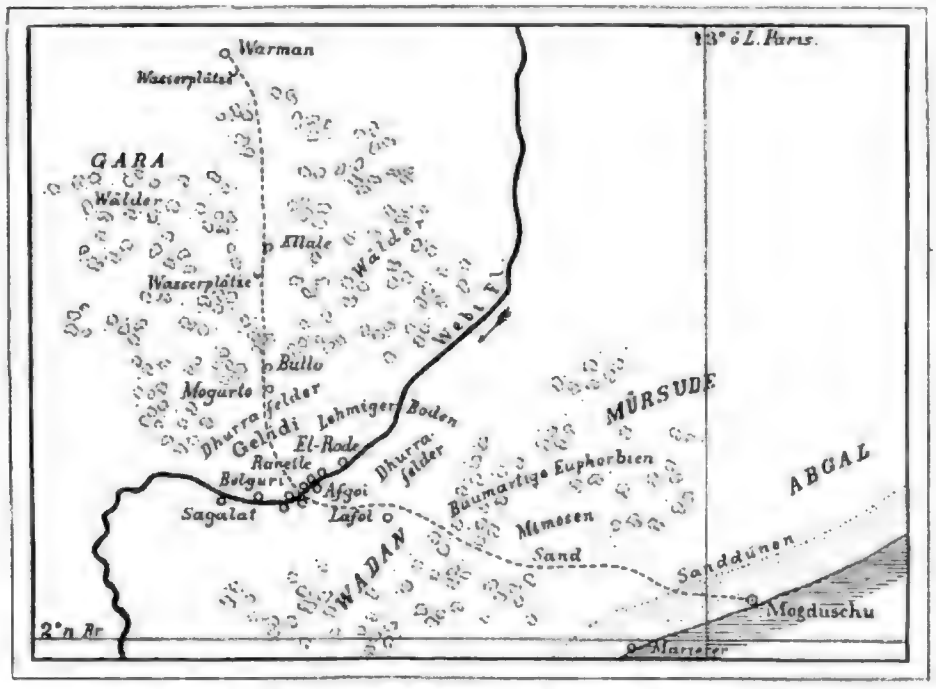
Die Ankunft bei der Zeltgruppe bei Bardâd bei Odwen. (Zeichnung nach Photographien.)

Digitized by Google

Geſichter, unter ihnen viele Abôſch, aber nur auffallend wenig Somali. Im Ganzen waren es 95 Männer und 22 Laſtthiere, die ſich nun in Marſch ſetzten, Révoil mit Kompaß und Notizbuch in der Hand an der Spitze. Die beiden Dörfer der feindlichen Handad wurden nach einem zweiſtündigen Marſche erreicht und auf einem kleinen Umwege umgangen. Einige Kilometer weiter gelangte man an eine Stelle, die heute noch Lafo galla, „die Gallaknochen", heißt; ſie bezeichnet das Schlachtfeld, auf welchem die Galla Arruſi in ihrem Siegeslaufe gehemmt und von den Somali nach dem Nordweſten zurück getrieben wurden. Hier ſtieß Mude Juſſuf, der Bruder des Sultans, zu ihnen und übernahm das Kommando; er verſicherte nochmals, daß ſein Bruder in der Nacht nachkommen werde.

Der Weg wurde nun immer beſchwerlicher. Beinahe $5\frac{1}{2}$ Stunden lang wand ſich die Karawane im Gänſemarſche durch ein Dickicht, wo die Dornen ihre Kleider zerriſſen, während eine glühende Sonne unbarmherzig vom Himmel brannte. Es war unmöglich, die Ordnung aufrecht zu erhalten, trotzdem wurde ohne ernſtlichen Unfall die Lichtung von Belgab erreicht, wo am Rande einiger Regenlachen ein paar Beduinenfamilien mit ihren Heerden lagerten. Jeder eilte, ſeinen Durſt zu löſchen, dann wurde unter einer lichten Akaziengruppe das Lager aufgeſchlagen. Umſonſt drang Révoil darauf, daß alle Waarenballen zu einem Walle um ſein Lager vereinigt würden; jeder Treiber lud ab, wo es ihm beliebte, und die Kameele zerſtreuten ſich und ſtillten ihren Hunger an den jungen Baumtrieben.

Nun verlangte die Eskorte ihren Kaffee, aber umſonſt ſuchte man nach den beiden mitgenommenen Ballen; ſie waren verſchwunden mit dem Kameele, das ſie trug, und mit zwei Abôſch der Wadan, welche es führten. Leider befanden ſich auf dem Kameele auch die Arzneikiſte und eine Kiſte mit Waffen, ein Verluſt, den Révoil ſehr ſchwer



Révoil's Marſch von Mogduſchu über Gelidi nach Warman. (Maßſtab 1 : 100 000.)

empfand. Auch von den Begleitern fehlten gegen 30, unter ihnen auch Madi Nur, und man ſollte bald erfahren, warum.

Noch ſchimpften und klagten die Männer um den geſtohlenen Kaffee, da erſchallte aus dem Dickicht das gellende, trillernde Geſchrei, das die Frauen ausſtoßen, wenn Gefahr droht und die Krieger zu den Waffen greifen. Zwei Beduinenfrauen kamen auf die Karawane zugeſtürzt, aber noch ehe ſie dieſelbe erreichten, hatten die Somalis Lanze und Schild ergriffen, und die Alten, Abdi Abdikero und den Araber Omar Kaſſadi an der Spitze, ſchaarten ſich um die beiden Franzoſen, welche ſich natürlich auch ſchußfertig gemacht hatten.

Die Frauen meldeten, daß etwa 200 Somalis aus Gelidi unter Anführung der Häuptlinge von el-Rode heranrückten, um die Karawane anzugreifen. Im Nu waren die Kameele zuſammen getrieben, das Gepäck auf einen Haufen vereinigt und die Eskorte im Halbkreiſe darum aufgeſtellt; die beiden Franzoſen mit einigen Leuten nahmen ihre Stellung auf den Waarenballen, aber die Alten gingen zunächſt dem Feinde entgegen und verſuchten mit ihm zu unterhandeln. Mude Juſſuf benahm ſich dabei ſo verdächtig, daß Révoil mit ſeinem Begleiter ſich etwas abſeits ſtellte mit der Drohung, Jeden niederzuſchießen, der das Gepäck anrühre. Doch ſollte es nicht zum Aeußerſten kommen. Die Leute von el-Rode waren beſonders deshalb beleidigt, weil der Sultan ſie von der Eskorte ausgeſchloſſen hatte; ſie ließen darum mit ſich reden und ſtellten ſchließlich nur die Forderung, daß die Karawane auch 12 der Ihrigen als Begleiter mitnähme. Als dies angenommen wurde, zogen ſie ſich etwas zurück, blieben aber in der Nähe gelagert.

Das erregte neues Bedenken, denn man mußte erwarten, daß die anderen Stämme von Gelidi, ſobald ſie den Aufbruch der Leute von el-Rode erfuhren, alsbald nacheilen würden, um ihre bei der Karawane befindlichen Angehörigen

zu schützen; dann wäre aber ein allgemeiner Kampf unvermeidlich gewesen. Wohl oder übel entschloß man sich also, den Lagerplatz trotz der allgemeinen Ermattung und der späten Stunde noch zu verlassen und weiter zu marschiren; die Kameele werden so rasch wie möglich beladen und von Neuem dringt man auf einem kaum den Namen verdienenden Pfade in den Wald ein. Bald geht die Sonne unter und die Nacht bricht herein. Der Weg wird immer schlechter, die Dornen der Büsche reißen die Kleider vom Leibe und bohren sich in das Fleisch, alle Augenblicke kommt eine sumpfige Lache, in deren Thonboden man bis an die Knie einsinkt. Die Lastthiere weigern sich, weiter zu gehen, auch die Menschen können kaum mehr, aber die Führer drängen immer weiter, trotz der prächtigsten Lagerplätze, an denen man vorbei kommt, sie wollen um jeden Preis Warman erreichen, wo Einwohner von Gelidi mit ihren Heerden lagern, und mit blutenden Füßen müssen die Reisenden sich mitschleppen.

Beduine, seine Kameele bewachend.

4½ Stunden dauerte der schauderhafte Marsch auf einem Gazellenpfade durch den nachtdunklen Wald; die Kameele legen sich nieder und verweigern das Wiederaufstehen, alles ist auf den Tod erschöpft, da wird endlich Warman erreicht. Die Kameele werfen sich nieder und sind selbst zum Fressen zu müde; die Ballen bleiben neben ihnen liegen, umsonst bemüht sich Révoil, sie in Ordnung zu bringen. Aber nun verlangte die Eskorte nach Nahrung. Révoil hatte darauf gerechnet, daß man an allen Lagerstellen Fleisch, Durrah, Milch, Honig und Fett haben könne; er hatte darum nur für sich zwei Ballen Reis und einen kleinen Ballen Zucker mitgenommen, die in Nothfällen dienen sollten. Aber die Eskorte hatte diese Leckerbissen gewittert und verlangte stürmisch deren Herausgabe. Er legte die Frage dem Rathe der Alten vor; auch sie stimmten dafür und die Ballen wurden geöffnet. Natürlich wollten die guten Leute von Warman sich die Gelegenheit, umsonst zu solchen Leckerbissen zu kommen, auch nicht entgehen lassen; hätte nicht der getreue Araber Kassadi die Rolle eines Fouriers übernommen, so wäre der ganze Vorrath bei der ersten Vertheilung draufgegangen.

Nun schrie man nach Kochgeschirr. Révoil hatte sein Bestes gethan, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, zwei Kameele waren ausschließlich mit Geschirren beladen worden, aber du lieber Gott, wie hatten die Aeste und Sträucher den Vorrath bei dem Nachtmarsche zugerichtet! Fast nur Scherben waren noch vorhanden, und um die wenigen ganz gebliebenen Töpfe zankten sich die einzelnen Clans, von denen jeder eine Kochgesellschaft für sich bilden wollte. Auch die Abôsch wollten nicht mit den Sklaven zusammen kochen und essen, kurzum, es entstand ein ganz unbeschreiblicher Wirrwarr. Mude Jussuf saß mittlerweile ruhig auf seiner Matte, und ließ die Dinge gehen wie sie wollten; zum Schlusse nahm er dem Reisenden noch sein Bett und seine Decke ab, da er als Bruder des Sultans nicht, wie die Anderen, auf einer Matte auf dem Boden zu schlafen brauche. Révoil stellte ihm vor, daß die Karawane solche Märsche nicht aushalten könne; er lächelte nur ironisch und meinte, das ginge ihn nichts an.

Endlich trat Ruhe ein, jeder bettete sich, so gut er konnte, und auch die Reisenden lagerten sich auf ein paar Matten. Abdi, Omar Kassadi, Hamed Ugan und Eden Assano hatten die Wache bei ihnen übernommen, das Gebet wurde gesprochen, es wurde allmählich still. Wie in Leintücher gehüllte Leichen lagen die Somalis am Boden, nur die Wächter bei den Kameelen standen aufrecht auf ihre Lanzen gestützt und summten ihre monotone Weise, welche die wiederkäuenden Kameele mit ihrem eigenthümlichen Grunzen begleiteten. Kein Schlaf kam in die Augen der Reisenden. Wohl hatten sie nun endlich Gelidi im Rücken, aber wie weit konnten sie unter solchen Umständen kommen? Alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß die ganze Ausrüstung verloren gehen werde; aber würde man selbst mit diesem Opfer Ganane erreichen? Die Nacht wollte kein Ende nehmen; es war kalt und feucht und das schwache Feuer genügte nicht, die Frierenden zu erwärmen. Umsonst wartete man auf Omar Jussuf, der bestimmt versprochen hatte, hier zur Karawane zu stoßen; ein paar Schüsse, die man in der Entfernung hörte, weckten die Vermuthung, daß er auf einem anderen Wege direkt nach Dafit geritten sei, aber ein paar Beduinen, die bei Tagesanbruch von dort kamen, zerstörten diese Hoffnung und brachten auch sonst sehr unbefriedigende Nachrichten.

Dafit ist ein Dorf wie Gelidi, und ebenso aus verschiedenen Clans zusammengesetzt. Seine Bewohner schienen in zwei Parteien gespalten. Die einen, durch fanatische Predigten und geheime Einflüsse aufgehetzt, wollten der Karawane unter allen Umständen den Durchmarsch wehren, die anderen ihn gestatten, aber nur unter unmäßig harten Bedingungen. Die Alten hofften auf die Ankunft des Sultans, um Verhandlungen anzuknüpfen, aber er kam nicht. Es hätte ganz gut in seiner Macht gestanden, die

Révoil's Zelt und Gebirgslandschaft.

Eine Karawane bei Wasser bei Bauraun. (Nach Thal nach Photographien.)

Digitized by Google

Gegner zur Ruhe zu bringen, denn wenn die Dasit auch zweifellos die Macht hatten, den Weg zu ſperren, ſo durften ſie doch nicht wagen, das zu thun, denn die Gobron und Wadan konnten ihnen zur Vergeltung ebenſo gut den Weg nach Mogduſchu und den einträglichen Handel mit der Küſte ſperren. Aber Omar kam nicht, und ſo gingen vier der Aelteſten der Karawane nach Dasit, um die Verhandlungen einzuleiten.

Jedenfalls mußte man ſich darauf richten, den ganzen Tag hier liegen zu bleiben, und Mude Juſſuf traf wenigſtens einige Anſtalten, Ordnung in dem umgebenden Chaos zu ſchaffen und das Lager zu ſichern. Auch Révoil ließ ſein Reiſezelt an der Stelle, wo er übernachtet hatte, aufſchlagen, um ſich wenigſtens einigermaßen vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen und wartete bei einer Taſſe Thee den Augenblick ab, wo in dem benachbarten Moôr oder Viehparke der Beduinen die Kühe gemolken würden. Seine Leute hatten ſich mittlerweile für ein paar Maß Reis von den Beduinen Kaffee eingetauſcht und gaben ſich ihrem gewohnten Genuſſe in der oben beſchriebenen Weiſe hin.

Warman iſt, wie Belgab, eine Lichtung in dem ausgedehnten Walde, welche eine vortreffliche Weide bietet. Die Vegetation, ohne gerade übermäßig üppig zu ſein, zeigte doch ſchon den wohlthätigen Einfluß der Regen; die Sträucher bedeckten ſich mit Blumen und die zerſtreuten, mit Lianen überwucherten Baumgruppen ſahen wie grüne Inſeln in einem Meere von Grün aus. Beduinen vom Stamme der Gares hockten gruppenweiſe herum und ſchienen in wichtige Berathungen vertieft. Der Moôr lag ganz nahe an dem Lager der Karawane und die Reiſenden gingen hin, um ſich ſelbſt die Milch melken zu laſſen; ſie hatten, an Kinzelbach's Schickſal denkend, das ſchon in Gelidi immer gethan, um ſo mehr natürlich hier in der Wildniß.

Unmittelbar neben dem Moôre befand ſich ein großer Teich, der noch Waſſer führte, am Anfange der Regenzeit eine ſolche Seltenheit in dieſer Gegend, daß ſelbſt die Leute von Dasit kamen, um hier Waſſer zu holen. Von Frauen geleitet, zogen ganze Karawanen von Kameelen herbei, jedes mit vier großen Waſſergefäßen beladen, welche durch Körbe vor dem Zerbrechen geſchützt waren. Unſere Abbildung zeigt eine ſolche Waſſerkarawane.

Die Samojeden.

Von **de Dobbeler.**

III.

Wenn im Frühjahr Menſchen, Vierfüßler und Vögel ihre Wanderung nach dem Norden, die Fiſche in der entgegengeſetzten Richtung ihre Wanderung vom Nördlichen Eismeere nach dem Süden antreten und in die Flüſſe eindringen, wenn auf dieſen und auf den großen Landſeen das Eis verſchwindet, dann übergiebt der größte Theil der Jäger ſeine wenigen Renthiere einem Hirten, welcher ſie zu den Mooswеiden im Norden führt und der Jäger ſelbſt ſiedelt ſich in der Nähe der Landſeen, hauptſächlich aber in der Nähe der Flüſſe an, um das Jägerleben mit dem des Fiſchers zu vertauſchen. Es beginnt damit die Zeit ihrer Ernte. Die Jagd allein kann ſie ſelten ernähren, ſondern die während des Sommers getrockneten oder ſpäter hart gefrorenen Fiſche müſſen die Vorräthe für den Winter bilden. Mit ihren Böten ſuchen ſie geeignete Stellen zum Fiſchfange auf und ſtundenlang bis zu den Hüften im eiskalten Waſſer ſtehend, ſtellen ſie ihre Netze. Letztere werden von den Samojeden aus Baſt und anderem ihnen zu Gebote ſtehenden Materiale gemacht, häufiger aber, und ſobald es ihnen möglich iſt, verſchaffen ſie ſich durch Handel Hanfſchnüre. Die zu den Netzen nöthigen langen Seile und ſtarken Schnüre flechten ſie in den Flußniederungen immer ans Weiden mit großer Geſchicklichkeit; dieſelben ſind überall gleich ſtark und nicht die geringſte Unregelmäßigkeit iſt wahrzunehmen.

Wenn auch von den Mücken gepeinigt, ſo haben die Samojeden im Sommer doch nicht mit Nahrungsſorgen zu kämpfen; die Flüſſe liefern reichlich Fiſche und auch das an denſelben befindliche Flugwild wird viel erlegt.

Wenn im Herbſte das Eis die Flüſſe und Seen zu bedecken beginnt und einiger Schnee gefallen iſt, ſo hört auch die Fiſcherei allmählich auf; der Samojede zieht ſeine Böte ans Land, um ſie an einem geeigneten Orte zu verwahren, oder er packt ſie, wie die übrigen Fiſchereigeräthe, auf einen Schlitten, um alles mit ſich zu nehmen. Alle im Winter nothwendigen Sachen, wie Winterbekleidung, Schlitten, Renthiergeſchirr, Bogen, Fallen ꝛc. werden repariert und in Stand geſetzt und die langſam aus dem Norden zurückkommenden Renthierheerden erwartet. Endlich erſcheinen dieſe, gewöhnlich dann, wenn das Eis der Flüſſe ſicher iſt, und die Fiſcher können die ihnen gehörigen Thiere in Empfang nehmen. Aber es vergeht noch eine längere Zeit, ehe ſie ihre Zelte abnehmen, dieſelben, wie alle übrigen Sachen, auf Schlitten verpacken und nun je nachdem, wo und wie ihr Wohnort iſt, ſich einer dem anderen anſchließen, um in großen Karawanen dem Süden entgegen zu wandern, die dortigen Wälder aufzuſuchen und wieder ihrer Winterbeſchäftigung, der Jagd, obzuliegen. Haben ſie einen guten Fiſchfang und eine gute Jagd gehabt, ſo ſuchen ſie, wie die wohlhabenden Hirten, Obdorsk und Surgut oder andere, an der Renthiergrenze gelegene ruſſiſche Anſiedelungen auf, um gegen Fiſche und Felle Waaren einzutauſchen. Die Reiſen gehen gewöhnlich langſam; die Samojeden laſſen unterwegs da, wo ſie viel Moos finden, ihre Renthiere weiden, welche, wie bekannt, während des ganzen Winters ihr Futter ſelbſt ſuchen, indem ſie mit ihren Klauen den Schnee fortſcharren und die darunter befindliche Renthierflechte freſſen. Außerdem wird während der Wanderung auch die Jagd nicht vergeſſen.

Aber nicht immer verlaufen die Dinge in der eben beſchriebenen Weiſe; häufig, wenn der Fiſcher auf die Ankunft ſeiner Renthiere wartet, wird ihm die Nachricht zu Theil, daß ſie ſämmtlich einer Seuche erlegen ſind, ſein ganzes Vermögen verloren iſt. Nach einer ſolchen Nachricht wird er „ssjangâu!“ ſagen, welches etwa „ſchade! wehe!“ bedeutet und ein eigenthümliches Schütteln oder Schaudern

ſeines Körpers folgen, ganz ähnlich dem, welches durch eine heftige Kälte erzeugt wird und auch von denſelben Lauten begleitet iſt. Weiter wird man aber keine Veränderung in ſeinem Geſichte wahrnehmen, keine Klagen von ihm hören. Er iſt von früher Jugend her an die Wechſelfälle gewöhnt, welche ſein Klima und ſein Leben mit ſich bringen und, wie er nicht dankt, wenigſtens nicht mit Worten, ſo klagt er auch nicht, bittet ſehr ſelten und bettelt nie. Hat er noch etwas von einigem Werthe in Fellen oder Fiſchen, ſo tauſcht er ſich dafür ein paar Renthiere ein und ſucht damit ſeinen Winteraufenthalt oder wenigſtens einen für die Jagd günſtigen Wald zu erreichen, oft aber muß er auch einen Dienſt bei Wohlhabenderen aufſuchen.

Die Lebensweiſe der Samojeden iſt außer der veränderten Beſchäftigung im Winter und Sommer und während der Wanderungen dieſelbe. Sie eſſen am Tage gar nicht oder nur ſehr wenig, ſondern halten am Abend eine große Mahlzeit, welche aber, wenn reichlich Nahrungsmittel vorhanden ſind, ein paar Stunden dauert. Die Männer gehen am Tage auf die Jagd oder zum Fiſchfange, oder haben mit ihren Renthieren zu thun. Die Frauen ſind immer im oder beim Zelte beſchäftigt, um die Kleider und das Zelt in Ordnung zu halten, Holz zu holen, die Fiſche zu trocknen und auf die Kinder zu achten. Die kleinſten Kinder, die Säuglinge, liegen in einer 70 cm langen und in der Mitte etwa 40 cm breiten, ovalen Wiege, welche einer hölzernen Schachtel ohne Deckel ähnlich ſieht. Die Ränder dieſer Wiege ſind etwa 13 cm hoch; an denſelben iſt ein Bügel angebracht, welcher niedergelegt und in die Höhe gezogen werden kann, um die Wiege mit Pelz oder Tüchern zu bedecken und das Kind im Winter gegen Kälte, im Sommer gegen Mücken zu ſchützen. Im Sommer in Tücher oder Leder, im Winter in Pelz gewickelt, ein kleines Kiſſen unter dem Kopfe, liegen die Samojedenſäuglinge viele Stunden, oft den ganzen Tag in der Wiege, ohne ein einziges Mal herausgenommen zu werden. Damit ſie einigermaßen trocken liegen, wird in ihre Windeln zerriebenes, altes, weiches (olmiges) Holz gelegt. Sehr früh müſſen ſich die Samojeden an Unannehmlichkeiten, Geduld und Ausdauer gewöhnen. Wenn nicht allzu ſtrenge Kälte herrſcht, werden die kleinen Kinder beim Abnehmen und Umbauen eines Zeltes halb bekleidet in den Schnee geſetzt. Sie ſchreien dann zwar, als wenn ſie am Spieße ſtäken, aber bevor das neue Zelt nicht fertig iſt, kümmert ſich Niemand um ſie. Wenn die Kinder anfangen zu gehen, bekommen ſie dieſelbe Kleidung, wie die Erwachſenen, ſie laufen ſpäter aus freiem Willen in den Schnee und wälzen ſich in demſelben ſtundenlang mit dem größten Behagen. Sobald wie möglich helfen ſie den Eltern bei ihren Beſchäftigungen. Ich ſah kleine, etwa ſechsjährige Kinder, welche ſchon verſuchten, Renthiere mit dem Laſſo einzufangen und jedesmal, wenn ſie warfen, der Länge nach auf den Schnee niederfielen.

Die individuelle Ausbildung des Samojeden iſt nicht gering; er muß Zelte, Schlitten, Böte, Jagd- und Fiſchereigeräthe verfertigen, er muß Hirt, Fiſcher und Jäger ſein und ſich die tauſenderlei Kunſtgriffe und Kenntniſſe aneignen, welche zu allem dieſem nothwendig ſind. Von Schulbildung iſt natürlich keine Rede; nur zwei Samojeden habe ich geſehen, welche Ruſſiſch leſen und ſchreiben können; wenige lernen durch den Umgang mit den Ruſſen Ruſſiſch zu ſprechen. Dieſes Volk hat außer der Erfahrung nur eine große Lehrerin, die ſtrenge, aber oft ſo ſchöne nordiſche Natur. Sie hat ſein Denken gebildet, ſie beſtimmt ſein Thun und Handeln, ſie ernährt ihn, aber ſie ſtraft auch hart und unerbittlich.

Der Himmel, welcher mit Sonne, Mond, Sternen, Kometen und dem Nordlichte in dieſer Zone ſo oft auf das Großartigſte, Wunderbarſte und Herrlichſte ſtrahlt, der Himmel mit ſeinen Blitzen und dem Donner, machte den mächtigſten und tiefſten Eindruck auf die Samojeden und ſie halten daher den Himmel für den höchſten Gott. Weil er ihnen Licht und Wärme ſpendet, ſo iſt er auch ein guter Gott; groß und gut, und deshalb der beſte. Um ihm möglichſt nahe zu kommen, wird er beſonders auf heiligen Bergen verehrt, aber auch in ſchönen und ſchön gelegenen Wäldern. Auch das Waſſer, welches durch ſeine Kraft, Großartigkeit und Schönheit ſeinen Eindruck auf dieſes Volk nicht verfehlte und ihm die Fiſche ſpendet, wird an heiligen Flüſſen von ihm verehrt, beſonders da, wo heftige Stromwirbel ſind. Ueberhaupt an allen durch Schönheit oder anſprechende Lage ausgezeichneten Bergen, Wäldern, Flüſſen und Seen verehren ſie entweder ihren höchſten Gott, den Himmel, oder wie an den Stromwirbeln, auch das Waſſer. Dieſes war ſo zutreffend, daß, wenn ich während der Reiſe dachte, dieſer Berg oder jener am See liegende Wald wird ſicher von den Samojeden als heiliger Berg, heiliger Wald betrachtet, ich es in der Regel beſtätigt fand. Ebenſo macht aber auch alles Eigenthümliche, Wunderbare, Abnorme in der Natur ſeinen Eindruck; eine plötzliche Vertiefung des Bodens, ein kreisrunder, mit einem regelmäßigen Walle umgebener See, eine Gegend, welche mit lauter kleinen Hügeln dicht beſäet iſt und dergleichen mehr. Dieſem Eindrucke des Seltſamen, Abnormen und dem jedem Menſchen innewohnenden Egoismus verdankt auch ſicher der Fetiſchdienſt ſeine Entſtehung. Während meiner Reiſe mit Renthieren nach Surgut ſah ich häufig kleine, abgeſtorbene Bäumchen ohne Rinde und kleinere Zweige, welche durch Einfluß des Windes, Wetters und Bodens ſo abnorm gewachſen waren, daß ſie Kreuze, Armleuchter, Buchſtaben und andere ſchwer zu beſchreibende Figuren bildeten und zwar ſo eigenthümlicher Art, wie ich ſie nie

früher beobachtet habe. Wenn ich tagelang über die baumloſen Schneeebenen gefahren war, nichts als Himmel und Schnee geſehen hatte, beſchäftigten dieſe Figuren meine Phantaſie aufs Lebhafteſte.

So mag es auch in früherer Zeit dem Samojeden ergangen ſein. Wenn der in Farbenpracht leuchtende Himmel, das wirbelnde Waſſer ſchon einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er zu verehren und anzubeten begann, ſo kann auch die abnorme, wunderbare Figur, welche ein alleinſtehendes verkrüppeltes Bäumchen bietet, eine ſeltſame Figur, welche einzig und allein daſteht und grundverſchieden von den unzähligen normal gewachſenen Bäumen iſt, ſo kann auch dieſe leicht auf das Gemüth des Naturmenſchen wirken. Der Egoismus beſtimmt ihn, dieſe Figur allein zu behalten, im Walde zu verſtecken und allein zu verehren. Später wird eine ſolche Sache zum Bedürfniſſe und zur Gewohnheit, und findet er keine geeignete Figur, ſo ſchneidet und ſchnitzt er ſie ſelbſt; jeder Samojede hat einen ſolchen Fetiſch.

Wenn im Sommer die ungeheuren Sümpfe des nördlichen Sibiriens Milliarden und abermals Milliarden von Mücken gebären, welche in Gemeinſchaft mit anderen Inſekten Menſchen und Thiere aufs Furchtbarſte quälen, wenn dieſen Sümpfen die Keime anſteckender Krankheiten, der Epidemien und Seuchen entſteigen, denen die Samojeden ſelbſt und ihr werthvollſtes Gut, die Renthiere, letztere oft zu Tauſenden, erliegen, ſo muß im Sumpfe dasjenige ſein,

was den Samojeden feindlich entgegentritt, von den Sümpfen aus die ganze Erde durchdringt und Allem, was darauf iſt, ſchadet. Aber die Erde ſpendet auch viel, ſie giebt ihnen das Moos für die Renthiere, das Holz für ihre Zelte, Schlitten, Böte, Bogen und Pfeile und deshalb iſt in ihrer Vorſtellung Erde und Teufel nicht ſo mit einander verwebt wie Himmel und Gott. In ihrer Sprache heißt Himmel numm und Gott numm; die Erde heißt ja, aber der Teufel schsúdebü oder müleka. Der Teufel der Samojeden iſt auch kein vollkommener Teufel, denn er iſt nach ihrer Vorſtellung verſöhnlich.

Derjenige, welcher hauptſächlich mir über Religion und Sprache Aufſchluß geben mußte, war ein alter Mann, deſſen Vater zwar Oſtjake, deſſen Mutter aber Samojedin geweſen war, und welcher ſelbſt während ſeines ganzen Lebens unter den Samojeden wohnte. Er war zwar dem Namen nach Chriſt, innerlich aber noch vollkommen Heide. Er war mit einer aus zwei Oſtjakenfürſtinnen, zwei Oſtjaken, zwei Samojeden und zwei Läpinen beſtehenden Deputation in Omsk geweſen, als ſich der damalige Großfürſt und Thronfolger von Rußland dort aufhielt, und hatte als ſamojediſcher Dolmetſcher fungirt. Sein heidniſcher Name war Woſſakotze, ſein ruſſiſcher Name Iwan. Es wurde mir von Allen verſichert, daß er einer derjenigen wäre, welche ſich am beſten zu meinen Zwecken eigneten. Ich gebe das mir von ihm Geſagte im Folgenden wortgetreu wieder.

Die heidniſche Religion der Samojeden und Oſtjaken hat viel Aehnlichkeit; erſtere ſind noch Heiden, während die letzteren, wenigſtens äußerlich, faſt alle Chriſten ſind. Die Samojeden glauben an einen höchſten Gott, den Himmel; dieſer iſt gut und thut ihnen deshalb kein Leid. Eine Perſon denken ſie ſich nicht im Himmel, ſondern Gott iſt der Himmel und der Himmel iſt Gott; daher auch der Name numm für Gott und Himmel. Er wird beſonders auf heiligen Bergen, deren es eine größere Anzahl giebt, verehrt. Jedesmal, wenn ſie nach einer langen Reiſe einen ſolchen Berg betreten, ſchlachten ſie auf demſelben ein Renthier, verzehren es und hängen den Renthierkopf an einem dort befindlichen Baume auf, oder an einem in die Erde geſteckten Stocke, oder legen ihn einfach auf die Erde nieder; der Wohlhabende ſchlachtet ſein beſtes, der Arme oft ſein einziges Renthier. Ebenfalls wird der erſte gute Fiſch beim Beginne der Fiſcherei im Frühjahr auf dieſen Bergen verzehrt, und der Fiſchkopf wie der Renthierkopf dem höchſten Gott, dem Himmel, geweiht. Einige dieſer Berge dürfen Frauen nicht betreten.

Die Samojeden verehren dieſen Gott überhaupt jedesmal, wenn ein Renthier geſchlachtet wird, wo ſie ſich auch befinden. Sie ſehen dabei alle zum Himmel hinauf; vor dem Schlachten ſagen ſie: „Gott, wir haben es hergeführt;“ wenn ſie die Schlinge umgelegt haben: „Siehſt du auch, Gott, was wir thun?“ während des Tödtens rufen ſie: „oooooohohoho“ oder „uuuuuuhuhuhu“ in eigenthümlicher Weiſe; wenn ſie das Renthier getödtet haben, ſagen ſie: „Gott, nimm dieſes!“

Ferner verehren ſie Gott dadurch, daß ſie Gutes thun; wenn ein Reicher dem Armen ein Renthier ſchenkt, ſo hilft er damit Gott und Gott wird ihm wieder helfen. Sie verehren auch, wie ſchon erwähnt, das Waſſer. Ein Stromwirbel iſt von den Samojeden beſonders beſucht, in der Nähe deſſelben befindet ſich ein Kaſten, in welchen ſchöne Felle und andere Koſtbarkeiten gelegt werden. Sie ſchlachten auch hier Renthiere, laſſen das Blut derſelben in den Fluß laufen und bitten für ſich und für andere, welche viel auf dem Waſſer fahren, daß ihnen dieſes kein Leid zufüge.

Wenn ſich auf einem Berge oder in einem Walde auffallende Vertiefungen des Bodens finden, ſo ſagen die Samojeden, daß dort ein Gott geboren ſein müſſe. An einem ſolchen Orte ſchlachten ſie beſonders viel Renthiere und legen die Köpfe dort nieder, ſo daß oft 10 Fuß hohe Hügel von Renthierköpfen entſtehen.

Wenn ein wohlhabender Samojede in die Nähe einer chriſtlichen Kirche kommt, ſo weiht er auch dieſer ein weißes Renthier, ſchöne Felle oder Geld.

Der Teufel der Samojeden befindet ſich in der Erde, beſonders in Sümpfen. Sie ſagen: „Gott, der Himmel, wird uns kein Leid zufügen; wir ſind aber an die Erde gebunden und werden vom Teufel beläſtigt.“ Auch für ihn ſind Orte beſtimmt, wo er Opfer erhält; in der Nähe von Sümpfen, dort, wo viele kleine Hügel neben einander liegen, und an anderen auffallenden Orten. Ich ſah einen Teufelsaltar inmitten einer Gegend, welche viele Meilen weit mit etwa zimmerhohen Hügeln bedeckt war. Dieſer Altar beſtand aus einem über $2^1/_2$ m hohen Pfoſten, auf welchem ein 2 m langer Balken horizontal lag; der letztere war mit etwa 20 cm langen Holzzacken, Zähnen ähnlich, verſehen.

Der Teufel erhält von den Samojeden Opfer, damit er ihnen kein Leid zufügt. Beim Schlachten der Renthiere erhält er das Blut; wenn dieſes auf die Erde fließt, ſo ſagen ſie zum Teufel: „Trink das Blut, aber beläſtige uns nicht.“ Wenn Epidemien, wie die Pocken, unter den Samojeden herrſchen, ſo ſchlachten ſie ſo viel Renthiere wie möglich, legen dieſelben mit Haut und Haar auf die Erde und ſagen zum Teufel: „Hier, nimm Alles, aber verſchone uns fernerhin.“

Der Fetiſchdienſt beſteht darin, daß jeder Samojede entweder auf einem Berge oder häufiger in einem Walde ſeinen Götzen hat. Es iſt dieſes ein einfacher Stock, auf welchem ein Geſicht roh geſchnitzt iſt. Dieſem Fetiſch bringen ſie alle möglichen Sachen, beſonders gern Silbergeld; ſie ſchlachten auch für ihn ein Renthier, beſtreichen ihn mit dem Blute deſſelben und ſetzen ein Gefäß mit Fleiſch vor ihn auf den Boden.

Die Prieſter der Samojeden, von ihnen ſelbſt Tadibi, von den Ruſſen Schamanen genannt, haben wohl nicht den bedeutenden Einfluß, welcher ihnen zugeſchrieben wird. Sie gehören in der Regel den ärmeren Klaſſen an, ſind ſelbſt Jäger und Fiſcher, aber oft kluge Menſchen, welche ihr Volk genau kennen. Der Schamane muß immer eine Trommel (pónser) beſitzen; dieſelbe hat entweder eine kreisrunde oder ovale Form, iſt flach und von verſchiedener, oft beträchtlicher Größe. Das Trommelfell beſteht meiſtens aus Renthierhaut, welche ſtraff über den 7 bis 9 cm hohen Rahmen geſpannt iſt, an letzterem ſind zwei ſich kreuzende Stäbe locker angebracht. An dieſen Stäben wird die Trommel mit der linken Hand gehalten, während mit der rechten Hand der Trommelſtock geführt wird. Letzterer iſt mäßig lang und mit kurzhaarigem Felle überzogen. Die Trommel muß vor dem Gebrauche etwas erwärmt werden und hat dann einen dumpfen, aber ſtarken und betäubenden Ton.

Sind Abends ſpät mehrere Samojeden verſammelt und iſt ein Schamane unter ihnen, ſo wird dieſem geſagt, er möge Gott bitten, ihnen Gutes zu verleihen. Dann beginnt der Schamane zu trommeln und in eigenthümlicher Weiſe zu ſingen; in ſeinen Geſang ſtimmen auch die übrigen Samojeden mehr oder weniger ein. Der Schamane verbeugt ſich hin und wieder vor jedem einzelnen der Anweſenden, um anzudeuten, daß er für ſie bittet, und verſetzt ſich und die Zuhörer in fieberhafte Aufregung. Während des

Trommelns tritt der Schamane mit Gott in Verbindung und ſpricht mit ihm. Gott ſagt dann gewöhnlich, die Samojeden möchten ihm Renthiere, Fiſche oder andere Dinge weihen; wenn ſie dieſem Gebote nachkämen, ſo würden ſie mit ihren Renthieren Glück haben, ihnen eine gute Jagd, ein guter Fiſchfang und andere Annehmlichkeiten zu Theil werden.

Ob der Schamane immer ein Betrüger iſt, möchte ich bezweifeln; wenn man weiß, wie demſelben während des Trommelns der Schweiß aus allen Poren dringt, in welche fieberhafte Aufregung er ſich ſelbſt verſetzt, und geſehen hat, wie elend und angegriffen er in den Tagen nach einem ſolchen Gottesdienſte iſt, ſo iſt die Annahme wohl nicht unberechtigt, daß er ſelbſt glaubt, mit Gott in Verbindung zu treten und ſich ſelbſt einbildet, Worte von ihm zu hören. Wenn man nicht hochmüthig auf dieſe armen Heiden herabſehen, ſondern etwas in ihre Denkungsweiſe eingehen will, ſo muß man eingeſtehen, daß man durch ein ſolches Trommeln und Singen ſelbſt aufgeregt werden kann.

Bemerkt habe ich ſchon, wie die in der Schneeebene alleinſtehenden wunderbaren Figuren, welche abnorm gewachſene Bäume gebildet hatten, meine Phantaſie beſchäftigten; ebenſo kann ich den Eindruck nicht vergeſſen, welchen der Teufelsaltar auf mich machte. In einem civiliſirten Lande würde ich dieſe paar kunſtlos an einander gefügten Hölzer für einen wunderlichen Wegweiſer gehalten, ihn geſehen und wieder vergeſſen haben. Hier aber, nachdem ich auf meinem Wege wochenlang nichts von Menſchenhand Geſchaffenes getroffen hatte, machte der inmitten ſchneebedeckter Hügel ſtehende, am Fuße mit Blut beſtrichene Teufelsaltar vielleicht ähnliche Gefühle in mir rege, wie in dem rohen heidniſchen Samojeden, wenigſtens die des Grauens; ich ſah nur Zähne, nicht kunſtloſe Holzzacken, um ſo auffallender, weil mir vorher nichts von dieſer Teufelsſtätte geſagt worden war. Einen ähnlichen Eindruck hatte ſie auf meinen Dolmetſcher gemacht.

Die Kultur Europas, Griechenland, Italien und einen Theil der angrenzenden Länder ausgenommen, iſt noch ſehr jung. Nach dem nordweſtlichen Deutſchland kam das Chriſtenthum vor etwa 1000 Jahren, im Norden und beſonders im Oſten verbreitete es ſich noch viel ſpäter. Mit und durch das Chriſtenthum entwickelte ſich dann langſam die Kultur. Man weiß, wie lange noch dieſe Völker im Geheimen heidniſchen Gebräuchen huldigten, wie ſchwer es der chriſtlichen Kirche war, dieſelben allmählich auszurotten und wie bis auf den heutigen Tag, wenigſtens beim Landvolke vieler Gegenden, noch Anklänge daran zu finden ſind. Die alten Sachſen im Norden Deutſchlands hielten in ihren heiligen Wäldern ihren Gottesdienſt ebenſo mit der Trommel, wie heute die Samojeden. 600 bis 1000 Jahre gehörten unſere Voreltern dem Chriſtenthume an, aber wie viele Tauſende von Jahren mögen ſie einem Heidenthume angehört haben, ähnlich dem der Samojeden. Es mag in den jungen Kulturvölkern noch viel zum Heidenthume Disponirendes liegen, welches beim Alleinſein in großen Wildniſſen zum Bewußtſein kommt.

Si Adji panurat und Si Adji pamaſa.

Ein Bataksches Märchen.

Von **W. Ködding.**

I.

Vorbemerkung. Die Bataks auf Sumatra, ein kräftiger Volksſtamm, unter dem die Rheiniſche Miſſionsgeſellſchaft ſeit 1861 eine ſegensreiche Miſſionsarbeit unterhält, gehören weder zu den rohen Naturvölkern, noch zu den ſogenannten heidniſchen Kulturvölkern; ſie nehmen etwa eine Mittelſtellung ein. Ihre Kultur iſt Hinduiſchen Urſprunges und iſt vor Jahrhunderten zu ihnen gekommen. Vieles ſpricht dafür, daß ehedem Kultur und politiſches Leben bei ihnen auf einer höheren Stufe geſtanden haben, als ſie gegenwärtig ſtehen. Ein gewiß nicht zu unterſchätzendes Kulturelement iſt ihre eigenartige Schrift und Litteratur, obſchon die letztere ſehr arm iſt und ſich auf Zauberbücher, auf Baumbaſt geſchrieben, beſchränkt. Zu brieflichem Verkehre bedient man ſich eines Stückes Bambu, in deſſen feine weiche Rinde die Buchſtaben mit einem eiſernen Griffel oder ſpitzen Meſſer eingegraben werden. Auch die ſo ſehr beliebten Erzählungen, Märchen, Fabeln, auch längere Räthſel, findet man oft auf Bambuſtangen, bis zu 15 Fuß lang und mehr, eingegraben. Ein ſolches Märchen iſt auch das unten folgende. Obſchon es ein Märchen iſt und zwar ein ſolches, das ſeinem Kerne nach in früher Zeit aus der Fremde zu den Bataks gekommen ſein muß, ſo ſteht es doch auf dem Boden des Volkslebens oder beſſer, es iſt ſo in daſſelbe eingehüllt, daß es uns einen Blick in das Leben, Fühlen und Denken dieſes Volkes geſtattet und daher auch wohl ethnographiſches Intereſſe hat. Wo es der Text bedarf, werden kurze Fußnoten Erläuterung geben.

Zu alten Zeiten, erzählt die Sage, lebte ein Mann, Radja Somongga, der hatte zwei Söhne: Si Adji panurat (= Fürſt Schreiber) und Si Adji pamaſa (= Fürſt Leſer). Eines Tages ſprach der Vater zu ſeinem Aelteſten: „Gehe hin, mein Sohn, nimm (kaufe) dir eine Frau, denn deine Mutter und ich — wir werden beide alt.“ „Ach“, antwortete der, „ich mag noch nicht heirathen, laß zuerſt meinen jüngeren Bruder heirathen.“ So wandte ſich der Vater zu dem Jüngſten: „Nun Väterchen [1]), ſprich, wollteſt du wohl zuerſt eine Frau nehmen?“ „Wie, Vater, iſts nicht gegen alle Sitte, daß der Jüngere vor dem Aelteren heirathet?“ meinte dieſer. „Nicht doch, Väterchen, es iſt nichts Unerlaubtes dabei, wenn ihr beide einig ſeid.“ — Daraufhin machte Si Adji pamaſa unter Paukenſchlag auf der Dorfſtraße bekannt: „Ihr alle, Männer dieſes Dorfes!

[1]) Zärtliche Anſprache der Eltern an ihre Söhne; „Mütterchen“ an ihre Töchter. Großeltern reden ihre Enkel an mit Großväterchen und Großmütterchen. Uebrigens bedienen ſich auch Fremde dieſer Anſprachen unter einander.

daß euer keiner etwas Anderes vornehme für Morgen; wir wollen Morgen auf die Brautſchau zu meinem Oheim [1]) in das Dorf Sonnenaufgang, ihr alle ſollt mich begleiten!“ Am folgenden Morgen ließ er durch ſeine Knechte Reis kochen, einen Büffel ſchlachten und dann die Männer ſeines Dorfes zuſammenrufen. Nach dem Mahle ſprach er: „Nun, ihr liebe Herren, ich habe euch zu mir geladen, damit wir jetzt aufbrechen zur Brautwerbung. Keiner von euch laſſe ſein Gewehr dahinten.“ — So brachen ſie alſo auf. Allen voraus ſchritt der Brautwerber, Si Adji pamaſa, in gravitätiſcher Haltung, die Arme zierlich ſchlenkernd. Als ſie nicht mehr fern vom Ziele waren, machten ſie Halt, zu ruhen und Betel zu nehmen. Si Adji pamaſa aber ſchmückte ſich mit Beinkleidern, die mit Goldborden beſetzt waren, mit einem feinen, geblümten Gürtel zum Einſtecken des Schwertes, mit dem Dolche Djangga ure [2]), der da klingt beim Einſtecken und Ausziehen, mit einem Obergewande und Kopftuche aus feinem Stoffe. Nun ließ er die Gewehre losbrennen: Rupp, rapp, knallte es, wie beim Brennen des gekappten Bambu auf dem Acker [3]). Da kamen die Bewohner des Dorfes Sonnenaufgang in Bewegung; ſie meinten, es zöge ein Feind heran, ihr Dorf zu beſtürmen. Bald aber erkannten ſie Si Adji pamaſa. „O, mein Herr Adji pamaſa, weshalb kommſt du in ſolchem Aufzuge?“ fragte ein Dorfälteſter. „Ich komme, mein Herr,“ antwortete dieſer, „meinen Onkel zu beſuchen; ich möchte mir ſeine Tochter zum Weibe nehmen.“ Alſo gingen ſie ins Dorf hinein und traten in das Haus des Häuptlings Uſuman. „Nun wohl, Adji pamaſa, was iſts, daß dich herführt? ihr kommt in großer Zahl, ſehe ich.“ „Nichts anderes, lieber Onkel, als mir deine Gunſt zu erbitten. Unſere Mutter wird alt und da hat ſie mir aufgetragen, dich zu beſuchen; du würdeſt mir wohl deine Tochter geben, meinte ſie.“ „Wenn dem ſo iſt, dann gieb nur Fleiſch zum Mahle, damit wir die Sache fertig machen.“ So ſprach Radja Uſuman. Alſo gab Si Adji pamaſa ſeinem Oheim Fleiſch zum Mahle im Werthe von zwei Dollar und ward mit ihm einig über den zu zahlenden Brautpreis. Einen Theil deſſelben legte er in Gold in ſeines Oheims Hand, zum Zeichen, daß deſſen Tochter ſeine Braut ſei. Dann wurde ein für die Heimholung der Braut günſtiger Tag geſucht und ward der ſiebente Tag als gut befunden. Si Adji pamaſa machte nun in zwei Schnüre je ſieben Knoten; eine derſelben gab er ſeinem Oheim, die andere behielt er für ſich und kehrte dann mit ſeinen Leuten in ſein Dorf zurück.

Als nun die Knoten der Schnur bis auf einen gelöſt waren, der beſtimmte Tag alſo nahe gerückt war, ſchlug Si Adji pamaſa die Pauke auf der Dorfſtraße und rief: „Ihr alle, Dorfgenoſſen, daß morgen Niemand ſonſt ausgehe, der Termin iſt gekommen, da wir nach meines Oheims Dorf müſſen.“ Am anderen Morgen ließ er durch ſeine Mägde Reis kochen, ſchlachtete einen Büffel und lud alle Männer des Dorfes zum Eſſen. Nach dem Eſſen frug der Dorfälteſte: „Was iſt die Urſache, daß du uns ein Mahl mit Fleiſch bereiteſt?“ „Nichts, als daß ich jetzt gehe und ihr mir folgen möget zum Dorfe meines Oheims.“ .... Nachdem ſie nun etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, kam ihnen ein Bote entgegen: „O mein Fürſt Adji pamaſa, kehre um: die Tochter des Fürſten, deine Braut — iſt todt!“ Alſo kehrten ſie um, der Bräutigam ſchweren Herzens. Nach einiger Zeit ging letzterer abermals in ſeines Oheims Dorf und bat den Dorfälteſten: „Gieb mir deine Tochter, ich bin ſehr beſchämt, ſo leer aus eurem Dorfe zurückgekehrt zu ſein.“ „Warum ſollte ich ſie dir nicht geben, mein Herr?“ antwortete der. Alſo aßen ſie Fleiſch, beſtimmten den Brautpreis und ſuchten einen günſtigen Tag, der wiederum auf den ſiebenten fiel. Es ging Alles wie zum erſten Male. Auch jetzt kam ihnen, als ſie die Braut holen wollten, der Bote entgegen: „Kehret um, ſie iſt todt, die ihr holen wollt.“ So gings zu ſieben Malen, nimmer kams zur Hochzeit. Da redete Si Adji pamaſa mit ſeinem älteren Bruder: „Du, o Bruder, heirathe du zuerſt. Mir iſts nun ſo ergangen, das iſt, ſcheints, mein Loos. Vielleicht gehts beſſer, wenn du heirathſeſt.“ Alſo ging Si Adji panurat auf die Brautſuche, aber zur Hochzeit kams nicht; kurz vor derſelben ſtarb die Braut, zu ſieben Malen. „Das iſt nun ſo unſer Schickſal, Brüderchen; was mag die Urſache davon ſein?“ ſo ſprach der Aeltere zum Jüngeren. „Laß uns,“ ſprach der, „erſt den Zauberprieſter [1]) holen und die Prophetin [1]) fragen, damit ſie uns ſagen, worinnen wir gefehlt haben.“ „Gut, ſo gehe und hole die Prophetin, daß wir ſie ihr Orakel [1]) befragen und unſer Schickſal erkunden laſſen.“ Als nun die Prophetin zur Stelle war, ließ ſie ſich vernehmen: „Aus welcher Urſache, Adji panurat, haſt du mich durch deinen jüngeren Bruder holen laſſen?“ „O Mütterchen, große Prophetin, damit du möchteſt dein Orakel befragen.“ „Nun gut, Väterchen, aber ich kann nicht fragen ohne Muſik.“ „So machen wir Paukenmuſik!“ ſprach jener. So ſpielte alſo die Muſik. Da tanzte die Prophetin ihre eigene Weiſe; ſie bewegte ihre Arme auf ihre eigene Art: ſie neigte ſich zur Rechten — die Menge neigte ſich; ſie neigte ſich zur Linken — die Menge ebenſo; ſie neigte ſich vornüber — die Menge folgte ihr; ſie bog ſich rückwärts über — die Menge ebenſo: ſo hinreißend war ihr Tanz. Dann wurde ihr Tanz hüpfend und trippelnd, wie wenn man mit Palmweine im Büffelhorne [2]) tanzt. Da fuhr in ſie ein ihr Orakel, die Offenbarerin des Verborgenen, und ließ ſich vernehmen: „Was iſts, ihr Menſchenkinder, daß ihr mich heibeirufſt und mich einfahren laßt in meine Gefährtin, die mich trägt?“ „O Fürſtentochter, daß wir dich hergerufen, das iſts: daß du uns offenbaren möchteſt das Schickſal von Si Adji panurat und Si Adji pamaſa; daß du uns offenbaren möchteſt, was wir gefehlet haben nach der Meinung unſeres Gottes, der da in Alles das rechte Maß bringt, der entſtehen läſſet und ſchaffet, der da ſegnet, der das Haupt rundet und den Schädel wölbt, der die Augen öffnet und das Ohr bohrt, der den Mund ſpaltet und die Kehle höhlt, der das Herz zuſammenballt und die Leber ausbreitet, der die Eingeweide in einander flicht und die Finger, die zehn, trennt, der uns Menſchen in dieſe Mittelwelt [3]) ſendet. Ach, frage doch auch unſere Groß-

[1]) Alle Heirathen mit Frauen deſſelben Stammes ſind verpönt. Die Verbindung des Sohnes der Schweſter mit der Tochter des Bruders iſt am erwünſchteſten. Der Oheim hier iſt alſo Mutters Bruder.

[2]) Ein gewiſſer Dolch von ſchlängelnder Form.

[3]) Beim Verbrennen des Gehölzes auf einem neu begonnenen Acker verurſacht die Hitze das Zerplatzen der Bambusglieder, welches ein lebhaftes Geknatter hervorruft.

[1]) In ſchwierigen Lagen, wie hier, erholt man ſich Raths bei den Geiſtern. Der Zauberprieſter, Datu, erſieht aus Zeichen, welcherlei Opfer zu bringen, wie man ſich dabei zu verhalten, an wen man ſich etwa zu wenden habe.

Die Prophetin, Sibaſo, iſt eine Perſon, die einem gewiſſen Geiſte oder überirdiſchen Weſen, djudjungan, — wofür ich „Orakel“ geſetzt — als Medium dient. Das Uebrige ergiebt ſich aus dem Texte.

[2]) Wie der Zauberprieſter bei einigen Opfern zu thun pflegt.

[3]) Die Welt beſteht aus drei Stockwerken: banua gindjang = Ober- oder Himmelswelt; banua tonga, die Mittel- oder Erdenwelt; banua toru, die Unterwelt.

väter (deren Geister) nach dem, was sie zu essen begehren; frage auch unsere eigenen [1]) Geister, damit ich ihnen gebe, was sie verlangen." So antwortete Si Adji panurat. Darauf die Prophetin: „Gut, Väterchen, bringe zuvor ein Santi [2])-Opfer: ein Hühnerei, Sirih, Zahnschwärze (eine Holzkohle) mit Oel, eine Blume, Reis mit Curcuma." Nachdem sie das Geforderte erhalten, rief sie: „O ihr Väterchen, Musikanten (Paukenschläger), macht nun Offenbarungsmusik, damit ich erfrage bei unseren Herren, den heiligen Göttern; damit ich erforsche beim Geiste unseres großen Festgebers, was sie begehren, damit wirs wissen. O ihr Musikanten, meine Genossen in diesem Dienste: daß ja nicht Disharmonie sei im Tone der Pauken, damit klar laute der Ausspruch der Fürstentochter, meines Orakels." Da klangen hell die Pauken und das Orakel ließ sich hören: „Höre, o Väterchen, Menschenkind, du mußt erlangen, sagt dein Geist, den geschickt redenden Vogel, dann wirst du glücklich sein." — „Gut, o Fürstentochter, möge es der Wille der Götter sein, daß unser Geist uns den redenden Vogel finden lasse." So sprach Adji panurat. „Frisch sei dein Geist, Väterchen! du wirst den Vogel finden, aber zuvor wirst du noch viel Ungemach zu erdulden haben." So schloß die Prophetin.

Am anderen Tage rüsteten sich die Brüder zur Reise. Mit Lebensmitteln und Feuerstahl und -stein versehen, brachen sie auf in den Urwald, um zu lauschen nach der Stimme des redenden Vogels. Aber die Zeit lief hin, sie lief in die Monden, sie lief ins Jahr — und immer hörten sie noch nichts. Eines Tages trafen sie auf einer weiten Fläche an einen Scheideweg. „Nun, was ist das, welchen Weg sollen wir nun einschlagen?" klagte Si Adji panurat. „Auch ich bin ganz irre," sprach der Andere, „laß uns erst ruhen und nachdenken. Auch unser Vorrath geht zu Ende, was fangen wir an?" Da erblickten sie in der Ferne eine Feldhütte, die suchten sie auf und übernachteten in derselben. Am Morgen sahen sie an der Thür der Hütte eine Schrift hängen: „Der Weg links für die Begu (Dämonen, Gespenster); der Weg rechts für die Menschen." So lautete die Schrift. Da überlegte Si Adji panurat bei sich selbst: „Wenn wir beide immer zusammenbleiben, dann werden wir den Vogel nimmer finden." So dachte er. Als sie nun wieder an den Scheideweg kamen, ließ er sich vernehmen: „Nun Brüderchen, folge du diesem Wege links, und ich folge dem rechts." — „O Bruder, daß wir uns doch nicht trennen! wie sollte ich den Weg finden; willst du mich wegwerfen?" So klagte Si Adji pamasa. „Nicht doch, Brüderchen, ein jeder von uns muß einen anderen Weg gehen, damit wir den redenden Vogel finden. Aber dies: wer ihn gefunden hat, kommt hierher und folgt dem Anderen auf seinem Wege, ihn zu suchen." „O Bruder, es ist wirklich dein Ernst, dich von mir zu trennen? nun dann, wie du willst! o ihr Geister, mein Bruder wirft mich weg!" „Es ist Ernst, Brüderchen, komm, laß uns theilen." Dann theilte er den Vorrath und das Feuerzeug, gab seinem Bruder die Hälfte und verfolgte dann seinen Weg, den Anderen am Scheidewege zurücklassend. Der aber klagte und weinte: „O, ihr Geister meiner Großväter und du, heiliger Sombaan [1]), ach, zeiget mir doch den redenden Vogel."

Si Adji panurat nun setzte seinen Weg fort und kam bald in das Dorf des Radja Tunggul di djudji (= Held im Spiele). Dort traf er die Leute eifrig am Spielen. „Warum kommst du her?" frug ihn der Häuptling. „Ich suche den redenden Vogel, mein Herr; ist der nicht hier zu finden?" „Ach was, redender Vogel! so was giebts hier nicht; aber komm her, laß uns spielen!" „Ja, spielen wir!" sagte jener, und so spielten sie. Da geschah es, daß Radja Tunggul di djudji alles, was er besaß, an Si Adji panurat verspielte, selbst alle seine Sklaven und alle im Blocke liegenden Spielschuldner, nur er, der Häuptling, seine Frau und Tochter waren noch frei. Da stieg er aus dem Sopo [2]), ging hinüber in sein Haus und warf sich verzweifelnd auf den Flur. „Warum doch, o Vater, stellst du dich diesmal so an?" frug seine Tochter. „O Mütterchen, wie viel schon meiner Gegner im Spiele gewesen sind, nie hat mich einer besiegt; aber dieser Adji panurat hat mich überwunden; nur du, deine Mutter und ich, wir sind noch frei." — „Und das beschwert dich so, Vater? Wird dir der morgende Tag nicht alles wieder zurückbringen? ruf ihn herein zum Essen!" so sprach sie. Am anderen Tage stiegen die Männer wieder in den Sopo zum Spiele, die Tochter des Häuptlings aber stieg hinauf auf den Balkon [3]) des Wohnhauses, gegenüber dem Sopo, und suchte durch Singen und Koketttiren die Aufmerksamkeit des Adji panurat auf sich zu ziehen. Dieser hatte sie bald entdeckt und hatte nun keine Augen mehr für das Spiel. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Frisch auf, mein Fürst, spielen wir!" „Ja, spielen wir!" sagte jener. Aber o weh! was sein Gewinn gewesen, war bald seine Schuld geworden, denn bei dem Rollen der Würfel hingen doch seine Augen an der Tochter des Häuptlings. Bald hatte sichs so gewandt, daß er noch in Schuld blieb. Da hörten sie auf mit Spielen und rechneten. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Da nun die Sachen so liegen, o Adji panurat, — wo ist die Bezahlung deiner Schuld?" „Ich habe sie noch nicht," war die Antwort. „Nun, wenn dem so, stecke deine Hände nur in diese Schlinge," sagte jener. Also band er ihn und legte ihn in den Block und zwar unter die Leiter, die zum Sopo hinaufführte. „O weh! die Anderen, jetzt meine Gefährten, die du im Spiele überwunden, liegen oben im Sopo und mich allein legst du unter die Treppe?" „Ja so ists. Die Anderen zu überwinden, hat mir nicht viel Mühe gemacht, bei dir aber bin ich müde und matt geworden." Also lag Si Adji panurat im Blocke unter der Treppe.

---

[1]) Der Geist, tondi, bildet wohl die Persönlichkeit des Menschen, doch wird er auch als Schutzgeist angesehen, aber als ein sehr launischer. Er kann Segen und Unheil verursachen, auch vom Leibe getrennt existiren, was aber für den Menschen gefährlich ist. Heftige Begierden, Niedergeschlagenheit, Verwirrung, Krankheit, Mißerfolge u. s. w. werden zum Theile als Aeußerungen des tondi angesehen. Ihm muß wegen diesem Allem auch geopfert werden.

[2]) Sowohl Besänftigungs-, als Wunsch- oder Bittopfer. Ueberhimmlische Wesen, wie der hier eingefahrene Geist, erhalten nur vegetabilische, keine blutigen Opfer.

[1]) Ein höherer Geist, der seinen Wohnsitz in Hainen, alten Bäumen, Schluchten oder an sonst schauerlichen Orten hat, wo ihm auch geopfert wird. Er ist gleichsam der Beherrscher eines gewissen Distritts.

[2]) Ein offenes Gebäude, gewöhnlich dem Wohnhause gegenüberstehend, zu allerlei öffentlichem Gebrauche.

[3]) Ein Ausbau unter dem über die Basis des Hauses vorspringenden Dachgiebel.

Die Lebensbedingungen der Lärche.

Es iſt vielfach verſucht worden, die Lärche (Larix europaea D. C.), welche wegen ihres vortrefflichen Holzes einer der geſchätzteſten Waldbäume iſt, außerhalb ihres Heimathsgebietes anzupflanzen, doch ſind die Verſuche meiſt von geringem Erfolge geweſen. Ueber die Urſachen, welche das Gedeihen dieſes Baumes befördern, gehen die Angaben der Forſtmänner und Botaniker weit aus einander, ja widerſprechen ſich direkt. Herr Prof. Bühler in Zürich regt daher zu einer erneuten wiſſenſchaftlichen Behandlung des Gegenſtandes an und macht ſelber den Anfang dazu mit einem im „Forſtwiſſenſchaftlichen Centralblatt“ (8. Jahrg. 1886, 1. Heft) erſchienenen Aufſatze: „Streifzüge durch die Heimath der Lärche in der Schweiz.“

Das natürliche Verbreitungsgebiet der Lärche in der Schweiz erſtreckt ſich nach Bühler auf die Kantone Graubünden, Teſſin, Wallis und die der Hochgebirgsregion angehörenden Theile von Waadt, Bern, Uri, St. Gallen und Appenzell. Daſſelbe hat etwa 20000 qkm Ausdehnung.

Die Lärche iſt in der Schweiz deshalb von beſonderer Wichtigkeit, weil ſie allein oder in Geſellſchaft der Arve oder Zirbelkiefer (Pinus cembra) die Waldungen an der Baumgrenze bildet und bei den neuen Aufforſtungen, welche in verſchieden hohen Gebirgslagen im Gange ſind, eine wichtige Rolle zu ſpielen berufen iſt.

Nach Chriſt iſt die obere Grenze der Lärche bei 2300 m, die untere bei 423 m gelegen. Die Jahrestemperatur an der unteren Grenze liegt zwiſchen 9° und 10° C. (doch 12° im unteren Teſſin), an der oberen Grenze zwiſchen + 1,2° und — 1,0°. Da nun die Temperatur in der übrigen Schweiz und in Deutſchland, das Rheinthal ausgenommen, 10° ſelten überſteigt, ſo ergiebt ſich, daß in der Temperatur der Grund des ſchlechten Gedeihens der Lärche oder ihres Abſterbens nicht geſucht werden kann. In Sils Maria, wo ſich einer der ſchönſten Lärchenbeſtände findet, ſinkt die Temperatur oft auf — 25°, in Caſtaſegna und Martigny ſteigt ſie auf 33° und mehr.

Weiter zeigt Bühler, daß die Regenmenge ohne Einfluß iſt auf das Wachsthum der Lärche. Da, wo letztere am beſten gedeiht, in Wallis und Engadin, beträgt die Regenmenge im Durchſchnitte 60 cm; in Martigny, Sitten, Reckingen geht ſie ſelten über 70 cm hinaus; in Bevers kann ſie auf 49 cm ſinken und ſteigt ſelten auf 80 cm. Sils Maria hat etwas mehr Regen, aber niemals über 90 cm. In Deutſchland andererſeits beträgt die Regenmenge 55 bis 75 cm und ſteigt in kleineren Gebieten bis 85 cm. Nur in der ſchwäbiſch-bayeriſchen Hochebene wird auch dieſer Betrag noch überſtiegen.

Die Lärche gedeiht auf feuchtem Boden ebenſo gut wie auf trockenem. Vielfach finden ſich ſchöne Lärchenbeſtände längs der Flußufer. Doch tritt ſie mit einer Ausnahme (am See von Silvaplana) nur an fließendem Waſſer auf.

Was nun den Einfluß der Inſolation betrifft, ſo hängt letztere von der Bewölkung ab. Der Grad der Bewölkung wird bekanntlich dadurch ausgedrückt, daß man den bewölkten Theil der Himmelsdecke in Zehnteln der ganzen Himmelsdecke anſpricht. Im Verbreitungsgebiete der Lärche ſchwankt die Bewölkung zwiſchen 4,4 (Sitten) und 5,9 (Sargans). Nur in Gäbris geht ſie über dieſe Grenze hinaus bis auf 6,5.

Dahingegen beträgt in der übrigen Schweiz die Bewölkung faſt ausnahmslos 6,0 bis 7,0, ſteigt ſogar auf 7,5. In Deutſchland beträgt der Durchſchnitt 6,5 bis 6,8. Recht deutlich treten die günſtigeren Verhältniſſe des Lärchengebietes hervor, wenn man die Zahl der heiteren Tage vergleicht. Es zeigt ſich alsdann, daß in vielen Gegenden der Schweiz das Maximum der heiteren Tage hinter dem Minimum derſelben im Lärchengebiete zurückbleibt, und daß auch in Deutſchland (es liegen nur die Daten für Bayern vor) die Zahl der heiteren Tage bedeutend geringer iſt als im Lärchengebiete.

Die allerdings nur für einen Zeitraum von drei Jahren vorliegenden Windbeobachtungen ergeben, daß die Zahl der Windſtillen ſich in den Lärchendiſtrikten im Allgemeinen ebenſo ſtellt, wie in den übrigen ſchweizeriſchen Stationen. Doch muß man dabei in Betracht ziehen, daß die Intenſität der Luftbewegung faſt überall von 600 m an erheblich zunimmt, daß alſo bei demſelben Betrage der Windſtillen in den höheren Regionen der Luftwechſel viel ſtärker iſt.

Die relative Feuchtigkeit überſteigt in den Lärchengebieten nicht 79 Proc. (in Martigny und Gäbris 72 Proc., in Caſtaſegno ſogar 64 Proc.), beträgt aber in der übrigen Schweiz meiſt 80 Proc. und ſteigt mehrfach auf 85 bis 87 Proc. In Deutſchland ſinkt ſie ſelten unter 75 Proc., in Bayern beträgt ſie meiſt 77 bis 79 Proc. In Folge dieſer geringeren Luftfeuchtigkeit, ſowie der ſtärkeren Bewegung der Luft und des geringeren Druckes im Gebirge, welche Faktoren alle die Transſpiration erhöhen, kann die Lärche im Gebirge einen Waſſergehalt ertragen, welcher ihr unter geringerer Verdunſtung verderblich werden müßte.

Das Endergebniß der Unterſuchung Bühler's iſt folgendes: Der Faktor des Lichtes beherrſcht das Wachsthum der Lärche. Die übrigen Faktoren mögen noch ſo günſtig ſein, ſie gedeiht außerhalb ihrer Heimath nur, wenn ſie möglichſt viel Licht und genügenden Luftwechſel genießt, wenn ſie alſo am Wald- und Beſtandsrande, an Süd-, Oſt- oder Weſthängen im Einzelſtande mit voll ausgebildeter Krone und ſtets vorwüchſig erzogen wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter den Ländern, für welche die Einfuhr deutſcher Waaren die erſte Stelle einnimmt, iſt nach der „Allg. Z." vorzugsweiſe Norwegen zu nennen. Die Geſammteinfuhr aus Deutſchland dahin ſtellte ſich im Jahre 1884 auf 28,8 Proc., während England an der Einfuhr mit 26,5 Proc. und die übrigen exportirenden Staaten in weit geringerem Maße betheiligt waren. Der Geſammtwerth der Einfuhr aus Deutſchland betrug 45 781 800 Kronen. Steinkohle wird faſt ausſchließlich von England geliefert. Auch in Metallartikeln genießt England noch eines erheblichen Uebergewichtes. In Lokomotiven und Maſchinen hingegen kommt Deutſchland dem britiſchen Mitbewerber ſchon ſehr nahe; in Manufakturwaaren aus Spinnſtoffen hat es England überholt, und Kolonialwaaren wurden dem Lande in weit überwiegender Menge aus Deutſchland zugeführt, indem der deutſche Import ſich hierin mit 9 132 000 Kronen, der engliſche nur mit 4 286 500 Kronen bewerthete. Die Zuckereinfuhr nach Norwegen belief ſich in dem gedachten Jahre auf 4 776 500 Kronen, woran Deutſchland mit nahezu der Hälfte, nämlich mit 2 224 900 Kronen, betheiligt war.

— Prof. Dr. F. Umlauft veröffentlicht jetzt unter dem Titel „Die Alpen" (Wien, A. Hartleben) ein Handbuch der geſammten Alpenkunde, welches im Rahmen eines Kompendiums unſer Wiſſen von dieſem Gebirge nach dem gegenwärtigen Stande der Forſchung und die vielfachen Beziehungen des Menſchen zu demſelben darſtellen wird. Die 15 Lieferungen, von denen drei bereits erſchienen ſind, werden behandeln die Grenzen, die Eintheilung, den vertikalen und geologiſchen Aufbau, die Topographie der Alpen, die Thäler, Flüſſe, Seen, das Klima, Lawinen und Gletſcher, Flora, Fauna, Ethnographie, Straßen und Eiſenbahnen, die Alpenforſchung, die Touriſtik, die Kurorte und die Kunſt.

— Die Erſteigung des Canigu, des höchſten Gipfels der franzöſiſchen Pyrenäen, war ſeither mit großen Schwierigkeiten verbunden und im oberſten Theile ſogar ſehr gefährlich. Der Alpenklub von Rouſſillon hat im vergangenen Jahre mit Unterſtützung des franzöſiſchen Centralklubs Stufen in den Gipfelfelſen hauen laſſen, ſo daß die höchſte Spitze jetzt auch von Damen ohne ſonderliche Gefahr erſtiegen werden kann. Die Fernſicht vom Canigu iſt bekanntlich eine der ausgedehnteſten und umfaßt das ganze Gebiet von Marſeille und Montpellier bis Toulouſe.

— Verneau macht darauf aufmerkſam (Revue d'Anthropologie 1886, p. 10), daß ſich Schädel mit dem reinen Cro-Magnon-Typus nicht nur unter Basken, ſondern auch in Almeria und in Andaluſien und zwar in verhältnißmäßig neueren Gräbern finden. Es iſt intereſſant, daß auch die Schädel von Roknia bei Hammam Meſkhoutin in Nordafrika demſelben Typus angehören, und daß der Kabylenſtamm der Denhadja, der ſich rühmt, von den Erbauern dieſer Dolmen abzuſtammen, heute noch ganz dieſelbe Schädelbildung zeigt.

Ko.

Aſien.

— Ueber die Kirgiſen giebt Dr. Seeland, Chefarzt der Provinz Semiretſchensk, in der Revue d'Anthropologie 1886, p. 25 intereſſante Daten und Körpermeſſungen, ſowohl über die echten Kara-Kirgiſen, wie über die Kirgis-Kaſaken, die nach ſeiner Anſicht unzweifelhaft nur zwei Zweige eines Stammes ſind; der Kaſakendialekt hat zwar den altaiſchen Charakter reiner bewahrt als der der ſchwarzen Kirgiſen, aber beide Stämme können ſich leicht mit einander verſtändigen. Ihre Geſammtzahl ſchätzt Seeland auf 1½ Millionen; in ſeiner Provinz wohnen 510 000, darunter 384 000 Kaſaken. Die Meſſungen ergeben für die Frauen ein im Ganzen günſtigeres Reſultat als für die Männer und weiſen ſie einem höheren Typus zu.

— Ueber die giftige Spinne, den Karakurt der ruſſiſchen Steppen, giebt Seeland, der Chefarzt der Provinz Semiretſchensk, in der „Revue d'Anthropologie" (1886, p. 34), einige dankenswerthe neuere Daten. Die Spinne, die bekanntlich derſelbe Lathrodectus tredecimguttatus iſt, welcher am weſtlichen Mittelmeere als Malmignatte bekannt iſt, iſt kaum einen Centimeter lang, ganz ſchwarz und borſtig; nach Köppen ſpinnt ſie an trockenen Stellen am Boden ein ſtarkes Netz, um ihre Hauptnahrung, die Heuſchrecken, zu fangen. Ihr Biß gilt für ſchlimmer als der der Tarantel und des Skorpions; der Gebiſſene empfindet ſofort einen heftigen Schmerz, bekommt ſtarkes Fieber, Meteorismus des Unterleibes und meiſtens eine erhebliche Athemnoth. Die Erſcheinungen dauern mindeſtens 8 bis 10 Tage und können, ſich ſelbſt überlaſſen, zum Tode führen, während bei zweckmäßiger Behandlung meiſtens Geneſung eintritt, doch ſind auch dann langwierige Nachkrankheiten, Lähmungen und chroniſche Entzündungen nicht ſelten; die Kirgiſen behaupten, daß faſt immer temporäre Impotenz eintrete. Ihre Behandlungsweiſe beſteht in einem Kreuzſchnitte über die Bißſtelle mit nachfolgender Anwendung des nationalen Schröpfkopfes, eines Ochſenhornes mit durchbohrter Spitze, an welcher der Helfende ſaugt und deſſen Oeffnung er dann mit einem an der Zunge befeſtigten Stückchen Wachs verſchließt. Seeland hat ſelbſt nie einen Gebiſſenen behandelt, aber von vier ſicheren Fällen gehört, die alle in Geneſung ausgingen. Pferde leiden mehr als die Menſchen, doch auch von ihnen konnte der Verfaſſer nur zwei ſichere Fälle in Erfahrung bringen, in welchen die gebiſſenen Thiere eine halbe Stunde nach dem Biſſe verendeten. Von gebiſſenem Rindvieh ſpricht er nicht; jedenfalls ſcheinen ſeinen Daten gegenüber die Angaben Köppen's, daß in den Jahren 1838 und 1839 in Südrußland gegen 70 000 Stück Rindvieh durch den Karakurt getödtet worden, etwas übertrieben. Dagegen beſtätigt er in vollem Umfange die Immunität der Schafe; ſchon die Ausdünſtung eines Schaffelles ſoll die Spinne vertreiben, und wenn die Kirgiſen an einer von ihr bevölkerten Stelle ein Lager ſchlagen wollen, treiben ſie erſt die Schafheerden ein paar Male über den Platz; die Schafe ſollen die Spinne nicht nur zertreten, ſondern auch mit Begierde freſſen. Hier und da hält es der Kirgiſe ſogar für nöthig, ſeine Jurte mit einem Waſſergraben zu umgeben. Die Malmignatte gilt am vorderen Mittelmeere, obſchon ſie überall vorkommt, nur auf Korſika und Sardinien für giftig; weder an der Riviera, noch in Sicilien, noch in Nordafrika beachtet man ſie.

Ko.

— Der geſuchteſte Orden in Perſien iſt nach Henri Moſer derjenige der Ehrenlegion. Warum? In Folge eines zwiſchen Frankreich und Perſien abgeſchloſſenen Vertrages dürfen die Inhaber deſſelben nicht die Baſtonnade erhalten, und das iſt im Reiche des Schahs ein großer Vortheil.

— In welch furchtbarem Grade die Berri-Berri, jene endemiſche Krankheit, deren Hauptſymptome in Mattigkeit, vermindertem oder ganz aufgehobenem Gefühle der Extremitäten, Empfindung allgemeiner Erſtarrung ꝛc. beſtehen, in

der niederländisch-indischen Armee um sich greift, zeigt folgende, der „Indischen Militärzeitschrift“ entnommene Uebersicht. Es sind von Militärpersonen an Berri-Berri im

Jahre	unter Behandlung gekommen	gestorben	für untauglich erklärt worden
1867	—	—	—
1868	19	—	—
1869	135	13	—
1870	260	20	—
1871	819	57	—
1872	868	42	—
1873	408	23	—
1874	570	26	—
1875	776	24	—
1876	574	20	—
1877	1812	145	—
1878	2411	294	—
1879	3602	366	—
1880	3290	221	—
1881	3355	192	—
1882	3025	132	193
1883	3850	194	201
1884	5338	235	842

Die mitgetheilten Zahlen machen jede weitere Bemerkung überflüssig.

Afrika.

— Die Deutsch-Afrikanische Gesellschaft soll durch mehrere Verträge im September und November vorigen Jahres das ganze Somali-Land von der englischen Grenze unweit Berbera an bis nach Warscheich (nördlich von Mogduschu) unter ihre Oberherrlichkeit gebracht haben; es sind ihr das Handelsmonopol, das Recht auf Ausbeutung von Bergwerken, Grund und Boden, soweit derselbe noch frei ist, Wäldern, Flüssen, Perlfischerei und auch die wesentlichsten Hoheitsrechte eingeräumt worden. Wer die Reisebeschreibungen von Haggenmacher, Révoil, James gelesen hat, kann über solche Ankündigungen nur lachen: giebt es denn im Somali-Lande überhaupt Jemanden, der solche Verträge abzuschließen berechtigt ist und die Macht dazu hat? Und was gedenkt man dort zu holen? Glaubt denn jene Gesellschaft wirklich, daß die Verhältnisse im Somali-Lande in Fachkreisen so wenig bekannt sind, daß sie solche thörichte Nachrichten sich verbreiten läßt? Ende November soll auch die Landschaft Uhehe, ferner Ubena (?), Mahenge u. s. w. für dieselbe Gesellschaft erworben worden sein. Uhehe liegt südwestlich von Usagara zu beiden Seiten des achten Breitengrades, hat Höhen von 6000 bis 7000 Fuß und ein rauheres Klima, eignet sich besonders zur Viehzucht und soll schon jetzt viel Felle exportiren. Uhehe ist in der That reich an Vieh, wie J. Thomson, der das Land zuerst durchzogen hat (1879), berichtet. „Als ein reines Hirtenvolk hängen sie (die Wahehe) in Bezug auf Nahrung fast gänzlich von ihrem Vieh ab, und die Männer geben sich nicht zu Feldarbeiten her. Sie melken jedoch ihre Kühe, wahrscheinlich, um nicht den Weibern die Milch zukommen zu lassen. Letztere trinken sie warm und heben den Rest auf, welcher besonders gepriesen wird, wenn er geronnen oder — wie sie sagen — reif geworden ist. Das Fleisch, welches sie genießen wird nur an der Oberfläche gewärmt und dann verschlungen. Sie haben weder Ziegen noch Hühner.“ Der „Globus“ wird übrigens in nächster Zeit bei der Schilderung von Viktor Giraud's Reisen nach dem innerafrikanischen Seengebiete Gelegenheit haben, seinen Lesern ausführlichere Nachrichten über die Wahehe und ihr Land mit Abbildungen vorzulegen.

— Dr. Fischer ist nach einem Marsche von 101 Tagen glücklich in Kagehi an der Südspitze des Viktoria Nianza angekommen und gedenkt von dort zu Schiffe sein nächstes Ziel, Uganda an der Nordküste des Sees, zu erreichen, da ihm der Weg längs dessen Westufer durch die Landschaft Karagwe in Folge übertriebener Tributforderungen so gut wie versperrt ist. Ueber die schwierigen Verhältnisse in Uganda, wo die Araber den jungen König Manga gegen die Europäer aufgehetzt haben, ist Dr. Fischer zum Glücke unterrichtet, wenn er auch von Bischof Hannigton's Ermordung noch nichts zu wissen scheint. Man darf sich nicht verhehlen, daß Dr. Fischer jetzt vor einem überaus schwierigen und gefährlichen Abschnitte seines kühnen Unternehmens steht.

— Aus Südafrika kommt die Nachricht, daß Boern in das Maschona-Land „trekken“, wo ihnen Ländereien bis zum Zambesi hin überlassen worden sind. Eine andere Kolonie von Weißen, Engländern und Boern, ist kürzlich unter dem Namen Upingtonia im Ovambo-Lande — südlich vom mittleren Kunene, nördlich vom deutschen Schutzgebiete in Südwestafrika — entstanden.

— Für die österreichische Congo-Expedition unter Prof. Lenz, welche anfangs wegen Mangels an Trägern nicht recht vorwärts kam, haben sich die Aussichten nach den letzten Berichten (abgedruckt in „Mitth. der k. k. Geogr. Ges.“ in Wien Bd. 29, Nr. 1) sehr gebessert. Ein Brief des Herrn Baumann, aus Leopoldville vom 26. November 1885 datirt, meldet, daß sie nach etwa Monatsfrist von dem Dampfer „Le Stanley“ nach der Station an den Stanley-Fällen befördert worden und von Herrn Bohndorf als Delegirten des Congo-Staates begleitet werden sollten. Bohndorf, der langjährige Begleiter Dr. Junker's und Kenner des Njamnjam-Landes, wird als solcher für die Zwecke der Expedition voraussichtlich von großem Nutzen sein, wenn es derselben gelingen sollte, die Wasserscheide zwischen Nil und Congo von Süden her zu erreichen und festzustellen. — In den Briefen von Prof. Lenz ist uns besonders aufgefallen, daß viele der bisher auf den officiellen Karten angegebenen Stationen des Congo-Staates als aufgehoben bezeichnet werden, so die Station am Lufu-Flusse, so Banza Manteka, so Ngombe, deren Häuser sogar niedergebrannt werden mußten. Die einzige Station, welche Lenz auf dem rechten Congo-Ufer zwischen Ango-Ango und Ngombe passirte, war Lukunga. „Am oberen Congo — schreibt er a. a. O. S. 37 — sind auch fast alle Stationen aufgelöst worden; es besteht, so viel ich weiß, nur noch Leopoldville am Stanley-Pool, die Aequator-Station und die Fall-Station in der Nähe des Aruwimi. Es scheint, daß man alle verfügbaren Mittel für den unteren Congo verwenden will, wo die Verlegung der mit enormen Kosten errichteten Hauptstation Vivi natürlich viel Geld und Arbeitskraft erfordert; man will den Hauptort in der Gegend von Mboma anlegen; der Platz ist allerdings günstiger als der ganz unmögliche und schwer zugängliche Fels von Vivi, dagegen sind dort die sanitären Verhältnisse voraussichtlich weniger vortheilhaft.“ — Dieser Wechsel der Dinge, über welchen merkwürdiger Weise „Le Mouvement Géographique“ bisher kein Wort berichtet hat, ist außerordentlich auffallend. Hat doch das Brüsseler Blatt, die officielle Quelle über Angelegenheiten des Congo-Staates, in seiner Polemik gegen Pechuel-Lösche, Zöller, Tisdel und Andere selbst zugegeben, daß der untere Congo wenig werth sei, und immer auf den Oberlauf des Stromes als das wahre Eldorado hingewiesen — und nun diese Verlegung des Schwergewichtes an den ungesunden, armen und aussichtslosen Unterlauf! Dieses Schweigen über die veränderte

Politik! Sollte das vielleicht gar schon der Anfang vom Ende des neuen Staates sein?

Nordamerika.

— Ueber Gletscherspuren auf dem Plateau von Mexiko berichtet Packard im „American Naturalist“ gelegentlich einer sehr interessanten Beschreibung einer Besteigung des Popocatepetl. Allenthalben im Umfange der Stadt Mexiko finden sich Moränen und beweisen, daß die Gletscher von den Vulkanen der Cordillere von Ahualco bis mindestens zu 9000 Fuß Meereshöhe herunterreichten. Die Quaternärseen der mexikanischen Hochebene verdankten offenbar den schmelzenden Eismassen ihre Entstehung. Deutliche Moränen und Blöcke mit Gletscherschliffen reichen aber längs der mexikanischen Eisenbahn bis nach Peñuella, drei Miles östlich von Cordova, und erreichen (nach Mittheilungen von Herrn Otto Finck) erst bei 2500 Fuß ihre untere Grenze. Das ganze Plateau zwischen Popocatepetl und Iztaccihuatl war offenbar in der Eiszeit von einem förmlichen Eismeere erfüllt. Ein kleiner Gletscherrest hat sich in einer tiefen Schlucht erhalten, wo der zusammengewehte Schnee nach unten in Eis übergeht.

Südamerika.

— Surinamische Mittel gegen Schlangengift. In dem eben erschienenen ersten Hefte des 35. Theiles der Bijdragen tot de Indische Taal-, Land- en Volkenkunde ist ein höchst interessanter Aufsatz des Professors K. Martin über seine Reise auf dem oberen Surinam enthalten, dem wir folgende Mittheilung über Schlangengift und Gegengift auszugsweise entnehmen.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob es ein Gegengift gegen Schlangenbiß, vor Allem auch gegen den der Klapperschlange gäbe; folgender Beitrag möge daher eine Stelle finden. Am 1. Februar hatte ein Indianer auf Aruba eine Klapperschlange für uns gefangen, die wir mit einem kurz vorher erbeuteten Exemplare in einem mit Drahtgitter versehenen Kasten aufbewahrten. Am 28. März desselben Jahres wagte es ein hellfarbiger Mischling zu Paramaribo, eine der Schlangen aus dem Käfig zu nehmen. Das Thier, welches gewiß Zeit genug zur Giftansammlung gehabt hatte, biß ihn in die Hand, so daß das Blut hervortrat. Schon nach 10 Minuten begann die Hand zu schwellen und die Anschwellung hatte gegen Abend bedeutend zugenommen, die Zunge wurde dick, der Mann war während der Nacht sehr unruhig und brach dunkles Blut aus. Auch am folgenden Tage wurden noch ähnliche Erscheinungen beobachtet, am 30. klagte er über Leibschmerzen. Martin trat seine Reise nach dem Inneren an diesem Tage an und glaubte, daß er den Patienten nicht lebend wiedersehen würde. Dagegen hat dieser Mann wenige Tage später seine Arbeit wieder aufgenommen und nach der allgemeinen Meinung ist er durch ein ihm selbst bekanntes Gegenmittel gerettet worden.

Professor Martin sagt sehr richtig: Aus diesem Beispiele ergiebt sich entweder, daß das Gift der Klapperschlange — man erinnere sich, daß zur Ansammlung von Gift Zeit vorhanden war — nicht immer tödtlich ist, oder aber, daß es ein Gegenmittel giebt, welches wenigstens den ärgsten Folgen des Bisses, selbst einer Klapperschlange, vorzubeugen vermag.

In dem vorliegenden Falle hatte der Gebissene sich schon vor Jahren mit einem aus Pflanzenwurzeln bereiteten Präparate eingeimpft; als nun trotz seiner vermeintlichen Immunität die gebissene Stelle zu schwellen und andere drohende Erscheinungen einzutreten anfingen, impfte er sich aufs Neue, nahm auch innerlich Gegengift, weil, wie er glaubte, die frühere Einimpfung unwirksam geworden war; ferner aber war er damals krank und weniger widerstandsfähig, denn er hatte kurz vorher in den Goldfeldern bei einem Unwohlsein reines Quecksilber gebraucht und fühlte sich seitdem nicht wohl.

Sein Glaube, daß, wenn sein Körper nicht geschwächt gewesen wäre, die frühere Impfung genügt haben würde, ihm Immunität zu verleihen, ließ sich nicht erschüttern und sein Bruder erbot sich sogar, das Experiment zu wiederholen, während der andere Bruder noch als rettungslos verloren angesehen wurde.

Auf Carolina und Phaedra, zwei Pflanzungen, deren Einwohner als im Besitze von Gegenmitteln gegen Schlangenbisse befindlich bekannt sind, verwendet man als Arznei die Blätter und Wurzeln von drei Pflanzen, deren einheimische Namen auch einigen Weißen in Paramaribo bekannt sind, die sich also bestimmen lassen würden; denselben werden aber noch Köpfe giftiger Schlangen zugesetzt, die getrocknet und in einem eisernen Topfe verkohlt werden. Die Pflanzen werden nur getrocknet, zerkleinert und den Resten der Schlangen zugesetzt; die ganze Masse sieht dem Roggenbrode äußerlich ähnlich; die Besitzer des Geheimnisses führen stets einigen Vorrath bei sich und verkaufen ihn gegen hohe Preise. Dies Mittel wird weder eingeimpft noch als Präservativ gebraucht, sondern den bereits Gebissenen eingegeben. Es muß in Branntwein gelöst getrunken und in ähnlicher Auflösung auf die Wunde gelegt werden. Rigot, ein Neger und Besitzer eines Geheimmittels, unterbindet die Wunde noch, behauptet aber, daß diese Operation allein nicht genüge.

Professor Martin schließt seine Mittheilungen mit folgender, in jeder Hinsicht richtigen Bemerkung: „Der Mann spricht so verständig und so wenig prahlerisch von seinem Mittel, daß ich nach Allem, was ich erfahren habe, es als eine wünschenswerthe Aufgabe für einen Physiologen bezeichnen muß, die Wirkung desselben zu untersuchen. Es ist leicht zu erhalten und die lebenden Schlangen, welche sich jetzt im Thiergarten von Amsterdam befinden, könnten gewiß ohne Hinderniß zu Versuchen an Thieren verwendet werden. Wenn sich das Mittel als zuverlässig erweisen sollte, so würde daraus jedenfalls der größte Nutzen gezogen werden können; bis jetzt freilich muß es mit Zurückhaltung angenommen werden, da bekanntlich auch die Aristolochia Serpentaria L. früher als sicheres Gegenmittel gegen den Biß der Klapperschlange in Amerika galt und später die Nichtigkeit desselben zur Evidenz bewiesen worden ist.“

— Die Gebiete, welche die chilenischen Truppen im Jahre 1882 südlich von der Stadt Angol den Araukaniern abgenommen haben, sind in den folgenden Jahren mit 3726 europäischen Kolonisten, darunter 1975 Schweizern, 960 Deutschen, 605 Franzosen und 151 Basken besiedelt worden, denen es anscheinend gut geht. Eine Eisenbahn nach Valdivia ist im Bau. Die Einwanderer stehen übrigens unter chilenischen Beamten, die sich bemühen, ihre Untergebenen so rasch wie möglich zu Chilenen zu machen; Selbstverwaltung ist den Kolonisten nicht gestattet.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. X. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — de Dobbeler: Die Samojeden. III. — W. Köbding: Si Adji pamurat und Si Adji pamasa. Ein Batakſches Märchen. I. — Die Lebensbedingungen der Lärche. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 24. Februar 1886.)

Redakteur: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 14.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reiſe im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

XI.

Ko. Der Moôr oder Viehpark der Gares beſtand aus länglichen Hütten, wie ſie für dieſe Gegend des Somalilandes charakteriſtiſch ſind, während man am Kap Guardafui und am Golf von Aden runde hat. Sie waren ziemlich regelmäßig in Hufeiſenform angeordnet und durch einen Zaun aus Dornen verbunden. Auf dem freien Platze in der Mitte lagerten Nachts die Schafe und Ziegen, während Kameele und Rinder an der offenen Seite des Hufeiſens angepflöckt und von Sklaven, deren erbärmliche Hütten hier ſtanden, bewacht wurden. In der Umgebung ſah es traurig aus; bleichende Knochen bedeckten den Boden und Geier und Marabuts thaten ſich an Kadavern gütlich. Die Viehſeuche richtete auch hier ihre Verheerungen an. Trotzdem beſtand die Heerde immer noch aus über 1000 Stück Rindvieh, das der gewöhnlichen oſtafrikaniſchen Zeburaſſe angehört.

Als die Reiſenden am Moôr ankamen, rannte die ganze Bevölkerung herbei, alle Hände ſtreckten ſich aus und von allen Lippen klang der Gruß: Eschma issi, „Gieb mir ein Geſchenk“. Abdi wußte, daß ein Mitglied ſeines Stammes hier bei den Gares lagere, und führte den Reiſenden alsbald in deſſen Hütte. Als ſie den Mattenvorhang öffneten, ſahen ſie den edlen Mude Juſſuf, der ſich und die Bewohner mit den Révoil geſtohlenen Proviſionen traktirte. Der Bruder des Sultans kam aber durchaus nicht in Verlegenheit und hatte ſogar die Großmuth, den Reiſenden in aller Form zur Theilnahme am Eſſen einzuladen.

Das Gurgi, welches ſo niedrig war, daß man darin kaum aufrecht ſtehen konnte, beſtand aus Rindshäuten, die über hölzerne Sprenkel geſpannt waren; andere Häute bildeten den Boden und dienten der Familie als Lagerſtatt. An den Wänden hingen Kalebaſſen mit Fett und anderen Nahrungsmitteln; von Mobilien war nichts zu ſehen, als ein paar niedere Schemel. Die Milchkuh wurde vorgeführt; ein Kind hielt ihr ein Brett vor, über welches ein Stück Kalbshaut geſpannt war, und während ſie dieſes leckte, ließ ſie ſich ruhig melken.

Mit der Milch ins Lager zurückkehrend, fand Révoil daſſelbe von einer Menge Beduinen erfüllt, welche alle mit frühſtücken wollten. Es war aber kaum noch für einen kleinen Theil der Karawane Geſchirr vorhanden, und um das allgemeine Murren zu beſchwichtigen, gab der Reiſende ſchließlich ſein eigenes Küchengeſchirr her; er ſah es dabei natürlich zum letzten Male.

Nach und nach wurde die Haltung der Beduinen etwas bedenklich; ihre Zahl wurde immer größer und ſchließlich lagerten einige hundert Männer um die Karawane herum. Es wurde nöthig, die im Moôr zerſtreuten Leute zuſammen zu rufen, das Vieh zuſammen zu treiben und mit den Waffen in der Hand die Rückkehr der nach Daſit gegangenen Geſandten abzuwarten. Sie kamen erſt gegen Mittag zurück und was ſie meldeten, war wenig tröſtlich. Omar Juſſuf war natürlich nicht erſchienen; fanatiſche Scheichs predigten in den Moſcheen und erklärten jeden für einen Kafir (Ungläubigen), der die Weißen geleiten würde. Die weniger fanatiſche Partei verlangte für die Paſſage eben ſo

wild, wie der Reisende an den Ufern von Obili gewahrt habe, und so wagten ganz gewiß, wie mir bas war. Die sehr Anderung hatten aber auch Dar Obili, Kwaibo, Brihaua, Sch, alle auf der Route zu passierenden Dörfer.

Das waren keine gütigen Aufnahmen. Der Wunsch nahm, der Haltung der Eingeborenen gegenüber, mit jeder Stunde, und man war froh, wenn Station zu Station zu Station erlangte sich immer mehr als ein Zeichen, der Ihr keine eigene Gunst schenken. Auch ein Theil der Leute wurde mir so beunruhigt, daß sie mir weggegangen waren, um an der Plünderung theilzunehmen. Aber auch die Anderen gaben ihre Weigerung, Nachricht, daß die Karawane schon am Ende ihrer Kräfte angelangt sei, und verschwanden den Weg der Berathe in rasch mir möglich. Mehr begann sich beherrscht Ober Willens, der Abgelaufte von Ousanne, mit jeder Minute ernsteren sich trau und hielten ganz Wache.

Unmöglich verfahren die Reisenden, die Bedauern zum Abmarsche zu bewegen; sie blieben in den nächsten Nächte bei Tagesgrauen und plünderten ihre Leute an, auch ganz in der alten Weise, indem sie, wie unser Abbildung zeigt, ein barter Stock Holz auf einem verdorrten rasch herumwarfen.

Gegen 3 Uhr Morgens kam der Oberkaravanenführer mit ein paar Leuten und Obili nach beendet die befohlene Nachricht, daß der Station nicht kommen werde; seine Kamele seien die nicht gehen. Es habe übrigens einen Weiss nach Obili gelaufen und werde auch ein paar Krieger zur Verstärkung der Karawane nachsenden lassen.

Der Wirr Warrau.

Nach einmal entschieden sich die Reisenden, eine Abgeordnete nach Dobli zu schicken und mit dem Ortsvorsteher über Ersatz nach einmal den Leuten der Obili zu verhandeln. Der Bote kam nach einigen Stunden mit der Nachricht zurück, werde heut Tagen zur Verhandlungen kommen. Die Reisenden machten inzwischen angenehmen, in die Hütten gingen, heißen Tassenvoll nahm den Kamelen von Wasser. Auch Dobli betrieben durfte; ein paar Mädels benutzten den Umgang und ringelten langsam der verschiedenen Thüre der Ortsherr mit ihren Kameleen. Dieses sind in solchen Fällen die unentbehrlichen Schlafmatten, denen beim gewöhnlichen Verkehrs Europäer halten sie mit dem gewöhnlichen Misstrauen aus; beobachtet man sie einigermaßen aufmerksam, so kann sich sicher ein Fetisch rasch ein wildes Thier unbemerkt dem Lager schleppen.

Die Tage wurden immer schwüler, die Nächte waren warm, die Mücken und Insekten unerträglich. Die Reisenden wurden nervös, ihre Geduld ging zu Ende.

Drohten mit einem Ultimatum, wenn ihnen nicht binnen 500 Minuten eine gute Station Mitarbeiter übergeben würden. Schon Tagen kam von einem schwierigen Aufgang nach Obili, aber die Mädels der Hauptstadt stigmatisiert, da reisen etwa 30 Gehöfte als Beschränkung ein, gehört von zwei andere Karawanen von Mbi Mbiaru. Die brachten ein paarhundertfünf Kameel, die Reisenden auch einen der gefangenen Führer, kamen die erfreuliche Nachricht, daß den Leuten von el-Rabe eine europäische Truppe zu-

Digitized by Google

diktirt ſei. Aber die Ermuthigung dauerte nicht lange; immer offener erhob die meuteriſche Partei innerhalb der Eskorte ihr Haupt, und Drohungen gegen das Leben der Reiſenden wurden offen ausgeſprochen.

Wieder brach die Nacht herein; die beiden Franzoſen waren, von ihren wenigen Getreuen bewacht, zum erſten Male feſt eingeſchlafen, da weckte ſie ein Alarmruf und Alles eilte zu den Waffen. Aber es war kein Feind zu ſehen und allmählich beruhigte man ſich wieder. Erſt am Morgen erfuhren ſie, in welcher Gefahr ſie geſchwebt hatten. Abdi und Abu Idu hatten die Wache und lagen nach Somaliweiſe anſcheinend ſchlafend neben den Ballen, das Haupt mit dem Burnus verhüllt, als ſie vier nackte Geſtalten, drei Wadan und einen Murſude, an die Reiſenden heranſchleichen ſahen. Schon hatten ſie dieſelben erreicht und einer hob eben den Dolch gegen Julian, als Abdi aufſprang und den Alarmruf ausſtieß. Die Mörder ſprangen zurück und waren im Nu unter den alarmirten Kriegern verſchwunden. Sie blieben ungeſtraft, obwohl man ſehr wohl wußte, wer ſie geweſen, und Révoil mußte ſich darauf gefaßt machen, daß das mißlungene Attentat ſich bei der erſten Gelegenheit wiederholen würde.

Die Lage war im höchſten Grade kritiſch. Noch einmal kam eine Verſtärkung von Gelidi mit der Aufforderung vom Sultan, um jeden Preis nach Daſit vorzudringen und ihn dort zu erwarten. Aber das war leichter geſagt als gethan den drohenden Gares gegenüber und angeſichts der Meuterei in der eigenen Eskorte. Trotz der beiden Verſtärkungen zählte die Karawane nur 70 Mann, der Reſt war deſertirt und außer den wenigen Getreuen waren faſt nur diejenigen zurück geblieben, welche auf die Plünderung der Karawane ſpekulirten. Die Getreuen ſchaarten ſich um

Wie man in Warman die Kühe melkt.

den Reiſenden; es waren Alles in Allem 16, und nur die Furcht vor den Hinterladern der Europäer gewährte noch einigen Schutz.

Aber nun rückten gegen 80 Gares in guter Ordnung heran, geführt von einem Fanatiker, der in einer Hand den Koran, in der anderen Bogen und Pfeil hielt. Der Kampf ſchien unvermeidlich, da ſprang Révoil über die Ballen und ging unbewaffnet den Feinden entgegen. Seine Kaltblütigkeit imponirte ihnen und ſie erklärten ihm offen, nicht ihm gelte die feindliche Haltung, ſondern den Leuten aus Gelidi, welche ſeine ſämmtlichen Reichthümer für ſich allein rauben wollten. Wieder begannen Verhandlungen, an denen auch ein paar Leute aus dem ganz nahen Daſit theilnahmen. Endlich einigte man ſich dahin, daß der Reiſende bei ſeiner Ankunft am Thore von Daſit zehn Ballen Zeug erlegen ſollte, von denen die Gares die Hälfte zu beanſpruchen hätten. Aber die Alten theilten Révoil ſofort im Vertrauen mit, daß ſie den Vertrag nur abgeſchloſſen hätten, um die Beduinen aus der Nähe des Lagers wegzuſchaffen und die Flucht zu ermöglichen; von einem Weitermarſche könne keine Rede ſein, aber auch die Eskorte dürfe erſt im Momente des Aufbruches das Ziel erfahren, da ſie entſchloſſen ſei, den Reiſenden unmittelbar vor Daſit zu tödten und alles zu plündern. Strengſtes Geheimniß ſei das einzige Mittel, ſein Leben zu retten.

Alſo wurden alle Anſtalten zum Uebernachten getroffen, aber um 10 Uhr gab Nür Ali, der Aelteſte der Somalis, plötzlich den Befehl, die Kameele zu beladen, die Karawane wurde formirt, ſo gut es ging, und dann erſt wurde der Rückmarſch nach Gelidi verkündet. Die Leute murrten, aber man ließ ihnen keine Zeit zum Ueberlegen. Omar Juſſuf hat es befohlen, damit mußten ſie ſich begnügen, die

Alten zogen ſelbſt die Kameele fort und der Fluchtmarſch begann. Révoil mit ſeinen wenigen Treuen folgte in einiger Entfernung. Es war ein trauriger Marſch durch die Nacht und das Dickicht; nur große Eile konnte retten, wenn die Beduinen etwas merkten, war die Karawane verloren. Wo ein Laſtthier ſtürzte oder ein Ballen herabfiel, warfen ſich die Somalis wie die Geier darüber her und entflohen mit der Ladung ins Dickicht; Belgab wurde erreicht, aber noch war die Gefahr nicht überſtanden; trotz ihrer Erſchöpfung mußten ſich die Reiſenden weiter ſchleppen bis Lafo Galla. Dort hielt der Reſt der Eskorte an und verlangte ſtürmiſch Bezahlung, da ſie von Omar Juſſuf doch nichts bekommen würde, und Révoil mußte ſich für ihre Bezahlung verbürgen.

Nach zwölfſtündigem Marſche war Gelidi wieder erreicht; nur ein paar Araber beglückwünſchten die Heimkehrenden und betrübten Herzens ſammelte der Reiſende die traurigen Ueberreſte ſeiner Ausrüſtung in ſeiner alten Wohnung, in welche er ſich einſchloß. Draußen heulte die Menge, die Knaben bombardirten das Haus mit Steinen, aber ſchließlich ſtürzte des Sultans Lieblingsfrau wie eine Furie aus ihrer Hütte und hieb mit einem langen Rohre ſo unbarmherzig auf die Menge ein, daß es ihr gelang, den Platz zu ſäubern und Ruhe zu ſchaffen.

Omar Juſſuf war offenbar überraſcht, die Reiſenden wieder lebendig zu ſehen, aber er traf alsbald die nöthigen Anſtalten, um ſich Said Bargaſch gegenüber zu rechtfertigen, verſprach, die Daſit für die Mißachtung ſeiner Autorität durch Sperrung des Weges zur Küſte zu ſtrafen und ſchlug ſchließlich vor, Révoil ſolle allein, mit nur einem Kameele und zehn auserwählten Leuten als Eskorte nach dem Dſchub aufbrechen. Aber ein ſchwerer Fieberanfall bewies, daß Révoil's Kräfte erſchöpft ſeien, und er ſah wohl ein, daß ein neuer Verſuch doch nur zu neuen Verluſten führen werde. Zwei Tage lag er im furchtbarſten Delirium und die Somali umtanzten ſeine Wohnung mit dem Freudenrufe: „Kukuſa Hakim", „der Doktor ſtirbt". Aber ſeine gute Natur rettete ihn und er erholte ſich raſch zur Freude des getreuen Julian, den ein Ohrabceß während dieſer Zeit beinahe raſend machte. Es galt, die Trümmer der Ausrüſtung

Feuererzeugung durch Reiben zweier Hölzer.

zu retten und ſelbſt mit heiler Haut nach Mogduſchu zurück zu kommen, und dazu boten Abdi und Kaſſadi, die ſich treu erwieſen, ihre Dienſte an. Ganz unter der Hand wurde, wie ſich Gelegenheit bot, eine Kameelladung nach der anderen zur Küſte zurück ſpedirt, ohne daß die räuberiſchen Beduinen von Lafole es merkten. Omar Juſſuf ſah die Beute ſeinen Händen entgleiten, ohne daß er es hindern konnte; er und ſeine Frau, die früher ſo freundlich gegen die Reiſenden geweſen, ſuchten zu erbetteln, was noch zu erhalten war, und die anderen Beſucher ſtahlen, was ſie konnten. Der Sultan verlangte unbedingt eine ſchriftliche Erklärung, daß Révoil ſeine letzten Vorſchläge zurückgewieſen, und wollte ihm eine Eskorte von 150 Mann mitgeben, aber der Reiſende hatte nicht Luſt, das abzuwarten und entſchloß ſich zur heimlichen Flucht, auf der ihn nur Abdi Abdikero und Ali Hamed, ſowie Shuma und ein Sklave begleiten ſollten.

Am 10. December vereinigte er ſich Abends mit Julian und ſeinen Getreuen im Hauſe des Arabers Kaſſadi und brach auf, von einigen Freunden bis über Afgoi hinaus begleitet, er ſelbſt in Somalitracht mit Schild und Lanze, Julian im arabiſchen Burnus. Es hieß eilen, denn ein Sklave aus el-Rode hatte ſie geſehen und drohte, ſeinen Clan zu ihrer Verfolgung zu wecken. Nach zwei Stunden war die gefährlichſte Stelle, das Lager der Lafol, erreicht, aber es gelang, unbemerkt vorüber zu kommen; auch verſchiedene Lager der Abgal und Murſude wurden glücklich paſſirt, und als der Morgen graute, lag Mogduſchu vor den Geretteten, und das Haus unter den Palmen, das ſie früher beherbergt, nahm ſie wieder auf. Das Leben war gerettet, aber der Reiſeplan trotz der aufgewandten großen Mittel völlig geſcheitert; daß an eine Wiedererlangung der von Omar Juſſuf erpreßten Summen nicht zu denken ſei, davon mußten ſie ſich bald überzeugen.

Um ſich einigermaßen zu zerſtreuen, ging Révoil alsbald wieder an die gründliche Erforſchung der Umgebung von Mogduſchu, welche des Intereſſanten noch gar viel bot. Das Hamburger Schiff „Heros" ankerte gerade auf der Rhede und bot eine bequeme Gelegenheit zur Verſchiffung der Sammlungen. Die Exkurſionen durften freilich nicht

allgemein aufgefordert werden, denn wie gering die Naturalien des Hauswesens sind, welche sich hält jeder. Alle Zuthat, Mundjar mit Saamen, man bringt am Thron von einer Reise, die ihn als Pilgrim von Innern führungen wollten, angeführt werden und heute, obgleich man mit einem alten Gebet beschäftigt, zum letzten Mangeln gekommungsgeben, darauf erhalten sich die Beduinen und der ersten Monate mache die letzte Tagereise in Betten gelegt und die Mitgift erhalten auch einer Betreibungen Muskate 250 Pfunder Verschiedenen. Dah Dungeld, der Nation von Jamjelter, ist eben in selber Zeit Kaufmann und will den Fremden entrecht erhalten wollen am alten Platz. Nach bei einer Dienstpflicht gestellen den beiden Dauerreisen der Stadt, bei einer einer Kaufmannschaft entbaut und zu einer Gleichen Schlacht führen, zeigte der Dauerreisen sich Pflicht schwach, und so beschränkte Nimali seine Arbeiten auf die nächste Umgebung der Stadt.

Dann beschenkt beständigte ihn die Erforderung des Bedarfs bei allen Stadt, welche der neuen alle Hilfsmittel bieten. Obgen ein Dienstpferd brachten ihm die drei beschäftigten Pfauen, und so war allen Reisen bereit, und es gelang ihm, eine Sammlung von Zeugermaterien, heiligen Büchern, Waffen und mergleichen zusammen zu bringen. Nach ein tadelloser Gelegenheit sind ich sich ein sehr gefundener Reisestellung zum gutter Zeugnis, der übrigens, welche man heute noch als Fetisch und Amulet

In Wagbedien gebräuchliche Waffenformen, Gebräuche, Zeugnis u. s. w.

im Gemeinhalte trennt. Nach einige schriftliche Tagesten fanden sich auch kleine Mittel in nicht geringer Mengenung; er erhielt aber später, daß Dr. Koll in Jamjelter eine ganze Kollektion ähnlicher beige, die Hauptstadt in Mandra bei Tsalma gelegenen machen. Über alle Verbindung mit Ubaie, allerdings unbefriedigend durch Araber vermittelt, ist heute wieder Jamjelt. Die Gegenstände kamen mit Hilfe der „Forne" glücklich nach Europa, und die beigefügten Photographien lassen die Form der Waffen ersehen.

Von den heiligen Orten des Wagbedien-Landes ist besonders Dreiden bei Jatan Mbaie in einer Umgebung bei dem besonders Jatan Mbe Pelle die Mbaiich ein paar vom Lande übermeiste Mandelein in den Jüngen von Dri Jrue, von denen einst das Jatan 645 der Hedjira zeigt, also auf der Zeit bei großen Heller-Ehren Jamnat, den die Erbauung der großen Moschee zu beziehen ist, heute Mbirah (Ostersche) das Jatan bei April 1263 anderer Zeitrechnung zeigt. Von den Heiligen, die Ibn Batuta schildert, hat sich noch Manches erhalten; die Stadt aber, die sich nach Norden hin Dunkel zieht, ist verwüst und von den Gräbern, die jene Zeit wunderreich, staunlichte Werke gaben, noch Niemand mehr, welches Heiligen aber Schutz sie gewesen.

Die Dauerreisen von Wagbedien gelten sich noch freundschaftlich, wie früher auch unsere Zeit herrscht, bei Ungefährlichkeit der Gemeinde von Gefahr weiter gut zu machen. Häufig

Mit magte es nicht, Sch weiter in der Stadt zu folgen, und ihre Schritt Knot hatte Sch in die Tampa von Brama | zurückgegangen. Von seinen Freunden im Quartier Chemmamen konnte jetzt der Reisende die genauste Auskunft

Reise von Gräbern auf den Hügeln von Bet-Jrad. (Nach einer Photographie.)

über die gegen ihn gefangenen Machinationen erhalten und Sch überzeugte, daß nur die Wuth von Mogbuschia | sein Leben in Gefahr befindlich hatte, und daß er sicher verloren gewesen wäre, wenn er seine Reise nach einem aber

Hütten von Mogbuschia. (Nach einer Photographie.)

zwei Tagemärsche weiter im Innern hergelegt hätte. Die Derwische hatten auch Verdacht und nicht aufgehört, und | er mußte erfahren, daß ein neuer Untersuchungs ihn dem sicheren Tode entgegenführen werde.

Digitized by Google

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

IV. (Schluß.)

Etwas der Taufe Aehnliches haben die Samojeden nicht. Ihre Frauen kaufen ſie von deren Eltern und geben dafür einige Renthiere bis zu vielen Hunderten; in der Regel haben ſie eine Frau, nur die Wohlhabenderen haben mehrere. Iſt ein Samojede ſehr krank, ſo kommt der Schamane mit der Trommel; einestheils wird durch das Trommeln der Teufel gebannt, anderentheils bittet während deſſelben der Schamane Gott, daß er den Kranken geſund machen möge. Gott ſagt dann durch den Schamanen, ſie möchten Renthiere, Fiſche oder andere Dinge weihen; wird der Kranke geſund, ſo hat Gott die Gabe gnädig aufgenommen, ſtirbt derſelbe, ſo iſt es die Schuld des Teufels. Die Leiche muß drei Tage unter einem Schlitten liegen und wird dann beigeſetzt; es wird dabei zum Teufel geſagt: „Hier, nimm nun Alles und friß es.“ Da der Boden während des langen Winters hart gefroren iſt und auch im Sommer die Erde theilweiſe nur $2\frac{1}{2}$ Fuß tief aufthaut, ſo machen die Samojeden ein etwa 8 Fuß langes, 4 bis $4\frac{1}{2}$ Fuß breites und 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß hohes Todtenlager, von ihnen tinn genannt, aus Baumſtämmen und Brettern. Im Inneren, auf dem Boden deſſelben, liegen quer $\frac{1}{2}$ Fuß ſtarke, kurze Holzſtämme, auf denſelben Bretter und hierauf ruht, mit Birkenrinde bedeckt, der Todte. Die Seitenwände ſind von behauenen Baumſtämmen gemacht, welche die das Todtenlager am Kopf- und Fußende ſchließenden ſtarken Bretter halten. Bedeckt wird daſſelbe mit 8 Fuß langen und $\frac{1}{2}$ Fuß ſtarken unbehauenen Baumſtämmen. Etwa 6 Fuß hohe, aufrecht ſtehende ſtarke Stangen ſind unmittelbar an dem Todtenlager angebracht, gewöhnlich drei auf jeder Seite. Je zwei ſich gegenüber ſtehende Stangen ſind an der Spitze durch Querhölzer verbunden; ſie dienen einestheils dazu, um dem tinn eine größere Feſtigkeit zu geben, anderentheils werden an denſelben die Schädel der Renthiere aufgehängt, welche die Verwandten des Todten zu ſeinem Andenken ſchlachten. Beim Todtenlager, zu den Füßen des Todten, ſteht ein eiſerner Keſſel, in der Nähe deſſelben ein Schlitten. An denjenigen Orten, wo ſich Samojeden längere Zeit aufhalten, wie an den Mündungen des Taß und Purr, giebt es Beſtattungsplätze, welche faſt immer auf Anhöhen liegen. In der Nähe ruſſiſcher Niederlaſſungen müſſen die Todtenlager im Sommer mit Erde bedeckt werden.

Die Samojeden ſagen, mit dem Tode ſei Alles vorbei; an eine Auferſtehung irgend einer Art glauben ſie nicht. Indeß möchte ich bemerken, daß früher vielleicht eine entgegengeſetzte Anſicht bei ihnen geherrſcht hat; denn in welcher Idee beruht der Urſprung ihrer Sitte, auf oder neben das Todtenlager einen Schlitten, einen Keſſel oder andere zum Leben nothwendige Dinge zu legen, welche allerdings vorher unbrauchbar gemacht werden?

Wie erwähnt, liegt die Leiche vor der Beſtattung drei Tage unter einem Schlitten. In dieſen drei Tagen wird aus Fellen, beſonders aber aus Tuch, eine etwa 50 cm hohe Puppe gemacht; dieſelbe wird dann behandelt wie früher der Todte, im Zelte derſelben Eſſen vorgeſetzt ꝛc., ſie wird in einem hierfür beſtimmten kleinen Schlitten, wenn ein Mann geſtorben war, vier Jahre lang, wenn eine Frau geſtorben war, drei Jahre bei allen Wanderungen mitgeführt und nach Verlauf dieſer Zeit zur Leiche gelegt.

So lange Verwandte eines Geſtorbenen leben, fahren dieſe jedes Jahr nach dem Orte, wo derſelbe ruht, ſchlachten dort ein Renthier und verzehren es zum Andenken an den Todten; arme Samojeden verſpeiſen dort Fiſche. Es unterbleibt dieſes nur, wenn ſie zu weit entfernt ſind.

Für die Frauen, nicht für die Männer giebt es einige Verbote. Frauen und Mädchen dürfen während der Regel nicht über eine am Boden liegende Schnur gehen, ſondern müſſen die Schnur entweder über den Kopf heben oder darum hinweggehen; auch dürfen ſie dann nicht auf einen Schlitten, ein erhöht liegendes Brett ꝛc. ſteigen. Hecht, Stör und Quappe dürfen die Frauen im Sommer nicht eſſen und auch nicht berühren, im Winter dagegen hört dieſes Verbot auf. Ebenſo dürfen die Frauen während der Regel überhaupt keine Fiſche eſſen. Haben ſie aus Unvorſichtigkeit oder aus einem anderen Grunde gegen ſolche Verbote gehandelt, ſo ſind ſie sschabmâi, d. h. unrein geworden und müſſen Räucherungen mit einem Pulver vornehmen, welches vom Biber gewonnen ſein ſoll. Ob dieſe Verbote, deren es noch mehrere giebt, aus Geſundheitsrückſichten gegeben wurden oder dem Aberglauben zuzuſchreiben ſind, vermag ich nicht zu entſcheiden; wahrſcheinlich iſt ihr Urſprung ſowohl in jenen, wie in dieſem begründet.

Wenn, zwar mit koloſſaler Uebertreibung, geſagt wird, daß die Feuerländer in Südamerika nur das eine Wort pescherähh haben und ſich mit dieſem Worte unter einander verſtändigen, ſo erſcheint es auch demjenigen, welcher zum erſten Male mit den Samojeden verkehrt, daß ſie nur ssauwo, wōiwo und handam ſagen, und er kommt deshalb leicht auf den Gedanken, ein in dieſer Beziehung den Feuerländern ähnliches Volk vor ſich zu haben. Dieſe Anſicht ändert ſich aber, wenn man ſich einige Zeit mit der ſamojediſchen Sprache beſchäftigt; man bemerkt dann, daß dieſelbe nicht allein keinen geringen Wortreichthum, ſondern auch eine nicht wenig komplicirte Grammatik beſitzt; um ſo überraſchender, wenn man die Kulturſtufe und die nordiſche Heimath des Volkes in Betracht zieht. Es mögen hier ein paar Worte und Beiſpiele folgen:

Mun der Aſt; wója das Blut; tuu das Feuer; tóo der Flügel; tóo der See; ihá der Fluß; llü der Knochen; jä das Land, die Erde; jérü der Mond; hēier die Sonne; ii das Waſſer; pii die Nacht. Ich ſehe mann mannijeo; du ſiehſt puddre mannijerr; er ſieht puddo mannijerrdo ꝛc. Ich ſah mann manneus ꝛc. Ich werde ſehen man mantam ꝛc. Das Renthier tüü. Der Kopf des Renthieres tüüoneiwo. (Der Kopf eiwo.) Das Moos iſt dem Renthiere gut njada tüünin ssauwa. Ich ſchlage das Renthier mann tüüem hadangu. Mein Renthier mann tüüni; dein Renthier puddre tüürd; ſein Renthier pudde tüüdü ꝛc. 1 ŏppoi; 2 s schiddi; 3 näherr; 4 ti att; 5 ssämbelank; 6 matth; 7 ssi u; 8 sséttnjet; 9 hassaóju; 10 lússaju; 122 jürr kaddejangini

näherrjantutus schiddi. Wie ſchon erwähnt, ſchreiben die Samojeden nicht, aber jeder Samojede hat ſein Zeichen, welches allen Uebrigen mehr oder weniger bekannt iſt; z. B.:

Mit dieſen und ähnlichen Zeichen unterſchreiben und zeichnen ſie ihre Sachen, beſonders ihre Renthiere. Wenn das Zeichnen der letzteren im Frühjahre geſchieht und ſie in der Form des Zeichens die Haare entfernen, ſo werden die neuwachſenden Haare beim hellfarbigen Renthiere dunkel, beim dunkelfarbigen dagegen hell und weiß.

Die Samojeden begrüßen ſich zu jeder Tageszeit mit dem Worte „ándorro“, in der Regel unterbleibt aber die Begrüßung; häufiger ſagen ſie beim Scheiden „lákombôi ssájudi“, d. h. etwa: „Lebewohl, in kurzer Zeit ein Wiederſehen.“ Nach dem Eſſen bei einem Freunde oder Bekannten ſagen ſie „maleju“, d. h. ich bin ſatt. Ein Wort, um den Dank auszudrücken, haben ſie nicht, wenn nicht das Wort maleju dafür gelten kann, denn da die Gaſtfreundſchaft ſehr gepflegt wird, ſo kann der Gaſt dem Gaſtgeber keine größere Anerkennung zollen, als daß er ihn verſichert, er ſei geſättigt. Beim Antreiben der Renthiere rufen die Samojeden ei, ei, ei, sss, das ei, ei, ei kurz und ſtark aus der Bruſt hervorſtoßend. Doch habe ich auch, wenigſtens von einem Oſtjaken, unſer norddeutſches hü gehört.

Die Samojeden haben keine Familiennamen, ſondern nur Eigennamen und nennen, wenn ſie der ruſſiſchen Regierung einen Familiennamen angeben müſſen, ihren Geburtsort oder denjenigen Ort, wo ſie ſich im Jahre längere Zeit aufhalten. Männernamen ſind: Génua, Jerro, Wessená, Tahana, Attilo, Judi; Mädchennamen: Héiju, Ssáda, Adja, Máissini, Anini, Néiemoni. Mit der Verheirathung verlieren die Mädchen ihre Namen. Hat ein Mann mehrere Frauen, ſo heißt die älteſte Pjudi, die zweite, dritte Tati; des Sohnes Weib heißt Mejaku.

Die Geographie und die Völkerkunde der Samojeden beſchränkt ſich auf ihr eigenes Land, welches aber jeder einzelne ſehr genau kennt, und auf Kenntniß der umwohnenden Völker. Sie nennen ſich ſelbſt Hassaûwo, ihr Land Mannejau, d. h. unſer Land oder Hassëâuja; die Ruſſen Lúzze, deren Land Luzzeja; die Oſtjaken Habbi, deren Land Habbéija; die Syranen Nössëma, deren Land Nössemoja; die Läpinen (mit den Wogulen verwandte Oſtjaken) Ssitti, deren Land Ssittija; die Kamenen (weſtlich vom Ob wohnende Samojeden) Paîkássaûwo. Alle diejenigen, welche ſie nicht in dieſe Völker einreihen können, nennen ſie Jennsse, d. h. vom Jeniſſei.

Die Verfaſſung der Samojeden, ſo weit davon zu ſprechen und ſo weit ſie noch urſprünglich iſt, beruht auf patriarchaliſchen Grundſätzen. Der älteſte in der Familie iſt deren Haupt; der Wohlhabendere und deshalb Mächtigere hat, wie überall, einen größeren Einfluß, doch ſucht er ſich mit den Aermeren gut zu ſtellen. Früher und auch jetzt noch hin und wieder übten ſie ihre eigene Juſtiz; der Mörder wurde an dem Orte, wo er die That begangen, wieder erſtochen oder ins Waſſer geworfen. Indeſſen müſſen ſie jetzt größere Verbrecher der ruſſiſchen Regierung abliefern, ſowie auch von größeren Unglücksfällen Anzeige machen. Die Samojeden müſſen ihre Gemeinde- oder Stammesvorſteher und deren Vorgeſetzten, den Starſchina, ſelbſt wählen. Die Stelle der letzteren vertrat früher der Oſtjakenfürſt. Der Starſchina ſchlichtet die meiſten Händel unter den Samojeden. Er muß durch die Gemeinde- oder Stammesvorſteher (Staroſten) die Abgaben ſammeln laſſen und der Regierung in Obdorsk abliefern, ſowie auch von den Geburten und Sterbefällen Anzeige machen. Zum Militärdienſt ſind die Samojeden nicht verpflichtet.

Geſchichtliche Traditionen, Sagen und Märchen konnte ich nicht von den Samojeden erfahren; jedenfalls waren ſie eines der wildeſten, aber auch unglücklichſten Völker des Nordens. Die Ruſſen nannten und nennen ſie Samojeden, d. h. diejenigen, welche ſich ſelbſt eſſen, und noch vor einigen Jahren ſollen ſie während einer Hungersnoth ihre eigenen Kinder gegeſſen haben. Sie ſelbſt nennen ſich Hássaûwo, d. h. diejenigen, für welche der Tod gut iſt. Die älteren Leute wiſſen ſich noch zu erinnern, daß die Samojeden in Banden von 50 bis 100 Mann, gut mit Bogen und Pfeil bewaffnet, die umwohnenden Völker, beſonders wenn dieſe beim Fiſchfange beſchäftigt waren, überfielen und ihnen, wenn ſie ſich vertheidigten, alles, wenn ſie ſich nicht vertheidigten, nur die beſten Fiſche fortnahmen.

Entgegengeſetzt lauten die Schilderungen, welche man in jetziger Zeit hört und welche mir die mit ihnen verkehrenden Ausländer und die gebildeteren Ruſſen von ihnen machten. Sie nannten ſie ein harmloſes, gutmüthiges Volk und lobten ihre Achtung vor fremdem Eigenthume, welche ich auch ſelbſt mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte. Wenn ſie noch unverdorben ſind, ſo werden die Samojeden nie das Eigenthum eines Anderen berühren. Die mit Sachen beladenen Schlitten ſtehen auf Bergen, während die Eigenthümer meilenweit entfernt ſind; die ruſſiſchen Kaufleute laſſen ihre Waaren ebenſo unter freiem Himmel liegen, und Niemand wird auch nur eine Kleinigkeit davon nehmen. Selbſt ihre Sucht nach Branntwein, durch welchen ſie ſich oft, wenn ſie ihn durch Handel erhalten können, vernichten, kann ſie nicht verleiten, die Sachen und das Eigenthum Anderer zu durchſuchen. Wahrſcheinlich hielten ſie dieſe ſtrengen Rechtlichkeitsgrundſätze in früheren Zeiten nur unter ſich, während ſie allen übrigen Völkern den Krieg erklärt hatten.

An Geſchicklichkeit im Anfertigen von hübſchen Gegenſtänden ſind die umwohnenden Völker, wie die viel unter ihnen lebenden Oſtjaken, den Samojeden überlegen, an Klugheit im Handel beſonders aber die Syranen; die Samojeden ſind Hirten, Jäger und Fiſcher. Trotz ihres im Allgemeinen phlegmatiſchen Temperamentes und ihrer auffallenden Ruhe ſind ſie Freunde von körperlichen Uebungen. Auf den Flüſſen rudern ſie gern um die Wette, ſie ringen und ſpielen gern. So z. B. bekleidet ein Samojede ſeinen Leib oder auch nur ſeinen Kopf mit einer Thierhaut und kriecht auf allen Vieren herum, indem er die Bewegungen des betreffenden Thieres nachahmt; ein anderer ſchleicht vorſichtig hinterher, legt mit einem Bogen auf ihn an und ſchießt, natürlich ohne ihm zu ſchaden; der das wilde Renthier, den Wolf oder den Bären vorſtellende Mann bricht zuſammen, zuckt wie ein erlegtes Wild und bleibt ſcheinbar todt liegen. Die Zuſchauer beluſtigen ſich aufs beſte bei einer ſolchen Vorſtellung, lachen und rufen ihr ssaûwa! ssaûwa! d. h. gut! gut! Die Samojeden haben keine beſtimmten Lieder, ſondern ſie beſingen alles, was ihnen gerade auffällt, wie z. B. irgend etwas Erlebtes oder irgend eine Perſon; der Geſang iſt ſehr einförmig, eine Melodie wird man ſchwer erkennen können und es müſſen mehr die Worte und der Sinn des Liedes ſein, was auf die Zuhörer wirkt.

Einige Hirten bringen es zu bedeutender Wohlhabenheit, ſie beſitzen viele Tauſende von Renthieren, ſchöne Felle und Geld; keinem dieſer Wohlhabenden fällt es aber ein, in einer Stadt zu wohnen oder ſich ein Haus zu bauen, ſondern ſie leben, wie ihre Väter, in Zelten und müſſen ſo

leben, weil ſie zum fortwährenden Wandern gezwungen ſind. Aber ſie machen wohl eine Reiſe nach Petersburg, um den Kaiſer zu ſehen. Einer derſelben fuhr ganz bis Petersburg mit Renthieren. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes am Taß-Buſen ſah ich etwa fünf der wohlhabendſten Samojeden; dieſe haben ein mehr würdevolles Benehmen, ſind auch höflicher als die übrigen. Sie machten bei der Begrüßung regelmäßig eine Verbeugung, während alle übrigen Samojeden nur vor ihrem Fürſten und vor ihrem Starſchina ſich verneigen. Einer derſelben, welcher gut Ruſſiſch ſprechen, leſen und ſchreiben konnte, wollte gerade in dieſer Zeit mit ſeinem Bruder eine Reiſe nach Petersburg machen; er wollte aber Poſt und Eiſenbahn benutzen und nicht mit Renthieren den ganzen Weg zurücklegen. Da ſie reich an ſchönen Fellen, beſonders ſchwarzen Fuchsfellen ſind, ſo bringen ſie ſolche dem Kaiſer und erhalten entſprechende Gegengeſchenke.

Die Gegend an der Mündung des Taß und Purr war ein Hauptſammelplatz der Samojeden, und deshalb boten ſich mir einige ſehr intereſſante und hübſche Bilder, beſonders in der Zeit, als die Renthiere aus dem Norden zurückgekehrt und die meiſten Samojeden dort verſammelt waren, um ſich zu ihrer Wanderung nach dem Süden vorzubereiten. Ich ſah große Züge von Renthieren auf den Eisflächen des Taß und Purr vorüberkommen. Den von Renthieren gezogenen Schlitten mit Frauen und Kindern, Zelten und anderen Sachen folgten Renthierheerden, welche die Samojeden, den Laſſo in der Hand und ihr ei, ei, ei, sss rufend, im leichten Männerſchlitten umfuhren. So plötzlich, wie dieſe ſchönen Bilder erſchienen, ſo raſch verſchwanden ſie auch wieder.

Von meiner erſten Fahrt mit Renthieren zurückkehrend, verweilte ich einige Stunden bei den Zelten des Starſchina. Dieſe waren am Ufer des Taß gelegen, vor denſelben, auf dem Eiſe des Fluſſes, ſtanden gegen 100 Schlitten aller Art, beladene und unbeladene; ein paar dieſer Schlitten waren ſehr hübſch geſchmückt und bequem eingerichtet, rings um den Sitzplatz und vor demſelben war das Holz mit gelben Lederbändern umwunden, welche franſenartig herabhingen, im Inneren lagen Kiſten mit Ueberzügen von rothem Tuche. Samojeden mit ihren Renthieren und Hunden waren in Menge verſammelt, aber keine Frauen unter ihnen. Der Starſchina, ein mittelgroßer, kräftiger Mann, den die Würde ſeines Amtes gut kleidete, war von einigen der einflußreichſten Samojeden umgeben. Die vor den Zelten Verſammelten hatten Klagen und Fragen vorzubringen und nachdem der Starſchina dieſe angehört hatte, ging er mit den ihn begleitenden Männern zurück, um ſich zu berathen. Als er nach einiger Zeit wiederkam, entwickelte er bei ſeinen Urtheilen und Antworten entſchiedenes Rednertalent, welches ich einestheils an der Betonung und der Art und Weiſe ſeines Sprechens, anderentheils an dem Eindrucke, welchen er auf die Zuhörer machte, bemerken konnte. Da noch keine ſtrenge Kälte herrſchte, ſo trugen die Samojeden nur den Malz mit der hübſchen Parka oder den verſchiedenfarbigen Tuchüberzügen. Durch dieſe Trachten bekam das ganze Bild einen eigenthümlich wilden Charakter, welcher aber ſehr gemildert wurde durch die Ordnung, mit welcher die Klagen und Vertheidigungen vorgebracht wurden, und die Ruhe, mit welcher die Urtheile hingenommen wurden.

Nach Beendigung dieſes Samojedengerichtes wurde die Rückfahrt fortgeſetzt; wir paſſirten eine mit Zwergſträuchern bewachſene Hochebene; die Spitzen der Sträucher ragten noch aus dem Schnee hervor und färbten die Fläche mattgrau; in einem Thale ſtanden Samojedenzelte, eine weidende Renthierheerde befand ſich in deren Nähe. Spät Abends erreichten wir den Purr, die hohen, mit Schnee bedeckten Ufer deſſelben waren vom Monde beleuchtet; noch kurze Zeit auf dem Eiſe des Purr dahinfahrend, und die Faktorei mit den Blockhäuſern und dem Waarenſchiffe lag vor uns. Kalte, wilde, aber doch ſo wunderſchöne Bilder!

Si Adji panurat und Si Adji pamaſa.

Ein Bataſſches Märchen.

Von **W. Ködding.**

II. (Schluß.)

Was nun den Adji pamaſa betrifft, ſo war der weiter gewandert auf dem Beguwege, fand aber den redenden Vogel nicht. Als er nun ſo dahin ging, fand er Roſenäpfel, von Begus gepflanzt. Die Bäume hingen voll der Früchte, und unter ihnen war die Erde damit bedeckt. Da ward ſein Herz froh, denn er war hungrig. Er nahm von den unten liegenden, da rieſs: „die nicht: nimm von denen, die oben ſind, die ſind beſſer.“ So ſtieg er hinauf und wollte pflücken, da rieſs: „die nicht! nimm von denen, die unten liegen, die ſind beſſer.“ „O Mutter! das iſt nun wieder mein Loos. Stets das Entgegengeſetzte ſagts; es iſt ein Begu.“ So ſprach er in ſeinem Inneren und ging weiter. Da fand er zwei Brunnen, einen mit hellem, den anderen mit trübem Waſſer. Er gedachte zu trinken und ſchöpfte aus dem hellen Brunnen. Aber ſiehe, das Waſſer war trübe. Er ſah nach dem anderen, das Waſſer war hell. So ſchöpfte er da, aber plötzlich war dies trübe und das andere hell. So ging er ſiebenmal hin und her, immer trat das trübe Waſſer an die Stelle des hellen. Nun ward ihm Angſt und er verließ die Brunnen. Da fand er einen Büffel auf fetter Weide, aber der Büffel war mager; weiterhin ſah er einen Büffel auf dürrer, ſteinigter Weide, und der war fett. „Nun, das ſind mir Hundebüffel! der auf fetter Weide iſt mager und der, welcher die Steine beleckt, iſt fett, Büffel der Begus ſinds, ſcheints.“ So ſprach er bei ſich ſelbſt. Weiter wandernd kam er auf einen hohen Berg. Da ſah er einen großen Banianbaum, unter dem es lichte und aufgeräumt war. Hier will ich übernachten, dachte er. Plötzlich ließ ſich ein Eber hören: „Wer biſt du, deſſen Füße ich raſcheln höre unter der Baniane? ob ich dich verderbe, ob ich dich verſchlinge, ob ich dich freſſe!“ „O Großväterchen, ich bins. Meinſt du

mich freſſen zu müſſen, dann mach nur ſchnell, dann brauch ich dies Ungemach nicht länger zu dulden.“ „Wunder! das klingt ja wie deine Stimme, Adji pamasa; ſag, was treibt dich her in dieſe Gefilde?“ „O, mein Fürſt! ich ſuche den redenden Vogel, was denkſt du, werde ich ihn wohl noch finden?“ „Getroſt, Väterchen, du wirſt ihn finden.“ Bald darauf begegnete er einem großen Bären, der ſprach: „Wie kommſt du hierher, mein Fürſt?“ „Großväterchen, ich ſuche den redenden Vogel; was dünkt dich, werde ich ihn wohl finden?“ „Getroſt, Adji pamasa, du wirſt ihn finden.“ „Gut, Großvater, aber bitte, unterrichte mich erſt in der Kunſt des Bangemachens.“ Alſo unterrichtete ihn der Bär. Bald darauf begegnete ihm ein großer Affe, der unterrichtete ihn in ſeiner Kletterkunſt. Dann traf er eine große giftige Schlange, die unterrichtete ihn in den ſchädlichen (heißen) Giften. Hierauf begegnete ihm ein großer Tiger, pongpang bala saribu (der Tauſende aufhält), der ſtellte ſich zuerſt grimmig wie der Eber, lehrte ihn dann aber die Kunſt des Springens, des Schwerttanzes und der Staunen und Verwirrung erregenden Rede. Endlich war er oben auf der Spitze des Berges angekommen. Da ſah er die Hütte einer Göttertochter, der himmliſchen Prinzeſſin Panuhati (Meſſerin) oder Panimbangi (Wägerin), welche den Odem der Menſchen abmaß. Er ſah ſie immerzu meſſen und hörte ſie zählen: eins, zwei, ... zehn; aber er ſah nichts von dem, was ſie gemeſſen. Da redete ſie ihn an: „Nun, Adji pamasa, was führt dich her in unſere Gefilde?“ „O, Großmütterchen, ich ſuche den redenden Vogel und kann ihn nicht finden; was dünkt dich, wird er mir noch werden?“ „Aber es giebt hier einen ſolchen Vogel nicht, Väterchen“, ſprach Prinzeſſin Panimbangi. „O weh! aber was denkſt du, werde ich ihn doch noch finden?“ „Heil dir, ſei friſch und getroſt! du wirſt ihn finden. Geh nur, Väterchen, geh!“ „Gut, danke ſchön, Großmütterchen! tutú tutú (= wahr, wahr), ninna anduhur (= ſagt die Turteltaube), tió tió (= helle, klar), ninna lote (= ſagt die Wachtel): wahr ſei, was du mir ſagſt, möge ichs nicht anders finden. Aber Großmütterchen, was du da gemeſſen haſt, ich kanns nicht herauskriegen, was iſts eigentlich?“ „Nun ſieh an! was biſt du doch neugierig. Den Odem von Menſchen und Vieh, wie ſie auf Erden ſind unter dem Himmel, meſſe ich. Hieraus kann man wiſſen, bis zu welchem Lebensalter ein Menſch kommt. Wenn des Odems ſo viel als ein Griff mit den Fingerſpitzen, dann ſtirbt der Menſch im Mutterleibe; wenn eine Fauſt voll, dann kommt er ins Säuglingsalter, wenn ein bale (etwa 1/4 Liter), bis zum Laufen u. ſ. w., wenn 8 Liter, dann ſieht er Enkelſöhne und Enkeltöchter und ſtirbt alt und lebensſatt. Das iſts Väterchen, was ich meſſe.“ Da bat Si Adji pamasa: „Bitte, meſſe meinen Odem.“ Da maß ſie und zählte und er hörte, daß ſie bis zehn zählte. — Danach nun ſetzte er ſeinen Weg fort und ſtieg den Berg, auf dem Himmelsluft wehte, hinab. Auf dem Wege traf er die Schlange Naganaga sipitu tanduk (= Schlange oder Drache mit ſieben Hörnern oder Köpfen): „Wer macht das Geräuſch auf dem Wege; ob ich dich verderbe, ob ich dich freſſe!“ „O, Großvater, wenn du mich freſſen mußt, dann mach nur ſchnell!“ „Sieh da, du biſts, Adji pamasa! Was führt dich in dieſe Gefilde?“ „Ich ſuche den redenden Vogel, den ich immer noch nicht finde.“ „Nun, wenn dem ſo, dann geh nur Väterchen, geh!“ „Gut, Großvater, aber unterrichte mich erſt in all deinen Künſten.“ „Wohl denn, nimm dies, dieſen Schaffering, eine Leuchte in der Finſterniß, ein Stab auf ſchlüpferigem Pfade, Arznei gegen Durſt am heißen Tage, Wegzehrung auf der Wanderſchaft. Heil dir! ſei geſegnet und getroſt! du wirſt den Vogel noch finden. Geh nur, Väterchen, geh!“ — Endlich erreichte er den Fuß des Berges und dort fand er einen ſchönen großen Banianbaum; unter dem übernachtete er. Als er am Morgen erwachte, blickte er nach oben in den Baum, und in demſelben Augenblicke ſpitzete Purti di bulan (= Prinzeſſin im Monde) nach unten und traf ihn gerade ins Geſicht. In demſelben Augenblicke begegneten ſich aber auch ihre Augen: da lachten ſie beide und freuten ſich im gegenſeitigen Anſchauen. „Warum biſt du da unten, o, Adji pamasa, komm hier herauf!“ ſo ſprach Purti di bulan. „O, Fürſtentochter, wie ſoll ich da hinaufkommen?!“ Da ließ ſie zwei ihrer Haupthaare hinab: „da hänge dich dran, o, mein Fürſt!“ So zog ſie ihn nach oben. Alſobald gedachte ſie daran, daß eben jetzt ihre Mutter, der Vogel Garuda [1]), ankommen müſſe. So zerdrückte ſie Adji pamasa in ihrer Hand zu einer Pfefferſchote und ſteckte die zu anderen Kräutern und Blumen ins Haar. Kaum war ſie damit fertig, da hörte ſie ſchon das Rauſchen der Flügel. Nun kam Garuda in die Hütte (auf dem Baume): „Hier riechts nach Menſchen, Mütterchen!“ ſprach ſie. „Wie, wo ſollten Menſchen herkommen, ich bin ja den ganzen Tag hier geweſen,“ ſprach die Prinzeſſin. „Nicht ſo, Mütterchen, ich rieche Anderes. Sei nicht bange, laß mich den Menſchen ſehen; iſts ein Weib, dann ſoll ſie deine Schweſter ſein; iſts ein Mann, dann ſoll er dein Mann werden. Sei nur getroſt Mütterchen, ich freſſe ihn nicht mehr.“ Da nahm Purti di bulan die Pfefferſchote aus ihrem Haare, drückte ſie in der Hand und Si Adji pamasa ſtand da. Da ſprach der Vogel Garuda: „Nun Väterchen, wie heißeſt du?“ „O, Großmutter, „„der ſeinen Namen nicht weiß [2])““, das iſt mein Name.“ „Gut denn, Namenlos, dieſe meine Tochter ſoll dein ſein.“ „Höre mich, Großmutter, ich kann nicht hier bleiben; ich ſuche den redenden Vogel in dieſen Gefilden.“ „Iſts das, was du ſuchſt, dann ſei getroſt. Wir beſuchen den Radja Sihomang [3]), der hat den Vogel gefunden.“ Da wurde Si Adji pamasa ruhig. Am folgenden Morgen kamen ſie zu Radja Sihomang, und da ſah er auf dem Balkon des Hauſes den lange geſuchten Vogel, der gerade am Sprechen war: „Asaung simawang simawing mait mait, sali tutu ninna anduhur, sali tio ninna lote, mat mat [4]).“ Das war ſeine Rede. Da kam der Vogel Garuda: „Nun höre, mein Herr, Radja Sihomang! daß wir zu dir gekommen ſind, es iſt wegen dieſes Vogels, Radja Somongga wünſcht ihn. Dies hier iſt ſein Sohn Adji pamasa, den hat er geſandt, ihn zu holen.“ „Wenn dem ſo iſt, dann nimm nur den Vogel,“ antwortete jener. Darauf kehrten ſie zurück nach ihrem Baume und dort ließ Garuda den Adji pamasa Hochzeit machen mit Purti di bulan. Der aber, Si Adji pamasa, beſchäftigte ſich ſtets mit ſeinem Vogel. Am folgenden Morgen redete er: „Höre Mutter, ich kehre zurück, deine Tochter bleibe vorläufig hier. Wer weiß, wo mein Bruder jetzt herumirrt, nach Uebereinkommen aber muß ich jetzt gehen, ihn zu ſuchen.“ Da antwortete Garuda: „Steht die Sache ſo, dann geht nur Beide, aber hüte dich, daß du niemals meine Tochter weg-

---

[1]) Ein fabelhafter Vogel, etwa der Vogel Greif.

[2]) Der Batak (der heidniſche) nennt nie ſeinen Namen, wenn man ihn danach fragt.

[3]) Homang, eine Art Buſchgeiſter, die reiche Schätze hüten und je nachdem den Menſchen günſtig ſein ſollen. Im Aberglauben des Volkes haben ſie etwa dieſelbe Bedeutung, wie die Wichtelmännchen in gewiſſen Gegenden Deutſchlands.

[4]) Der Sinn iſt unverſtändlich. Die Worte bilden den Anfang einer Zauberformel.

wirſt. Uebrigens ſei getroſt, Väterchen, du wirſt Glück haben.“ Da fingen ſie an zu wandern und machten denſelben Weg zurück, den Si Adji pamaſa gekommen war, und ſo erreichten ſie endlich die Hütte und den Scheideweg, wo ſich die Brüder ehedem getrennt hatten. Nun brachte Si Adji pamaſa ſeine Frau in die Hütte, drehte den Ring am Finger, hauchte ihn an und ſprach: „Schaffe, daß ſonſt Niemand in dieſe Hütte kommt.“ Darauf ging er und folgte dem Wege rechts, den ſein Bruder gegangen war. So kam er in das Dorf des Radja Tunggul di djudji und traf dort die Leute eifrig am Spielen. Da ſah er die überwundenen Spieler rundum im Sopo im Blocke liegen, auch ſeinen Bruder unter der Treppe entdeckte er. „Warum doch, Freunde“, frug er, „liegt ihr alle hier im Blocke?“ „O, unſer Fürſt! wir haben verloren im Spiele und können nun nicht bezahlen,“ war die Antwort. Darauf ging er zu ſeinem Bruder und ſtellte ſich fremd gegen ihn, denn er merkte, daß jener ihn nicht kannte: „Und du, Adji panurat, warum liegſt du hier unter der Treppe?“ „O, mein Fürſt! zuerſt hatte er alles an mich verloren, dann aber ließ er ſeine Tochter auf den Balkon ſeines Hauſes da drüben gehen, die verführte mich. So kams, daß ich nur ſie ſah und nicht mehr die rollenden Würfel beobachtete. Dann ſagte er, daß ich Alles verloren und rechnete mir große Schuld.“ „So, ſo“, ſagte Si Adji pamaſa in ſeinem Herzen, „ſo iſt alſo die Geſchichte, wart';“ dann ging er hinauf in den Sopo. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Friſch auf, mein Herr, laß uns ſpielen!“ „Wohl, friſch auf!“ ſagte jener. So ſpielten ſie. Bald hatte der Häuptling all ſein Geld, ſeine Büffel und geknebelten Schuldner an Adji pamaſa verloren. Da warf er ſich verzweifelnd auf den Flur ſeines Hauſes nieder. Seine Tochter aber tröſtete ihn und gedachte mit ihren Verführungskünſten auch dieſen Gegner ihres Vaters zu verwirren. Darum, als die Männer wieder im Sopo beim Spiele waren, ſtieg ſie hinauf auf den Balkon und triebs da ſtark mit ihren Künſten, ſie ſang auch ihre Liedchen und machte ihre Stimme immer ſtärker, damit Si Adji pamaſa ſie hören möchte. Der aber that, als höre und ſähe er nichts von ihr, und ſpielte immer weiter und trieb den Radja Tunggul di djudji in die Enge. Da kam Si Adji pamaſa: „Nun, unſer Fürſt, wo iſt deine Bezahlung?“ „Was iſt zu thun“, ſagte jener, „ich habe keine.“ „Nun, wenn dem ſo, dann gieb deine Tochter heraus.“ „Wenn du ſie verlangſt, gut, nimm ſie hin.“ Alſo nahm Si Adji pamaſa die Tochter des Häuptlings und gab ſie ſeinem Bruder zur Frau.

Nun gingen ſie zurück nach der Hütte, wo Purti di bulan zurückgeblieben war und von dort aus ſuchten ſie den Weg nach ihrem Heimathsdorfe. Als ſie ſo dahinwanderten, wurden ſie durſtig, da hörten ſie in einer tiefen Schlucht Waſſer rauſchen. Die Brüder gingen hin, Waſſer zu ſchöpfen. Sie machten einen Schöpfer aus Baumrinde und befeſtigten den an einer langen Ranke. „Nun Brüderchen, ſchöpfe!“ gebot der Aeltere dem Jüngeren. Als ſich dieſer nun vorbeugte und den Schöpfer hinabließ, ſtieß ihn jener von hinten, daß er hinabfiel. Er fiel aber auf einen vorſpringenden Felſen und das rettete ihm das Leben. Si Adji panurat aber kehrte zurück zu den Frauen; er gedachte ſie beide für ſich nach Hauſe zu führen. „Wo iſt dein jüngerer Bruder, Väterchen?“ frug Purti di bulan. „Was weiß ich!“ antwortete er. „Nun, wenn dem ſo, dann geht ihr nur. Was mich betrifft, ich gehe nicht. Dazu, ich höre eine Botſchaft von Adji pamaſa: er iſt nicht todt. Wenn er aber auch durch irgendwen getödtet wäre, wollte ich mich doch von keinem Anderen freien laſſen[1].“ So ſprach Purti di bulan. Darauf gebot ſie dem redenden Vogel: „Gehe, Vogel, ſuche ihn auf! wenn er wirklich geſtorben iſt, dann kehren wir zurück; lebt er aber noch, dann gieb ihm dieſen Ring.“ Da flog der Vogel hin und trug den Ring. Er fand ſeinen Herrn am Felſenabhange, ſitzend auf einem vorſpringenden Steine. Da gab ihm der Vogel den Ring. Er ſteckte ihn an, drehte und hauchte ihn an und ſprach: „Schaffe mir einen Weg nach oben!“ Alſobald hingen die ſtarken Wurzeln eines Banianbaumes herab, an denen er hinaufklettern konnte. Sein Bruder aber und deſſen Frau waren unterdeſſen weiter gegangen; ſo fand er nur noch ſeine Frau, Purti di bulan, und den redenden Vogel vor. Als ſie nun immer ſo fortwanderten und des Weges nicht achteten, begegnete ihnen ein Begu in Menſchengeſtalt, der trug einen Knittel in der Hand. „Woher des Weges, Schwager[2])?“ frug Si Adji pamaſa. „Ich komme von hinten und gehe nach vorn!“ war die Antwort. „Aber Schwager, was trägſt du denn da?“ „Ein Knittel iſts, den man ſenden kann.“ „Wenn dem ſo iſt, Schwager: dieſe meine Frau ſei die deine, dein Knittel ſei der meine!“ „Ja, wenn du ſo willſt, Adji pamaſa, da, hier mein Knittel.“ Alſo tauſchten ſie und es ging jeder ſeines Weges. Als ſie ſich den Rücken gewandt, befahl Adji pamaſa: „O, mein Knittel, gehe hin und erſchlage den, der ſoeben meine Frau mitgenommen!“ Da ging der Stecken und ſchlug den Begu, daß er ſtarb. Nun gingen die beiden wieder zuſammen. Bald begegnete ihnen ein Begu in Menſchengeſtalt, der trug eine Feſſel: „Woher des Weges, Schwager?“ frug Adji pamaſa. „Ich komme von hinten und gehe nach vorn“, war die Antwort. „Aber was trägſt du denn da?“ „Was ich trage? nun eine Feſſel iſts, die man ſenden kann, daß ſie einem Feinde Hände und Füße binde.“ „Ah! bring her, ich kaufe ſie. Dieſe meine Frau ſei die deine, deine Feſſel aber ſei die meine.“ So tauſchten ſie und jeder ging ſeines Weges. Nachdem ſie ſich den Rücken gewandt, kam Si Adji pamaſa: „Nun, Knittel und Feſſel, geht, bindet und ſchlaget den, der ſoeben meine Frau mitnahm.“ Da gingen ſie, banden und ſchlugen den Begu, daß er ſtarb, und brachten Purti di bulan zu ihrem Manne zurück. Nun aber ſetzten ſie ihren Weg fort und gelangten endlich in das heimathliche Dorf. Da erſchrak Si Adji panurat und entfloh in den Wald. „O, Knittel,“ ſprach Si Adji pamaſa, „gehe hin, ſuche meinen Bruder, und wenn du ihn findeſt, bring ihn hierher. Wenn er nicht willig folgen will, dann ſtoße ihm den Kopf, aber tödte ihn nicht.“ Alſo ging der Knittel aus und ſuchte und fand den Flüchtling. Der wollte aber nicht folgen. Da bekam er Kopfnüſſe, daß ihm Hören und Sehen verging, daß ſich ihm Alles runddrehte. Nun folgte er. Als er zu Hauſe angekommen, drehte Si Adji pamaſa ſeinen Ring, hauchte ihn an und ſprach: „Mache ſchnell meinen Bruder geſund, ſo, daß er ſich ganz wohl fühlt.“ So wurde Si Adji panurat wieder geſund.

Nachdem nun Alles ſoweit war, holten ſie abermals die Prophetin. „Wie nun, o große Prophetin, iſts zu halten mit dieſem redenden Vogel?“ ſagte Si Adji pamaſa. „Das machen wir ſo, Väterchen: wir thun ihn auf den Balkon deines Hauſes, daß er dir ſei ein Talisman, ein Familienerbſtück, ein Glücksvogel.“ Da trug Si Adji pamaſa den Vogel

[1]) Die zurückgebliebene Wittwe fällt dem Erben des Verſtorbenen, gewöhnlich dem Bruder deſſelben, zu.

[2]) Mit Schwager redet man wohl einen Mann anderen Stammes an, deſſen Schweſter man heirathen könnte, reſp. dürfte.

auf den Balkon und ließ ihn da ſingen: „Asaung sinawang sinawing maitmait, sali tutu ninna anduhur, sali tio, ninna lote, mat mat.“ Das waren ſtets die Worte des Vogels. Als nun die Dinge ſo lagen, da feierten ſie Freudenfeſte in dem Dorfe und waren froh und glücklich, o ihr Freunde [1])!

[1]) Sagt der Erzähler zu ſeinen Zuhörern.

Volksfeſte in Spaniſch-Galicien.

Nach dem Spaniſchen des J. Ortega Munilla.

Der Monat Auguſt iſt für Galicien die Zeit der Freude, die Zeit der Luſt und Fröhlichkeit. In jedem Theile der Provinz giebt es da Kirchenfeſte und, da dieſelben gewöhnlich eine Woche andauern, ſo hört die Luſtbarkeit in jenem weltentlegenen Theile Spaniens nicht auf. Wenn man in der warmen Auguſtnacht zu Vigo zum Himmel blickt, dann ſieht man im Norden, Süden und Oſten die Raketen aufwärts ſchießen, ſie künden an, daß ringsum der Wein in Strömen fließt und der Dudelſack und das Tamburin einander zu übertönen ſuchen.

Den Vorwand zu dieſen Feſten liefern die Gedenktage der zahlreichen Kapellen, Marterſäulen und Kirchen, welche an die Stelle der alten heidniſchen Opferſtätten getreten ſind. In der vorchriſtlichen Aera gab es ſolcher geheiligten Opferplätze viele; die katholiſche Kirche verwandelte ſie in chriſtliche Gebetſtätten, indem ſie Gotteshäuſer, große wie kleine Kapellen, Heiligenſtatuen und Herrgottbilder dort erbauen oder ſetzen ließ und, da jedenfalls ſchon in jener Zeit der Auguſt den Dankfeſten gewidmet war, die man den Gottheiten für die eingebrachte Ernte darbrachte, ſo hat auch hier in kluger Weiſe die katholiſche Kirche der alten Gewohnheit die Conceſſion gemacht, zu Patronen der neuen chriſtlichen Kultusſtätten nur ſolche Heilige auszuwählen, deren Gedenktag in den gedachten Monat fällt. So brennen in den 31 Tagen des Auguſt Tauſende von Kerzen und Kerzchen vor den braunen byzantiniſchen Heiligenbildern, welche getreu den alten Modellen nachgebildet wurden, bis auf den heutigen Tag. Dieſe leuchtenden Kerzen ſind der Vorwand, welcher die Menge von fröhlichen Leuten zuſammenbringt, denn bei all ihrer Frömmigkeit wollen ſie nur ein klein wenig beten und deſto mehr ſich amüſiren.

Und in der That keine andere Jahreszeit lädt den Menſchen ſo zu hohem Genuſſe ein, als der Auguſt Galiciens. Dieſer Monat, der die Steppen Caſtiliens verſengt und das vielbeſungene Andaluſien in einen Gluthofen verwandelt, prangt hier noch mit einem friſchen und ſaftigen Grün. Das Farnkraut ſtreckt ſeine ungebleichten Wedel dem Winde entgegen, der mit ihm ſpielt, und der Kaſtanienbaum zeigt unter dichtem Blätterſchmucke die reichlichen, ſtachelbewehrten Früchte; die erſt vor Kurzem eingeführten Eucalyptusbäume ragen in die Höhe empor, prächtig gedeihend in der feuchtwarmen Atmoſphäre und dem fruchtbaren Boden der Küſtenlandſchaft, wo ſie förmliche Wälder bilden, während die ſtolzen Umriſſe der Küſtenpinie den Maler reizen, zum Skizzenbuche zu greifen. Die Magnolie und die Kamelie haben hier eine zweite Heimath gefunden, in anderen Gegenden Spaniens muß man ſie im Glashauſe ziehen oder doch wenigſtens überwintern laſſen, in Galicien aber wachſen ſie beide im Freien und erreichen eine baumartige Größe, wie ja auch der Feigenbaum hier am prächtigſten gedeiht: ſeine Blätter ſind größer, ſeine Früchte ſüßer als in anderen Theilen Iberiens. Mitten in dem Grün prangen die ſchneeigen Blüthen des Jasmin und die rothen Ranken der Weinrebe. Letztere läßt man nicht, wie in anderen ſpaniſchen Provinzen, auf der Erde dahinkriechen, ſondern an Pfählen oder Steinſäulen emporklettern. Gleichwie das Feigen- oder Rebenblatt die erſte Bekleidung der Menſchen bildete, ſo hat hier das dichte Rebendach ſo manchem jungen Liebespaare den ſchützenden Thronhimmel zum erſten ſeligen Beiſammenſein geliefert.

Galicien iſt ein Gebirgsland, in welches ſeine Fjorde (ſpaniſch: Rias) tief einſchneiden, von welchen aus man terraſſenförmig das Land zu den Bergſpitzen aufwärts ſteigen ſieht: zu unterſt erblickt das Auge nur ſmaragdgrüne Auen, auf welchen Heerden ſtattlicher Rinder graſen; die nächſte Zone bilden ausgedehnte Maisfelder, deren leuchtende Kolben das Landſchaftsbild angenehm beleben. Aus der Region der Maisfelder gelangt man in jene der Obſtgärten: ausgedehnte Haine, ja Wälder von Kaſtanien-, Birn- und Pfirſich- ſowie Aprikoſenbäumen bilden den Uebergang zur vierten Zone des Maulbeerbaumes, der Steckrüben- und Bohnenfelder und der Gemüſegärten. Die Höhen der Gebirge krönt der majeſtätiſche, in dunkeln Farben düſter prangende Nadelholzwald. Die Weinrebe hat in allen Zonen ihre Heimath gefunden, ſie verſchmähet weder die Gebirgslandſchaft noch die Ebene. So zeigt ſich uns die in Europa ſo wenig bekannte und noch weniger gewürdigte Lieblichkeit und Schöne der galiciſchen Landſchaft.

Die Dekoration dieſes anmuthigen Bildes wird von vereinzelt ſtehenden Hütten, Weilern und Dörfern und den Pfaden gebildet, welche den grünen Teppich durchkreuzen. Wie am ſchwarzblauen Nachthimmel die glitzernden Sterne prangen, ſo leuchten aus den Smaragdflächen der galiciſchen Auen die Bauernhäuſer hervor. Wie Schwalbenneſter an der Mauer kleben niedrige, maleriſche Hütten an den Abhängen der Berge, während um die Waldecke uns der Thurm einer Dorfkirche entgegenwinkt. Von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf ziehen ſich weißblinkende Pfade dahin, welche unzähligemal ſich kreuzend ein wahres Labyrinth von Irrwegen dem fremden Wanderer zu ſein ſcheinen. Auf dieſen Wegen, die bald durch blumige Fluren, bald zwiſchen epheuumrankten Felſen dahin ziehen, eilt die junge Fiſcherin dahin, auf dem Haupte den runden Korb balancirend, der mit der ſilberſchuppigen Beute des Meeres bedeckt iſt, oder man erblickt die würdig einherſchreitende Bauersfrau, die mit ihrem ruhigen Weſen und der erſtaunlichen Körperfülle einen grellen Gegenſatz zu dem hageren, unruhig blickenden Abogaduelo (Winkeladvokaten) bildet, der auf ſeinem abgetriebenen Gaule dem nächſten Orte einen Beſuch abſtatten will, um die Proceßluſt eines ſeiner Klienten von Neuem aufzuſtacheln.

So iſt die Landſchaft beſchaffen, in welcher der Gallego (Bewohner Galiciens) lebt und ſeine Feſte feiert. Ein

ſolches Feſt beginnt ſchon mit dem Morgengrauen. Als die erſten am Platze ſtellen ſich Krämer und Weinſchänker ein; letztere bringen den köſtlichen Saft der Rebe in rieſigen Thonkrügen von antiker Form, wie denn auch die zweirädrigen Karren, welche dieſe „Cubas“ tragen, nach antiken Muſtern gearbeitet zu ſein ſcheinen. Die Eßwaarenhändler und Garköche bieten in der einladenden Nähe der „Weinquellen“ Kuchen, Zuckergebäck, Aepfel, getrocknetes Obſt, geſottene Muſcheln, Languſten, Krebſe, Krabben und Seefiſche aus, die alle ihre Käufer und Verehrer finden. Eine frohe Menge drängt ſich um die Buden, bis die Glocken die Gläubigen zur Kirche rufen. Die grellen Farben der Weiberkleider könnten leicht den das Gotteshaus beſuchenden Fremden in den Zuſtand des Hypnotismus verſetzen. Der charakteriſtiſche Beſtandtheil der Tracht der galiciſchen Bäuerinnen iſt der Dengul, ein doppelfaltiger Kragen, der vom Halſe bis zu dem Ellbogen reicht und den ſtets üppigen Buſen den Augen der männlichen Jugend verhüllt. Außerdem trägt jedes Weib eine Sammetſchürze von rundem Schnitte, mit bunten, glitzernden Stickereien. Die Mädchen und jungen Frauen ſehen in dieſen Kleidungsſtücken reizend aus, wie denn die Galicierinnen ſich nicht allein durch nette Geſichtszüge, ſondern auch durch eine ſo reiche Entwickelung aller Reize ihres Geſchlechtes auszeichnen, daß man unwillkürlich an Heine's „koloſſale Weiblichkeit“ erinnert wird.

Aus der Kirche geht es wieder zu den am Waldesrande ſich hinziehenden Buden und nun beginnt ein Treiben, das nichts Chriſtliches an ſich hat, ſondern an die fröhliche Ausgelaſſenheit lebensluſtiger Heiden gemahnt, welche ein Doppelfeſt zu Ehren des Bacchus und der Venus feiern. Liebesſchwüre und Küſſe werden getauſcht und bei den Klängen der Muſik, beſonders der nationalen Dudelſackpfeife, kreiſt in kommuniſtiſcher Weiſe der Weinbecher von einem Munde zum anderen. Die heidniſche Luſtbarkeit wird von dem Nahen der Proceſſion unterbrochen, aber auch dieſe hat einen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, fidelen Anſtrich. Dem eigentlichen Zuge voran führt eine Gruppe von Tänzern eine Art Schwertertanz oder Gefechtspantomime auf. Die Tänzer ſind mit weißen Beinkleidern und Jacken bekleidet, den Leib umgürtet eine rothe oder violette Binde. Der Tänzergruppe folgt die Coca, welche an die „Tarasca“ genannte Figur der Frohnleichnamszüge des übrigen Spaniens erinnert. Die Coca iſt ein pappendeckelnes Ungeheuer, welches die Geſtalt der Schildkröte mit jener der Fledermaus verbindet. Das Ungethüm ſchließt und öffnet den Rachen, Dank einem Mechanismus, den ein im Inneren hockender Knabe dirigirt. Die Coca iſt ſtets von einer johlenden Schaar von Jungen umgeben. Dieſe nicht chriſtliche Beigabe der kirchlichen Umzüge iſt nicht in allen Dörfern und Theilen Galiciens dieſelbe; die merkwürdigſte hat die Proceſſion des Kirchſpieles Reboreda aufzuweiſen. Sie verdient beſchrieben zu werden, da ſie jedenfalls ein Rudiment eines heidniſchen Kultus iſt. Unter dem Namen Penliñas werden kleine Mädchen (in dem Alter von acht Jahren) in Tüll und Geſchmeide (beſonders Armſpangen) gehüllt, während man ihr Haar mit Blumen bedeckt. Eine robuſte Tänzerin nimmt die Penliña auf die Schultern, mit ihr zwiſchen der Monſtranz und dem Marien-Bildniſſe[1]) tanzend. Während die Trägerin der Penliña herumhüpft, ſchneidet letztere Fratzen und macht höhniſche Geberden, alles dies mit Bezugnahme auf die hinter ihr getragene Muttergottes-Statue. Die Penliña nimmt ſogar Blumen aus ihrem Haare, zerpflückt ſie und wirft ſie der heiligen Jungfrau ins Antlitz, ja ſie ballt die Fäuſtchen gegen das Bild und ahmt (immer graziöſer Weiſe) alle Geberden und Ausdrücke des Haſſes und der Furcht, ja der Verachtung nach.

Es gewährt einen ganz befremdenden Anblick in dieſem ſtreng katholiſchen Lande, in einem von Prieſtern geleiteten Kirchenzuge den Irrwiſch von einer Penliña die von allen Katholiken und insbeſondere von den Spaniern hochverehrte Madonna verhöhnen zu ſehen. Man hat ſich verſchiedenartige Interpretationen dieſes Tanzes zurechtgelegt; eine möge an dieſer Stelle Platz finden: An einem beſtimmten Tage des Jahres geſtattet es die göttliche Vorſehung, daß die Fiſcher in den Netzen heidniſche Nymphen finden. Einmal ſoll dies auch ſchon geglückt ſein und die Fiſcher hätten dann die heidniſchen Göttinnen gezwungen, vor dem Bildniſſe der Jungfrau dem neuen Glauben zu huldigen. Die Penliñas ſollen nun dieſe beſiegten Nymphen und deren Haß und ohnmächtige Wuth gegen die Mutter des ſiegreichen Chriſtengottes darſtellen. F. Blumentritt.

[1]) In der Proceſſion ſpielen die wichtigſte Rolle: die Monſtranz von einem Prieſter getragen und von einem Traghimmel überragt, dann die in feſtliche Kleider gehüllte Bildſäule der Madonna.

Kürzere Mittheilungen.

Paul Mantegazza über die Ethnologie Indiens.

Paul Mantegazza, der berühmte italieniſche Phyſiologe, unternahm im Winter 1881 auf 1882 zu ethnologiſchen Studien eine Reiſe durch Indien, welche ihn von Bombay nach Madras, in die Nilgiris zu den Todas, zurück nach Madras, Kalkutta, Sikkim, Benares und Lucknau führte. Sein populäres Reiſewerk iſt unter dem Titel „Indien“ in deutſcher Ueberſetzung erſchienen (Jena, H. Coſtenoble, 1885) und darf als ein Seitenſtück zu Häckel's bekanntem Buche über Ceylon angeſehen werden. Die erſten 12 Kapitel ſchildern in blühender, geiſtreicher Sprache die täglichen Erlebniſſe, die letzten acht beſchäftigen ſich mit der Ethnologie Indiens, hinſichtlich deren er zu folgenden Reſultaten (S. 229) kommt. Er unterſcheidet in Indien folgende ethniſche Typen:

1. „Die Hindu mit ariſchem Typus, wahrſcheinlich Abkömmlinge von Ariern und nicht genau beſtimmten Raſſen, die Autochthonen und älter als dieſe ſind. Für mich ſind aber auch die Arier eine hiſtoriſche Mythe, in der ſich das Wahre mit ſehr viel Nebelhaftem, vielleicht auch mit vielen Irrthümern verbindet. Treu dem alten, ſkeptiſchen, aber vorſichtigen Dogma, daß man beim Klaſſificiren der Raſſen ſo viel wie möglich von ihrem Urſprunge abſehen muß, behaupte ich mit großer Reſerve, daß es in Indien eine große Maſſe Menſchen mit ariſchem Typus und ſchwarzer oder ſehr dunkler Haut giebt, aber füge auch gleich hinzu, daß die Wiſſenſchaft heute noch nicht das nothwendige Material beſitzt, um dieſen Raſſen ihren beſtimmten anthropologiſchen Charakter zu ertheilen, ihre Grenzen zu beſtimmen oder ſie der ethniſchen Analyſe zu unterwerfen.

2. Die Hindu mit malayenähnlichem Typus, die beſonders die Küſte Malabar und den Süden Indiens bewohnen und welche neben ſchwarzer oder ſehr dunkler Haut die kraniologiſchen und phyſiognomiſchen Kennzeichen der malayiſchen Raſſe aufweiſen.

3. Die Hindu mit ſemitiſchem Typus, die man im nördlichen Indien und den Nilgiri findet.

4. Die Mongolen mit ſehr verſchiedenen Spielarten, beſonders in Sikkim.

5. Die Juden Indiens. In Malabar giebt es weiße und ſchwarze. Die erſteren bilden eine ziemlich zahlreiche Gemeinde in Cochin, die anderen leben hier und da zerſtreut, verſtehen aber, wie die erſteren, die Bibel im hebräiſchen Texte zu leſen.

6. Die Parſen.

7. Die Muſelmänner. Hier kann ich nicht mehr wiſſenſchaftlich ſprechen, weil es äußerſt ſchwer iſt, ſie anthropologiſch von den Hindu zu trennen, mit denen ſie ſich beſonders durch ihre Polygamie vielfach gekreuzt haben. Vielleicht würde ein genaues Studium beſtimmter Gebiete in Indien, beſonders in Lucknau, Agra, Nizam, auch heute noch die Exiſtenz mehr oder weniger reiner turaniſcher Raſſen erkennen laſſen. Jedenfalls iſt es vorſichtiger, von Muſelmännern als von einer turaniſchen oder ſkythiſchen Raſſe zu ſprechen. Auch Hunter bemerkt ganz richtig, daß heutigen Tages der Muſelmann des Ganges-Delta ſich ethniſch ſo ſehr vom Afghanen unterſcheidet, wie der Hindu der niederen Kaſten deſſelben Deltas von dem Brahmanen.

8. Eine unendliche Zahl wilder Raſſen, die man entweder als Ueberreſte der alten autochthonen Völker anſehen kann oder die ſeit undenklichen Zeiten in Indien angeſeſſen ſind und ſich rein erhalten haben oder zum Theil Baſtarde geworden ſind, weil ſie ſich mit den erobernden Raſſen vermiſcht haben.

Die Ethnographie Indiens kann heute nur in großen allgemeinen Umriſſen gezeichnet werden, und wer es wagen würde, in die Einzelheiten hinabzuſteigen, würde riskiren, daß er genöthigt wäre, morgen ſchon ſeine eigenen Behauptungen widerrufen zu müſſen.

Bei der Klaſſifikation der indiſchen Raſſen muß man daher der Sprache, dem Grade der Civiliſation und der Religion großes Mißtrauen entgegenbringen.

Als wir dem philologiſchen Kriterium folgten, haben wir das Kartenhaus der dravidiſchen Sprachen fabricirt, das vor den Thatſachen nicht beſtehen konnte, und was die Civiliſation betrifft, ſo giebt es verſchiedene wilde Stämme, die von einer ſtarken und auf dem Wege des Fortſchrittes vorgeſchrittenen Raſſe umgeben, ohne eigenes Verdienſt den Firniß einer gewiſſen Kultur angenommen haben, der den oberflächlichen oder ungeduldigen Forſcher leicht täuſchen kann, während andererſeits intelligente und vielleicht bis zu einem gewiſſen Grade civiliſirtere Menſchen, die in Folge beſonderer Zufälligkeiten zerſtreut und iſolirt lebten, in einen Zuſtand wilder Barbarei verfallen und darin bleiben konnten. In Bezug auf die Religion braucht man gar nicht anzudeuten, welche Gefahren darin liegen, ſie als Grundlage der Klaſſifikation anzunehmen. Die Chriſten werden heute von faſt allen menſchlichen Raſſen gebildet und wer heute alle Menſchen, die zu Mohammed ſchwören, unter einen Hut bringen wollte, würde die ſchönſte Verwirrung von der Welt hervorbringen, wenn er unter anderem die Arier mit den Turaniern und Mongolen vom reinſten Waſſer zuſammenſtellen würde.

Was nun die Abſtammung und Verwandtſchaft der indiſchen Raſſen betrifft, ſo glaube ich heute nur dies ſagen zu können: Indien hat in den älteſten Zeiten Hunderte und vielleicht Tauſende von Raſſen beſeſſen, die ſich nach und nach aus eigener Kraft des Fortſchrittes und großer, von außen gekommener Eroberungen einander genähert und zum Theil verſchmolzen haben. In einem langen Laufe von Jahrhunderten haben ſie ſchließlich eine in den großen Mittelpunkten homogene Maſſe gebildet, aus der hier und da in Folge des Ataviſmus die alten Typen hervorragen. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß einige Stämme iſolirt geblieben ſind, weil dichte Wälder und hohe Berge ſie getrennt haben, und dieſe geben uns noch heute eine Idee von dem, was Indien einſt in der präariſchen und prämuſelmänniſchen Periode war. Wollten wir aber beſtimmtere Dogmen annehmen oder in genauere Einzelheiten eindringen, ſo hieße das nicht eine Wiſſenſchaft betreiben, ſondern naive ethnologiſche Märchen ſchreiben."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zum Gedächtniß des 50jährigen Beſtehens des Muſeums vaterländiſcher Alterthümer in Kiel hat die Leiterin deſſelben, Frl. J. Meſtorf, ein handliches Bilderbuch „Vorgeſchichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holſtein" (Hamburg, O. Meißner, 1885) herausgegeben, welches auf 62 Tafeln 765 Abbildungen typiſcher prähiſtoriſcher Gegenſtände in Photolithographie nach Federzeichnungen vereinigt. Die Originale derſelben befinden ſich zum größten Theil eben in Kiel. Von einer kurzen Vorrede eingeleitet, finden ſich zuerſt 17 Tafeln mit 149 Objekten aus der Steinzeit, Geräthe und Werkzeuge aus Flint, Hirſchhorn, Knochen ꝛc. und Thongefäße mit oft ſchon recht reicher Verzierung; dann folgen 18 Tafeln mit 227 Objekten der Bronzezeit, prachtvollen Schwertern, Dolchen, Celten, Lanzenſpitzen, Sicheln, Aexten, Meſſern, Sägen, Schmuckgegenſtänden, Kannen, Ciſten, goldenen Geräthen, Urnen ꝛc.; endlich 27 Tafeln mit 399 Gegenſtänden aus der Eiſenzeit, welche in Schleswig-Holſtein im letzten, vielleicht auch ſchon in dem vorletzten Jahrhundert vor Chr. ihren Anfang nahm, und als deren letzte Repräſentanten eine Anzahl Silberdenare Karl's des Großen uns vorgeführt werden. Das Ganze iſt ein vortreffliches Hilfs- und Nachſchlagebuch, dem andere Provinzen Deutſchlands recht bald Aehnliches an die Seite ſtellen ſollten.

— Die Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat für das laufende Jahr folgende Preisaufgabe geſtellt: Es ſoll eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht und kritiſche Erörterung der Verſuche gegeben werden, die Nationalitäten Europas, ſei es durch wirkliche Volkszählung nach der Sprache, ſei es durch anderweitige Schätzungen, numeriſch feſtzuſtellen. Daran ſoll ſich ein eigener Verſuch, die Bevölkerung Europas etwa im Stande von 1880/81 nach den Nationalitäten zu gliedern, anſchließen.

— Paul Rowinski, der bekannte Slaviſt und Reiſende, iſt kürzlich aus Montenegro nach St. Petersburg zurückgekehrt und hielt in der ethnographiſchen Abtheilung der k. ruſſ. geographiſchen Geſellſchaft einen Vortrag über die Weltanſchauung der Montenegriner. Rowinski hat früher bereits das öſtliche Sibirien und das Amurland bereiſt und hat ſich jetzt beſonders dem Studium der ſlaviſchen Volksſtämme gewidmet. („Oeſtliche Rundſchau 1886, Nr. 6.")

Aſien.

— Nach einer Mittheilung von Direktor Wild in St. Petersburg iſt, wie Dr. von Danckelmann am 6. Februar in der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin erwähnte, an einem der kälteſten Punkte Oſtſibiriens, in Werchojansk an der Jana, auf Veranlaſſung eines der Mitglieder der Expedition nach den Neuſibiriſchen Inſeln, eine ältere Beobachtungsreihe (von 1869) mit geprüften, zuverläſſigen Inſtrumenten wieder aufgenommen worden. Durch dieſe Beobachtungen an Alkoholthermometern im Januar 1885 ſind Temperaturen bis zu — 68° C. herab konſtatirt worden, Werthe, welche, auf die Angaben eines Luftthermometers reducirt, bis — 70° C. betragen. Der Januar hatte eine Mitteltemperatur von — 52,7° C. Das ſind die tiefſten Kältegrade, die bis jetzt einigermaßen zuverläſſig auf der Erde beobachtet worden und die um 5° niedriger ſind als die Reſultate der früheren Beobachtungsreihe, die aber ebenfalls bereits Werchojansk zum kälteſten bekannten Punkte der Erde geſtempelt hatten.

— Vom Frühlinge bis zum November 1885 hielten ſich zwei junge Entomologen, Emberg und Hammerſtroem, im Minuſſinsker Gebiete auf. Der ihnen von Seite der Univerſität Helſingfors gegebene Auftrag beſteht in der Sammlung von Materialien zum Studium der Fauna der Wirbelloſen des Minuſſinsker Gebietes. Die beiden Naturforſcher haben ſich zuerſt mit den Sammlungen des Minuſſinsker Muſeums bekannt gemacht, dann Ausflüge in die Umgebung der Stadt unternommen und die finniſche Kolonie Werchny Suſnk beſucht. Dann begaben ſie ſich zum Dorfe Oſnatſchennoje, beſtiegen das Gebirge Borus und durchzogen die Steppe bis Abakansk. Von hier begaben ſie ſich über die ruſſiſche Grenze hinaus in das Thal des Kemtſchik, folgten dem Fluſſe bis zu ſeiner Mündung in den Jeniſſei und fuhren ſchließlich auf dem Jeniſſei bis Oſnatſchennoje. Von Oktober bis November blieben die Reiſenden in Minuſſinsk und ſuchten ſo viel als möglich die naturhiſtoriſchen Sammlungen des Minuſſinsker Muſeums kennen zu lernen und ihre eigene Kollektion zu ordnen. Im Ganzen haben ſie 20000 Exemplare von Inſekten und gegen 300 Arten von Pflanzen, eine Anzahl Thier- und Vogelbälge, eine kleine Anzahl Reptilien und Fiſche geſammelt.

— Aus Albaſin (am linken Ufer des Amur) ſchreibt man der Oeſt. Rundſchau (1886, Nr. 6): In Sheltuga, dem neu entdeckten Goldlager am rechten Ufer des Amur, befinden ſich wieder gegen 3000 Menſchen, denen auch trotz der ausgeſtellten chineſiſchen Wachen allerlei Vorräthe zugeführt werden; die Chineſen ſind dabei auf ihren eigenen Vortheil bedacht. Das Edelmetall zieht allerlei Volk an: man trifft hier Sträflinge aus Sachalin, Arbeiter von den ſibiriſchen Goldwäſchereien, entlaſſene Beamte, Kaufleute — alles verzweifeltes Volk. Trotz dieſes zuſammengelaufenen Geſindels war die Ordnung in Sheltuga bisher eine muſterhafte, es wurde faſt gar nicht geſtohlen. Mit den Schuldigen wurde kurzer Prozeß gemacht, ſie wurden unbarmherzig geprügelt, einige ſogar aufgehängt. Dafür kann man in der Umgebung der Goldwäſcherei ſehr leicht angefallen und beraubt werden. Ruſſen wie Orotſchonen plündern und morden; die Rückreiſe aus Sheltuga iſt deshalb ſehr ſchwierig. — In der Nähe von Ignaſchina am Amur liegen die Leichen der Erſchlagenen; und ebenſo treiben ſolche auf den Fluthen des Stromes. Das Gold in Sheltuga kauften anfangs Juden, ſpäter nach deren Verjagung ruſſiſche Kaufleute. Viel Gold kommt auch in die Hände der Branntweinhändler, welche ſich in großen Geſellſchaften (Artelle) in der Nähe der Goldwäſcherei eingeniſtet haben. Die Glieder der verſchiedenen Artelle leben in Feindſchaft unter einander; ſie ſchlagen einander todt, um ſich Gold und Branntwein zu rauben.

— Die Revue Scientifique zieht folgende Schlüſſe aus den Ausſagen, welche mediciniſche Experten kürzlich vor der betreffenden Kommiſſion der franzöſiſchen Kammer über das Klima von Tongking gemacht haben. Mit Cochinchina verglichen iſt Tongking nicht ungeſund; von September bis April herrſcht dort regelrechter Frühling, aber von Mai bis Oktober iſt die Hitze faſt unerträglich. Abgeſehen von den Bergen, welche von den Eingeborenen gefürchtet werden, und den Wäldern in der Nähe von Hunghoa giebt es keine tödtlichen Fieber, wie in Cochinchina, und ebenſo keine gefährlichen Diarrhöen. Im Delta des Rothen Fluſſes iſt das Klima in Folge von Anbau und Vegetation geſund. Zweifelhaft iſt, ob die Cholera in Tongking endemiſch iſt; die letzte Epidemie ſcheint von den Pescadores-Inſeln aus eingeſchleppt worden zu ſein und ergriff mehr die Eingeborenen als die Europäer. Häufig dagegen iſt Sonnenſtich. Truppen, welche bei ungenügender Verpflegung große Strapazen auszuhalten haben, ſollen nicht über zwei Jahre lang im Lande bleiben; doch kann dieſer Termin gelegentlich ohne Schaden auf drei bis vier Jahre verlängert werden. Kaufleute und Beamte dagegen dürfen getroſt 15 bis 20 Jahre in Tongking verweilen.

— In Nr. 3 des „Journal of the Anthropological Institute“ giebt Abr. Hale intereſſante Notizen über die Waldſtämme von Perak, insbeſondere die Sakais. Sie wohnen auf dem linken Perak-Ufer, ihnen gegenüber die Semang, ebenfalls ein Aboriginer-Stamm, die mit ihnen in tödtlicher Feindſchaft leben; von den Malayen werden beide zuſammen als Orang-utan oder Orang-bukit bezeichnet. Man ſpricht auch noch von einer dritten, weiter im Inneren lebenden Völkerſchaft, die noch im Steinzeitalter verharren ſoll, doch konnten weder Hale noch Morgan Genaueres darüber erfahren. Sie führen das Blasrohr mit vergifteten Pfeilen, deren Gift Thiere bis zur Größe des Siamang raſch tödtet, verſtehen ausgezeichnet, Fallen für Thiere anzulegen, ernähren ſich aber hauptſächlich von Vegetabilien. Einzelne Stämme kultiviren nur Hirſe, die mit den Malayen verkehrenden auch Tapioca, Bataten und Zuckerrohr. Sie verſtehen das Zinn aus dem Alluvialboden zu gewinnen und treiben mit dieſem und den Waldprodukten einen lebhaften Tauſchverkehr mit den Malayen. Die Sakais haben keinerlei Schiffahrt; die Semang bringen ihre Produkte auf Bambusflößen nach Kivala Kangſar, gehen aber zu Fuß zurück.

Afrika.

— Im „Journal of the Anthropological Institute“ bemüht ſich Herr Dallas zu beweiſen, daß die Berber zur Negerraſſe oder, wie er ſie nach ſeiner neuen Eintheilung nennt, zu den Aethochroi gehören. Der Hauptgrund iſt freilich, daß die Amazirghen und die Scheluh weder zu den Mauren noch zu den Arabern gehören; alſo „ſind wir genügend berechtigt, ſie zu den true African races zu rechnen“. Der Herr Verfaſſer hat offenbar nie einen Berber oder eine Abbildung eines ſolchen geſehen.

— Die Warua, die Bewohner der großen Landſchaft Urua am Luálaba, ſchildert Paul Reichard (ſ. Verhandl. der Geſ. f. Erdk. zu Berlin 1886, S. 117) folgendermaßen. Es ſind große kräftige Menſchen, mit auffallend breiter Schulter und Bruſt, jedoch verhältnißmäßig kurzen Beinen, ſo daß man oft erſtaunt, daß irgend einer, vom Sitzen aufgeſtanden, nicht viel größer iſt. Die Hautfarbe iſt dunkelbraun mit einem Schimmer ins Röthliche. Die Züge haben etwas Weibiſches, die Augen ſind leicht geſchlitzt und ſieht man viele ſchöne Phyſiognomien. Die Weiber haben, im Gegenſatze zu den meiſten anderen Stämmen, gut entwickelte Brüſte. Auf die Friſur verwenden beide Geſchlechter außerordentliche Sorgfalt. Die Kleidung iſt aus Palmblätterfaſern hergeſtellt und meiſt ſehr geſchmackvoll im Muſter zuſammengeſtellt, gelb, roth und ſchwarz gefärbt mit ſchön geflochtenen Franſen, ſowie ſchönen Wulſten und Puffchen an den Borden. Die Weiber tragen über dem Geſäße mit Einſchluß der halben vorderen Oberſchenkel ein ſpannenbreites

Stückchen Zeug. Vorn hängt eine spannenbreite Schürze mit sehr langen, weit bis unter die Knie reichende Fransen. Der ganze übrige Körper ist nackt. Die Männer tragen an einem breiten Riemen aus Büffelfell oder aus fingerdicken, aus Elephantensehnen zusammengedrehten Riemen, welche zu einem Gurte vereinigt sind, ebenfalls aus Palmfasern gewebte 40 bis 75 cm breite Lendentücher, welche oft bis zu 20 m lang sind und vorn zu einem riesigen Wulste zusammengerafft werden. Die Bewaffnung besteht aus leichten Speeren, welche jedoch eigentlich mehr zum Schmucke getragen werden, Schild und Bogen mit vergifteten Pfeilen. Letztere sind außerordentlich schlecht hergestellt. Beim Schießen halten sie den Pfeil 45° nach oben und überlassen das Treffen dem Zufall, indem sie auf Massenwirkung rechnen. Manche verstehen sehr heftig wirkendes Gift herzustellen, und es kommen häufig Todesfälle nach 15 bis 20 Minuten vor. Den großen breiten Schild halten sie beim Kampfe über den Kopf, um gegen die von oben kommenden Pfeile gesichert zu sein. — Die Warua sind Ackerbauer und pflanzen nur Mais und Gemüse, welche sie mit Palmöl zubereiten, die aber der Reisende ungenießbar fand; denn es schmeckten die Speisen genau so, als ob sie mit Seife zubereitet seien.

— Dr. Pechuël-Lösche, von Stanley in dessen letztem Reisewerke in unqualificirbarer Weise zuerst angegriffen, hatte demselben in seiner Broschüre „Herr Stanley und das Congo-Unternehmen“ gebührend scharf geantwortet (vergl. „Globus“ Bd. 48, S. 366) und das Congo-Unternehmen grell beleuchtet. Entgegnungen blieben nicht aus, aber sie kamen nicht von dem allein dazu berufenen Stanley — er konnte offenbar nichts erwidern —, sondern namentlich von Herrn Wauters in „Le Mouvement Géographique“ vom 24. Januar 1886, welcher einzelne Stellen aus Dr. Pechuël-Lösche's oben genannter Broschüre solchen aus früheren officiellen, nach Brüssel gesandten Berichten desselben gegenüberstellte, welche anscheinend eine weit günstigere Auffassung des Congo-Unternehmens seitens des Dr. Pechuël-Lösche erkennen ließen, denselben also in Widerspruch mit sich selbst setzten. Darauf hat derselbe nun in einer neuen Schrift „Herrn Stanley's Partisane und meine officiellen Berichte vom Congo-Lande“ (Leipzig, 1886) geantwortet und darin aktenmäßig nachgewiesen, daß aus seinen früheren Berichten beschränkende Vorder- und Nachsätze fortgelassen, ganze wesentliche Abschnitte unterdrückt, Worte und Sätze falsch angeführt und so künstlich Widersprüche konstruirt worden sind — ein Verfahren, was ganz gewiß nicht geeignet ist, das ohnehin schwache Vertrauen in das jetzige Vorgehen der Leiter des Congo-Staates zu befestigen. Dr. Pechuël-Lösche verlangt vor Allem eine gründliche wissenschaftliche Durchforschung des Inneren, der Länder zwischen den großen Flußläufen, welche noch Jahrzehnte erfordern wird und bis heute noch nicht einmal angefangen worden ist. Erst dann wird es an der Zeit sein, an Eisenbahnbau zu denken. Bis dahin muß alles, was von dem fruchtbaren, elfenbeinreichen Inneren erzählt wird, als eitel Reclame mit Mißtrauen aufgenommen werden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Guppy giebt im „Journal of the Anthropological Institute“ einen Bericht über die Messung einer größeren Anzahl Bewohner der Salomons-Inseln. Als mittlere Höhe ergab sich 1,625 m; also etwas mehr, als Meyer für die Papuas angiebt. Das Resultat von 100 Schädelmessungen ergab 29 dolichocephale, 52 mesocephale und 19 brachycephale, ein gerade nicht sonderlich belehrendes Resultat. Unter den kraushaarigen kommen auch schlichthaarige vor, aber Individuen mit hellerer Haut erwiesen sich bei genauerer Betrachtung als mit einer auf den Inseln sehr häufigen Hautkrankheit behaftet. Ein auffallender Unterschied besteht auf den größeren Inseln zwischen den Küstenstämmen und den Bewohnern des Inneren, die ungleich weiter in der Kultur zurück sind, sich aber anscheinend — Messungen konnten nicht vorgenommen werden — auch körperlich unterscheiden. „Buschmann“ gilt an der Küste für ein schweres Schimpfwort. Wirklich buschig mit freien Zwischenräumen wachsendes Haar hat Guppy nie gesehen; die buschige Frisur vieler Männer ist ein Kunstprodukt.

Nordamerika.

— Die Beweise, daß die Mounds bis in die neuere Zeit hinein errichtet wurden, häufen sich mehr und mehr. In der reichen Sammlung des Herrn A. G. Richmond in Canajoharie, N.-Y., befindet sich ein holländischer Steinkrug mit der Inschrift 1630 aus einem Grabhügel. In einem anderen in Montgomery City fand sich eine europäische Thonpfeife mit dem Fabrikstempel H. G. und einer Krone darüber. Man braucht also nach einer ausgestorbenen Rasse von Mound-builders nicht mehr zu forschen, und auch die berüchtigten Elephant-pipes erscheinen in einem anderen Lichte. Vielleicht sind auch die seltenen Bernsteinperlen neueren Datums. Nr. 1 des „American Antiquarian“, dem wir diese Notizen entnehmen, enthält eine Anzahl sehr interessanter Abbildungen indianischer Pfeifen in Thierform.

— Der Streit um die Echtheit der Davenport Tablets will in Nordamerika noch immer nicht zur Ruhe kommen. Bekanntlich handelt es sich um zwei Tafeln aus Kohlenschiefer, 8 bis 10 Fuß breit und 12 Fuß lang, welche 1877 in einem Grabhügel bei Davenport gefunden wurden und an beiden Seiten mit seltsamen Schriftzeichen und Bildern bedeckt sind. Die Hauptzeichnung stellt unverkennbar eine Leichenverbrennung dar. Die Davenport Akademie ließ natürlich den Fund seiner Wichtigkeit entsprechend sofort publiciren und hat seine Echtheit mit einem unendlichen Aufwande von Lokalpatriotismus gegen jeden Angreifer verfochten. Die amerikanischen Archäologen aber wurden sofort über die Figuren stutzig, welche ganz und gar nicht den Charakter sonstiger Abbildungen in den Mounds tragen, und fanden auch in dem Berichte der Akademie selbst Anhaltspunkte genug für die Annahme, daß der Hügel vorher schon geöffnet gewesen und die Akademie gründlich hereingefallen sei. Aber die Davenporter fanden Bundesgenossen, welche in den Hieroglyphen Spuren der Mexikaner, der Phönizier, der Normannen, schließlich auch der damals in die Mode kommenden Hittiter erkannten. Dem wirklichen Ursprunge am nächsten scheint aber Cyrus Thomas gekommen zu sein, welcher nahezu sämmtliche Zeichen auf einer Seite in Webster's Dictionary vorfand, welche die Schriftzeichen verschiedener Völker zusammenstellt. — Die Akademie hielt unentwegt an der Echtheit ihres Kleinods fest; leider hat aber der Verfertiger der ersten beiden Tafeln sich damit nicht begnügt und es sind neuerdings eine ganze Anzahl in derselben Weise beschriebener Steine zum Vorschein gekommen, so daß es selbst den Davenportern zu arg wird und außerhalb ihrer Stadt Jedermann überzeugt ist, daß sie einer argen Mystifikation zum Opfer gefallen sind. Ein redaktioneller Artikel in der Januarnummer des „American Antiquarian“ spricht sich wenigstens dahin mit aller Entschiedenheit aus.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. XI. (Mit sechs Abbildungen.) — de Dobbeler: Die Samojeden. IV. (Schluß.) — W. Ködding: Si Adji panurat und Si Adji pamala. Ein Batakſches Märchen. II. (Schluß.) — Volksfeste in Spanisch-Galicien. Von F. Blumentritt. — Kürzere Mittheilungen: Paul Mantegazza über die Ethnologie Indiens. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 3. März 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 15.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reiſe im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

XII.

Ko. Wenn die Regenzeit vorüber iſt, ziehen ſich die Beduinen mit ihren Heerden nach dem Meeresſtrande, der um dieſe Zeit eine ausgezeichnete Weide bietet; ſie lagern dann in einer Anzahl von Höhlen und Grotten, die dicht am Meere liegen und durch Einſtürze in Folge einer Senkung des Bodens entſtanden zu ſein ſcheinen. Sie müſſen früher eine ſehr bedeutende Tiefe gehabt haben; jetzt hat ſie der Flugſand zum Theil ausgefüllt, aber ſie dringen immer noch ziemlich weit in die Felſen ein; die Decken werden von ungeheuren Säulen getragen.

Révoil unterſuchte dieſe Höhlen ſehr aufmerkſam und es gelang ihm in der That, an den Felswänden Spuren von Menſchenhand aufzufinden; ein Gewölbebogen mit geraden Pfeilern war, freilich in ſehr rohen Umriſſen, in den Fels geritzt. In einer ziemlich engen Kammer mit einer eingehauenen Niſche zeigte der Boden ſich ziemlich gut bearbeitet und Nachgrabungen in der aufgehäuften Maſſe von Sand und Fledermausexkrementen hätten wohl Erfolg verſprochen. Aber bei dem Aberglauben der Küſtenbewohner war daran nicht zu denken, ganz abgeſehen von der Unſicherheit, welche den Gouverneur nöthigte, dem Reiſenden ſelbſt für dieſe kurze Wegſtrecke einen Dſchemadar mit 30 Mann Soldaten mitzugeben. Dieſer Dſchemadar, der gewöhnlich 25 Beludſchen der Garniſon unter ſeinen Befehlen hatte, war eine prächtige Figur, ein Mann voll Muth und Entſchloſſenheit und ſo ſehr für Révoil eingenommen, daß er ihm öfter ſagte, wenn er ein wahrer Muſelmann ſei und nicht bloß ein Schein-Rechtgläubiger, würde er ihm gerne ſeine Tochter zur Frau geben.

Mit ihm beſuchten die Reiſenden die Ruinen von Hamar-Hierir (Klein-Hamar), die ungefähr eine Stunde über die Höhlen hinaus am Wege nach Remo liegen. Ein einziger ſchöner Bogen ſteht noch aufrecht. Die Trümmer ſtammen offenbar aus derſelben Zeit, wie die übrigen Städteruinen, welche man der Küſte entlang findet, alſo aus dem 14. Jahrhundert, der Herrſchaft der Abſchuranenſultane, der Blüthezeit Oſtafrikas. Révoil hätte gerne ältere gefunden, denn am Kap Guardafui und in ſeiner Umgebung glaubte er untrügliche Beweiſe ehemaliger Verbindungen mit Phönicien entdeckt zu haben, und, angeſpornt durch Dr. Hamy, wünſchte er jetzt nachzuweiſen, daß das Somaliland das Punt der Hieroglyphen ſei, welches die Königin Ataſon (Hatſchepſu?), die Schweſter und Vorgängerin des großen Thutmes III., durch ihre Flotten erobern ließ. Schon in Gelidi hatte er darauf geachtet und glaubte in Tracht und Haltung der Eingeborenen zahlreiche Analogien mit den Hieroglyphen von Dar el-Bachri gefunden zu haben. Die genauere Publikation bleibt abzuwarten, hoffentlich ſind die Beweiſe zwingender, als der, welchen die beiſtehende Abbildung einer Somalifrau liefert. Die Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer Sphinx iſt freilich auffallend genug, aber jede Nubierin mit in gleicher Weiſe umgeſchlagenem Kopftuche wird daſſelbe Bild bieten und es iſt durchaus nicht nöthig, ja nicht einmal

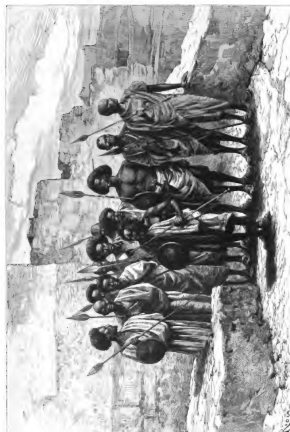
wahrscheinlich, daß die Tamuilikneger hinter Zaria nach den Ufergegenden nach Agagi-Ibo Ujobiden, die dann Fischer und Matrosen heißen, angenommen haben. Von einer Nationalität von Yoni wollen aber die Eingeborenen im Munsiland von Jakuffudo durchaus nichts zu wissen. Die beweglichen Eingeborenen besitzen Yam-Schnitzmesser und Schnitzereien entsprechen der Qualität von Mauiette, daß es auch die Tamuilikleute sind waren.

Tom Dobuiano erfolgreiche Mission's Forschungen und Nachgrabungen sehr entgegenkam, nach einer Tagen, als er die Station einen Spaziergang, zu welchem der Mitglied nach unseren Meinungen den Gedanken hatten, genauer anstrebten, manchen sie einen wirklichen Regierung auf, und er hier Gelegenheit, die Gebäude und Gewohnheiten der Eingeborenen kennen zu lernen. Der Weg, den wir hatte nun bei Mission Station verlassen, führte uns durch

Kapitel der Frauen von Magbalen. (Nach einer Photographie.)

theils, beim Weiber und den Heiligenbaum liegen in Kombuk hindurch, dann weiter bei Zug gestellt ruhig Gebäude Gebäuden machen zu können, aber die photographischen Apparat mitgebracht und leider einige Gebäuden machen zu können, aber die Leute waren sehr scheu und wollten durchaus in aufgeregt, daß es sich photographiren ließen.

Mittwoch Nimoli sah in Magbalen, in gut et ging, beschäftigte, Jacke Jaffel eine Dorfhaft und bei anderen, Schreib Jaffen mitgebracht nicht weiter zu sein konnten, aber ganz gleiche, es mußte ihn dann Leute nach Tamuili gehetzen. Der Dorfvorsteher glaubte natürlich, verschiedener Leute, bei der Organ und seine Familie betrachten, ist bis Zeige einen neuen Hause über den verschlungen Flechten und war hinter Stroh Tuch die Wohnung Frauen, Kinder nicht aufstehen. Wie eine besonderer Strohe reichten an



Die Wanderer vom Migdertin. (Nach Photographien.)

Straßenleben von Aden. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

dem Sultan, daß in derſelben Hütte, in welcher Révoil gewohnt, wenige Wochen nach ſeiner Abreiſe Rude Juſſuf von einem ſeiner Spießgeſellen tödtlich verwundet wurde. Die reichen Geſchenke, mit denen Abdi und ſein Bruder heimgekehrt waren, mochten auch mitwirken, aber der Reiſende hütete ſich wohl, noch einmal ohne Noth in dieſe Mauſefalle zu gehen.

Uebrigens wurden auch in Mogduſchu die Beduinen ſo unverſchämt, daß ſie dem Reiſenden ſein beſtes Kameel vor dem Palaſte des Gouverneurs wegholten; erſt nach einer anſtrengenden Jagd, bei welcher ſich einige Hamarwin betheiligten, gelang es ihnen, den Raub wieder abzujagen. Seitdem mußte Révoil ſeine Forſchungen auf die nächſte Umgebung der Mauern beſchränken und durfte ſich nicht über Flintenſchußweite vom Markte hinwegwagen. Der Markt ſelbſt, von dem er eine Photographie aufnehmen konnte (vergl. das Bild), lieferte immer eine reiche Ausbeute an ethnographiſchen Gegenſtänden, mitunter auch an Naturalien. Einmal kam ſogar ein ſchwarzſchwänziger Adler (Aquila pygargos) lebend, wenn auch mit ausgeriſſenen Schwungfedern, zum Verkaufe und es gelang Révoil, ihn lebend nach Marſeille und in den zoologiſchen Garten daſelbſt zu bringen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Kraniometrie für die moderne Wiſſenſchaft erlangt hat, war natürlich Révoil viel daran gelegen, Somaliſchädel zu erhalten, aber es hieß dabei ſehr vorſichtig ſein. Shuma, den er ganz in ſeine Dienſte genommen hatte, wurde vorſichtig ſondirt, und als es ſich zeigte, daß ſeine Frömmigkeit ihn durchaus nicht abhielt, Geld auf jede mögliche Weiſe zu verdienen, theilte ihm Révoil offen ſeinen Wunſch mit, eine Anzahl Schädel zu erlangen. Shuma hegte indeſſen Bedenken, ſelbſt die Herbeiſchaffung zu übernehmen, aber er war gerne behülflich, wenn Révoil ſelbſt einen aufhob, und ſchaffte ſchließlich ein paar Sklaven herbei, welche gerne für reichlicheres Material ſorgten. Beſonders einer derſelben, Petito, der auch ſonſt ein guter Lieferant von naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtänden war, erwies ſich ſehr eifrig, und da die Friedhöfe dicht bei der Wohnung lagen und die Gräber von den Somalis nur ganz flach angelegt werden, ſah ſich der Reiſende bald im Beſitze einer prächtigen Sammlung unzweifelhafter Somaliſchädel. Einmal betheiligte er ſich ſogar, als Somali koſtumirt, ſelbſt an einer nächtlichen Expedition, die auch recht erfolgreich war. Aber kurz darauf jagte ihm Petito einen Schrecken ein, der ihn von weiteren Gräberberaubungen abſtehen ließ.

Der Somali war ebenſo abergläubiſch wie geldgierig, und bald ſah er ſich zur Strafe für ſein Verbrechen von böſen Dſchin verfolgt und weigerte ſich, noch weiter Schädel zu ſtehlen. Révoil verabſchiedete ihn ärgerlich, und zu ſeinem Erſtaunen ſah er wenige Stunden ſpäter einen langen Zug frommer Männer, Mokaddem und Kadi an der Spitze, auf das Haus Petito's zuwandeln und darin verſchwinden. Im Nu waren die Schädel in eine Kiſte verborgen und alles bereit gemacht, um ſie in dem alten Brunnen, der allen Unrath aufnahm, verſchwinden zu laſſen, ſobald ſich eine Gefahr zeige, aber es blieb Alles ruhig, und als am anderen Morgen Petito erſchien, ergab es ſich, daß er die Kleriſei ſelbſt in ſein Haus berufen habe, um die böſen Geiſter zu bannen, die täglich frecher wurden, ſeine beiden ſchwarzen Hühner getödtet hatten und ihm ſogar in Geſtalt einer Schlange ſichtbar erſchienen waren. Das Geheimniß zu verrathen, hatte er ſich wohl gehütet, denn, ſagte er, mein Kopf wäre der erſte, der dann gefallen wäre. Révoil hielt es indeſſen doch für angezeigt, das weitere Schädelſammeln aufzugeben und das zuſammengebrachte Dutzend guter Exemplare in einer ſoliden Kiſte und doppelt mit Rindshäuten umhüllt mit der nächſten Gelegenheit nach Zanzibar zu ſpediren. Ein Zufall, den jeder Matroſe dieſer unheimlichen Fracht zuſchreiben wird, ließ das Schiff ſcheitern, ein noch ſeltſamerer führte aber die Kiſte dem Reiſenden auf ſeiner ſpäter zu beſchreibenden Küſtenfahrt nach Zanzibar wieder in die Hände und ſo gelangten die ſo mühſam zuſammengebrachten Somaliſchädel doch noch an ihren Beſtimmungsort, in die Schädelſammlung des Jardin des Plantes in Paris.

Der Nordoſtmonſun begann zu blaſen und die Küſtenſchiffahrt in der Richtung nach Zanzibar wurde lebhafter. Die Pilgerſchiffe kamen von Mekka zurück und meldeten die Niederlage der Engländer im Kampfe mit dem Mahdi bei Maſſaua und die Feſtſetzung der Franzoſen in Obok. Erſtere Nachricht erweckte große Freude, denn ſeit der Unterdrückung des Sklavenhandels ſehen die Somalis in den Engländern ihre ſchlimmſten Feinde und jeder wünſchte den Sieg des neuen Propheten, damit der „Handel", wie man hier kurzweg ſagt, wieder frei werde. Aber auch ſonſt wurde der Fanatismus in jeder Weiſe geſchürt. Faſt mit jedem Schiffe kam einer oder der andere Scherif von Mekka nach Mogduſchu, hielt ſich dort höchſtens 48 Stunden auf, um eine Karawane zuſammen zu bringen und brach dann mit wehendem, grünem Banner nach dem Inneren auf, um die neue Kunde dorthin zu tragen und den Haß gegen die Ungläubigen zu predigen. Révoil konnte ſich glücklich ſchätzen, noch vorher in Sicherheit gelangt zu ſein, ehe ihm daſſelbe Schickſal bereitet wurde, wie dem Baron von der Decken durch die Kabllallahs, Haggenmacher durch die Dolhobanten und Kinzelbach durch ſeine ehemaligen Wirthe in Gelidi, bei deren unglücklichem Ende die Snuſſi oder vielleicht auch die Wahabiten ſicher ihre Hand im Spiele hatten. Es ſcheint in der That, als ſuche ſich der Islam für die in Europa erlittenen Verluſte in Afrika zu entſchädigen und als habe er den Schwerpunkt ſeiner Agitation dorthin verlegt. Für die Erforſchung Innerafrikas iſt das eine ſehr ungünſtige Vorbedeutung. Auch in Mogduſchu konnte Révoil nun nicht mehr viel thun, und ſo entſchloß er ſich, einen kleinen Küſtenfahrer zu miethen, um die Küſte entlang zu fahren, an jedem zugänglichen Platze anzuhalten und die Umgegend möglichſt zu erforſchen. Die Zeit war freilich ziemlich knapp und es hieß ſich ſputen. Ein flachgehendes Fahrzeug, mit dem man unbeſorgt in dem ſeichten Waſſer zwiſchen den Inſeln und der Küſte vom Dſchubbdelta bis Lamo fahren konnte, war bald gefunden und gemiethet. Es war mit 12 Arabern von Shere in Südarabien bemannt und hatte eine Ladung Orſeille von Warſcheik und Mruti gebracht, wo dieſe Flechte in großer Menge wächſt. Das Hintertheil war überdacht und konnte als Kajüte dienen. Bald war das geringe, noch vorhandene Gepäck eingeſchifft, die Menagerie, beſtehend aus dem Adler, einigen Geierpaaren und einer Anzahl Ratten, untergebracht und am 6. Februar war alles zur Abreiſe fertig. Ganz Mogduſchu war auf den Beinen, der Gouverneur mit ſeinen Soldaten gab das feierliche Geleit zum Strande von Tſchingani, wo die Barke ankerte, und die befreundeten Araber ſchleppten als Abſchiedsgeſchenk ſoviel Geflügel, Eier und ſelbſt Hammel herbei, daß die Barke ganz voll davon war. Raſch wurde Abſchied genommen, die Arme ſtarker Sklaven ergriffen die Reiſenden, um ſie in die etwas entfernt ankernde Barke zu tragen, die Ehrenſalve der Garniſon krachte und dazwiſchen tönte das fi amen illah (Gott beſchütze dich) der arabiſchen Freunde, welche ein Gefühl innerer Beruhigung empfanden, daß

Häuptlinge von Bagirmi.

Digitized by Google

Révoil, noch ehe es zu ſpät geworden, ſeinen Plan, das verfluchte Land der Somali zu erforſchen, aufgegeben hatte.

Ueber Révoil's weitere Erlebniſſe werden wir unſeren Leſern ſpäter berichten.

(Fortſetzung folgt in einer ſpäteren Nummer.)

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufſatze des Miſſionars H. Brincker.

I. Die Hottentotten.

Es iſt neuerdings viel über Nama- und Damraland in Umlauf geſetzt, auch Manches, was von Miſſionaren ſtammt, die Jahre lang im Lande wohnen und mit allen Verhältniſſen genau bekannt ſind. Alle dieſe Schilderungen ſind mit großer Vorſicht abgefaßt, in dem Beſtreben, das möglichſt Beſte über Land und Leute zu ſagen und den deutſchen Koloniſationsintereſſen nicht hinderlich zu ſein. Auch der Verfaſſer dieſer Zeilen möchte keinerlei Intereſſen ſchädigen, hält es aber für Pflicht, da er 22 Jahre im Lande wohnt, die nackte Wahrheit zu ſagen und hofft damit Denjenigen einen Dienſt zu thun, welchen die Aufgabe zufallen wird, ſich mit den Verhältniſſen dieſer Länder und Völker künftig zu befaſſen.

Es ſind rothe (gelbe) und ſchwarze Volksſtämme, welche in dieſen Ländern neben und unter einander wohnen. Zu den rothen gehören die Hottentotten und Buſchmänner, zu den ſchwarzen die Damra und ſonſtige Zweige des Bantu-Stammes. Beide Volksſtämme ſind gänzlich verſchieden, nicht bloß in Geſtalt und Farbe, ſondern auch in der Sprache. Die Sprache der Bantuvölker zeichnet ſich aus durch ihre mannigfachen Vorſetzſilben, und die der Hottentotten durch ihre Schnalzlaute (clicks). Letztere nennen ſich ſelbſt natürlich nicht Hottentotte, ſondern Nama und koi koin; Hottentotte iſt ein wenig ſympathiſcher Name, der aus dem alten holländiſchen Jargon herübergenommen iſt. Die Namen der vielen einzelnen Hottentottenſtämme, als Game nus, Kara gei-koi, Khao gei u. ſ. w., pflegen den Europäern völlig unbekannt zu bleiben. Bekannter ſind die holländiſchen Namen Bondelzwarts, Veldſchoendragers, Roode natie u. dgl. Vor 400 bis 500 Jahren waren dieſe Hottentotten ein verhältnißmäßig großes, ganz Südafrika bis zum 21. Grade ſüdl. Br. (alſo auch das ganze Damraland) bewohnendes Geſchlecht. Jetzt iſt ihre Anzahl auf 40 000 bis 50 000 Seelen geſunken. Unabläſſige Fehden unter einander und mit den feindlichen Nachbarn haben ſie faſt gänzlich aufgerieben. Sie hatten und haben auch heute noch ſchöne Gaben und geiſtige Anlagen, aber eine unüberwindliche Neigung zur Bequemlichkeit und Scheu vor ſtarker, wenigſtens vor anhaltender Anſtrengung haben ihr Emporkommen gehindert. In den Zeiten ihrer Kraft haben ſie ein vom Norden hereindringendes ſchwarzes Volk, die Bergdamra, von denen ſpäter die Rede ſein wird, unterjocht und zu ihren Knechten gemacht. Ehe ſie den Gebrauch der Feuerwaffen lernten, brauchten die Hottentotten die Bergdamra zu großen Treibjagden. Denn damals war das Wild des Feldes ſo reichlich in dieſen Ländern vorhanden, daß man es maſſenweiſe in große Fallgruben treiben konnte. Da hatte denn der Hottentotte reichlichen Vorrath für lange Zeit, konnte den Bauch nach Belieben füllen und danach ſich bequem auf den Rücken legen, ſo wenig wie möglich denken und ſo viel wie möglich ſchlafen, oder aber der Dachapfeife zuſprechen. (Dacha iſt wilder Hanf.) Die Unſitte des Dacharauchens verdient hier eine beſondere Erwähnung, weil ſie auf die Hottentotten und ihre Knechte, die Bergdamra, die allerſchlimmſten Wirkungen ausgeübt hat, ſchlimmere, als man geneigt iſt, zu glauben und zuzugeſtehen. Vieles von dem, was wir gewöhnlich dem ſanguiniſchen Weſen der Hottentotten zuſchreiben, ihre ekſtatiſchen Zuſtände, Divinationen, Träume, Geſichte werden wir auf Rechnung des Dacharauchens zu ſetzen haben. Heutigen Tages wird der wilde Hanf meiſt nur noch im Geheimen geraucht und von den Knechten an verborgenen Orten angebaut. Dagegen bringen jetzt Schiffe vom Kap her Dacha an die Küſte des Namalandes, wie Schreiber dieſes mit eigenen Augen geſehen hat. Die zerſtörenden Wirkungen des Hanfrauchens ſind vielleicht noch ſchlimmer als die des Opiumrauchens. Sie ſtumpfen nicht bloß den Geiſt ab und ſchwächen die Seelenkräfte, ſondern ſie verheeren die Leibes-, namentlich die Zeugungskräfte bei Männern und Frauen. Hierin und in den jetzt ſich immer mehr verbreitenden veneriſchen Krankheiten liegt ein Hauptgrund des ſchnellen und unaufhaltſamen Verfalles des geſammten Hottentottengeſchlechtes. Nur auf den Miſſionsſtationen kann man wahrnehmen, wie dem allgemeinen Verderben einigermaßen Einhalt gethan und ſowohl in ſittlicher als in phyſiſcher Hinſicht ein ſegensreicher Einfluß auf die Stationsbewohner geübt wird. Freilich allzugroße Erwartungen darf man von der äußeren Umgeſtaltung des Volkslebens durch die Arbeit der Miſſionare nicht hegen. Das iſt zweifellos, daß viele Hottentotten, nachdem ſie die Predigt des Evangeliums im Glauben angenommen, getröſtet und in ſeligem Frieden aus dieſer Welt geſchieden ſind; auch das iſt gewiß, daß mancher getaufte Hottentotte als Muſter eines braven und echten Chriſten hingeſtellt werden kann; aber der äußere Zuſtand dieſer Leute iſt doch immer noch ſehr mangelhaft geblieben. Auf den Miſſionsſtationen ſieht man wohl das Wohnhaus des Miſſionars und die Kirche, die er erbaut hat, ſeinen Garten u. ſ. w. in beſter Ordnung, aber die Wohnungen der übrigen Stationsbewohner, ihre Gärten und Viehkraals, zeugen von wenig Nachahmungsſinn und noch weniger Ordnungsliebe und Fleiß. Wo einmal, wie das öfter geſchehen iſt, eine Erweckungszeit über die Leute kam, wo geiſtliches Leben auf der Station herrſchte, da fingen auch die Hände an, ſich fleißiger zu rühren, und mancherlei nützliche Arbeiten wurden auf den Stationen begonnen. Aber wenn ſich die Hochfluth der Begeiſterung verlief, pflegte auch die natürliche Trägheit wieder in ihr Recht zu treten.

Aber nicht allein die Miſſionare haben an der Kultur des Hottentottengeſchlechtes gearbeitet, ſondern auch andere Weiße, die hinter den Miſſionaren her ins Land kamen und großentheils das wieder zerſtörten, was die Miſſionare

erarbeitet hatten, nämlich die Händler. Dieſe herumziehenden Handelsleute, die über den Oranjefluß aus der Kapkolonie mit Branntwein und bunten Lappen in das Namaland kamen, haben viel zur Demoraliſirung des Volkes beigetragen. Für den mit ſpaniſchem Pfeffer gewürzten Fuſel, an den ſie die rothen Leute gewöhnten, erzielten ſie ungeheure Preiſe; für ein Liter Branntwein wurde ein Ochſe oder eine Kuh gezahlt, oder auch acht Schafe oder Ziegen. Und dieſe Preiſe galten noch als reell. Außer an Branntwein wurden die Hottentotten von den Händlern beſonders an Kaffee gewöhnt, der jetzt in fabelhaften Quantitäten im Lande verbraucht wird, und namentlich an Schießgewehre. Jetzt verſtehen die rothen Männer bereits vortrefflich mit Gewehren umzugehen und ſorgen dafür, ihre Gewehre allewege in gutem Zuſtande zu erhalten. Merkwürdiger Weiſe können ſie aber nur dann einen guten Schuß thun, wenn ſie ſich auf ein Knie niederlaſſen und Gewehr und Arme aufs Knie ſtützen. Wenn ſie in Gefechten dieſe Manipulation hinter einer Deckung ruhig vollbringen können, pflegen ſie den unverhofft heranſtürmenden Feinden beim erſten Anlaufe große Verluſte beizubringen, hat aber der Feind ihnen ihre Kampfesweiſe abgelernt oder greift ſie im offenen Felde an, dann richten ſie ſelten etwas aus und laufen meiſt geraden Weges wieder zurück. Wie es ſcheint, haben ſie ſchwache Arme, aber eine ſehr entwickelte Muskelkraft in den Schenkeln.

Die Hottentotten ſind ein Jägervolk, und lebten, wie ſchon geſagt, früher faſt ausſchließlich von der Jagd. Aber ſeit die Feuerwaffen in ihren Händen ſind, iſt alles Wild bis auf wenige Reſte aus ihrem Lande verſchwunden. Strauße und Großwild wird man jetzt in Namaland vergebens ſuchen. Weite Jagdzüge auf Monate lange Entfernung müſſen jetzt in unbekannte Gegenden unternommen werden, wenn man noch Elephanten, Nashorn, Giraffe, Zebra oder Springböcke erbeuten will. Somit iſt den Hottentotten ihr bisheriger Unterhalt ſo gut wie gänzlich abgeſchnitten. Früher konnten ſie ſich für auf der Jagd erbeutetes Elfenbein, Straußenfedern u. dgl. von den weißen Handelsleuten Branntwein, Kaffee, Thee und allerlei buntes Flitterzeug und Schmuckſachen kaufen, jetzt müſſen ſie Kuh, Ziege und Schaf dafür hingeben, und ſind bereits an der Grenze völliger Entblößung. Denn mit Vieh umzugehen verſtehen die Hottentotten nun einmal nicht. Unter ihren Händen mehrt ſich das Vieh nicht, ſondern geht zu Grunde. Während man von ihren Nachbaren, den ſchwarzen Damra, ſagen kann: daß, wenn ſie auch nur eine einzige Kuh behalten hätten, ſie bald wieder im Beſitz großer Heerden ſein würden, heißt es umgekehrt von den Hottentotten, daß, wenn ſie auch Tauſende von Rindern erbeutet hätten, ſie in kurzer Zeit wieder eben ſo arm ſein würden wie zuvor. Die Erfahrungen des letzten Krieges haben das beſtätigt. Indeß muß man zur Entſchuldigung des rothen Geſchlechtes ſagen, daß die Natur ihres Landes, des Namalandes, ſo wenig eine ordentliche Viehzucht wie regelrechten Ackerbau zuläßt.

Im ganzen Lande giebt es wenig permanente Quellen. Wenn man alle, die vorhanden ſind, zuſammenbringen könnte, würden ſie noch nicht ausreichen, um ein mäßiges Bauerngut zu bewäſſern. Denn auf Regen iſt nicht zu rechnen. Nur im Glücksfalle brechen bisweilen in den Monaten December bis Mai ſtarke Gewitterregen über einige Landſtriche herein. Da ſprießt dann in wenigen Wochen eine herrliche Vegetation auf. Aber während der übrigen Monate fällt nirgends ein Tropfen vom Himmel. Das ganze Land iſt dürr und fahl, glühend von einer fürchterlichen Bodenhitze, die unter dem alle Zeit klaren Himmel auch die Nächte unerträglich macht. Daß dieſe Verhältniſſe ſich beſſern ſollten, daran iſt nicht zu denken. Vielmehr nimmt die geringe Regenmenge immer noch mehr ab, und der ganz regenloſe, jeder Vegetation ermangelnde breite Küſtenſtrich wird immer breiter, die wenigen Quellen trocknen mehr und mehr aus, die ſparſamen größeren Bäume im Lande, meiſt Akazien, ſterben ab und haben keinen Nachwuchs. — Alſo wovon ſollen die Eingeborenen leben? Es iſt für einen Europäer unglaublich, mit wie wenig und mit was für Nahrung ſie ihr Leben in dieſen Ländern friſten müſſen. Im Gehen, am Wege, wiſſen ſie immer noch etwas Eßbares zu finden, ein Würzelchen, ein dürres Knöllchen, eine kaum für einen Vogel genießbare trockene Beere, dann und wann eine Maus, Ratte oder Vogel. Das gilt als eine Tageskoſt. Der Europäer, wenn er auch ſo ſcharfe Augen hätte, um dergleichen kleine Dinge zu finden, würde doch bei ſolcher Koſt verhungern. Leute, die noch Vieh beſitzen, leben von der Milch, ſo lange ſie vorhanden iſt. Wenn aber die trockene heiße Zeit kommt und die Milch ſpärlich wird, dann wird ſie mit Waſſer verdünnt und der Hungerriemen um den Bauch wird täglich feſter geſchnürt. Wird aber ein Stück Vieh geſchlachtet oder fällt es vor Hunger, dann dauert es kaum ein paar Tage, ſo iſt Alles mit Stumpf und Stiel aufgezehrt.

Wie wir ſehen, iſt im Namalande keine Ausſicht für die Eingeborenen, noch jemals wieder emporzukommen. Auch nicht, wenn Europäer ins Land kommen. Denn auch dieſe können ihnen keinerlei Erwerbszweige zuweiſen, weil ſie ſelbſt keinen finden. Man hat zwar von ergiebigen Erzlagern geredet, aber auch dieſe finden ſich im Groß-Namalande nicht.

Das Land iſt eigentlich nur die nach dem Meere hin abfallende Fortſetzung der Kalihari-Wüſte, beſtehend aus Sand, Dünen und abgeſpültem Gerölle. Mit Ausnahme des vulkanartig gebildeten Grootbrockaros-Berges ſieht man nichts als niedrige und kahle Tafelberge aus kryſtalliniſchem Sandſteine mit Quarzit und Gneis durchbrochen. Das ſind keine Ausſichten für Schatzgräber.

Iſt es nun wohl zu verwundern, daß die Leute aus einem ſo armſeligen Lande, wo ſie mit ihren Angehörigen beſtändig am Hungertuche nagen müſſen, ſich hinwegſehnen nach einem reicheren Lande, wo es reichliche Nahrung, Milch und Fleiſch giebt? Die echten Namahottentotten, das ſogenannte rothe Volk, hätten es freilich nicht fertig gebracht; aber als die Orlamhottentotten, die bei den Europäern des Kaplandes Manches gelernt hatten und Pferde und Feuerwaffen mitbrachten, vor etwa einem halben Jahrhundert von den Grenzen der Kapkolonie hervorbrachen, die bereits anſäſſigen Hottentottenſtämme zur Seite warfen, und durch ſie hindurch bis nach der Nordgrenze des Landes zogen, gelang es dem klugen und unternehmenden Führer dieſer Orlam, dem Jonker Africaner, das ganze Damraland mit ſeinem reichen Viehbeſitze unter ſeine Herrſchaft zu bringen. Etwa zwei Jahrzehnte reſidirte er auf Windhoek und war der unbeſtrittene Herrſcher von Namaland und Damraland. Aber mit ſeinem Tode zerfiel ſein Reich; die Hottentottenſtämme wurden wieder auf das eigentliche Namaland beſchränkt, und nur zwei kleinere Stämme finden ſich jetzt noch im Norden, nämlich die Topenaar und die Zwartbooi.

Die Topenaar ſcheinen ſeit uralten Zeiten Bewohner des Flußgebietes Kuiſib geweſen zu ſein. Bei Flußgebiet iſt hier natürlich nur an die trockenen Gräben oder Flußbetten zu denken, die ſich bei ſtarken Regengüſſen im Oſten bisweilen auf kurze Zeit mit Waſſer füllen. Hier ſcheinen die Vorfahren der jetzigen Topenaar einſt eine mächtige Bevölkerung gebildet zu haben, die bis ans Meer reichte

(an der Walfiſchbai) und die von Norden hervordrängenden ſchwarzen Stämme zu ihren Knechten machte. Später aber iſt ihre Herrſchaft in Verfall gerathen. Sie wurden dem vordringenden Jonker Africaner unterthan und ihre ſchwarzen Knechte wußten die Freiheit wieder zu gewinnen. Als im Jahre 1878 die Engländer ſich der Walfiſchbai bemächtigten, wurden natürlich die Topenaar engliſche Unterthanen. Im Ganzen darf man wohl ſagen, die engliſche Herrſchaft war ihnen zum Segen. Sie wurden an Stetigkeit, Fleiß und Ordnung gewöhnt und etwas aus ihrer bettelhaften Armuth emporgehoben. Auch für ihre geiſtlichen Bedürfniſſe wurde durch die Rheiniſchen Miſſionare geſorgt. Aber die Grenzen des engliſchen Walfiſchbai-Gebietes erſtreckten ſich nicht weit. Viele Topenaar blieben noch außerhalb. Die verbanden ſich zum Theil mit den Zwartbooiſchen Orlamhottentotten und zogen mit ihnen nach dem Kaoko. Wir werden gleich weiter ſehen, wer die Zwartbooi ſind und fragen zuerſt, was für eine Bewandtniß es hat mit dem Kaoko. Es iſt das ein nordwärts von der Walfiſchbai bis faſt an den Cunene ſich hinziehendes Bergland, welches nur durch einen ſchmalen regenloſen Küſtenſtrich vom Meere getrennt iſt. Flüſſe und Bäche finden ſich auch dort nicht, hingegen finden ſich etwas mehr und ſtärkere Quellen. Wenn auch nicht für Bodenkultur, eignet ſich das Land doch wohl für Viehzucht. Nach dem Cunene zu ſcheint etwas mehr Regen zu fallen; dort bleibt an manchen Stellen das Gras beſtändig grün. Aber wo in dieſen Gegenden die Trockenheit aufhört und die Feuchtigkeit beginnt; da beginnen auch die Fieber. Früher wohnten ſchwarze Stämme im Kaoko. Als ſeit 1840 Jonker Africaner ſeine Herrſchaft über dieſe entlegenen Gebiete ausdehnte, rottete er die ſchwarzen Bewohner faſt vollſtändig aus. Der Reſt floh nordwärts über den Cunene. So iſt der Kaoko faſt menſchenleer geworden und die Topenaar mit den Zwartbooi konnten ſich in dem ausgemordeten Lande niederlaſſen.

Die Zwartbooi ſind Orlamhottentotten, die unter ihrem Häuptlinge Zwartbooi zugleich mit den Leuten des Jonker Africaner von dem Süden des Namalandes nach dem Norden zogen und ſich auf der Miſſionsſtation Rehoboth (Anis) niederließen. Sie waren von jeher Rivalen und Neider des Jonker und hielten es beim Kampfe der ſchwarzen Bevölkerung gegen die Jonker'ſchen Unterthanen mit den Schwarzen, mußten deshalb ihren Wohnplatz Rehoboth in Namaland verlaſſen und ins Damraland an die Südgrenze des Kaokolandes ziehen. Dort ließen ſie ſich in Ameib am Erongogebirge nieder, fühlten ſich aber in der Nachbarſchaft der Schwarzen bald beengt und zogen weiter nordwärts in den Kaoko hinein. Dort trafen ſie mit den Topenaar zuſammen, machten mit ihnen Jagdausflüge und Beutezüge, und benutzten beim Wiederausbruche des Krieges zwiſchen den rothen und ſchwarzen Stämmen im Jahre 1880 die Gelegenheit, denn auch ihrerſeits über die ſchwarzen Nachbaren herzufallen und ſie ihrer Heerden zu berauben. Ihr Häuptling iſt jetzt Petrus Zwartbooi, Häuptling der Topenaar Piet Heibib. Von dieſen Häuptlingen haben neuerdings die Agenten der Firma Lüderitz das ganze Kaokoland und die Küſte bis Kap Frio für 150 Pfd. St. gekauft. Welches Recht ſie dazu hatten, iſt nach dem Geſagten leicht zu ermeſſen. Würde die deutſche Regierung ſolche Landkäufe wie dieſen anerkennen, ſo würde ſie damit auch die Art und Weiſe ſanktioniren, wie die Topenaar in Zesfontein und die Zwartbooi ſich durch Raub und Mord in den Beſitz des Landes geſetzt haben.

ten Kate's Reiſen und Unterſuchungen in Nordamerika[1]).

Kaum wird man unter allen Leſern des „Globus“ einen einzigen finden, für den nicht die eingeborenen Bewohner Nordamerikas einmal von einem eigenthümlichen Nimbus umgeben geweſen ſind; Rothhäute, Skalps und Waldläufer haben in der Phantaſie der meiſten von uns eine gewiſſe Rolle geſpielt und ungern nur haben viele ſich alte Erinnerungen durch die Reſultate wiſſenſchaftlicher Forſchung trüben laſſen. Und doch, indem wir dieſe Worte niederſchreiben, fällt es uns wieder auf, wie unbedeutend, wie ungenügend erſcheint uns doch gerade in Bezug auf die Eingeborenen Nordamerikas alle Menſchenarbeit! Man ſollte meinen, daß es für den, welcher die Gelegenheit dazu hat, leicht ſein müſſe, genaue, poſitive Nachrichten über ein fremdes Volk zu ſammeln, aber gerade das Beiſpiel der Indianer Nordamerikas lehrt uns, daß dies ſeine eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Bald zum Himmel erhoben, bald unter das Thier hinuntergedrückt, treten dieſelben in den neueren Beſchreibungen auf und darum wagen wir es, einem der neueſten unter den wiſſenſchaftlichen Reiſenden das Wort zu ertheilen, deſſen Anſicht wir zwar nicht als durchaus entſcheidend hinſtellen wollen, der wir aber eine hohe Bedeutung beimeſſen müſſen. Dr. H. ten Kate hat ſich für ſeine Thätigkeit ein ganz beſtimmtes Feld ausgewählt, für welches er ſich ſpeciell vorbereitet hat, das der Anthropologie. Die Reiſe nach Nordamerika ſollte gewiſſermaßen als Vorbereitung für ſpätere Unterſuchungen gelten, die er theils ſchon unternommen (in Surinam), theils geplant hat (in Holländiſch-Oſtindien). Demnach iſt auch das vorliegende Buch in gewiſſem Sinne eine Probearbeit und hat dadurch einen eigenthümlichen Charakter bekommen; während der Verfaſſer die Details für Fachzeitſchriften beſtimmt, beabſichtigt er in dem vorliegenden Werke eine Geſammtüberſicht über die erhaltenen Reſultate zu geben, die er in Verbindung mit der Beſchreibung ſeiner Reiſen dem Leſer vorführt, ohne ſich dabei viele Abſchweifungen auf andere Gebiete zu erlauben.

Sein Beſuch bei etwa 20 Stämmen in den Vereinigten Staaten und in Mexiko zeigte ihm, daß alle Indianer ſich in einem gewiſſen Uebergangsſtadium befinden und den urſprünglichen Charakter mehr und mehr verlieren. Die folgende Gruppirung, die er annimmt, iſt ausſchließlich auf die Uebereinſtimmung der Lebensweiſe baſirt: 1) Oeſtliche Indianer, die ganz oder zum größten Theil kultivirt ſind; 2) Prärieſtämme, worunter er diejenigen verſteht, welche an eine herumſchweifende Lebensweiſe gewöhnt waren (Jagd auf Hochwild in den ausgedehnten Grasflächen), die ſie zum Theil aufgegeben haben, um ſich dem Ackerbaue und der

[1]) Reizen en onderzoekingen in Noord Amerika van Dr. H. F. C. ten Kate jr. (Met eene Kaart en twee uitslaande platen.) Leiden, E. J. Brill, 1885.

Viehzucht zu widmen. Es ſind dies die Stämme, welche jetzt im ſüdweſtlichen Indianergebiete zuſammengebracht ſind; 3) die Papagos, Pimas und Yaquis in Arizona und Weſt-Sonora; 4) die Stämme des Colorado-Thales und 5) die ſogenannten Pueblo-Indianer in Weſt-Mexiko und Arizona; die Zunis und Moquis in den einſamen Wüſten des nordweſtlichen Arizona gehören zu den urſprünglichſten Indianerſtämmen Nordamerikas.

Wir können dem Reiſenden natürlich nicht auf ſeiner ganzen Reiſe folgen (er kam im November 1882 nach Amerika), ſondern greifen nur verſchiedene Stellen ſeiner Beſchreibung heraus. Zu Weihnachten beſuchte er die Indianerkolonie zu Isleta del Paſo, deren Bewohner O. Löw zu den Tano rechnet; ſie ſelbſt nennen ſich Tiwa. Dieſe Indianer, welche ſich alle zur katholiſchen Religion bekennen, vermiſchten bei der Feier des Neujahrsfeſtes den Glauben der Väter und die neue Religion in eigenthümlicher Weiſe. Schon einige Tage vorher Mittags um 1 Uhr fing der Tanz unter großem Lärme an. Trommeln, Raſſeln und Geſchrei vereinigten ſich zu einem ohrzerreißenden Getöſe.

Etwa die Hälfte derſelben ſcheinen von rein indianiſchem Blute zu ſein; dieſer Typus wird vorherrſchend unter den bejahrten Leuten angetroffen; hohe ſchlanke Figur, ſcharfe Züge und eine gebogene Naſe ſind die Kennzeichen. Der andere Typus zeigt eine kleine gedrungene Geſtalt, hat eine kleine gerade, manchmal etwas aufgeſtülpte Naſe, deren Wurzel ſehr tief liegt. Prognathismus des Unterkiefers wird häufig bemerkt. Bei beiden Typen findet man kleine braune Augen in verſchiedenen Nüancen.

Der Ausdruck „Rothhaut" iſt ganz unrichtig, die Indianer Nordamerikas ſind ebenſo wenig roth wie die Hindus, Malayen, Javanen oder Polyneſier, ſondern man kann alle Färbungen der genannten Raſſen bei ihnen vertreten finden, ja viele Perſonen, unter anderem bei den Moqui- und Zuñi-Indianern, namentlich Frauen, ſind heller als Süd-Europäer. ten Kate zufolge hat der Name Rothhaut ſein Entſtehen der Gewohnheit, das Geſicht mit rother Farbe zu beſtreichen, zu verdanken.

Ihre Eigenthümlichkeiten haben dieſe Indianer größtentheils aufgegeben, nur tragen die Männer das Haar hinten in einem feſt zuſammengedrehten Zopfe. Von der genannten Niederlaſſung führte der Weg über die Sierra Madre; zu Deming, einem erſt ſeit ein paar Jahren beſtehenden, beinahe ausſchließlich von Männern bewohnten Orte, brachte der Reiſende einen einſamen Sylveſterabend zu und ſetzte am Neujahrstage 1883 ſeine Reiſe nach Tucſon fort. Von da aus wurden die Papago-Indianer von San Xavier aufgeſucht. Franzöſiſche Miſſionare haben ſeit 1859 das Erbe der alten ſpaniſchen Miſſion, welche dort am Ende des 17. Jahrhunderts von den Jeſuiten geſtiftet wurde, angetreten. Die Indianer ſind wenig von der mexikaniſchen Landbevölkerung zu unterſcheiden; dagegen ſtechen ſie ſehr günſtig von ihren wilden, in der Umgegend wohnenden Stammverwandten ab. In den Reſervationen ſelbſt trifft man gewöhnlich nur einige hundert Papagos an; etwa $^{19}/_{20}$ der Angehörigen des Stammes haben ſich in der Umgegend niedergelaſſen. Die amerikaniſche Regierung bekümmert ſich wenig um das Schickſal der Leute und ſie empfangen weder Lebensmittel noch Geſchenke. Ihren Unterhalt erwerben ſie durch eigenen Ackerbau und durch das Verkaufen des Ueberfluſſes, ſowie des Holzes aus den Reſervationen an die Europäer. Das Dorf in der Nähe von San Xavier beſteht aus etwa 90 Wohnungen, wovon etwa die Hälfte in der alten Form, nämlich der eines ſtumpfen Bienenkorbes, gebaut war; mit beinahe rundem Grundriſſe, einem kleinen bogenförmigen Eingange von etwa 1 m Höhe, der durch eine kleine, aus Zweigen geflochtene Thür abgeſchloſſen wird. Eine der Hütten, welche gemeſſen wurde, war 2,30 m hoch, 4,70 breit und 4,80 lang. Die übrigen ſind aus Baumzweigen in viereckiger Form erbaut. Das Hausgeräth iſt ſehr einfach. Körbe und Töpfe eigener Fabrikation, Steine zum Mahlen des Maiſes und Kornes ſind das gewöhnlich vorkommende Hausgeräth, daneben trifft man hölzerne Koffer und leinene Säcke und auch leere Blechbüchſen und zerbrochene Flaſchen. Einer der vornehmſten Häuptlinge beſitzt ſogar einen Tiſch, aber bis zu einem Bette hat er ſich noch nicht aufgeſchwungen. Mit den angrenzenden Blutsverwandten ſtehen ſie auf dem Kriegsfuße und bis vor Kurzem noch ſind ſie Feinde der Weißen geweſen. Nicht ohne Mühe glückte es, einige Papagos zu beſtimmen, ſich den anthropologiſchen Meſſungen zu unterwerfen. Sie ſind nicht nur Freunde von Tabak, ſondern auch von geiſtigen Getränken, die ſie ſich trotz der ſtrengen Strafe, mit welcher der Verkauf derſelben an Indianer bedroht iſt, zu verſchaffen wiſſen. Dieſe Papagos beſitzen zwei Begräbnißplätze; der eine iſt für diejenigen beſtimmt, welche das Chriſtenthum bekennen, der andere für die, welche dem alten Gottesdienſte treu geblieben ſind. Die letzteren finden ihre letzte Ruheſtätte zwiſchen den Gräbern ihrer Voreltern. Die Leiche wird in ſitzende oder hockende Stellung gebracht und mit einem Steinwalle umgeben, der etwas höher als der Kopf aufgethürmt wird; hierauf werden ſtarke Hölzer quer über die Höhlung gelegt und darauf mit Baumäſten eingedeckt, auf welche zum Schluſſe ſchwere Steine kommen. So ſieht das Ganze einem Steinhaufen von 1 bis $1^1/_2$ m Höhe gleich. Manchmal findet man auf den Steinen eingekratzte Figuren, häufig zwiſchen den Gräbern Opfergaben für die Todten.

Wir wollen den Reiſenden auf ſeinem Zuge durch die Halbinſel Kalifornien und durch Sonora nicht weiter begleiten und nur die Beſchreibung der Pascóla, eines Tanzes der Yaquis, folgen laſſen. Sie wird von einem einzelnen Manne, der ganz nackt iſt und nur die Hüften mit einem Tuche umwickelt hat, zu den Tönen einer Violine und einer Flöte getanzt. Das Geſicht iſt mit einer hölzernen Maske bedeckt, auf welcher weiße Figuren, darunter ein Kreuz auf ſchwarzem Grunde, angebracht ſind. In der rechten Hand hat der Tänzer ein Sonagé, eine Art länglichen Tamburins, mit welchem er ſich von Zeit zu Zeit auf die linke Hand ſchlägt; um die Knöchel trägt er die Teneboi, die bei der Bewegung der Füße ein leiſes Geräuſch, nicht unähnlich dem der Klapperſchlange, ertönen läßt. Sie beſteht aus einer Schnur von dicht an einander gereihten Hülſen einer Saturnia-Art, in deren jede man ein kleines Steinchen gelegt hat. Der Tanz beſteht hauptſächlich in ſtarken Drehungen und Bewegungen des Körpers, ohne daß der Tänzer die Stelle verläßt; die Melodie des Geſanges ſcheint ſpaniſchen Urſprungs.

Bei den Yaquis, welche ſich ſchon ſeit ſehr langer Zeit in Kalifornien befinden, kann man zwei Typen unterſcheiden, deren eine — hohe Geſtalt, ſcharfe Züge, vorſpringende Naſe — an manche Indianer der Prärie erinnert; die andere zeigt kleinere, gedrungene Geſtalt, breitere, gröbere Züge und oft eine gerade, einigermaßen platte Naſe. Alle Yaquis ſprechen Spaniſch, was nicht auffallen kann, da ſie ſeit langer Zeit unter dem Einfluſſe der ſpaniſchen Prieſter ſtehen und alle zum Katholicismus bekehrt ſind; daher haben ſie auch alle chriſtliche Taufnamen neben einem Familiennamen, der häufig von einem Thiere oder einer Pflanze hergenommen iſt.

Intereſſante Mittheilungen verdanken wir dem Aufenthalte in der Mohave- und Chemehueve-Agency

(Postbureau Parker) in Colorado, welche wie ein verlorener Posten der Civilisation in einer unendlichen Wüste liegt. Ein niedriges Gebäude von Adobe mit flachem Dache und Verandas ist auf allen Seiten von Nebengebäuden umringt und die Einförmigkeit der Gegend wird nur durch einige Baumwollenbäume unterbrochen. Nach dem Berichte von 1882 waren 1026 Indianer, großentheils Mohaves, auf der Station anwesend. Die Hualapais, die vor einigen Jahren zur Niederlassung dort gezwungen wurden, haben nach Abzug der Truppen sofort ihre geliebten Berge wieder aufgesucht. Beide Stämme unterscheiden sich in ihrer Erscheinung, ihrem Charakter und ihrer Sprache von einander. 14 Chemehueve-Männer ließen sich, nachdem ihnen vorgeredet worden, daß die Regierung ihnen Hüte zu geben beabsichtige, messen; sie waren alle stark brachycephal. Viele von ihnen haben einen dünnen Schnurrbart, der nur in den Mundwinkeln stehen bleibt; die meisten haben das Haar abgeschnitten und tragen Hüte; von ihren Eigenthümlichkeiten haben sie in der Kleidung beinahe nichts mehr bewahrt. Schönes, beinahe wasserdichtes Flechtwerk und Töpferwaare, welche der der Yumas gleicht, gehören zu den Erzeugnissen ihrer Industrie.

Sie sind stark von der Kultur beleckt, die meisten sprechen etwas Spanisch und Englisch; zu den Dingen, die sie gewöhnlich zuerst von der europäischen Kultur annehmen, gehören auch die Spielkarten; als ten Kate ihren Häuptling aufsuchte, fand er denselben in Gesellschaft einiger Freunde mit roth bemaltem Gesichte, aber einem schwarzen Hute auf dem Kopfe beim Kartenspiele im „Schwitzhaus" (siehe unten).

Der Häuptling der Mohaves, ein Prachtexemplar eines Indianers, war 1,86 m hoch und wog 220 Pfund; auch die anderen Mitglieder seines Stammes, namentlich die jüngeren Frauen, zeichneten sich durch gute Körperbildung aus. Beide Stämme leben in Polygamie; bis zur Heirath genießen die jungen Mädchen vollkommene Freiheit. Halbblütige werden unter den Mohaves nicht angetroffen, da dieselben solchen Verbindungen entstammende Kinder sofort tödten; anders bei den Chemehueves, wo man viele Mestizen findet, während auch viele Frauen ihren Stamm verlassen, um in einem europäischen Lager zu leben. Bei den Mohaves werden die Kinder sehr lange gesäugt, wohl um die Zahl der Geburten zu vermindern. Von den vielen Mittheilungen, die ten Kate über diese Stämme macht, können wir nur Einzelnes hier anführen. Die Mohaves und Yumas reinigen sich ihr Kopfhaar durch Schlamm aus dem Flusse; das Haar wird losgemacht und ganz mit einer grauen, nassen Schlammmasse bedeckt, dann so hoch wie nur möglich aufgebunden und so einige Tage getragen, bis es ganz trocken ist. Darauf wird das Haar losgemacht, sorgfältig ausgebürstet und ist jetzt glänzend, schwärzer als je, und befreit von allen unwillkommenen Gästen; während der Reinigung sieht es aus, als ob es gepudert wäre.

Die in der Agency eröffnete Schule wird jetzt ziemlich häufig besucht, obwohl die Indianer im Anfange wenig geneigt waren, ihre Kinder dorthin zu schicken; manche derselben, Knaben in höherem Maße als Mädchen, zeigen gute Anlagen; einzelne Kinder sind auch musikalisch, und ein Mädchen zeigte Befähigung für bildende Künste.

Ihr Hausgeräth ist sehr einfach: einige Steine zum Zerreiben von Mais oder Waizen, ein hölzerner Mörser zum Quetschen der Mezquite-Bohnen, einige bemalte Töpfe und verschiedene Körbe ist alles, was man bei ihnen findet. Aus den Blättern einer Weidenart bereiten sie ein süßes Getränk. Eine Delikatesse, die sie aber nur selten bekommen, ist Maulesselfleisch für sie. Wiewohl sie keine eigentlichen Jäger sind, ist doch kein Thier vor ihren Nachstellungen sicher, sie jagen Kaninchen, Ratten und Springmäuse und essen dieselben vermuthlich auch; wegen Futtermangel halten sie verhältnißmäßig wenig Pferde und einzelne Kühe, daneben auch Hühner.

Ebenso wie die Yumas verbrennen die Mohaves ihre Leichen. Nach der Beschreibung des Arztes der Agency, Dr. C. C. Webb, wird über die Feierlichkeit Folgendes berichtet: Nachdem er mit einiger Mühe die Erlaubniß erhalten hatte, derselben beizuwohnen, bemerkte er die von etwa 300 Indianern umringte Leiche, welche, ganz in Decken gehüllt, so daß man weder Kopf noch Gliedmaßen unterscheiden konnte, vor einer Hütte lag. Die Anwesenden traten etwa zum dritten Theile als Leidtragende im engeren Sinne auf, d. h. sie lagen platt ausgestreckt auf der Erde oder knieten und bewegten den Körper hin und her, oder erhoben in stehender Haltung die Arme über den Kopf, während sie anhaltend die Hände zusammenschlugen. Ein Mann hielt unter wilden Geberden eine Anrede an die versammelte Menge, die anderen umgaben die Scene in zwei Reihen geordnet; nach etwa einer Stunde nahmen sechs Mohaves die Leiche auf und trugen sie langsam nach dem Scheiterhaufen; die Leidtragenden folgten unter lauten Trauerklagen, die von heftigen Geberden begleitet waren. Am Scheiterhaufen wurde die Leiche dreimal emporgehoben und dann in eine Vertiefung flach auf den Rücken gelegt und mit Aesten bedeckt. Alle Anwesenden bildeten nun einen doppelten Kreis um den Holzstoß und bewegten sich dreimal um denselben; dann wurde er angezündet und, als das Feuer gut brannte, alles Eigenthum des Verstorbenen in die Flammen geworfen. Sein Reitpferd wurde dreimal um den brennenden Holzstoß geführt und darauf ihm die Halsadern geöffnet; man ließ es in der Nähe des Scheiterhaufens verbluten, um es dann gleichfalls auf demselben zu verbrennen. Während der ganzen Vorgänge wurden die Trauerklagen und die Bewegungen des Körpers fortgesetzt.

Die Needles, eine bekannte Berggruppe am linken Ufer des Colorado, werden von den Mohaves als der Aufenthaltsort der Geister betrachtet; sie genießen da ewige Jugend und erfreuen sich an saftreichen Wassermelonen. Ob auch die Asche der Verstorbenen dorthin gebracht wird, ist ungewiß, sicher aber ist es, daß die Lebenden sich von Zeit zu Zeit dorthin begeben, um Gaben für die Verstorbenen niederzulegen. Es war unmöglich, mehr über ihren Gottesdienst und ihre religiösen Vorstellungen zu erfahren, da sie durchaus nicht dazu zu bringen waren, derartige Fragen zu beantworten. Der Glaube an das „böse Auge" ist bei ihnen allgemein, viele Unschuldige sind demselben schon als Opfer gefallen.

Zur Heilung von Krankheiten bedienen sie sich hauptsächlich der Schwitzkuren und der Massage; die ersteren werden in einer besonderen Schwitzhütte vorgenommen, einem großen, halb unterirdischen Raume, der aus Aesten und Sand gebildet wird. In diesem Raume werden große Haufen Steine glühend gemacht und mit Wasser übergossen, so daß heißer Dampf den ganzen Raum erfüllt und bei dem Patienten sich ein ausgiebiger Schweiß einstellt; übrigens dient die „Schwitzhütte" nicht selten auch den Rathssitzungen des Stammes.

Beiläufig sei bemerkt, daß Fort Mohave, welches zu Dampfschiff erreicht wurde, wohl einer der heißesten Orte auf der Erde ist; die Durchschnittstemperatur des wärmsten Monats beträgt 34,2° C.; 50° C. wurden mehrfach beobachtet und in der Nacht sinkt die Temperatur nur selten unter 32° C.

Aus dem Folgenden entnehmen wir einige Beiträge zur

Digitized by Google

Beurtheilung des Verhältniſſes der Weißen zu den Indianern. Nachmittags gegen 3 Uhr kamen wir nach San Carlos, heißt es. Das finſtere, mürriſche Geſicht des Regierungsagenten, Richter W., wurde noch mürriſcher, als er den Empfehlungsbrief der Regierung empfing ..... Dieſer Richter war der Typus des Indianeragenten im ungünſtigſten Sinne: hartherzig, grob, hündiſch gegen ſeine Untergebenen und gierig über alle Maßen. Er haßte und verachtete die Indianer mit allem Feuer ſeiner Yankeeſeele und befand ſich in dieſer Hinſicht in ſchönſter Uebereinſtimmung mit dem Kolonel, der auch ein großer Gegner der Negeremancipation war. Der Richter war gleichzeitig Theilhaber an dem Trader's store, wo ſein Schwiegerſohn der Trader war. Was dies in einer Agency bedeutet, wo gleichzeitig Vorrathsmagazine von Waaren ſich befinden, die für Rechnung der Regierung wöchentlich an die Indianer ausgetheilt werden, dürfte Jedem deutlich ſein, der Profeſſor Marſh's „A statement of Affairs at Red Cloud-Agency, made to the President of the U. S.“ geleſen hat.

In den San Carlos-Reſervationen leben etwa 4000 Indianer, zu dreiviertel Apachen, Angehörige des Stammes, welcher den Weißen wohl am meiſten bekannt iſt, die ſich ſtets durch ihre unzähmbare Art, durch Kampf und Raub bemerkbar gemacht haben. Vom eiſigen Norden bis in die heiße Wüſte von Mexiko haben ſich dieſe paar Wilden immer kämpfend, immer wandernd, ausharrend im Glücke wie im Unglücke, einen Weg gebahnt und ihr Name wird fortleben, auch wenn der letzte derſelben zu den glücklichen Jagdgebieten ſeiner Voreltern eingegangen iſt.

Die Zeit der Romantik iſt vorbei, die vormalige Wildniß des Weſtens iſt auf ein Gebiet beſchränkt, welches ſo klein iſt, daß es den umherſchweifenden Stämmen nicht einmal mehr genug Wild zur Nahrung liefern konnte, und dieſe buchſtäblich gezwungen ſind, das ihnen von der Regierung gebotene Gnadenbrot zu eſſen. Der ſtolze Sinn wurde nach und nach gebrochen und, wenn auch die Möglichkeit beſteht, daß manche Zuſtände ſo geweſen ſind, wie ſie uns Cooper, Aimard, Ferry u. A. beſchreiben, daß die Züge manches ihrer Helden der Wirklichkeit nachgebildet ſind, man erwarte jetzt nichts mehr zu finden, was einen Hauch von Poeſie trüge. ten Kate geht mit den Romanciers ſtreng ins Gericht, ſoweit er ſeine eigenen Beobachtungen mit ihren Schilderungen vergleichen kann. Cooper bleibt alſo außer Betrachtung. Aimard iſt ſeiner Anſicht nach, ſowohl was die Beſchreibung der Lokalitäten als die der Sitten betrifft, am unzuverläſſigſten; am günſtigſten urtheilt er über Mayne Reid.

Da nun, wie wir geſehen haben, unſer Reiſender gerade keine übertriebene Vorliebe für die „ritterlichen“ Indianer zeigt und die Zuſtände überhaupt nüchtern genug auffaßt, ſo fällt das, was er über die Behandlung, die ſie von Seiten der Amerikaner erfahren, mittheilt, um ſo ſchwerer ins Gewicht. Eine einzige Probe möge hier etwas verkürzt mitgetheilt werden[1]). Im Februar 1871 kam ein junger Apache-Häuptling mit einem Gefolge von 25 Indianern nach Camp Grant und gab ſeinen Entſchluß zu erkennen, ſich dort friedlich niederzulaſſen; der kommandirende Officier, Lieutenant Whitman, rieth dem Häuptlinge, ſich nach den White Mountains zu begeben; dieſer Vorſchlag wurde jedoch zurückgewieſen; die Indianer wünſchten im Lande ihrer Väter zu leben und zu ſterben. Der Officier gab nun ſeine Zuſtimmung und bald befand ſich in der Nähe von Camp Grant eine Indianerniederlaſſung, in welcher etwa 500 Apachen lebten. Der Lieutenant hatte ſich an ſeine Vorgeſetzten mit der Frage gewendet, was er mit den armen, nackten und hungerigen Indianern anfangen ſolle; nachdem er länger als ſechs Wochen gewartet hatte, empfing er als einzige Antwort die Mittheilung, ſeine Frage ſei nicht in der richtigen Form eingeſchickt worden. Er hatte inzwiſchen den Indianern, ſoweit er es vermochte, geholfen und dieſe hatten ſich durch kleine Dienſtleiſtungen der Garniſon nützlich zu machen geſucht. Am 30. April wurden ſie durch eine Truppe Amerikaner und Mexikaner aus Tucſon überfallen und, ehe Whitman dies verhindern konnte, größtentheils niedergemetzelt oder in die Gefangenſchaft weggeführt. Vergebens klagten die wenigen übrig gebliebenen Indianer, vergebens trat der amerikaniſche Officier für ſie ein; er mußte bald nachher ſeinen Poſten verlaſſen, er hatte wohl den Indianern zuviel Sympathie bezeigt. Ein Jahr ſpäter kam General Howard an den Ort der Kataſtrophe, die Indianer zeigten ihm die Gräber der Ermordeten, die Ueberreſte ihres Lagers. Sie erzählten von ihrer Anhänglichkeit an Whitman, der ihnen ſo viel Gutes bewieſen, und baten um die Zurückberufung deſſelben; es war umſonſt, der Lieutenant hatte ſeinen Abſcheu vor dem Gemetzel zu deutlich gezeigt, „obwohl daſſelbe durch hochgeſtellte und einflußreiche Perſonen im Territorium gebilligt worden war“.

Vorgänge, wie der eben beſchriebene zu Camp Grant, ſagt Herr Manypenny, ſtehen durchaus nicht vereinzelt da. Expeditionen ähnlicher Art ſind oft unternommen und mit ebenſo unbarmherzigem und barbariſchem Ergebniſſe zu Ende geführt worden und Leute, welche in ihrem Wohnorte den Ton angaben, haben daran theilgenommen. Selbſt die Gouverneure von Territorien haben Corps gebildet, um die Eingeborenen zu verfolgen und zu tödten, wo man ſie fand, um ihre Dörfer zu vernichten, ihr Hab und Gut zur Kriegsbeute zu machen und für jeden indianiſchen Skalp eine Belohnung zu empfangen.

Haben wir in dem Bisherigen verſucht, einige Proben von dem zu geben, was ten Kate in verſchiedener Richtung ſeinen Leſern bietet, ſo liegt es uns noch ob, die wiſſenſchaftlichen Reſultate, die er erlangt hat, hier kurz zuſammenzuſtellen. Er ſpricht ſich mit einer gewiſſen Zurückhaltung und in vollkommener Erkenntniß der ſchon von Waitz hervorgehobenen Schwierigkeiten, beſtimmte Raſſeneigenthümlichkeiten der eingeborenen Amerikaner anzugeben, dahin aus, daß man unter der indianiſchen Bevölkerung des ſüdweſtlichen Theiles der Union und des nordweſtlichen Theiles von Mexiko wenigſtens fünf, anthropologiſch ſcharf getrennte Haupttypen unterſcheiden kann, welche alle zu der gelben oder mongoloiden[1]) Raſſe gehören. Die Frage über die Abſtammung der Indianer wünſcht er offen zu laſſen, weil er glaubt, daß noch nicht Material genug vorliegt, um das Schlußwort zu ſprechen. Sehr viel läßt ſich für die Theorie ſagen, daß Amerika von Aſien, Oceanien oder von Europa aus bevölkert iſt, aber ebenſo ſprechen verſchiedene Thatſachen dafür, daß wir es mit einer Bevölkerung von Autochthonen zu thun haben.

Weiter bemerkt ten Kate, daß die von ihm aufgeſtellten fünf Grundtypen und die durch Vermiſchung entſtandenen Zwiſchenformen in ſehr ungleichem Verhältniſſe auf die verſchiedenen Stämme vertheilt ſind; nirgendwo jedoch trifft man einen Stamm an, der ein und denſelben

[1]) Vergl. George W. Manypenny: Our Indian wards. Cincinnati, 1880.

[1]) ten Kate verſteht hierunter die urſprünglichen Bewohner Amerikas, die Bevölkerung von Südoſt- und Oſtaſien, die Nordaſiaten und ihre Verwandten in Nord- und Oſteuropa, die Malaien und die Polyneſier.

Typus zeigte. Unter denſelben iſt der „klaſſiſche Typus der Rothhaut“ mit vorſpringender, ſtark gebogener Naſe und eckigem Geſichte am weiteſten verbreitet, ſcheint jedoch häufiger bei den Stämmen im Oſten des Felſengebirges als bei denen, welche weſtlich von demſelben wohnen, vorzukommen. Unter den Frauen der verſchiedenen Stämme herrſcht im Allgemeinen mehr typiſche Einheit, als unter den Männern; in einzelnen Stämmen findet ſich zwiſchen Männern und Frauen größere Aehnlichkeit als bei anderen; im Allgemeinen tragen Frauen und Kinder der verſchiedenen Stämme mehr mongoliſche Züge als die Männer. Dieſe anthropologiſchen Kennzeichen ſtehen mit dem Unterſchiede der Sprache in keinem Zuſammenhange. Wie es ſcheint, hat einmal im Süden der Halbinſel Kalifornien eine Raſſe gelebt, die an die Raſſe von Lagoa Santa, andererſeits an die Melaneſier erinnert[1]). Die Pueblo-Indianer ſind nicht als Nachkommen der Azteken zu betrachten; ſie bilden vom anthropologiſchen Standpunkte aus zum Theil eine der vortoltekiſchen Raſſen, deren Typus wir bei den alten Moundbuilders, den Cliffdwellers und ähnlichen wiederfinden. Der Farbenſinn der Indianer iſt gut entwickelt, wiewohl ihnen gewöhnlich die Namen für manche Farben fehlen; abweichend von der durch andere Reiſende ausgeſprochenen Anſicht behauptet ten Kate, daß wenigſtens einige der amerikaniſchen Sprachen ein Wort für den Kollektivbegriff „Farbe“ beſitzen.

Hinſichtlich des Verſchwindens der Raſſeneigenthümlichkeiten ſowie der Urſachen des Ausſterbens der Indianer (nämlich durch Abſorption) ſchließt er ſich den wohl jetzt allgemein herrſchenden Anſichten an. Im Ganzen ſcheint ihm die Ausnahmeſtellung der Indianer in den Vereinigten Staaten ungünſtiger als ihr Zuſtand in Kanada zu ſein, doch glaubt er, daß das Syſtem, welches in der Union befolgt wird, gute Früchte tragen könnte, wenn die nothwendigen Verbeſſerungen vorgenommen würden, wozu vor Allem größere Vorſicht bei der Wahl der Indianeragenten gehört.

Ueber das Ausſterben der Indianer ſprechend, ſchließt ten Kate ſein Buch mit den Worten, welche ihm ein weiblicher Sachem bei den Irokeſen über dies Thema geſagt hat: „O werther Bruder, vergieb mir, daß ich mich über einen Gegenſtand verbreite, der mich immer traurig ſtimmt; es macht mich traurig zu wiſſen, daß mein Volk verſchwindet, wie der Sommer in den ſtürmiſchen Winter übergeht!“

[1]) Bull. Soc. d'Anthrop. de Paris 1885.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Zuſammentreffen mit Botocuden.

Hr. Dr. Ehrenreich trug am 6. Februar 1886 der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin über „Land und Leute am Rio Doce“ vor und ſchilderte dabei ein Zuſammentreffen mit den Botocuden, die noch heute die unbeſtrittenen Herren eines großen Theiles des Rio Doce-Gebietes (zwiſchen 19° und 20° ſüdl. Br.) ſind, wie folgt (Verh. der Geſ. f. Erdk. zu Berlin, Bd. 13, S. 105 ff.):

„Am 17. April vorigen Jahres befanden ſich unſere Canoes an der Mündung des Rio das Pancas, als wir ein mit mächtigen Jacarandablöcken rechts und links beſchwertes Boot gewahrten, in dem ſich zwei völlig nackte Indianer befanden. Bei unſerem Anblicke ſuchten ſie ſich zu entfernen, wurden jedoch zutraulicher, als unſer Dolmetſcher ſie anſprach, ihnen etwas Tabak reichte und ihnen mittheilte, wir ſeien gekommen, um ihren Stammesbrüdern an den Stromſchnellen des Fluſſes einen Beſuch abzuſtatten. In Begleitung des bald gleichfalls anlangenden Holzſuchers, dem das Boot gehörte, fuhren wir das anmuthige, von prachtvoller Vegetation umſäumte Flüßchen hinauf zu den Ranchos, die an dem Waſſerfalle des Fluſſes auf einer breiten Sandbank lagen. Hier erwartete uns der Häuptling dieſer Tribus, der Niep-Niep, d. h. die Leute, die „hier“ ſind, Namens Junuk. Bei einem Verkehre mit den Bugres bravos ertönt in ſolchem Falle in der Regel zuerſt der Ruf: burung jakijam nuk, „wir ſind heute nicht wild“. Doch hatten wir hier nichts zu fürchten, da einige unſerer zahmen Indianer mit den Wilden verſchwägert waren.

Der Chef begrüßte uns nach botocudiſcher Sitte, indem er Jeden umarmte, ihm dreimal mit der flachen Hand auf den Rücken klopfte und ihn leicht in die Höhe hob. Nun erſchienen auch ſeine Leute, einige Zwanzig an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder. Sie waren ſämmtlich abſolut nackt und zeigten nicht einmal das ſonſt wohl an Stelle des klaſſiſchen Feigenblattes übliche Helikonien-Blattſutteral. Die Männer waren mit Bogen und Pfeil bewaffnet, trugen den linken Unterarm mit Baſt umwickelt und primitive Meſſer an einer Schnur um den Hals gebunden. Einige Männer, ſowie mit einer Ausnahme die Frauen, hatten den Hinterkopf geſchoren, alles Haar am übrigen Körper abraſirt, ſelbſt die Augenwimpern abgeſchnitten, was den Geſichtern einen eigenthümlich fremdartigen Ausdruck gab. Die Weiber trugen ihre Kinder in Baſtſchlingen auf dem Rücken, wobei die Hände jedes Kindes um den Hals der Mutter zuſammengebunden waren. Uebrigens waren faſt alle, namentlich die Männer, ſchöne elegante Geſtalten von guten Körperformen, ohne jene übermäßige, faſt thieriſche Entwickelung der Muskulatur, wie ſie oft der Neger beſitzt. Ihre Bewegungen zeigten jene natürliche Ungezwungenheit und Anmuth, wie ſie der kleidertragende Kulturmenſch längſt verlernt hat. Glücklicher Weiſe trug keiner den barbariſchen, entſtellenden Nationalſchmuck der großen Holzklötze in Lippe und Ohren. Dieſer Gebrauch iſt im Pancasgebiete im Verſchwinden und nur noch bei wenigen Horden üblich, wogegen die feindlichen Wilden öſtlich von der Serra dos Aimorés dieſe Sitte noch allgemein haben. Ich ſah dieſe Entſtellung nur bei alten Leuten der Aldeamentos. Die Weiber zeigten an verſchiedenen Stellen des Körpers ſpannenlange Narben von Schnittwunden, die ihnen von den Männern zur Strafe für mancherlei Vergehen gelegentlich beigebracht werden. Einen komiſchen Anblick gewährte es, als auf ein gegebenes Zeichen die Weiber mit ihren Kindern auf dem Rücken in unſer Boot ſprangen und ſich um die von uns mitgebrachten Abobras (kürbisartige Frucht) balgten und dieſelben in ihren ſtark geflochtenen Imbiraſäcken fortſchafften. Wir theilten Lebensmittel unter die Wilden aus, und dieſe tanzten nun mit unſeren mitgebrachten Indianern die ganze Nacht an unſeren Feuern ihre von eintönigem Geſange begleiteten Ringtänze.

Oberhalb der Kaskaden lag die Hütte der Wilden, ein einfaches ſchräges Dach von Palmblättern auf einem Stangenroſt, vorn und an der Seite mit Palmblättern zugeſtellt. Vor der Hütte hing ein langer Cipo von einem Baume herab,

an deſſen unterem Ende eine Embiraſchlinge angebracht war, die ſo eine Art Schaukel darſtellte, beſtimmt zu gymnaſtiſchen Uebungen für die Kinder. Letztere ergriffen bei unſerer Annäherung ſogleich die Flucht und wurden erſt mit Mühe zurückgebracht, nachdem wir ihnen verſichert hatten, daß wir nicht gekommen ſeien, um ſie ihren Eltern abzukaufen. Die Holzſucher tauſchen nämlich gern gegen Keſſel und Meſſer Kinder ein, um ſie in einer Art Halbſklaverei im Hauſe zu halten. Dieſer leider ſehr häufige Handel muß über kurz oder lang zu Streitigkeiten führen, die aus dieſen Leuten ſchließlich erbitterte Feinde der Weißen machen.

Die vier Familien der Horde lagerten neben einander, durch ihre Feuer getrennt. Zum Anzünden der letzteren bedienten ſie ſich des altehrwürdigen, aus zwei Holzſtäben beſtehenden Feuerquirls, den ich von ihnen gegen ein paar Schachteln ſchwediſcher Streichhölzer eintauſchte. Auch ihre hübſch geflochtenen Baſtſäcke, ſowie Bogen und Pfeile handelten wir ihnen gegen Tabak, Meſſer und Angelhaken ab. Am dritten Tage verabſchiedeten wir uns unter Darreichung einer Quantität Cachaça von unſeren braunen Freunden, um nach dem Aldeament von Mutum zurückzukehren. Ein Verkehr mit den weiter weſtlich wohnenden Stämmen der Poſheshú und Takruk Krak iſt bei ihrer abſolut feindlichen Haltung augenblicklich unmöglich. Noch vor drei bis vier Jahren beſtand ein leidliches Verhältniß mit ihnen, als ſie noch in der Nähe des Aldeaments von Mutum von Zeit zu Zeit erſchienen. Nachdem es dort zu blutiger Fehde mit den daſelbſt angeſiedelten zahmen Indianern gekommen war, haben ſie ſich nach Zerſtörung des Aldeaments weiter in die Wälder zurückgezogen, wohin ihnen Niemand zu folgen wagt.

Dies Wenige möge genügen, um den außerordentlich niedrigen Kulturzuſtand dieſer Leute zu charakteriſiren. Auch ihre Tage ſind, wie die ſo mancher Naturvölker, gezählt. Ertönt erſt der Pfiff der Lokomotive und der Axtſchlag fleißiger Koloniſten durch die ſchweigſamen Wildniſſe des Rio Doce, ſo werden auch die Aimorés dahingehen, wie jenes unbekannte Volk, deſſen Reliquien wir in Geſtalt von Steininſtrumenten, Topfſcherben, ja ganzer Todtenurnen an verſchiedenen Punkten des mittleren und unteren Stromlaufes unter der Erde antreffen, nur mit dem Unterſchiede, daß wir von ihnen nicht einmal die Spuren ihres früheren Daſeins mehr erkennen werden. Es ſpricht Manches dafür, daß jenes prähiſtoriſche Volk der weit verbreiteten Nation der Tupi angehörte, die, von Südweſten kommend, das ganze Litoral und einen großen Theil des Amazonas-Tieflandes bevölkerten. Im ganzen Verbreitungsgebiete der Tupis finden wir die nämlichen Urneſacte, rieſige Urnen oder Igaçabas und Steinwerkzeuge mannigfacher Art und rohe Pfeifen aus gebranntem Thone, alles Dinge, die den rohen Botocuden urſprünglich fremd waren."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, einer der menſchenärmſten unter den 26 Staaten Deutſchlands, beſteht nach der „Allg. Ztg." außer einigen kleinen Landſtädten faſt nur aus großen adeligen Rittergütern und ebenſo großen Pachthöfen des großherzoglichen Domaniums und kennt einen freien, wohlhäbigen Bauernſtand, außer im Fürſtenthum Ratzeburg, kaum dem Namen nach. In Folge davon iſt es trotz ſeines im Allgemeinen ſehr fruchtbaren Bodens und der günſtigen geographiſchen Lage in der Nähe von Berlin und Stettin der ſchwächſtbevölkerte Staat in ganz Deutſchland; er zählt nur 34 Einwohner auf den Quadratkilometer und zudem hat ſich dieſe ohnehin geringe Bevölkerung noch durch Auswanderung verringert. Während dieſelbe in den Jahren 1875 bis 1880 um 4596 Seelen auf 100269 angewachſen iſt, nahm ſie von 1880 bis 1885 wieder ab und beträgt jetzt nur noch 98400. Dieſe Erſcheinung ſteht in Deutſchland einzig da.

— Nach Forſchungen von Kinkelin, zu welchen die Aufſchlüſſe beim Frankfurter Hafenbau und der Mainkanaliſirung Anlaß gaben, muß das ganze Tertiärgebiet öſtlich des Taunus als ein Senkungsfeld betrachtet werden, das in der Mitteloligocänzeit um 100 bis 300 m niederſank. Die Senkung hat weiter weſtlich noch bis in die ſpäteren Perioden fortgedauert, auch treten ſehr bedeutende Verwerfungen auf, die noch in der poſtpliocänen Zeit fortgedauert haben und deren Linien ganz den Rheinſpalten entſprechen. Nördlich vom Main ſind auf eine Strecke weit noch ganz moderne Senkungen nachzuweiſen, welche das ältere Diluvium in gleiche Linie mit dem jüngeren gebracht haben. Die Senkungen hängen offenbar mit den miocänen Baſaltausbrüchen zuſammen. Von Frankfurt bis Hanau iſt das Mainthal nur durch Eroſion gebildet, dann bis Aſchaffenburg ein zweites Senkungsfeld, das offenbar mit den Baſaltergüſſen von Großſteinheim in Beziehung ſteht. (Bericht Senckenb. Geſ. 1885.)

— Ueber den Kanal durch den Iſthmus von Korinth verbreitet Lloyd's Agent in Athen folgende Angaben. Derſelbe wird oben 22 m, an den beiden Einfahrten 50 bis 60 m breit und 8 m tief werden. Gegenwärtig ſind etwa 1000 Menſchen mit den Ausgrabungsarbeiten beſchäftigt. Von den 12 Millionen Kubikfuß Erde, welche einer Berechnung zufolge ausgegraben werden müſſen, ſind bis jetzt 2½ Millionen ausgegraben, und nach der Weiſe, wie die Arbeiten jetzt betrieben werden, wird die Vollendung des Werkes noch fünf Jahre in Anſpruch nehmen.

— In Rußland ſcheint man einem der „Allg. Ztg." zugegangenen Berichte nach die Koloniſirung des Nordens, namentlich der bisher von Norwegern und Engländern ausgebeuteten Murman-Küſte, ernſtlich in Angriff nehmen zu wollen. Ein im Miniſterium des Inneren ausgearbeitetes Projekt bezweckt, dort und auf der Halbinſel Kola überhaupt die Anſiedelung von ruſſiſchen Unterthanen, aber auch nur von ſolchen, unter ſehr günſtigen Bedingungen zu fördern; auch in den Wäldern des Gouvernements Archangel und eines Theiles des Gouvernements Wologda werden den Anſiedlern nach freier Wahl und koſtenfrei Plätze angewieſen, welche ſie binnen 10 Jahren, während welcher ſie keinerlei Abgaben zu zahlen haben, urbar machen müſſen. Bau- und Brennholz erhalten ſie frei und 40 Jahre lang brauchen ſie von dem urbar gemachten Lande keine Grundſteuer zu entrichten.

Aſien.

— Mr. J. D. Rees, perſiſcher Ueberſetzer bei der Regierung in Madras, hat ſeinen vorjährigen Urlaub benutzt, um das bisher unbekannte bergige Gebiet zwiſchen Kazwin und Hamadan in Perſien, den Karaghan-Diſtrikt, zu durchwandern, und zwar ohne ſeine amtlichen Empfehlungen vorzuzeigen. Denn dadurch hätte er das Volk, mit welchem er in näheren Verkehr treten wollte, nur abgeſchreckt, da es alsdann genöthigt geweſen wäre, ihm ohne Entgelt alle ſeine Bedürfniſſe zu liefern; darum bezahlte er, was er brauchte, und fand faſt überall freundliche Aufnahme. Der höchſte Punkt ſeiner Route lag 9700 Fuß, faſt 3000 m, hoch. Das

Land iſt weit fruchtbarer und bevölkerter als z. B. das Gebiet längs der großen Straße von Teheran nach Iſpahan oder an den Ufern des Perſiſchen Meerbuſens; Rees iſt geneigt, die Geſammtbevölkerung Perſiens auf etwa 10 Millionen zu ſchätzen, während man ſonſt nur fünf bis ſechs annimmt. — Höchſt eigenthümlich iſt die volksthümliche Anſicht der Perſer über engliſche Zuſtände; ſie glauben z. B., daß dort zwei Parteien, „Big“ und „Toori“, beſtändig ſich einander bekriegen, während die „Uruß“ (Ruſſen) viel vernünftiger regiert werden, nämlich durch einen Schah, der keinen Bürgerkrieg geſtattet. Andererſeits ſcheinen die Perſer trotz oder vielleicht auch in Folge ihrer Unwiſſenheit den Europäern gegenüber beſſer geſinnt zu ſein als die meiſten Aſiaten. Das Wort „Farangi“ (Franke) in Perſien hat nichts Verächtliches an ſich, wie Feringhi in Indien. Dagegen ſollte ſich nie ein Europäer ſelbſt als „Kafir“ (Ungläubiger) bezeichnen; als Rees einmal im Scherze die Engländer ſo nannte, wurde ihm dies mit den Worten verwieſen: „Die Anhänger von Seiner Hoheit Jeſus — Friede ſei mit ihm! — ſind nicht Kafirs. Warum wollt ihr euch eine Bezeichnung zulegen, die ſelbſt eure Feinde euch nicht geben würden?“ — Von dem herrlich gelegenen Hamadan mit ſeinen Weingärten, Fruchtbäumen, Weizenfeldern, rauſchenden Bächen und ſeinem köſtlichen Klima ritt Rees durch Kurdiſtan über Kermanſchah nach Bagdad.

— Einem Berichte der Oſtſibiriſchen Abtheilung der k. ruſſiſchen geographiſchen Geſellſchaft in Irkutzk („Oeſtl. Rundſchau“ 1886, Nr. 6) entnehmen wir über die Expeditionen des Jahres 1884 Folgendes: J. P. Dubrow hat eine Exkurſion gemacht, um die Buräten bei Irkutzk und in Transbaikalien in ethnographiſcher Hinſicht zu unterſuchen. Im abgelaufenen Jahre hat er aber nur die Buräten ſtudirt. W. K. Statkowsky hat die bereits 1883 begonnenen geologiſchen Forſchungen in der Umgebung der Stadt Krasnojarsk fortgeſetzt; er hat den größten Theil des Bezirkes Krasnojarsk und denjenigen Theil der weſtlichen Hälfte des Bezirkes von Kansk unterſucht, welcher an der Moskauer Heerſtraße liegt. — J. T. Sawenkow bereiſte im Juni die Ufer des Fluſſes Mana, einen rechtsſeitigen Nebenfluß des Jeniſſei, bis zur Grenze der Bezirke von Kansk und Krasnojarsk, um die daſelbſt an ſieben Stellen befindlichen Inſchriften zu kopiren. Außer den bereits im Jahre 1875 notirten Inſchriften wurden noch zwei neue entdeckt. Weiter bereiſte Sawenkow den Bezirk von Minuſſinsk und zwar beſuchte er die Steppengegend an den Flüſſen Askis, Kutenbulun und Uibat, welche in den Abakan, einen linksſeitigen Zufluß des Jeniſſei, fallen. Hier beſichtigte er viele Kurgane und Grabhügel, welche einſt ſchon Gmelin beſchrieben. Ein nicht allzu großer Kurgan wurde aufgegraben und ein Skelett mit verſchiedenen kupfernen Gegenſtänden gefunden. Eine eingehendere, von Zeichnungen begleitete Beſchreibung der Reſultate wird folgen. Eine große Menge von Alterthümern, darunter 700 Steinwerkzeuge, ſind geſammelt worden.

— Chineſiſche Strafe. Im Frühlinge 1885 wurden in Uljaſſutai (Mongolei) mehr als 30 Urjänchen, welche aus Kemtſchik hingeführt waren, für Raub und Diebſtahl hingerichtet: man ſchlug ihnen die Köpfe ab. Im Auguſt aber fand die Hinrichtung eines Urjänchen ſtatt, der ſeine eigene Mutter ermordet hatte. Man verfuhr dabei folgendermaßen: Man entkleidete den Mörder, führte ihn zu einer Säule und band ihn mittels ſeines Zopfes und verſchiedener Stricke feſt an die Säule. Dann verſtopfte man ihm den Mund durch Watte, welche mit Branntwein befeuchtet war, indem man die Watte mittels zweier dünner Stäbchen hineinſchob. Ebenſo wurden beide Ohren und Naſenlöcher durch Watte verſtopft. Dann packte der Henker die Stirnhaut mit einem eiſernen Haken, ſchnitt hinein und löſte einen Lappen ab, welchen er über die Augen deckte. Der Gehilfe des Henkers beſtreute die blutende Stelle mit einem weißen Pulver, ſo daß die Blutung ſofort ſtand. Weiter ſchnitt der Henker dem Schlachtopfer die Weichtheile der rechten, dann der linken Bruſt ab, die Wunden wurden abermals beſtreut. Jetzt begann der Henker die Bruſt des Unglücklichen mit einer kleinen Lanze, aber nicht ſehr tief, zu durchbohren — es ſchien das furchtbare Schmerzen zu verurſachen. Der Unglückliche ſtöhnte, machte trotzdem, daß er gebunden war, heftige Bewegungen, ſo daß er ſich den Zopf abriß. Dann ſchnitt der Henker dem Verurtheilten den Leib auf, ſo daß die Eingeweide vorfielen. Jetzt löſte man die Banden, der Körper fiel und wand ſich in Zuckungen — nun ſchlug man dem am Boden Liegenden den Kopf ab und packte denſelben in einen Kaſten, um ihn in die Heimath des Mörders zu ſchicken.

(„Oeſtl. Rundſchau 1886, Nr. 4.“)

Afrika.

— Die „Kolonialpol. Korr.“ macht folgende Mittheilungen über die Vorbereitungen der oſtafrikaniſchen Geſellſchaft für die Verwerthung des von ihr erworbenen Gebietes: In Zanzibar iſt eine Station der Geſellſchaft gegründet und eine geordnete Geſchäftsführung eingerichtet worden. In Uſagara ſind zwei Stationen angelegt (die Simaſtation und Kiora). Mit der erſten iſt eine Verſuchsgärtnerei verbunden, die unter der Leitung des Gartentechnikers Schmidt und deſſen Aſſiſtenten Liedtke ſteht; auf der zweiten iſt eine Faktorei angelegt und der Ingenieur Rohde betreibt von dort aus die Vermeſſung und Aufnahme von Uſagara. Eine dritte Station wird zur Zeit in Uſaramo angelegt, zwei weitere im Kilimandſcharogebiete, und eine ſechſte für das Uſambarogebiet iſt ebenfalls bereits hinausgeſchickt. Daneben iſt die Erforſchung des Landes nach verſchiedenen Geſichtspunkten hin in Angriff genommen. Im Kilimandſcharogebiete arbeitet der Geologe Dr. Schmidt im Auftrage der Geſellſchaft. In Uſagara unternimmt der Gartentechniker Schmidt die nothwendigen Vorunterſuchungen. Aus Somaliland hat Herr v. Auderten ſtatiſtiſche Materialien und Muſterſendungen beſchafft. Mit den letzten Expeditionen iſt eine Reihe von wiſſenſchaftlichen Inſtrumenten hinausgegangen, welche ebenfalls zur Zeit bereits für die genaue Aufnahme und Beſtimmung des Landes verwendet werden dürften. In dieſer Richtung ſollen von nun an die weiteren Arbeiten der Geſellſchaft zunächſt ausſchließlich fortgeſetzt werden.

— Das Neueſte hier am Stanley Pool — ſchreibt Dr. O. Lenz aus Leopoldville, 16. December 1885 — iſt, daß das holländiſche Handelshaus in Banana, das bedeutendſte überhaupt in Südweſt-Afrika, bei Kinchaſſa (am Südoſtufer des Pool) ein Stück Land erworben hat, um eine Faktorei reſp. ein Waarendepot zu errichten. Mr. Greshoff aus Mboma war ſelbſt hier, und die erſte Karawane mit Gütern iſt bereits unterwegs. Das Haus wird auch einen großen Dampfer heraufbefördern, um damit am oberen Congo und beſonders an den Zuflüſſen Einkäufe zu machen und Zweigfaktoreien anzulegen. Es iſt dies der erſte derartige Verſuch, und bald werden die anderen Häuſer an der Küſte dieſem Beiſpiele folgen müſſen. Auch die engliſche Baptiſtenmiſſion in Leopoldville verlegt ihre Niederlaſſung nach Kinchaſſa und man ſpricht davon, daß überhaupt die ganze Station Leopoldville dorthin verlegt werden ſoll. Es iſt dort ein beſſerer Boden zur Anlage von Gärten und Plantagen; auch ſind die Waſſerverhältniſſe für die Dampfer günſtiger. Dagegen ſind die eingeborenen Häuptlinge mit der Anlage von Faktoreien am Pool wenig zufrieden. Bisher wurde faſt alles Elfenbein von den Bajanſi-Leuten zu Ngaliema, dem Chef von Kintamo, gebracht. Dieſer verkaufte es an die großen Händler Makitu, Pedro Congo und andere, und von da kam es erſt in die Faktoreien am unteren Congo. Kommen nun die europäiſchen Kaufleute ſelbſt nach dem Poole, bringen Dampfer herauf und kaufen das Elfenbein direkt von den Stämmen des Inneren, ſo ſind die eingeborenen

Händler natürlicher Weise mehr oder weniger ruinirt. Das ist diesen Leuten auch vollständig klar; aber Lenz glaubt nicht, daß sie die Macht haben, in gewaltsamer Weise den Handel der Weißen zu stören, etwa durch Verweigerung von Trägern oder durch Angriffe auf die Trägerkarawanen; dazu ist die Furcht vor Bula Matadi (Stanley's Beiname, jetzt für den Congostaat gebraucht) doch zu groß.

— Am 5. März hat das englische Unterhaus den Vertrag mit der Eastern- und der brasilianischen Submarine-Telegraph-Company wegen Herstellung einer unterseeischen Telegraphenverbindung zwischen St. Vincent und der Insel St. Jago, Bathurst an der Westküste von Afrika, Sierra Leone, Akkra, Lagos und der Nigermündung angenommen.

Australien.

— An den Ufern des in 15° 46′ südl. Br. und 136° 44′ östlich von Gr. in den Carpentaria-Golf einmündenden Mc Arthur R., welcher im Jahre 1883 durch Favenc, Crawford und Andere erforscht wurde, breitet sich schönes Weideland aus. Ein großer Theil desselben ist jetzt bereits von Squattern in Pacht genommen und mit Vieh belegt worden. Die Regierung der Kolonie Südaustralien, zu deren Territorium das Gebiet des Mc Arthur gehört, hat im December 1885 in der Nähe der Mündung dieses Flusses, welcher ungefähr 40 km weit schiffbar ist, eine Stadt unter dem Namen Borraloola angelegt. Die Stadtparcellen wurden zu guten Preisen rasch verkauft, und man glaubt, daß der Ort schnell aufblühen werde.

— Den Niedergang der Kolonie Südaustralien konstatirt auch die starke Auswanderung von dort. Am Schlusse des Jahres 1885 belief sich die gesammte Bevölkerung erst auf 320241 Seelen. Es trafen während des Jahres 1885 von auswärts 12185 Personen (8469 männliche und 3716 weibliche) ein und 18876 (12903 männliche und 5973 weibliche) verließen die Kolonie. Dies bedeutet einen Verlust von 6691 Personen. An die Kolonie Viktoria gingen davon allein 5440 verloren. Dennoch steht es jetzt fest, daß am 20. Juni 1887 eine in Adelaide, der Hauptstadt, abzuhaltende internationale Weltausstellung eröffnet werden soll.

— Baron Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne glaubt, daß die Gebeine, welche kürzlich der Kameeltreiber Billoch Night, ein Afghane, im nördlichen Queensland am Cloncurry River aufgefunden hat, wirklich die der verschollenen Leichhardt-Expedition seien. Im Jahre 1865 wurde in 20° südl. Br. in der Nähe des Flinders ein Baum mit den Initialen L. L. (Ludwig Leichhardt) entdeckt, sowie zwei Pferde angetroffen, welche zu jener Expedition gehört hatten. Wahrscheinlich, meint Baron von Müller, war es in dieser Gegend, westlich vom Cloncurry, wo die Reisegesellschaft ihren Untergang fand. Weitere Nachforschungen sind im Gange.

— Der Naturforscher Dr. von Lendenfeld bestieg Anfang Januar 1886 mit zwei Gefährten auf bisher unbekannten Pfaden den Mount Bogong in 36° 44′ südl. Br. und 147° 6′ östlich von Gr. Es ist dies der höchste Berg in der Kolonie Viktoria mit, wie Dr. von Lendenfeld konstatirte, 6508 engl. Fuß oder 1984 m. Die Besteigung nahm drei Tage in Anspruch, und man verblieb auf der Höhe einen ganzen Tag. Es wurden interessante geologische Beobachtungen gemacht und auch Spuren von Gletschern aufgefunden.

Südamerika.

— Der „National-Zeitung" wird aus Chile geschrieben, daß der bolivianische Kongreß am 26. Oktober 1885 die Summe von 256462 Bolivianos (zu 4 Mark) für die Erbauung einer Fahrstraße von Sucre nach Puerto Pacheco, wo der Rio Pilcomayo schiffbar zu werden beginnt, angewiesen hat. Der Präsident Gregorio Pacheco hat sich an die Spitze der Truppen gestellt, welche seit einigen Monaten an dieser Straße arbeiten; nach Beendigung der Arbeit soll jeder Soldat oder Unterofficier 25 bis 40, jeder Lieutenant oder Hauptmann 60 bis 100, jeder höhere Officier 125 bis 300 ha des von der Straße durchschnittenen Landes angewiesen erhalten. Die Regierung der argentinischen Republik fördert das Unternehmen nach Kräften, da speciell Buenos Ayres durch diesen neuen Handelsweg sehr gewinnen würde.

— Mit Freuden ist die Thatsache zu begrüßen, daß sich in Santiago in Chile ein deutscher wissenschaftlicher Verein aufgethan hat, und daß derselbe die interessanteren Vorträge und Mittheilungen in seinen „Verhandlungen", von denen uns das erste Heft vorliegt, veröffentlichen will. Hoffen wir, daß darin auch die Erd- und Völkerkunde die ihr gebührenden Plätze einnehmen werden, Fächer, in denen Chile unter allen südamerikanischen Staaten fast das meiste (wir erinnern an das Anuario Hidrografica de la Marina de Chile) geleistet hat.

Der sechste deutsche Geographentag.

In den letzten Tagen der Osterwoche soll in Dresden der sechste deutsche Geographentag abgehalten und mit demselben eine Ausstellung der litterarischen Erzeugnisse auf dem Gebiete der Erdkunde verbunden werden. Zur Ausstellung sollen gelangen:

1) Bezüglich der allgemeinen Geographie nur die Litteratur des letzten Jahres (1885 und 1886);

2) Die gesammte Litteratur über die deutschen Kolonien;

3) Geographische Lehrmittel aus dem letzten Jahre,

bei denen sich jedoch die Ausstellungskommission vorbehält, mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum, eventuell eine Auswahl zu treffen. — Die Ausstellung findet in den Räumen des Königl. Polytechnikums statt; für genügende Beaufsichtigung, Versicherung gegen Feuerschaden u. s. w. wird bestens gesorgt werden. Autoren bezw. Verleger, welche die Ausstellung beschicken wollen, werden gebeten, die auszustellenden Gegenstände unter der Aufschrift:

„Zur Ausstellung des sechsten deutschen Geographentages bestimmt"

in der Zeit vom 20. März bis 1. April an Karl Abler's Buchhandlung (A. Huhle) Dresden, portofrei gelangen zu lassen. Sorgfältige Verpackung und freie Rücksendung wird verbürgt.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. XII. (Mit vier Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — H. Brincker: Die Bewohner des Nama- und Damralandes. I. — ten Kate's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika. — Kürzere Mittheilungen: Ein Zusammentreffen mit Botocuden. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Der sechste deutsche Geographentag. (Schluß der Redaktion: 11. März 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preis von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Porto Novo.

Von Dr. **Pauli.**

(Die Abbildungen nach Original-Photographien.)

Ueberall, wo wir in Afrika auf größere Negerdörfer stoßen, ist die Eisenbahn erwarten dem Ursprung der Dampfer über dem der Kanoe zugeschrieben. Der Dampfer ist hier in der That auch eine Neuheit, und ihr Erscheinen hat jene Zusammenkunft, von denen heutzutage mehr und mehr

Porto Novo
DAHOMEY
Toffin
Ouidah
Sklaven-Küste
Weiße Küste
Lagos
Sklaven-Küste
Weiße Küste
Porto Novo
Ouidah
Abomey
Lagos
Badagry
Weida
Whydah
Abeokuta
Ogun
Ogun
Yoruba
Ketu
Ketu
Nigeria
Nigeria
Dahomey
Togo
Togo
Gold-Küste
Gold-Küste
Aschanti
Aschanti
Kumassi
Kumassi
Kong-Gebirge
Kong-Gebirge
Liberia
Liberia
Sierra Leone
Sierra Leone
Guinea
Guinea
Portugiesisch Guinea
Portugiesisch Guinea
Französisch Guinea
Französisch Guinea
Senegambien
Senegambien
Senegal
Senegal
Gambia
Gambia
Timbuktu
Timbuktu
Sahara
Sahara
Marokko
Marokko
Algerien
Algerien
Tripolis
Tripolis
Mittelmeer
Mittelmeer
Atlantischer Ozean
Atlantischer Ozean
Rio Nunez
Rio Pongo
Rio Grande
Rio Grande
Rio Gallinas
Rio Gallinas
Rio Mesurado
Rio Mesurado
Cap Palmas
Cap Palmas
Cap Lahou
Cap Lahou
Cap Three Points
Cap Three Points
Cap Formosa
Cap Formosa
Cap Lopez
Cap Lopez
Cap Negro
Cap Negro
Cap Verde
Cap Verde
Cap Blanco
Cap Blanco
Cap Bojador
Cap Bojador
Cap Spartel
Cap Spartel
Cap Bon
Cap Bon
Cap Matapan
Cap Matapan
Cap Malea
Cap Malea
Cap Sunium
Cap Sunium
Cap Colonna
Cap Colonna
Cap Spada
Cap Spada
Cap Corso
Cap Corso
Cap Carbonara
Cap Carbonara
Cap Bougaroni
Cap Bougaroni
Cap Matifu
Cap Matifu
Cap Ivi
Cap Ivi
Cap Tenes
Cap Tenes
Cap Ghir
Cap Ghir
Cap Nun
Cap Nun
Cap Juby
Cap Juby
Cap Bojador
Cap Bojador
Cap Blanco
Cap Blanco
Cap Verde
Cap Verde
Cap Negro
Cap Negro
Cap Lopez
Cap Lopez
Cap Formosa
Cap Formosa
Cap Three Points
Cap Three Points
Cap Lahou
Cap Lahou
Cap Palmas
Cap Palmas
Rio Mesurado
Rio Mesurado
Rio Gallinas
Rio Gallinas
Rio Grande
Rio Grande
Rio Pongo
Rio Pongo
Rio Nunez
Rio Nunez
Rio Gambia
Rio Gambia
Rio Senegal
Rio Senegal
Rio Sierra Leone
Rio Sierra Leone
Rio Guinea
Rio Guinea
Rio Portugiesisch Guinea
Rio Portugiesisch Guinea
Rio Französisch Guinea
Rio Französisch Guinea
Rio Senegambien
Rio Senegambien
Rio Senegal
Rio Senegal
Rio Gambia
Rio Gambia

bot den Schwarzen Vortheile schmälern will, und der Neger den Fremden ist, was ja oft genügend, den Weißen sie einen Staatsmänner zu halten.

Porto novo, benannt bie Engländer von Yagot und ihre Macht und noch mehr Weißen in gleicher Entfernung Lagoube Porto Novo (3° 30' 48. E. von Greenw.) auszubreiten, welcher nach den Eindringen des Islam unter einem Zipfel seiner Bewohner gleich Abeokuta große Berühmtheit im Handel, Reichenreife auch im Oberlebe zu verzeichnen hat. Das einzige, was sie im Januar 1862 zu Stande brachten, war ein Vertrag mit dem König und mit den Häuptlingen von Porto Novo betreffs der Staatsanstalte. Dahomey, daß in einem Kriege (1) bo den Verträgen auch der Regierung Frankreichs ein gewisser Einfluß zugeschrieb war, ist es noch geblieben, daß sich bei jetzige König Tetsch von Porto Novo entschied, sich mit seinen Unterthanen 1864 bei Übergabe der Franzosen zu unterwerfen. Indessen ist, wie wir weiter unten sehen werden, dieser Eindruck wieder in Wegg und Einflußlosen der Verwohner, auch die Franzosen selbst gar sehr vom großen Vortheile.

Porto Novo liegt nämlich nicht unmittelbar am Ostufer der Mündungen Denuse, sondern ist von denselben durch einen ca. eine halbe geographische Meile breiten Küstenstrich, breite durch eine darauf folgende, fast eine 1600 m breite Lagune getrennt. Den Küstenstrich selbst und den Neger-

Fetische.

dorf Ketrou bewerkenden die Engländer für sich — wie sie auch thatsächlich dem Handelsmann mit dem nöthigen Schutze versehen haben. Ein Theil der Einwohner von Whydah ist nach Porto Novo verpflanzt worden.

Das gegenüber von Porto Novo am östlichen Ufer der Lagune befindliche Negerdorf Ketrou gehört den Franzosen; jedoch kann auch der Weiß selbst Eines ihnen voraussetzen wenig nützen, da letztere mit dem Meere nur durch einen kaum passierbaren Creek in Verbindung steht, welcher englischer Obhut beständig. Die englischen Einrichtungen wurden aber mit Argwohnen.

Doch obgleich keines weit den in Porto Novo wohnenden wenigen Händlern beim bietten Vortheil ihrer Waaren von Ort und noch große Gewinn durch die eigenartige Stellung, die sogenannte Cabina, da sich wegen einer schweren Barre Seeschiffe nur einmal im Jahre ankern können, sondern Flußschiffe Mündungen Denuse gelangen müssen. Diese Cabina ist ein Dorf, gelegen am Ostufer der Lagune, ca. 1 Stunde von Porto Novo entfernt, und hier die Eingeborenhäuser kommt zum Tauschhandel, westlich vom Canonenaufgang, wird die ganze afrikanische Küste in Europa, Nordamerika und Engeland präpariert. Es giebt auch von Yagot nach Porto Novo parallel dem Meeresstrande in der Richtung von Ouse nach Westen hin eben erwähnten Lagune, welche im Süden durch den nach Lemefluß Landstrich mit oft unterbrechungslosen Oberstrich begrenzt wird.

Digitized by Google

Mir bot ſich Gelegenheit, auf einem kleineren, ſogenannten Brandſteamer, welcher nicht tiefer als acht Fuß ging, Mitte des Jahres 1885 die Fahrt von Lagos nach Porto Novo zu machen.

Auf beiden Lagunenufern finden ſich Cocos- und Oelpalmen durch Wärme und Feuchtigkeit zu üppiger Vegetation gebracht, ſowie feingefiederte, baumartige Farne, nur überragt von den Rieſenleibern der Baumwollbäume, die in ihrer Vereinſamung Schildwachen gleichen. Auf dem nördlichen Ufer kommen noch zahlreiche Piſanghaine hinzu, welche, wie überall ſonſt, ein Produkt menſchlicher Kultur ſind. Größere und kleinere Negerdörfer heben ſich maleriſch von der immer grünen Landſchaft ab. Vor allem wichtig iſt der große Handelsplatz Iwuro, weil hier wöchentlich zweimal von den weiter im Inneren wohnenden Negern Palmkerne und Grundnüſſe zum Verkaufe gebracht werden. Hier ſind wir Mitte Weges nach Porto Novo hin. Nun zeigen ſich auch Papyrusſtengel am Strande. Doch erſt zwiſchen Topo, einer unbedeutenden Miſſionsſtation, und Badagry, dem engliſchen Grenzpunkte und der Douane gegen franzöſiſches Protektorat, ſäumen das Ufer neben Mangroven und vereinzelten Blattkeimern jene glatten, dreikantigen Stämme von fünf und mehr Meter Höhe ein. Heutzutage kann man den Papyrus nur noch ein Ueberbleibſel aus alter Zeit nennen. Traurig ſcheinen dieſe Cyperngräſer mit ihren langfaſerigen Wedeln, mit ihren ehrwürdigen Häuptern, welche Perrücken vergleichbar ſind, die Unbrauchbarkeit, der ſie in unſerer Zeit anheim gefallen ſind, zu beklagen, wenn eine ſanfte Briſe ſie hin und her bewegt oder die von der Dampferſchraube erzeugten Waſſerwellen ſie ſchwanken machen. Denn der Transport und die Verwerthung dieſer „verlorenen Kinder“ würde ſich von hier aus nach Verſicherung europäiſcher Kaufleute eben ſo wenig lohnen, wie eine Ausnutzung der Baumwolle von den mächtigen und langlebigen Bombaxſtämmen. Außerdem findet der Neger in dieſer Zone der graziöſen Palmen ein bequemes und leichtes Verdienſt im Anſammeln von Palmöl und Palmkernen, während er die Mühe, das Mark der Cocosnüſſe zu Copra zu verarbeiten, ſeinen Brüdern in Auſtralien überläßt.

Fetiſchiſt.

Bevor wir nach 8 ſtündiger Fahrt Porto Novo erreichen, begegnen uns noch viele Canoes, deren primitive Segel nur wenig vom Winde geſchwellt werden. Die größeren Fahrzeuge unter ihnen zeigen zwar die Form der kleineren, doch ſind dieſelben nicht wie dieſe aus einem Holzſtamme angefertigt, ſondern aus mehreren maſſigen Stücken zuſammengeſetzt, wodurch ſie ein ungleich plumperes Ausſehen erhalten. Am Ufer bei Porto Novo ſieht man die Bevölkerung des Ortes vom Canoe aus angelnd oder, wie an anderen weſtafrikaniſchen Plätzen, durch Gatter den Fiſchfang betreiben.

Das Lagunenufer bei Porto Novo fällt nicht ſchroff zum Waſſer ab, ſondern nur allmählich wird ein Uebergang durch ſumpfiges Terrain vermittelt. Das Feſtland beſteht aus rothbraunem Thon- und Sandmergel von zelligem Gefüge und ſteigt weiter binnenlandes ſanft an.

Abgeſehen von den Gebäuden, die Europäern gehören, und zwei vom ſchwarzen Landeskönige Tofah bewohnten Häuſern fallen die Hütten der Eingeborenen durch ihre Gleichmäßigkeit auf. Sie ſind ſämmtlich aus dichten, großen, rothbraunen Thonklumpen in Bogen- oder eckiger Form aufgeführt und von einem weit überſtehenden, aus vielen Mattenlagen zuſammengeſetzten Dache geſchützt. Fenſter und Thüren ſind äußerſt einfache Holzklappen und finden ſich in einem Hauſe nie zu mehreren.

Um ſich gegen die zahlreichen Schaaren der mannigfaltigſten Ameiſen und Termiten zu ſchützen, beſtreichen die Schwarzen den unteren Theil der Außenwände und den Fußboden ihrer Behauſung mit Kuhmiſt, ſo daß, falls ſich einmal ein Sonnenſtrahl in die Wohnung einzuſtehlen vermag, das verräucherte Dach doppelt düſter und dunkel vom Grün des Bodens abſticht. Man denke aber nicht, daß durch dies Verfahren, das des öfteren wiederholt werden muß im Jahre, Unſauberkeit oder auch nur übler Geruch entſtehe. Vielmehr iſt daſſelbe ſo wirkſam, daß jene Inſekten nunmehr auf die Umgebung der Hütten beſchränkt ſind und nun eine Beute der buntgezeichneten kleineren Eidechſen werden, deren ich an keinem anderen Orte der Weſtküſte ſo viele ſah.

Da ein Theil der Bewohner von Porto Novo ſich zum Islam bekennt, exiſtiren hier auch Moſcheen und zwar fünf an der Zahl, welche vortheilhaft durch ihre größere Bauart von den anderen Häuſern der Eingeborenen abweichen, aber auch ſchon durch einen Koranſpruch in arabiſcher Sprache über der Thür und durch den Namen des Alufa, des zugehörigen Prieſters, kenntlich ſind. Das Innere der Moſcheen bietet im Vergleiche mit denen im Oriente nichts Bedeutendes und Auffallendes, um ſo weniger, weil wir keine Verſinnbildlichung des mohammedaniſchen Glaubens vorfinden. Grün iſt die Farbe des Propheten, weshalb grüne Gläſer und Vorhänge, grüne Ketten und Schnüre zur Dekoration ſeines Heiligthums beliebt ſind. Doch bleibt der Raum immer ein öder, und eine düſtere Monotonie wirkt ertödtend auf den Fremden ein. Ebenſo wenig erbaulich iſt es, ſchon lange vor Sonnenaufgang aus dem kleinen Thürmchen das Lärmen der Wächter jeder Moſchee zu hören, wenn er gegen Oſten ſein Gebet herausſchreit und dann nach allen Windrichtungen hin die Gläubigen mit lauter Stimme zur Andacht mahnt.

Die Mohammedaner gehören zum größten Theile zum Stamme der Yoruba; die übrigen ſind Heiden und Fetiſchverehrer, wie die Popo und Ewe, deren eine Menge in Porto Novo wohnt, und deren Gebiet ſich nach dem Königreiche Dahome, den Orten Groß- und Klein-Popo erſtreckt. Die Einwohnerzahl der Stadt Porto Novo wird von dort anſäſſigen weißen Kaufleuten, welche ein bedeutendes Palmöl- und Kerngeſchäft betreiben, auf 35000 geſchätzt. Für das ſtets etwas größere Lagos, das 1881 nach einem Cenſus 37452 Einwohner hatte, wird man, ohne fehl zu gehen, als Bevölkerungszahl jetzt 40000 annehmen dürfen. Denn von 1871 bis 1881 hatte es ſich um 8934 Perſonen vermehrt.

Natürlich lassen wir bei dieser Auffassung die Mischformen Schädel und die analogenden Schädel wieder außer Acht. Negger, denn mit ihnen wird Gegod damals schon eine Bevölkerung von mehr als 75 000 Einwohnern auf.

Außer den etwa 3000 in Porto Novo zum Handelsinteressen wohnenden Brasilern befinden sich hier noch die Mitglieder der englischen Baptisten- und einer französischen katholischen Mission, die bei ihrem relativen Fleiß auch mehreren einheimischen Nationen. In ihren Kapellen, welche sich durch ihre Größe auszeichnen, wird jeden Sonntag, wie der wenige katholischen Europäischen und dem Zuwachs, einem wachtigen Chor in der Hand, sind unter den Missionaren Gebäuden, die, wie der Italiener Peter Carreño, als Gründerväter auf Weiße und Schwarze einen wesentlichen Einfluß ausgeübt haben. Der Erfolg beider Missionen ist bisher nur ein geringer. Christentum und Heidenthum, Mohammedanismus und Fetischdienst stehen einander schroff gegenüber.

Der Fetisch nicht den Europäerinnen, aber von einer Familie, aber gar von einem ganzen Stamme, immer aber mit viel Dingen und Dingen angehetzt. Durch Schläge glaubt der Europäer seinen Fetisch zur Erfüllung einer Bitte gefügsamer zu bringen. Wenigen aber Thatsachen, die ich in Porto Novo selbst beobachtet, will ich in Porto Novo nicht beobachtet. Gewöhnlich besteht der Fetisch in einem Steine, Knochen oder Holzstücke, einer roh und Metall geschmiedeten Figur oder ausgeschnitt und Holz,

Der Gelehrte (Fürchtbestrafung) Was mit seiner Familie.

gefährlichen Puppe. Da hatte eine Familie, welcher bei eine von Zeugt geborenen Zwillingen gestorben war, und Ehe, eine dem Verstorbenen zunächst möglichst wenig ähnliche Figur, die sie in ihrer Wohnung aufbewahrt. Von der guten Verehrung dieser Puppe, der hatte von der Familie als Heiligthum verehrt wurde, hing das Wohlergehen des lebenden Kindes von man an abhängig. Doch auch von Seiten des ganzen Stammes findet an gewissen alljährigen Tagen, welchen Fetische in kleinen überdachten Hütten über im Schutze der Bäume aufbewahrt werden, zu Ehren dieser ihrer Schutzgeister Opferfeier ein gemeinschaftlicher Tanz statt, welcher bei der weißen Bevölkerung als wildes Phantasie der Negger bildig in blutigen Menschenopfern zur Erscheinung tritt. Grausig ist der Name eines solchen Fetischfestes bei Porto Novo.

Vom Königs selbst sollen oft ähnliche kannibalische Fetischfeiern auch bei der Jahresfeier verwandelt werden sein, welche ein Deutsch hat zu solcher Zeit zu der Königs Residenz Abomey gehen, um dem Schauspiel beizuwohnen zu können. Der Europäer soll nämlich nicht über die ihm seinen verübten Grausamkeiten orientirt werden, obschon die im Orakel vor der Stadt nach heutigen Ungarn vorgetanzten, schrecklich entsetzlichen Leichen scheinbar Gefallener deutlich genug auch Kunde der heutigen Europäer gebrachten haben. Unglücklichen Frauen, die durch das Fetisch von Fetischpriestern der Hexerei angeklagt sein, wird man bei solchen Gelegenheiten Nasen, Ohren und Brüste

ab und sich für kurze erfurmungsfähigt verfolgten. Ein dem Hauptquartier des Königs gegenüber gelegenes Haus, dessen Insassen sie sehr wohl kannten, wurde von ihnen ebenfalls mit Kugeln begrüßt. Die Soldaten, welche sich in diesem Hause befanden, mußten sich in die Keller flüchten, wo sie sich vor den Kugeln sicher wähnten. Aber die Neger wußten es besser und drangen durch die Fenster in die Keller ein, um die Soldaten mit Messern zu erstechen. Diese Mordthat wurde jedoch durch das Dazwischentreten einiger Offiziere verhindert. Die Neger wurden mit Gewalt zurückgetrieben und ihre Opfer gerettet.

Der Fall dieser Stadt erfolgte am 28. Juni. Die Einwohner hatten sich in ihren Häusern verschanzt und Posten an den Straßenecken aufgestellt, um jeden Soldaten, der sich auf die Straße wagte, niederzuschießen. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet.

Der Fall dieser Stadt erfolgte am 28. Juni. Die Einwohner hatten sich in ihren Häusern verschanzt und Posten an den Straßenecken aufgestellt, um jeden Soldaten, der sich auf die Straße wagte, niederzuschießen. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet.

Der Fall dieser Stadt erfolgte am 28. Juni. Die Einwohner hatten sich in ihren Häusern verschanzt und Posten an den Straßenecken aufgestellt, um jeden Soldaten, der sich auf die Straße wagte, niederzuschießen. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet.

Der Fall dieser Stadt erfolgte am 28. Juni. Die Einwohner hatten sich in ihren Häusern verschanzt und Posten an den Straßenecken aufgestellt, um jeden Soldaten, der sich auf die Straße wagte, niederzuschießen. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet.

Der Fluß von Königstown.

Der Fall dieser Stadt erfolgte am 28. Juni. Die Einwohner hatten sich in ihren Häusern verschanzt und Posten an den Straßenecken aufgestellt, um jeden Soldaten, der sich auf die Straße wagte, niederzuschießen. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet. Die Soldaten, welche sich in ihren Häusern befanden, wurden durch Kugeln, die durch die Fenster geschossen wurden, getödtet.

Digitized by Google

sind Thierschaugruppen, die ich Menschen vorgezogen wurden, ist es gelungen, sein Haupt wieder mit Haaren zu bedecken.

Das persönliche Königsland liegt in der Nähe einer großen von einer Schwanenart umgebenen Insel, in welcher nur Thiere leben dürfen. Dieselben sind in mehreren umzäunten engen Thiergärten, mit eigenen Thüren, Durchlässen, Brunnchen und Netzen versehen.

Hier hält der König seine und 300 Pferden beschäftigen den Tauben, durch welche verschiedenfarbige Kugelchen er ebenso bequemlich wie durch das Fenster den Zuschauern, den Hof oder die Stadt Wien und Umgebungen seinen Besuch ankündigt. Augenblicklich ist jener Thurmwart sehr beschäftigt, denn nicht so, daß der gute Gott und Mathematikerinnen einen anderen König seinem Hinterhaus als den durch die Thüren. Dieselben sind von Thürhütern bewacht, welche kostenfreien, wie viel Trinkgeld der Königl. Hofbesitzer zur Thür und dann auch Verkauf an entsprechende Kundleute bringen. Haben sie von dem einzelnen Thiergarten empfangen, so gewähren sie gewisse Summen ersteren, da sie bestehen einen bestimmten Theil zu zahlen. Ferner sind Thiere, welche Eigenthum des Königs sind, Einnahmen von seinen Unterthanen. Dem Neuen nach Königen von den mit angeschlossen Thieren, die der König haben erhielt, daß sie in seiner Thür Zucht trachten dürfen. Von einem nur glaubwürdig erscheinenden Zweifaden machen sie in regelmäßigen Abwechsel und mehr als 100 000 Thier jährlich gerichtet, damit der König häufig genug in einer der herrlichen Lieblingsthiere Thiere besuche, von Frankfurter erscheint auch am Geschäft hätte.

Die Leichen jener Thiere bringen die Thürhüter und die lustigen Königlichen Thiere, welche von den Kutschern auch den Gestank an verwesenden Thieren lebend der Schwanen übernehmen — um auch heute dem Könige einen Fest zu

Jesus vom Marterl kommend.

Taubenjäger.

bereiten zum Diner, der jedoch eher sehr wenig gnädige Miene bei der Thür zur Thüre trug.

Ein Thürhüter — Herr Peter Peters — bemalt einen Taubenschlag, der in einer Nacht von 15 Schwanen Tauben und Gemsgamsen zur Verfügung, ohne daß König Leopold und Wachtel auf den Wiese nimmt eher besitzt bei Kostüberg seiner Thürschließchen findet. Auch hob in seinem königlichen Zuhause's aufgeschaft der unsererer Thüre tolerieren!

Nur der kommandierende Wächter hat seinen Sitz in der Stadt selbst, oft ein Spießball der Damen bei Königl. welcher sich auch benutzt ist, daß die Fremden ihn sehr selbe schnell aufgerufen können. Dann über Gegen werden die Königlichen niemals ein französischen Königlich nach Porte Rose benannt seien, unbereitet kann durch bei Menschen bei Thüren Besuchen Gast seine erhebliche Mühe haben französische Taubenspringen auf einmal verhalten werden. Zu nun Jahrzehnt bleiben mehr und dem schlagen Kindheit seiner Brief zu ergeben vermag, so ist es ihm

Digitized by Google

unmöglich, der Selbstüberhebung und Barbarei von Seiten des Königs Tofah zu steuern. Dieser Uebelstand ist für die anderen dort von Geschäfts wegen weilenden Weißen, ganz besonders aber für die Deutschen sehr empfindlich. So hat der König einmal mehrere Wochen lang eine deutsche Faktorei für geschlossen erklärt, so daß in derselben weder eingekauft noch verkauft werden durfte.

Allein durch kühle und ruhige Ueberlegung gelang es einst einem deutschen Kaufmanne, sich vor der Unbill und den drohenden Schlägen des angetrunkenen Königs zu schützen und ihn ohne übele Folgen von sich fern zu halten, als Tofah ganz unvermuthet ankam und europäische Waaren zu erpressen suchte. Als bei dem dadurch verursachten Lärm ein Theil des herbeigeeilten königlichen Harems sah, wie der Weiße entschlossen schien, nicht nur sein Leben, sondern auch die geringste körperliche Mißhandlung in böser Weise an ihrem gemeinschaftlichen Herrn zu rächen, suchten sie ihren tobenden Gatten zu beschwichtigen und abzuführen, was ihrem vielzüngigen beredten Einflusse auch für dieses Mal gelang. Zur Verantwortung und Rechtfertigung wegen dieses „Palavers" wurde König Tofah von französischer Seite nicht gezogen, weil das Protektorat damals zwar schon bestand, aber in Wirklichkeit noch nicht officiell erklärt war.

Von einem anderen Herrscher in Porto Novo, dem etwa in der Nacht eine Art Straßenpolizei obläge, haben mir glaubenswerthe Deutsche keine Angaben gemacht; auch habe ich während eines zweimaligen längeren Rundganges in der Stadt zu nächtlicher Stunde nichts von einem „König der Nacht" bemerkt[1]).

Die Straßen der Stadt sind eng und schmutzig, bieten aber ebenso wie größere Marktplätze (welche denen des mittleren Sudan wie Bornu auffallend gleichen müssen) mit den einheimische Produkte und europäische Artikel feilhaltenden Weibern, mit den strickenden und flechtenden Männern, mit den feierlichen Begrüßungen der Mohammedaner ein buntes und bewegtes Bild.

Der König allein gestattet sich außerhalb seiner Wohnung den Luxus europäischer Kleidung und einheimischer Holzsandalen oder gestickter Lederschuhe. Seine Unterthanen haben kurze, bis zum Knie reichende Hosen, schlagen ein großes Tuch über die Schultern und tragen auf dem Haupte eine Art Kappe oder Zipfelmütze, die, wenn man sie aus weißem Zeuge fertigte, der Kopfbedeckung unserer inländischen Köche oder Konditoren gleichen würde. Die Frauen gehen mehr oder weniger in Tücher eingehüllt, mit den verschiedensten Abwechselungen im Faltenwurfe. Gemeinsam ist ihnen allen das Tragen ihrer Säuglinge — oft auch dreijähriger Kinder —, die durch ein Tuch auf dem Rücken der Frau festgehalten werden, so daß die Arme der letzteren ungehindert jegliche Arbeit verrichten können. Will das Kind trinken, so wird es etwas seitlich herumgeschoben.

Bei beiden Geschlechtern sind Fingerringe beliebt. Männer tragen mit besonderer Vorliebe um den Oberarm Ringe von Daumen-Dicke aus Glas, Thon oder Metall. Importirte Perlenketten sieht man seltener. Dagegen tragen Mann und Frau auf dem nackten Körper um die Hüften Perlenschnüre oder Schlangengerippe, auf Fäden gezogen, schmiegsame und elastische Ruthen, an denen allerlei Amulette, wie Leopardenzähne oder Krallen, Nüsse oder Holzstückchen verschiedener Form, als Schutzmittel gegen Krankheiten und Dämonen oder als Privatfetische hängen.

Frauen mit Schnüren um den Hüften.

Männer schminken sich seltener als die Frauen unterhalb der unteren Augenlider in Centimeter-Breite mit einem Bleierze, das vom oberen Niger über Lagos gekommen ist und Tripo genannt wird. Von dem auch dort vorkommenden Moschusthiere nimmt man ein Stückchen Fell, um damit das pulverisirte Blei aufzutragen, wodurch man sich zugleich je nach Geschmack angenehm parfümirt. Alle diese Schmuckutensilien bewahrt man in Büchsen auf, die aus Ziegenfell hergestellt sind. Manchmal sieht diese Art der Färbung höchst interessant aus, da durch Anwendung derselben die dunkle Farbe der Regenbogenhaut (um die Pupille herum) sich von dem „Weißen des Auges" noch mehr abhebt. Eine andere Art der Tatuirung wird wenig ausgeübt. Doch sieht man bei vielen Vertretern beider Geschlechter auf jeder Backe drei nach dem Mundwinkel hinziehende narbige Einschnitte. Die Träger dieser Zeichen gehören meist dem Stamme der Yoruba an, deren Idiom auch als das hauptsächlich gesprochene anzusehen ist. Als Umgangssprache mit den Weißen bedienen sich die bedeutenderen schwarzen Händler trotz der französischen Besitzergreifung des Englischen.

Bei einigen Bewohnern fanden sich auch längs des Rückgrats auf beiden Seiten quer und kreuzweise laufende Narben vor, welche durch Einreiben eines schwarzen Farbstoffes besonders hervortreten. Als Schmuck in den Ohren trägt das weibliche Geschlecht in den allmählich ausgeweiteten Ohrläppchen markstückgroße rothgefärbte Holzstückchen.

Die in Porto Novo gemischt wohnenden Stämme der Yoruba, Popo und Ewe sind von äußerst vortheilhaftem Wuchse: selten sind ihre Nasen hervorragend aufgestülpt oder haben sie platte Füße oder leiden an Wadenlosigkeit. Im Gegentheil, man findet eine Menge anziehender Gesichter, die auch von Intelligenz zeugen. Doch läßt bei ihnen die Reinlichkeit sehr viel zu wünschen übrig.

Die männlichen Bekenner des Islam kleiden sich abweichend von der eben beschriebenen Tracht. Aeltere Mohammedaner pflegen sich das Haupt mit langen schmalen Tüchern turbanartig zu umwickeln, von denen eine Tour unter dem Kinne hindurchgeht. Am Oberkörper tragen sie faltenreiche Hemden mit weiten Aermeln. Das zu oberst getragene Gewand ist meist aus heimischem Zeuge angefertigt und auf der linken Brustseite mit zahlreichen Stickereien versehen, ebenso wie ihre Pluderhosen. Verschlungene Linien, Sterne und Arabesken werden meist als Muster gewählt und vorwiegend in Grün ausgestickt. An den Füßen tragen sie Lederschuhe oder Holzsandalen, welche beim Betreten einer Moschee abgelegt werden. Der Preis eines solchen mohammedanischen bestickten Anzuges beläuft sich auf mehr als 100 Mark.

Oft begegnet uns einzeln der schwarze Muselmann, nach Weise der Katholiken eine Art Rosenkranz an bunter Schnur

[1]) Von einem solchen berichtet H. Zöller in seinen „Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Camerun" I, S. 66. Red.

durch die Finger ziehend, wobei nicht ausgeſchloſſen iſt, daß derſelbe Suren aus dem Koran herleiert. Treffen geringere auf mächtigere Glaubensgenoſſen, ſo fallen ſie in die Knie, beugen den Kopf bis zur Erde und eine endlos lange Unterhaltung beginnt mit einem untergebenen Gruße, der gnädigſt erwidert wird. Bei bedeutend höher Stehenden iſt die Ceremonie nur eine kurze. Sonſt aber macht die Frage: „wie gehts deinen Kindern?“ den Anfang; es folgt die Erkundigung nach dem „älteſten Sohne“, im Speciellen nach den „Frauen“ und den „Viehheerden“. Hat der Fragende geendigt, ſo beginnt ſeitens des Gefragten das gleiche Spiel. In Bezug auf den Gruß der Weiber gegen ihre Glaubensbrüder glaube ich das Gleiche bemerkt zu haben; jedenfalls habe ich ſie gegen höher geſtellte Mohammedanerinnen, die ebenſo wenig wie die Anderen verſchleiert gehen, den Fußfall machen ſehen.

Die Weißen betreiben hier nur Engros-Geſchäfte, indem ſie die üblichen und bekannten Waaren einführen, welche auf dem afrikaniſchen Markte für Landesprodukte gefordert werden. Unter ſich ſieht man die Schwarzen neben Streichhölzern, Thonwaaren (wie Teller, Pfeifen, Töpfen), Meſſer, Bindfaden, Tabak, Zeugen auch einheimiſche Sachen verkaufen: Erdnüſſe, Mais, Yams, Erbſen, Bohnen, Zuckerrohr, geräucherte Fiſche; ferner ſelbſt geflochtene Strohmützen und Baſthüte mit einem koloſſalen Rande, ſo daß ſie ſowohl als Regen-, als auch als Sonnenſchirm ſehr praktiſch ſind. Außerdem verfertigen ſie aus dem Baſte der Piſang oder Savannengräſer ſehr dauerhafte größere und kleinere Körbe, Matten und Decken, aus Palmrippen Stühle, aus Ziegenfellen große Fächer und Schuhe, welche geſchmackvolle Stickereien aufweiſen. Der in Porto Novo anſäſſige Weiße ſucht wohl dann und wann derartig ethnographiſch wichtige Dinge zu ſammeln, aber als ein Handelszweig kann ein derartiger Kauf nicht bezeichnet werden.

Der Schwarze arbeitet auch aus Kupfer Fächer und Meſſer, welche mit ſubtilen Eingravirungen verſehen ſind oder auch ciſelirt werden. Schmiedeten ſie früher Ringe aus Silber, das aus dem nördlichen Inneren kam, ſo ſchmelzen ſie heutzutage das von Weißen in ziemlicher Menge importirte engliſche Silbergeld in ſelbſt gebrannten thönernen Gefäßen ein, ſchneiden in Holzſtücke Rinnen, aus denen ſie dann das ausgefloſſene, kaum erſtarrte Metall nehmen und zu Finger- oder Armringen verarbeiten. Aeußerſt geſchmackvoll ſind die Ringe gerifft und verziert. Dabei bedienen ſie ſich der Säure zerſchnittener Limonenſcheiben, um durch Reiben eine Politur des Ganzen zu erzielen. In gleicher Weiſe ſtellen ſie aus Kupfer, Bleierz oder einer Metallmiſchung ihre Fetiſchfiguren her.

Kann man in den Straßen von Porto Novo die Neger bei ihren einzelnen Beſchäftigungen beobachten, die ihnen im kleinen Maße ein gewiſſes Verdienſt ſichern, ſo trifft man auf freieren Plätzen auch ihre Doktoren mit den vor ihnen auf Matten ausgebreiteten Inſtrumenten. Kleinere Meſſer, eiſerne Spitzen, zum Schröpfen beſtimmte kleine Hörnchen von Ziegen, Antilopen oder Gazellen, Schnüre, Kräuter und Tränkchen machen ihren mediciniſchen Apparat aus. Derſelbe wird von der großen Menge und den Patienten, die ſich an Ort und Stelle von ihnen behandeln laſſen, mit Ehrfurcht angeſtaunt.

Weil an baarem Gelde das Silber dem Golde bei Weitem vorgezogen wird, ſo iſt im Kleinhandel neben Silber große Nachfrage nach Kauri-Muſcheln. Es werden dieſe kleinen, 2 cm langen, gelblichweißen Porzellanmuſcheln der Kauriſchnecke (Cypraea moneta) aus dem Indiſchen Oceane in Säcken von der Oſtküſte Afrikas auf dem Seewege um das Kap der guten Hoffnung herumgebracht. Solch ein importirter Sack Kauri, der 24 000 Stück enthalten ſoll, koſtet den Weißen in Porto Novo etwa 9 Mark. An dieſem Orte werden aber 2000 Stück einer Mark gleich gerechnet, ſo daß der Kaufmann einen Reingewinn von 25 Proc. erzielt. 20 000 Kauri machen einen kleineren Sack aus, welchen man in der Yorubaſprache okokan nennt (oke, Sack, okian, einer).

2000 Kauri heißen	egbah	=	1 head
40 „ „	ogaji	=	1 string
200 „ „	igbawo	=	5 „

40 Kauri würden alſo einen Werth von zwei Pfennigen repräſentiren. Und doch ſieht man oft um ein paar Kauri die Marktweiber feilſchen! Ein anderes heiteres Bild kann man oft beobachten, wenn die Händlerinnen Abends bei einer Oellampe, deren Inhalt, dickflüſſiges Palmöl, einen Docht von Baumwolle ſpeiſt, ihren Tagesverdienſt zuſammenrechnen und mit Neid bei Anderen einen reichhaltigeren Erfolg wahrnehmen. Daß es dabei auch nicht an Weibergeſchrei und Gekeife, Gezänk und Geſchimpf fehlt, braucht kaum bemerkt zu werden.

Hat Schachern und Handeln ſein Ende erreicht, ſo ſuchen ſich die Neger in Porto Novo durch Spiel und Tanz zu ergötzen. Klappernde Schellen, die um ausgehöhlte Calabaſſen gehängt ſind, der einförmige Ton des Tamtam oder der laute Lärm einer größeren Trommel ermüden das Ohr des Europäers. Weiber habe ich nicht tanzen ſehen; doch wird es in gleicher Weiſe der Fall ſein, wie bei anderen Negerſtämmen. Sehr beliebt iſt ein Brettſpiel, das von ſelten mehr als zwei Perſonen mit Nüſſen, Kernen, Muſcheln oder Steinchen geſpielt wird. Aus weichem Holze ſchneidet man ein ca. 25 cm breites und $^3/_4$ m langes Brett, welches dann zu zwei Reihen mit je ſechs fauſtgroßen Aushöhlungen verſehen iſt. Die Spieler ſetzen dann mehrere Steine in die erſten Löcher und ſcheinen ſich dann analog unſerem Damenbrettſpiele zu ſchlagen zu ſuchen: doch vermag ich nicht genauer die Pointe des Spieles anzugeben.

Als Arbeiter für die Weißen werden in den Faktoreien auch in Porto Novo Krunneger von der liberianiſchen oder Pfefferküſte verwendet, welche aber nach Jahresfriſt ihrer Heimath wieder zueilen. Dahingegen haben ſich aus Akra und von der Goldküſte einige Fanti angeſiedelt, um ſich durch Ausübung eines Handwerkes einen Verdienſt zu erwerben. Einige ſind mit Porto-Novo-Frauen verheirathet, andere haben ſich aus ihrer Heimath ihre Weiber nachkommen laſſen. Oft genug ſind noch Mina, welche auch von der Goldküſte ſtammen, beim Verladen der Schiffe thätig: ein Stamm, der ebenſo ſchmutzig als träge iſt, ſo daß bei eiliger Arbeit gar häufig noch Porto-Novo-Neger herangezogen werden müſſen. Da es ſich hierbei um Löſchen von Waaren aus Europa und Laden von einheimiſchen Produkten handelt, die vom Lagunenufer zur Faktorei oder umgekehrt transportirt werden müſſen, ſo haben der beſſeren Kontrolle wegen einige Faktoreien Münzen oder Marken mit ihrer Firma prägen laſſen, deren einzelner Werth einer einzelnen Arbeitsleiſtung entſpricht. Halbwüchſige Jungen und Frauen mit ihren Kindern drängen ſich dann, um zuletzt die erworbenen Geldſtücke entweder gegen Waaren und Kaurimuſcheln einzutauſchen, oder ſie, da dieſelben durchlöchert ſind, auf Fäden zu ziehen und als Halsſchmuck zu tragen.

Wie ſchon bemerkt, ſind die Monate Juli bis Anfang Oktober die regneriſchen, daher auch die kühlſten. Damit hängt auch die in dieſen Monaten beobachtete größere Sterblichkeit der Schwarzen und die leichtere Dispoſition der Weißen zu Erkrankungen zuſammen. Unerträglich

trocken und heiß ſoll es im December, Januar und Februar ſein, wo Nachts ein heißer, Sand mit ſich führender Wüſtenwind, der Harmattan, und tagsüber nur eine unbedeutende Seebriſe weht. Während meiner Anweſenheit in Porto Novo im Juli ſchwankte das Thermometer zwiſchen 26° und 31° C. Die dort anſäſſigen Weißen hatten meines Erachtens zumeiſt ein ungeſundes, gelbliches Kolorit.

Außerhalb der Stadt Porto Novo ſehen wir auf dem fetten körnigen Lehmboden Kulturgewächſe üppig gedeihen. In großen Zügen ſind die Vegetationsformen hier vor uns ausgebreitet. Zunächſt bemerken wir Wieſen, auf denen verhältnißmäßig großes Rindvieh, viele Schafe und Ziegen weiden; weiter dem Inneren zu ſteigt der Boden allmählich an und weiſt ſchöne Palmenhaine auf, während im Hintergrunde der tropiſche Hochwald das Bild abſchließt. Wie der Jäger in dem Schilfe der Lagunen auf reiche Beute an Wildenten rechnen kann, ganz abgeſehen davon, daß er zum Schuſſe auf Krokodile kommen kann, die hier wegen des Fiſchreichthums der Lagune den Menſchen weniger gefährlich ſein ſollen, ſo iſt dem ſicheren und vorſichtigen Schützen ſtets gute Jagd an Rebhühnern im Felde, an Wildtauben und Affen in den Palmenkronen, an ſcheuen Antilopen und flüchtigen Gazellen, liſtigen Buſchſchlangen und lebenden Leoparden im Urwalde zu garantiren. Tagsüber ſieht man auch an den Baumzweigen vereinzelt ſtehender Baumwoll- und Affenbrotbäume eine Unzahl fliegender Hunde hängen, die Nachts mit viel lagenahnlichem Geſchrei in den Anpflanzungen der Pflanzbeſtände oft großen Schaden thun.

Will man jedoch ein gutes Pelzwerk oder einen vollſtändigen Balg oder ein möglichſt wenig ladirtes Skelett jener Thiere erlangen, ſo muß man immer ſelbſt zum Gewehre greifen, da die Eingeborenen die Klauen, Hufe oder Krallen gern als Amulette und Fetiſche für ſich ſelbſt behalten und in roher Weiſe vom übrigen Körper trennen.

Während meiner Anweſenheit ereignete ſich bei ſolch einem Jagdzuge leider ein unangenehmer Zwiſchenfall: Ein eifriger und ausgezeichneter Schütze deutſcher Nationalität, der niemals ohne erhebliche Jagdtrophäen heimzukehren pflegte, war bei einem Ausfluge auf der Lagune ſeines Gewehres und Geldes, ſeiner Uhr und Beute (15 Enten) beraubt. Im ſchwankenden Canoe zwiſchen Schilf und Moor ſah er ſich plötzlich vielen Schwarzen gegenüber; er mußte, weil er allein war, der Uebermacht weichen und ſich in ſein Schickſal ergeben. Der franzöſiſche Reſident hat auf energiſches Drangen der Deutſchen die Hauptattentäter ausfindig zu machen gewußt und ſie mit Schlägen angeblich beſtraft, ohne daß König Tofah remonſtrirt hatte. Auch wurde der Weiße wieder in den Beſitz ſeines geraubten Eigenthumes geſetzt.

Aus all dem bisher von Porto Novo Bekannten können wir erkennen, daß nicht nur über den düſteren Wäldern und über dem geheimnißvollen Inneren Afrikas ein ſchwer durchdringlicher Schleier ruht, der Diebſtahl, Raub und Mord verhüllt, ſondern daß auch nahe der Küſte gelegentlich alte Sitten der Eingeborenen zum Durchbruche kommen, welche abzuſchaffen das Ziel aller civiliſirten Nationen ſein muß.

Cagnat's und Saladin's Reiſen in Tuneſien.

VII.[1])

Ko. Die Reiſenden verließen Kairuan wieder in Begleitung der topographiſchen Brigade und unter der Eskorte einer Kompagnie, welche der unſichere Zuſtand im ſüdlichen Tuneſien noch nöthig machte. In einer guten Stunde erreichte die Kolonne das vollſtändig ausgetrocknete Bett des Uëd Zerud, welches die Kameele ohne große Schwierigkeit überſchreiten, nur einige Tamarindenſtämme und einige verkümmerte Oleanderbüſche deuten an, daß hier ſonſt Waſſer fließt. Auf der anderen Seite geht es weiter durch den Buſchwald, einer kaum erkennbaren Pfadſpur folgend, durch völlig unbewohntes Land. Dann und wann erkennt man in der Ferne Mauerreſte, aber wenn die Archäologen im Galopp hineilen, ſind es die Trümmer irgend eines Gurbis oder eines Oekonomiegebäudes aus neuer Zeit. Gegen 2 Uhr wird der erſte Lagerplatz erreicht, der Henſchir Hadſcheb el-Aiun, aber auch hier ſind die Ruinen ſehr unbedeutend, ein halbzerſtörtes Mauſoleum, halb ausgefüllte Waſſerbehälter, weiterhin ein paar Mauerreſte ohne erkennbare Form. Ein paar Quellen von geringer Waſſerfülle und mit ſchwach ſalzigem Waſſer haben der Stelle den Namen gegeben, der ſich übrigens auch an einer nicht weit entfernten Lokalität an der Straße nach Gaſſa findet.

Am anderen Morgen geht es wieder durch die Einöde weiter, aber bald belohnt die Entdeckung einer wohlerhaltenen Römerſtraße den Eifer der Reiſenden. Es iſt die alte Straße von Thysdrus (el-Dſchem) nach Sicca Veneria (Kef) durch das Thal des Merdſch el-Lil, deren genauere Richtung bis heute noch unbekannt war. Man konnte ihr leider nicht folgen, ſondern mußte ſie gerade kreuzen. In geringer Entfernung davon war ein Brunnen ganz mit den Trümmern antiker Werkſtücke gebaut, aber woher ſie ſtammen mögen, blieb unklar, denn auf viele Stunden im Umkreiſe kennt man keine antike Trümmerſtätte. Wenig weiter traf man ein ausgedehntes Kaktusdickicht, deſſen reife Früchte den arabiſchen Theil der Karawane ſo ſehr anzogen, daß man ſie kaum weiter bringen konnte. Die Franzoſen konnten ſich mit der faden, körnerreichen Frucht nicht befreunden; man lernt ſie, wie ſo manche andere ſüdliche Speiſe, erſt bei längerem Aufenthalte am Mittelmeere ſchätzen. Bei der Kubbah der Sidi bu-Ahmer Hadſchela wurde auf einem mit Ruinen bedeckten, kleinen Plateau übernachtet; auch hier findet ſich nichts Intereſſantes.

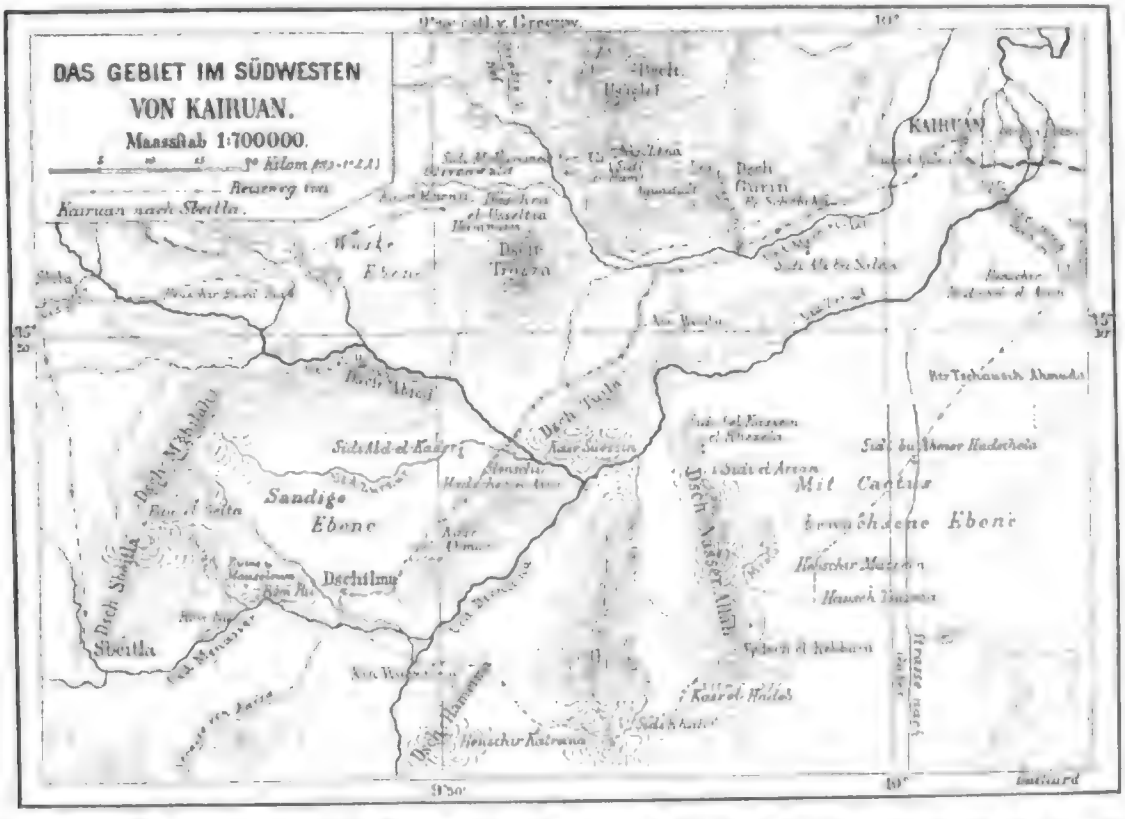
Der dritte Tag bringt nur eine ganz kurze Etappe zu einigen Oglets (Waſſerlöchern), die man nicht eigentlich als Brunnen bezeichnen kann; es iſt Nachts erheblich kalt und die Soldaten zünden gewaltige Feuer an, um ſich zu erwärmen. Die Reiſenden beſuchen mit Ali und zwei Soldaten die nahegelegenen Trümmer der Sauya des Sidi Mohammed el-Gebiui und erkennen ſie als die Reſte einer chriſtlichen Baſilika aus der ſpäteren Kaiſerzeit mit einer dreifachen Apſis in Blockmauerwerk. Am anderen Morgen wird ſchon früh aufgebrochen und gegen 11 Uhr

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 353.

das Reiſeziel, der Henſchir Maizera (Maiſra) erreicht, die Reſte einer kleinen Feſtung, wahrſcheinlich aus der Zeit der Vandalen oder Juſtinian's, mit einem noch wohlerhaltenen, 40 m tiefen Brunnen. Kaum iſt das Zelt aufgeſchlagen, ſo brechen die Reiſenden ſchon wieder zu einem Ausfluge nach Süden auf, wo die Nekropole von Hauſch-Tſaſcha zu einem Beſuche lockt. Bald erkennen ſie auch im Buſchwalde die viereckigen Grabthürme, ganz ähnlich denen von Sidi el-Hani und Kaſr Talga. Die meiſten Mauſoleen ſind indeß Halbſäulen aus Blockwerk, welche der Länge nach auf einem Unterbaue von zwei oder drei Stufen liegen; ſie ſind längſt ausgeplündert, aber genauere Nachgrabungen könnten unter Umſtänden doch noch gute Reſultate ergeben. Dazwiſchen ſtehen aber auch viereckige, zweiſtöckige Denkmäler, ebenfalls aus Blockwerk, aber mit einem dicken Stucke überzogen, aus welchem Pilaſter, Niſchen und andere Ornamente gebildet ſind. Das untere Stockwerk enthält die Grabkammern, das obere eine Niſche, in welcher früher die Bildſäule des Verſtorbenen ſtand. 200 m entfernt liegen die Reſte einer ausgedehnten Anſiedelung, eine rechteckige Umfaſſungsmauer, ein Waſſerbaſſin und ein paar Brunnen; es ließ ſich aber auch nicht die geringſte Andeutung über die antiken Namen des Ortes entdecken.

Die folgende Etappe war Aïn Mrota am Fuße des gleichnamigen Berges, umgeben von ausgedehnten Kaktuspflanzungen, in denen ein paar Reiſerhütten der Eingeborenen ſtanden. Rechts vom Lager öffnet ſich eine enge, ſchmale Schlucht, in welcher ein ſchwacher Faden ſalzigen Waſſers floß; die Quelle liegt 2 km weiter oben im Gebirge, giebt aber augenblicklich ſo wenig Waſſer, daß die Soldaten einen Damm aufwerfen müſſen, um wenigſtens die Thiere tränken zu können.

Hier wird Neujahr gefeiert und die fette Gans geſchlachtet, welche die Reiſenden ſchon ſeit Monaſtir mit ſich



herumführen; die Soldaten erhalten eine Extralöhnung und wer Geld hat, kann von dem italieniſchen Händler, welcher der Kolonne ſeit Kairuan folgt, ſogar alle möglichen Weine erhalten, die freilich ſämmtlich aus einem Faſſe ſtammen und von den der Chemie kundigen Mitgliedern der Expedition mit gelindem Schauder betrachtet werden. Auch die Araber, obſchon ihr Jahr zu einer anderen Zeit beginnt, ſind klug und civiliſirt genug, um die Bedeutung des Feſtes zu begreifen, und verlangen mit ſolcher Ausdauer ihr „Etrennes“, daß die Reiſenden nicht umhin können, ihnen ein kleines Bakſchiſch zu bewilligen.

Die Lagerſtätte bei Aïn Mrota lieferte einen prächtigen Beweis, mit welcher Sorgfalt die Römer ſelbſt die kleinſten Waſſerfäden nutzbar zu machen verſtanden, und erklärt, warum dieſe heute wüſtenartigen Steppen einmal ein blühendes Kulturleben ernähren konnten, ohne daß die klimatiſchen Bedingungen damals andere waren als jetzt. Die Quelle, die freilich im Winter ſtärker ſprudeln mag, wurde durch einen in den Felſen gehauenen Kanal zu einem Staudamme geführt, deſſen aus Bruchſteinen aufgeführte und mit Blockwerk ausgekleidete Mauern noch aufrecht ſtanden, und von hier aus führte eine Waſſerleitung das geſammelte Waſſer am Berghange hin bis zum Henſchir el-Hamel und vielleicht ſogar bis Hauſch Tſaſcha. Alle Ravins auf dem Wege waren ſorgſam überbrückt. Aehnliche Sammelbaſſins und kleine Leitungen findet man überall und man könnte nichts Beſſeres thun, als ſie wieder in Stand ſetzen. Sie haben fungirt bis zum Einfalle der Vandalen oder wahrſcheinlicher bis nach dem Untergange des Vandalenreiches, denn dieſe Eroberer hielten das Land im Stande. Erſt als nach Beliſar's Sieg die wilden Bergberber Herren wurden, brachen ſie vom Dſchebel Uſſelet herunter über dieſe

Ebenen herein und zerſtörten alle Spuren der Kultur; dem Araber aber war die Steppenebene, die ſich im Winter mit üppigem Grün bedeckte und ſeinen Heerden eine prächtige Weide bot, willkommener als Gärten und Fruchtgefilde, und ſo blieb das Land als Einöde liegen bis auf unſere Tage. Aber der Boden hat ſeine alte Fruchtbarkeit bewahrt und unter einer vernünftigen Regierung wird er wieder reiche Ernten bringen.

Sanya Sidi-Mohammed el-Gebini. (Nach einer Photographie.)

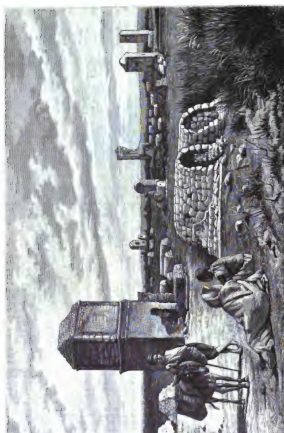
Am 3. Januar zog die Kolonne durch ſich immer gleich bleibendes Land nach Fedſch el-Kebbara, wo ſich eine Art natürlicher Ciſterne befindet, und von da am folgenden Tage nach der Kubbah des Sidi Khalif. Hier beginnt ein wichtiges Defilé, zu deſſen Vertheidigung ſchon die Byzantiner ein Schutzwerk errichtet hatten, deſſen Trümmer noch erhalten ſind. Die enge, ſteilwandige Schlucht wird von einem Bache durchrieſelt, den dichtes Gebüſch verhüllte; ein paar hohe Palmen erinnerten an beſſere Zeiten und dienten Schwärmen von kleinen Vögeln zum Aufenthalte. Aber auch dieſer Bach führte magneſiahaltiges Waſſer, und Suppe wie Kaffee wollten bei aller Geſchicklichkeit des Kochs nicht ſonderlich ſchmecken.

Am anderen Morgen wurde das Defilé durchzogen; der einzige Ausgang ſchlängelte ſich in ſteilen Serpentinen am Abhange empor, ſo daß ihn kaum zwei Perſonen auf einmal paſſiren konnten. Doch gelang es, die gefährliche Stelle ohne jeden Unglücksfall zu überſchreiten, und nach einer Stunde etwa befand ſich die ganze Karawane auf dem Plateau, das ſich langſam gegen eine ungeheure Ebene hin ſenkte. Aus dem Dickichte der dornigen Bruſtbeerbüſche blickten ein paar Mauertrümmer hervor und die beiden Archäologen ließen ihre Eskorte allein weiter ziehen und eilten einem hausartigen Gebäude zu, das ſich bei genauerer Betrachtung als der Ueberreſt eines Mauſoleums erwies, an deſſen Fuße noch die Trümmer einer ſchlecht gearbeiteten Statue lagen. Die übrigen Reſte, welche von den Eingeborenen Henſchir Katrana genannt werden, erwieſen ſich als die Ruinen eines unbedeutenden Oekonomiehofes, und ziemlich enttäuſcht kehrten die Reiſenden zu ihrer Eskorte zurück, welche am Fuße des Dſchebel Suder (oder Hamelma) über die völlig kahle Ebene dahinzog. Nur einmal brachten ein paar Gazellen etwas Leben in die Scene, aber ſie waren verſchwunden, ehe nur Jemand ſein Gewehr ſchußfertig machen konnte.

Mauſoleum in Hauſch Tſaſcha. (Nach einer Photographie.)

Erſt ziemlich ſpät wurde Ain Hamelma, die einzige Quelle weit und breit, erreicht, deren Waſſer zwar ſpärlich, aber doch endlich wieder einmal klar und ſüß war und an dem man ſich zum erſten Male einmal wieder ſeit Wochen ſatt trinken konnte. Hier trennte ſich die topographiſche Brigade von den beiden Archäologen und wandte ſich ſüdwärts, während Cagnat und Saladin dem franzöſiſchen Lager zuritten, das in geringer Entfernung bei Dſchilma aufgeſchlagen war. Nur von ihren drei arabiſchen Dienern begleitet, paſſiren ſie mit einiger Schwierigkeit den Schlammboden, welchen der ausgetrocknete Fluß hinterlaſſen hat, und ſtreben einem Gebäude zu, das Ali für das Karavanſerai von Dſchilma erklärt, während es den Reiſenden als die Ruine eines noch ziemlich wohl erhaltenen Tempels erſcheint. Ein franzöſiſcher Officier, der den Bau leitete, hat die originelle Idee gehabt, ihm eine antike Fronte zu geben, deren einzelne Architekturſtücke von den Trümmerhaufen der Umgegend zuſammengeholt ſind; er hat aber den Schnitzer begangen, eine Säule in die Mitte des Fronton zu ſetzen, worüber dem Architekten natürlich die Haare zu Berge ſtehen.

Dſchilma liegt nicht beſonders intereſſant inmitten einer Ebene, welche nach Nordoſt vom Tuila und vom Trozza, nach Nordweſt vom M'gilah begrenzt wird; Bruſtbeerbüſche erfüllen mit Ausnahme des von den Franzoſen angelegten Gartens die ganze Umgegend, aber in allen Richtungen finden ſich Mauerreſte, die auf eine andere Beſchaffenheit im Alterthume hindeuten. Eine ganze Woche durchſtreifen die beiden Forſcher, welche in dem noch unbenutzten Lazarethe ein gutes Quartier gefunden haben, die Umgebung, aber ſie finden auch hier nur die Trümmer landwirthſchaftlicher Gebäude, von denen aus vielleicht einſt die ganze Domäne durch Sklaven bewirthſchaftet wurde, nicht eine Spur von Ueberreſten, die künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Werth gehabt hätte. Sie wären darum gern nach dem nur einige zwanzig Kilometer entfernten Sbeitla aufgebrochen, deſſen Erforſchung auch auf ihrem Reiſeprogramme ſtand, aber es war ihnen vorgeſchrieben,



Die Ruinen von Dorf-Thibbi. (Nach einer Zeichnung von Goldstein.)

Digitized by Google

möglichſt das ganze Terrain zu erforſchen, und ſie mußten darum auf einem anderen Wege nach Kairuan zurück und von da durch rauhes und unkultivirtes Land nach Sbiba, wo die zu den Ausgrabungen nöthigen Vorrichtungen ſie erwarteten. So brachen ſie ſchon ganz früh am Morgen auf, um das 46 km entfernte Aïn Beïda zeitig zu erreichen; vier Spahis ſicherten den nöthigen Reſpekt bei den Araberſtämmen. Sie paſſiren die Trümmer einer kleinen byzantiniſchen Kirche, von den Arabern Kaſr el-Ahmar, das rothe Schloß, genannt, dann einen förmlichen Wald wilder Oelbäume, die erſten Bäume wieder, ſeit ſie Kairuan verlaſſen, und frühſtücken an einer Quelle, die auch wieder Hadſcheb el-Aïun heißt. Dieſe iſt aber waſſerreicher als ihre gleichnamige Schweſter an der Straße nach el-Djem und giebt einem nie verſiegenden Bache den Urſprung; Trümmer einer römiſchen Befeſtigung beweiſen, daß ſie ſchon im Alterthume von Bedeutung war. Auch hier ſtanden wilde Oelbäume und das Land war weniger öde als in der Küſtenebene; mehrfach traf man friedlich weidende Heerden mit ihren Hirten. Der Uëd Zurzur wird erreicht und bald nachher der Uëd Zerud, mit dem ſich der erſtere wenig unterhalb vereinigt; beide ſind noch ganz waſſerleer. Dann geht es weiter, immer dem Abhange des Tuila entlang, von dem unzählige Ravins herabziehen und den Pfad kreuzen, nur einmal ſieht man die Reſte eines unbedeutenden Römerforts, Kaſr Suëſſin, aber es bleibt keine Zeit zum Unterſuchen, wenn man noch vor Nacht das Reiſeziel erreichen will. Endlich erſcheint das Gehölz von Kaktus und Oliven, hinter welchem das erſehnte Aïn Beïda liegt, und die Zelte werden am Rande eines Sumpfes aufgeſchlagen, in welchem zahlreiche Fröſche für Nachtmuſik ſorgen. Die Araber zünden ihr Feuer in einer antiken Ciſterne an, die ihnen Schutz vor der kalten Nachtluft bietet.

Manche Autoren ſetzen Aïn Beïda an die Stelle von Aquae Regiae, aber die Ruinen ſcheinen den Reiſenden denn doch nicht ausgedehnt genug für dieſe immerhin ziemlich bedeutende Stadt. Die Karawane bricht darum ziemlich früh auf, um bei guter Zeit das nur 24 km entfernte Kairuan zu erreichen. Bald bemerkt man, daß man ſich bewohnteren Orten nähert; ein Arm des Merdſch el-Lil iſt abgeleitet und bewäſſert einige Gerſtenfelder, man begegnet einzelnen Arabern, ein todter Eſel liegt am Wege, alles Sachen, die in der Wüſte ſo leicht nicht vorkommen. Am Brunnen von Schebika wird ein kurzer Halt gemacht und gefrühſtückt, eine Stunde ſpäter iſt Kairuan erreicht. Indeß die Reiſenden denken nicht daran, ihr altes Quartier diesmal auf längere Zeit zu beziehen; in aller Eile werden die nöthigſten Geſchäfte beſorgt und ſchon der andere Morgen ſieht ſie wieder bereit zum Aufbruche nach Sbiba.

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufſatze des Miſſionars H. Brincker.

II. Die Buſchmänner.

Die Buſchmänner finden ſich im Groß-Namalande nur vereinzelt und auch im Damralande nur in wenigen Familien, außer im Nordoſten des Landes. Ihr Hauptwohnſitz iſt die Kalihari-Wüſte und der ganze waſſerloſe Diſtrikt, der ſich zwiſchen Damraland und Ngami-See bis hoch hinauf nach Norden hinzieht. Hier fühlt ſich der Buſchmann in ſeinem Elemente. Wo es ein Europäer keine fünf Tage aushalten könnte, kann der Buſchmann recht ungeſtört ſeines Lebens ſich freuen. Waſſer ſcheint er gar nicht zu bedürfen. Wenige feuchte Wurzeln, Ranken und Knollen genügen ihm; Vögel, Mäuſe und ſonſtiges Gethier weiß er geſchickt zu fangen und zur Nahrung zu bereiten, ſelbſt Honig und allerlei Süßigkeit weiß er in der Wüſte aufzuſpüren. Ein Obdach hat er nicht und mag er nicht; frei ſchwärmt er in der Wüſte umher, kaum daß er dann und wann in Erdhöhlen ſich aufhält. Der Wüſtenreiſende gewahrt nirgend eine menſchliche Wohnung, nirgend eine Spur menſchlichen Daſeins, und ſiehe, plötzlich ſieht er ſich umgeben von einer Anzahl Buſchmänner, als wären ſie unmittelbar aus der Erde hervorgekrochen. Klein, unterſetzt mit vollen Formen, ſchmutzig, faſt nackt, mit Bogen und vergifteten Pfeilen im Köcher erſcheinen die Männer; die Frauen ausgezeichnet durch Häßlichkeit und wulſtige Hinterbacken, ihre Kinder in Karoſſen (Fellen) auf dem Rücken tragend. Dem Fremden nähern ſie ſich vorſichtig und mißtrauiſch. Auf ſeine Fragen geben ſie nur ungenügende oder gar keine Antwort. Auch für die verlockendſten Geſchenke verrathen ſie nichts vom Zuſtande ihres Landes und ihrer Lebensweiſe, am wenigſten vom Waſſer, wenn irgendwo in einer Felsſpalte oder Schlucht etwas vorhanden ſein ſollte.

Die echten Buſchmänner ſprechen eine eigenthümliche gurgelnde und näſelnde Sprache mit Schnalzlauten, die in der Kehle gebildet werden. Von der Namaſprache iſt ſie ſehr verſchieden, denn ohne Dolmetſcher verſteht ſie kein Namahottentotte. Doch ſoll in einigen Dialekten der Buſchmannſprache ſich manche Aehnlichkeit mit der Namaſprache finden. Ein Europäer wird ſie ſchwerlich lernen, eben um des Mißtrauens willen, welches ihm der Buſchmann entgegen bringt. Gelingt es auch einmal einem Europäer, ſich die Freundſchaft eines Buſchmannes zu erwerben, ſo wird er ihm zwar nach Kräften beiſtehen und ihm von ſeiner ſpärlichen Koſt mittheilen, aber ſchwerlich wird er ihn in die Geheimniſſe ſeiner Sprache einführen.

Es ſind neuerdings im mittleren Afrika zwergartige, in Wäldern wohnende Menſchen bekannt geworden, die ſogenannten Batua, deren Anzahl noch nicht beſtimmt werden kann. Dieſe Batua ſind nach unſerer Anſicht nichts anderes als Buſchmänner. Wir halten die Buſchmänner-Batua für die Ureinwohner des mittleren und ſüdlichen Afrika. Nach ihnen kamen andere rothe Völker, die Hottentotten, und danach erſt kamen die ſchwarzen Bantu-Völker. Alle dieſe Nationen ſind vom Norden her nach dem Süden vorgerückt und haben alle ihre Zeit des Wachsthums, der Größe und des Verfalles gehabt. Es gehört nicht viel Phantaſie dazu, um ſich vorzuſtellen, wie die ſchwarze als die ſtärkere Raſſe nach und nach alle rothen Völker unterdrückt hat und noch ferner unterdrücken wird, bis ſie ſelbſt

durch das noch ſtärkere europäiſche Element zu Grunde gehen wird.

Unſere Länder haben nachweisbar die Eigenthümlichkeit, daß ſie Geſtalt und Form der Hausthiere und Küchenpflanzen in zunehmendem Maße verkleinern. Rinder, Eſel, Ziegen, Schafe, wenn ſie nicht immer wieder durch neu eingeführte fremde Gattungen aufgebeſſert (verbasterd) werden, verlieren von ihrer Größe und Triebkraft und werden zwergartig; dabei bleiben ſie jedoch zähe und ausdauernd. Sämereien von Gartengewächſen müſſen alle drei bis vier Jahre neu aus der Kapkolonie bezogen werden, ſonſt werden ſie zu klein und die Pflanzen zu ſchwach und zwergartig. Mit den Menſchen verhält es ſich ebenſo. Die Buſchmänner ſind im Laufe der Zeit zu halben Zwergen, aber zähe und ausdauernd geworden. Die Hottentotten ſind auf dem Wege, daſſelbe Schickſal der Verkleinerung zu erleiden; ſie würden auch an Zähigkeit und Ausdauer zunehmen, wenn nicht die europäiſche Kultur ihnen Genüſſe verſchafft hätte, die das gerade Gegentheil bewirken. Auch die Bantuvölker werden dieſem Schickſale nicht entgehen.

Der Gedanke liegt nahe und iſt vielfach ausgeſprochen, daß die Buſchmänner oder Batua überhaupt gar kein ſelbſtſtändiges Geſchlecht, ſondern nichts als herabgekommene Hottentottenſtämme ſeien. Es iſt in der That nicht zu leugnen, daß einzelne arme Hottentotten mit ihren Familien ganz in die Art und Lebensweiſe der Buſchmänner eingegangen und zu Buſchmännern geworden ſind. Auch das iſt richtig, daß bei Kreuzungen zwiſchen Hottentotte und Buſchmann die Kinder durchgängig die Buſchmannsnatur an ſich tragen. Im Uebrigen aber muß man ſagen, daß die echten Buſchmänner ſich gänzlich von allem Verkehre mit anderen Völkerſtämmen fern zu halten pflegen, was keineswegs auf eine nahe Verwandtſchaft und Zuſammengehörigkeit ſchließen läßt. Wenn ſich in der Buſchmannſprache hier und da Aehnlichkeiten mit der Namaſprache finden ſollten, ſo iſt das kein Beweis für die urſprüngliche Einheit beider Sprachen. Beide Sprachen haben gewiß lange Zeit unmittelbar neben einander beſtanden und manches von einander herübergenommen. Uebrigens iſt die Buſchmannſprache noch zu wenig bekannt und wird auch wohl fürs erſte nicht viel bekannter werden, um Beſtimmtes darüber ſagen zu können. Intereſſant wäre es zu wiſſen, ob zwiſchen der Sprache der Buſchmänner in der Kalihari und ihren nördlichen Ausläufern und der Sprache der Batua im mittleren Afrika irgend welche Aehnlichkeit beſteht, oder ob die Batua ſich die Sprache der umwohnenden Bantuvölker angeeignet haben, ebenſo wie die Bergdamra die Sprache der Hottentotten.

III. Die Bergdamra.

Die Bergdamra (auch wohl Schmutzdamra, und von den Nama Hau-Khoin! genannt) ſind ein räthſelhaftes Negervolk, jetzt nur noch höchſtens 60 000 Seelen zählend, und von allen übrigen Bewohnern des Landes höchlich verachtet. Sie leben wie eine Art Paria mitten unter den Herero und den Hottentotten, ſprechen die Hottentottenſprache, wiewohl mit einem etwas fremden Accent, haben zum Theil auch die Sitten und Gebräuche der Hottentotten angenommen, dabei aber doch allerlei Eigenthümlichkeiten behalten. So z. B. iſt bei ihnen das Abſchneiden des halben kleinen Fingers der linken Hand allgemein; ſie befaſſen ſich mit allerlei Zauberkram, wovon die Hottentotten nichts wiſſen, geben kleine Mädchen von 8 bis 10 Jahren in die Ehe, haben äußerſt lockere und unſittliche Familienverhältniſſe und ſind ungemein tief in Fleiſchlichkeit verſunken. Das Laſter des Hanfrauchens haben ſie mit den Hottentotten gemein; ebenſo auch die Unluſt, ſich mit Viehzucht zu beſchäftigen; dagegen haben ſie Neigung und Geſchick zu Ackerbau und Bodenkultur. Nur können ſie als ein verachtetes und gejagtes Geſchlecht nirgend ſich in Ruhe dem Landbau widmen.

Die Bergdamra ſcheinen zu den urſprünglichen Negerſtämmen zu gehören, welche vor Alters dieſen Theil von Südweſt-Afrika bewohnten. Als dann ſpäter von Norden her und aus dem Inneren Afrikas heraus andere Negerſtämme, die ſogenannten Bantuvölker, nach dem Süden drängten, wurden die Bergdamra genöthigt, nach Weſten und nach Süden auszuweichen. Dadurch geriethen ſie in das Land und unter die Gewalt der Topenaar, die damals ſtark und mächtig geweſen zu ſein ſcheinen. Die Topenaar, ein Hottentottenſtamm, machten die Bergdamra zu ihren Knechten und gaben auch ihren Verwandten, den weiter ſüdwärts wohnenden rothen Stämmen, Antheil an dem neugewonnenen Beſitze. So kamen die Bergdamra truppweiſe und familienweiſe unter die Namahottentotten zu wohnen und waren für ſie ein ſehr willkommenes Dienſtperſonal. Auf dieſe Weiſe zwiſchen lauter Hottentotten wohnend und ihnen unterthan, verloren die Bergdamra gänzlich ihre Negerſprache und lernten dafür die Sprache ihrer Herren. Als dann ſpäter die Bantuſtämme immer weiter vorrückten und die Herrſchaft der Topenaar und anderer rothen Stämme ſchwächten oder ganz überwältigten, benutzten auch die Bergdamra dieſe Gelegenheit, machten ſich frei (doch nicht alle) und flohen in die unzugänglichen Berge an der Grenze des Nama- und Damralandes, und beſonders zahlreich in die Berge und Schluchten des Kaokolandes, wo ſie ſich mit den Reſten der Topenaar in den Beſitz theilten. Von ihren Bergverſtecken aus haben die Bergdamra fleißig die Gelegenheit benutzt zum Viehdiebſtahle bei ihren rinderreichen ſchwarzen Nachbarn, den Herero. Dabei ſind dann manche in deren Gefangenſchaft und Knechtſchaft gekommen, andere haben ſich freiwillig als Knechte eingeſtellt, um den Genuß der Milch und der Abfälle von den Heerden zu haben, haben ſich auch wohl mit armen Hererofrauen verbunden, wodurch ein verachtetes armſeliges Geſchlecht, die Ovatyimba, entſtanden iſt.

In der Zeit der Kämpfe zwiſchen den rothen und den ſchwarzen Völkern wußten die Bergdamra die Gelegenheit wohl auszunutzen. Wo ein Ueberfall gemacht, wo ein Beutezug angeſtellt wurde, waren ſie bei der Hand, um hinter den Siegern her zu rauben und zu plündern. Beſonders an den zahlreichen Viehheerden der Herero haben ſie ſich gütlich gethan. Zu Tauſenden haben ſie ſie geſchlachtet und ihren immer hungrigen Magen einmal gründlich füllen können, was ſonſt ſelten der Fall iſt. — Gleichwohl haben die bereits chriſtianiſirten Herero ihnen hier und da ein ruhiges Wohnen auf ihren Stationen geſtattet, und die Rheiniſchen Miſſionare haben nicht geſäumt, den Verſuch zu machen, ſie in kleinen Gemeinden zu ſammeln. Auf der Station Otyimbingue iſt dies bereits gelungen, und auf Okombahe hofft man eine noch größere Anzahl zuſammenzubringen. Bei einer Neugeſtaltung des Landes durch die deutſche Schutzherrſchaft werden die Bergdamra als Ureinwohner im Lande immerhin mit zu berückſichtigen ſein.

IV. Ovaherero und Ovambandiern.

Daß die hier genannten Völker zu den ſchwarzen Bantuſtämmen gehören, erkennt man ſogleich aus ihrem Namen. Die Vorſetzſilben Ova (bei anderen Völkern Ba, Wa, Ma ꝛc.)

bezeichnen den Plural. Man schreibt jetzt oft Herero, mit Weglassung des Ova, aber Mbandiern ebenfalls mit Weglassung des Ova zu schreiben, daran hat man sich noch nicht gewöhnt. Es ist schon gesagt worden, daß diese Bantustämme vor mehreren Jahrhunderten aus dem Inneren Afrikas hervorbrachen und dies Damraland in Besitz nahmen, indem sie die Bergdamra und die hinter ihnen sitzenden rothen Volker vertrieben. So ganz schnell ging es mit dieser Besitznahme nicht. Vom Kunene her rückten, wie es scheint, zuerst Ovambo (die hier nicht weiter in Betracht kommen), neben ihnen, weiter westlich, Ovambandiern, und hinter diesen Ovaherero in das Kaokoland. Aber dies gebirgige Land wurde ihnen bei ihrem Heerdenreichthum bald zu eng, deshalb zogen zuerst die Ovambandiern weiter nach Südosten und kamen in die Gegend des Nosob. Hier erging es ihnen übel. Hottentotten und Buschmänner fielen über sie her und rieben den größeren Theil des Stammes auf. Den Rest der Ovambandiern nahm der Orlamhäuptling Amraal bei sich auf, der auf Gobabis saß am Flußbette des Nosob. Amraal war ein verständiger Mann und ein getaufter Christ, und schaffte den schwarzen Fremdlingen Ruhe und Sicherheit unter seinem Volke. Als aber eine böse Seuche ihn und die Aeltesten seines Stammes schnell hinter einander weggerafft hatte, fielen die jüngeren Leute wiederum mit Mord und Raub über ihre Schützlinge her, so daß der Rest der Ovambandiern zu seinen früheren Genossen, den Ovaherero, zurückfloh.

Auch die Ovaherero hatten es im Kaokolande sauer gehabt, sich gegen die beständigen Angriffe und Räubereien der Bergdamra und der rothen Stämme zu wehren. Der größere Theil von ihnen war deshalb weiter südwärts in offeneres Land gezogen, wo sie für ihren Heerdenreichthum besseres Gras und bessere Quellen fanden. Die Bergdamra, um die Gelegenheit zum Viehdiebstahl nicht aus den Händen zu lassen, verfehlten nicht, ihnen auch dahin zu folgen und sich nach ihrer Gewohnheit in den schwer zugänglichen Bergschluchten festzusetzen, um von da aus bald diesen, bald jenen Viehposten der Herero zu überfallen und in die Berge zu treiben, wo man sie nicht leicht verfolgen konnte. Indeß die Herero kümmerten sich nicht viel um diese Viehdiebe. Sie schlugen sie todt, wo sie mit ihnen zusammentrafen, mochten sie gestohlen haben oder nicht. Es schien ihnen ebenso selbstverständlich, die Bergdamra totzuschlagen, wie die Tiger und Wölfe, die in ihre Heerden einbrachen. Nun ist schon erzählt worden, wie die Herero, da sie weiter und weiter mit ihren Heerden nach dem Süden zogen, vor etwa 50 Jahren mit dem Orlamkapitän Jonker Afrikaner auf Windhoek zusammentrafen und von diesem vollständig besiegt, unterjocht und zu Knechten der Hottentotten gemacht wurden.

Von jetzt an pflegten und züchteten die Herero ihr Vieh nur für ihre rothen Unterdrücker, die sichs auf Kosten ihrer Untergebenen wohl sein ließen. Jonker ließ sich an dem gewonnenen Reichthume noch keineswegs genügen, sondern durchzog das Damraland nach allen Richtungen, schlachtete Menschen und Vieh aus bloßer Mordlust, drang auch in den Kaoko und vernichtete alle dort zurückgebliebenen Schwarzen. Dieser ganze Landestheil wurde förmlich ausgemordet. Ein Theil der Herero hatte sich bei diesen Raub- und Mordzügen ganz auf Seiten des Eroberers gestellt und sich vom Jonker als Spür- oder Bluthunde gegen die eigenen Stammesgenossen brauchen lassen. Es waren dies die Tyamuaha unter ihrem Häuptlinge, dem sogenannten Kopperfoot. Als Jonker gestorben war, waren es gerade diese Tyamuaha, welche sich zuerst gegen die Hottentottenherrschaft erhoben und unter Maharero, dem Sohne des Kopperfoot, ihre Freiheit wieder zu gewinnen suchten. An ihre Spitze trat damals ein Europäer, der Schwede Anderson, der schon viele Jahre im Lande weilte, als Forschungsreisender, als Handelsmann, als Industrieller und auf der Station Otjimbingue einige Gebäulichkeiten besaß für Waarenmagazine und zum Betriebe einer Wagenmacherei. Hierhin hatten sich die tyamuahaschen Herero mit ihrem Vieh geflüchtet, und hierhin verfolgten sie ihre bisherigen Herren, die Hottentotten. Dank der Hilfe Anderson's und einiger anderer Europäer wurden die Hottentotten geschlagen (Juni 1864). Sie zogen sich dann aus dem Damralande zurück, südwärts nach Windhoek und nach weiteren Niederlagen noch mehr südwärts nach Hatsamas und der alten Grenze des Namalandes. Der Kampf zwischen den rothen und schwarzen Stämmen dauerte dann noch fort bis zum Jahre 1870. Dann wurde unter Vermittelung des Missionars H. Hahn Friede geschlossen. Auffallender Weise und zum Aerger der Herero wurde damals Windhoek dem Sohne des Jonker als Wohnsitz eingeräumt. Er selbst und seine hottentottischen Bundesgenossen im Namalande hatten freilich ein noch viel größeres Stück des Damralandes begehrt, bis an den Flußlauf des Tsoaub (Schwachaub), und auch jetzt erhebt Jan Jonker noch immer die gleiche Forderung. Die Herero dagegen kümmerten sich gar nicht um den Friedensschluß, sondern trieben ihre Viehheerden wie vor Zeiten weit über Windhoek hinaus bis nach Hatsamas. So blieb der Anlaß zum Streite bestehen und ebenso der tiefe Haß zwischen Nama und Damra, zwischen den rothen und den schwarzen Völkern. Ein friedliches Beieinanderwohnen der beiden Rassen erscheint fast als Unmöglichkeit. Vom Jahre 1880 bis 1885 war der Krieg zwischen ihnen wieder im vollen Gange. An 1000 Menschen mögen auf beiden Seiten in diesem Kriege gefallen sein. Besonders an den schlecht bewehrten Ovambandiern wurden von den Hottentotten schändliche Greuel verübt. Aber auch die Herero haben den Orlam mit gleicher Münze heimgezahlt. Diesen Dingen nun abzuhelfen und die nöthige Ruhe und Sicherheit im Lande zu schaffen, wird die nächste Aufgabe der deutschen Regierung sein. Vielleicht würde sie am besten thun, den streitigen, südlichen Theil des Damralandes, der seit fünf Jahren ganz unbewohnt ist, für neutrales Gebiet zu erklären, die beiden zunächst in Betracht kommenden Häuptlinge Maharero und Jan Jonker mit einer kleinen jährlichen Rente abzufinden und eine kleine Polizeimacht in das neutrale Gebiet, vielleicht in Windhoek, zu postiren. Die Bastards, von denen jetzt weiter geredet werden soll, würden sich vortrefflich zu Grenzpolizisten eignen, wenn sie unter deutsches Kommando gestellt würden.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Am 13. Februar ſind die Ruſſen feierlich in das ihnen zugeſprochene Pendſchdeh eingerückt und haben dort ihre Behörden eingeſetzt. Gleichzeitig wird gemeldet, daß eine Abtheilung von Saryk-Türkmenen, deren Gebiet an Afghaniſtan gefallen iſt, nach ruſſiſchem Gebiete ausgewandert iſt.

— Baſtian, A., Indoneſien oder die Inſeln des malayiſchen Archipels. II. Timor und umliegende Inſeln. Mit zwei Tafeln. Berlin 1885. LXXIV und 116 Seiten. Die zweite Lieferung von Baſtian's Indoneſien enthält außer einem 70 Seiten ſtarken, rein philoſophiſchen Vorworte (Metaphyſiſche Prolegomena für die Pſychologie als Naturwiſſenſchaft) das auf Timor und Umgebung (Tanah-Papua, Rotti, Teniber, Aaru und Key) bezügliche, theils ſelbſt an Ort und Stelle erkundete, theils aus der Litteratur geſammelte Material. Ein unendlicher Reichthum verbürgter Thatſachen macht das Buch zu einer Fundgrube für den Arbeiter auf dem Gebiete der Völkerpſychologie, aber viele Leſer wird es kaum finden. Freilich iſt das auch nicht ſein Zweck; „ne pereleant, sed ut quisque desiderabit aliquid, id tantum quaerat," mit dieſem Citate aus Plinius verzichtet der Autor ſelbſt darauf und bezeichnet ſcharf, was er mit ſeinem Buche will; etwas finden wird in den einzelnen Kapiteln und in den damit nur locker im Zuſammenhange ſtehenden Anmerkungen wohl Jeder.

Afrika.

— Der Bericht über die Senckenbergiſche Geſellſchaft für 1885 enthält die von Dr. H. Schmidt gehaltene Gedächtnißrede auf den verſtorbenen Senior der Afrikareiſenden Dr. E. Rüppell. Dieſelbe bringt vieles ſeither unbekannte Material aus ungedruckten Quellen; die von Rüppell entworfenen Routenkarten ſind in photolithographiſcher Nachbildung beigegeben.

— Houdas, O., Ethnographie de l'Algérie. (In „Bibliothèque ethnographique publiée sous la direction de M. Léon de Rosny." Vol. 5.) Ein kleines Büchlein in 12°, das, ohne weſentlich Neues zu bringen, das über die algeriſche Ethnographie Bekannte in überſichtlicher Form zuſammenſtellt. Wir machen auf es beſonders deshalb aufmerkſam, weil die darin enthaltenen Abbildungen eines Bergkabylen, eines Riffbewohners und eines Arabers mit die beſten Typen dieſer Raſſen ſind, die wir noch geſehen haben. Der Verfaſſer glaubt, unter den Berbern einen blonden und einen braunen Typus unterſcheiden zu können, die nicht bloß in der Farbe der Haare verſchieden ſind; der blonde herrſcht in Marokko vor. Ko.

— Die politiſchen Zeitungen enthalten ein Telegramm aus Kairo vom 15. März, wonach in „Gebelzey", einer „Ortſchaft" an der Küſte des Rothen Meeres, eine mächtige Petroleumquelle entdeckt worden iſt. Gemeint iſt der Gebel Zeit (z als weiches s zu ſprechen), d. h. eben „Oelberg", welcher der Südſpitze der Sinai-Halbinſel gegenüberliegt und durch ſeine Erdölquellen ſchon lange bekannt iſt.

— Ein engliſches Kanonenboot unter Major Hunter, dem politiſchen Agenten in Aden, hat in Las Gori, einer Stadt an der Nordküſte der Somali-Halbinſel in 48° 16' öſtl. L. Gr., die engliſche Flagge gehißt. Las Gori liegt bereits an derjenigen Küſte, welche die Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft (vergl. oben S. 207) von den Sultanen der Somali erworben zu haben behauptet.

— Dr. Fiſcher berichtet vom 8. Januar vom Victoria Nyanza über Zanzibar, daß nach einem Briefe Dr. Schnitzler's (Emin-Bey) an den engliſchen Miſſionar Mackay — das Datum dieſes Briefes wird leider nicht angegeben — die drei ſo lange vermißten Europäer, Dr. Junker, Dr. Schnitzler und der Italiener Caſati ſich wohlauf in der Nähe von Unjoro befänden, daß ihnen aber der Durchzug durch Unjoro verwehrt werde. — „In der Nähe von Unjoro", ſoll wohl bedeuten „an der Nordgrenze des Landes"; es iſt das ein Reich im Norden und Nordweſten von Uganda (in welch letzterem ſich engliſche Miſſionare und Jeſuiten befinden). Im Norden wird es vom See Albert Nyanza und dem Somerſet-Nil begrenzt.

— Lieutenant Wißmann hat nun leider doch ſeine neuen Reiſen im ſüdlichen Congobecken (vergl. oben S. 127) aufgeben müſſen. Auf dem Wege von Vivi nach dem Stanley-Pool iſt er ernſtlich erkrankt und wird in Folge deſſen nach Europa zurückkehren müſſen.

— Die Lieutenants Kund und Tappenbeck, die am 9. Auguſt 1885 von Leopoldville am Stanley-Pool nach dem Inneren aufbrachen, ſind nach der „N. Preuß. Ztg." am 29. Januar dieſes Jahres daſelbſt wieder eingetroffen, Lieutenant Kund unfähig zu gehen, im Canoe liegend, in Folge einer Pfeilwunde. Sie haben den Kuango, Kaſſai, Sankura überſchritten und ſich dann an einem Fluſſe, der unterhalb des Sankura in den Kaſſai geht, Canoes gebaut. Den größten Theil ihres Weges hatten ſie fortwährend Kämpfe mit den Eingeborenen zu beſtehen. Bei einem Ueberfalle durch Eingeborene hatten ſie ihre Munition und Proviſionen verloren. Dieſe Verluſte und die Verwundung des Herrn Kund hatten ſie zur Umkehr gezwungen.

Nordamerika.

— Die britiſche Regierung hat gegenwärtig eine Frage von großem Intereſſe in Erwägung, welche mit dem vorgeſchlagenen Pacific-Poſtdienſte und der Eröffnung einer neuen Route nach Oſtaſien in Verbindung ſteht. Falls die von der kanadiſchen Pacific-Eiſenbahngeſellſchaft jetzt unterbreiteten Vorſchläge angenommen werden, wird der Poſtdienſt, welcher gegenwärtig über Suez zwiſchen England und Hongkong 34 bis 37 Tage, nach Schanghai 39 bis 42 Tage und nach Jokohama 43 bis 46 Tage in Anſpruch nimmt, nur beziehungsweiſe 29½ bis 31½, 28 bis 30 und 24 bis 26 Tage erfordern. Ueberdies kann England im Falle eines Krieges und bei der Möglichkeit der Schließung des Suezkanals mit Sicherheit und ſchleunig Truppen nach Indien ſenden. In Verbindung mit obigem Plane beſteht die Abſicht, Halifax zu der größten britiſchen Flottenſtation in Amerika zu machen.

Inhalt: Dr. Pauli: Porto Novo. (Mit ſieben Abbildungen und einer Karte.) — Cagnat's und Saladin's Reiſen in Tuneſien. VII. (Mit drei Abbildungen und einer Karte.) — H. Brucker: Die Bewohner des Nama- und Damralandes. II. — Aus allen Erdtheilen: Aſien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 20. März 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 17.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Cagnat's und Saladin's Reiſen in Tuneſien.

VIII.

Ko. Zur Römerzeit führte eine vielbegangene Heerſtraße von Suſa am Meere nach Sufes, dem heutigen Sbiba, und ſie muß in der Nähe von Kairuan vorbeigekommen ſein; ſie wieder aufzufinden, war der Hauptgrund, welcher die Reiſenden wieder in die heilige Stadt zurückgeführt hatte. Sie ſchlugen die Richtung an dem früher erwähnten Luſthauſe Dar Farik und ſeinen prächtigen Gärten vorüber nach den Bergen zu ein und erreichten gegen 11 Uhr den Fuß des Dſchebel Gurin, des äußerſten Ausläufers der gewaltigen Bergmaſſe des Dſchebel Uſſelet. Hier bogen ſie in ein ſeinem Fuße entlang laufendes Thälchen ein, welches von dem Wed Scherifchera durchrieſelt wird. Unter den Reſten einer Waſſerleitung wird der Frühſtückshalt gemacht; vier mächtige Bogen überſpannen das Bachbett und die Fortſetzung läßt ſich etwa 3 km weit verfolgen. Es iſt das ein Römerwerk, das, wenn auch nicht Kairuan, ſo doch die Ebene einſt mit friſchem Gebirgswaſſer verſorgte und ſo gut erhalten iſt, daß man ernſtlich daran denkt, es wieder in Stand zu ſetzen und ſo der chroniſchen ſommerlichen Waſſersnoth der heiligen Stadt ein Ende zu machen. Die Quelle, welche damals das Waſſer lieferte und es heute wieder liefern ſoll, heißt, wie der Bach, Ain Scherifchera; ſie liegt einige Kilometer weiter oben und auf der ganzen Strecke ſieht man die Spuren der alten Leitung, ſtreckenweiſe ſogar in den Felſen gehauen.

Den ganzen Tag hindurch geht es durch ein verwickeltes Syſtem von kleinen Thälern, und es wird Abend, ohne daß man Menſchenſpuren bemerkt. Indeß die Reiſenden ſind guten Muthes, denn der alte Tſchauſch (Polizeiſoldat), den man ihnen in Kairuan als Führer mitgegeben, kennt das Land wie ſeine Taſche und ſcheint durchaus nicht geneigt, auf die abendliche Diſſa (Mahlzeit) zu verzichten. Von Ruinen ſieht man nur hier und da die Trümmer römiſcher Meiereien, die beweiſen, daß auch dieſes Bergland einſt in ſeiner ganzen Ausdehnung beſiedelt war. Heute begegnet man keinem Menſchen, erſt gegen Abend lenkt der Tſchauſch vom geraden Wege ab und bringt die Expedition zu einem ziemlich bedeutenden Araberduar. Sie wird freundlich aufgenommen, ein Zelt wird für die Leute errichtet, die Pferde können ſich an Stroh und Gerſte gütlich thun und die Eskorte nicht minder an dem Kuskuſſu, welcher in einer rieſigen Holzſchüſſel aufgetragen wird.

Den Reiſenden iſt aber klar geworden, daß in dieſem bebuſchten Gewirre von Bergen und Thälern die Römerſtraße ganz gewiß nicht zu ſuchen iſt; ſie ſtellen das dem Führer vor und er ſcheint ſie auch zu begreifen. Am folgenden Morgen ändert er darum die Richtung und wendet ſich dem Dſchebel Trozza zu, deſſen mächtiger Rücken ſchon längſt zur Linken ſichtbar iſt. Der Pfad zieht ſich durch ein endloſes, langweiliges Dickicht von Lentisken und Thuja hin, in dem man ſtellenweiſe kaum weiter kann; aber nach und nach wird das Land flacher, man nähert ſich wieder der Ebene. Der Wed Merg el-Lil, der hier das ganze Jahr hindurch Waſſer führt, wird ohne alle Schwierigkeit überſchritten, dann folgt man dem Fuße des Trozza. In halber Höhe wird eine große Felsſpalte ſichtbar; nach Angabe des Führers führt ſie in eine geräumige Höhle, welche das ganze Jahr hindurch mit Waſſerdampf erfüllt iſt und die man darum Hammam (Bad) nennt.

Der Tschad-Tunga ergibt sich sonstige Reise in der Thore und kann daraus natürlich nur Schluß zugezogen werden. Die Karawane bildet die erster Richtung ein freien Durchgang längst einen freien Schluß; beim Tunga sie in kommen Gestaltung hinunter und auf der anderen Seite weiter hinaus zum freien Verkehrsort Tschad. Der Tschad-Tunga ist ein Kaufmann, der Tschad-Tunga ist ein freier Schluß, beim Tunga sich Schluß zugezogen in und auf der anderen Seite und, wenn in der Regierung beim Mittelalter Mutter stehen, sich die Karawane ganz von der Regierung abgeschlossen. Daß die Einwohner Berber sind, beweist nicht nur der Name ihrer Tschad-Tschaden behauptet ein Lord und freien Verkehrsthore im Gegensatz zum Thor, dem Südthore, sondern auch eine ebenso einfache wie sprechende Thatsache, deren Konstruktion sicher verschwindet ist. Unsere Abbildung giebt eine gute Darstellung davon. Ein Baumstamm ist mit seinem einen Ende an einem geeigneten Punkt horizontal Querholzes befestigt, das andere Ende ist frei und kann durch Drücke oder durch Menschenkraft bestimmt werden. Dieser trennt einen freien Schluß in eine freiheitsvolle Berührung mit Steinen zugelegt, auf die werden die Steinen in den bekannten Entwickelungen Steinen aufgeschichtet und durch Hervorheben des freien Endes auf die Höhe gebracht. Ist die Höhe erreicht, so wird der Stein von da durch einen Hebel in die Mauer gebracht, wo er seinen Platz findet, und dem man ist zufrieden. Diese primitive Vorrichtung ist ganz ähnlich beigegeben, welche man in Deutschland vielfach bei zu hoher Zuckerhaut hinein beim Ackern benutzt, ist hat sich aber nur hier und da in abgelegeneren Gegenden erhalten; in der französischen Kolonie sieht man überall die Hebelgerüste mit Schwebebalken.

Bei Tagesbruch wird der Wiederaufbau nach Südan angetreten. Der angenehmen Erkundigung der Reisenden

Wiederkehrung im Süd-Südwesten. (Nach einer Photographie.)

bildet der Durchbruch bei Tschad-Tunga einen schönen Abgesang zu der heißen durchgemachten Wüste, die Karawane Tschaudens beginnt hier ihre Rückkehr. Zeiten mit Pferde und Wagen sind überall angetrieben, nach der Wüstenei gelangt durch Kulturstriche, dann, wenn ich im Kulturgebiete. Insbesondere bieten man sich in Tschad bei Tunesmann aber Tafel glauben. Da auch hinaus Karawan sind ganze Regionen weiter auszuführen, wenn die französische Regierung seinen Besuchern nur Schutz gegen die Übelstände in Tunesi gewährt. Auf der Straße herrscht glaublich Verkehr, es existiren sogar zwei Handelsstraßen, in denen man eine Reihe Meilen auch mittagsrechtlich sogar Unterkommen haben kann.

Früher dauert aber die Durchbruchzeit nicht lange. Denn bei von Nord-Osten durchkommende Existenzen ist weniger gut bekannt und durch viele persönliche Fund gelangt man bald wieder in die vollständige Wüste. Am Kol-Murgi wird gebirgsstadt, es sind die Trümmer einer ansehnlichen Ortschaft, eine Stunde im Umkreis, offenbar in den letzten Tagen der Mamelukenherrschaft in einer Zeit der Kämpfe einer türkischen Übermacht entstanden. Einer Stunden weiter erreicht man den Süd-Kol, in seinen breiten Dimensionen ein Kuriosum von seltener ausgedehnten Art. Die Reisenden nehmen hier Kondensation, nicht ohne einiger Schwierigkeiten, denn am Südrande sind oben in den Bergen hier so und über Abgrenzende in eine sehr bedeutende Tiefe hinaus. Einen Bewohnern Weise heißt sich auch auf der Uebersicht einer Reisen Verpflegung, einer Verbot, wie man hat gut warum wisse, benutzt, der Eingeborene folgt den Führen von Jahr und bei Jahr, der Dem stammt alle auf derselben Zeit.

Vom Süd-Kol führt der Weg in südwestlicher Richtung zum Süd-Ost-Kol und eine Stunde weit in hohen hochgrünen Tale entlang, eine eigenthümlich auf einem Hügel

Digitized by Google

fürzeste Maße, der Fußlänge Abdruck, Hände zur Rechten, und nach weiteren zweifelhaften Maßen über eine weite Ebene ist das nächstige Heiligthum, der große Gerichtsort von Ghâdu, erreicht.

Es ist wenig genug, was wir über das antike Wesen wissen, als zum Judenthum und Christenthume bekehrten, daß es schon zur Zeit des Ragnalsen existirte; doch erfahren wir von ihm eigentlich nur, daß es in christlicher Zeit ein Bischofsitz war. Nur als 700 n. Chr. der Kalif Omar-ben-Abdelasis einschlägige, den Juden ihre Tempel wegnehmende und die Gotteshäuser zu zerstören, wurde die Kirche Sta. Maria Mutterin von ihm selbst. Die heilig

Thurm der Ehe in Ghirza. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

reiche. Die die Reisenden hier oder einen längeren Aufenthalt nahmen, mußten sie nach einer Verfügung, von der Militärbehörde von Tripolitanien nach Homs Region entsendeten. Durch den wasserhaltigen Talmenschlamm, den unsere Abbildung zeigt, gegen die nach einem Platzen, das sich den Wegen entlang erstreckt, nach Homs hier noch die ungeschickten Spuren der primitiven Straße, welche sie auf eine gewisse Strecke ihre verfolgen konnten. Dann wandten sie sich links, um die berühmte Quelle von Ain el-Gella zu erreichen.

Plötzlich in dem hügeligen Lande erscheint plötzlich eine Felsenwand, durch eine gewaltige Kluft gespalten, und an ihren Fuße liegen zwei große Wasserbecken, durch eine Felsenmauer, welche das Thal durchzieht, aufgestaut. In die Felsenmauer ist von Menschenhand eine Rinne gehauen, durch welche das Wasser in eine Ordnung tritt, welche es in

Triumphbogen von Lebida. (Nach einer Photographie.)

ein Sammelbecken von 30 m Breite bei 38 m Länge führt. Dieses Sammelbecken, dessen Wasser durch Abkühlungen gekühlt werden, ist vollkommen weiß erhalten und hat ein geradezu bei ungekommenen Schlammen und bei seit Jahrhunderten hindurchgegangenen Handel und Handel immer noch eine Tiefe von 2 m. Ein Wasserlauf leitet von hier aus ein paar Dörfer in der Ebene, deren Bewohner man noch sehr, verfolgt zu haben; er ist gestalten und heute klärt das Wasserlauf in einer Kaskade über den Rand des Beckens und ergießt sich verschwindet nach langem Laufe in einer hohen Sandschicht. Die Umgebung der Quelle ist mit Oleandern und allen möglichen Bäumen bewachsen, aber auch der Vergnügung gewährt der Felsen trägt ein höheres Grün von Wachholderbäumen, aber welche sich einzelne Strauchformen erheben.

Im Thale der Ebene wurde die Nacht verbracht, am anderen Morgen folgt die Karawane durch eine enge Schlucht hinab, in deren Grunde der Bach Wadi Merdjet

Digitized by Google

tellenter Werk Abreitta klagt. Ununterbrochene reizvolle | durchquerbereiten. Am Nachgange klingt der Weg um einer
Bäuschen so hübsch, daß die Pferde Mühe haben, sich | Felsenecke und man erblickt sich vor den Reisenden auf ein-

Ruinen von Ani. (Nach einer Zeichnung Calabrini's.)

Wasserleitung in Ani. (Nach einer Photographie.)

und das Plateau von Ani, und an seinem Rande, gerade über ihnen, der Triumphbogen des Abuhamlis. Die | nehen liegen die Trümmer der drei Tempel und die Parakiad, und etwas weiter hin die Mauern des Palastes. Da weil

Digitized by Google

das Auge reicht, trifft es Ruinen aller Art; nur hier und da ſproſſen ein paar dürftige Kräuter oder ein dorniger Buſch des wilden Oelbaumes oder eine verkümmerte Strandkiefer. Der Geſammteindruck iſt ein gewaltiger, beſonders wenn man die Ruinen in der Abendbeleuchtung, vom Strahle der ſinkenden Sonne vergoldet, zum erſten Male erblickt.

In Sbeitla gedachten die beiden Archäologen ſich längere Zeit aufzuhalten und wenigſtens einige Nachgrabungen vorzunehmen; ſie mußten ſich darum nach einem etwas beſſeren Nachtquartiere umſehen, als ihre engen Zelte boten, beſonders da die Witterung nicht übermäßig viel Gutes verſprach. Ein paar neuere Gebäude, welche die Araber auf der Ruinenſtätte errichtet hatten, konnten nothdürftigen Schutz gewähren. Zuerſt quartierten ſich die Reiſenden in einem Gebäude ein, das der Marabut Sidi Ibrahim einſtmals neben der Ruine eines Tempels erbaut hatte. Dann ſiedelten ſie aber definitiv in ein neueres Gebäude über, das ein reicher Eingeborener aus der Oaſis von Nefta, ſüdlich von Gaſſa, Sidi Muſtapha ben Azuz, vor etwa 20 Jahren errichten ließ. Derſelbe hatte den für einen Tuniſer wirklich auffallenden und kühnen Gedanken, Sbeitla wieder zu koloniſiren, und hatte dazu eine Anzahl ſeiner Leute abgeſandt, welche ſich zunächſt daran machten, ein Wohnhaus, freilich auf Koſten einer ganzen Anzahl antiker Reſte, zu erbauen. Das Bauwerk blieb aber unvollendet, denn die benachbarten Nomadenſtämme bezeugten gar keine Luſt, innerhalb ihres Gebietes eine feſte Anſiedelung entſtehen zu laſſen und plagten die Koloniſten ſo lange, bis dieſe ſich entſchloſſen, ihre Pläne aufzugeben.

In den Trümmern richtete die Expedition ſich häuslich ein, ſo gut es eben ging. Der große Hof war als Stallung für die Laſtthiere ſehr willkommen, denn wenn auch Raubthiere hier nicht zu befürchten waren, den arabiſchen Nachbarn war nicht allzuſehr zu trauen. Die eigentliche Wohnung beſtand aus zwei noch nothdürftig erhaltenen Zimmern, zwiſchen denen ein drittes mit eingeſtürzter Decke lag. Die beiden Reiſenden nahmen das eine für ſich und verſtopften die Löcher in den Mauern, ſo gut es ging; das Zelt wurde als Thür verwandt, und ſo hatten ſie ſchließlich ein Obdach, das ziemlich genügenden Schutz gegen die Tageshitze wie gegen die Nachtkälte bot. In dem anderen Hauſe wurden die acht Soldaten untergebracht, welche ſowohl als Eskorte, wie als Arbeiter bei den Ausgrabungen fungiren ſollten. Durch ihre Unterſtützung wurde es den beiden Archäologen möglich, etwas genauere Forſchungen anzuſtellen als ihre Vorgänger.

Die antike Stadt liegt auf einem Plateau, welches der Wed Sbeitla in einer tief eingeriſſenen Schlucht umfließt. Dieſer Bach entſpringt nordweſtlich der Stadt in einer gewaltigen Felsſpalte, deren Ränder ſich gegen 60 m hoch erheben; ſie läuft gegen einen Kilometer weit nördlich und endet an einer Felſenmauer, über welche in der Regenzeit die vom Hochplateau herabkommenden Gewäſſer in einem prächtigen Waſſerfalle herabſtürzen. Eine ganze Anzahl Quellen führen ihm ihr Waſſer zu, ſo daß er auch im Hochſommer nicht ganz verſiecht. Eine der reichſten hatten die Eingeborenen bei dem Koloniſationsverſuche Sidi Muſtapha's gefaßt und durch eine Mauer aufgeſtaut, um ſie der neuen Stadt zuzuführen; ſie iſt etwas wärmer als gewöhnlich, und man konnte ſelbſt im Januar recht gut in ihr baden; das felſige Bett ihres Abfluſſes bot prächtige natürliche Badewannen.

Die Quellſchlucht bietet einen wunderbar großartigen Anblick. Ihre beiden Felſenwände verlaufen völlig gerade, aber ſie ſind von Zeit zu Zeit durch tiefe ſenkrechte Spalten zerriſſen. Nur hier und da ſproſſen im Bette des Baches ein paar Oleander, am Abhange einzelne Wachholder- und Halfabüſche. An einigen Punkten wird die Wand von kleinen Seitenthälchen geſchnitten, die beſſer bewachſen und von zahlreichen Rebhühnern bevölkert ſind, und in den ſteilen Felſen findet die blaue Felſentaube ein ſicheres Verſteck. Näher an der Stadt treten auch auf dem Grunde des Thales Felſen hervor und hier, ganz nahe der Wohnung der Reiſenden, überſchreitet es die Waſſerleitung, welche dem alten Sufetulae die friſchen Quellwaſſer vom Dſchebel Sbeitla zuführte. Noch ungefähr einen Kilometer weit windet ſich der Bach bald zwiſchen ſteileren, bald zwiſchen flacheren Ufern, dann erreicht ihn das Schickſal aller ſeiner Genoſſen in dieſer Gegend: er verſchwindet im Sande und vermehrt das unnütze Grundwaſſer, das irgendwo tiefer unten, mit den löslichen Subſtanzen des Bodens geſchwängert, wieder zu Tage tritt.

Die Houbirg.

Eine keramiſche Studie.

Vortrag, gehalten am 30. December 1885 in der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft zu Nürnberg von deren korreſpondirenden Mitgliede Dr. C. Mehlis.

Bei Nürnberg, eine Stunde öſtlich vom reizenden Gebirgsſtädtchen Hersbruck entfernt, erhebt ſich das über 600 m hohe Plateau der Houbirg oder in hochdeutſchem Sinne des Hohberges. Sein Plateau, welches vom Happurger Bache und dem zur Pegnitz mündenden Kieſelbache in tiefgeſchnittenen Thalungen umzogen wird, umgiebt eine der großartigſten Wallungen der Vorzeit. Dieſelbe umzieht einen Flächenraum von ca. 90 000 qm und erhebt ſich, aus Kalkſteinen und Erde gethürmt, an den höchſten Stellen faſt 14 m hoch über den die Befeſtigung umſchließenden Wallgraben. Räthſelhaft iſt nicht der Zweck der weitgedehnten Bauernburg der Vorzeit, wohl aber die Zeit, in welcher ſie von Menſchenhänden gebaut ward. Die Ausgrabungen, welche ich ſelbſt vor mehreren Jahren ausführte, lieferten kein entſcheidendes Reſultat [1]). Wohl fanden ſich Scherben verſchiedener Art, ſonſt die Leitmuſcheln der Archäologie, wohl ein Bronzering und ein Eiſenbeil, wohl Eberzähne und Rehknochen. Aber von wem rühren dieſe Altſachen her?

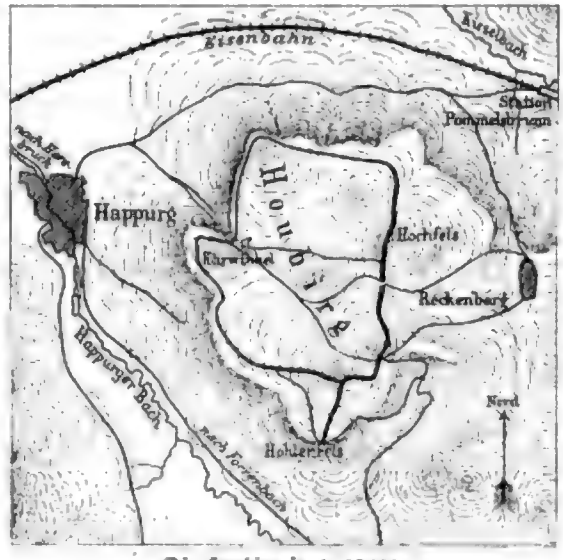
[1]) Vergl. „Archiv für Anthropologie", XI. Band, 1879, „die Houbirg im Pegnitzthale" von Dr. C. Mehlis, mit Plan, S. 189 bis 213.

So mußte der Epigone, der auf dem Werke der Vorzeit ſinnend ſtand, ohne Antwort fragen.

Vor wenigen Stunden zeigte mir nun Herr Zippelius Gefäßreſte verſchiedener Art, die an der Weſtſeite des Walles, am ſogenannten Karwinkel (= Spitzwinkel, ein Name, welcher die Oertlichkeit genau ſchildert), von Steinhauern aufgeleſen wurden. Man kann zweierlei Art unter ihnen ſcheiden. Die einen beſtehen aus fein geſchlämmter Erde, zeigen inwendig rothe Farbe, außen Graphitſchwärzung, ſowie regelmäßige Bildung des Randwulſtes. Abgewaſchen von dem Niederſchlage der Jahrhunderte ähneln ſie rohen Stücken der römiſchen terra sigillata, den römiſchen Porzellanwaaren. Die Technik hat bei ihrer Herſtellung eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt. Die zweite Art zeigt dickes grobes Material, welches mit zahlreichen Glimmerplättchen verſetzt iſt. Der Rand zeigt unförmliche Figuren, der Hals iſt von großer Plumpheit. Der Töpfer hat die Drehſcheibe nur ungeſchickt gehandhabt. Den Gefäßbauch umzieht eine primitiv hergeſtellte Leiſte mit Nägeleindrücken als Ornament. Andere Stücke zeigen in Reihen um den Gefäßbauch geordnete Kerben als Verzierung auf.

Wo nun der Wall in der Richtung nach Oſten, auf Reckenberg zu, einen alten Durchbruch beſitzt (vgl. Plan), fanden ſich im Walle ſelbſt bei meinen Ausgrabungen neben Kohlen und Knochen Gefäßreſte, welche im Materiale, der rothen Farbe innen und außen, ſowie dem Gebrauche des Färbemittels, des Graphits, genau der beſſeren und älteren Sorte von Karwinkel, der Weſtſeite der Houbirg, entſprechen. Kein Zweifel, dieſe Scherben von der Nähe des Hochfels am Reckenberger Wege und die rothſchwarze Sorte vom Karwinkel gehören derſelben Zeit und denſelben Fabrikanten an; ſie zeigen in Form und Technik denſelben Stempel ihres archäologiſchen Charakters auf. In der Tiefe des „Hohlen Fels“ (vgl. Plan) am Südtheile der Houbirg haben nun vor zwei Jahren die Gymnaſiaſten Krell und Genoſſen neben Knochen vom Höhlenbären und geſchlagenen Flintſteinmeſſern, neben Reſten vom Rieſenhirſche und Feuerſteinknollen an einer ſeitlichen Stelle rothe, feſtgebrannte Gefäßreſte aufgegraben, welche neben der rothen Farbe als Schmuck in den Thon eingegrabene Kreiſe und Parallellinien aufweiſen. Auch ſie ähneln den älteren keramiſchen Altſachen vom Karwinkel und Hochfels, nur deutet ihr Ornament auf eine archäologiſch noch weiter zurückliegende Periode hin. Mit den Flintmeſſern und den Bärenzähnen jedoch haben ſie nichts mehr zu thun. Gleichzeitig ſind alle drei Gefäßarten, die vom Karwinkel, vom Hochfels, vom „Hohlen Fels“ einer vierten Art gleich, welche der Eifer der Nürnberger anthropologiſchen Sektion erſt jüngſt aus dem zähen Sandboden der Nürnberger Keuperebene gewonnen hat.

Grabhügel bei Altdorf ſüdweſtlich der Houbirg und bei Alfalter nördlich der Houbirg lieferten neben einfachen Bronzeringen und Zängchen, eiſernem Pferdegeſchirr und einer Bernſteinperle eine Reihe von Schalen, Bechern, Urnen.



Die Houbirg in 1 : 15000.

Dieſelben zeigen zum Theil denſelben rothen äußeren und inneren Anſtrich, wie die Houbirger Gefäße, und daneben eine geometriſche Ornamentik, welche aus eingedrückten Kreiſen, ausgefüllten Dreiecken, verzierten Leiſten, zu Figuren verbundenen Strichen beſteht. Eine Schale von Alfalter, die mit Graphit geſchwärzt iſt, weiſt um den Gefäßbauch eine aus Dreiecken und Quadraten hergeſtellte künſtliche Guirlande auf. Bei einer anderen rothen Schale von Altdorf beſteht die herumlaufende Verzierung aus mit Strichen ausgefüllten Dreiecken, welche längs den beiden Katheten eingedrückte Kreiſe begleiten. Die nämlichen Gefäße mit ganz denſelben Elementen der Ornamentik hat man nun vor ca. 20 Jahren an einem fernen Alpenſee hoch oben auf einem Friedhofe aus grauer Vorzeit aufgedeckt. Dem firnbedeckten Dachſteine zu Füßen liegt oberhalb des Hallſtatter Sees am Oſthange des Sieglogels ein Hochthal. In der Nähe der dortigen Saline legte man zwiſchen 1847 und 1864 die Reſte eines merkwürdigen Grabfeldes frei, deſſen Todten theilweiſe verbrannt, theilweiſe beſtattet waren. Umgeben war Aſche und Gebeine vom Schmucke der Bronzegehänge, der ſchneidigen Schwerter und Dolche, und daneben lagen ganze Tafelſervice von Gefäßen aller Art. Die Schalen von Hallſtatt nun[1]) beſitzen z. B. eine Ornamentik, beſtehend in Punkten, Strichen, Kreiſen, Dreiecken, welche, zu förmlichen Feſtons geordnet, den Gefäßbauch umziehen, ſowie die Auszeichnung der rothen Farbe, welche ſie der Keramik von Alfalter und Altdorf zum Verwechſeln ähnlich macht. Einzelne ornamentirte Schalenſtücke kann man ebenſo gut nach Hallſtatt wie nach Alfalter oder nach Altdorf verſetzen. Gefäße ähnlicher Art hat Dr. Eidam in der Umgegend von Gunzenhauſen in Mittelfranken in Grabhügeln maſſenhaft vorgefunden; öſtlich davon kommen ſolche in Tumulis bei Lay in der Nähe von Thalmäſſing vor[2]). Im ſüdlichen Oberbayern hat Maler Naue bei Pullach und Pähl zahlreiche Grabhügel aufgedeckt, welche daſſelbe rothſchwarze Farbenſpiel und die gleichen Ornamente wie jene ſchmücken.

Kein Zweifel, in der Periode der Urzeit, welche die modernen Archäologen mit dem Namen der Hallſtatter Periode bezeichnen, haben die Urbewohner der nordalpinen Region, welche ſich vom Kamme der Centralkette nördlich bis zum Südhange des hercyniſchen Waldſyſtemes erſtreckt und im Weſten über Württemberg und Baden bis zur Rheingrenze, im Oſten über Böhmen und Poſen bis in die Sarmatiſche Ebene hinein reicht, ihre Gefäße nach derſelben Methode roth und ſchwarz bemalt und ſie mit Ornamenten geſchmückt, welche auf denſelben Anſchauungskreis zurück-

[1]) Vergl. Sacken: „Das Grabfeld von Hallſtatt“, Taf. 26 und S. 106 bis 109.

[2]) Vergl. des Verfaſſers Aufſatz im XV. Bande des Archivs für Anthropologie 1884, „Grabhügel und Verſchanzungen bei Thalmäſſing“.

gehen [1]). Das Centrum dieſer Bevölkerung aber lag aller Wahrſcheinlichkeit nach am Nordrande der Alpen oder in den Nordalpen. — Welcher Schluß aber ergiebt ſich hieraus für unſere Houbirg? Auch hier finden ſich im „Hohlen Fels“, am Hochfels und am Karwinkel die bezeichnenden rothen und ornamentirten Hallſtatter Scherben. Aus vorſtehenden Thatſachen iſt zu ſchließen, daß die Houbirg nicht älter iſt als die Scherben, welche ſich im Walle ſelbſt vorfanden. Dieſe Gefäße aber gehören der Hallſtatter Periode an (manche davon, vergl. „Archiv für Anthropologie“, XI. Band S. 196, mögen allerdings der älteren la-Tène-Zeit angehören), folglich muß der Wall zur ſelben Zeit, in der Hallſtatter Periode gethürmt worden ſein. Die erſten ariſchen Stämme, waren es nun Rhätier oder Gallier (dem Verfaſſer iſt das erſtere wahrſcheinlich!), welche aus dem Oſten nach Mitteleuropa kamen, bauten im erſten Jahrtauſende v. Chr., erſte Hälfte, ſich, ihren Familien, ihren Heerden zum Schutze ſolche rieſige Bauernburgen, wie ſie längs der Donau und des Rheines ſich vorfinden. Schon Tacitus kennt dieſe Lagerräume in ſeiner „Germania“ cap. 37, castra ac spatia. Er ſchreibt ſie den gewaltigen Recken zu, welche ſieben Römerheere vernichteten — den Cimbern und Teutonen.

Aber die Scherben der zweiten rohen Art mit den primitiven Wulſten, den Glimmerplättchen und der reducirten Ornamentik! Welcher Periode gehören ſie an? — Lange, ich muß es geſtehen, war der Forſcher bei ihrem Anblicke unentſchloſſen. Endlich ließ ihm die vergleichende Ornamentik ein Licht aufgehen. Es war vor mehr als einem Decennium, als Direktor Hammer zu Nürnberg mit den Archäologen Liſch und Worſaae auf dem Slavenlande der Inſel Rügen [2]) nach Schätzen der Vorzeit eine Entdeckungsreiſe gemacht hat. Er hat es uns ſoeben mitgetheilt, daß ſie damals im Lande der Ranen, auf der Inſel Rana, wie Rügen ſlaviſch heißt [3]), dem Hauptſitze der Nordſlaven bis ins 11. Jahrhundert, Gefäße deſſelben Ausſehens mit Glimmerplättchen und mit den nämlichen Formen und Verzierungen angetroffen haben. Zu Schweigen, einem Oertchen am linken Pegnitzſtrande zwiſchen Lauf und Nürnberg, hat 1884 die anthropologiſche Sektion einen Hügel aufgedeckt [4]). War es nun ein Grabhügel oder der Reſt einer Pechſiederei, in ihm traf man dickwandige, mit rohen Wellenlinien verzierte Scherben an, deren Form und Material abermals genau mit der zweiten Art vom Karwinkel übereinſtimmt. Aus der Vergleichung der Scherben von Rügen und Schweigen mit denen der zweiten jüngeren Art vom Karwinkel iſt der archäologiſche Schluß zu ziehen, daß alle drei Produkte zurückgehen auf den letzten von Oſten einrückenden Zweig der Arier, das Volk der Slaven. Pegnitz und Rednitz ſelbſt ſind ſlaviſirte Flußnamen; von den Ratanzwinidi hat der ganze Gau den Namen Ratanzgau erhalten. Siglitzhof bei Erlangen giebt ihren weſtlichſten Vorpoſten am Regnitzufer an. — Im fünften bis ſiebenten Jahrhunderte n. Chr. nach und in den Stürmen der Völkerwanderung drangen dieſe Wenden von Nordoſten her in den Nordgau ein. Die alte Volksburg, welche vor ihnen Rhätier, Gallier oder Germanen beſetzt hatten, die Houbirg, bot ihren Schaaren in Zeiten der Kriegsgefahr, wenn deutſche Kriegsvölker vom Weſten herzogen, gleichfalls Schutz und Sicherheit, und ſo ward zum zweiten Male die Bauernburg auf der Houbirg als Refugium benutzt und zwar von den Rednitzwenden. Das verkünden uns dieſe Scherben mit klarer Stimme.

Virchow und Voß haben bekanntlich für die meiſten Ringwälle der oberen Lauſitz, für die an der Schwarzen Elſter gelegenen und für manche andere in den Landen öſtlich der Elbe bis zur Weichſel aus den gefundenen Scherben den Beweis geführt, daß dieſe Wälle zweimal bewohnt waren, zur germaniſchen oder galliſchen Zeit in der zweiten Hälfte des erſten Jahrtauſends v. Chr. und in der ſlaviſchen Periode ein Jahrtauſend ſpäter. Die Funde auf der Houbirg beweiſen, daß dieſe Theſe auch für unſeren, ſüdlich des hercyniſchen Waldgebirges gelegenen Ringwall Geltung hat. Auch er ward mit Sicherheit zweimal von Völkern ariſcher Abkunft bezogen und vertheidigt in zwei Perioden, die circa ein Jahrtauſend von einander getrennt liegen. Auf älterer Grundlage ruht auch dieſer Rieſenwall, und Slaven benutzten nach dem Abzuge der Markomannen und Narisker die verlaſſene Schutzſtelle zum zweiten Male.

So beweiſt ſich die verachtete, aber dauerhafte Scherbe nicht nur als Leitmuſchel der Archäologie, ſondern bei vergleichender Behandlung der keramiſchen Produkte erhebt ſich die Scherbe zum Chronometer für der Vorzeit dunkle Perioden. Sie wird zum ſicheren Prüfſteine für die Vergleichung der verſchiedenen Kulturperioden und deren Höhegrad, und aus der Identität der Gefäße an verſchiedenen Stellen, wie z. B. Altdorf, Houbirg, Pullach, Hallſtatt und andererſeits Rügen, Houbirg, Schweigen folgt der Schluß auf Identität von Volk, Kultur, ja Periode und Zeit. In meo signo vinces! — ſo ruft die Scherbe dem Forſcher der Urzeit zu.

[1]) v. Tröltſch: „Fundſtatiſtik der vorrömiſchen Metallzeit in den Rheinlanden“ S. 94 bis 95.

[2]) Vergl. „Baltiſche Studien“, 24. Jahrg. 1872, S. 234 bis 290, mit Tafeln.

[3]) Vergl. Schafarik: „Slaviſche Alterthümer“, II. Band, S. 573 bis 576.

[4]) Vergl. „Archiv für Anthropologie“, XI. Band, S. 205.

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufſatze des Miſſionars H. Brincker.

III. (Schluß.)

V. Die Baſtards.

Dieſes Miſchlingsgeſchlecht, welches im 17. und 18. Jahrhundert durch Vermiſchung von Europäern mit Hottentotten und anderen Bewohnern Südafrikas entſtanden iſt, könnte bei richtiger Behandlung ſehr wichtig für die deutſche Kolonie werden. Dieſe Baſtards haben zwar nicht die Energie und Zähigkeit ihrer holländiſchen Väter und haben vieles von

den afrikaniſchen Müttern geerbt, was nicht gerade lobenswerth iſt, jedoch ſtehen ſie im Allgemeinen den Europäern näher als den Rothen und Schwarzen dieſer Länder. Sie ſind leider nicht im Stande, ſich ſelber recht zu regieren und vorwärts zu kommen wegen der Uneinigkeit, Unſchlüſſigkeit, Langſamkeit und Haltloſigkeit, die ihnen von ihren Müttern her noch immer anklebt; aber unter europäiſcher Leitung würden ſie Tüchtiges leiſten.

Aus der Kapkolonie verdrängt und ausgeſtoßen, mußten ſie über den Oranjefluß ziehen und ihre Exiſtenz im Namalande ſuchen. Anſtatt aber in möglichſt geſchloſſenen Reihen zu gehen, an einander zu halten und für das gemeinſame Intereſſe Sorge zu tragen, zerſtreuten ſie ſich und der eine Trupp zog hier hin, der andere dort hin im Nama- und Damralande. Ein größerer Theil nahm von der Station Rehoboth Beſitz, die von den Zwartbooiſ verlaſſen war. Ein anderer Theil ließ ſich auf Grootfontein im Namalande nieder, mußte es aber bald wieder aufgeben wegen der Räubereien der Hottentotten. Ein dritter Theil hat ſich in die Wüſte verloren und ſcheint ganz aus einander geſprengt zu ſein. Die Baſtards auf Rehoboth an der Grenze zwiſchen Nama- und Damraland wurden ſehr gegen ihren Wunſch und Willen mit in den Krieg verwickelt, der im Jahre 1880 aufs Neue zwiſchen Herero und Namahottentotten losbrach. Anfangs hielten ſie es mit den letzteren, aber die Freundſchaft dieſes hungerleideriſchen Geſchlechtes wurde ihnen läſtiger als ihre Feindſchaft, und ſo ſtellten ſie ſich unter den Schutz der Herero und zogen mit ihnen gemeinſam gegen den Jan Jonker und ſeine Räuberbande. Aber auch das brachte ihnen keinen Vortheil. Jan Jonker, der ſchlaue Fuchs, hatte ſeine unzugänglichen Verſtecke in den Gansbergen! Von dort aus machte er ſeine Beutezüge, überfiel die Heerden der Baſtards wie der Herero, verzehrte den Raub ruhig in ſeinen Bergfeſten und brachte den Reſt nach der Walfiſchbai zu den weißen Handelsleuten, um ſich aufs Neue mit Schießgewehr und Munition zu verſehen. So wird ers auch zunächſt wohl weiter treiben.

Gelänge es nun der deutſchen Regierung, Jan Jonker zur Ruhe zu bringen, dagegen die zerſtreuten Haufen der Baſtards zu ſammeln und als eine geſchloſſene Nation unter ihren direkten Einfluß zu bringen, ſo würde ſie die neutrale Zone zwiſchen Herero und Nama-Hottentotten mit dieſen Baſtards beſetzen können. Von Rehoboth bis Gobabis müßten alle Plätze ihnen übergeben werden. Dann wären die Beſten unter ihnen als Grenzwächter zu beſtellen mit der Aufgabe, jeden Zuſammenſtoß der Schwarzen und der Rothen zu verhindern. Auf dieſe Weiſe könnte der Friede im Lande als geſichert gelten.

VI. Ausſichten für Europäer.

Daß im Namalande die Ausſichten für europäiſche Koloniſten gleich Null ſeien, ſahen wir ſchon. Etwas beſſer ſteht es im Damralande. Es giebt da etwas mehr Quellen, auch etwas mehr Niederſchlag. Die Regenflüſſe Zwachaub und Omaruru enthalten ziemlich viele Quellen, die den Grund, der meiſt aus feinem Sande beſteht, feucht erhalten. Dieſer feuchte Grund kann, wenn er etwas gedüngt wird, mit Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer und anderen Feldfrüchten beſäet werden. Von Mai bis December pflegen dieſe Flüſſe nicht zu laufen; in dieſer Zwiſchenzeit müſſen Saat und Ernte beendigt ſein. Das geſammte Säeland in den genannten Flußbetten kann im günſtigſten Falle 1700 Mud aufbringen (Mud zu 200 Pfund). Dann muß aber auch jede feuchte Stelle ſorgfältig bedüngt und bearbeitet werden, und es dürfen keine Unfälle eintreten, wie zu frühes Laufen des Fluſſes, Nachtfroſt in der Blüthezeit u. dgl. Bei der jetzigen Art der Bearbeitung, wie ſie durch die Miſſionare eingeführt iſt, werden jährlich durch Baſtards, Bergdamra und Herero ca. 1000 Mud erzielt, dazu auch allerlei Gartenfrüchte wie Mais, Kürbiſſe, Waſſermelonen, ſogar Bohnen, Erbſen und allerlei Kohlarten, mit welchen die Miſſionare günſtige Verſuche angeſtellt haben. Jedoch iſt dabei ein Uebelſtand. Man kann die Gärten und Felder nicht anders gegen das überall einbrechende Rindvieh ſchützen, als durch ſtarke Gehege von Dornbüſchen. Dieſem Zwecke fallen alle Dornbüſche zum Opfer. Daher iſt der größte Theil des Landes ſchon faſt ganz entholzt, und namentlich alle Stationsplätze ſehen ganz kahl und öde aus. Außer dieſen feuchten Stellen giebt es wohl nur noch zwei Plätze, wo man Bodenkultur treiben könnte, Windhoek und Waterberg. Vielleicht ließen ſich hier und da im ſüdlichen gebirgigen Theile des Damralandes Fangdämme anlegen, bei denen man kleine Gärten und Felder anlegen könnte. Sogar an ein paar Stellen des Groß-Namalandes wäre ſolches möglich, aber immer nur mit viel Mühe und großen Koſten. Jedenfalls, wenn es gelänge, mehr Waſſer ins Land zu ſchaffen, ſo wäre es gar ſo übel nicht. Auch die Viehzucht würde alsdann mit noch größerem Erfolge zu betreiben ſein.

Allein der Europäer, der im Lande Gewinn ſucht, denkt nicht ſowohl an Viehzucht und Bodenkultur, als vielmehr an Kupfer und Minenbetrieb. In der That ſcheinen im Damralande unter gewiſſen Breitengraden mächtige Erzlager zu liegen; hauptſächlich im Gebiete des Regenfluſſes Kuiſib, der in die Walfiſchbai mündet. Ein zweites Erzlager findet ſich auf der Breite von Kap Croß öſtlich bis nach Otavi. Hier ſollen dem Kupfererz ſogar einige Procent Silber beigemiſcht ſein. Dieſe Mine iſt ſchon ſeit 100 Jahren und darüber von den nordwärts wohnenden Ovambo ausgebeutet worden. Die Buſchmänner waren von ihnen abgerichtet, ihnen das Erz ins Land zu bringen. Jetzt hat ein engliſcher Handelsmann ſich die Mine von den Herero ſchenken laſſen. Um das reiche Erzlager im Kuiſib bewerben ſich ſchon ſeit längerer Zeit mehrere deutſche Geſellſchaften. Die Ausbeutung dieſer Lager wird aber große Summen erfordern. Das Geſtein, welches durchbrochen werden muß, iſt harter, grobkörniger Granit. Die Bergzüge ſind von beträchtlicher Höhe und durch Querrippen mit einander verbunden. Fangdämme ließen ſich hier mit großem Vortheile anlegen; für Viehzucht wäre die Gegend ausgezeichnet; wie weit der Minenbetrieb lohnen wird, muß ſich erſt noch zeigen. An anderen Stellen des Landes ſoll auch Graphit, Blei und Eiſen gefunden werden. Es giebt auch noch andere Kupferlager. Aber wahrſcheinlich werden das bloß ſogenannte Neſter ſein.

Auf großen und ſicheren Gewinn dürfen alſo die Minenunternehmer im Damralande ſchwerlich rechnen. Deſto mehr rechnen ſie auf den Handelsgewinn, und es iſt traurig zu ſagen, den Hauptgewinn erwarten ſie vom Branntweinverkaufe. Kaum haben ſich einige Deutſche in der Walfiſchbai niedergelaſſen, und ſchon ſtehen bei ihnen 2 m hohe und weite Fäſſer mit Träber-Branntwein gefüllt, aus denen täglich die Flaſchen der Topenaar und anderer Eingeborenen gefüllt werden. Einige dieſer formidabeln Fäſſer ſind ſogleich mit großer Mühe auf Ochſenwagen ins Innere transportirt und im Hofe eines Europäers in Omaruru aufgeſtellt worden. In Folge deſſen hört man bereits von einer Generalſauferei nicht bloß der Weißen, ſondern leider auch der Baſtards und der Schwarzen. Früher führten engliſche und ſchwediſche Händler ihren „Gin“ in Kiſtchen und Flaſchen mit ſich; die jetzt eintretende deutſche Aera

ſcheint es gleich mit großen Fäſſern betreiben zu wollen. Ein böſes Omen für die Zukunft! Wo jetzt ein Weißer hinter den Branntweinhändlern her durchs Land reiſt, da wird er bereits angebettelt: „Gieb uns bitteres Waſſer.“ Selbſt die geizigen Herero geben ihre geliebten Rinder für Branntwein. Hottentotten und Baſtards fehlen nie, wo Gelegenheit zum Trinken iſt, die Topenaar an der Walfiſchbai vertrinken ihren Verdienſt beim Schiffsladen, und die Proſtitution wird durch etliche Flaſchen aus jenen großen Fäſſern eingeleitet. Das iſt das Vorſpiel. Der weitere Erfolg wird ſein, ein wildes Durcheinander und beſtändige Lebensgefahr der Weißen. Denn die trunkſüchtigen Eingeborenen ſind unberechenbar und viel gefährlicher als Europäer. Sollen kulturelle Unternehmungen in dieſem Lande gedeihen, dann wird als erſte Regel gelten müſſen: kein Branntwein an die Eingeborenen. Dadurch wird man ſich viel Herzeleid und Unruhe erſparen und den Segen einer ſolchen Einrichtung bald erkennen. Wo aber das Gegentheil geſchieht, da wird man bald genug erfahren, daß die dadurch herbeigeführten Verwickelungen und Nothſtände allen Gewinn verſchlingen und nur deſto größere Unkoſten herbeiführen.

Dr. Stoll's Buch über Guatemala.

In dieſen Blättern iſt ſchon zweimal (Bd. 46, S. 270 und Bd. 47, S. 176) auf die Guatemala betreffenden linguiſtiſchen Arbeiten des Dr. med. Otto Stoll, jetzt Docenten an der Univerſität Zürich, aufmerkſam gemacht worden; wir freuen uns jetzt, ſein weniger geographiſch als ethnographiſch und kulturhiſtoriſch bedeutſames Reiſewerk über dieſe wenig bekannte mittelamerikaniſche Republik anzeigen zu können, das in ſeiner Art ebenſo treffliche Belehrung bietet, wie die frühere Arbeit des fleißigen und vielſeitig unterrichteten Mediciners. Es führt den Titel: „Guatemala. Reiſen und Schilderungen aus den Jahren 1878 bis 1883.“ (Mit 12 Abbildungen und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.) Stoll hat Jahre lang im Lande gelebt und iſt als praktiſcher Arzt mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung gekommen; beſſer als er ſind alſo gewiß nicht viele berufen, ein fremdes Volk zu ſchildern. Doppelt dankbar aber muß man es anerkennen, daß er es in einem ſo lesbaren und intereſſanten Bande gethan hat, und einzig zu bedauern bleibt nur, daß er nicht mehr und weitere Streifzüge durch das Land hat unternehmen können.

Ueber Fauna und Flora, über die Krankheiten und die Sprachen, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung ſpricht er mit gleicher Sachkenntniß, wie über die gräuliche neuere Geſchichte des unglücklichen Landes. Man kann nicht leicht etwas Widerwärtigeres, Empörenderes und dabei Lehrreicheres und Intereſſanteres leſen, als die betreffenden Abſchnitte in Kapitel 16, 23 und 25. Welche Fülle von Brutalität und Gemeinheit, Schurkerei und Spitzbüberei haben der Präſident Barrios und ſeine Spießgeſellen dort 14 Jahre lang verübt! Man athmet ordentlich erleichtert auf, wenn man S. 429 lieſt, wie ſeine eigenen Kreaturen ihn verrathen, und auf S. 487, wie er ſchließlich meuchlings über den Haufen geſchoſſen wird. Die Indianer werden noch heutigen Tages von der Regierung nicht viel anders behandelt als wie von den Conquiſtadoren. Heute noch giebt es indianiſche Ortſchaften, wo die Weiber und Kinder beim Anblicke eines Weißen eilig die Flucht ergreifen und letztere rufen: „Da kommen die, welche uns freſſen wollen.“ Die Greuel der Conquiſta — ſagt Stoll — hallen noch in dieſer kindiſchen Rede nach. Und wie hinterließ Barrios das Land? Sämmtliche Kaſſen waren vollkommen leer und faſt alle Einkünfte für das laufende und das nächſte Jahr im Voraus verpfändet worden; aber ſein eigenes Vermögen zählte nach Millionen und ſoll die geſammte äußere und innere Schuld des Landes (8,7 Millionen Peſos) noch übertroffen haben. Und wie haben ſeine Unterthanen ihn gefeiert als „Vater des Vaterlandes“, als den „Unſterblichen und ums Vaterland Wohlverdienten“, als den „privilegirten Genius von Mittelamerika“ u. ſ. w., ihn mit Jeſus Chriſtus verglichen, wie oft haben ſeine Miniſter, die Deputirtenkammer, die Officiere der Armee, die Beamten aller Grade in den Departements, die Aerzte, Advokaten und Geiſtlichen der Hauptſtadt, die Schulmeiſter auf dem Lande, die Handwerker und ſelbſt die Gefangenen der Cuarteles in den kriechendſten Ausdrücken ihn ihrer unbedingten Ergebenheit verſichert. Alles aus Furcht vor der Reitpeitſche des Präſidenten, vor plötzlicher nächtlicher Verhaftung, vor Geißelung und einem qualvollen Tode im Gefängniſſe. Mehrere Hunderte mißliebiger Bürger hat das Scheuſal dort während ſeiner 14jährigen Tyrannei zu Tode martern laſſen.

Guatemala (der Name iſt ſpaniſche Verſtümmelung des mexikaniſchen Quauhtemallan, d. h. „Ort der Holzhaufen“) iſt kein ſonderlich reiches Land; an Metallen iſt es geradezu arm (S. 456) und ebenſo an Menſchen: 1880 zählte es auf 121 000 qkm annähernd 1 224 602 Einwohner, alſo nicht viel über 10 auf den Quadratkilometer. Ganz beſonders menſchenleer aber iſt die atlantiſche Seite der Republik, was Stoll durch die Raubzüge erklärt, welche die Spanier, beſonders von der Inſel Cuba aus, im 16. Jahrhundert zur Gewinnung von Sklaven für ihre Pflanzungen an jenen Küſten betrieben. Jene ¾ Millionen zerfallen, abgeſehen von 1466 aus Europa und Nordamerika eingewanderten Weißen, einigen Chineſen und Negern, in zwei Haupttheile, die herrſchende Raſſe der Ladinos (oder Miſchlinge zwiſchen Weißen und Indianern), 379 828 Köpfe ſtark, und die beherrſchte der Indianer mit 844 774 Köpfen. Ueber erſtere urtheilt Stoll (S. 311) folgendermaßen: „Vom Präſidenten bis zum Stallburſchen treffen wir die Ladinos in allen Lebensſtellungen, als Handwerker, Landwirthe, Geiſtliche, Aerzte und Juriſten, und es iſt ſicher, daß in der Miſchlingsbevölkerung ein äußerſt fruchtbares, lebenskräftiges und lebensfähiges Element gegeben iſt, dem nur noch der eiſerne Zwang äußerer Verhältniſſe, ein ſchwierigerer Erwerb der erſten Lebensbedürfniſſe fehlt, um auf den verſchiedenſten Gebieten erfolgreich mit anderen Völkern zu concurriren. Die von der Natur gegebene Verſtandesanlage iſt ſchon im jungen Ladino-Kinde eine erſtaunlich gute, aber die Schule des Lebens iſt in jenem dünn bevölkerten Lande noch nicht hart genug, um die gute Anlage zur vollen Reife zu bringen.“

Mit offenbarer Vorliebe aber verweilt Stoll an den verſchiedenſten Stellen ſeines Buches bei den Indianern und ſchildert uns ihr Aeußeres, ihren Charakter, ihren

Glauben, ihre Sitten u. ſ. w. eingehend und mit Verſtändniß. Der noch nicht durch Branntwein und Knechtung verdorbene Indianer iſt gegen Leute, die er in ſein Herz geſchloſſen hat, auch aufrichtig ergeben, zuverläſſig und dem einmal gegebenen Worte treu, Eigenſchaften, welche dem phraſenreichen, verbindlichen Ladino gänzlich fremd ſind. „Der Indianer liebt den Menſchen, der ihn gut behandelt, auch wenn er ein Weißer iſt, aufrichtig; der Ladino dagegen kommt nie über den Fremdenhaß hinaus, der ihm tief im Herzen wohnt, und Unaufrichtigkeit gegenüber dem Fremden liegt in ſeinem ganzen Weſen. Den Grundzug und das tiefe Bedürfniß der indianiſchen Natur bildet die willige Anerkennung der berechtigten Autorität der Aelteren, der Obrigkeit, des Landesherrn. Sie kennt kein „ſervil“ und kein „liberal“ (Namen der beiden, ſich feindlich gegenüberſtehenden Parteien Guatemalas), und wie ſie ſich ſeiner Zeit mit abgöttiſcher Verehrung an den Serviſen Carrera hängte, ſo hat ſie auch für den Liberalen Barrios im Jahre 1869 die Kaſtanien aus dem Feuer geholt. Die Bürgerkriege der Ladinos aber lehren uns hinlänglich, daß für ſie im Affekte des Parteihaſſes kein Geſetz und keine Autorität und keine Bande der Natur heilig ſind, denn wie oft haben ſich Glieder derſelben Familie mit den Waffen in der Hand gegenübergeſtanden, wie oft haben Ladinos um ſelbſtſüchtiger Rache willen ein einmal beſtehendes Regiment geſtürzt und ſich ſelbſt an deſſen Stelle geſetzt! Nach meiner auf perſönliche Erfahrung geſtützten Anſicht iſt als Charakter der Indianer von Guatemala bei Weitem der beſſere Menſchenſchlag als der Ladino, obwohl dies nicht ſo zu verſtehen iſt, als ob jeder Indianer beſſer ſein müßte als jeder Ladino. Es giebt leider genug verſoffene, lüderliche Subjekte unter den Indianern, aber ſie ſind direkt oder indirekt durch den Einfluß der Weißen und Ladinos ſo geworden und haben keinen Grund, mit Liebe und Anhänglichkeit an dieſe beſonders verſchwenderiſch umzugehen.“

Als Dr. Stoll von Quetzaltenango, das auf dem Hochlande liegt, nach Retalulen auf einem der ſchlechteſten in der an ſchlechten Wegen reichen Republik hinabſtieg, hatte er ſo recht Gelegenheit, die Quälerei der Indianer kennen zu lernen, welche auf ihren Rücken Frauen, Kranke und große Gegenſtände, die nicht von Maulthieren transportirt werden können, hinauf- und hinuntertragen müſſen. Er habe, ſchreibt er S. 69, niemals einem auf dieſe Weiſe beladenen Indianer begegnen können, wie er keuchend und mit prall gefüllten Hals- und Kopfvenen, jeden Muskel ſeines ſchweißtriefenden Körpers aufs Aeußerſte angeſpannt, ſich mit ſeiner Laſt dieſen Weg hinaufarbeitete, ohne von tiefem Mitleide mit dieſer zum Laſtthiere herabgewürdigten Raſſe ergriffen zu werden. „Die Indianer des niederen Volkes waren an den harten Dienſt des Tragens von Laſten ſchon in der vorſpaniſchen Zeit gewöhnt geweſen, unter der ſpaniſchen Herrſchaft aber hatten ſie reichſte Gelegenheit, ſich darin zu vervollkommnen. Tauſende ſind in Folge von Ueberbürdung unterwegs zu Grunde gegangen, und ſelbſt die menſchlicheren Beſtimmungen der Nuevas Leyes ſind bei der Unbeſtimmtheit und Dehnbarkeit ihrer Begriffe den Indianern niemals ernſtlich zu Gute gekommen. Ihr hartes Loos blieb noch Jahrhunderte lang daſſelbe. Worüber ich mich aber wunderte, war, daß ſelbſt fremde Pflanzer es gegenüber dieſem unglücklichen Volke zu einem hinlänglichen Grade von Fühlloſigkeit gebracht haben, um ihre Indianer gelegentlich bis an die äußerſte Grenze der menſchlichen Kraft zu beladen und um den ärmlichen Lohn von drei Realen (1½ Mark) per Tag auf dieſen Wegen bergauf und -ab zu jagen. Man klagt über die Verkommenheit dieſes Volkes, welches Jahrhunderte lang ſeinen Kopf zu nichts Anderem als zum Laſttragen gebrauchen durfte; die Preſſe der Ladinos ſieht in den Indianern das größte Hemmniß für den geträumten „Progreſo“ und „Desarrollo“ des Landes, und ſpricht es offen aus, daß ihr Untergang ein Glück wäre; man wundert ſich über die Gleichgültigkeit des Indianers gegenüber den „Segnungen der Civiliſation“, und doch, was iſt ſeit der Eroberung ernſtlich für die Indianer gethan worden? Wenn diejenigen Pueblos, welche von der Berührung mit Fremden und Ladinos noch relativ frei geblieben ſind, dem Andringen der „Civiliſation“ alle in ihren Kräften ſtehenden Hinderniſſe in den Weg legen, wenn die Indianer bei der Volkszählung von 1880 zu Hunderten die Dörfer verließen und in den unzugänglichen Monte flohen, wenn ganze Departemente ſich der Durchführung des Cenſus drohend widerſetzten und ihn vereitelten, ſo iſt dieſer Widerſtand im Intereſſe der Sache zu bedauern, aber er iſt begreiflich.

Die Indianer wiſſen aus der Erfahrung von Jahrhunderten, daß alles Intereſſe an ihrer Nationalität ſchließlich immer auf irgend eine Bedrückung und Quälerei hinauslief. Wenn die Indianer der Pflanzungen und der Dörfer, welche dem zerſetzenden Einfluſſe der Ladinos mehr ausgeſetzt ſind, jeden Anlaß, Hochzeiten, Todesfälle und religiöſe Feſte benutzen, um ſich bis zur vollſtändigen Sinnloſigkeit vollzuſaufen, wer kann es ihnen im Ernſte verargen, daß ſie im Rauſche Vergeſſenheit ſuchen für das inſtinktiv empfundene Elend, dem ſie ihr Leben lang anheimgefallen ſind? Wenn die Indianer nicht die moraliſche Kraft beſitzen, dem verderblichen Einfluſſe des Trunkes zu widerſtehen, wer iſt dafür anzuklagen als eine gewiſſenloſe Regierung, welche um ſchnöden Gewinnes willen auf jede Weiſe verſucht, die Moral der Indianer zu untergraben und den indianiſchen Pueblos die Schnapsbuden und Chicherias mit allen Mitteln zu oktroyiren? Die Regierung zog aus dem Monopol der alkoholiſchen Getränke im Jahre 1882 die Summe von 1 266 042 Peſos, was kann ſie dafür, wenn die Indios brutos, dieſe „animales sin razon“, ſich daran zu Tode trinken? Ohne Aguardiente und Chicha kann einmal der Indianer nicht leben; ſchon die Mütter tauchen, ſelber halb betrunken, den Finger in die Aguardienteflaſche und ſtecken ihn den Säuglingen in den Mund, damit ſie ſich bei Zeiten an dieſen Genuß gewöhnen.“

Die Indianer ſind zwar zumeiſt dem Namen nach Chriſten[1]), in Wahrheit jedoch glauben ſie an zwei Götter, nämlich den „Dios de la iglesia“ (Gott der Kirche), den Gott der Weißen und Ladinos, der mit brennenden Kerzen, dem Zeichen des Kreuzes, der Genuflexion und verſchiedenen Gebeten verehrt wird, der ſich aber um die Indianer wenig kümmert. Dieſe haben ihren „Dios de la montaña“ (Gott des Waldes), den „Dueño del palo“ (Herr des Baumes, d. h. der Ceiba), der nur für die Indianer ſorgt, verhütet, daß ſie auf giftige Schlangen treten, ihren geſäeten Mais aufgehen läßt, ihre Jagd ſegnet und ihre Weiber fruchtbar macht. Dafür bringen ſie ihm unter den heiligen Ceibas Brandopfer vom Ertrage der Jagd und des Feldes dar und verbrennen ihm auf dem Opferfeuer Copal, wobei ſie zu ihm beten. Außerdem giebt es noch andere Weſen, die

[1]) Der Cenſus von 1880 unterſcheidet folgende Religionen in der Republik: Katholiken, Proteſtanten, Israeliten, Freidenker, Rationaliſten, Bekenner der Sinto-Religion, Anhänger des Confucius, Angehörige der Anglikaniſchen Kirche, Bekenner der Natur-Religion, Leute ohne Religion, Atheiſten, Anhänger des Brahmanismus, Deiſten, Griechen, Lutheraner, Mohammedaner, Indifferente. Man muß geſtehen, daß ſich unſere deutſche Volkszählung in dieſer Hinſicht viel weniger Mühe macht.

man fürchten und verehren muß, nicht eigentliche Gottheiten, ſondern böſe Geiſter, welche Felſen und Höhlen, Berge, Wälder und Flüſſe bewohnen. Sie ſind Unterthanen des „Dueño del palo“ und führen deſſen Befehle aus; wenn man ſie jedoch nicht reſpektirt, ſo ſchädigen ſie auf eigene Fauſt Leib und Leben, verderben die Maisernte, tödten die Kinder durch Krankheiten und dergleichen mehr, weshalb es gut iſt, ihnen dann und wann an ihren Wohnorten zu opfern. Bei ſolchen Gelegenheiten ſollen die Indianer die ſonſt ſorgfältig geheim gehaltenen Götzenbilder in den Wald hinaustragen und verehren. Einige dieſer alten Statuetten ſind aus feinem Thon gemacht und hohl; die Höhlung ſoll dazu dienen, um darin das aus Copal beſtehende Räucheropfer zu verbrennen.

Im engen Zuſammenhange mit dem alten Götzendienſte ſteht das hohe Anſehen, deſſen ſich die Amtsnachfolger der alten heidniſchen Prieſter bei den Indianern zu erfreuen haben. Dieſelben zerfallen in zwei Klaſſen, die Ahitz oder Zauberer, welche Anderen Böſes zufügen, namentlich ihnen unappetitliche oder gefährliche Reptile in den Leib zaubern, und die Ahtih oder Wahrſager, welche zu ermitteln haben, wer den Betreffenden verzaubert hat. Leider war es Dr. Stoll trotz aller Anſtrengungen nicht vergönnt, näher in dieſen Glauben oder — wenn man will — Aberglauben einzudringen. Nur ſo viel hat er ermittelt, daß diejenige Art des Chriſtenthums, welche die Spanier den Indianern Mittelameritas brachten, um nichts beſſer war, als ihr urſprünglicher Götzendienſt. Der Indianer ſollte ſeine angeſtammten, guten alten Götter, denen er vertraute, die er kannte, und die, wie er meinte, *ihn* kannten, gegen fremde, ungewohnte vertauſchen, deren Bekenner ihn und ſeine Familie aufs Schändlichſte behandelten. „Wer es nicht glauben will, daß es ſich für den Indianer bloß um einen Tauſch der eigenen gegen fremde Götzenbilder handelte, der beſuche die Kirchen und Kapellen vieler indianiſchen Pueblos und ſehe ſich die ſcheußlichen Holzfiguren an, welche Chriſtus am Kreuze und die Heiligen darſtellen und an den Feſten herumgetragen werden. Er vergleiche damit die indianiſchen Götzenbilder aus polirtem Stein oder feinem, bemaltem Thon, welche die mitleidige Erde der Zerſtörung entzogen, und er wird mir recht geben und begreifen, daß die Indianer ihre eigenen Götter für beſſer hielten“ (S. 232 f.).

Vielleicht der lebhafteſte Anklang an die altheidniſche Zeit hat ſich in den „*Bailes*“ oder Maskentänzen erhalten, welche in allen Indianerdörfern Guatemalas bei gewiſſen religiöſen Feſten im Centrum der Republik (Departement Quiché) in der erſten Hälfte des Mai ununterbrochen Tag und Nacht abgehalten und viele Wochen lang vorher eingeübt werden. Es ſind theils Pantomimen, theils wirkliche Dramen, in welchen die handelnden Perſonen in langer Wechſelrede auftreten, welche von Muſik und Tanz unterbrochen wird. Die Zahl dieſer Bailes iſt ziemlich groß und beträgt über ein Dutzend, z. B. der Hennen-, Neger-, Reh-, Mauren-, Truthahn-, Affen-Tanz, der Tanz der Eroberung, der Tanz der Stummen u. ſ. w. Stoll ſah im Dorfe Uſpantan nur den Reh- und den Maurentanz (baile del venado und baile de los moros).

Der baile del venado (S. 372 f.) beſtand in einem Contretanz, den acht verkleidete Männer nach dem Takte einer Marimba aufführten. Ihr Koſtüm war folgendes: Auf dem Kopfe ein runder, mit rothem und weißem Tuche garnirter Strohhut mit einem hohen Buſche von rothen, blauen, gelben und weißen Vogelfedern; vor dem Geſichte eine unſerer gewöhnlichen Faſtnachtsmasken, deren lange Haarlocken bis auf die Schultern herabfielen; auf den Schultern ein kurzer, gelber, goldgeſtickter Mantel, deſſen Rand mit langen Goldfranſen beſetzt war. Die Beine ſtaken in rothen Beinkleidern europäiſchen Schnittes, welchen vier weiße oder gelbe Querbänder in der Mitte des Oberſchenkels und am Knöchel als Beſatz aufgenäht waren. Schwarze Mocaſines bekleideten die ſonſt nackten Füße der Tänzer, die in der einen Hand eine kleine blecherne Schelle und um das Handgelenk ein niederhängendes Tuch geknüpft trugen. An dem Tanze der ſo koſtümirten Männer nahmen auch vier Knaben theil, die, in lange, goldgeſtickte Mäntel und rothe Röcke eingehüllt, auf dem Kopfe eine hölzerne Maske in Geſtalt eines braunbemalten Rehkopfes trugen. Sie tanzten, ſich vor jedem der übrigen Tänzer verneigend, zwiſchen denſelben herum. In derſelben Gruppe befand ſich ein Knabe, deſſen Kopf in der Maske eines Affen ſtak und der die Rolle der „luſtigen Perſon“ zu ſpielen ſchien. Es wurde bei dieſem Tanze nichts geſprochen, doch ſoll es eine „Relacion“ dazu in ſpaniſcher Sprache geben.

Zu gleicher Zeit wurde vor einem anderen Hauſe von acht Männern der baile de los moros, ein Tanz ſpaniſchen Urſprunges, aufgeführt, der einen ſagenhaften Krieg Karl's des Großen gegen Tamerlan vorſtellt. Das Orcheſter beſtand aus einem Indianer, der das K'ohon ſchlug, und einem zweiten, der die Chirimia blies. Dieſe Inſtrumente bilden den Kern des altindianiſchen Orcheſters, während die Marimba fremden (afrikaniſchen) Urſprunges iſt. Der K'ohon iſt eine große Trommel, beſtehend aus einem ausgehöhlten Stücke Baumſtamm von ca. 3 Fuß Höhe und 2½ Fuß Durchmeſſer, die mit zwei Schlägeln geſchlagen wird. Ueber die Höhlung iſt oben und unten ein Stück Fell gezogen und die Bänder beider Felle ſind an den Seiten des Cylinders durch Zickzackſchnüre verbunden. Die Chirimia iſt eine Rohrflöte von ca. 30 cm Länge, die ſich in ſehr hohen Tonlagen bewegt und auf welcher wilde, anſcheinend regelloſe Melodien geblaſen werden.

„Etwa um 8 Uhr Morgens, auf ein Zeichen der Kirchenglocken, trat eine Pauſe in den Bailes ein. Das Volk von Uſpantan ſammelte ſich auf dem Platze vor der Kirche, aus welcher einige wunderlich ausſtaffirte Heiligenbilder in Proceſſion herausgetragen wurden. Die hervorragendſte Rolle unter denſelben ſchien ein gekreuzigter Chriſtus zu ſpielen, wenigſtens ſchloß ſich das Perſonal der beiden Bailes demſelben an; ebenſo trat die Marimba, der K'ohon und die Chirimia als Orcheſter in den Zug ein, der ſich langſam durch das Dorf bewegte und bald wieder auf die Plaza zurückkehrte. Nun begann ein toller Spektakel. Raketen ſauſten empor und platzten krachend am reinen blauen Morgenhimmel, die buntgekleideten Tänzer der Bailes begannen im grellen Sonnenſcheine, unter dem lauten Schalle ihrer Orcheſter, einen freneliſchen Rundtanz, und ein Heiliger nach dem anderen wurde in die Kirche zurückgebracht. Zuletzt blieb nur die Chriſtusfigur übrig, deren Träger ſich mit derſelben von links nach rechts im Kreiſe zu drehen begannen. Um das alſo rotirende Chriſtusbild aber tanzten in umgekehrter Richtung, von rechts nach links, die bunten Masken, Moros und Eſpañoles, Venados und Jäger, ſchnell und immer ſchneller, begleitet vom dumpfen Dröhnen der großen Trommel und dem ſchrillen Jodeln der Chirimia; die Marimba ſchwieg. So mochten vor Jahrhunderten die Bewohner von Uſpantan das Bild ihres Gottes Exbalanque, bevor ſie ihm Thiere und Menſchen opferten, wild trunken umtanzt haben.

Nachdem auch das Chriſtusbild in der Kirche verſchwunden war, trat Stille ein, der Geiſtliche hielt die Meſſe ab inmitten dieſer fremdartigen Schaar bizarr geſchmückter Heiligen und Masken. Nach Beendigung der Meſſe begannen die Bailes aufs Neue vor der Kirche, die Moros

und Eſpañoles entfernten ſich jedoch bald, die Tänzer des Baile del venado führten indeſſen eine Pantomime auf, welche eine Jagd vorſtellte.

Uſpantan iſt ein kleines armes Dorf, weshalb die Bailes ſich in dem beſchriebenen, beſcheidenen Umfange halten; in größeren und reicheren Ortſchaften hingegen werden ſie mit weit mehr Pomp gefeiert. Thierfelle vom Jaguar, Puma und von Rehen hängen da den Tänzern über den Rücken, Proceſſionen und Tänze haben ein zahlreicheres Perſonal.“

Wir brechen hier mit unſeren Auszügen aus Stoll's inhaltsreichem und hochintereſſantem Buche ab, obwohl noch vielerlei der Beachtung werth wäre, wie z. B. ſeine eigenartige Auffaſſung und Erklärung der Tolteken (S. 408 ff.), die er als mexikaniſche, die Civiliſation verbreitende Händler erklärt, während Charnay in ihnen ein ganzes nach Süden vorrückendes Volk erblickt; ferner die Schilderung der fiſch- und vogelreichen Lagunen von Ocos (S. 179 ff.) oder der wandernden, Heuſchrecken vertilgenden Buſſarde (S. 190 ff.), die Rückreiſe über Izabal nach Livingſton durch eine der ſchönſten Landſchaften, welche ein ſterbliches Auge ſchauen kann, und vieles andere mehr. Wir müſſen uns damit begnügen, das eingehende Studium dieſes Reiſewerkes von ſeltenem Verdienſte unſeren Leſern warm zu empfehlen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mecklenburg-Strelitz iſt leider nicht der einzige deutſche Staat, wie auf S. 238 berichtet wurde, deſſen Bevölkerung in den letzten fünf Jahren abgenommen hat; vielmehr wird ein Gleiches jetzt von Mecklenburg-Schwerin, das von 577 055 auf 575 140 Seelen zurückgegangen iſt, und von Elſaß-Lothringen gemeldet. Auch hier hat ſich die Bevölkerung um 3525 Perſonen verringert und beträgt nur noch 1 563 145 Seelen. Die Abnahme hat hauptſächlich bei der ländlichen Bevölkerung und da beſonders in den Weinbau treibenden Gegenden in Folge ſchlechter Ernten ſtattgefunden. Auch politiſche Gründe haben viele zum Auswandern bewogen.

— Der Direktor des Dresdener zoologiſchen und anthropologiſch-ethnographiſchen Muſeums, Dr. A. B. Meyer, hat im Auguſt 1884 das berühmte Gräberfeld zu Hallſtatt beſucht und ſich dabei überzeugt, daß die dortigen Ausgrabungen noch keineswegs als abgeſchloſſen anzuſehen ſeien. Dies führt er des Weiteren aus in ſeiner Schrift „Das Gräberfeld von Hallſtatt“ (Dresden 1885), welche mit einer Anſicht des Gräberfeldes, der erſten überhaupt veröffentlichten, und den Abbildungen einer prächtigen Fibel und eines Dolches, beide im Linzer Muſeum, geſchmückt iſt. Meyer berichtet kurz über die vorhandene Literatur und giebt eine Statiſtik der Grabungen und der Fundſtücke. Die Zahl der dort beſtatteten Leichen ſchätzt er auf höchſtens 3000, die Zeit, während welcher dieſelben dort begraben wurden, auf ein paar hundert Jahre, während Andere weit längere Perioden annehmen. Wahrſcheinlich ſind die Gräber vor dem vierten bis dritten vorchriſtlichen Jahrhundert angelegt worden. Dann macht er auf eine Reihe von Deſideraten aufmerkſam, ſo beſonders darauf, daß noch niemals nach den Wohnſtätten der Begrabenen geforſcht worden iſt, während doch ein Volk, das ſolche Schätze, wie wir ſie von Hallſtatt kennen, in ſeine Gräber legte, ganz zweifellos auch an ſeinen Wohnſtätten viele Ueberreſte von Bronzen u. dergl. hinterlaſſen haben muß. Auch das Grabfeld ſelbſt und ſpeciell der mit Wald beſtandene Theil deſſelben verdient weitere Unterſuchung, ebenſo der Hallberg, d. h. der ſteile Abhang vom Gräberfelde bis nach Hallſtatt hinunter, wo ſchon v. Hochſtetter eine erfolgreiche Grabung ausführte. „Das ganze zu erforſchende Gebiet umfaßt viele Tauſende von Quadratmetern und wird zweifelsohne noch wichtige und nothwendige Aufſchlüſſe in Bezug auf die Beurtheilung der Niederlaſſung gewähren. Denn im Großen und Ganzen iſt man eigentlich noch ziemlich im Unklaren über dieſelbe. Man hat wohl den größten Theil des Gräberfeldes aufgedeckt, allein von den Wohnſtätten noch ſo gut wie Nichts gefunden; man kann daher auch keine gegründete Vorſtellung über die Dauer der Niederlaſſung gewinnen, welcher Faktor aber außerordentlich wichtig iſt zur Ermeſſung der auswärtigen Beziehungen von Hallſtatt.“ Als geeigneter Leiter neu vorzunehmender Ausgrabungen würde ſich der dortige Oberbergverwalter Hutter, der vorzüglichſte Kenner der Lokalität, empfehlen. — Auch in der Nähe von Hallſtatt, in der Lahn und bei St. Agatha am Nordende des Sees, dürften ſich Grabungen lohnen. Zum Schluſſe macht Meyer darauf aufmerkſam, daß die Frage nach der Herkunft des in Hallſtatt gefundenen, zu Schmuck verarbeiteten Bernſteins gleichfalls noch ihrer Löſung harrt.

Aſien.

— Die Kokos-Inſeln, ſüdweſtlich von Sumatra, ſind im abgelaufenen Jahre der Regierung der Straits Settlements unterſtellt worden (vergl. „Globus“ Bd. 48, S. 223), nachdem ſie bisher unter der Verwaltung von Ceylon geſtanden hatten. Bei dieſer Gelegenheit erinnert der „London and China Telegraph“ daran, daß der Name Keeling-Inſel ſich nur (?) auf eine einzelne 15 Meilen nördlich gelegene, von Kapitän Keeling 1689 entdeckte Inſel bezieht, und die Anwendung deſſelben auf die ganze Gruppe der Kokos-Inſeln nur irrthümlicher Weiſe ſtattgefunden hat. Bekanntlich weht die engliſche Flagge dort ſeit 1857.

— Gegen „Europäiſche Koloniſation in Holländiſch-Indien“ ſprach ſich unſer Mitarbeiter, Herr Emil Metzger, in einem unter dieſem Titel in der „Revue Coloniale Internationale“ erſchienenen Aufſatze aus. Wenn derſelbe nur ein begrenztes Gebiet im Auge hat, ſo enthält er doch auch einiges, was ſich auch auf Koloniſation in den Tropen im Allgemeinen anwenden läßt, weshalb wir hier den Gedankengang kurz wiedergeben. Er wirft zunächſt die Frage auf, ob die weiße Raſſe überhaupt in den Tropen lebensfähig iſt, und erinnert daran, daß ſelbſt bei den ſo häufig als Beiſpiel einer geglückten Akklimatiſation angeführten „Petits Blancs“ von Réunion, wie Bordier (La Colonisation scientifique 1884) mittheilt, ſich von Anfang an eine Vermiſchung mit der eingeborenen Bevölkerung nachweiſen läßt (wie denn auch Miſchlinge in Indien eine bedeutend niedrigere Sterblichkeitsziffer aufweiſen); zweitens fragt er, wie ſich das Leben etwaiger Koloniſten geſtalten würde, und kommt zu dem Reſultate, daß ſie kein beneidenswerthes Loos zu erwarten hätten. Auf beide Punkte, über die ſich ja ſtreiten läßt, legt er aus dieſem Grunde keinen beſonderen Nachdruck, wiewohl ſie ihm perſönlich ſchwer

wiegen, um dann die wirthſchaftliche Seite der Frage zu betrachten, und daraus den Schluß zu ziehen, daß ſchon mit Rückſicht hierauf der Verſuch einer Koloniſation mit holländiſchen Bauern keine Ausſicht auf Erfolg haben dürfte. Beiläufig erwähnt wird, daß ſolche Projekte doch manchmal ohne alle Sachkenntniß gemacht werden, wenn z. B. in einigen Aufſätzen, welche die Anſiedelung von holländiſchen Bauern in Indien befürworteten, davon geſprochen wurde, durch eine ſolche ganz nebenbei dem Atiehkriege ein Ende zu machen, oder wenn geographiſch noch unerforſchte Gegenden, wie z. B. die Hochflächen (?) von Neu-Guinea als ein Paradies geſchildert, dieſe Inſel ſelbſt als ein Auſtralien der Zukunft hingeſtellt wird.

Afrika.

— Das Petroleumlager am Gebel Zeit (vergl. oben S. 256) iſt nicht zufällig entdeckt, ſondern von einem belgiſchen Bergmanne, Debay, auf Koſten der ägyptiſchen Regierung nach ſechswöchentlicher Arbeit erbohrt worden. Die Stelle liegt nur 30 Yards vom Meere entfernt und dicht bei einem guten Ankerplatze. Eine engliſche Kommiſſion von Fachleuten hat ſich über den Fund in hoffnungsvollem Sinne ausgeſprochen.

— Wie der „Natal Mercury" berichtet, geht es der neuen Buren-Republik im Zululande, Vrijheid genannt, wenigſtens in materieller Beziehung ſehr gut. Die Grenzen ſind feſtgeſetzt und 800 Hofſtellen, jede von 3600 Acres, den Buren für ihre dem Könige Dinizulu erwieſenen Dienſte zur Verfügung geſtellt worden. Man hofft, daß ſich bald 1000 Familien in dieſem höchſt fruchtbaren und ſchönen Theile Afrikas niedergelaſſen haben werden; das Land iſt zum Theil ſchon bearbeitet und beſäet; die Hofſtellen liegen bis beinahe an die Luciabai hin und erreichen auch in anderer Richtung den Ocean. Hoffentlich wird das nördliche Zululand durch die Unternehmung der Buren der Segnungen der Civiliſation theilhaftig.

— Bekanntlich hat die niederländiſche Südafrikaniſche Geſellſchaft an Ort und Stelle unterſuchen laſſen, durch welche Mittel es möglich ſein würde, die zwiſchen den Niederlanden und dem Transvaal beſtehenden Beziehungen enger zu knüpfen. Der Bericht des Delegirten Dr. H. F. Jonkman, der vor Kurzem veröffentlicht iſt, macht in dieſer Hinſicht folgende Vorſchläge: 1) Veränderung des Geſetzes betreffend den höheren Unterricht, um die Studenten von England ab- und nach Holland hinzuziehen (hat bereits ſtattgefunden); 2) Schaffung eines Fonds, um Studenten aus Transvaal Unterſtützung zukommen zu laſſen; 3) Herausgabe einer Zeitung, in welcher unter Mitwirkung von Südafrikanern die Intereſſen beider Länder beſprochen und vertreten werden; 4) das Veröffentlichen guter Schulbücher, die in holländiſcher Sprache geſchrieben ſind und in Holland erſcheinen, aber den Bedürfniſſen der Afrikaner Rechnung tragen, und 5) Sammlung einer guten, für Südafrika beſtimmten Volkslitteratur.

— Die Arbeiten der franzöſiſch-portugieſiſchen Grenzkommiſſion in Weſtafrika ſind beendigt: Frankreich hat den Bezirk von Maſſabe, welcher nördlich von der Mündung des Tſchiloango-Fluſſes liegt, an Portugal überlaſſen und dieſes tritt dafür ſeine Enclave Ziguinhor in Senegambien an Frankreich ab. Ziguinhor liegt im Binnenlande am Fluſſe Caſamance und zwar öſtlich von Carabane, welches ſich bereits im franzöſiſchen Beſitze befindet.

— Ausführlichere Nachrichten über die Reiſe der Lieutenants Kund und Tappenbeck in das Innere des Congo-Staates enthält auffallender Weiſe (wohl durch eine Indiskretion) das Brüſſeler „Mouvement Geographique" vom 21. März. Danach ſtellt ſich dieſelbe als ein tiefer Vorſtoß ſo recht in den unbekannteſten Theil des Congo-Beckens dar, ſo daß dieſe anfangs ſo unglückliche Expedition zuletzt doch noch einen ſchönen Erfolg davongetragen hat. Vorausſichtlich wird ſie nun nach Europa zurückkehren. — Die beiden Reiſenden verließen am 9. Auguſt 1885 mit 88 Negern von der Loango-Küſte Leopoldville am Stanley-Pool und zogen in ſüdſüdöſtlicher Richtung durch bisher unbekanntes Gebiet zum Kuango, den ſie am 6. September etwa unter 6° ſüdl. Br. überſchritten. Dann wandten ſie ſich oſtnordöſtlich, wiederum durch nie betretenes Gebiet zum Kaſſaï, kreuzten drei anſehnliche, nach Nordnordweſten fließende Ströme, Wambo, Saie und Kuilu mit Namen, erreichten den Kaſſaï am 19. Oktober unterhalb der Mündung des Luebo, zogen einige Tage an ſeinem linken Ufer abwärts und überſchritten ihn dann. Dann ging es nach Nordoſten zu dem Lukaia, dem ſie ziemlich weit aufwärts nach Oſten (etwa bis 21° öſtl. L. Gr.) folgten und dann vom 14. Januar an hinunter fuhren. Derſelbe fließt anfangs dem Sankuru, dann dem unteren Kaſſaï parallel und ſtellte ſich zuletzt als der Oberlauf des Mfini (welchen Stanley aus dem Leopold-See kommen läßt) heraus. Am 28. Januar trafen die Reiſenden, welchen die Eingeborenen wiederholt feindlich entgegengetreten waren, wieder in Leopoldville ein.

Inſeln des Stillen Oceans.

— In Kaiſer-Wilhelms-Land auf Neu-Guinea ſind bis jetzt drei Stationen von der Neu-Guinea-Kompagnie errichtet worden: in Finſchhafen, in Friedrich-Wilhelms-Hafen und Dalmannshafen. Die Berichte über die Fruchtbarkeit des Landes und das Verhältniß zu den Eingeborenen lauten ſehr günſtig, aber bedenklich iſt, daß die von Java mitgenommenen Malayen ſehr unter dem Wechſel des Klimas leiden, mehr als vorläufig die Europäer.

— Die Nachrichten für und über Kaiſer-Wilhelms-Land bringen einige ſehr intereſſante Beobachtungen von J. Weißer, welcher mit der „Hyäne" die Küſten befuhr. Wenn man die Küſtenſtrecke von Port Konſtantin an befährt, überſieht man die ganze Finiſterre-Kette mit ihren 11000 Fuß hohen Gipfeln; eine ſcharfe Scharte trennt ſie von dem iſolirt aufragenden Bismarck-Gebirge und ſcheint einen Paß zu den dahinter liegenden Hochebenen zu bieten. Die Küſte iſt auf der ganzen Strecke ein parkartiges, flach anſteigendes Grasland von ca. 30 Seemeilen Breite. Weiter oſtwärts kommen zahlreiche Gewäſſer von den Bergen herab, das Land ſteigt in Terraſſen an, die bei Fortification Point ganz wie Feſtungswerke ausſehen. Das ganze Gebiet von Port Konſtantin bis an den Friedrich-Wilhelms-Hafen iſt neugehobenes Land und fällt an der Küſte einige Meter hoch ſteil ab, ſo daß hier Mangroven und Sümpfe nicht exiſtiren und das Land wahrſcheinlich geſund iſt. Die Hebung hängt wahrſcheinlich mit den nun erloſchenen Vulkanen von Rook Island bis Volcano zuſammen; früher tauchte die aus Urgebirge beſtehende Finiſterrekette direkt ins Meer und war mit Korallenriffen umgeben; jetzt ſind keine Riffe mehr da und das Waſſer iſt dicht an der Küſte 200 m tief. Der Boden iſt längs der Küſte fruchtbarer Humus, an den Flußmündungen ſogar ſehr üppig, im Inneren iſt der Korallenboden noch faſt unverwittert und trägt nur ſcharfſpitziges, hellgrünes, mannshohes Gras.

— Kapitän John Strachan, als Leiter einer Expedition, welche die Inhaber der in Melbourne erſcheinenden Zeitung „the Age" 1884 nach Neu-Guinea ſchickten, bereits bekannt, unternahm im November 1885 auf eigene Fauſt eine zweite Expedition dahin, von welcher er Anfangs Januar zurückkehrte. Er hatte ſich zuvor mit dem am 3. December 1885 verſtorbenen Ober-Kommiſſar Sir Peter Henry Scratchley verſtändigt, um nicht mit den in Bezug auf Neu-Guinea erlaſſenen ſehr ſtrengen Regulativen in Konflikt zu gerathen. Es wurde ihm durch Revers das

Vorrecht auf zwiſchen der holländiſchen Grenze in 141° öſtlich von Gr. und der weſtlichen Küſte des Papua-Golfes gelegenes Land, welches er von den Eingeborenen an ſich bringen würde, zugeſtanden, ferner die Berechtigung, dort werthvolles Holz zu fällen und zu exportiren, und ſich und ſeine Gefährten nach Belieben auszurüſten und zu bewaffnen. Kapitän Strachan begab ſich dann in Begleitung von Mr. Kerry, Mr. Poett, einem alten oſtindiſchen Pflanzer, dem Photographen Gerſtenkorn u. ſ. w. auf dem Schoner „Herald“, mit einem kleinen Flußdampfer im Schlepptau, nach der Mündung des Mai-kaſſa oder Barter. Man fuhr denſelben über 100 Miles oder 161 km hinauf und lief auch in einige der vielen Nebenflüſſe, wie in den Prince Leopold River, ein. Snags, d. i. im Fluſſe lagernde Baumſtämme, verhinderten die Weiterfahrt. Der Dampfer blieb hier nun einige Zeit liegen, und kleine Parteien der Geſellſchaft unternahmen Ausflüge ins Innere in der Dauer von drei bis vier Tagen und bis zur Entfernung von 40 Miles oder 64 km. Der Pflanzer Poett verſichert, daß er dabei über das ſchönſte Land kam, wie er es je in ſeinem Leben ſah, und daß auf ſolchem Boden alle tropiſchen Gewächſe in Fülle gedeihen würden. Das vorzüglichſte Land lag nach dem ſüdlichen Ufer des Fly zu. Man verließ dann den Barter, fuhr an der Meeresküſte bis zur weſtlichen Küſte des Papua-Golfes entlang und entdeckte fünf kleine Flüſſe, die man aber doch immer noch 10 bis 30 Miles (16 bis 48 km) weit mit dem kleinen Dampfer befahren konnte. Auch unternahm man Exkurſionen über Land in der Länge von 50 km. Man brachte von der Reiſe Proben von werthvollen Hölzern und Bodenerzeugniſſen mit, ſowie auch eine umfangreiche Sammlung von Geräthſchaften und Kurioſitäten der Eingeborenen. Unter letzteren erregt ein ſeltſamer großer Götze, welcher den von den Gona-Eingeborenen verehrten Gott Leeger darſtellen ſoll, ein beſonderes Intereſſe. Es war mit vieler Schwierigkeit verknüpft, ſich in den Beſitz deſſelben zu ſetzen und hätte leicht verhängnißvoll werden können. Der Götze wird nunmehr einen Platz im Muſeum in Sydney einnehmen. Kapitän Strachan iſt mit dem Erfolge ſeiner Reiſe ſehr zufrieden.

H. Greffrath.

— Unter dem Titel „Neu-Guinea. Reiſen und Miſſionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885 von James Chalmers und W. Wyatt Gill“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886) iſt jetzt die von uns bereits (Bd. 48, S. 128) angekündigte Ueberſetzung des engliſchen „Work and Adventure in New-Guinea“ erſchienen. Wir verweiſen unſere Leſer auf die ausführliche und empfehlende Beſprechung des Buches von Emil Metzger, welche ſich auf S. 60 und 74 des vorigen Bandes des „Globus“ findet („Aus dem ſüdöſtlichen Theile von Neu-Guinea“ I, II).

Nordamerika.

— Im vierten „Annual Report of the United States Geological Survey“ (Waſhington 1884), der vor Kurzem erſchienen, findet ſich ein ſehr intereſſanter Aufſatz von J. C. Ruſſell über die abflußloſe Region des Great Baſin und ſeine Seenreſte. Das ganze Gebiet iſt ein ungeheures Tafelland, das durch koloſſale Verwerfungen in ein wild zerriſſenes Bergland verwandelt wurde; faſt alle Erhöhungen, wenn ſie nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt als Meſa zwiſchen zwei abgeſunkenen Tafeln als Horſte ſtehen blieben, zeigen nach der einen Seite hin einen ſteilen, oft unerſteiglichen Abſturz, der z. B. bei den Stein Mountains einige tauſend Fuß beträgt, nach der anderen Seite dachen ſie ſich ganz allmählich in eine Senkung ab, deren tiefſten Punkt ein See oder die Spur eines ehemaligen Sees einnimmt. Die abflußloſe Binnenregion erſtreckte ſich früher anſcheinend über das ganze Gebiet zwiſchen der Sierra Nevada und der Cascade Range; aber in der letzten feuchten, wahrſcheinlich quaternären Periode haben die Gewäſſer vom Lake Klamath Zeit gefunden, die trennenden Riegel ſo tief einzuſchneiden, daß ihr Gebiet auch jetzt noch dem Ocean tributär iſt. Verſchiedene Unterabtheilungen, die jetzt abflußlos ſind, würden ſchon bei einem ziemlich geringen Steigen Verbindung mit benachbarten Flüſſen bekommen, ſo Lake Malheur mit dem Shoſhone, Goose Lake, wie er ſie noch bis vor Kurzem hatte, durch Pitts River mit dem Sacramento. Wie die ungeheuren Bänke von Lava, Rhyolith und vulkaniſchen Tuffen, welche früher den ganzen nördlichen Theil des großen Beckens (200 000 bis 300 000 square miles) in einer geſchloſſenen Maſſe bedeckten, entſtanden ſind, vermag auch Ruſſell nicht zu erklären; er nimmt Spaltenausbrüche (fissural eruptions) an, ſagt aber ſelbſt, daß er außer Stande ſei, Beweiſe dafür beizubringen. Die Verwerfungen ſind theilweiſe offenbar ganz neuen Datums; an den Warner Lakes ſind die Bruchflächen ſo friſch, als ſeien ſie erſt geſtern gebildet. Sie ſind aber auch durchaus noch nicht abgeſchloſſen; auf der großen Bruchlinie längs der Wahſatſch-Berge wie längs der Sierra Nevada ſowohl, wie auch auf vielen kleineren Bruchlinien haben noch in den letzten Jahren merkbare Verſchiebungen ſtattgefunden und heiße Quellen ſpringen überall längs dieſer Linien. — Eine intereſſante Beobachtung wurde am Summer Lake und Albert Lake gemacht. Das mit Alkalien geſättigte Waſſer dieſer Seen verwandelt ſich, wenn vom Sturme gepeitſcht, raſch in eine Schaummaſſe, die mitunter mehrere Fuß ſtark wird; der Wind trägt dieſe weit übers Land, und die Büſche in der benachbarten Wüſte ſehen dann aus, als ſeien ſie mit Blüthen bedeckt. Die Seen ſind übrigens nichts weniger als konſtant, manche ſind in der letzten Zeit zu Playas eingetrocknet, dagegen ſind Harney Lake und Malheur Lake geſtiegen und haben ſich zu einem Becken vereinigt, Goose Lake hat ſeine Ufer überſchwemmt und Thorn Lake und Silver Lake haben ſich vereinigt und ſind, obſchon früher hochgradig alkaliniſch, jetzt ſüß geworden. Letztere Erſcheinung iſt ſehr wichtig. Schon in dem Berichte für 1881 machte Gilbert bei der Erforſchung des quaternären Lake Bronneville auf die Erſcheinung aufmerkſam, welche er „the freshening of inclosed lakes by desiccation“ nannte, ſcheint aber wenig Beachtung gefunden zu haben. Trocknet ein mit Alkalien beladener See ganz aus, ſo können die ausgefallenen Salze durch den zuletzt ſich bildenden Playa-Schlamm ſo ganz abgeſchloſſen werden, daß ſpäter wieder zuſtrömendes Waſſer ſüß bleibt, und dieſer Vorgang kann ſich, wenn trockene Perioden mit feuchteren abwechſeln, beliebig oft wiederholen. — Von großem Intereſſe iſt, daß Ruſſell trotz ſorgſamſtem Nachforſchen keine Spur einer allgemeinen Vergletſcherung im großen Becken finden konnte. Auch Spuren lokaler Gletſcherbildung fehlen, ausgenommen in der East Humboldt Range; und Ruſſell ſpricht ſich mit aller Beſtimmtheit dahin aus, daß, ſeit die Gegend ihre gegenwärtige Geſtalt erhalten hat, alſo ſeit dem Beginne der Quaternärzeit, Gletſcher hier nicht beſtanden haben.

Inhalt: Cagnat's und Saladin's Reiſen in Tuneſien. VIII. (Mit ſechs Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: Die Houbirg. Eine keramiſche Studie. (Mit einem Plane.) — H. Brincker: Die Bewohner des Nama- und Damralandes. III. (Schluß.) — Dr. Stoll's Buch über Guatemala. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — Inſeln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 26. März 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Zierweg 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

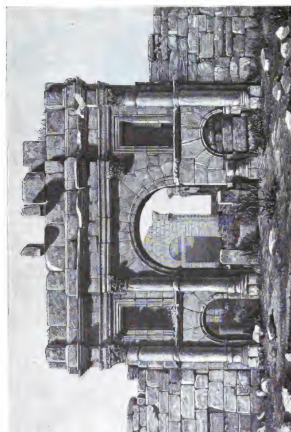
IX.

No. Tufesrafen wird noch einer Bedeutung von der alten Warrem nie erwähnt, war in den Jahrhunderten nach in den Bürgerkriegsjahrhunderten trotz der Nähe von und auch in Tunesien gefundenen Inschriften weisen nur, daß bis Rom, Numidien, Mauretanien entlehnt. Die Römer haben sich die Römer Tufesrafen gehörte. Die Römer sind, wie die Römer Tufesrafen gehörte. Die Römer sind, wie der antiken Geographen zu berichten, Tacitus sagt es, nur von dem Julius in Besitzung bei Gergel, der einzelnen Könige in Afrika; sie gründen sich auf durch Verheirathung auch über Schwiegert, einen Unterhalt an Mauretanien, Numidien und über Besitzungen; sie von ungefähr von Cäsarea und Tingitanien. Die Mittelmänner anderen sie in den ersten Jahren der Besitzung auch erklärungen von großen Klang Gergel. Der König Gergel aber, wie ihn andere antiken Schriftsteller nennen, Tschichtschin, ist der legitimirte Herrscher Gergel, welcher sich von Gergel, entgegnen hatte und seine Vorwiegend, wie Nicolaus, Gergel, ganz unabhängig beherrschte, sieger Münzen mit seinem Bilde übrigen sieg. Er kommandirte, als er 647 n. Chr. Kommando der Kaiser unter Abdallah erhielt, ein großes Heer und trat den Eindringlingen entgegen, nach den Worten des von Theiles, nach Anderen bei Sbeitla. Seine tapfere Tochter stellte an seiner Seite und so verbrannt ihre Hand und 100 000 Goldstücke. Trotz, daß ihm der Kopf Abdallah's brachte. Auf den Kopf bot jungen Jahren: die Kaiserin Gergel, Abdallah abergenau bestimmten Preis und den Kopf des Gergeziers. Der Kampf dauerte mehrere Tage und wurde schließlich beim Eingange der eigentlichen Wüstenpässe abgebrochen. Am dritten Tage aber führte Abdallah nur einen Theil seiner Truppe ins Gefecht und ließ die anderen in ihren Zelten geschlachten, als kaum die Byzantiner zur Mittagsruhe sich niedergelegt hatten. Gergel selbst ist in ganz unerwartet großartiger Weise dargestellt. Er war ein Gregorius, welcher den Kaiser erschlagen und Leben, Kaiserin, anderen der weiteren Kinder über den Kopf Kaiser gewählt, gefangen und starben als Männer überlebt.

Die Unger Römern Theiles unterstützen auch der Tschichi sich wandten hat in viele Beute, daß auch Klang bei dem Anfange gefangenen Fürstlich über Jahrhunderte 1000, über Kinder 5000 Goldstücke erhielt. Doch hätte sehr Sieg auch nicht zur befestigten Eroberung der Landes; die Unger fanden sie gesetzten, vor der bedeutenden Zahlung bei dieses anhängt brauchbare Dreigliederte und über Gaza abgezogen. Dadurch blieb in Kairuan. Allen Kriegsherr auch verschieden der Christlichen Einwohner auch von Thysage bei Feinde die Stadt wieder zu begründen und in verschiedenen Gefängnissen. Damit zu legen, aber die Christlichwiederholten sich bald, der Verbreitung Knabe in wenig wie seine Kriegsschaaren in der Zeitung gegen den Julius, die Kairuan, waren den Christen der Warren freundlich gethan. Die Dreyhäuser wollenden christlich den Brief der Kaiser und ein paar Christen legen nicht mehr auferstehe und den Triumphbogen, die Tempel und ein paar Mauerreste. Die Tage am Kriegsgefangenen mehrere Dreiße, der staatlichen Thron und der Kirchenverhältnisse berühmten Kriegsherr einer einzigen Kolonie ein sechzig Gebieten.

Digitized by Google

*) Wichtiger wohl 662. im Jahre 40 der Hedschra.



Innenansicht von der Façade der Moschee. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Der Boden der Minenstadt liegt noch den Ausgrabungen der Reisenden etwa zehnfach Meter unter dem heutigen, die Wasserspiegel aber bei fast der Hebung einen Meter. Die Stadt lag westwärts und dem ersten Hügelzug, auf dem südlich sieht man nur unbedeutende Reste, entdeckten von Resten und Trümmerstrümmungen, von denen eine, die man vor einiger Zeit aufgrub, recht hübsche Mosaikböden ergeben hat. Die alten römischen Wasserleitungen durchschneidet drei Straßen und verbaut sie gleichgültig mit Resten und der eigentlichen Stadt.

Niemand man von Süden her, wo sich heute noch wie zur Römerzeit der Weg von der Hauptstadt aus den Dahamechen hat vereinigen, in leicht man zuerst auf den noch gut erhaltenen Triumphbogen, welcher noch einer Inschrift dem Kaiser Caracalla und seiner Mutter Julia gewidmet wurde. Er war 11 bis 12 m. lang, 8 breit und 6 m hoch. Wie die meisten afrikanischen Triumphbögen hat er auf jeder Langseite vier Säulen und zwischen beiden je zwei Nischen, die aber kaum so tief sind, daß sie zur Aufstellung von Bildsäulen gedient haben können.

Eine wohlerhaltene Straße, stellenweise noch mit großen Platten gepflastert, führt in die Stadt, parallel zu den Trümmern einer Wasserleitung, deren gemalene Mauern erstehen in der größten Nähe und zum Theil unter Bogenspannung von Ziegeln und Steinblöcken aufgeführt wurden. Die zwei steinige Straßenbogenmauern liegen in der Nähe; sie wurden vermutlich nach dem ersten Bodenreisende er-

Grabmausoleum der Terenzi von Dhiffa. (Nach einer Photographie.)

richtet, um die Stadt gegen Süden zu decken, während im Nordwesten der Tempel in einer Ebenheit ungeschützter bauten.

Verschiedene Reisen sind lange, umfassende Zeitmessungen, deren Bedeutung man nur durch völlige Herstellung feststellen können möchte. Wenn Sitte man von sich hat ausgiebige Monumente Pfeilers, bei dem Tempel. Darf den und diese bemerkenswerte Lager von Dichtern gefunden Dahinten besitzen hier Ausgrabungen vorgenommen und die Ergebnisse in alten Tonnen hinzugefügt werden. Man gelangt zu den Trümmern von den Triumphbogen, den andere Richtung zeigt, es ist nicht zu zweifeln, wie hier der Landmann, aber kein Stein bemerkt, daß er einer früheren Zeit entstammt. In der Nähe trifft eine Zisterne, daß er den Triumphbogen in der Mitte eine Quadrigen gekrönten

Rückſeite der Tempel von Gheita. (Nach einer Photographie.)

nommen den Gheita ſind aber ſtaugt gebliebt und Gedrängt ſtreift zwiſchen ihren Trümmern. Die Hauptſchwierigkeit beſtand darin, daß zwiſchen und zwiſchen einen ganz ungeheuren Gerölle, man ſehr, daß ſie durch Feſtſchwellen von 4 m Breite getrennt, aber durch Thüren verbunden waren. Der mittlere Tempel gehörte einer gekommengetigten Tribüne an, die beiden äußeren ſind beſtimmt, die Verſammlungen einzurichten eingenommen an die Tempel von Maabed.

Die beiden Nebenkapellen begnügen ſich, den Raum zwiſchen dem Thron und dem mittleren Tempel, der offenbar bei der Verſammlung gottſtädtlich benommen war, aufzunehmen, eine völlige Einkehrung der Thatſache nöthig eine ſolche Arbeit erfordern, da es ſich um Plätze von beträchtlicher Größe handelt; die Arbeiten bei Tim Mouſſetta von Maabed haben es verſucht, aber doch unter aufgegeben, nachdem ſie eine Fläche gefreigelegt. Wenn die Tempel angeführt haben, läßt ſich eine völlige Umgrabung nicht feſtſtellen; in Mom sur in Tunbella, wo ſich drei Tempel in ganz ähnlicher Weiſe vereinigt haben, iſt der Mittelraum bei Zugang geweiht, die beiſeiten Jana und Minerva, möglicher Weiſe Juntos für aber hier der Verehrung der auf dem Berge genannten zum Kultur.

[b] Die Rückſeite in den mächtigeren tunesiſchen Ruinen hat ſich leider faſt überall von Barbaren Zerſtörung zerſtört; hätte die von Thibaritte eine Ausnahme machen? Die junge Mauer ſtarrte freilich länger ſtehen, als die antike Herſtellung. Ko.

Digitized by Google

200 zu weiter regten am Rande des Baches ein paar Türken und bei Dire. Dies Letzte etwas gefegnetere Verhältniss der Ackerbevölkerung wurde das ganz verschiedene Verhalten entgegenden und erwies sich auf den Thäler von Schlaiten; ihre Ordnung aber verdankte auch in der Regierungszeit des Kaisers Theodosius. Und Hauptsächlich, das wir gewöhnlich aufgerufen bei Thätigkeit, die sich auf den Boden abgestellen, seine Menge mag ungefähr 60 zu 90 m. Die Wasser gehen Kleider hatten weiter Bekanntschaft und hatte vorgenommene Nachgrabungen ergaben keine bedeutenden Resultate. Überlassung die an den beiden Seitenthälern, von denen der an der Straße nach Tebessa gegangen auch-hauptsächlich für die Wasser bestimmt gewesen zu sein scheint.

Obwohl es heute gewöhnlich völlig öde und verlassen, gut aber lagerten sich Freitag mit Kamelkarawanen von Thebessa die neue Residenzstation mit ihren Zerstörten bis, welche die Reisenden und Eisen und Blech verlangen. Die Ruinen sind von Mauern noch weit mehr als die Gebäude selbst, und eine Straße, deren neben ihrer Straße Mauerreste der Häuser und Zeugen weggeht, führt ein Thor durch, wiegend das Heiligen. Nebenher und Landen in Thebessa. Die Lage der Stadt ist in der Hauptsache, welche Wohnungen ihnen angewiesen sind, sich ein Verkehr und die Quelle hervorsickert. Der völlig geräumige Circus Maximus, Theater und Amphitheater, welche zu den vier Hauptstädten Nordafrikas gehörte, sind nicht zu finden. Der Weg nach Theveste wurde gerade interessant genannt werden. Schon in geringer Entfernung von Theveste begann die enthebt lustige Ebene, deren Fruchtbarkeit nur hier und da durch einen Salzstrich oder einen verwitterten Terrainstreifen unterbrochen wird. Die Vegetation wird um so üppiger, je weiter man nach Westen vordringt, und trotzdem kann man vorzüglich in den Gärten der Europäer Gemüse gedeihen und sogar Mimosenbäume. Das erste Nachtlager wurde am Wadi Fetita genommen. Eine kurze aus Gesträuch bestehende Allee, aber Kleinvieh war das Hauptziel unsicher, die Gegend ist sehr wasserreich, und es ist nicht selten, daß Pferde gestört und zum Fenster sich aus der Verstörung der ersten arabischen Karawanenreisenden übergingen. Heute hat Wadi sie nur wenig, und da bei Tunis gefunden. Thebessa hatten natürlich feierlich Provisionen mitgenommen; zum Obiad waren ein paar Hühner in der Nähe, in denen sie sich verlegen konnten.

Der Weg Hefta ist bei einigen Wasser weit und breit und auch bei Regen trennen weit bis zum Wadi. Die gelang den Reisenden, ein paar Mittelwasser: Kanonen einer Gangue, Pferde-arbeiten, und den Irrungen Feodria passen gut zu reinigen. Am Wadi, das ihnen laut zum ersten Male begegnen. Am anderen Tage gelten sie eine neue Lagune Thebessa. Die ersten Tage wurden zum einem großen Muschelgrab bestellt, die Gegend wurde immer wasserreicher, am Ufer und in Tümpeln sah man Schwärme von Enten, Gänsen, Reihern, Störchen und Kranichen. Der Wasserlauf wurde immer breiter und an den Ufern Schilf und Binsen. Die Ufer wurden immer steiler, und es war nicht möglich, an das Wasser zu kommen. Wahr haben sich die Reisenden auch einzelnen Schilf, welcher die Wasserfläche von Zeltreihen auch Gesträuch. Nur von der Hauptstadt sah man ganz Mauerlinien sehr erkennbar, auch verschiedene Schilfdächer.

Muschelbank bei Bir el-Hafei.

(Nach einer Photographie.)

Einen Bestehen, welches unsere Abbildung zeigt, besteht aus einer rechteckigen Grube von einer Tiefe von 2 Metern, und Bäumen, die Wasser für die Reisenden sich noch reichen. Die Bestimmung der Zisternen steht in einem Zusammenhange mit der Bestimmung der Karawanenstraßen, welche sich von Tebessa nach Gafsa und Kairuan begeben. Die Zisternen sind in der Regel in der Nähe, in denen sie sich verlegen konnten.

Am Wadi Hefta ist bei einigen Wasser weit und breit und auch bei Regen trennen weit bis zum Wadi. Die gelang den Reisenden, ein paar Mittelwasser: Kanonen einer Gangue, Pferde-arbeiten, und den Irrungen Feodria passen gut zu reinigen. Am Wadi, das ihnen laut zum ersten Male begegnen. Am anderen Tage gelten sie eine neue Lagune Thebessa. Die ersten Tage wurden zum einem großen Muschelgrab bestellt, die Gegend wurde immer wasserreicher, am Ufer und in Tümpeln sah man Schwärme von Enten, Gänsen, Reihern, Störchen und Kranichen. Der Wasserlauf wurde immer breiter und an den Ufern Schilf und Binsen. Die Ufer wurden immer steiler, und es war nicht möglich, an das Wasser zu kommen. Wahr haben sich die Reisenden auch einzelnen Schilf, welcher die Wasserfläche von Zeltreihen auch Gesträuch. Nur von der Hauptstadt sah man ganz Mauerlinien sehr erkennbar, auch verschiedene Schilfdächer.

Digitized by Google

Kameelmarkt von Gafa. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Vorüberreiſenden. In der Nähe erhebt ſich eine Art Thurm auf römiſcher Baſis roh aufgemauert, ein Minareh, wie es die Reiſenden ſchon einmal in Beled Dſchedeida geſehen. Hier beginnt nun wirklich die Wüſte, die unendliche, waſſerloſe Ebene ohne Vegetation und ohne Leben. Von hier ab muß man ſeinen Waſſervorrath mit ſich führen. Trotzdem findet man noch einen Trümmerhaufen aus der Römerzeit, den Henſchir Merkab, den Arabern heilig durch die Grabkuppeln einiger Heiligen, die noch in hoher Verehrung zu ſtehen ſcheinen, denn ſie ſind friſch angeſtrichen und aufgehängte Lappen und Blechſtückchen beweiſen, daß ſie neuerdings von Andächtigen beſucht worden ſind.

Noch einmal paſſirte man eine Stelle, wo man wenigſtens im Winter Waſſer finden kann, das Bett des Wed Meretbba. Man mußte freilich ein tiefes Loch graben, um die Thiere tränken zu können, und ſchließlich weigerten ſich dieſe, in das Loch zu treten und man mußte das Waſſer in einem Eimer heraufziehen. Noch blieben zwei Stunden Tag und ſie wurden benutzt, um ſich Gaſſa noch ſo weit zu nähern, daß man am anderen Morgen zum Frühſtück dort eintreffen konnte. Unter freiem Himmel wurde gelagert und gut Wache gehalten gegen diebiſche Eingeborene, denen die Pferde eine willkommene Beute geweſen wären. Frühzeitig wurde aufgebrochen und der mühſame Weg durch die Sanddünen angetreten, in welchen die Hunde mit verbrannten Pfoten kaum mitkommen konnten. Die Reiſenden lernten jetzt die bekannte Stelle in Salluſt's Jugurtha verſtehen: „Capſa liegt in der Mitte einer weiten Einöde; ihre Einwohner ſind geſchützt durch ihre Befeſtigungen, ihre Anzahl und ihre Waffen, aber noch mehr durch die entſetzliche Wüſte, welche ſie umgiebt, und deren waſſerleerer Boden von Schlangen und Raubthieren wimmelt, deren natürliche Wildheit durch den Mangel an Nahrung noch geſteigert wird.“ Die wilden Thiere ſind nun freilich verſchwunden und von Schlangen trafen ſie nur eine einzige an, freilich von beträchtlicher Größe, vor der ſich die Eingeborenen zwar ſehr fürchteten, die ſich aber als eine ganz harmloſe Natter erwies.

Gegen 8 Uhr wurde eine zerfallene Feſtung erreicht, welche in byzantiniſcher Zeit die Straße nach Theveſte deckte. Nun erſchien am Horizont eine dunkle Maſſe, der Palmenwald von Gaſſa, und um 11 Uhr wurde der Rand der Oaſe bei der prächtigen Quelle Ain Bidua erreicht. Wenige hundert Schritte weiter erhoben ſich die zerfallenen Hütten der Vorſtadt und einige elende Kubbahs, dann erſchien die Stadt ſelbſt mit den Zinnenmauern und den impoſanten Thürmen ihrer Kasbah. Wie ein dichter Gürtel umgeben die Baummaſſen der Gärten die Stadt, über welche ſich einige elegante Minarehs erheben. Zur Rechten ragt der ſteile Dſchebel Gettar, zur Linken erſtreckt ſich die lange, kahle Kette des Dſchebel Arbata, und über dem Ganzen wölbt ſich der wunderbare, tiefblaue Himmel der Sahara. Ein wundervolles Schauſpiel, deſſen Eindruck leider nur zu bald geſtört wurde durch den Eintritt in die Stadt und ihren tauſendjährigen Schmutz.

(Fortſetzung folgt in einer ſpäteren Nummer.)

Unſer Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur.

Von Prof. Dr. **Eduard Petri** (Bern).

I.

Der Anthropologe und Kulturhiſtoriker, der von einem Fortſchritte der Menſchheit in moraliſcher Beziehung redet, hat vor Allem das Verhältniß des Menſchen zu ſeinem Mitmenſchen einer Unterſuchung zu unterwerfen.

Dem Wilden iſt der Fremde, der zu ſeiner Horde Nichtgehörige, falls er nicht gerade das Gaſtrecht beanſprucht, ein Feind. Dem klaſſiſchen Alterthume war der Fremde ein „Barbar“; der Philoſoph räumte ihm keinen Platz in ſeinem idealen Staate ein (Platon); die von Natur aus grundverſchiedene Beanlagung des Menſchen rechtfertigte das Beſtehen der Sklaverei (Ariſtoteles). Schon das Chriſtenthum verkündete den ſtaunenden Athenern in der Perſon ſeines rührigen Vorkämpfers, des Apoſtels Paulus, die großartigen Worte: „Und hat gemacht, daß von einem Blut aller Menſchen Geſchlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen.“ Die zur Macht gekommene chriſtliche Kirche entfremdete ſich aber bald ihrem urſprünglichen Weſen. Bei Theophraſtus Paracelſus finden wir eine dem Geiſte ſeiner Zeit zuſagende Eintheilung der Menſchheit in Adamiten und Präadamiten. Die Adamiten (Kulturvölker) waren die rechten Menſchen; die Präadamiten (wilde Völker) erſchienen als die erſten ſchüchternen und mißlungenen Verſuche des Schöpfers zur Erſchaffung des Menſchen, gerade wie die Foſſilien zur Zeit als lusus naturae oder als mißlungene Verſuche in der Erſchaffung der Thierwelt galten.

Das Verhältniß des Kulturträgers zu den kulturloſen Völkern als zu einer Klaſſe von niederen Weſen iſt, weil tief in der menſchlichen Natur begründet, von einer ungemeinen vitalen Kraft und Anpaſſungsfähigkeit. Jahrhunderte lang dominirt dieſe folgenſchwere blutige Auffaſſung. Sie begünſtigt die Verſklavung, die Ausbeutung und Ausrottung der Wilden; ſie beſteht einen ſiegreichen Kampf mit der aus einem Ekel vor den Schwächen der Kultur hervorgehenden Verherrlichung der Naturvölker; ſie leiſtet noch gegenwärtig ihre Dienſte der brutalen Gewalt und dem Eigennutze; ſie ſchmeichelt der Selbſtüberhebung des civiliſirten Europäers; ſie unterſtützt die extremen Vorkämpfer der Wiſſenſchaft auf ihrer Suche nach den Vermittlern zwiſchen der Menſchen- und Thierwelt (Ultra-Darwiniſten). Selbſt heutzutage, wo die Arteneinheit des menſchlichen Geſchlechtes die zahlreichſten Verfechter unter den Männern der Wiſſenſchaft beſitzt, ſind die ſchönen und für den damaligen Stand der Wiſſenſchaft ſo großartigen Worte eines Alexander von Humboldt: „es giebt keine edleren Volksſtämme, alle ſind gleichmäßig zur Freiheit beſtimmt“, den ſchärfſten Angriffen ausgeſetzt.

Und dennoch iſt der Fortſchritt des Kulturmenſchen in den Beziehungen deſſelben zu ſeinem Mitmenſchen im Allgemeinen ein unleugbarer.

Wie zähe ſich die erwähnte feindſelige und altererbte Auffaſſung hält, wie mannigfach die Modifikationen ſein

mögen, in welchen dieſe Auffaſſung auftritt, ſie weicht zurück vor einer richtigeren und tieferen Erkenntniß des wahren Sachverhaltes. Die ſelbſt für Europa vor kaum einem Jahrhundert undenkbare Gleichberechtigung der Klaſſen im Schoße des einzelnen Volkes iſt im Princip allgemein anerkannt und wird in manchen Beziehungen auch praktiſch durchgeführt; die Sklaverei, noch vor Decennien in blutiger Weiſe vertheidigt (Seceſſionskrieg), iſt heutzutage endgültig gefallen und wird nach Möglichkeit nicht einmal bei kulturloſen Völkern geduldet (in Afrika, in Ruſſiſch-Centralaſien); das Beſtreben, den Wilden zu kultiviren, tritt nicht mehr vereinzelt auf und iſt nicht mehr das Alleingut der Miſſionare, es iſt zur Deviſe der modernen Kolonialarbeit geworden (Congoſtaat).

Daß die Praxis mitunter ganz bedeutende Spuren eines Atavismus in den Beziehungen des Europäers zu ſeinen kulturloſen Mitbrüdern aufzuweiſen hat, iſt nicht zu leugnen und darf auch keineswegs vertuſcht werden. Derartige Rückfälle ſind nicht als ein den Fortſchritt beeinträchtigendes Symptom aufzufaſſen. Es ſpricht vielmehr die Art und Weiſe, in welcher ſich dieſe Rückfälle äußern, für einen Fortſchritt, denn das, was jetzt als abſcheuerregendes Verbrechen erſcheint und allgemein bekämpft wird, das galt noch vor Kurzem als eine allgemein anerkannte und wohlberechtigte, wo nicht gerade verdienſtvolle Handlung [1]). Aber noch immer fällt es ungemein ſchwer, ſich über das Verhältniß völlig klar zu werden, welches der Kulturmenſch den Völkern niederer Kultur gegenüber einzuhalten hat; ſchwierig iſt es, die zahlreichen Widerſprüche, die ſich in dieſer Beziehung bieten, zu entwirren und die Lücken der Forſchung auszufüllen, ſchwierig iſt es ſchließlich, gleich fern zu bleiben von den Extremen der üblichen Selbſtüberſchätzung des Kulturmenſchen, ſowie der ſchwächlichen Kritikloſigkeit des Philanthropen.

Ziehen wir im Allgemeinen einen Vergleich zwiſchen den Kulturvölkern und den ſogenannten Naturvölkern, oder um ein weiteres Gebiet zu umſpannen, den Völkern niederer Kultur, ſo müſſen wir uns allerdings ſagen, daß die Völker niederer Kultur den Kulturträgern in Bezug auf intellektuelle Kraft bei Weitem nachſtehen. Die Kulturvölker haben ſich gewiſſermaßen von der Natur emancipirt; ſie bemeiſtern ſie ſogar bis zu einem gewiſſen Grade. Die Völker niederer Kultur ſtehen der Natur noch nahe; ſie leben in der Natur und mit der Natur; ſie befinden ſich in einem entſchiedenen Abhängigkeitsverhältniſſe von der Natur und führen in der Regel ein von den jeweiligen Naturverhältniſſen vorgeſchriebenes Leben. Der Naturmenſch hat ein relativ kümmerliches und unſtetes Leben dort geführt, wo ſpäterhin die Kultur, die Naturverhältniſſe bemeiſternd, ein machtvolles und großartiges Leben entfaltete (die Vereinigten Staaten Nordamerikas).

Wenn nun das Leben der Völker niederer Kultur ein Zuſammenleben mit der Natur iſt, ſo iſt es leicht begreiflich, daß bei dieſen Völkern vor Allem diejenigen Eigenſchaften zur Entwickelung kommen müſſen, welche ſich auf die Naturvorgänge beziehen, die ihr Leben ausfüllen; die höheren und geiſtigen Eigenſchaften kommen weniger zur Uebung, ſie werden von den dominirenden Bedürfniſſen des Naturlebens zurückgedrängt. Der Wilde beſitzt ſeine Fähigkeiten, aber dieſe Fähigkeiten ſind vor Allem auf das körperliche und nicht auf das geiſtige Leben gerichtet, ſie gehen mehr auf das Phyſiſche und nicht auf das Pſychiſche des menſchlichen Weſens aus. Die vollendete Entwickelung der phyſiſchen Fähigkeiten, wie ſie dem Wilden eigen iſt, führt zu einer Einſeitigkeit in der Erſcheinung des Menſchen, die wir nur mit der einſeitigen Entwickelung der Gedankenarbeit und der Abtödtung der phyſiſchen Fähigkeiten des Kulturmenſchen vergleichen können. Die Entwickelung der phyſiſchen Fähigkeiten des Wilden und namentlich die Schärfe ſeiner Gefühlsorgane iſt eine mitunter geradezu unglaubliche. „Die Tungufen erkennen nach der Spur, wie ſie im Erdreiche oder im Schnee von den Fußknöcheln des Bären eingedrückt iſt, ob der Bär gereizt war oder nicht, ob er gefährlich ſei für ihre Rentiere, ob er ſchlau ſei. Sie erkennen die ihrigen an verſchiedenen Merkzeichen, welche die Schneeſchuhe hinterlaſſen, nach dem Ausſchreiten der Beine, nach den Kreiſen im Schnee, nach den geknickten Zweigen an den Bäumen oder nach Aeſten, welche auf den Weg geſtreut ſind, und nach den im Schnee eingeſtampften Spuren. Ein jedes Weib kennt die Spuren des Schneeſchuhes ihres Mannes [1])." Die Beobachtungsgabe des Wilden iſt ſo ungemein geſchärft, daß er, der direkt vielleicht nicht weiter als bis fünf zählen kann, mit einem Blicke auf ſeine über 100 Stück zählende Heerde das Fehlen eines einzelnen Stückes bemerkt. Die Beiſpiele für die phyſiſche Geſchicklichkeit, die Spannkraft, das ſcharfe Geſicht und Gehör und den fabelhaften Ortsſinn des Wilden laſſen ſich mit Leichtigkeit und in Menge der geographiſchen Litteratur entnehmen. Gleichzeitig aber entwickeln die Wilden bei ihren Jagden auch eine wunderbare Findigkeit, eine Kombinationsgabe [2]), welche für das Vorhandenſein von nicht zu unterſchätzenden, geiſtigen Anlagen ſpricht.

Wenn nun aber die Wilden durch eine überraſchende Entwickelung ihrer phyſiſchen Fähigkeiten in unſeren Augen geradezu wie Weſen anderer Natur erſcheinen, ſo gewinnen wir einen intereſſanten Ausblick für einige weitere Folgerungen in der Erwägung, daß unſere, der Kulturträger Vorfahren, ein ähnliches Vorwiegen und eine ähnliche überraſchende Entwickelung der phyſiſchen Fähigkeiten aufzuweiſen hatten, ſowie daß ähnliche Verhältniſſe auch heutzutage bei einzelnen der Lebensweiſe der Wilden folgenden Europäern zu finden ſind. (Trappers, Ruſſen in Sibirien.)

Schon das vorgebrachte Material fordert uns zu der Vermuthung auf, daß die Völker niederer Kultur bei einer eventuellen, etwa durch die Kulturvölker begünſtigten Emancipation von den Naturverhältniſſen im Stande wären, ſich von der Einſeitigkeit der phyſiſchen Entwickelung zu erheben und ihre geiſtigen Fähigkeiten zu kultiviren. Eine derartige Vermuthung erſcheint aber um ſo berechtigter, als wir, ganz abgeſehen von der erwähnten Kombinationsgabe der Wilden, über eine geradezu großartige Menge von Beweiſen für die Bildungsfähigkeit der Wilden und für das Vorhandenſein eines gewiſſen geiſtigen Schatzes bei dieſen Völkern verfügen.

Die Neger, welche ihrer außerordentlichen Abweichung vom Typus des Europäers und ihrer Affenähnlichkeit wegen zu den verächtlichſten Auslaſſungen der großen Menge und nicht minder auch der Gelehrten (Burmeiſter, Carus, Gobineau, Tſchudi, Agaſſiz u. ſ. w.) herhalten mußten, liefern uns ein vortreffliches Material in dieſer Beziehung. Ungeachtet des kurzen Zeitraumes, welcher ſeit ihrer Befreiung in den Vereinigten Staaten Nordamerikas verfloſſen iſt, der Befreiung von einer durch Jahrhunderte währenden

[1]) Petri: „Urſachen des Ausſterbens der Völker niederer Kultur". „Globus", Bd. 41, S. 264.

[2]) Jadrinzew-Petri: „Sibirien". Jena, Coſtenoble. 1886, S. 33 (im Druck).

[3]) Charakteriſtiſch iſt hierfür ein Studium der Jagdgeräthe: ſo der Wurfgeſchoſſe, Fallen u. ſ. w. Ueber die Kombinationsgabe der indianiſchen Jäger ſiehe Schaffhauſen: „Anthropologiſche Studien." Bonn 1885, S. 366 bis 367 (nach Domenech).

Sklaverei, ungeachtet deſſen, daß die Weißen ſich in dieſem Zeitraume noch keineswegs daran gewöhnt haben, in den Farbigen faktiſch gleichberechtigte Bürger zu ſehen, ungeachtet ſchließlich des ſelbſt für den Europäer ſo ungemein ſchwierigen Kampfes um das Daſein in den Vereinigten Staaten, haben die Neger (bei Verluſt von ca. 1/4 ihrer Menge in den erſten Jahren nach ihrer Befreiung, währenddem ſie gegenwärtig eine Vermehrung zeigen) einen tüchtigen Kern gebildet, der der Kultur theilhaftig geworden iſt und die Konkurrenz mit den Europäern wohl zu beſtehen vermag. Im Jahre 1882 beſtanden folgende Schulen für Neger:

Bezeichnung der Schulen	Zahl der Schulen	Zahl der Schüler
Oeffentliche Schulen	15 932	802 982
Normalſchulen	56	8 509
Schulen für den Sekundarunterricht . .	43	6 632
Hochſchulen und Colleges	18	2 298
Theologiſche Schulen	24	665
Juridiſche Schulen	4	53
Mediciniſche Schulen	3	125
Schulen für Taubſtumme und Blinde .	6	116
Summa	16 086	821 380

Selbſt der negerfeindliche Fr. v. Hellwald giebt zu, daß es „freilich (!) nicht an einzelnen Beiſpielen geiſtiger Begabung unter den Negern fehlt“ und verweiſt darauf, daß mehrere Neger im Repräſentantenhauſe der Vereinigten Staaten, einer ſogar im Senat ſaß ꝛc., lenkt aber doch wieder auf Beiſpiele von moraliſcher Verkommenheit der Neger ein[1]). Die Namen von hervorragenden und allgemeiner Achtung ſich erfreuenden Negern in den Vereinigten Staaten ſind übrigens nichts weniger als ſpärlich vertreten[2]). Wir verweiſen ſchließlich noch auf die von Soyaux[3]) citirten Namen berühmter Neger, denen ſich noch manche andere, nicht minder bekannte Namen, beifügen laſſen würden. Treffend iſt die Bemerkung Soyaux's: „Wäre die ganze Raſſe“, ſagte er, „geringer beanlagt, dann könnten auch nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen . . .“ „Ja, ſagen die Gegner, das ſind Ausnahmen! Ich aber meine, ſolche „Ausnahmen“ liefern eben den beſten Beweis für die Regel, den Beweis, daß es nur günſtiger Umſtände bedarf, um mehr und mehr Einzelne ſich auf eine hohe Stufe der Bildung erheben und allmählich auch die Menge in der Kulturentwickelung fortſchreiten zu ſehen[4]).“

Die Negrophoben halten jedoch ſtets einen wuchtigen Schlag in Bereitſchaft für den Negrophilen: ſie verweiſen ihn auf den elenden Zuſtand der Neger in den freien Negerrepubliken (Liberia, Hayti, San Domingo) oder in Ländern, wo ihnen der größte freie Spielraum gewährt worden iſt (Sierra Leone). Man pflegt jedoch in dieſem Falle die Vorgeſchichte der genannten Staaten zu überſehen und die nichts weniger als würdige Rolle, welche den Europäern in dieſer Vorgeſchichte zukommt. Geradezu ſeltſam erſcheint dem Kenner der Geſchichte dieſer Staaten die Anforderung an die Neger, die vor Kurzem erſt den Feſſeln der ihnen in Fleiſch und Blut übergegangenen Sklaverei entronnen waren und von den Europäern die denkbar nachtheiligſte Anleitung erhalten hatten (wir verweiſen auf die ſchwächliche philantropiſche Verhätſchelung der Neger, auf die Schwäche der Amerikaner den verfrühten autonomiſtiſchen Gelüſten der Neger gegenüber, auf die bekannte liberianiſche Anleihe u. ſ. w.), daß ſie ſich ſelbſt überlaſſen nicht auf den ihnen vorgezeichneten Irrwegen weitergehen und halt- und ziellos, wie ſie waren, nicht in die häßlichſten Extreme verfallen ſollten! Und dennoch fehlt es dieſen unglücklichen Ländern nicht an einzelnen hervorragenden Perſönlichkeiten[1]).

Wenn wir die Geſchichte und die gegenwärtigen Zuſtände der erwähnten Staaten überblicken, ſo möchten wir die Behauptung wagen, die wir nöthigenfalls durch weitere Ausführungen zu bekräftigen im Stande ſind, daß bis auf den heutigen Tag noch nirgends auf der Welt auch nur annähernd ein vernünftiges und andauerndes Maſſenexperiment ausgeführt worden iſt, um die Neger der Kultur zuzuführen. Die Vereinigten Staaten machen in dieſer Beziehung keine Ausnahme. Der Ausſpruch Ratzel's, des bewährten Kenners der Vereinigten Staaten: „zum erſten Male werden Millionen der für am niedrigſten gehaltenen Raſſe, der ſchwarzen, alle Vortheile, alle Rechte und alle Pflichten der höchſten Kultur zugänglich gemacht und nichts (!) hindert ſie, alle Mittel der Bildung zu gebrauchen, welche — hier liegt das anthropologiſch Intereſſante dieſes Vorganges — nothwendig eine Umbildung ſein wird“[2]), iſt inſofern inkorrekt, als die Stellung der Neger in den Ver-

[1]) Fr. v. Hellwald: „Naturgeſchichte des Menſchen.“ Stuttgart, Spemann. 1882 bis 1885, Bd. I, S. 493.

[2]) In Waſhington z. B. wären unter anderen einflußreichen und gebildeten Negern zu nennen: Mr. Blanche K. Bruce, ehemaliger Senator, gegenwärtig Regiſtrator des Staatsſchatzes. Die Aerzte: Profeſſor der Chirurgie B. Purvis und Dr. A. F. Auguſta; ferner der gelehrte Rev. Dr. A. Crummel; der Bibliothekar der Waſhingtoner Congreßbibliothek Henry Smith u. ſ. w.

[3]) H. Soyaux: „Aus Weſt-Afrika.“ Leipzig, Brockhaus, 1879, Bd. I, S. 153.

[4]) A. a. O.

[1]) Intereſſante Notizen über die Liberianer bringt Zöller: „Das Togoland und die Sklavenküſte“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. S. 39, 40, 45 und 46. Die vier Bändchen von Zöller's „Deutſche Beſitzungen an der weſtafrikaniſchen Küſte“ bringen überhaupt manche intereſſante und werthvolle Angaben über die geiſtige Befähigung der Neger. Deſſen ungeachtet vermag ſich der Verfaſſer nicht von der traditionellen Anſchauung loszumachen, indem er ſich fragt: „Warum ſollte nicht der ſchwarze Mann der Diener des weißen Mannes ſein?“ (Zöller: „Cameruu“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. Bd. I, S. 254.) Ueberraſchend ſind die Motive, durch welche ſich Zöller zu dieſer Anſchauung verleiten läßt: „Ich halte an der Ueberzeugung feſt“, ſagt er a. a. O., „daß ſich an der Dienerſtellung des Negers, welche ſchon in Aegypter-, Griechen- und Römerzeiten ebenſo wie heute vorhanden war, auch in weiteren zwei (!) Jahrtauſenden nichts ändern wird.“ Aehnliche hiſtoriſche Gründe waren es, die ſeinerzeit die Sklavenbeſitzer in der Union und die Herren der Leibeigenen in Rußland für das Beſtehen der guten alten Ordnung vorgebracht haben. Immerhin iſt Zöller zu gewiſſen Konceſſionen bereit: „Damit ſoll dem einzelnen Neger“, fährt er fort, „falls er höhere Begabung zeigt, der Weg zu einer höheren Laufbahn nicht abgeſchnitten ſein“ (a. a. O. S. 254).

Wir erwähnen ferner noch, daß es unter den Sierra-Leonern manchen hochgebildeten Mann gegeben hat: ſo hat z. B. ein Sierra-Leoner die Geſchichte ſeines Vaterlandes verfaßt; der gegenwärtige engliſche Archidiakonus am Niger Ven., Henry Johnſon, M. A., iſt ein geborener Sierra-Leoner, der ſeine Bildung an der Grammar-School in Freetown begonnen und an der Univerſität Cambridge vollendet hat, ein Mann, der ſich durch ſeine Kenntniſſe im Engliſchen, Hebräiſchen, Arabiſchen, Griechiſchen und Latein ausgezeichnet hat, dem Deutſchen und Franzöſiſchen nicht fremd iſt und ſchließlich das Neue Teſtament in mehrere weſtafrikaniſche Dialekte übertragen hat.

[2]) Friedrich Ratzel: „Die Stellung der Naturvölker in der Menſchheit.“ „Ausland“ 1882, Nr. 1, S. 5.

einigten Staaten in der Praxis noch immer nur eine ungünſtige Ausnahmeſtellung iſt.

Ein vorurtheilfreies und genügend eingehendes Studium des über die ſonſtigen kulturloſen Völker veröffentlichten Materials lehrt uns, daß die geiſtigen Anlagen derſelben ebenfalls nicht zu verachten ſind. Das Urtheil der Miſſionare und Herrnhuter über die Kulturfähigkeit der Hottentotten lautet unvergleichlich günſtiger, als dasjenige der Krämer und der Regierungsbeamten. Bemerkenswerth iſt die entwickelte Sprache der Hottentotten, welche man fruchtlos herabzuſetzen verſucht hat; unleugbar iſt ihr Talent für Erlernung der Sprachen: ein Dolmetſcher unter den Eingeborenen, welcher über vier Sprachen verfügt und den Herren Kulturträgern mit dieſen ſeinen Kenntniſſen aushilft, iſt keine allzu ſeltene Erſcheinung; ein ſolcher ſprachgewandter Hottentotte war Andreas Stoffles aus dem Gonaguaſtamme, der in England vor einer Parlamentskommiſſion eine denkwürdige Rede über die troſtloſe Lage ſeiner Landsleute hielt und ſeinen Kenntniſſen ſowie ſeinem Benehmen nach einem gebildeten Europäer glich [1]). Die Indianer Amerikas liefern, abgeſehen von den Ueberreſten ihrer bedeutenden Kultur, mancherlei Angaben, welche für ihre Kulturfähigkeit, für ihre Beredſamkeit und ihren politiſchen Takt ſprechen. Bemerkenswerth ſind die Ausſprüche einiger Europäer, nach welchen die Indianer im Durchſchnitte einen intelligenteren Eindruck machen, als unſere Bauern (P. Le-Jeune erwähnt der franzöſiſchen Bauern). Ueber die Fortſchritte der Indianer in der Union urtheilt Price: „Alles in Allem berechtigt ein unparteiiſcher Ueberblick über die Lage der Indianer zu der Hoffnung, daß dieſe Indianer mit Hilfe der Induſtrie-, Ackerbau- und Handwerkerſchulen, ſo wie dieſelben jetzt geleitet werden, in nicht allzu ferner Zukunft ſich befähigt zeigen werden, für ſich ſelbſt zu ſorgen, und daß ſie nicht länger mehr eine Laſt, ſondern eine Stütze für die Regierung ſein werden“ [2]). Schon jetzt koſtet der Unterhalt der Indianer 7 Doll. per Kopf, jeder der Wachtſoldaten an der Indianergrenze aber 1000 Doll. [3]). „Die Indianer ſind alſo bildungsfähig, bildungswerth, zum Theil ſchon weiter fortgeſchritten auf der Bahn der Civiliſation“, ſagt Prof. Gerland in ſeiner umfangreichen und bedeutungsvollen Studie über die Zukunft der Indianer [4]). „Die Indianer werden nicht ausſterben“, fährt er fort, „ſie werden in langſamer Entwickelung allmählich erſtarken und zeigen, daß auch ſie befähigt und berufen ſind, des höchſten Gutes der menſchlichen Entwickelung, der Civiliſation, theilhaftig zu werden und dieſelbe aus und mit eigener Kraft zu fördern“ [5]).

Aehnlich lautet das Urtheil zahlreicher Europäer (Mitchell, Baker, Mac Gillivrey) über die einſt ſo verachteten Auſtralier. Mac Gillivrey ſchildert Eingeborene, welche weit über den gewöhnlichen Schlag der Europäer hinausragten [6]). In den vierziger Jahren gewann ein Eingeborener vor allen Europäern den erſten Preis im College zu Sydney. Eine Reihe bemerkenswerther Ausſagen über die geiſtige Befähigung der Auſtralier finden wir bei Gerland [1]). Ueber den Papua leſen wir bei Hellwald [2]): „Der Papua, den Georg Forſter ſo idylliſch ſchilderte, iſt nichts anderes, als eine Beſtie, und, was wir mit Entſetzen erkennen, eine äußerſt begabte, intelligente, ſelbſt künſtleriſcher Leiſtungen fähige Beſtie.“ Wir begnügen uns mit dieſem Citat, ohne daß wir es vor der Hand verſuchen, das Entſetzen des Verfaſſers abzuſchwächen.

Ueber die Befähigung der aſiatiſchen Mongolen ſprechen ſich die Forſcher in der Regel in begeiſterter Weiſe aus: in Uebereinſtimmung mit dem kühnen und gelehrten Pſeudo-Derwiſch Bámbóry, der in Bezug auf ſeinen Tataren ausruft [3]): „Was kann man nicht alles aus einem Orientalen machen!“ bemerkt auch der ſolide A. v. Harthauſen ſeiner religiöſen Richtung gemäß [4]): „Ich bin überzeugt, würde dieſes geiſtreiche, liebenswürdige Tatarenvolk zum Chriſtenthum übergeführt, es könnte nicht nur ſelbſt eines der erſten Kulturvölker werden, ſondern auch Chriſtenthum und Kultur durch ganz Aſien verbreiten.“ Wir haben bereits an einem anderen Orte eine Reihe von Belegen für die Kulturbefähigung der Altajer, der Teleuten und ſchwarzen Tataren, der Tunguſen, Jakuten und Kirgiſen geſammelt. Unter den Kirgiſen nennen wir Gelehrte, wie Banſarow und Walichanow [5]). Wir erwähnen ferner noch die Ausſprüche Middendorff's über die Jakuten und Tunguſen [6]). Uebrigens dürfen uns dieſe Urtheilsſprüche nicht überraſchen, wenn wir uns der bedeutenden Kulturen Chinas und Japans erinnern, ſowie der Kulturzuſtände der Finnländer und der Ungarn in Europa.

Wir haben aber noch einem gewichtigen Einwande zu begegnen, wenn wir von der Bildungsfähigkeit der Eingeborenen reden. Wir werden nämlich darauf verwieſen, daß die ſogenannten Naturvölker (mit vereinzelten glänzenden Ausnahmen) es lediglich nur bis zur elementaren Stufe der Bildung bringen. Bei gemeinſamem Unterricht mit europäiſchen Kindern überflügeln die Kinder der Eingeborenen mitunter ſogar die erſteren, kommen aber, wie geſagt, in der Regel nicht über die Anfänge der Schulbildung hinaus.

Der älteren ſpekulativen Pſychologie mag eine derartige Angabe genügt haben, um über die Befähigung der Naturvölker ſtutzig zu werden. Die wiſſenſchaftliche, auf phyſiologiſcher Grundlage ausgebaute Pſychologie hat aber vor Allem den Urſachen dieſer Erſcheinung nachzugehen.

Es wäre einer Mißachtung der Grundſätze der Entwickelungslehre gleich, wenn man in dieſem Falle die Macht der Vererbung überſehen wollte. Die durch Jahrhunderte gezüchteten phyſiſchen Vollkommenheiten können nicht mit einem Schlage zurückgedrängt werden: ſie fordern eine Befriedigung; laſſen ſich doch dieſe phyſiſchen Bedürfniſſe ſelbſt bei uns Europäern in der Schulzeit nicht ohne Zwang und Schwierigkeit abtödten. Wenn man aber in der Einzwängung der Europäer in die Kultur bereits eine Routine erlangt hat, ſo gilt das keineswegs für die Erziehung der Naturvölker. Wiſſen wir doch, daß unſere Wiſſenſchaft ſo manche Angaben ungeſchickter Kulturträger über Stumpf-

---

[1]) Perty, „Grundzüge der Ethnographie“, 1859, S. 35.

[2]) „Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs.“ Waſhington 1884, S. III.

[3]) A. a. O., S. IV. Die Indianer zeigen ſich für den Schulunterricht durchaus befähigt, indeſſen iſt die Zahl der Schulen noch immer eine ungenügende. Sh. S. XIX.

[4]) Gerland, „Die Zukunft der Indianer“, „Globus“, Bd. 35 und 36. Sh. Bd. 36, S. 375.

[5]) A. a. O., S. 380.

[6]) Gerland-Waitz: „Anthropologie der Naturvölker.“ Leipzig, Fleiſcher, 1872, Bd. 6, S. 710.

[1]) Gerland-Waitz: a. a. O., S. 765 bis 767.

[2]) Fr. v. Hellwald: „Naturgeſchichte des Menſchen.“ Bd. I, S. 73.

[3]) Bámbóry: „Skizzen aus Mittelaſien.“ Leipzig, Brockhaus, 1868, S. 127.

[4]) A. v. Harthauſen: „Studien über die inneren Zuſtände, das Volksleben u. ſ. w. Rußlands.“ Bd. I, S. 481.

[5]) Jadrinzew-Petri: „Sibirien ꝛc.“ Jena 1886, S. 150 ff.

[6]) Middendorff: „Sibiriſche Reiſe.“ St. Petersburg. Bd. IV, 2, 1875. S. 1615 und ferner die Abſchnitte über die einzelnen ſibiriſchen Völker.

heit und Verſtocktheit gewiſſer wilder Stämme aufgenommen hat, die heutzutage glänzend widerlegt worden ſind, und dürften wir denn nicht etwa die Vermuthung aufſtellen, daß bei der Schulbildung der Wilden nicht gerade immer die richtigen Wege eingeſchlagen werden, und daß die Lehrer nicht immer den ſpecifiſchen Schwierigkeiten ihrer Aufgabe gewachſen ſind? Dieſe Schwierigkeiten aber ſind nicht zu unterſchätzen: Der Lehrer hat, wie erwähnt, mit den durch Generationen vererbten Inſtinkten der Wilden zu rechnen; er findet ferner bei ſeinen Erziehungsbeſtrebungen keinerlei Unterſtützung von Seiten der Familie ſeiner Zöglinge, wohl aber Hemmniſſe und Ablenkungen, wenn dieſe Zöglinge nicht genügend von den heimathlichen Verhältniſſen iſolirt ſind; zu alledem hegt der Wilde nur allzu häufig einen tiefen Widerwillen, ja ſogar einen Haß gegen den Europäer, von dem er mit Verachtung behandelt wird und in dem er den Vernichter ſeines Volkes ſieht: in ſehr natürlicher Auffaſſung identificirt er das ihm feindliche Weſen des Europäers mit europäiſcher Kultur, Religion, Schule ꝛc.

Gehen wir aber noch einen Schritt weiter: vergeſſen wir nicht, daß in ſämmtlichen Kulturſtaaten dem obligatoriſchen Unterricht und der vielhundertjährigen Kulturarbeit zum Trotz die große Maſſe der Bevölkerung noch immer fern genug von dem Ideal einer tüchtigen Durchbildung ſteht; gedenken wir der Angaben der Statiſtiker über die geradezu deprimirenden Prozentſätze der Schulunfähigen in unſeren Staaten. Sollte man etwa von den Farbigen fordern dürfen, daß ſie ſich in kürzeſter Zeit und ausnahmslos für die Kultur gewinnen laſſen müßten, ſollten ſie in den verſchwindend geringen Gruppen, welche von ihnen zur Schule zugezogen werden, durchweg die glänzendſte Begabung und den ſchönſten Schuleifer bekunden? Hieße das nicht etwa, daß die Farbigen, um für kulturfähig zu gelten, ſich begabter zu zeigen haben, als ihre Lehrer und Herrſcher?

Es werden aber noch andere Einwürfe gegen die Kulturbefähigung der Wilden ins Feld geführt: dem Wilden iſt die Kultur durchaus fremd und zuwider, pflegt man zu ſagen: manche Wilde, welche der Kultur theilhaftig geworden ſind, entſagen derſelben ſchließlich doch und kehren zu ihrem urſprünglichen niederen Zuſtande in ihre heimathlichen Wälder und Steppen zurück (die Zahl derſelben iſt übrigens keineswegs beträchtlich). Erinnern wir uns indeſſen der verächtlichen Behandlung, welcher der Farbige von Seiten des Weißen ausgeſetzt iſt. Es wäre ein ungemein ſeltener Ausnahmefall, wenn ein Farbiger unter Weißen nicht das Erniedrigende ſeiner Abſtammung zu empfinden hätte[1]). Zu berückſichtigen haben wir ſchließlich noch den inneren Zwieſpalt, der unſerer Kultur eigen iſt. Dieſer Zwieſpalt, der ſo manchen Europäer zur Flucht vor den Kulturzuſtänden getrieben hat, muß ſich um ſo furchtbarer dem empfänglichen Gemüthe einprägen. Aber nicht nur, daß der Europäer die Kultur, die er mit ſeinem ganzen Weſen fördert, gleichzeitig zu haſſen pflegt und von einer Rückkehr zum Naturzuſtande träumt, es ſind der Beiſpiele nur gar zu viele, daß Angehörige der Kulturvölker, getrennt vom Mutterlande, dem Einfluſſe der ſie umgebenden „Naturvölker“ unterlagen und ihre Kultur und ihre Sprache, ja ſogar die Religion im eigentlichen Sinne des Wortes aufgaben (Jadrinzew-Petri: Ruſſen in Sibirien. Zöller: Portugieſen in Afrika u. ſ. w.).

[1]) Grey bemerkt bei Gelegenheit der Flucht eines Wilden, der europäiſche Bildung genoſſen hatte: „Ich hätte ebenſo gehandelt.“

Die Sandwichsinſeln und ihre Vulkane.

I.

Kō. Unſere Litteratur über die Sandwichsinſeln und ihre rieſigen Feuerberge iſt ausgedehnt genug und der „Globus“ hat ſich ſchon manchmal mit ihnen beſchäftigt; dennoch halten wir es für im Intereſſe unſerer Leſer gelegen, wenn wir ihnen eine ausführliche Analyſe des Berichtes geben, welchen der Kapitän C. E. Dutton im vierten Bande des „Report of the U. S. Geological Survey“ über ſeine Forſchungen erſtattet hat. Dutton war von der Regierung beauftragt, die erloſchenen Vulkane im nördlichen Theile des amerikaniſchen Great Baſin genauer zu ſtudiren und ging vorher nach den Sandwichsinſeln, um dort Vergleichsmaterial zu gewinnen. Sein Bericht zeigt wieder einmal deutlich, wie ein Naturforſcher alle Erſcheinungen mit ganz anderen Augen anſieht wie ein Touriſt oder globe-trotter, und bringt ſelbſt dem, der ſich eingehender mit jenen intereſſanten Inſeln beſchäftigt hat, gar manches Neue.

Die Gruppe der Sandwichsinſeln beſteht aus 12 Inſeln, davon ſind vier kahle Felſen, vier andere zwar bewohnt, aber ganz klein, nur Hawaii, Maui, Oahu und Kauai ſind von Bedeutung. Alle zeigen rein vulkaniſche Bildung, nur hier und da findet man gehobene Korallenriffe, nirgends Spuren älterer Formationen. Die Abhänge der Bergmaſſen ſetzen ſich ungefähr in derſelben Neigung unter den Meeresſpiegel fort und ſo erſcheinen die Inſeln als die höchſten Bergſpitzen einer ungeheuren Gebirgsmaſſe, welche aus einem 14 000 bis 19 000 Fuß tiefen Meere aufragt; dieſelbe erſtreckt ſich vielleicht in der Hauptrichtung der Inſelkette weſtnordweſtlich von Kauai noch mehrere hundert Meilen weit und bildet auch die kleinen Inſeln und Felſengruppen, welche in dieſer Richtung in 50 bis 100 Miles Abſtänden auf einander folgen. Doch fehlen hier noch genaue Sondirungen; der „Challenger“ hat bei ſeiner Fahrt von Japan nach Honolulu eine der wahrſcheinlichen Bergkette parallele Richtung etwa 300 bis 500 Miles ſüdlich davon verfolgt und dort eine merkwürdig gleichmäßige Meerestiefe von 15 000 bis 20 000 Fuß gefunden. Genauere Tiefenmeſſungen wären gerade hier ſehr zu wünſchen.

Auf Hawaii allein iſt die vulkaniſche Kraft jetzt noch thätig; Kilauea und Mauna Loa gehören zu den thätigſten Vulkanen der Erde, der Hualalai ruht ſeit 1811, Mauna Kea vielleicht ſchon ſeit Jahrtauſenden. Der Haleakala auf Maui iſt wahrſcheinlich erheblich ſpäter erloſchen, doch wiſſen die Ueberlieferungen der Eingeborenen nichts von ſeinen Ausbrüchen. Kauai und Oahu, ſowie Kolokai und das vom Haleakala ganz unabhängige weſt-

liche Maui ruhen jedenfalls ſchon unendlich viel länger, denn die Verwitterung hat auf dieſen Inſeln ſchon ungeheure Verheerungen angerichtet und gewaltige Bergmaſſen zu kleinen Hügelketten abgefreſſen. Ob aber dieſe Inſeln älter ſind als Hawaii, d. h. ob die vulkaniſche Thätigkeit auf ihnen früher begonnen hat, läßt ſich nicht beſtimmen.

Der Mauna Loa, der „große Berg“, iſt zweifellos der König aller Vulkane, wenn auch manche andere höher über den Meeresſpiegel aufragen. Einzelne isländiſche Vulkane haben vielleicht Ausbrüche mit ähnlichen Lavaergüſſen aufzuweiſen, aber jeder nur einmal oder in Zwiſchenräumen von vielen Jahrhunderten; die Ausbrüche des Mauna Loa folgen ſich aber in Pauſen von durchſchnittlich nur acht Jahren. Aus der Lava von 1855 hätte man den Veſuv mit der Somma und allen Lavaſtrömen errichten können, und die Ausbrüche von 1859 und 1881 waren kaum ſchwächer. Dabei ſind Mauna Loa wie Kilauea merkwürdig durch den gewiſſermaßen gemüthlichen Charakter ihrer Ausbrüche. Kein Erdbeben, kein unterirdiſches Gebrüll, keine Dampfſäule, kein Aſchenauswurf; an einem ſchönen Abend glüht der Himmel von Feuer und dann wiſſen die Eingeborenen, daß ihre alte Göttin Pele wieder einmal mächtig geworden iſt, und eilen zum Ausbruche wie zu einem Feſte. An irgend einer Stelle, oft tief unten am Abhange, ſpringt eine Feuerquelle aus dem Boden und läuft die feurige Fluth, ſich langſam ausbreitend, dem Meere zu, ſo ruhig und friedlich, daß man unbeſorgt ganz nahe an ihrem Rande lagern kann. Nur ein- oder zweimal in hiſtoriſcher Zeit haben Exploſionserſcheinungen, Auswürfe und Erdbeben ſtattgefunden. Mauna Kea und Hualalai ſind weniger friedlich geweſen und mit Bimsſtein und Aſche bedeckt, aber auch ſie entbehren des charakteriſtiſchen Aſchenkegels; dafür ſtehen zahlreiche kleine Kegel an ihrem ganzen Abhange zerſtreut.

Unabhängig von den Ausbrüchen ſind übrigens Erdſtöße auf den Sandwichsinſeln nichts weniger als ſelten, aber nur ganz ausnahmsweiſe erfolgt eine ſo furchtbare Kataſtrophe, wie z. B. 1868 im ſüdlichen Hawaii.

Die Laven auf allen Sandwichsinſeln ſind ausnahmslos baſaltiſch, nur hier und da kommen andeſitartige vor, trachytiſche nirgends; ſie ſind meiſt auffallend ſtark baſiſch und ſehr reich an Olivin und Augit. Die Verwitterung hat in ihnen die wunderbarſten Geſtalten erzeugt und es iſt intereſſant, in dieſem extrem feuchten Klima faſt genau dieſelben Erſcheinungen zu beobachten, wie in dem extrem trockenen des Great Baſin. Beſonders die Windſeiten der ſchon länger erloſchenen Inſeln Oahu und Molokai zeigen Klippen von 2000 Fuß Höhe, deren wunderbare Skulptur kaum von irgend einer Stelle im Colorado-Cañon übertroffen wird. Weſt-Maui und Kauai beſitzen Amphitheater, welche dem Yoſemitethal kaum nachſtehen und die Wetterſeiten von Hawaii und Oſt-Maui bergen oberhalb des mehrere hundert Fuß hohen Klippenabfalles Schluchtenthälchen von wahrhaft wunderbarer Schönheit. Worin aber die Schluchten Nordamerikas ſich in keiner Weiſe mit den Inſeln meſſen können, das iſt die wunderbare Pracht der Vegetation, von der keine Beſchreibung einen auch nur annähernden Begriff geben kann. Es liegt eine beherzigenswerthe Warnung vor allzu raſchem Generaliſiren darin, daß man hier bei einem jährlichen Regenfalle von 150 bis 240 Zoll Erſcheinungen findet, für deren Entſtehung man ſeither ein trockenes Klima mit höchſtens 8 bis 16 Zoll Regenhöhe für weſentliche Bedingung hielt.

Das Klima der Sandwichsinſeln iſt ein merkwürdig konſtantes ohne erhebliche Schwankungen und auch ohne Störungen durch Stürme. Aber ziemlich jede Quadratmeile hat ihr eigenes Klima und darin kommen die merkwürdigſten Unterſchiede auf ganz geringen Diſtanzen vor. Im Allgemeinen zeichnet ſich natürlich die Windſeite durch ſtarken Regenfall aus, während es im Windſchatten trocken iſt; aber gerade an der Leeſeite des Mauna Loa finden ſich einige Stellen mit ebenſo ſtarkem Regenfalle, wie irgendwo auf der Windſeite. Dutton erklärt dieſe Abnormität ſehr hübſch. Der Paſſatwind reicht auf den Sandwichsinſeln nicht über 10000 Fuß in die Höhe, häufig nur bis 8000 Fuß, darüber trifft man auf die Antipaſſatſtrömung, mit welcher auch ſtets die Cirrhuswolken ziehen. Wo nun dem Paſſate eine Bergwand entgegenſteht, die er nicht überſchreiten kann, tritt an der Leeſeite der gewöhnliche Wechſel von Landwind und Seewind ein, und der Seewind kühlt ſich in den höheren Regionen ab und ſpendet Regen. Das Klima iſt für die Menſchen äußerſt angenehm, niemals drückend heiß, und der Europäer kann hier ohne Schaden für ſeine Geſundheit das ganze Jahr hindurch den Acker bauen.

Fruchtbar ſind allerdings nur wenige Küſtentheile und nur dieſe können eine dichtere Bevölkerung ernähren; das Binnenland iſt meiſtens nur zu Weideland verwendbar. Zur Zuckerrohrkultur eignet ſich höchſtens $^1/_{40}$ der Oberfläche. Größer iſt das Gebiet, auf welchem die Lieblingsnahrung der Eingeborenen, der Taro, Arum esculentum, gedeiht; er liefert auf etwa zwei Quadratmetern Nährſtoff genug, um einen Menſchen das ganze Jahr hindurch zu ernähren. Auch Bataten gedeihen in der dünnen Verwitterungsſchicht der Lavaſtröme ausgezeichnet, die Kartoffel leidet arg von Würmern. Weizen wurde früher ſtark kultivirt, aber jetzt hat Kalifornien die Verſorgung der Inſeln übernommen. Dafür gedeiht der Kaffee ausgezeichnet; der Kona-Kaffee ſteht dem beſten Mokka gleich; die Baumwolle wird ſo gut wie die langfaſerige Sea-island, und nur der hohe Tagelohn macht ihre Kultur unrentabel. — Hauptprodukt iſt aber gegenwärtig das Zuckerrohr, das 5000 bis 10000 Pfund pro Acre ergiebt; es wird beſonders von amerikaniſchen Geſellſchaften gepflanzt, aber es iſt jetzt wenig Boden mehr übrig, welcher dafür verwandt werden könnte, da es Bewäſſerung verlangt.

Die Sandwichsinſeln haben etwas, was man auf einem von Eingeborenen regierten, erſt vor 100 Jahren entdeckten Archipel kaum erwarten ſollte, ausgezeichnete Landkarten, welche die einheimiſche Survey unter Leitung des Profeſſors Alexander angefertigt hat. Sie waren eine unbedingte Nothwendigkeit, weil es galt, den Grundbeſitz, welchen bei der Entdeckung die Eigenthümer bis zum oberſten Chef hin auch nur als Lehen beſaßen, in modernen Beſitz mit richtigen Beſitztiteln anſtatt der bloßen Tradition überzuführen. Oahu und Lanay ſind ſchon fertig aufgenommen, Maui iſt beinahe fertig, auf Hawaii ſind die Vermeſſungen auch ſchon weit fortgeſchritten und nur Kauai, das beſondere Schwierigkeiten bietet, iſt kaum angefangen. Es wurde Dutton gern geſtattet, Kopien von den fertigen Karten zu nehmen, und verſchiedene davon ſchmücken ſeine Arbeit.

Die Reiſe von Kund und Tappenbeck im ſüdlichen Congobecken[1]).

Bericht von Lieutenant Tappenbeck[2]).

Leopoldville am Stanley Pool, 30. Januar 1886.

Am 9. Auguſt 1885 ſind wir, Premierlieutenant Kund und ich, mit 90 Loango-Leuten von hier abmarſchirt und vorgeſtern, am 28. Januar 1886, mit 88 Leuten wieder hier eingetroffen. Ich ſchreibe dieſen Bericht an Stelle des Lieutenant Kund, da derſelbe in Folge mehrerer im Inneren erhaltener Wunden noch nicht im Stande iſt, das Bett zu verlaſſen. Beigegebene Kartenſkizze[3]) ſoll nur dazu dienen, den Bericht zu vervollſtändigen und macht durchaus keinen Anſpruch auf Genauigkeit.

Von Stanley Pool nach SSO marſchirend, ſuchten wir zum Muene Puto Kaſſongo zu gelangen, um uns mit Herrn Dr. Büttner zu vereinigen. Wir durchzogen das Sombo-Plateau, hatten am 18. Auguſt ein Gefecht mit Eingeborenen und gelangten am 6. September [etwa unter $5^1/_2{}^\circ$ ſüdl. Br.][4]) zum Quango, zwei Tagereiſen ſüdlich von Camalambo.

Wir hatten bereits unterwegs den Abmarſch des Dr. Büttner vom Muene Puto Kaſſongo erfahren und hofften ihn zu treffen, wenn wir uns mehr nach N wandten. In Kindinga am Quango erfuhren wir jedoch, daß Dr. Büttner bereits vor 10 Tagen, nach N marſchirend, vorbeigezogen war. Wir mußten eine Vereinigung aufgeben, da wir ſchwerlich den Dr. Büttner vor Stanley Pool erreicht hätten, und dort angekommen, Gefahr gelaufen wären, unſere Träger durch Deſertion zu verlieren. Am 7. September überſchritten wir nach einigen Palavern den Quango, hatten am 20. September ein heftiges Gefecht mit den Eingeborenen und erreichten am 28. September den Wambo [18° öſtl. v. Gr., 4° 45′ ſüdl. Br.], einen bislang noch unbekannten Fluß, deſſen Waſſermaſſen die des Quango bedeutend übertreffen. Am 6. Oktober erreichten wir den Saie oder Tſchia [18° 55′ öſtl. v. Gr., 4° 30′ ſüdl. Br.], der ebenſo groß, wie der Wambo, und wie letzterer für Schiffahrt ſehr geeignet iſt. Alle dieſe Flüſſe vereinigen ſich wahrſcheinlich mit dem Quilu, einem breiten, ſehr waſſerreichen Strome, den wir am 10. Oktober paſſirten [19° 22′ öſtl. v. Gr., 4° 5′ ſüdl. Br.]. Am 19. Oktober ſahen wir zum erſten Male die gelben Waſſermaſſen des mächtigen Sankurru [19° 45′ öſtl. v. Gr., 3° 45′ ſüdl. Br.], von deſſen Größe ſchon die Eingeborenen am Quango fabelhafte Vorſtellungen hatten.

Hier endigen die Elfenbein-Karawanenſtraßen. Jeder Verkehr über den Fluß hinüber hört auf, und von dem, was drüben exiſtirt, haben die Eingeborenen des linken Ufers keine Ahnung. Wir beſaßen von Anfang an weder Führer noch Dolmetſcher, da ſolche nirgends zu finden waren, denn über dieſe Gegenden des Kannibalismus werden von allen weſtlich davon wohnenden Stämmen die ungeheuerlichſten Geſchichten erzählt, deren Verbreitung abſichtlich von den Elfenbeinhändlern betrieben wird. Hier wird allerdings der Menſch als Nahrungsmittel, gewiſſermaßen als Schlachtvieh, betrachtet und die vielen in den Dörfern aufgehäuften Schädel, ſowie die ſehr freimüthigen Ausſagen der Eingeborenen zeugen am beſten für das Blühen des Kannibalismus.

Hier am Sankurru (den Namen Kaſſai kennt kein Eingeborener, ſondern letzterer heißt Sadi munene oder vielleicht Bolumbo) ſaßen wir feſt; kein Eingeborener wollte uns überſetzen, vorgebend, daß drüben kein Weg vorhanden ſei. Nach fünftägigem Aufenthalte zogen wir ſtromaufwärts weiter, um an einer Stelle unſern des Zuſammenfluſſes von Sankurru und Bolumbo oder Kaſſai uns niederzulaſſen und ein großes Canoe zu bauen zum Paſſiren des Stromes. Zwei kleinere Gefechte hielten uns nicht ab, unſer Werk zu vollenden. In fünf Tagen war das Canoe fertig, und unter bedeutenden Schwierigkeiten von Inſel zu Inſel überſetzend, erreichten wir ſechs Tage ſpäter das rechte Ufer.

Jetzt kamen wir in Gegenden, die noch nie von ſchwarzen fremden Händlern, geſchweige denn von Weißen betreten waren. Die Dörfer waren leer, die Eingeborenen zogen ſich zurück, verweigerten den Verkauf jeglicher Nahrungsmittel und kein Weg, der weiter ins Innere führte, war zu finden. Abermals mußten wir uns niederlaſſen. Maniok mußte von den Feldern geholt und Chiquanga gebacken werden. Mit einem mehrtägigen Vorrathe beladen, brachen wir auf, einen nach NO führenden Weg einſchlagend, den wir inzwiſchen nach mehrfachem Fehlgehen gefunden hatten. Von nun an durchzogen wir ununterbrochenen Urwald, der ſchließlich verhängnißvoll für uns werden ſollte.

Am 19. November erreichten wir einen breiten Fluß mit ſchwarzem Waſſer [20° 10′ öſtl. v. Gr., 3° 25′ ſüdl. Br.], die Eingeborenen nennen ihn Ilata oder auch Lokenje und Lukäta. Er fließt in den Sankurru und ſoll derſelben Gegend entſpringen wie letzterer.

Das Verhältniß mit den Eingeborenen geſtaltete ſich von Tag zu Tag feindlicher. Man brachte uns keine Lebensmittel. Das andere Ufer des Lokenje ſoll nicht bewohnt ſein, was ſpätere Rekognoſcirungen auch beſtätigten. Am 25. November hatten wir ein ſehr hartnäckiges Gefecht, welches uns zwei Todte und eine beträchtliche Zahl Verwundeter, ſowie fünf Laſten koſtete. Es waren die erſten Todten, welche wir verloren, und der Muth unſerer Leute ſchlug von nun an in die erbärmlichſte Feigheit um. Die Bavumbo, ſo heißen wahrſcheinlich die Eingeborenen, ſind Jäger und vortreffliche Schützen, welche mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, unſere 16 Zündnadelgewehre und 60 Musketen durchaus nicht fürchteten und mit bewunderungswürdiger Sicherheit treffen, ſo daß ſie unſeren Leuten, die nie vor dieſer Reiſe ein Gewehr in der Hand gehabt hatten, bedeutend überlegen waren. Man kann ohnehin im Walde höchſtens 20 Schritt weit ſchießen und iſt hier zweifellos nur ein Repetirgewehr dem Bogen gewachſen, der Pfeil auf Pfeil ſchnell entſendet. Da wir den Ausſagen der Eingeborenen betreffs der Beſchaffenheit des anderen Lokenje-Ufers nicht glaubten, ſetzten wir am 6. De-

[1]) Nach einem uns zur Verfügung geſtellten, vorläufigen Abdrucke aus den Mittheilungen der Afrikaniſchen Geſellſchaft. Band V, Heft 2. 1886.

[2]) In Berlin eingegangen am 18. März 1886.

[3]) Dieſelbe iſt noch nicht publicirt worden.

[4]) Die in eckigen Klammern dem Texte hinzugefügten Poſitionen ſind der Kartenſkizze entnommen.

cember über und machten mehrfache Verſuche, einen Weg zu finden, doch nur Wald und Moraſt zieht ſich ſtundenweit, ſoweit ich gehen konnte, nach O und N hin. Bei der Rückfahrt mußten wir uns erſt das andere Ufer mit den Waffen wiedergewinnen, da die Eingeborenen uns nicht landen laſſen wollten.

Wir zogen oſtwärts weiter in ununterbrochenem Urwalde und hatten am 15. December das unglückliche Gefecht, deſſen Folgen uns zum Rückzuge nöthigten. Die Eingeborenen überfielen uns in großer Zahl aus einem Hinterhalte im Walde. Kund erhielt drei Pfeile, die ihn unfähig zu jeder Bewegung machten. Ein Pfeil war Kund in die Schläfe gedrungen, ein zweiter in den linken Oberarm, der dritte hatte den linken Oberſchenkel durchbohrt und ſaß tief im rechten Geſäße, wo ich ihn herausſchneiden mußte; er hatte den Unterleib ſehr glücklich ohne beſondere Verletzung innerer Organe paſſirt. Mich ſelbſt bewahrte nur der Zufall vor dem Tode, denn der Pfeil, den mir ein Eingeborener, mit dem ich handgemein wurde, in den Leib ſtoßen wollte, traf den Riemen der Patronentaſche und drang nicht durch. Noch verſuchten wir weiter vorzugehen, denn in 20 Tagen ſollten wir nach Ausſage der Eingeborenen den Impiku, einen ſehr großen Fluß, erreichen, deſſen Waſſer höchſt wahrſcheinlich am Aequator den Congo erreichen, doch war der Transport von Kund in der Hängematte durch den Wald kaum möglich und von großen Schmerzen für ihn begleitet. Wir machten in der Stunde höchſtens 2 km und es war keine Ausſicht vorhanden, in der nächſten Zeit aus dem Walde heraus zu kommen. Die Munition für die Zündnadelgewehre war bis auf 120 Patronen verſchoſſen, wir liefen alſo Gefahr, unſere einzigen brauchbaren Gewehre außer Thätigkeit geſetzt zu ſehen. Die Munition für die beiden Repetirkarabiner von Kund und mir war ebenfalls bis auf 80 Patronen zuſammengeſchmolzen; die Eingeborenen hatten die letzte Kiſte mit 500 Patronen geraubt. Die Loango verweigerten weiter zu gehen. An dem Verhalten der Eingeborenen konnten wir merken, daß ſie ſehr wohl erkannt hatten, ſie müßten uns beide, Kund und mich, zunächſt beſeitigen, um dann der Karawane Herr zu werden. Es konnte deshalb bei einem mit Sicherheit zu erwartenden nächſten Zuſammenſtoße mein Tod oder ſelbſt meine Verwundung die totale Vernichtung der Expedition zur Folge haben, da Kund nur noch den rechten Arm bewegen konnte und hilflos in der Hängematte lag. Am 20. December traten wir den Rückweg an [21° 30′ öſtl. v. Gr., 3° 20′ ſüdl. Br.]. Wir paſſirten nach kurzem Gefechte glücklich das Dorf, deſſen Bewohner uns am 15. December überfallen hatten und erreichten am 22. December eine günſtig gelegene Stelle am Lokenje, wo wir uns niederließen und Canoes bauten. Wir beſaßen nur zwei europäiſche Beile und neun kleine Aexte, wie ſie die Eingeborenen verfertigen. Durch ununterbrochene zwölfſtündige tägliche Arbeit waren wir bereits am 13. Januar 1886 im Beſitze von fünf großen Canoes, die im Vereine mit vier gekauften kleinen Canoes hinreichten, uns zu tragen. Die Eingeborenen des nahen Dorfes, von denen wir die Canoes gekauft hatten, brachten uns jedoch keine Lebensmittel, zogen ſich ganz zurück, und wir waren angewieſen, von den Feldern den Maniok zu holen. Konſerven beſaßen wir nicht mehr, ſie waren ſämmtlich im Beſitze der Eingeborenen. Es waren ſchwere Tage für uns, beſonders für Kund, deſſen Zuſtand ſich durchaus nicht beſſern wollte.

Wir ruderten vom Morgen bis zum Abend und erreichten, nur zweimal von Eingeborenen angegriffen, am zehnten Tage, am 23. Januar, den Sankurru bei der ehemaligen Station der Aſſociation Internationale Muſchie, höchſt erſtaunt darüber, den ſogenannten Abfluß des Lac Leopold II. hinabgeſchwommen zu ſein. Als wir am 21. Januar die erſten Feuergewehre geſehen hatten, konnten wir wieder in freundſchaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen treten, die doch bereits von weißen Leuten gehört hatten.

Am 24. Januar erreichten wir die Station Quamouth, drei Tage ſpäter Kinſaſſa am Stanley Pool und am Morgen des 28. Januar Leopoldville, wo wir Aufnahme und vor Allem ärztliche Behandlung fanden. Herr Dr. Mens, ein Deutſcher, iſt unermüdlich beſchäftigt, die große Anzahl unſerer Kranken (wir haben deren 31) zu heilen und uns dadurch fähig für den Marſch zur Küſte zu machen.

Freilich muß Kund noch längere Zeit hier bleiben, denn er kann noch nicht den Transport zur Küſte vertragen, doch macht ſeine Beſſerung erfreuliche Fortſchritte. Auch ich muß mich vorläufig noch tragen laſſen, da eine Wunde am Fuße, die ich mir bei einem nächtlichen Alarme zuzog, das Gehen erſchwert.

Ich erwähne noch zur Beurtheilung der Entfernungen, daß unſere Flußfahrt doppelt ſo ſchnell ging, als die der Wißmann'ſchen Expedition. Letztere brauchte von Quamouth nach Kinſaſſa ſechs Tage, wir hingegen nur drei.

Die Richtung auf Mukenge haben wir nicht eingeſchlagen, weil ſämmtliche Herren der Wißmann'ſchen Expedition einig darin waren, daß ein Vordringen nach N, welches uns das wichtigſte ſchien, von dort aus nicht möglich für uns ſein würde. Unſere Abſicht war, nachdem wir den Quango paſſirt hatten, oſtwärts in Höhe des 4. Grades ſüdl. Br. vorzudringen und, wenn möglich, den oberen Congo zu erreichen, was wir bis Ende Januar zu vollführen hofften; dann aber wollten wir zum Impiku zurückkehren und denſelben hinabfahren.

In vier bis fünf Tagen breche ich mit den Leuten, deren Engagement beendet iſt, nach der Küſte auf. Andere Loangos zu engagiren, erlauben die Mittel nicht, auch iſt es ſehr fraglich, ob wir welche bekommen würden. Ohne Mitnahme einiger im Gebrauche des Gewehres geübter Leute anderen Stammes iſt aber der Erfolg einer Expedition in derartigen Gegenden, wie wir ſie durchzogen haben, ſehr zweifelhaft. Einer etwaigen Nachſchubexpedition kann unſererſeits nur der Rath ertheilt werden, ſämmtliche Träger mit guten Hinterladerkarabinern zu verſehen. Zündnadelgewehre ſind wegen ihrer Schwere und der Papierpatronen unzweckmäßig. Jedenfalls wäre der Erfolg unſerer Expedition durch beſſere Bewaffnung ſicherer geſtellt worden.

Betreffend die vielen Feindſeligkeiten, in die wir mit den Eingeborenen verwickelt wurden, will ich noch bemerken, daß von unſerer Seite nichts unterlaſſen worden iſt, um wieder und immer wieder uns mit den Eingeborenen auf freundſchaftlichen Fuß zu ſtellen. Wir haben verſucht, durch Geſchenke und gute Bezahlung das Mißtrauen der Leute zu beſeitigen, haben aber nur zu häufig böſe Erfahrungen machen müſſen, da die Eingeborenen, gänzlich unbekannt mit dem Feuergewehre, dieſes durchaus nicht fürchteten und ſehr bald erkannten, daß es in der That in den Händen unſerer Leute ungefährlich war.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Allbekannt iſt ſchon ſeit alten Zeiten der Reichthum der ſpaltenreichen Kalkformationen der illyriſchen, griechiſchen, kleinaſiatiſchen Berglandſchaften an unterbrochenen, mitunter auf lange Strecken unterirdiſch ſich fortſetzenden Flußläufen. Eines der auffallendſten Beiſpiele dieſer Art iſt in einer von europäiſchen Beobachtern noch wenig betretenen wilden Felslandſchaft des kilikiſchen Taurus kürzlich gefunden worden: was menſchliche Kunſt zu Schiffahrtszwecken ſchon ſeit einem Jahrhunderte zuerſt in England ermöglicht hatte, Kanäle ſtrömenden Waſſers hoch über kreuzende natürliche Waſſerläufe hinwegzuführen, das hat hier — allerdings in nur entfernt ähnlicher Geſtalt — die Natur ſelbſt hervorgebracht. Der Hauptfluß des weſtlichen, von den Alten ſogenannten rauhen Kilikiens (des heutigen Itſch-ili), der unter ſeinem antiken Namen Kalykadnos wohl bekannter iſt, als unter dem ſich vielfach wiederholenden türkiſchen der heutigen Anwohner, Gök-ſu (d. i. blaues Waſſer), verſinkt an einer Stelle ſeines oberen Laufes bei dem Dorfe Dulgeler (Durgeler auf H. Kiepert's neuer Karte des „Prov. Asiatiques de l'Empire Ottoman") in den Felsboden, um etwa eine Viertelſtunde weiter in viel tieferer Lage wieder hervorzubrechen. Die natürliche Decke aber, unter welcher er ſo in der Tiefe dahinſtrömt, paſſend als Jerköprü („Erdbrücke") von den Anwohnern bezeichnet, dient ſelbſt wieder mit ihrer mittleren Einſenkung als Bett einem an dieſer Stelle aus der Felswand des Hauptthales hervorbrechenden ſtarken Waſſerlaufe, dem Karaſu („Schwarzwaſſer"), welcher nun quer über dem tief unten ſtrömenden Gök-ſu hinwegbraust, um ſich nach ganz kurzem Laufe in einer Reihe prachtvoller Kaskaden in denſelben zu ergießen. Wir verdanken dieſe Entdeckung dem jungen amerikaniſchen Gelehrten Mr. J. R. S. Sterrett (gegenwärtig Vorſteher des amerikaniſchen archäologiſchen Inſtitutes zu Athen), der in den beiden letzten Jahren große, bisher ſehr unvollſtändig bekannte, zum Theil abſolut unbekannte Strecken des ſüdlichen und öſtlichen Kleinaſiens und Kurdiſtans bis nach Babylonien hin durchforſcht, und ſeine überaus reichhaltigen (u. A. mehr als 12000 genaue Kompaßviſuren enthaltenden) Tagebücher uns zur kartographiſchen Verarbeitung anvertraut hat: einer überaus mühſamen und zeitraubenden, aber in hohem Grade lohnenden Arbeit, auf deren Grund in demnächſtigen Karten die betreffenden Landſtriche eine weſentlich berichtigte und vervollſtändigte Geſtalt gewinnen werden. H. Kiepert.

Afrika.

— Die Tuareg haben ſchon wieder einen franzöſiſchen Reiſenden erſchlagen: ein Telegramm meldet die bei Inſalah geſchehene Ermordung des Huſarenlieutenants Palat, welcher von Géryville die gefährliche Reiſe nach Timbuktu angetreten hatte (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 383).

— Die bedeutendſte Veränderung, welche die Reiſen von Böhm und Reichard in der Karte Afrikas hervorbringen werden, iſt die Aufnahme des hohen Viano- oder Mitumba-Gebirges, welches ſich in der Richtung von Südweſten nach Nordoſten wahrſcheinlich vom Quellgebiete des Luálaba bis zum Tanganika-See hinzieht und dort vielleicht im Kap Tembuë ſein Ende erreicht. Bisher war von dieſem Gebirge nicht das Geringſte bekannt; an ſeiner Stelle dachte man ſich innerafrikaniſche Plateaulandſchaft, etwa wie am oberen Kaſſai und in Muata Jamwo's Reich. Zwei große Flüſſe durchbrechen das Gebirge ſenkrecht zu ſeiner Hauptrichtung, der Lufira, welcher ſich im Kikondia-See mit dem Luálaba vereinigt, und der mächtige Luapula, deſſen paradieſiſche Landſchaft jeder Beſchreibung ſpottet. „Hunderte von Inſeln ragen mit üppiger Tropenflora beſtanden aus dem dunklen, klaren Waſſer des mit hehrem Rauſchen dahingleitenden Stromes hervor, der umrahmt iſt von geheimnißvollem Uferurwalde mit Palmen, Rotang, Pandanus und Rieſenſtämmen, von Lianen zu oft undurchdringlichem Dickicht verflochten. Die ſchon 20 bis 30 m landeinwärts beginnende Pori-Landſchaft trägt nur dazu bei, die Schönheit des Fluſſes durch den Kontraſt zu erhöhen." Der Luapula iſt dort, wo ihn die Reiſenden überſchritten, im Durchſchnitte an den inſelfreien Stellen 150 m breit und als Waſſerſtraße ohne alle Bedeutung, da er von ſeinem Ausfluſſe aus dem Meru-See bis zu ſeiner Einmündung in den Luálaba eine ununterbrochene Reihe von Stromſchnellen und Kataraften bildet. — Auf ihrem Marſche nach dem Upémba-See (vergl. die Karte, „Globus", Bd. 48, S. 24) überſchritten die Reiſenden das Viano-Gebirge, welches nach Nordweſten ziemlich ſteil abfällt, und dann eine Strecke weit ſanft anſteigt, um ſich faſt unmerkbar mit einer Stufenunterbrechung nach Südoſten abzuflachen. Reichard ſchildert es folgendermaßen (Verh. der Geſ. f. Erdk. zu Berlin, 1886, S. 116): „Der Fuß iſt mit lichtem Walde überzogen, während der ſehr breite Rücken eine ganz eigene Formation zeigt. Vollſtändig baumlos, ſteppenartigen Ausſehens, iſt das Terrain mit zahlreichen kleinen Bächen und Thälern durchzogen, deren Rinnſale mit Urwald beſtanden ſind, und da ſie ſich bald thalwärts hinabſenken, ſo bieten ſich dem Auge auf der anſcheinend ziemlich ebenen, mit kurzem, ſpärlichem Graswuchſe beſtandenen Fläche hier und da faſt ſchwarze Baumgruppen dar, welche ſich meiſt nach einer Seite gegen den Boden hin abſchrägen. Wo dieſe Baumgruppen ganz zu Tage treten, bilden ſie kleine Urwaldparcellen, deren ſumpfigem Schooße jene Waſſerläufe ihren Urſprung verdanken. Zuweilen ſchließen ſie kleine melancholiſche Teiche ein mit dunklem Waſſer und tiefes Schweigen liegt darüber, welches nur ſelten von dem lärmenden „Kullu Kullu Kullu" einer Piſangfreſſerart unterbrochen wird. Während der trockenen, heißen Zeit bergen ſich im kühlen Schatten jener ſumpfigen Haine zahlreiche Büffel, jetzt (die Reiſenden überſtiegen das Gebirge im Januar) ſind nur die tief eingedrückten Fährten der rieſigen Thiere zurückgeblieben. Ein kalter, feuchter Wind fegt brauſend über die Fläche und macht die ſpärlich bekleideten Menſchen zuſammenſchauern. Zuweilen ſind wir ganz in Nebel eingehüllt. Unwillkürlich hat man oft das Gefühl, als ob es hier oben geſund ſein müßte, und angenehm berührt läßt man ſich von der Kälte durchſchauern, welche die an die Heimath erinnernde Gebirgsluft erzeugt. Die tiefer liegenden Thäler ſind außerordentlich fruchtbar und mit üppigen Bambuswäldern beſtanden, und war das ganze Gebirge ſtark bevölkert. Mſiri hat durch ſeine Kriege alles in eine menſchenleere Wildniß umgewandelt." (Mſiri, aus Unjamneſi ſtammend, hat ſich im Quellgebiete des Lufira-Fluſſes ein ausgedehntes Reich geſchaffen, welches den früher beſtehenden Zuſammenhang zwiſchen den beiden Lundareichen des Muata Jamwo und des Kazembe vollſtändig unterbrochen hat.)

— Nur allzu raſch iſt der Nachricht von dem Anlegen einer Station in Bakundi (vergl. oben S. 160) die Hiobspoſt von dem Scheitern der Flegel'ſchen Unternehmung am oberen Benuë auf dem Fuße gefolgt. Schon im November (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 368) berichteten wir nach Privatnachrichten aus England über das Vorgehen der

Liverpooler „African Company“ in den Fulbe-Staaten, hofften aber damals, daß die Niger-Schiffahrtsakte die deutschen Interessen sicherstellen werde. Dieselbe (Artikel 26 ff. der Generalakte der Berliner Konferenz) bestimmt, daß die Schiffahrt auf dem Niger für die Kauffahrteischiffe aller Nationen vollkommen frei sein und bleiben, und daß die Angehörigen aller Nationen in jeder Hinsicht auf dem Fuße vollkommener Gleichheit behandelt werden sollen; das hat aber die englischen Agenten nicht gehindert, Flegel's kleinem Dampfer überall das Landen zu verwehren und ihn sogar mit Gewalt zurückzutreiben. Als dann England die beiden Niger-ufer und die des Benuë bis Ibi aufwärts unter seinen Schutz stellte (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 32), glaubte und hoffte man im deutschen Publikum, daß Flegel's eigentliches Arbeitsfeld, Adamaua, von den Engländern respektirt werden würde; das ist leider nicht geschehen. Aber England hat sich in den Abmachungen vom April 1885 (s. „Globus“, Bd. 48, S. 63) dazu auch gar nicht verpflichtet; diese Abmachungen erwähnen des Benuë mit keinem Worte und betreffen lediglich die Gebiete an der Küste von Guinea und landeinwärts bis zum Alt-Kalabar- oder Croß-Flusse, während das zwei bis drei Breitengrade nördlicher gelegene Adamaua darin mit Stillschweigen übergangen ist. Darum schreibt auch der „Hannov. Kour.“ mit Recht: „Wenn irgend welche Beschwerde am Platz, könnte sie sich höchstens gegen die Unklarheit des jüngsten englisch-deutschen Abkommens richten.“

— Dr. Konrad Keller, Privatdocent an der Züricher Universität, tritt im April eine Forschungsreise nach Madagaskar an, die wissenschaftlichen und commerciellen Zwecken dienen soll. Sowohl das eidgenössische Departement des Inneren als das Handels- und Landwirthschafts-Departement haben sich bereit erklärt, das Unternehmen zu subventioniren; ein Gleiches geschieht von der „Kaufmännischen Gesellschaft Zürich“ und der ostschweizerischen geographisch-commerciellen Gesellschaft.

Nordamerika.

— Die in Uspantan, wie in den Quiché-Dörfern Cunea, Sacapulas (im Centrum von Guatemala) und bei den Iriles der Sierra übliche Brautwerbung — erzählt Dr. Stoll in seinem „Guatemala“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886) — ist ziemlich eigenthümlicher Natur und weicht von derjenigen anderer Gegenden ab. Wenn ein Indianer heirathen will, so geht er in Begleitung seiner Eltern in das Haus des Gegenstandes seiner Wahl, indem er vier Flaschen Aguardiente und 10 Pesos mitbringt. Ohne ein Wort zu sagen, außer dem gewöhnlichen Gruße, „Ave Maria“, stellt er die vier Flaschen in eine Reihe auf den Tisch und legt das Geld daneben, worauf er sich mit seiner Partei aus dem Hause wegbegiebt, um den Erfolg abzuwarten. Wenn nun die Eltern des zur Ehe begehrten Mädchens die 10 Pesos nehmen, so ist dies ein günstiges Vorzeichen. Die Thaler werden gezählt und geprüft und wenn sie richtig befunden werden, so schenkt der Hausherr und Vater aus einer der zu äußerst stehenden Flaschen ein Gläschen Aguardiente ein, nimmt einen Schluck und giebt den Rest seiner Frau. Ist diese mit ihm hinsichtlich der Annahme der Werbung einverstanden, so schenkt sie aus der am anderen Ende der Reihe stehenden Flasche Aguardiente ein, nimmt davon und reicht hierauf das Glas ihrem Manne. Die draußen harrende Partei des Bewerbers, welche verstohlen Zeuge des ganzen Vorganges war, geht nun wieder hinein. Die Hausfrau und Mutter der Braut schenkt dann aus einer der beiden mittleren Flaschen Aguardiente ein und reicht das Glas der Mutter des Bewerbers. Ebenso schenkt der Vater der Braut demjenigen des Bewerbers aus der zweiten mittleren Flasche ein. Damit ist die Ceremonie für einmal beendigt. Nachdem einige Tage vorüber sind, kehren die Eltern des Bewerbers wieder mit demselben in das Haus der Braut zurück. Der Heirathskandidat trägt dabei eine schwere Last Brennholz, so schwer er sie irgend zu tragen vermag, legt dasselbe vor dem Hause nieder und geht weg. Wiederum nach einigen Tagen kehrt er mit seinen Eltern zurück, um nachzusehen, ob die Leute der Braut von dem Holze gebraucht haben oder nicht. Wenn ersteres der Fall ist, ladet er alle Angehörigen seiner Familie ein und alle ziehen mit Feuerwerk und Marimba-Musik ins Haus der Braut, wo getanzt und der Inhalt der vier Aguardientestaschen geleert wird. Die Verlobten tanzen nur unter sich und sonst mit Niemandem. Am folgenden Tage läßt das junge Paar die Ehe noch kirchlich einsegnen. — Es kommt auch häufig vor, daß die Eltern eines Mädchens für ihre Tochter einen Bräutigam suchen. In diesem Falle erleidet das oben beschriebene Ceremoniell einige Modifikationen, indem beim zweiten Besuche das Mädchen kein Holz ins Haus des gewünschten Bräutigams bringt, sondern einfach leer hingeht, um sofort zurückzukehren. Daraus ergiebt sich von selbst, daß nach Verfluß einiger Tage ihre Eltern bei denjenigen des jungen Mannes anfragen müssen, ob dieselben entschlossen sind, die Erlaubniß zur projektirten Ehe zu geben. Wird von vornherein auf die Bewerbung verzichtet, so bleiben die vier Flaschen Aguardiente und die 10 Pesos unberührt liegen und werden dem entsprechend beim zweiten Besuche von den Eltern des Bewerbers weggenommen.

Südamerika.

— Von Thouar (s. oben S. 176) liegt im Compte rendu der Pariser Geographischen Gesellschaft (1886, Nr. 4) jetzt ein Originalbericht über seine Erforschung des unteren Pilcomayo vor; nur mit diesem hatte es seine letzte Reise zu thun, und er ist diesmal keineswegs bis an die bolivianische Grenze vorgedrungen, sondern noch nicht halb so weit, etwa 225 km von seiner Mündung an aufwärts. Die Hinreise erfolgte zu Lande, die Rückreise in Booten auf dem Asuncion gegenüber mündenden Arme des Pilcomayo, welchen Thouar nach Beseitigung einzelner Hemmnisse für durchaus schiffbar erklärt. Wenigstens macht er sich anheischig, zu jeder Jahreszeit den Strom von seiner Mündung bis zur Mission San Francisco de Solano (am Fuße der bolivianischen Gebirge) mit einem Dampfer von 220 Tonnen und 2½ Fuß Tiefgang zu befahren. Der bolivianische Senat hat dem Reisenden eine goldene Medaille und fünf Quadratmeilen Land zuerkannt; ferner wurde eine Kolonie im Gran Chaco nach ihm benannt und 30000 Francs zur Veröffentlichung seiner Aufnahmen ꝛc. angewiesen. Auch hat sich ein aus Argentiniern, Bolivianern und Paraguayern bestehendes Comité gebildet, um den Handelsweg auf dem Pilcomayo zu eröffnen.

Inhalt: Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. IX. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Prof. Dr. Eduard Petri: Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur. I. — Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane. I. — Die Reise von Kund und Tappenbeck im südlichen Congobecken. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 1. April 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Deutsches Reichspatentamt

Band XLIX. Nr. 14.

Patentschrift, Zeichenklassen, Verzeichnisse und Abgabestelle
der Auslegeexemplare.

Die Patentschrift wird gegen Einsendung von 30 Pfennigen in Briefmarken durch das Patentamt bezogen.

Ausgegeben am 1. April 1904.

Verschluß für Gefäße mit Flüssigkeit.

Die Erfindung betrifft einen Verschluß für Gefäße mit Flüssigkeit, welcher das Ausfließen der Flüssigkeit verhindert, aber das Einfließen gestattet.

Auf der Zeichnung ist ein Ausführungsbeispiel der Erfindung dargestellt.

Fig. 1 ist ein Schnitt durch den Verschluß, Fig. 2 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 3 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 4 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 5 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 6 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 7 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 8 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 9 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 10 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 11 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 12 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 13 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 14 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 15 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 16 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 17 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 18 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 19 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 20 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 21 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 22 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 23 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 24 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 25 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 26 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 27 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 28 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 29 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 30 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 31 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 32 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 33 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 34 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 35 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 36 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 37 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 38 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 39 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 40 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 41 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 42 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 43 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 44 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 45 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 46 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 47 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 48 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 49 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 50 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 51 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 52 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 53 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 54 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 55 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 56 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 57 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 58 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 59 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 60 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 61 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 62 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 63 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 64 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 65 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 66 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 67 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 68 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 69 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 70 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 71 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 72 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 73 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 74 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 75 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 76 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 77 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 78 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 79 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 80 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 81 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 82 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 83 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 84 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 85 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 86 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 87 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 88 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 89 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 90 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 91 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 92 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 93 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 94 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 95 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 96 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 97 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 98 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 99 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 100 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 101 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 102 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 103 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 104 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 105 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 106 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 107 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 108 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 109 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 110 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 111 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 112 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 113 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 114 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 115 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 116 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 117 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 118 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 119 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 120 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 121 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 122 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 123 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 124 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 125 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 126 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 127 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 128 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 129 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 130 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 131 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 132 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 133 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 134 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 135 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 136 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 137 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 138 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 139 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 140 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 141 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 142 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 143 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 144 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 145 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 146 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 147 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 148 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 149 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 150 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 151 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 152 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 153 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 154 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 155 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 156 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 157 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 158 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 159 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 160 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 161 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 162 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 163 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 164 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 165 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 166 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 167 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 168 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 169 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 170 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 171 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 172 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 173 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 174 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 175 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 176 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 177 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 178 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 179 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 180 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 181 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 182 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 183 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 184 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 185 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 186 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 187 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 188 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 189 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 190 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 191 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 192 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 193 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 194 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 195 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 196 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 197 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 198 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 199 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 200 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 201 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 202 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 203 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 204 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 205 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 206 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 207 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 208 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 209 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 210 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 211 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 212 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 213 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 214 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 215 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 216 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 217 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 218 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 219 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 220 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 221 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 222 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 223 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 224 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 225 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 226 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 227 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 228 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 229 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 230 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 231 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 232 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 233 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 234 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 235 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 236 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 237 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 238 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 239 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 240 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 241 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 242 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 243 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 244 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 245 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 246 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 247 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 248 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 249 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 250 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 251 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 252 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 253 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 254 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 255 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 256 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 257 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 258 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 259 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 260 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 261 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 262 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 263 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 264 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 265 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 266 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 267 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 268 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 269 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 270 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 271 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 272 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 273 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 274 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 275 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 276 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 277 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 278 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 279 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 280 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 281 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 282 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 283 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 284 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 285 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 286 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 287 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 288 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 289 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 290 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 291 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 292 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 293 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 294 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 295 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 296 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 297 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 298 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 299 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 300 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 301 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 302 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 303 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 304 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 305 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 306 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 307 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 308 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 309 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 310 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 311 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 312 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 313 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 314 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 315 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 316 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 317 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 318 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 319 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 320 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 321 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 322 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 323 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 324 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 325 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 326 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 327 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 328 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 329 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 330 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 331 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 332 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 333 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 334 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 335 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 336 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 337 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 338 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 339 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 340 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 341 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 342 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 343 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 344 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 345 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 346 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 347 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 348 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 349 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 350 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 351 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 352 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 353 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 354 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 355 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 356 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 357 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 358 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 359 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 360 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 361 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 362 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 363 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 364 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 365 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 366 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 367 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 368 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 369 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 370 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 371 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 372 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 373 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 374 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 375 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 376 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 377 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 378 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 379 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 380 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 381 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 382 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 383 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 384 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 385 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 386 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 387 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 388 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 389 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 390 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 391 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 392 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 393 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 394 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 395 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 396 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 397 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 398 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 399 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 400 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 401 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 402 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 403 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 404 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 405 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 406 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 407 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 408 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 409 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 410 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 411 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 412 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 413 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 414 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 415 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 416 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 417 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 418 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 419 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 420 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 421 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 422 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 423 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 424 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 425 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 426 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 427 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 428 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 429 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 430 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 431 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 432 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 433 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 434 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 435 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 436 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 437 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 438 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 439 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 440 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 441 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 442 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 443 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 444 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 445 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 446 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 447 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 448 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 449 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 450 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 451 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 452 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 453 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 454 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 455 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 456 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 457 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 458 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 459 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 460 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 461 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 462 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 463 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 464 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 465 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 466 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 467 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 468 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 469 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 470 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 471 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 472 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 473 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 474 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 475 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 476 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 477 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 478 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 479 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 480 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 481 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 482 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 483 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 484 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 485 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 486 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 487 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 488 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 489 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 490 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 491 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 492 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 493 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 494 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig. 495 ein Schnitt nach der Linie M N der Fig. 1, Fig. 496 ein Schnitt nach der Linie O P der Fig. 1, Fig. 497 ein Schnitt nach der Linie Q R der Fig. 1, Fig. 498 ein Schnitt nach der Linie S T der Fig. 1, Fig. 499 ein Schnitt nach der Linie U V der Fig. 1, Fig. 500 ein Schnitt nach der Linie W X der Fig. 1, Fig. 501 ein Schnitt nach der Linie Y Z der Fig. 1, Fig. 502 ein Schnitt nach der Linie A B der Fig. 1, Fig. 503 ein Schnitt nach der Linie C D der Fig. 1, Fig. 504 ein Schnitt nach der Linie E F der Fig. 1, Fig. 505 ein Schnitt nach der Linie G H der Fig. 1, Fig. 506 ein Schnitt nach der Linie I K der Fig. 1, Fig. 507 ein Schnitt nach der Linie L M der Fig. 1, Fig. 508 ein Schnitt nach der Linie N O der Fig. 1, Fig. 509 ein Schnitt nach der Linie P Q der Fig. 1, Fig. 510 ein Schnitt nach der Linie R S der Fig. 1, Fig. 511 ein Schnitt nach der Linie T U der Fig. 1, Fig. 512 ein Schnitt nach der Linie V W der Fig. 1, Fig. 513 ein Schnitt nach der Linie X Y der Fig. 1, Fig. 514 ein Schnitt nach der Linie Z A der Fig. 1, Fig. 515 ein Schnitt nach der Linie B C der Fig. 1, Fig. 516 ein Schnitt nach der Linie D E der Fig. 1, Fig. 517 ein Schnitt nach der Linie F G der Fig. 1, Fig. 518 ein Schnitt nach der Linie H I der Fig. 1, Fig. 519 ein Schnitt nach der Linie K L der Fig. 1, Fig

Lot 1 is another Colonial Regiment Band, with a Drum Major, Bandmaster, Trumpeters, Drummers, Fifers, Bandsmen, Standard Bearers, Officers, Colonial Troops, Colonial Cavalry, Colonial Artillery, Colonial Infantry, Colonial Officers, Colonial Generals, Colonial Staff, Colonial Aides-de-Camp, Colonial Orderlies, Colonial Standard Bearers, Colonial Trumpeters, Colonial Drummers, Colonial Fifers, Colonial Bandsmen, Colonial Bandmaster, Colonial Drum Major, Colonial Band, Colonial Regiment Band, Colonial Regiment Band, Colonial Regiment

THE ROYAL ACADEMY, FROM THE PAINTING BY W. LOGSDAIL, R.A.

Jahre, die Gebrüder Grimm, Ludwig Richter, Schwind, Kaulbach, Cornelius, Rethel, Menzel, Pecht, Oscar Pletsch, Ludwig Pietsch, Adolf Schrödter, Hasenclever, Hosemann, Ludwig Löffler, Ludwig Bechstein, Hoffmann von Fallersleben, Hermann Kletke, Hermann Marggraff, Gustav Kühne, Gustav Schwab, Wilhelm Hauff, Adalbert Stifter, Ernst Willkomm, Ernst Ortlepp, Ernst Raupach, Ernst Wagner, Ernst Keil, Ernst Dronke, Ernst Moritz Arndt, Ernst Schulze, Ernst Schulte, Ernst Schubert, Ernst Schmidt, Ernst Wichert, Ernst Ziel

Apfel, Herrmann, Dr. ist Leiter der Versuchsstation für Obst- und Gartenbau in Proskau, Oberschlesien. Er ist geboren am 1. Juli 1865 zu Ratibor, Oberschlesien, besuchte das Gymnasium in Ratibor und studierte Naturwissenschaften in Breslau und Berlin. Nach Ablegung des Staatsexamens war er 1 Jahr Assistent am botanischen Institut in Breslau, dann 1 Jahr Assistent an der Versuchsstation für Obst- und Gartenbau in Proskau, Oberschlesien, und seit 1892 ist er Leiter dieser Station. Er ist Verfasser zahlreicher Arbeiten über Obst- und Gartenbau, Pflanzenkrankheiten und Pflanzenschutz.

Fig. 1. Ansicht der Versuchsstation für Obst- und Gartenbau in Proskau.

Bilfinger, Karl, Dr. phil., Direktor der Zuckerraffinerie Mannheim, ist geboren am 15. Juli 1862 zu Mannheim, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte Chemie in Heidelberg, Berlin und Leipzig. Nach Ablegung des Staatsexamens war er 1 Jahr Assistent am chemischen Laboratorium in Heidelberg, dann 1 Jahr Assistent an der Versuchsstation für Zuckerindustrie in Berlin, dann 1 Jahr Assistent an der Versuchsstation für Zuckerindustrie in Prag, dann 1 Jahr Assistent an der Versuchsstation für Zuckerindustrie in Halle a. S. und seit 1892 ist er Direktor der Zuckerraffinerie Mannheim. Er ist Verfasser zahlreicher Arbeiten über Zuckerindustrie, Zuckerraffination und Zuckeranalyse.

Fig. 2. Ansicht der Zuckerraffinerie Mannheim.

Bilfinger, Otto, Dr. phil., Direktor der Zuckerraffinerie Mannheim, ist geboren am 15. Juli 1862 zu Mannheim, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte Chemie in Heidelberg, Berlin und Leipzig. Nach Ablegung des Staatsexamens war er 1 Jahr Assistent am chemischen Laboratorium in Heidelberg, dann 1 Jahr Assistent an der Versuchsstation für Zuckerindustrie in Berlin, dann 1 Jahr Assistent an der Versuchsstation für Zuckerindustrie in Prag, dann 1 Jahr Assistent an der Versuchsstation für Zuckerindustrie in Halle a. S. und seit 1892 ist er Direktor der Zuckerraffinerie Mannheim. Er ist Verfasser zahlreicher Arbeiten über Zuckerindustrie, Zuckerraffination und Zuckeranalyse.

Fig. 3. Ansicht der Zuckerraffinerie Mannheim.

Bilfinger, Otto, Dr. phil., Direktor der Zuckerraffinerie Mannheim, ist geboren am 15. Juli 1862 zu Mannheim, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte Chemie in Heidelberg, Berlin und Leipzig. Nach Ablegung des Staatsexamens war er 1 Jahr Assistent am chemischen Laboratorium in Heidelberg, dann 1 Jahr Assistent an der Versuchsstation für Zuckerindustrie in Berlin, dann 1 Jahr Assistent an der Versuchsstation für Zuckerindustrie in Prag, dann 1 Jahr Assistent an der Versuchsstation für Zuckerindustrie in Halle a. S. und seit 1892 ist er Direktor der Zuckerraffinerie Mannheim. Er ist Verfasser zahlreicher Arbeiten über Zuckerindustrie, Zuckerraffination und Zuckeranalyse.

Nun folgt, Alles in Bewegung setzend, der Zug der Verbannten, die Männer in Ketten, die Frauen ohne Fesseln, aber mit Kindern, Hausrath und Gepäck beladen. Ihnen folgen die Wagen, welche Kranke, Schwache und Kinder aufnehmen, und die Karren, auf denen das Gepäck der Gefangenen und ihrer Begleiter verstaut ist. Den Schluß bildet ein Wagen mit Lebensmitteln und Medicamenten, dem ein Arzt folgt. Die Gefangenen sind in Gruppen von 25 getheilt, jede Gruppe hat einen Aufseher, der für sie verantwortlich ist. Die Escorte besteht aus 50 Mann, 25 Reitern und 25 Fußsoldaten, unter Befehl eines Offiziers. Sie ist mit Gewehren und Säbeln bewaffnet, und jeder Reiter führt außerdem noch einen Revolver. Die Fußsoldaten haben Patronentaschen und Tornister. Der Offizier hat einen Säbel und einen Revolver. Die Escorte ist in Gruppen von 5 getheilt, jede Gruppe hat einen Unteroffizier, der für sie verantwortlich ist. Die Escorte ist in Gruppen von 5 getheilt, jede Gruppe hat einen Unteroffizier, der für sie verantwortlich ist.

Die Rückkehr der Verbannten aus Sibirien. Nach einem Gemälde von Wassili Wereschtschagin.

Die Rückkehr der Verbannten aus Sibirien.

Mit Abbildung.

Wassili Wereschtschagin, der Maler des Krieges, hat auch Bilder des Friedens gemalt, und eines der schönsten ist das, welches wir unseren Lesern heute vorführen. Es ist ein Bild aus dem Leben der Verbannten in Sibirien. Wir sehen einen Zug von Gefangenen, der sich durch die Steppe bewegt. Die Männer sind in Ketten, die Frauen ohne Fesseln, aber mit Kindern, Hausrath und Gepäck beladen. Ihnen folgen die Wagen, welche Kranke, Schwache und Kinder aufnehmen, und die Karren, auf denen das Gepäck der Gefangenen und ihrer Begleiter verstaut ist. Den Schluß bildet ein Wagen mit Lebensmitteln und Medicamenten, dem ein Arzt folgt. Die Gefangenen sind in Gruppen von 25 getheilt, jede Gruppe hat einen Aufseher, der für sie verantwortlich ist. Die Escorte besteht aus 50 Mann, 25 Reitern und 25 Fußsoldaten, unter Befehl eines Offiziers. Sie ist mit Gewehren und Säbeln bewaffnet, und jeder Reiter führt außerdem noch einen Revolver. Die Fußsoldaten haben Patronentaschen und Tornister. Der Offizier hat einen Säbel und einen Revolver. Die Escorte ist in Gruppen von 5 getheilt, jede Gruppe hat einen Unteroffizier, der für sie verantwortlich ist. Die Escorte ist in Gruppen von 5 getheilt, jede Gruppe hat einen Unteroffizier, der für sie verantwortlich ist.

„Karamſin“, welche am 3. bis 16. Februar von Krasnowodsk ausgelaufen waren, wieder umkehren mußten. Einige Dampfbarkaſſen waren geradezu vom Eiſe eingeſchloſſen worden. Der Schiffsverkehr von Transkaſpien nach dem weſtlichen Ufer, d. h. von Krasnowodsk nach Baku, war während einer Woche, der von Krasnowodsk nach Michailowsk während zweier Wochen gänzlich unterbrochen, indem ſich zwiſchen dem Endpunkte der Transkaſpiſchen Eiſenbahn bei Michailowsk und dem offenen Meere das Eis im ganzen Meerbuſen eingeſchoben hatte. Wenn nun auch anzunehmen iſt, daß ſich ein ſolches abnormes Sinken der Temperatur und ein Zufrieren des Meeres ſüdlich des 40. Breitengrades, wie es ſeit 30 Jahren nicht beobachtet wurde, nicht oft wiederholen wird, ſo muß die Möglichkeit eines Zufrierens des Meerbuſens bei der Einrichtung des Verkehrs zwiſchen Transkaſpien und dem Reiche jedenfalls berückſichtigt werden. Iſt durch dieſes Vorkommen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf jene Gegend gerichtet worden, ſo ſtand doch ſchon vorher feſt, daß Michailowsk als Endpunkt der Schiffahrt und Anfangspunkt des Schienenweges zu verlaſſen ſei. Bisher war nämlich der Verkehr in folgender Weiſe vor ſich gegangen. Von Baku, Petrowsk und Aſtrachan fuhren große Meerdampfer nach Krasnowodsk, von Krasnowodsk (mit Umladung) kleine Dampfſchiffe durch die Bucht und ihren Archipelagus nach Michailowsk, wo die Eiſenbahn beginnt, welche 1880 zunächſt als ſtrategiſche Bahn für die Expedition nach Achal-Tekè erbaut wurde. Holzbarken kommen auf der Kama und der Wolga herabgeſchwommen und gehen direkt von Aſtrachan nach Krasnowodsk, von von ſie durch Schleppdampfer bis Michailowsk gebracht werden.

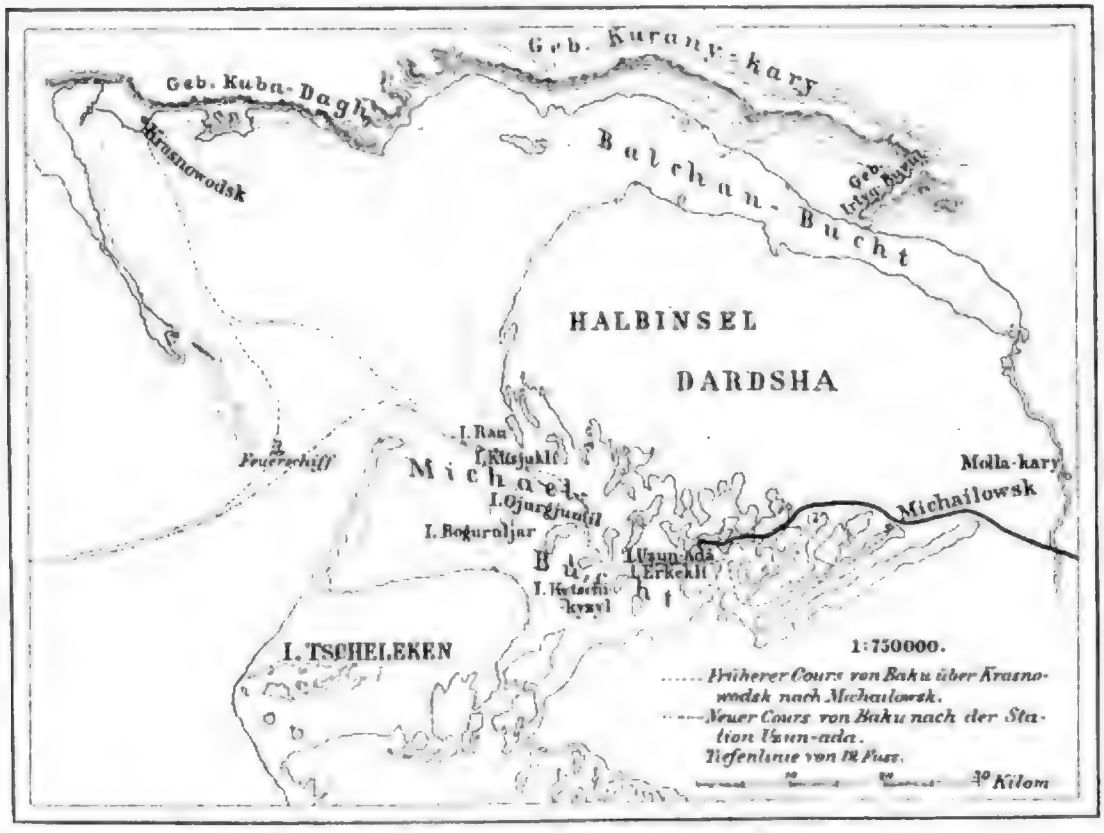
Krasnowodsk, der „Ort mit den ſchönen oder guten Waſſern“, wahrſcheinlich nach ſeinem herrlichen, natürlichen Hafen und ſeinem geſchützten Waſſer ſo genannt, liegt unter dem 40° nördl. Br. (genau 40° 0′ 3″ nördl. Br., 3° 8′ 52,6″ öſtl. L. von Baku) in einer Bucht, von amphitheatraliſch aufſteigenden Felſen umgeben und durch einen natürlichen Molo gegen das offene Meer geſchützt. Dieſem langen, ſchmalen Landvorſprunge, Krasnowodskaja Kaſa oder „der Zopf, die Flechte von Krasnowodsk“ genannt, der ſich von Norden nach Süden und Südoſten erſtreckt, kommt von Süden eine ähnliche ſchmale Landzunge entgegen, eine Fortſetzung der großen Inſel Tſcheleken. Zwiſchen ihnen hindurch, gleichſam wie durch ein Thor, iſt die Einfahrt der Schiffe in den Meerbuſen; ſie wenden ſich dann um die Krasnowodskaja Kaſa mit dem davor befindlichen Leuchtſchiffe nach Norden und gelangen ſo nach Krasnowodsk. Deſſen Hafen iſt ſo tief, daß die größten Schiffe bis zum Ufer fahren und gerade gegenüber dem Gouvernementsgebäude anlegen können. Krasnowodsk hat noch keine Stadtrechte, aber ein ſtädtiſches Ausſehen, große ſteinerne Kreuzgebäude, Wohnungen, Kaſernen, Werkſtätten, einen Militärklub, große Plätze, regelmäßige Straßen, einen von Perſern, Armeniern und Ruſſen gehaltenen Bazar, aber kein Trinkwaſſer, keine Quelle, kein Acker- oder Wieſenland und nur einen Garten, den ſogenannten Stadtgarten. Derſelbe iſt von General Lomakin, als er die Provinz adminiſtrirte, mit großer Mühe angelegt worden, indem er die Gartenerde aus Lenkoran, dieſem Eden des Kaſpiſchen Meeres, herbeiſchaffen ließ. Dabei iſt aber der Garten doch nur ein armſeliger Nothbehelf geworden. Beſſer gelang dieſelbe Procedur in Baku, das auch auf Felſen, Sand und Salz gegründet iſt. Die Gartenerde, aus Lenkoran angefahren, hat daſelbſt einen ſtattlichen, ſchattigen Garten mit Bäumen und Buſchwerk halb ſüdlicher, halb nordiſcher Flora zu Stande gebracht.

Das Waſſer zum Trinken und Kochen, überhaupt alles erforderliche Süßwaſſer, wird zu Krasnowodsk durch zwei große Dampfmaſchinen aus Meerwaſſer gewonnen. Im Sommer ſtrahlt der Felſengrund und das Steinamphitheater hinter dem Orte die Sonnenwärme in unerträglicher Weiſe zurück. Nur die relative Feuchtigkeit der Luft vom Meere her und häufige Seebäder machen den Aufenthalt alsdann erträglich. Krasnowodsk iſt durch ein unterſeeiſches Kabel mit Baku und Aſtrachan telegraphiſch verbunden und die regelmäßigen Fahrten des Dampfers der Geſellſchaft „Kawkas i Merkuri“ ſetzen den Ort einmal die Woche aufwärts und einmal abwärts mit allen Uferſtädten des Kaſpiſchen Meeres in Verbindung. Dieſelben führen ihm alle Lebensmittel und Lebensbedingungen zu, welche es entbehrt. Es war bis 1880 Sitz der Adminiſtration der Provinz, der Hauptpoſt, während des Feldzuges zeitweilig auch des Hauptquartiers. Auch jetzt, ſeit ihm als Konkurrenz Michailowsk und Aſchabad entſtanden ſind, bewahrt es als beſter Hafen und Hauptvermittelungsort zwiſchen Diesſeits und Jenſeits eine gewiſſe Bedeutung. Dies war auch der Grund, warum kompetente Leute, darunter auch einer der Maßgebendſten, dafür ſtimmten, die Transkaſpiſche Bahn bis Krasnowodsk zu führen und hier mit den Meerſchiffen in direkte Verbindung ohne Zwiſchenumladung zu ſetzen.

Seit der Chan von Buchara ſeine Zuſtimmung gegeben, daß die Bahn durch ſein Land nach Ruſſiſch-Turkeſtan geführt wird, iſt ſie für den Handel wie für die Strategie von hervorragender Bedeutung geworden und damit iſt ihr Anfang am Oſtufer des Kaſpiſchen Meeres aus einer lokalen zu einer Frage von nationaler und internationaler Bedeutung geworden. Daß derſelbe nicht mehr in Michailowsk bleiben kann, darüber iſt kein Zweifel bei Allen, die darüber ein Urtheil haben. Michailowsk wurde überhaupt gewählt, weil es ſich im Anfange der Expedition nach Achal-Tekè um die möglichſt raſche Herſtellung eines Schienenweges handelte, Michailowsk war eben der äußerſte Punkt im Meerbuſen, der mit Schiffen erreicht werden konnte, und von dem aus ein relativ flaches felſenloſes Territorium ununterbrochen bis Kizil Arwat, 200 Werſt weit, und ſomit bis zur Oaſe führte. So ward alſo damals hier der Eiſenbahnkopf angelegt. Die Kommunikation geht bis heute in folgender Weiſe vor ſich. Nachdem ein Schiff von Aſtrachan in zweimal 24 Stunden, von Baku in 18 Stunden bis Krasnowodsk gekommen, ſo wird es ausgeladen, d. h. Perſonen wie Fracht auf ein kleines flachgehendes Dampfboot umgeladen oder Barken von entſprechendem Kaliber demſelben als Schlepper angehängt und es beginnt nun die Zwiſchenfahrt von Krasnowodsk nach Michailowsk, anfangs, obwohl innerhalb des Meerbuſens, doch in freiem, tiefem Waſſer. Auf der Höhe der Inſel Nau angekommen, verläßt die Fahrſtraße die bisherige Richtung und biegt etwas ſtärker nach Oſten gegen Michailowsk ab, das Fahrwaſſer verengert ſich und verliert an Tiefe. Die Inſeln Nau und Kusjutlin bleiben links, Boguruljar rechts. Um die Inſel Gjurgjumil biegt die Fahrſtraße direkt nach Oſten ab, zwiſchen der größeren langgeſtreckten Inſel Uzun-ada und der kleinen ſüdlich gelegenen Inſel Erkelli durchführend. Bis hierher iſt immerhin noch von einem eigentlichen Fahrwaſſer und von geraden Linien die Rede. Nun aber beginnt ein Durcheinander von Sandbänken, Inſeln, Halbinſeln, um welche herum die Schiffe oft in ſpitzem Winkel zu fahren haben, bei ſeichtem fortwährend wechſelndem Waſſerſtande. Man fährt in dieſen Windungen der Michaelbucht ſelbſt mit den kleinen flachgehenden Dampfern nur langſam und vorſichtig, die Meerestiefe beſtändig meſſend,

und geräth dennoch zuweilen auf Grund. In dunklen Nächten geht man ſogar vor Anker. Ich hatte ſchon im Jahre 1880 bemerkt, daß der Flugſand am Ufer von den Oſtwinden gegen die Bucht getrieben, deren Ränder wie deren Tiefe ändert, eine Thatſache, welche die während fünf Jahren gemachten Beobachtungen des meteorologiſchen Obſervatoriums in Michailowsk beſtätigt haben. Die Fahrt von Krasnowodsk bis Michailowsk dauert im günſtigen Falle 16 bis 18 Stunden, im ungünſtigen 20 bis 23. Nachdem man von Aſchabad bis Michailowsk in 16 Stunden gefahren oder von Baku bis Krasnowodsk in 18 Stunden zur See gelangt iſt, nimmt dieſe Zwiſchenſtrecke mit einer 16- bis 20ſtündigen Fahrt und zweimaligem Umladen eine verhältnißmäßig große Zeit in Anſpruch. Haben wir aber die große Handelsſtraße vom Schwarzen Meere bis Indien im Auge, ſo iſt in dieſer Rieſenkette von Dampfſchiffahrt und Eiſenbahn das Zwiſchenglied Krasnowodsk-Michailowsk eine Anomalie. Von dieſem Geſichtspunkte aus ließ nun der Erbauer der Bahn, General Annenkow, Chef des Militärtransportweſens, die Michaelbucht einer genauen, mehrfachen Tiefenmeſſung, ſowie ihre Ufer ſorgfältigen Unterſuchungen unterziehen und darauf die Berechnung verſchiedener Projekte baſiren, welche zu einer Verbeſſerung der Kommunikation in Vorſchlag kommen konnten.

Das erſte Projekt beſtand darin, die letzte Strecke des Fahrwaſſers in der Michaelbucht auszubaggern, gleichmäßig zu vertiefen und ſo Michailowsk größeren Schiffen zugänglich zu machen, alſo auf dieſe Art eine direkte Schiffsverbindung zwiſchen dem Eiſenbahnkopfe und dem Oſtufer herzuſtellen. Es handelte ſich darum, ein Fahrwaſſer von



Skizze des Meerbuſens von Krasnowodsk. (Nach der ruſſiſchen Seekarte Nr. 1644.)

9 Fuß Tiefe zu ſchaffen, wie es dem von Aſtrachan entſpricht, ſo daß dieſelben Schiffe, welche zum Anlaufen in Aſtrachan befähigt ſind oder, die Wolga herabkommend, Aſtrachan paſſiren, auch zum Anlaufen von Michailowsk geeignet wären ohne umzuladen. Alle betreffenden Laſtſchiffe und auch die Dampfer des Kaſpiſchen Meeres (mit Ausnahme von dreien) haben nur 9 Fuß Tiefgang. Die Meſſungen haben nun ergeben, daß zur Herſtellung dieſer Tiefe in hinreichender Länge nicht weniger als 40 000 Kubikfaden Erde ausgebaggert werden müßten, was einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Geld, Zeit und Arbeit erfordern würde. Die Arbeit würde aber möglicher Weiſe keine definitive, ſondern eine periodiſch wiederkehrende ſein, da die Verſandung eine von Oſten nach Weſten fortſchreitende zu ſein ſcheint. Ich möchte mir die Hypotheſe erlauben, daß die ganze Halbinſel Dardſha eine Erdanſchwemmung in dem ehemaligen Ausfluſſe des Amu-Darja iſt, auf welcher die vorherrſchenden Oſtwinde beſtändig Sand anhäufen. Die Reſte der ehemaligen Mündung des Fluſſes ſind im Norden der Halbinſel die längliche Balchanbucht, im Süden die gewundene Michaelbucht; oſtwärts aber zwiſchen dem großen und kleinen Balchangebirge führt eine Zeit lang ein deutliches, breites, gleichmäßiges Flußbett, in welchem wir oft genug marſchirt ſind und deſſen Eigenthümlichkeit und abgegrenzte Ufer Jedermann auffielen.

Das zweite Projekt war folgendes. Die Eiſenbahn wird von Michailowsk hinter der Balchanbucht hinweg an deren Norduſer bis Krasnowodsk weiter geführt, eine Strecke von nur 120 Werſt, ſcheinbar die kürzeſte und wegen der

Bedeutung des Hafens von Krasnowodsk glücklichſte Löſung der Frage.

Aber dieſem ſo ſchönen Plane ſtehen Gründe der Oekonomie entgegen, alſo praktiſche, entſcheidende Gründe und außerdem ſcheint es, daß eine möglichſte Beſchleunigung reſp. baldige Fertigſtellung der Arbeiten gewünſcht wurde. Der Weg, den die Eiſenbahn zu nehmen hätte, war uns als Karawanenweg für Kameele während der Expedition bekannt und vertraut; er iſt abſolut ohne Waſſer, gebirgig und troſtlos. Von Michailowsk oder vielmehr ſchon von Molla-Kary, ohne Michailowsk zu berühren, würde der Bau ohne Schwierigkeit erſt in dem alten Bette des Amu-Darja bis zur Balchanbucht zu führen ſein. Im weiteren Verlaufe am Nordrande dieſer Bucht hätte ſie zuerſt den quergeſtellten Bergrücken Irtyg-Burul zu durchſchneiden, dann die Ausläufer des Kurany-Kary, hierauf den Kuba-Dagh, um endlich in Krasnowodsk am Meere zu endigen. Dieſe Gebirge beſtehen aus harten, kahlen, vielzackigen und viel durchklüfteten Felſen, welche durch Einſchnitte und Tunnels durchbrochen werden müßten, was bedeutende Felsſprengungen vorausſetzt. Dies aber würde den Bau verzögern und vertheuern. Er würde mehrere Jahre bis zur Vollendung in Anſpruch nehmen und per Werſt auf 60 000 Rubel zu ſtehen kommen, während dieſe Eiſenbahn im Durchſchnitte nur 30 000 Rubel per Werſt koſtet. Nun wäre es denkbar, an einem früheren Punkte der Balchanbucht mit Umgehung der Felsgebirge den Landungsplatz und den Eiſenbahnkopf anzulegen. Die ganze Balchanbucht iſt aber nur 4 Fuß tief, wodurch auch dieſe Möglichkeit beſeitigt wird.

Das dritte und beinahe ſchon ausgeführte Projekt iſt das Produkt der für Realiſirung der beiden anderen gemachten Unterſuchungen und Meſſungen. Es beſteht in Folgendem: Fortſetzung der Bahn von ihrem jetzigen Endpunkte am Norduſer der Michaelbucht über die Halbinſel Dardſha bis auf die Inſel Uzun-ada, im Ganzen nur 24 Werſt. Vom Ufer zur Inſel hat der Bahnkörper eine Untiefe reſp. Sandbank mit nur 1 Fuß Waſſer zu überſchreiten. Er wird auf der ſüdweſtlichſten Spitze der Inſel enden, woſelbſt eine hölzerne Anfahrt zum Anlegen der Schiffe erbaut wird und wo das Waſſer eine Tiefe von 12 Fuß zeigt. Die ganze Waſſerſtraße vom Meere bis an dieſe Stelle hat 12, 11, 10 Fuß Tiefe mit alleiniger Ausnahme einer Durchfahrt zwiſchen Uzun-ada und einer kleinen ſüdlich gelegenen Inſel, wo auf einer ganz kurzen Strecke nur 8 Fuß Waſſertiefe ſind. Das Ausbaggern dieſer Stelle erfordert die Entfernung von 1500 Kubikfaden Erde. Von nun an wird die Fahrt von Baku bis Uzun-Ada ohne Unterbrechung vor ſich gehen, nur 18 bis 20 Stunden währen, und ſich folgendermaßen geſtalten. Nachdem das Schiff durch die Einfahrt aus dem offenen Meere in die Bucht gelangt iſt, wird es nicht mehr nach Norden abbiegen, ſondern direkt nach Oſten halten, bei der Inſel Rau in das Fahrwaſſer Krasnowodsk-Michailowsk gelangen, daſſelbe aber nicht ganz bis zur Inſel Erkelli verfolgen, ſondern es gleich nach der Inſel Krytſchi-Kyzyl und der unbenannten Sandbank verlaſſen, um nach Nordoſt gegen Uzun-ada abzulenken und daſelbſt zu endigen. An der Landungsſtelle iſt eine junge Stadt im Entſtehen. Bahnhof, Waarenſchuppen, Hotels werden daſelbſt erbaut und die Arbeiten ſind ſo weit gediehen, daß Ende April dieſe neue Linie eröffnet werden kann. Auch dann wird Michailowsk ſeine Exiſtenz und Exiſtenzberechtigung nicht verlieren. Es ſoll als Depot und Werkſtätte beibehalten werden, wie auch die Dampfmaſchine in Aktivität bleiben wird, welche daſelbſt Trinkwaſſer aus Seewaſſer bereitet.

Michailowsk entſtand nur für und durch die Eiſenbahn an einem abſolut unfruchtbaren und unbewohnten Orte, an welchem vorher außer dem Waſſerhuhne und dem Habicht kein lebendes Weſen zu ſehen war. Allerdings war Molla-Kary und von dort aus Michailowsk ſeit 1871 von Militär beſetzt. Aber Anfahrt, Bahnhof, Werkſtätten, die Wohnungen für das Eiſenbahnbataillon entſtanden erſt 1880. Damals hatten wir in Michailowsk ein Hoſpital von 200 Betten, welche in Baracken und Eiſenbahnwagen untergebracht waren. Dieſes Hoſpital hatte beſonders als Etappenpunkt für die Krankenevacuation und beim Rückmarſche der Truppen Bedeutung [1]).

Daß man überhaupt dieſen Punkt, wo Alles erſt zu ſchaffen war, zum Eiſenbahnkopfe wählte und nicht Tſchikiſchljar, das Hauptquartier der Expedition im Jahre 1879, wo ſchon Häuſer, Proviantmagazine, ein großes Barackenhoſpital und ſogar eine durch Schienen mit den Hauptgebäuden verbundene Landungsbrücke vorhanden waren und wo die befeſtigte, mit Waſſer wohl verſehene Atrekllinie beginnt, welches durch die nahe perſiſche Stadt Aſtrabad mit dem europäiſch-aſiatiſchen Telegraphennetze telegraphiſch verbunden war, erklärt ſich aus Folgendem. Vor Allem liegt Tſchikiſchljar $2^1/_2$ Breitengrade ſüdlicher als Krasnowodsk, iſt alſo für Dampfer um eine ganze Tagereiſe von Baku, Petrowsk und Aſtrachan weiter entfernt. Für Segelſchiffe iſt der Unterſchied noch größer. Außerdem iſt aber das Meeresufer ſo flach, daß von einem Hafen und einem Landen in Tſchikiſchljar gar keine Rede iſt. Die Seeſchiffe, z. B. die Poſtdampfer der Geſellſchaft „Kawkas i Merkuri“, die Kriegsſchiffe ꝛc. gehen eine deutſche Meile vom Orte in der See vor Anker. Dorthin kommen turkmeniſche Schifferboote, Barken und Dampfbarkaſſen von der Marine denſelben entgegen und es erfolgt ſo zu ſagen in offenem Meere die Umladung, was mit großem Zeitverluſte und bei den Pferden der Artillerie und Kavallerie, wie des Schlachtviehes mit vielfachen Unzuträglichkeiten verbunden war. Bei ſchlechtem Wetter konnte oft mehrere Tage gar nicht ausgeladen werden, wie Prſchewusky [2]), ein Koſakenofficier, von ſeiner Ankunft 1879 recht draſtiſch erzählt. Dabei fielen auch zuweilen Pferde ins Waſſer, von denen einzelne wieder aufgefiſcht wurden, andere ſchwimmend das Ufer erreichten.

---

[1]) Vergl. hierzu meinen Aufſatz über das Sanitätsweſen der Achal-Tekе-Expedition in der „Berliner klin. Wochenſchrift“, 1881.

[2]) „Von Tiflis bis Dengil-Tepe.“ Aus den Aufzeichnungen eines Theilnehmers. Wojenny Sbornik. 1884 und 1885.

Unſer Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur.

Von Prof. Dr. **Eduard Petri** (Bern).

II. (Schluß.)

Wenn wir nunmehr den Satz aufſtellen können, daß die Völker niederer Kultur, ſo weit bekannt, im Principe für kulturfähig erachtet werden müſſen, d. h. daß ſie unter günſtigen Umſtänden der Kultur theilhaftig werden können (unter den obwaltenden ungünſtigen Umſtänden iſt die Mehrzahl dieſer Völker nicht nur in ihrer Kulturentwickelung, ſondern auch in ihrer Exiſtenz gefährdet), ſo vermögen wir uns um ſo mehr in dieſem Gedanken zu befeſtigen, wenn wir tiefer in das geiſtige Leben dieſer Völker eindringen [1]). Wir überzeugen uns davon, daß die bei den Wilden hervorgehobene Einſeitigkeit der Entwickelung der phyſiſchen Fähigkeiten keineswegs in dem Maße überwiegend erſcheint, um in dem Gemüthe des Wilden nicht diejenigen feineren und reineren geiſtigen Regungen aufkommen zu laſſen, welche gemeiniglich als Specialgut der Kulturvölker gelten.

Kein Volk der Erde iſt den ſchönen Künſten fremd. Kein Gebiet der ſchönen Künſte iſt den Wilden fremd. Wir werden dieſer Frage demnächſt einen ſpeciellen Aufſatz widmen und begnügen uns vor der Hand mit der kurzen Bemerkung, daß die Poeſie, die vornehmſte unter den Künſten, ihre begeiſterten Jünger unter allen Himmelsſtrichen findet: unter den von der Natur in geiſtiger und in materieller Beziehung ſo reich bedachten Polyneſiern und unter den darbenden Auſtraliern, unter den gemeiniglich für proſaiſch geltenden Negern der Tropen und unter den Jägern und Renthiernomaden des hohen Nordens (Syrjanen, Samojeden). Auch die Muſik, die ſubjektivſte unter den Künſten, iſt ſchon dieſes ihres Charakters wegen unter den vornehmlich im Subjektivismus befangenen Völkern niederer Kultur allgemein verbreitet. Wir erinnern an die von zahlreichen Forſchern hervorgehobene muſikaliſche Begabung der Neger, der Saan, der Auſtralier, der Eskimos u. ſ. w. Die Malerei erſcheint als Tatuirung und als Bemalung des menſchlichen Körpers; ſie erreicht als ſolche eine großartige Vollkommenheit z. B. bei den Polyneſiern. In der Malerei zeigt ſich im Allgemeinen eine bereits mehrfach hervorgehobene Vertheilung in der künſtleriſchen Neigung und Befähigung [2]), indem einzelne Völker eine Meiſterſchaft in der Darſtellung von lebenden und ſich bewegenden Figuren beſitzen (Steinzeit in Europa, Eskimos, Tſchuktſchen, Buſchmänner), andere wieder in der Zeichnung von Ornamenten und geometriſchen Figuren (Bronzezeit, Polyneſier). In Bezug auf den architektoniſchen Sinn der Wilden verweiſen wir den kunſtſinnigen Leſer auf die Illuſtrationen der Reiſelitteratur. Die Plaſtik als diejenige Kunſt, welche die höchſten Anforderungen an den idealen Gehalt des Kunſtwerkes ſetzt, ergeht ſich bei den Völkern niederer Kultur im Einklange mit ihren phantaſtiſchen religiöſen Anſchauungen in grotesken Formen, erreicht aber mitunter in den Schnitzereien (Polyneſier) eine gewiſſe Vollkommenheit. Zu erwähnen iſt noch die bei uns Kulturvölkern bereits in Verfall gerathene Tanzkunſt. Im Leben des Wilden kulminiren ſämmtliche Künſte in dem Tanze und finden ſämmtliche Regungen ſeines Geiſtes in dem Tanze ihren Ausdruck: zum Tanze erſcheint der Wilde geſchmückt mit all der Malerei und dem plaſtiſchen Schmucke, die ſein Kunſtſinn aufbieten kann; zum Tanze erklingt Muſik und Geſang; in den Liedern und in dem Tanze, als ſymboliſcher Handlung, ergeht ſich die ſchöpferiſche Phantaſie des primitiven Menſchen und ſpiegelt ſich ſein geiſtiges und materielles Leben ab.

Schon aus dieſer Ueberſicht iſt zu erſehen, daß die geiſtige Befähigung und ſomit auch die Empfänglichkeit des Wilden für eine höhere Kultur in der Regel unterſchätzt werden. Indeſſen leſen wir in einer modernen Völkerkunde: „Es iſt gewiß nicht die Intelligenz, welche Menſch und Thier unterſcheidet, denn intelligent ſind auch die Thiere, die Hunde, Pferde, Elephanten, Füchſe u. ſ. w., und der Unterſchied der menſchlichen und der thieriſchen Intelligenz iſt zwar ein verhältnißmäßig ſehr großer, aber kein weſentlicher. Das einzige, was uns über die Thiere ſtellt, ſind unſere ſittlichen Regungen, und dieſe fehlen, bei einer merkwürdigen Entwickelung der Intelligenz, den Papua und manchen anderen ſogenannten Naturvölkern faſt gänzlich [1])."

Hier alſo liegt der Schwerpunkt! Hier der greifbare Unterſchied zwiſchen den echten Kulturträgern und den „wilden Beſtien"! Eine Grenze, welche durch die Moralität gezogen wird, hat, wenngleich ſie ſchon bei geringer Ueberlegung ſchwankend und darum unwiſſenſchaftlich erſcheinen muß, doch viel Beſtechendes an ſich. Prüfen wir indeſſen die Schriften v. Hellwald's, ſo finden wir, daß er neben den unmoraliſchen Eigenſchaften der Auſtralier und Papuas, auf welche ſich ſeine Folgerungen beziehen, auch mancherlei ſehr empfehlenswerthe und mit ſeinem harten Urtheile abſolut unvereinbare Eigenſchaften derſelben zu nennen weiß (S. 16, 17, 78, 79). Jeder Fachgenoſſe wird ſich darüber klar ſein, daß unſere geographiſche Litteratur neben den von Hellwald citirten zahlreiche andere ungleich günſtigere und auch ungleich abſprechendere Urtheilsſprüche über dieſe Völker, ſowie über jedes beliebige andere Volk bietet. Er wird ſich aber auch ſagen müſſen, daß das Herbeiziehen von ſubjektiven, einander widerſprechenden Ausſagen lediglich nur dazu dienen kann, um für die geringe Vorbereitung der Beobachter und den Mangel an einem

---

[1]) Wir ſtehen hier von einer Analyſe der Angaben der vergleichenden Anthropometrie (bezüglich Schädelmeſſungen und Gehirnwägungen), hauptſächlich aus Rückſicht auf die Beſchaffenheit des Materials, ab. Abgeſehen davon, daß das anthropometriſche Material für nichteuropäiſche Völker ſehr gering iſt, hätten wir bei näherer Erörterung dieſer Frage noch mit dem Umſtande abrechnen müſſen, daß das Problem der genaueren Beziehungen zwiſchen der äußeren, ſo zu ſagen handgreiflichen Erſcheinung des Gehirns, des Volumens und Gewichtes deſſelben, und der Intelligenz noch lange nicht gelöſt iſt. Das anthropometriſche Material könnte nach dem heutigen Stande unſeres Wiſſens keineswegs den endgültigen Ausſchlag in der einen oder anderen Richtung geben.

[2]) Hans Hildebrand: „Beiträge zur Kenntniß der Kunſt der niederen Naturvölker." („Studien und Forſchungen", herausgegeben von Nordenſkiöld. Leipzig, Brockhaus, 1885, S. 289 bis 336.)

[1]) Hellwald: A. a. O. S. 73.

feſten Kriterium für die Beurtheilung der moraliſchen Eigenſchaften eines Volkes zu zeugen.

Jedenfalls aber hat der Forſcher bei einer derartigen Beurtheilung ſich aller perſönlichen Sympathien und Antipathien zu entſchlagen, er hat den wahren Standpunkt des Anthropologen einzunehmen, er hat den Menſchen in ſeinem Weſen und in der Entwickelung ſeines Weſens zu ſtudiren; er muß ſich deſſen bewußt ſein, daß die Moral kein feſter Begriff iſt, ſondern in ihrer gegebenen Ausbildung eine Summe von aus fernerhin wandlungsfähigen Anſchauungen, die ſich aus den vorhandenen geſellſchaftlichen und kulturellen Zuſtänden ergeben haben und nur inſofern konſtant ſind, als der Menſch trotz ſeiner verſchiedenen geographiſchen Provinzen allerorts ſeinen Bedürfniſſen nach gleichgeartet und auch geiſtig verwandt iſt.

Die übliche Vorſtellung von dem Wilden iſt die, daß der Wilde ſich durch ungezügelte Leidenſchaften, durch Rohheit, Eigennutz, Genußſucht, Willkür, Gewaltthätigkeit ꝛc. ꝛc. auszeichnet, kurzum, daß er eben ein Wilder iſt. Es bedarf jedoch wahrhaftig keiner mühevollen Studien, um ſich von der Oberflächlichkeit dieſer Anſchauung zu überzeugen. Unter den Wilden herrſcht keineswegs das Fauſtrecht als entſcheidendes Rechtsprincip, Sittenloſigkeit und Maßloſigkeit als Lebensnorm. Das Weſen der primitiven menſchlichen Verbindung (Stammhorde) charakteriſirt ſich vielmehr durch einen aus der Cooperation der Individuen beim Lebenserwerbe ſich naturgemäß ergebenden, dabei aber durchweg inſtinktiven Rechtsſinn. Ueberaus typiſch tritt dieſer inſtinktive Rechtsſinn in der Erſcheinung des Gemeingutes auf, welches auf Gegenſtände der verſchiedenſten Art ſich erſtreckend und in verſchiedenſten Abſtufungen ſich äußernd (mitunter nur in Spuren oder in der Ueberlieferung) bei allen Völkern des Erdballs zu finden iſt. Bei den Eskimos gehört ein gefangener Walfiſch der ganzen Gemeinde an; ebenſo ein Seehund zur Winterszeit. Mit guten Stücken aus der Jagdbeute werden nicht nur die Theilnehmer an der Jagd oder diejenigen, von denen man eine ähnliche Spende erwarten könnte, ſondern vor Allem die Kränklichen und die Wittwen verſehen. Niemand, auch nicht der Aermſte, bittet um eine Gabe, denn wenn nur etwas vorhanden iſt, ſo erhält er ſeinen Antheil [1]). Sehr intereſſant iſt es, was Dr. J. Duboc über ſeine vergeblichen Verſuche berichtet, den Auſtraliern den Gemeindeſinn auszutreiben. „Ich beſchenke“, ſchreibt er [2]), „den Fleißigen mit einer Hoſe in der Hoffnung, ſeinen Egoismus anzureizen und ihn in eine Oppoſition zu den weniger Glücklichen zu ſtellen. Aber bis zum nächſten Tage hat dieſelbe Hoſe ſchon die Rundreiſe über verſchiedene unbefugte Beine angetreten, und prangt vielleicht gerade an den Gliedmaßen desjenigen, den ich zurückſetzen wollte. Ich gebe Einem eine Portion Mehl — ein ſehr begehrter Artikel — und hoffe den Neid der Anderen aufzuſtacheln. Aber derſelbe Abend ſieht noch ein luſtiges Feuer entſtehen, geröſtete Kuchen werden bereitet und ohne Unterſchied von mein und dein wird von der ganzen Geſellſchaft getafelt, bis jede Krume verſpeiſt iſt. Alle europäiſche Berechnung ſcheitert an dieſer Stammesgemeinſchaft und kein Verbot hilft dagegen. Man ſtößt eben auf ein Naturprincip.“ Bis in das feinſte Detail durchgeführt, erſcheint dieſes inſtinktive Rechtsgefühl in der Feldgemeindewirthſchaft, wie wir das z. B. für den primitiven ruſſiſchen „Mir“ entwickelt haben [1]). Die Vertheilung des Gemeindelandes findet in Anweſenheit der geſammten Gemeinde ſtatt, Weiber und Kinder inbegriffen, und wird mit genauer Berückſichtigung der Arbeitskraft der Familien, ſowie der Qualität, nicht aber der Quantität der Antheile vorgenommen. Wenn aber das einzelne Individuum ſeiner Arbeitskraft gemäß ein Antheil an dem Gemeindegute erhält, ſo hat es auch dieſem Antheile gemäß an den Gemeindelaſten ein entſprechendes Antheil zu tragen. Der im Laufe der Zeit ſich durch ein Vorrücken im Alter der Familienmitglieder, durch Familienzuwachs, durch Todesfälle oder durch den Wechſel im Beſtande des Arbeitsviehes ſich ergebenden poſitiven oder negativen Veränderung in der Arbeitskraft der Familien wird inſofern Rechnung getragen, als in gewiſſen Perioden Umtheilungen der Landparcellen vorgenommen werden; es wird dabei ſtets dafür geſorgt, daß das einzelne Individuum nicht ſeine frühere Parcelle zugetheilt erhalte, da ja demſelben ohne Vorwiſſen der Gemeinde irgend eine Bevorzugung oder Benachtheiligung bei der vorhergegangenen Vertheilung zugefallen ſein konnte.

Wir können an dieſer Stelle nicht näher auf die ungemein zahlreichen Belege eingehen, welche die Erſcheinung des Gemeingutes für das Beſtehen eines primitiven Rechtsſinnes bietet. Es ſei uns aber noch vergönnt, gegenüber den zahlreichen Auslaſſungen der Europäer über die Unredlichkeit und Verlogenheit der Wilden erſtens an den demoraliſirenden Einfluß der Europäer ſelber und zweitens an die ſo mannigfachen Beiſpiele der Redlichkeit und Wahrheitstreue der Wilden zu mahnen. Wir erinnern etwa an das, was Lansdell [2]) über die Oſtjaken und Samojeden vorbringt. Selbſtverſtändlich hat der Forſcher, der ſein Urtheil über die Ehrlichkeit eines Volkes abgiebt, vor Allem die Begriffe deſſelben vom Privateigenthume zu berückſichtigen. Die Kirgiſen, über deren Rechtsbegriffe wir an einem anderen Orte genauer berichtet haben [3]), ſchwören vor Gericht nur in geringeren Sachen, da ihnen ihrer Behauptung nach bei wichtigeren Fragen gewiſſe Einzelheiten des betreffenden Vorganges und jedenfalls die inneren Motive der handelnden Perſönlichkeiten unbekannt geblieben ſein könnten. Den von Seiten des Angeklagten und nicht des Klägers gewählten „Geſchworenen Vertretern“ liegt es ob, die fragliche Angelegenheit zu unterſuchen und ſtatt der intereſſirten Parteien den Eid abzulegen. Darüber, daß die Kirgiſen gegenwärtig einer traurigen Korruption verfallen, brauchen wir uns nicht näher auszulaſſen. Die relative Leichtigkeit, mit welcher die Kirgiſen, wie auch ſonſtige Völker niederer Kultur, der Ehrlichkeit und Wahrheitstreue verluſtig werden, erklärt ſich daraus, daß die Moralität derſelben nicht eine bewußte, ſondern, wie erwähnt, eine inſtinktive, durch die gegebene wirthſchaftliche Form und die allgemeinen ſocialen Verhältniſſe bedingte iſt; bei Erſchütterung und Auflöſung der bedingenden Momente verliert das althergebrachte Gewohnheitsrecht jede Stütze, der primitive Menſch verfällt der menſchlichen Natur gemäß nur gar zu leicht in eine extreme Rechtloſigkeit, die jedoch bei näherer Prüfung durchweg den Stempel moraliſcher Haltloſigkeit und nicht denjenigen der Immoralität trägt.

Wir haben noch einige Fragen zu berühren, welche ſchwer genug ins Gewicht fallen würden, wenn wir ſie

---

[1]) Klutſchak: „Als Eskimo unter den Eskimos“, Wien, 1881, S. 233. Rink: „Tales and Traditions of the Eskimo.“ 1875. Hall: „Life with the Esquimaux.“ 1864.

[2]) Duboc: „Die auſtraliſchen Eingeborenen in Neu-England.“ „Ausland.“ 1862. S. 594.

[1]) Petri: „Die Gemeindewirthſchaft und der Bauer in Rußland.“ Mittheilungen der Oſt-Schweiz. Geogr. Geſellſch. 1884. Heft I, S. 12 bis 25.

[2]) Lansdell: „Durch Sibirien.“ Jena. Coſtenoble. 1882. Bd. I, S. 91.

[3]) Petri: „Rechtsbegriffe der Kirgiſen.“ „Ausland.“ 1886. Nr. 4.

unerwähnt laſſen wollten. Findet man doch in der „unmenſchlichen“ Grauſamkeit und in dem „entwürdigenden“ Kannibalismus der Wilden eine Beſtätigung dafür, daß dieſelben auf einer thieriſchen und nicht auf einer menſchlichen Stufe ſtehen. Indeſſen dürfen wir weder die Grauſamkeit, noch den Kannibalismus vom Standpunkte des aufgeklärten Europäers beurtheilen. Schon Lubbock hat in der Grauſamkeit des kulturloſen Menſchen in treffender Weiſe das Unbedachte und Zügelloſe eines kindiſchen Geiſtes erkannt [1]): „Die meiſten Rohheiten, die uns berichtet werden“, ſagt er, „dürfen wir nicht für abſichtliche Grauſamkeiten, ſondern vielmehr für die Aeußerungen einer kindiſchen Gedankenloſigkeit und Erregung halten.“ Allerdings huldigt Lubbock den typiſchen Anſchauungen eines Europäers, indem er [2]) weiterhin bemerkt: „Es giebt allerdings kaum ein grauſames Verbrechen, kaum ein Laſter, das in Europa nicht ſeines Gleichen fände. Aber das, was bei uns als Ausnahme gilt, iſt bei ihnen eine Regel; das, was bei uns durch den allgemeinen Urtheilsſpruch der Geſellſchaft verdammt wird und ſich nur auf ungebildete und ſchlechte Perſönlichkeiten beſchränkt, findet bei den Wilden kaum irgend welche Beachtung und wird beinahe als ſelbſtverſtändlich betrachtet. Die Miſſionare behaupten z. B., daß in Tahiti nicht weniger als zwei Drittel der Kinder durch ihre Eltern umgebracht worden ſeien.“ Aber gerade der letzterwähnte Beweis iſt es, welcher uns darüber aufklärt, daß es ſich bei Lubbock in dieſem Falle nicht um eine ſtreng wiſſenſchaftliche, ſondern um eine konventionelle Auffaſſung der Unmoralität der Tahitier handelt. Unſere Anſchauungen von der Bedeutung eines Kindermordes ſind himmelweit verſchieden von denjenigen der Tahitier und anderer dem Kindermorde fröhnenden Völker [3]): Es glauben dieſelben an ein günſtiges und fröhliches körperliches Fortbeſtehen in einem Jenſeits; ſie gehen ihrer kindiſchen Genußſucht und Arbeitsſcheu gern nach in der Ueberzeugung, daß ſie durch den Mord des Kindes demſelben eine angenehmere Zukunft geſichert haben, als eine ſolche ihm auf Erden bevorſtehen konnte. „Kinderſeelen gelten für beſonders heilig“, „ſie ſind den Göttern beſonders lieb.“ Mitunter wird der Kindermord veranlaßt durch abergläubiſche Furcht vor Mißgeſtalten, vor ſchweren Geburten ꝛc. Jedenfalls fehlt dieſen Kindermördern das Bewußtſein der Immoralität ihrer Handlung, was ſchon daraus zu erſehen iſt, daß die Kinderliebe bei ihnen im hohen Grade ausgebildet erſcheint. Zu bemerken iſt ſchließlich noch, daß der Kindermord keineswegs die enorme Verbreitung beſitzt, die ihm traditionell zugeſchrieben wird. Ein klaſſiſches Beiſpiel hierfür bietet die von gelehrten und ungelehrten Schriftſtellern noch immer eifrigſt kolportirte Fabel von der Verbreitung des Kindesmordes in China [4]).

Ebenſo konventionell und unwiſſenſchaftlich wie die unbedingte Verurtheilung des Kindesmordes nach dem Maßſtabe unſerer europäiſchen Moral, iſt auch die Verurtheilung der Anthropophagie. Laſſen ſich doch ſelbſt vorſichtige Forſcher, wie Peſchel, zu Aeußerungen hinreißen, wie „Verunreinigung durch Menſchenfreſſerei“, „Entehrung des Menſchengeſchlechtes“ ... Wenngleich nun bei zahlreichen Stämmen zweifellos eine „Menſchenfreſſerei aus Lüſternheit“ neben der Menſchenfreſſerei aus Noth, der ja unter Umſtänden auch der Europäer fröhnen muß [1]), beſteht, ſo wiſſen wir doch andererſeits, daß der Kannibalismus in ſeiner urſprünglichen Form verknüpft erſcheint mit der Idee von einem Uebergange der Eigenſchaften des Verſpeiſten (bezieht ſich auch auf Thiere) auf den Speiſenden [2]), mit der Idee von einem ehrenvollen Begräbniſſe der Anverwandten [3]) und anderen abergläubiſchen Vorſtellungen. Jedenfalls hat der Forſcher ſtets darauf zu achten, inwiefern Kannibalismus oder Menſchenopfer in Verbindung mit religiöſer Anſchauung oder etwelcher Tradition des betreffenden Volkes zu bringen ſind.

Allen dieſen Erſcheinungen gegenüber, welche vielfach ausgebeutet worden ſind, um die Wilden als unverbeſſerliche grauſame Thiere darzuſtellen, möchten wir ſchließlich noch auf die Thaten der Europäer hinweiſen: wir erinnern an die alten Römer, an den Charakter des vielbeſungenen Mittelalters, an die Gräuel der Kolonialgeſchichte, die Sklavenwirthſchaft, die Vernichtung und Ausbeutung der Völker niederer Kultur, an die haarſträubenden Todesſtrafen, wie ſie noch im vorigen Jahrhundert ausgeübt wurden (Patkul), an die mörderiſchen Kriege des gegenwärtigen Jahrhunderts u. ſ. w. u. ſ. w., wozu bei uns Europäern noch das erſchwerende Moment hinzukommt, daß wir uns des Verbrecheriſchen unſerer Handlung bewußt ſind, was bei dem nicht reflektirenden und durch den Uſus zur Grauſamkeit angeleiteten Wilden nur ausnahmsweiſe oder bei Berührung mit Europäern der Fall ſein kann. Erinnern wir uns ſchließlich daran, daß wir Europäer auch eine Zeit hatten, wo wir für Barbaren galten. Erinnern wir uns der denkwürdigen Worte, die William Pitt den Verfechtern der Sklavenwirthſchaft in einer Parlamentsrede zuſchleuderte: „Why might not some Roman senator, reasoning upon the principles of some honourable members of this house, and pointing to British barbarians, have predicted with equal boldness, „There is a people, that will never rise to civilization — There is a people destined never to be free — a people without the understanding necessary for the attainment of useful arts, depressed by the hand of nature below the level of the human species, and created to form a supply of slaves for the rest of the world.“ „Might not this have been said, according to the principles which we now hear stated, in all respects as fairly and truly of Britain herself, at that period of her history, as it can now be said by us, of the inhabitants of Africa [4]).“

Weniger Werth noch als auf die Grauſamkeit der Wilden legen wir auf die von gewiſſen Forſchern hervorgehobene Religions- und Sittenloſigkeit derſelben. Im erſten Falle handelt es ſich ſtets darum, daß man ſich nicht klar darüber iſt, was unter religiöſem Gefühle zu verſtehen ſei; mitunter aber ſind auch die von den Miſſionaren geſtellten Fragen außerordentlich ungeſchickt [5]).

---

[1]) Lubbock: „Die vorgeſchichtliche Zeit“ ꝛc. Deutſch von Paſſow. 1874. S. 269.

[2]) Lubbock: A. a. O. S. 270.

[3]) Gerland-Waitz: A. a. O. Bd. VI, S. 305, 638, 779. Gerland: „Ueber das Ausſterben der Naturvölker.“ Leipzig 1868. S. 59 u. ff. Ploß: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker.“ 2. Auflage. Berlin 1883. Bd. II, S. 243 u. ff.

[4]) Siehe die Widerlegung dieſer Fabel bei M. Heyne und W. Schott: „Ueber den Kindermord der Chineſen.“ Erman's Archiv f. wiſſ. Kunde von Rußland, Bd. XVIII, 1859, S. 518.

[1]) Schaaffhauſen: A. a. O. Kapitel 23. „Ueber Menſchenfreſſerei und Menſchenopfer.“ S. 515 bis 581.

[2]) Schaaffhauſen: A. a. O. S. 518. Peſchel-Kirchhoff: „Völkerkunde.“ 5. Auflage. Leipzig 1881. S. 33, 160.

[3]) Baſtian: „Der Papua des dunklen Inſelreiches ꝛc.“ Berlin 1885. S. 16 und 19.

[4]) Memoirs of the R. Hon. William Pitt. London 1839. S. 474.

[5]) Hätte Bid (bei Lubbock: „Entſtehung der Civili-

Jedenfalls beſitzen wir keine einzige wohlverbürgte Angabe über ein abſolut religionsloſes Volk [1]). Was die Sittenloſigkeit anbetrifft, ſo wollen wir in dieſer, wie in jeder anderen Beziehung den Wilden keineswegs abſolut rein waſchen und idealiſiren. Wir fühlen uns jedoch veranlaßt, auf den den Durchſchnittsforſcher charakteriſirenden phänomenalen Mangel an Kenntniſſen in Bezug auf die primitiven Formen der geſchlechtlichen Verhältniſſe hinzuweiſen, daneben aber auch auf das konventionelle Urtheil des Europäers, das ſich namentlich durch die Derbheit, die Ungeſchminktheit der geſchlechtlichen Beziehungen bei den Wilden beeinfluſſen läßt [2]). Daß dieſe beiden Momente nur allzu häufig das Urtheil des Europäers getrübt haben, iſt eine allbekannte Thatſache. Einen Sittenſpiegel den Europäern vorzuhalten, brauchen wir wohl kaum: die raffinirten Schäden unſerer Kultur ſind mehr als genügend bekannt.

Wir haben uns auf den vorhergehenden Seiten über die geiſtigen und moraliſchen Eigenſchaften der ſogenannten Wilden ausgeſprochen und glauben auf Grund derſelben von ihrer Kulturbefähigung reden zu dürfen. Unſere Ausführungen erleiden indeſſen einen furchtbaren Stoß dadurch, daß die Völker niederer Kultur bei einer Berührung mit den Kulturvölkern in der Regel zu Grunde gehen. Wir ſind in einem früheren Aufſatze [3]) den Urſachen dieſer traurigen und unter dem Namen „Ausſterben der Naturvölker“ bekannten Erſcheinung nachgegangen. Wir haben von einer direkten Ausrottung der Völker niederer Kultur (im Kampfe mit den Europäern, durch gegenſeitige Vernichtung, durch importirte Krankheiten, Ausſchweifungen ꝛc.), ſowie von einer indirekten Ausrottung geſprochen (durch mangelhafte Konkurrenzfähigkeit den Europäern gegenüber, durch Ausbeutung, die durch die kindliche Sorgloſigkeit der Wilden erleichtert wird, durch Demoraliſation vermittels Schnaps), wobei die letztere Form genau genommen die gefährlichere iſt, weil ſie die bei der direkten Ausrottung nicht ausgeſchloſſene Vermehrung der Bevölkerung und ein Aufkommen derſelben verunmöglicht [4]).

Wir ſind indeſſen zu der Anſchauung gekommen, daß mit dem Fortſchritte der Kultur dem direkten Vernichtungskampfe gegen die Eingeborenen früher oder ſpäter ſelbſtverſtändlich ein Ende gemacht werden wird. Den Schädlichkeiten in der urſprünglichen Lebensart der Völker niederer Kultur iſt nur eine untergeordnete Bedeutung zuzuſchreiben; derartige Umſtände können wohl einzelne Stämme aufreiben, ganzen Völkern aber wenig anthun. Bedenklicher und für die Dauer gefährlicher erſcheint dagegen die pſychiſche Seite der Frage: die niederdrückende, entkehrende und entnervende Stellung des Eingeborenen dem Kulturträger gegenüber und die Veränderung ſeines Charakters unter der Einwirkung der Laſter, die ihm die Civiliſation beizubringen pflegt. Die größte Schwierigkeit aber ſehen wir in dem ſocialen Problem, in dem unheilvollen Reſultate des unvermittelten Zuſammenſtoßes völlig heterogener Kulturen.

„Ein ſolcher Zuſammenſtoß, das Auftreten neuer ſocialer Mächte und Begriffe, iſt eine äußerſt ſchwierige und gefährliche Sache ſelbſt für die widerſtandsfähigen Kulturvölker. Ein Einblick in die Geſchichte der europäiſchen Induſtrie, namentlich aber in die Geſchichte des Kampfes der Induſtrie mit dem Handwerke, des Großkapitals mit dem Kleinkapitale u. ſ. w. läßt uns das Ungeheure der Umwälzungen erkennen, welche durch neue Erfindungen etwa, durch veränderte Betriebsweiſen hervorgerufen werden, und das Unaufhaltſame, das Naturgemäße in dem Niedergange und Untergange der den Forderungen der Zeit und des Kampfes minder entſprechenden Elemente.

„Zahlloſe, ungekannte und ungenannte Opfer erfordert unter den Kulturvölkern die unabläſſig vor ſich gehende Umgeſtaltung der ſocialen Verhältniſſe, das „Schickſal“ der Völker. Widerſtandslos unterliegen dieſer Macht die Völker niederer Kultur [1]).“

Im Schoße der Kulturvölker erſcheinen die Arbeiterklaſſen im Vergleiche mit den beſſer ſituirten Klaſſen in Bezug auf Lebensdauer, auf Betheiligung an Kultur und Lebensgenüſſen und in der Ausſicht auf Befeſtigung in ihren menſchlichen Rechten ſchwer benachtheiligt; in einem noch höheren und für die Exiſtenzbedingungen noch entſcheideneren Maße gilt dieſes für die Völker niederer Kultur.

Wir tröſten uns damit, daß die Gegenwart mit aller Macht an neuen ökonomiſchen Formen arbeitet, welche den Ausgleich der ſocialen Benachtheiligung zu bewirken haben werden.

Dieſe Formen werden es uns mit der Zeit ermöglichen, in unſerem Verhältniſſe zu den Völkern niederer Kultur rechtlichere und humanere Bahnen einzuſchlagen und das, was jetzt theoretiſch gefordert wird, die Kulturgewinnung der Wilden, auch praktiſch durchzuführen.

Die Völker niederer Kultur ſind ſomit als gleichberechtigte Mitmenſchen der Kulturvölker zu betrachten, ſie ſind lediglich durch eine ſchwere Kette von geographiſchen und

---

ſation“, deutſch v. Paſſow. Jena 1875. S. 175) ſtatt die Araſuras zu fragen, „wen ſie um Hilfe anflehen, wenn ſie in Noth ſind und ihre Schiffe von der Gewalt eines heftigen Sturmes erfaßt werden,“ die Frage geſtellt, „wen ſie zu beſchwichtigen ſuchen, daß er den Sturm einſtelle“, ſo hätte er aller Wahrſcheinlichkeit nach eine befriedigende Antwort erhalten. Charakteriſtiſch iſt es ferner, daß die Miſſionare auf Religionsloſigkeit ſchließen, wenn die Eingeborenen nichts über einen „allmächtigen Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt, den Zeugen ihrer Handlungen und den zukünftigen Richter ihrer Thaten“ ausſagen können (Lang: „Ueber die Auſtralier bei Lubbock“ a. a. O. S. 175).

[1]) Peſchel-Kirchhoff: „Völkerkunde.“ 5. Auflage. Leipzig 1881. S. 260. Treffend ſagt Baſtian: „Religion oder doch die elementare Anlage dafür beſitzt jedes Individuum.“ — „Der Papua des dunklen Inſelreiches ꝛc.“ Berlin 1885. S. XI.

[2]) Waitz: „Anthropologie der Naturvölker.“ Bd. I. Leipzig 1859. S. 381. „Was der fremden Völkern von unſeren eigenen Sitten in hohem Grade abweicht, erſcheint uns für ſich allein ſchon leicht unvernünftiger und verkehrter als es wirklich iſt, und beſonders, wo Schmutz, Gemeinheit und Elend uns abſtoßen bis zum Ekel, ſind wir nur wenig geneigt, das Einzelne, das uns entgegentritt, einer ſo genauen Betrachtung zu unterwerfen als nöthig iſt, um es aus dem Geiſte und inneren Lebenszuſammenhange des Volkes zu verſtehen, dem es angehört: eine raſche Verurtheilung deſſelben liegt uns alsdann näher, und die Kulturunfähigkeit eines Volkes iſt leicht ausgeſprochen.“

[3]) Petri: „Urſachen des Ausſterbens ꝛc.“ A. a. O.

[4]) Einen ſchlagenden Beweis für das Nichtvorhandenſein eines „Naturgeſetzes“, nach welchem die ſogenannten „Naturvölker“ bei einer Berührung mit den Kulturvölkern zu Grunde gehen, hat Gerland in ſeiner von uns bereits erwähnten Studie über die Indianer gegeben („Globus“, Bd. 35 und 36). Weitere Ausführungen über die Indianerfrage finden ſich im „Ausland“, 1885 (S. 321). Auch wir haben dieſe Frage einer Unterſuchung unterworfen („Wostotschnoje obosrenije“, 1886, Nr. 4, ruſſiſch) und ſind, wenngleich wir manches an der Statiſtik der „Annual Reports“ auszuſetzen hatten, zu übereinſtimmenden Schlüſſen mit Gerland gekommen. Von Intereſſe ſind die Ausführungen von Sir Bartle Frere darüber, daß die Zahl der Hottentotten ſich gegenwärtig nicht vermindert. Sir Bartle Frere hebt den günſtigen Einfluß der Briten auch auf die Namaqua und Damara hervor („On the laws affecting the Relations between civilized and Savage Life etc.“ Journal of the Anthropological Institute, Vol. XI, 1882, p. 313 bis 352).

[1]) Petri: „Urſachen des Ausſterbens ꝛc.“ A. a. O. S. 265.

hiſtoriſchen Kombinationen auf einer niederen Stufe der Kultur zurückgehalten worden. Die Völker niederer Kultur ſind weder beſſer noch ſchlechter als die Kulturmenſchen. Sie ſtehen auf verſchiedenen Stufen der menſchlichen Entwickelung. Die Tugenden und nicht minder die Laſter derſelben ſind vorwiegend inſtinktiver Natur; ſie laſſen ſich je nach dem äußeren Einfluſſe abſtreifen oder auch entfalten. Dem Wilden ſind die guten und die böſen Eigenſchaften des Kulturmenſchen in einem latenten oder embryonalen Zuſtande eigen. Unter günſtigen Umſtänden und mit gewiſſen Anſtrengungen kann der Wilde für die Kultur gewonnen werden; weit leichter aber läßt er ſich der Schwäche der menſchlichen Natur gemäß bei ſchlechter Behandlung zu Grunde richten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem um die ſiebenbürgiſche Litteratur vielfach verdienten Verlage von Karl Graeſer in Wien iſt ein kleines, ſehr hübſch und reich illuſtrirtes Heft von Dr. W. Lauſer, „Ein Herbſtausflug nach Siebenbürgen“ betitelt, erſchienen, deſſen Hauptzweck es iſt, andere zum Beſuche des landſchaftlich, ethnographiſch und hiſtoriſch ſo merkwürdigen Landes zu veranlaſſen. Unter den Bildern ſind einige, nach Photographien von M. von Déchy geſchnitten, von beſonderem Intereſſe. — Wir heben hier einige Punkte heraus, welche die dortigen Nationalitätsverhältniſſe betreffen. „Die Romänen Siebenbürgens — heißt es S. 23 — ſtellen ſich uns heute nicht mehr als jene große gleichgültige Maſſe dar, die ſich mit Leichtigkeit niederhalten, und der ſich etwa die beſſeren Beſtandtheile einfach entnehmen ließen, um das magyariſche Volksthum zu verſtärken. Einer der hervorragendſten Romänen Siebenbürgens ſagte mir mit Stolz, daß man unter ſeinem Volke Abtrünnlinge ſo gut als gar nicht, jedenfalls weniger als unter den Deutſchen kenne, und daß es ein Verhängniß für die Magyaren ſei, nicht daran glauben zu wollen, daß unter den Romänen ſeit einigen Jahrzehnten eine gebildete Klaſſe herangewachſen iſt, die, weil ihr das Emporkommen unter den Magyaren erſchwert wird, zu den Stammesbrüdern nach Rumänien hinüber wandert. Die Zahl der ſiebenbürgiſch-romäniſchen Gewerbsleute in Bukareſt iſt heute ſchon größer als diejenige in ganz Siebenbürgen. Siebenbürger Romänen beherrſchen theilweiſe die Plätze von Galatz, Braila, Plojeſt, Krajova und Giurgewo. In Rumänien findet man heute ferner Alle, die während der letzten anderthalb Jahrzehnte an irgend einer deutſchen Hochſchule oder daheim ſich ein Diplom erworben haben, Profeſſoren, Ingenieure, Architekten, Aerzte, Advokaten und Richter. Auf nicht weniger als etwa 15000 Köpfe dürfte ſich die in Rumänien befindliche „intelligente Emigration“ ſiebenbürgiſcher Romänen, auf nicht weniger als 25000 Köpfe die Zahl derjenigen überhaupt belaufen, welche Jahr für Jahr aus Siebenbürgen zu den Stammverwandten im Nachbarreiche auswandern. Wir müſſen aber in der Thatſache, daß der Kultur-Schwerpunkt von den ſiebenbürgiſchen Romänen mehr und mehr nach Rumänien hinüberrückt, eine ungleich ernſtere Gefahr erkennen als in den Brandſchriften einiger Querköpfe.“ — Die Magyaren freilich fahren in ihrer Unterdrückung und Bekämpfung des romäniſchen wie deutſchen Weſens unbeirrt fort, und namentlich hat Hermannſtadt darüber zu klagen, dem man das Schwurgericht genommen hat, und das für den Verluſt der Landesirrenanſtalt, des Landesmilitärkommandos u. ſ. w. fürchtet. „In die ſtädtiſche Geſellſchaft Hermannſtadts iſt eine große Zerfahrenheit eingeriſſen; die hierher geſetzten magyariſchen Beamten bilden eine Gruppe abſeits; die romäniſche Geſellſchaft iſt durch die fortwährende Auswanderung ins Schwanken gerathen; die militäriſche Geſellſchaft darf mit der deutſchen nicht zu vertraulich verkehren und dieſe ſieht ſich peinlicher Ueberwachung und Angeberei durch übereifrige Anhänger des magyariſchen Kulturvereins ausgeſetzt. Ein Troſt in ſolcher Lage iſt für die Sachſen die ſoeben durch die Forſchungen ihres landsmänniſchen Volkswirthes, Meltzl, feſtgeſtellte Thatſache, daß die ſächſiſche Bevölkerung ſtetig in viel größerem Maße als im übrigen Ungarn oder z. B. in Steiermark zunimmt. Auch im Auslande wird man die Thatſache beachten, daß von den 227 Gemeinden der Sachſen, die im Peſter Reichstage als Volksbäumling verſpottet wurden, in 118 Jahren nur 22 zurückgegangen ſind, eine ſtill ſtehen geblieben iſt, alle anderen aber, und zwar 55 um mehr als 100 Proc., zugenommen haben. Von den abwärts gehenden Gemeinden waren etliche ſchon vor einem Jahrhundert von fremdem Volksthum überfluthet und ſie haben eben durch ihr bloßes Fortbeſtehen die außerordentliche Zähigkeit ihrer Lebenskraft bewährt. Ein Umſtand, den man in Peſt wohl beherzigen ſollte, iſt ferner, daß die romäniſche Bevölkerung in den ſächſiſchen Gemeinden rückwärts geht und die deutſche an Boden gewinnt, während das Umgekehrte zwiſchen Romänen und Magyaren ſtattzufinden pflegt.“ (S. 46 ff.)

— Die ruſſiſche Regierung hat eine gründliche wiſſenſchaftliche Erforſchung der Krim beſchloſſen. Im kommenden Sommer ſoll Kuznetſow die Sitten, Gebräuche und die ökonomiſche Lage der dortigen Mohammedaner ſtudiren, Weſſelowski nach Mineralprodukten ſuchen und mehrere Gärtner feſtſtellen, in wie weit das Klima für gewiſſe Pflanzen und Früchte ſich eignet.

Aſien.

— Die Herren Capus und Bonvalet, welche ſchon 1880 bis 1882 Ruſſiſch-Turkeſtan durchwanderten, ſind in Begleitung des Malers Pepin Mitte März in Tiflis eingetroffen, um im Auftrage der franzöſiſchen Regierung Transkaſpien, Turkeſtan und Perſien zu bereiſen.

— Gegen Ende Mai wird eine engliſche Geſandtſchaft nach Tibet von Dardſchiling aufbrechen und ſich durch Sikkim nach Schigatze und von dort nach Lhaſa begeben. An ihrer Spitze ſteht Mr. Macaulay; als Arzt und Naturforſcher begleitet ſie Dr. Cunningham, als Vertreter der Landesaufnahme wahrſcheinlich Oberſt Tanner.

— Lieutenant Cairns vom Ingenieurkorps hat den Irawadi oberhalb Bamo bis Mougung (25½° nördl. Br.) aufgenommen und dabei nachgewieſen, daß die Nebenflüſſe Simbo und Mougung für Dampfer nicht zu befahren ſind.

— Im kommenden Sommer ſendet die K. Ruſſiſche Geographiſche Geſellſchaft die Herren Ignatiew und Krasnow nach dem Tien-ſchan, um deſſen höchſte Erhebung, den Chan-Tengri, eingehend zu erforſchen.

Afrika.

— Die franzöſiſche Kolonie Obock iſt durch ein Dekret des Präſidenten der Republik vom 3. März 1886 zur Sträflingskolonie erhoben worden, und zwar in erſter Linie für Sträflinge arabiſcher Raſſe. Durch dieſe Maßregel

ſoll dem Mangel an Arbeitskräften, welcher in der Kolonie herrſcht und welcher durch die Einfuhr von Kulis nicht gehoben wurde, abgeholfen werden. („Petermann's Mitth.")

— Die bereits (ſ. oben S. 190) erwähnte Expedition der Mailänder Geſellſchaft zur kommerciellen Erforſchung Afrikas nach Harrar iſt in einem ſehr großen Maßſtabe ausgerüſtet worden. Anführer iſt Graf Porro, Geologe Prof. Licata, Meteorologe Graf Cocaſtelli, Arzt Dr. Gottardo, Kaufmann Romagnoli, Maler Valle u. ſ. w. Die Expedition verfolgt einen doppelten Zweck: den, in Zeilah und Harrar neue Handlungshäuſer zu errichten, und zweitens die Erforſchung der Länder im Weſten und Süden von Harrar und beſonders der noch faſt ganz unbekannten Gegend weſtlich von Kaffa bis zum Nil, eine Aufgabe, welche ſchon Cecchi und Chiarini geſtellt war, die zu löſen ſie aber durch die Königin von Gera verhindert wurden. Den Stützpunkt für die Erforſchung jener Länder, in welchen man Abſatzgebiete für den italieniſchen Handel zu finden hofft, ſoll Harrar abgeben, wo freilich die Verhältniſſe für Europäer nicht zum beſten ſich geſtaltet haben, ſeitdem die ägyptiſchen Truppen abgezogen ſind. (Die ganze Expedition iſt inzwiſchen in Arbut zwiſchen Zeilah und Dſchaldeſſa [220 km von der Küſte] durch den Emir von Harrar ermordet worden.)

— Die Befürchtung, durch die Ausdehnung der franzöſiſchen Kolonie Gabun nach Norden hin ganz vom afrikaniſchen Feſtlande verdrängt zu werden, hat die Spanier veranlaßt, eine Expedition in das von ihnen beanſpruchte Gebiet des Muni zu entſenden. Unter Führung von Dr. Oſorio und Montes de Oca drang dieſelbe an ſeinem ſüdlichen Nebenfluſſe Nova, welchen bereits Du Chaillu befahren hatte, nach Oſten vor, dann überſchritt ſie die Waſſerſcheide zum Benito und gelangte an dieſem aufwärts bis ca. 12° öſtl. v. G. („Petermann's Mitth.", 1886, Heft 4.)

— H. A. Kranſe hat ſich wieder nach Weſtafrika begeben, um das Hinterland des Togo-Gebietes zu erforſchen. Der dort gelegene, noch zum deutſchen Schutzgebiete gehörige Ort Adangbe, den ſchon H. Zöller erkundet hatte und 87 km von der Küſte anlegt, iſt zu Anfang des Jahres 1885 von zwei franzöſiſchen Miſſionaren, P. Ménager, dem apoſtoliſchen Präfekten von Dahome, und P. Lecron, erreicht worden; dieſelben fuhren über die Avon-Lagune und gingen dann in nordöſtlicher Richtung über Gpome, Agome, Yohome, wo hohe Wälder beginnen, und Gati nach Adangbe, einer Stadt von 7000 bis 8000 Einwohnern, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von flüchtigen Minas aus Akra gegründet worden iſt. Den Miſſionaren wurde vom Häuptlinge der Stadt Land zu einer Station angewieſen und nach den letzten Nachrichten ſind ſie ſchon damit beſchäftigt, ſich dort niederzulaſſen.

— Aus einem Briefe des Afrikareiſenden Dr. Fiſcher aus Nagehi an der Südſpitze des Viktoria Nianza, 8. Januar, an Profeſſor Baſtian theilt der letztere der „National-Zeitung" Folgendes mit:

„Uganda nicht paſſirbar; Kabaka ein roher, gewaltthätiger Mann, der dem Bangi-Rauchen ergeben. Europäer werden verfolgt; Araber haben intriguirt, auf Vorgänge in Sanſibar fußend, beſonders gegen Deutſche. Engliſcher Biſchof Hannington ermordet, alle Miſſionskinder verbrannt, Hunderte von Waganda (auch Wakunga) getödtet, weil ſie zu den Engländern in die Schule gegangen. Geſtern Nacht durch zwei meiner Leute, welche nach Uganda geſchickt, um mich anzumelden, einen Brief von M. Mackay erhalten, der ſagt, daß der Kabaka vorhat, mich mit allen Trägern zu tödten. Ich ſolle ſobald wie möglich Kagehi verlaſſen. Ein Glück, daß ich nicht zwei Monate früher hier eintraf, bevor Biſchof Hannington Uganda erreichte, welcher mit 400 Mann durchs Maſſailand über Kawirondo und Uſſoga gezogen; in der Nähe des Nil-Ausfluſſes iſt er mit 50 Sanſibarleuten getödtet, ſeine zwei Begleiter ſollen entkommen ſein. Emin Bey hat an Mackay geſchrieben, daß er keine Erlaubniß erhält, Unjoro zu paſſiren, Kabarega will weder Europäer noch Aegypter und Araber ſehen. Emin Bey ſoll mit Junker unweit Unioro lagern, im Grenzgebiete von Kedi. Die Bakedi hat er zurückgeſchlagen. — Will übermorgen fort und verſuchen, öſtlich um den See zu gehen, über Kawirondo, von dort die Grenzgebiete von Uganda-Unjoro weit links laſſend, die ägyptiſchen Provinzen zu gewinnen ſuchen. — Habe keinen Augenblick Ruhe, alle Waaren müſſen wieder umgepackt werden; dabei noch ſchwach von Fieber. Sehr ungeſunder Ort hier: bösartige Fieber, Duſſenterie, Augenentzündungen (3000 Fuß über dem Meeresſpiegel). Die Route iſt ſehr ſchwierig, da keine mohammedaniſchen Handelswege hier beſtehen. Auch ſind meine Waaren für Uganda-Unjoro eingerichtet (viele theure Zeugſtoffe), während in jenen Gebieten hauptſächlich Meſſingdraht und Perlen gehen. — Habe an Mackay geſchrieben, wo möglich Emin Bey wiſſen zu laſſen, daß ich verſuche, auf beſagtem Wege mich mit ihm zu vereinigen."

Nordamerika.

— Der Bericht des Lieutenant Ray über die Expedition nach Point Barrow iſt, mit amerikaniſcher Liberalität ausgeſtattet, nun erſchienen[1]) und bringt manches Intereſſante. Die Reiſe ſelbſt, obſchon hin und zurück ſtürmiſch und ziemlich lang, iſt glücklicher Weiſe von allen „intereſſanten" Zwiſchenfällen frei geblieben und das Leben auf der Station floß bei gleichmäßiger wiſſenſchaftlicher Arbeit ziemlich eintönig dahin. So nimmt der Reiſebericht nur wenig Raum weg und weitaus den größten Theil des ſtattlichen Bandes wiſſenſchaftliche Mittheilungen und die genaue Aufzählung der Beobachtungen. Von beſonderem Intereſſe iſt das ethnographiſche Kapitel, da durch den zweijährigen Aufenthalt die Glieder der Expedition mit den Eskimos ſehr vertraut wurden; verſchiedene Typen, die Sommer- und Winterwohnungen und eine Anzahl von der Expedition erworbener Geräthe ſind ſehr gut abgebildet. Die mitgebrachten Sammlungen ſind von John Murdoch bearbeitet; die Säugethiere ergaben 24 Species, die Vögel, von denen die ſeltene Rhodostethia rosea im Sommer- und im Winterkleide ſehr hübſch abgebildet iſt, 54, von denen beſonders die Eiderente bei ihrem Frühlingsdurchzuge als Proviantlieferantin wichtig war und in gefrorenem Zuſtande das ganze Jahr hindurch aufbewahrt wurde. Nur die Mollusken, 61 Arten, davon drei neu, ſind von Dall, dem genaueſten Kenner der arktiſch-polaren Molluskenfauna, bearbeitet, die Pflanzen von Aſa Gray. — Wir behalten uns vor, einzelne intereſſante Beobachtungen, beſonders aus der ethnographiſchen Abtheilung, gelegentlich unſeren Leſern mitzutheilen.

Vermiſchtes.

— L. Lindenſchmit: Handbuch der deutſchen Alterthumskunde. Erſter Theil, zweite Abtheilung. Braunſchweig, Vieweg und Sohn, 1886; S. 321 bis 456. Die erſte Abtheilung (erſchienen 1880) dieſes ebenſo nothwendigen wie verdienſtvollen Werkes des Neſtors der deutſchen Alterthumsforſchung enthielt nach der umſtrittenen Einleitung die Grabbauten, die Körperbildung, die Waffen unſerer fränkiſchen Urzeit. Mit S. 302 war das ſchwierige Gebiet der Kleidung begonnen worden. Dieſes Kapitel führt die neue Abtheilung weiter, indem Kopftracht, Wamms, Hoſen, Spangen, Schuhwerk, Gürtel und Zubehör, beſonders die mächtigen Schnallen der männlichen Tracht, ferner Kranz, Haarnadeln, Ringe, Perlen, Zierſcheiben, Gewänder der weiblichen Tracht in Text und Abbildung nach den ſchriftlichen Quellen und den Ausgrabungsfunden geſchildert wer-

[1]) Report on the International Polar Expedition to Point Barrow, Alaska, in response to the Resolution of the House of Representatives of December 11, 1884. Washington, Gov. Printing Office 1885.

den. Daran ſchließt ſich eine ſachkundige Beſchreibung des Webſtuhles und der Spindeln und von S. 421 an eine detaillirte Darſtellung der hervorragendſten fränkiſchen Schmuckſtücke, der Spangen und Zierſcheiben. Auf S. 452 bis 456 wird die Frage nach dem Charakter der merkwürdigen Vögel behandelt, welche auf Zierſcheiben und Nadeln am Mittelrheine abgebildet vorkommen. Lindenſchmit erklärt ſie für Habichte oder mit Bezug auf die altgermaniſche Falkenjagd für Falken (vergl. Taf. XXI, Fig. 5 und 6, Taf. XXIII, Fig. 13, 16, 18). Jedoch mit dem Habitus ſtimmt nur der Schnabel, dagegen weichen Flügel und Leibbildung davon ab und nähern ſich beſonders auf der Obrigheimer und Deidesheimer Vogelfibel (leider ſind beide, die ſprechendſten Exemplare, nicht abgebildet) dem Hühnertypus. Am meiſten wird man durch Schnabel, Gefieder und Schwanz an den Pfefferfreſſer, den Tukan, erinnert. Sollte es nur ein Phantaſiegebilde, etwa eine Art von Phönix vorſtellen? So die Anſicht von Prof. Pfißner, Sekretärs der Pollichia zu Dürkheim. — Abgeſehen von dieſer noch offenen Streitfrage bietet das Werk nach Text und Abbildung (Fig. 256 bis 447 und 24 Tafeln, trefflich gezeichnet) jedem Archäologen das Material für die merovingiſche Kultur in reicher Auswahl und die nöthige Kritik dazu. Möge es dem Meiſter kunſtgeſchichtlicher Darſtellung bald gelingen, den Reſt der „Alterthümer der Merovingiſchen Zeit“ den Forſchern der gebildeten Welt als hoch willkommene Gabe zu bieten!

C. M.

— Richthofen's Führer für Forſchungsreiſende. Zu einem ſtattlichen Bande von 750 Seiten hat ſich der Abſchnitt über Geologie in Neumayer's bekannter „Anleitung zu wiſſenſchaftlichen Beobachtungen auf Reiſen“ erweitert, der nun als ſeparates Werk dem Publikum vorliegt. Nur die erſte Abtheilung hat den alten Charakter bewahrt und giebt ausführliche Anleitung bezüglich der Reiſevorbereitung und Reiſeausrüſtung zum Meſſen und Zeichnen und zum Anſtellen von klimatiſchen und biologiſchen Beobachtungen. Was dann folgt, kann eigentlich kein Führer mehr genannt werden, aber es iſt unendlich dankenswerther als ein ſolcher, denn es giebt in allgemein verſtändlicher und ſehr überſichtlicher Form einen Ueberblick über alle die geologiſchen und phyſikaliſchen Fragen, welche die Erdkunde gegenwärtig beſchäftigen und ſtellt klar und präciſe alle die Richtungen auf, in welchen Forſchungen nöthig thun und auch von Nichtſpecialiſten gefördert werden können. Es mag manchen Nichtfachmann im Anfange ſonderbar anmuthen, wenn er alle Erſcheinungsformen der Erdoberfläche und die ſie bedingenden Vorgänge hübſch klaſſificirt und in ein Syſtem gebracht ſieht und vielleicht wird er die Achſeln zucken über den Profeſſor, der hier dem Reiſenden immer über die Schulter ſieht. Aber er wird bald nicht umhin können, dieſe Klaſſifikation anzuwenden, vielleicht nur auf ſeine nächſte Umgebung, auf Gegenden, die er durchwandert, und er wird ſofort finden, daß ſie ihm unzählige neue Geſichtspunkte eröffnet und daß ſelbſt die durch tägliches Sehen völlig intereſſelos gewordenen Gebiete einen ganz neuen Reiz für ihn gewinnen und Gelegenheit zu Beobachtungen und Forſchungen bieten. Aber auch wer ſchon mit Erfolg gereiſt, wird reiche Anregung in dem Buche finden und er wird manchmal bedauern, daß er es nicht ſchon vor ſeinen Reiſen gekannt hat, wenn er Erſcheinungen in ihrem Zuſammenhange aufgeführt findet, die er wohl bemerkt, aber keines genaueren Studiums gewürdigt hat.

Die zweite Abtheilung giebt eine Ueberſicht der äußerlich umgeſtaltenden Vorgänge und der dabei zu machenden Beobachtungen. In großen Zügen werden vorgeführt die Verwitterung, der Einfluß der Quellen, der fließenden Gewäſſer und des Eiſes, die Seebecken, ihre Entſtehung und Eintheilung, die Meeresküſten in ihren verſchiedenen Typen und der Einwirkung der Brandung auf dieſelben, die Kennzeichen poſitiver und negativer Bewegung des Meeres und ſchließlich die Einwirkung der bewegten Luft. Die äoliſche Ablation und Korroſion, die Umlagerung und Aufbereitung der lockeren Bodenbeſtandtheile, welche in der modernen Geologie eine immer größere Wichtigkeit erlangen, werden auch in dem folgenden Abſchnitte noch einmal eingehend beſprochen und ihre Bedeutung für den Löß, den ſüdruſſiſchen Schwarzboden, den indiſchen Regur, aber auch für die Entſtehung der Wüſten und der Oaſen in denſelben erörtert.

Die dritte Abtheilung beſchäftigt ſich zunächſt mit dem ſonſt meiſt unbeachtet bleibenden lockeren Erdboden, ſeinen Bildungsfaktoren, je nachdem ſie primär durch Bildung aus dem feſten Geſteine, oder ſekundär durch Fortführung des gebildeten Bodens, oder auch in beiden Beziehungen zugleich arbeiten, dann mit den Bodenarten, die in Alluvialboden, der am Orte ſeiner Bildung verbleibt, und in Aufſchüttungsboden unterſchieden werden. Hier findet die Lateritfrage eine eingehende Erörterung, wenn auch natürlich noch keine Löſung. — Die folgenden Kapitel beſchäftigen ſich mit den feſten Geſteinen, den Vulkanen, dem Gebirgsbaue im Allgemeinen und den Hauptformen der Bodenplaſtik. Hier müſſen wir dem Verfaſſer ganz beſonders dankbar ſein, daß er eine ſorgſam ausgearbeitete Terminologie auch in das große Publikum einführt, denn, wenn irgendwo, iſt es hier nöthig, daß dieſelbe Erſcheinung überall auch mit demſelben Namen bezeichnet wird; nur damit wird eine Verwerthung und Vergleichung der zerſtreuten Beobachtungen möglich.

Es iſt natürlich nicht unſere Aufgabe, aus dem reichen und in knapper Form gehaltenen Inhalte des Richthofen'ſchen Buches Auszüge zu bringen; wir können darauf um ſo eher verzichten, als es hoffentlich raſch die verdiente Verbreitung finden wird.

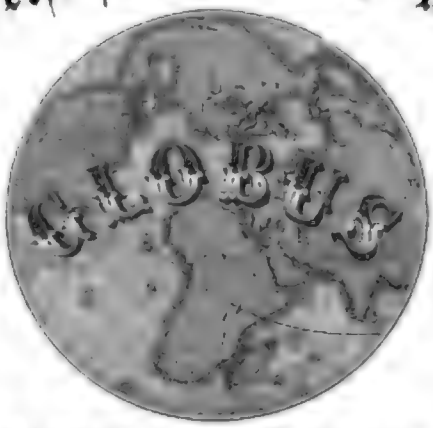
Ko.

— Warum der Arzt Dr. Otto Stoll, welcher Jahre lang ſich in Guatemala aufgehalten hat, keine Schädelmeſſungen an Indianern ausgeführt hat, ſagt er in beherzigenswerthen Worten in ſeinem Reiſewerke „Guatemala“ (S. 297): er hielt die Gewinnung von linguiſtiſchem Materiale für dringlicher. „Die Köpfe bleiben noch lange, nicht aber die Sprachen. Da der Menſch, wohl ſeit er „Menſch“ iſt, unter den ſtark variirenden Einflüſſen der Domeſtikation, des Lebens in Geſellſchaften, extenſiver Wanderung mit nachfolgender Kreuzung, in welcher komplicirende Faktoren, wie Vererbung und Rückſchlag, in nicht zu ermittelnder Ausdehnung mitwirkten, geſtanden hat, ſo möchte es noch fraglich erſcheinen, ob dem Schädel wirklich diejenige morphologiſche Bedeutung zukommt, die ihm gegenwärtig vielfach zugeſchrieben wird. Jedenfalls iſt in Gebrauch dieſes Kriteriums Behutſamkeit von Nöthen, wenn die Raſſenklaſſifikation einen anderen als künſtlichen Inhalt haben ſoll und man nicht Gefahr laufen will, Zuſammengehöriges zu trennen, Heterogenes zu vereinigen.“

Inhalt: Dieulafoy's Reiſe in Weſtperſien und Babylonien. XXX. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. O. Heyſelder: Die Michaelbucht am Kaſpiſchen Meere. (Mit einer Kartenſkizze.) — Prof. Dr. Eduard Petri: Unſer Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermiſchtes. (Schluß der Redaktion: 14. April 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIX. № 20.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dieulafoy's Reiſe in Weſtperſien und Babylonien.

XXXI.

Am Morgen des 19. December brachen die Reiſenden nach Kerbela auf, indem ſie, wie es ſcheint, am linken, öſtlichen Ufer des Euphrat nach Norden ritten, um die große Straße — bei dieſem Worte darf man aber nicht an einen europäiſchen Verbindungsweg denken — zwiſchen Baghdad und Kerbela zu erreichen. Die Landſchaft war überaus einförmig, zwar von zahlreichen Bewäſſerungsgräben durchſchnitten, aber zu jener Jahreszeit gänzlich öde und verbrannt, und ſo weit das Auge reichte, war weder Haus noch Dorf zu ſehen. Nur zwei Stunden vom Hügel Babil entfernt ſtieß man auf ein Araberlager, vor deſſen größtem, vom Häuptling bewohnten Zelte an langer Lanze eine Fahne flatterte. Der Scheich allein hat das Recht, ſeine Wohnung auf dieſe Weiſe zu bezeichnen; dort müſſen ſich beim erſten Alarmruf ſeine Krieger verſammeln, und Standarte und Waffe ſind dem Anführer dann gleich zur Hand. Selbſt der Schah von Perſien bezeichnet noch heute in genau derſelben Weiſe ſeinen Aufenthaltsort, mag er ſich nun in ſeinem Palaſte zu Teheran oder in irgend einem Jagdlager befinden.

Ein Unwetter, das heraufzog, ließ unſere Karawane vom richtigen Wege abkommen und ſich in einem Sumpfe verirren, aus welchem ſie ſich nur durch die Hilfe zufällig herbeikommender Kohlenbrenner heraus in das nächſte Dorf zu retten vermochte. Dort verbrachte ſie die Nacht in einem Karawanſerai, brach früh am nächſten Morgen auf, überſchritt bei Sonnenaufgang eine Schiffbrücke über den Euphrat und hatte damit die erſehnte Straße nach Kerbela erreicht. Von da an änderte ſich auch das Ausſehen der Landſchaft vollſtändig: an Stelle der öden Flächen treten prächtige mit tiefen Gräben und hohen Mauern umgebene Gärten und der Weg zieht ſich zwiſchen lauter Hainen von Dattelpalmen und Orangenbäumen, die von üppigſter Kraft ſtrotzen, dahin. Aber ſchon hier merkt man, daß man ſich einem Mittelpunkte des Fanatismus nähert: eine Menge Frauen, theils zu Fuß, theils zu Pferde, bewegt ſich nach beiden Richtungen hin auf der Straße und kann ſich nicht enthalten, dem verhaßten Franken allerlei Schimpfworte zuzurufen, während ihre Männer ſich mit böſen Blicken begnügen und außer dem Bereiche der Reitpeitſchen bleiben.

Vor dem monumentalen Stadtthore dehnt ſich ein weiter, mit Leichenſteinen, theils fertigen, theils erſt angefangenen, angefüllter Platz aus. Daneben hocken die Steinmetzen, warten auf die Ankunft der Leichentransporte und preiſen deren Führern ihre Waare mit verlockenden Worten an. Sobald man nach langem Feilſchen handelseins geworden iſt, laſſen ſie ſich ſofort die Namen des Todten, ſeiner Eltern und Nachkommen ſagen und graben ſo raſch, als es geht, die erforderliche Inſchrift ein, damit die Todten, endlich auf geweihter Erde angelangt, nicht länger auf das erſehnte Grab zu warten brauchen.

Das oben erwähnte Thor zu durchſchreiten, geſtatteten jedoch die Wächter den Fremden nicht, damit nicht die Augen der Pilger durch ihren Anblick verletzt würden; die Reiſenden mußten vielmehr an den Mauern entlang, an welchen zahlloſe arme Pilger mit ihrem elenden Gepäcke und abgezehrten Pferden im Freien lagerten, einen weniger belebten Zugang zu der heiligen Stadt ſuchen. Zuletzt erreichten ſie ein Thor und durch daſſelbe eine anſcheinend erſt vor kurzer Zeit durchgebrochene breitere Straße, die auf

ganz gerade Fahrt hat. Man fährt nur mit dem Wind, und wenn der Wind nicht will, muß man warten. Die Fahrt dauert gewöhnlich 3 Tage, kann aber auch 8 Tage dauern. Wenn man Glück hat, kann man sie auch in 24 Stunden machen. Die Fahrt kostet 3 Mark.

Der Segelkutter, der die Post befördert. Der Weg von Duala nach Victoria.

Auf dem Kutter ist es sehr eng. Es ist ein kleines Boot, das nur 2 Kajüten hat. Die Kajüten sind so klein, daß man nicht aufrecht darin stehen kann. Man kann nur darin liegen. Es ist sehr heiß darin. Man kann nicht schlafen. Es ist auch sehr naß darin. Wenn es regnet, kommt das Wasser durch das Dach. Wenn es stürmt, kommt das Wasser durch die Fenster. Wenn es nicht regnet und nicht stürmt, kommt das Wasser durch die Bretter. Es ist immer naß darin. Man kann nicht trocken bleiben. Man kann nicht warm bleiben. Man kann nicht kalt bleiben. Man kann nicht heiß bleiben. Man kann nicht schlafen. Man kann nicht essen. Man kann nicht trinken. Man kann nicht rauchen. Man kann nicht lesen. Man kann nicht schreiben. Man kann nicht denken. Man kann nicht beten. Man kann nicht singen. Man kann nicht pfeifen. Man kann nicht tanzen. Man kann nicht spielen. Man kann nicht arbeiten. Man kann nicht faulenzen. Man kann nicht leben. Man kann nicht sterben. Man kann nicht existieren. Man kann nicht nicht existieren. Man kann nicht sein. Man kann nicht nicht sein. Man kann nicht werden. Man kann nicht nicht werden. Man kann nicht vergehen. Man kann nicht nicht vergehen. Man kann nicht ewig sein. Man kann nicht nicht ewig sein. Man kann nicht unendlich sein. Man kann nicht nicht unendlich sein. Man kann nicht absolut sein. Man kann nicht nicht absolut sein. Man kann nicht Gott sein. Man kann nicht nicht Gott sein. Man kann nicht Alles sein. Man kann nicht nicht Alles sein. Man kann nicht Nichts sein. Man kann nicht nicht Nichts sein. Man kann nicht Etwas sein. Man kann nicht nicht Etwas sein. Man kann nicht Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht nicht Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas sein. Man kann nicht Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und Gott und Alles und Nichts und Etwas und Nichts und

lung ſeines Baghdader Konſuls hatte es das Dieulafoy'ſche Ehepaar zu danken, daß es bei einem chriſtlichen Kaufmanne, Namens Jeſus, Unterkunft fand. Dieſer räumte ihm zwar ſein beſtes Zimmer ein, aber Pferde vermochte er ihm nicht zu verſchaffen. Denn die wenigen Einwohner der Stadt, welche ſolche hätten verleihen können, beſaßen nur ſchöne Zuchtſtuten aus dem Hedſchaz und hätten nie darein gewilligt, ihr Vollblut durch Auflegen auch nur der geringſten Laſt zu entweihen oder es der Gefahr auszuſetzen, daß es den Beni Lâm, welche in der Wüſte zwiſchen dem Tigris und Dizful zelten, in die Hände falle. „Willſt Du meine Tochter?“ ſagte kürzlich ein Araberſcheich zum Gouverneur von Amara, „nimm ſie! Ich gebe ſie Dir lieber und 20000 Medſchidieh Ausſteuer dazu, als daß ich mich von meiner Lieblingsſtute Samas trennte.“

Erſt nach mehreren Tagen gelang es den Reiſenden, eine Reiſegelegenheit nach Dizful zu ermitteln; ſie konnten ſich einer von dort gekommenen Indigokarawane anſchließen und beſtimmten deren Tſcharvadar-baſchi dazu, ihnen ſechs von ſeinen Thieren zu überlaſſen. Zwar ſchützte derſelbe die Müdigkeit ſeiner Pferde vor und wollte nicht in ſo kleiner Geſellſchaft das Land der Beni Lâm durchziehen, aber als

Araberin vom Stamme der Beni Lâm.

ſich der perſiſche Konſul ins Mittel legte und Dieulafoy ihm den Werth der etwa abhanden kommenden Thiere zu erſetzen verſprach, willigte er ein und nahm Handgeld. Der türkiſche Muteſſarif dagegen verweigerte die Hergabe von vier Zaptiehs und erklärte dem Franzoſen, daß er die Reiſe nach Dizful ganz auf ſeine eigene Verantwortung unternähme.

Am 7. Januar gegen Mittag brachen ſie von Amara auf in der Abſicht, im Zeltlager Duëridſch zu übernachten. Nachdem ſie länger als vier Stunden an einem Kanale entlang geritten waren, machten ſie Halt, um die Pferde zu tränken, da es weiterhin nur noch bitteres Waſſer gab. Bald darauf begann es zu regnen; die Karawane mußte einen Sumpf paſſiren, verirrte ſich darin und war gezwungen, da die Nacht hereinbrach, dort zu warten, bis der Tag graute. Dann erſt, 31 Stunden, nachdem ſie Amara verlaſſen hatten, erreichten ſie Duëridſch, die Gattin des Reiſenden von heftigem Fieber geſchüttelt. Als ſich am 9. Januar Morgens das Wetter aufklärte, riethen die Maulthiertreiber zur Weiterreiſe, da man zu dieſer Jahreszeit

und auf der Höhe 200 m (Abb. 1). Sie ist, wie alle Pyramiden, von Ost nach West gerichtet, und ihre Seiten sind genau nach den Himmelsrichtungen orientiert. Ihre Grundfläche ist ein Quadrat von 144 m Seitenlänge, ihr Neigungswinkel beträgt 52°. Sie ist also steiler als die Cheopspyramide, deren Neigungswinkel 51° 52' beträgt. Ihr Rauminhalt beträgt 265 000 cbm, ihr Gewicht 700 000 t. Sie ist also kleiner als die Cheopspyramide, deren Rauminhalt 2 600 000 cbm und deren Gewicht 6 500 000 t beträgt.

Pyramide Nr. 1 von Meidum, mit Ruinen

Die Baugeschichte. Wenn wir auch kein genaues Datum für den Bau dieser Pyramide haben, so können wir doch annehmen, daß sie ungefähr zur gleichen Zeit wie die Cheopspyramide gebaut wurde. Denn sie ist ja, wie wir gesehen haben, kleiner als diese, und wir wissen, daß die Pyramiden immer größer wurden, je weiter die Zeit fortschritt. Wir können also annehmen, daß sie ungefähr um 2900 v. Chr. gebaut wurde. Sie ist also ungefähr 4900 Jahre alt.

Sie ist, wie alle Pyramiden, von Ost nach West gerichtet, und ihre Seiten sind genau nach den Himmelsrichtungen orientiert. Ihre Grundfläche ist ein Quadrat von 144 m Seitenlänge, ihr Neigungswinkel beträgt 52°. Sie ist also steiler als die Cheopspyramide, deren Neigungswinkel 51° 52' beträgt. Ihr Rauminhalt beträgt 265 000 cbm, ihr Gewicht 700 000 t. Sie ist also kleiner als die Cheopspyramide, deren Rauminhalt 2 600 000 cbm und deren Gewicht 6 500 000 t beträgt.

lichem Zelte ſie alle ihre Koſtbarkeiten und Waaren deponiren. Ebenſo müſſen dieſe Seids mit dem Muteſſarif und den Steuereinnehmern im Namen des Stammes verhandeln, und ſtets wiſſen ſie, Dank ihrem Anſehen und ihrer Unverletzbarkeit, es ſo einzurichten, daß ſie ſelbſt ein leichtes und bequemes Leben führen. Die Beni Lâm im Beſonderen brauchen ſich aber wenig um Soldaten und Steuererheber zu kümmern; da ihr Gebiet zu beiden Seiten der türkiſch-perſiſchen Grenze liegt, ſo halten ſie ſich bald hier, bald dort auf, je nachdem ſie in dem einen Lande verfolgt werden oder nicht, und erfreuen ſich ſo völliger Unabhängigkeit. Leider nützen ſie dieſelbe aber den Reiſenden gegenüber rückſichtslos aus; wer ſich nicht vorher mit ihrem Scheich verſtändigt und für jedes Laſtthier 10 Franken Steuer bezahlt, ſetzt ſich der Gefahr aus, geplündert und ermordet zu werden.

Am 11. Januar wurde die Reiſe in der bisherigen Weiſe fortgeſetzt und gegen Mittag zwei impoſante Bauwerke, ringsum von zum Theil hohen Schutthügeln, Reſten einſtiger Anſiedelungen, umgeben, erreicht. Das eine, Imamzade Duil, iſt eine elegante, langgezogene Kuppel, welche an das Grab der Zobeide erinnert. Das Grabmal hat aber weder Thür noch Wächter; Jedermann kann ungeſtört darin Unterkunft ſuchen und die reizenden Schuppenverzierungen der inneren Wölbung bewundern. Eine halbe Stunde weiter hin liegt der ebenſo verlaſſene, nur noch mehr verfallene Tag Aivan, ein Bauwerk ſaſſanidiſchen Urſprungs von 20 m Länge und von 9 m Breite, welches durchaus den

Brotbacken bei den Nomaden. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Eindruck einer gothiſchen Kathedrale macht. Das Vorkommen ſowohl von Spitzbogen als auch von dem weſentlichen Princip des Schiffes im Orient beweiſt nach Dieulafoy, daß die gothiſche Architektur dort ihren Urſprung genommen hat.

Bald darauf befand ſich die Karawane am Ufer des breiten und reißenden Kercha, den es zu durchfuhrten galt, um Dizful und ſpäter die Ruinen von Suſa zu erreichen. Der Strom theilt ſich hier beim Austritt aus den Bergen der Luren in mehrere Arme, deren jeder aber Tiefe und Schnelligkeit genug behält, um die Paſſage zu einer beſchwerlichen, wenn nicht gefährlichen zu machen. Gleich beim Ueberſchreiten des erſten Armes wurde eines der Maulthiere fortgeriſſen und konnte erſt 1800 m weiter unterhalb gerettet werden, wobei die Lebensmittel, die es trug, arg beſchädigt wurden. Beim folgenden Stromarme aber weigerten ſich die Thiere gänzlich, nochmals ins Waſſer zu gehen. Zum Glücke erſchienen am jenſeitigen Ufer einige Reiter auf ſchönen Pferden, welche die Verlegenheit der Reiſenden erkannten, herüberkamen, ſich an die Spitze der Karawane ſetzten und ſie glücklich hinüberbrachten. Einer der Führer war der Sohn Kerim-Chan's, des Häuptlings eines mächtigen Lurenſtammes, welcher ſeine Zelte je nach der Jahreszeit an den Ufern der Kercha oder am Fuße der Dizful benachbarten Berge aufſchlägt. Auf die Einladung des jungen Mannes hin betraten die Reiſenden das Zelt ſeines Vaters; man brachte ihnen Pfeifen, Thee, ſaure Milch und warmes Brot, welches die Männer des Stammes kurz vorher auf durch Feuer rothglühend gemachten kupfernen Platten gebacken hatten. Dann ſetzten Dieulafoy's ihre Reiſe fort, nachdem ſie mit ihrem Wirthe zahlloſe Glückwünſche ausgetauſcht hatten. „Von nun an bin ich Euer Bruder", ſagte der Lure, und um ſeinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, legte er beide Zeigefinger neben einander — ein auch bei den Arabern gebräuchliches Verfahren, um das Weſen der Brüderſchaft zu verſinnlichen.

Digitized by Google

Holländiſch-Indien im Jahre 1886.

Von Emil Metzger.

I.

Im Allgemeinen ſagt man wohl mit ziemlichem Rechte, daß die glücklichſten Zuſtände diejenigen ſind, welche am wenigſten in der Oeffentlichkeit beſprochen werden; auf die niederländiſch-indiſchen Beſitzungen, auf die man, im Auslande wenigſtens, nur ſelten gründlich eingeht, dürften die eben ausgeſprochenen Worte jedoch keine Anwendung finden, da man die Verhältniſſe, wie ſie ſich im Laufe der Zeit dort geſtaltet haben, wohl kaum befriedigend nennen kann. Daß man ſich mit denſelben ſo wenig beſchäftigt, muß in einer Zeit wie die unſerige, wo ſich ſo Vieler Augen überſeeiſchen Ländern zuwenden und durch nähere Verbindung mit denſelben die wirthſchaftliche Entwickelung des Vaterlandes zu höchſter Blüthe entwickeln zu können hoffen, Erſtaunen erregen, da man meinen ſollte, daß ein gründliches Studium der Entwickelungsgeſchichte der genannten Kolonien, ihres Entſtehens, ihres Aufblühens und ihres — wir wollen kein härteres Wort wählen — Stillſtandes, lehrreicher ſein würde und beſſere Früchte für die Praxis tragen müßte, als akademiſche Erörterungen, deren Grundlagen ſo häufig mehr der Welt der Vorſtellungen der betheiligten Perſonen anzugehören, als ſich auf wirkliche Thatſachen zu ſtützen ſcheinen.

Nun ſind allerdings die Einrichtungen und Zuſtände in den holländiſchen Kolonien ziemlich verwickelter Natur, ſo daß, wenn man ſich nicht ſehr eingehend mit denſelben beſchäftigt, es beinahe unmöglich wird, auch nur einigermaßen in den ziemlich ſpröden Stoff einzudringen, und es läßt ſich demnach leicht begreifen, daß nur wenige geneigt ſind, ſich der Mühe, denſelben durchzuarbeiten, zu unterziehen, beſonders weil das Reſultat doch nur einen theoretiſchen Werth beſitzen würde, da das geſchriebene Wort, namentlich wenn es in officieller Form erſcheint, oft weit von der Wirklichkeit abweicht. Unter ſolchen Umſtänden dürfte es gerechtfertigt ſein, wenn wir in den folgenden Zeilen den Verſuch machen, eine flüchtige Ueberſicht der gegenwärtigen Lage zu geben; natürlich müſſen wir ganz davon abſehen, die Entwickelungsgeſchichte der augenblicklichen Zuſtände bloß zu legen; ein Verſuch, dies zu thun, würde viel mehr Raum erfordern, als in den Rahmen einer Wochenſchrift paßt; wir begnügen uns daher mit einer kurzen Zuſammenſtellung von Thatſachen.

Wenn man mit einer Perſon ſpricht, die ſich für Holländiſch-Indien intereſſirt, ſo wird beinahe immer mit dem Namen des Landes der Krieg in Atjeh in einem Athem genannt; fangen wir alſo mit den dortigen Verhältniſſen an, wiewohl die Darſtellung derſelben eine traurige Einleitung zu dem Bilde bildet, welches wir bis vor einigen Jahren trotz mancher ernſten Seiten immer noch als ein ziemlich erfreuliches zu betrachten gewohnt waren. Nach vielen Experimenten hat man ſich endlich entſchloſſen, die „Concentrirung nach rückwärts“ durchzuführen, auf einer Baſis, die ſich etwa 11 km weit längs der Meeresküſte hinzieht, iſt landeinwärts ein Dreieck aufgeſetzt, deſſen Spitze ebenfalls ca. 11 km tief in das Land eindringt. Längs der nach Außen gekrümmten Seiten iſt das Vorterrain auf einer Breite von 700 bis 800 m raſirt, eine Reihe von Poſten bildet einen Cordon, der den eingeſchloſſenen Raum und die in demſelben befindliche Hauptſtellung gegen Angriffe und Beläſtigungen der unerbittlichen Feinde ſchützen ſoll.

In gewiſſer Beziehung hat dieſe Concentrirung ihre Vortheile gehabt; man hat die Ausgaben vermindert und, was noch wichtiger iſt, man hat einige Truppen aus dem Lande herausziehen können. Wie man auch über die Maßregel an ſich urtheilen möge, dem zuletzt genannten Umſtande muß ein ſehr hoher Werth zuerkannt werden, da vorher die Armee ſich in einem ſehr bedenklichen Zuſtande befand und es jetzt vielleicht möglich ſein wird, ſie nach und nach wieder zu retabliren. Daß aber die Haltung der Atjineſen irgend welche Aenderung erfahren, könnte auch der größte Optimiſt nicht behaupten; ſie führen ihren Guerillakrieg luſtig fort, laſſen ſich Gewehre und Patronen und, was ſie ſonſt nöthig haben, aus den Straits Settlements kommen — kürzlich noch wurde ein Dampfer mit einer Menge Kriegsbedarf abgefaßt — und ſie führen den Krieg mit Ueberlegung und Muth; nicht zufrieden damit, dem Feinde Schaden zuzufügen, ſuchen ſie ihm auch Verwickelungen zu bereiten. Die traurige Rolle, welche Holland und in gewiſſem Sinne auch England in der „Nifero“-Angelegenheit geſpielt haben, iſt unvergeſſen; die unglückliche Blockade, welche kaum unternommen, das Unzureichende der Marine in ein helles Licht ſtellte, iſt nicht ohne Einfluß geblieben; ganz vor Kurzem noch haben, wie der London- und China-Telegraph meldete, die Atjineſen in Olahleh das öſterreichiſche Kriegsſchiff „Nautilus“ beſchoſſen, vielleicht um ihren Feinden Unannehmlichkeiten mit einer europäiſchen Macht zu bereiten; nach anderen Berichten wurde ein chineſiſches Fahrzeug innerhalb der Stellung von ihnen genommen.

Daß der langanhaltende Krieg in Atjeh ſeine Rückwirkung auch in anderen Theilen des Landes äußert, kann nicht befremden, wenn man bedenkt, wie viele unſichtbare Fäden die Verbindung mit den verſchiedenen Theilen des Archipels unterhalten. Seitdem im Mai 1885 ein wohlüberlegter Mordanſchlag auf einige Europäer in Djambi gemacht wurde, ſind dort Unruhen zum Ausbruche gekommen, welche eine militäriſche Machtentwickelung nöthig machten, die jedoch noch keinen entſcheidenden Erfolg zu erzielen vermochte. Auch in anderen Theilen von Sumatra zeigte ſich bei der eingeborenen Bevölkerung eine gewiſſe Unruhe, ohne daß es jedoch zu ernſtlichen Aeußerungen derſelben gekommen wäre. Die Unruhen, welche im weſtlichen Borneo ſchon 1884 ausgebrochen waren und zu militäriſchen Maßregeln genöthigt hatten, wurden unterdrückt; die Kongſie Langſong wurde aufgelöſt, die arbeitſame chineſiſche Bevölkerung zerſtreute ſich. Im ſüdlichen Borneo wurde der Friede wieder hergeſtellt, dagegen auf Java ſelbſt ganz kürzlich Spuren einer Verſchwörung entdeckt. Alles das giebt zu denken; ob Gefahr in dieſer Hinſicht droht, läßt ſich nicht entſcheiden, immerhin aber ſcheint unter der Aſche ein weitverbreitetes Feuer zu glimmen, das vielleicht nur

eines Anſtoßes bedarf, um wenigſtens Ruheſtörungen zu veranlaſſen.

Es iſt nicht unmöglich, daß mit der Zeit auch einmal von den engliſchen Nachbarn auf Borneo Unannehmlichkeiten drohen; die Grenzen Sabahs gegen den niederländiſchen Beſitz hin ſind noch nicht definitiv feſtgeſtellt; die Frage iſt ſeit einigen Jahren ſchon in der Schwebe und wird, wie es ſcheint, auf engliſcher Seite abſichtlich offen gehalten. Intereſſant iſt in dieſer Richtung eine Aeußerung, welche gelegentlich der Behandlung des Themas „Nord-Borneo“ bei einer im R. Colonial-Inſtitute im Mai vorigen Jahres gehaltenen Verſammlung gemacht wurde. Einer der Redner ſagte nämlich in Beantwortung einer in Bezug auf die Grenzbeſtimmung geäußerten Frage, daß es beſſer ſei, die Grenzbeſtimmung in der Schwebe zu laſſen, um unter Umſtänden freie Hand zu haben. Wenn man den in verſchiedener Hinſicht großen Reichthum der Oſtküſte kennt und die eigenthümliche holländiſche Wirthſchaftspolitik berückſichtigt, kann man ſich dem Gedanken nicht verſchließen, daß hier einmal ernſte Schwierigkeiten entſtehen könnten. Daß ſich im öſtlichen Theile des Archipels wiederholt amerikaniſche Freibeuter gezeigt haben, erwähnen wir nur beiläufig; das Gerücht, daß auf Sumba und Sumbawa die franzöſiſche Flagge aufgepflanzt worden ſei, beruht wohl nur auf einem Mißverſtändniſſe.

Gegen alle inneren und äußeren Feinde ſollen das Landheer und die Flotte dienen. Erſtere zählte faktiſch (Ende 1884) gegen 1400 Officiere und etwa 30 000 Mann; unter letzteren etwa 13 500 Europäer, wobei 40 Proc. Ausländer (2386 Deutſche), 100 Afrikaner, die Reſte jener in Aſchanti für den Kriegsdienſt losgekaufter Sklaven und ihrer Nachkommen, 1700 Amboneſen und 15 000 Eingeborene verſchiedener Inſeln, aber der großen Mehrzahl nach Javanen. Die Amboneſen, die als Chriſten Schuhe tragen und den Sold der Europäer erhalten, ſollen jetzt verſtärkt werden. Wenn auch ſtreng genommen nicht zur Sache gehörig, dürfte die Mittheilung einiger ſtatiſtiſcher Angaben [1]) vielleicht unſeren Leſern nicht unwillkommen ſein, um ſo mehr als dieſelben möglicher Weiſe einen deutlicheren Einblick in manche Zuſtände gewähren, als lange Auseinanderſetzungen thun könnten. Unter den Officieren waren 217 in Niederländiſch-Indien, 1087 in den Niederlanden, 87 im Auslande geboren; von letzteren ſtammten 56 aus Deutſchland. Der Abgang an Officieren betrug 98 (darunter zwei vor dem Feinde geblieben, einer an den Wunden geſtorben), der Zugang 114. Der Abgang bei den Mannſchaften ſtellte ſich 1884 auf 351 Europäer, 545 Eingeborene durch Tod (darunter 27 Europäer, 17 Eingeborene vor dem Feinde geblieben, 18 Europäer und 10 Eingeborene an Wunden geſtorben), 649 Europäer, 1137 Eingeborene entlaſſen, 540 Europäer, 543 Eingeborene penſionirt, im Ganzen 1540 Europäer und 2225 Eingeborene, während der Zuwachs durch Werbung 2024 Europäer, 292 Amboneſen und 2827 Eingeborene betrug.

Die Flotte beſteht aus drei verſchiedenen Elementen, nämlich ſolchen Schiffen, welche noch der niederländiſchen Marine angehören und zeitweiſe nach Indien entſendet ſind, ferner einer Anzahl von Kriegsſchiffen, welche den holländiſchen Dienſt mit dem indiſchen Dienſte definitiv vertauſcht haben, und endlich der ſogenannten Gouvernementsmarine mit eigenen Schiffen, welche beſonders für lokale Zwecke und zum Theil auch auf den größeren Strömen gebraucht werden; die beiden erſten Klaſſen ſind mit Officieren und Mannſchaften der Königl. Niederländiſchen Marine beſetzt, außerdem führt jedes Schiff eine entſprechende Zahl Eingeborener zum Rudern der Boote. Die Gouvernementsmarine hat ein beſonderes Perſonal: Officiere und Maſchiniſten ſind Beamte im indiſchen Dienſte, die Mannſchaften Eingeborene. Eine gute Organiſation der Marine gehört ſeit Jahren ſchon zu den frommen Wünſchen, ſie ſcheint eben auf die verſchiedenartigſten Schwierigkeiten zu ſtoßen, unter denen der doppelte Oberbefehl, dem ſie in gewiſſer Hinſicht unterſtellt iſt, gewiß mit zu den bedeutendſten gerechnet werden darf. Der Oberkommandant der Marine ſteht nämlich als ſolcher unter den Befehlen des Generalgouverneurs, außerdem aber als Flagg-Officier der niederländiſchen Flotte unter dem Marineminiſter in Holland; da erſteres Verhältniß nur vorübergehend, letzteres dauernd iſt, kann es nicht ausbleiben, daß manche Widerſprüche und Unzuträglichkeiten aus demſelben entſtehen.

Das Material der Marine hat ſeit Jahren ſchon viel zu wünſchen übrig gelaſſen. Kurz vor Ausbruch des Krieges mit Atjeh gebrauchte der Generalgouverneur in einer Depeſche an den Miniſter der Kolonien den charakteriſtiſchen Ausdruck: „Zuſtand Marine traurig“, und trotz großer Anſtrengung haben die ermüdenden Dienſte, welche die Flotte im Atjehkriege zu leiſten hatte, nicht zugelaſſen, dieſelbe in einen nennenswerth beſſeren Zuſtand zu bringen; im Gegentheil hat die äußerſte Kraftanſtrengung, welche mit der gegen Ende 1884, man ſollte meinen probeweiſe, zur Ausführung gekommenen Blockade von Atjeh verbunden war, nicht allein ungeheure Leiſtungen der Bemannung gefordert, ſondern auch den Schiffen, namentlich den Maſchinen und Keſſeln, welche ſelbſt unter gewöhnlichen Umſtänden in Indien viel zu leiden haben, außerordentlichen Nachtheil zugefügt. Von 25 Schiffen der zweiten Klaſſe waren Ende 1884 13 in gutem Zuſtande; in den beiden folgenden Jahren ſollten, wie man erwartete, 6 Schiffe definitiv außer Dienſt geſtellt werden, 6 andere neue Keſſel erhalten müſſen; von 15 Dampfern der Gouvernementsmarine waren nur 4 in gutem Zuſtande, 11 hatten große Reparaturen oder neue Keſſel nöthig. 8 bis 9 Meilen iſt die größte Schnelligkeit, welche übrigens nur von einem einzigen, dieſen beiden Kategorien angehörigen Schiffe erreicht wurde (die Schiffe der erſten Kategorie ſind vollkommen tüchtig). Dieſe wenigen Worte werden genügen, um zu beweiſen, daß ſowohl für das Heer als für die Marine die Aufgabe, Indien gegen einen europäiſchen Feind zu vertheidigen, eine ſehr ſchwierige ſein würde, während der Atjehkrieg zur Genüge gezeigt hat, daß ein lange dauernder Kampf gegen einen eingeborenen Feind genügt, um die Kräfte und Leiſtungsfähigkeit beider Theile der bewaffneten Macht bis zu einer ſehr bedenklichen Grenze in Anſpruch zu nehmen. Ob dem abgeholfen werden kann? Im Augenblicke, wo wir dieſe Zeilen niederſchreiben, hat man ſich in Holland wieder einmal das Vergnügen gegönnt, in Verſammlungen Beſchlüſſe zu faſſen und der Regierung zur Beachtung zu empfehlen. Der wichtigſte iſt der, daß die Regierung dem Kriege mit Atjeh ein ſchnelles Ende machen ſolle; das würde ſie gewiß gerne thun, aber die Ausführung ſcheint nach den bisherigen Erfahrungen auf bedeutende Schwierigkeiten zu ſtoßen.

Wir können natürlich nicht alle Faktoren, welche in der indiſchen Staatsmaſchine eine Rolle ſpielen, hier zur Sprache bringen und müſſen uns begnügen, nur die wichtigeren derſelben zu berühren; unter denſelben ſtehen die Verbindungen mit dem Mutterlande, die Communicationsmittel in den Kolonien ſelbſt in erſter Linie. Letztere bilden wohl den

[1]) Wie immer, wenn nicht ausdrücklich etwas Anderes bemerkt iſt, den neueſten Colonialberichten der Regierung entnommen.

ſtärkſten Hebel für die Entwickelung, und, was Ferguſon [1]) für Britiſch-Indien und für Ceylon behauptet: daß die Eiſenbahnen da mehr mitwirken, um die Kaſten zu nivelliren und Aberglauben zu zerſtören, als alle Anſtrengung der Miſſionare und Schullehrer, obwohl auch dieſe zur Erreichung des Zieles viel beitragen, gilt gewiß für alle Länder, die unverhältnißmäßig ſchnell aus einer Art der Kulturentwickelung in eine andere übergeführt werden ſollen, und die man die verlorene Zeit mit Windeseile einholen laſſen möchte. Eine enge und häufige Verbindung mit dem Mutterlande hat aber in verſchiedener Hinſicht die größte Bedeutung; ihr Einfluß wird für den Einzelnen, individuell betrachtet, vortheilhaft und angenehm, für das Ganze, in mancher Beziehung wenigſtens, ſchädlich ſein. Um nicht zu weit abzuſchweifen, wollen wir nur auf einen Punkt hinweiſen: leichter und häufiger Verkehr mit dem Mutterlande erſchwert es dem Koloniſten, in der neuen Heimath Wurzel zu faſſen. Was die Verbindung Indiens mit Europa betrifft, ſo iſt die Zahl der Dampfer Legion, und auch der Telegraph ſorgt dafür, daß der „Vicekönig von Inſulinde“ hübſch abhängig bleibt vom Miniſter der Kolonien, und benimmt ihm einen großen Theil ſeiner Leiſtungsfähigkeit. Auch auf Handel und Induſtrie macht er ſeinen Einfluß geltend. In Indien ſelbſt beſteht außer der durchgehenden europäiſch-auſtraliſchen Verbindung nur ein Telegraphennetz auf Java und Sumatra mit 68 und 21 Bureaux und einer Leitungslänge von 5600 reſp. 2000 km. Auch unter ſich ſind dieſe beiden Inſeln verbunden, während die Verbindung mit den anderen Inſeln immer noch zu den frommen Wünſchen gehört, die wenig Ausſicht auf Erfüllung haben. Im Ganzen wurden gegen 370 000 bezahlte Telegramme mit einem Nettoertrage für die Staatskaſſe von etwa 500 000 Gulden befördert, dazu noch 30 000 Dienſttelegramme mit einem (rechnungsmäßigen) Ertrage von 115 000 Gulden. Das Telephon bricht ſich, bis jetzt noch in beſcheidenen Grenzen, Bahn. Der Ertrag des Briefverkehrs betrug etwa 800 000 Gulden; zur Beförderung kamen im inländiſchen Verkehre 4 Millionen Briefe (der vierte Theil etwa Dienſtbriefe), 2½ Millionen Druckſachen, 250 000 eingeſchriebene Briefe und über 700 000 Karten. Im auswärtigen Verkehre wurden beinahe 900 000 Briefe, 200 000 Druckſachen ꝛc. und etwas mehr als 40 000 Poſtkarten befördert.

Die Eiſenbahnen, welche auf Java beſtehen, ſind theils durch den Staat, theils durch Privatgeſellſchaften erbaut. Von den durch erſteren ſeit 1875 angelegten Bahnen haben die im öſtlichen Java eine Länge von etwa 480 km. Sie ſtellen die Verbindung Surabajas mit Probolinggo, Blitar und Surakarta her, wo ſie an das ſeit 1864 in Mittel-Java angelegte Netz der Privatbahnen anſchließen. Dieſe verbinden Samarang mit Surakarta und Djokjakarta; zwiſchen den zuerſt genannten Orten ſchließt ſich eine Zweigbahn nach Willem I. (der centralen militäriſchen Stellung) an. Die Länge beträgt im Ganzen 202 km. Von Djokjakarta wird eine Staatsbahn nach Tjilatjap — Hafen und Feſtung an der Südküſte — gebaut, welche 192 km lang werden wird. In Weſt-Java verbindet zunächſt eine kleine Staatsbahn (8½ km) Tanjong Priok, den neuen Hafen von Batavia, mit der Stadt, von wo eine Privatbahn nach Buitenzoog führt (55 km); hieran ſchließt ſich die weſtliche Staatsbahn über Bandong bis Tjitjalengka (183 km). Die Verbindung dieſes Ortes mit Tjilatjap, zu der der Entwurf ſchon lange vorliegt, dürfte mit Rückſicht auf die wegen der Terrainſchwierigkeiten zu erwartenden hohen Koſten, ſowie auf die Finanzlage, endlich auch auf den wirthſchaftlich vermuthlich nicht ſo bedeutenden Nutzen (die Bahn würde hauptſächlich zur Vollendung des ſtrategiſchen Netzes dienen) vorläufig nicht zur Ausführung kommen. Die öſtlichen Staatslinien geben etwa 57 Proc. vom Bruttoertrage, 6½ Proc. vom Anlagekapitale, die Weſtlinien (die übrigens 1884, auf welches Jahr dieſe Angaben ſich beziehen, noch nicht ganz in Betrieb waren) einen Nettoertrag von etwa 47 Proc. der Einnahme, aber nicht ganz 1½ Proc. des Anlagekapitals. Die Privatbahn in Mittel-Java, welche am längſten in Betrieb iſt, ergab 64 Proc., die in Weſt-Java 57 Proc. der Bruttoeinnahme als Gewinn. Die Aktien ſanken 1884 nie unter 145 Proc. Einige kleinere Linien, deren Conceſſion leider in verſchiedenen Händen iſt, befinden ſich im Baue. Die Geſuche um Conceſſion nehmen ſehr zu, unter allen iſt die wichtigſte die, welche eine Verbindung längs der Nordküſte (von Anjer ausgehend über Batavia und Samarang bis Surabaja) ins Auge gefaßt hatte; leider iſt die Ausſicht, dieſen Plan verwirklicht zu ſehen, vorläufig geſchwunden. Außerhalb Java iſt bis jetzt nur die auf Deli von einer Plantagengeſellſchaft unternommene kleine Linie (etwa 55 km) zu erwähnen, die wohl erſt im nächſten Jahre ganz vollendet werden wird; von allen Linien, die vorgeſchlagen werden, würde wohl diejenige, welche die Verbindung der Ombilienkohlenfelder in Weſt-Sumatra mit der Küſte bewerkſtelligen ſoll, in wirthſchaftlicher Beziehung die höchſte Bedeutung beſitzen. Seit Jahren ſchon wird über den Bau verhandelt. Die Regierung will ſie nicht ſelbſt anlegen, aber auch keine Rentegarantie übernehmen und ohne eine ſolche findet ſich kein Unternehmer.

Alle Theile des Archipels ſind durch regelmäßige Dampfſchiffahrt mit einander verbunden, welche durch eine von der Regierung unterſtützte engliſche Geſellſchaft eingerichtet iſt; außerdem iſt die große Fahrt ſowohl als die Küſtenfahrt ſehr lebhaft. Die letzten vollſtändigen Angaben, welche die Kolonialberichte geben, beziehen ſich auf das Jahr 1883; nach denſelben waren:

[1]) Ferguson: Ceylon in 1884.

Angekommen (Große Fahrt)	Dampfſchiffe	Kubikmeter Inhalt	Segelſchiffe mit europäiſchem Zeuge	Kubikmeter Inhalt	Segelſchiffe mit malayiſchem Zeuge	Kubikmeter Inhalt
Auf Java und Madura beladen	428	1 078 845	294	561 773	11	849
„ „ „ „ in Ballaſt . . .	22	82 824	46	99 234	—	—
Auf anderen Beſitzungen beladen	1472	984 685	120	77 868	1 594	114 169
„ „ „ in Ballaſt . . .	175	9 531	6	2 614	77	2 454
	2 097	2 155 885	466	741 489	1 682	117 472

Abgefahren (Große Fahrt)	Dampfschiffe	Kubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit europäischem Zeuge	Kubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit malayischem Zeuge	Kubikmeter Inhalt
Von Java und Madura beladen	362	1 013 998	297	616 770	14	877
„ „ „ „ in Ballast . . .	25	54 079	33	52 122	1	76
Von anderen Besitzungen beladen	1 314	679 430	121	88 604	1 174	76 979
„ „ „ in Ballast . . .	252	115 315	16	8 593	549	37 997
	1 953	1 862 822	467	761 089	1 738	115 929
Angekommen (Küstenfahrt)						
Von Java und Madura beladen	275	390 292	378	133 228	935	28 047
„ „ „ „ in Ballast . . .	—	—	16	10 657	56	868
Von anderen Besitzungen beladen	411	466 371	379	192 860	1 296	36 748
„ „ „ in Ballast . . .	3	958	18	15 444	59	1 079
	689	857 561	791	352 189	2 346	66 742
Abgefahren (Küstenfahrt)						
Von Java und Madura beladen	285	392 113	366	170 602	831	25 976
„ „ „ „ in Ballast . . .	3	1 282	84	24 612	156	3 779
Von anderen Besitzungen beladen	366	486 231	383	187 433	2 072	45 847
„ „ „ „ in Ballast . . .	3	1 178	24	41 297	24	334
	657	880 804	857	423 944	3 085	75 936

Die niederländisch-indische Handelsflotte zählte an über 30 cm messenden Schiffen am 31. December 1884:

Java	40 Dampfer	59 846 cbm Inhalt	1175 Segelschiffe	95 801 cbm Inhalt
Andere Besitzungen . . .	18 „	5 704 „ „	652 „	66 986 „ „
	58 Dampfer	65 550 cbm Inhalt	1827 Segelschiffe	162 787 cbm Inhalt

Für Rechnung von Privatpersonen wurden 1883 Waaren eingeführt

im Werthe von 137 401 082 Gulden; ausgeführt im Werthe von 151 893 525 Gulden,

und für Regierungsrechnung „ „ „ 8 421 585 „ „ „ „ „ 50 721 409 „

145 822 667 Gulden 202 614 934 Gulden

Der Werth der Ein- und Ausfuhr von und nach einigen Ländern (Privatrechnung) betrug:

	Einfuhr Gulden	Ausfuhr Gulden		Einfuhr Gulden	Ausfuhr Gulden
Deutschland	318 656	23 170	Singapore	33 784 066	29 336 862
Frankreich	1 508 592	5 083 790	Siam	1 720 588	44 966
Oesterreich	413 276	721 480	Saigon	4 493 391	82 659
England	22 122 549	14 474 280	China	1 901 606	290 404
Niederlande	52 122 155	46 988 489	Hongkong	748 579	222 101
Amerika	5 760 058	8 655 456	Timor delli	1 225 043	730 656
Britisch-Indien	8 706 597	512 280	Australien	2 171 442	4 088 310
Pulu Pinang	—	4 207 013			

Wir lassen nun die Angabe des Werthes der Ein- und Ausfuhr einiger Artikel folgen, welche erlauben, in Bezug auf das Leben der Eingeborenen und Kolonisten und auf Einnahmequellen wichtige Folgerungen zu ziehen, schicken denselben jedoch eine summarische Uebersicht der Bevölkerungsziffer (31. December 1883) voraus.

Dieselbe betrug mit Ausschluß der Armee und der Flotte 45 541 Europäer (darunter 34 912 in Indien Geborene), 351 252 Chinesen, 15 461 Araber, 7395 anderen orientalischen Rassen angehörige Personen, 20 367 944 Eingeborene auf Java; die Anzahl der Eingeborenen auf einzelnen anderen Inseln wird als zu unsicher gar nicht angegeben, die Totalziffer derselben außerhalb Java dürfte aber immerhin gegen 10 Millionen betragen.

Eingeführt wurden	Aus Holland	Aus anderen Ländern	Total
	Gulden	Gulden	Gulden
Eßwaaren	2 372 382	9 460 176	11 832 558
Reis	—	11 878 366	11 878 366
Bier	409 044	289 376	698 422
Branntwein	196 907	322 506	519 413
Genever	678 247	113 524	791 771
Allerhand Spirituosen	469 849	164 391	634 240
Wein	1 355 594	845 021	2 200 615
Mineralwasser	138 834	70 310	209 144
Manufakturen: baumwollene	20 194 949	17 757 260	37 952 209
Manufakturen: wollene u. halbwollene	1 929 191	745 112	2 683 303
Manufakturen: seidene u. halbseidene	587 823	1 299 125	1 886 948
Manufakturen: andere Arten	404 753	397 521	802 274
Modewaaren	375 796	674 030	1 049 826
Petroleum	443 071	6 067 962	6 511 033
Cigarren	180 480	3 087 276	3 267 756
Rauch- und Schnupftabak	71 317	877 603	948 920
Thee	—	1 041 899	1 041 899

Ausgeführt wurden u. A.	Nach Holland	Nach anderen Ländern	Total
Indigo (für den europäischen Markt)	3 459 448	78 496	3 537 944
Kaffee (geschält)	17 411 455	11 071 040	28 482 495
„ in der Schale	6 732 123	227	6 732 350
Zucker	6 370 791	53 872 743	60 243 534
Tabak	4 117 886	8 350 453	12 468 339
Thee	1 296 654	577 904	1 874 558
Zinn	2 154 559	884 381	3 038 940

Außerdem für Rechnung der Regierung:

Ausgeführt wurden u. A.	Nach Holland	Nach anderen Ländern	Total
	Gulden	Gulden	Gulden
Kaffee geschält	47 005 417	—	47 005 417
„ nicht geschält	207 261	—	207 261
Zinn	3 386 223	—	3 386 223

Die von der Ein- und Ausfuhr erhobenen Zölle, sowie die für den Gebrauch der Magazine bezahlte Pacht ergaben für die Regierung 1884 auf Java und Madura eine Einnahme von 8 677 212, auf den anderen Besitzungen von 1 389 767 Gulden. Unter den Einnahmequellen des Staates ist der Verkauf von Opium verhältnißmäßig eine der bedeutendsten; wie viel dagegen auch schon geschrieben und gesprochen ist, die Sache ist zu vortheilhaft, als daß der Staat sie aufgeben sollte. Für 1884 wurde der Gewinn am Verkaufe desselben (den die Regierung dem Pächter zu bestimmten Preisen liefert) auf Java und Madura allein auf beinahe drei Millionen, die von jenem bezahlte Pacht auf 12 Millionen Gulden angeschlagen; für die anderen Besitzungen lieferte diese Einnahmequelle etwa 3,7 Millionen. Leider würde es uns zu weit führen, wenn wir die einzelnen Einnahmen, die sich aus Patentrechten, Pachten, Kopfsteuer u. s. w. ergeben, eingehender besprechen wollten, was keine ganz leichte Aufgabe ist, da hinsichtlich derselben im ganzen Archipel durchaus keine Einheit besteht.

Ehe wir dazu übergehen, über Landbau und Industrie einige nähere Angaben zu machen, bemerken wir noch, daß der Salzverbrauch auf Java und Madura 1884 944 409 Pikols, à 125 Amsterdamer Pfund, auf den anderen Inseln zusammengenommen noch nicht ganz 200 000 Pikols betrug; das Pikol wurde auf Java zum Normalpreise von 6,72 Gulden verkauft (die Höhe des Preises erfährt in den verschiedenen Besitzungen und für verschiedenen Gebrauch kleine Aenderungen).

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

II. Zum Kilauea.

Ko. Hawaii ist verhältnißmäßig sehr schwach bevölkert, und wer in seinem Inneren reisen und von dem gewöhnlichen Wege, auf welchem er auf Gastfreundschaft rechnen kann, abweichen will, muß sich wie zu einer Expedition in unbewohnte Gebiete ausrüsten. Der Kilauea wird gewöhnlich von Hilo aus besucht, aber diese Stadt liegt auf der Regenseite der Insel, ihre Umgebung ist darum reich bewachsen und für geologische Forschungen sehr wenig geeignet. Landet man dagegen auf der Südseite, von wo aus die Vulkane ebenso gut zugänglich sind wie von Hilo aus, so kann man sicher auf trockenes Wetter rechnen und hat ein wenig bewachsenes Land vor sich, auf dem man die geologischen Verhältnisse in aller Bequemlichkeit studiren kann. Das war für den Geologen entscheidend, und Dutton benutzte darum den wöchentlich nach der Provinz Kau gehenden Dampfer, der ihn in reichlich anderthalb Tagen von Honolulu nach dem Dorfe Waiohinu brachte. Hier fand er gastfreundliche Aufnahme auf der Zuckerplantage Naalehu und konnte mit Hilfe eines dort angesiedelten Europäers die nöthigen Packthiere und Leute miethen; ein Eingeborener, der den ganzen Vulkandistrikt genau kannte, wurde als Führer engagirt und nach sechs Tagen konnte der Reisende aufbrechen, mit einem Zelte, Kochgeschirren und den nöthigen Provisionen für sechs Wochen versehen.

Der Kilauea ist von Naalehu in gerader Linie nur 45 Miles entfernt; der Abhang, ausschließlich von unzähligen über einander ergossenen Lavaströmen gebildet, erhebt sich ganz allmählich und besteht zum Theil aus noch erkennbarer Lava, zum Theil aber ist er verwittert und äußerst fruchtbar geworden. Die Zuckerpflanzung liegt auf einem Gebiete, das seit vielen Jahrhunderten von keinem neuen Ausbruche berührt worden ist, etwa 600 bis 800 Fuß über dem Meere. Wenig weiter nach innen erhebt sich das Terrain rasch bis zu 1800 Fuß und der Abhang der dadurch gebildeten Hügelkette besteht aus Thon mit zwischengeschichteten Lavabetten. Diese Terrassenbildung erstreckt

ſich um ganz Süd-Havaii herum, ſoweit ſie nicht durch neuere Lavaergüſſe unkenntlich gemacht worden iſt; auch die Terraſſe, auf welcher Naalehu mit den umgebenden Küſtendörfern liegt, hat genau dieſelbe Zuſammenſetzung aus Thon und Lavaſchichten und beide beweiſen, daß Süd-Havaii zwei bedeutende Hebungen, durch einen langen Zwiſchenraum getrennt, erfahren hat.

Die Straße von Waiohinu zum Kilauea läuft einige Miles weit der unterſten Terraſſe entlang, dann ſenkt ſie ſich in ſteilen Windungen hinunter zu dem am Meeresſtrande gelegenen Honuapo. Die unterſte Terraſſe weicht hier ein paar Meilen vom Strande zurück und bietet einen merkwürdigen Anblick, der ganz an die Mesas und Buttes der nordamerikaniſchen Prärien erinnert. Zwiſchen dieſen Maſſen ſind tiefe Einſchnitte, durch welche Lavaſtröme heruntergekommen ſind, die unten in der trockenen Ebene noch ſchwarz und unbewachſen liegen, während ſie je weiter nach oben deſto reichere Vegetation tragen, bis ſie in der Region der Nebel ganz unter dem Grün verſchwinden. Die Lavaſtröme ſelbſt zeigen zwei weit verſchiedene Typen. Der eine, von den Eingeborenen Pahoehoe genannt, iſt verhältnißmäßig wegſam; er beſteht aus lauter in einander verfließenden Schlackenbuckeln mit rundlicher Oberfläche, als habe man eine Unzahl Kübel mit halbflüſſigem Pech dicht neben einander ausgeſchüttet. Der andere Typus heißt bei den Eingeborenen A-a und wird von unzähligen ſcharfkantigen Schollen und Trümmern gebildet, über die kaum fortzukommen iſt. Beide Typen finden ſich an demſelben Lavaſtrome. So lange die Lava noch heiß iſt und raſch, d. h. mit einer Geſchwindigkeit von 15 bis 20 Miles ſtündlich, dahinfließt, bildet ſich auf ihr eine Kruſte, die aber fortwährend ſpringt und kleinen Strömchen den Durchgang geſtattet, welche auf ihr erſtarren und zu den einzelnen Buckeln des Pahoehoe werden. Sobald aber die Lava ſo weit abgekühlt iſt, daß ſie zähflüſſig wird, treten andere Erſcheinungen ein; es bildet ſich eine feſte dicke Kruſte, unter welcher die Lava ſich, wie das Eis eines Gletſchers, langſam weiter bewegt; die Kruſte bricht, mengt ſich mit der zähen glühenden Maſſe, es bildet ſich eine neue Kruſte, die wieder bricht, und ſo entſteht endlich die ſchollige Oberfläche des A-a, der „Superlativ von Rauhheit“.

Gleich der nächſte zu paſſirende Lavaſtrom bot ein ſchönes Beiſpiel von A-a, aber man hatte eine gute Chauſſee hindurchgeführt; er hat ſeinen ganzen wilden Charakter noch, obſchon die Tradition der Eingeborenen nichts über ſeine Entſtehung weiß, und er ſomit mindeſtens einige Jahrhunderte alt iſt. Ein zweiter Strom ähnlichen Charakters wird paſſirt, dann kommt die Pflanzung von Hilea und der Terraſſenrand. Eine genaue Unterſuchung ſtellt unwiderleglich feſt, daß dieſe alluvialen Thonſchichten unmöglich hier 1200 Fuß über dem nahen Meere abgelagert worden ſein können; ſie ſind im Meere gebildet und ebenſo die zweite und wahrſcheinlich auch eine dritte in ca. 3400 Fuß Höhe gelegene, aber bis faſt zur Unkenntlichkeit zerfreſſene Terraſſe. Weiterhin ſteigt der Weg bei Punaluu noch einmal zum Meere herab. Hier mündet eine der unzähligen Waſſeradern, welche alle unterirdiſch vom Mauna Loa herabfließen. Auf ſeiner ganzen ungeheuren Oberfläche findet ſich trotz des häufigen Regenfalles kein fließendes Waſſer, kleine Sturzbäche nach den allerſchwerſten Regen ausgenommen; alles Waſſer verſinkt alsbald und kommt meiſtens erſt unter dem Meeresſpiegel zum Vorſcheine, an einer Stelle ſüdlich der Inſel ſo ſtark, daß hier eine Störart, die ſonſt das Süßwaſſer aufſucht, ſtändig vorkommt.

Bei Punaluu verläßt man die Küſte und wendet ſich dem Berge zu, man marſchirt über Pahoehoe, die anfangs mit dünnem, dann aber bei der Pflanzung Pahala mit tiefgrundigem Verwitterungsboden bedeckt iſt. Der Rand der erſten Terraſſe liegt hier 1600 bis 1800 Fuß hoch und von ihm aus ſieht man in geringer Entfernung die etwa 1000 Fuß höhere zweite Stufe. Etwas zur Rechten liegt die Stelle, an welcher 1868 der berühmte große Schlammausbruch von Kapapala erfolgte. Er hat mit dem Vulkane eigentlich nichts zu thun, ſondern war ein ungeheurer Bergſchlipf; der mit Waſſer durchtränkte Thon des ſteilen Terraſſenrandes, durch die ſchweren Erdbeben von 1868 in ſeinem Zuſammenhange gelockert, gerieth bei einem neuen heftigen Stoße in Bewegung und ſchoß mit entſetzlicher Geſchwindigkeit bergab, ſo daß keiner von den Bewohnern des Dorfes Kapapala entrinnen konnte. Der Schlamm bedeckt eine Fläche von $2^1/_2$ Miles Länge und $^1/_2$ Mile Breite in einer Höhe von 40 bis 60 Fuß; heute iſt er ſchon wieder überwachſen und bietet eine üppige Weide.

Ein benachbarter Viehhof, Kapapala Ranch, iſt der letzte Platz auf dem Wege zum Kilauea, wo man Trinkwaſſer erhalten kann und iſt deshalb, ſowie wegen der bekannten Gaſtfreundſchaft ſeiner Beſitzer, eine beliebte Halteſtelle für die Touriſten, welche die Vulkane beſuchen wollen. Hier beginnen die Laven des Kilauea und des Mauna Loa ſich zu vermiſchen. Erſterer wird zwar gewöhnlich nur für ein Anhängſel des Mauna Loa gehalten, iſt aber viel unabhängiger von ihm, als man annimmt, was beſonders von Süden her deutlich ins Auge fällt. Der Boden tönt häufig hohl und überall ſieht man die charakteriſtiſchen Tunnelbildungen, wie ſie entſtehen, wenn ein Lavaſtrom unter der ſchon erkalteten Kruſte noch langſam weiter fließt; manche davon ſind 4 bis 5 Miles lang und 60 bis 80 Fuß weit, andere bilden nur kurze, aber geräumige Höhlen und ſchrumpfen dann zu einem engen Gange zuſammen. Dieſe Höhlungen ſind ſo zahlreich, daß man ſie bei der Berechnung der Geſammtmaſſe der Vulkane ernſtlich in Betracht ziehen muß.

Eine Zeit lang zieht der Weg zwiſchen den beiden Vulkanen hin. Man trifft hier eine Anzahl Aſchenkegel, die auf einer vom Kilauea auslaufenden Radialſpalte an einander gereiht ſind. Aehnliche Spalten laufen auch nach anderen Seiten von dem Lavaſee aus; daß ſie vollkommen unabhängig ſind von dem Radialſpaltenſyſteme des Mauna Loa, iſt auch ein ſchlagender Beweis für die Selbſtſtändigkeit des Kilauea. Weiterhin verläßt der Weg die Ueberreſte der oberſten Terraſſe und windet ſich nun über nackte Pahoehoefelder der Höhe zu. Es iſt eine unbeſchreibliche Einöde, ringsum nur die nackte braune Lava mit ihrer ſeltſam geformten höckerigen Oberfläche, ein großartiger, feierlicher, aber troſtloſer und monotoner Anblick, der ſich nur mit dem erſten Erblicken des Meeres oder der Wüſte oder eines nordiſchen Eisfeldes vergleichen läßt. Aehnliche Lavaflächen finden ſich nur noch am Snake River in Nordamerika und vielleicht in Island. Ein paar Meilen weiter legt ſich ein hoher Damm aus wild zerriſſenen Schollen quer über die Pahoehoe, der Rand eines A-a-Feldes, das früher die Erreichung des Kilauea von dieſer Seite her ſehr erſchwerte; es wird von einem Strome gebildet, der vom Mauna Loa 35 Miles weit bis zur Meeresküſte bei Punaluu reichte, aber anſcheinend ſchon in vorhiſtoriſcher Zeit ergoſſen wurde. Man hat an ſeiner ſchmalſten Stelle, wo er nur ungefähr eine Mile breit iſt, einen guten Weg ſchnurgerade darüber gebahnt, und ſo gelangen die Reiſenden ganz bequem hinüber und folgen ſeinem Rande einige Stunden lang, bis der Pfad ſich ganz direkt dem Kilauea zuwendet. Der Aufſtieg iſt ſo ganz allmählich, daß man ihn nur mit Hilfe des Barometers

konſtatiren kann. Etwa 12 Miles weiter legt ſich wieder eine Barriere in den Weg; der Reiſende erſteigt ſie durch eine kleine Regenſchlucht und ſieht ſich plötzlich auf einer ſchmalen Plattform, welche dicht vor ihm gegen 500 Fuß in einen ungeheuren ſchwarzen Keſſel abſtürzt; er ſteht am Rande des Kilauea.

III. Der Kilauea.

Ko. Der Weg von Kau herauf trifft den Kilauea an dem Weſtrande und zieht um ſein Nordende herum nach dem am Oſtrande gelegenen Volcano Houſe, wo alle Beſucher Nachtquartier nehmen. Schon nach anderthalb Miles ſteigt man ſteil empor zum höchſten Punkte des Kilauea-Randes, 4200 Fuß über dem Meere. Hier bietet ſich an wolkenfreien Tagen eine wunderbare Fernſicht. Unmittelbar hinter dem Beſchauer erhebt ſich der Rieſendom des Mauna Loa, der vielleicht nirgendwo einen ſo großartigen Eindruck macht als von hier aus; im Norden ragt, kaum minder großartig, der Mauna Kea und gerade zu Füßen liegt 700 Fuß tief der Boden des Kilauea, eine ſchwarze dampfende Ebene, aus welcher eine wild zerriſſene chaotiſche Felsmaſſe vielleicht bis zur halben Höhe des Randes aufragt. Eine ſchwarze ſteile Felſenwand umgiebt die Ebene ringsum, aber unmittelbar am Rande beginnt wieder die tropiſche Vegetation in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht. Aber nur auf einer Seite, denn die lange Achſe des Kilauea bildet eine ſo ſcharfe Wetterſcheide, wie man ſie ſchwerlich zum zweiten Male auf der Welt findet; darum auf der Windſeite ewiger Regen und üppiger Pflanzenwuchs, auf der Leeſeite öde, dürre Lava.

Aber für diesmal war hier kein Bleiben; Menſchen und Thiere bedurften der Ruhe und eilten dem gaſtlichen Volcano Houſe zu. Erſt am anderen Morgen begann die genauere Unterſuchung, und auf den erſten Blick fiel dem Geologen auf, daß es ſich durchaus nicht um einen Krater im gewöhnlichen Sinne handle, ſondern zweifellos um eine Einſturzbildung, welche in Europa nur ein Analogon hat, das Val di Bove am Aetna. Der Makuaweoweo auf der Höhe des Mauna Loa ſo gut wie das ungeheure Becken auf der Höhe des Haleakala ſind genau in derſelben Weiſe gebildet durch den Einſturz der Bergkruſte, welche früher ein Lavareſervoir überdeckte und durch deſſen Durchbruch an einer tieferen Stelle ihren Halt verlor. Dutton ſchlägt für ſolche Bildungen den Ausdruck Caldera vor, deſſen Annahme ſich empfehlen würde. Solche Calderen haben ſich nicht auf einmal in ihrer ganzen Ausdehnung gebildet, ſondern ſind durch Nachſtürze immer größer geworden. Auch am Kilauea läßt ſich das in der Stufenbildung der Wände erkennen, welche die Anlage von ſicheren Pfaden nach der Bodenfläche hinab erleichtert hat.

Dutton fand den Kilauea nicht als den ausgedehnten Feuerſee, wie er gewöhnlich beſchrieben wird. Faſt zwei Meilen weit vom Rande erſtreckt ſich neugebildete ſchwarze Pahoehoe, dann erhob ſich ein ſteiler, gegen 100 Fuß hoher Schlackenwall und erſt auf ſeinem Gipfel ſah er ſich am Rande eines Lavaſees von nierenförmiger Geſtalt, etwa 450 Fuß lang und 300 Fuß breit, umgeben von ſenkrechten Wänden von 15 bis 20 Fuß Höhe. Eine ſchwarze Lavakruſte überdeckte die Feuermaſſe, nur hier und da ſchimmerte die Gluth durch; die Hitze war durchaus nicht unerträglich. Dann und wann bricht einmal die Gluth durch und die Lava kocht für ein paar Minuten an einer kleinen Stelle, aber bald ſchließt ſich die Oeffnung wieder. Dann bilden ſich Riſſe am Rande, Lava tritt aus, aber auch ſie überdeckt bald wieder eine ſchwarze Kruſte. Auf einmal ändert ſich die Scene; ein Netzwerk von Spalten überzieht die ganze Oberfläche, Scholle um Scholle verſinkt in der Gluth, die ganze Oberfläche wird eine kochende Maſſe und hebt ſich langſam empor, die ſtrahlende Hitze wird unerträglich und zwingt zum Rückzuge. Aber ſchon nach wenigen Minuten beginnt die Oberfläche matter zu werden, es bilden ſich dunkle Schollen und bald iſt wieder die ganze Oberfläche ſchwarz und das Spiel beginnt von Neuem. Ein ſolcher Vorgang dauert 40 Minuten bis etwa zwei Stunden. Die Erklärung des regelmäßigen Wechſels iſt nicht ganz einfach. Gewöhnlich nimmt man an, daß Lava bei einer Temperatur, die wenig über dem Erſtarrungspunkte liegt, ſpecifiſch am leichteſten iſt und dann allmählich ſchwerer wird; ſobald ſie vollſtändig feſt geworden iſt, kann ſie darum nicht mehr auf der flüſſigen Maſſe ſchwimmen und ſinkt unter. Dutton bezweifelt aber, daß die von unzähligen Luftblaſen erfüllte feſte Lava wirklich ſchwerer ſei als die flüſſige und ſchlägt darum eine andere Erklärung vor. Er nimmt an, daß die oberſten paar Zolle der Kruſte durch die bei der raſchen Abkühlung gebildeten Luftblaſen leicht genug ſind, um ſich ſchwimmend zu erhalten, daß aber ſich dann an ihrer Unterſeite andere Schichten abſetzen, die langſamer abkühlen und darum weniger Luftblaſen bilden; dieſe ſind darum ſpecifiſch ſchwerer und ſchließlich wird die Rinde ſo dick, daß die flüſſige Lava ſie nicht mehr trägt und ſie bricht zuſammen.

Auch bezüglich der Bildung von Pele's Haar iſt Dutton anderer Anſicht als die meiſten Geologen. Gewöhnlich nimmt man an, dieſe haarförmigen Schlacken bildeten ſich, indem die kochende Oberfläche des Lavaſees kleine Partikelchen in die Höhe ſchleudere, die vom Winde ausgezogen und weggeführt werden. Dutton ſah ſie maſſenhaft entſtehen, obſchon die Lava nicht kochte und nur ein ſchwacher Wind wehte. Er ſchreibt ihre Entſtehung dem entweichenden Waſſerdampfe zu; jedes Bläschen nimmt eine Umhüllung von zäher Lava mit empor und zieht ſie zu Wolle aus, wenn es von der erhitzten Luft emporgewirbelt wird.

Die Lavaſeen des Kilauea wechſeln ihre Stelle ziemlich häufig. Der gegenwärtige, als New Lake bekannte, hat ſich 1881 gebildet; 1878 war ein größerer am Nordende, deſſen Stelle heute nicht mehr beſtimmbar iſt, 1853 beſtanden fünf oder ſechs. Heute beſteht noch ein zweiter Lavaſee, den die Eingeborenen für den Hauptſee anſehen und darum Halemauman nennen, wie früher der ganze Krater hieß. Er liegt auf der Höhe der oben erwähnten bis zur Hälfte der Umwallung aufragenden Schlackenmaſſe und iſt in ſtändigem Sieden und Kochen begriffen, ſo daß ſich hier eine Kruſte nicht bilden kann. Die Annäherung iſt ſchwierig und gefährlich, da auch die Umgebung eine lebhaftere Thätigkeit zeigt; ſeine Länge beträgt 1000, ſeine Breite 600 Fuß. Das Kochen, offenbar durch entweichende, wahrſcheinlich ſchweflige Gaſe bedingt, findet nur an einigen öfter wechſelnden Stellen ſtatt; die ſogenannten „blowing cones“, verkehrt trichterförmige Schlackenmaſſen, welche aus einer Oeffnung an der Spitze Dampf ausſtoßen, wurden nicht geſehen. Der Halemauman zeigte überhaupt keine ſchwimmenden Schlacken.

Ein dritter großer Lavaſee, Old South Lake, beſtand bis 1880 in der Südecke des Caldera; er iſt nun vollſtändig überrindet, aber nichts weniger als erloſchen; aus den Spalten quillt immer noch von Zeit zu Zeit Lava hervor und man muß beim Betreten der Stelle ſehr vorſichtig ſein.

Eine Vergleichung des heutigen Zuſtandes mit dem von älteren Beſuchern beſchriebenen ſcheint auf eine Abnahme der Feuererſcheinungen zu deuten, aber es wäre ein großer Irrthum, wenn man daraus auch auf eine Abnahme der

vulkaniſchen Thätigkeit ſchließen wollte. Vor Allem iſt die Caldera heute um 400 bis 500 Fuß weniger tief als vor 40 Jahren, die Lavamaſſe alſo um eben ſo viel geſtiegen, und kurz nach Dutton's Beſuche durchbrach ſie die Schlackendecke und verwandelte ungefähr für einen ganzen Monat die Hälfte des Calderabodens in einen ungeheuren Lavaſee, indeß ohne daß ein Durchbruch nach außen erfolgt wäre.

Die Caldera des Kilauea wird vom Mauna Loa durch eine Einſenkung geſchieden, die allerdings nur 340 Fuß tief iſt; ſie muß aber ſchon deshalb als ganz unabhängig von ihm angeſehen werden, weil es abſolut unmöglich wäre, daß die Lava im Schlunde des Mauna Loa 9300 Fuß höher emporſteigen könnte, wenn ſich unten eine kommunicirende Oeffnung befände. Kilauea liegt aber nicht auf dem höchſten Punkte der von ihm aufgebauten Maſſe, ſondern ein paar Miles weſtlich davon; alte Lavaſtröme gehen darum auch nicht von dem Caldera, ſondern von der Spitze aus, und ebenſo die Spalten, auf welchen die Aſchenkegel ſtehen. Hier finden ſich auch Bimsſtein und andere Auswurfsprodukte, vielleicht die Zeugen des Ausbruches von 1789, welcher in den Traditionen der Kanaken eine große Rolle ſpielt und bei welchem das Heer des Königs Keona von Hilo, das zum Angriffe gegen Kau vorrückte, von den Schwefeldämpfen der erzürnten Pele vernichtet wurde. — Am Südende der Caldera klafft ein gähnender Spalt von 12 bis 15 Fuß Weite, in der Umgegend als der 16-Meilen-Spalt bekannt, weil er ſich in gerader Linie 16 Meilen weit erſtreckt; er trägt zahlreiche Aſchenkegel und ſtößt an verſchiedenen Stellen noch Dampf aus.

Weiter öſtlich liegt eine kleinere, doch immer 1500 bis 1600 Fuß im Durchmeſſer meſſende Caldera, Kilauea-iki, Klein-Kilauea genannt, und noch etwas weiter eine zweite, größere, Poli-o-Keawe genannt. Kleinere Einſenkungen finden ſich in Menge längs einer Linie, welche bis nach Nanawale am Meere reicht. Hier iſt nach der Tradition noch unter der Regierung eines jeden Königs ein Ausbruch erfolgt, der letzte im Jahre 1840; das ganze Gebiet iſt nun aber ſo dicht mit Wald überwachſen, daß genauere Unterſuchungen ſehr ſchwierig ſind.

Dutton denkt ſich die Entſtehung des Kilauea in folgender Weiſe. Eine mächtige Lavamaſſe iſt aus der Tiefe bis nahe an die Oberfläche vorgedrungen, mit oder ohne eigentliche Eruption; die glühende Maſſe ſchmilzt einen Theil der oberflächlichen Felſen; ſinkt dann ihre Oberfläche plötzlich in Folge eines Lavadurchbruches im tieferen Niveau, ſo verliert die Decke ihren Halt und ein Theil ſtürzt ein. Nach dem Aufhören der Eruption ſteigt die Lava wieder und der Proceß beginnt von Neuem, und der nächſte Ausbruch vergrößert die Caldera. Daß der Boden, unter welchem doch zweifellos überall Lava glüht, nicht einſinkt, wie an dem New Lake, ſcheint davon herzurühren, daß er ausſchließlich aus ganz leichter blaſiger Pahoehoe beſteht.

IV. Der Mauna Loa.

Reiſende, welche vom Kilauea aus den Mauna Loa beſteigen wollen, gehen gewöhnlich bis Kapapala zurück und benutzen von dort aus einen bequemen Weg. Dutton hatte aber dazu gar keine Luſt und beſchloß den direkten Aufſtieg zu verſuchen. Der Weg führt über reiche Grasflächen und durch die charakteriſtiſchen Wälder des Koabaums, die früher den Eingeborenen ihre Canoes und jetzt ein geſuchtes Tiſchlerholz liefern; er herrſcht in den Zonen von 4000 bis 6000 Fuß vor und bildet noch ausgedehnte Beſtände, hat aber neuerdings ſehr durch das verwilderte Rindvieh gelitten, das keinen Nachwuchs aufkommen läßt.

Ein mächtiger rauher Lavaſtrom zwingt zu einem erheblichen Umwege, auf welchem ſein unteres Ende umgangen wird; dann ſteigt man zu einem Viehhof hinauf, wo eine cementirte Ciſterne Trinkwaſſer für Menſchen und Vieh liefert; in der Nähe ſind die Ueberreſte einer dritten Terraſſe noch ziemlich deutlich zu erkennen. Hier in Ainapo machen alle Bergbeſteiger Halt, denn hier findet man zum letzten Male Feuerholz, Waſſer und Gras beiſammen. Das Gehöft liegt in 4200 Fuß Höhe und bietet eine prachtvolle Ausſicht aufs Meer hinab. Auch Dutton machte hier Station, um zunächſt einmal die Ausbruchsſtelle von 1880 zu beſuchen. Unter Führung eines eingeborenen Ziegenjägers brach er am anderen Morgen dorthin auf, ſchlug aber ſchon in 6700 Fuß Höhe das Lager auf, um zunächſt einmal die umliegenden Lavaſtröme zu erforſchen; beim Morgengrauen am nächſten Tage ging es weiter hinauf, immer über kahle Lava, zwiſchen unzähligen Strömen verſchiedenen Alters hindurch. Mit möglichſter Vermeidung des A-a, der immer vorherrſchender wird, bringt der Führer den Reiſenden bis zu 11800 Fuß, aber hier können die Maulthiere nicht weiter und müſſen zurückgelaſſen werden. Etwa eine Meile weiter erreicht man die ungeheure Spalte, aus welcher der Lavaſtrom von 1880, einer der größten, die je beobachtet wurden, hervorbrach; ſie iſt bald eng, bald erweitert ſie ſich zu Höhlen und Löchern, in deren Tiefe man die obſidianartige Lava ſieht. Nirgends iſt ein Auswurfskegel zu erkennen, die Lava iſt ausgeſtrömt wie eine ruhige Quelle. Sie iſt an drei verſchiedenen Stellen und zu verſchiedenen Zeiten ausgebrochen; der erſte Strom floß in den Raum zwiſchen den beiden Bergen und bedeckte innerhalb dreier Wochen etwa 12 bis 15 Quadratmiles. Etwas ſpäter brach ein wenig tiefer der zweite Strom aus und überdeckte einen Raum von 10 Miles Länge und $^1/_2$ bis $^3/_4$ Mile Breite nach Kau hinunter; der Hauptſtrom war aber erſt der dritte, der wieder etwas tiefer ausbrach und bei einer Länge von 45 Miles und einer Breite von 3 Miles erſt ganz kurz vor dem Hafen von Hilo Halt machte. Dem Ausbruch war eine lebhaftere Thätigkeit in der Gipfelcaldera vorausgegangen, ganz wie man dieſelbe auch 1855 und 1859 beobachtete; die Ausbruchsſtelle liegt etwa 800 Fuß unter dem Boden derſelben. Nur wenig weiter nordweſtlich liegt die Ausbruchsſtelle von 1855, ſo wenig auffallend, daß man kaum glauben mag, daß aus ihr die Lava ununterbrochen dreizehn Monate lang floß.

Nach einem ſehr nöthigen Raſttage in Ainapo brach Dutton zur Beſteigung des Gipfels auf; es führt nur ein paſſirbarer Weg dahin, der ohne Führer nicht zu finden iſt, auf dem man aber bis zur Spitze hinaufreiten kann. Man kann die Entfernung, 20 Miles oder 10 Wegſtunden, in einem Tage machen, aber Dutton zog vor, zwei Tagemärſche daran zu wenden und an der Vegetationsgrenze zu lagern. In der Waldregion bietet ſich überreiche Gelegenheit zur Jagd; alle eingeführten Hausthiere, ſelbſt Pferde und Eſel, treiben ſich hier verwildert herum, am häufigſten ſind Rinder und Ziegen; die gleichfalls ſehr häufigen Schweine hält Dutton nicht für verwilderte Hausſchweine, ſondern für eine einheimiſche, der indoneſiſchen nächſt verwandte Raſſe. In nächſter Nähe des Lagers, das bei 6700 Fuß aufgeſchlagen wurde, gelang es noch am Nachmittag, ein paar Schweine und eine junge Kuh zu erlegen und ſo die Geſellſchaft reichlich mit friſchem Fleiſche zu verſorgen.

Am anderen Morgen genügte ein halbſtündiger Marſch, um die letzten Spuren der Vegetation hinter ſich zu laſſen,

und ein fünfſtündiger Ritt brachte den Reiſenden auf die ausgedehnte Hochfläche, welche den Gipfel des Mauna Loa bildet. Sie hat eine Länge von fünf, eine Breite von vier Meilen, und man hat noch ungefähr 1½ Meilen zurückzulegen, bis man an den Rand der Caldera, des Makuaweoweo, gelangt. Die Hochfläche iſt rauher und unebener als die Abhänge, kleinere Lavamaſſen haben ſich aus unzähligen Spalten ergoſſen, aber nirgends ſieht man eine Spur von einem Aſchenkegel.

Ganz plötzlich ſteht man an dem ſenkrechten Rande der Caldera. Der Anblick iſt großartiger als der des Kilauea, obſchon die Dimenſionen etwas geringer ſind. 600 Fuß tief ſtürzen die Felſen ringsum ſenkrecht ab und nur an einer Stelle iſt ein Abſtieg möglich. Von vulkaniſcher Thätigkeit war augenblicklich durchaus nichts zu bemerken, keine glühende Lava, keine Spur von Dampf, der Lavaſee völlig überrindet. Aber es waren kaum zwei Jahre ſeit der großartigen Eruption verfloſſen, wo der Makuaweoweo Lavamaſſen bis zu 1000 Fuß Höhe emporſchleuderte und die ganze Gegend erhellte, bis die Lava von 1880 durchbrach. Die Caldera iſt etwa drei Miles lang, 1¾ breit, ihr Boden beſteht ausſchließlich aus ſchwarzer Lava, die jedoch nicht in einer Ebene liegt; nur an der Weſtſeite ſtand ein kleiner Aſchenkegel dicht am Rande, erſt 1878 entſtanden. Am Nordoſtrande kann man ohne ſonderliche Gefahr hinabſteigen, erſt am ſenkrechten Abhange über dem erkalteten Lavaſee findet man Schwierigkeiten. Der Boden gleicht im Ganzen dem des Kilauea, nur daß die Lavaſeen fehlen; ſelbſt ein dem Poli-o-keawe entſprechender kleinerer Anhang findet ſich. Es ſcheint aber, als ob die Lavamaſſe ſelbſt nach ſchweren Ausbrüchen nicht in derſelben Weiſe in die Tiefe ſänke, wie man das zu wiederholten Malen am Kilauea beobachtet hat. Freilich vergehen aber auch Jahre, ohne daß Jemand den Gipfel des Mauna Loa beſteigt, während Kilauea ſo zu ſagen unter fortwährender polizeilicher Aufſicht ſteht.

Dutton verbrachte eine Nacht in der Caldera, aber ſie erweckte keine Sehnſucht nach einer zweiten. Die Erforſchung der Umgegend lieferte ihm den unumſtößlichen Beweis, daß auch Makuaweoweo nicht die Folge einer ungeheuren Exploſion iſt, welche den Gipfel des Vulkans hinwegſchleuderte, ſondern ein Einſturzbecken, gerade wie Kilauea. Doch finden ſich auf der Höhe auch Spuren von zahlreichen Ausbrüchen, die man am Aetna oder Veſuv ſchon bedeutend nennen würde; ſie gelangen oft gar nicht zur Beobachtung, da der Mauna Loa mindeſtens die Hälfte des Jahres hindurch von einem dichten Wolkenſchleier verhüllt iſt und ſein Gipfel nur ſelten beſucht wird.

Die Wolken beſchäftigten den Reiſenden auch faſt ausſchließlich während des Abſtieges. Die des Paſſatwindes erheben ſich nur ſelten über 8000 Fuß, während ihre Unterfläche bis zu 4000 und ſelbſt 2000 Fuß hinabreicht. Ueber ihnen iſt die Luft immer heiter und der 100 engliſche Meilen entfernte Gipfel des Haleakala auf Maui iſt vom Mauna Loa aus vollkommen deutlich ſichtbar, während man unterhalb des Wolkengürtels ſelbſt auf 15 bis 20 Miles hin eine Inſel von der anderen aus nicht erkennt. Zwiſchen 8000 bis 10000 Fuß herrſcht faſt konſtant Windſtille, weiter oben ſpürt man andere Luftſtrömungen, meiſt dem Paſſat gerade entgegengerichtet; auch Stürme ſind hier häufig, aber bis jetzt fehlen noch alle genaueren meteorologiſchen Beobachtungen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Dem Verlangen Vieler, etwas Zuſammenhängendes über diejenigen Gebiete, welche unſere Kolonialpolitik in den Vordergrund des Intereſſes gerückt hat, zu erfahren, kommen mehrere Publikationen aus dem Verlage von Greßner und Schramm (Leipzig) in erwünſchter Weiſe entgegen, indem ſie das in Büchern und Zeitſchriften zerſtreute Material an Nachrichten und Abbildungen geſammelt und geſichtet vorführen. Namentlich ſind es die drei Bände von „Europas Kolonien. Von Dr. H. Roskoſchny“, welche 1) das Congogebiet und ſeine Nachbarländer (namentlich Stanley's und Brazza's Reiſen und die Errichtung des Congoſtaates), 2) Südafrika bis zum Sambeſi und Kap Frio und 3) Afrikas Oſtküſte und das Seen-Gebiet behandeln. Der Geograph von Fach findet darin natürlich vielfach Bekanntes aus älterer und neuerer Zeit; für ein großes Publikum wüßten wir augenblicklich keine beſſere Zuſammenſtellung zu nennen. Daſſelbe gilt von „Karl Hager, Kaiſer Wilhelms-Land und der Bismark-Archipel“ deſſelben Verlages.

— Nach einer Mittheilung von Generalkonſul Playfair (Geol. Magaz. 1885, S. 562) iſt ein prachtvolles Marmorlager bei Kleber in der Provinz Oran an der ſogenannten Montagne griſe gefunden worden, wo ſich auf einer Fläche von ca. 1500 Morgen eine ganze Maſſe der ſchönſten Marmorvarietäten, weiß, roſenroth geſcheckt, auch der prachtvollſte Giallo antico finden. Die Brüche gehören einem Italiener in Oran, Namens del Monte.

— Zur Ergänzung der auf S. 157 ff. des laufenden Bandes abgedruckten Mittheilungen über die Buren von Humpata entnehmen wir einem ſpäteren Briefe des Herrn P. J. van der Kellen noch folgende Angaben: Die Kubango-Kommiſſion iſt unverrichteter Sache zurückgekehrt, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Es ergiebt ſich, daß ſie nur eine Demonſtration zum Zwecke hatte, und daß die Mittel nicht genügten, ſich im Umbellalande feſtzuſetzen. Am 31. Auguſt kam die Nachricht, daß die Hottentotten einen Einfall in portugieſiſches Gebiet gemacht und ſich Moſſamedes genähert hatten; die Regierung machte keine Anſtalten, ihnen entgegenzutreten, ſondern erſuchte die Buren, dies zu thun, die jedoch ſich herzlich dafür bedankten. Dieſe Hottentotten ſind verwegene Räuber, die in früherer Zeit durch die Buren nach Damraland zurückgedrängt, jetzt aber in der Behandlung der Waffen ſehr geübt ſind. Die engliſchen Händler, welche Damraland beſuchten, haben ſie mit den beſten Hinterladern ausgerüſtet, haben ſie reiten gelehrt und ſie dann zur Jagd auf Strauße und Elephanten verwendet. So ſtehen ſie den Buren im Gebrauche von Pferden und Waffen durchaus nicht nach und ſind dadurch für die Portugieſen, von denen man nicht daſſelbe ſagen kann, ſehr gefährliche Feinde geworden. Sie haben keine permanente Wohnungen und pflanzen Nichts für ihren Unterhalt; bis vor wenigen Jahren lieferte die Jagd, deren reichen Ertrag ſie in der Walfiſchbai verkauften, reichliche Mittel, um ſich Pulver und Blei und, was ihnen noch wichtiger iſt, Branntwein und Kaffee anſchaffen zu können. Dieſe Quelle iſt jetzt

erschöpft, die Elephanten sind beinahe alle aus der Gegend verschwunden und die Hottentotten sind jetzt auf Raub angewiesen, was um so mehr zu bedauern ist, als sie ihre Züge gegen eine Kolonie richten, welche anfängt, eine gewisse Entwickelung zu erreichen. — Im nächsten Jahre (1886) wird ein großer Zuzug von Buren aus Transvaal erwartet; die Furcht vor den Schwierigkeiten der Reise scheint dort nicht so groß zu sein als der Wunsch, die gegenwärtige Umgebung zu verlassen. Die Ernte, mit welcher man bei Abgang des Briefes gerade beschäftigt war, machte auf van der Kellen den Eindruck, daß der Ackerbau auf der Hochfläche noch einer bedeutenden Entwickelung fähig sei; Qualität und Quantität des gewonnenen Korns sind sehr bedeutend.

— Die „Berl. Pol. Nachr." geben „auf Grund authentischer Angaben" von der Ausdehnung der neuen deutschen Schutzgebiete über einige Volksstämme in Südafrika folgende Uebersicht: Das Gebiet der Hereros, des nach allen Berichten am höchsten unter jenen Stämmen stehenden Volkes, umfaßt einen fast quadratischen Flächenraum zwischen dem 19. und 23. Grade südl. Br. und dem 15. und 19. Grade östl. L. (von Greenwich). Die Bevölkerung besteht aus den eigentlichen Hereros, welche den ziemlich ebenen südöstlichen Theil des Gebietes bewohnen, und den Berg-Damaras, oder, wie sie sich selbst nennen, Jhaukoin, welche den gebirgigen nordwestlichen Theil inne haben. Die Hauptstadt Okahandya, Residenz des Maherero, in welcher der deutsche Reichskommissär für das südwestafrikanische Schutzgebiet, Dr. Goering, den Vertrag mit dem Herrscher abschloß, liegt in dem eigentlichen Hererogebiete, ziemlich nahe an der Grenze des bereits längst unter deutschem Schutze stehenden Namaqua-Landes, an den Ausläufern des Gebirges. Südlich vom Hererolande liegt das bedeutend kleinere Gebiet der Bastards von Rehoboth, zu beiden Seiten des Wendekreises des Steinbocks, von welchem es ungefähr in der Mitte durchschnitten wird, etwa zwischen dem 16. und 18. Grade östl. L. und dem 24. und 26. Grade südl. Br. Noch weiter südlich liegen die Gebiete der Namaqua in Gibeon (24. bis 25. Grad südl. Br. und 18. Grad östl. L.), deren Häuptling sich Moses Witboi nennt, und der Namaqua von Berseba (23. bis 25. Grad südl. Br. und 17. bis 18. Grad östl. L.). Das Oberhaupt des letzteren Stammes, Jakobus Izaak, hat sich bereits am 28. Juli 1885 unter deutsches Protektorat gestellt. Das umfangreichste aller dieser Gebiete ist dasjenige des rothen Volkes, dessen Häuptling, der Kapitän Manasse, zu Hoachanas residirt. Das rothe Volk hat die Landstriche inne, welche die vier oben beschriebenen Gebiete im Osten in einem großen Bogen umfassen, und welche sich etwa als ein nach Westen gebogenes Horn darstellen, dessen Basis auf dem Namaqua-Lande ruht, während seine Spitze, das Herero-Land umschließend, bis an das Ovambo-Land heranreicht. Seine östliche Grenze läuft von der nördlichsten Biegung (zu West) des Oranje-Flusses, sich bis über den 22. Grad östl. L. hinaus in die Kalahari-Wüste hineinziehend und den 20. Grad östl. L. ungefähr unter dem 19. Grade südl. Br. schneidend, bis etwa zum 17. Grade östl. L., nördlich vom Ovambo-Flusse. Allerdings liegt dieses Gebiet zu einem Theile in der englischen Interessensphäre, es werden also dort, wie es auch der siebente Punkt des Vertrages vorsieht, noch genauere Grenzbestimmungen nothwendig werden, wie denn überhaupt die Gebiete aller dieser, zum größten Theil nomadisirenden Stämme bisher durchaus nicht feste Grenzen aufwiesen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der letzte Census der Hawaiischen Inseln vom Jahre 1884 hat nach „Nature" im Vergleiche zu demjenigen von 1878 einige bemerkenswerthe Resultate ergeben. In diesen sechs Jahren haben sich die unvermischten Eingeborenen von 44 088 auf 40 014 vermindert, die Mischlinge dagegen von 3420 auf 4218 vermehrt. 1878 zählten die chinesischen Einwanderer nur 5916 Köpfe, 1884 aber das Dreifache: 17 931. Alle anderen Bestandtheile der Bevölkerung haben gleichfalls zugenommen: die portugiesischen Arbeiter von 436 auf 9377, die Einwanderer aus den Vereinigten Staaten von 1276 auf 2066, die britischen Unterthanen von 883 auf 1282, die Deutschen von 272 auf 1600 u. s. w. Die Zahl der im Archipel von fremden Eltern geborenen Kinder wuchs von 947 (1878) auf 2040 (1884), die Gesammtbevölkerung von 57 985 auf 80 578, trotzdem die Eingeborenen in den sechs Jahren um etwa 10 Proc. abgenommen haben. So haben wir hier das friedliche Erlöschen einer Rasse anscheinend in Folge von Naturgesetzen vor Augen. Die Hawaiier regieren sich selbst unter einem einheimischen Souverän und unter ihren gewohnten Bedingungen, und doch verschwinden sie reißend rasch, einfach in Folge der Anwesenheit anderer Stämme, ohne Krieg oder irgend eine andere der Ursachen, welchen man gewöhnlich den Verfall der Völker zuschreibt. So bieten die socialen Verhältnisse jenes Archipels gerade jetzt in mehrfacher Hinsicht ein interessantes Studium dar.

Nordamerika.

— Der englische Geologe Mellard Reade macht in seiner Eröffnungsrede in der geologischen Gesellschaft in Liverpool darauf aufmerksam, daß die von den amerikanischen Beobachtern herausgerechnete Periode, innerhalb deren der Mississippi sein Flußgebiet um einen Fuß erniedrigt, mit 6000 Jahren um mindestens ein Viertel zu lang gegriffen ist, da man dabei nur die dem Wasser mechanisch beigemengten Substanzen in Betracht gezogen hat. Rechnet man auch die gelösten Stoffe mit, so genügen schon 4500 Jahre, um das Land um einen Fuß zu erniedrigen.

— In Guanajuato in Mexiko, wo seit Menschengedenken kein Schneefall vorgekommen ist, fielen nach einer Mittheilung im „American Naturalist" am 5. Februar dieses Jahres bei + 4 bis 5° C. binnen wenigen Stunden 8 Zoll Schnee.

— Schon in den alten Zeiten vor der spanischen Eroberung war nach Dr. O. Stoll (Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878 bis 1883) der Kakao ein beliebtes Nahrungsmittel der Indianer gewesen. Linguistische Gründe machen es höchst wahrscheinlich, daß der Gebrauch des Kakao sich von Mexiko aus zu den Maya-Stämmen von Centralamerika verbreitet habe. Im mexikanischen Nahuatl bedeutet Cacauatl die Kakaobohne, und die sämmtlichen, in den Sprachen der Maya-Familie gebräuchlichen Ausdrücke für Kakao sind bloß Verstümmelungen dieses mexikanischen Wortes. Kakaobohnen dienten in den vorspanischen Zeiten als Münze, und heute noch bedienen sich die Indianer vieler Gegenden bei ihren kleinen Handelsgeschäften häufig derselben als Scheidemünze, wobei etwa 16 Bohnen für einen Cuartillo (¼ Real = 16 Centimes) gerechnet werden. Acht Bohnen gelten als „Racion".

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXI. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Metzger: Holländisch-Indien im Jahre 1883. I. — Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane. II. III. IV. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 29. April 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 21.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dieulafoy's Reiſe in Weſtperſien und Babylonien.

XXXII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Rings um das Lager des Lurenhäuptlings Mohammed dehnen ſich weite Getreidefelder und grüne Weiden aus; weiterhin zeigen ſich längs der von Karawanen belebten Straße nach Dizful zahlreiche Dörfer, deren Gärten die Fruchtbarkeit des Bodens beweiſen, welchem vielfach nur die Arbeit des Ackerbaues und die Bewäſſerung fehlt. So zogen ſie von Oaſe zu Oaſe hin, bis ſich Dizful ihren Blicken darbot. Die Stadt liegt an dem aus den Bergen Luriſtans herabkommenden Ab-Dizful und zieht ſich amphitheatraliſch auf einem ſehr ſteil abfallenden Ufer hin; ihr Anblick iſt ein überaus freundlicher. Schon lange, ehe die Karawane ſie erreichte, erfreuten ſich die Reiſenden an ihren von der Abendſonne beſchienenen Gärten, den übereinander aufſteigenden Terraſſen der Häuſer und der großartigen Brücke, der die Stadt ihren Namen verdankt (diz = Feſtung, pul = Brücke, alſo Dizful = Feſtungsbrücke). Dieſes Bauwerk, den Angaben der perſiſchen Geſchichtsſchreiber zufolge von Ardeſchir Babegan ausgeführt, beſteht aus rieſigen Pfeilern, welche nach römiſcher Art aus Gußmörtel mit einer Ueberkleidung von Hauſteinen errichtet ſind, während die älteſten aus Ziegeln erbauten Bogen in ganz perſiſchem Stile auf die Zeit Sultan Saladin's zurückgehen.

Bei vollkommener Nacht ließen die Reiſenden ein großes plumpes Gebäude, die Sommerreſidenz des Gouverneurs, zur Linken und betraten die Brücke. Das am anderen Ende derſelben gelegene Stadtthor war ſchon ſeit Sonnenuntergang geſchloſſen und der Wächter weigerte ſich, es zu öffnen. Marcel Dieulafoy reichte alſo zunächſt dem letzteren ein Trinkgeld hinüber, aber dieſer fand daſſelbe ungenügend und gab es mit würdevoller Geſte zurück, in der Hoffnung, daß es vergrößert würde. „Das Thor" — ſagte er — „wird bei Sonnenaufgang geöffnet werden; laß mich ſchlafen." „Du findeſt das Geſchenk zu klein?" ſchrie Marcel, indem er mit dem Kolben ſeiner Flinte gegen das Thor ſchlug. „In einer Viertelſtunde wirſt du mich umſonſt zum Statthalter führen. Inzwiſchen laufe zum Hakim und bringe ihm dieſen Brief Sr. Hoheit Zelle Sultan; die Leute im Palaſte werden dir ſchon ſagen, ob du klug gehandelt haſt!" Durch dieſe Drohung eingeſchüchtert, nahm der Wächter das Schreiben, prüfte das Siegel, wurde plötzlich milde geſtimmt und reichte den Begleitern des Reiſenden zur Beruhigung eine brennende Waſſerpfeife hinaus. „Entſchuldige mich, Excellenz, das Land wird von Räubern unſicher gemacht. Ich glaubte, es mit Beni Lâm zu thun zu haben. Gleich ſuche ich die Schlüſſel." Damit entfernte er ſich. Inzwiſchen ſtellte ſich ein Genoſſe von ihm ein und bettelte: „Excellenz, ſchenke einem Unglücklichen, der im erſten Schlafe geſtört worden iſt, ein kleines Bakſchiſch!" „Erſt öffnen" — war die Antwort — „dann wollen wir weiterſehen." Und dann öffnete ſich das alte Thor, in ſeinen Angeln knarrend, um die kleine Karawane einzulaſſen und mit ihr zugleich einige Kohlenbrenner, welche gleichfalls zu ſpät gekommen waren und ſich ſchon darauf gefaßt gemacht hatten, die Nacht auf ihren Bündeln gelagert hinzubringen.

Abb. 1. Die Schule von Athen.

Digitized by Google

Der 17. Oktober 1905 war, wie schon der Name sagt, ein Kompromiß zwischen Regierung und Opposition. Die Regierung gab die Einberufung der Duma zu, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Konstituante. Die Regierung gab das Versprechen, daß kein Gesetz ohne Zustimmung der Duma in Kraft treten könne, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Ministerverantwortlichkeit. Die Regierung gab das Versprechen, daß die Duma das Budget bewilligen müsse, die Opposition verzichtete auf die Forderung des allgemeinen Wahlrechts. Die Regierung gab das Versprechen, daß die Duma das Recht der Interpellation haben solle, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Republik. Die Regierung gab das Versprechen, daß die Duma das Recht der Gesetzesinitiative haben solle, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Abschaffung der Todesstrafe. Die Regierung gab das Versprechen, daß die Duma das Recht der Ministeranklage haben solle, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Abschaffung der Monarchie. Die Regierung gab das Versprechen, daß die Duma das Recht der Gesetzesinitiative haben solle, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Abschaffung der Monarchie.

Der Zarenpalast in Zarskoje Sselo.

Wahlgesetz. Das Wahlgesetz vom 11. Dezember 1905 ist ein Kompromiß zwischen Regierung und Opposition. Die Regierung gab die Einberufung der Duma zu, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Konstituante. Die Regierung gab das Versprechen, daß kein Gesetz ohne Zustimmung der Duma in Kraft treten könne, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Ministerverantwortlichkeit. Die Regierung gab das Versprechen, daß die Duma das Budget bewilligen müsse, die Opposition verzichtete auf die Forderung des allgemeinen Wahlrechts. Die Regierung gab das Versprechen, daß die Duma das Recht der Interpellation haben solle, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Republik. Die Regierung gab das Versprechen, daß die Duma das Recht der Gesetzesinitiative haben solle, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Abschaffung der Todesstrafe. Die Regierung gab das Versprechen, daß die Duma das Recht der Ministeranklage haben solle, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Abschaffung der Monarchie. Die Regierung gab das Versprechen, daß die Duma das Recht der Gesetzesinitiative haben solle, die Opposition verzichtete auf die Forderung der Abschaffung der Monarchie.

Ehre, so ist es für Jedermann begreiflich, daß Alles, was diese Ehre in Frage stellt, mit Entrüstung zurückgewiesen wird. Wenn nun Jemand, der sich in seiner Ehre gekränkt glaubt, Genugthuung fordert, so ist es Pflicht des Beleidigers, diese Genugthuung zu geben, und wenn er sich weigert, so ist er ehrlos. Wenn aber Jemand, der sich in seiner Ehre gekränkt glaubt, Genugthuung fordert, so ist es Pflicht des Beleidigers, diese Genugthuung zu geben, und wenn er sich weigert, so ist er ehrlos. Wenn aber Jemand, der sich in seiner Ehre gekränkt glaubt, Genugthuung fordert, so ist es Pflicht des Beleidigers, diese Genugthuung zu geben, und wenn er sich weigert, so ist er ehrlos.

Ein Duell in Paris.

Ehre, so ist es für Jedermann begreiflich, daß Alles, was diese Ehre in Frage stellt, mit Entrüstung zurückgewiesen wird. Wenn nun Jemand, der sich in seiner Ehre gekränkt glaubt, Genugthuung fordert, so ist es Pflicht des Beleidigers, diese Genugthuung zu geben, und wenn er sich weigert, so ist er ehrlos. Wenn aber Jemand, der sich in seiner Ehre gekränkt glaubt, Genugthuung fordert, so ist es Pflicht des Beleidigers, diese Genugthuung zu geben, und wenn er sich weigert, so ist er ehrlos. Wenn aber Jemand, der sich in seiner Ehre gekränkt glaubt, Genugthuung fordert, so ist es Pflicht des Beleidigers, diese Genugthuung zu geben, und wenn er sich weigert, so ist er ehrlos.

b. Weiber und Kinder der Hererohäuptlinge. Die Weiber der Hererohäuptlinge sind in ihrer Kleidung und Lebensweise den Europäerinnen schon sehr nahe gekommen. Sie tragen Kleider, Schuhe und Strümpfe, wohnen in Häusern und kochen auf Herden. Ihre Kinder besuchen die Schule und lernen Deutsch. Die Weiber der Hererohäuptlinge sind in ihrer Kleidung und Lebensweise den Europäerinnen schon sehr nahe gekommen. Sie tragen Kleider, Schuhe und Strümpfe, wohnen in Häusern und kochen auf Herden. Ihre Kinder besuchen die Schule und lernen Deutsch.

Weiber und Kinder der Hererohäuptlinge.

c. Hererokrieger. Die Hererokrieger sind in ihrer Kleidung und Lebensweise den Europäern schon sehr nahe gekommen. Sie tragen Kleider, Schuhe und Strümpfe, wohnen in Häusern und kochen auf Herden. Ihre Kinder besuchen die Schule und lernen Deutsch. Die Hererokrieger sind in ihrer Kleidung und Lebensweise den Europäern schon sehr nahe gekommen. Sie tragen Kleider, Schuhe und Strümpfe, wohnen in Häusern und kochen auf Herden. Ihre Kinder besuchen die Schule und lernen Deutsch.

Hererokrieger.

d. Hererofrauen. Die Hererofrauen sind in ihrer Kleidung und Lebensweise den Europäerinnen schon sehr nahe gekommen. Sie tragen Kleider, Schuhe und Strümpfe, wohnen in Häusern und kochen auf Herden. Ihre Kinder besuchen die Schule und lernen Deutsch. Die Hererofrauen sind in ihrer Kleidung und Lebensweise den Europäerinnen schon sehr nahe gekommen. Sie tragen Kleider, Schuhe und Strümpfe, wohnen in Häusern und kochen auf Herden. Ihre Kinder besuchen die Schule und lernen Deutsch.

Hererofrauen.

e. Hererokinder. Die Hererokinder sind in ihrer Kleidung und Lebensweise den Europäerkindern schon sehr nahe gekommen. Sie tragen Kleider, Schuhe und Strümpfe, wohnen in Häusern und kochen auf Herden. Ihre Kinder besuchen die Schule und lernen Deutsch. Die Hererokinder sind in ihrer Kleidung und Lebensweise den Europäerkindern schon sehr nahe gekommen. Sie tragen Kleider, Schuhe und Strümpfe, wohnen in Häusern und kochen auf Herden. Ihre Kinder besuchen die Schule und lernen Deutsch.

Hererokinder.

f. Hererohäuptlinge. Die Hererohäuptlinge sind in ihrer Kleidung und Lebensweise den Europäern schon sehr nahe gekommen. Sie tragen Kleider, Schuhe und Strümpfe, wohnen in Häusern und kochen auf Herden. Ihre Kinder besuchen die Schule und lernen Deutsch. Die Hererohäuptlinge sind in ihrer Kleidung und Lebensweise den Europäern schon sehr nahe gekommen. Sie tragen Kleider, Schuhe und Strümpfe, wohnen in Häusern und kochen auf Herden. Ihre Kinder besuchen die Schule und lernen Deutsch.

Hererohäuptlinge.

Jos. Scheffel, dem Dichter des Trompeters, ist ein Denkmal, das in Bronze ausgeführt wird, in Karlsruhe errichtet worden. Es ist ein Werk des Bildhauers Hermann Volz in Karlsruhe, der sich bereits durch mehrere Arbeiten, wie die Statue des Markgrafen Karl Friedrich, die Statue des Großherzogs Leopold, die Statue des Großherzogs Friedrich I. und die Statue des Großherzogs Friedrich II. in Karlsruhe, bekannt gemacht hat. Unser Bild

Jos. Scheffel.

stellt Scheffel in der Tracht des Trompeters von Säckingen dar, wie er, die Laute in der Hand, sein Lied singt. Die Figur ist 2,50 m hoch und ruht auf einem Sockel von Muschelkalk, der 3,50 m hoch ist. Auf der Vorderseite des Sockels befindet sich ein Relief, das Werner von Oberland darstellt, wie er dem Trompeter von Säckingen die Laute reicht. Auf der Rückseite des Sockels befindet sich ein Relief, das Scheffel darstellt, wie er seine Laute dem Knaben Conradin Kreutzer reicht. Das Denkmal wird im Laufe des Monats Juli enthüllt werden.

Holländiſch-Indien im Jahre 1886.

Von Emil Metzger.

II.

Bei Beurtheilung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe der holländiſchen Beſitzungen in Aſien darf man zwei Kardinalpunkte nicht aus dem Auge verlieren, einmal, daß, wenn dort von Induſtrie geſprochen wird, gewöhnlich nur der Landbau gemeint wird, zweitens aber, daß auch jetzt noch unter allen Plantagenbeſitzern die Regierung in erſter Linie genannt werden muß. Es iſt bekannt, daß die Kompagnie, ſpäter ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts der Staat lange Zeit eigentlich nur Handel in tropiſchen Produkten getrieben hat; die Anpflanzung ſelbſt hat er erſt ſeit 1830 in großem Maßſtabe ſelbſt in die Hand genommen und ſeit jener Zeit hat er ſich gleichzeitig auf den Standpunkt des Händlers und des Groß-Induſtriellen geſtellt. Jedoch hat heutzutage die Privat-Induſtrie eine Ausdehnung gewonnen, die ſie zu einem ſehr anſehnlichen Faktor für die wirthſchaftlichen Zuſtände des Landes macht.

Des beſſeren Verſtändniſſes wegen wollen wir hier kurz zuſammenfaſſen, in welcher Art Privatperſonen Beſitz dort erwerben und ländliche Unternehmungen begründen können, wenn wir damit allerdings auch auf frühere Vorgänge zurückgreifen müſſen. Die alte oſtindiſche Kompagnie hatte ſchon den Anfang gemacht, kleinere und größere Grundſtücke in der Nähe von Batavia zu verkaufen, doch erſt im Anfange dieſes Jahrhunderts fingen ſolche Verkäufe in großem Maßſtabe an. Durch dieſelben gingen die Ländereien mit ihren Bewohnern in die Hände des neuen Eigenthümers — meiſtens eines Europäers oder Chineſen — über, d. h. die Inſaſſen waren verpflichtet, ihm in ebenſolcher Weiſe, wie ſie es dem Landesherrn (reſp. der holländiſchen Regierung, wo ſie an die Stelle deſſelben getreten war) gethan, Dienſte zu leiſten; der Landherr darf jedoch dieſe verpflichteten Dienſtleiſtungen nicht im Intereſſe ſeiner für den europäiſchen Markt beſtimmten Anpflanzungen verwenden. Später, als nach dem Pariſer Frieden der neue König der Niederlande wieder in den Beſitz der Kolonie getreten war, hätte man gern den veräußerten Beſitz wieder erworben, konnte jedoch nur in ſehr beſchränktem Maße dieſen Wunſch zur Ausführung bringen. In den Ländern der ſogenannten unabhängigen Fürſten, des Sultan von Djokja und des Sunanan von Solo, hatten und haben noch Europäer in ähnlicher Weiſe Grundbeſitz, aber nur in Pacht bekommen, wobei ihnen außer dem Gebrauche der von den Eingeborenen nicht benutzten Ländereien auch die Dienſte der letzteren ſogar im Intereſſe der für den europäiſchen Markt beſtimmten Anpflanzungen zugeſichert ſind; in beiden Fällen ſind jedoch einzelne, ſogenannte ſouveräne Rechte der holländiſchen Regierung reſp. dem eingeborenen Fürſten vorbehalten.

Nach dem Jahre 1830, ſeit Einführung des viel genannten Kulturſyſtems van den Boſch, ſuchte man Europäer im Allgemeinen von dem Inneren des Landes fern zu halten; ganz war dies jedoch nicht möglich, da man ihrer Hilfe bedurfte, um die durch die Eingeborenen gepflanzten Produkte für den europäiſchen Markt vorzubereiten. Man mußte ihnen die Mittel zu den nothwendigen Einrichtungen vorſchießen und Mancher hat da mit Staatshilfe ein ungeheures Vermögen erworben. Seit 1848 wurde mehr und mehr gegen das Kulturſyſtem angekämpft, zum Theil wohl aus Mitgefühl für die unterdrückten und mißhandelten Javanen (von anderen Inſeln war in wirthſchaftlicher Beziehung damals kaum die Rede), zum Theil aber auch, weil die großen Schätze, welche manche Kontraktanten auf ſo leichte Weiſe gewonnnen hatten, reizten und man durch eine Aenderung des Syſtems den, wie man glaubte, unerſchöpflichen Reichthum, welchen der Boden barg, Vielen zugänglich zu machen hoffte. Die Regierung konnte ſchließlich dem Drängen keinen längeren Widerſtand bieten; nachdem ſchon im Jahre 1838 ein Entwurf dazu gemacht war, erhielt endlich im Jahre 1853 der General-Gouverneur die Ermächtigung zur Verpachtung von Ländereien, welche dem Staate gehörten (abgeſehen von den aus dem Vorhergehenden ſich ergebenden Ausnahmen wird aller Grund und Boden als Staatsdomäne betrachtet), an Europäer, inſofern dieſe Ländereien weder von der einheimiſchen Bevölkerung benutzt wurden, noch für Regierungsanpflanzungen geeignet ſchienen. Die Pachtzeit wurde auf 20 Jahre feſtgeſetzt. Bald jedoch erkannte man, daß dieſer Zeitraum zu kurz ſei und nach vielem Streiten wurde 1870 beſtimmt, daß derartige Ländereien auf 75 Jahre in Erbpacht gegeben werden konnten. Verkauft werden grundſätzlich nur kleinere Grundſtücke, beſonders als Bauplätze. Unter Umſtänden kann der europäiſche Pflanzer auch mit der eingeborenen Bevölkerung Pachtverträge ſchließen, durch welche ſie ihm den Gebrauch ihrer Grundſtücke ganz oder zum Theil überläßt.

So ſind im Allgemeinen augenblicklich die Verhältniſſe auf Java; auch auf einigen anderen Inſeln haben ſich Europäer unter ähnlichen Umſtänden, wie die oben angedeuteten, niedergelaſſen, während die Regierung nicht allgemein zugleich als Pflanzer und Engros-Händler auftritt und namentlich in der zuerſt genannten Eigenſchaft nicht überall die großen Vortheile genießt, deren ſie ſich auf Java erfreut.

Eine eigentliche Konkurrenz der Regierung und der Unternehmer, inſofern von einer ſolchen geſprochen werden kann, beſteht bloß auf Java. Der Staat läßt da nur noch die gezwungene Kaffeekultur fortbeſtehen (die verhältnißmäßig unbedeutenden Reſte der Zuckerkultur werden innerhalb weniger Jahre — 1890 — verſchwunden ſein); außerdem betreibt er ſeine Chinaanpflanzungen mit freiwilligen Arbeitern. Der Natur der Sache nach hat die Regierung dem Privat-Unternehmer gegenüber ſehr große Vortheile auf ihrer Seite: ſie überläßt ihm nur den Boden, den ſie für ihre eigenen Zwecke nicht nöthig hat (doch giebt es hiervon, wie ſchon erwähnt, Ausnahmen); ſie verfügt uneingeſchränkt — denn Niemand, der mit indiſchen Zuſtänden bekannt iſt, wird den hierüber beſtehenden geſetzlichen Vorſchriften eine beſonders hohe Bedeutung beilegen — über die Arbeitskräfte der Bevölkerung und, als vor einigen Jahren eine Viehſeuche wüthete und die Produkte in den im Inneren des Landes gelegenen Magazinen verdarben, weil man die Transportmittel nicht beſaß, um ſie nach den Häfen zu

bringen, da mußten die Eingeborenen dies thun und die Möglichkeit, ſich Arbeiter zu verſchaffen, wurde für die Pflanzer dadurch ſehr beſchränkt. Noch wichtiger iſt in dieſer Hinſicht, daß die Regierung die Geſetzgebung in Händen hat; bis vor Kurzem waren die Produkte in ſehr verſchiedenem Grade durch Ausfuhrzölle gedrückt. Nach einer Anfangs 1885 vom Direktor der indiſchen Finanzen gemachten Berechnung betrugen dieſelben bei Zucker 2,3, bei Kaffee 9,25 Proc. der Produktionskoſten, was gewiß die Regierung ſehr konkurrenzfähig machte.

Auch was die Pflanzer betrifft, müſſen noch manche eigenthümlichen Verhältniſſe berückſichtigt werden. Die als Eigenthum beſeſſenen Ländereien ſind zum großen Theil verpachtet, während die Beſitzer in Europa leben. Die Pächter und Kontraktanten mit der Regierung oder den eingeborenen Fürſten ſind hinſichtlich mancher Gewohnheiten Nachfolger der früheren Kontraktanten geworden und haben ſich an einen gewiſſen Luxus gewöhnt, was ſie auch thun konnten, da anfänglich ihr Gewinn ein ſehr großer war. Ferner aber muß berückſichtigt werden, daß nur ſehr wenige mit eigenem Kapitale wirthſchafteten und das Geld zu hohen Preiſen aufnehmen mußten, daß die meiſten oder wenigſtens viele der Pflanzer wiſſenſchaftlich gar nicht, praktiſch nur wenig für ihren Wirkungskreis vorbereitet waren, ſo daß in mancher Beziehung die Pflanzungen nicht ſo ausgenutzt wurden wie es wohl hätte geſchehen können. So lange nun die Kolonialprodukte einen hohen Marktpreis hatten, ging alles gut; als aber die Kriſis eintrat, als allerlei Unglücksfälle hereinbrachen, da ſtürzte das Gebäude vielfach zuſammen und wenn die vielerlei kolonialen Unternehmungen, die jetzt in Ausſicht genommen ſind, einmal alle ertragsfähig geworden ſein werden, wird die Plantagenwirthſchaft auf einem ganz anderen Fuße getrieben werden müſſen als bis jetzt der Fall war. Dadurch, daß der Staat ſelbſt als Pflanzer auftritt und den Ertrag ſeiner Pflanzungen (die einen verhältnißmäßig großen Theil der Einnahmen bilden) für die regelmäßigen Ausgaben des Staatshaushaltes verwendet, wird er in einer ſehr bedenklichen Weiſe von den Marktpreiſen abhängig; das Deficit, welches ſeit einigen Jahren an Stelle der früheren Ueberſchüſſe getreten, kann man mit gleichem Rechte dem Sinken der Kaffeepreiſe wie dem Atjehkriege zuſchreiben. Auch in dieſem Jahre überſteigen die Ausgaben die Einnahmen um einige Millionen; ſtänden die Kaffeepreiſe noch auf der Höhe, welche ſie 1875 gehabt haben, ſo würde der Ueberſchuß etwa 30 Millionen betragen. Selbſt für Privat-Unternehmer ſind die Preisſchwankungen ſehr gefährlich; die meiſten arbeiten mit fremdem Kapitale; wird ihnen der Kredit aufgeſagt, ſind die Mittel der Geldgeber erſchöpft, ſo bedeutet dies ſicheren Untergang. Namentlich muß man berückſichtigen, daß früher, ſo lange die Ausſichten glänzend waren, etwas — wir wollen nicht ſagen leichtſinnig, aber doch — leichtherzig gewirthſchaftet wurde, daß Mancher ſich das Recht auf Grund und Boden ſicherte, ohne über genügende Mittel zu verfügen, um dieſe Rechte auszunutzen. Unter dieſen Umſtänden konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich ſeit 1883 die ſinkenden Preiſe (beſonders des Zuckers) zu einer ſehr ernſten Gefahr wurden, die endlich 1884 ſich zu einer Kataſtrophe geſtaltete. Die Preiſe des Zuckers fielen plötzlich ſo, daß die Agenten der Pflanzer (d. h. die Banken und Handelshäuſer, welche ihnen das Kapital lieferten) 25 bis 30 Millionen weniger zu empfangen hatten als erwartet worden war; ja ſelbſt mit ungeheurem Verluſte war es nicht immer möglich zu realiſiren und, wenn auch Anlehen auf die in den Magazinen befindliche Waare abgeſchloſſen werden konnten, ſo betrugen dieſe doch nur $^3/_4$ bis $^4/_5$ des nominellen Werthes, wodurch wieder etwa 10 Millionen weniger in die Kaſſen der Agenten floſſen als man erwartet hatte. Hierdurch kamen verſchiedene Häuſer zu Falle, einzelne Banken, welche ihr Kapital zum großen Theil in Plantagen angelegt oder zum Betriebe von ſolchen hergegeben hatten, wankten und wurden nur mit Mühe gehalten; es bedurfte der äußerſten Anſtrengung, um eine radikale Kriſis zu verhüten. Natürlich mußten dieſe Umſtände die traurigſten Folgen für alle Pflanzer haben. Um ihnen Kredit zu verſchaffen, wurde es ermöglicht, Hypotheken auf das auf dem Felde ſtehende Produkt zu nehmen, trotzdem kamen viele in die größte Bedrängniß. Dazu kamen Krankheiten des Zuckerrohrs und der Kaffeeſträucher, die man bis jetzt vergebens zu bekämpfen ſucht.

Wie jede große Kriſis hat auch dieſe in mancher Beziehung Gutes bewirkt, namentlich dadurch, daß man ſich mehr anſtrengt, die kleinen Vortheile, die man früher verſchmäht hat, beſſer auszunutzen und beſonders bei der Zuckerbereitung ein zweckmäßigeres Verfahren zu befolgen. Wenn die bis jetzt darüber eingegangenen Nachrichten nicht übertrieben ſind, machen ſich die allerdings bedeutenden Anlagekoſten in zwei bis drei Jahren bezahlt; der Ertrag an Zucker ſoll ſich um 21 Proc. vergrößern. Allerdings iſt eine bis jetzt noch nicht beſiegte Schwierigkeit vorhanden: der Ampas (das ausgepreßte Zuckerrohr) bedarf einer beſonderen Behandlung, um, wie bisher, als Brennſtoff gebraucht werden zu können. — Ohne die Krankheit des Zuckerrohrs würde durch das neue Verfahren dem Rübenzucker eine ſehr gefährliche Konkurrenz bereitet werden.

Ruhig und unerſchüttert in dieſer ganzen Kriſis blieben die Tabakpflanzungen auf Deli (Sumatra), denen wir um ſo lieber ein Wort widmen, als wir früher ſchon (Band 42) ausführlich über dieſelben berichtet haben und es uns eine gewiſſe Befriedigung gewährt, die günſtige Meinung, die wir damals ausgeſprochen, ſo glänzend beſtätigt zu ſehen. Seit einigen Jahren hat der Deli-Tabak einen vortrefflichen Markt in Nordamerika gefunden, wo er als Nebenbuhler des Cuba-Tabaks auftritt, der ſehr zurückgegangen ſein ſoll. Während vor 20 Jahren der ganze Bruttoertrag der Deli-Produktion 40 000 Gulden werthete, betrug er 1884 25 000 000 Gulden, die ſich auf 80 Plantagen vertheilen. Ein großer Theil der Unternehmungen iſt in ausländiſchen Händen (in Händen von Niederländern 56 Proc., von Schweizern 20 Proc., von Deutſchen und Engländern je 10 Proc., von Franzoſen 4 Proc.). Wenn, wie es vorauszuſehen iſt, die engliſche Regierung die Auswanderung aus Britiſch-Indien nach Deli erlaubt, gehen dieſe Unternehmungen einer noch kräftigeren Entwickelung entgegen, wiewohl ſie ſich natürlich immer weiter ausdehnen, immer wieder jungfräulichen Boden werden bepflanzen müſſen, um dem Tabak den Ruf der Güte und Feinheit, welchen er ſich erworben hat, dauernd zu erhalten.

Die Sandwichsinſeln und ihre Vulkane.

V. Durch Puna nach Hilo.

Ko. Nach der Beſteigung des Gipfels wurden in Waiohinu am Meeresſtrande vier Raſttage gemacht, um die photographiſchen Negative zu entwickeln und die Vorbereitungen für eine neue Expedition zu treffen. Von den Negativen gaben leider nur die in den höheren Regionen aufgenommenen brauchbare Reſultate, die aus den tieferen waren, wie gewöhnlich in der ſtets mit leichtem Nebel erfüllten Luft, undeutlich geblieben.

Die Reiſe ſollte diesmal über den Kilauea und durch die ganze (ſüdöſtlichſte) Provinz Puna gehen und auch den Mauna Kea berühren. Kilauea wurde in zwei bequemen Märſchen erreicht; dann ging es in das Gebiet von Puna hinein, durch einen Wald von Ohia-Bäumen mit dichtem Unterholze von Farrn und Geſtrüpp; nur die neueren Lavaſtröme ſind bei dem ewigen Regen noch kahl. Man paſſirt eine Ausbruchsſpalte, auf welcher mehrere Aſchenkegel, einer gegen 680 Fuß hoch, ſtehen und ſechs bis ſieben Einſenkungen in der Art des Poli-o-leawe ſich an einander reihen. Der Weg ſenkt ſich allmählich bis zu dem ſteilen Abfalle der auch hier erkennbaren Hebungsterraſſe, der 700 bis 800 Fuß hoch iſt. Hier hören die Ohia-Bäume auf und tritt der Kukui, der candle-nut tree der Engländer, mit ſeinen glänzend grünen Blättern und ſeinem dichten Schatten an ihre Stelle. Dann geht es die zweite Terraſſe hinunter auf die faſt im Meeresniveau liegende Küſtenebene; ſie iſt anfangs nur mit Gras bewachſen, das Zeichen trockenen Klimas, aber wenige Meilen weiter wechſelt die Scenerie ſo plötzlich, wie das eben nur auf den Sandwichsinſeln möglich iſt. Eine üppige Tropenvegetation, in allen Schattirungen von Grün abgeſtuft, bedeckt den Abhang, die Küſte iſt mit ganzen Hainen von Kokospalmen und Pandanen eingefaßt. In einem Palmenhaine wird an einer Lache braciſchen Waſſers das Nachtlager aufgeſchlagen, nahe einem Dorfe der Eingeborenen, das hier noch ganz nach alter Sitte aus einer Gruppe von Grashäuſern beſteht; nur die Glasfenſter verrathen den Einfluß der Civiliſation; die kleine Kirche, die auch als Schulhaus dient, und ein kleines weiß angeſtrichenes Bretterhaus ſind die einzigen europäiſchen Gebäude.

Puna hat von allen Provinzen der Sandwichsinſeln am meiſten die alterthümlichen Verhältniſſe bewahrt; nur ſehr ſelten wird es von Fremden beſucht und nur zwei weiße Familien wohnen dort. Die Bevölkerung hat ſehr abgenommen, doch hier weniger durch Krankheiten als durch die Auswanderung nach den Städten, nach Hilo und Honolulu. Die Zurückgebliebenen leben nach der Väter Weiſe, wohnen in Grashäuſern und nähren ſich von Fiſchen und Poi; ſie haben wohl civiliſirte Kleider, tragen ſie aber nur bei beſonderen Gelegenheiten und gehen für gewöhnlich in Hemd und Malo. Trotzdem iſt das Chriſtenthum nirgends tiefer eingedrungen wie hier; jedes Dorf hat ſeine Kirche und der Sabbath wird ſo ſtreng gefeiert, daß Dutton an Sonntagen ernſtliche Schwierigkeiten für die Weiterreiſe fand. Die Häuſer ſind innen äußerſt ſauber, aber das Meublement iſt ſehr primitiv, Tiſche und Stühle gelten als Luxus, Matten aus den Blättern des Lauhala (Pandanus) bedecken den Boden und die Familie nimmt die gemeinſame Mahlzeit noch nach alter Sitte ein, mit untergeſchlagenen Beinen um die Poiſchüſſel herum ſitzend und mit den Fingern zugreifend. Dabei ſind ſie aber durchaus nicht ungebildet, der Schulbeſuch iſt obligatoriſch und jeder Kanake kann ſeine Mutterſprache leſen und ſchreiben. Alle Verhältniſſe ſind auch hier geſetzlich geregelt und Leben und Eigenthum ſind in Puna mindeſtens ſo ſicher wie in Europa und den Vereinigten Staaten. Es iſt geradezu wunderbar, wie die Sandwichsinſulaner in kaum zwei Generationen den Uebergang von tiefſter Barbarei zur hochentwickelten Civiliſation, von alten ungeſchriebenen traditionellen Geſetzen zu dem auf den neueſten Principien beruhenden, dem neuengliſchen nachgebildeten Code Civil, von einem mittelalterlichen Lehensſyſteme zu ganz modernen Eigenthumsverhältniſſen durchgemacht haben.

Die Umgebung der Lagerſtätte war ſo reizend, daß ſie ſogar den eifrigen Geologen zu einem unnöthigen Raſttage verführte, der ausſchließlich mit Spazierengehen und Beobachten der Eingeborenen zugebracht wurde. Kaum eine halbe Meile entfernt donnerten die ſchweren, vom Paſſatwinde aufgethürmten Wellen gegen das Ufer; hier ſind reizende Pandanushaine mit ihren 3 bis 4 Fuß langen Blättern, die ſpiralig um den Zweig angeordnet ſind und, ſchließlich herunterhängend, faſt wie Trauerweiden ausſehen und bei dem dichten Wuchſe der Bäume einen ſelbſt der Tropenſonne undurchdringlichen Schatten geben. Auf einer Lichtung ſtand ein ziemlich gut erhaltener Tempel (heiau) und in ihm lag noch die große Steinplatte, die bei den Menſchenopfern gedient; aber ſtatt des blutdürſtigen Götzenprieſters begegnete Dutton dort einem Kanaken in einem tadelloſen Sommeranzuge, in welchem er ſelbſt ſich unbedenklich in der feinſten Geſellſchaft in Waſhington hätte zeigen können. Nicht minder prachtvoll ſind die Kokospalmenwälder, nirgends auf den Inſeln gedeiht dieſe Palme ſo ausgezeichnet wie in Puna, aber auch hier hält ſie ſich mit Vorliebe in der Nähe des Strandes und nur gelegentlich findet man einmal ein angepflanztes Exemplar weiter landein bis zu 1000 Fuß Seehöhe.

Der bewohnte Theil von Puna beſchränkt ſich auf eine flache Lavaebene längs des Strandes, wo der Boden ſtellenweiſe mit Lehm untermiſcht iſt; landein ſteigt das Terrain überall raſch, häufig ſogar ſehr ſteil an und auf der Höhe verläuft die große, oben beim Kilauea erwähnte Spalte, aus welcher ſich unzählige Lavaſtröme in die Küſtenebene ergoſſen haben. Manche Ströme ſind unverkennbar friſch, aber von keinem wiſſen die Eingeborenen genau die Epoche anzugeben; die Tradition beſchränkt ſich darauf, daß noch nie ein König in Puna regiert habe, dem nicht Pele einen Theil ſeines Gebietes überſchwemmte. Aber alle Lavaſtröme zeigen ſchon wieder Vegetation; in dem feuchten Tropenklima warten die Pflanzen durchaus nicht, bis die Lava tief genug verwittert iſt, ſondern ergreifen faſt unmittelbar nach dem Erkalten wieder Beſitz. Selbſt der hier vorherrſchende rauhe A-a iſt überwachſen und es würde ohne eine gut gebaute Straße völlig unmöglich ſein, dieſen Diſtrikt zu paſſiren. Ein Abweichen von der Straße iſt ſo gut wie unmöglich, und ſo iſt das Intereſſe, welches die Gegend dem Forſcher bietet, auch ziemlich gering; Lava und immer wieder Lava und immer genau derſelbe baſaltiſche Typus wie am Kilauea.

Der Straße entlang liegen vielleicht ein Dutzend Dörfer auf eben ſo viel Lichtungen im Urwalde, ſie beſtehen faſt nur aus Grashütten, nur hier und da ſieht man ein prätenliöſeres Haus aus kaliforniſchem Holze. Je weiter nach Weſten, deſto dichter und üppiger wird der Wald, deſto mannigfaltiger die Baumarten; ſtellenweiſe ſtehen auf große Strecken hin die Kokospalmen ſo dicht, daß ihre rieſigen Blätter zu einem geſchloſſenen Walde verſchmelzen; Myriaden von Nüſſen vermodern unbenutzt am Boden. So zieht der Weg weiter bis zum Oſtkap und wendet ſich dann ſcharf nach Norden. Noch eine Zeit lang bleibt der Boden immer die gleiche von Urwald überkleidete Schollenmaſſe, dann gelangt man auf eine weite Lichtung, wo die Lava unter Thon verſchwindet und auch ein paar Aſchenkegel aufragen. Hier liegt ein ausgedehntes Gehöft, in welchem der Reiſende die gaſtfreundlichſte Aufnahme findet, es liegt gerade am Ende der großen Spalte, deren Aſchenkegel und kleine Krater man bis zum Kilauea in gerader Linie verfolgen kann. In einem der Krater hat ſich Waſſer geſammelt und bildet einen Teich von etwa 170 Fuß Durchmeſſer, deſſen Rand, von der üppigſten Vegetation eingefaßt, einen wunderbar pittoresken Anblick bietet; ähnliche Kraterſeen, in anderen vulkaniſchen Gegenden ſo überaus häufig, ſind auf Havaii eine große Seltenheit.

Fünf Meilen weiter erreicht man die Stelle, wo die Lava bei dem furchtbaren Ausbruche von 1840 ſich in das Meer ergoß. Dieſe Lavamaſſe, deren Urſprung ungefähr 12 Miles landein liegt und deren Erguß von Wilkes genauer beſchrieben wurde, weicht durch einen auffallend hohen Olivingehalt von den anderen Laven des Kilauea ab und gleicht vielmehr denen des Mauna Loa. An der Stelle, wo ſie ins Meer ſtürzte, ſtehen drei Aſchenkegel, welche den anderen ganz gleichen, obſchon ſie zweifellos ihre Entſtehung der Berührung der Lava mit dem Meerwaſſer verdanken; die Lapilli ſind zwar ziemlich fein, doch nicht feiner als an anderen havaiiſchen Aſchenkegeln auch. Das Meer greift ſie übrigens bedeutend an, einer iſt ſchon halb zerſtört, und in wenigen Jahren wird nicht mehr viel von ihnen übrig ſein.

17 Miles auf guter Straße bringen den Reiſenden von dem Lavaſtrome nach Hilo; immer noch wird der Wald, je weiter man vorſchreitet, deſto üppiger und es mag wenig Stellen in der ganzen Tropenwelt geben, welche einen Urwald von gleicher Ueppigkeit aufweiſen können.

VI. Zum Mauna Kea.

Ko. Von Hilo aus führen zwei Wege zum Mauna Kea, beide nicht ſonderlich angenehm, wie denn die Beſteigung dieſes Berges von der Südſeite her viel ſchwieriger iſt als von der Nordſeite. Der eine führt der Küſte entlang, die von unzähligen Schluchten durchſchnitten wird; man hat in die ſteilen Wandungen derſelben Serpentinen eingehauen, um ſie überhaupt paſſirbar zu machen; die ganze Küſte, der Paſſatdünung voll ausgeſetzt, ſtürzt ſenkrecht ins Meer ab. Wer freilich ſein Auge an üppiger Tropenvegetation erfreuen will, kann nichts Beſſeres thun als dieſe Route einſchlagen. — Der andere, jetzt kaum noch ein Pfad zu nennen, führt direkt durch das Land auf den Berg zu, anfangs auch durch üppige Vegetation, in welcher ſich das ſogenannte Hilogras unangenehm bemerkbar macht. Es iſt ein mannshohes, lebhaft grünes Gras, das auf der Inſel nicht einheimiſch iſt, aber alle feuchten Stellen überwuchert und dort die indigenen Gräſer vernichtet hat, ſehr zum Leidweſen der Eingeborenen, da es für das Vieh nur ſehr wenig Nahrungsſtoff enthält. Ein ſolches Grasdickicht zu durchdringen iſt ſelbſt für einen Reiter nur auf gebahnten Pfaden möglich.

Unmittelbar vor Hilo trifft man auf den Lavaſtrom von 1880, welcher das Dörfchen mit Vernichtung bedrohte. 13 Monate hindurch fließend ſchob er ſich über die wenig geneigte Ebene, welche Hilo umgiebt, heran, unaufhaltſam, täglich um 300 m vorrückend. Noch zwei Tage trennten ihn vom Orte, hüben und drüben ſchoben ſich ſchon feurige Zungen vor, Hilo zu umſchließen, die Einwohner hatten alles Transportable gepackt und waren zur Flucht bereit, da hörte auf einmal ohne jede vorgängige Abnahme die Bewegung auf und begann nicht wieder, ſie waren gerettet. Die Länge dieſes Lavaſtromes von ſeiner Ausbruchsſtelle hoch oben am Mauna Loa an beträgt 50 Miles.

Nachdem man ſich drei Miles weit durch Hilogras durchgearbeitet, erreichte man den Saum des Waldes. Hier war einmal ein Weg angelegt worden, an den feuchten Stellen als Knüppeldamm, mit den Stämmen des Baumfarrn überdeckt; aber dieſe waren längſt verfault und nun folgten Felſen, Kothlachen und verfaulte Farrnſtämme in lieblichem Wechſel auf einander. Alle Augenblicke blieb ein Maulthier im zähen Boden ſtecken und man brauchte ſechs gute Stunden, um vier Miles zurückzulegen. Dann betrat man ganz plötzlich ein ausgedehntes Lavafeld und die rauhe Pahoehoe wurde mit Jubel begrüßt. Aber die Thiere konnten nicht weiter und neben einer ſchlammigen Pfütze mußte das Lager geſchlagen werden.

Der Reiſende ſtand hier auf der Lava des Ausbruches von 1885, des größten, deſſen die Geſchichte gedenkt. Die ganze folgende Tagereiſe führte über dieſes Lavameer, auf dem nur hier und da ein einzelner Farrn Wurzel gefaßt hat. Der Wald tritt nach beiden Richtungen hin meilenweit zurück. Die Fläche iſt Pahoehoe, aber auffallend höckerig und uneben. Der amerikaniſche Geologe wurde durch dieſe ungeheure Lavamaſſe lebhaft an die Lavafelder in Nevada und Californien erinnert, von denen bekanntlich Richthofen behauptet, daß ſie nicht aus Lavaſtrömen entſtanden ſein könnten, ſondern aus langen Spalten auf einmal hervorgetreten ſein müßten. An Maſſe ſtehen die Lavaſtröme des Mauna Loa den pliocänen Ausbrüchen in Nordamerika durchaus nicht nach, und auch dieſe können recht gut durch langdauernde Ergüſſe aus kleinen Oeffnungen gebildet ſein.

Etwa 20 Miles weiter, bei 5500 Fuß Höhe, ändert ſich der Charakter des Waldes, durch den hier eine breite Zone von A-a quer durch zieht. Hier iſt der Sommer trocken, das Unterholz darum gering, ſtellenweiſe wird das Land geradezu parkartig, und unzählige Pfade, von wildem und zahmem Rindvieh getreten, durchziehen die ziemlich raſch anſteigende Fläche. Auf der einen Seite ragt Mauna Loa in die Höhe, von oben bis unten mit Lava bekleidet, welche auch die ganze Fläche an ſeinem Fuße erfüllt. Auf der anderen Seite erhebt ſich in nächſter Nähe Mauna Kea und er bietet ein ganz anderes Bild; ausgezeichnet erhaltene, regelmäßig geformte Aſchenkegel ragen allenthalben, manche bis zu 1000 Fuß hoch, jeder mit einem regelmäßigen Krater an der Spitze. Der ganze Berg macht überhaupt einen weſentlich anderen Eindruck, als der Mauna Loa; ſeine Gehänge ſind viel ſteiler, wenn ſie ſich auch nicht über 17 bis 18° erheben, während die Neigung an den kürzeren Seiten des Mauna Loa höchſtens 7°, an den längeren nur 4° beträgt. Aber auch dem Mauna Kea fehlt ein dominirender Auswurfskegel und er erſcheint unverkennbar als ein Konglomerat der Lavamaſſen verſchiedener, dicht bei einander gelegener vulkaniſcher Oeffnungen, allerdings gemiſcht mit einem nicht unerheblichen Quantum von Aus-

wurfsſtoffen. Da er ſchon ſeit Jahrhunderten, vielleicht ſchon ſeit Jahrtauſenden keine Lava mehr producirt, hat die Verwitterung ſchon erhebliche Spuren an ſeinen Gehängen zurückgelaſſen und überall lehmigen Boden geſchaffen. Bis zu 11 000 Fuß iſt der Berg darum mit einem langen, blaßgelben Graſe bekleidet. Hier und da wuchert maſſenhaft eine Himbeere mit zwei Zoll langen Früchten bedeckt, die, wenn auch weniger fein wie unſere Gartenhimbeere, dennoch ein ſehr erquickendes Labſal abgeben.

Hier wurde an einer kleinen Waſſeranſammlung das Lager aufgeſchlagen; die Maulthiere waren ſo erſchöpft, daß ſie mindeſtens zweier Raſttage bedurften, welche Dutton zu genauer Erforſchung der umgebenden Laven und zum Beſuche einiger Lavatunnels verwandte. Die Laven des Mauna Kea enthalten weniger Olivin, wie die des Mauna Loa; dafür aber reichlich Feldſpath, und ihre Grundmaſſe iſt bläulich ſtatt ſchwarz.

Am dritten Tage brach Dutton mit einem eingeborenen Führer und drei Packthieren nach dem Gipfel auf, deſſen Erſteigung von Süden her keinerlei Schwierigkeiten bietet. Das Lager ſtand in 5670 Fuß Höhe, es waren alſo noch etwa 8000 Fuß zu erſteigen, aber nur die letzte Höhe, deren Seiten in einem Winkel von mehr als 20° anſteigen, mußte zu Fuß erklommen werden. Gegen 1 Uhr war die Gipfelfläche mit 12 500 Fuß erreicht; ſie iſt mit Gruppen von 600 bis 1000 Fuß hohen Aſchenkegeln beſetzt, von denen die höchſten am Weſtende des Plateaus ſtehen. Ihre Erſteigung bot keine ſonderlichen Schwierigkeiten, aber ſie lohnte ſchlecht, denn ein dichtes Wolkenmeer, aus welchem nur die Spitzen des Mauna Loa, des Hualalai und des Haleakala aufragten, verdeckte die ganze Gegend. Die Lava auf dem Gipfel des Mauna Kea klingt wie Phonolith und iſt auch von manchen Geologen für ſolchen angeſehen worden, iſt aber zweifellos ein olivinarmer, feldſpathreicher Baſalt; vor der Entdeckung lieferte er den Kanaken das Material zu ihren Waffen. Durch die Einwirkung des Froſtes ſind die meiſten größeren Lavablöcke zerſprengt; aber Zeichen eruptiver Thätigkeit waren nicht vorhanden.

Die leicht bekleideten Kanaken hatten keine Luſt, die Nacht auf dem zugigen Gipfelplateau zu verbringen, und ſo wurde der Abſtieg trotz der ſpäten Stunde noch unternommen. Die Wolken hatten ſich, wie gewöhnlich gegen Abend, zerſtreut und Mauna Loa lag in ſeiner ganzen gewaltigen Majeſtät vor dem Reiſenden; die Lavaſtröme von 1859 und 1880 waren von ihrer Ausbruchsſtelle bis herab zu erkennen. Erſt gegen Mitternacht wurde das Lager erreicht. Am anderen Tage zog die Expedition nur zwei Stunden weiter nach dem Schafhofe Kalaieha, der faſt auf der Höhe des zwiſchen den beiden Rieſenbergen hindurchführenden Paſſes liegt. Schafe finden hier reiche Weide und das fehlende Waſſer wird anſcheinend durch den das ganze Jahr hindurch reichlichen Thaufall erſetzt. Aber die Weide iſt nur auf den Abhang des Mauna Kea beſchränkt und ſchneidet ſcharf gegen die friſchen Laven des Loa ab.

Die Unterſuchung dieſer Laven nahm mehrere Tage in Anſpruch; dann brach Dutton nach Waimea am Nordfuße des Mauna Loa auf, ein Weg, welcher, obſchon über den Berg hinüberführend, keinerlei Schwierigkeiten bietet, aber zwei Tage in Anſpruch nimmt. Das Dorf liegt auf einer etwa 3000 Fuß hohen Ebene zwiſchen Mauna Kea und Kohala, welche die ganze Inſel durchſchneidet. Auf ihrer Weſtſeite iſt ſie ſo öde, wie die Wüſte in Nevada; ſelbſt die Kaktus ſind vorhanden, und nur die Sage (Artemisia) fehlt, um die Aehnlichkeit vollſtändig zu machen. Im Moment, wo man die Waſſerſcheide überſchreitet, über welche der Paſſatwind immer mit großer Heftigkeit herüberſtreicht, ändert ſich die Scene und man ſieht ſich in einem Urwalddickicht, welches dem von Hilo an Ueppigkeit nicht nachſteht. Die heftige Briſe hat ſogar auf den Aufbau der auch hier häufigen Aſchenkegel Einfluß gehabt und ſie ſämmtlich excentriſch geſtaltet.

Waimea liegt am Abhange des Kohala, etwas weſtlich von der Waſſerſcheide, ein köſtlicher Bach rieſelt vom Berge herab und verwandelt die Umgebung in eine Oaſe in der Wüſte, verſiecht aber ſchon wenige hundert Schritte weiter abwärts. Das Dörfchen iſt gegen früher ſehr zurück gegangen, hat aber durch die vorzüglichen Weiden in ſeiner Umgebung immer noch einigen Verkehr.

Man überſieht hier den ganzen Nordabhang des Mauna Kea und kann die Einwirkungen der Verwitterung auf denſelben ſtudiren. Schon ſind ein paar ganz tiefe Ravinen in den Abhang eingeriſſen, welche die kleinen Anfänge an der Südſeite ſehr in den Schatten ſtellen. Der Unterſchied kann nur durch die höhere Luftfeuchtigkeit bedingt ſein, welche ein raſcheres Verwittern der Lava bewirkt; dieſer Umſtand iſt bei der Schätzung des Alters eines Lavaſtromes ſehr mit in Betracht zu ziehen. Die chemiſche und mineralogiſche Zuſammenſetzung der Lava kommt dafür viel weniger in Betracht, denn bei dem ſo ſchnell wechſelnden Klima Havaiis kann man an manchem Strome, der verſchiedene klimatiſche Provinzen durchfließt, beobachten, wie er in trockenen Gebieten noch ſchwarz und todt daliegt, während er in feuchteren längſt verwittert und überwachſen iſt.

Die eingeborenen Aerzte im ſüdlichen Tuneſien.

Während des öfteren Aufenthaltes der Mission scientifique de Tunisie in Sfax hatte Dr. Bonnet Gelegenheit genommen, die einheimiſchen Aerzte daſelbſt kennen zu lernen, um ſich über den Zuſtand der Arzneikunde im Süden der Regentſchaft zu unterrichten und beſonders die zur Verwendung kommenden vegetabiliſchen Medikamente zu ſtudiren [1]).

In Sfax befinden ſich vier geſetzmäßig anerkannte „Thubba“ oder Aerzte; dies ſind in Wirklichkeit nur Heilgehilfen, welche von dem letzten Bey Mohammeds-Sadok die Erlaubniß erhalten haben, die ärztliche Praxis auszuüben. Dieſe Ermächtigung wird auf ein Zeugniß hin ertheilt, daß von dem Kadi ausgeſtellt wird und in welchem 20 Notabeln des Ortes erklären, daß der Kandidat die erforderlichen Kenntniſſe beſitzt. In gleicher Weiſe werden auch Theologen und Juriſten approbirt. Der Unterricht, welchen die Thubba empfangen, iſt ſehr elementar. Nach dem Verlaſſen der Medreſſa (Schule), wo er Leſen, Schreiben und Rechnen gelernt hat, tritt der junge Mann, welcher ſich dem ärztlichen Berufe zuwenden will, in den Laden eines renommirten Barbiers und Heilgehilfen, wo er erſt raſiren

[1]) Dr. Bonnet, Les Médecins Indigènes du Sud de la Tunisie. (Journal d'Histoire naturelle de Bordeaux et du Sud-Ouest.)

lernt und dann in die Geheimniſſe der Heilkunſt eingeführt wird. Nach einigen Jahren und nachdem er zwei oder drei Kuren vollzogen hat, kann er ſich dem Urtheile der Notabeln unterwerfen.

Die chirurgiſche Ausrüſtung des Thubba beſteht aus einem Garengeot-Schlüſſel, zwei oder drei Zahnzangen, einigen Lanzetten und Ritzmeſſern, zwei oder drei Sonden, — alles europäiſches, und zwar meiſt italieniſches Fabrikat. Dazu kommen noch Pinzetten, Scheeren, Raſirmeſſer, Kauterien und Stilets von verſchiedenen Formen und meiſt im Lande fabricirt, ferner eine Anzahl veralteter Inſtrumente, welche der Meiſter ſeinem Lieblingszöglinge vermacht, ohne daß Beide recht ihre Benutzung kennen. Bei einem dieſer Thubba fand Bonnet unter zahnärztlichen Inſtrumenten einen prächtigen Stiefelknecht engliſcher Fabrikation; ſein Beſitzer hatte ihn von einem jüdiſchen Kaufmanne gekauft, da er fand, daß der Stiefelknecht einige Aehnlichkeit mit einem Garengeot-Schlüſſel hatte, aber er geſtand dem franzöſiſchen Arzte ganz ungenirt, daß er niemals dieſes Inſtrument benutzt hätte, und daß er nicht wüßte, in welchem Falle man ſich ſeiner bedienen könnte.

Neben dieſem chirurgiſchen Apparate findet man bei jedem Thubib einige mediciniſche Werke in vulgärer Sprache, gedruckt oder im Manuſkripte, welche von Alexandrien oder Kairo ſtammen; dieſe Bücher, aus denen jede anatomiſche Abbildung ſorgſam verbannt iſt, ſind nichts weiter als Sammlungen veralteter Formeln, mit ſehr unvollſtändigen Beſchreibungen einer Anzahl von Krankheiten.

Wie alle arabiſchen Aerzte, treiben die Thubba von Sfax mit Blutentziehungen und Anwendung des Feuers großen Mißbrauch. Letzteres kommt in Form von Brennkegeln (Moxa) oder Glüheiſen zur Verwendung.

Eigentliche Apotheker giebt es unter den Eingeborenen im Süden der Regentſchaft nicht. Jeder Thubib entnimmt die Arzneien, welche er ſeinen Kranken verabreicht, ſeinem eigenen Vorrathe. Einige dieſer Subſtanzen ſind der europäiſchen Therapie entlehnt und die Eingeborenen beſorgen ſie ſich von den franzöſiſchen, italieniſchen oder griechiſchen Apothekern der großen Städte an der Küſte oder auch von den Juden, welche in Afrika mit allem Möglichen Handel treiben.

Bonnet bemerkte folgende Arzneiſtoffe bei den Thubba: Höllenſtein, Bleieſſig, Alaun, Kupfervitriol, Ammoniak (gegen Skorpionsſtiche und Schlangenbiſſe), Brechweinſtein, Magneſia, Chininſulfat, Tinctura thebaica (Opiumtinktur), Camphorſalbe, Kupferkarbonat (als Hauptbeſtandtheil der Cataplasmen), Chehatroug (Famaria capreolata), Harmel (Peganum Harmala), Senna (Cassia angustifolia), Henna (Lawsonia alba), Dill (Anethum graveolens), Fenchel (Foeniculum dulce), Chieh (Artemisia Herba-alba), Flaimoun (Cuscuta planiflora, das Pulver in Milch ſoll Irrſinn heilen), Maroubia (Marrubium Alysson), Berzagtouna (Plantago Psyllium), ein Sandrouch genanntes Gemiſch aus Sandarak und Aghar (Callistris quadrivalvis), welches ebenſo wie die Salera (Globularia Arabica) zur Bedeckung der bei der Beſchneidung entſtandenen Wunde dient. Die meiſten der angeführten Pflanzen wachſen im Ulan (Diſtrikte) von Sfax. Die Calliſtris kommt in den Gebirgen des nördlichen und mittleren Tuneſiens vor; die Henna, welche wahrſcheinlich aus Arabien eingeführt worden iſt, wird in den Gärten kultivirt.

Am häufigſten werden Doſen von $^1/_{16}$ oder $^1/_{32}$ R'tal (das tuneſiſche Pfund, etwa = 506 g) verſchrieben. Für die ſehr kräftigen Subſtanzen iſt die Gewichtseinheit das Gran, welches einem Getreidekorne von mittlerer Größe gleichkommt. Alle inneren Medicinen werden Morgens nüchtern genommen und man ſetzt den Gebrauch drei oder ſieben Tage lang fort; letztere Zahl hat nach Anſicht der Araber einen beſonders großen Einfluß auf die Wirkſamkeit der Medikamente und den Verlauf der Krankheiten.

Da Schweinefett den Vorſchriften des Koran gemäß nicht zur Verwendung kommen kann, ſo werden die Pomaden und Salben mit Hilfe von Olivenöl oder Hammelfett hergeſtellt.

Einige Juden üben die mediciniſche Praxis aus, nachdem ſie einige Monate lang als Dolmetſcher im Dienſte eines europäiſchen Arztes in Tunis oder in einer der Städte an der Küſte geſtanden und dabei eine geringe Anzahl von Formeln kennen gelernt haben, die ſie nun, ſchlecht und recht, bei allen Krankheiten zur Anwendung bringen.

Außer den geſetzlich anerkannten Aerzten giebt es in Sfax und in der ganzen Regentſchaft eine Anzahl von Marabuts, Tholba (Weiſen) und Empirikern, welche die Leichtgläubigkeit eines unwiſſenden und naiven Volkes weidlich ausbeuten. Einige dieſer Charlatane nehmen ſich ſchließlich ſelber ganz ernſt; dies war der Fall mit dem Baſchmufti der großen Moſchee von Sfax, der, als er Dr. Bonnet um ſeine Anſicht über eine von ihm angewendete Behandlungsweiſe der Hundswuth bat, ihn mit voller Ueberzeugung verſicherte, daß der Kranke nach dem Gebrauche des betreffenden Medikamentes junge Hunde urinirt hätte.

Bloße Gaukler ſind auch die marokkaniſchen Thubba, die im Freien an den Ciſternen der großen Moſchee ihre Künſte zeigen, indem ſie allerlei Gefäße vor ſich aufbauen und mit Hilfe von kabbaliſtiſchen Zeichen, die ſie in den Sand zeichnen, ihren Kunden die Zukunft, den Verlauf der Krankheiten ꝛc. vorherſagen.

Als Kurioſum ſei hier ein Marabut-Recept gegen Anaphrodiſie erwähnt: „Nimm die Leber von ſieben männlichen Sperlingen, laſſe ſie röſten und ſieben Tage lang alle Morgen eine nüchtern eſſen.“

Die Impotenz iſt übrigens ein in Tunis wie im ganzen Orient gewöhnliches Uebel; die vorzeitige Geſchlechtsvereinigung, die Polygamie und ein gewiſſes, in den Städten leider ſehr häufiges Laſter ſind die augenſcheinlichen Urſachen davon, und zahlreiche Mittel werden dagegen in Anwendung gebracht. Unter Anderen dienen die männlichen Blüthen der Dattelpalme, ſowie die Blüthenköpfchen von Scorzonera undulata als Aphrodiſiaca. Auf den Kerkenna-Inſeln, deren Bevölkerung hauptſächlich aus Fiſchern beſteht, genießen die geräucherten Eier des Thunfiſches einen großen Ruf gegen das betreffende Leiden und Dr. Bonnet erhielt von den Scheichs ſtets einen kleinen Vorrath von ſolchen Eiern als Viaticum; übrigens gehört Muth dazu, dieſes Arzneimittel zu ſich zu nehmen, deſſen Geſchmack an Bücklinge und Leberthran erinnert.

Durch Vermittelung des Generals de la Roque kam Dr. Bonnet in den Beſitz eines Mittels, das ein Thubib von Djara gegen die Tollwuth verwendete; er erkannte ohne Mühe in der verwendeten Subſtanz einen in der ganzen Gegend ſehr gewöhnlichen Käfer, die Mylabris Oleae. Zufolge der geſchriebenen Inſtruktion, welche dem Medikamente beigegeben war, ſammelt man die Käfer im Frühlinge, ſobald ſie zu erſcheinen beginnen; nachdem man ſie getödtet hat, läßt man ſie an der Sonne trocknen und hebt ſie in ſorgfältig verſchloſſenen Rohrbüchſen auf. Erſt im Augenblicke, wo man ſich ihrer bedient, werden ſie gepulvert und 1 bis 3 Gran nüchtern in Hammelbrühe genoſſen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die Selbſtregierung der ſiebenbürgiſchen Bauern berichtet Dr. W. Lauſer (nach F. F. Fronius, Bilder aus dem ſächſiſchen Bauernleben in Siebenbürgen), wie folgt: „Der ſächſiſche Bauer hat von ſeiner altgermaniſchen Selbſtregierung Vieles erhalten, vor Allem ſeine Organiſirung in Bruderſchaften und Nachbarſchaften, die ſich in jedem Dorfe vorfindet. Die Bruderſchaft vereinigt alle konfirmirten Burſchen bis zur Verheirathung zu einem Bruderbunde mit ſelbſtändiger Ordnung der eigenen Angelegenheiten, mit eigenen Beamten, die das geſammte Leben der Brüder außer dem Hauſe beaufſichtigen, Streitigkeiten ſchlichten, Recht ſprechen und ſtrafen. Alt hergebracht ſind bei allen Vorgängen Rede und Gegenrede. Der Altknecht iſt das Haupt der Bruderſchaft; er leitet die Verſammlungen, ſpricht das Urtheil beim „Zugang“, wie das Gericht der Bruderſchaft heißt, führt den Reigen beim Tanze u. ſ. w. Soll die Bruderſchaft zum Abendmahl gehen, ſo hält ſie vorher „Verſöhnabend“. Dabei bitten ſie ſich gegenſeitig um Verzeihung, voran der Altknecht, damit ſie würdig das heilige Abendmahl feiern. Heirathet ein Bruder, ſo tritt er aus der Bruderſchaft in die Nachbarſchaft ein. An der Spitze dieſer Genoſſenſchaft ſteht der Nachbarvater; die Artikel, oft uralt in ihren Grundlagen, beſtimmen Rechte und Pflichten der Genoſſen. Der Zweck der Vereinigung iſt gegenſeitige Hilfeleiſtung in Freud und Leid, Aufrechthaltung der öffentlichen bürgerlichen Ordnung und Sicherheit, Pflege der ſittlichen Wohlanſtändigkeit und des kirchlichen Sinnes in der Gemeinde. In altgermaniſcher Weiſe ruft das „Nachbarzeichen“ den Nachbar zu Gericht und Verſammlung, im Feierkleide ſchreiten ſie zum „Sittag“ und durch ein gemeinſchaftliches frohes Mahl wird der Mittwoch nachher gefeiert. Die Hilfe aber, die die Genoſſenſchaft dem Einzelnen gewährte und gewährt in allen Fällen, ſo oft der Genoſſe „etwas Schweres zu heben hat, ſo ihm allein zu ſchwer iſt, es möge ſein was es wolle, zu Ehren, Freud oder Bekümmerniß“, iſt eine ſo bedeutende, daß, wer aus der Nachbarſchaft üblen Verhaltens wegen ausgeſtoßen wird, dem Geächteten gleicht; es iſt, wie die Artikel ſagen, ſo viel, „als des Brunnens, des Backhauſes, des Feuers und der eigenen Feuerſtelle entbehren müſſen“. So lebt hier noch die alte Selbſtregierung, die Jeden in ſtrenge Zucht nimmt, auf daß er zuerſt ſich ſelbſt beherrſchen lerne.“

— Die Niveauveränderungen an der Südküſte von England haben ſchon lange die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, ſind aber heute noch ſo räthſelhaft wie im erſten Anfange, denn allem Anſcheine nach kommen hier poſitive und negative Bewegungen neben und durch einander vor, in einer Weiſe, welche jeden Verſuch, ſie durch eine Niveauveränderung des Meeres zu erklären, unmöglich machen. Steikie Gardner ſpricht in einem Artikel des „Geological Magazine“ (1885, p. 145) aus, daß die Küſte in ihrer ganzen Ausdehnung in Bewegung ſei. An vielen Stellen findet man Reſte verſunkener Wälder bis 70 Fuß unter dem Meeresſpiegel; bei Pentnan fand man menſchliche Ueberreſte 34 Fuß unter der Hochwaſſerlinie, bei Carnon ſogar 64 Fuß tief; die Inſel Wight iſt erſt nach Chriſti Geburt vom Feſtlande abgetrennt worden und beſonders in Cornwallis hat das Meer große Fortſchritte gemacht. Dagegen ſteht Poole auf einer Stelle, wo vor 70 Jahren noch tiefes Waſſer war und die Dünen bei Poole Harbour ſind binnen 44 Jahren, von 1785 bis 1829, um eine halbe Meile ins Meer hinein vorgerückt. Im Allgemeinen ſcheint ganz Kent in der Hebung begriffen, Suſſex theils in Hebung, theils in Senkung, die Grafſchaften weiter weſtlich ſämmtlich in Senkung, doch kommen an einzelnen Stellen auch Widerſprüche vor und hier und da ſcheinen ſogar innerhalb der hiſtoriſchen Zeit poſitive und negative Bewegung gewechſelt zu haben. Gardner ſpricht ſich ganz entſchieden gegen die Theorie von Pigeon aus, nach welcher die verſunkenen Wälder urſprünglich in durch Dünen oder Landdämme geſchützten Depreſſionen gewachſen ſein ſollen, ſo daß ſie durch einen Durchbruch des Meeres hätten überſchwemmt werden können.

— Nach dem letzten Berichte der Handelskammer zu Dünkirchen nimmt dieſer Handelsplatz jetzt die vierte Stelle unter den franzöſiſchen Häfen ein; ſeit 1874 hat er an Wichtigkeit beſtändig zugenommen und zwar in größerem Maßſtabe als Marſeille, Havre oder Bordeaux. 1884 betrug die Zahl der aus- und einlaufenden Schiffe 5189, deren Tonnenzahl 2 125 842 und die Maſſe der aus- und eingeführten Waaren 1 626 906 Tonnen. Die Geſammtlänge der vorhandenen Quais beläuft ſich auf 4795 m.

Aſien.

— Das „Echo des Mines et de la Metallurgie“ meldet die erſte von Frankreich ertheilte Conceſſion für eine Eiſenbahn von Haiphong nach Pelang in Tongking zur Ausbeutung des dortigen Kohlenbeckens.

— Vor dem Gerichtshofe zu Batavia wird jetzt bei der Vereidigung von Chineſen ein neues Ceremoniell befolgt, welches darin beſteht, daß jede Perſon, welche den Eid zu leiſten hat, vor einem ſpeciell zu dieſem Zwecke beſtimmten Opfertiſche ein Opfer darbringen muß. Auf dem Tiſche ſtehen zwei Kerzen, ein Käſtchen mit Opferpäckchen und ein kleiner Topf mit Aſche, in welchen die brennenden (wohlriechenden) Stäbchen hineingeſteckt werden müſſen. Nachdem drei Stäbchen angezündet und in den Topf geſteckt ſind, wie dies bei jedem Opfer geſchieht, muß der Betheiligte den Eid ausſprechen: „Wenn ich Unwahrheit ſpreche, möge Gott und die böſen Geiſter mich zu Grunde richten.“ Das frühere Ceremoniell, wobei jedesmal einem Huhn der Hals abgeſchlagen wurde, gehört nur mehr der Geſchichte an.

— Recente Lavaſtröme auf Java. Wir haben früher ſchon über den Lavaausbruch des Smeru auf Java berichtet (Bd. 48, S. 31 und 95), kommen heute jedoch noch einmal auf dieſes Ereigniß zurück, dazu veranlaßt durch einen Artikel, welcher im Neuen Jahrbuche für Mineralogie, 1886, Bd. I, erſchienen und von Herrn H. Behrens in Delft verfaßt iſt. Demſelben liegt ein Brief des Bergingenieurs K. Fennema zu Grunde, welcher mit der Unterſuchung der den genannten Ausbruch begleitenden Erſcheinungen beauftragt war und auch den Lemongan unterſucht hat.

Hinſichtlich des Ausbruchs des Smeru können wir uns auf unſere oben erwähnten Mittheilungen beziehen, indem wir nur noch nachtragen, daß der Smeru nach Anſicht des Herrn Fennema wohl der ſteilſte Bergkegel auf Java iſt; von 700 bis 1400 m Höhe iſt die Böſchung etwa 6°, von 1400 bis 2100 m reichlich 20° und dann bis zur Spitze mehr als 30°. Der Lemongan iſt kaum halb ſo hoch als der Smeru; von 300 bis 600 m iſt die Neigung 3,5°[1]), von 600 bis

[1]) Wir citiren nach einem von Herrn Fennema verbeſſerten Abdrucke.

1000 m 16°, von 1000 bis 1668 m 33°. Trotz der ungewöhnlichen Steilheit finden sich gut ausgebildete Lavaströme und zahlreiche parasitische Kegel zum Theil ohne Krater, wie die Bocche des Aetna und auch wie diese auf zwei radialen Linien an einander gereiht. Kreisrunde Teiche am Fuße des Berges, bereits von Junghuhn beschrieben und auf Einstürze zurückgeführt, sind ebenfalls mit Lavaergüssen in Zusammenhang zu bringen, insofern plötzliches Zurücksinken der Lava die Umbildung von parasitischen Kegeln zu Maaren veranlaßt haben dürfte. Von den Lavaströmen konnten vier chronologisch bestimmt werden: eine Seiteneruption 600 m unter dem Gipfel vom 13. bis 15. September 1849 und drei Ströme aus dem Hauptkrater, vom April 1869, vom Mai 1877 und vom April 1883. Der letztere erreichte eine Länge von 5000 m bei 200 bis 400 m Breite und 10 bis 20 m Dicke. Drei Wochen nach der Eruption war er noch in langsamer Bewegung und stieß im Mai 1885 noch heiße Wasserdämpfe aus. Im April 1886 ergoß sich ein kleiner Strom von nur 25 m Breite nach Südsüdwest aus dem Hauptkrater und am 6. August wurde eine größere Eruption in derselben Richtung gemeldet.

In hohem Grade beachtenswerth ist der Unterschied der Laven des Smeru und des Lemongan, die, beide mit kurzen Pausen thätig, nur 48 km von einander entfernt sind. Sämmtliche Eruptionsprodukte des Smeru sind andesitisch (Hypersthen-Andesit), während der Lemongan ausschließlich Basalt geliefert hat.

An diese Mittheilungen wird die wichtige Folgerung geknüpft, daß die auf die Autorität Junghuhn's gegründete Ansicht, die Vulkane Javas hätten in historischer Zeit nur festes Material geliefert, unrichtig ist, da sowohl bei dem Smeru als dem Lemongan Lavaströme festgestellt sind. Demnach ist auch keine Ursache zu der Annahme vorhanden, daß die vulkanische Thätigkeit in der Abnahme begriffen sei.

— Die englische Bahn nach Quetta ist jetzt bis jenseits des Bolan-Passes ganz vollendet; die Erdarbeiten sind gleichfalls bis Quetta fertig, so daß zwischen dem Passe und Quetta nur noch das Legen der Schienen erübrigt.

— Henry O. Forbes, Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel von 1878 bis 1883. Zweiter Band (Jena, H. Costenoble). Der zweite Band von Forbes' Wanderungen ist dem ersten rasch gefolgt und schließt sich ihm würdig an. Der Verfasser, der sich mittlerweile mit einer Gefährtin versorgt hatte, die seitdem seine unzertrennliche Begleiterin geworden ist und eben mit ihm in Neu-Guinea weilt, wandte sich zunächst (April 1881) nach Amboina, wo ihn der holländische Resident den Regierungsempfehlungen zum Trotze sehr unfreundlich empfing und ihm die nöthigen Empfehlungen an seine Untergebenen verweigerte, und dann nach Timorlaut, wobei das Atoll von Geffir am Ostende von Ceram, der Centralpunkt des Handels mit Neu-Guinea, angelaufen wurde. In Timorlaut lagen die Dörfer im Kriege mit einander, das Fieber machte sich bald geltend, doch gelang es, zahlreiche ethnographische Beobachtungen zu machen und Sammlungen anzulegen, die glücklich nach Europa gelangten. Im November ging Forbes nach Buru, diesmal allein; auch hier fehlten ihm die Empfehlungen, doch gelang es ihm in Begleitung des Posthalters, den selten besuchten geheimnißvollen See von Kaieli zu erreichen, den Wakolo, dessen Anwohner viele eigenthümliche Gebräuche bewahrt haben. — Da weitere Reisen im Molukkenarchipel gegenüber der Feindseligkeit des Residenten zwecklos erschienen, wandten sich die Reisenden nach dem portugiesischen Timor, dessen Gouverneur sie kennen gelernt hatten. Im Urwalde, etwa 700 Fuß über dem Meere und eine kleine Tagereise entfernt von dem Regierungssitze Dilly (auf der Karte Dehli), verlebten sie köstliche Wochen, aber während Forbes das „Königreich" Bibiçuçu im Inneren erforschte, erkrankte seine ganz allein im Urwalde zurückgelassene Frau schwer und wurde, von ihrer abergläubischen Dienerin im Stiche gelassen, nur durch ein halbes Wunder gerettet. Auch Forbes litt von dem ungesunden Klima so schwer, daß er an weitere Forschungen nicht mehr denken konnte und sich am 1. Juni 1883 mit seiner Frau nach Amboina und Europa einschiffte. (Das Klima von Timor gilt notabene immer noch für besser als das von Neu-Guinea.) Auch diesem Bande sind wieder reichlich wissenschaftliche Anhänge beigegeben, welche ihm einen besonderen Werth verleihen, und eine Karte des Indischen Archipels erleichtert das Verfolgen der Reiseroute. Ko.

Afrika.

— Ueber die gegenwärtigen Zustände in den beiden ägyptischen Provinzen Fajum und Beni Sfuef spricht sich G. Schweinfurth, welcher im vergangenen Winter das Depressionsgebiet des Fajum bereist hat und dasselbe in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Bd. 21, S. 96 ff.) eingehend schildert, sehr lobend aus. „Die Autorität der Regierungsgewalt steht, man kann sagen, was man will, reichlich so vollkommen da, wie in den besten Tagen Ismaels. Von dem Räuberunwesen, das in den Provinzen des Deltas herrscht, wo es übrigens ausnahmslos nur die Eingeborenen betrifft, ist hier keine Spur wahrzunehmen. Die Gouverneure sind durchaus vernünftige und achtungswerthe Männer. In ihrer Amtsstube werden die Geschäfte in ganz europäischer Weise erledigt. Die Trennung der Justiz von der Verwaltung ist in diesen Provinzen bereits vollkommen durchgeführt . . . Die Bevölkerung verräth die deutlichsten Anzeichen eines zunehmenden Vertrauens zu den bestehenden Verhältnissen und erholt sich ganz sichtbar und unbezweifelt von den früheren Mißbräuchen der Beamten, die ihre Amtsgewalt bei jeder Gelegenheit überschritten, heute aber durch eine organisirte Kontrolle im Zaume gehalten werden. Was der Bevölkerung dabei am meisten zu Gute kommt, ist der Umstand, daß der früher jedweder Regierungsmaßregel anklebende Stempel des Veratorischen aufgehört hat, alle Verwaltungsakte zu kennzeichnen. Trotz der schlechten Zeiten gehen die Steuern regelmäßiger ein als je. Die europäischen Kaufleute klagen; aber die Zolleinnahmen erreichen Ziffern, wie sie dieselben unter Ismael nicht erlebt haben. Ungeachtet der niederen Korn- und Baumwollenpreise vermehrt sich das Geld ganz augenscheinlich. Alles ist theuer geworden. Der Fellah kauft Sachen, deren Gebrauch noch vor wenigen Jahren für ihn ins Reich der Fabel gehörte. Tiefer Landfriede herrscht hier, und um den kleinen Krieg in Nubien, den das Programm der Politik mit sich bringt, ängstigt sich keine Fellahseele." So hat auch Oberst Scott Moncrieff, der Leiter des ägyptischen Arbeitsministeriums, sein großes Projekt der Reorganisirung des Fajumer Kanalsystems mit aller Energie in Angriff genommen und wird dabei von den tüchtigsten Ingenieuren, die in Indien die hohe Schule der Wasserbaukunst durchgemacht haben, unterstützt. Allerdings ist im Fajum auch schon Gefahr im Verzuge: seit den letzten zehn Jahren und namentlich seit dem Eingehen der noch vor fünf Jahren sehr ausgedehnten Zuckerrohrkultur am Südufer des Birket el-Qerun ist in Folge der jetzt geringeren Absorption des Wasserüberschusses der Wasserspiegel jenes Sees im Steigen begriffen (jährlich um 3 cm) und beginnt in bedenklichem Grade das nur sehr allmählich anspeigende gute Ackerland zu beeinträchtigen. Zunächst hofft man durch neue Schleusenbauten die Kanäle zu zügeln und das Anwachsen des Sees zu bemeistern; dann aber — und dazu werden sehr bedeutende Mittel gehören — müssen sämmtliche Kanäle neue Betten erhalten, da sich die gegenwärtigen durch die lange Vernachlässigung des Schleusenwesens so tief in das Erdreich (17 m und mehr unter dem Kulturlande) eingewühlt haben, daß viele Strecken des besten Bodens ganz unbewässerbar bleiben.

— Marquis de Brazza ſprach kürzlich in der Société de Géographie über die Bambusöl-Induſtrie, welche Herr Manas an der Alima geſchaffen hat. Dieſes Oel ſoll als Maſchinenöl ausgezeichnet ſein und vortheilhaft das europäiſche Oel erſetzen. Auch ſein Geſchmack iſt ziemlich angenehm, und wenn es friſch und gut zubereitet iſt, kann es ganz gut in der Küche ſtatt des Olivenöles Verwendung finden.

Auſtralien.

— In Südauſtralien ſind 11 km nördlich von Roberts Town in 33° 52′ ſüdl. Br. und 139° öſtl. v. Gr. und 128 km nördlich von Adelaide an den Black Hills anſcheinend ſehr werthvolle Silbererzgänge von beträchtlicher Ausdehnung entdeckt worden. Es wäre der Kolonie, deren Zuſtände zur Zeit recht traurige ſind, ſehr zu wünſchen, daß ſich dies bewahrheitete.

— Eine zweite Nachricht über die von Mr. David Lindſay geführte Expedition (vergl. oben S. 48 und 191) traf am 1. Februar von Charlotte Waters, einer Station des Ueberlandtelegraphen in 25° 55′ ſüdl. Br. und 135° 34′ öſtl. von Gr., in Adelaide ein. Mr. Lindſay hatte 80 km öſtlich von Charlotte Waters ein Lager aufgeſchlagen und von da aus die Erforſchung des unbekannten öſtlichen Gebietes bis 26° 45′ ſüdl. Br. herab unternommen. Die Grenze von Queensland überſchritt er in 25° 30′ ſüdl. Br. Hinter der Sandhügelkette kam er über vorzügliches Weideland für Schafe und entdeckte auch acht gute Brunnen der Eingeborenen, in welchen genügend Waſſer vorhanden war. Mr. Lindſay wollte am 3. Februar vom Lager aufbrechen und ſeine Reiſe in der Richtung auf Lake Nash, welcher in ungefähr 20° ſüdl. Br. und 9 km weſtlich von der Grenze von Queensland liegt, fortſetzen. Er wird damit wieder einen beträchtlichen Theil noch unerforſchten Gebietes berühren. Die Reiſenden befanden ſich bis dahin ſämmtlich wohl. Die Kameele waren eine Zeitlang vom Genuſſe einer giftigen Pflanze, welche am Macumba R. und überhaupt im nördlichen Südauſtralien ziemlich häufig iſt, erkrankt, hatten ſich aber wieder erholt. Es war dies Euphorbia Drummondii, deren milchiger Saft ſehr giftig iſt. Unter den Giftpflanzen Auſtraliens — Lotus Australis, Swainsona Grayana, Lobelia pratioides, Lawrencia spicata u. ſ. w. — iſt gerade Euphorbia Drummondii die gefährlichſte, und da ſie ſich ſelbſt in der trockenſten Jahreszeit immer grün hält, ſo wird ſie vom Vieh um ſo leichter gefreſſen.

Nordamerika.

— Für die Eingeborenen der Umgebung von Point Barrow iſt nach Ray das wichtigſte Nahrungsthier Phoca foetida Fabr., die einzige Robbenart, die häufiger iſt und das ganze Jahr hindurch bleibt. Im Oktober, wenn das neue Eis ſich zu bilden beginnt, jagt man ſie mit Büchſe und Harpune an den offenen Stellen und an den Luftlöchern, die ſie ſich ins junge Eis machen. Wenn die Winternacht beginnt, fängt man ſie mit Netzen, aber nur in ganz dunklen Nächten kann man auf Erfolg rechnen. Es wird dann in der Nähe eines Eisſpaltes, in welchem ſich Robben aufhalten, ein Loch ins Eis geſchlagen und mit Hilfe zweier anderer kleinerer Löcher ein Netz ausgeſpannt. Dann ſucht man durch irgend ein auffallendes nicht zu heftiges Geräuſch, durch Picken auf das Eis, durch Pfeifen oder dergleichen die Neugierde der Robben zu erregen; ſie kommen in der Richtung auf das Loch zu unter dem Eiſe geſchwommen und verwickeln ſich im Netze. Manchmal gelingt es, in einer Nacht bis zu 30 Stück in einem Netze zu fangen; ſie werden dann aufrecht in den Schnee geſtellt, bis man ſie mit den Hundeſchlitten abholen kann. — Sind nur kleinere Löcher vorhanden, ſo umſtellt man dieſe unter dem Eiſe ganz mit Netzen, die jeden Tag nachgeſehen werden. Wenn die Sonne wieder kommt, ſucht man die ſtets offen bleibenden Athemlöcher auf und ſtellt dort Netze. Im Sommer werden ſie in dem offenen Waſſer zwiſchen den Eisfeldern gejagt oder auch beſchlichen, wenn ſie auf dem Eiſe neben ihren Löchern ſchlafen; ſie ſind indeß ſo vorſichtig, daß es den amerikaniſchen Mitgliedern der Expedition nicht ein einziges Mal gelang, einer Robbe auf Schußweite nahe zu kommen.

— Mit welcher unheimlichen Geſchwindigkeit die Eskimos auch in Nord-Alaska an Zahl zurückgehen, beweiſen die Beobachtungen von Lieutenant Ray in Point Barrow. In dem Dorfe Uglaamie, wo Dr. Simpſon 1854 noch über 200 Menſchen und 40 Hütten fand, traf Ray nur noch 26 Hütten und 130 Seelen, und von dieſen ſtarben während der zwei Jahre ihres Aufenthaltes 18, während nur zwei Kinder geboren wurden. — In Ninouk fand Simpſon 48 Hütten und 286 Einwohner, Ray nur noch 30 Hütten und weniger als 150 Menſchen. Ray ſucht die Haupturſache der Abnahme in den Verheerungen, welche die amerikaniſchen Walfiſchfänger unter den Walfiſchen anrichten. Während Simpſon ſich an der Küſte aufhielt, wurden von den Eingeborenen 24 Wale erlegt; durch die unabläſſige Verfolgung ſeitens der Amerikaner ſind die Thiere ſeitdem ſo ſelten und ſo ſcheu geworden, daß Ray innerhalb zwei Jahren nur zwei Stück erlegen ſah, darunter ein Junges. Und dabei waren die Eingeborenen früher auf ihre ſchlechten ſelbſtgefertigten Waffen angewieſen, während ſie heute nicht nur gute Harpunen, ſondern ſogar Büchſen mit Exploſivkugeln beſitzen. Auch die Robben ſind nicht häufig und verſchwinden zeitweiſe ganz und Hungersnoth kommt darum ſehr häufig vor.

— Bei der United States Geological Survey iſt unter Major Powell eine Abtheilung errichtet worden, um die geologiſche Geſchichte und die phyſikaliſchen Bedingungen der Sumpfländereien der Union in Hinſicht auf deren Verbeſſerung und Rückgewinnung zu unterſuchen. Man erwartet nämlich, daß um das Jahr 1890 alles verfügbare Ackerland beſetzt ſein und daß die Hochfluth der Einwanderung ſich den, bei ihrem raſchen Vordringen nach Weſten liegen gebliebenen Gebieten zuwenden wird. Oeſtlich vom Miſſiſſippi können über 50 000 Quadratmeilen leicht entwäſſert werden; ähnliches Land iſt in Nordeuropa vor Jahrhunderten trocken gelegt worden und bildet jetzt die fruchtbarſten Felder. In Amerika liegt ſolches Land hauptſächlich an der Atlantiſchen Küſte und im Miſſiſſippi-Thale; dort hindert dichter Pflanzenwuchs, namentlich gemeines Rohr, das Waſſer am vollſtändigen Abfluſſe, obwohl der Boden genügenden Fall darbietet. Zwiſchen der Mündung des James River bis zu derjenigen des Albemarle Sound liegt ein Gebiet von 4000 Quadratmeilen, wovon ein Theil bereits entwäſſert worden iſt, und zwar einfach dadurch, daß man das undurchdringliche Gewirr von Stämmen, Wurzeln und ſonſtigen verweſenden Pflanzentheilen, welche das Regenwaſſer am Abfließen hinderte, entfernte. Man beabſichtigt nun eine vollkommene Aufnahme, auf Grund deren die Regierung weite Strecken Landes wieder zu gewinnen und der Beſiedelung zu eröffnen gedenkt.

Südamerika.

— Aus Surinam wird berichtet, daß in dem Terrain zwiſchen Lawa (Arwa) und Tapanahoni Gold vermuthet wird und Bitten um Erlaubniß, Unterſuchungen vorzunehmen, an den franzöſiſchen Gouverneur von Guyana gelangt ſind. Man beunruhigt ſich in Surinam hierüber, weil man dieſes Gebiet als holländiſchen Beſitz anſieht, ſeitdem die niederländiſch-indiſche Grenzkommiſſion von 1861 ſich dahin ausgeſprochen hat, daß der Lawa als Verlängerung des Marowyne (Maroni) betrachtet werden muß und demnach das zwiſchen Lawa und Tapanahoni gelegene Gebiet niederländiſches Eigenthum iſt, da der Marowyne die Grenze bilden ſoll. Dieſe Angelegenheit ſchwebt jedoch ſeit 1862, ohne daß die beiderſeitigen Regierungen zu einem endgültigen Abſchluſſe derſelben gelangt wären, und könnte unter gegenwärtigen

Verhältniſſen vielleicht noch Schwierigkeiten verurſachen, da man in Holland das beſtrittene Terrain, wenn es ſich wirklich werthvoll erweiſt, wohl nicht gern verlieren wird.

— Um Studien über das Oroyafieber (Veruga peruana) zu machen, ließ ſich ein peruaniſcher Arzt, Daniel Carrion, das Virus einimpfen, ſtarb aber an den Folgen dieſes Experimentes. Im Anſchluſſe hieran bringt die „Rev. scient." einige Mittheilungen über dieſe eigenthümliche Krankheit. Dieſelbe tritt nur in Peru auf, und zwar an gewiſſen Oertlichkeiten, welche in ziemlicher Höhe, zwiſchen 3000 bis 7500 engl. Fuß über dem Meere, gelegen ſind. Es iſt eine febrile Krankheit, welche ſich durch Anämie und Hervortreten zahlreicher Puſteln charakteriſirt. Dr. Isquierdo in Santiago will einen ſpecifiſchen Bacillus als Krankheitserzeuger feſtgeſtellt haben. Die Affektion iſt ſchon ſeit der Inkazeit bekannt. 1543 ſpricht Zarate von einer Gegend, wo ſie ſehr verbreitet war. 1870 iſt ſie ſehr heftig aufgetreten. Es war dies zu einer Zeit, wo der Erdboden zum Zwecke des Eiſenbahnbaues weithin aufgewühlt wurde. Dieſes Zuſammentreffen iſt ſehr intereſſant, da auch bei den Arbeiten am St. Gotthard und auf dem Iſthmus von Panama ähnliche epidemiſche Erſcheinungen auftraten. Man beſchäftigt ſich in dieſem Augenblicke in Peru lebhaft mit der Aetiologie der Veruga peruana, und es iſt anzunehmen, daß man zu intereſſanten Ergebniſſen gelangen wird.

Oceane.

— Nach zehnjährigen Vorarbeiten iſt 1885 von der deutſchen Seewarte in Hamburg ein erſtes „Segelhandbuch für den Atlantiſchen Ocean" (Hamburg, L. Friederichſen u. Co.) herausgegeben worden, nachdem der dazu gehörige Atlas „Atlantiſcher Ocean", welcher auf 36 Karten die phyſikaliſchen Verhältniſſe und die Verkehrsſtraßen darſtellt, ſchon drei Jahre früher erſchienen war. Der Hauptnachdruck wird auf die Meteorologie und Phyſik gelegt, während die Beſchreibung der Küſten, Inſeln und Häfen, welche in den engliſchen „Sailing directions" einen großen Raum beanſpruchen, fehlt. Mehr als die Hälfte des Werkes behandelt die Meerestiefen (mit Karte), die Temperatur-Vertheilung, das ſpecifiſche Gewicht des Meerwaſſers, die Strömungs- und Windverhältniſſe, Luftdruck, Lufttemperatur, Ebbe und Fluth und namentlich die Stürme, wobei aus den Beobachtungen der für die deutſche Seewarte ein Journal führenden Schiffe viele intereſſante Beiſpiele vorgeführt werden. Den Beſchluß macht ein faſt 200 Seiten ſtarker praktiſcher Theil, die eigentlichen Segelanweiſungen enthaltend, welche ſich folgendermaßen gliedern: I. Von Europa ausgehend: 1) nach dem hohen Norden von Europa; 2) nach Grönland und Island; 3) nach den nordamerikaniſchen Häfen im Norden von Kap Hatteras; 4) nach der Nordküſte von Südamerika, Weſtindien, dem Karibiſchen Meere, dem Golf von Mexiko und der Atlantiſchen Küſte von Nordamerika im Süden von Kap Hatteras; 5) nach der Linie; 6) nach der Oſtküſte von Südamerika und rund Kap Horn; 7) vom Aequator nach Südafrika und dem Indiſchen Ocean; 8) nach der Weſtküſte von Afrika. II. Nach Europa zurückkehrend: 1) von der Oſtküſte von Nordamerika, dem Golf von Mexiko und Weſtindien; 2) vom Kap Horn und der Oſtküſte Südamerikas nach der Linie; 3) vom Kap der Guten Hoffnung nach der Linie und von der Linie nach dem Kanal; von der Guinea-Bucht nach Europa; und 4) von der Oſtküſte Nordamerikas nach der Linie und zurück.

— Commodore Barker von der U. S. Navy hat mit der „Entreprise" eine Reiſe von Tieflothungen durch einen noch ununterſuchten Theil des ſüdlichen Stillen Oceans von Wellington auf Neu-Seeland nach dem Eingange der Magelhäesſtraße vorgenommen. Seine Route liegt ziemlich nahe der Nordgrenze des Treibeiſes, ſüdlich von der vom „Challenger" und auch von der von der „Gazelle" eingeſchlagenen. In dieſer Breite nimmt von Neu-Seeland ab die Tiefe auf 300 Miles ſehr raſch zu und erreicht unter 170° weſtl. L. bereits 3002 Faden. Weiter öſtlich nimmt die Tiefe etwas ab, doch nicht erheblich; unter 150° wurde an einer Stelle 2915 Faden gelothet, während zu beiden Seiten nur 2650 und 2506 Faden lagen. Die Tiefe blieb gleichmäßig bis gegen den 135°, dann nahm ſie langſam ab, bis unter 115° die geringſte Tiefe mit 1562 Faden erreicht wurde; von da ab fällt der Boden wieder gleichmäßig bis an den Beginn der Baſis von Südamerika. Der Hochrücken, welcher ein ſtattliches Gebirge von 3000 m Höhe bilden würde, ſcheint ſich von Dougherty oder Keates-Inſel unter 59° ſüdl. Br. bis zur Oſter-Inſel unter 27° ſüdl. Br. zu erſtrecken und wurde auch von dem „Challenger" unter 38° 43′ ſüdl. Br. und 112° 31′ nördl. L. mit 1600 Faden gelothet.

Vermiſchtes.

— Marinepfarrer G. Heims hat von ſeinen Reiſeſkizzen „Unter der Kriegsflagge des Deutſchen Reiches" (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 304) eine zweite Reihe erſcheinen laſſen, welche Schilderungen von der Reiſe der „Nymphe" nach Weſtindien (1884 bis 1885) enthält und ebenſo friſch, ja mitunter burſchikos geſchrieben iſt, als ihre Vorgängerin. Es ſind anziehende Skizzen, aber nicht mehr, welche durch die Schilderung des Lebens an Bord für viele Leſer einen eigenthümlichen Reiz erhalten; ein tieferes Eindringen in das Weſen fremder Völker verbietet ſich bei ſolchen Reiſen von ſelbſt. Wir halten darum z. B. das, was über Guzman Blanco, Venezuelas Tyrannen, geſagt wird (S. 169 ff.), nicht für ganz zutreffend. Intereſſant iſt die Schilderung der Zuckerfabrikation in Britiſch-Guayana (S. 130), ebenſo diejenige von der Erziehung der nordamerikaniſchen Ladies, dem dortigen Kaſtengeiſte, und anderes mehr.

— Nach ſtatiſtiſcher Berechnung beläuft ſich die Zahl der Blinden auf der Erde auf ungefähr eine Million. Dies würde, die Bevölkerung der Erde auf 1 400 000 000 Seelen angeſetzt, auf je 1400 einen Blinden ergeben. In den europäiſchen Staaten zeigt ſich folgende Verſchiedenheit: In Oeſterreich kommt auf je 1785, in Schweden auf je 1418, in Frankreich auf je 1191, in Preußen auf je 1111, in England auf je 1037 u. ſ. w. der Bevölkerung ein Blinder. Mit noch höherem Procentſatze folgen Rußland, Norwegen und Finland. Die meiſten Blinden finden ſich in Aegypten. In Kairo kommt ſchon auf je 20 Bewohner ein Blinder. Dr. Franke in Wien zählte auf einer Morgenwanderung in Kairo deren gegen 1000. In den auſtraliſchen Kolonien iſt das Zahlenverhältniß ein auffällig verſchiedenes. Nach dem letzten Cenſus kam in Neu-Seeland auf je 3550, in Südauſtralien auf je 1417, in Victoria auf je 1162, in Weſtauſtralien auf je 725 und in Tasmanien auf je 625 der Bevölkerung ein Blinder. Auch in China und Japan giebt es viel Blinde. Deutſchland beſitzt die meiſten (35) Blindeninſtitute, dann folgen England mit 16, Frankreich mit 13, Oeſterreich-Ungarn mit 10, Italien mit 9, Belgien mit 6 u. ſ. w. Amerika, Aſien und Afrika beſitzen zuſammen nur ſechs Inſtitute der Art. In Auſtralien beſteht ein ſolches in Victoria und in Südauſtralien.

Inhalt: Dieulafoy's Reiſe in Weſtperſien und Babylonien. XXXII. (Mit fünf Abbildungen.) — Emil Metzger: Holländiſch-Indien im Jahre 1886. II. — Die Sandwichsinſeln und ihre Vulkane. V. VI. — Die eingeborenen Aerzte im ſüdlichen Tuneſien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — Auſtralien. — Nordamerika. — Südamerika. — Oceane. — Vermiſchtes. (Schluß der Redaktion: 6. Mai 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Vor dem Besuche Susas mußten die Reisenden noch den Scheich Thaer, den Verwalter der Wakufgüter Daniel's, aufsuchen, um seine Erlaubniß zu erbitten, bei dem Grabe des Propheten übernachten zu dürfen. Die Wohnung des Scheich war bald erreicht, in drei Vorhöfen wimmelte es von Mollahs, Seids und selbst Beamten; er selbst hatte in der Mitte einiger Getreuen auf einer Terrasse Platz genommen und erwartete den angekündigten Besuch. Es war ein hinfälliger Greis, aber in diesem schwächlichen Körper lebte der Geist noch in voller Macht.

Trotz des höflichen Empfanges machte er Schwierigkeiten, die ihm vorgetragene Bitte zu erfüllen. Wenn man auch Christen während einer oder zweier Nächte innerhalb der Einfriedigung dulden wolle, könne man ihnen doch unter keinen Umständen den Eintritt in den geschlossenen Raum, wo das Kenotaphium sich befindet, gestatten. Vergebens war die Versicherung, daß auch die Franken die größte Hochachtung für den Propheten Daniel besitzen; der Scheich blieb unerbittlich. Endlich gegen Mittag war die Sache erledigt, und die Reise konnte gegen den Mittag des 14. Januar angetreten werden. Das kultivirte Land verschwand bald; nach allen Seiten hin erstreckte sich die mit vertrockneten Disteln bedeckte Ebene; es war die Wüste in ihrer ganzen Trostlosigkeit, welche einen um so schrecklicheren Eindruck machte, als dieser gänzliche Mangel einer belebten Natur der Nachlässigkeit der Menschen zuzuschreiben ist.

Bald war der Ruinenhügel erreicht, dessen ungeheure Abmessungen das Erstaunen des Besuchers erregen. Das Grab Daniel's liegt am Fuße einer hohen Terrasse, welche im Lande mit dem Namen Kaleh Schus (die Festung Susa) bezeichnet wird; den Fuß des Heiligthums bespült ein sumpfiger Bach, der Schaur, welcher sich in den Ab-Dizful ergießt. Das Denkmal steht in keinem Verhältnisse zu seinem Rufe und zu dem Eifer der zahlreichen Pilger, welche ihm in jedem Frühjahre ihren Besuch abstatten. Wenn man durch das Thor von Dizful eintritt, sieht man zunächst Mauern aus Erde und ein massives Eingangsthor; man würde glauben, vor einem mit Mauern umschlossenen Dorfe sich zu befinden, wenn nicht ein im Inneren stehender, in der Form eines Zuckerhutes aufgeführter Thurm den Zweck des Gebäudes andeutete. Bogengänge schließen sich zu beiden Seiten des Heiligthums an und dienen den Tempelwächtern und einigen Viehhirten zum Aufenthaltsorte. Auch die Reisenden sollten hier unter einem unbewohnten Bogen ein Obdach finden, doch nach wiederholter Durchlesung des Geleitbriefes entschloß sich der Aufseher des Heiligthums, ihnen ein weniger luftiges Logis einzuräumen. Da die Betrachtung des eigentlichen Heiligthums den Besuchern nicht erlaubt war, zogen sie bald aus, um einen Ueberblick über die Königstadt des Nachunta und Ahasver zu gewinnen. Drei ungeheure, scharf von einander geschiedene Erdmassen erhoben sich vor ihnen; den größten Eindruck machte die Kaleh Schus, welche sich etwa 36 m über den Schaur erhebt. Der Regen hat tiefe Furchen in die Abhänge gegraben, dennoch aber wäre es ohne zwei Fußpfade, deren einer den Ziegen sein Bestehen verdankt, während der

Jahr 1. Januar Kurkarten für 10 Tage gegen Zahlung von 10 Mk. ausgegeben. Diese Kurkarten berechtigen zum Besuch der Kurmusik, zum Lesen der Zeitungen im Lesesaal, zum Benutzen der Badeanstalt, zum Besuch der Vorträge und Lichtbilder, zum Benutzen der Kurbibliothek, zum Besuch der Tanzabende und Kurfeste. Die Kurkarten sind nicht übertragbar. Für Kinder unter 10 Jahren werden keine Kurkarten ausgegeben. Für Kinder von 10 bis 14 Jahren wird die Hälfte der Kurtaxe erhoben. Für Kinder von 14 bis 18 Jahren wird die Kurtaxe voll erhoben. Für Kinder unter 18 Jahren, die in Begleitung ihrer Eltern sind, wird keine Kurtaxe erhoben. Für Kinder unter 18 Jahren, die in Begleitung ihrer Eltern sind, wird keine Kurtaxe erhoben. Für Kinder unter 18 Jahren, die in Begleitung ihrer Eltern sind, wird keine Kurtaxe erhoben.

Kurhaus Cranz.

In Cranz hatte man bis Pfingsten 1914 die Kurtaxe nicht erhoben. Vom 1. Juni 1914 ab wurde sie eingeführt. Sie betrug für Erwachsene 10 Mk. für 10 Tage, für Kinder von 10 bis 14 Jahren 5 Mk. für 10 Tage, für Kinder von 14 bis 18 Jahren 10 Mk. für 10 Tage. Für Kinder unter 18 Jahren, die in Begleitung ihrer Eltern sind, wird keine Kurtaxe erhoben. Für Kinder unter 18 Jahren, die in Begleitung ihrer Eltern sind, wird keine Kurtaxe erhoben. Für Kinder unter 18 Jahren, die in Begleitung ihrer Eltern sind, wird keine Kurtaxe erhoben.

Cranz hatte 1913 1 Kurhaus, 1 Badeanstalt, 1 Kurmusik, 1 Lesesaal, 1 Kurbibliothek, 1 Tanzabend, 1 Kurfest. Die Kurtaxe betrug für Erwachsene 10 Mk. für 10 Tage, für Kinder von 10 bis 14 Jahren 5 Mk. für 10 Tage, für Kinder von 14 bis 18 Jahren 10 Mk. für 10 Tage. Für Kinder unter 18 Jahren, die in Begleitung ihrer Eltern sind, wird keine Kurtaxe erhoben. Für Kinder unter 18 Jahren, die in Begleitung ihrer Eltern sind, wird keine Kurtaxe erhoben. Für Kinder unter 18 Jahren, die in Begleitung ihrer Eltern sind, wird keine Kurtaxe erhoben.

gestellt auf zwei Basalt-Blöcken. Dieses Bild, das, wie wir sehen werden, eine Kopie nach einem Original des 4. Jahrhunderts v. Chr. ist, stellt einen Gladiator dar, der sich nach einem Kampfe mit einem Gegner, der ihn besiegt hat, auf seinen Schild stützt, um sich auszuruhen. Er ist nackt, nur um die Lenden trägt er einen Schurz, der mit Fransen besetzt ist. Sein Haupt ist mit einem Helm bedeckt, der mit einem Kamm geziert ist, und an seinem linken Arm trägt er einen Schild, der mit einem Löwenkopf verziert ist. Sein Gesicht ist ernst und nachdenklich, sein Körper ist muskulös und kräftig. Er hat einen Bart und lange Haare, die ihm über die Schultern fallen. Seine Beine sind mit Beinschienen bedeckt, und an seinen Füßen trägt er Sandalen. Er hat einen Speer in der rechten Hand, der auf dem Boden ruht, und sein Schwert hängt an seiner Seite. Sein Blick ist auf den Boden gerichtet, und er scheint in Gedanken versunken zu sein. Der Hintergrund ist dunkel, und es ist nicht zu erkennen, ob es sich um eine Landschaft oder um eine Architektur handelt. Das Bild ist in einem realistischen Stil gemalt, und es ist sehr detailliert. Es ist ein Meisterwerk der antiken Malerei, und es ist ein wichtiges Zeugnis für die Kultur und die Gesellschaft der Römer.

Plate 1. Ezekiel Hill, *A Rebuke on Idolatry*, 1825. Oil on canvas, 27 1/2 x 33 1/2 inches (69.9 x 85.1 cm). Private collection. Photograph courtesy of Sotheby's, New York. See also Plate 2 and Figure 1.

Ezekiel Hill, *A Rebuke on Idolatry*, detail of Plate 1

Plate 2. Ezekiel Hill, *A Rebuke on Idolatry*, detail of Plate 1. The figure on the left is Christian, with a cross and a Bible. The figure on the right is Native American, with a bow and arrow and a pipe. Between them is a tree with a serpent coiled around it. Behind the Native American figure is a wigwam, and behind the Christian figure is a church. See also Plate 1 and Figure 1.

Figure 1. Ezekiel Hill, *A Rebuke on Idolatry*, 1825. Engraving. The Rev. Ezra Stiles Ely, pastor of the Third Presbyterian Church in Philadelphia, commissioned Hill to paint this picture. Ely then had it engraved and published as a broadside. Hill's painting is the mirror image of the engraving. Courtesy of the Library Company of Philadelphia.

der Kaiserin Theodora (Mosaik in Ravenna). Die Kaiserin, die Gemahlin Justinians, ist eine Tochter des Volkes, die sich durch ihre Schönheit und Klugheit zu einer Macht emporgeschwungen hat. Sie ist eine Freundin der Künste und Wissenschaften und eine Gönnerin der Armen. Sie ist es, die ihren Gemahl bewegt, das Gesetzbuch zu sammeln, das nach ihm den Namen führt. Sie ist es, die ihn bewegt, die Akademie zu Athen zu schließen, weil sie eine Pflanzstätte des Heidentums ist. Sie ist es, die ihn bewegt, die Kirche der heiligen Sophia zu bauen, die noch heute eine Zierde Konstantinopels ist.

Volksszene in Neapel.

Volksszenen. Neapel ist eine Stadt, die 600 000 Einwohner zählt. Wenn man durch die Straßen dieser Stadt geht, so sieht man Szenen, wie sie unser Bild darstellt. Da sitzt ein Barbier, der einem Kunden den Bart rasiert, und ein Schuhputzer, der einem Fremden die Stiefel putzt. Da sitzt ein Mann, der Kastanien röstet, und ein Mann, der Limonade verkauft. Da sitzt ein Mann, der Makkaroni kocht, und ein Mann, der Wasser verkauft. Da sitzt ein Mann, der Obst verkauft, und ein Mann, der Fische verkauft. Da sitzt ein Mann, der Brot verkauft, und ein Mann, der Wein verkauft. Da sitzt ein Mann, der Kleider verkauft, und ein Mann, der Schuhe verkauft. Da sitzt ein Mann, der Bücher verkauft, und ein Mann, der Zeitungen verkauft. Da sitzt ein Mann, der Blumen verkauft, und ein Mann, der Früchte verkauft. Da sitzt ein Mann, der Fische verkauft, und ein Mann, der Fleisch verkauft. Da sitzt ein Mann, der Brot verkauft, und ein Mann, der Wein verkauft. Da sitzt ein Mann, der Kleider verkauft, und ein Mann, der Schuhe verkauft. Da sitzt ein Mann, der Bücher verkauft, und ein Mann, der Zeitungen verkauft. Da sitzt ein Mann, der Blumen verkauft, und ein Mann, der Früchte verkauft.

seitdem wetteiferte die Bevölkerung von Schuster in Fanatismus und Intoleranz selbst mit Kum und mit Kerbela. Dieser großen Frömmigkeit ist die bedeutende Zahl von Moscheen und Gräbern, die man in allen Stadtvierteln trifft, zu danken.

Begleiten wir nach dieser langen Abschweifung die Reisenden noch nach Schuster. Nachdem sie die Brücke überschritten hatten, gelangten sie zunächst in eine große, an beiden Seiten mit Buden, in denen Früchte verkauft werden, eingefaßte Straße; sie war durch zahlreiche Passanten belebt und um die Fremden sammelte sich bald eine zahlreiche Menge. Später glückte es Mme. Dieulafoy, von dieser Stelle eine photographische Aufnahme zu machen.

Holländisch-Indien im Jahre 1886.

Von **Emil Metzger.**

III. (Schluß.)

Wir theilen nun noch einige Einzelnheiten über Landbau und Plantagenbau mit, wobei wir uns, auch was die Anordnung betrifft, dem Regierungsberichte darin anschließen, daß wir einzelne Angaben über verschiedene Inseln den über Java zu machenden hier folgen lassen; die Zustände sind zu verschieden, als daß es möglich wäre, dieselben zu einem Gesammtbilde zusammen zu fassen. Der Javane bebaut seinen Acker mit Liebe; ehe er sich aber dieser Arbeit widmen kann, muß er der Regierung seine Frohn- und Kulturdienste leisten; in den Kaffeegärten der letzteren zählte man beinahe 110 Millionen, in den Dörfern gegen 130 Millionen Kaffeesträucher, die zusammen etwa 990 000 Pikols (à 125 Amst. Pfund) Kaffee lieferten. Für die Bearbeitung dieser Pflanzungen waren 688 987 Familien (durchschnittlich zu 4½ bis 5 Köpfen) von der Bevölkerung der Residenzen, wo diese Kultur bestand (ca. 16½ Millionen) angewiesen; im Ganzen empfingen sie hierfür 13 662 152,72 Gulden, im Durchschnitt per Familie und Jahr 20 Gulden. In den verschiedenen Provinzen zeigten sich sehr große Unterschiede, in Bantam kamen etwa 0,45 Gulden, in Passuruan beinahe 105 Gulden auf den Antheil einer Familie; dem Minimum am nächsten stehen Residenzen mit ca. 6 und 10 Gulden Jahreseinnahme. Außerdem waren noch 23 500 Bau (à 7096,49 qm) für die mit der Regierung noch im Kontrakte stehenden Zuckerfabriken zu bepflanzen, wofür im Ganzen etwa 4 800 000 Gulden vergütet wurden; ferner pflanzten die Eingeborenen freiwillig noch Zucker auf 58 000 Baus, wovon 20 000 kontraktlich für die Fabriken bestimmt waren. Für sich selbst bauten sie ca. 2,7 Millionen Bau mit Reis, 1,6 Millionen Bau mit anderen Gewächsen an; darunter wären zu nennen (in Tausenden Baus) Tabak 90, Indigo 200, Kapas 210, Mais 576, Katjang (Erdnüsse) 222, verschiedene Gewächse 543.

Die Reispreise schwankten zwischen 2,50 Gulden und 10 Gulden für ein Pikol; aus der über die Einfuhr gegebenen Uebersicht folgt, daß Niederländisch-Indien dieses nothwendige und erste Nahrungsmittel nicht in genügender Menge producirt. Hinsichtlich des Anbaues der in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Kokosnuß wird bemerkt, daß sie nur selten in regelmäßigen Anpflanzungen vorkommt; erst in neuerer Zeit fangen einige Händler in Tjilatjap an, die Kopra behufs Versendung nach Europa aufzukaufen; der Preis der Nüsse wechselt von 3 bis 10 Cent per Stück. Wie schon erwähnt, betreibt die Regierung auch die Anpflanzung von Chinabäumen; am 31. December 1884 waren 1 753 000 Bäume, die in den offenen Boden verpflanzt waren, und 1 516 000 Stück in jungen Anpflanzungen vorhanden. Die Ernte belief sich auf etwa 200 000 kg Rinde; die Preise, welche im Herbst 1885 erzielt wurden, betrugen im Maximum 1,98 (C. ledgeriana), im Minimum 0,42 (C. lancifolia). (Die eben mitgetheilten Preise sind Durchschnittspreise für die Sorte; als absolutes Maximum kommt eine C. succirubra mit 3,01 Gulden, als Minimum eine C. calisaya Schuhkrafft mit 0,19 Gulden vor.) Die Zahl der Arbeiter, welche ständig im Dienste gehalten wurden, betrug etwas über 200.

An diese Angaben schließen wir einige Mittheilungen über europäische Privatunternehmungen und zwar zunächst über diejenigen, welche, ohne eigene Ländereien zu besitzen, das Produkt auf von der eingeborenen Bevölkerung gemietheten Grundstücken pflanzen lassen resp. von derselben aufkaufen. So bestanden 52 Zuckerunternehmungen, welche ohne eigenen Landbesitz und unabhängig von der Regierung arbeiteten; wie überall zeigten die in Händen von Europäern befindlichen Fabriken eine bedeutend höhere Zuckerernte per Flächeneinheit, als diejenigen, welche von Chinesen betrieben wurden. In ähnlicher Weise bestanden einige 50 Tabakunternehmungen; 36 derselben erzielten über sieben Millionen Kilogramm Tabak. In dieser Weise wurden ferner auch sieben Indigounternehmungen betrieben; vier derselben producirten etwa 27 000 kg Indigo. Von der Regierung hatten im Ganzen 478 Unternehmer Ländereien in Erbpacht (auf 75 Jahre), 12 in Pacht auf kürzere Termine erhalten; es waren hiervon 370 Plantagen mit 194 000 Bau im Betriebe, 16 mit 5400 Bau waren nicht für eigentliche Pflanzungen bestimmt oder waren aufgegeben worden, 104 noch nicht bepflanzt. Ueber die Produktion derselben liegen nur unvollständige Angaben vor; wir fanden 193 Unternehmungen mit 200 000 Pikol Kaffee, 24 mit 208 000 kg Chinarinde, 22 mit 1 880 000 kg Thee, 16 mit 337 500 kg Tabak, 9 mit 114 000 Pikol Zucker, 1 mit 187,5 kg Kakao, 1 mit 365 kg Indigo, 1 mit 7600 Pikol Padi. Hierzu muß bemerkt werden, daß etwa ⅔ aller Unternehmungen sich auf die Anpflanzung eines einzigen Produktes beschränkten.

Im Allgemeinen konnten diese Unternehmungen unter den Eingeborenen eine hinreichende Anzahl Arbeiter bekommen; der tägliche Lohn betrug meistens 0,25 bis 0,30 Gulden, steigerte sich jedoch in einzelnen Gegenden bis zu 0,50, 0,60, 0,70 Gulden pro Tag. Wo im Akkord gearbeitet wurde, stieg der Verdienst auf 0,70 bis 1 Gulden. Der Monatslohn für ständige Arbeiter betrug 6 bis 15 Gulden, wozu manchmal noch Lebensmittel gegeben

wurden; in einer Provinz stieg er gar bis auf 10 bis 30 Gulden.

Die Oberfläche der Ländereien, welche in früheren Jahren an Privatpersonen veräußert waren, betrug 1 404 866 Bau, die Zahl der Einwohner derselben 1 292 662. 1884 waren 254 525 Bau mit Reis bepflanzt. Etwas mehr als $^2/_3$ dieser Ländereien war in den Händen von Europäern (Schätzungswerth 32 040 663 Gulden), 312 000 Baus (464 982 Bewohner) in den Händen von Chinesen (Schätzungswerth 23 786 590 Gulden), und nur 5830 Bau mit 90 362 Einwohnern (Schätzungswerth 2 444 820 Gulden) in den Händen von Eingeborenen oder Arabern ꝛc. Die Produktion dieser Ländereien betrug 100 445 Pikol Zucker, 24 360 Pikol Kaffee, 787 988 kg Thee, 13 112 kg Tabak, 12 kg Kakao, 125 715 kg Chinarinde, 10 586 kg Muskatnüsse u. s. w. (Auch hier sind die Angaben nicht vollständig.)

Endlich wäre noch die Produktion derjenigen Ländereien zu erwähnen, welche von den sogenannten unabhängigen Fürsten an Europäer verpachtet sind; die Zahl dieser Landgüter betrug thatsächlich in Surakarta 138, in Djokjakarta 51. Für die ersteren wurde eine Pachtsumme von 1 002 874 Gulden, für die letzteren von 658 929 Gulden bezahlt; von ersteren verfügten 147 Unternehmungen über 38 686, von letzteren 49 über 17 313 Bau Anpflanzungen für den europäischen Markt. Die Produktion betrug 1 066 489 Pikol Zucker, 625 174 kg Indigo, 407 341 kg Tabak und 36 597 Pikol Kaffee.

Auch das Forstwesen verdient mit einem Worte berührt zu werden; die Djattiwälder und ein Theil derjenigen Wälder, welche aus anderen Baumarten bestehen, sind der Beaufsichtigung eines technisch gebildeten Regierungspersonals unterstellt; die Ausnutzung geschieht größtentheils durch Privatpersonen nach festgesetzten Normen, doch macht sich ein gewisses Streben bemerkbar, die Thätigkeit des Staates in dieser Hinsicht auszudehnen. Zum Schluß sei noch der Bestand an Pferden und Rindvieh für Java angegeben; man zählte am 31. December 1883: 2 419 736 Büffel, 2 071 144 Stück Rindvieh, 520 848 Pferde, dazu 16 305 für Personen, 85 152 für Waarentransport bestimmte Fahrzeuge, die sich sehr ungleichmäßig auf die verschiedenen Provinzen vertheilen.

Im Allgemeinen leidet Sumatra, wie überhaupt alle Besitzungen außerhalb Javas, an noch stärkerem Wechsel des Beamtenpersonals, als es auf der eben genannten Perle der Kolonie der Fall ist, und dadurch wird die Durchführung von guten und nützlichen Maßregeln sehr erschwert, denn die Unterschiede, was Land und Volk betrifft, sind so groß, daß für die Beamten längere Zeit nöthig ist, sich mit denselben bekannt zu machen und Einfluß zu gewinnen; als eine natürliche Folge ergiebt sich, daß von einem eigentlichen Eingreifen in die Haushaltung der Eingeborenen, von einer Entwickelung des Landes nicht die Rede sein kann, und so ist es leicht zu erklären, warum diese Besitzungen, soweit sie nicht besonders von der Natur begünstigt sind, keine Ueberschüsse gewähren. Die Mittheilungen, welche der Kolonialbericht giebt, sind denn auch zum Theil ziemlich mager und wir versagen es uns gerne, auf dem ganzen Felde Nachlese zu halten, um nur einige vereinzelte Thatsachen anzuführen.

Auf Sumatra wäre zunächst Atjeh zu nennen, dessen Pfefferproduktion 1883 einen Werth von beinahe vier Millionen erreichte; die Kopraausfuhr sank sehr (5060 Pikol 1881 gegen 840 Pikol 1884). Die Ausfuhr von Pinangnüssen betrug 46 937 Pikol gegen das Doppelte 1882; ferner wurden einige sogenannte Waldprodukte exportirt (Gutta Pertscha, Damarharz ꝛc.). Auf Sumatras Westküste betrug die Kaffeeernte der Regierung nur 90 000 Pikol, die von Privatunternehmern (11 000 Baus Ländereien) 8500 Pikol.

Ueber die Tabakkultur auf Deli haben wir oben schon im Allgemeinen gesprochen; beizufügen wäre noch an dieser Stelle, daß die Oberfläche des in Kultur befindlichen Bodens etwa 132 000 Bau beträgt; nebenher und in wohlbedachter Sorge für die Zukunft werden auch Proben mit anderen Anpflanzungen gemacht. Die Regierungskaffeekultur auf Menado (Nord-Celebes) lieferte 17 000 Pikol (1884); von den neun Unternehmern, welche Ländereien in Erbpacht erhalten hatten, erzielte erst ein einziger eine nennenswerthe Produktion an Kaffee (1500 Pikol).

An industriellen Unternehmungen im engeren Sinne werden in ganz Niederländisch-Indien 70 aufgezählt, wozu noch 34 Druckereien kommen. 18 Eisfabriken, verschiedene Einrichtungen zur Verfertigung von Mineralwässern, drei Seifenfabriken, eine Diamantschleiferei, einige Arakfabriken, und im Uebrigen Einrichtungen zur Bearbeitung von Holz und Eisen mit Einschluß von Metallgießereien werden genannt. Daneben kommen noch vor: Mehl- und Brotfabrik, Gasfabrik, Beinschwarzfabrik ꝛc.; 60 dieser Einrichtungen befinden sich auf Java, auf den anderen Inseln nur 10; von den Druckereien entfielen 28 auf Java.

Das im Dienste der Regierung stehende Personal des Bergwesens hat folgende Aufgaben zu erfüllen: wissenschaftliche Untersuchungen, namentlich im Interesse der (später an Privatpersonen zu überlassenden) Ausbeutung von Mineralschätzen, ferner das Bohren artesischer Brunnen, und endlich die Beaufsichtigung des Betriebes bestehender Unternehmungen; die außergewöhnlichen vulkanischen Erscheinungen der letzten Jahre haben die wissenschaftliche Thätigkeit dieses Beamtenkörpers auch in weiteren Kreisen in ein sehr vortheilhaftes Licht gestellt.

Die Zinnproduktion von Banka betrug 1884 bis 1885 etwa 74 000 Pikols; der Nettoertrag war im Jahre 1884 beinahe, im Jahre 1885 reichlich vier Millionen Gulden. Die Billiton-Zinngruben (Privatgesellschaft) ergaben 1884 bis 1885 etwa 61 000 Pikols; von diesen gingen 3 Proc. als Abgabe an die Regierung; auf Banka waren etwa 7000, auf Billiton 5600 Arbeiter beschäftigt. Die Kohlenproduktion auf Borneo betrug gegen 8000 Tonnen (Regierung), wozu noch etwa 5000 Tonnen von Pululant kommen (Privatunternehmung). Eine große Anzahl Bewerbungen um Concession befanden sich in Behandlung, die theils Unternehmungen im östlichen Borneo, theils auf Sumatra zum Gegenstande hatten; da dieselben vorläufig wohl zu keinem praktischen Ergebnisse führen werden — die niederländisch-indische Regierung besitzt einen merkwürdigen Takt, um derartige Sachen in der Schwebe zu halten —, brauchen wir hier nicht näher auf dieselben einzugehen.

Wenn wir uns auch im Allgemeinen nur die Aufgabe gestellt hatten, einige für die wirthschaftliche Lage wichtige Momente zusammen zu stellen, wollen wir doch noch etwas über die im Interesse der geistigen Entwickelung der Bewohner und der Wissenschaft im Allgemeinen getroffenen Maßregeln hier folgen lassen. Der Staatszuschuß für die fünf Anstalten des mittleren Unterrichtes (Gymnasium, höhere Bürgerschulen ꝛc.) betrug etwa 400 000 Gulden, die Zahl der Schüler 186, 92, 89, 51 und 73. Der Elementarunterricht wurde durch 241 Lehrer und 150 Lehrerinnen an 5581 zahlende und 4545 nicht zahlende Kinder ertheilt. Unter denselben befanden sich 9213 Kinder von Europäern (und solchen, welche in diese Kategorie fallen), 655 Kinder von Eingeborenen, 258 Kinder von anderen

Orientalen (Chineſen darunter begriffen); die Koſten beliefen ſich auf 1 601 285 Gulden, die Einnahmen auf 205 386 Gulden. Daneben beſtanden noch 17 Privatſchulen mit 19 Lehrern, 55 Lehrerinnen, 1878 Schülern (wovon etwa $^2/_3$ Mädchen). Etwa $^1/_{10}$ der Kinder von europäiſcher Abſtammung zwiſchen 6 und 14 Jahren genoß keinen Unterricht.

Die Anſtalten zur Ausbildung eingeborener Lehrer wurden ſowohl, was die Zahl der Aufzunehmenden als was die Gehälter und Zulagen betrifft, etwas eingeſchränkt; im Ganzen wurden über 400 Zöglinge in neun Anſtalten unterrichtet. Außerdem beſtanden noch einige durch die Miſſionen unterhaltene Schulen, welche einen ähnlichen Zweck verfolgten. Eigentliche Schulen für Eingeborene beſtanden 1883 (für 1884 liegen die Angaben noch nicht vollſtändig vor): auf Java und Madura 306 mit 37 099, in den anderen Beſitzungen 525 mit 39 874 Schülern. Der Regierungszuſchuß betrug in genanntem Jahre 1 206 774 Gulden. Ferner beſtanden auf Java 14 929 mohammedaniſche Gottesdienſtſchulen mit 222 663 Schülern, außerhalb Java, ſoweit bekannt, 3209 Schulen mit 42 843 Kindern. Die proteſtantiſche ſowohl als auch die katholiſche Kirche verfügen jede über etwa 30 Geiſtliche, außerdem ſind verſchiedene europäiſche Miſſionare und eingeborene Hilfslehrer thätig; etwa 4000 Eingeborene machten die Pilgerfahrt nach Mekka. Für die Wiſſenſchaft als ſolche geſchieht eigentlich nicht beſonders viel; der botaniſche Garten in Buitenzoog mit ſeinen Filialen, deren eine jetzt auch Verſuche zur Anpflanzung von Guttapercha-Bäumen macht, iſt zu wohlbekannt, als daß wir über denſelben noch ein Wort beifügen ſollten; die magnetiſchen und meteorologiſchen Beobachtungen werden zu Batavia regelmäßig fortgeſetzt; einige Beamte, die für dieſen Zweck ausſchließlich beſtimmt ſind, beſchäftigen ſich mit dem Studium verſchiedener einheimiſcher Sprachen.

Die wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften zeigen reges Leben; wir nennen in erſter Linie die alte berühmte Batavia'ſch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen und die jüngere Schweſter Natuurkundige Vereeniging; die geographiſche Geſellſchaft zu Samarang iſt eingegangen und überhaupt ſcheint für die Geographie keine günſtige Luftſtrömung zu beſtehen; zu erwarten iſt noch der Bericht des Dr. B. Hagen über ſeine Reiſe nach dem Tobaſee. Die von der holländiſchen geographiſchen Geſellſchaft nach Neu-Guinea geplante Expedition kann nicht zur Ausführung kommen, weil die zweite Kammer der Generalſtaaten die von der Regierung in Ausſicht geſtellte Subſidie von 25 000 Gulden nicht bewilligt hat.

So hätten wir, ſo gut es uns in einer flüchtigen Ueberſicht möglich iſt, einige der Hauptmomente zuſammengeſtellt, welche für die Beurtheilung des Zuſtandes der Niederländiſch-Indiſchen Kolonien von Bedeutung ſind; ehe wir ſchließen, ſei es noch erlaubt, einige Betrachtungen vom allgemein kolonialpolitiſchen Standpunkte beizufügen.

Vor Jahren eröffnete ein bekannter indiſcher Publiciſt, H. J. Lion, jeden kolonialpolitiſchen Artikel mit den Worten der Jobſiade: „Vergeßt doch die 30 Dukaten nicht.“ So ſehr war den Herren, welche damals auf die Geſchicke der Kolonie Einfluß beſaßen, der Wunſch nach einem „Batig Slot“ (den Ueberſchüſſen, welche Indien lieferte, die dann im Intereſſe des Mutterlandes verwendet wurden) zur zweiten Natur geworden, die ſich in jeder Maßregel äußerte, daß jener Redakteur die angeführten Worte eine Zeit lang für Alles, was er über koloniale Angelegenheiten ſchrieb, in bitterer Ironie zum Motto wählte. Auch heute könnte man mit demſelben Rechte das Gleiche thun, aber leider handelt es ſich heute nicht mehr um die Erzielung von Ueberſchüſſen, ſondern um die Deckung der Ausgaben, die nicht nur durch den Atjehkrieg allein, ſondern auch durch allerlei unüberlegte Maßregeln zu einer ganz anſehnlichen Höhe geſtiegen ſind.

Zur Beſtreitung der 140 Millionen, auf welche es dem Miniſter der Kolonien, einem Finanztalente erſter Größe, wo es ſich um kleine Erſparniſſe handelt, geglückt iſt, die Ausgaben auf dem Papier herabzudrücken, reichen die Einnahmen nicht hin, wiewohl man es ſelbſt an dem, was die Franzoſen économie de bouts de chandelles nennen, nicht fehlen läßt. Nur eine kleine Probe möge hier angeführt ſein: Früher wehte an jedem Orte, wo ſich eine europäiſche Autorität befand, wenigſtens an Sonn- und Feſttagen, die holländiſche Trikolore von hohem Flaggenmaſte; jetzt ſcheint die Sparſamkeit dieſe patriotiſch-politiſche Kundgebung nicht mehr in ihrer ganzen Ausdehnung zu erlauben; denn in Zukunft dürfen nur vor dem Hauſe des höchſten Beamten einer Provinz ſolche Maſten von Holz errichtet werden, und wenn ſie an anderen Orten, wo Beamte von geringerem Range ſtationirt ſind, für unumgänglich nöthig gehalten werden, muß man ſich mit einem Bambusgerüſte behelfen. Auch die Zahl der chineſiſchen Dolmetſcher wird für zu groß gehalten und man läßt die Stelle eines ſolchen zu Padang eingehen, ohne zu bedenken, daß die Leute, welche die Befähigung zu einem ſolchen Amte beſitzen, ſich nicht mit einem Worte aus der Erde ſtampfen laſſen. Im Großen iſt man nicht ſo ſparſam; weder hat man gehört, daß die Gehälter der hohen Würdenträger beſchnitten worden wären, noch hat man die widerſinnigſten, ungeheuerſten Ausgaben zu machen ſich geſcheut. Wie viele Millionen man in Atjeh nutzlos ausgegeben hat für Werke, die hinterher planlos aufgegeben wurden, wie viel die Blockade, die man hinterher nicht durchgeführt hat, koſtet, wer mag das zu ſagen? Gerade der Mangel an Konſequenz bei den leitenden Perſönlichkeiten iſt es, der den tödtlichen Stillſtand in alle Entwickelung Indiens bringt und dieſer Mangel iſt wieder eine Folge des parlamentariſchen Einfluſſes und der ſchiefen Stellung, in welcher der vom (konſtitutionellen) Könige als ſein abſoluter Stellvertreter ernannte General-Gouverneur zu dem den Kammern gegenüber für die Handlungen des Königs und des indiſchen Vicekönigs verantwortlichen Miniſter der Kolonien tritt. Lange hatten wir noch gehofft, daß eine kräftige Hand in Indien ſich dieſem Einfluſſe zu entziehen wiſſen werde; doch dieſe Hoffnung iſt verflogen und wir ſind im Grunde eigentlich verwundert, daß man im Haag noch nicht auf den Gedanken gekommen iſt, die höchſten Stellen in Indien unbeſetzt zu laſſen und die Kolonie von dem Miniſterium und der Kammer aus per Telegraph zu regieren; wir glauben nicht, daß ein bedeutender Unterſchied zu bemerken ſein würde.

Natürlich fehlt auch die Energie, Maßregeln zur Entwickelung des Landes zu treffen; die einzige Hoffnung, aus der kritiſchen Finanzlage herauszukommen, ſcheint augenblicklich auf einer Veräußerung der Staats-Eiſenbahnen zu beruhen. Dem dringenden Nothſchrei der Plantagenbeſitzer hat man ſein Ohr nicht verſchließen können — ſie ſind glücklich genug, Freunde in Holland, ſelbſt in den Generalſtaaten, zu beſitzen — und hat vor wenigen Wochen die Ausfuhrzölle auf Thee fallen laſſen, diejenigen für Kaffee auf $^1/_3$, für Zucker auf $^1/_2$ des früheren Betrages heruntergeſetzt, dagegen die Einfuhrzölle (mit einigen Ausnahmen) von 6 auf 10 Proc. erhöht.

Es erſcheint wie eine wahre Ironie des Schickſals, daß die Plantagen in Deli, deren Urſprung in eine Zeit fällt, als ein eingeborener Fürſt in jenem Lande noch unumſchränkt herrſchte, ſo prächtig aufgeblüht ſind, während der

Zuſtand derjenigen, welche in Gegenden liegen, die direkt durch eine europäiſche Macht regiert werden, viel weniger günſtig iſt.

Auch in anderer Beziehung — nämlich hinſichtlich der Entwickelung als Rechtsſtaat — werden die indiſchen Zuſtände ſehr ſtreng beurtheilt, doch gehört dieſes Thema nicht mehr in die Grenzen, innerhalb welcher wir uns in dieſem Aufſatze zu halten uns vorgenommen hatten [1]).

Und die Eingeborenen? Ja, um die kümmern ſich nur Wenige und nur ſelten öffnet ſich in den Generalſtaaten der Mund eines wahren Freundes derſelben und auf ihre Lage näher einzugehen — einige Andeutungen finden ſich ja im Vorhergehenden — dazu fehlt uns der Raum und, wenn wir dieſelbe vom europäiſchen Standpunkte betrachten wollen, einigermaßen auch der Muth.

[1]) Macht tegen Recht. De vervolging der Justitie in Nederlandsch-Indie toegelicht door Mr. Piepers I, 1884.

Die Sandwichsinſeln und ihre Vulkane.

VII. Hamakua. — Kohala. — Hualalai. — Kona.

Es giebt wenig intereſſantere Stellen auf der Welt, als der Diſtrikt von Hamakua am Oſtabhange des Mauna Kea. Geologen, welche die umgeſtaltende Einwirkung der Abraſion bezweifeln, ſollten einmal hierher gehen und ſehen, wie der unabläſſige Anſturm der von dem Paſſatwinde getriebenen Wogen die Lavafelſen bearbeitet. Vom Gipfel her ſenkt ſich das Land gleichmäßig und langſam bis zum Küſtenrande, um dann auf einmal 100 bis 200, ja 800 Fuß tief ſenkrecht und ſelbſt überhängend abzuſtürzen. Der obere Abhang iſt von tiefen Ravinen ſo dicht durchfurcht, daß man zwiſchen Kohala und Hilo (40 Miles) über 70 zählt, von denen eine bis zu 1400 Fuß tief eingeriſſen iſt. Wie an wenigen Stellen kann man hier die Wirkungen von fließendem Waſſer und Meerwaſſer, Eroſion und Abraſion, im ſelben Geſteine vergleichend ſtudiren. Am Kilauea und Mauna Loa, die immer noch thätig ſind, beträgt die Höhe der Strandklippen ſelten über 50 bis 60 Fuß; hier ſteigt ſie bis zu 800 Fuß und bei der gleichmäßigen Neigung des Bergabhanges können wir mit voller Beſtimmtheit ſagen, daß die Abraſion ſeit dem letzten nach dieſer Seite hin erfolgten Lavaerguſſe mindeſtens eine Zone von 2 bis 3 Miles Breite weggefreſſen hat.

Waimea iſt auch der bequemſte Ausgangspunkt zum Erſteigen des Kohala, des kleinſten und anſcheinend ſchon am längſten erloſchenen unter den fünf Feuerbergen von Havaii. Seine Laven nähern ſich im Ganzen den Andeſiten, ſind aber immer noch als Baſalte zu betrachten; ſie ſind auch auffallend ärmer an Eiſen als die der Nachbarn. Der Kohala iſt nur 5600 Fuß hoch und gleicht im Allgemeinen dem Mauna Kea; die Eroſion hat an ihm ſchon weitere Fortſchritte gemacht, Laven ſind nur noch in den Schluchten erkennbar und in dem neugebildeten Thonboden liegen eine ganze Anzahl Torfmoore, wie man ſie auch auf Kauai findet; ſie ſind aber auf die Wolkenzone von 4000 bis 6000 Fuß beſchränkt.

Ein guter Fahrweg führt den dürren Abhang hinunter nach dem Küſtendorfe Kawaihae und dann der Küſte entlang ſüdwärts. Hier ſteht ein großer, von Kamehameha I. errichteter Tempel, der letzte auf den Inſeln erbaute, auf einem, den Meeresſtrand um 60 bis 80 Fuß überragenden Felsplateau. Fünf Miles weiter wurde bei einem halbverlaſſenen Dorfe an einer Lache ſchwachſalzigen Waſſers gelagert und die Eingeborenen brachten freundlichſt, was ſie hatten, Milch, Eier und Kokosnüſſe; die ganze Umgebung iſt mit dem als Futter geſchätzten Manianiagraſe bewachſen, das aus Mexiko eingeſchleppt ſein ſoll, aber nur an trockenen Stellen ſich gegen das überwuchernde Hilogras erhalten kann.

Etwas weiter ſüdlich mündet die Thalſenkung, welche den Mauna Kea vom Hualolai trennt und hier treten plötzlich wieder die Laven des fernen Mauna Loa auf, welche zwiſchen beiden Bergen hindurch die Küſte erreicht haben. Namentlich der große Strom von 1859 hat dieſen Weg gewählt; er zwingt zum Abweichen von der Küſte und dieſer Umweg giebt dem Reiſenden Gelegenheit, ſich zu überzeugen, daß auch hier Hebungsterraſſen zu erkennen ſind, und zwar ganz deutlich drei über einander, die oberſte etwa 1400 Fuß hoch. Der Lavaſtrom hat ſie nur zum Theil unkenntlich gemacht und die Küſte ungefähr dreiviertel Miles in die See hineingeſchoben. Gleich hinter ihm beginnen die Laven des Hualolai, von denen die jüngſte erſt 1806 ausbrach; ſie ſind von denen des Mauna Loa deutlich verſchieden. Bis hierher hat die Küſte, wie die Leeküſten immer, ein ſehr trockenes Klima, aber im Windſchatten des Hualolai wird es wieder eben ſo feucht, wie auf der Windſeite, da dieſer hoch genug iſt, um einen regelmäßigen Wechſel von Land- und Seewind hervorzurufen.

Ein ſtarker Tagemarſch führt zu der Ausbruchsſtelle von 1811, dem letzten Lebenszeichen, das der Hualolai gegeben hat; ſie liegt an ſeinem Weſtabhange, 2300 Fuß über dem Meere. Der Berg ſelbſt, 8600 Fuß hoch, gleicht in ſeinem Aufbau ganz dem Mauna Kea und trägt eben ſolche Aſchenkegel, welche nach dem Gipfel hin an Zahl zunehmen; ſeine Laven ſind denen des Mauna Loa am ähnlichſten, baſaltiſch mit ſtarkem Gehalte an Olivin und Eiſen.

Am Hualolai beginnt der Diſtrikt von Kona, einſt berühmt wegen ſeines köſtlichen Kaffees, welchen Dutton dem beſten Liberiakaffee gleichſtellt. Hier, wo es, einen ſchmalen Küſtenſtrich ausgenommen, ziemlich jeden Nachmittag regnet, ſcheinen der Kukui, der Brotfruchtbaum, und die Banane ſo recht zu Hauſe. Der Kaffeebau iſt leider einer Krankheit der Bäume erlegen und der Diſtrikt ſeitdem von Menſchen faſt verlaſſen worden, obſchon nun wieder verwilderte Kaffeebäume überall ausgezeichnet gedeihen. Das Land iſt zu menſchenleer geworden und Handarbeit zu theuer.

Drei Tage lang zog die Karawane durch dieſe paradieſiſche Gegend; früher war hier eine gute Straße, aber ſie iſt nun faſt verwachſen und kaum noch ein Saumpfad. Ueberall ſieht man noch die Spuren einſtmaliger ſorgſamer Kultur, die Mauern, welche die Grundſtücke einfaßten, und Orangen, Citronen, Bananen und Mangos, die nun unbenutzt und verwildert ſtehen. Auch am Abhange des Hualolai dauert die üppige Vegetation fort, ſelbſt die zahlreichen

Lavaströme sind überwachsen und nur in der dürren Zone am Meeresstrande noch genauer erkennbar. Auch hier an der Leeseite ist die Abrasion bedeutender, als man glauben sollte, obschon sie nur durch die tägliche Landbrise bedingt wird. Doch sind die Klippen selten über 15 bis 20 Fuß hoch und nur an der berühmten Stelle bei Kealakeakua, wo Cook erschlagen wurde, haben verschiedene über einander ergossene Lavaströme eine Klippe von vielleicht 400 Fuß Höhe hervorgebracht. Weiter nach Süden wird das Land immer feuchter, das Hilogras immer undurchdringlicher, bis man die Grenze von Kau erreicht.

Mit der Grenze wechselt fast momentan wieder das Klima und man tritt auf eine weite, schollige Lavafläche hinaus, welche von zahlreichen Strömen, die alle vom Mauna Loa herunterkommen, gebildet worden ist. Manche liegen noch ganz kahl, andere tragen schon stattliche Bäume, und wenn man den Grad der Verwitterung als ein genügendes Unterscheidungskennzeichen ansehen kann, handelt es sich hier mindestens um 15 bis 20 verschiedene Ströme. Vierzehn Meilen weit führt eine gute Straße schnurgerade über die Schollenfläche und endet an dem reizenden Ranch Kahuku, der auf einer Terrasse gerade über der Ausbruchsstelle von 1868 liegt. Dieser Ausbruch, obschon zu den kleineren zählend, ist besonders merkwürdig, weil er, ganz unten in der bewohnten Region erfolgend, ganz genau beobachtet werden konnte und weil er im Gegensatze zu den sonstigen „gemüthlichen“ Eruptionen des Mauna Loa mit der furchtbarsten Erdbebenperiode im Zusammenhange stand, welche Havaii jemals erlebt hat.

Diese vulkanische Convulsion begann mit einer Feuersäule, welche sich am 27. März vor Sonnenaufgang aus dem Mauna Loa-Gipfel erhob; Rauch und Dampf brachen in einer von der Caldera südwestlich streichenden Linie an verschiedenen Stellen aus dem Berge hervor, aber dann verhüllte der gewöhnliche Wolkenschleier Alles. Als Abends der Himmel sich aufhellte, war keine Spur von vulkanischer Thätigkeit mehr zu erkennen. Aber am folgenden Morgen begannen die Erdstöße, und für beinahe zwei Wochen kam die Gegend nicht mehr zur Ruhe. Der härteste Stoß erfolgte am 2. April Mittags drei Uhr; er bewirkte auch den früher geschilderten Schlammausbruch bei Kapalala; die Küste senkte sich auf einer Strecke von 60 Miles um mindestens 2 bis 3 Fuß und eine kolossale Fluthwoge schlug vom Meere aus herein und schwemmte aus der wenig bevölkerten Gegend über 80 Menschen weg. Bis zum 7. April Abends dauerten die Zuckungen, dann bildete sich plötzlich eine Spalte und in einer Breite von mindestens 2000 Fuß brach die feurige Lava heraus, mit solcher Geschwindigkeit vordringend, daß sie binnen zwei Stunden die 10 bis 11 Miles entfernte Küste erreichte. Die Eruption dauerte nur vier Tage, lieferte aber trotzdem eine Lavamasse, welche alles, was Aetna und Vesuv jemals geleistet haben, weit hinter sich läßt. Auch die Masse der ausströmenden Dämpfe war ungewöhnlich groß, die Luft dicht erfüllt mit Pele's Haar und Asche, und massenhaft wurden die leichten basaltischen Bimssteine ausgeworfen, welche man auch auf dem Gipfel des Mauna Loa findet und welche so leicht sind, daß der Wind sie weite Strecken hinwegführt. Die Lava baute das Land ungefähr eine halbe Meile weit in das Meer hinaus und warf auch hier drei Aschenkegel auf, welche den oben beschriebenen bei Nanawale in Puna völlig gleichen.

Von Kahuku nach Waiohinu, wo Dutton seine Tour begonnen, sind nur noch sieben Miles, welche auf einem verhältnißmäßig guten Wege zurückgelegt wurden. Hier fanden sich noch drei große fast kreisrunde Einsenkungen ganz analog den kleinen Nebencalderen des Kilauea, davon eine so dicht am Klippenrande, daß ein Theil der Umwallung ausgebrochen war. Sie sind offenbar uralt, die Ränder dicht mit Verwitterungsprodukten bedeckt, haben aber keinerlei Auswurfsmassen geliefert und ihre Entstehung bleibt vorläufig ganz räthselhaft. Mit der Erreichung von Waiohinu waren Dutton's Forschungen auf Havaii beendigt; er löste darum seine Karawane auf und kehrte mit dem Dampfer nach Honolulu zurück, um nun zunächst der Insel Maui seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

VIII. Maui.

Maui liegt nordwestlich von Havaii, nur durch einen Kanal von 28 Miles Breite von ihm getrennt. Es besteht aus zwei, von einander vollkommen unabhängigen Bergmassen, welche nur durch einen schmalen Isthmus verbunden sind, welchen das Meer bei einer Senkung von höchstens 200 Fuß überfluthen würde. Das größere Ost-Maui erfüllt der gewaltige Haleakala, der würdige Bruder von Mauna Kea und Mauna Loa. Sein Name wird gewöhnlich als „Haus der Sonne“ gedeutet, aber der Landessprache kundige Weiße sind der Ansicht, daß man richtiger Hale-o-Kala schreiben würde, Sonnenfalle, weil hier der göttliche Stammvater der einheimischen Könige und Nationalheld der Kanaken die Falle aufstellte, in welcher er die Sonne fing und nicht eher wieder losließ, als bis sie sich verpflichtete, in Zukunft zwölf Stunden statt nur acht täglich zu scheinen.

Haleakala hat genau dieselbe domförmige Gestalt wie Mauna Kea und Mauna Loa und trägt auch zahlreiche Aschenkegel; seine Thätigkeit scheint er aber schon vor Jahrhunderten eingestellt zu haben, wahrscheinlich schon vor der Einwanderung der Kanaken, denn keine Tradition weiß von ihr zu melden. Westmaui hat allem Anscheine nach einmal einen ähnlichen Riesenvulkan getragen, aber derselbe ist schon viel länger erloschen und die Erosion hat die einstmals zusammenhängende Masse so zerfressen, daß keine über 5800 Fuß aufragende Gipfel übrig geblieben sind. Mindestens die Hälfte der Gesammtmasse ist schon ins Meer hinab geschwemmt und die so entstandenen Schluchten gehören zu dem Romantischsten, was man auf Erden sehen kann.

Wenn man den Haleakala besuchen will, hat man die Wahl zwischen zwei Dampfern, von denen der eine an der Südseite des Isthmus in Maalaea, der andere an seiner Nordseite in Kahului landet. Dutton vertraute sich dem ersteren an, begab sich aber vom Landungsplatze alsbald nach dem nur sechs Meilen entfernten Wailuku an der Mündung des gleichnamigen Thales und von da vermittels einer schmalspurigen Eisenbahn nach Kahului und der drei Miles weiter gelegenen Zuckerplantage Spreckelsville. Diese großartigste Zuckerpflanzung auf den Sandwichsinseln ist ein Triumpf europäischen Unternehmungsgeistes, welcher den dürren eisenschüssigen Boden des Isthmus durch eine 25 Miles lang an den wild zerissenen Flanken des Haleakala hin geführte Wasserleitung in einen unerschöpflich reichen Fruchtboden umgewandelt hat, welcher auf 2700 Acres jährlich gegen 9000 Tonnen Zucker liefert.

Zwischen Wailuku und Kahului fällt dem Geologen ein Abhang auf, der nur aus Korallensand besteht; er enthält zahlreiche Versteinerungen, lauter Arten, die noch im benachbarten Meere leben, und fällt ganz langsam gegen Ostmaui hin ein. Er beweist, daß Westmaui in neueren Zeiten eine Erhebung von mindestens 200 Fuß erfahren hat, an welcher Ostmaui keinen Antheil nahm. Diese Hebung wird auch noch durch eine andere Erscheinung bestätigt.

Alle die Wildbäche, welche vom Haleakala herunter kommen, besonders auch der Wailuku, bilden bei ihrem Eintritte in die Ebene Schuttkegel, haben aber dieselben jetzt nicht nur wieder bis auf die Unterlage eingeschnitten, sondern auch diese angegriffen, was natürlich nur durch eine nach der Ablagerung der Schuttkegel erfolgte Hebung bedingt worden sein kann.

Von Spreckelsville aus führt der Weg die Küste entlang durch prächtige Zuckerplantagen, welche aber hier auf der Leeseite künstlicher Bewässerung bedürfen. Bald beginnen die Zeichen der Abrasion durch die Brandung, anfangs nur ganz unbedeutend, dann um so stärker werdend, je mehr die Küste sich herumbiegt und der Dünung ausgesetzt ist. Dann beginnen tiefe Regenschluchten, die sich nach oben hin in wildromantische Gorges umwandeln. Eine gute Fahrstraße führt über die erste hinweg und an ihren Wänden kann man ganz genau beobachten, wie die Verwitterung in die Lavaschichten eindringt und die eckigen Segmente in kugelige Gestalten umwandelt, die mehr und mehr schalig abblättern, bis schließlich auch der Kern zerfällt. So ist der Kugelbasalt entstanden.

Auf der Zuckerpflanzung Haiku fand Dutton gastfreie Aufnahme und rüstete sich hier zur Besteigung des Haleakala. Wenige Gebiete auf der Erde mögen diese Gegend an Lieblichkeit übertreffen. Die Temperatur hält sich hier ziemlich konstant auf 75° F. (= 24° C.) und die Regenmenge ist, ohne übermäßig zu sein, gerade groß genug, um den Anbau jeder Kulturpflanze zu gestatten.

Bis zu einer Höhe von etwa 2000 Fuß führt eine bequeme Fahrstraße; dann schrumpft sie zu einem Maulthierpfade zusammen und der Anstieg wird steiler, doch kann man immer noch bequem reiten. In 4000 Fuß Höhe liegt die Sommerstation Olinda, wo man Nachtquartier nimmt. Von hier aus führt ein leidlicher Reitweg bis zum Gipfel, an zahlreichen verwitterten Aschenkegeln vorbei; der Boden ist anfangs mit Gras und Heide bedeckt, dann wird er kahler und plötzlich sieht man sich am Absturze der Gipfelcaldera, der mächtigsten und großartigsten auf der ganzen Welt. Zwei senkrechte Mauern von 1800 bis 2000 Fuß Höhe und 7 bis 8 Miles Länge schließen eine Ebene von 4 bis 5 Miles Breite ein, aus welcher 10 bis 12 Aschenkegel aufragen, auf welche anscheinend die Verwitterung noch keinen Einfluß ausgeübt hat, ihre Gipfelkrater sind deutlich erkennbar, keine Spur von Vegetation, das Ganze ein Bild der Oede und Einsamkeit, so großartig, wie man es sich nur denken kann. Die Ebene ist durch ein vorspringendes Vorgebirge in scharfem Winkel gebogen; nach beiden Seiten hin verflachen sich die Mauern und an den beiden Enden zieht sich die Ebene ohne bestimmte Abgrenzung den Berg hinab. Der östliche Ausgang ist bekannt als Koolau-Gap, der westliche als Kaupo-Gap; ersterer, auf der Wetterseite gelegen, führt in eine entsetzlich wilde, unpassirbare Ravine und endet in einem Netze mit Urwalddickicht erfüllter Schluchten; Kaupo-Gap auf der Leeseite verliert sich allmählich am Bergabhange.

Nahe der Ecke, welche die Caldera macht, steht ein 300 Fuß hoher Aschenkegel, der höchste Punkt des ganzen Berges. Von seinem Gipfel hat man einen wunderbaren Ueberblick über die aus den Wolken aufragenden oberen Theile des Archipels; die Luft in den höheren Regionen ist so klar, daß man mit einem guten Fernrohre die geringsten Details der Bergriesen von Hawaii erkennen kann.

Auch dieses tiefe Thal ist zweifellos eine durch Einsturz entstandene Caldera, wahrscheinlich durch mehrere Einfälle nach und nach zu dieser Größe angewachsen; an Erosion kann bei einer Vertiefung, welche nach unten immer flacher wird, unmöglich gedacht werden. An der einspringenden Ecke kann man über einen Schuttkegel von Lapilli und Bimsstein bequem hinabsteigen und selbst die Maulthiere bei einiger Vorsicht hinabbringen. Nur am Fuße der Aschenkegel findet sich noch frische Lava, und man kann sich hier so recht deutlich überzeugen, daß die Kegel erst gebildet werden, wenn der Lavaausfluß aufhört. Die Wände bieten einen eigenthümlichen Anblick in Folge des sie durchziehenden Spaltensystems, welches aus dem Abhange parallelen, mit ca. 70° einfallenden Hauptspalten und senkrecht darauf stehenden Nebenspalten besteht; ganz ähnliche Zerklüftung zeigen manche der großen amerikanischen Lavabetten.

Nach einem Nachtquartiere in 7600 Fuß Höhe gerade am Ausgange von Kaupo Gap wurde der Abstieg angetreten, keine leichte Arbeit über die rauhen, pfadlosen Lavafelder, die übrigens schon vielfach überwachsen sind und große Heerden wilder Ziegen ernähren. An der Küste trifft man wieder eine gute Straße, deren Errichtung freilich die tiefen Schluchten viele Schwierigkeiten geboten haben. Ganz wie in Hamakua ist hier die Küste tief herein von der Brandung abgefressen und das Plateau von Ravins zerrissen, deren steile Wände sich 400 bis 700 Fuß hoch erheben. Fast alle sind bewässert und enthalten eine wunderbar üppige Vegetation; in einigen sind die Bäche stark genug, um prächtige Kaskaden zu bilden, welche aber fast verschwinden unter dem dichten Dache der Baumfarne mit ihren fünf Fuß langen, zart gefiederten Wedeln.

Erst lange nach Einbruch der Dunkelheit wurde die gastliche Pflanzung von Hana erreicht, wo der Reisende sich von den ausgestandenen Strapazen erholen konnte; es war Zeit, denn die Lastthiere konnten kaum mehr von der Stelle. Hier am Ostende von Maui schiebt sich eine breite Fläche niederen Landes zwischen Berg und See, vorzüglich für Zuckerrohrpflanzungen geeignet, soweit sie nicht neuere Laven bedecken; aber auch diese sind, wie in Puna, mit dichten Dschungeln überwachsen. Dann beginnt aber wieder der Wechsel steiler Rücken mit tief eingerissenen Schluchten, welcher schon nach wenigen Stunden die Thiere so erschöpft hatte, daß man in einem Ravin in der Nähe der Hütten einiger Eingeborenen lagern mußte. Hier machte das Land ganz den Eindruck, als habe es in verhältnißmäßig moderner Zeit eine ziemliche Senkung erlitten; das Meer dringt eine Strecke weit zwischen die Wände der Schluchten ein und ihr Grund ist offenbar durch Geschiebe ausgefüllt und war früher tiefer. Uebrigens hat die Senkung schwerlich über 100 Fuß betragen.

Der Zustand der Lastthiere war derart, daß Dutton, dem die Zeit knapp zugemessen war, die Weiterreise zu Lande aufgab und sich von eingeborenen Fischern mit seinem Gepäcke nach dem Hafen von Haiku bringen ließ. Er sah somit einen Theil der Westgehänge des Haleakala nur vom Deck des Dampfers aus und mußte das um so mehr bedauern, als ihm die Laven hier an der Leeseite erheblich frischer erschienen, als sonst am Berge. Auch das westliche Maui, das in seinen wildzerrissenen Schluchten wahre Juwelen von landschaftlicher Schönheit bergen soll, mußte er aus demselben Grunde unbesucht lassen und sich alsbald wieder nach Honolulu einschiffen, um den Rest seiner Zeit noch auf die Untersuchung von Oahu zu verwenden.

IX. Oahu.

Oahu besteht, wie Maui, aus zwei durch eine niedere Ebene getrennten Bergmassen, aber es handelt sich hier nicht um isolirte Vulkankegel, sondern um vulkanische Bergketten mit zahlreichen, nun erloschenen Kratern, welche so-

wohl Lavamaſſen wie Auswurfsſtoffe hervorgebracht haben. Namentlich die öſtliche Bergkette zeigt dieſen Charakter deutlich; ſie ſtreicht von SO nach NW, macht aber eine ſo bedeutende Krümmung nach N, daß ſie als ein Kreisſegment erſcheint und phantaſiereiche Geologen ſoweit gegangen ſind, in ihr nur ein Stück des Randes einer ungeheuren Caldera zu ſehen, in deren Innerem die ganze übrige Inſel liege. Daß dieſe Anſicht falſch iſt, läßt ſich aus dem Aufbaue der ganzen Bergkette leicht beweiſen. An der Wetterſeite iſt ſie bereits ſo weit erodirt, daß die Klippen bis zu 2000 Fuß hoch abſtürzen; man kann dort genau erkennen, wie ſie aus unzähligen Lavaſtrömen mit zwiſchenliegenden Aſchen- und Bimsſteinlagern gebildet ſind. Die Leeſeite ſenkt ſich langſamer und von tiefen Schluchten zerfreſſen gegen den Iſthmus und die flache Ebene, in welcher Honolulu liegt; in den Ravinen erkennt man genau dieſelbe Struktur wie an der anderen Seite. Man ſieht, die Verwitterung hat ſchon einen guten Theil der Gebirgsmaſſe hinweggefreſſen. Dutton glaubt ihn an der Leeſeite mindeſtens auf ein Drittel der Geſammtmaſſe veranſchlagen zu dürfen, an der Wetterſeite natürlich noch viel höher. Verfolgt man die Küſtenſtraße, welche nahe dem Fuße der großen Klippe hingeführt iſt, ſo ſieht man ſich auf einem deutlichen, allmählich gegen das Meer hin abfallenden Plateau, das in gewiſſen Abſtänden von niederen Hügelketten quer durchſchnitten wird, welche ſpornartig ins Meer hinein vorſpringen. Die Zwiſchenthäler nehmen ihren Urſprung in Amphitheatern in der Hauptkette, und wenn ſie ſich, wie häufig, veräſteln, hat jeder Zweig ſein eigenes Amphitheater; es ſind alſo alles echte Eroſionsthäler. Dieſe kleinen Hügelketten bilden die Reſte einer gewaltigen Gebirgsmaſſe, welche die Eroſion ſchon beinahe dem Boden gleich gemacht hat, und der Proceß iſt immer noch im Gange und hat ſchon hier und da die Hügelketten in ein anſcheinend regelloſes Gewirr kleiner Erhöhungen verwandelt.

Es wäre intereſſant, könnte man in irgend einer Weiſe die Zeit berechnen, welche nöthig geweſen iſt, um die geſchilderte Veränderung zu Wege zu bringen; leider fehlen aber dafür noch alle Anhaltspunkte und es können gerade ſo gut 50 000 wie 500 000 Jahre darüber hingegangen ſein. Noch intereſſanter wäre es freilich, könnte man die Zeiträume vergleichen mit denen, die über der Bildung der einzigen ähnlichen Eroſionserſcheinungen, der Cañons des Colorado, vergangen ſind. Jedenfalls iſt es eine der überraſchendſten Thatſachen, daß man in dem dürren, faſt regenloſen Baſaltgebiete Nordamerikas ganz dieſelben Eroſionsgebilde findet, wie in dem extrem feuchten Tropengebiete nicht nur der Sandwichsinſeln, ſondern auch der ſämmtlichen übrigen hohen Inſeln der Südſee.

Der intereſſanteſte Gegenſtand in der näheren Umgebung von Honolulu iſt der als Diamond Head bekannte Berg ungefähr drei bis vier Miles ſüdöſtlich der Stadt. Er beſteht nur aus Tuff und vulkaniſcher Aſche und iſt alſo nur ein ungeheurer Aſchenkegel, deſſen Gipfelkrater freilich mehr als eine engliſche Meile im Durchmeſſer hat. Ein nahezu kreisrunder ſcharfer Rand umgiebt denſelben ringsum, ohne einen Durchbruch, ſo daß man nur durch Ueberſteigung des ca. 700 Fuß hohen Kammes in den Krater hineingelangen kann. Die äußeren Gehänge ſind überall mit kleinen Regenſchluchten durchfurcht, ganz wie in den Bad Land Cliffs von Dakota und der Plateauregion des Great Baſin. Auch hier hat eine Hebung ſtattgefunden; ein von Korallenſand gebildetes ehemaliges Geſtade liegt nun gegen 200 Fuß über dem Meeresſpiegel. Da der darauf ſtehende Aſchenkegel durchaus keine Einwirkung der Brandung zeigt, iſt er ohne Zweifel jünger, als die Hebung hier, und viel jünger, als die Auswurfsmaſſen an der anderen Seite von Oahu.

Diamond Head iſt nur ein Beiſpiel dieſer Bildungen; unzählige ähnliche Kraterkegel ſind über Oahu zerſtreut, alle offenbar viel jünger, als die großen Ausbrüche, welche die Bergkette im Oſten gebildet haben. Ganz nahe bei Honolulu ſteht ein ganz ähnlicher Krater, der unter dem bezeichnenden Namen der Punſchbowle bekannt iſt. Mehrere andere finden ſich öſtlich von Diamond Head, einer dicht am Meere, welches ſeine eine Seite durchbrochen und das Innere bloßgelegt hat. Einer der größten dient den von San Francisco kommenden Schiffen als Landmarke und iſt unter dem Namen Kokos Head bekannt; er iſt über 1000 Fuß hoch. Außerdem verdient noch ein anderer Punkt Erwähnung, welcher ſo nahe bei Honolulu liegt, daß ihn ſelbſt Reiſende, welche mit demſelben Dampfer weiter gehen wollen, zu Wagen beſuchen können und gewöhnlich auch beſuchen, der Pali. Man fährt auf bequemer Straße durch ein breites, langſam anſteigendes Thal hinauf zum Kamme der Hauptkette und ſieht ſich hier auf einmal am Rande einer Klippe, die 1300 bis 1400 Fuß tief auf eine ſchmale Plattform abſtürzt; dahinter erblickt man die brandende See. Auf einem ſteilen Zickzackpfade kann man in voller Sicherheit hinabſteigen und ſich überzeugen, daß die hier ſtehenden Aſchenkegel gebildet worden ſind, als die Lavamaſſe ſchon arg von der Eroſion zerfreſſen war. Allem Anſcheine nach haben hier noch ganz ſpät Ausbrüche ſtattgefunden, und wenn auch nun Jahrhunderte und vielleicht ſogar Jahrtauſende ſeitdem vergangen ſind, ſo erinnern dieſe gut erhaltenen Aſchenkegel doch immer wieder daran, daß Pele vielleicht nur temporär auf Havaii beſchränkt worden iſt und trotz der langen Ruhe jeden Augenblick wieder Beſitz ergreifen kann von ihrem alten Reiche.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Roſtock haben ſich zwei wilde Exemplare des Eibenbaumes (Taxus baccata) erhalten, welche Herr stud. jur. L. Krauſe im „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeſchichte in Mecklenburg“ abbildet und beſchreibt. Von dieſen uralten Bäumen ſteht nur einer noch inmitten ſeiner urſprünglichen Waldumgebung in der Roſtocker Heide. Es iſt dies ein wildverworrenes Strauchwerk, welches eine Fläche von über 40 m Umfang bedeckt. Aus der Mitte dieſes Geſtrüpps ragen ziemlich nahe bei einander neun Stämme empor, offenbar die ſelbſtändig gewordenen unterſten Zweige eines jetzt vollſtändig verſchwundenen Baumrieſen. 1805 war dieſer Hauptſtamm noch vorhanden. Der Umfang der größten Stämme beträgt am Boden durchſchnittlich 0,75 bis 1 m; der ſtärkſte hat in einer Höhe von 0,75 m über dem Boden noch 1 m Umfang. Die größte Höhe betrug 1879 noch 7½ m, ſpäter ſind von ruchloſer Hand die beiden höchſten

Spitzen abgehackt worden. Rings um diese neun größeren Bäume herum wuchern über einander und durch einander, nach außen hin immer niedriger werdend, kleine Bäume und Büsche, meist wurzelnde Zweige jener Hauptstämme, welche so von einem Kranze wild verwachsenen Gestrüppes umgeben sind. — Das zweite Exemplar ist längst seiner alten Umgebung beraubt und steht jetzt etwas über 2 km vom Walde entfernt in einem Garten zu Mönkhagen. Es ist ein einzelner, etwa 10 m hoher, mächtiger Baum, dessen Alter auf ungefähr 1500 Jahre berechnet worden ist. Als vor Jahrhunderten das deutsche Dorf Mönkhagen auf dem neu gerodeten Waldboden entstand, war dieser Eibenbaum also schon ein Ehrfurcht gebietender, fast tausendjähriger Greis. Daher blieb er denn auch vom Beile verschont und erhebt so noch immer seine stolze, ca. 9 m im Durchmesser haltende Krone mitten unter kultivirten Obstbäumen als letzter Rest des einst hier emporragenden Urwaldes. Der Stamm mißt in einer Höhe von 0,86 m über dem Boden 2,91 m im Umfange. In 1,7 m Höhe zweigt sich der erste Ast ab, der einen Umfang von 1,5 m hat, und dicht darüber sitzt der zweite Zweig von 1,15 m Umfang. In einer Höhe von 2,21 m über dem Boden hat der Hauptstamm immer noch einen Umfang von 1,71 m. Leider ist der Stamm unten schon fast ganz hohl; aber dennoch blühet und grünt die alte Eibe immer noch aufs Neue. Namentlich in den letzten beiden Jahren hat sie sich wieder stark herausgemacht und im Herbste 1882 eine ungewöhnliche Menge ihrer schönen rothen Früchte getrieben.

— Das Buch von Dr. C. Mehlis: „Bad Dürkheim und seine Umgebungen, ein Führer für Einheimische und Fremde." (Dürkheim 1886. 136 Seiten, die Generalstabskarte der Gegend und drei Pläne) will einen Beitrag zur pfälzischen Landeskunde liefern. Als Motto dient dem landeskundigen Verfasser der Horaz'sche Spruch: „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet", und das kann man auch mit Recht von der landschaftlich und historisch hochinteressanten Dürkheimer Gegend behaupten. Das Buch giebt die Topographie und Geschichte von Dürkheim, Klima und Kurmittel (Soole und Traubenkur), die Ifenachgegend in geognostischer und geologischer Beziehung, die Pflanzengeographie des Ifenachgaues. Weitere Abschnitte behandeln die Rheinebene, die Berge und Thäler des Hardtgebirges, Seebach (Kloster), Limburg, Hartenburg (Leiningen), Drachenfels (Ringwall), Peterskopf (Aussicht) und andere Ausflugspunkte der Umgebung Dürkheims. Den Text begleitet eine markirte Generalstabskarte des unteren Hardtgebirges, sowie Pläne von Dürkheim, Limburg, Hartenburg. Der Text wie auch die Karten wurden sichtbar nach den besten Quellen gearbeitet und haben deshalb bleibenden Werth.

— In der Versammlung der Münchener Geographischen Gesellschaft, welche am 15. April unter dem Ehrenpräsidium Sr. königl. Hoheit des Prinzen Ludwig stattfand, sprach Prof. Dr. Sepp über „Geographische Namen im christlichen Gewande aus der deutschen Heidenzeit". Redner legte zunächst an verschiedenen Beispielen dar, wie die heutige Schreibung von Ortsnamen mit deren Herkunft vielfach im Widerspruche steht und die ursprüngliche Bedeutung verwischt oder ganz verändert ist, und ging hierauf zu seinem Hauptthema über, indem er, durchweg auf eigener Forschung fußend, in mehreren Namen und Namengruppen die darin verborgenen altheidnischen Gottheiten nachwies. Wenn nach Tacitus Odysseus bei Asciburgium einen Altar weihte, an dem der Name seines Vaters Laërtes haftete, so ist diese Auffassung durch den Gleichklang von Laërtes mit Leart entstanden, welcher Name im etruskisch-rätischen Lart und im dänischen Lars wiederkehrt. In Lauingen, Burgau ꝛc. bestehen noch Kapellen, die dem heiligen Leart geweiht sind. Die Kirche hat bei uns daraus einen heiligen Leonhard gemacht, dessen Kapellen über das ganze Gebiet des bayerischen Stammes verbreitet sind. In Bayern finden sich überhaupt mehr Erinnerungen an die heidnische Vorzeit, als in den anderen Theilen Deutschlands, denn in den protestantischen Gebieten wurde durch die Reformation Vieles als römisch-katholisch beseitigt, was ursprünglich heidnisch war, und in der katholischen Rheingegend hat die französische Revolution ihren zerstörenden Einfluß geltend gemacht. Wie Leonhard der Patron des Großviehes ist, so wird für das Kleinvieh vorzugsweise der heilige Wendelin angerufen. Dieser Heilige ist an Stelle des Wendel, des deutschen Pan, getreten, von dem auch der Wendelstein den Namen führt. Die weiteste Verbreitung hat in Ortsnamen der heilige Bartholomäus erhalten, der für Berchtold, einen Beinamen Wuotans, eingetreten ist. So ist der Bartholomäussee, welche Bezeichnung älter ist als „Königssee", nach einer im Hintergrunde des Sees gelegenen Wuotanskapelle genannt. Berchtold oder Barthel ist vor Allem ein guter Gott, ein Gott des Getreides und Weines, daher die vielen „Bartholomäusmühlen" und das Sprichwort: „wissen, wo Barthel den Most holt." Ueberaus zahlreich sind die Bartholomäuskirchen und -Kapellen, mit welchen, besonders in der Hollertau, häufig die Sage vom Schimmelreiter verbunden ist, und welche sich nur durch das Vorhandensein früherer Wuotanskapellen erklären lassen. Redner zeigte nun noch an zahlreichen Beispielen die Verbreitung dieser Bartholomäuskirchen in ganz Deutschland, ja sogar im Auslande, wo sich Deutsche niedergelassen haben, und schloß hiermit seinen an Resultaten selbstständiger Forschung überaus reichhaltigen Vortrag.

Asien.

— Die erste Strecke der 67 km langen Bahn Mersina-Adana im südöstlichen Kleinasien, Mersina-Tarsus, ist am 4. Mai eröffnet worden. In zwei Monaten soll der Rest dem Verkehre übergeben werden; da viel Regen gefallen ist und die Ernten gut stehen, so hofft die (anscheinend englische) Eisenbahngesellschaft bereits in diesem Jahre auf reichliche Frachten.

— Der russische Kriegsminister hat im vorigen Jahre eine topographische Rekognoscirung des Amu-Darja von seiner Mündung in den Aralsee bis hinauf nach Tschardschui, d. i. bis zu demjenigen Punkte in Buchara vornehmen lassen, wo der geradeste Karawanenweg von der Stadt Buchara nach Merw und Herat den Amu-Darja überschreitet. Nach einem soeben veröffentlichten Berichte des Leiters der Expedition, Oberst Bjeljawski, ist es den Topographen gelungen, bis Anfang December, wo die Arbeiten der ungünstigen Witterung wegen eingestellt werden mußten, die Uferlandschaften des Amu-Darja bis Tschardschui hinauf rücksichtlich der Wegeverbindungen aufzunehmen. Auch von der Mündung des Amu-Darja nach der Cäsarewitschbucht am Ostufer des Kaspischen Meeres sind unter Oberst Bjeljawski's Leitung im vorigen Jahre durch Topographen quer durch die Ust-Urt-Steppe drei militärisch benutzbare Wege, an denen sich auf durchschnittlich je 15 km Entfernung Brunnen vorfinden, aufgenommen worden.

— Der bekannte Ingenieur Robert Gordon ist von der britisch-indischen Regierung mit den Aufnahmen für die Eisenbahn von Mandalay nach Tounghoo (Britisch-Burma) betraut worden.

— Obgleich der Gebrauch des Thees sich schon 2700 Jahre v. Chr. in dem chinesischen Werke „Pent-sao" erwähnt findet, so kannte man doch bisher keine Oertlichkeit in China, wo derselbe sicher einheimisch wäre. Man hat seine Heimath in der Mandschurei, im Lande Assam, in der Provinz Cachar gesucht, doch war man stets nur auf Vermuthungen angewiesen. Jetzt ist nun die Nachricht eingetroffen, daß ein Herr Henri den Theestrauch in den jungfräulichen Wäldern der Insel Hainan anscheinend wildwachsend angetroffen

habe. Die Eingeborenen kultiviren ihn nicht, sammeln aber die Blätter und verkaufen sie an der Küste unter dem Namen „Thee aus dem Distrikte Lai".

Afrika.

— Im Anschluß an die letzten Zeilen unseres Artikels über die Aerzte in Süd-Tunesien (vergl. oben S. 331 f.) möge es gestattet sein, hier einige Mittheilungen wiederzugeben, welche Jean Lapaine in der „Revue scientifique" über die Behandlung der Tollwuth bei den Arabern, speciell denjenigen Algeriens, macht. Dieselben bedienen sich dazu verschiedener Käfer. So verwenden sie die Coccinella (Marienkäfer), welche sie ghobar es-sma (Himmelsstaub) nennen. Dieselbe Bezeichnung führt der Rosenkäfer (Cetonia) und die meisten anderen Käferarten. Die Rosenkäfer werden gleichfalls sehr viel zur Heilung der Tollwuth benutzt. (Ein russischer Naturforscher hat kürzlich über die Verwendung dieses Mittels in Südrußland berichtet und will selbst zahlreiche glückliche Kuren damit ausgeführt haben.) Ferner finden die Canthariden oder spanischen Fliegen Verwendung, welche sie unter dem Namen debben't el-hind (indische Fliege) kennen. Das Heilverfahren ist folgendes: Man bringt sieben Rosenkäfer in eine Flasche. Durch Hunger gezwungen, sollen diese Thiere sich einander auffressen; der letzte Ueberlebende stirbt endlich. Er wird getrocknet, zerstampft und in einer Rosine dem Patienten zu verschlucken gegeben. Wenn man spanische Fliegen verwendet, darf man nur drei dieser Käfer nehmen, obgleich nur der letzte genossen wird, „wegen der heftigen Wirkung dieses Heilmittels". Es sind dies übrigens nicht bloß Volksmittel, welche von Quacksalbern ausgenutzt werden. Lapaine hat sie von einem der ausgezeichnetsten Gelehrten der alten Universität von Tlemsen empfehlen hören. Man findet sie auch in dem berühmten Ketel-et-tub, dem Buch der Aerzte von Sidi Abd-Allah ben Aïzuz lang und breit abgehandelt. Die folgende Formel ist von den Ablömmlingen des Si M'hamed bel Kasem, dem Marabut der Hassaßna (Süd-Oran) präkonisirt worden: Man schreibt einen Koranvers auf ein grünes Blatt Papier, zerreibt dasselbe in die Milch einer schwarzen Kuh und läßt den Kranken diese Mischung trinken. Die Diener der Zauia von Sidi Mohamed ben Amar, in der Umgegend von Nedroma, sind im Besitze eines anderen Geheimnisses. Sie behandeln nicht den Gebissenen selber, sondern lassen einen Verwandten desselben ein Getränk zu sich nehmen, welches in der Weise bereitet wird, daß man einen Koranvers aufschreibt und in ein Gefäß (Hakema) thut und sofort Wasser darauf gießt, welches die Tinte der Schrift aufnimmt; diese Flüssigkeit bildet den heilsamen Trank. In der Heilkunde des Mittelalters waren solche indirekten Behandlungsweisen sehr gewöhnlich; man heilte eine Person, indem man eine dritte den Trank nehmen ließ, oder man tödtete sie, indem man in den Kopf einer Kröte eine Nadel bohrte. Am allgemeinsten ist aber zur Heilung der Gebissenen jenes Verfahren verbreitet, welches darin besteht, daß man dem Patienten das rohe, noch zuckende Herz des betreffenden Hundes zu essen giebt. Einige kochen letzteres mit pharaun, großen wilden Zwiebeln, die von Scilla maritima stammen. Andere ziehen auch dem Thiere einen Zahn aus und legen ihn zum Stillen des Blutes auf die Wunde. Die Tollwuth heißt arabisch „Keleb", von Kelb, Hund. Aber es giebt noch ein anderes Wort dafür, welches Gift, und weiterhin soviel wie Virus bedeutet, nämlich „rahdj". Es ist augenscheinlich mit dem französischen Worte rage verwandt.

— Elisseieff veröffentlicht in den Iswestija der russischen geographischen Gesellschaft einen Bericht über eine anthropologischen Zwecken gewidmete Reise nach Wargla und Ghadames in der Sahara, bei welcher er auch eine Anzahl Messungen vornehmen konnte. Die Mozabiten hält er für Semiten, wofür allerdings ihr Habitus spricht, während Sprache und Sitten sie zu den Berbern verweisen; vielleicht sind ihnen schon früh phönizische Elemente beigemengt worden. Die Bewohner von Ghadames sind theils reine Berber (Beni Uasid), theils Araber (Uled Belit), theils Mischlinge von beiden (Beni Ulit), theils Mischlinge mit Negern (Artriya); nur unter den reinen Berbern findet man Blonde. Von besonderem Interesse sind Messungen an einigen Tuareg, die er für reinblütige Berber hält; ihr Gesichtsausdruck erinnerte den Russen an manche Stämme in Daghestan; der Schädelinder variirt von 72 bis 74,5, während er bei den Berbern von Ghadames 75, bei den Arabern 78 beträgt. In den Sukomarren, der dienenden Klasse der Tuareg, sieht Elisseieff Mischlinge mit Negern; das ist schwerlich richtig, denn es ist viel wahrscheinlicher, daß sie die Nachkommen der mit den Fulen verwandten dunkelfarbigen Kel Jern oder Dschebbaren sind, welche die von den Arabern nach Süden gedrängten Tuareg in der südlichen Sahara vorfanden und theils unterwarfen, theils vertrieben. Von den Tuareg selbst sind durchschnittlich 2 Proc. blond mit blauen Augen. Ko.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän Dickson's Urtheil über Deutsch-Neu-Guinea. Der englische Kapitän Dickson befuhr Anfang Februar d. J. mit dem Dampfer „Truganini" die Küste des deutschen Neu-Guinea und besuchte den Finsch- und den Samoa-Hafen. Aus seinem interessanten Berichte entnehmen wir folgende Angaben. „Der Finschhafen ist mehr eine offene Rhede, aber es läßt sich daraus, freilich mit nicht unbedeutenden Kosten, ein guter Hafen herstellen. Die Ansiedelung besteht zur Zeit aus 6 Deutschen und 14 Malayen. Sie haben sich auf einer kleinen Insel in der Bai, welche jedoch jetzt durch einen Damm mit dem Festlande verbunden ist, niedergelassen und sind mit der Anlegung von Plantagen beschäftigt, auf denen gegenwärtig Yams, Mais und einiges Andere für den eigenen Konsum angebaut wird. Nur wenige Acker Land wurden bisher abgeholzt. Die Küste liegt hoch und hat dichten Waldbestand. Der Boden ist ausgezeichnet, das nöthige Wasser verschafft man sich aus einem eine englische Meile nordwärts liegenden großen Flusse. Die Eingeborenen sind sehr zahlreich und scheinen mit den Deutschen nicht auf dem besten Fuße zu stehen. Es sind Schilderhäuser errichtet worden, in denen jede Nacht Wache gehalten wird. Diese Vorsicht ist um so mehr geboten, als kürzlich von Seiten der Eingeborenen ein Versuch gemacht ward, die Ansiedler meuchlings zu überfallen und zu massacriren. Der deutsche Dampfer „Samoa" traf gerade um diese Zeit im Finschhafen ein. Die Eingeborenen wurden dann landeinwärts getrieben und ihnen strenge verboten, sich in der Nähe der kleinen Inseln wieder sehen zu lassen. Aller Verkehr mit ihnen ist auf drei Monate eingestellt worden. Zu einem blutigen Zusammenstoße kam es dabei aber weiter nicht. Nach einem fünftägigen Aufenthalte im Finschhafen dampfte der „Truganini" ungefähr 250 Miles (402 km) an der Nordwestküste hinauf nach dem Samoahafen. Die landschaftlichen Schönheiten, welche wir auf dieser ganzen Länge beobachteten, überboten Alles, was man sonst auf den Inseln der Südsee zu sehen bekommt. Die Küstenlinie ist hoch, und Schiffe können dicht an derselben hinfahren, da das Wasser tief und von allen Hindernissen frei ist. Ueberall gewahrten wir zahlreiche Eingeborene. Kein einziger in die See mündender Fluß oder Creek ward auf dieser langen Distanz bemerkt. Dagegen passirten wir mehrere kleine Inseln, welche abgeholzt waren und von vielen Eingeborenen in hübschen Häusern bewohnt wurden. Ein Theil des Küstenlandes war dicht bewaldet, ein anderer wieder offen und mit dem üppigsten Graswuchse bestanden. Der Samoahafen übertrifft den Finschhafen an Werth, aber immerhin müssen noch bedeutende Summen verausgabt werden, um ihn völlig brauchbar zu machen. Die vielen Eingeborenen sind hier durchweg freund-

lich gesinnt. Sie betreiben Ackerbau und halten auf gut kultivirte Gärten. Die zur Zeit fünfzig Köpfe zählende Ansiedelung besteht nur aus Deutschen, und befindet sich vorläufig ebenfalls auf einer kleinen — ½ Mile langen und ¼ Mile breiten — Insel, deren Verbindung mit dem Festlande durch Boote bewirkt wird. Die Ansiedler sind mit der Entwaldung derselben beschäftigt, und soll dann dort ein Dorf angelegt werden. Auf dem Festlande selbst war noch kein Versuch einer Ansiedelung gemacht worden. Mit den Eingeborenen unterhielt man einen geringen Handelsverkehr in Tabaksblättern, welche sie in großer Menge anbauen. Sie erhalten dafür in Zahlung Stücke von altem Bandeisen, nach welchem allein sie Begehr haben. Die Deutschen erfreuten sich der besten Gesundheit und waren fröhlich und guten Muthes. Auf beiden Stationen sind die Häuser und sonstigen Gebäude aus Holz aufgeführt und mit Eisenblech bedacht. Erwägt man die kurze Zeit des Bestehens und die geringe Anzahl der vorhandenen thätigen Kräfte, so ist bereits ein erstaunlicher Fortschritt gemacht worden. Ein Schiff mit Auswanderern (? Red.) wurde in nächster Zeit erwartet, und dann sollte mit der Erforschung des Inneren von Neu-Guinea vorgegangen werden. Das Klima ist zwar heiß, aber durchaus gesund, und die Kolonisten fühlen sich darin sehr wohl. Es unterliegt wohl keinem Zweifel (? Red.), daß ein reicher, lohnender Erfolg erzielt werden wird. Zu bedauern ist der Mangel an natürlichen Häfen. Nur durch sehr bedeutende Geldauslagen würden sich ziemlich gute herstellen lassen". Vorstehende Angaben sind um so glaubwürdiger und bedeutungsvoller, als sie aus dem Munde eines gebildeten Engländers stammen, welcher die Südsee-Inseln so genau kennt wie wohl Wenige. Die Engländer in Australien können sonst noch immer ihren Groll nicht überwinden, daß der nordöstliche Theil von Neu-Guinea an Deutschland gekommen ist, und gefallen sich darin, das Ansiedelungswerk der Deutschen als aussichtslos hinzustellen. Auch der bekannte Missionar S. Macfarlane, welcher seit 1871 an der südöstlichen Küste von Neu-Guinea stationirt war und im April d. J. nach England zurückkehrte, sprach sich vor seiner Abreise von Australien noch sehr abfällig in dieser Hinsicht aus. H. G.

— Nach der „Press Association" beabsichtigt die britische Regierung die Annection der Kermadec- (Kermandek-) Gruppe. Es sind das vier kleine, mäßig hohe Inseln, Raoul, Macaulay, Curtis und Esperance mit Namen, welche zu beiden Seiten des 30. Grades südl. Br. zwischen Neuseeland und den Tonga-Inseln liegen, neuseeländische Vegetation, von Säugethieren nur Ratten, außerdem einige Land- und zahllose Seevögel besitzen und vollständig oder doch nahezu unbewohnt zu sein scheinen.

Nordamerika.

— Eine interessante Legende der Cowichans oder Wullemusch, die am Südende von Vancouver wohnen, theilt Deans im „American Antiquarian" mit. Nach ihr wohnten in grauer Vorzeit ihre Vorfahren weiter südlich, aber trotzdem war das ganze Land mit Schnee und Eis bedeckt, das auch im Sommer nicht schmolz. Die Wullemusch waren in großer Noth, denn nach Süden hin wohnte ein stärkerer Stamm und sperrte ihnen den Weg. Während sie beriethen, was sie thun sollten, kam der Rabe (der durch die Gebrüder Krause so bekannt gewordene Yelch der Tlinkit) und vernahm die Noth seiner Kinder. Er versprach Hilfe, flog in die Schneewüste hinein und verwandelte alles Eis und Schnee in langwollige Bergschafe, die seitdem die Bergketten der Gegend beleben und den Wullenmusch Nahrung und warme Kleidung liefern; mit dem Verschwinden des Schnees wurde aber auch das Klima wärmer, und die Indianer konnten von ihren feindlichen Nachbaren weg nach Norden in ihre heutigen Sitze wandern. Liegt hier, wie es scheint, wirklich eine Tradition von der Eiszeit vor?

— Die große Straße, welche Neufundland von der Insel Cape Breton trennt, hatte bisher keine besondere Benennung. Dieselbe ist jetzt Cabot Strait, nach den beiden berühmten Seefahrern John und Sebastian Cabot, durch welche die erste authentische Nachricht über diese Straße im Jahre 1497 eintraf, benannt worden.

— Von einem eigenthümlichen Hinderniſſe des Ackerbaues, welches sich in der Nähe von Monticello im Staate Indiana geltend macht, berichtet S. T. Virden (Purdue university, Lafayette, Ind.) in einer Zuschrift an die „Science". An diesem Orte befinden sich zahlreiche Tümpel und Moorlachen, von denen viele ausgetrocknet und unter Kultur gebracht worden sind. An hellen, warmen Tagen empfinden nun die Landleute auf diesen Feldern ein sehr unangenehmes Jucken an denjenigen Körpertheilen, an denen sich Kleider oder Stiefel reiben. Virden vergleicht diese Empfindung mit dem Schmerze, den der Angriff eines Schwarmes von Moskitos an den heimgesuchten Theilen hervorruft. Sie ist fast unerträglich und Viele werden dadurch genöthigt, in der Arbeit inne zu halten und Linderung zu suchen. Gewöhnlich reicht es hin, ein Bad zu nehmen und den Körper abzukühlen, um die Reizung zu beseitigen; aber wenn er wieder durch Anstrengung erhitzt wird, so erneuert sich der Schmerz und dies kann zwei Tage anhalten. Bei der mikroskopischen Untersuchung des sehr humusreichen Bodens findet man in demselben zahlreiche spindelförmige, scharfspitzige Körper. Einige von ihnen sind hakenförmig oder gekrümmt, andere dicht mit Dornen besetzt ꝛc. Diese Körper sind nichts Anderes als Kieſelſchalen von Diatomeen und Nadeln von Süßwaſſerſchwämmen, welche letzteren in den Tümpeln sehr zahlreich sind. Die scharfen Körperchen dringen mit dem feinen Staube, welcher sich aus dem Boden erhebt, wenn letzterer bearbeitet wird, durch die Kleider und finden ihren Weg zu denjenigen Theilen des Körpers, wo eine Reibung zwischen der Haut und der Kleidung besteht. Man schützt sich am besten dagegen, indem man solche Kleidung trägt, welche den Staub am sichersten abhält. Da die Nadeln aus Kieselerde bestehen, so werden sie auch nicht durch die gewöhnlichen Veränderungen, welche in dem Boden statthaben, aus diesem entfernt werden. Der Wind und die Bearbeitung des Bodens mögen sie zerstreuen, so daß sie weniger unbequem werden, aber das wird ein langsamer Proceß sein. Die Aussichten für die Landleute sind daher wenig ermuthigend, und wenn sie die reichen Ernten gewinnen wollen, welche der Boden zu geben vermag, so müssen sie viel Last und Ungemach in den Kauf nehmen.

Polargebiete.

— Der „Willem Barents-Verein" in Amsterdam, welcher seit einer Reihe von Jahren wissenschaftliche Reisen nach den arktischen Gewässern ausrüstete, hat in Folge der ungünstigen Zeitverhältnisse seine Auflösung beschlossen, will aber in der Erwartung, daß er später seine Thätigkeit wieder wird aufnehmen können, eine Kasse gründen, in welche u. a. der Ertrag seines jetzt zu verkaufenden Schiffes „Willem Barents" fließen soll.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Metzger: Holländisch-Indien im Jahre 1886. III. (Schluß.) — Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane. VII. VIII. IX. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 14. Mai 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 23.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dieulafoy's Reiſe in Weſtperſien und Babylonien.

XXXIV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Sobald es unſeren Reiſenden geglückt war, ſich der Neugierigen zu entledigen, folgten ſie einem Labyrinthe von engen, zwiſchen verfallenen Häuſern hinführenden Gäßchen, die endlich auf einem offenen Platze, dem Palaſte des Stadtgouverneurs Seid Aſſadullah Chan gegenüber, mündeten. Unter dem Eingangsthore des Palaſtes erblickte man eine Anzahl mit ſchweren Feſſeln beladener Räuber und Mörder, welche indeſſen mit den Dienern des Chans auf ganz freundlichem Fuße zu verkehren ſchienen; ein mit Soldaten beſetzter Hof wurde durchſchritten, und dann gelangten die Fremden in einen ſchönen Palmengarten mit einem großartigen, überwölbten Talar, der ſich auf eine geräumige Terraſſe öffnete.

Dem Blicke könnte ſich keine Landſchaft, beſſer geeignet um zu überraſchen und zu entzücken, darbieten. Gegenüber dem Beſchauer, nur etwa 200 m entfernt, erhebt ſich eine hohe Wand von röthlichem Geſtein, deren obere Kante eine grüne Ebene trägt, während ihr Fuß tief unten von den Wellen des Karun beſpült wird. Wenn man ſich vornüber neigt, um den Biegungen des Fluſſes beſſer mit den Augen zu folgen, bemerkt man, daß der Palaſt Aſſadullah Chans auf Felſen erbaut iſt, die ebenſo ſteil ſind wie die gegenüber liegenden, und daß der Fluß zwiſchen rieſigen Felswänden dahinrollt. Der Raum zwiſchen denſelben wird nicht ganz durch das Waſſer eingenommen; zur Linken liegt vielmehr eine kleine Alluvialfläche, die mit prächtigen Palmenbäumen bewachſen iſt. Trotz ihrer Größe würden dieſe Bäume in der Tiefe des Abgrundes verſchwinden und das Grün ihrer Krone würde ſich mit dem dunklen Tone des Waſſers verſchmelzen, wenn hier und da ſich nicht mit goldenen Früchten beladene Orangenbäume dazwiſchen miſchten.

Wenn man einer mohammedaniſchen Legende Glauben ſchenken will, wird derjenige, welcher während ſeines Lebens ſich in unehrlicher Weiſe auf Koſten ſeines Nächſten bereichert hat, vor dem Allmächtigen erſcheinen, zur Erde niedergebeugt durch das Gewicht der unehrlich erworbenen Schätze. Wenn nun Alles wahr iſt, was man von dem Gouverneur von Arabiſtan erzählte, dann müßten an dem Tage, wo er in die Unterwelt eingeht, die böſen Geiſter ihm eine für menſchliche Schultern gar zu gewaltige Laſt tragen helfen. Die herrliche Umgebung ſchien keinen günſtigen Einfluß auf ihn geübt zu haben; viele Klagen über ſeine Erpreſſungen erreichten die Ohren der Fremden, Niemand wagte mehr zu pflanzen, die Landbewohner flüchten in die Berge, hieß es; denn jeden Tag wird die Laſt, die dem Volke auferlegt iſt, ſchwerer; man flehte die Beſucher um Hilfe an. Der Gouverneur ſelbſt äußerte ſich ganz anders über die Sache; die Eingeborenen von Arabiſtan ſind religiöſe Schwärmer und beſitzen in Folge deſſen einen ungeheuren Hochmuth, ſind geizig, faul, lügneriſch, dumm und verdienen kein Vertrauen, ſagte er. Wie ſoll man da entſcheiden, wer Recht hat? Wahrſcheinlich beide Parteien. Schuſter ſieht allerdings nicht ſehr wohlhabend aus. Ueberall ausgeſtorbene Stadtviertel, zerfallene Häuſer, auf denen Störche ihre Neſter gebaut haben. Hier und da nur öffnet ſich eine Haus-

Die erste Ansiedlung in der Nähe von Tranquebar, die sich zu einer größeren Stadt entwickelte, war Porto Novo, das 1618 von den Dänen gegründet wurde. Es ist heute ein Ort von 18 000 Einwohnern, der sich durch seine Reinlichkeit und Ordnung vorteilhaft auszeichnet. Die Dänen haben hier ihre Spuren hinterlassen, denn die Häuser sind meist nach europäischer Art gebaut und haben Ziegeldächer. Auch die Bevölkerung ist zum Teil europäisch, und es sind viele Mischlinge vorhanden. Die Dänen haben hier ein Fort, das Fort Dansborg, das jetzt als Gefängnis dient. Es ist ein großes, viereckiges Gebäude mit Türmen an den Ecken und einem Wassergraben. Die Stadt hat einen Hafen, der aber nur für kleine Schiffe geeignet ist. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Reis, Baumwolle und Indigo.

Porto Novo, Dänisches Fort.

Cuddalore, 20 km südlich von Porto Novo, ist eine Stadt von 60 000 Einwohnern. Sie hat einen Hafen, der aber nur für kleine Schiffe geeignet ist. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Reis, Baumwolle und Indigo. Die Stadt hat auch eine Eisenbahnstation an der Linie Madras—Trichinopoly. Sie ist ein wichtiger Handelsplatz für die Umgebung. Die Bevölkerung ist gemischt, doch überwiegen die Tamilen. Es gibt viele Tempel, darunter einen großen Vishnu-Tempel. Die Stadt hat auch eine Schule und ein Krankenhaus. Die Straßen sind breit und gut gepflegt. Es gibt viele Läden und Märkte. Die Stadt ist ein Zentrum für den Handel mit Baumwolle und Indigo.

Pondichery, 20 km südlich von Cuddalore, ist eine Stadt von 60 000 Einwohnern. Sie hat einen Hafen, der aber nur für kleine Schiffe geeignet ist. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Reis, Baumwolle und Indigo. Die Stadt hat auch eine Eisenbahnstation an der Linie Madras—Trichinopoly. Sie ist ein wichtiger Handelsplatz für die Umgebung. Die Bevölkerung ist gemischt, doch überwiegen die Tamilen. Es gibt viele Tempel, darunter einen großen Vishnu-Tempel. Die Stadt hat auch eine Schule und ein Krankenhaus. Die Straßen sind breit und gut gepflegt. Es gibt viele Läden und Märkte. Die Stadt ist ein Zentrum für den Handel mit Baumwolle und Indigo.

Kimolos
Rhodes

Kopf, der schlanke Hals, Arme, Brust und Leib, Schenkel und Füße, während die Waden, wie bei den Bantu, stark entwickelt sind. Die Hautfarbe ist ein helles Braun, das Haar ist kraus, aber nicht wollig, sondern mehr borstig. Die Nase ist schmal, die Lippen sind dünn, das Kinn ist spitz. Die Augen sind groß und lebhaft, aber nicht so feurig wie die der Bantu. Die Gesichtsbildung ist edel, der Ausdruck ernst und würdevoll. Die Kleidung ist reich und geschmackvoll. Sie besteht aus einem weiten, faltigen Gewande, das bis auf die Füße reicht und über die Schulter geworfen wird. Die Haare werden in künstlichen Flechten getragen, die Füße sind mit Sandalen bekleidet. Die Fulbe sind ein kriegerisches Volk, das sich durch Tapferkeit auszeichnet. Sie sind Mohammedaner und haben eine hohe Kultur. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und Handel. Ihre Sprache ist weich und wohlklingend.

Typ Fulbe.

Typ Haussa.

Die Haussa sind ein Negervolk, das sich durch Intelligenz auszeichnet. Sie sind Mohammedaner und haben eine hohe Kultur. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und Handel. Ihre Sprache ist weich und wohlklingend. Die Haussa sind ein kriegerisches Volk, das sich durch Tapferkeit auszeichnet. Sie sind Mohammedaner und haben eine hohe Kultur. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und Handel. Ihre Sprache ist weich und wohlklingend.

Ruins, Mosque and Minaret, Malacca, Looking Up Stream.

welche der alte Intendant ſeines Hauſes kommandirte. Die Begleitung dieſes alten, in der ganzen Stadt wohlbekannten Dieners ermöglichte es den Fremden, ohne beleidigt zu werden auszugehen; aber den Verſuch, in die große Masdſchid Dſchuma, ein altes, im Geruche großer Heiligkeit ſtehendes Gebäude, einzudringen, hatten ſie aufgeben müſſen. Eine höfliche Anfrage bei dem Imam Dſchuma blieb ebenſo erfolglos wie ein Beſuch bei dem jungen Seid Mirza Dſchafar, trotzdem der letztere angeblich den Fortſchritt vertritt. Ebenſo vergeblich war die freiſinnige Auslegung des Korans, welche im Intereſſe der Reiſenden durch die Gottesgelehrten von Ispahan gegeben worden war; ſie haben den böſen Willen der Prieſter nicht überwinden können. Man mußte ſich begnügen, bei Tagesanbruch das Minareh der Moſchee zu photographiren und einen verſtohlenen Blick durch die halb offene Thür in das Innere des Heiligthums zu werfen.

Das Gebäude iſt von Stein und, wie es ſcheint, nach dem Plane der alten Moſchee Amrus gebaut; wenig Verzierungen; nur die Giebelfelder der Thüren, die Spitzbogenfenſter und das Minareh, welches von dem Schiffe durch einen mit Unkraut bewachſenen Begräbnißplatz getrennt iſt, ſind mit Ziegelmoſaik von eleganter Einfachheit geſchmückt. Sonſt iſt Alles in einem verfallenen Zuſtande, ganz in Uebereinſtimmung mit den benachbarten Stadtvierteln.

Ethnographiſches aus Seram[1]).

Aufzeichnungen von **G. A. J. Waßmer**, herausgegeben von Dr. **Wilhelm Joeſt**.

Durch Vermittelung des deutſchen Konſuls in Makaſſer, Herrn Palm Siemſen, erhielt ich ein Manuſkript, das ich in Folgendem den Leſern des „Globus“ in wenig veränderter Form vorzulegen mir erlaube. Während meines Aufenthaltes auf Seram im Jahre 1880 hörte ich dunkle Gerüchte von einem Landsmanne, der an der Südoſtküſte der Inſel anſäſſig ſei und dort Tabakskultur treibe; Näheres erfuhr ich erſt ſpäter auf Makaſſer. Schon damals merkte ich, daß die niederländiſch-indiſche Regierung die Beſtrebungen Waßmer's mit durchaus ungnädigem Blicke betrachtete, und ich bin feſt überzeugt (oder vielmehr ich weiß es aus beſter Quelle, nämlich aus dem eigenen Munde des betreffenden Beamten), daß die holländiſche Regierung durch ihre Unterbeamten alles Mögliche gethan hat, dem Deutſchen das Daſein auf Seram zu verbittern, daß ſie auf die erſte beſte Gelegenheit lauerte, dieſen Pfahl aus ihrem Fleiſche zu entfernen. Waßmer ließ ſich aber nicht „weggraulen“.

Ich will nun durchaus nicht Waßmer als unſchuldiges Opfer der allerdings nicht wegzuleugnenden indiſchen Eiferſucht der Holländer gegen Deutſche im malayiſchen Archipel darſtellen; im Gegentheil, ich glaube, daß Waßmer's Auftreten auf Seram den holländiſchen Beamten auf Banda oder Ambon manche unerquickliche Stunde bereitet hat — die Angelegenheit liegt aber heute einer höheren Inſtanz zur Entſcheidung vor, wir wollen uns daher mit einer kurzen Skizze von Waßmer's Thätigkeit auf Seram begnügen.

G. A. J. Waßmer iſt in Bruchſal geboren. Er diente einige Jahre in der niederländiſch-indiſchen Armee und beabſichtigte, Officier zu werden, zog aber, in Folge einer von dem damaligen General-Gouverneur von Niederländiſch-Indien, London, ausgehenden Anregung vor, im Jahre 1874 von Banda aus nach der damals beinahe noch vollkommen unbekannten Südküſte von Seram ſich einzuſchiffen und hier bei Illu (Ilu) ſein Glück zu verſuchen. Zehn Jahre hat er auf Seram gelebt, aber das Glück lächelte ihm nie. Er verſuchte ohne viel Gewinn Tabakskultur und Holzhandel, ſpäter baute er eine Sägemühle und lieferte Planken und Kiſten nach Banda; um ſich mit den Küſtenbewohnern auf guten Fuß zu ſtellen, trat er zum Islam über und heirathete eine Tochter des Landes, aber, wie erwähnt, die Holländer unterſtützten ihn nie, er verſtand es nicht, mit den „Poſthouder“ von Giſſer und Waru ſich zu ſtellen, ſo daß eines Tages Bevollmächtigte des Aſſiſtent-Reſidenten von Banda auf dem Grundſtücke unſeres Landsmannes erſchienen, denſelben mit Gewalt auf Bord einer Prahm und in dieſer per Schub nach Banda bringen ließen.

Momentan lebt Waßmer in ſchlechten Verhältniſſen in Makaſſer. Während ſeines langen Aufenthaltes auf Seram hatte er Gelegenheit genug, Land und Leute auf dem Theile der Inſel, auf dem er vergeblich verſuchte, ſich eine neue Heimath zu gründen, kennen zu lernen. Daß er das gethan, werden die folgenden Zeilen beweiſen. Ich habe bei der Bearbeitung des Manuſkripts mich beſtrebt, die eigenthümliche Schreibweiſe des Verfaſſers einigermaßen beizubehalten — möge der Inhalt die Form entſchuldigen.

Die Inſel Seram liegt, wie den Leſern bekannt ſein wird, weſtlich von Neu-Guinea unter dem 127° 57′ bis 131° öſtl. L. und 2° 46′ bis 3° 51′ ſüdl. Br. Im Norden wird ſie umſtrömt von dem Seram-, im Süden von dem Banda-Meere, im Weſten von der Burn-Straße. Als größte der Ambonſchen Eilanden ſteht ſie politiſch, ſoweit der holländiſche Einfluß ſich überhaupt erſtreckt, unter der Jurisdiktion des Reſidenten in Ambon, nur der ſüdöſtliche Theil (auf welchen die folgenden Notizen Bezug haben) gehört zum Bezirke des Aſſiſtent-Reſidenten von Banda.

In Betreff des Klimas unterſcheidet ſich Seram inſofern vollkommen von Java, als gerade ſo wie auch auf Ambon, Banda oder Burn, an der Südküſte der trockene Monſun in die Monate Oktober bis März fällt. Während deſſelben ſind die Nächte ziemlich friſch und gegen Morgen ſelbſt kalt; die Luft iſt feucht und der Niederſchlag ſtark. Waßmer beobachtete an geſchützter Stelle 65° F. als niedrigſte, 96½° als höchſte Temperatur. Der Wind kommt bei Nacht von der Landſeite, während er bei Tage von Südſüdweſt oder Weſt weht. Während des naſſen Mon-

[1]) Seram iſt entſchieden richtiger wie Geram. Die holländiſchen Lehrbücher, die wir in dieſer Beziehung doch als Autorität anerkennen müſſen, wenden jetzt erſtere Form an; die jüngſten Autoren, wie z. B. Stemſoort und ten Siethof (Atlas der Nederlandſche Bezittingen in Oost-Indië) ſchreiben: „Geram oder Serang“; Riedel in ſeinem eben erſchienenen Werke geht noch weiter, er ſchreibt: „Serang oder Nuſaina.“ So weit wollen wir nicht gehen. Der Name mag im Munde der Eingeborenen vielleicht wie „Serang“ klingen oder vielleicht nennen dieſe ihre Inſel wirklich „Nuſaina“ (ich ſelbſt habe während meines Aufenthaltes auf Seram dieſen Namen nie gehört), aber ſo lange wir Sanſibar nicht „Unguya“, Japan nicht „Dai Nihon“, Madagaskar nicht „Iſao rehetra iſao“, Sicilien nicht „Sſitſchilia“ nennen oder ſchreiben, ſo lange wird uns wohl auch „Seram“ für das frühere „Geram“ genügen.

ſuns iſt die Temperatur gleichmäßiger, 66° beträgt vielleicht die niedrigſte, 84° die höchſte Temperatur; im Durchſchnitte bewegt ſich dieſelbe zwiſchen 68 und 75°. Schwere Regen fallen meiſt im Monat Mai und dauern gewöhnlich bis Ende Auguſt. In den letzten Jahren hat man merkwürdige Veränderungen in den meteorologiſchen Verhältniſſen, ebenſo wie außergewöhnliche Meereserſcheinungen wahrgenommen.

Das Klima von Seram iſt im Allgemeinen ſehr geſund. Die gefährlichſte Krankheit, welcher Europäer unterworfen ſind, iſt das Fieber, das indeß leicht zu vermeiden iſt, wenn man ſich einer mäßigen, geregelten Lebensweiſe befleißigt.

Die Bodenbeſchaffenheit — wir wollen jetzt Herrn Waßmer das Wort laſſen — iſt eine ſehr gute und ergiebige ſowohl auf ebenem als auch gebirgigem Terrain; Humus und Vegetation gehen Hand in Hand und ſtehen Java in Nichts nach; Seram bietet im Gegentheil noch den Vortheil, daß ſeine Vulkane längſt erloſchen ſind und die ausgeworfenen Maſſen ſich bereits in dicke humusreiche Erdlagen zerſetzt haben. Der Boden iſt in hohem Grade zum Anpflanzen von Kaffee geeignet, der wegen ſeines herrlichen Aromas ſelbſt beſſer iſt als Timorkaffee, und in Rotterdam mit demſelben Preiſe bezahlt worden iſt wie Manadokaffee; ferner Zuckerrohr, das auf dem vulkaniſchen Boden Serams beſſer gedeiht wie auf Java; Tabak, der in Feinheit und Güte dem Javatabak weit voraus iſt und in Europa zu 102,50 Francs per Centner verkauft wurde; Kokosnüſſe zur Bereitung von Kopra und Baumwolle. Sago wächſt in großen Mengen, wird aber mehr an Ort und Stelle verzehrt wie ausgeführt. Produkte für den täglichen Bedarf wachſen ebenſo ſchön wie in Europa, ich pflanzte die beſten europäiſchen Gemüſe mit gutem Erfolge, wie Salate, Rettiche, Kohlrabi, Bohnen, Zuckererbſen, Kohl u. ſ. w. Außer Kartoffeln, die aber von den Eingeborenen nicht angepflanzt werden, hat man noch die herrliche Caſſave, die eben ſo geſund und nahrhaft iſt wie die Kartoffel und ſich vortrefflich zu Brod, Kuchen u. ſ. w. verwenden läßt. Auch pflanzt man mit gutem Erfolge zwei Sorten Jam, Mais, Hirſe und Reis, indiſche Gemüſe u. ſ. w. gerade ſo wie auf Java.

Rindvieh und Pferde gedeihen recht gut, für Schafe und Ziegen iſt Seram weniger günſtig, wegen der grünen Fliegen, welche den Thieren ihre Eier in kleine Wunden legen, die zu Würmern werden und ſo die Thiere lebend auffreſſen. Für Federviehzucht iſt das Land ſehr günſtig.

Auf geologiſchem Gebiete war ich wegen des mißtrauiſchen Charakters der Eingeborenen noch nicht in der Lage, etwas Ordentliches auszuforſchen. Ich fand bloß eine Maſſe Asphalt und ſchönen Quarz, im Allgemeinen iſt Seram ſehr bituminös und dürften mit der Zeit auch Steinkohlen gefunden werden [1]). Metalle finden ſich nach meinem Dafürhalten gar nicht vor, wohl aber Petroleum. Das Land iſt durch zahlreiche Bergſtröme reichlich mit kryſtallhellem Waſſer verſehen, auch hat man viele Quellen, Flußſchiffahrt beſteht nicht, da die Flüſſe ſich nicht dazu eignen.

Die Einwohner ſind, was die Strandbewohner betrifft, von ſehr gemiſchter Raſſe; die Ureinwohner ſind Alfuren [2]), die ſich meiſtentheils im Gebirge aufhalten. Sie ſind in Sitte und Gewohnheit ganz verſchieden von den Strandbewohnern, welch letztere hier zuerſt beſchrieben werden ſollen.

Die Strandbewohner von Oſt-Seram leben in Häuſern, die auf Pfählen ruhen und deren Wände und Dach aus Sagoblättern beſtehen; in Weſt-Seram ſind die Häuſer direkt auf die Erde gebaut und entweder mit dem Stiele des Sagoblattes oder mit Brettern bedeckt; ſie ſind im Allgemeinen beſſer und hübſcher gebaut, aber nach meinem Dafürhalten ungeſunder als erſtere, weil ſie den Ausdünſtungen der Erde ausgeſetzt ſind.

Die Wohnungen ſind ſehr luftig, ſo daß überall der Wind durchpfeift, weshalb man bereits bei der Geburt eines Kindes eine ſehr ſonderbare Gewohnheit befolgt, die für die Mutter bisweilen ſehr verderblich iſt und nicht ſelten deren Tod zur Folge hat. In einem abgeſchloſſenen Raume liegt nämlich die Hausfrau bei ihrer Entbindung, während deren ſie mit allerhand Ingredienzien, wie zerſtampftem und mit Eſſig vermengtem Pfeffer, Capſicum, Kajuputöl u. ſ. w. beſtrichen wird und zwar nicht, weil dieſe Heilmittel etwa zur Beſchleunigung der Geburt beitragen ſollen, ſondern bloß weil die Leute der Meinung ſind, der Körper der Wöchnerin könnte ſich bei dem ſteten Zugwinde erkälten.

Iſt ein Kind geboren, dann legt man ſofort die Mutter unbekleidet mit dem Kinde neben eine Art langer Kiſte, aus Blattſtengeln der Sagopalme (gabagaba) gemacht, ungefähr ¾ Fuß hoch und mit Sand gefüllt. Dann wird ein großes Feuer angezündet, durch welches die Wöchnerin ſo zu ſagen beinahe gebraten wird, Alles zu dem Zwecke, daß die Nachblutungen ſo vollſtändig wie möglich ſtattfinden. In dieſer Lage verharrt alſo die arme Frau, von Schweiß triefend, ohne ſich bewegen zu dürfen, Tage und Nächte, wobei ſie am Feuer die Beſuche der Familienmitglieder, auch wohl von Neugierigen und Hausfreunden (die Seramer wohnen zu mehreren Familien in einem Hauſe) zu empfangen hat. Einem ſolchen Fegefeuer iſt die Frau zwei bis drei Monate, öfters auch länger ausgeſetzt, und ſie darf während der Zeit keine anderen Nahrungsmittel zu ſich nehmen als warmes Waſſer, getrockneten Fiſch ohne Salz und geröſtete Sagokuchen [1]); kein Wunder alſo, daß die armen Frauen bei ſolcher Koſt trotz des Feuers doch noch frieren und die Kälte durch übermäßigen Gebrauch von Capſicum zu vertreiben ſuchen, welches ſie ſich auf heimlichen Wegen durch ihre Freundinnen zu verſchaffen wiſſen. Ich habe Frauen geſehen, welche einen großen Teller voll Capſicum zu ſich nahmen, ein Quantum, hinreichend, um zehn Männern heftige Leibſchmerzen zu verurſachen. Iſt nun die Mutter vorſichtig, dann kann ſie nach drei bis vier Monaten wieder ihrer Beſchäftigung nachgehen. Sie wird nun unter die Mütter aufgenommen, ein Recht, um welches ſie gewiß Niemand beneidet, da ſie von einem hübſchen jungen Mädchen zu einem häßlichen Geſchöpfe herabgewürdigt iſt; alle Elaſticität iſt verloren, der ganze Körper hängt ſchlaff und

[1]) Auf verſchiedenen Punkten der Südküſte von Seram ſind Zinn und Steinkohlenlager, ſowie Erdöl-Quellen entdeckt worden.

[2]) Unter „Alfuren“ werden bekanntlich die ſchlichthaarigen braunen Eingeborenen einiger Inſeln des malayiſchen Archipels, ſpeciell von Seram, den Molukken, der Minahaſſa u. ſ. w. verſtanden, die noch „wild“ ſind, d. h. weder zum Chriſtenthum, noch zum Islam übergetreten ſind. Die Abſtammung des Wortes mit ſeinen beinahe unzähligen Varianten iſt nicht ganz klar; es kann von dem arabiſchen „horr“ = „frei“, aus dem die ſpaniſch-portugieſiſchen Stämme „horro“, „forro“, ſpäter „al-forro“ mit derſelben Bedeutung wurden, abgeleitet werden (S. C. J. W. van Musſchendroek in „Mededeelingen omtrent grondstoffen ꝛc.“, Leiden 1880, p. 9 und ausführlicher in Terzo congresso geografico internazionale, Rom 1884, herausgegeben durch die Soc. geogr. italiana, p. 629 ff.) oder, wie A. B. Meyer (Ueber die Namen Papua, Dajak und Alfuren, Wien 1882) annimmt, von dem Namen des papuaniſchen Volksſtammes der Arfu, der ſpäter auf die wilden Eingeborenen der übrigen Inſeln übertragen wurde.

[1]) Vergl. darüber des Herausgebers: „Beiträge zur Kenntniß der Eingeborenen von Seram“ in Verh. der Berliner Geſ. für Anthropologie ꝛc., 1882, S. 69.

iſt ausgetrocknet, ſelbſt die Augen haben ihren Glanz verloren. Bei jeder ferneren Geburt wird das oben geſchilderte Manöver wiederholt. Da die Wöchnerin nun doch bisweilen ihr glühendes Lager verlaſſen muß, ſo kommt es oft vor, daß ſie ſich heftig erkältet, ſich Schwindſucht zuzieht und unter Blutſpeien, wenn auch nicht ſogleich, dann doch ſehr kurz nachher ſtirbt.

Tritt nun ſolch ein Fall ein, ſo entſtehen daraus oft die ſchlimmſten Folgen, weil man jeden Sterbefall einer Hexerei oder Vergiftung zuſchreibt. In jedem Kampong (Dorf) befinden ſich nämlich Teufelsbeſchwörer, ebenſo wie Hexen und Hexenmeiſter (Swangi). Als letztere erklärt man gewöhnlich Perſonen, die in Folge von Fleiß und Zurückgezogenheit mit irdiſchen Gütern geſegnet ſind, welche die Habſucht der anderen Dorfbewohner reizen, oder auch Perſonen, mit welchen der verwittwete Gatte aus Eiferſucht u. dergl. abzurechnen wünſcht.

Sobald der Teufelsbeſchwörer citirt iſt, ruft er alle Dorfbewohner zuſammen und beginnt ſeinen Hokuspokus. Zu dem Zwecke legt er ein kleines rundes Stückchen Holz auf ſeine flache Hand, ſpricht mit ihm und befiehlt ihm, ihm den Weg nach der Wohnung der Hexe oder des Hexenmeiſters zu zeigen. Die ſchlimmen Hallunken wiſſen durch ihre Handmuskeln das Stückchen Holz ſo zu bewegen, daß es ſicherlich nach dem Hauſe des bereits vorher im Geheimen Deſignirten weiſt; iſt derſelbe anweſend, ſo wird er ſofort ergriffen (im anderen Falle erwartet man ſeine Rückkehr) und manchmal getödtet, meiſtens aber gebunden mitgeſchleift und abſcheulich mißhandelt. Am Grabe oder in der Behauſung der Verſtorbenen wird der Delinquent gefragt, wie und auf welche Weiſe er die Verſtorbene gefreſſen hätte (swangi makan) und ihm befohlen, dieſelbe wieder ins Leben zurückzurufen, und um dieſem Gebote mehr Nachdruck zu verleihen, ſchneidet man dem Delinquenten das Haar ab, legt daſſelbe auf Kohlenfeuer und läßt ihn den widerlichen Rauch einathmen unter Begleitung von Püffen, Schlägen, Fußtritten u. ſ. w., bis er durch alle die Mißhandlungen bewußtlos wird. Unterdeſſen verſammelt ſich die Familie des Aermſten, theilt oder verſpricht reichliche Spenden an Andere, die ſie zu Hilfe rufen, und ſie begeben ſich dann bewaffnet nach dem Hauſe, in welchem der Delinquent gefangen gehalten wird. Nun geht der Spektakel erſt recht los, man ſchießt, man haut, man ſticht, bis . . . ein Häuptling oder der Radja ſelbſt, welcher zu Hilfe gerufen iſt, ſich dazwiſchen wirft und die Sache als Richter in die Hände nimmt. Iſt die Beſchuldigung nicht erwieſen, ſo muß der Beleidiger dem Beleidigten, vulgo Hexenmeiſter oder Hexe, Sühne bezahlen, je nach der Größe des Kampong und nach der Zahl der Stammeshäuptlinge. Beſteht z. B. der Kampong aus 8, 10 oder 12 Stammeshäuptern, dann erhält der Beleidigte 8, 10 oder 12 kleine kupferne Kanonen[1]) oder etwas Anderes von demſelben Werthe. Er iſt dann vollkommen rehabilitirt.

Die Beſchuldigung kann innerhalb mehrerer Jahre bis zu dreimal ſtattfinden; wird jedoch Jemand zum dritten Male der Hexerei bezichtigt, dann muß er nicht allein Alles wieder herausgeben, was er für die zwei vorhergehenden Beleidigungen erhalten hat, ſondern man beraubt ihn auch ganz und gar des Seinen, ſein Haus bricht man ab, ſeine Sago-buſſons (Plantagen) werden konfiscirt, ſeine Habe wird unter die Stärkſten vertheilt und er ſelbſt wird mit ſeiner ganzen Familie zum Dorfe hinausgejagt mit dem Verbote, jemals dorthin zurückzukehren.

[1]) Dieſe kleinen kupfernen Kanonen ſpielen im ganzen Archipel eine Rolle, weniger als Waffen, denn als Werthobjekte.

Fälle wie der beſchriebene kommen auch bei bloßer Krankheit von Kindern oder Erwachſenen vor. Im April 1882 begrub man zu Batuloming[1]) eine Frau, während ich ſo zu ſagen dabeiſtand, lebendig, weil ihr Mann der Hexerei bezichtigt war. Derſelbe hatte ſich aber bei Zeiten aus dem Staube gemacht und ſtatt ſeiner tödtete man nun ſeine Frau.

Sobald ein Mädchen 12 bis 14 Jahre alt iſt, unterhält es ſchon Liebeshändel mit verſchiedenen Männern, ſei es auch nur für etwas Geld oder Näſchereien. Wenn die Knaben das Jünglingsalter erreicht haben, werden ſie zu allerhand ſchweren Arbeiten verwendet, was ſie aber nicht hindert, allerhand Liebeshändel anzufangen.

Man kann auf drei verſchiedene Weiſen zu einer Frau gelangen: 1) durch Anfragen bei den Eltern, 2) durch Entführung und 3), wenn man bei einem Mädchen ſchlafend überraſcht wird. Die zwei erſtgenannten Fälle kommen bei jungen Mädchen am häufigſten vor; der letztere meiſt bei bereits geſchiedenen nichtsnutzigen Weibern, die längſt auf anſtändige Weiſe keinen Mann mehr bekommen können und die dann mit ihrer Familie das Ueberraſchen eines ſolchen abſprechen. Der Unglückliche, der gerade abgefaßt wird, iſt nach dem Gebrauche zur Heirath verpflichtet.

Wird ein Mädchen auf gütlichem Wege zur Frau verlangt und iſt man ſicher, daß die Eltern ihre Zuſtimmung dazu geben, ſo ſchickt die Familie des junges Mannes ſo viele Frauen mit leeren Sirihdoſen, wie die Braut Familienmitglieder beſitzt, nach dem Hauſe der letzteren. Man nimmt einige Erfriſchungen zu ſich und dann ziehen ſich die Frauen beſchenkt mit einigen Tellern[2]) wiederum zurück. Einige Tage ſpäter werden die zurückgebliebenen Sirihdoſen, in welchen ſich nun verſchiedene Zeichen befinden, z. B. ein aus Palmblättern geflochtenes Armband, zum Zeichen, daß die Braut ein goldenes Armband zu haben wünſcht, oder eine aus Holz geſchnitzte kleine Kanone, zum Zeichen, daß der Bruder eine kupferne Kanone haben müſſe u. ſ. w., wieder abgeholt. So kommt es ungefähr darauf hinaus, daß der Bräutigam 30 bis 40 Kanonen, drei bis vier mit Golddraht durchwirkte Frauenröcke, einige goldene Armbänder und Haarkämme, Fingerringe ꝛc. nebſt ca. 200 Gulden baaren Geldes zu bezahlen hat. Bei ſolchem Preiſe müſſen aber Mann wie Frau dem vornehmen Stande angehören; iſt die Braut aus höherem Stande und der Bräutigam aus

[1]) Einer der öſtlichſten Punkte der Südküſte.

[2]) Solche „Teller“ ſpielen überall im malayiſchen Archipel, ſpeciell auf den Molukken, eine bedeutende Rolle. Es ſind entweder ganz gewöhnliche chineſiſche Teller oder Schalen von kleinem Durchmeſſer, oder aber große, ſchwere Schüſſeln aus ſogenanntem Seladonporzellan. Ich beſitze eine ſolche von 49cm Durchmeſſer; Exemplare von Seram ſchenkte ich an die ethnographiſchen Muſeen von Berlin, Dresden und Karlsruhe. Eine Abbildung der letzteren nebſt der zweier kleinerer chineſiſcher Schalen findet ſich in A. B. Meyer: „Alterthümer aus dem Oſtindiſchen Archipel“, Leipzig 1884. Tafel 14 und S. 14. Die Abſtammung der Seladonſchalen aus China (vergl. auch Baletijn: „Oud en Nieuw Oost-Indiën“, Amſterdam 1862. Bd. II, Kap. III) iſt in letzter Zeit verſchiedentlich aus mir unverſtändlichen Gründen angezweifelt worden. Die kleineren Objekte, die ſtets mit Seladon zuſammen gefunden werden, ſind unzweifelhaft chineſiſch, wie z. B. die Funde von den Philippinen im Trocadero-Muſeum in Paris oder meine oben erwähnten Schalen beweiſen, oder der Umſtand, daß Revoil, den ich ſelbſt auf den Werth ſeiner Entdeckung aufmerkſam machte, an der Somalikküſte bei Mogduſchu (ſ. „Globus“, 1885, Nr. 11, S. 213) chineſiſche Münzen zuſammen mit alten Seladonporzellanſchüſſeln ausgrub. Ich ſehe alſo keinen Grund, abgeſehen von vielen anderen Umſtänden, die ebenſo beweiſend ſind, die Seladonſchalen für nicht chineſiſch erklären zu wollen. Dieſe Teller werden übrigens nicht bei Mahlzeiten u. dgl. verwendet, ſondern meiſt als Schätze begraben.

dem niederen, ſo wird der Brautſchatz verdoppelt; meiſtens findet dann aber Entführung ſtatt. Von dem verlangten Brautſchatze läßt ſich natürlich etwas abhandeln, um ſo mehr, wenn die Braut bereits, wie häufig vorkommt, ſchwanger iſt. In letzterem Falle ſehen die Eltern oft auch ganz vom Brautſchatze ab, damit wenigſtens die übrigen Familienmitglieder etwas abbekommen und die Ehre des Hauſes ſo gerettet bleibt.

Findet Entführung ſtatt, ſo ſucht der junge Mann in das Haus irgend eines Familienmitgliedes aufgenommen zu werden, was bisweilen ſeine Schwierigkeiten hat, da derjenige, welcher beide Flüchtlinge in ſeiner Wohnung aufnimmt, für den Brautſchatz verantwortlich iſt. Die Entführung iſt übrigens keine vollſtändige, da der junge Mann das Mädchen nicht in deren Haus abholt, ſondern mit ihr auf einem zuvor beſprochenen Platze zuſammentrifft. Sobald man die Flucht des Mädchens bemerkt, wird daſſelbe durch ihren Vater geſucht, auch wenn der ſo ungefähr weiß, wo ſeine Tochter ſich befindet: der Hadat (Gebrauch oder Sitte) verlangt es einmal ſo; auch die Mutter läuft weinend herum. Haben nun beide jungen Leute ein Unterkommen gefunden, ſo benachrichtigt der Hausherr am folgenden Tage beide Eltern; die Familienmitglieder des Mädchens rücken bewaffnet heran und verlangen ſofortige Auslieferung beider Flüchtlinge; ſobald dieſer Tumult den höchſten Grad erreicht hat und man bereit ſcheint, das Haus zu ſtürmen, tritt der Hausherr heraus und fragt nach dem Begehren der Menge. Der Vater bringt ſein Anliegen vor, worauf der Hausherr ſich erbietet, den Brautſchatz zu bezahlen und die Sache friedlich abzuthun. Zu dieſem Zwecke werden Eltern und Mitglieder in das Haus eingeladen und nach langer Feilſcherei einigt man ſich über den Preis. Iſt die Familie des jungen Mannes nicht im Stande, den Brautſchatz ganz zu bezahlen, ſo muß letzterer in abhängiger Stellung bei den Schwiegereltern verbleiben (djual diri, wörtlich: „ſich ſelbſt verkaufen“) oder die Tochter wird aus der Familie ausgeſtoßen — ein großes Unglück für die Betroffene.

Im dritten Falle, alſo bei Ueberraſchung, kann der Brautſchatz ziemlich gering ſein, weil die Familie froh iſt, daß die Frau wiederum mit Ehren einen Mann beſitzt.

Wird man jedoch mit einer verheiratheten Frau überraſcht und ſollte in dem Falle kein Mord und Todtſchlag entſtehen, ſondern der Ehemann ſich ruhig verhalten, ſo muß der Beleidiger dem Beleidigten den Brautſchatz doppelt zurückbezahlen, darf dagegen aber die Frau für ſich behalten und ſie heirathen.

Die Seramer Strandbewohner ſind dem Namen nach Mohammedaner und halten ſich in Dingen, wobei ſie Vortheil haben, an die mohammedaniſchen Geſetze, wobei das Ehepfand (mas kawin) eine Hauptrolle ſpielt. Dieſes Ehepfand beträgt beinahe ebenſo viel wie der Brautſchatz; bekommen alſo Eheleute Kinder, ſo gehören die Kinder ſo lange dem Stamme der Mutter an, bis der Vater das Ehepfand bezahlt hat. Dann hat die Familie der Frau nicht mehr die geringſten Rechte, weder auf Mutter noch auf das Kind. Bigamie iſt erlaubt, jedoch wird ſelten Gebrauch davon gemacht, weil es ſehr theuer iſt, mehrere Weiber zu heirathen und zu ernähren und weil es auf Seram auch nicht allzu viele Frauen giebt. Blutſchande kommt häufig vor, ebenſo Paederaſtie. Im Falle Blutſchande zwiſchen Vater und Tochter oder zwiſchen Mutter und Sohn ans Licht kommt, ſo werden die Delinquenten ſtrenge beſtraft, aber nicht, um dem verletzten Sittlichkeitsgefühle Genugthuung zu verſchaffen, ſondern nur, damit die Kläger ſich der Habe der Verklagten bemächtigen können. So ſah ich vor einigen Jahren, wie Mutter und Sohn zu Kilmuri [1]) am Schandpfahle mit Rottanhieben abgeſtraft und aus dem Kampong gejagt wurden; die Schläge wurden dem Sohne auf den Rücken applicirt, der Mutter auf den Theil, mit dem ſie geſündigt hatte.

Die Beſchäftigung der Frauen beſchränkt ſich auf Fiſchen, Holzhacken (für den Kochbedarf), Herbeiſchaffen von Lebensmitteln und das Verſorgen der Kinder; die Männer thun ſo zu ſagen gar nichts, ſie ſind furchtbar faul und verſchmitzt und behandeln ihre Frauen ſehr ſchlecht. Dabei geben ſie ſich dem Spiele und dem Opiumrauchen hin. Jeder Strandbewohner iſt ſo zu ſagen ein Advokat und beſitzt eine Rednergabe, wie außer den Amboneſen kein zweites Volk im Indiſchen Archipel; er iſt ſehr ſchlau und gebraucht ſeine geiſtige Ueberlegenheit nur dazu, Andere zu betrügen. Europäer und fremde Malayen ſind gewöhnlich ſeine Opfer.

Die Sitten und Gebräuche der Alfuren des Inneren ſind ſehr verſchieden von denen der Strandbewohner; bei einzelnen Stämmen verlangt man indeß Brautſchatz gerade wie bei den Strandbewohnern, bei anderen Stämmen beſteht derſelbe aus abgeſchlagenen Menſchenköpfen, je nach Abkunft der Braut bis zu 30 Stück.

Um dieſe zu erhalten, entfernen ſich die Heirathskandidaten einige Tagereiſen weit von ihrem Kampong und lauern dort Menſchen auf, welche im Walde oder Felde beſchäftigt ſind oder auf ſolche, die ſich Nachts nach dem Seeſtrande begeben, um ihre Nothdurft zu verrichten. Sie ſtechen, hauen oder ſchießen ihr Opfer nieder und ſchlagen demſelben alsdann den Kopf ab. Iſt das geſchehen, ſo begeben ſich die „Koppenſneller“ im Sturmſchritte nach ihrer Heimath; ich ſage „Sturmſchritt“, weil jeder derſelben bis 1½ m lang iſt und mehr einem Fluge als einem Schritte ähnlich iſt. Um denſelben bei Nacht gehörig ausführen zu können, binden ſich die Alfuren kleine abgeſchälte, eine Spanne lange Streifen Bambu um die Füße, die durch das Abſchälen transparent werden und in welche ſie je acht bis zehn Feuer- oder Leuchtkäfer, die auf Seram in großen Mengen vorkommen, einſperren; um jeden Fuß tragen ſie acht bis zehn ſolcher Bambuſtreifen, welche zuſammen das Licht einer Laterne ausmachen, wodurch alſo der Boden beleuchtet wird und Fehltritte im dunkeln Walde nicht ſtattfinden können. Auf dieſe Weiſe legen ſie in einer Nacht oft Strecken zurück, über welche ein gewöhnlicher Fußgänger ungefähr drei Tage lang zu laufen hat.

Dieſe Streifzüge werden von Zeit zu Zeit wiederholt, bis der Kandidat genügend Köpfe beiſammen hat, um eine Frau beanſpruchen zu können; im Uebrigen leben die Leute friedſam und bleiben ihrem gegebenen Worte treu. Sie ernähren ſowohl ſich ſelbſt, wie auch die Strandbewohner vom Landbaue und der Jagd. Die feindlichen Stämme, bei welchen der Brautſchatz in Gütern und Geld beſteht, ſind im Beſitze von guter Kleidung, welche ſie nur anziehen, wenn ſie ſich nach den Strandnegoreien begeben. Die Kopfſchneller ſind vollkommen unbekleidet, nur tragen die Männer einen handbreiten Streifen aus geklopfter Bastrinde, um ihre Schamtheile zu bedecken. Die Frauen ſind ganz und gar nackt, wiſſen jedoch ſtets eine ſolche Stellung einzunehmen, daß die Schamhaftigkeit nie verletzt wird. Ein fremder Mann darf eine Frau nur von vorn paſſiren; geht er hinter ihr herum, ſo hat er auf ſeinen Kopf Acht zu geben, da dies als eine große Beleidigung aufgefaßt wird.

Die Alfuren ſind im Allgemeinen ſchön gebaute Menſchen, mit männlicher Haltung; die Frauen ſind ſehr hübſch,

[1]) Kilmuri (Kilmoerie) liegt nordweſtlich von Batuloming.

oft ziemlich hell von Hautfarbe, ſie haben ſchönes wellenförmiges, langes Haar und ſchön geſchnittene Geſichtszüge; beſonders Naſe und Mund ſind fein geformt. Die Zähne ſind leider meiſt roth oder ſchwarz in Folge von Betelkauen.

Die Nahrung der Alfuren beſteht hauptſächlich aus Sago, Fiſch, Schlangen, Hirſch- und Schweinefleiſch, die alle nur flüchtig über dem Feuer geröſtet werden; der Sago wird angemacht mit heißem Waſſer, wodurch man einen ganz und gar geſchmackloſen Papp [1]) erhält; die Strandbewohner eſſen ſelbſtverſtändlich keine Schweine, Schlangen oder Beutelthiere, da ſie Mohammedaner ſind; Honig und Rohrzuckerſaft wird ſehr viel verbraucht.

Tritt ein Sterbefall ein, ſo begräbt der Strandbewohner den Todten nach mohammedaniſchem Ritus: in ein ungefähr 3 Fuß tiefes Grab ſetzt man eine Kiſte ohne Boden; in dieſe wird die Leiche gelegt und der Deckel loſe darauf gedeckt. Das Grab wird dann weiter mit Erde aufgefüllt. Man begräbt die Todten in der Nähe von Häuſern, und es kommt oft vor, daß dieſelben von den Wildſchweinen, die des Nachts in die Kampongs eindringen, aufgewühlt werden; auch wilde Hunde machen ſich häufig an die Leichen, ſo daß man des Morgens hier einen Arm und dort ein Bein in dem Dorfe zuſammenleſen kann.

Der Alfure begräbt ſeine Todten ſtehend und giebt ihnen ihre beſten Kleider, auch Preciosen u. ſ. w. mit; da man jedoch vor Todten große Furcht hat, läßt man ſie oft unbegraben im Hauſe liegen. Die Familie reißt aus und baut in ziemlich weitem Abſtande ein neues Haus, wie denn die Häuſer überhaupt ſehr zerſtreut liegen.

Mit Geiſterbeſchwörerei, wie die Strandbewohner, hält ſich der Alfure nicht auf; iſt er Jemandem feindlich geſinnt, ſo tödtet er ihn und wird dann ſelbſt ſpäter durch des Ermordeten Familie wieder getödtet (es ſei denn, daß der Getödtete ein ſchlechtes Subjekt war), da er vogelfrei iſt, ſobald der Mord ans Licht kommt.

Durch das Heirathen zwiſchen Blutsverwandten ſterben nicht allein die Stämme aus, ſondern es entſtehen auch viele Familienkrankheiten, wie Schwindſucht, Beinfraß, Elephantiasis, Framboesa Ambonensis im ärgſten Grade. Die Schuppenkrankheit (Ichthyosis) iſt ziemlich vorherrſchend; ſie entſteht durch Anſteckung und Schmutz; nimmt der Behaftete fleißig Seebäder, ſetzt ſich dann eine halbe Stunde lang der Sonne aus (wodurch die Milben an die Oberfläche der Haut kommen) und ſtürzt ſich dann plötzlich wieder in die See (wodurch die Milben abſterben), ſo kann er innerhalb eines Monats vollſtändig geheilt ſein. Die Alfuren bleiben von dieſer Krankheit meiſtentheils verſchont.

Im Allgemeinen ſind die ſocialen Zuſtände auf Seram ſehr verwirrt. Erbſchaft von Grundbeſitz u. ſ. w. geht auf den Aelteſten des Stammes über, wird aber oft beſtritten und geregelt nach dem Rechte des Stärkſten. Raub iſt geſtattet, inſofern der Beraubte ein armer Teufel iſt; ein Mord wird mit 10 Tael Gold bezahlt, alſo mit 650 Gulden; Verwundung mit der Hälfte u. ſ. w.

Die geringſte Urſache führt oft zum Kriege, der in optima forma angekündigt wird; ein zweideutiges Wort iſt oft dazu genügend. Während meines zehnjährigen Aufenthaltes auf Seram wohnte ich mehreren ſolcher Kriege bei, bald als Wundarzt, bald als Schiedsrichter.

Als Waffen dienen der Klewang (Säbel), Lanzen, Pfeil und Bogen, Feuerſteingewehre und Lilas (kleine Kanonen). Die Geſchoſſe der Feuerſteingewehre ſind ſehr gefährlich; man nimmt hierzu nämlich zwei durchlöcherte Gewehrkugeln, die durch ein langes Stück Meſſingdraht, der federartig aufgerollt iſt, mit einander verbunden ſind. Sobald das Geſchoß den Gewehrlauf verläßt, dehnt ſich der Meſſingdraht aus und die beiden Kugeln beſchreiben eine Bahn gerade ſo wie früher die Kettenkugeln. Die hierdurch angerichtete Verwundung iſt furchtbar; ich ſah Menſchen thatſächlich in zwei Hälften geſchnitten. Auch gießt man Porcellan- und Glasſcherben in die Kugeln. Die Kanonen werden mit Kieſelſteinen, Stücken Eiſen u. ſ. w. geladen. Die Kriege werden nach der Urſache ihres Entſtehens benannt. Z. B. prang sukon, weil der Krieg entſtand wegen einer Brotfrucht (sukon); prang mister gunong, weil ein Unberechtigter ſich die Herrſchaft über ein Gebirge anmaßen wollte u. ſ. w.

Derjenige, welcher einen Krieg aus Privatrache unternimmt, muß die Krieger anwerben und haftet für Alles, Pulver, Blei, Kleider, Lebensmittel, auch für die Frauen und Kinder; Todte und Verwundete unter ſeiner Truppe muß er extra bezahlen. Handelt es ſich dagegen um allgemeine Intereſſen des Kampong, ſo muß Alles unter die Waffen, man wirft Barrikaden aus Steinen auf und drängt Frauen, Kinder, Greiſe u. ſ. w. in dieſe hinein. Wald und Strand werden über Nacht ſtrenge bewacht, auch macht man Streifzüge. Zählen beide Seiten ziemlich viel Todte und Verwundete und iſt man ſo ziemlich ausgehungert, ſo legt ſich der Radja ins Mittel. Die Sache wird unterſucht und der Schuldige zur Bezahlung 1) einer Sühne, 2) der Todten und Verwundeten und 3) der Kriegskoſten verurtheilt. Dieſe Bezahlung liegt dem Einzelnen oder der Gemeinde ob, je nachdem der Krieg ein Privat- oder Kampongkrieg war.

Ueberlieferungen beſtehen anſcheinend nicht, es koſtet viele Mühe, etwas über frühere Zeiten aus den Alfuren heraus zu bekommen.

Niemals wird aus dieſem Volksſtamme etwas Ordentliches werden, es ſei denn, daß man mit einer mitleidsloſen, aber auch rechtſchaffenen Strenge gegen denſelben vorgeht. Immerhin werden Jahre hierüber vergehen und es fragt ſich ſehr, ob die Niederländer dieſes Ziel jemals erreichen werden.

[1]) Vergl. Anmerkung S. 359, Spalte 2.

Die Transkaſpiſche Eiſenbahn.

Vom K. Ruſſ. Staatsrathe Dr. O. Heyfelder.

Die erſten 25 Werſt von Michailowsk bis Molla-Kary waren von dem ganzen erſten Abſchnitte des Bahnbaues (vergl. oben S. 294 ff.) das ſchwierigſte Stück. Denn hinter dem feuchten, vom Meere zurückgelaſſenen, relativ harten und kompakten Uferrande erheben ſich daſelbſt Dünen aus gelbem, körnigem, beweglichem Sande, die wie ein Wulſt die Bucht umgeben, und durch welche hindurch die Bahn angelegt werden mußte. Da dieſelben nicht bewachſen waren

und geradezu aus Flugſand beſtanden, deſſen Konfiguration ſich bei ſtarken Winden beſtändig ändert, da auch weit und breit kein Wald oder Buſch das Material zu Faſchinen darbot, ſo erforderte die Ueberwindung dieſes Sandgürtels große Mühe und viel Zeit. Der Erbauer der Bahn, General Annenkow, erfand das Auskunftsmittel, vor Legung der Schienen dieſe Sandſtrecke mit Meerwaſſer zu begießen und aus der Steppe Lehm herbeifahren zu laſſen, durch welche Miſchung der Boden die nothwendige Konſiſtenz erhielt.

Dicht vor Molla-Kary iſt ein ſchmaler Waſſerarm, die letzte Fortſetzung der Balchanbucht, überbrückt und zwar durch eine ſteinerne Brücke, deren einziger Bogen ſechs Faden breit iſt.

Vom Meere bis Molla-Kary iſt die Richtung des Schienenweges in gerader Linie öſtlich, von da ſüdöſtlich und beinahe geradlinig bis Duſchak, d. h. bis zur Grenze zwiſchen der Oaſe Achal-Teke und der von Merw. Von da ab geht ſie wieder gerade nach Oſten bis Merw, von wo ſie ſich nach Buchara reſp. Samarkand in nordöſtlicher Richtung und ebenfalls in geraden Linien fortſetzt.

Von Molla-Kary bis Bala-iſchem ſteigt das unebene Terrain, auf welchem ſich die Eiſenbahn bewegt, unmerklich; von da bis Kazantſchik durchſchneidet ſie eine kahle, hier und da ſalzhaltige Lehmfläche ohne Quellen und ohne Vegetation. Ganze Quadratwerſte dieſes Bodens bilden platte, von leichten Waſſerrinnſalen nach der Regenzeit oktoëdriſch oder quadratiſch durchſchnittene runde Flächen gleich rieſigen Parkettböden. Bis Kazantſchik wurde die ſtrategiſche Bahn noch während der Expedition fertig gebaut. Es brachten damals die Bahnzüge alles nothwendige Waſſer zum Trinken, Kochen und Bauen aus Michailowsk (aus den Dampfmaſchinen). Jetzt bringen eigene Waſſerzüge dreimal die Woche von Kazantſchik deſſen herrliches Quellwaſſer an alle Stationen der gänzlich waſſerloſen Strecke. Nur wer noch wie der Autor dieſe troſtloſen Steppen in heißer Sonne durchritten und die armen Soldaten ſie zu Fuß durchwandern ſah, hat den rechten Maßſtab für die Größe der Errungenſchaft, welche die Bahn gebracht hat. In ſechs Stunden durchfährt man die 125 Werſt der waſſerloſen Wüſte; die auf der Station Lebenden entbehren nun nicht mehr eines friſchen Trunkes geſunden Quellwaſſers, der Möglichkeit ſich zu waſchen und ſogar zu baden.

Von Kazantſchik bis Kizil-Arwat iſt wieder eine große Strecke ohne Waſſer, denn die Ciſternen von Aïdin, welche man auf etwa halbem Wege antrifft, enthalten manchmal ſo wenig, daß es für eine Karawane nicht ausreicht, manchmal aber ſo ſchlechtes, ſalzhaltiges, erdiges Waſſer, daß ſelbſt die Kameele es nicht trinken. Gleichwohl iſt Aïdin ein ſtändiger Lagerplatz für die Truppen und Karawanen geweſen. Von allen Seiten führten die Spuren herzu; rings herum war das Erdreich zertrampelt und lagen bleichende Gerippe gefallener Kameele und Pferde, oder Knochen geſchlachteten Kleinviehes. Wer Kizil-Arwat, 200 Werſt vom Meere, erreicht hat, iſt in das Bereich der Oaſe gelangt. Hier ſind viele Quellen, die vom Kören-Dagh herabfließen und in künſtlichen Rinnſalen die ganze Thalfläche zwiſchen Gebirge und Wüſte bewäſſern; daher umgeben Felder den Platz und Aule, Moſcheen und Lehmbauten ſind in beträchtlicher Anzahl vorhanden. 1880 fanden wir den Ort von ſeinen Einwohnern verlaſſen; ſie hatten ſich mit den anderen Tekes nach Gök-tepe zurückgezogen und kämpften gegen uns. Von Kizil-Arwat kann man durch die Ebene in gerader Linie und ohne Hinderniſſe nach Bami gelangen, wie auch die Eiſenbahn geführt iſt. Man kann aber auch über den Kören-Dagh nach Chodſham-Kala reiten und von da auf der Atrek-Militärſtraße über den Kamm von Bendeſen, zwiſchen Kören-Dagh und Köpet-Dagh nach demſelben Bami gelangen. Bami war damals der wichtige Vereinigungspunkt der Michaellinie und der Atreklinie, von dem aus unſer Vormarſch auf Gök-tepe geſchah. Das Gebirge, welches dicht hinter Kizil-Arwat aufſteigt, iſt von engen Felſenſchluchten und Querthälern vielfach durchſchnitten, durch welche die Saumpfade ſich mühſam emporwinden. Je höher, um ſo mehr Vegetation; namentlich ſah ich ſchöne Gruppen von Juniperus Caucasicus in Baumgeſtalt, einzelne Ahornbäume, Weißdornbüſche und andere Sträucher. Mit dem Laubholze ſtellten ſich auch die kleinen Sänger der gemäßigten Zone ein: Meiſen, Stieglitze, Buchfinken, Bergfinken, Amſeln und Droſſeln, nach der Todtenſtille der Ebene ein erfreulicher Eindruck. In den Felſenritzen leben eine Unzahl Eidechſen, darunter eine Art von der Größe einer Katze, die ſeltſam, aber unangenehm anzuſchauen iſt. Raubvögel giebt es in Menge; auch ſollen Haſen und Rehe nicht ganz ſelten ſein, doch bekamen wir keine zu Geſicht. Das ſchlimmſte Wild in dieſen Gebirgsſchluchten waren für uns die Tekes. Sie, die alle Fußpfade und Schlupfwinkel kannten, vermochten, ungeachtet der Heliographen-Station, die wir daſelbſt unterhielten, ſich in dieſem Gebirgsſtocke vor uns zu verſtecken und von da aus bald die eine, bald die andere Militärſtraße, bald unſere kleinen Beſatzungen von Bami, bald von Kizil-Arwet oder Chodſchem-Kala zu beunruhigen. Im Monat December 1880 fielen ſie über unſere Nachhut her und brachten ihr eine Schlappe bei.

Bami, 275 Werſt vom Meere gelegen, beſitzt herrliche Quellen, die, zu kleinen Flüſſen vereint, eine ganze Reihe von thurmartig gebauten Mühlen treiben und dann in Kanälen und Kanälchen fruchtbare Mais- und Weizenfelder und Obſtgärten berieſeln. Hier wird die Oaſe immer beſſer bebaut und immer fruchtbarer. Ein kunſtreiches Syſtem von Waſſergräben und Rieſelfeldern bedeckt das ganze Territorium und bietet der Anlage der Eiſenbahn inſofern einige Schwierigkeit, als die Kanäle geſchont und überbrückt werden müſſen, der Eiſenbahndamm aber ſeinerſeits Schutz gegen die künſtlichen Ueberſchwemmungen fordert.

130 Werſt von Bami iſt die Station Gök-tepe, wo die große, erdwallumgürtete Feſtung ſteht, die wir am 12. Januar 1881 ſtürmten. Einen Theil ihrer Erdmauern, welche etagenartig auf einander ſaßen, ließ ich im Winter 1881 mit Skobelew's Genehmigung abtragen, um die zahlloſen Menſchenleichen (gegen 7000) und Thierkadaver gründlich und in einer der Hygiene entſprechenden Weiſe zu bedecken. Ebenſo iſt das jetzige Gök-tepe, wo Häuſer ſtehen und ſich Handel und Wandel lebhaft regt, aus hygieniſchen Gründen an ſeinen heutigen Standort, 7 Werſt aufwärts von der Feſtung, auf reines Territorium und an nicht inficirte Bäche verlegt worden, unweit der maleriſchen Schlucht Germav, welche den Köpet-Dagh durchbricht und unſeren aus Perſien kommenden Proviantkarawanen zum Uebergange diente. Gök-tepe war ein Leichenfeld. Wo man häufig ging und ritt, ſtampfte man die Schädel der nur oberflächlich Verſcharrten aus dem Erdreiche; in den zahlreichen Waſſerarmen lagen Erſchlagene, auf den Zinnen der Feſtungswälle wie in ihren Erdlöchern fanden wir modernde Leichen. Die Aſſaniſationsarbeiten, welche ich zu leiten hatte, dauerten ſieben Wochen. Aber ſchon gleich nach der Beſetzung der Feſte brach bei der Beſatzung der Flecktyphus aus. Daher ſchlug ich General Skobelew vor, unſer Lager einige Werſt entfernt auf höheres, reines Terrain zu verpflanzen und nur eine Beſatzung in Gök-tepe zurück

zu laſſen, welche gleich einer Wache alle zwei Tage wechſeln ſollte. Skobelew glaubte dies wegen des Nimbus des Siegers nicht thun zu können. Wir hatten harte Diskuſſionen, da er nur den militäriſchen Standpunkt anerkannte, ich aber die Sanitätsverhältniſſe im Auge hatte. Endlich, am 27. Februar, nachdem der Typhus ſchon ſtark um ſich gegriffen hatte, erhielt ich die Erlaubniß, einen neuen Lagerplatz auszuſuchen und zuerſt mit dem Feldhoſpital Nr. 4 und einer hinreichenden Bedeckung überzuſiedeln. Im Verlaufe des Monates März folgte das übrige Lager nach; ſo entſtand das heutige Gök-tepe. Die Eiſenbahn aber geht dicht an den theilweiſe zerſtörten, doch in ihrer Grundform wohl erhaltenen Feſtungswällen vorüber und die Station befindet ſich auf der Seite, von welcher aus wir damals ſtürmten.

Von Gök-tepe bis Aſchabad (426 Werſt vom Meere) erſtreckt ſich der reichſte und fruchtbarſte Theil der Oaſe in einem ſchmalen Streifen zwiſchen dem Bergrücken des Köpet-Dagh und der Sandwüſte. Vom nahen Gebirge kommen zahlreiche Waſſerarme herab, die den Boden bewäſſern und gleich allen dieſen Bächen und Flüßchen jenſeits der Oaſe im Wüſtenſande verſchwinden. Der Boden beſteht aus leichtem, fruchtbarem Löß. Die Bewäſſerung geſchieht in der Art, daß der Bach am Fuße des Berges gefaßt und um denſelben in ſo unmerklicher Senkung geführt wird, daß man vielfach deutlich zu ſehen glaubt, das Waſſer fließe aufwärts. Bei unſeren Soldaten war es ein Axiom, die Orientalen verſtänden das Waſſer bergauf zu leiten. Durch dieſe Leitung wird der ganze Fuß des Berges der Vegetation und Produktion gewonnen; im Thale kommt der Bach durch eine Biegung zu ſeinem Ausgangspunkte zurück, Rinnſale in verſchiedenen Richtungen abgebend. Dieſe umgeben in einem Quadratmaſchennetze viereckige Felder von mäßiger Größe, deren jedes ſtets um wenige Zoll höher liegt als das nächſtfolgende. Somit bilden ſie eine Reihe von Flächen, die in der Richtung von S nach N und zugleich von O nach W unter einander liegen. Indem nun zuerſt eine Schleuſe bei dem oberſten Rieſelfelde geöffnet oder der Rand des Kanales durchſtochen wird, ſetzt man das erſte und etwa zweite Feld unter Waſſer, dann die nächſten und ſo fort, bis alle ſich gehörig mit Waſſer durchtränkt haben. Da auf dem lehmreichen, aufgelockerten Boden das Gehen und noch mehr das Reiten unmöglich iſt, ſo müſſen die Zwiſchenwälle als Fußwege gut erhalten werden und befinden ſich Wächterthürmchen wie Schildwachenhäuschen zwiſchen denſelben. Das Ganze aber bildet ein oft die ganze Breite der Oaſe einnehmendes Syſtem von wohl nivellirten und ein gewiſſes geringes Gefälle beſitzenden Schachbrettfeldern, in welches jede neue Konſtruktion Störung und Stockung bringt, weshalb die Eiſenbahn theils die Ränder der Oaſe aufſuchen, theils unendlich viel Brücken bauen mußte. Drei Brücken per Werſt macht auf die 600 Werſt lange Bahn (vom Meere bis Duſchak) 1800 Brücken. Was von der Irrigation und dem Verhältniſſe der Bahn zu dieſem lebenſpendenden Kanalſyſteme geſagt iſt, gilt auch für die Merwbahn und für die von Tedſchend. So fruchtbar die Oaſe (Getreide, Obſt, Wein) iſt, ſo gänzlich wird Wald und Baumſchlag vermißt. Nur in einem Seitenthale gegen Perſien zu habe ich jungen Laubwald von Wallnuß, Eſche und Eiche angetroffen. Die ganze Gegend iſt ſtark bewohnt und beſiedelt. In den Dörfern iſt die Moſchee, das Wohnhaus, die Hof- und Gartenmauer, die Krippe, aus welcher im Hofe das Vieh frißt, und der Rand der Ciſterne aus getrockneten Lehmſteinen aufgeführt, denen man durch Beſtreichen mit friſchem, feuchtem Lehm und Kalk eine glatte Oberfläche und ein gefälliges Aeußere zu geben verſteht. Einige Pfoſten und Haken zum Aufhängen von Sätteln und anderen Geräthen ſind in die Wand eingemauert. Spitzwinkelige Fenſterausſchnitte und Niſchen ſind Reminiſcenzen arabiſcher Architektur. Schön gebrannte und glaſirte Ziegel von bunter Farbe, beſonders auch in dem beliebten perſiſchen Blaugrün, kommen nur als Reſte uralter Kunſtbauten vor. Aſchabad, eine Hauptſtation der Eiſenbahn und Sitz der Behörden, hat ſchon das Anſehen eines ruſſiſchen Städtchens gewonnen, ähnlich den Standquartieren der Regimenter im Kaukaſus, wie Chaſſaw, Jurt, Wedeno ꝛc. 12 Werſt von Aſchabad gegen das Gebirge zu, welches die Grenze zwiſchen Rußland und Perſien bildet, liegt Niſſa, eine großartige Ruinenſtadt.

Zwiſchen Gauars (450 Werſt), dem Endpunkte der Achal-Oaſe, und Artik (500 Werſt) erſtreckt ſich eine 45 Werſt lange Wüſte, ähnlich jener zwiſchen Michailowsk und Kazantſchik. Dagegen folgt nun von Artik bis Duſchak (600 Werſt) eine reiche, ſtark bevölkerte Gegend mit vielen perſiſchen Städten und Ruinen, jetzt bewohnt von einer mäßigen Anzahl Ala-Klin-Tekes. Bis Duſchak iſt der Bahnbau vollendet. Hier macht dieſelbe ein Knie nach NO und hat zugleich ihren ſüdlichſten Punkt und ihre nächſte Nähe an Serachs und Herat erreicht.

Von Duſchak bis zum Fluſſe Tedſchend (680 Werſt) und der Oaſe Tedſchend erſtreckt ſich wieder eine Wüſte, welche die beiden Oaſen trennt. Am Tedſchend aber wohnt eine ſtarke Bevölkerung unter dem Sohne Nur-Verdy-Chan's, des früheren Oberbefehlshabers der vereinigten Tekeſtämme. Auch der Sohn, Mochdom-Kuli-Chan, hat damals gegen Skobelew mitgefochten, iſt aber jetzt ruſſiſcher Major und, wie es ſcheint, ein zuverläſſiger Vaſall. Zu beiden Seiten des Fluſſes breiten ſich gute Wieſen, alſo Weideland aus für die Heerden, welche die Exiſtenzbedingung und den Reichthum dieſer Stämme ausmachen. Der Tedſchend, der Unterlauf des Herirud, fließt an Serachs vorbei und verliert ſich, ungeachtet ſeines Waſſerreichthums, ſeines ſtarken Gefälles und ſeiner Schnelligkeit, wie die geringeren Flüſſe und Bäche, nordöſtlich von der Bahn reſp. der Oaſe nach einem Laufe von 400 Werſt im Wüſtenſande. Sollte es einer künftigen Epoche, namentlich nach völliger Organiſation der Gegend, nicht vorbehalten ſein, alle dieſe größeren und kleineren Flüſſe im Anfange oder am Rande der Wüſte zu ſammeln und ihre immerhin nicht unbeträchtlichen Waſſermengen zu einem anſehnlichen Kanale oder Fluſſe zu vereinigen, der in dem Meerbuſen von Krasnowodsk mündete, wo ſchon einmal ein großer Fluß gemündet hat?

Das Klima auf der ganzen Strecke des Eiſenbahnbaues iſt Continentalklima mit großer Hitze im Sommer (40 bis 50°) und immerhin nicht unbeträchtlicher Kälte im Winter. Wir hatten im Januar 1881 vor Gök-tepe am Tage 5 bis 10° Wärme, in der Nacht 4 bis 8° Kälte. In dieſem Winter 1885 bis 1886 war es überall ausnahmsweiſe ſehr kalt, bis — 18°, am Meere bis — 22°. Dabei beſſerte ſich der Geſundheitszuſtand beſonders der Ruſſen auffallend. Die vorherrſchenden Winde ſind die von Nordoſt. Meteorologiſche Beobachtungen wurden auf fünf Obſervatorien gemacht, welche General Annenkow vom Michaelbuſen an längs der ganzen Linie eingerichtet hat.

Die Skala der gebauten Kulturpflanzen iſt etwa folgende: in Kizil-Arwat und durch die ganze Oaſe Mais, Weizen, Hirſe, Wicken und Erbſenarten, Gerſte (als Pferdefutter), Klee; bei Bami Aprikoſenbäume, bei Gök-tepe Reben, bei Aſchabad Nußbäume, Pfirſich, in Merw Maulbeerbäume und alle Obſtarten, ſowie Baumwolle. Die Fruchtbarkeit iſt ſo groß, daß man zweimal im Jahre erntet und daß

man 100 Körner vom Korn erhält. Alle Reiſenden und Schriftſteller ſtimmen in dem Lobe und Preiſe dieſer fruchtbaren Gegenden überein (Leſſar, Vambéry, Subotin, T. Albertus). Die Eiſenbahn findet keine Terrainſchwierigkeiten außer am Tedſchend; derſelbe fordert einen größeren Brückenbau. 50 Werſt weiter liegt Dſhu-dſhu-gly, ein bewohnter Ort.

Die Stadt Merw (750 Werſt vom Meere) iſt ſo oft zerſtört worden, daß ſie einem Trümmerhaufen ähnlicher war, denn einer Stadt, als ſie 1884 von den Ruſſen beſetzt wurde. Aber ſchon beginnt ſie ein anderes Ausſehen zu gewinnen. Es wird gebaut, gepflanzt, bewäſſert. Der herrliche Murghab verleiht der Stadt ihren Hauptreiz und hat auf ihr Klima, ihre Bewäſſerung und ihre Vegetation den beſten Einfluß. Der Diſtriktschef von Merw, Alichanow, hat aus dem Murghab eine Waſſerleitung bis nach dem oben erwähnten Dſhu-dſhu-gly geführt und dadurch dem Eiſenbahnbaue in erſprießlicher Weiſe vorgearbeitet. Merw hatte ſtets als Knotenpunkt der Handelsſtraßen, welche aus den Chanaten Chiwa und Buchara nach Perſien, aus Rußland nach Oſten und vom Oſten, Indien mit einbegriffen, nach dem Kaſpiſchen Meere gehen, eine große Bedeutung. Der Handel hebt ſich ſchon ganz bedeutend durch die Pacificirung der Provinz unter ruſſiſcher Herrſchaft, durch Herſtellung von Ordnung und Sicherheit für Leben und Waaren, und verſpricht in Zukunft eine bedeutende Entwickelung. Die Oaſe hatte dereinſt eine Million Einwohner, jetzt nicht den vierten Theil, doch iſt ſie relativ dicht bevölkert.

25 Werſt hinter Merw ſchließt die Merwer Oaſe ab; es beginnt die Wüſte zwiſchen hier und Tſchardſchui. Dieſe erſtreckt ſich 200 Werſt weit und zeigt eben ſolche Sandberge wie hinter Michailowsk. Sie entbehren anfangs aller Vegetation, ſpäter finden wir ſie von einer niedrigen und düſteren Sandflora dicht bedeckt. Durch dieſe Sandwüſte hat ſich die Eiſenbahn nach Buchara hindurch zu arbeiten. Die beiden größten Schwierigkeiten bietet nun für die Weiterführung der Eiſenbahn von Merw aus die ſandige Strecke Merw-Tſchardſchui und der Uebergang über den Amu-Darja.

Die 75 Werſt lange Strecke Flugſand hinter Merw gab dem ehemaligen Generalgouverneur von Turkeſtan, Tſchernajew, Anlaß, die Fortführung der Bahn als unmöglich zu bezeichnen, indem dieſelbe vom Sande in kürzeſter Zeit verſchüttet werden würde. Die Schwierigkeit wird auch von dem Erbauer der Bahn und ſeinen Gehilfen nicht unterſchätzt, doch hoffen ſie ebenſo darüber Herr zu werden, wie über die 22 Werſt Flugſand zwiſchen Michailowsk und Molla-Kary und die 7 Werſt lange Strecke fliegenden Sandes zwiſchen den Stationen Balla-Iſchem und Kazantſchik, nämlich durch Irrigation und Zufuhr von Lehmboden. Seitdem iſt aber ein neues günſtiges Moment für die Eiſenbahnerbauer eingetreten. Ein Ingenieur Grot hat eben auf der Sandfläche vor Molla-Kary einen arteſiſchen Brunnen gegraben, der bei mäßiger Tiefe eine Fülle guten Trinkwaſſers giebt. Da nun die geologiſche Struktur der ganzen Ebene eine und dieſelbe iſt, ſo wird mit Sicherheit darauf gerechnet, auch an anderen bisher waſſerloſen Stellen in derſelben Tiefe Trinkwaſſer zu erbohren, was deren Verhältniß zum Bahnbau und zur Anſiedelung radikal zu verändern verſpricht.

Nach Ueberſchreitung des Amu-Darja folgen noch einmal 20 Werſt Wüſte mit beweglichem Sande bis Kara-Kul. Doch hier erleichtert ſchon die Nähe des Fluſſes, die Möglichkeit, durch Kanaliſirung vom Amu-Darja aus Waſſer in hinreichender Menge zu gewinnen, die Ueberwindung der Schwierigkeit.

Da, wo jetzt der Amu-Darja überſetzt wird, etwas unterhalb von Tſchardſchui, theilt er ſich in zwei Arme von ziemlich gleicher Stärke, welche in ihrer Mitte eine Inſel umſchließen. Die Stelle iſt $1^1/_2$ Werſt breit, aber relativ ſeicht. Die Eiſenbahn ſoll aber etwas nördlicher den Strom überſchreiten und zwar auf einer Dampffähre, gleich dem Trajekt bei Bonn am Rhein, dann den Ort Schich, welcher zur Station gemacht wird, links liegen laſſen, bis Iljat die Sandwüſte durchſchneiden und hierauf an der Grenze des bewäſſerten und bebauten Landes, eben zur Schonung des Bewäſſerungsſyſtems, verlaufen. Dieſe Kulturzone erhält ihr Waſſer vom Fluſſe Sarewſchan. Die Stadt Kara-Kul wie die bewohnten Orte überhaupt bleiben auf dieſe Art ebenfalls zur Linken des Schienenweges liegen. Er nähert ſich der Stadt Buchara, indem er die Kiſchljaks (Einzelgehöfte oder mauerumſchloſſene Gärten) quer durchſchneidet, welche von Buchara aus an allen Hauptſtraßen ſich radienförmig ausbreiten. Bis zur ruſſiſchen Grenze berührt die Eiſenbahn kontinuirlich die bewäſſerte Zone, ſie nur hin und wieder durchſchneidend. Von der ruſſiſchen Grenze und dem Sarabulag-Gebirge ſteigt das Terrain und mit ihm die Eiſenbahn. Sie hat mehrere Schluchten zu überbrücken. Bei dem Dorfe Dſchuma-Bazar, welches ſie zur Rechten läßt, ſenkt ſie ſich wieder auf das kanaliſirte Kulturgebiet herunter, welches ſie bis Samarkand durchläuft.

Dieſer letzte Abſchnitt vom Iljat bis Samarkand iſt der bewohnteſte und vorausſichtlich einträglichſte der ganzen Linie. Außer den aſiatiſchen Rohprodukten, die ſie nach Weſten fördern ſoll, wird ſie vorausſichtlich der ſchon begonnenen Anlage von Wald und der Ausbreitung der Baumwollenkultur Vorſchub leiſten und in ähnlicher Weiſe zur Entwickelung des Landſtriches beitragen, wie ſie das ſchon für die Oaſen von Achal-Teke und Merw gethan hat.

Aber abgeſehen davon erlebt es vielleicht unſere Generation, daß auch von hier aus den engliſch-oſtindiſchen Bahnen entgegengebaut wird und daß ſich damit das Ideal gewiſſer engliſcher und ruſſiſcher Patrioten von dem Hand in Hand-Gehen beider Staaten, verbunden durch die Intereſſen des Handels und der Civiliſation im fernen Oſten, erfüllt.

Kürzere Mittheilungen.

Zur Anſiedelungskunde von Mittel-Thüringen.

Ueber die Hälfte der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S. für 1885“ füllt eine Abhandlung von Dr. G. Reiſchel, „Beiträge zur Anſiedelungskunde von Mittel-Thüringen“ aus. Der Verfaſſer beſpricht zunächſt die Anſiedelungen der vorgeſchichtlichen Zeit. Nach Aufführung ſämmtlicher bis jetzt aufgedeckter Wallburgen, Ringwälle ꝛc. und Beſchreibung ihrer Lage, wie der in ihnen gefundenen Ueberreſte menſchlicher Anweſenheit, faßt er ſeine Unterſuchungen dahin zuſammen,

daß in dem thüringiſchen Centralbecken die Wallburgen nicht die älteſten Niederlaſſungen geweſen ſind, ſondern daß ſie faſt ausſchließlich zu Kultus- und Vertheidigungszwecken dienten. Nur vorübergehend wurden ſie als Wohnplätze benutzt, während die dauernden Niederlaſſungen ſich in fruchtbarerer Gegend am Fuße der Plateaus und in günſtiger Lage am rinnenden Waſſer befunden haben. Mehrerer ſolcher Dörfer mögen eine gemeinſame Kult- und Zufluchtsſtätte gehabt haben, in deren Nähe ſich auch die Todtenäcker, namentlich der angeſehenen Stammesmitglieder, befanden.

Dem Vorgange Arnold's folgend, welcher drei Perioden in der Siedelung der deutſchen Stämme annimmt und jeder derſelben beſtimmte Ortsnamen-Endungen zuweiſt, unterſucht der Verf. Mittel-Thüringen hinſichtlich dieſer Endungen ſeiner Ortsnamen. Er findet, daß die der erſten Periode angehörenden Endungen auf aha, mar, loh und lar meiſt weſtlich der Unſtrut und Gera, nur vereinzelt öſtlich derſelben auftreten. In bedeutender Anzahl finden ſich die Endungen der zweiten Periode, nämlich diejenigen auf leben, ſtedt, ingen, ungen, hofen, heim, hauſen, bach, berg, feld, dorf und furt. Namentlich iſt charakteriſtiſch für einzelne derſelben, wie leben, ſtedt, ingen, ungen, daß ſie in mehr oder weniger großen Gruppen auftreten. Im Allgemeinen hängen die Niederlaſſungen der zweiten Periode mit den Wanderungen zuſammen, welche in dieſer Zeit erfolgten, und ſtellen die Wege derſelben dar. In geringer Zahl finden ſich die der dritten Siedelungsperiode angehörenden Endungen, namentlich die auf hagen, hein, wie die wendiſchen Anſiedelungen zukommenden auf ſes, ſis, ſitz, winden, wenden und itz, welche nur zerſtreut auftreten. Die ſtärkſte Anzahl von Siedelungen findet ſich in der zweiten Periode, während ſich in der dritten ein Rückgang einſtellt, veranlaßt durch das Aufblühen gewiſſer Ortſchaften zu Städten und das Eingehen benachbarter Siedelungen.

Im Weiteren geht der Verf. auf die Bedingungen ein, welche in ſeinem Gebiete für die Siedelung günſtig oder hinderlich ſich erwieſen. Zu den letzteren iſt vor Allem der geologiſche Bau des Thüringer Centralbeckens zu rechnen. Es wird eingehend nachgewieſen, wie ſo gut wie gänzlich die Gebiete des Muſchelkalkes von der Beſiedelung frei blieben, weil der Waſſermangel dauernde Seßhaftigkeit verbot. Erſt an den Grenzen zwiſchen Muſchelkalk und Buntſandſtein einerſeits und namentlich dem unteren Keuper andererſeits finden ſich die Ortſchaften zum Theil in beträchtlicher Anhäufung. Neben dieſen finden ſich jedoch auch ſonſt fruchtbar ſcheinende, namentlich Löß-gebiete, frei oder arm an Anſiedelungen, wenn ebenfalls Quellenarmuth vorhanden iſt, veranlaßt durch vorgelagerte Höhen, die jenen Gebieten den Regen entziehen. Wo der Muſchelkalk fehlt, finden ſich zahlreiche Ortſchaften, die älteſten und größten aber in den fruchtbaren Flußniederungen, ſo am letzten Theile des Oberlaufes der Unſtrut, im Geratale ꝛc. Immer aber ſind dieſe Ortſchaften außerhalb des Inundationsgebietes der Flüſſe auf hochgelegenen Punkten angelegt oder durch Dämme geſchützt.

Auch die heidniſchen Kult- und Opferſtätten führten zur Gründung von Dörfern, indem auf oder nahe denſelben in der chriſtlichen Zeit Kapellen und Kirchen entſtanden, um welche ſich dann Anſiedler niederließen; namentlich iſt dies bei den Orten der Fall, bei denen die Kirche mitten im Dorfe, nicht ſeitwärts ſich befindet.

Endlich beſpricht der Verf. noch den Einfluß der alten Heer- und Handelsſtraßen auf die Beſiedelung. Die alte Handelsſtraße von Leipzig nach Frankfurt diente beſonders dazu, an den Flußübergängen entweder neue Orte entſtehen zu laſſen oder ſchon vorhandene zu hoher Blüthe zu bringen; namentlich gilt dies von Erfurt. Von hier aus gingen dann weitere Straßen durch Thüringen; namentlich vereinigten ſich in Erfurt alle Thüringerwaldſtraßen. Hierbei diente auch Nahrungsreichthum, wie fiſchreiche Seen ꝛc. dazu, die Heerſtraßen nach dieſen Gegenden hinzulenken und die Leute hier raſten zu laſſen, woraus ſich dann dauernde Niederlaſſungen entwickelten.

Raſche Ausbreitung eines Schmetterlings.

Ueber einen wanderluſtigen Schmetterling, der innerhalb der letzten dreißig oder vierzig Jahre ſich von ſeiner urſprünglichen amerikaniſchen Heimath aus über mehr als die Hälfte der wärmeren Gegenden der Erdkugel ausgebreitet hat, berichtet James J. Walker in „The Entomologist's Monthly Magazine“. Es handelt ſich um den ſchönen Danais Archippus Fabr. (Anosia Plexippus L.). Seine Heimath auf dem amerikaniſchen Kontinente iſt weit ausgedehnt, indem ſie ſich von den Hudſons-Bai-Ländern und Kanada bis zum Amazonenſtrome und Bolivia, oder, wenn wir die von einigen Entomologen als beſondere Art abgetrennte Form Erippus nur als eine geographiſche Raſſe betrachten, bis an das Aeſtuarium des Rio de la Plata erſtreckt. Jenner Weir erhielt ihn von Moose Fort, 50° 20′ nördl. Br., wo acht Monate hindurch der Boden mit Schnee bedeckt iſt, und auch bei Esquimalt (Vancouver Islands), das unter derſelben Breite liegt, ſoll er vorkommen. Er breitet ſich alſo über beinahe 90° Breite aus. Faſt überall in dieſem weiten Gebiete ſcheint er gewöhnlich zu ſein, und an vielen Stellen, beſonders in den Vereinigten Staaten, iſt er einer der häufigſten Schmetterlinge. Nach Dr. Riley iſt die Luft oft mit ihnen bis zu einer Höhe von 300 bis 400 Fuß erfüllt. Dieſe ungeheuren Schwärme erſcheinen gewöhnlich im Herbſt und wenigſtens einige von ihnen wandern, wie Riley angiebt, bei der Annäherung des Winters nach wärmeren Gegenden.

Wunderbar ſtetig und raſch hat ſich nun dieſer Schmetterling über die ganze Breite des Stillen Oceans und weit in den Malayiſchen Archipel hinein ausgedehnt. Auf den Sandwichs-Inſeln, wo er von den älteren Reiſenden nicht beobachtet wurde, iſt er jetzt häufig und dauernd angeſiedelt. Ein Miſſionar auf den Marqueſas-Inſeln, welcher dort vierzig Jahre gelebt hatte, erinnerte ſich, daß er etwa im Jahre 1860 das erſte Exemplar bemerkt hatte, während der Schmetterling jetzt dort einer der gewöhnlichſten iſt. Sicher hätte eine ſo auffallende neue Form unter der ſehr beſchränkten Inſektenfauna dieſer Inſeln nicht lange überſehen werden können. Auf den Geſellſchaftsinſeln (Tahiti und Eimeo) und der Cook- und Hervey-Gruppe (Mangaia, Rarotonga, Aitutáki und Atiú) ſah Walker ſowohl den Schmetterling wie ſeine Futterpflanze, Asclepias curassavica, in Menge, und letztere iſt auf einigen Inſeln eine wahre Peſt für die Kultur. Das Inſekt hat ſogar die abgelegene kleine Inſel Oparo oder Raپá fern im Süden erreicht; doch konnte es auf der Pitcairn-Inſel nicht gefunden werden. Es kommt ferner vor auf den Samoa-, Freundſchafts- und Fidſchi-Inſeln. Letztere ſollen nach G. F. Mathew ſein Hauptquartier in der gegenwärtigen Zeit bilden. Auch ſcheint es die nördliche Inſel von Neuſeeland und die Norfolkinſel erreicht zu haben. In Neu-Caledonien war es vor einigen Jahren häufig, iſt aber jetzt ſelten, wahrſcheinlich in Folge der Zerſtörung faſt aller Futterpflanzen durch die Larven. Von ſeinem Auftreten in Auſtralien, und zwar in Queensland, hören wir zuerſt 1870; jetzt ſcheint es ſich durch alle wärmeren Theile dieſer großen Inſel und ſogar bis Hobart Town unter 42° ſüdl. Br. ausgebreitet zu haben. Auf den Neu-Hebriden, den Salomoninſeln, Neu-Guinea ſcheint es ſich feſt angeſiedelt zu haben und iſt nicht ſelten. Semper hat es auf Celebes angetroffen und auch auf Java wurde es gefunden.

Gehen wir von der Oſtküſte Amerikas aus, ſo finden wir den Schmetterling durch das ganze Weſtindien verbreitet. Seit lange iſt er auf den Bermudas angeſiedelt und zwei Exemplare wurden 1864 auf Fayal und Flores gefangen. Die Azoren und Madeira ſcheint er nicht erreicht zu haben.

In England wurde das erſte Exemplar 1876 gefangen, und zwar in Süd-Wales. Es hatte den gewöhnlichen nordamerikaniſchen Typus. 1877 wurde ein Exemplar in der Vendée gefunden; es iſt dies der einzige Fall ſeines Vorkommens auf dem europäiſchen Continente. Im vergangenen Jahre wurden in England 12 Stück gefangen.

Welche Urſachen haben nun dieſe wunderbare Ausbreitung des Thieres bedingt? Weder das Inſekt, noch die Nährpflanzen, ſchädliche und giftige Unkräuter, werden abſichtlich eingeführt worden ſein. Die Samen von Asclepias curassavica ſind aber durch ihre Kleinheit und den leichten, baumwollartigen Flaum, der ſie umhüllt, einer weiten Verbreitung angepaßt, und es iſt ſehr leicht möglich, daß ſie durch den Handel zuerſt und unbemerkt nach den Sandwichs-Inſeln gelangten. Was den Schmetterling betrifft, ſo hat derſelbe einen kräftigen, wenn auch ſchweren Flug und unternimmt weite Ausflüge. Während Walker's Aufenthalt in der Südſee waren ſtets, ſobald man ſich irgend einer Inſel näherte, die kühnen Danais die erſten Ankömmlinge von dort. Wie die anderen Danaiden wird dies Inſekt in allen ſeinen Verwandlungsformen von inſektenfreſſenden Thieren und gewöhnlich auch von paraſitiſchen Inſekten verſchmäht. Dieſe Umſtände in Verbindung mit der Gewohnheit der Thierchen, ſich in großen Schwärmen zu verſammeln, begünſtigen ihre weite Verbreitung und raſche Anſiedelung in einer neuen Heimath.

Daß Schmetterlinge und Motten weit über das Meer geweht werden können und dabei doch in verhältnißmäßig gutem Zuſtande bleiben, wird von mehreren Beobachtern berichtet. Man hat Schwärme auf dem Meere in einer Entfernung von 700, ja über 900 Miles vom nächſten Lande angetroffen. Es macht daher keine Schwierigkeiten, ſich vorzuſtellen, daß einer der großen Wanderſchwärme von Danais Archippus von der kaliforniſchen oder mexikaniſchen Küſte auf das Meer hinaus geweht wurde und mit dem Nordoſt-Paſſat weiter wanderte. Die meiſten kamen unterwegs um, aber einzelne mögen die Sandwichs-Inſeln erreicht haben. Dies mag viele Male vor der Einführung einer geeigneten Futterpflanze geſchehen ſein, bei deren Abweſenheit eine Vermehrung der Schmetterlinge nicht möglich war; ſobald ſich aber Asclepias einfand, wurden die Thiere einheimiſch. Die zerſtreuten Inſeln Fanning, Malden, Starbuck, Chriſtmas-Islands und andere zwiſchen den Sandwichs-Inſeln und denen des ſüdlichen Stillen Oceans können als Stationen für das weitere Vorrücken gedient haben. Die Samen der Asclepias konnten auf dieſe Entfernungen vom Winde fortgeführt werden.

Im Atlantiſchen Ocean waren die Chancen für die Verbreitung weniger günſtig in Folge des ſtürmiſcheren Charakters dieſes Oceans und der weniger beſtändigen Winde. Doch muß man die Möglichkeit mit in Betracht ziehen, daß das Inſekt unterwegs auf einigen der zahlreichen Schiffe ausruhen kann, welche beſtändig den Atlantiſchen Ocean durchkreuzen, ein Umſtand, der nach Wallace die kleineren und ſchwächeren Vögel bei ihrem gelegentlichen Uebergange über dieſen Ocean ſehr weſentlich unterſtützen dürfte.

In England fehlen zwar die Asclepiaden; da aber nach Riley die Larve in Amerika zuweilen auf Apocynum, das der verwandten Familie der Apocyneen angehört, gefunden wird, und da in England zwei Pflanzen dieſer Familie, nämlich Vinca major und minor (Singrün) vorkommen, ſo iſt es möglich, daß die Schmetterlinge auch hier einheimiſch werden, wenn ſie nicht die Feuchtigkeit des Sommers daran hindert. Größere Chancen hat Südeuropa, wo ſich neben dem wärmeren und trockeneren Klima auch eine wahrſcheinlich geeignete Futterpflanze in Asclepias vincetoxicum vorfindet, eine Pflanze, deren Verbreitungsgebiet ſich durch Mitteleuropa bis nach Dänemark erſtreckt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das neueſte Heft (1885) der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S." bietet als erſte Abhandlung eine ſolche vom Oberlehrer Joh. Maenß über „Die Elbe bei Magdeburg." Unter Beifügung einer Karte zeigt der Verfaſſer an der Hand hiſtoriſcher Quellen, wie ſich die Stromverhältniſſe der Elbe bei Magdeburg ſeit etwa dem 10. Jahrhundert entwickelt haben. Namentlich weiſt er nach, daß der jetzige Hauptarm der Elbe über Dornburg und Schönebeck nach Salbke früher gar nicht vorhanden war, und daß die Hauptwaſſermaſſe früher öſtlicher wie jetzt durch den Plötzkyer Arm gefloſſen iſt. Durch Natur und Kunſt, letzteres namentlich durch Anlegung von Durchſtichen, Schleuſen und Wehren, wurde faſt die geſammte Waſſermaſſe zu Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts in die heutige Stromelbe geleitet, während die Nebenarme dazu benutzt wurden, als Nothkanäle Ueberſchwemmungsgefahren vorzubeugen. Hieran ſchließt der Verf. eine Diskuſſion der Pegelſtände bei Magdeburg in dem Zeitraume von 1841 bis 1883. Während ſich nach den Angaben in Berghaus' phyſikaliſchem Atlas bei der Erörterung der „hydro-hiſtoriſchen Ueberſicht vom Zuſtande der Elbe" für die Jahre 1731 bis 1800 eine mittlere Pegelhöhe von 2,54 m, von 1800 bis 1840 eine ſolche von 1,94 m ergiebt, findet der Verf. für die Zeit von 1841 bis 1883 eine mittlere Pegelhöhe von 1,80 m. Es findet ſich alſo auch bei der Elbe die Erfahrung beſtätigt, daß das mittlere Niveau des Waſſerſpiegels abnimmt, die durchfließende Waſſermenge alſo geringer wird. Unter Zugrundelegung einer mittleren Pegelhöhe von 1,94 m und einer Geſchwindigkeit des Stromes von 1,040 m bei einem Gefälle von 0,000 288 m findet ſich als mittlere in einer Sekunde bei Magdeburg vorüberfließende Waſſermaſſe 467 cbm. Bei Hochwaſſer erhöht ſich die Geſchwindigkeit auf 1,41 m und die Waſſermaſſe auf 4900 cbm pro Sekunde. Unter Berückſichtigung der Niederſchläge im Stromgebiete der Elbe oberhalb Magdeburg ergiebt ſich, daß nur 32 Proc. allen Niederſchlages bei Magdeburg vorüberfließt. Endlich kommt der Verf. noch auf die Eisverhältniſſe bei Magdeburg zu ſprechen und findet, daß die Elbe hier 48 Eistage pro Jahr im Mittel von 54 Jahren gehabt hat, wovon 23½ Tage auf Eisſtand, die übrigen auf Eisgang entfallen. Am meiſten fand der Eisſtand natürlich im Januar ſtatt, darauf folgen Februar, December, März. Durch Beifügung graphiſcher Darſtellungen der Pegelſtands-, wie Eisverhältniſſe werden die letzteren beſonders eindrucksvoll.

— Ein herrliches Stück der Schweiz, „Glarnerland und Walenſee" ſchildert Pfarrer Ernſt Buß in eingehender Weiſe den wanderluſtigen Touriſten in Nr. 96 bis 98 der Europäiſchen Wanderbilder (Zürich, Orell Füßli u. Co.), welche 57 prächtige Illuſtrationen von J. Weber und zwei ſaubere Karten ſchmücken. Es iſt das ein Land, das eine unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit hochalpiner Scenerien, Gletſcher, Seen, Hochgipfel, Thalflächen mit vorzüglichen Bade- und Kuranſtalten, leichte Verkehrsmittel mit geſundem, angenehmem Klima und Comfort verbindet, eine

hochentwickelte Industrie, merkwürdige Staatseinrichtungen, eine interessante Geschichte besitzt und namentlich auf Geologen seine Anziehungskraft ausübt. An der Linth und ihren Zuflüssen liegen über 70 Fabriken; nur drei Gemeinden des Kantons sind ohne eine solche und gegen 19 000 Menschen, mehr als die Hälfte der Bevölkerung, darunter 8400 Arbeiter, ein höherer Procentsatz als in irgend einem anderen Lande der Erde, England nicht ausgenommen, nähren sich von der Industrie, und namentlich von der Herstellung der im Orient getragenen rothen Kappen, Turbane und schleierartigen Kopftücher. — Glarus ist, wie ein geologischer Anhang aus Prof. Heim's Feder ausführt, ein dicht gefaltetes und völlig zerknittertes Stück Erdrinde; könnte man die Schichten wieder ausglätten, so würde man die ungefähr dreifache Grundfläche erhalten. Vielfach zeigt sich verkehrte Lagerung der Schichten, deren älteste zu oberst liegen; es ist diese sogenannte Glarnerdoppelfalte die großartigste Lagerungsstörung, welche bisher in einem Gebirge aufgefunden worden ist. Auf das Deutlichste tritt hier ferner zu Tage, daß die Thäler vorwiegend durch Ausspülung entstanden sind; sie durchschneiden hier die Ketten und Schichten quer. — Das Büchlein, wie die ganze Sammlung sei Schweizerreisenden bestens empfohlen.

— Sardinien besitzt nach den neuesten Zusammenstellungen 1780 Arten Phanerogamen, von denen 47 ihm eigenthümlich sind; 38 Arten kommen nur auf Sardinien und Korsika vor, während die letztere Insel 58 endemische Arten zählt, so daß beide Inseln zusammen 143 eigenthümliche Arten haben. Diese Zahl ist verhältnißmäßig sehr hoch und ein Beweis für ihre frühe Abtrennung vom Festlande.

— Im letzten Hefte (1885) der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S." bespricht Prof. Dr. K. v. Fritsch „Carl Ritter's Zeichnungen des Lophiskos auf der Nea Kaimeni, Santorin." Die Zeichnungen, welche sich in meisterhafter Ausführung nachgebildet finden, stellen jenen weißen Bimssteinhügel auf Santorin dar, über dessen Entstehung so viel geschrieben und gestritten worden ist. Er entstand bei den Lavaausbrüchen von 1707 bis 1711 und verschwand wiederum am 10. Februar 1866 bei einem erneuten Lavaerguſſe. v. Fritsch wendet sich namentlich gegen die Ansicht Fouqué's, nach welcher die Bimssteintuffe der „Weißen Insel" gleichzeitiger Entstehung mit dem oberen Bimssteintuffe der Gehänge von Thera und Therasia sein sollen. Diese Ansicht steht in direktem Einklange mit Fouqué's weiterer bezüglich der Entstehung des Golfes von Santorin durch Einsturz. Beide Ansichten bekämpft aber v. Fritsch, indem er zunächst Fouqué's Gründe widerlegt und dann seine Meinung dahin ausspricht, daß jener Golf durch Explosion, nicht durch Einsturz entstanden, und hiernach die Bildung des Lophiskos als eines jener Beispiele beträchtlicher Hebung einer Scholle älteren Gesteins durch eingezwängte Lava anzusehen sei.

Asien.

— Von einem der künstlerisch wie wissenschaftlich hervorragendsten Prachtwerke, von „Palästina in Bild und Wort" (Deutsche Verlagsanstalt, vormals Eduard Hallberger, Stuttgart und Leipzig), zu dessen Abfassung sich Prof. Guthe, der gelehrte Herausgeber der Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins und Kenner des Heiligen Landes, mit dem berühmten Aegyptologen Georg Ebers verbunden hat, erscheint jetzt eine zweite wohlfeile Ausgabe (84 Lieferungen zu 50 Pfg. oder zwei Bände von 252 Foliobogen Text mit über 500 Holzschnitten, zwei Stahlstichen, zwei Karten und einem Plane von Jerusalem), welche das treffliche Werk weiteren Kreisen zugänglich machen soll. Referent, der selbst Palästina bereist hat, kann auch seinerseits die allgemein anerkannte Treue und Vorzüglichkeit der Abbildungen bezeugen; daß es die Herausgeber an wissenschaftlicher Gediegenheit nicht fehlen lassen werden, dafür bürgt ihr Name: Guthe steht unter den deutschen Palästinaforschern obenan, und Ebers ist allbekannt. — Die vorliegenden fünf ersten Lieferungen des schönen Buches beginnen mit der eingehenden Beschreibung Jerusalems, auf dessen Boden Guthe selbst Ausgrabungen veranstaltet hat, und in dessen schwieriger Topographie er bewandert ist, wie Wenige.

— Von den 36 im Jordangebiete beobachteten Fischarten sind bekanntlich 16 demselben eigenthümlich, zehn finden sich auch sonst in Syrien, sieben im südwestlichen Asien, zwei im Nil (Chromis niloticus und Clarias macracanthus), und nur einer auch im Mittelmeere (Blennius lupulus). — Hull machte in einem Vortrage vor der Association for the Advancement of Science darauf aufmerksam, daß die vielen eigenthümlichen Arten allem Anscheine nach direkte Nachkommen der Bewohner des Cocänmeeres sind, die sich nur hier erhalten haben, denn die Abtrennung des Meeres, dessen Ueberreste der See von Genezareth und das Todte Meer darstellen, erfolgte am Beginne der miocänen Periode, und seitdem hat keine Verbindung dieses Binnenbeckens mit irgend einem Meere mehr stattgefunden.

Afrika.

— Frankreich hat die ganze Gruppe der Comoren in Besitz genommen; der betreffende Vertrag wurde am 21. April d. J. in Johanna, der Hafenstadt auf der Nordwestküste der gleichnamigen Insel, unterzeichnet. Dagegen behauptet die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, frühere Ansprüche auf die Inselgruppe zu besitzen.

— Janssen, der Generaladministrator des Congo-Staates, hat seinen „Regierungssitz" von Vivi flußabwärts nach Boma verlegt. Es giebt wohl keine Residenz auf Erden, welche so excentrisch liegt wie diese: etwa 100 km im Norden von ihr beginnt französisches Gebiet, etwa ebenso weit im Wasser flutbet der Ocean, nach Süden liegt unmittelbar jenseits des Congo portugiesischer Besitz, während die Grenzen des Staates im Osten 1800, im Südosten fast 2000 und im Nordosten gar 2200 km entfernt sind. Nur Peking besitzt, was die Nähe des Weltmeeres betrifft, eine ähnliche Lage.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXIV. (Mit fünf Abbildungen.) — Waßmer und Joest: Ethnographisches aus Seram. — Dr. O. Heyfelder: Die Transkaspische Eisenbahn. — Kürzere Mittheilungen: Zur Ansiedelungskunde von Mittel-Thüringen. — Rasche Ausbreitung eines Schmetterlings. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 21. Mai 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 24.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dieulafoy's Reiſe in Weſtperſien und Babylonien.

XXXV. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Auch der Beſuch des Imamzade Abdullah Bann verlief nicht befriedigender; das Gebäude wird von einer blauen, durch eine mit bunter Moſaik geſchmückte Trommel getragenen Kuppel abgeſchloſſen; das Ganze würde einen recht hübſchen Eindruck machen, wenn es ſich nur nicht in einem ſo ſchlechten Zuſtande befände. Ein Theil der bemalten Ziegel iſt jetzt durch grünliches Moos und Flechten erſetzt, und anſtatt des halben Mondes, welcher das Bauwerk krönte, ſieht man ein Storchneſt, mit deſſen Reparatur die Bewohner gerade beſchäftigt waren. Auch auf dieſe Thiere ſchien der Haß gegen die Franken übergegangen zu ſein; bei deren Annäherung erhoben ſie ſich klappernd in die Luft und enteilten mit ſchnellem Flügelſchlage.

Unſere Reiſenden fühlten ſich unbefriedigt, ſie bereiteten ſich zur Abreiſe vor. Wohl erzählte man ihnen von bedeutenden Grabhügeln in der Umgegend von Schuſter, alten Befeſtigungen, die einige Tagereiſen entfernt im Gebirge lägen, alten verlaſſenen Städten, ja von einem zweiten Grabe des Daniel, doch alle dieſe verlockenden Ausſichten waren nicht im Stande, ſie zu längerem Bleiben zu veranlaſſen. Die anhaltenden Regengüſſe machten es unmöglich, in dieſe unbewohnten Gegenden einzudringen, die Wirkungen des Fiebers wurden in unangenehmſter Weiſe fühlbar und nur die Hoffnung, bald am Ende aller Mühſeligkeiten angekommen zu ſein, verlieh den Reiſenden Kraft, um den Abgang eines franzöſiſchen Schiffes, welches den Hafen von Baſſorah gegen Ende des Monats verlaſſen ſollte, geduldig zu erwarten.

Am 22. Januar verließen ſie Schuſter und nahmen ihren Weg über die Brücke Laſchgiar, die als Wehr dient und dem Bewäſſerungsſyſteme, welches die Saſſaniden entworfen und ausgeführt haben, die Krone aufſetzt. Den ganzen Tag lang führte der Weg durch eine grüne Ebene; gegen Abend wußten die Reiſenden noch nicht, wo ſie ihr Haupt niederlegen ſollten, als ihnen Rauchſäulen die Nähe einer Niederlaſſung verriethen. Wüthendes Hundegebell empfing ſie und begleitete ſie in das Zelt des Scheichs, wo ſie zwiſchen Kühen, Lämmern und Hühnern ein Plätzchen am Feuer fanden; die Soldaten der Escorte, welche ihren Eifer für das Wohlbefinden der ihrem Schutze befohlenen Fremden beweiſen wollten, gewiß aber auch ihr eigenes Intereſſe im Auge hatten, drangen bei dem Gaſtherrn auf das Hergeben eines Hammels; letzterer ſchützte ſeine Armuth vor, bot ſich aber an, ein hübſches Lamm zu ſchlachten, was ja ſchließlich auch für ein Mahl für ſechs Perſonen genug ſei. Die Soldaten ſtimmten endlich dem Vorſchlage bei und der Scheich entfernte ſich, um ſeine Befehle zu geben. Nach einer halben Stunde kam er zurück und wendete ſich direkt an ſeine Gäſte. „Herr", ſagte er, „deine Begleiter wollen, daß ich ein Lamm für dich ſchlachte; erlaſſe mir das, mein Stamm iſt ſo arm." Als man ihm Bezahlung für das Lamm anbot, gerieth er in Furcht, der Schahzade könne das erfahren, erklärte ſich aber zur Hergabe eines Huhnes bereit; leider aber ſuchte man das Huhn noch um 11 Uhr Abends und die Reiſenden erhielten ſchließlich nichts als ein wenig ſaure Milch.

Mrs. Lucy Hall Hill died at Lancaster, Wis., on the 20th of March, 1880, aged 72 years. She was born in Connecticut, and was married to Mr. Hill in 1829. They came to Wisconsin in 1836, and settled at Lancaster, where they resided until their deaths. Mrs. Hill was a woman of strong character, and was highly esteemed by all who knew her. She was a member of the Methodist Episcopal Church, and was a faithful worker in the cause of religion. She was the mother of seven children, four of whom survive her. Her husband died in 1875.

Mrs. Mary Ann Hill died at Lancaster, Wis., on the 20th of March, 1880, aged 72 years. She was born in Connecticut, and was married to Mr. Hill in 1829. They came to Wisconsin in 1836, and settled at Lancaster, where they resided until their deaths. Mrs. Hill was a woman of strong character, and was highly esteemed by all who knew her. She was a member of the Methodist Episcopal Church, and was a faithful worker in the cause of religion. She was the mother of seven children, four of whom survive her. Her husband died in 1875.

Grand Rapids, Wis.

Grand Rapids, Wis.—Grand Rapids is the county seat of Wood County, and is situated on the Wisconsin River, at the head of navigation. It is a thriving town, and has a population of about 2,000. It is the center of a large lumbering district, and has several saw-mills and other manufactories. The town is well supplied with churches, schools, and other public buildings. It is also the seat of a branch of the State Normal School. The town is connected with the outside world by the Wisconsin Central Railroad, which passes through it. The river is navigable for steamboats as far as Grand Rapids, and the town is a shipping point for lumber and other products of the surrounding country.

Bild 4888. Ein Schlafplatz. Bild 4889. Ein Lager. Bild 4890. Ein Lager. Bild 4891. Ein Lager. Bild 4892. Ein Lager. Bild 4893. Ein Lager. Bild 4894. Ein Lager. Bild 4895. Ein Lager. Bild 4896. Ein Lager. Bild 4897. Ein Lager. Bild 4898. Ein Lager. Bild 4899. Ein Lager. Bild 4900. Ein Lager. Bild 4901. Ein Lager. Bild 4902. Ein Lager. Bild 4903. Ein Lager. Bild 4904. Ein Lager. Bild 4905. Ein Lager. Bild 4906. Ein Lager. Bild 4907. Ein Lager. Bild 4908. Ein Lager. Bild 4909. Ein Lager. Bild 4910. Ein Lager. Bild 4911. Ein Lager. Bild 4912. Ein Lager. Bild 4913. Ein Lager. Bild 4914. Ein Lager. Bild 4915. Ein Lager. Bild 4916. Ein Lager. Bild 4917. Ein Lager. Bild 4918. Ein Lager. Bild 4919. Ein Lager. Bild 4920. Ein Lager. Bild 4921. Ein Lager. Bild 4922. Ein Lager. Bild 4923. Ein Lager. Bild 4924. Ein Lager. Bild 4925. Ein Lager. Bild 4926. Ein Lager. Bild 4927. Ein Lager. Bild 4928. Ein Lager. Bild 4929. Ein Lager. Bild 4930. Ein Lager. Bild 4931. Ein Lager. Bild 4932. Ein Lager. Bild 4933. Ein Lager. Bild 4934. Ein Lager. Bild 4935. Ein Lager. Bild 4936. Ein Lager. Bild 4937. Ein Lager. Bild 4938. Ein Lager. Bild 4939. Ein Lager. Bild 4940. Ein Lager. Bild 4941. Ein Lager. Bild 4942. Ein Lager. Bild 4943. Ein Lager. Bild 4944. Ein Lager. Bild 4945. Ein Lager. Bild 4946. Ein Lager. Bild 4947. Ein Lager. Bild 4948. Ein Lager. Bild 4949. Ein Lager. Bild 4950. Ein Lager. Bild 4951. Ein Lager. Bild 4952. Ein Lager. Bild 4953. Ein Lager. Bild 4954. Ein Lager. Bild 4955. Ein Lager. Bild 4956. Ein Lager. Bild 4957. Ein Lager. Bild 4958. Ein Lager. Bild 4959. Ein Lager. Bild 4960. Ein Lager. Bild 4961. Ein Lager. Bild 4962. Ein Lager. Bild 4963. Ein Lager. Bild 4964. Ein Lager. Bild 4965. Ein Lager. Bild 4966. Ein Lager. Bild 4967. Ein Lager. Bild 4968. Ein Lager. Bild 4969. Ein Lager. Bild 4970. Ein Lager. Bild 4971. Ein Lager. Bild 4972. Ein Lager. Bild 4973. Ein Lager. Bild 4974. Ein Lager. Bild 4975. Ein Lager. Bild 4976. Ein Lager. Bild 4977. Ein Lager. Bild 4978. Ein Lager. Bild 4979. Ein Lager. Bild 4980. Ein Lager. Bild 4981. Ein Lager. Bild 4982. Ein Lager. Bild 4983. Ein Lager. Bild 4984. Ein Lager. Bild 4985. Ein Lager. Bild 4986. Ein Lager. Bild 4987. Ein Lager. Bild 4988. Ein Lager. Bild 4989. Ein Lager. Bild 4990. Ein Lager. Bild 4991. Ein Lager. Bild 4992. Ein Lager. Bild 4993. Ein Lager. Bild 4994. Ein Lager. Bild 4995. Ein Lager. Bild 4996. Ein Lager. Bild 4997. Ein Lager. Bild 4998. Ein Lager. Bild 4999. Ein Lager. Bild 5000. Ein Lager. Bild 5001. Ein Lager. Bild 5002. Ein Lager. Bild 5003. Ein Lager. Bild 5004. Ein Lager. Bild 5005. Ein Lager. Bild 5006. Ein Lager. Bild 5007. Ein Lager. Bild 5008. Ein Lager. Bild 5009. Ein Lager. Bild 5010. Ein Lager. Bild 5011. Ein Lager. Bild 5012. Ein Lager. Bild 5013. Ein Lager. Bild 5014. Ein Lager. Bild 5015. Ein Lager. Bild 5016. Ein Lager. Bild 5017. Ein Lager. Bild 5018. Ein Lager. Bild 5019. Ein Lager. Bild 5020. Ein Lager. Bild 5021. Ein Lager. Bild 5022. Ein Lager. Bild 5023. Ein Lager. Bild 5024. Ein Lager. Bild 5025. Ein Lager. Bild 5026. Ein Lager. Bild 5027. Ein Lager. Bild 5028. Ein Lager. Bild 5029. Ein Lager. Bild 5030. Ein Lager. Bild 5031. Ein Lager. Bild 5032. Ein Lager. Bild 5033. Ein Lager. Bild 5034. Ein Lager. Bild 5035. Ein Lager. Bild 5036. Ein Lager. Bild 5037. Ein Lager. Bild 5038. Ein Lager. Bild 5039. Ein Lager. Bild 5040. Ein Lager. Bild 5041. Ein Lager. Bild 5042. Ein Lager. Bild 5043. Ein Lager. Bild 5044. Ein Lager. Bild 5045. Ein Lager. Bild 5046. Ein Lager. Bild 5047. Ein Lager. Bild 5048. Ein Lager. Bild 5049. Ein Lager. Bild 5050. Ein Lager. Bild 5051. Ein Lager. Bild 5052. Ein Lager. Bild 5053. Ein Lager. Bild 5054. Ein Lager. Bild 5055. Ein Lager. Bild 5056. Ein Lager. Bild 5057. Ein Lager. Bild 5058. Ein Lager. Bild 5059. Ein Lager. Bild 5060. Ein Lager. Bild 5061. Ein Lager. Bild 5062. Ein Lager. Bild 5063. Ein Lager. Bild 5064. Ein Lager. Bild 5065. Ein Lager. Bild 5066. Ein Lager. Bild 5067. Ein Lager. Bild 5068. Ein Lager. Bild 5069. Ein Lager. Bild 5070. Ein Lager. Bild 5071. Ein Lager. Bild 5072. Ein Lager. Bild 5073. Ein Lager. Bild 5074. Ein Lager. Bild 5075. Ein Lager. Bild 5076. Ein Lager. Bild 5077. Ein Lager. Bild 5078. Ein Lager. Bild 5079. Ein Lager. Bild 5080. Ein Lager. Bild 5081. Ein Lager. Bild 5082. Ein Lager. Bild 5083. Ein Lager. Bild 5084. Ein Lager. Bild 5085. Ein Lager. Bild 5086. Ein Lager. Bild 5087. Ein Lager. Bild 5088. Ein Lager. Bild 5089. Ein Lager. Bild 5090. Ein Lager. Bild 5091. Ein Lager. Bild 5092. Ein Lager. Bild 5093. Ein Lager. Bild 5094. Ein Lager. Bild 5095. Ein Lager. Bild 5096. Ein Lager. Bild 5097. Ein Lager. Bild 5098. Ein Lager. Bild 5099. Ein Lager. Bild 5100. Ein Lager. Bild 5101. Ein Lager. Bild 5102. Ein Lager. Bild 5103. Ein Lager. Bild 5104. Ein Lager. Bild 5105. Ein Lager. Bild 5106. Ein Lager. Bild 5107. Ein Lager. Bild 5108. Ein Lager. Bild 5109. Ein Lager. Bild 5110. Ein Lager. Bild 5111. Ein Lager. Bild 5112. Ein Lager. Bild 5113. Ein Lager. Bild 5114. Ein Lager. Bild 5115. Ein Lager. Bild 5116. Ein Lager. Bild 5117. Ein Lager. Bild 5118. Ein Lager. Bild 5119. Ein Lager. Bild 5120. Ein Lager. Bild 5121. Ein Lager. Bild 5122. Ein Lager. Bild 5123. Ein Lager. Bild 5124. Ein Lager. Bild 5125. Ein Lager. Bild 5126. Ein Lager. Bild 5127. Ein Lager. Bild 5128. Ein Lager. Bild 5129. Ein Lager. Bild 5130. Ein Lager. Bild 5131. Ein Lager. Bild 5132. Ein Lager. Bild 5133. Ein Lager. Bild 5134. Ein Lager. Bild 5135. Ein Lager. Bild 5136. Ein Lager. Bild 5137. Ein Lager. Bild 5138. Ein Lager. Bild 5139. Ein Lager. Bild 5140. Ein Lager. Bild 5141. Ein Lager. Bild 5142. Ein Lager. Bild 5143. Ein Lager. Bild 5144. Ein Lager. Bild 5145. Ein Lager. Bild 5146. Ein Lager. Bild 5147. Ein Lager. Bild 5148. Ein Lager. Bild 5149. Ein Lager. Bild 5150. Ein Lager. Bild 5151. Ein Lager. Bild 5152. Ein Lager. Bild 5153. Ein Lager. Bild 5154. Ein Lager. Bild 5155. Ein Lager. Bild 5156. Ein Lager. Bild 5157. Ein Lager. Bild 5158. Ein Lager. Bild 5159. Ein Lager. Bild 5160. Ein Lager. Bild 5161. Ein Lager. Bild 5162. Ein Lager. Bild 5163. Ein Lager. Bild 5164. Ein Lager. Bild 5165. Ein Lager. Bild 5166. Ein Lager. Bild 5167. Ein Lager. Bild 5168. Ein Lager. Bild 5169. Ein Lager. Bild 5170. Ein Lager. Bild 5171. Ein Lager. Bild 5172. Ein Lager. Bild 5173. Ein Lager. Bild 5174. Ein Lager. Bild 5175. Ein Lager. Bild 5176. Ein Lager. Bild 5177. Ein Lager. Bild 5178. Ein Lager. Bild 5179. Ein Lager. Bild 5180. Ein Lager. Bild 5181. Ein Lager. Bild 5182. Ein Lager. Bild 5183. Ein Lager. Bild 5184. Ein Lager. Bild 5185. Ein Lager. Bild 5186. Ein Lager. Bild 5187. Ein Lager. Bild 5188. Ein Lager. Bild 5189. Ein Lager. Bild 5190. Ein Lager. Bild 5191. Ein Lager. Bild 5192. Ein Lager. Bild 5193. Ein Lager. Bild 5194. Ein Lager. Bild 5195. Ein Lager. Bild 5196. Ein Lager. Bild 5197. Ein Lager. Bild 5198. Ein Lager. Bild 5199. Ein Lager. Bild 5200. Ein Lager. Bild 5201. Ein Lager. Bild 5202. Ein Lager. Bild 5203. Ein Lager. Bild 5204. Ein Lager. Bild 5205. Ein Lager. Bild 5206. Ein Lager. Bild 5207. Ein Lager. Bild 5208. Ein Lager. Bild 5209. Ein Lager. Bild 5210. Ein Lager. Bild 5211. Ein Lager. Bild 5212. Ein Lager. Bild 5213. Ein Lager. Bild 5214. Ein Lager. Bild 5215. Ein Lager. Bild 5216. Ein Lager. Bild 5217. Ein Lager. Bild 5218. Ein Lager. Bild 5219. Ein Lager. Bild 5220. Ein Lager. Bild 5221. Ein Lager. Bild 5222. Ein Lager. Bild 5223. Ein Lager. Bild 5224. Ein Lager. Bild 5225. Ein Lager. Bild 5226. Ein Lager. Bild 5227. Ein Lager. Bild 5228. Ein Lager. Bild 5229. Ein Lager. Bild 5230. Ein Lager. Bild 5231. Ein Lager. Bild 5232. Ein Lager. Bild 5233. Ein Lager. Bild 5234. Ein Lager. Bild 5235. Ein Lager. Bild 5236. Ein Lager. Bild 5237. Ein Lager. Bild 5238. Ein Lager. Bild 5239. Ein Lager. Bild 5240. Ein Lager. Bild 5241. Ein Lager. Bild 5242. Ein Lager. Bild 5243. Ein Lager. Bild 5244. Ein Lager. Bild 5245. Ein Lager. Bild 5246. Ein Lager. Bild 5247. Ein Lager. Bild 5248. Ein Lager. Bild 5249. Ein Lager. Bild 5250. Ein Lager. Bild 5251. Ein Lager. Bild 5252. Ein Lager. Bild 5253. Ein Lager. Bild 5254. Ein Lager. Bild 5255. Ein Lager. Bild 5256. Ein Lager. Bild 5257. Ein Lager. Bild 5258. Ein Lager. Bild 5259. Ein Lager. Bild 5260. Ein Lager. Bild 5261. Ein Lager. Bild 5262. Ein Lager. Bild 5263. Ein Lager. Bild 5264. Ein Lager. Bild 5265. Ein Lager. Bild 5266. Ein Lager. Bild 5267. Ein Lager. Bild 5268. Ein Lager. Bild 5269. Ein Lager. Bild 5270. Ein Lager. Bild 5271. Ein Lager. Bild 5272. Ein Lager. Bild 5273. Ein Lager. Bild 5274. Ein Lager. Bild 5275. Ein Lager. Bild 5276. Ein Lager. Bild 5277. Ein Lager. Bild 5278. Ein Lager. Bild 5279. Ein Lager. Bild 5280. Ein Lager. Bild 5281. Ein Lager. Bild 5282. Ein Lager. Bild 5283. Ein Lager. Bild 5284. Ein Lager. Bild 5285. Ein Lager. Bild 5286. Ein Lager. Bild 5287. Ein Lager. Bild 5288. Ein Lager. Bild 5289. Ein Lager. Bild 5290. Ein Lager. Bild 5291. Ein Lager. Bild 5292. Ein Lager. Bild 5293. Ein Lager. Bild 5294. Ein Lager. Bild 5295. Ein Lager. Bild 5296. Ein Lager. Bild 5297. Ein Lager. Bild 5298. Ein Lager. Bild 5299. Ein Lager. Bild 5300. Ein Lager. Bild 5301. Ein Lager. Bild 5302. Ein Lager. Bild 5303. Ein Lager. Bild 5304. Ein Lager. Bild 5305. Ein Lager. Bild 5306. Ein Lager. Bild 5307. Ein Lager. Bild 5308. Ein Lager. Bild 5309. Ein Lager. Bild 5310. Ein Lager. Bild 5311. Ein Lager. Bild 5312. Ein Lager. Bild 5313. Ein Lager. Bild 5314. Ein Lager. Bild 5315. Ein Lager. Bild 5316. Ein Lager. Bild 5317. Ein Lager. Bild 5318. Ein Lager. Bild 5319. Ein Lager. Bild 5320. Ein Lager. Bild 5321. Ein Lager. Bild 5322. Ein Lager. Bild 5323. Ein Lager. Bild 5324. Ein Lager. Bild 5325. Ein Lager. Bild 5326. Ein Lager. Bild 5327. Ein Lager. Bild 5328. Ein Lager. Bild 5329. Ein Lager. Bild 5330. Ein Lager. Bild 5331. Ein Lager. Bild 5332. Ein Lager. Bild 5333. Ein Lager. Bild 5334. Ein Lager. Bild 5335. Ein Lager. Bild 5336. Ein Lager. Bild 5337. Ein Lager. Bild 5338. Ein Lager. Bild 5339. Ein Lager. Bild 5340. Ein Lager. Bild 5341. Ein Lager. Bild 5342. Ein Lager. Bild 5343. Ein Lager. Bild 5344. Ein Lager. Bild 5345. Ein Lager. Bild 5346. Ein Lager. Bild 5347. Ein Lager. Bild 5348. Ein Lager. Bild 5349. Ein Lager. Bild 5350. Ein Lager. Bild 5351. Ein Lager. Bild 5352. Ein Lager. Bild 5353. Ein Lager. Bild 5354. Ein Lager. Bild 5355. Ein Lager. Bild 5356. Ein Lager. Bild 5357. Ein Lager. Bild 5358. Ein Lager. Bild 5359. Ein Lager. Bild 5360. Ein Lager. Bild 5361. Ein Lager. Bild 5362. Ein Lager. Bild 5363. Ein Lager. Bild 5364. Ein Lager. Bild 5365. Ein Lager. Bild 5366. Ein Lager. Bild 5367. Ein Lager. Bild 5368. Ein Lager. Bild 5369. Ein Lager. Bild 5370. Ein Lager. Bild 5371. Ein Lager. Bild 5372. Ein Lager. Bild 5373. Ein Lager. Bild 5374. Ein Lager. Bild 5375. Ein Lager. Bild 5376. Ein Lager. Bild 5377. Ein Lager. Bild 5378. Ein Lager. Bild 5379. Ein Lager. Bild 5380. Ein Lager. Bild 5381. Ein Lager. Bild 5382. Ein Lager. Bild 5383. Ein Lager. Bild 5384. Ein Lager. Bild 5385. Ein Lager. Bild 5386. Ein Lager. Bild 5387. Ein Lager. Bild 5388. Ein Lager. Bild 5389. Ein Lager. Bild 5390. Ein Lager. Bild 5391. Ein Lager. Bild 5392. Ein Lager. Bild 5393. Ein Lager. Bild 5394. Ein Lager. Bild 5395. Ein Lager. Bild 5396. Ein Lager. Bild 5397. Ein Lager. Bild 5398. Ein Lager. Bild 5399. Ein Lager. Bild 5400. Ein Lager. Bild 5401. Ein Lager. Bild 5402. Ein Lager. Bild 5403. Ein Lager. Bild 5404. Ein Lager. Bild 5405. Ein Lager. Bild 5406. Ein Lager. Bild 5407. Ein Lager. Bild 5408. Ein Lager. Bild 5409. Ein Lager. Bild 5410. Ein Lager. Bild 5411. Ein Lager. Bild 5412. Ein Lager. Bild 5413. Ein Lager. Bild 5414. Ein Lager. Bild 5415. Ein Lager. Bild 5416. Ein Lager. Bild 5417. Ein Lager. Bild 5418. Ein Lager. Bild 5419. Ein Lager. Bild 5420. Ein Lager. Bild 5421. Ein Lager. Bild 5422. Ein Lager. Bild 5423. Ein Lager. Bild 5424. Ein Lager. Bild 5425. Ein Lager. Bild 5426. Ein Lager. Bild 5427. Ein Lager. Bild 5428. Ein Lager. Bild 5429. Ein Lager. Bild 5430. Ein Lager. Bild 5431. Ein Lager. Bild 5432. Ein Lager. Bild 5433. Ein Lager. Bild 5434. Ein Lager. Bild 5435. Ein Lager. Bild 5436. Ein Lager. Bild 5437. Ein Lager. Bild 5438. Ein Lager. Bild 5439. Ein Lager. Bild 5440. Ein Lager. Bild 5441. Ein Lager. Bild 5442. Ein Lager. Bild 5443. Ein Lager. Bild 5444. Ein Lager. Bild 5445. Ein Lager. Bild 5446. Ein Lager. Bild 5447. Ein Lager. Bild 5448. Ein Lager. Bild 5449. Ein Lager. Bild 5450. Ein Lager. Bild 5451. Ein Lager. Bild 5452. Ein Lager. Bild 5453. Ein Lager. Bild 5454. Ein Lager. Bild 5455. Ein Lager. Bild 5456. Ein Lager. Bild 5457. Ein Lager. Bild 5458. Ein Lager. Bild 5459. Ein Lager. Bild 5460. Ein Lager. Bild 5461. Ein Lager. Bild 5462. Ein Lager. Bild 5463. Ein Lager. Bild 5464. Ein Lager. Bild 5465. Ein Lager. Bild 5466. Ein Lager. Bild 5467. Ein Lager. Bild 5468. Ein Lager. Bild 5469. Ein Lager. Bild 5470. Ein Lager. Bild 5471. Ein Lager. Bild 5472. Ein Lager. Bild 5473. Ein Lager. Bild 5474. Ein Lager. Bild 5475. Ein Lager. Bild 5476. Ein Lager. Bild 5477. Ein Lager. Bild 5478. Ein Lager. Bild 5479. Ein Lager. Bild 5480. Ein Lager. Bild 5481. Ein Lager. Bild 5482. Ein Lager. Bild 5483. Ein Lager. Bild 5484. Ein Lager. Bild 5485. Ein Lager. Bild 5486. Ein Lager. Bild 5487. Ein Lager. Bild 5488. Ein Lager. Bild 5489. Ein Lager. Bild 5490. Ein Lager. Bild 5491. Ein Lager. Bild 5492. Ein Lager. Bild 5493. Ein Lager. Bild 5494. Ein Lager. Bild 5495. Ein Lager. Bild 5496. Ein Lager. Bild 5497. Ein Lager. Bild 5498. Ein Lager. Bild 5499. Ein Lager. Bild 5500. Ein Lager. Bild 5501. Ein Lager. Bild 5502. Ein Lager. Bild 5503. Ein Lager. Bild 5504. Ein Lager. Bild 5505. Ein Lager. Bild 5506. Ein Lager. Bild 5507. Ein Lager. Bild 5508. Ein Lager. Bild 5509. Ein Lager. Bild 5510. Ein Lager. Bild 5511. Ein Lager. Bild 5512. Ein Lager. Bild 5513. Ein Lager. Bild 5514. Ein Lager. Bild 5515. Ein Lager. Bild 5516. Ein Lager. Bild 5517. Ein Lager. Bild 5518. Ein Lager. Bild 5519. Ein Lager. Bild 5520. Ein Lager. Bild 5521. Ein Lager. Bild 5522. Ein Lager. Bild 5523. Ein Lager. Bild 5524. Ein Lager. Bild 5525. Ein Lager. Bild 5526. Ein Lager. Bild 5527. Ein Lager. Bild 5528. Ein Lager. Bild 5529. Ein Lager. Bild 5530. Ein Lager. Bild 5531. Ein Lager. Bild 5532. Ein Lager. Bild 5533. Ein Lager. Bild 5534. Ein Lager. Bild 5535. Ein Lager. Bild 5536. Ein Lager. Bild 5537. Ein Lager. Bild 5538. Ein Lager. Bild 5539. Ein Lager. Bild 5540. Ein Lager. Bild 5541. Ein Lager. Bild 5542. Ein Lager. Bild 5543. Ein Lager. Bild 5544. Ein Lager. Bild 5545. Ein Lager. Bild 5546. Ein Lager. Bild 5547. Ein Lager. Bild 5548. Ein Lager. Bild 5549. Ein Lager. Bild 5550. Ein Lager. Bild 5551. Ein Lager. Bild 5552. Ein Lager. Bild 5553. Ein Lager. Bild 5554. Ein Lager. Bild 5555. Ein Lager. Bild 5556. Ein Lager. Bild 5557. Ein Lager. Bild 5558. Ein Lager. Bild 5559. Ein Lager. Bild 5560. Ein Lager. Bild 5561. Ein Lager. Bild 5562. Ein Lager. Bild 5563. Ein Lager. Bild 5564. Ein Lager. Bild 5565. Ein Lager. Bild 5566. Ein Lager. Bild 5567. Ein Lager. Bild 5568. Ein Lager. Bild 5569. Ein Lager. Bild 5570. Ein Lager. Bild 5571. Ein Lager. Bild 5572. Ein Lager. Bild 5573. Ein Lager. Bild 5574. Ein Lager. Bild 5575. Ein Lager. Bild 5576. Ein Lager. Bild 5577. Ein Lager. Bild 5578. Ein Lager. Bild 5579. Ein Lager. Bild 5580. Ein Lager. Bild 5581. Ein Lager. Bild 5582. Ein Lager. Bild 5583. Ein Lager. Bild 5584. Ein Lager. Bild 5585. Ein Lager. Bild 5586. Ein Lager. Bild 5587. Ein Lager. Bild 5588. Ein Lager. Bild 5589. Ein Lager. Bild 5590. Ein Lager. Bild 5591. Ein Lager. Bild 5592. Ein Lager. Bild 5593. Ein Lager. Bild 5594. Ein Lager. Bild 5595. Ein Lager. Bild 5596. Ein Lager. Bild 5597. Ein Lager. Bild 5598. Ein Lager. Bild 5599. Ein Lager. Bild 5600. Ein Lager. Bild 5601. Ein Lager. Bild 5602. Ein Lager. Bild 5603. Ein Lager. Bild 5604. Ein Lager. Bild 5605. Ein Lager. Bild 5606. Ein Lager. Bild 5607. Ein Lager. Bild 5608. Ein Lager. Bild 5609. Ein Lager. Bild 5610. Ein Lager. Bild 5611. Ein Lager. Bild 5612. Ein Lager. Bild 5613. Ein Lager. Bild 5614. Ein Lager. Bild 5615. Ein Lager. Bild 5616. Ein Lager. Bild 5617. Ein Lager. Bild 5618. Ein Lager. Bild 5619. Ein Lager. Bild 5620. Ein Lager. Bild 5621. Ein Lager. Bild 5622. Ein Lager. Bild 5623. Ein Lager. Bild 5624. Ein Lager. Bild 5625. Ein Lager. Bild 5626. Ein Lager. Bild 5627. Ein Lager. Bild 5628. Ein Lager. Bild 5629. Ein Lager. Bild 5630. Ein Lager. Bild 5631. Ein Lager. Bild 5632. Ein Lager. Bild 5633. Ein Lager. Bild 5634. Ein Lager. Bild 5635. Ein Lager. Bild 5636. Ein Lager. Bild 5637. Ein Lager. Bild 5638. Ein Lager. Bild 5639. Ein Lager. Bild 5640. Ein Lager. Bild 5641. Ein Lager. Bild 5642. Ein Lager. Bild 5643. Ein Lager. Bild 5644. Ein Lager. Bild 5645. Ein Lager. Bild 5646. Ein Lager. Bild 5647. Ein Lager. Bild 5648. Ein Lager. Bild 5649. Ein Lager. Bild 5650. Ein Lager. Bild 5651. Ein Lager. Bild 5652. Ein Lager. Bild 5653. Ein Lager. Bild 5654. Ein Lager. Bild 5655. Ein Lager. Bild 5656. Ein Lager. Bild 5657. Ein Lager. Bild 5658. Ein Lager. Bild 5659. Ein Lager. Bild 5660. Ein Lager. Bild 5661. Ein Lager. Bild 5662. Ein Lager. Bild 5663. Ein Lager. Bild 5664. Ein Lager. Bild 5665. Ein Lager. Bild 5666. Ein Lager. Bild 5667. Ein Lager. Bild 5668. Ein Lager. Bild 5669. Ein Lager. Bild 5670. Ein Lager. Bild 5671. Ein Lager. Bild 5672. Ein Lager. Bild 5673. Ein Lager. Bild 5674. Ein Lager. Bild 5675. Ein Lager. Bild 5676. Ein Lager. Bild 5677. Ein Lager. Bild 5678. Ein Lager. Bild 5679. Ein Lager. Bild 5680. Ein Lager. Bild 5681. Ein Lager. Bild 5682. Ein Lager. Bild 5683. Ein Lager. Bild 5684. Ein Lager. Bild 5685. Ein Lager. Bild 5686. Ein Lager. Bild 5687. Ein Lager. Bild 5688. Ein Lager. Bild 5689. Ein Lager. Bild 5690. Ein Lager. Bild 5691. Ein Lager. Bild 5692. Ein Lager. Bild 5693. Ein Lager. Bild 5694. Ein Lager. Bild 5695. Ein Lager. Bild 5696. Ein Lager. Bild 5697. Ein Lager. Bild 5698. Ein Lager. Bild 5699. Ein Lager. Bild 5700. Ein Lager. Bild 5701. Ein Lager. Bild 5702. Ein Lager. Bild 5703. Ein Lager. Bild 5704. Ein Lager. Bild 5705. Ein Lager. Bild 5706. Ein Lager. Bild 5707. Ein Lager. Bild 5708. Ein Lager. Bild 5709. Ein Lager. Bild 5710. Ein Lager. Bild 5711. Ein Lager. Bild 5712. Ein Lager. Bild 5713. Ein Lager. Bild 5714. Ein Lager. Bild 5715. Ein Lager. Bild 5716. Ein Lager. Bild 5717. Ein Lager. Bild 5718. Ein Lager. Bild 5719. Ein Lager. Bild 5720. Ein Lager. Bild 5721. Ein Lager. Bild 5722. Ein Lager. Bild 5723. Ein Lager. Bild 5724. Ein Lager. Bild 5725. Ein Lager. Bild 5726. Ein Lager. Bild 5727. Ein Lager. Bild 5728. Ein Lager. Bild 5729. Ein Lager. Bild 5730. Ein Lager. Bild 5731. Ein Lager. Bild 5732. Ein Lager. Bild 5733. Ein Lager. Bild 5734. Ein Lager. Bild 5735. Ein Lager. Bild 5736. Ein Lager. Bild 5737. Ein Lager. Bild 5738. Ein Lager. Bild 5739. Ein Lager. Bild 5740. Ein Lager. Bild 5741. Ein Lager. Bild 5742. Ein Lager. Bild 5743. Ein Lager. Bild 5744. Ein Lager. Bild 5745. Ein Lager. Bild 5746. Ein Lager. Bild 5747. Ein Lager. Bild 5748. Ein Lager. Bild 5749. Ein Lager. Bild 5750. Ein Lager. Bild 5751. Ein Lager. Bild 5752. Ein Lager. Bild 5753. Ein Lager. Bild 5754. Ein Lager. Bild 5755. Ein Lager. Bild 5756. Ein Lager. Bild 5757. Ein Lager. Bild 5758. Ein Lager. Bild 5759. Ein Lager. Bild 5760. Ein Lager. Bild 5761. Ein Lager. Bild 5762. Ein Lager. Bild 5763. Ein Lager. Bild 5764. Ein Lager. Bild 5765. Ein Lager. Bild 5766. Ein Lager. Bild 5767. Ein Lager. Bild 5768. Ein Lager. Bild 5769. Ein Lager. Bild 5770. Ein Lager. Bild 5771. Ein Lager. Bild 5772. Ein Lager. Bild 5773. Ein Lager. Bild 5774. Ein Lager. Bild 5775. Ein Lager. Bild 5776. Ein Lager. Bild 5777. Ein Lager. Bild 5778. Ein Lager. Bild 5779. Ein Lager. Bild 5780. Ein Lager. Bild 5781. Ein Lager. Bild 5782. Ein Lager. Bild 5783. Ein Lager. Bild 5784. Ein Lager. Bild 5785. Ein Lager. Bild 5786. Ein Lager. Bild 5787. Ein Lager. Bild 5788. Ein Lager. Bild 5789. Ein Lager. Bild 5790. Ein Lager. Bild 5791. Ein Lager. Bild 5792. Ein Lager. Bild 5793. Ein Lager. Bild 5794. Ein Lager. Bild 5795. Ein Lager. Bild 5796. Ein Lager. Bild 5797. Ein Lager. Bild 5798. Ein Lager. Bild 5799. Ein Lager. Bild 5800. Ein Lager. Bild 5801. Ein Lager. Bild 5802. Ein Lager. Bild 5803. Ein Lager. Bild 5804. Ein Lager. Bild 5805. Ein Lager. Bild 5806. Ein Lager. Bild 5807. Ein Lager. Bild 5808. Ein Lager. Bild 5809. Ein Lager. Bild 5810. Ein Lager. Bild 5811. Ein Lager. Bild 5812. Ein Lager. Bild 5813. Ein Lager. Bild 5814. Ein Lager. Bild 5815. Ein Lager. Bild 5816. Ein Lager. Bild 5817. Ein Lager. Bild 5818. Ein Lager. Bild 5819. Ein Lager. Bild 5820. Ein Lager. Bild 5821. Ein Lager. Bild 5822. Ein Lager. Bild 5823. Ein Lager. Bild 5824. Ein Lager. Bild 5825. Ein Lager. Bild 5826. Ein Lager. Bild 5827. Ein Lager. Bild 5828. Ein Lager. Bild 5829. Ein Lager. Bild 5830. Ein Lager. Bild 5831. Ein Lager. Bild 5832. Ein Lager. Bild 5833. Ein Lager. Bild 5834. Ein Lager. Bild 5835. Ein Lager. Bild 5836. Ein Lager. Bild 5837. Ein Lager. Bild 5838. Ein Lager. Bild 5839. Ein Lager. Bild 5840. Ein Lager. Bild 5841. Ein Lager. Bild 5842. Ein Lager. Bild 5843. Ein Lager. Bild 5844. Ein Lager. Bild 5845. Ein Lager. Bild 5846. Ein Lager. Bild 5847. Ein Lager. Bild 5848. Ein Lager. Bild 5849. Ein Lager. Bild 5850. Ein Lager. Bild 5851. Ein Lager. Bild 5852. Ein Lager. Bild 5853. Ein Lager. Bild 5854. Ein Lager. Bild 5855. Ein Lager. Bild 5856. Ein Lager. Bild 5857. Ein Lager. Bild 5858. Ein Lager. Bild 5859. Ein Lager. Bild 5860. Ein Lager. Bild 5861. Ein Lager. Bild 5862. Ein Lager. Bild 5863. Ein Lager. Bild 5864. Ein Lager. Bild 5865. Ein Lager. Bild 5866. Ein Lager. Bild 5867. Ein Lager. Bild 5868. Ein Lager. Bild 5869. Ein Lager. Bild 5870. Ein Lager. Bild 5871. Ein Lager. Bild 5872. Ein Lager. Bild 5873. Ein Lager. Bild 5874. Ein Lager. Bild 5875. Ein Lager. Bild 5876. Ein Lager. Bild 5877. Ein Lager. Bild 5878. Ein Lager. Bild 5879. Ein Lager. Bild 5880. Ein Lager. Bild 5881. Ein Lager. Bild 5882. Ein Lager. Bild 5883. Ein Lager. Bild 5884. Ein Lager. Bild 5885. Ein Lager. Bild 5886. Ein Lager. Bild 5887. Ein Lager. Bild 5888. Ein Lager. Bild 5889. Ein Lager. Bild 5890. Ein Lager. Bild 5891. Ein Lager. Bild 5892. Ein Lager. Bild 5893. Ein Lager. Bild 5894. Ein Lager. Bild 5895. Ein Lager. Bild 5896. Ein Lager. Bild 5897. Ein Lager. Bild 5898. Ein Lager. Bild 5899. Ein Lager. Bild 5900. Ein Lager. Bild 5901. Ein Lager. Bild 5902. Ein Lager. Bild 5903. Ein Lager. Bild 5904. Ein Lager. Bild 5905. Ein Lager. Bild 5906. Ein Lager. Bild 5907. Ein Lager. Bild 5908. Ein Lager. Bild 5909. Ein Lager. Bild 5910. Ein Lager. Bild 5911. Ein Lager. Bild 5912. Ein Lager. Bild 5913. Ein Lager. Bild 5914. Ein Lager. Bild 5915. Ein Lager. Bild 5916. Ein Lager. Bild 5917. Ein Lager. Bild 5918. Ein Lager. Bild 5919. Ein Lager. Bild 5920. Ein Lager. Bild 5921. Ein Lager. Bild 5922. Ein Lager. Bild 5923. Ein Lager. Bild 5924. Ein Lager. Bild 5925. Ein Lager. Bild 5926. Ein Lager. Bild 5927. Ein Lager. Bild 5928. Ein Lager. Bild 5929. Ein Lager. Bild 5930. Ein Lager. Bild 5931. Ein Lager. Bild 5932. Ein Lager. Bild 5933. Ein Lager. Bild 5934. Ein Lager. Bild 5935. Ein Lager. Bild 5936. Ein Lager. Bild 5937. Ein Lager. Bild 5938. Ein Lager. Bild 5939. Ein Lager. Bild 5940. Ein Lager. Bild 5941. Ein Lager. Bild 5942. Ein Lager. Bild 5943. Ein Lager. Bild 5944. Ein Lager. Bild 5945. Ein Lager. Bild 5946. Ein Lager. Bild 5947. Ein Lager. Bild 5948. Ein Lager. Bild 5949. Ein Lager. Bild 5950. Ein Lager. Bild 5951. Ein Lager. Bild 5952. Ein Lager. Bild 5953. Ein Lager. Bild 5954. Ein Lager. Bild 5955. Ein Lager. Bild 5956. Ein Lager. Bild 5957. Ein Lager. Bild 5958. Ein Lager. Bild 5959. Ein Lager. Bild 5960. Ein Lager. Bild 5961. Ein Lager. Bild 5962. Ein Lager. Bild 5963. Ein Lager. Bild 5964. Ein Lager. Bild 5965. Ein Lager. Bild 5966. Ein Lager. Bild 5967. Ein Lager. Bild 5968. Ein Lager. Bild 5969. Ein Lager. Bild 5970. Ein Lager. Bild 5971. Ein Lager. Bild 5972. Ein Lager. Bild 5973. Ein Lager. Bild 5974. Ein Lager. Bild 5975. Ein Lager. Bild 5976. Ein Lager. Bild 5977. Ein Lager. Bild 5978. Ein Lager. Bild 5979. Ein Lager. Bild 5980. Ein Lager. Bild 5981. Ein Lager. Bild 5982. Ein Lager. Bild 5983. Ein Lager. Bild 5984. Ein Lager. Bild 5985. Ein Lager. Bild 5986. Ein Lager. Bild 5987. Ein Lager. Bild 5988. Ein Lager. Bild 5989. Ein Lager. Bild 5990. Ein Lager. Bild 5991. Ein Lager. Bild 5992. Ein Lager. Bild 5993. Ein Lager. Bild 5994. Ein Lager. Bild 5995. Ein Lager. Bild 5996. Ein Lager. Bild 5997. Ein Lager. Bild 5998. Ein Lager. Bild 5999. Ein Lager. Bild 6000. Ein Lager.

Bild 4888. Ein Schlafplatz.

Bild 4889. Ein Lager.

Bild 4890. Ein Lager.

Bild 4891. Ein Lager.

Bild 4892. Ein Lager.

Bild 4893. Ein Lager.

Bild 4894. Ein Lager.

Bild 4895. Ein Lager.

Bild 4896. Ein Lager.

Bild 4897. Ein Lager.

Bild 4898. Ein Lager.

Bild 4899. Ein Lager.

Bild 4900. Ein Lager.

Bild 4901. Ein Lager.

Bild 4902. Ein Lager.

Bild 4903. Ein Lager.

Bild 4904. Ein Lager.

Bild 4905. Ein Lager.

Bild 4906. Ein Lager.

Bild 4907. Ein Lager.

Bild 4908. Ein Lager

Hero Ascension

und Wurfbeile verschiedenster Art, die sie zu- und abzuschlagen wissen, daß es eine Freude ist. Ihre Kanus sind ausgezeichnet, und sie verstehen damit vortrefflich umzugehen.

Die Bewohner der Gilbertinseln sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag, der sich durch Intelligenz auszeichnet. Sie sind gastfreundlich und ehrlich, wenn sie nicht durch Europäer verdorben sind. Ihre Kleidung besteht aus Matten, die sie um die Hüften schlingen, und Kopfputz aus Kokosnußblättern. Ihre Waffen sind Speere, Keulen und Wurfbeile. Ihre Kanus sind ausgezeichnet, und sie verstehen damit vortrefflich umzugehen.

Abb. 3. Eine Gilbert-Insulanerin, die ihr Kind mit Kokosmilch füttert. Die Gilbertinseln sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag, der sich durch Intelligenz auszeichnet. Sie sind gastfreundlich und ehrlich, wenn sie nicht durch Europäer verdorben sind. Ihre Kleidung besteht aus Matten, die sie um die Hüften schlingen, und Kopfputz aus Kokosnußblättern. Ihre Waffen sind Speere, Keulen und Wurfbeile. Ihre Kanus sind ausgezeichnet, und sie verstehen damit vortrefflich umzugehen.

Die Bewohner der Gilbertinseln sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag, der sich durch Intelligenz auszeichnet. Sie sind gastfreundlich und ehrlich, wenn sie nicht durch Europäer verdorben sind. Ihre Kleidung besteht aus Matten, die sie um die Hüften schlingen, und Kopfputz aus Kokosnußblättern. Ihre Waffen sind Speere, Keulen und Wurfbeile. Ihre Kanus sind ausgezeichnet, und sie verstehen damit vortrefflich umzugehen.

Die Bewohner der Gilbertinseln sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag, der sich durch Intelligenz auszeichnet. Sie sind gastfreundlich und ehrlich, wenn sie nicht durch Europäer verdorben sind. Ihre Kleidung besteht aus Matten, die sie um die Hüften schlingen, und Kopfputz aus Kokosnußblättern. Ihre Waffen sind Speere, Keulen und Wurfbeile. Ihre Kanus sind ausgezeichnet, und sie verstehen damit vortrefflich umzugehen.

worden, daß bei dem Verſuche der „Escombrera“, vor Mohammerah zu ankern, wo Ladung eingenommen werden ſollte, die Ankerkette brach und das Schiff von dem Strome mitgeriſſen wurde; erſt der Gebrauch eines zweiten Ankers machte es möglich, etwa eine halbe Meile von der Mündung des Karun beizulegen.

Prähiſtoriſche Eiſenbarren vom Mittelrheinlande.

Von Dr. C. Mehlis.

Auf dem Anthropologenkongreſſe zu Trier (1883) legte der Verfaſſer einen auf der Limburg bei Dürkheim mit la Tène-Gefäßen gefundenen Eiſenbarren vor[1]). Dieſer Eiſenbarren beſteht aus gutem Schmiedeeiſen und hat, wie die übrigen bisher vom Mittelrheingebiete bekannten, die Geſtalt einer nach beiden Enden zugeſpitzten Doppelpyramide und ein Gewicht von rund 6 kg. Die ſchwarzglänzenden, dünnen, auf der Drehſcheibe hergeſtellten Gefäßreſte, mit denen dieſer Eiſenbarren ſich vorfand, ſind charakteriſtiſch für die la Tène-Zeit, in welcher eine ſtarke, prähiſtoriſche Niederlaſſung auf der Limburg und der gegenüberliegenden Ringmauer exiſtirt hat[2]).

Die Zahl dieſer gleichförmigen Eiſenluppen iſt nun durch einen neuen Fund vom Jahre 1885 um zwei vermehrt worden. Am mittleren Hartgebirge erhebt ſich hinter Deidesheim in deſſen beſten Weinlagen, unweit des Reiterpfades, einer Römerſtraße, der Wallberg. Am Fuße deſſelben ſtießen im Herbſt 1885 Arbeiter des Gutsbeſitzers H. Eckel auf zwei ſtark verroſtete Eiſenbarren und zwar in einer Tiefe von gut fünf Fuß. Dieſelben beſitzen dieſelbe zugeſpitzte Form (vergl. Fig. 1), nur hat der zweite Barren ſeine Spitzen durch Roſt und Beſchädigung beim Ausgraben verloren. Die Länge des vollſtändigen Barren beträgt 40 cm, die des lädirten 31 cm; die Seiten des Rechtecks, welches den Durchſchnitt an der dickſten Stelle bildet, meſſen 6 und 4 cm, folglich der Umfang 20 cm. Das Gewicht des vollſtändigen Barren beträgt 2¾ kg. In unmittelbarer Nähe dieſer zwei Eiſenluppen lagen dicke, rohe, ungebrannte Scherben von derſelben Qualität, wie ſolche ſich zahlreich auf der Dürkheimer Ringmauer und in Hügelgräbern der la Tène-Zeit vorfinden[3]).

Die Zahl der vom Mittelrheinlande bekannten Eiſenbarren ſteigt mit dieſem neuen Funde auf 42 Stück[4]). Die Fundplätze vertheilen ſich in der Pfalz und Rheinheſſen folgendermaßen:

1.	Monzernheim in Rheinheſſen bei Alzey . . .	26 Stück
2.	Mainz auf dem Käſtrich	2 „
3.	Bockenheim	1 „
4.	Studernheim bei Mannheim	1 „
5.	Limburg bei Dürkheim mit la Tène-Sachen	1 „
6.	Wachenheim bei Dürkheim	1 „
7.	Forſt bei Dürkheim	3 „
8.	Deidesheim bei Dürkheim mit la Tène-Gefäßen	2 „
9.	Heidelberg mit römiſchen Funden	2 „
10.	Ramſtein bei Landſtuhl	2 „
11.	Ebernburg auf römiſchem Pflaſter	1 „
	Summa	42 Stück

[1]) Vergl. Korreſpondenzblatt der deutſchen Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte 1883, S. 147 bis 151.
[2]) Vergl. Mehlis, „Studien“, VII. Abth., S. 7 bis 13.
[3]) Vergl. Mehlis, „Studien“, II. Abth., Taf. II. u. III.
[4]) Vergl. Mehlis, „Studien“, VI. Abth., S. 10.

Nur bei vier Funden ermöglichen Beigaben eine chronologiſche Fixirung: mit den Limburger und Deidesheimer Barren waren la Tène-Sachen vergeſellſchaftet, bei den Barren von Heidelberg und Ebernburg ſind römiſche Beigaben nachgewieſen.

Als archäologiſcher Schluß aus dieſen Thatſachen iſt der anzuſehen: Dieſe Eiſenbarren wurden ſowohl in der la Tène-Zeit wie in der römiſchen Periode in gleicher Weiſe von einheimiſcher Montaninduſtrie im Mittelrheingebiete hergeſtellt.

Aus dem vom Verfaſſer geführten Nachweiſe jedoch, daß zu Ramſen und Eiſenberg an der Eis zur vorrömiſchen und römiſchen Epoche eine ſtarke Eiſeninduſtrie beſtand, bei der mit vorgefundenen ſogenannten Rennöfen gerade ſolche in Rede ſtehende Eiſenbarren maſſenhaft hergeſtellt wurden[1]), ergiebt ſich die hohe Wahrſcheinlichkeit, daß dieſe mittelrheiniſchen Eiſenbarren ſammt und ſonders — vielleicht mit Ausnahme der Mainzer 2 Stück — zu Eiſenberg-Ramſen, dem Ruſiana des Ptolemäus, ihren Urſprung haben. Wie das Kärtchen (Fig. 2) beweiſt, liegen die Fundſtellen nach N, O, SO, W und NW peripheriſch um Eiſenberg herum. Dort, wohin die von der Natur gezeichneten Verkehrsſtraßen, die Flüſſe Eis, Iſenach, Pfrimm, Alſenz, Glan weiſen, liegen durchgehends auch die Fundſtellen unſerer Barren, beſonders draußen am Rande des Gebirges und in der reichen Ebene. Dort aber, wo die Wildniß des Mont Vosagus im Süden das Pfälzerland überlagert, ſind auch keine Fundſtellen bekannt geworden. Ein Blick auf die Karte und den Mittelpunkt, in dem an der Eis die zahlreichen Schlackenhalden und Schmelzöfen aus der la Tène-Zeit und der Periode der Römerokkupation lagern, genügt, um den Urſprungsort der meiſten mittelrheiniſchen Eiſenbarren vor Augen zu ſtellen.

Auf der Trierer Anthropologenverſammlung habe ich ferner den Beweis dafür anzutreten verſucht, daß die von Julius Cäſar (de bell. gall. V, 12, 4) bei den Britanniern erwähnten „taleae ferreae ad certum pondus examinatae“ identiſch ſind mit den mittelrheiniſchen Eiſenbarren. Cäſar ſelbſt beweiſt ja die Identität der britiſchen und galliſchen Nationalität, ebenſo führt er Zeugniſſe für den alten Verkehr zwiſchen Albion und dem nördlichen Feſtlande Europas an[2]). Auch das Eiſengeld der Lacedämonier dürfte hierher zu rechnen ſein. Daß Victor Place im aſſyriſchen Palaſte zu Ninive zahlreiche Eiſenbarren von derſelben Form, nur mit einem Loche zum Aufhängen verſehen, auffand[3]), dieſe Thatſache beweiſt

[1]) Vergl. Mehlis, „Studien“, VI. Abth., und Korreſpondenzblatt der deutſchen Geſellſchaft für Anthropologie ꝛc., 1884, S. 207 bis 208. Außerdem Gurlt: „Bonner Jahrbücher“, Heft 79, S. 211, und L. Beck: „Geſchichte des Eiſens“, I. Abth., S. 733.
[2]) Vergl. Caesar: de bell. gall. V, 12 bis 14, VI, 13, 11 und Tacitus, Agricola 11.
[3]) Vergl. L. Beck, a. a. O. S. 133 bis 138 mit Abbildung der Barren, S. 135 und unſere dritte Abbildung.

das hohe Alter dieſer Schmiedeform und die Abhängigkeit der weſteuropäiſchen Metallurgie von aſiatiſchen Kulturſtrömungen.

Aber dieſe Eiſenbarren, welche nach einem beſtimmten Gewichte geſchmiedet und pro nummo, d. h. als Tauſcheinheit galten, hatten auch beſtimmte Unterabtheilungen.

Schon dem Fachmanne L. Beck iſt das in beſtimmten Grenzen normirte Gewicht der Monzernheimer Barren aufgefallen; das Durchſchnittsgewicht derſelben beträgt 5 kg. Vergleichen wir nun Barren, welche demſelben archäologiſchen Kreiſe, nämlich der la Tène-Periode angehören, die von Limburg und Deidesheim, ſo wiegt der Limburger

Fig. 1.

Eiſenluppe von Deidesheim. (1/6 der natürlichen Größe.)

Barren 5¼ kg und der Deidesheimer 2⅞ kg, d. i. genau die Hälfte von jenem. Daſſelbe Verhältniß beſteht zwiſchen den Barren von Studernheim und denen von Wachenheim und Forſt. Kurz, wir ſtoßen auf zwei Arten von Barren, Vollbarren, welche rund 6 kg wiegen — natürlich muß der Gewichtsverluſt durch Oxydation und Abbruch der ſpitzen Enden in Rückſicht gezogen werden — und Halbbarren von rund 3 kg Gewicht. Nach unſerer Beſichtigung gehören zu den Vollbarren die meiſten Stücke von Monzernheim, die 2 von Ramſtein, die Mainzer, zu den Halbbarren die Stücke von Forſt, Deidesheim, Wachenheim, ſowie einige von Monzernheim.

Die Notiz des Cäſar, daß die taleae ferreae der Britannier nach einem beſtimmten Gewichte ausgeprägt ſeien, erhält durch dieſe Verhältniſſe ihre volle Beſtätigung. Nur unter ſolchen Verhältniſſen konnten dieſe Barren auch als Zahlungsmittel = pro nummo dienen.

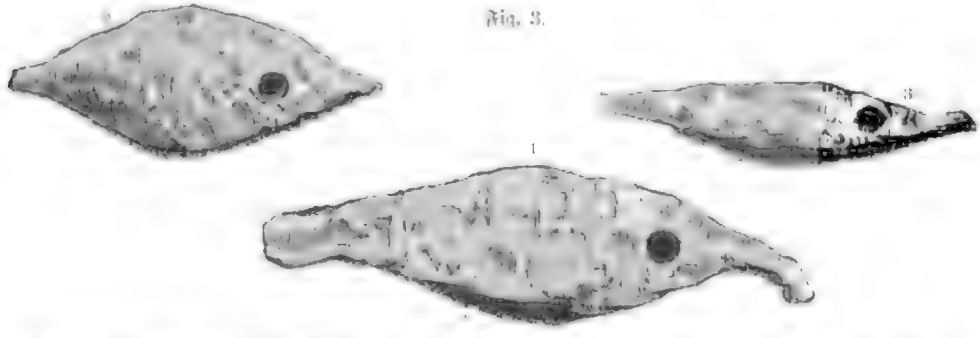
Vergleicht man ferner die bei L. Beck a. a. O. S. 135, Fig. 31 und hier als Fig. 3 aufgezeichneten, gelochten Barren Nr. 1, 2, 3, ſo fällt bei ihrem Anblicke ſofort in die Augen, daß

Fig. 2.

Vertheilung der Eiſenbarren am Mittelrhein.

zwiſchen 1, 2 und andererſeits 3 ein ähnliches Verhältniß obwaltet, wie zwiſchen den Barren von Limburg (= 1, 2) und Deidesheim (= 3). Nr. 1 und 2 ſind Vollbarren, Nr. 3 Halbbarren; dem Gewichte nach möchten wir die Vollbarren auf nicht unter 6 kg ſchätzen, die Halbbarren auf etwa die Hälfte. Auch die von Place angegebene Länge von 32 bis 48 cm, ſowie die Dicke in der Mitte 7 bis

Fig. 3.



Altaſſyriſche Eiſenluppen aus Khorſabad. (Aus L. Beck's „Geſchichte des Eiſens". I. Abth., S. 135.)

14 cm ſtimmt mit den mittelrheiniſchen Barren überein (40 bis 50 cm). Nach Beck's Annahme rühren dieſe vor der letzten Zerſtörung von Ninive (605 v. Chr.) in dieſem Magazine angeſammelten Eiſenbarren zumeiſt von Tributzahlungen der Chalyber, Moſcher und Tibareuer im nördlichen Armenien her [1]). Der Engländer W. Hamilton hat nun 1837 den Nachkommen der eiſenkundigen Chalyber, welche zum griechiſchen Namen des Stahles (χάλυψ) zu Pathen ſtanden und deren Land ſchon Aeſchylos „das Mutterland des Eiſens" [2]) nennt, einen Beſuch gemacht. Das Erz wird von dieſen Schmieden in einer gemeinſamen Schmelze gewonnen und in Luppen ausgeſchmiedet, von denen jede 6 Oken oder 13½ Pfund wiegt. Der Schmelzofen ſcheint danach den einfachen Rennöfen der Römerzeit und des Frühmittelalters ähnlich konſtruirt zu ſein. Höchſt auffallend iſt aber das Gewichtsverhältniß, in welchem dieſe Barren der Chalyber zu denen von Khorſabad und dem Mittelrheinlande ſtehen. Sie kommen nach Abzug des Abnutzungsgewichtes und des Oxydationsproceſſes dem Durchſchnittsgewichte der rheiniſchen Barren von 6 kg ſo nahe, daß hierin an keinen Zufall zu denken ſein wird. Nach Aeſchylos, Xenophon, Strabo [1]), Ariſtoteles galt der Stamm der Chalyber als der Eiſenſtamm κατ' ἐξοχήν; das ganze Volk lebte von der Eiſenbereitung; nach des Ariſtoteles' genauem Wortlaute verſtanden ſie die Kunſt,

[1]) Vergl. L. Beck a. a. O. S. 263 bis 268.
[2]) Prometheus, Vers 302.

[1]) Vergl. L. Beck a. a. O. S. 263 bis 264.

vorzüglichen Stahl herzuſtellen. Es läßt ſich leicht vorſtellen, daß das Gewicht ihrer Luppen auf dem Eiſenmarkte der Vorzeit, den ſie mit Primawaare und in erſter Linie verſorgten, maßgebend wurde für die ganze Fabrikation von Eiſenbarren überhaupt. Man machte die Form von der Seite anderer Schmiede nach, um dem Glauben an gleichen Inhalt Vorſchub zu leiſten. Auf dieſe Weiſe mag es gekommen ſein, daß ſich die Form dieſer chalybiſchen Barren, vom Süden des Kaukaſus, vom metallberühmten Kolchis aus ſowohl nach dem Weſten zu den Norikern, Galliern und Britanniern verbreitet hat und hier in der la Tène-Zeit und während der römiſchen Periode den Markt beherrſchte, als auch nach Südoſten nach Ninive und Babylon und nach dem Süden auf den Eiſenmarkt der Phönizier nach Tyrus gelangte. Das Urgewicht der Chalyber, 6 Oken = ca. 6 kg, hielt man dabei feſt und theilte die Barren zum handlicheren Gebrauche auch in Halbbarren ein.

Fehlt auch im Kettenſchluſſe, daß dieſe Chalyber und Moſcher durch die vermittelnde Thätigkeit der Phönizier und Griechen, welche an der Küſte von Kolchis eine Reihe von Handelsſtädten beſaßen[1]) (Kerafia, Phaſis, Dioscurias, Sebaſtopolis u. A.), maßgebend wurden für die Form und das Gewicht unſerer mittelrheiniſchen Eiſenbarren, ſowie überhaupt des geſchmiedeten Eiſens der Vorzeit, ſo liegt doch das Reſultat des Schluſſes auf der Hand, und gerade ein ſolcher Ausblick in den Handelsbetrieb der fernen Vorzeit mag zu weiteren Forſchungen und Unterſuchungen anregen. Dürkheim, März 1886.

[1]) Vergl. H. Kiepert: „Lehrbuch der alten Geographie", §. 88 und L. Beck a. a. O. S. 265 oben.

Die Krankheit Mali-Mali oder Latah der Malayen.

Nach dem Spaniſchen des Dr. Armangué (Barcelona) und Dr. Maſeras (Manila[1]).

In verſchiedenen älteren wie neueren Reiſewerken wird öfters einer eigenthümlichen Krankheit gedacht, welche unter den Malayen des Indiſchen Archipels nicht allzuſelten iſt und welche darin beſteht, daß der Kranke gegen ſeinen Willen alles nachmacht, was ein anderer ihm vormacht oder anbefiehlt. Der Kranke ahmt die lächerlichſten und gefährlichſten Dinge oder alles Geräuſch nach, das ſein Ohr trifft, in einer Weiſe, als ob ſein Seelenheil davon abhinge, mag nun dieſes Geräuſch in dem Krähen eines Hahnes, dem Ziſchen einer Schlange oder den Wirbelklängen einer Trommel beſtehen. Dr. Maſeras lernte einmal eine Mali-Mali-Kranke in einer kleinen Geſellſchaft zu Manila auf folgende Weiſe kennen. Es war dies eine gebildete und wohlerzogene Meſtizin. Ein Herr aus der Geſellſchaft, dem die Krankheit des Mädchens bekannt war und der auf Koſten der Unglücklichen für das Amuſement der Verſammelten ſorgen wollte, ſtellte ſich vor die Meſtizin hin und begann allerlei groteske „Geſichter" zu ſchneiden. Die Arme that nun alles wie ein Automat nach; die Angſt und der Schrecken, welcher in ihren Augen zu leſen war, bewieſen dem Dr. Maſeras ſofort, daß die Meſtizin nicht freiwillig auf einen Scherz eingehe, ſondern daß hier ein Fall von Mali-Mali vorläge, und ſo machte er dem brutalen „Spaße" des Caballero ein Ende.

Dieſe Krankheit, welche auch bei anderen Völkern und Raſſen, wenn auch nicht ſo häufig, beobachtet worden iſt, wird nach O'Brien von den eigentlichen Malayen Latah genannt, welchen Namen auch die von der Krankheit befallenen Perſonen ſelbſt führen. Es darf freilich nicht verſchwiegen bleiben, daß das Wort Latah auch auf alle jene Leute angewandt wird, welche ein reizbares oder excentriſches Weſen an den Tag legen. Bei den Malayen der Philippinen führt dieſe Krankheit den Namen Mali-Mali. Das Latah oder Mali-Mali iſt ſchon früher beobachtet und beſchrieben worden, am eingehendſten von dem eben erwähnten O'Brien, der in dem 8. Bande der Archives de Neurologie hierüber eine Studie unter dem Titel: Jumping, Latah, Miryachit (Juli 1884) veröffentlicht hat. O'Brien hält dieſe Krankheit für eine überaus große Reizbarkeit des Nervenſyſtems und unterſcheidet drei Klaſſen derſelben. Zur Klaſſe A. zählt er alle jene Leute, welche durch ein plötzliches, unerwartetes oder ſehr heftiges Geräuſch oder durch den Anblick einer aufregenden oder gräßlichen Scene in einen Zuſtand hochgradiger Erregtheit gerathen. Dieſe Erſcheinung kann man zwar bei Individuen aller Raſſen wahrnehmen; bei dem Latah der Malayen aber tritt dieſer Zuſtand in eigenthümlichen Formen einem vor die Augen. Der von dieſer Art des Latah Befallene ſtürzt ſich, von einem unwiderſtehlichen Impulſe getrieben, auf den erſten ihm in die Augen fallenden Gegenſtand und ſtößt hierbei, gleichfalls ohne oder auch wider ſeinen Willen, Ausrufungen aus, welche immer obſcönen Inhaltes ſind, mag nun der Latahkranke dem männlichen oder weiblichen Geſchlechte angehören. Bei dem Mali-Mali der philippiniſchen Malayen ſind obſcöne Redensarten nicht immer eine Begleiterſcheinung dieſer Krankheitsklaſſe A., ja Dr. A. Maſeras hält dieſe Beobachtung O'Brien's für eine nicht zuverläſſige, was aber wohl nur ſo viel ſagen will, als daß eben O'Brien dieſe Krankheit auf den Philippinen nicht ſtudiren konnte, weil er ja nur auf Malacca und in Holländiſch-Oſtindien geweilt hat.

Bei der Klaſſe B. gerathen die Disponirten in die Latah Extaſe, ohne daß ein außergewöhnliches Ereigniß oder ein heftiger Schall den Anlaß hierzu geboten hätte. O'Brien führt hierfür folgende Beiſpiele an: Eines Tages fuhr er mit mehreren Ruderern einen Fluß hinauf, als er unter anderem das Wort buaya, d. h. Kaiman, fallen ließ. In demſelben Augenblicke ſprang einer der Ruderer entſetzt in die Höhe und ſuchte mit allen Zeichen des Entſetzens ſich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Erſtaunt fragte O'Brien die anderen Bootsleute, was dies zu bedeuten hätte; er erhielt zur Antwort, jenes Wort buaya wäre für ihren Kameraden ein Latah (denn mit dieſem Namen bezeichnen die Malayen nicht nur die Krankheit, ſondern auch alles, was ſie hervorruft). Bald darauf tödtete O'Brien mit einem glücklichen Schuſſe einen Kaiman; ſtatt nun

[1]) La Oceania Española. Manila, Octubre 1885. Vergl. übrigens Emil Metzger, Salit Latah, im „Globus", Bd. 42, S. 381.

Furcht zu zeigen, ſtürzte ſich nun jener Latah-Kranke ſofort auf das erlegte Thier und öffnete demſelben mit einem Knittel den Rachen angelweit auf, während ſeine geſunden Kameraden ſich in reſpektvoller Entfernung von dem Ungethüme hielten, das ja möglicher Weiſe nur ſchwer verwundet ſein konnte. O'Brien kannte weiter einen malayiſchen Arzt, der ebenfalls von namenloſer Angſt ergriffen wurde, wenn man den Tiger nannte, und doch gehörte er ſonſt zu jenen wenigen Tollkühnen, welche in der Nacht und allein ſich in die dichteſten Dſchungeln wagten.

Was die Klaſſe C. anbelangt, ſo gehören zu dieſer alle jene Leute, welche, ohne daß man ſie hierzu aufgefordert hätte, plötzlich alles nachſprechen, was ihre Umgebung ſpricht oder alle Geſten und Bewegungen der umſtehenden Perſonen nachahmen oder ſchließlich allerlei Geräuſch und Töne, die an ihr Ohr ſchlagen, wiederzugeben ſuchen. Während die Latah-Kranken der Klaſſe B. immer in Extaſe gerathen, ſobald ſie das für ſie verhängnißvolle Wort ꝛc. vernehmen, vergehen für die Individuen der Klaſſe C. oft lange Zeiträume, ohne daß ein Anfall eintritt. Sonſt ſind ſie ganz vernünftige und verſtändige Leute. Häufig iſt dieſe Art der Krankheit mit den Erſcheinungsformen A. und B. kombinirt, doch tritt ſie vielfach ganz ſelbſtſtändig auf. Als O'Brien im Jahre 1875 die Halbinſel Malacca bereiſte, nahm er einen jungen Malayen in Dienſt, den ſeine Genoſſen zwar als einen Latah bezeichneten, der aber in ſeiner Redeweiſe wie in ſeinem Benehmen ſich als ein ganz vernünftiger Menſch erwies. 24 Stunden ſpäter ließ O'Brien zum Zeichen der Freude eine Rakete ſteigen und wollte eben die zweite abbrennen, als der Jüngling ihn heftig wegſtieß, ihm den Raketenſtock aus der Hand riß und ſelbſt den Feuerwerkskörper zum Losgehen brachte; kaum ſchoß die Rakete empor, ſo warf ſich der „Latah“ mit voller Wucht platt auf den Boden, wobei er einen Schrei ausſtieß, wie man ihn nur von Wahnſinnigen zu hören gewohnt iſt; auch ſonſt zeigte er alle Anzeichen eines ſinnloſen Schreckens. O'Brien war hierüber ſehr erſtaunt, denn dem malayiſchen Charakter pflegen heftige Gemüthsäußerungen zu fehlen. Nach dieſem Anfalle verhielt ſich der Diener wieder ſo ruhig und vernünftig wie vordem. Am folgenden Tage ſchiffte ſich O'Brien ein und winkte vom Bord ſeines Bootes dem auf dem Strande zuſehenden „Latah“ einen Abſchiedsgruß zu. Der Malaye begann ſofort mit großem Eifer und ohne Unterlaß mit der Hand zu winken. So lange er ſichtbar blieb, ſtand er da wie ein Automat und ſchwenkte heftig ſeinen emporgehobenen Arm. Eine Wendung des Fluſſes entzog den Kranken den Blicken O'Brien's, der nun aus langer Weile ein Liedchen zu pfeifen begann. Als das Boot das Flußknie umſchifft hatte, erblickte man am Ufer den hierher geeilten „Latah“, welcher wieder unaufhörlich mit der Hand winkte und daſſelbe Marſchlied pfiff, das O'Brien angeſtimmt hatte. Einige Zeit darauf kam O'Brien mit einer Malayin zuſammen, welche über die Blüthe der Jahre ſchon hinaus war, und deren Ehrbarkeit nicht bezweifelt werden konnte. O'Brien ſprach mit ihr durch volle 10 Minuten, ohne daß er etwas Abnormes an Weſen und Sprache wahrgenommen hätte. In dem Augenblicke aber, als der Begleiter jener Frau eines ſeiner Kleidungsſtücke ablegte, begann ſie ſofort ſich zu entkleiden und ſie hätte auch den letzten Fetzen ſich vom Leibe geriſſen, wenn O'Brien dies nicht verhindert hätte. Das Auffälligſte an der Sache war die Wuth der Frau gegen ihren Begleiter, der durch ſeine Handlungsweiſe ihren Latah-Anfall hervorgerufen hatte. Während ſie eines Kleidungsſtückes nach dem anderen ſich entledigte, ſchimpfte ſie unaufhörlich auf ihn, nannte ihn „Schwein“ u. dgl. und bat O'Brien, er ſolle den Beſchimpfer ihrer Ehre tödten. Dr. Maſeras kennt in Manila eine tagaliſche, etwa 55 bis 60 Jahre alte Bäuerin, welche in ihrem Milchhandel vielfach durch Mali-Mali-Anfälle geſtört wird. Wie jene Malayin O'Brien's hegt auch ſie während des Anfalles gegen die boshaften Veranlaſſer eine große Wuth; trotzdem ahmt ſie, einem unwiderſtehlichen Triebe gehorchend, alles nach, was man ihr vormacht.

Eine vierte Klaſſe D. könnte man aus jenen Individuen bilden, welche die intereſſanteſte Form der Latah-Krankheit repräſentiren: O'Brien kam nämlich während ſeiner Reiſen mit „Latahs“ zuſammen, welche, ohne daß er irgendwie etwas dazu beigetragen, ihren Willen, ihre Bewegungen ꝛc. ihm in einem ſolchen Grade unterwarfen, daß er keine lebenden Menſchen, ſondern gehorſame Automaten vor ſich zu haben ſchien. Dieſe Klaſſe von „Latahs“ ſchien jede eigene Willensäußerung, jede ſelbſtändige Handlungsweiſe eingebüßt zu haben, kurz, ſie benahmen ſich ſo, als wären ſie der Hypnoſe verfallen.

Schon bei den übrigen Latah-Klaſſen iſt der Zwang, der den Anfall charakteriſirt, ein unüberwindlicher, ſo daß der Kranke wider ſeinen Willen zum Verbrecher, ja zum Mörder wird. Für letzteres ſei ein Beiſpiel angeführt. Der malayiſche Koch eines Dampfers ſaß in einer freien Stunde auf dem Deck des Schiffes und ſcherzte und ſpielte mit ſeinem Söhnchen, welches er auf ſeinen Armen wiegte. Ein alberner Matroſe, der den bereits als „Latah“ bekannten Unglücklichen zum beſten haben wollte, ergriff ein Stück Holz, nahm es in ſeine Arme und wiegte es hin und her. Der Koch bemerkte dies und bekam auch richtig ſeinen Anfall: was der Matroſe mit dem Holze machte, das that auch der „Latah“ mit ſeinem Kinde. Bei einer ungeſchickten Bewegung des Matroſen fiel ihm der Knittel aus der Hand, worauf der bedauernswerthe „Latah“ ſein Kind ebenfalls auf den Boden fallen ließ, ſo daß es durch die Wucht des Aufpralles augenblicklich getödtet wurde. Ein andermal zerriß in Singapur eine Europäerin einen Brief und warf die Fetzen zum Fenſter hinaus; kaum hatte dies eine „Latah“ geſehen, als ſie dieſelbe Procedur mit einem Pack neuer Kleider vornahm. Bemerkenswerth iſt übrigens, daß junge Mädchen ſelten an Latah leiden, wenn aber dies der Fall iſt, ſo äußert ſich die Krankheit durch völliges Abhandenkommen aller geſchlechtlichen Moral; häufiger findet man unter älteren Frauen Latah-Erſcheinungen, welche hier, wenn auch nicht ſo oft, doch erotiſchen Beigeſchmack haben, ſo daß eine 75jährige Greiſin während des Anfalles ein Benehmen zur Schau trägt, das man nur bei einer zwanzigjährigen Proſtituirten vorzufinden pflegt.

Da die weiteren Ausführungen der beiden ſpaniſchen Aerzte dem Gebiete der Medicin und Pſychiatrie angehören, alſo nicht mehr in den Rahmen dieſer Zeitſchrift ſich einfügen laſſen, ſo ſei zum Schluſſe nur noch ein „Fall“ von Latah (oder richtiger Mali-Mali) angeführt. Dr. A. Maſeras ging einmal über die Straßen der Feſtung Manila, als er eine Gruppe von Sträflingen bemerkte, welche unter der Aufſicht eines Korporals arbeitete. Da die Sträflinge ſich nicht beſonders eifrig zeigten, ſo zankte ſie der wachhabende Unterofficier aus. Einer von den Sträflingen, welcher durch die automatenartige Weiſe ſeiner Bewegungen dem Arzte bereits aufgefallen war, wiederholte ſofort die Worte des Korporals; dieſer glaubte ſich zuerſt verhöhnt und hieb mit ſeinem Rohrſtabe auf den vermeintlichen Spötter ein, der aber entriß ihm das Rohr und hieb nun ſeinerſeits, nicht auf den Aufſeher, ſondern auf ſeine Kameraden ein. Letztere merkten gleich, was eigentlich vorläge

und machten ihm allerlei Geſten vor, die der Unglückliche — ein Mann malayiſcher Abkunft Namens Pedro Gallego — ſofort nachahmte. Dem zuſehenden Dr. Maſeras rief einer der Sträflinge in dem „Küchenſpaniſch“ der Tagalen zu: Parejo que un espejo, d. h. „er gleicht einem Spiegel“.

F. Blumentritt.

Die Arbeitergenoſſenſchaften (Artelle) in Rußland[1]).

Chr. II. Artell iſt die auf Vertrag gegründete Vereinigung einer Anzahl gleichberechtigter Perſonen, welche durch gegenſeitige Bürgſchaft gebunden, dieſelben wirthſchaftlichen Ziele verfolgen und bei Ausübung eines Gewerbes entweder an der Arbeit allein oder an der Arbeit und am Kapitale betheiligt ſind.

Die Artelle (Arbeitergenoſſenſchaften) ſind in Rußland außerordentlich verbreitet. Man trifft Artelle im hohen Norden, in den ſüdruſſiſchen Gouvernements, im Kaukaſus wie in Sibirien, ſowohl unter den ſlaviſchen, als unter den nichtſlaviſchen Stämmen des ruſſiſchen Reiches. Am häufigſten finden ſich die Artelle in den großruſſiſchen Gegenden, im Gebiete der Flüſſe Wolga, Oka und der nördlichen Dwina.

Von Alters her bis auf den heutigen Tag haben die eigentlich ruſſiſchen Artelle zwei verſchiedene wirthſchaftliche Zwecke: 1) den Verbrauch (Konſum), 2) das Gewerbe oder den Betrieb. Man kann demnach alle Artelle in zwei Gruppen bringen: Konſumartelle (Verbrauchsartelle) und Gewerbe- oder Arbeitsartelle.

Die ſogenannten Konſumartelle führen in der ruſſiſchen Volksſprache den Namen Chartſchewije artelli, wörtlich Speiſeartelle; ſie ſind überall dort anzutreffen, wo Perſonen, welche einem und demſelben Gewerbe nachgehen, entfernt von ihren Familien, ihrem Hauſe, ihrer Heimath arbeiten müſſen. Die Mannigfaltigkeit derartiger Gewerbe in Rußland führt zu einer weit ausgedehnten Verbreitung derartiger Artelle, und die Beweggründe, welche zur Bildung ſolcher Artelle Veranlaſſung geben, ſind leicht begreiflich.

Dem Arbeiter koſten, wenn er allein lebt, Wohnung und Nahrung ſehr viel, deshalb vereinigen ſich 10 bis 15, ſogar 50 Kameraden, um ein gemeinſames Quartier zu miethen und gemeinſam zu eſſen. Die Organiſation dieſer Artelle iſt ſehr einfach. Alle Mitglieder des Artells bezahlen gleiche Antheile für die Wohnung, Heizung und Lebensmittel. Im Namen des Artells wird eine Köchin gemiethet. Die Glieder wählen den Erfahrenſten aus ihrer Mitte zum „Aelteſten“ (Staroſt); er hat die Sorge und die Verpflichtung zum Einkaufen der Lebensmittel. Die Nahrungsmittel werden beim Fleiſcher und in den betreffenden Läden auf Schuld genommen, der Staroſt macht wöchentlich oder zweimal monatlich die Berechnung und giebt ſeinen Kameraden Rechenſchaft. Der Artell prüft die Berechnung und die einzelnen Glieder erlegen die ihnen zugewieſene Summe. Gewöhnlich führt der Staroſt ſein Amt unentgeldlich oder er bekommt eine ſehr unbedeutende Entſchädigung. Dieſe Konſumartelle ſind ſo ſehr in Gebrauch, ſo einfach in ihrer Einrichtung, daß ihrem Zuſtandekommen nur ein mündlicher Vertrag vorhergeht. „Wir wollen zuſammen wohnen und zuſammen kochen“, ſagen einige Leute zu einander, und das Reſultat dieſer Unterredung iſt die Bildung eines Artells. Nach Beendigung der Arbeiten an einem Orte geht der Artell auseinander und im nächſten Jahre nehmen viele Mitglieder Antheil an einem Konſumartell in einem anderen Orte und mit anderen Kameraden.

Viel mehr Mannigfaltigkeit bieten die ſogenannten Gewerbeartelle (ruſſiſch Promyſchlennije Artelli). Man zählt bis 60 verſchiedene Gewerbe, welche im Artell betrieben werden, und der Unterſchied zwiſchen den einzelnen Gewerben bedingt auch den Unterſchied in der Organiſation der Artelle. Um die wichtigſten Unterſchiede feſtzuhalten, kann man dieſe Artelle in zwei Gruppen theilen: 1) in ſelbſtändige, 2) in ſolche, welche von Unternehmern abhängig ſind. In der erſten Gruppe ſind Unterſchiede bemerkbar zwiſchen den Artells älterer und neuerer Zeit.

Die ſelbſtändigen Artelle des alten Typus finden Anwendung in denjenigen Gewerben, Erwerbszweigen oder Beſchäftigungen, welche von Alters her in Rußland bekannt ſind: bei der Jagd, Fiſcherei, Ackerbau, bei den Zimmerleuten (ruſſiſch Plotniki), Holzhauern, Arbeitern auf Flößen und Booten (ruſſiſch Burlaki) und bei vielen anderen. In dieſen Erwerbszweigen ſind die Artelle ſchon in älteſter Zeit entſtanden und deshalb hat ſich ein Gewohnheitsrecht herangebildet, welches den Abſchluß beſonderer ſchriftlicher Verträge in jedem einzelnen Falle überflüſſig macht. Gewöhnlich treten zu einem Artell Perſonen zuſammen, welche einander bekannt ſind, Bewohner einer und derſelben Ortſchaft, Perſonen, welche beſtimmte, durch den Charakter des Gewerbes gebotene Forderungen erfüllen, Leute, welche geſchickt, ehrlich, nüchtern, mannhaft und tapfer ſind. Ein jeder bringt ſeine Werkzeuge mit ſich, welche entweder dem Einzelnen zur Nutznießung bleiben oder zur allgemeinen Maſſe kommen; die Netze der einzelnen Fiſcher z. B. werden zuſammengenäht und geben ein einziges Artellnetz. Der Artell wählt aus ſeiner Mitte einen Staroſt und giebt ihm weitere Vollmachten; der Staroſt leitet nicht nur den Erwerb oder den Betrieb des Gewerbes, er verkauft die Beute, er wacht über die Führung der Glieder: er legt den einzelnen Geldſtrafen auf und unterwirft ſogar, wie bei Fiſchern und Bootsarbeitern (Burlaki) für ſchwere Vergehen (Dielſtore), die einzelnen einer Körperſtrafe. Der Umfang der Vollmacht iſt erklärlich aus dem Vertrauen, welches die Glieder des Artells (Arteltſchiki) ihrem „Aelteſten“ ſchenken; er lebt unter ihren Augen, ſie kennen ihn und ſchätzen ſeine Erfahrung. Die geringe Zahl der Mitglieder eines Artells giebt jedem einzelnen die Möglichkeit, die Thätigkeit des Staroſts zu kontroliren und deshalb erſcheint ein beſonderes Organ der Kontrole überflüſſig. Sobald aber der Staroſt einmal das Vertrauen ſeiner Kameraden getäuſcht hat, ſo wird er im nächſten Jahre gewiß nicht wieder an die Spitze des Artells geſtellt.

Selbſtändige Artelle neueren Urſprunges trifft man in denjenigen Erwerbszweigen, welche erſt kürzlich, nicht früher als im 18. Jahrhundert, in Rußland aufgekommen ſind; ſolche Artelle ſind die der Börſenarbeiter, Laſtträger, Ballaſt-

[1]) Nach dem Ruſſiſchen von Andrei Iſſajew (Ergänzungen zu Bd. I. der ruſſiſchen Ueberſetzung von Reclu's Rußland. St. Petersburg 1881, S. 233 u. ff.).

träger und aller ſolcher, welche ſich mit Arbeiten in den Häfen, mit dem Bewachen und Verpacken der Waaren u. a. m. beſchäftigen. Solche Artelle, wie die letztgenannten, welche in den Städten exiſtiren, größtentheils aus Bauern beſtehen und viele Glieder, oft mehrere hundert, zählen, haben eine viel komplicirtere Einrichtung. Schriftlich oder nicht ſelten gerichtlich beſtätigte Geſetze oder Statuten beſtimmen genau die Rechte und die Pflichten der Glieder, die Verwaltung und Bildung eines gemeinſamen Kapitals u. ſ. w. Komplicirte Arbeitsleiſtungen bedingen auch komplicirte Verwaltungen. Die geſchäftsführende (anordnende) Gewalt ruht in den Händen der allgemeinen Verſammlung, an welcher die einzelnen Glieder mit je einer Stimme gleichberechtigt theilnehmen. An der Spitze der ausführenden Gewalt ſtehen die Staroſten, welche die Arbeiten leiten, die Schreiber, denen die Korreſpondenz obliegt, die Kaſſirer u. ſ. w. Die Rechte und Pflichten dieſer Leute ſind genau begrenzt; die allgemeine Verſammlung ſowie zeitweilig ernannte beſondere Kommiſſionen führen über jene eine ſtrenge Kontrole. Jenes Vertrauen, welches die Glieder des Artells der erſten Gruppe ihrem „Aelteſten“ ſchenken, exiſtirt hier nicht und kann nicht exiſtiren wegen der großen Anzahl der Glieder und wegen der Unbekanntſchaft der einzelnen unter einander. Aber hier wie dort wird ſtrenge Disciplin geübt, unbedingter Gehorſam der einzelnen wird gefordert. Die komplicirte Einrichtung dieſer Artelle ſpricht ſich auch darin aus, daß das Beſtreben vorhanden iſt, die Kapitalien der Artelle richtig zu verwenden: ein Theil des Kapitals iſt zum Umſatze, zum Handel beſtimmt, der andere Theil dient unter verſchiedenen Bezeichnungen als Grundkapital. Endlich iſt ein charakteriſtiſcher Zug dieſer neuen Artelle das Beſtreben, in kapitaliſtiſche Unternehmungen ſich einzulaſſen. Die große Ausdehnung der Arbeiten, welche das Vertrauen der Handelswelt den Artellen überträgt, zwingt dieſelben, in bedeutendem Maße auch an die einzelnen Glieder hohe Anforderungen zu ſtellen und die Einkaufsſumme, durch welche die Einzelnen ſich das Mitgliederrecht erwerben, ſtark zu erhöhen. Hier und da betragen dieſe Einkaufsſummen 800 bis 1000 Rubel (1400 bis 2000 Mark), was ſelbſtverſtändlich den Aermeren den Zutritt zu dieſen Artellen unmöglich macht.

Alle ſelbſtändigen Artelle, wie verſchieden ſie auch im einzelnen ſein mögen, ſind darin einander gleich, daß die Glieder gleichen Antheil am allgemeinen Gewinne haben; unter der Bedingung, daß er mit ſeiner Arbeitsleiſtung und ſeinem Kapital dem andern gleich ſei, erhält ein Jeder auch gleichen Gewinntheil. Im Einzelnen iſt die Vertheilung der Einnahmen verſchieden: in einzelnen Artellen wird der ganze Gewinn gleichmäßig unter alle Theilnehmer getheilt, ſo bei den Feldarbeitern, in anderen Artellen (z. B. den Fiſchern) wird ein Theil des Gewinnes zum Kapital geſchlagen, der andere Theil gebührt der Arbeit. Die Vereinigung des Kapitals mit der Arbeit führt dahin, daß die Einnahmen der Artellglieder höher ſind, als die der frei gemietheten Arbeiter; die mittlere Einnahme eines Petersburger Artelſchiks übertrifft die eines frei gemietheten Arbeiters um das Doppelte. In den Artellen der Landarbeiter des Gouvernements Kaſan verdient ein Glied einen Rubel (zwei Mark täglich), der gemiethete Arbeiter nur 60 Kopeken (1 Mark 20 Pfennig). In Südrußland erwirbt das Glied eines Zimmermanns-Artells 25 Rubel (50 Mark) monatlich, der gemiethete Arbeiter nur 12 Rubel (24 Mark). Die Artelle verbeſſern die materielle Lage ihrer Glieder und befördern zugleich durch die ſtrenge Auswahl der Glieder und die ſtete Aufſicht derſelben die Entwickelung moraliſcher Eigenſchaften, der Ehrlichkeit, der Nüchternheit.

Diejenigen Artelle, welche vom Kapital allein abhängig ſind, verhalten ſich wie die ſelbſtändigen, inſofern als alle Glieder völlig gleichberechtigt ſind. Aber ſie unterſcheiden ſich von einander entweder nur durch die Art und Weiſe, wie die Glieder ihren Vortheil aus dem Unternehmen ziehen, oder auch gleichzeitig durch den Einfluß, den die Glieder auf den Verwaltungsrath ausüben. Als Grund der Abhängigkeit der Artelle vom Kapitale iſt der Nothzuſtand anzuſehen, welcher den ruſſiſchen Bauer drückt. Hat der Bauer Schulden, ſo hat er nicht die Mittel, an einem ſelbſtändigen Artelle ſich zu betheiligen, ſondern iſt genöthigt, in ein Artell zu treten, welches von einem Kapitaliſten abhängig iſt. Die Beziehung, welche ein Kapitaliſt zu einem Artell hat, iſt nicht überall dieſelbe. Hat der Kapitaliſt auch die Glieder des Artells in Folge von Schulden in ſeinen Händen, ſo nimmt er doch keineswegs Antheil an der Leitung des Erwerbes; er begnügt ſich damit, den Löwenantheil zu beanſpruchen und überläßt den Artell ſich ſelbſt, ſo daß derſelbe ſich in gleicher Weiſe verwaltet, wie die Artelle der erſten Gruppe. Es finden ſich derartige Artelle des Fiſchereibetriebes am Weißen Meere und an den binnenländiſchen Seen. In anderen Fällen betheiligt ſich der Kapitaliſt entweder ſelbſt oder durch einen Bevollmächtigten an der Leitung des Betriebes. Hier iſt von einer Selbſtverwaltung keine Rede mehr; der Unternehmer hat nicht allein alle Rechte in Betreff der Führung des Unternehmens an ſich gezogen, ſondern übt auch die ganze disciplinare Gewalt, welche in den ſelbſtändigen Artellen die allgemeine Verſammlung und die Vertrauensmänner haben. Schließlich muß man ſagen, daß in dieſen Fällen die Glieder der Artelle keinen größeren Vortheil aus der Unternehmung ziehen, als gemiethete Arbeiter, und nur die Art und Weiſe, wie der Gewinn vertheilt wird, erinnert noch an die Artelle.

Es liegen keine Daten vor, um auch nur annähernd die Zahl der ruſſiſchen Artelle und ihrer Glieder zu beſtimmen. Ohne große Fehler zu begehen, kann man aber behaupten, daß die Glieder der Konſumartelle nach Millionen zählen, die der Gewerbeartelle mindeſtens nach Hunderttauſenden.

Kürzere Mittheilungen.

Die Entwäſſerung und Urbarmachung der Poleſje.

Eines der letzten Hefte der „Ruſſiſchen Revue“ brachte einen eingehenden Aufſatz über das Waſſer in Rußland und ſeine Heranziehung oder Entfernung zur Erreichung gewiſſer Kulturaufgaben in den einzelnen Bezirken des europäiſchen Rußland. Dieſem entnehmen wir die nachfolgenden Angaben über das große Sumpfgebiet im Weſten des Reiches.

Die Poleſje, die Pinskiſchen Sümpfe umfaſſend, nimmt ein Dreieck zwiſchen den Städten Breſt-Litowsk, Mohilew und Kiew von einer Größe von 1600 Quadratmeilen ein, iſt alſo dreimal ſo groß als Belgien. Es umfaßt das

ganze Stromgebiet des Pripet bis zu ſeiner Mündung in den Dnjepr. Nur ein Viertel des Landes iſt bebaut und beherbergt ungefähr eine halbe Million Einwohner, das Uebrige iſt von Wäldern und Sümpfen bedeckt. Im Frühjahr treten beim Schneeſchmelzen durch den Pripet und ſeine zahlreichen Nebenflüſſe große Ueberſchwemmungen ein, was der ſchlechten Stromregulirung wegen ſtets zunehmende Verſchlammung der Niederungen und Verſandung der Ufer zur Folge hat. Der Boden iſt mit Feuchtigkeit überſättigt, ſo daß nur Schilf, Binſen und Riedgras wachſen, und ſelbſt höher gelegene Tannen zu faulen beginnen, wenn ihre Wurzeln den ſumpfigen Untergrund erreichen. Der größte Theil der Wälder ergiebt keine Einnahmen, weil der Transport per Achſe theils zu theuer, theils unmöglich iſt und Kanäle zum Flößen mangeln. Auf den rieſigen Weide- und Wieſenabhängen iſt das Vieh durch ſumpfiges Trinkwaſſer, zu große Feuchtigkeit und Moraſtfliegen leicht Seuchen ausgeſetzt. Ebenſo verderblich wirkt das Klima auf den Menſchen, da die im Sommer durch Sumpfgährung entſtehenden Miasmen leicht Wechſelzopf, Typhus, Fieber, Kehl- und Lungenleiden herbeiführen. Die Communication iſt ſchwierig. Frieren im Winter die Sümpfe zu, ſo wird ſie erleichtert, fällt aber nach einem regneriſchen Herbſt Schnee, bevor die Moräſte frieren, ſo verhindert der dünne Brei von Schnee und Koth jede Verbindung.

Im Jahre 1873 wurde auf Anordnung des ruſſiſchen Domänenminiſters, Grafen Walujew, mit den Entwäſſerungs- und Austrocknungsarbeiten begonnen, um durch Umwandlung der Sümpfe für die benachbarten Korn bauenden Gouvernements ein großes Wieſen- und Weidegebiet zu gewinnen. Es werden Magiſtralkanäle da gebaut, wo ſich große Krongüter befinden, Seitenkanäle dort, wo Krongüter oder Privatländereien liegen, deren Beſitzer an den Ausgaben Theil nehmen. Von 1873 bis 1882 ſind 1 320 000 Rubel ausgegeben worden, und zwar 150 000 Rubel für allgemeine Unterſuchungen, 1 170 000 Rubel für Kanäle (in der Länge von 1560 Werſt), Brücken, Schleuſen, Expropriationen und Beſoldungen. Privatperſonen haben 73 000 Rubel beigetragen. Dadurch ſind bereits 1) 38 Quadratmeilen ganz unzugänglicher Sümpfe in Wieſen verwandelt worden, die acht bis neun Millionen Rubel jährlicher Einnahmen abwerfen, 2) 54 Quadratmeilen Buſch und Wald entwäſſert, fünf bis ſechs Millionen Rubel werth, 3) 28 Quadratmeilen Kronwald mit flößbaren Kanälen verſehen worden, ſechs bis ſieben Millionen Rubel, 4) 3,6 Quadratmeilen Acker- und Gartenland der Ueberſchwemmung entrückt, und 3,4 Quadratmeilen guten Landes (Inſeln) zugänglich gemacht worden, ein bis zwei Millionen Rubel werth, 5) 132 Quadratmeilen durch Kanaliſation zu einem Werthe von drei bis fünf Millionen Rubel erhoben worden. Der Geſammtwerth dieſer 260 Quadratmeilen iſt von fünf Millionen auf 19 bis 25 Millionen Rubel geſtiegen, hat ſich alſo vier- bis fünfmal vergrößert.

Für die Staatswirthſchaft liegt ein bedeutender ökonomiſcher Vortheil darin, daß ſchon jetzt eine Million Pud Heu zu 35 bis 40 Kopeken das Pud gepreßt per Eiſenbahn in den Warſchauer Militär-Bezirk gebracht wird, während das bisher gebrauchte Quantum von 1 400 000 Pud Heu 60 bis 80 Kopeken das Pud koſtet. Ebenſo vortheilhaft iſt es, daß ein großes Quantum von Fleiſch für eine Armee an der Weſtgrenze disponibel wird. Ferner heben die ruſſiſchen Berichte hervor, daß durch neu herbeiſtrömende Anſiedler, beſonders Altgläubige aus Kowno und Grodno, eine wünſchenswerthe Ausgleichung in der Bevölkerung von Weſtrußland zu Stande kommt.

Indeſſen hat das Entwäſſerungsprojekt in Rußland auch Gegner. So behauptet der „Ruß", daß durch die Austrocknung der Poleſje die ſtrategiſche Bedeutung derſelben als Rücken-, reſp. Flankendeckung bei einem Kriege mit den weſtlichen Nachbaren aufhören werde. Dieſer Einwand wird aber durch die Erwägung hinfällig, daß das Sumpfgebiet auch der eigenen Armee das Vordringen oder den Rückzug erſchweren muß, und daß es dagegen ein Vortheil iſt, dieſes große Gebiet durch ſeine örtlichen Hilfsquellen an Heu, Fleiſch und Getreide als Stützpunkt einer in Polen oder Weſtrußland operirenden Armee dienſtbar zu machen.

Wie die „Nowoſti" melden, iſt am 18. November vorigen Jahres die Frage, den Bau einer Eiſenbahn von Homel nach Briänsk via Klinzy betreffend, endgiltig entſchieden worden. Die Bahn ſoll binnen einem Jahre dem Verkehre übergeben werden. Ein zweiter Einwand, daß der Dnjepr und Pripet durch Kanaliſation ſeicht werden könnten, iſt ebenſo hinfällig. Während eines Theiles des Jahres müſſen ſie floß- und ſchiffbarer werden als früher, die großen Wälder ſichern einen ſteten Zufluß, und zudem laſſen ſich durch Regulirungen, Sprengungen und Vertiefungen die von Natur flachen Flußbette beſſern. Die Meinung der „Ruß" endlich hinſichtlich der Nutzloſigkeit der Arbeiten beruht auf dem Zirkelſchluſſe: weil Sümpfe in der Poleſje ſind, iſt die Bevölkerung gering und da dieſe nicht groß iſt und daher kein Bedürfniß nach Land mehr hat, ſoll keine Entwäſſerung vorgenommen werden.

Dagegengehalten läßt ſich die Pflicht der Regierung nicht leugnen, einen ſolchen Herd von Krankheiten, ſowie die Urſache des phyſiſchen und moraliſchen Siechthums einer halben Million Menſchen zu vernichten, ferner die Einträglichkeit ihrer enormen Beſitzungen (138 Quadratmeilen) zu ſteigern und ſchließlich die großen Vortheile bei der Lieferung von Naturalien für den Warſchauer Militärbezirk, ſowie ſtrategiſche Rückſichten im Auge zu behalten. Jedenfalls iſt für Rußland hier eine intenſivere Kultivirung vermittels Entwäſſerung und Bedüngung bedeutend gewinnbringender, als auf waſſerarme Steppen im Oſten und Südoſten überzugehen, welche ihre Produkte bei den ungeheuren Entfernungen billig nirgends hinſchicken können.

Das indiſche Theater.

Profeſſor Angelo de Gubernatis ſchreibt aus Madhoa an die „Gazzetta Piemonteſe" ungefähr Folgendes über das indiſche Theater. Ich komme gerade von der buddhiſtiſchen Inſel Ceylon zurück, wo ich dem wilden Tanze der Singhaleſen beigewohnt habe, einem halb dramatiſchen Tanze, der von Geſang und einer wahrhaft hölliſchen Muſik begleitet wurde. Die Tänzer, nur Männer, die auch die Frauenrollen ſpielen, ſehen ſo furchtbar aus, daß ein europäiſcher Zuſchauer bei ihrem Anblicke unwillkürlich erſchrickt. Im Allgemeinen hat das indiſche Theater wenig Anziehendes und ſpielt im Leben auch nur eine ſehr untergeordnete Rolle. Es wird nur im Dialekt geſpielt und nirgends findet man ein Theater, welches nur einigermaßen mit einem europäiſchen zu vergleichen wäre. In einer Art Baracke führen die Schauſpieler Dramen und Komödien auf, wobei nur ein kleines Publikum der Aufführung, bei welcher Tanz und Geſang mit einander abwechſeln, beiwohnt. Auch hier, wie überall, liebt das Volk dasjenige am meiſten, was zu den Sinnen ſpricht.

Ich habe mein indiſches Drama Savitri guzuratiſch ſpielen ſehen; was auf die Zuſchauer den meiſten Eindruck machte, war nicht die aufopfernde Liebe der Heldin (deren Rolle allerdings durch einen Mann gegeben wurde, ſo daß alle Illuſionen verſchwanden), ſondern das Erſcheinen von Yama, dem Gotte des Todes. Man muß dabei noch berückſichtigen, daß man einige Couplets zugefügt hatte, deren indiſche Muſik im Stande war, uns Europäer einzuſchläfern, der jedoch die guten Indier mit größtem Vergnügen zuzuhören ſchienen.

Drei Muſikanten ſtehen immer bei der erſten Kuliſſe bereit, den Geſang zu begleiten, ſobald die Schauſpieler von dem geſprochenen zu dem geſungenen Worte übergehen; das Lieblingsinſtrument iſt eine kleine Schalmei, kleiner als die

unſerige, der ſie einen ſcharfen, einförmigen Ton entlocken, ähnlich dem Summen einer großen, unerträglichen Mücke.

Ich hoffe die Sakuntala in Bengalen zu hören; ſie wird auch im Dialekt gegeben, doch der geſungene Theil iſt Sanskrit. Ich kann nicht behaupten, daß ich mir viel davon verſpreche. Ein Brahmane hatte die Freundlichkeit, ſeine Tochter die lyriſchen Abſchnitte aus der Sakuntala für mich herſagen zu laſſen, und fühlte ſich glücklich, mich ihren ausgezeichneten Vortrag bewundern zu ſehen. Aber leider wurden alle die ſchönen Verſe mit demſelben Naſenton, ohne Gluth und Abwechslung geſungen. Alles das hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß *wir* das Ideale der Sakuntala viel beſſer als die heutigen Indier ſelbſt empfinden. Wenn die indiſchen Schauſpieler jedoch ſprechen, iſt ihr Ton natürlicher, als wenn ſie ſingen.

Ich habe einer im guzuratiſchen Dialekte geſchriebenen Komödie beigewohnt, deren Gegenſtand viel Aehnlichkeit hatte mit dem verlorenen Sohne, und welche den Zweck hatte, zu zeigen, wie verkehrt die Indier handeln, wenn ſie bei den Hochzeitsfeierlichkeiten nicht nur alle ihre eigenen Beſitzthümer, ſondern auch den Brautſchatz ihrer Frau ausgeben. Es iſt eine Thatſache, daß die Indier, die beinahe von nichts leben, von keinem Aufhören wiſſen, wenn ſie einmal anfangen Feſtlichkeiten zu begehen. Die Geſellſchaft, welche dieſes Stück aufführte, beſtand aus Parſen, natürlich lauter Männern. Die Parſen ſind praktiſche Menſchen, ohne viel Ideale, ſehr ſolide und vernünftig und verſtehen ſich ſehr gut mit den Engländern, während ſie als „die Juden Indiens“ überall hin kommen, wo ſie etwas verdienen zu können glauben.

Hier in Madhoa im ſüdlichen Indien iſt eine ſtehende Geſellſchaft, welche in der Tamilſprache vorträgt. Die Preiſe der Plätze ſind 25 Centeſimi, ein und zwei Lire; doch ſieht man nur ſelten mehr als 100 Perſonen im Theater.

Die zahlreichen Mohammedaner in Indien geben beſondere Vorſtellungen zur Verherrlichung ihrer gottesdienſtlichen Feierlichkeiten; gewöhnlich räumt irgend eine angeſehene Perſönlichkeit den geräumigen Vorplatz ihrer Wohnung zu dieſem Zwecke ein, ruft alle Freunde zuſammen und erlaubt ferner jedem, der Luſt dazu hat, einzutreten. Die Handlung iſt immer, ebenſo wie in den perſiſchen Dramen, dem Leben Ali's und ſeiner Jünger entnommen. Auffallend iſt dabei die große Theilnahme des Volkes an den Scenen dieſer Myſterien; man lacht, man ſchreit, man weint über das Geſchick der Hauptperſonen, ſchließlich wird die Aufregung ſo groß, daß man nicht ſelten die Sache mit Blutvergießen beſchließt. Die Mohammedaner haben kein ſtehendes Theater, keine einzige feſte Geſellſchaft, ihre improviſirten Theater machen nur einen Theil ihres Gottesdienſtes aus.

Gegengift gegen Schlangenbiſſe.

Die Mittheilung über Mittel gegen Schlangenbiſſe im „Globus“, Bd. 49, S. 208 ruft uns eine Stelle aus dem 1878 erſchienenen Werke des Kapt. *Forbes* über *Britiſch-Birma* in das Gedächtniß zurück, wo er über die *Schlangenbeſchwörer* handelt. Es heißt da: Manchmal hat man behauptet, daß die Schlangenbeſchwörer des Oſtens die Thiere ihrer Giftzähne berauben oder daß ſie, ehe ihre Vorſtellungen beginnen, die Schlangen in Stückchen Wolle beißen laſſen, wodurch der Giftvorrath bald erſchöpft wird. In der Regel iſt dies jedoch nicht der Fall, die Schlangen ſind wirklich im vollen Beſitze ihres unheilbringenden Vermögens, und das einzige Wunder beſteht darin, daß nicht mehr Unglücksfälle ſtattfinden. In den 10 Jahren, die Forbes als obrigkeitliche Perſon dort fungirte, kamen fünf Fälle zu ſeiner Kenntniß, in denen der Tod durch tanzende Schlangen verurſacht worden war; in zwei Fällen waren es die Schlangenbeſchwörer ſelbſt, in drei anderen Zuſchauer, welche dem Gifte als Opfer fielen. Dies iſt ein ziemlich deutlicher Beweis gegen die Behauptung, daß die Thiere immer unſchädlich gemacht worden ſind.

Eines Tages ſah Forbes, während er in einem kleinen Dorfe in ſeinem Zelte ſaß, zwei Leute und einige Jungen mit einem Korbe von beſonderer Form ſchnell vorbeilaufen. Er rief ſie an und hörte auf ſeine Frage, daß ſie Beſchwörer wären, die auszogen, um eine große Schlange zu fangen, welche einige Knaben in einem hohlen Baume geſehen hatten. Forbes forderte ſie auf, bei ihrer Rückkehr ihm die Schlange zu zeigen, wenn ſie dieſelbe gefangen hätten. Nach etwa einer halben Stunde kamen ſie, gefolgt von einem Haufen Menſchen, zurück, drehten den Korb um, und es zeigte ſich ein Python, welcher beinahe 2½ m lang war. Das Thier war unſchädlich; einer der Beſchwörer, der vor dem Thiere auf den Ferſen hockte, bewegte ſeinen Körper hin und her und winkte mit den Händen, wobei die Schlange allen ſeinen Bewegungen folgte; ab und zu machte ſie einen Verſuch, auf ihn zu ſpringen, aber dann hielt er ſie mit einem Hé! Hé! und einer ſchnellen Bewegung der Hand zurück.

Nach den ausgedehnten Verſuchen, welche Dr. *Fayres* mit den verſchiedenen Schlangengiften und einheimiſchen Gegenmitteln unternommen hat, ſcheint ſich mit Sicherheit zu ergeben, daß, wenn das Gift einmal durch den Biß einer ausgewachſenen Schlange in das Blut eingedrungen iſt, kein Gegengift mehr beſteht. Trotzdem haben die Schlangenbeſchwörer, deren Beruf es mit ſich bringt, ſich täglich der Todesgefahr auszuſetzen, ein feſtes Vertrauen in den Nutzen ihrer Gegengifte. Sie räumen nur ein, daß die Gegengifte, nicht zeitig genug angewendet, wirkungslos bleiben können, oder daß vielleicht ein in dem Verwundeten vorhandener Krankheitsſtoff die Wirkung beeinträchtigt, wie dies ja auch in anderen Krankheitsfällen manchmal ſtattfindet.

Während Forbes die obenſtehenden Mittheilungen niederſchrieb, hatte er einen Schlangenſtein und zwei Wurzeln vor ſich liegen. Der Gebrauch der letzteren beſchränkt ſich darauf, daß mit denſelben ſchnell, aber gelinde der gebiſſene Theil über der Bißwunde beſtrichen wird, um zu verhüten, daß das Gift höher ſteige. Der Stein wird auf die Wunde gelegt, an welcher er feſtklebt, um nach etwa einer halben Stunde wieder abzufallen, in welcher Zeit er, wie man glaubt, das Gift aufgeſaugt hat. Ueber dieſe Wurzeln konnte Forbes nichts Beſonderes berichten; es ſcheint, daß ſie durch indiſche Schlangenbeſchwörer, welche von Zeit zu Zeit nach Birma kommen, mitgebracht werden. Der Stein ſcheint von derſelben Art zu ſein wie derjenige, welchen Sir Emiſon Tennent von Ceylon mitbrachte und der nach der Erklärung Profeſſor Faraday's aus Horn oder Knochen beſtand, die verkohlt waren.

Derartige Mittel gebrauchen die Schlangenbeſchwörer von Britiſch-Birma nicht, ſondern ſie verlaſſen ſich auf die Wirkung eines Arzneimittels, welches ſie an Rumpf und Gliedern einimpfen. Wenn ſie gebiſſen ſind, tatuiren ſie den ganzen Körper mit der Medicin. Forbes erzählt von einem Falle, den er allerdings nicht ſelbſt ſah, der ihm jedoch von einem ſehr glaubwürdigen Zeugen mitgetheilt wurde, Folgendes: Einer der berühmteſten Schlangenbeſchwörer gab eine Vorſtellung mit ſeinen Schlangen und befahl einem ſeiner Schüler, eine beſtimmte Cobra aus dem Korbe zu nehmen. Der Schüler ſah in denſelben hinein und bemerkte, daß die Schlange in Ruhe gelaſſen ſein wollte, doch ſein Lehrer befahl ihm wiederholt, dieſelbe herauszuholen; er gehorchte und ſpielte mit dem Thiere, worauf daſſelbe ihn biß. Er fiel nieder, betrachtete ſich als verloren und klagte den Lehrer ſeines Todes wegen an; der letztere aber begann ſofort die Behandlung und brachte mit einer Nadel eine gewiſſe Quantität des Heilmittels in verſchiedene Körpertheile. Der Verwundete wurde ganz ſchwarz und etwa eine Stunde lang ſtöhnte und zitterte er, dann erholte er ſich nach und nach zur Freude aller Anweſenden, die ihn ſchon aufgegeben hatten.

Die Beſchwörer behaupten, daß ſie zweierlei Medicin haben: eine, welche die Schlange anzieht und eine, die ſie abſchreckt, und ſie tatuiren mit der erſten auf eine Hand und auf einen Schenkel die Geſtalt einer Schlange, und mit der zweiten auf die andere Hand und den anderen Schenkel die Geſtalt eines Adlers. Ob dieſe Behauptung wahr iſt, konnte Forbes nicht entſcheiden; doch hat er, wie er ſagt, öfter geſehen, daß die Schlange, die allen Bewegungen derjenigen Hand, welche mit ihrem Abbilde verziert war, gehorſam folgte, ſofort zurückfuhr, wenn ihr die Hand mit dem Adler entgegengehalten wurde und bewegungslos liegen blieb, bis die Hand weggenommen wurde. Wir kennen, ſagt Forbes, den Einfluß, den gewiſſe Stoffe auf manche Thiere haben, und es ſcheint nicht unmöglich, ſelbſt nicht unwahrſcheinlich — darf ich beifügen — daß eine Menſchenraſſe, welche Jahrhunderte lang dieſen einen Punkt genau beobachtet und hinſichtlich deſſelben Verſuche gemacht hat, ein geheimes Mittel entdecken konnte, welches auf Schlangen eine große Wirkung ausübt. Dem oft gemachten Einwurfe, daß es, wenn die Gegengifte wirkſam wären, Verwunderung erregen müßte, Schlangenbeſchwörer jemals dem Schlangengifte zum Opfer fallen zu ſehen, ſtellt er die Bemerkung entgegen, daß auch die Pockenimpfung, obwohl ſie doch gewiß im Allgemeinen Schutz gewährt, in einzelnen Fällen ſich unwirkſam bewieſen hat. Wenn auch die Bemerkung des Kapt. Forbes, ſowie ſie hier vorliegt, keine Erklärung einer von verſchiedenen Reiſenden beobachteten Thatſache giebt, ſo weiſt ſie doch auf ein Verfahren hin, welches mit Rückſicht auf die hinſichtlich der Einimpfung von Giften in neueſter Zeit gemachten Erfahrungen immerhin einige Aufmerkſamkeit verdienen dürfte.

Der Einfluß des Waldes auf den Stand der Gewäſſer wird von Prof. Bühler in einem Aufſatze der „Schweizeriſchen Bauzeitung“ erörtert. Während die Ueberſchwemmungen, z. B. des Rheins und in Tirol, vielfach auf die ſchlechte Waldwirthſchaft in der Schweiz bezw. in Tirol zurückgeführt wurden, iſt dieſer Anſicht von anderer Seite widerſprochen worden. Die neueſtens in verſchiedenen Staaten angeordneten Waſſerſtandsbeobachtungen werden auf dem hydrographiſchen Gebiete in kurzer Zeit an die Stelle von Anſichten die Thatſachen ſetzen, und da auch die kleineren Flüſſe, in deren Einzugsgebiet der Wald eine verhältnißmäßig größere Ausdehnung hat, in das Beobachtungsnetz aufgenommen werden, die Einwirkung des Waldes eher erkennen laſſen.

Es iſt unrichtig, die Verminderung des Waldes den Rodungen der neueren Zeit zuzuſchreiben und mit den Ueberſchwemmungen in Zuſammenhang zu bringen. Die heutige Ausdehnung des Waldes iſt in der Hauptſache in Süd-, Weſt- und Mittel-Deutſchland und in der Schweiz ſchon im 13. und 14. Jahrhundert vorhanden geweſen und was heute gerodet wird, beträgt kaum 1 Proc. der Geſammtfläche des Landes. Daß die Ueberſchwemmungen heute nicht öfter eintreten als in früheren Jahrhunderten, geht aus den Nachweiſen von Sonklar („Von den Ueberſchwemmungen.“ Wien 1883) hervor.

Der Einfluß des Waldes kann ſich erſtrecken auf die Niederſchlagsmenge ſelbſt und auf ihre Vertheilung im Boden.

Durch die Baumkronen werden im Jahresdurchſchnitt etwa 23 bis 26 Proc. des Niederſchlages aufgefangen.

Bei einem Schneefalle fand Bühler ſogar 58 Proc. zurückgehalten. Da der Schnee auf den Kronen zum Theil verdunſtet, ferner auch im Waldesſchatten ſpäter ſchmilzt als im freien Lande, ſo vertheilt ſich der Waſſerabfluß auch auf längere Zeit und Ueberſchwemmungen können weniger leicht auftreten. Bei ſtarken Regengüſſen iſt die zurückhaltende Kraft des Waldes geringer. Krutzſch fand, daß ſchon bei einem Niederſchlage von 30 bis 50 mm 80 bis 90 Proc. desſelben auf den Boden gelangen.

Von dem auf den Aeſten zurückgehaltenen Waſſer läuft jedoch noch ein Theil am Stamme herab, ein anderer wird vom Winde zu Boden geſchüttelt. Immerhin wird vom jährlichen Niederſchlage der Boden unter dem Kronenſchirme ca. 20 Proc. weniger erhalten als das freie Feld.

Von der an den Boden gelangten Niederſchlagsmenge verdunſtet ein Theil, ein anderer fließt oberflächlich ab, der Reſt dringt in den Boden ein. Je mehr in den Boden eindringt, um ſo nachhaltiger iſt die Speiſung der Flüſſe durch die Quellen, um ſo größer die Verminderung der Hochwaſſergefahr.

Die Moosdecke ſaugt einen großen Theil Waſſer auf. Unverweſt und loſe liegende Laub- und Nadelſtreu bilden nur Filtra, welche das Waſſer durchdringen laſſen und ſein oberflächliches Abfließen verlangſamen. Dichte verweſte Streu bildet dagegen ein ſtarkes Hinderniß für das Eindringen des Waſſers und läßt es abfließen. Eine Buchenlaubdecke hält im Maximum 1,8 mm, eine Moosdecke 6 mm Waſſer zurück. Bei den höchſten Niederſchlägen von 100 bis 200 mm würden 2 bis 6 bezw. 1 bis 3 Proc. von der Streu zurückgehalten — ein Betrag, der die Ueberſchwemmungsgefahr vermindern, aber nicht beſeitigen kann.

Es wird mithin im Walde einerſeits weniger Waſſer auf den Boden gelangen, andererſeits auch unter Umſtänden weniger in denſelben eindringen als im freien Lande. Die Verdunſtung iſt im Walde geringer, dagegen muß der Waſſerverbrauch durch die Vegetation im Walde ein bedeutenderer ſein als bei landwirthſchaftlichen Kulturpflanzen. Daraus folgt, daß die Zufuhr von Waſſer an die Quellen im Walde nicht bedeutend verſchieden ſein wird gegenüber der Weide oder dem Ackerlande.

Wichtig iſt, daß durch den Waldbeſtand das Erdreich mechaniſch feſtgehalten und durch Verminderung der Stoßkraft des Waſſers die Runſenbildung, das Abbröckeln und die Geſchiebebildung erſchwert wird. In Gebirgsländern iſt dieſe Wirkung des Waldes von entſcheidender Bedeutung, um ſo mehr, als hier der Wald das ſteilſte, alſo am meiſten gefährdete Terrain einzunehmen gezwungen iſt.

Die Bewaldung des ſogenannten Quellgebietes, auf welche heutzutage ſo großer Werth gelegt wird, kann auf die Ueberſchwemmungen den gehofften Einfluß nicht haben; da daſſelbe nur einen ſehr kleinen Theil, z. B. bei Rhein und Aar nur 10 Proc. des ganzen Einzugsgebietes ausmacht und der größte Theil der meteorologiſchen Stationen der Schweiz gleichzeitig Regen hat.

Es beruht daher auf einem Irrthume, wenn in Deutſchland die Rheinüberſchwemmungen auf die angeblich ſchlechte Waldwirthſchaft in Graubünden zurückgeführt werden. Zudem finden die Ueberſchwemmungen am Mittel- und Niederrhein faſt immer zu Zeiten ſtatt, wo die Gebirgsflüſſe den niedrigſten Waſſerſtand haben.

In den Kulturländern iſt heutzutage keine Freiheit mehr in der Vertheilung des Waldes über ein Land hin vorhanden. Die kahlen, einſtmals bewaldeten oder von jeher holzloſen Flächen werden faſt allein in Betracht kommen. Wer will in der Schweiz an die Verringerung des Weideareals denken, während überall Futternoth herrſcht und die Vermehrung des Viehſtandes als Bedürfniß erklärt wird? Da die Weiden außerdem das weniger ſteile Gelände einnehmen und der Raſen den Boden ebenfalls bindet, ſo wird durch Aufforſtung von Weideareal keine erhebliche Aenderung in Bezug auf die Ueberſchwemmungsgefahr zu erwarten ſein.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine ſehr klare, durchdachte und intereſſante Studie von Prof. Friedrich Pfaff (Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen, XV, 1 und 2, Heidelberg, Carl Winter) behandelt „die Gletſcher der Alpen, ihre Bewegung und Wirkung“, die wir darum beſonders empfehlen möchten, weil der in der Erforſchung und Beobachtung der Gletſcher ſelbſt thätige Verfaſſer uns in die Detailunterſuchungen einführt, welche nöthig waren, um das Weſen der Gletſcher wie des Eiſes überhaupt kennen zu lernen, und weil er (S. 15, 17, 44) auf die Grenzen der bisherigen Erkenntniß und die Deſideraten der Gletſcherkunde hinweiſt. Was die Wirkung der Gletſcher anlangt, ſo bekämpft Pfaff mit mechaniſchen Gründen die Penck'ſche Anſicht, daß ein Eisſtrom im Stande ſei, Felsmaſſen auszuhobeln und weſentlich zur Bildung von Thälern und Seebecken beizutragen, auf das allerentſchiedenſte. Das höchſte, was er heute leiſten kann, iſt, daß er loſes Material vor ſich her ſchiebt; von den Gletſchern der Eiszeit aber weiſt Pfaff nach, daß ihre Kraft in dieſer Hinſicht eine geringere geweſen ſein muß, als diejenige der jetzt exiſtirenden. Penck ſpeciell macht er (S. 80) den Vorwurf, daß er den alten Gletſchern eine „wunderthätige, alle Geſetze der Mechanik überwindende Kraft“ zuſchreibe, und ſpottet darüber, „welche Glaubensſtärke in manchen Naturforſchern ſich findet, wenn es gilt, eine vorgefaßte Meinung feſtzuhalten.“ — Auf Penck's Entgegnung darf man geſpannt ſein.

— Dr. M. Gehre, Die deutſchen Sprachinſeln in Oeſterreich (4°. Großenhain, Heintze). Neben den geſchloſſenen Gebieten, in welchen die acht Millionen Deutſche Cisleithaniens beiſammen wohnen und ſchon dadurch gegen den Andrang fremder Nationen geſchützt ſind, exiſtiren noch eine ganze Menge kleinerer Enklaven in fremdem Gebiete, bald entſtanden durch Anſiedelung fleißiger deutſcher Bauern in früheren Zeiten, wo man noch nicht an einen Nationalitätenkampf dachte, bald abgeriſſene Splitter, durch zwiſchengekeilte Fremde vom Hauptkörper getrennt. Die unerhörte Vergewaltigung, welche die Deutſchen in Oeſterreich neuerdings von verblendeten Beamten im Bunde mit den Ultramontanen zu erleiden haben, hat ihr Nationalitätsbewußtſein geweckt, das faſt eingeſchlummert war, und veranlaßt ſie auch, ſich nun um dieſe „verlorenen Poſten“ mehr zu bekümmern. Der Deutſche Schulverein in Oeſterreich ſowohl wie in Deutſchland ſucht durch Schulen und Kindergärten das Deutſchthum zu erhalten und einigermaßen den Schaden auszugleichen, welchen die Prieſter, faſt ausnahmslos Feinde des Deutſchthums, ſelbſt wenn ſie von deutſcher Geburt ſind, demſelben zufügen. Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift hat, um ein genaues Bild von dem gegenwärtigen Zuſtande und den dringendſten Bedürfniſſen zu bekommen, die meiſten Sprachinſeln ſelbſt beſucht, über die übrigen möglichſt genaue Erkundigungen eingezogen, und giebt uns nun genauen Bericht über die Zuſtände in Böhmen, Mähren, Schleſien, in Krain und Iſtrien, wo der Angriff vielleicht am heftigſten iſt, in Südtirol, deſſen Gemeinden ja ſchon lange die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben, endlich in Galizien und der Bukowina. An vielen Orten iſt es zu ſpät; die Inſeln ſind der anſtürmenden Brandung erlegen und nur noch Familiennamen und Gewann-(Flur-)Namen erinnern an die deutſche Vergangenheit; aber an ſehr vielen Orten ſehen wir auch noch zähes Feſthalten an der Mutterſprache und mannhaftes Eintreten für ſie, und hier ſind die Stellen, wo die deutſchen Schulvereine eintreten müſſen in derſelben Weiſe, wie der Guſtav-Adolf-Verein für die evangeliſchen Gemeinden der Diaſpora. Noch finden die Beſtrebungen des deutſchen Schulvereins in Deutſchland bei weitem nicht die Beachtung und die Betheiligung, die ſie verdienen; möge Gehre's Büchlein, das allein die Thatſachen reden läßt, ihm recht viele Freunde und Mitglieder verſchaffen.

Afrika.

— Wie wir der „Allg. Zeitung“ entnehmen, vollzieht ſich der Verkehr Deutſchlands mit Marokko faſt ausſchließlich über London, derjenige mit Tunis über Marſeille und Genua. Direkte Verbindungen ſind nicht vorhanden, wenn auch neuerdings dieſer Zuſtand ſich durch Eröffnung einer neuen Dampfſchiffahrtsroute des öſterreichiſch-ungariſchen Lloyd zwiſchen Trieſt und Tunis etwas beſſer geſtalten zu wollen ſcheint, wenigſtens zu Gunſten eines Theiles von Deutſchland. Darum plaidirt der in Tanger erſcheinende „Commerce au Maroc“ für eine direkte monatliche Verbindung zwiſchen Hamburg und Nordweſtafrika, welche gewiſſen Waaren deutſchen Urſprunges, wie Farben, Chemikalien, Eiſen- und Stahlwaaren u. ſ. w., neue Märkte eröffnen und das einzige Mittel ſein würde, die Naturprodukte jener Länder, Olivenöl, Wolle, Häute, Datteln ꝛc., nach Deutſchland einzuführen.

— Die letzte Nachricht von der portugieſiſchen Expedition zum Muata Jamwo datirt vom 11. Januar d. J. aus der Station Andrade Corvo, welche 690 m hoch unter 7° 17′ ſüdl. Br. und 20° 43′ öſtl. L. am Tſchikapa liegt (alſo in der Nähe von Ginambanza der Pogge-Wißmann'ſchen Karte). Ob ſie ihr Ziel, die Reſidenz des Lunda-Reiches, erreichen wird, ſteht noch dahin, da der Muata-Jamwo geſtorben iſt und ſich verſchiedene Prätendenten um den Thron ſtreiten; derjenige, welchem das meiſte Recht zur Seite ſteht, befindet ſich bei der Expedition, aber es fragt ſich, ob derſelbe Erfolg haben wird, was natürlich für den portugieſiſchen Einfluß ſehr vortheilhaft wäre. Leider iſt aber zu befürchten, daß das Lunda-Reich in mehrere kleine Staaten zerfallen, und erſt durch einen ſtarken und geſchickten Eroberer wieder geeinigt werden wird. — Eine zweite portugieſiſche Expedition, welche unter Serpa Pinto nach dem Niaſſa-See ausgeſandt wurde und nach der Erkrankung und Rückkehr deſſelben unter dem Marineofficier Cardozo weiter vordrang, iſt nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, aber mit wichtigen Ergebniſſen nach der Oſtküſte zurückgekehrt. Serpa Pinto und Cardozo ſollen nun Europa beſuchen.

Inſeln des Stillen Oceans.

— Eine am 6. April dieſes Jahres zu Berlin vollzogene „Erklärung betreffend die Abgrenzung der Deutſchen und Engliſchen Machtſphären im weſtlichen Stillen Ocean“ ſetzt eine Demarkationslinie zwiſchen beiden feſt, welche unter 8° ſüdl. Br. von der Nordoſtküſte Neu-Guineas ausgehend den 1567 von dem Spanier Mendana entdeckten Archipel der Salomon-Inſeln ſo durchſchneidet, daß, abgeſehen von einigen kleineren, namentlich die großen Inſeln Bougainville, Choiſeul und Iſabel dem deutſchen Einfluſſe verbleiben. Südlich von der Südoſtſpitze Iſabels biegt die Linie nach Nordoſten um, läuft bis in die Nähe der Keats Bank (6° nördl. Br., 178½° öſtl. L.) und dann genau nordwärts bis 15° nördl. Br., indem ſie den bereits vom Deutſchen Reiche beſetzten Marſhall-Archipel einſchließt. Beide Theile verpflichten ſich, in dem jenſeits dieſer Linien liegenden Gebiete weder Gebietserwerbungen zu machen, noch Schutzherrſchaften anzunehmen, noch der Ausdehnung des Einfluſſes der anderen Macht entgegenzutreten, ſichern auch in einer zweiten Erklärung den beider-

seitigen Staatsangehörigen in dem „Westlichen Stillen Ocean“ (d. h. dem Gebiete zwischen 15° nördl. Br. und 30° südl. Br und zwischen 165° westl. L. Gr. und 130° östl. L. Gr.) volle Handels- und Verkehrsfreiheit zu. Keine Anwendung findet die erste Erklärung auf die Samoa-, Tonga- und Niué-Inseln, sowie auf die Besitzungen und Protektorate einer anderen civilisirten Macht.

Südamerika.

— Auf dem Dresdener Geographentage hatte Dr. Alfons Stübel 86 Oelgemälde von Landschaften und Volkstypen aus Ecuador ausgestellt, welche zu dem Anziehendsten gehört haben sollen, was jene Versammlung und die damit verbundene Ausstellung bot. Zwei Jahre lang begleitete ein einheimischer Künstler, Rafael Troya, die wohlbekannte Expedition der Herren Reiß und Stübel und hat während derselben seiner Kunst mit seltener Hingebung und Aufopferung obgelegen. Naturwahrheit war das oberste Ziel, welches bei den, stets an Ort und Stelle ausgeführten Bildern verfolgt wurde; maßgebend war stets der geologische Gesichtspunkt, und der Standort wurde gewählt ohne Rücksicht auf die Umständlichkeiten, welche der Transport des Zeltlagers oder das Ausharren an dem geeigneten Punkte bis zum Eintritte des richtigen Beleuchtungsmomentes — und das dauerte in Folge der mißlichen meteorologischen Verhältnisse in jenen Hochregionen oft wochenlang — verursachen konnte. So entstand eine Sammlung von naturgetreuen Ansichten von hohem Werthe für die Andes-Forschung, welche Dr. Stübel gern einem freilich erst noch zu begründenden geographischen Museum übergeben möchte. Ein solches müßte in chronologischer Uebersicht den Fortschritt erläutern, welchen die Erforschung der Erdoberfläche im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat; es müßte die Entwickelung der Kartographie von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart veranschaulichen; es müßte eine permanente Vorführung von bildlichen Darstellungen bieten, welche, nach Ländern geordnet, die Vorstellung unterstützen. Ein solches Museum müßte zugleich das Archiv sein, in welchem die Original-Arbeiten des Forschungsreisenden, seine Tagebücher, die heimgebrachten Photographien und eigenhändigen Skizzen in zugänglicher Weise deponirt wären. Die Begründung eines derartigen Institutes kann bei dem allgemeinen Interesse, welches die Geographie gewonnen hat, nur noch eine Frage der Zeit sein und würde bald von allen Seiten werthvolle Beiträge veranlassen.

Inzwischen aber hat Herr Stübel in dankenswerther Weise einen illustrirten Katalog seiner Bildersammlung unter dem Titel „Skizzen aus Ecuador“ (Berlin, A. Asher und Co., 1886) herausgegeben, welcher in 63 Zinkographien verkleinerte Nachbildungen der Originale und zu den meisten derselben erläuternde Begleitworte enthält, welche in gleicher Weise geologische und topographische Daten, wie solche über Fauna, Flora und Menschenleben bringen, ohne natürlich eine wissenschaftlich erschöpfende Beschreibung zu geben. Welchen Werth diese Veröffentlichung hat, möge man daraus entnehmen, daß sie z. B. vom Iliniza drei, vom Cotopaxi und Altar je fünf, vom Chimborazo und Tunguragua je sieben Ansichten bringt, während bekanntlich richtige Abbildungen merkwürdiger Berge bis jetzt noch sehr selten sind (vergl. Pechuël-Lösche, „Bergumrisse“ im „Globus“, Bd. 44, S. 8), und daß z. B. von dem mysteriösen Vulkane Sangay, den wenige Bewohner Riobambas je mit eigenen Augen gesehen, und den E. Whymper nur kurze Zeit lang von einem 17400 engl. Fuß hohen Punkte am Chimborazo erblickte (Proc. R. G. S. August 1881, S. 458), ein aus nur 13 km Entfernung aufgenommenes detaillirtes Bild auf S. 46 vorliegt. Aus diesem „Kataloge“, der wohl leider nur in engeren Kreisen Verbreitung findet, mögen künftige Reisende lernen, wie Illustrationen zu Reisewerken beschaffen sein müssen, wenn sie wissenschaftlichen Werth besitzen sollen.

— Wie man in Südamerika, speciell in Ecuador, mit statistischen Zahlen umspringt, davon erzählt A. Stübel in seinen „Skizzen aus Ecuador“ (Berlin 1886) zwei lehrreiche Beispiele. Quito — sagt er S. 7 — ist relativ eine sehr volkreiche Stadt; wohl mag sich die Seelenzahl auf 25000 bis 30000 belaufen; statistische Angaben, die jedoch nicht auf thatsächlichen Erhebungen beruhen, und mehr für das Ausland berechnet sind, normiren sie sogar auf 80000 Einwohner. Eine so große Differenz in der Schätzung rechtfertigt sich aber vollkommen, wenn man bei dem beschränkten, scharf begrenzten Raume, welchen die Stadt einnimmt, die niedrigen höchstens zweistöckigen Häuser, die großen Höfe, die vielen Kirchen und vor allem die geräumigen, sehr schwach bewohnten Klöster in Rechnung zieht. Mischlinge und Indianer mögen gut $^7/_8$ der Bevölkerung ausmachen. — Das heutige Riobamba — heißt es S. 19 — ist eine neue Stadt; erst einige achtzig Jahre sind seit ihrer Gründung vergangen. Das alte Riobamba (Riobamba viejo) lag etwa eine Wegstunde westlicher, auch nicht auf freier Ebene, sondern in einer thalartigen Vertiefung, umgeben von Hügeln und Bergen; es wurde zerstört durch das große Erdbeben von 1797, welches noch in frischem Andenken stand, als Humboldt, nur sechs Jahre später, die Gegend besuchte und über die Schreckuisse desselben nach Aussage der Eingeborenen berichtete. Einige Ruinen sind noch an jener Stelle vorhanden; schon aus der Lage, welche die alte Stadt gehabt hat, darf man schließen, daß ihre Einwohnerzahl eine geringere gewesen, als diejenige ist, welche das neue Riobamba (Riobamba nuevo) gegenwärtig (7000 bis 8000) besitzt. Nach den Ueberlieferungen, welche Humboldt sammelte, sollen durch die Katastrophe in der Stadt Riobamba selbst 40000 Menschen ihren Tod gefunden haben. Aus den Archiven von Quito hat Herr Theodor Wolf jedoch authentisch nachweisen können, daß diese Zahl viel zu hoch gegriffen ist, daß die 40000 Todten sich auf 2036 reduciren, und daß selbst diese nicht ausschließlich der Stadt zukommen, sich vielmehr auf die gesammte Provinz von Riobamba vertheilen.

Berichtigungen.

S. 160, Spalte 1, Zeile 16 lies Vila (statt Visa). S. 172, Spalte 1, Zeile 31 und 41 lies Cinae (statt linae). S. 184, Spalte 2, Zeile 27 und 28 lies: „wahrscheinlich Lemminge, die Hauptnahrung der Füchse, und ein der Ratte ähnliches, im Wasser lebendes Thier.“ S. 184, Spalte 2, Zeile 34 und 35 lies: „Die Samojeden kommen bis zum Nördlichen Eismeere. Auf der Samojedenhalbinsel beim Kap Kamennyi fanden wir ein Todtenlager.“

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXV. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: Prähistorische Eisenbarren vom Mittelrheinlande. (Mit drei Abbildungen.) — Die Krankheit Mali-Mali oder Latah der Malayen. Von F. Blumentritt. — Die Arbeitergenossenschaften (Artelle) in Rußland. — Kürzere Mittheilungen: Die Entwässerung und Urbarmachung der Polesje. — Das indische Theater. — Gegengift gegen Schlangenbisse. — Der Einfluß des Waldes auf den Stand der Gewässer. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 27. Mai 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Globus.

L. Band.

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Fünfzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1886.

-18433-

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Anzahl und Größe der Alpengletscher 127. Handel der Araber mit den nordisch-baltischen Ländern 158. Die Entstehung der Welt nach slavischem Volksglauben. Von F. Hubad 218. Slavische Gebräuche beim Hausbau. Von F. Hubad 298. 310.

Deutsches Reich. Die mecklenburgischen Höhenrücken und ihre Beziehungen zur Eiszeit 14. Theilung des Kreises Inowrazlaw 62. Die Fremdlinge der deutschen Flora 77. Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland 93. Wiederauftreten einer Schnecke bei Berlin 94. Abnahme der wendischen Bevölkerung im Königreiche Sachsen 158. Glaciale Erscheinungen im Hartzgebirge. Von Dr. C. Mehlis 173. 317. Monolithische Denkmäler vom Mittelrheinlande. Von Dr. C. Mehlis 183. 271. III. und IV. Jahresbericht des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie 207. Bodensenkung im Ruhr-Kohlenreviere 232. Beschlüsse des Allgemeinen deutschen Kongresses zur Förderung überseeischer Interessen 239. Orometrie des Harzes 239. Siedelungsgeschichte der cimbrischen Halbinsel 265. Die Verbreitung der Kreuzotter und der Schlingnatter 271. An der Eisenstraße und auf dem alten Rothenberge. Von Dr. C. Mehlis 277. Die geodätische Konferenz in Berlin 287. 366. Erforschung des Bodensees 319. Die Regelung der deutschen Auswanderung. Von Emil Jung 331.

Oesterreich-Ungarn. Neue Sprachenkarte 62. Schriften zur Siebenbürger Volkskunde 63. Pflanzliche Ueberreste im Hallstatter Salzgebirge 79. Bergwerksbetrieb 252.

Schweiz. Montreux 79. Ein Führer durch das Wallis 188. Der Alpenföhn in seinem Einflusse auf Natur- und Menschenleben 203. Anpflanzung des chinesischen Hanfs 287. Tiefenmessungen im Genfer See 319.

Dänemark (nebst Island). A. Feddersen über Island und seine Fischerei 123. Bevölkerung von Kopenhagen 174. Unterseeischer Tunnel zwischen Kopenhagen und Malmö 319. Thoroddsen's Reise an der Westküste von Island 351.

Skandinavien. Polhöhe der Mollusken in Norwegen 174.

Frankreich. Anzahl der Mineralquellen 79. Französische Höhlenfunde 221. Frankreich in Wort und Bild 252. Die Lavendel-Industrie am Ventoux 253. Einwanderung von Schmetterlingen 287. Paris Hafenstadt 319.

Italien. Erträge der Getreide- und Weinernte 14.

Spanien. Geographische Entdeckungen in den Pyrenäen 94.

Griechenland. Altheidnische Gebräuche und Ueberlieferungen im Archipel 94. Entwässerung des Kopais-Sees 95.

Europäische Türkei. Weinbau in Rumelien 63. Die Inschrift von Gortyn auf Kreta 158. Feuersteinfabrikation in Albanien 287. Die Gebiete von Kerdschali und Ruptschos 382.

Montenegro. Häufigkeit der Trepanation des Schädels 335.

Rumänien. Schwarz über die deutschen Ansiedler in der Dobrudscha 127.

Rußland. Arzruni nach dem südlichen Ural 14. Zur Anthropologie der Kleinrussen 63. Miklucho-Maklay's Ankunft 95. Expeditionen in den Norden und Osten 127. Tod, Bestattung und Todtenklage bei den altgläubigen Großrussen. Mitgetheilt von R. v. Seidlitz 138. Die Volksschulen im europäischen Rußland. Von E. Petri 173. Die südrussischen Steppen 175. Gondatti's Reise im Norden 175. Die Mohammedaner in Orenburg 239. Weibliche Artele 253. Tabaksbau 271. Salzeinfuhr 271. Die Messe von Nishni-Nowgorod 287. Hydrotechnische Arbeiten im Süden 335. Denkmal für Pachtussow 366. Umnennung deutscher Kolonien 367.

Asien.

Russisches Asien. Sibirien. Die Fischfauna des Balchasch-Sees 14. Bunge's und von Toll's Reise 95. 254. Betson's Reise nach dem Gebiete von Turgai 111. Neue Goldlager 111. Schlechte Wirthschaft auf Sachalin 111. 144. Die Reise von Renan und Frost in Sibirien 158. Die Flora der Commandeur-Inseln 159. Lieutn. Schütze's Reise 240. Naphtha-Quellen auf Sachalin 240. Ausstellung in Jekaterinburg 253. Besiedelung von Sachalin 254. Mineralquellen in Transbaikalien 272. Der Thee und das Theetrinken in Sibirien 314. Die Tomsker Universität 320. Dampfer für den Jenissei 320. Der Ob-Jenissei-Kanal 320. Das Waldareal im Gebiete Transbaikalien 351. N. Jadrinzew's Studien über Sibirien 363. 377.

Transkaspisches und Mittelasiatische Gebiete. Ambulanz für eingeborene Frauen 111. Krasnow's Reise 127. Dammarbeilen in Merw 127. Reise von Tarantschen nach Europa 240. Grumm-Grshimailo's Reise nach Alai und Pamir 253. Ethnographische Untersuchungen an Kirgisen 253. Radde's Reise an der russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenze 284. 335. Naphtafund 319. Folgen der Aufhebung des Batumer Freihafens 320.

Kaukasien. Talysch (Dr. Radde's Reisen) 89.

Türkisches Asien. Babylonien als Kolonisationsfeld 64. Das Anwachsen der Bevölkerung Jerusalems 155. Ein jüdisches Heiligthum bei Tiberias 189. Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export. Von Dr. L. E. Browski 250. 263. H. Kiepert's Reise im vorderen Kleinasien 271. 367. Straßenbauten in Syrien 287. v. Diest's Reise in Nordwest-Kleinasien 367.

Iran. Lockhart's Expedition in Badakschan 64. Persische Sprüchwörter 124.

Britisch-Indien. Die Schom-Pen auf Groß-Nicobar 95. Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal 101. 113. 129. 145. 161. Die Bewohner der Andamanen 108. 120. 135. Das indische Kaiserreich 153. 169. Eine Pilgerstadt in Indien 187. Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut 302.

Hinterindien. Besetzung von Lao-kai durch die Franzosen und Handel auf dem Rothen Flusse 64. Untersuchung der Mekong-Stromschnellen 96. Der englisch-chinesische Vertrag über Birma 207. Eine Fahrt durch die Stromschnellen des Mekong 237. Errichtung einer Tonkinesischen Akademie 303.

China mit Vasallenstaaten. Potanin, Eine Todtenfeier zu Ehren Tschingis-Chan's 31. Erforschung des Chan-Tengri 111. Potanin's Reise 128. 254. Die Goldwäschen an der Shelluga 159. Missionare in Kan-su 159. Fabelthiere 189. Carey's Reise in Hochasien 207. Besiedelung von Kuldscha 254. Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut 302. Verehrung einer Schildkröte 303. Zusammenhang der amerikanischen und ostasiatischen Flora 303. B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan 313. 328. Potanin's Reise über das Nan-schan-Gebirge 379.

Korea. Telegraphische Verbindung mit Söul 208.

Niederländisch-Indien. Besteigung des Pik von Indrapura 32. Beeston's Reise in Nord-Borneo 32. Das nördliche Borneo 44. 58. Budget und Handelsbewegung von Britisch Nord-Borneo 48. Inschriften am Tempel von Buru-Budor 96. Studien über das Berri-Berri 254. Einiges über den Wajang auf Java. Von Emil Metzger 344. Das Klima von Insulinde 367.

Philippinen. A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan 177. 193. 209. 225. Die Manguianen der Insel Mindoro. Von F. Blumentritt 215. Die Ilongoten. Von F. Blumentritt 294.

Afrika.

Die achte Durchkreuzung Inner-Afrikas 144. Die Säugethierfauna von Nordafrika 175. Gleerup's Reise durch Afrika 251.

Algerien und Tunesien. Bohrung artesischer Brunnen im Wed Melah 240. Festsetzung der Grenze zwischen Tunesien und Tripolitanien 352. Hafenanlage bei Bizerta 382.

Aegyptisches Reich und Nilgebiet. Die Pflanzenarmuth der Libyschen Wüste 15. Thiergeographisches vom Suezkanal 15. Die Petroleumquellen am Gebel Zeit 64. Ausgrabung des Pharaonenschlosses von Thachpanhes 79. Nach-

richten von Dr. Junker 96. 272. Emin Bey 272. Acclimatisirung von Europäern 336.

Abessinien. Franzoi's Reise nach Schoa 64. 367. Kosaken nach Abessinien 111. Das Vasallenverhältniß von Schoa zu Abessinien 272. Venzoni's Expedition nach Harrar 288.

Ostafrika. Graf Teleky's Expedition 16. Johnston's Buch über den Kilima-Ndscharo 78. Dr. Fischer's Rückkehr 96. Weite Reisen der Suaheli-Kaufleute 111. Karte von Central-Ostafrika 144. Portugiesischer Feldzug ins Innere 320. Neuerwerbungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft 352. Zeichensprache der Massai 366.

Seengebiet. Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885 1. 17. 33. 49. 321. 337. 353. 369. Révoil's Umkehr 96. Die portugiesische Expedition unter Serpa Pinto und Cardozo 336.

Inneres (Congo-Staat). Nachrichten von der österreichischen Congo-Expedition 15. 208. 336. Wißmann's neue Reise 16. 208. Wolff's Befahrung des Sankuru und Lomami 80. Tisdel's Bericht 111. Kassai oder Sankuru? 112. Das Sanitarium zu Boma und die klimatischen Verhältnisse des Unter-Congo-Gebietes. Von W. Mönkemeyer 171. Einführung hoher Zölle 176. 320. Der Lomami 221. Die portugiesische Expedition zum Muata Jamwo 240. Gleerup's Reise 251. Urtheile über den Congo und seine Zukunft 254. Dampferlinie zwischen Antwerpen und dem Congo 352. Räumung der Falls-Station 368. Das Klima der Station 383. Mission in Luluaburg 383.

Süden. Holub's Reise 15. Bau der Delagoa-Eisenbahn 15. Eröffnung der Eisenbahn von Durban nach Ladysmith 64. Farini's Reise in der Kalahari-Wüste 200. Neue Goldfelder 303. Theilung von Zulu-Land 368.

Westen (südlich vom Aequator). Das Ovampo-Land unter deutschen Schutz gestellt 144. Pohle's Bericht über das Land nördlich vom Orange-Flusse 224. Die Omumborombonga-Sage der Herero und ihre ethnologisch-mythologische Bedeutung. Von H. Brincker 247. Die Mondombé 285. 333. Ueber die Europäer auf der portugiesischen Westküste Afrikas 316. Bau der Eisenbahn nach Ambacca 336. Die Fauna von Angra Pequena 382.

Westen (nördlich vom Aequator). Grenzregulirungen zwischen den französischen und portugiesischen Gebieten 48. Ruder und Canoes in Westafrika. Von Dr. Pechuël-Loesche 74. Das Hinterland von Kamerun 143. Honiggewinnung am Kamerun-Gebirge 144. Telegraphische Verbindung mit Europa 176. 383. Lockere Sklaverei im Hinterlande von Kamerun 190. Die Erforschung des Sekoli-Flusses durch Jacques de Brazza 206. Grenze zwischen englischem und deutschem Besitze am Niger 208. Das Land der Bagas und der Rio Nunez 241. 257. 273. Victoria am Kamerun-Gebirge deutsch 255. Wauwermans über Liberia 255. Spanische Expedition in das Hinterland des Rio de Oro 287. Zintgraff nach Kamerun zur Erforschung der Hinterlande 352. Krause's Reise nach Salaga und Mossi 352.

Inseln. Die Bevölkerung von Réunion 124. Einwanderung in Madagascar 176. Hartmann's Buch über Madagascar 240. Der Bergreis auf Madagascar 255. O. Baumann nach Fernando Poo 336. Die Bedeutung Tamataves 336. Die Canarien 361. Besetzung Sokotras durch England 382.

Australien.

Abnahme der Waldbäume durch Opossums 190. Die Verbreitung des Blasenwurms 190. Fortschritte im Eisenbahnwesen 224. Bevölkerungsstatistisches 256. Die Gletscher Australiens 318.

Südaustralien. Lindsay's Expedition und Lieutn. Dittrich 255. 336. Expedition unter Giles und Laurie 336. Brunnenbohrungen 383.

Queensland. Trennungsgelüste im Norden der Kolonie 320.

Westaustralien. Das neuentdeckte Goldfeld in Westaustralien 78. Statistisches 191. Erforschung der Cambridge Downs 255.

Inseln des Stillen Oceans.

Neu-Guinea. Strachan's neue Reise 32. Dampferverbindung zwischen Britisch Neu-Guinea und Australien 80. Stewart's Reise 80. Fortschritte der Neu-Guinea-Kompagnie 144. Scratchley über Britisch-Neu-Guinea 156. Das Ende von Forbes' Reise 160. Erforschung des Kaiserin-Augusta-Flusses 208.

Europäische Kolonien. Vulkanische Eruption auf Neu-Seeland. Von H. Greffrath 128. 191. Industrie-Ausstellung auf Neu-Seeland 160. A. Marche nach den Marianen 191. Die Mestizen auf Neu-Caledonien 191. White Island 304. 320.

Die übrigen Inseln. Die Cook- oder Hervey-Inseln 7. 23. Die Austral- oder Tubuai-Inseln 65. Von den Samoa-Inseln 81. Die Tonga-Inseln 97. Annection der Kermadec-Inseln durch England 208. Vulkanischer Ausbruch auf Niapu 320.

Nordamerika.

Die nordamerikanische Landschneckenfauna. Von W. Kobelt 126.

Britisch-Nordamerika. Die Canada-Pacific-Eisenbahn. Von Heinrich Lemcke 92. Boas' ethnographische Reise nach Vancouver 352.

Vereinigte Staaten und Alaska. Indianische Grabhügel in Tennessee 80. Die Tornados 80. Prähistorische Menschenreste in Florida 80. Schwatka nach dem Eliasberge 112. 272. Alaska. Nach Iwan Petroff 151. 167. 185. Industrieller Fortschritt des Südens 160. Die Puma-Indianer in Süd-Californien. Von J. A. Spring 267. Die Gletscher der Vereinigten Staaten 280. Mount Pitt in Oregon 285. Der Lenape-Stein 288. Die Mounds und Lodges 288. Erdbeben und vulkanische Ausbrüche 288. 320. 383. Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona 289. 305. Der Tahoe-See 304. Waldverwüstung 320. Die Fundstätte der Dinoceratiden in Wyoming 334. Das Volk der Omaha 347. Das Erdbeben von Charleston 352.

Vermessung des Kratersees in Oregon 383.

Mexiko. Charnay's neue archäologische Reise in Yucatan 112. Der Scorpion von Durango 160. Eine altindianische Opferstätte auf dem Popocatepetl 160. 191. Der fossile Mensch vom Peñon 192. Tauschhandel der Lacandonen 192. Vulkanische Erscheinungen 320.

Centralamerikanische Staaten. Geschirrfabrikation der Pokomam-Indianer 16.

Südamerika.

Colombia. Die Bogotáner. Von Dr. Alfred Hettner 69. 86. 105. 118. Feststellung der Grenze gegen Costarica 336. Traurige Zustände im Staate Magdalena 383.

Venezuela. Entstehung des Orinocodeltas 192.

Brasilien. K. von den Steinen's Schingú-Expedition 157. Die Vermessung des Rio Paranapanema 192. Die Caingangs-Indianer in der brasilianischen Provinz Paraná 233.

Bolivia. Fastnachtgebräuche der Aymara-Indianer 238. Nachricht von Thouar 352.

Paraguay. Aussichten für Einwanderer 192.

Argentina. Neu entdeckte Goldlager in Patagonien 61. 256. Fontana's Reisen am Chubut 96. Anwachsen der Stadt La Plata 176. Expeditionen nach dem Feuerlande 368. 384. Aus- und Einfuhr 384.

Chile. Philippi's Bereisung des früheren Südbolivien 256.

Ecuador. Wiederaufstellung des Inschriftsteins von Tarqui 336.

Polargebiete.

Nordenskiöld's Grönland 42. Peary's Reise nach Grönland 64. Bildung einer Mischrasse in Grönland 64. Die Eisverhältnisse im nördlichen Polarmeere 256. Wiederaufnahme der Südpolarforschung 384. Gilder's Expedition 384.

Oceane.

Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung. Von Dr. Pechuël-Loesche 39. 55. Die Untersuchung der Nordsee durch das Kanonenboot „Drache" 301. Die Tiefseelothungen der „Enterprise" im südlichen Stillen und im Atlantischen Ocean 368. Treibeis im südatlantischen Oceane 384. Eindringungstiefe des Lichtes in das Meer 384.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches. Der tertiäre Mensch 304.
Ethnologisches. F. Ratzel's Völkerkunde 30. Dr. W. Schneider, Die Naturvölker 112.
Vermischtes. Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion. Von Emil Jung 10. 26. Die Herkunft der Bohne 72. Begrenzung der Floren 112.

Vom Büchertische.

Geinitz, Die mecklenburgischen Höhenrücken 14.
Ratzel, Völkerkunde 30.
Nordenskiöld, Grönland 42.
Physikalisch-statistischer Handatlas von Oesterreich-Ungarn 62.
J. Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen 63.
F. Müller, Siebenbürger Sagen 63.
A. Sprenger, Babylonien 64.
H. H. Johnston, Der Kilima-Ndscharo 78.
Europäische Wanderbilder 79.
G. Radde, Talysch und seine Bewohner 89.
R. Aßmann, Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland 93.
Tisdel, Congo 111.
W. Schneider, Die Naturvölker 112.
B. Schwarz, Vom deutschen Exil im Scythenlande 127.
B. Schwarz, Kamerun 143.
Engelhardt und von Wensierski, Karte von Central-Ostafrika 144.
K. von den Steinen, Durch Central-Brasilien 157.
Ebers und Guthe, Palästina in Bild und Wort 159.
Wolf, Wallis und Chamonix 188.
Leicher, Orometrie des Harzgebirges 239.
A. Kirchhoff, Länderkunde der fünf Erdtheile 239.
Farini, Durch die Kalahari-Wüste 240.
R. Hartmann, Madagaskar 240.
Hölzel's Geographische Charakterbilder 272.
G. Hager, Die Marshall Inseln 304.
H. Christ, Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln 361.
Jadrinzew-Petri, Sibirien 362.
G. Nachtigal's Reisen in der Sahara und im Sudan 382.

Mitarbeiter
(auch Verfasser von übersetzten Artikeln).

F. Blumentritt 215. 294.
H. Brincker 246.
L. E. Browski 250. 263.
H. Greffrath 79. 128.
A. Hettner 69. 86. 105. 118.
F. Hubad 218. 298. 310.
E. Jung 10. 26. 331.
W. Kobelt 126.
H. Lemcke 92.
C. Mehlis 173. 183. 277. 317.
E. Metzger 343.
W. Mönkemeyer 171.
E. Pechuël-Loesche 39. 55. 74.
E. Petri 31. 173.
Petscherski (übersetzt von A. von Seidlitz) 138.
J. A. Spring 267.

Todesfälle und Nekrologe.

Abich 270. Delatte 254. Dubois 368. Eycken 254. Flegel 270. Landsborough 269. Maarschalk 270. Moustier 270. Müller 270. Graf Posse 254. Simonin 270. Soleillet 270.

Verzeichniß von Autoren, Reisenden u. s. w.

Arzruni 14. Ball 112. O. Baumann 208. 336. 383. Beeston 32. Beketow 175. Bent 94. Benzoni 288. G. Berndt 203. Bert 303. Betson 111. Boas 352. Bove 254. J. de Brazza 206. Bunge 95. 254. Cardozo 336. Carey 207. de Carvalho 240. Casati 96. Cervera 287. Charnay 112. 160. 191. H. Christ 361. Cooper 384. Dittrich 255. Dutton 383. Emin Bey 96. 272. Evans 287. Farini 200. 240. Feddersen 123. Ferrari 14. Fésigny 96. Fischer 96. Flegel 208. Fontana 36. Forbes 160. Franzoi 64. 367. Frost 158. Geinitz 14. Gilder 384. Giles 336. Gleerup 144. 251. Gondatti 175. Gottsche 94. Grumm-Grshimailo 253. Hector 191. Heim 127. Hellwig 77. B. C. Henry 313. 328. Holub 15. Hornlimann 319. Ignatiew 111. Jizerman 96. Jadrinzew 363. 377. H. H. Johnston 78. Jones 64. Jühlke 352. Junker 96. 272. van der Kellen 285. 316. 333. Keller 15. 124. 176. 336. Kenan 158. H. Kiepert 271. 367. Kjellmann 159. Kobelt 175. Krasnow 111. 127. Krause 352. Landas 240. Laurie 336. Leicher 239. von Lendenfeld 318. Lenz 15. 234. Lindsay 336. Ramon Lista 368. Lockhart 64. Man 95. A. Marche 191. Miklucho-Maklay 95. de Nadaillac 288. Nikolsky 14. Paiva Andrada 320. Paz 384. Peary 64. Pelselharing 254. Petrie 79. Philippi 256. Potanin 31. 128. 254. 379. Proudfit 288. Quiroga 287. Radde 89. 284. 335. Réveillère 96. 237. Révoil 96. Rizzo 287. Schestakow 253. von Schleinitz 208. 381. W. Schneider 112. Schrader 94. Schütze 240. B. Schwarz 127. 143. Schwatka 112. 272. Schweinfurth 15. 336. Serpa Pinto 336. Sievers 383. Stapf 79. von den Steinen 157. Stewart 80. van der Stok 367. Stoll 16. Strachan 32. Summers 383. Graf Teleky 16. Thoroddsen 351. Thouar 352. Tisdel 111. Tissandier 289. 305. von Toll 95. 254. Wauters 112. Wißmann 16. 208. Wolff 32. 80. 224. Zintgraff 352.

Illustrationen.

Europa.

Deutschland.

Der Gollenstein bei Bliescastel 183.
Der Teutonenstein bei Miltenberg 184.

Asien.

Nepal.

(Dr. G. Le Bon's Reise.)

Nepalische Träger 102.
Großer Platz in Katmandu 103.
Steinerner Tempel in Katmandu 104.
Tempel vor dem kaiserlichen Palaste in Katmandu 114.
Vorderseite eines Herrenhauses in Katmandu 115.
Ornamentirung der Vorderseite eines Palastes in Nepal 116.
Indra's Blitz vor einem Buddhatempel in Sambunath 117.
Buddhatempel in Sambunath 130.
Dschang Bahadur, einstiger erster Minister von Nepal 131.
Nepalische Soldaten 132.
Kukhri. Handglocke aus einem buddhistischen Tempel in Nepal 133.
Broncethür im königlichen Palaste zu Patan 134.
Nepalische Silbermünzen 135.
Der große steinerne Tempel gegenüber dem königlichen Palaste in Patan 146.
Pfeiler eines Hauses in Patan 147.
Platz vor dem Königspalaste in Patan 148.
Gesammtansicht von Paschpatti 149.
Großer Tempel in Buddnath 150.
Ansicht des großen Platzes in Bhatgaon 162.

Steinerner Tempel in Bhatgaon 163.
Das „Goldene Thor“ im königlichen Palaste zu Bhatgaon 164.
Nepalische Typen 165.
Nepalischer Götze aus Bronce 166.

Philippinen.

(Marche's Reise.)

Familie von Puno Pinang 178.
Orang-Sakais 178.
Der Hafen von Manila 179.
Die Straße l'Escolta in Manila 180.
Die Promenade Sampaloc in Manila 181.
Indierin von Manila 182.
Mestizinnen von Manila 182.
Mit einem Büffel bespannter Pflug der Indios 195.
Ufer des Pasig 196.
Tagalische Familie 197.
Eckhaus in Manila nach dem Erdbeben 198.
Carretones oder Büffelkarren 199.
Igorroten 210.
Pfeifen der Igorroten 211.
Ein vantay (Rasthaus) im Gebirge 211.
Hölzerne Doppelschüssel und Löffel der Igorroten 212.
Der Champignon-Archipel im Hafen von Lingayen 212.
Der Maquiling 213.
Der Vulkan Taal 214.
Kirche und Kloster Lipa 226.
Negritos vom Yriga 227.
Ringe aus den Särgen von Pamine-Taan 228.
Goldene Schmucksachen aus den Särgen von Pamine-Taan 228.
Fest in Santa Cruz de Nano 229.
Urnen aus der Grotte Pamine-Taan 230.
Hölzerne Figuren aus Grabhöhlen der Insel Marinduque 230.

Afrika.

(Giraud's Reise im Seengebiete.)

Abreise von Dar es-Salam an der Ostküste Afrikas 2.
Zanzibarer. Ferruschi. Kamna. Nassib 4.
Ansicht eines Pori mit Eingeborenen von Uzaramo 5.
Das Wadoë-Dorf Kamruka 6.
Der Kingani-Fluß 18.
Begegnung mit einem Nashorne 18.
Ein Thor des Dorfes Hongo 19.
Am Ufer des Mgeta 20.
Ankunft von Briefen aus Europa. Dorf Mgunda 21.
Wasagara 22.
Vorrathshäuschen der Wasagara im Dickicht 34.
Der Jäger Hassani Bogo 34.
Die Acacia horrida 35.
Wahehe 36.
Eingeborene von Uhehe 37.
Lager der Expedition 38.
Die Hauptstadt von Uhehe 50.
Flußübergang mittels einzelner Theile des Bootes 51.
Zusammentreffen mit einem Eingeborenen von Usafa 52.
Eingeborene im Livingstone-Gebirge 53.
Bambus bei einem Dorfe in Konde 54.
Ein Dorf in Konde 322.
Ankunft des Häuptlings Mualepesi 323.
Begrüßung mit Matula 323.
Mädchen und Mann aus Konde 324.
Bestrafung eines Diebes 325.
Der Kuhhirt der Expedition 326.
Blick auf das nördliche Ende des Njassa-Sees 327.
Das Dorf Kiwanda 339.
Eingang in das Dorf des Moine Muiva 340.
Empfang bei Moine Muiva 341.
Der dicke Muirua auf den Schultern eines Sklaven 342.
Giraud's Empfang bei Mkuë 354.
Mkuë's Orchester in Giraud's Lager 355.
Zurückgabe eines Gewehres 356.
Uebergang über die Tschambezi-Ueberschwemmung 357.
Innere Boma im Dorfe Kelimkuru's 358.
Kelimkuru auf der Ziehharmonika spielend 359.
Der Pombe trinkende Zapaira 359.
Giraud's Abschied von seiner Karawane 360.
Das Dorf Kombo-Kombo 370.
Das Boot erreicht das offene Wasser des Bangweolo-Sees 371.
Ankunft in Kirui 372.
Singa 373.
Giraud's Boot wird in den Stromschnellen des Luapula von den Wa'uffi angegriffen 374.
Kalambo 375.
Ankunft des Bootes in Kawende 376.

Westafrikanische Ruder 75.

Das Land der Bagas.

Ankunft Dinah Salifou's auf „le Goéland“ 243.
Häuser von Petit-Talibonche 244.
Inneres eines Hauses in Petit-Talibonche 245.
Fetische, welche die Kopfform der Eingeborenen von Petit-Talibonche nachahmen 246.
Ein Boot mit Simons 258.
Landschaft beim Dorfe Catombe 258.
Weiber im Dorfe Coffin 259.
Vorhalle eines Hauses im Dorfe Coffin 260.
Landeplatz von Grand-Talibonche 261.
Platz in Grand-Talibonche 262.
Frucht des Kola-Baumes 274.
Der Kola-Baum 274.
Thor von Casasocobouly 275.
Menga Sera, Häuptling der Landoumans 276.
Eingang zum Posten Bolé 276.

Inseln des Stillen Oceans.

Der Cook- oder Hervey-Archipel.

Eingeborene des Cook-Archipels auf der Walfischjagd 7.
Protestantische Kirche in Arognani 7.
Eine Familie von Rarotonga, vom Fischfange zurückkehrend 8.
Brotbaum oder Maïore 23.
Die Königsgräber auf Rarotonga 24.
Die große Häuptlingin Tapuni 24.
Eingeborene der Insel Mauti 24.

Die Austral- oder Tubual-Inseln.

Das Haus des Königs und die Kirche auf Rurutu 66.
Eingeborene von Tubuaï 67.
Junges Mädchen von der Insel Rimatara 68.

Die Samoa-Inseln.

Fischfang in der França-Bai 82.
Zum Tanze geschmückte Samoaner 83.
Mündung des Flusses von Apia 84.
Ansicht von Apia und der französischen Missionsstation 85.

Die Tonga-Inseln.

Bewohner von Tonga 98.
Nukualofa auf Tonga-Tabu 99.
Landschaft bei Mua auf Tonga-Tabu 99.
Grab eines Tui-Tonga bei Mua 100.

Nordamerika.

Straße in Kanab. Dahinter die Vermilion Cliffs 291.
Laven des Mount Trumbull 292.
Das Plateau Toroweap und der große Colorado-Cañon 293.
Indianerlager im Walde von Kaibab 294.
Der große Cañon und der Mount San Francisco 306.
Der Marble Cañon bei Pagumy Valley 308.
The White Cliffs 309.

Karten.

Victor Giraud's Reise von Dar es-Salam zum Njassasee (1 : 3 000 000) 3.
Alfred Marche's Reisen auf Luzon (1 : 3 500 000) 194.
Flötz-Querprofil (1 : 20 000) 232.
Skizze von Bagatay (1 : 700 000) 242.
Ringwall auf dem alten Rothenberge nordwestlich von Schnaittach (1 : 1500) 278.
Profile durch den Ringwall (1 : 1500) 278.
Karte des Gebietes zwischen Salt Lake City und dem Colorado River 290.
Victor Giraud's Reise im innerafrikanischen Seengebiete (1 : 4 000 000) 338.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 1.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Am 9. Juli 1883 verließ Schiffsfähnrich Victor Giraud an Bord der „Jemna" Marseille und traf nach einer ziemlich ungemüthlichen Fahrt von 45 Tagen am 25. August im Hafen von Zanzibar ein. Hier mußte er 121 Träger in seine Dienste nehmen, nämlich 13 für seine Kisten, 5 für Betten, Zelte, Tische u. s. w., 10 für die Patronen, 65 für Stoffe und Perlen, 8 Anführer und 20 für ein Boot. Letzteres war die Hauptursache für die große Zahl von Trägern, deren Beköstigung schon jetzt dem Reisenden manche Sorge und manches Kopfzerbrechen verursachte. An Waffen standen ihm zu Gebote 25 Grasgewehre, 60 Perkussionsflinten, 4000 Graspatronen und drei Fässer Pulver. Das Boot war in Gestalt eines Walfischbootes aus weichem Stahle gefertigt und maß in der Länge $7^1/_2$ m, in der Breite $1^1/_2$ m. Um den Transport desselben zu erleichtern, war es in fünf Theile zerlegt, drei große Mittelstücke von je 80 kg Schwere und zwei kleine von je 50 kg; es trug nur einen Mast vorn und ein lateinisches Segel. Aber der Erleichterung halber blieben Mast, Segelstange, Bänke und sonstiges Holzwerk, welches sich unterwegs leicht ersetzen ließ, in Zanzibar zurück.

Am 15. December Abends befanden sich sämmtliche Leute und alles Gepäck der Expedition an Bord des „Bourfaint", dessen Kommandant Boutet dieselbe nach Dar es-Salaam überzusetzen eingewilligt hatte; auch der französische Generalkonsul Ledoulx gab ihr das Geleit. Am 17. December 1882 lichtete der „Bourfaint" bei Sonnenaufgang die Anker und warf sie um 3 Uhr Nachmittags in dem reizenden kleinen Hafen Dar es-Salaam wieder aus; wer von der afrikanischen Ostküste nur den endlosen Strand von Bagamojo und Saadani kennt, fühlt eine wahre Erleichterung in dieser kleinen, wohlgeschützten Bucht, der einzigen in ihrer Art zwischen dem Kap Guardafui und Natal. Alte rissige Mauern und Trümmer sind alles, was von dem alten Dar es-Salaam, aus welchem Said Medschid ein Handelscentrum hatte machen wollen, übrig geblieben ist. Der 18. December ging mit verschiedenen Vorbereitungen hin und schloß mit einem Abschiedsmahle auf dem Schiffe, während die Träger die ganze Nacht hindurch unter wüstem Lärmen und Zanken zechten. Als die Sonne aufging, brauchte Keiner geweckt zu werden; der Kirangozi oder Führer, der gegen 1 Uhr Nachts mit lauter Stimme zu Mond und Sternen um einen glücklichen Ausgang der Reise gebetet hatte, trat mitten auf den Pfad, und nach einer Viertelstunde bereits waren alle Lasten geschnürt und ordneten sich sämmtliche Träger im Gänsemarsche hinter ihm. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung und dann folgte ihm Girand, welchem vier seiner Kameraden vom Schiffe während des ersten Tagemarsches das Geleit gaben. Derselbe war aber anstrengend genug. Der sandige Pfad führt zuerst durch einen Kokoswald und dann durch Dorngestrüpp und hohes trockenes Gras, wo die Sonne mit aller Macht herabbrannte. Gegen 9 Uhr passirte man die letzte Kokospalme, eine Stunde später den letzten Mangobaum und erst um 1 Uhr wurde ein Brunnen erreicht und das Lager aufgeschlagen. Noch am selben Abend kehrten

die vier Seeofficiere nach der Küſte zurück, und Giraud war nun der einzige Europäer in der ganzen Karawane. Sehen wir uns nun einige ſeiner Begleiter an.

Da iſt zuvörderſt Naſſib, der erſte Niampara oder Anführer, ein typiſcher Araber, ſchwarz, groß, trocken, abgehärtet; mit der ſeinen Landsleuten eigenthümlichen Eleganz und Vornehmheit trägt er das weiße Zanzibarer Hemd und die in Turbanform um den Kopf gewickelte Schuka. Er iſt einer der Wenigen in der Karawane, welche fließend Arabiſch ſprechen und ſchreiben; als getreuer Beobachter des äußeren Scheines verrichtet er allabendlich ſeinen Salam, bis er nach Ablauf des erſten Monates die Sache einſtellt. Niemals ſetzte er ſich vor Sonnenuntergang nieder; während des Marſches befand er ſich hinter der Karawane, um die Nachzügler zu überwachen und mit einigen Genoſſen etwaige Angriffe von Ruga-Rugas (Banditen), welche ſtets dort anzugreifen pflegen, abzuwehren. Ruhe ſcheint er nicht zu kennen; ſobald der Lagerplatz ausgewählt iſt, läßt er zuerſt, während das Zelt Giraud's aufgeſchlagen und die Kochgelegenheit hergerichtet wird, die Boma (Palliſade) herſtellen und ſämmtliche Laſten ordentlich aufſchichten; jede derſelben ruht, zum Schutze gegen die Bodenfeuchtigkeit, auf ein paar ſtarken Aeſten, und alle werden durch Decken gegen den Regen geſchützt. Gegen 2 Uhr kann er dann gewöhnlich melden, daß alle Laſten zur Stelle ſind und das Lager fertig iſt. Während des Nachmittages wandelt er von einer Gruppe zur anderen, ſchlichtet kleine Streitigkeiten, bezeichnet diejenigen, welche am folgenden Tage vom Laſttragen zu befreien ſind, ernennt ihre Stellvertreter, hört Beſchwerden an u. ſ. w. Abends endlich empfängt er von Giraud die Befehle für den nächſten Tagemarſch und verkündet ſie mit lauter Stimme im Lager.

Bei all' dieſen Geſchäften ſtand ihm Tuakali zur Seite, ein kleiner, kluger Burſche, welcher ihn ſchon lange auf ſeinen Reiſen im Inneren begleitete; es war ein unruhiger, widerſpenſtiger Menſch, aber als Dolmetſch ſehr brauchbar. Während ſeiner ganzen Reiſe durchzog Giraud die Gebiete von 12 bis 15 Stämmen mit verſchiedenen Dialekten, ohne

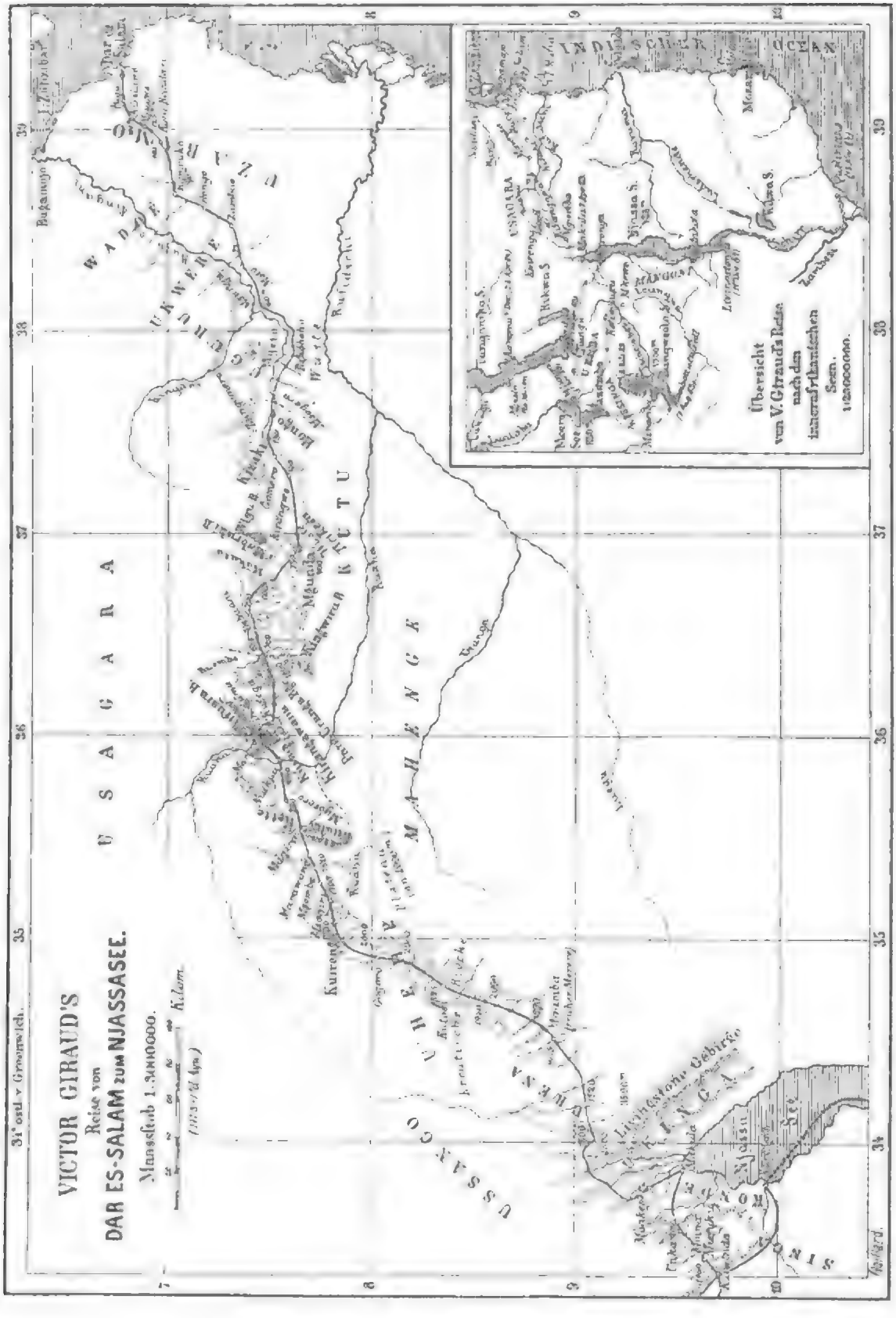
Abreiſe von Dar es-Salam an der Oſtküſte Afrikas.

daß Tuakali jemals mit ſeiner Ueberſetzungskunſt in Verlegenheit gerathen wäre. Dann kam Wadi Saliman, ein Unteranführer, dem die Obhut über das Boot anvertraut war, ein großer, langer, magerer, unbedeutender Menſch, der unter Stanley auf dem Congo ein Boot geführt hatte, aber den in ihn geſetzten Erwartungen nicht entſprach. Wadi Asmani, ein mächtiger Koloß mit beſtialiſchem Kopfe, hatte das Zelt unter ſich; er war zänkiſch und dabei ſo feige, daß er zuletzt überall verachtet wurde. Für die Kiſten hatte Wadi Combo zu ſorgen; er war ebenſo rieſig, wie der vorige, aber gutmüthig, luſtig, voll Leben und Muth, ſtets bereit, Feuer zu geben oder einen Strom zu durchſchwimmen. Ferruſhi, der jüngſte unter den Anführern, hatte gleichfalls drei Jahre am Congo gedient; er war hitzig, ſelbſt unverſchämt, aber tapfer und von lebhafter Faſſungsgabe und dadurch oft nützlich; auf dem Bangweolo-See führte er das Boot. Kamna war gleichfalls als Anführer angeworben worden, vertauſchte jedoch dieſe ehrenvolle Stelle bald mit der einträglicheren des Kochs. Alle dieſe Anführer bildeten unter der Oberleitung Naſſib's, deſſen Autorität jeder in der Karawane anerkannte, einen werthvollen Kern. Auf dem Marſche ſowohl als auch im Lager führten ſie die Aufſicht und waren für die ihnen anvertrauten Laſten verantwortlich, die ſie im Falle der Noth ſelbſt fortzuſchaffen hatten.

Der erſte Marſch war lang geweſen, und zwar mit Abſicht, um die Träger an der nochmaligen Rückkehr zur Küſte und zu den dortigen Schnapsflaſchen zu verhindern. Trotzdem waren bald fünf Deſertionen zu beklagen, freilich nur von Taugenichtſen aus Uganda, die ſich zum Laſtentragen für zu ſchade hielten und nur Askari (Soldaten) ſpielen wollten.

Pugu, wo Giraud am zweiten Tage lagerte, war weniger ein Dorf, als ein einfaches Lager mit unſauberen Hütten. Die dortigen Eingeborenen beiderlei Geſchlechts ſcheiteln das Haar mitten auf dem Kopfe und laſſen es in ganzer Länge auf die Schultern herabfallen; am Ende jeder Strähne hängt oft eine kleine Kugel von Lehm, durch deren Gewicht ſchließlich die krauſen Wollhaare faſt ſtraff gezogen werden. Statt jeder Kleidung tragen dieſe Be-

Digitized by Google

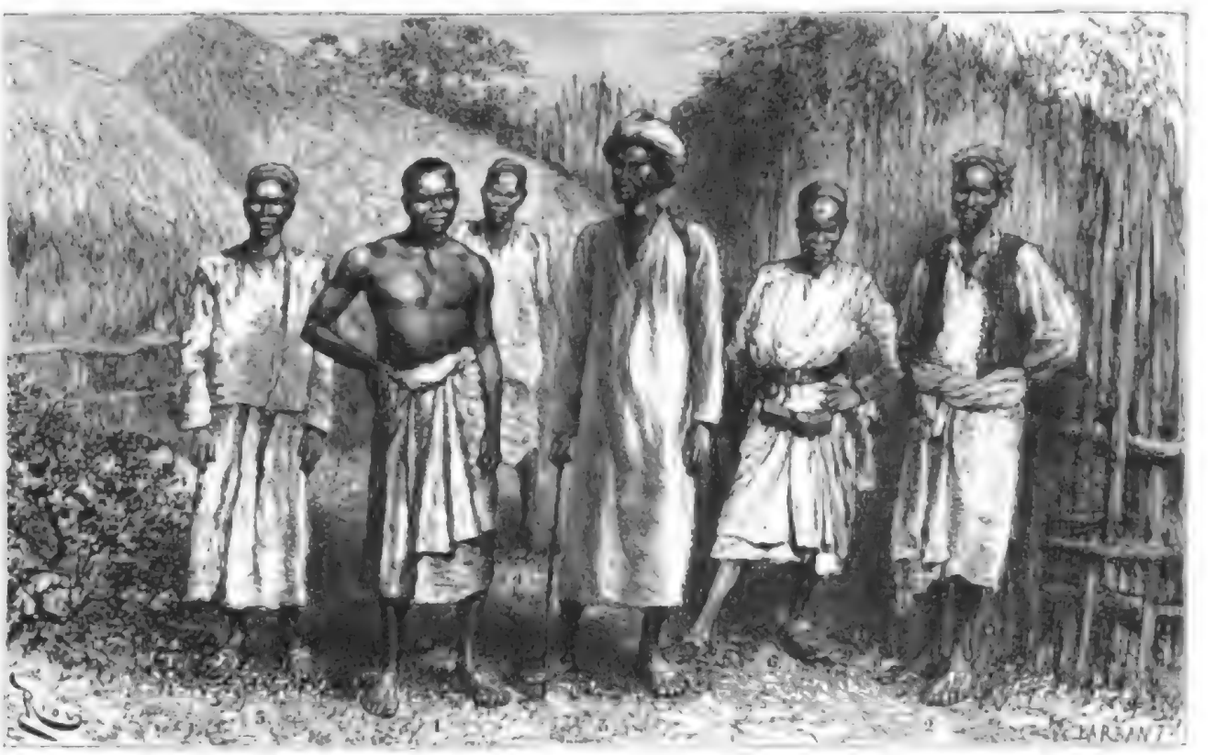


Digitized by Google

wohner der (von der deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft beanſpruchten) Landſchaft Uzaramo nur einen ſchmutzigen, zerfetzten Lappen, der kaum den einfachſten Anforderungen der Schamhaftigkeit entſpricht. Von Ackerbau iſt bei ihnen wenig die Rede; ſie leben von wildwachſenden Früchten und von Diebſtahl, und nur ſelten, wenn die Noth drängt, entſchließen ſie ſich dazu, etwas Orſeilleflechte oder Kautſchuk zur Küſte hinabzutragen.

Das Land mit ſeiner üppigen Vegetation ſteht in ſcharfem Gegenſatze zu ſeinen wilden Eingeborenen; namentlich zeichnen ſich die Striche am Kingani-Fluſſe aus, welche beſſer bewäſſert ſind, als die ſüdlicher gelegene Strecke, welche Giraud durchzieht. Hier fand derſelbe nur ſchlechtes Brunnenwaſſer zum Trinken. Vom dritten Tagemarſche an ließ er die ſandige Ebene hinter ſich und betrat friſche Thäler von ca. 200 bis 300 m Höhe; freundlich ſchlängelt ſich der Pfad von einem zum anderen. Das Geſtein iſt eine Art Molaſſe, die ſtellenweiſe von mattrother zu graugrüner Farbe übergeht. Alles war hier grün, friſch, gut bewaldet und erinnerte faſt an irgend einen verſteckten Winkel der Alpen.

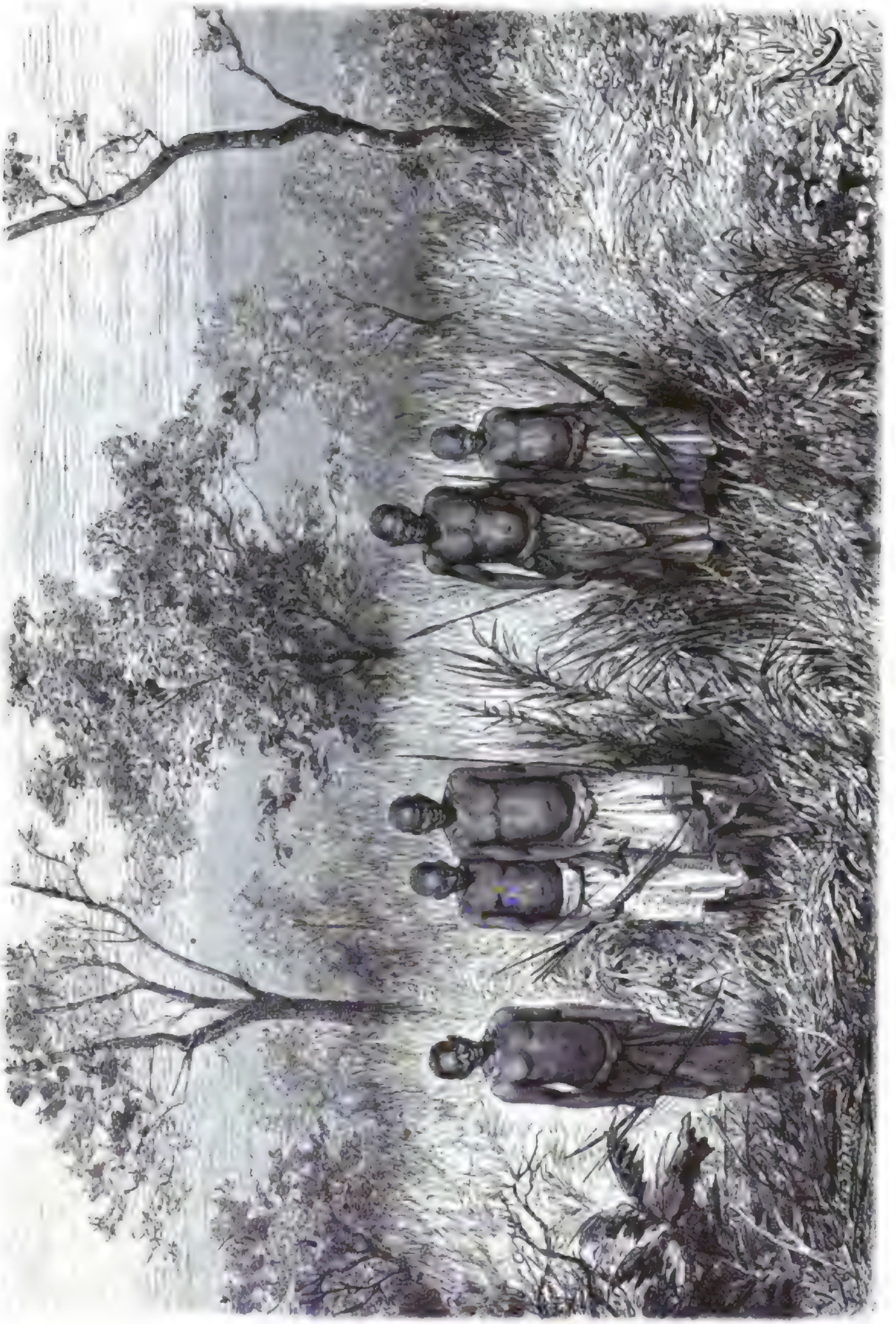
In dem Wadoë-Dorfe Kamruka, wo Giraud am 25. December eintraf, erblickte er, ſo weit das Auge reichte, vor ſich eine Ebene; hier begann es zu regnen, anfangs wenig, gegen Abend aber mit Donner und Blitz. Die heutigen Tages zerſprengten Wadoë behaupten, aus dem Norden zu ſtammen, wo ſie ein großes Volk bildeten, das in Folge eines Krieges mit den Maſſai auswanderte. Sie können ſich noch daran erinnern, daß ihre Väter die Kriegsgefangenen auffraßen, eine Sitte, die außer Uebung gekommen iſt. In Uzaramo beſitzen ſie zahlreiche Dörfer, noch weit mehr aber in Uzegua, wo ſie überall ihre Unabhängigkeit bewahrt haben.



Zanzibarer. Ferruſhi. Kamna. Maſſib. Zanzibarer.

Der Häuptling von Kamruka iſt ein ſtumpfſinniger Menſch ohne Intereſſe, ſein Dorf aber beſſer gehalten, als alle bisher paſſirten. Die Hütten ſind verhältnißmäßig groß und luftig; ſie ſtehen bei einander und werden von einem gut im Stande befindlichen Palliſadenzaune eingefaßt. Der Häuptling beſaß vier Kühe und fünf Hammel; erſtere lieferten dem Reiſenden eine Schale Milch, deren Werth er hier mehr und mehr zu ſchätzen anfing, von letzteren kaufte er einen, deſſen Fleiſch zwei Tage lang ſeinen Tiſch zierte.

Von Kamruka bis Zambuë, dem letzten Dorfe von Uzaramo, fanden ſich vollſtändig öde, mit lichtem Walde bedeckte Strecken, Poris, wie ſie ſeine Begleiter nennen; bei dieſen ſind ſie mit Recht gefürchtet, denn außer den gewöhnlichen 30 kg Laſt müſſen ſie in ſolchen Gegenden noch Lebensmittel mit ſich führen. Wahrſcheinlich hat der Waſſermangel ihre Beſiedelung verhindert. Erſt in Zambuë ſtieß man wieder auf die erſten beiden Bäche, welche in nordweſtlichem Laufe dem nahen Kingani zufließen. Aber trotz der Trockenheit hat die Natur hier nichts von ihren Reizen verloren; oft durchzog man hochſtämmigen Wald von ganz europäiſchem Ausſehen, mitunter auch kleine Lichtungen mit ſo friſch grünem Raſen, wie man ihn nur in unſeren beſtgehaltenen Parks antrifft. Die erſten Regenfälle, welche nun von Tag zu Tag zunehmen, verleihen der Natur ein frühlingsartiges Ausſehen, an dem ſich der Reiſende von Herzen erquickte. December und Januar ſind hier die beiden wahren Frühlingsmonate, die zwar nicht ſo viel Blüthen zu Tage fördern, als bei uns, aber doch der Reize nicht entbehren. Die zahlreichen Varietäten von Akazien, welche ſich in Afrikas Wäldern finden, erfüllen die Luft mit ihrem durchdringenden Wohlgeruche; der wilde Flieder, von weißer Farbe und nicht ſo voll wie in unſeren Gärten, aber von demſelben Geruche, prangt jetzt in voller Schönheit, und ein ſchönes hellblaues Immergrün fällt im Gebüſch angenehm auf. Je weiter man nach Weſten vordringt, um



Anſicht eines Wori mit Eingeborenen von Uzaramo.

Digitized by Google

ſo ſeltener werden leider die Nutzpflanzen; kaum daß man in langen Zwiſchenräumen eine Kautſchukliane, einen Büſchel Orſeille auf der Spitze eines alten Baumſtammes oder einen fußhohen wilden Weinſtock antrifft, deſſen kleine Trauben von den Vögeln benagt werden. Die erſten Morgenſtunden ſind meiſt angenehm; gegen 10 Uhr, wo die Sonnenſtrahlen anfangen zu brennen, bedeckt ſich der Himmel plötzlich mit ſchwarzen Wolken, die aus Südoſten kommen und in weniger als einer Viertelſtunde ihn ganz überziehen. Ein Augenblick verhältnißmäßiger Ruhe folgt, dann wird die Luft ſchwer, drückend und mit Elektricität erfüllt, ſo daß man ein Unbehagen, wie beim Herannahen eines ſchweren Ungewitters, empfindet; die Schwarzen nennen dieſen Zuſtand diaſchio (Schweiß). Gegen 2 Uhr endlich erhebt ſich eine friſche Briſe aus Südoſt, welche einige Regengüſſe bringt, den Himmel reinfegt und die Luft abkühlt. Gegen 4 Uhr ſendet die Sonne noch einige Strahlen herab, welche das Lager trocknen; dann überzieht ſich der Himmel wieder für die ganze Nacht, ohne daß es nochmals zum Regnen kommt.

Unter ſolchen Verhältniſſen fallen aſtronomiſche Beobachtungen ſehr ſchwer; nachdem Giraud mehrere Abende vergeblich auf die Sterne gewartet hatte, fing er an, Sonnenhöhen zu nehmen, ſobald es das Wetter erlaubte, und wenn das Lager um Mittag aufgeſchlagen war. Gegen 4 Uhr gewöhnlich wurde das Kochthermometer in Funktion geſetzt, wobei Giraud's Diener Maka, ein junger gutmüthiger Araber, die Handreichungen zu leiſten hatte. Ebenſo hatte er die allgemeine Correſpondenz zu führen.

Zambuë, wo Giraud am erſten Tage des Jahres 1884 lagerte, iſt das Grenzdorf von Uzaramo gegen die Landſchaft Kutu und hat ſchon etwas von letzterer an ſich; ſeine Hütten ſind von einer dichten, undurchdringlichen Hecke

Das Wadoë-Dorf Kamruka.

lebender Gewächſe umſchloſſen. Als gerade das Lager etwa 200 m vom Dorfe errichtet wurde, ertönte kriegeriſches Geheul, ähnlich demjenigen wilder Thiere, und es erſchien eine Bande aufgeregter Wilder, welche eine unglückliche alte Frau, nackt und in Folge von Mißhandlungen ſchon halb todt, an einer Liane hinter ſich her ſchleppte. Es war angeblich eine Hexe, welche am vorhergehenden Tage zwei Männer durch Zauberei getödtet haben ſollte. Als ſich der Reiſende eilends der Gruppe näherte, erhoben die Henker die Aexte in ſo drohender Weiſe gegen ihr Schlachtopfer, daß er unwillkürlich zurückwich. Vergeblich war ſeine Fürſprache bei dem trunkenen Dorfhäuptlinge, der jede Einmiſchung in die althergebrachten Gebräuche zurückwies und nur verſprach, daß man die Zauberin nicht lebendig verbrennen, ſondern ihr zuvor die Gurgel abſchneiden wolle; Giraud's Leute, welche der Vollſtreckung des Urtheils beiwohnten, theilten ihm aber nachher mit, daß jene Zuſicherung nicht gehalten worden ſei. (Da Kutu ſeitdem in den Beſitz der deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft übergegangen iſt, wird es deren Aufgabe ſein, ſolche in Afrika weit verbreiteten Scheußlichkeiten abzuſchaffen. Doch wird es damit wohl noch gute Weile haben!)

Da ſich der Krankenſtand in der Karawane ſchon vermehrt hatte, war Giraud gezwungen, in Zambuë länger zu verweilen, und um die Zeit hinzubringen, ging er am 2. Januar mit einer Schaar Makoa auf die Jagd. Dieſer Stamm ſaß früher am Nowuma, iſt aber jetzt ſehr zuſammengeſchmolzen; er genießt wegen ſeiner Geſchicklichkeit in der Jagd eines ſo großen Rufes, daß viele Eingeborene der Nachbarſtämme ſich für Makoa ausgeben und ſich an den Armen Schnittwunden beibringen, deren Zahl bei den echten Makoa die Menge des erlegten Wildes andeutet. Außerdem tatuiren ſich letztere einen Halbmond auf die Stirn. Heute heißen aber alle Banditen an der Küſte, die mit einem langen

Gewehre auf der Schulter im Buſche herumſtrolchen, Makoa. Diejenigen, welche Giraud begleiteten, waren zwar berühmte Jäger, dabei aber ſchlechte Schützen. Es gelang dem Reiſenden, einen Büffel zu erlegen, deſſen Fleiſch, abgeſehen von einigen elenden Hühnern und dem Hammel, das erſte war, welches ſeit der Küſte auf ſeinen Tiſch gekommen war.

Die Cook- oder Hervey-Inſeln.

I.

Der Cook-Archipel im Stillen Ocean, bisher noch herrenlos, wird auch, vielleicht ſogar allgemeiner, mit dem von den Miſſionaren herrührenden Namen Hervey-Inſeln bezeichnet. Dieſe Inſeln liegen ganz in den Tropen zwiſchen

Eingeborene des Cook-Archipels auf der Walfiſchjagd. (Nach einer Photographie.)

18 und 22° ſüdl. Br., zwiſchen 157 und 163° weſtl. L.; neun an der Zahl, bilden ſie zwei Gruppen; die nördliche liegt in der Richtung OSO zu WNW, die ſüdliche hat die Geſtalt eines verſchobenen Vierecks, deſſen eine Seite der

Proteſtantiſche Kirche in Arognani. (Nach einer Photographie.)

vorigen Kette parallel läuft, die andere Seite läuft beinahe SSO. Die Oberfläche der Inſeln beträgt etwa 15 deutſche Quadratmeilen. Unter denſelben iſt an erſter Stelle Rarotonga zu nennen, eine vulkaniſche gebirgige Inſel,

Eine Familie von Rarotonga, vom Fiſchfange zurückkehrend. (Nach einer Skizze von Aylic Marin und Photographien.)

Digitized by Google

auf welcher ſich der Pik Tuputea bis zu einer Höhe von beinahe 900 m erhebt. In allen Beſchreibungen wird ſie als die Perle Polyneſiens geſchildert; zwei der übrigen Inſeln ſind Lagunen-inſeln, alle anderen gehobene Korallen-inſeln, daher der Riffe wegen ſchwer zugänglich. Die geographiſchen Verhältniſſe, wie ſie Meinicke im Texte angiebt, ſind nicht ganz deutlich; in einer Anmerkung fügt er hinzu: „Unzuverläſſige Berichte erwähnen noch zwei Inſeln im SW von Mangaia, New Island und Kemin (Tuanaka); allein keine von beiden Inſeln exiſtirt.“ Dagegen giebt der Franzoſe Aylic Marin[1]) 11 Inſeln und A. R. Wallace[2]) wieder nur 9 derſelben an. Wahrſcheinlich rühren dieſe Unterſchiede von einer verſchiedenen Berechnung der Korallen-inſeln her.

Ehe wir auf die bedeutenderen Inſeln der Gruppe näher eingehen, möge ein Wort zur allgemeinen Orientirung eine Stelle finden; es betrifft dies den großen Einfluß, welchen die wesleyaniſchen Miſſionare, namentlich John Williams, ſeit 1821 auf die Eingeborenen gehabt und, wie Manche wollen, ſehr gut auszunutzen verſtanden haben und noch verſtehen. Dieſer Mann, dem nicht mit Unrecht der Name „Apoſtel der Südſee“ beigelegt wird, war ſeit dem Jahre 1821 auf der Gruppe thätig und ſuchte auch die Inſulaner mit den Produkten der Kultur bekannt zu machen, indem er allerlei Waaren einführte, was ihm von ſeinen Oberen in Auſtralien ſehr übel vermerkt wurde; trotz vieler Schwierigkeiten ſetzte er ſeine Thätigkeit auf dieſen Inſeln fort, bis er 1839 auf Eromanga (Neue Hebriden) erſchlagen wurde. Unter ſeinen Nachfolgern iſt Raratonga ein wirkliches Miſſionscentrum geworden, indem zu Awarua ein Seminar beſteht, in welchem Prediger und Lehrer ausgebildet werden. Auch in anderer Beziehung iſt der Einfluß der Miſſionare ein ſehr großer und, wiewohl die ſtaatlichen und kirchlichen Angelegenheiten der Theorie nach vollſtändig von einander getrennt ſein ſollen, ſcheint die Sache in der Praxis etwas anders zu liegen. Wenn man Berichte, die von verſchiedenen Sekten ausgehen, ruhig lieſt, ſteigen doch leichte Zweifel auf, ob die reichen Liebesgaben, die der Miſſion von den Eingeborenen zufließen, wohl ganz freiwillig dargebracht werden. Daß aber in anderer Beziehung dieſer ſtrenge prieſterliche Einfluß gute Früchte getragen, kann man trotz mancher ungünſtigen Berichte kaum bezweifeln.

Selten nur wird die feierliche Ruhe des Stillen Oceans in dieſer Breite durch vorüberfahrende fremde Schiffe geſtört; nur die kühnen Fiſcher wagen ſich in ihren ſchnellen Fahrzeugen weit hinaus auf die blauen Wellen, wenn ſie Jagd auf einen Walfiſch machen, welchen ſie, bewaffnet mit ihren langen Lanzen von Eichenholz, deren Spitze mit Metall beſchlagen iſt, verwegen angreifen. Die Gefahren des hohen Meeres können dieſe Leute nicht erſchrecken, da ſie ja gewöhnt ſind, mit der Brandung zu ſcherzen, welche ſich an den Felſen von Mangaia (einer gehobenen Korallen-inſel), die ſich terraſſenförmig bis etwa zur Höhe von 90 m erheben, bricht. In dieſen Felſen findet man Stalaktiten-höhlen, deren einzelne kleine Seen von Brakwaſſer enthalten, andere mit dem Meere in Verbindung ſtehen. Während die Höhen im Allgemeinen nur mit dürrem Geſtrüpp bewachſen ſind, bedecken einförmige, niedrige Bäume die Abhänge, aber die von ſteilen Wänden begrenzten und von vielen Bächen bewäſſerten Thäler beſitzen einen reichen Pflanzenwuchs. Die Dörfer der Eingeborenen liegen auf dem ſandigen Strande, der ſich an einzelnen Stellen vor der Kalkwand befindet. Wie auf allen Inſeln der Gruppe werden fremde Europäer hier nur ungern zugelaſſen. Die Eingeborenen der Inſel widmen ſich dem Ackerbau; ſie wohnen in netten weißen Häuſern, die durch ſteinerne Mauern von einander getrennt werden. Die Eigenthums-verhältniſſe ſind gut geordnet und in jeder Beziehung trifft man, dank dem Einfluſſe des dort lebenden Miſſionars, beſſere Zuſtände, als man vermuthen ſollte. Doch Aylic Marin (a. a. O.) berichtet, daß dieſer Prieſter eine eiſerne Ruthe über Alle, über Hohe und Niedrige, über Weiße und über Farbige, ſchwingt und beſonders im Punkte der guten Sitten ſehr ſtrenge ſein ſoll. An und für ſich ließe ſich wohl nichts dagegen ſagen, wenn nicht der Umſtand, daß 40 Proc. der bei Uebertretungen verhängten Geldſtrafe in die Taſche des Miſſionars fließen, der Sache einen etwas unangenehmen Beigeſchmack gäbe; dabei die ſtrengſte Sonntagsheiligung und eine feſtſtehende Taxe für alle Artikel, die auf den Markt kommen.

Wenden wir uns von dieſer Inſel nach Raratonga. Um die Berge, die wir oben ſchon erwähnt haben, breitet ſich eine weite, gut angebaute Küſtenebene aus, welche vom Meere durch einen ſchmalen Sandſtrand getrennt iſt. Für große Schiffe fehlt es an einem Ankerplatze, und ein Barrier-riff, welches bei Ebbe beinahe trocken liegt, erlaubt das Landen nur an zwei Stellen. Zwei Frauen theilen ſich jetzt in die Herrſchaft der Inſel, die eine zu Awarua an der Nordküſte, die andere zu Arognani (Arorangi) am Nordweſtende der Inſel. An letzterem Orte liegt neben der Wohnung der Fürſtin, vom Meere weithin ſichtbar, das Bethaus, welches mit ſeinen blendend weißen Mauern aus dem umgebenden Dunkel grün hervorleuchtet und an ſeinen ſpitzbogigen Fenſtern leicht kenntlich iſt.

Wenn ein Schiff dort ankommt, entwickelt ſich ein reges Leben; in geſpannter Erwartung ſammeln ſich die Neugierigen am Strande, die Frauen in rothen Röcken, der Modefarbe auf den Cook-Inſeln; Trommeln kündigen die Landung der Fremden an; die Eingeborenen theilen ſich das Ereigniß durch lauten Zuruf von Haus zu Haus mit; die Häuſer liegen halb in dichtem Grün verſteckt, welches ſich über dem Wege zu einem ſchattigen Dache zuſammenwölbt. Dazwiſchen bunte Blumen jeder Art, deren Duft den Ankömmling beinahe betäubt. Die Kanaken lieben dieſelben ſehr, ihre Frauen haben beinahe keinen anderen Schmuck und wiſſen ſich deſſelben mit Vortheil zu bedienen.

Gegen Abend, bei einem Feſte, wird man dieſe Naturkinder bewundern müſſen; das Harte, Grobe, was ihren Zügen anhaftet, verſchwindet im Halblicht, ihre dunkle Haut ſcheint heller. Die dunkeln Augen blitzen im Schatten auf und der ſanfte angenehme Laut der Sprache harmonirt wunderbar mit der ſtillen Pracht des tropiſchen Abends. Dann ſcheinen die einfachen, weißen Gewänder, in welche die Töchter des Landes gehüllt ſind, die Blumen, die ſie um ihre Stirn legen, der Kranz, der ihren Hals umgiebt, ein ſchönerer Schmuck zu ſein, als alles, was eine verfeinerte Civiliſation in dieſer Hinſicht erfunden hat. Dann iſt aber auch die Natur ſelbſt wunderbar ſchön in ihrer ſtillen, ruhigen Pracht. Nach dem Lande zu im Hintergrunde das waldbekrönte Gebirge, über welchem die großen Seevögel ihre weiten Kreiſe in langſamem Fluge ziehen, auf der anderen Seite der tiefblaue Ocean, der in der Ferne ſich mit dem Himmelsgewölbe vereinigt. Ganz nahe erblickt man die maſſigen Korallenbildungen, zwiſchen denen das Auge durch das blaßgrüne, durchſichtige Waſſer in die Tiefe eindringt und die ſonderbaren Formen der unterirdiſchen Vegetation bewundern kann. In dieſem Garten bewegen ſich Hunderte von Fiſchen, deren Schuppenkleid in

[1]) Tour du monde No. 1291, 1885.
[2]) Australasia 1883, 3. edit.

den Strahlen der untergehenden Sonne in allen Farben des Regenbogens erglänzt und unaufhörlich wechſelt, da jede vorüberziehende Wolke das Bild ändert.

Wenn die Schatten der Nacht fallen und die Natur ſich zu ſchlafen anſchickt, ſind es die Menſchen, welche die Scene wieder in anderer Weiſe beleben; die Stunde des Fiſchfanges iſt für ſie gekommen. Im bleichen Mondlicht ſcheint der kräftige Körper der Eingeborenen noch zu wachſen. Die Frauen und die Kinder laufen herbei, klettern über die Klippen und tragen Fackeln, deren rothes Licht auf dem von leichter Briese bewegten Meere erzittert. Die Fiſche, durch dieſen Glanz angezogen, verlaſſen ihre Schlupfwinkel und werden dann eine Beute der Fiſcher, welche ſie mit ihren hölzernen Lanzen durchbohren. Ehe wir uns auf der Inſel weiter umſehen, wollen wir ein Wort über die Bewohner des Archipels im Allgemeinen, als deren Repräſentanten die Inſulaner von Raratonga betrachtet werden können (dieſer Name wird auch zur Bezeichnung der Bewohner des ganzen Archipels gebraucht) beifügen. Ihre Zahl hat in neueſter Zeit ſehr abgenommen und, trotzdem Manches, was im übrigen Polyneſien zum Untergange der einheimiſchen Raſſe beiträgt, von ihnen ferne gehalten wird, ſind ſie doch auch einem ſicheren Tode geweiht. Während Meinicke noch ihre Zahl auf 10 000 ſchätzte, ſcheint man jetzt dieſelbe nur auf 6000 oder höchſtens 7000 berechnen zu dürfen. Ihre Sprache ſteht zwiſchen der von Tahiti und Neu-Seeland in der Mitte. Nach ihren eigenen Legenden ſind ſie von Samoa eingewandert und haben eine dunkle Bevölkerung vorgefunden; auch jetzt noch haben ſie ſchärfere Züge, ſind dunkler und energiſcher als die Bewohner von Samoa. Ihr Haar fällt in ſtärkeren Wellen, als es bei letzteren der Fall iſt; nach Süden hin auf Mangaia tritt der melaneſiſche Typus noch ſtärker hervor, die Leute ſind dunkelbraun, haben ſtark gekräuſeltes Haar und ſtarken Bartwuchs. Man darf dieſelben wohl als die am weiteſten vorgeſchobenen Melaneſier betrachten [1]).

[1]) A. Wallace, a. a. O., S. 507.

Der Charakter des Stammes wird ſehr verſchieden beurtheilt, im Allgemeinen ſcheinen ſie beſſer als ihre Nachbaren und beſſer als ihr Ruf zu ſein; jedenfalls haben ſie unter den polyneſiſchen Völkern auf einer ſehr hohen Stufe geſtanden und ſollen jetzt durch den Einfluß der Miſſionare in vielen Stücken äußerlich civiliſirten Menſchen faſt gleich ſein [1]). Die großentheils vegetabiliſche Nahrung wird ſorgfältig bereitet, Fiſche dagegen auch roh verſpeiſt. Alle Thiere, die dort vorkommen, dienen mit Ausnahme der Ratten (dieſe wurden früher nur auf Mangaia gegeſſen) zur Nahrung. Ehe die Miſſionare kamen, aßen die Inſulaner auch Menſchenfleiſch. Wie bei vielen ihrer Stammverwandten durften die Frauen nicht mit den Männern zuſammen eſſen. Was Kleidung und Wohnung angeht, namentlich die letztere, ſo haben die Miſſionare europäiſche Vorbilder eingeführt und erſt, ſeitdem ſie gekommen ſind, haben ſich größere Dörfer gebildet, die im Allgemeinen recht nett gehalten werden. Landbau und Fiſchfang gewähren den Eingeborenen ihren Unterhalt; ferner verfertigen ſie Zeuge und Matten. Die Holzſchnitzerei hatte ſchon von jeher eine hohe Stufe erreicht; jetzt giebt es auch Schmiede und Zimmerleute; die Steingeräthſchaften, deren ſie ſich früher bedienten, ſind jetzt ganz und gar durch eiſerne verdrängt. Religion, Staatsverfaſſung und geſellſchaftliches Leben haben unter dem Einfluß der Miſſionare eine ganz andere Form angenommen und in mancher Hinſicht ſind wir über dasjenige, was früher beſtanden hat, nur unvollkommen unterrichtet. Die Raratonganer haben von jeher gerne Handel getrieben und thun es auch jetzt noch in ziemlich ausgedehntem Maßſtabe mit der Bemannung von etwa 100 Walfiſchfahrern, die Jahr um Jahr dorthin kommen, um ſich zu verproviantiren — aber der Verkehr mit ihnen ſteht unter ſtrenger Aufſicht.

[1]) Meinicke, die Inſeln des Stillen Oceans, II, 142. Hiermit ſtimmt allerdings Manches nicht, was bei Aylic Marin a. a. O. vorkommt.

Ueberſeeiſche Vieh- und Fleiſchproduktion.

Von Dr. E. Jung.

I.

Von Jahr zu Jahr gerathen wir, die Bewohner des alten Europa, für unſere Ernährung in größere Abhängigkeit von den jungen Staaten der Neuen Welt. Iſt dieſe Abhängigkeit ſchon ſeit längerer Zeit in der Brotfrage recht augenſcheinlich geworden, ſo tritt ſie in der jüngſten Zeit auch in der Fleiſchverſorgungsfrage immer bedeutſamer hervor. Es iſt eine konſtatirte Thatſache, daß in Europa ſeit zwanzig Jahren zwar die abſolute Menge der Fleiſchthiere im Ganzen vermehrt wurde, daß jedoch die Volksdichte dieſer Zunahme vorausgeeilt iſt, ſo daß der eigentlich entſcheidende Faktor, der relative Viehſtand oder die Anzahl der Fleiſchthiere im Verhältniß zur Einwohnerzahl, ſtetig abnimmt. Ja auch die abſolute Menge der für die menſchliche Nahrung wichtigſten Hausthiere iſt in einigen weſteuropäiſchen, dichtbevölkerten Induſtrieländern von Jahr zu Jahr geringer geworden. So hat im Deutſchen Reiche der Schafbeſtand von 1873 bis 1883 um 5 814 044 Stück abgenommen, während die übrigen Viehgattungen ſich nur unerheblich vermehrten. In England, Frankreich, Belgien iſt dieſer Rückgang noch weit bedeutender.

Freilich darf man nicht unbeachtet laſſen, daß in vielen Ländern ſehr namhafte Fortſchritte in der Erzielung höheren Fleiſchgewichtes der Thiere gemacht wurden. In England war im Jahre 1720 das durchſchnittliche Schlachtgewicht eines Ochſen 168 kg, eines Kalbes 23 kg, eines Hammels 12½ kg, aber ſchon 1820 lieferte ein Ochs 260, ein Kalb 45, ein Hammel 25 kg und heute giebt es in England Ochſen von 750 kg Schlachtgewicht und Schafe, welche durchſchnittlich 50 kg und darüber wiegen. Und für Frankreich läßt ſich nach den Ermittelungen des franzöſiſchen Ackerbauminiſteriums trotz der numeriſchen Ab-

nahme des Viehſtandes die jährliche Fleiſchproduktion gegenwärtig um 50 Proc. höher veranſchlagen als im Jahre 1840. Von da an bis 1873 ſoll das durchſchnittliche Schlachtgewicht der Ochſen von 248 auf 300, der Kühe von 144 auf 213, der Kälber von 29 auf 44, der Schafe von 14 auf 20, der Schweine von 73 auf 88 kg geſtiegen ſein [1]). Trotzdem aber reicht in den weſteuropäiſchen Ländern, in erſter Linie in Großbritannien, dann in Frankreich und Belgien, ferner in der Schweiz und auch in Norwegen die eigene Produktion für die Ernährung der Bevölkerung keineswegs aus.

Und wenn auch andere europäiſche Länder, ſo in erſter Linie das Deutſche Reich [2]), Rußland, Dänemark, die Niederlande, Serbien, Rumänien, Schweden, Italien von ihrem Ueberfluſſe reichlich abzugeben vermögen, ſo ergiebt ſich doch noch immer ein namhaftes Deficit, das durch Zufuhren, ſei es von Fleiſch, ſei es von lebenden Thieren, aus überſeeiſchen Ländern zu decken iſt. Für 1881, das einzige Jahr neueſter Zeit, für welches Ziffern aus allen Ländern vorliegen, läßt ſich der Werth der Vieheinfuhren ſämmtlicher europäiſchen Länder aus Europa und über See auf 550 Millionen Mark, jener der Viehausfuhren auf 430 Millionen Mark veranſchlagen. Dazu kommt noch ein ſehr bedeutender Handel in friſchem Fleiſch, Fleiſchkonſerven und Extrakten, der in dem genannten Jahre bei der Einfuhr 400 Millionen Mark betragen haben ſoll, während die Ausfuhr nur 60 Millionen erreichte. Hierbei ſind die wichtigen Poſten von Speck und Schmalz nicht einmal eingerechnet.

Denn iſt auch die Einwirkung der Depekoration Europas durch verbeſſerte Züchtung gemildert, ja vielleicht ſogar aufgehoben worden, ſo iſt doch zugleich auch der Fleiſchkonſum Europas geſtiegen und zwar nicht nur, weil die Bevölkerung des Erdtheils ſich rapide vermehrte, weil auch erhöhter Wohlſtand und vervollkommnete Verkehrsverhältniſſe einer größeren Zahl von Menſchen den Fleiſchgenuß in ausgiebigerem Maße möglich machen. Als ein Beiſpiel mag die Stadt Dresden dienen, deren Bevölkerung nach Kolb [3]) 1868 pro Kopf 125 Pfd., dagegen 1873 ſchon 148 Pfd. Fleiſch verbrauchte.

Und iſt auch in einigen Staaten Südeuropas der Konſum an animaliſcher Nahrung, abgeſehen von Fiſchen, ein recht beſcheidener — Hausner rechnet für Spanien nur 10,9, für Italien 10, für Portugal 9, für Griechenland nur 7 kg als den Fleiſchverbrauch pro Kopf der Bevölkerung — ſo erſcheint er in den nördlichen, kälteren und auch wohlhabenderen Ländern als ein um ſo höherer und erreicht nach von Scheyer in Belgien, Holland und im Deutſchen Reiche 35, in Dänemark 36, in Frankreich 38 und in Großbritannien und Irland 53 kg pro Kopf; in England allein ſoll nach einer von v. Scheyer vielfach abweichenden Tabelle in der neueſten Auflage von Meyer's Konverſationslexikon im Artikel Fleiſch der Konſum ſogar 186 Pfund, d. i. 93 kg pro Kopf, betragen. England iſt Hauptkonſument und daher auch Hauptimporteur von Schlachtvieh und thieriſchen Nahrungsmitteln in allen den verſchiedenen Geſtalten, in welchen der Handel daſſelbe vertreibt [4]). Im letzten Jahre hat es, nach einem Aufſatze von G. Glaß (in London) in der Landwirthſchaftlichen Zeitung, vom Auslande bezogen:

Rindfleiſch für	47 543 540	Mark
Hammelfleiſch für	28 221 020	„
Schweinefleiſch und Schinken für	174 817 620	„
Geflügel und Wild für	13 412 000	„
Lebendes Vieh für	175 420 400	„
Summa . . .	439 414 580	Mark.

Deckte es ſeine Bedürfniſſe in früheren Jahren zum großen Theil durch Einfuhren von lebendem Vieh aus Deutſchland, Dänemark, Holland, ſo hat es, ebenſo wie Frankreich und Belgien, in jüngſter Zeit ſich immer mehr von dieſen Bezugsländern abgewandt; an ihre Stelle ſind Nordamerika, Auſtralien, die Laplataſtaaten getreten und für Frankreich wird Algerien auch in dieſer Hinſicht immer wichtiger. Der Viehreichthum dieſer Gebiete iſt ein außerordentlich großer und in rieſigen Proportionen wachſender. Jene drei erſten Gebiete beſitzen gegenwärtig 75 Millionen Rinder, 222 Millionen Schafe und 46 Millionen Schweine. Und während in Europa auf 1000 Einwohner 310 Rinder, 682 Schafe und 156 Schweine entfallen, ſtellt ſich dies Verhältniß dort folgendermaßen:

	Vereinigte Staaten	Auſtralien	Laplataſtaaten
Rinder . . .	716	3 000	7 225
Schafe . . .	701	27 400	31 100
Schweine . .	950	330	—

Welch koloſſaler Ueberfluß alſo hier, um dem Mangel unſeres Erdtheils abzuhelfen! Augenblicklich geſchieht dies aber in bedeutenderer Weiſe nur von Nordamerika aus, welches durch ſeine maſſenhaften Sendungen die allerdings in jüngſter Zeit ſchnell wachſenden Exporte von Auſtralien und Südamerika völlig in den Schatten ſtellt.

Die Vereinigten Staaten von Amerika beſitzen allein an Großvieh noch über eine Million mehr als das heerdenreiche Großbritannien; die Geſammtzahl der in der Union gehaltenen Rinder iſt größer als die von Deutſchland, Frankreich, Belgien und Holland zuſammengenommen, dabei haben dieſe Länder doppelt ſo viel Einwohner als die Vereinigten Staaten.

Die erfolgreichen Beſtrebungen der Amerikaner, auch mit den Produkten der Viehzucht den europäiſchen Markt ſich zu erobern, die Vortheile, welche einem großen Theile der Bevölkerung des alten Erdtheils aus dieſem Handelsverkehr erwuchſen, nicht minder aber auch die Gefahren, welche einem anderen Theile drohten, haben die Aufmerkſamkeit der weiteſten Kreiſe bereits vor mehreren Jahren auf dieſe Phaſe amerikaniſchen Unternehmungsgeiſtes gerichtet. Vielfache Berichte, welche in neuerer Zeit publicirt worden ſind, die einer engliſchen und einer deutſchen Commiſſion, eines Specialberichterſtatters der „Times“, zahlreiche Broſchüren und Zeitungsartikel gaben uns ein recht lebhaftes Bild von dem Betriebe der Viehwirthſchaften im „Far Weſt“, von den Rieſenſchlachtereien der amerikaniſchen Städte und von dem mächtigen Handel, welchen ſie nähren.

Das große Weideland der Vereinigten Staaten öſtlich von den Rocky Mountains umfaßt nicht weniger als 44 Proc. des geſammten Areals der Union ohne Alaska. Es gehören zu ihm ein großer Theil von Texas, das Indianer-Territorium, das weſtliche Kanſas, Nebraska und Dacotah, die Territorien Montana, Idaho, Wyoming, Utah, Arizona und Neu-Mexiko, die Staaten Colorado und Nevada, ſowie Theile von Californien, Oregon und dem

[1]) Vgl. v. Neumann-Spallart, Ueberſichten der Weltwirthſchaften, Jahrgang 1881 bis 1882 und v. Scheyer, Das wirthſchaftliche Leben der Völker, Leipzig 1885.

[2]) Die Viehzählung im Deutſchen Reiche im Jahre 1883 ermittelte als mittleres Lebendgewicht: für Stiere und Ochſen 466, für Kühe 380, für Kälber unter 6 Wochen 50, für Schweine über 1 Jahr 116 kg.

[3]) Kolb, Handb. d. vergleichend. Statiſtik, 8. Aufl. S. 517.

[4]) Nach Craigie, Journal of the Statistical Society 1883, ſind etwa 25 Pfd. engl. pro Kopf der Bevölkerung durch Zufuhren zu decken.

Waſhington-Territorium [1]). Es iſt das ein Areal ſo groß als Großbritannien, Frankreich, Deutſchland, Dänemark, Holland, Belgien, Oeſterreich-Ungarn, Italien, Spanien, Portugal und ein Fünftel vom europäiſchen Rußland.

Auf dieſem weiten Gebiete, den ſogenannten Plains, wird nur Viehzucht betrieben, namentlich die Zucht von Rindvieh, wovon man bereits 16 Millionen zählt im Werthe von 340 Millionen Dollars. Und noch iſt hier Raum für die fünffache Zahl, denn ein außerordentlich großer Theil dieſes Gebietes iſt noch völlig unbeſetzt und wie in vielen anderen jungen Ländern gilt auch in Amerika der Grundſatz: Beati possidentes. Die Behörden des Staates, des Territoriums werden gar nicht gefragt. Wer ſich dieſem Betriebe widmen will, ſucht ſich ein Stück Land von genügender Größe, verſehen mit Futter und Waſſer, aus, errichtet darauf ſeine wenigen nöthigen rohen Gebäude und betrachtet ſich nun als Herrn ſeines Gebietes. Späterkommende werden durch Drohungen fortgeſchreckt oder abgekauft; es iſt aber das ſelten nöthig, da ja noch viel Raum übrig bleibt.

Nun wird die Heerde, es giebt ſolche, die bis 50 000 Häupter zählen, in kleinere Abtheilungen zertheilt, jede von 1000 Stück, und dieſelbe einem berittenen Hirten übergeben, welcher dafür zu ſorgen hat, daß ſeine Pflegebefohlenen, die er alle genau kennen muß, genügend mit Waſſer und Futter verſehen ſind und daß ſie nicht von den ihnen angewieſenen Weideplätzen wandern. Bei aller Umſicht kommt dies aber dennoch vor, und ſo veranſtalten die Beſitzer regelmäßig zweimal im Jahre große Muſterungen, bei welchen ſich die ganze Umgegend einfindet, um die jungen Thiere mit Brandzeichen zu verſehen, die mit fremder Marke Gebrannten auszuſcheiden und die für den Markt reifen Thiere auszuwählen [2]).

Erſt ſeit wenigen Jahren wird die Viehzucht in dieſem Weidediſtrikt betrieben und ſchon ſind die Eigenthümer zu cattle-kings und cattle-barons geworden und zahlreiche engliſche Lords und Kapitaliſten haben große Strecken Weidelandes bereits käuflich an ſich gebracht. Sie überlaſſen ihren Aufſehern und Hirten die Sorge für das Vieh und die Entſendung der geeigneten Thiere zu den nächſten Eiſenbahnſtationen zur weiteren Verſendung an die großen Handelsemporien Kanſas-City, St. Louis, Chicago u. A.

Heutzutage iſt für dieſen Zweck immer eine ſehr bedeutende Zahl vorhanden. Vor 13 Jahren freilich war das nicht der Fall, denn da zu jener Zeit der koloſſale Heerdenreichthum faſt gar nicht ausgenutzt werden konnte, ſo ſchlachtete man in vielen der centralen und weſtlichen Territorien die Kälber kurz nach der Geburt, um ſie zur Schweinefütterung oder zur Leimfabrikation zu verwerthen, gerade wie in den Laplataſtaaten das vorzüglichſte Ochſenfleiſch aus demſelben Grunde in Guano verwandelt wurde [3]). Seitdem aber die Vervollkommnung der Transportmittel und eine Reihe der nutzbringendſten und ſinnreichſten Erfindungen jenen Gegenden für die Produkte ihrer Viehhaltung den Weltmarkt eröffnet hat, iſt jener Maſſenmord aufgegeben worden, und nun haben ſich die Amerikaner mit ſtaunenswerthem Eifer und Geſchick nicht nur auf die Vermehrung, ſondern auch auf die Verbeſſerung ihrer Heerden geworfen. Nicht umſonſt hat Amerika ſeit vielen Jahren die beſten Zuchtthiere auf den Shorthorn-Auctionen Englands gekauft, nicht vergebens die beſten Böcke für ſich erworben. So konnte einer der erſten Exporteure Chicagos bereits 1878 Jährlingsſtiere zeigen, welche 2950 Pfund wogen, und fünfjährige Ochſen, die 3510 Pfund erreichten. Sie alle waren im Freien aufgezogen. Da gab es außerdem Schafe von 360 Pfund Gewicht und 14 Monate alte Schweine, welche 515 Pfund wogen, dafür aber auch die traurige Ausſicht hatten, ihr Leben liegend verbringen zu müſſen.

Die Shorthorn-Raſſe reift früh, ſchon mit $2^1/_2$ Jahren. Daher rechnet man, daß eine Heerde von 10 000 Stück Rindern jährlich 1500 bis 2000 Stück Maſtvieh liefert. Denn wie der Zuwachs groß iſt, ſo ſind die Verluſte durch Tod gering; in Wyoming ſchätzt man dieſelben auf $2^1/_2$, in Texas und anderen Gegenden auf 5 bis 10 Proc. jährlich. Solche Berechnungen paſſen freilich nur auf gewöhnliche Jahre. Iſt der Winter in den Felſengebirgen ſehr ſtreng, der Schneefall ſtark und die Stürme heftig, ſo haben die Rinderheerden Nord- und Südcolorados, Neu-Mexikos und die von Texas eine Sterblichkeitsziffer aufzuweiſen, die beiſpielsweiſe für die Jahre 1884 und 1885 auf 20 bis 30 Proc. veranſchlagt wird. So war im verfloſſenen Jahre die Weide vom Rio Grande bis zum Red River unter dem Schnee begraben, Flüſſe und Teiche ſämmtlich zugefroren und die Kadaver der umgekommenen Thiere bedeckten den Boden der Prärie zu Tauſenden. Denn irgend welche Vorſorge für den Unterhalt der Thiere im Winter wird ja nicht getroffen [1]). Aber nicht allein die Shorthorns hat man eingeführt; wo die Gegenden bergig ſind, hat man die aus Auſtralien bezogenen Herefords paſſender gefunden und auch die Einführung von holſteiniſchem Zuchtvieh findet mehr und mehr Beifall. Seitdem aber der Transport per Eiſenbahn auf immer längere Strecken ſtattgefunden hat, wird von vielen die hörnerloſe Aberdeen- oder Angus-Raſſe bevorzugt. Welche von dieſen Raſſen vorzuziehen ſei, darüber gehen die Meinungen noch weit aus einander, die Entſcheidung dieſer Frage wird von den jedesmaligen Bodenverhältniſſen in erſter Linie abhängen.

Der amerikaniſche Viehzüchter hat den Vortheil, daß Abgaben (eine Art Kopfſteuer, die erſt beim Verkaufe zu entrichten iſt) und Aufzuchtkoſten ſehr niedrig ſind. Man verkauft die Thiere entweder an den Stationen der öſtlichen Linien zum Export oder man mäſtet ſie vorher in den großen Maisgegenden von Minneſota, Jowa, Wisconſin, Miſſouri und Illinois. Ein Stück Maisfeld wird, bevor es noch voll reif iſt, durch bewegliche Zäune eingefriedigt; in dieſe Verzäunung treibt man das Vieh und ſchiebt die Zäune weiter und weiter, bis das ganze Feld abgefreſſen iſt. Auf die Rinder folgen Schweine und dieſen Truthühner. In ſolcher Weiſe verwerthen die weſtlichen Farmer in der Regel ihre Maisernte und die Thiere gelangen in einen Futterzuſtand und das Fleiſch erreicht eine ſo ausgezeichnete Qualität, wie ſie auf keine andere Weiſe erlangt werden könnte [2]). Die meiſten Thiere werden in den Schlachthäuſern von Chicago, St. Louis, Indianopolis u. a. geſchlachtet, andere gehen weiter nach New-York, Boſton, Baltimore, die vorzüglichſten aber endigen ihre lange und mühſame Reiſe erſt mit der Landung in Liverpool oder London.

Noch vor einem Dutzend Jahren galt ein lohnender Transport von lebendem Schlachtvieh für ein Ding der Unmöglichkeit; einzelne ſchwache Verſuche, welche man in den ſechziger Jahren gemacht hatte, waren daran geſcheitert,

[1]) Ausland 1886, S. 278.
[2]) Vergl. Max Wirth, Die Kriſis in der Landwirthſchaft. Berlin 1881.
[3]) Vergl. Paaſche, in Hildebrand's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statiſtik. 17. Jahrgang, Bd. 2.

[1]) Export 1886, Nr. 7.
[2]) J. Ewart, Meat Production, p. 180.

daß das Vieh durch die Reiſe zu viel verloren hatte, um die Transportkoſten zu decken. Aber nachdem Canada im Jahre 1875 glücklich 1212 Ochſen nach Liverpool hinübergeführt hatte, dehnte ſich der Handel ſchnell zu nie geahnten Proportionen aus und mit ſorgenvollen Blicken ſahen die engliſchen Farmer, wie die billig aufgezogenen Koſtgänger der amerikaniſchen Prärien ihrem mit vieler Mühe gezüchteten Vieh auf den eigenen Märkten Konkurrenz machten. Und auch die großen Verluſte, welche die Unternehmer erlitten (von den 487 Schiffsladungen aus den Vereinigten Staaten und Canada im Jahre 1878 mußten 10 667 Thiere infolge von Stürmen über Bord geworfen werden und 12 595 fielen den Beſchwerden der Seereiſe zum Opfer), vermochten dieſelben nicht abzuſchrecken, ſo groß war der Gewinn, den man aus den Expeditionen erzielte.

Man ließ ſchnellſegelnde Dampfer ſpeciell für den Viehtransport erbauen und einrichten und brachte es dahin, bis 841 Stück Rinder auf einmal von Boſton nach Liverpool hinüberzuführen. Auch die Stellung der Vereinigten Staaten unter die Contagious Diseases (Animals) Act am 10. Februar 1879, wonach die Thiere nur an beſtimmten Häfen gelandet und dort innerhalb zehn Tagen geſchlachtet werden müſſen, vermochte dieſen Handel nicht zurückzudrängen. Von Februar 1880 bis Februar 1881 wurden 242 681 lebende Thiere, darunter 144 011 Ochſen, 85 582 Schafe und 11 443 Schweine über den Atlantiſchen Ocean nach Großbritannien gebracht und davon gingen 10 463 Stück oder 4½ Proc. bei der Paſſage zu Grunde. Solche Verluſte ſind die Regel und es erhob ſich bald die Frage, ob der Seetransport von lebendem Vieh auf große Entfernungen überhaupt praktiſch ſei. In der That nahm derſelbe in der letzten Zeit etwas ab, blieb aber immer noch bedeutend und als Konkurrent der europäiſchen Länder wichtig genug, wie die nachſtehende Zuſammenſtellung zeigt. Es wurden 1884 in England eingeführt aus

	Rinder	Schafe	Schweine
Europäiſchen Ländern	222 263	850 000	26 500
den Vereinigten Staaten . . .	138 661	30 300	17
Canada	61 100	61 400	75

Dieſer Rückgang wurde vornehmlich bewirkt durch die nach manchem vergeblichen Verſuche 1875 erreichte Löſung des Problems, friſch geſchlachtetes Fleiſch ohne Nachtheil für deſſen Qualität auf weit entfernte Märkte zu bringen. Das Marktcomité des Common Council der City of London berichtete 1876, daß 5513 Tonnen friſchen amerikaniſchen Fleiſches zum Theil in ausgezeichneter Verfaſſung während der außerordentlich heißen Witterung des Auguſtmonates auf den Londoner Markt gekommen ſeien, und bald bürgerte ſich das amerikaniſche Fleiſch bei dem ſonſt ſo heiklen engliſchen Publikum vollkommen ein. Die erſte Sendung an friſchem Rindfleiſch, welche 1875 in England anlangte, betrug nur 3098 Ctr., ſchon im nächſten Jahre ſtieg der Import auf 144 336 Ctr. und erreichte 1880/81 die Höhe von 946 473 Ctr.

In den zwiſchen Amerika und England fahrenden Dampfern hängt man das Fleiſch in großen luftdicht verſchloſſenen Kühlkammern auf, aus denen die Luft fortdauernd abgeſogen wird, um durch einen Eisbehälter durchzugehen und wieder in den Raum zurückzukehren, ſo daß ſie ſich in einem fortwährenden Kreislaufe bewegt. Dadurch wird die Luft nicht nur abgekühlt, ſondern auch aller ihrer Fäulnißerreger und des größten Theiles ihrer Feuchtigkeit beraubt, ſo daß das Fleiſch fortdauernd von reiner, trockener und kalter Luft umſtrömt wird und ohne Nachtheil auf weiten Strecken transportirt werden kann. So hat der Export von friſchem Fleiſch den von lebendem Vieh ſchnell überflügelt. Aus dem Hafen von New-York gingen 1884 ins Ausland 50 105 Rinder und 413 955 Rinderviertel, 3539 lebende und 56 768 geſchlachtete Schafe ab.

Die eigentlichen Anfangs- und Endpunkte dieſes Handels bilden gewiſſermaßen Chicago und London. Am Einſchiffungshafen New-York und am Landungshafen Liverpool ſind Magazine mit auf dem Gefrierpunkte erhaltenen Räumen eingerichtet, in welchen das friſch geſchlachtete Fleiſch bis zum Verkaufe unverſehrt bleibt. Der Fleiſchhandel hat vor dem Viehtransporte das voraus, daß die Gunſt oder Ungunſt der Witterung ihn nicht zu beeinfluſſen vermögen; doch wird derſelbe vermuthlich auf die Küſtenländer beſchränkt bleiben, ohne in das Innere des europäiſchen Kontinents vordringen zu können. Aber ſchon hat er dem bis 1880 ſchnell geſtiegenen Handel mit Büchſenfleiſch ſolchen Abbruch gethan, daß das letztere von Jahr zu Jahr ſtetig zurückgeht. Noch iſt derſelbe freilich bedeutend genug.

Einzelne Geſchäftshäuſer in St. Louis ſchlachten in der Saiſon (Juli bis November) 80 000 Stück Rinder; die Firma Mac Neill in Chicago kocht und verpackt täglich 40 000 bis 50 000 Blechbüchſen Ochſenfleiſch, oft werden an einem Tage 300 Ochſen geſchlachtet, ausgehauen, in 80 großen Keſſeln gekocht und in Blechbüchſen verpackt. Wahrhaft rieſige Dimenſionen hat aber die Schweineſchlachterei angenommen und es ſcheint, als ob abweichend von den meiſten anderen amerikaniſchen Geſchäftszweigen das dortige Fleiſcher- und Fleiſchpackergeſchäft trotz der deutſchen und franzöſiſchen Einfuhrverbote und der mehr und mehr gedrückten Fleiſchpreiſe mehr als je florirt. Während von Anfang März bis Ende Auguſt 1884 in den weſtlichen Fleiſcherſtädten (Chicago, Kanſas City, Milwaukee, Cedar Rapids, Indianopolis u. A.) nur 3 035 000 Schweine in den Schlacht- und Packhäuſern verarbeitet wurden, geſchah dies in der entſprechenden Periode des laufenden Jahres mit 3 535 000, alſo genau einer halben Million mehr [1]). Die Firma Armour u. Co. beſchäftigt in ihrem Rieſenetabliſſement zu Chicago 5600 und in ihren Zweigetabliſſements zu Kanſas-City und Milwaukee weitere 4400 Arbeiter und bewirkte 1884 einen Umſatz von 102 Millionen Dollars, eine andere nicht ganz ſo bedeutende Firma von Schlachterkönigen, Swift u. Co., ließ Tag für Tag 1600 Maſtochſen ſchlachten und verarbeiten; ihr Jahresumſatz beträgt 50 Millionen Dollars. Mit dem Aufſchwunge dieſer Induſtrie und der Vervollkommnung der Transportmittel hat ſich die nordamerikaniſche Viehzucht in ungeahnter Weiſe gehoben. Vom Nordweſten Canadas bis zum Golf von Mexiko iſt die Viehzucht die Lieblingsbeſchäftigung der Landwirthe geworden, von welchen Hunderte Heerden von 20 000 Stück beſitzen. Der Specialberichterſtatter der „Times“, welcher den „Far-Weſt“ 1885 bereiſte, war Ende Oktober in der Mitte des Kontinentes an der Union-Paciſic-Bahn Zeuge eines außerordentlichen Schauſpiels. Um dieſe Zeit wurden 46 000 Stück Rinder zur Ueberwinterung nach Dacotah getrieben. Der ganze Trieb war in Abtheilungen von 5000 Stück getheilt und die ſämmtlich beritteten Treiber hatten auf dem Marſche eben ſo viel Geſchicklichkeit und Energie aufzuwenden, als wenn ſie die Führer eines großen Heeres geweſen wären. Im Sommer 1880 hatte die Trockenheit das Gras in Wyoming und Südweſt-Colorado vernichtet und die Heerdenbeſitzer waren genöthigt, ihr Vieh das Futter anderswo ſuchen zu laſſen.

[1]) Export 1885, Nr. 42.

In dem Falle, welchen der Berichterſtatter erwähnt, wurde das Vieh, wie bemerkt, nach Dacotah getrieben, andere dagegen hatten das ihrige ſüdlich nach Mexiko geſchickt. Den Anblick dieſer ungeheuren Menge über das Land nach Futter ſuchenden Vierfüßler nennt unſer Gewährsmann geradezu verblüffend.

Für die Aufzucht von Vieh iſt Texas das beſte Gebiet, für das Auswachſen und Mäſten ſind aber die nördlicheren Striche weit beſſer. Die in Texas verbleibenden Rinder bleiben immer klein. Daher ſchickt man von Beginn des Sommers bis Anfang November große Heerden junger Ochſen der beſten Zucht nach den Abhängen von Colorado und Wyoming, um ſie ſpäter in den mittleren Staaten mäſten zu laſſen, und große Mengen junger Kühe werden ausgeſondert, um Heerden an den öſtlichen Abhängen des Felſengebirges zu bilden. Das gemäſtete Vieh wird über ungeheure Entfernungen — zuweilen bis 500 engliſche Meilen — zur nächſten Eiſenbahnſtation getrieben. Ich laſſe nach Wirth[1]) die Schilderung folgen, welche die engliſchen Commiſſare von der Art entwerfen, wie dieſe gewaltigen Viehſendungen für die Nacht zuſammengebracht werden. Sie ſtimmen im Weſentlichen mit der von mir in Auſtralien oft geübten Praxis überein.

Gegen Sonnenuntergang wird die weit über die Ebene hin graſende Heerde von den Hirten nach und nach gegen einen Mittelpunkt getrieben, und wenn ſie auf einem genügend kleinen Raume beiſammen iſt, von den Treibern auf ihren Ponies unter Halloh und Peitſchenknall fortwährend umritten. Auch das wildeſte Kalb wagt es nicht, aus dieſem gewiſſermaßen magiſchen Kreiſe zu entwiſchen. Dann fängt das ältere Vieh an, ſich nach und nach zu legen und in kurzer Zeit befindet ſich die Heerde am Boden gelagert. Die Hirten ſchlagen dicht dabei ihre Lagerſtätte auf, wickeln ſich nach dem frugalen Abendbrote in ihre Decken und alles iſt ruhig bis zum Morgen.

Wenn dieſe Schilderung richtig iſt, ſo kann man dem amerikaniſchen Vieh eher trauen als dem auſtraliſchen. Dort würde man es nicht wagen, die Heerde während der Nacht unbeaufſichtigt zu laſſen. Vom Sinken der Nacht bis zum Morgen verſehen die Treiber regelmäßig ihren Wachdienſt, umreiten in gemeſſenen Zwiſchenräumen die lagernde Heerde — ein Fußgänger würde ſie ſofort aufſcheuchen und in die wildeſte Flucht jagen — und treiben langſam und vorſichtig jedes etwa vom Lagerplatze wandernde Stück Vieh an ſeine Stelle zurück. So werden auch dort ungeheure Strecken durchzogen. Schon hat man Heerden vom Golf von Carpentaria durch die ganze Länge des Kontinents bis nach Melbourne und Adelaide getrieben.

[1]) Max Wirth, Die Kriſis in der Landwirtſchaft. Berlin 1881.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Dr. F. E. Geinitz. Die mecklenburgiſchen Höhenrücken (Geſchiebeſtreifen) und ihre Beziehungen zur Eiszeit. (Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde Bd. 1, Heft 5.) Der Autor ſieht in den Höhenrücken, welche Mecklenburg durchziehen, nicht eigentliche Endmoränen, ſondern Aufſtauchungen der Grundmoräne am Ende des Gletſchers, wie er denn überhaupt annimmt, daß die erratiſchen Blöcke Mecklenburgs ſämmtlich der Grundmoräne entſtammen. Solcher Geſchiebeſtreifen nahm Boll drei an, Geinitz hat ihrer zehn nachgewieſen, welche parallel und in ziemlich gleichen Abſtänden von Nordweſt nach Südoſt Mecklenburg durchziehen; an ſie ſchließen ſich ſowohl in der Lüneburger Heide, wie auf Rügen, je drei weitere an, und ſicher werden ſie ſich überall im Umfange des Baltiſchen Meeres finden laſſen. Hinter jedem Streifen liegt ein breiter Sandſtreifen, in welchen die Grundmoräne ganz zurücktritt; er entſpricht den „Sandr“, wie ſie Keilhack beſchrieben und iſt mit dem Geſchiebeſtreifen gleichalterig, alſo nicht zum unteren, ſondern zum oberen Diluvium zu rechnen; in dieſem Thalſande oder Heideſande liegen perlſchnurartig an einander gereihte Moore und Seen, aber keine Flüſſe. Für die Frage noch einer wärmeren Interglacialzeit haben die Mecklenburgiſchen Verhältniſſe bis jetzt noch keine ſicheren Anhaltspunkte geliefert; aber von großem Intereſſe iſt der Nachweis von Keilhack (Jahrb. k. pr. geol. Landesanſtalt 1884), daß das Torfmoor von Lauenburg, das jedenfalls der Glacialzeit angehört, nicht aus arktiſchen Arten gebildet iſt, ſondern aus ſolchen, welche dem heutigen Klima Norddeutſchlands entſprechen.

— Prof. C. Ferrari hat kürzlich die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchungen über den Betrag der Getreide- und Weinernten Italiens während des Zeitraumes von 1875 bis 1882 veröffentlicht. Das Gedeihen des Weizens, der Gerſte und des Roggens ſteht im umgekehrten Verhältniſſe zur Nebel- und Regenmenge; es iſt dagegen proportional der Temperatur der der Ernte vorangehenden drei Monate. Dieſe beiden Geſetze gelten für die nördlichen Provinzen der Halbinſel; faſt das Umgekehrte hat ſtatt in den ſüdlichen Provinzen. Der Reis wird in den von dem Po überſchwemmten Gegenden gebaut. Die Ernte iſt proportional der Temperaturhöhe und der Regenmenge. Die Weinberge leiden beſonders durch ſtrenge Winter. Wenn die mittlere Temperatur der beiden kälteſten Monate etwa — 4° beträgt, ſo iſt der Ertrag nur ein Viertel desjenigen in Jahren von mittlerer Kälte. Iſt die Mitteltemperatur — 2°, ſo beträgt die Ernte 50 Proc.

— Prof. Arzruni aus Aachen hat ſich Ende April mit Unterſtützung der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften und der Mineralogiſchen Geſellſchaft in St. Petersburg zu geologiſchen Zwecken nach dem ſüdlichen Ural begeben.

Aſien.

— Eine eingehende Unterſuchung der Fiſchfauna des Balchaſch-Sees durch Nikolsky hat das ſehr unerwartete Reſultat geliefert, daß dieſelbe mit den Faunen des Ob und Irtiſch wie mit denen des uralo-kaſpiſchen Gebietes gleich wenig Verwandtſchaft hat, obwohl beide Flußgebiete bis ganz nahe an den See heranreichen, daß aber die innigſten Beziehungen beſtehen zu der Fauna des centralaſiatiſchen Beckens, des Lob Noor, des Tarim und des Iliſtuſſes, obſchon dieſe durch die gewaltige Kette des Tien-ſchan abgetrennt werden. Nur drei Arten haben nahe Verwandte im Ob, darunter die eigenthümliche Gattung Phoxinus, dagegen ſind vier Gattungen dem Balchaſch und den centralaſiatiſchen Gewäſſern gemeinſam und auf dieſe beſchränkt; drei Arten finden ſich auch im Iliſtuſſe. Hat alſo überhaupt einmal eine Verbindung zwiſchen Balchaſch und Irtiſch ſtattgefunden, ſo muß

ſie ſchon ſehr früh und jedenfalls lange vor der Erhebung des Tiën-ſchan ſtattgefunden haben.

Afrika.

— In ſeinem ſchon erwähnten Aufſatze (vergl. „Globus“ Bd. 49, S. 334) über das Depreſſionsgebiet des Fajum kommt G. Schweinfurth auch auf die Pflanzenarmuth der Libyſchen Wüſte zu ſprechen und erklärt dieſelbe durch das Nilthal, welches die häufigſten und verbreitetſten Pflanzen der öſtlichen Wüſte am Wandern nach Weſten hindert, das jedem echten pflanzlichen Wüſtengebilde die Gaſtfreundſchaft aufſagt und auf ſeinen Kulturflächen keine Art zu dulden ſcheint, die in der abſoluten Wüſte alle ihre Lebensbedingungen findet. „Es fehlt auf der Libyſchen Seite offenbar an Samen von Wüſtenpflanzen, und daher hat keine Beſiedelung dieſer ſonſt ſo geeigneten Lokalitäten ſtattfinden können. Ich behalte mir noch vor, die Richtigkeit dieſer Annahme durch einen im größeren Maßſtabe bewerkſtelligten Ausſaatverſuch mit Zilla praktiſch feſtzuſtellen. Es iſt doch wunderbar, daß man an dieſen ſalzfreien und zugleich waſſerreichen Wüſtenrändern die vorhandenen Gewächsarten an den Fingern herzuzählen vermag. Auch ſind die am Norduſer des Sees (Birket el-Lerun) ſich hinziehenden Strecken keineswegs ſo ſalzhaltig, um nichts als Zygophyllum coccineum und etwas Alhagi hervorbringen zu können, ein deutlicher Hinweis auf die chimäriſchen Erwartungen, die Manche an die Eröffnung eines Binnenmeeres in der Sahara zu knüpfen pflegen. Das Vorhandenſein eines Waſſerbeckens inmitten der Wüſte übt als ſolches noch keinen Einfluß auf die umgebende Natur aus. Wenn die Schwüle der mit Waſſerdämpfen erfüllten Depreſſion, wenn Waſſer von ſchwachem Salzgehalte hier ſchon ſo wenig über die Wüſtennatur vermochten, wie erſt dann die Meeresfluth, in welcher man die edelſten Dattelgaue erſäufen wollte. An Aralſee und Lobnor darf man freilich nicht denken. Das beſte Binnenmeer zum Vergleiche iſt der Golf von Suez. Umgeben von hohen Gebirgen, müßte er alle Träume der Schott-Projektenmacher längſt an ſeinen Geſtaden zur Wahrheit gemacht haben; aber obgleich dieſes Binnenmeer ſeit der 00. Dynaſtie exiſtirt, fehlen an ſeinen Geſtaden doch noch die lachenden Gärten, und nach wie vor bietet ſich dort „dem Auge des Wanderers keine andere Erquickung dar, als das Blau des Himmels und des Meeres“.“

— Dr. C. Keller hat ſeine Reiſe nach Madagaskar (vergl. „Globus“, Bd. 49, S. 288) angetreten und veröffentlicht in der „Neuen Züricher Zeitung“ (1886, Nr. 133 und 134) den erſten ſeiner „Afrikaniſchen Reiſebriefe“, datirt aus Port Tewfik, 29. April. Wir entnehmen demſelben einiges von thiergeographiſchem Intereſſe über das Wadi Tumilat, durch welches ſich ziemlich geradlinig die Eiſenbahn von Zagazig nach Ismailia und Suez hinzieht, und über den Iſthmus von Suez, reſp. deſſen Seen. „Ich betrachtete heute dieſes Wadi Tumilat aufmerkſamer als früher, weil ich auf Grund thiergeographiſcher Unterſuchungen in demſelben einen alten Nilweg zum Rothen Meere ſehen mußte. Die ganze Konfiguration dieſer ſehr regelmäßigen Bodenſenkung kann uns darüber nicht im Zweifel laſſen, daß in ihr ein ausgetrocknetes Nilbett vorliegt. Hier floß der heilige Strom wahrſcheinlich kurz vor der hiſtoriſchen Zeit nach dem Iſthmus ab und ergoß ſeine Fluthen theilweiſe ins Rothe Meer; eine ſchwache Erhebung auf der Landenge und eine Senkung im Norden, die ja heute noch bei Alexandrien verfolgt werden kann, drängte den Nil wieder nach Norden. Vielleicht hat dieſer Wechſel nicht nur einmal, ſondern wiederholt ſtattgefunden und dann bildete das Wadi Tumilat ſtets ein offenes Ventil, wenn der Nilweg nach Norden aus irgend einem Grunde verſtopft wurde. Wir finden in gewiſſen Nilfiſchen heute noch lebende Zeugen einer alten Verbindung mit dem indiſchen Meeresgebiete. Die ſonderbaren Igelfiſche des Nils, welche ſich aufblähen können und von den Fellahkindern häufig als Spielzeug benutzt werden, ſind Eindringlinge des Indiſchen Meeres, welche ſich ans Süßwaſſerleben anzupaſſen vermochten. Wir finden keine ähnlichen Arten im Mittelmeergebiete, wohl aber im Rothen Meere. Da unſer Indiendampfer erſt in einigen Tagen von Port-Said her eintreffen kann, ſo wollte ich früher begonnene Studien auf dem Iſthmus wieder aufnehmen und mein Augenmerk nochmals auf jene merkwürdige thiergeographiſche Erſcheinung richten, welche ſich gegenwärtig im Suezkanal abſpielt und zu einem gegenſeitigen Austauſche der Bevölkerung zweier Meere, des Mittelmeeres und des Rothen Meeres, führt. Der Austauſch hat ſeit meinem Beſuche im Jahre 1882 entſchieden Fortſchritte gemacht. Nicht nur konnte ich das Vorrücken langſam wandernder Arten, ſondern auch das Eindringen neuer Formen feſtſtellen. In den Bitterſeen hat die Algenvegetation eine Zunahme erfahren und bietet der Thierwelt nach und nach günſtigere Exiſtenzbedingungen. Beiſpielsweiſe haben ſich im Timſah-See Mittelmeergarneelen in Menge angeſiedelt, während ſie vor vier Jahren noch nicht da waren. Die Sardinen werden jetzt in den Bitterſeen häufig gefiſcht und finden ſich im Rothen Meere ſchon zahlreich. Beſonders werthvoll und ergiebig war eine größere Exkurſion nach dem Kanalſtücke beim Serapeum, und ich begegnete dort zahlreichen merkwürdigen Meduſen, welche vom Rothen Meere her einwanderten.

— Dr. Holub hat nach längeren Aufenthalten in der Kapkolonie endlich Ganda-ma-tenka unweit des Zambeſi erreicht und rüſtet ſich, von dort weiter nach Norden zu ziehen. Der engliſche Händler Weſtbeach, welcher ſchon lange im Lande anſäſſig iſt, will ihn begleiten.

— Aus Durban wird vom 4. Juni telegraphirt, daß der Bau der ſo lange projektirten Delagoa-Eiſenbahn (von Lorenzo Marquez hinauf nach der Südafrikaniſchen Republik) begonnen hat. In Natal und dem Kaplande wird dieſer Umſtand große Anſtrengungen hervorrufen, ſich den Handel in ſeiner bisherigen Ausdehnung durch fiskaliſche Konceſſionen und Transporterleichterungen zu bewahren.

— Die öſterreichiſche Congo-Expedition iſt am 14. Februar d. J. nach 48tägiger Flußfahrt vom Stanley-Pool an bei der äußerſten Station des Congoſtaates, Stanley-Falls, eingetroffen. Prof. Dr. Lenz ſchreibt von dort an die Wiener Geographiſche Geſellſchaft u. A. Folgendes: „Am Tage nach unſerer Ankunft in der Fall-Station ſetzte ich mich ſofort mit Tippo-Tip in Verbindung. Ich ſchickte Hrn. Bohndorf dahin mit meinem Salem und einigen Geſchenken (drei Stücke rothen feinen Stoffes, eine große bunte Decke, mehrere Flaſchen Eau de Cologne, feine Seife) und ließ Tippo-Tip zu mir bitten. Am folgenden Morgen erſchien ſein Privatſecretär, brachte das Gegengeſchenk (ein ſchönes großes Schaf und einen enorm großen Ziegenbock) und erkundigte ſich nach unſeren Wünſchen. Ich theilte ihm den Zweck unſerer Expedition mit, und verlangte von Tippo-Tip eine Begleitung von mindeſtens 100 Mann, um damit nach Norden zum Mombuttu-Lande zu gehen. Am nächſten Tage erſchien Tippo-Tip ſelbſt, wie immer mit großem Gefolge, und ich erfuhr Folgendes: Vor etwa einem Jahre wurde eine von Tippo-Tip nach dem Norden geſchickte kleine Expedition vom Volke der Wabai, das nur vergiftete Pfeile führt, zurückgeſchlagen, und wurden ſogar die Dörfer nächſt der Fall-Station und dieſe ſelbſt angegriffen. Daraufhin hat Tippo-Tip eine Expedition von 500 bis 600 Mann unter Ali-ben-Muhamed nach Norden geſchickt. Dieſelbe iſt ſeit zehn Monaten abweſend, und man weiß nichts weiter von ihr, als daß ſie den Okioro überſchritten hat. Nicht mit Unrecht iſt man beunruhigt über das Schickſal dieſer Leute. Tippo-Tip hat bereits Boten ausgeſchickt, um etwas zu erfahren, und erwartet dieſe täglich zurück. Tippo-Tip erklärte mir nun, daß ich nach der Rückkehr von Ali's Expedition leicht 200 bis 300 Mann haben könnte, von ſeinen hier be-

findlichen Leuten könne er nichts abgeben, da ein Theil zum Aruwimi geht, um Elfenbein zu holen (wo sie auch schon einmal zurückgeschlagen wurden), der andere Theil bleibt zu seiner Begleitung, da Tippo-Tip einen Brief des Sultans von Sansibar erhielt, dahin zu kommen, und denkt er in 20 bis 30 Tagen von hier aufzubrechen. Nach diesen Nachrichten ist es sicher, daß man nur mit großer Begleitung den Weg nach Norden einschlagen kann. Es soll dichtbewaldetes Gebiet sein, von wilden Stämmen bewohnt, die natürlich den arabischen Horden feindselig sind, weil diese das Elfenbein und die Sklaven weniger kaufen als rauben. Tippo-Tip erklärte, daß er nach seiner Rückkehr von Sansibar, die aber schwerlich unter einem Jahre erfolgen kann, mit großer Heeresmacht nach Norden ziehen werde, und dann könne ich ihn begleiten. Im Ganzen sind also für uns wenig günstige Nachrichten in Bezug auf das Vordringen nach Norden von hier aus. Ich machte Tippo-Tip den Vorschlag, noch etwa einen Monat hier auf Ali-ben-Muhamed's Leute zu warten, und wenn diese kommen, mit einigen 100 Mann ins Mombuttu-Land zu ziehen. Länger warte ich nicht, sonst gehe ich gleichzeitig mit Tippo-Tip nach Nyangwe, von dort nach Ruanda und an den fast ganz unbekannten Mutan-Nzige-See. Auf die geographische Wichtigkeit der Erforschung des Weges von Nyangwe zum Mutan-Nzige und des Sees selbst brauche ich nicht hinzuweisen, und hoffe ich, von dort zum Albert-Nyanza-See vorzudringen. Auch kann ich dort durch Leute aus Unioro etwas über Dr. Junker ꝛc. erfahren, und ist es auch denkbar, von dort aus den Obern Uelle, den Kibali, zu erreichen. So stehen die Sachen bei Abfahrt des Dampfers „Stanley", der diesen Brief mitnimmt. Ehe ich von hier abgehe, werde ich für den im Mai hier ankommenden Dampfer ein Schreiben zurücklassen oder ein solches über Sansibar senden. Der Divisionschef hier hat die Absicht, die Fall-Station stark zu befestigen, um später die Araber am Vordringen den Congo abwärts zu hindern, doch wäre dies gleichzeitig an anderen Punkten nothwendig; vorläufig stellt man sich so gut wie möglich mit Tippo-Tip. Unser Gesundheitszustand ist bis jetzt noch immer ganz befriedigend."

— Lieutenant Wißmann traf gegen Ende Februar wieder in Leopoldville ein und wollte sich von dort am 7. März nach Kwamouth begeben, um am 14. März auf dem Missionsdampfer „Peace" die Fahrt auf dem Kassai anzutreten. Seine zuletzt gemeldete Erkrankung scheint also nicht ernstlicher Natur gewesen zu sein.

— In Budapest hat, „Nature" zufolge, Graf Samuel Teleky eine Expedition nach Centralafrika organisirt, und bereits im Laufe des Juni sollen 100 wohlbewaffnete Leute in Zanzibar eintreffen. Kapitän Hähnel von der österreichischen Marine begleitet die Expedition, welche zwei zerlegbare Boote mitnimmt. Man glaubt, daß dieselbe sich nicht auf wissenschaftliche Forschungen allein beschränken wird.

Nordamerika.

— Die hervorragendste Industrie der Pokomam-Indianer von Chinautla, eines ca. 10 km nördlich von der Stadt Guatemala gelegenen Dorfes, ist nach O. Stoll (Guatemala. Leipzig 1886, S. 332) die Verfertigung von gebranntem Thongeschirr, in welcher sie sich heute noch einer großen Fertigkeit erfreuen. Diese wird denn auch derart unter ihren Landsleuten anerkannt, daß das Geschirr von Chinautla auf viele Tagereisen weit in die Runde vertragen und verkauft wird. Die Anfertigung der Töpferwaaren liegt, wenn auch vielleicht nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise in den Händen der indianischen Frauen, und zwar geschieht dieselbe bemerkenswerther Weise ohne Töpferscheibe. Die Indianerinnen kauern am Boden nieder, nehmen ein Brett auf die Knie und auf dasselbe einen Klumpen wohldurchgekneteter feiner Thonerde von der nöthigen Durchfeuchtung. Diesem Lehmklumpen geben sie zunächst durch Pressen und Streichen mit den Händen die äußere Form des Geschirres, welches hergestellt werden soll. Ist dies beispielsweise eine „Tinaja", einer jener weitbauchigen, mit einem engen und kurzen Trichtereingange versehenen Henkelkrüge, wie ihn die Ladina auf dem Kopfe trägt, so geschieht die Herstellung derselben auf die Weise, daß die obere und untere Hälfte sowie das Halsstück gesondert angefertigt und schließlich auf einander befestigt werden. Wenn der Lehmklumpen, aus welchem die untere Hälfte der Tinaja hergestellt wird, die äußere halbkugelige Form erlangt hat, so wird nun diese anfänglich massive Halbkugel mittels eines rinnenförmigen Stückes einer Calabasse ausgehöhlt und auf die nöthige Dünne der Wandung gebracht, indem sie von der Hand auf dem Brette gedreht wird. Ebenso wird die obere Hälfte hergestellt, welche indessen eine runde, centrale Oeffnung erhält. Die beiden derart hergestellten Schalen werden auf einander gestülpt und endlich das Halsstück darauf befestigt. Nachdem man das Ganze etwas hat trocknen lassen, wird mit einem glattrundlichen Steine aus dem Flusse das Geschirr polirt und werden die Fugen der drei ursprünglichen Stücke derart verstrichen, daß man dieselben nicht oder nur sehr schwierig mehr gewahrt und versucht ist anzunehmen, daß die ganze Tinaja aus einem einzigen Stücke Thon gemacht sei. — Soll das Geschirr irgend welche Verzierungen en relief erhalten, so wird ein Stück noch weichen Thones in einen langen, dünnen Faden ausgewalzt, mit welchem dann die Linien und Figuren auf der Wölbung der Tinaja von der Hand beschrieben werden. Dieses Legen der Ornamente ist außerordentlich schwierig, da die dünne, lange Thonschnur in ungeübter Hand leicht reißt und in Stücke zerbröckelt. Die Indianerinnen entfalten aber gerade im Herstellen dieser Figuren ein erstaunliches Geschick. Mit einem etwas steifen Baumblatte, etwa einem Orangenblatte oder dergleichen, wird die leicht auf die Wölbung des Geschirres gelegte Thonschnur an dasselbe angedrückt und geplättet. Einzelne erhabene Knöpfe werden mit rundlichen Thonstücken gebildet, welche in ähnlicher Weise auf das Geschirr gedrückt werden. Mit dem starken Dorn einer Agave werden, wo es geboten scheint, vertiefte Punkte als Verzierung eingestochen. Nachdem auf die beschriebene Weise eine Anzahl von Stücken zum Brennen bereit sind, werden sie zusammengestellt und ein Haufen von Brennholz und Strauchwerk darüber geschichtet. Dasselbe wird in Brand gesteckt und das Feuer ziemlich lange unterhalten. Wenn es erloschen und alles vollkommen erkaltet ist, werden die Geschirrstücke herausgenommen, häufig aber haben einige davon ihre rothe oder gelbe Farbe verloren und sind von Rauch oder Ruß schwarz oder fleckig geworden. — Die Töpferei der Indianerinnen von Chinautla entrollt uns ein Stück uralter Zeit, wo die Kunst noch auf einer weit höheren Stufe der Blüthe stand und wo noch jene schön gemalten und verzierten Schüsseln und Geschirre gebrannt wurden, welche in weitester Ausdehnung in Mexiko und Mittelamerika zuweilen ausgegraben werden.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. I. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Die Cook- oder Hervey-Inseln. I. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. E. Jung: Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 5. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band L. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Am 4. Januar 1884 erreichte Giraud den Kinganifluß, den die Eingeborenen hier Rufu nennen; er ist hier noch ein großer Strom von 35 bis 40 m Breite und wälzt, durch die ersten Güsse der beginnenden Regenzeit angeschwollen, seine weißen Gewässer schnell dahin. Die Ufer sind unbewohnt, gut bewaldet, 2 bis 3 m hoch und wie gewöhnlich an flachen Stellen und auf Sandbänken von Krokodilen reich bevölkert. Stromauf und stromab ertönt das Schnauben der Flußpferde und das Geräusch, welches sie beim Spielen und plötzlichen Untertauchen hervorbringen. Der Kingani ist von hier aus bis Bagamojo für Boote schiffbar; da aber die Strömung zu stark ist, um denselben die Bergfahrt zu erlauben, so benutzen die Eingeborenen diesen Wasserweg nur selten, um sich an die Küste zu begeben. Das linke, nördliche Ufer ist bergig, das rechte dagegen fortgesetzt eben.

Je weiter die Karawane vordrang, um so dichter wurde das Gestrüpp, um so größer die Schwierigkeiten bei dem Fortschaffen des Bootes. Die einzelnen Märsche, welche indessen nicht länger als vier Stunden sind, erfordern von den Trägern des Bootes oft sechs oder gar acht Stunden Arbeit; kein Wunder, daß sie sich zu beklagen anfangen. Oft mußte man den halben Weg eines Tages mit Axthieben säubern. Am 5. Januar lagerte man in Mfungu (80 m) noch am Ufer des Kingani. Während des Marsches durch die überaus reizende und wohl bewässerte Landschaft bekam man zahlreiche Thiere, Büffel, Gazellen, Gnus und Giraffen zu Gesicht, doch konnte sich Giraud ihnen nicht auf Schußweite nähern. Die weite Ebene hat stellenweise das Aussehen einer europäischen Obstpflanzung; auf dem felsigen Boden wächst ein feines, kurzes Gras und hier und da weit von einander kleine Bäume, welche, um die Täuschung vollständig zu machen, ganz das Aussehen und die Größe unserer Apfelbäume haben. Gegen Ende dieses Tagemarsches gelang es dem Reisenden endlich, ein Gnu zu erlegen; im Inneren traf er dieses Thier nicht an, in um so größerer Menge dagegen in der Nähe der Küste.

Jetzt, wo man sich der Landschaft Kutu (welche ebenso, wie das ganze bis zum Livingstone-Gebirge von Giraud durchzogene Gebiet von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft beansprucht wird) näherte, wurden die Dörfer zahlreicher; man traf ihrer zwei bis drei auf jedem Marsche. Nichts verräth ihre Anwesenheit; man glaubt sich tief drinnen in der Pori zu befinden, bis plötzlich aus einem Gebüsche Schreien und Lachen heraustönt und die Lage eines Dorfes anzeigt. Auch Ackerfelder zeigten sich häufiger, waren aber von geringer Ausdehnung; Mais, Sorgho und Maniok herrschen vor, Reis kommt schon nicht mehr häufig vor, dafür aber gut gehaltene Tabakpflanzungen, welche in den von Giraud durchzogenen Gebieten zu den Seltenheiten gehören. Weiterhin findet man nur in den Dörfern selbst, und zwar am Eingange der Hütten, ein paar Stauden, die meist ihrer Blätter beraubt sind, da der Eingeborene dem Verlangen nicht widerstehen kann, dieselben zu pflücken, sobald sie sich öffnen. Hanf aber wird von ihm fast noch höher als Tabak geschätzt und mit Stumpf und Stiel

Digitized by Google

zwiſchen den Händen zerrieben und in die Pfeife geſtopft; die dem Genuſſe folgende Betäubung hilft den Leuten über die Zeiten der Hungersnoth hinweg.

Der Marſch des 6. Januar brachte eine Begegnung, die beinahe übel abgelaufen wäre. Giraud ging mit drei Leuten etwa hundert Schritte vor der Karawane und trat gerade aus einer Lichtung in einen dichten Buſch, als die Zweige vor ihm krachten und er ſich plötzlich einem rieſigen

Der Kingani-Fluß.

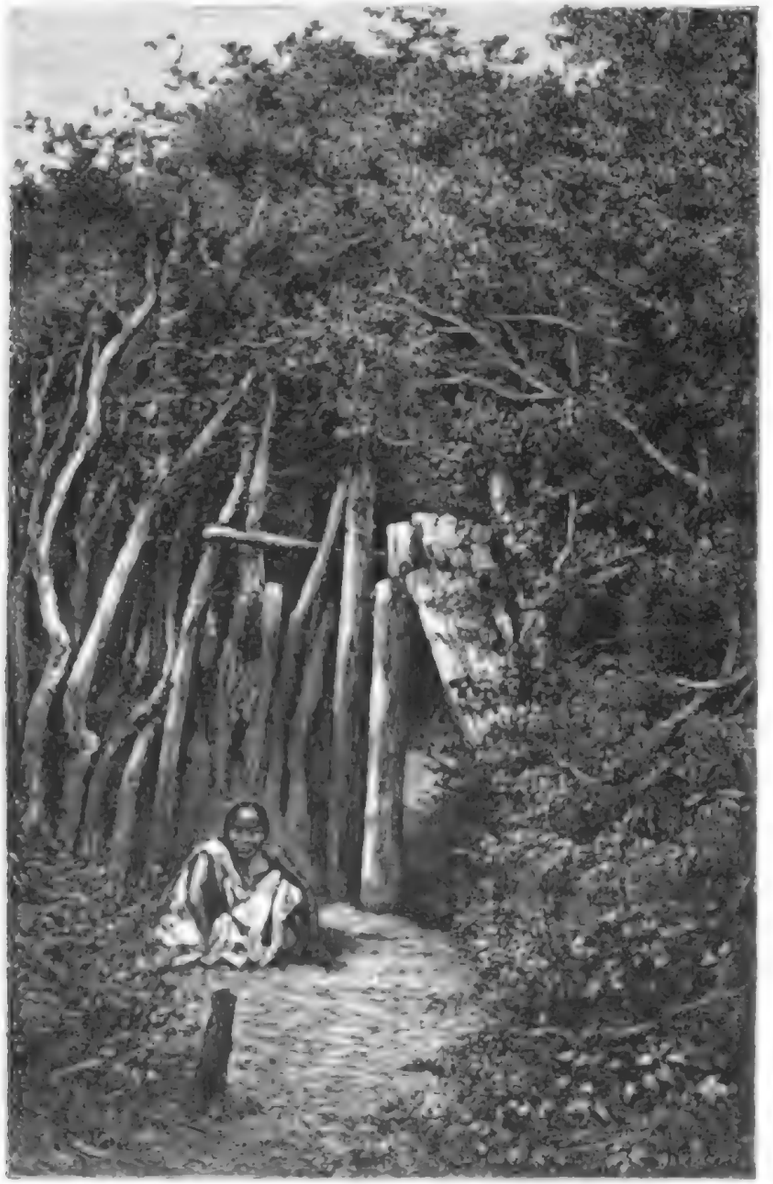
Nashorne gegenüber ſah, das ſofort auf ihn losſtürzte, ſo daß er nur eben Zeit hatte, zur Seite zu ſpringen. Als er ſich gefaßt hatte und anlegen wollte, war das Thier auf dem ſchmalen Pfade ſchon 35 m weiter gelaufen und jagte die drei Begleiter des Reiſenden vor ſich her. In dieſem Augenblicke gelangte das Gros der Karawane an die Lichtung; in weniger als drei Sekunden hatten ſämmtliche Träger ihre Laſten fortgeworfen und ſtieben nach allen

Begegnung mit einem Nashorne.

Richtungen aus einander. Der ungewohnte Lärm machte das Thier ſtutzig; es machte Halt und ſchlug ſich ſeitwärts in die Büſche. — Erſt gegen 1 Uhr traf man an dieſem Tage auf Waſſer; die drei folgenden Märſche führten durch ununterbrochene Pori ohne eine Spur von menſchlichen Anſiedelungen. Der Weg ging am Mgeta, einem ſüdlichen Zufluſſe des Kingani, entlang, den man nicht verlaſſen darf, ohne ſich dem Waſſermangel auszuſetzen. Alles Land ſüdlich bis zum Rovuma, eine Strecke von 15 Tagemärſchen, iſt von ſolcher Trockenheit, daß es ſeit mehreren

Jahren von allen Eingeborenen verlaſſen worden iſt, und Karawanen dort buchſtäblich vor Hunger und Durſt umkommen können. Auch Giraud, welcher anfänglich einen geraderen ſüdlicheren Weg nach dem Njaſſa-See durch das Land der Mahenge einſchlagen wollte, ſah ſich durch die überall eingezogenen Erkundigungen veranlaßt, eine nördlichere Route zu nehmen.

Erſt am 10. Januar kam man in bewohntere Gegenden, paſſirte am 15. Januar das erſte Dorf Mſogera und lagerte gegen Mittag in Hongo, der angeblichen Reſidenz des Häuptlings von Kutu. Die Umgebungen der Dörfer waren etwa 3 km weit im Umkreiſe abgeholzt; es war jetzt die Zeit der Ausſaat und überall herrſchte reges Leben. Die Weiber benutzten die erſten Regen, welche den Boden



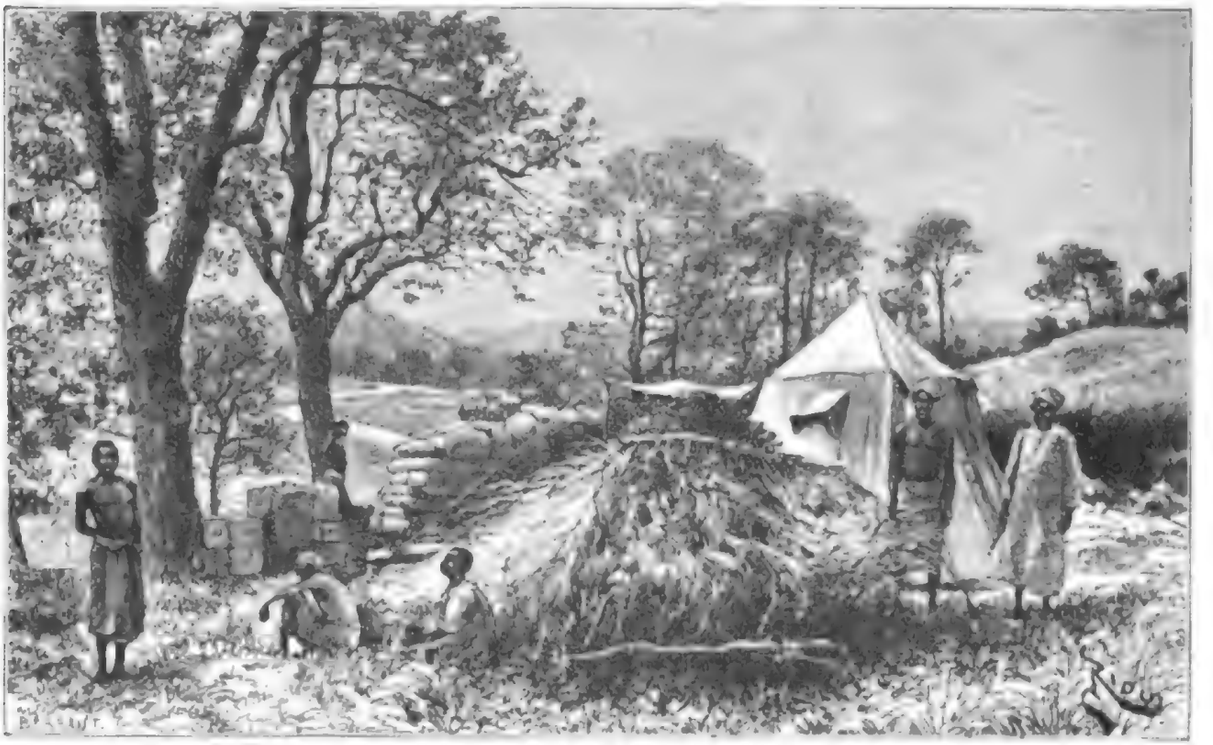
Ein Thor des Dorfes Hongo.

angefeuchtet hatten, um in der glühenden Sonne eifrig zu hacken; kaum daß ſie der vorüberziehenden Karawane einen flüchtigen Blick zuwarfen. Hier wird noch Reis in größerer Menge gebaut; aber die Ernte des vorigen Jahres war ſchon längſt aufgezehrt, und nur mit Mühe konnte ſich der Reiſende Lebensmittel verſchaffen, hier in dem volkreichſten Dorfe, das er ſeit der Küſte angetroffen, und zugleich einem der merkwürdigſten. Es liegt innerhalb eines Dorngebüſches von rieſigen Dimenſionen, durch welches drei Pfade von nicht weniger als 500 m Länge führen; dieſelben waren ſo ſchmal, daß Giraud die Theile ſeines Bootes draußen laſſen mußte. In einem ſolchen finſteren, dornigen Gange ſtößt man auf drei Thore hinter einander, deren jedes in eine ſtarke, kreisrunde Paliſade eingelaſſen iſt. Erſt wenn man das letzte durchſchritten hat, gelangt man in das Dorf, deſſen Aeußeres an diejenigen der Küſte erinnert, nur daß hier große Bäume mit breiten, dicht belaubten Aeſten kühlenden Schatten gewähren. Die Umwallung mag 400 m Durchmeſſer haben. Die kreisrunden, ſpitz zulaufenden Hütten ſind geräumig, die Straßen ſauber

und gut gehalten. Aber auf dem Wege des Reiſenden drängte ſich eine dichte, ſchmutzige, halbnackte Menge Volks, durch welche er ſich nur mühſam vorwärts bewegen konnte: kein Gruß, kein Salam, kein Zeichen von Wohlwollen; man glotzte ihn an und ſpottete über ihn, und alte häßliche Weiber riefen ihm unverſtändliche Worte zu. Das iſt afrikaniſches Willkommen. Bald erſchien auch der Häuptling, von einer Schaar halbbetrunkener Geſellen begleitet, und ließ eine große Kürbisflaſche voll Pombe und eine viel kleinere voll Honig vor dem Reiſenden niederlegen. Die Aermlichkeit dieſer Geſchenke entſchuldigte er natürlich mit der herrſchenden Hungersnoth, forderte aber im ſelben Athem Stoffe von zehnmal höherem Werthe dafür. Als ihn Giraud wegen der mit Menſchenknochen vermiſchten Aſchenhaufen, die er unterwegs angetroffen hatte, befragte, gab er ihm willig Auskunft über die bezüglichen Gebräuche in Kutu, die weniger grauſam als in Uzaramo ſein ſollten. So oft ein Dorfbewohner ſtirbt, beſtimmt der Mganda Jemanden zum Feuertode; doch kann das Opfer ſich dem durch eine Feuerprobe entziehen, indem es ſeine Hand in einem Kohlenbecken vollſtändig verkohlen läßt. Wenn es während deſſen nicht ſchreit, wird es für unſchuldig erklärt, anderenfalls ſofort zum Scheiterhaufen geſchleppt.

In der Nacht überſandte Giraud dem Häuptlinge ein ſchönes Geſchenk an Stoffen; der Gebrauch will, daß dies ſtets in der Dunkelheit geſchieht, um die Höhe der Gabe den begehrlichen Blicken des Gefolges zu entziehen, ſo daß der Häuptling faſt alles, was er erhalten, für ſich behalten kann.

Vom 11. bis 14. Januar 1884 lagerte die Karawane nach einander in den Dörfern Kiſaki, Urembo, Gomero und Kirangue, welche ſich ſämmtlich die Ehre ſtreitig machen, die Hauptſtadt von Kutu zu ſein, während in Wahrheit



Am Ufer des Mgeta.

die Oberherrſchaft nirgends ihr Centrum hat und jedes Dorf vom anderen unabhängig iſt. Das anſehnlichſte von ihnen zählt nicht mehr als 50 Hütten, welche unter Bäumen am Ufer des Mgeta entlang liegen, durch deſſen Sümpfe Giraud mehrere Stunden lang hindurchwaten mußte. Lianen von allen Größen ſchlingen ſich durch die Aeſte dieſes Waldes, die einen gerade wie eine Walze, die anderen ſich zierlich um die Rieſenbäume windend, unter denen eine Platanenart ſich auszeichnete. Der Weg ſteigt, je mehr man ſich Uſagara nähert; in 300 m Höhe über dem Meere erreicht man eine weite Ebene, welche zur Rechten der Berg Wigu, der letzte Ausläufer der Berge von Uſagara, überragt. Oft dient der Grund der jetzt trocken liegenden kleinen Schluchten als Weg; unter dem dünnen Humus liegt eine ſchwärzliche Molaſſe, die viel Eiſenoxydul enthält und ſtellenweiſe von dicken Quarzadern durchbrochen wird. Ueberall iſt Eiſen in Maſſe vorhanden, beſonders in Geſtalt von Körnern braunen Hämatits, und es vergeht kein Tag, an welchem man nicht bei einer eiſenhaltigen Quelle vorbeikäme. Die Wakutu verſtehen indeſſen trotz ihrer verhältnißmäßigen Nachbarſchaft mit der durch Zanzibar vertretenen Civiliſation dieſen natürlichen Reichthum wenig auszunutzen; weiter im Inneren fand Giraud Völker, welche in der Bearbeitung des Eiſens viel höher ſtanden als ſie, welche nur primitive Lanzenſpitzen und noch rohere Hacken anzufertigen vermögen. Ebenſo befindet ſich die Töpferei noch in den erſten Anfängen; nie ſieht man etwas anderes als halbkugelige, mit rohen Figuren verzierte Gefäße. Die Verbindungen mit der Küſte ſind übrigens ſpärlich, da die Araber ſeit 15 Jahren ihre Handelsſtraße nach Kutu aufgegeben haben, weil dort die Lebensmittel ſelten und theuer und Handelswaaren nicht vorhanden ſind. Höchſtens begegnet man noch einer kleinen Karawane von Wangwana aus Zanzibar, welche eine dreimonatliche Anſtrengung nicht ſcheuen, um einen vereinzelten Elephantenzahn gegen Flinten einzutauſchen.

Digitized by Google

In Kiſaki theilen ſich die Wege nach Uſſango; Giraud ſchlug den ſüdlichen ein, welcher an der Nordgrenze des Landes der Mahenge entlang führt, weil der nördliche volkreichere Gegenden berührt und deshalb mehr Tribute (hongo) erfordert. Ehe er Gomero erreichte, wo er den erſten Anfall von Dyſenterie zu überſtehen hatte, traf er auf einige Lager von Maſſiti oder Mazitu, Räubern von der Küſte, die in elenden Hütten aus Zweigen und Stroh hauſen; ſie müſſen ſich hier vor den Wakutu in Acht nehmen, welche Flinten führen und ſelbſt weite Raubzüge nach Norden zu den friedlichen Bewohnern Uſagaras ausführen.

Während der nächſten Tagemärſche nahm die Krankheit des Reiſenden ſo zu, daß er ſich tragen laſſen mußte und in Mgunda, wo er am 17. Januar eintraf, zu längerer Raſt ſich gezwungen ſah. Hier ward ihm eine angenehme Ueberraſchung zu Theil. Am Tage nach ſeiner Ankunft zog eine kleine Karawane aus Zanzibar unter den üblichen Flintenſchüſſen und ſonſtigem Lärmen und Schreien in das Dorf ein; ſie war von dem franzöſiſchen Konſul Ledoulx abgeſchickt, welchen Giraud vor dem Abſchiede noch um verſchiedene Kleinigkeiten gebeten hatte, eine Bitte, welcher derſelbe nun ſo raſch wie möglich entſprochen hatte. „O Herr! — ſagte Songoro, der Anführer dieſer kleinen Expedition — was für ein Geſchäft, mit acht Flinten in dieſem Lande zu reiſen. Noch geſtern wurden wir von Maſſiti angegriffen und mußten in den Buſch flüchten, wo ein Löwe hauſte. Bei der Rückkehr ziehen wir lieber gerade gegen Norden auf einem längſt verlaſſenen Wege und werden uns in Mpuapua einer zur Küſte ziehenden Karawane anſchließen, als daß wir nochmals allein das Land dieſer räuberiſchen Wakutu paſſirten.“ Unter anderen Ueberraſchungen brachte Songoro Briefe aus Europa und einen

Ankunft von Briefen aus Europa. Dorf Mgunda.

kleinen Sack Salz, der dem Reiſenden ſehr erwünſcht kam; ein Verſuch, den er machte, einen Reiſebericht niederzuſchreiben, mißglückte; er brachte nur vier Seiten voll zu Papier, worin er ſeine angegriffene Geſundheit zur Beruhigung der Seinigen als vortrefflich darſtellte. Nach 24 Stunden trat Songoro den Rückmarſch an, den er auch ohne Unfall ausführte.

Mgunda, bereits auf der Grenze von Uſagara und am Fuße des Hochgebirges gelegen, iſt als Sammelplatz aller Ruga-Rugas der Umgegend bekannt, welche von Raubzügen bei den friedlichen Bewohnern der Berge leben. Als Giraud dort durchpaſſirte, rüſtete ſich gerade eine Bande derſelben zu einer großen Razzia nach Nordweſten; dieſelbe führte am Abend des 19. Januar einen einſtündigen Kriegstanz vor dem Reiſenden aus, zu welchem die Leute die ſonderbarſten Trachten angelegt hatten. Der eine trug auf dem Kopfe eine ganze Garnitur von Tukanſchnäbeln, die beim Tanzen laut raſſelten, andere Mähnen von Giraffen, Zebras oder Antilopen und Büſchel von Hahnenfedern in den verſchiedenſten Anordnungen; ein um den Hals gewundener Fetzen rothen Zeuges vollendete die Ausſchmückung, und als Waffen trugen ſie Bogen, Pfeile mit hölzernen Spitzen und einen Schild aus Ochſenhaut. Der ganze Tanz hatte nur den einen Zweck, den Reiſenden einzuſchüchtern und von ihm Tribut zu erpreſſen, wozu dieſer ſich aber nicht herbeiließ; erſt nach langen Verhandlungen verſtand er ſich zu einem Geſchenke von 7 bis 8 m guten Zeuges. Außerdem aber koſtete ihm dieſe Begegnung noch zwei ſeiner Träger, welche der Verſuchung nicht widerſtehen konnten, zu deſertiren und ſich den Ruga-Rugas anzuſchließen.

Am 20. Januar wurde der Weitermarſch angetreten und am 21. die von Nebel umhüllten, hier zu 750 m anſteigenden Abhänge des Mabruki-Berges erſtiegen; von den hohen Bäumen, die denſelben bedecken, tropfte der Regen herab, und der Abhang war ſo ſteil, daß man im Nachtlager den Boden abgraben mußte, um das Bett aufzuſtellen. Alles war ſo feucht, daß man nur mit Mühe genügend

trockenes Holz finden konnte, um ein kleines Feuer beim Zelte zu unterhalten; darum gab es auch viel Pilze, Champignons, falſche Kaiſerſchwämme und namentlich einen großen, grauen Boletus, den die Eingeborenen verzehren. Am 23. und 24. Januar wurde der große Sumpf des Makata-Fluſſes durchzogen, wo das Waſſer den Leuten bis zum Knie reichte und es ſchwer war, ein einigermaßen trockenes Plätzchen für das Lager zu finden. Wild gab es hier in Menge, Giraffen, Zebras, Büffel, Löwen, Hyänen u. ſ. w.; aber der Reiſende fühlte ſich ſo krank, daß er demſelben nicht nachgehen mochte. Endlich erreichte man am Vormittage des 25. Januar das Ende des Sumpfes und zugleich den 20 m breiten Makata-Fluß, und eine Stunde ſpäter ein kleines, verpalliſadirtes Dorf, das Eigenthum eines Arabers von der Küſte, welcher hier Sklavenhandel betreibt. Solche „Boma" (befeſtigte Faktorei) im Inneren des Landes dient dieſen Leuten dazu, die ſchwarze Waare aus der Umgegend zuſammen zu bringen und vorläufig zu bewahren; meiſt beſitzen ſie dann noch eine zweite in der Nähe der Küſte, von wo aus man leicht mit den Sklavenſchiffen verkehren und die engliſchen Kreuzer überwachen kann. Dieſelbe iſt für gewöhnlich unbewohnt und bietet den engliſchen Beamten keinen Anlaß zum Argwohn. Sobald aber der arabiſche Händler durch ſeine Aufpaſſer erfährt, daß ſich der Kreuzer entfernt hat, läßt er ſein Menſchenfleiſch in Eilmärſchen herbeitreiben und verladet es ungeſäumt in die ſtets bereiten Boote.

Die Märſche des 26. bis 28. Januar führten über luftige Höhen, wo ſich Giraud etwas von der ſumpfigen Atmoſphäre des Makata zu erholen vermochte; freilich ermüdete es ihn ſehr, tagsüber zwei- oder dreimal bis 1000 oder 1200 m aufzuſteigen, um gleich darauf wieder bis 600 m hinabzuklettern. Dafür erfreute und erquickte man ſich hier an zahlreichen, fröhlich plätſchernden Bächen, welche die vorangegangenen Regentage hatten entſtehen laſſen. Die Landſchaft hier iſt faſt alpin zu nennen: gerade vor ihnen erhob ſich, den Trägern nichts Gutes verſprechend, der Berg Para Uranga zu 1500 m. Den ganzen Nach-

Waſagara.

mittag des 28. Januar tobte ein heftiges Gewitter mit unaufhörlichen Blitzſchlägen, deren Giraud in der Minute bis zu fünfzig zählte. Die wenig zahlreichen Eingeborenen ſchienen hier von ſanfterer Gemüthsart und größerer Zutraulichkeit zu ſein, als die früheren.

Vier Stunden brauchten am nächſten Tage die Träger, um den Kamm des Berges zu erreichen, und das Boot traf erſt nach Anbruch der Nacht ein, nachdem wiederholt Verſtärkungsmannſchaften den eigentlichen Trägern deſſelben zu Hilfe geſchickt worden waren. Als der Nebel hier oben einen Augenblick zerriß, zeigte ſich nach Oſten hin durch eine breite Thalſpalte eine großartige Ausſicht: in der Ferne die Uguru-Berge, aus denen der Kingani entſpringt, tief unten zu Füßen die großen Makata-Sümpfe traurigen Angedenkens, und gegen Südoſten ein Meer kleiner kegelförmiger oder runder Hügel, theilweiſe von Wolken bedeckt. An den Seiten der Thalſpalte ſtürzten ſchneeweiße Waſſerfälle herab und öffneten ſich Schluchten, deren Bäche brauſend dem tief unten ſtrömenden Fluſſe zueilten. Nur Hütten, Glockengeläute und blökende Heerden fehlten, um den Beſchauer in die fernen Alpen zu verſetzen. Der Marſch des 30. Januar führte noch 500 m bis zu einem 1900 m hohen ſchmalen Paſſe, und dann faſt ſenkrecht 700 m hinab in eine große, ſumpfige Ebene. Etwa 2 km weit zog ſich der kaum fußbreite Pfad an einer 300 m ſenkrecht abſtürzenden Felswand entlang, wo den durch Krankheit entkräfteten Reiſenden der Schwindel überkam, ſo daß er ſich zweimal platt auf die Erde legen mußte. Die Zanzibarer dagegen, ebenſo geſchickt im Gebirge, wie kräftig in der Ebene, zeigten ſich in der Ueberwindung dieſer wie anderer nicht minder gefahrvoller Stellen von großer Zuverläſſigkeit und Energie, und es gelang ihnen, ſelbſt die ſchweren und unhandlichen Bootstheile ohne Unfall hinabzubringen.

Die von oben geſehen anſcheinend ganz flache Niederung zeigte ſich beim Herabſteigen mit Hügeln bedeckt, auf denen die Eingeborenen, die Waſagara, ihre Sorgho- und Maisfelder und kleinen unbefeſtigten Weiler angelegt hatten. Letztere fanden ſich auch an den Seiten des Gebirges, ſtets aber in offener freier Lage, um von dort aus das Herannahen eines Feindes erſpähen zu können. Für einen ſolchen

Digitized by Google

wurde auch Giraud's Karawane gehalten; denn von Hügel zu Hügel erſchallte die Alarmtrommel und überall ſah man die Eingeborenen ſich mit ihrer armſeligen Habe flüchten. Da ſie ſtets den Ueberfällen ihrer Nachbarn ausgeſetzt ſind, halten ſie ſich beſtändig bereit, beim erſten Zeichen zu verſchwinden, und ihre Dörfer ſind daher kaum mehr als improviſirte Lager. Glücklich in ihrer Unabhängigkeit und zufrieden mit der reinen Luft ihrer Berge und dem Ertrage ihrer Felder und Schaf- und Ziegenheerden, leben ſie weit zerſtreut und unterhalten nur, wenn ſie die Noth dazu zwingt, Verkehr mit ihren Nachbarn.

Am 31. Januar marſchirte die Karawane über leichteres Terrain bis Kirangawana, wo ſie mehr Lebensmittel fand und zwei Ruhetage machte, welche der Reiſende zur Jagd, die Träger zu einer kleinen, glücklich beigelegten Meuterei verwendeten.

Die Cook- oder Hervey-Inſeln.

II. (Schluß.)

Wie ſtreng die Zucht iſt, unter welcher die Eingeborenen ſtehen, beweiſt ein kleiner Zug, den Aylic Marin mittheilt. Von einem Ausfluge kehrte er mit einem Gefährten ſtolz zu Roß in ſpäter Stunde nach dem Dorfe Arognani zurück;

Brotbaum oder Maiore (Cook-Archipel). (Nach einer Photographie.)

der Weg war ſchlecht, die Pferde müde und man entſchloß ſich, ein Unterkommen zu ſuchen. Alles ſchien im Dorfe zu ſchlafen mit Ausnahme einer alten Frau, welche mit näſelnder Stimme laut die Bibel las. Bald fingen die

Digitized by Google

Hunde an zu bellen, die Kinder an zu ſchreien und nach einigen Minuten erhob ſich die Bevölkerung, um die Reiſenden zu begrüßen. Dieſe begaben ſich ohne viel Umſtände in ein von prächtigen Mairres (Brotbäumen) beſchattetes

Die Königsgräber auf Rarotonga. (Nach einer Photographie.)

Haus. Ein Dutzend wenig einladender Frauen ſaß auf groben Matten und bereitete das Eſſen aus Fehi (Muſafehi) und Taro. Nachdem die Reiſenden einen Augenblick ſich erholt hatten, gaben ſie den würdigſten Matronen

Die große Häuptlingin Tapuni. (Nach einer Photographie.)

Eingeborene der Inſel Mauti. (Nach einer Photographie.)

einige Silberſtücke — beiläufig bemerkt iſt der Piaſter die einzige Münze, welche Kurs hat, die kleineren dienen nur zum Schmuck. — Die Mütterchen hatten mit ſichtlichem Vergnügen die Gabe angenommen, als mit einem Male,

Digitized by Google

veranlaßt durch die mißbilligenden Geberden einer der Damen, welche ſich aus dem Haufen erhob, alle zu ſchreien anfingen und den Reiſenden das Geld zurückgaben. Die Entrüſtung war entſtanden, weil das Geſchenk von Franzoſen herrührte, und dieſes Wort iſt gleichbedeutend mit Katholiken, da der engliſche Geiſtliche beide Ausdrücke häufig verwechſelt und jeder Katholik hier beinahe ein Verdammter iſt. Wenn die Sache ſelbſt auch vielleicht nicht zu billigen iſt, die Disciplin, die durch den Vorgang bewieſen wird, muß bewunderungswürdig genannt werden.

Außer dem eben erwähnten Brotbaume ſind alle auf den Inſeln des Stillen Oceans vorkommenden Kulturpflanzen hier heimiſch; Taro, Kokos und Bananen, welch letztere man auch gähren läßt und aufbewahrt. Die Fauna iſt der von Tahiti ganz ähnlich. Von Säugethieren kennt man nur die Ratte ſeit eben ſo langer Zeit, als man die Inſeln ſelbſt kennt, einen Pteropus, der, ſonderbar genug, nur auf einer Inſel vorkommt, und zahme Schweine, die anfänglich auf zwei Inſeln beſchränkt waren. Jetzt ſind alle europäiſchen Hausthiere vertreten, wie denn Williams, wie wir ſchon geſehen, allerlei neue Sachen auf die Inſeln einzuführen ſuchte. Von Vögeln kommen drei Taubenarten vor; Papageien und Hühner fehlen, doch giebt es vielleicht auf Rarotonga (nach Pritchard, bei Meinicke a. a. O. II, S. 426, ein Apterix) noch einen beſonderen Laufvogel. Einige Eidechſen, wenige Inſekten und Schmetterlinge kommen vor; reich aber ſind die umgebenden Gewäſſer an Seethieren, wenn auch Schildkröten nicht gerade häufig gefunden werden.

Das Klima iſt ſehr angenehm; in der Winterhälfte weht der Oſtpaſſat bei hellem klarem Wetter kräftig durch; in der anderen Jahreszeit wird er von heftigen Weſtwinden, die von tropiſchen Regen begleitet ſind, unterbrochen; in den Monaten Januar bis März treten Orkane auf, deren Wirkung von den Miſſionaren als ganz furchtbar geſchildert wird. Demgemäß iſt der Aufenthalt im Allgemeinen geſund; einheimiſche Krankheiten ſind Wechſelfieber, Rheumatismus, Diarrhoe, Augenleiden und namentlich Ausſchlagskrankheiten aller Art (doch iſt Elephantiaſis ſehr ſelten), die jedoch nicht häufig vorkommen. Gefährlicher ſind den Eingeborenen die von den Europäern verbreiteten Krankheiten geworden, unter denen hauptſächlich Dyſenterie, Skroſeln, Keuchhuſten, Maſern und Influenza zu nennen ſind; durch Einführung der Pockenimpfung haben ſich die Miſſionare ein wirkliches Verdienſt erworben. Es giebt noch eine eigenthümliche Krankheit, welche die Kanaken trotz ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume als die Folge einer Bezauberung betrachten. Diejenigen, welche von dieſem Uebel, einem unerklärlichen Trübſinne, ergriffen werden, zehren langſam ab; die Patienten ſehen dem Tode ſtoiſch in die Augen und zimmern ſelbſt, ſo lange ſie noch dazu im Stande ſind, ihr letztes Lager. Doch auch andere Krankheiten treffen nach dem Aberglauben, der ſich immer noch erhalten hat, den Menſchen für manche Vergehen und Verbrechen, deren er ſich ſchuldig machen kann, und ſo finden wir z. B. zwei alte Begräbnißplätze, die ganz ohne Schutzmauer in der Umgegend von Arognani liegen; die Furcht der Eingeborenen iſt der beſte Schutz; auch jetzt noch iſt die Stelle tapu und wehe dem Unſinnigen, der es wagen würde, ſie zu beſchädigen. Da ruhen die Vornehmen des Landes, deren Leichen in Zeug gewickelt erſt in einem Boote öffentlich ausgeſtellt, dann aber auf dem allen Vornehmen gemeinſchaftlichen Begräbnißplatze beſtattet werden. Den Leichen wurden Speiſen von dem Opfer mitgegeben, welches dem Gott der Unterwelt, Tiki, dargebracht wurde, damit er den Todten bei ſich behalte. Die Zurückgebliebenen trauerten, die Männer, indem ſie ſich ſchwarz färbten, die Frauen, indem ſie ſich kleine Wunden beibrachten. In Mangaia machte man weniger Umſtände, man warf alle Leichen in zwei Höhlen, von denen eine für die Vornehmen, die andere für die Geringen beſtimmt war. Das Volk war früher allgemein in vier Klaſſen getheilt; die erſte bildeten die Ariki (Könige), deren Fuß nie den Boden berühren durfte, um ihn nicht tapu zu machen; die zweite Klaſſe waren die Verwalter der Diſtrikte, die auf den verſchiedenen Inſeln unter verſchiedenen Namen vorkommen und größere Macht als die Könige ſelbſt hatten; die dritte die der Grundbeſitzer und die vierte endlich das gemeine Volk. Eigentliche Geſetze gab es nicht; jeder Häuptling entſchied nach ſeinem eigenen Gutdünken und in derſelben Weiſe legte er die Strafen auf. Die jetzigen chriſtlichen Staaten haben gewiſſermaßen einen modernen, europäiſchen Charakter; man hat wirkliche Geſetze, auf Rarotonga ſeit 1827 das Geſetzbuch von Raiatea. Gerichtshöfe mit Geſchworenen ſind eingeführt und die Polizei wird ganz energiſch gehandhabt. Ehe wir Raratonga verlaſſen, wollen wir hier noch die Beſchreibung folgen laſſen, welche Williams von der Inſel, wie er ſie kannte, gegeben hat; man wird daraus erſehen können, auf welch hoher Kulturſtufe die Eingeborenen ſtanden, ehe ſie durch die Miſſionare zu weiterer Entwickelung geleitet wurden. Er fand die Inſel im höchſten Zuſtande der Kultur, ſo daß der Ausblick von den Bergabhängen zum Strande ein wahrhaft entzückender war. Vom Fuße des Gebirges bis ans Meer erſtreckten ſich regelmäßig angepflanzte Reihen der prächtigſten Südſeekaſtanien (Inocarpus edulis), ungefähr 1000 Schritte von einander entfernt. Die Zwiſchenräume waren in Tarofelder getheilt, die vier Fuß tief ausgegraben waren und nach Bedürfniß bewäſſert werden konnten. Die Dämme und die Felder hatten geneigte Abhänge und oben eine ſechs bis acht Fuß breite Fläche. Auf dieſen Abhängen wuchs der Kape, rieſige Taro, während die flachen Dammrücken in regelmäßigen Abſtänden mit ſchöngeformten Brotfruchtbäumen bedeckt waren. Um die ganze Inſel zog ſich ein bequemer Weg, Ara Mebua: Mutter (oder nach Anderen Vater) Pfad, durch ſchattige Bäume vor den Strahlen der Sonne geſchützt; etwa 20 bis 30 Schritt vom Wege ab lagen die niedlichen Häuſer, zu denen ein mit ſchwarzen und weißen Steinen ausgelegter Pfad führte. Ruheſitze, aus zwei glatten Steinen (deren einer als Sitz, der andere als Lehne diente) beſtehend, befanden ſich vor den Häuſern, meiſtens Reliquien aus alter Zeit, die das Volk mit größter Ehrfurcht betrachtete, denn man pflegte zu ſagen: hier ſaß mein Vater oder mein Großvater, oder dieſer oder jener große Häuptling. Hier bringen nach der Tagesarbeit die Einwohner die Abende zu, indem ſie mit einem in wohlriechendes (?) Oel getauchten Blumenkranze um die Stirn ſich geſellig niederlaſſen und mit jedem redſeligen Vorübergehenden über die Angelegenheiten ihrer kleinen Welt ſich beſprechen.

Nach Aylic Marin befindet ſich auch eine Niederlaſſung der deutſchen (Handels- und Plantagen-) Geſellſchaft auf der Inſel, und er erkennt weiter an, daß die deutſche Handelsmarine am beſten in Polyneſien vertreten ſei, was ihm einen Seufzer entlockt, obwohl ſie, wie er gehört haben will, ziemlich ſchlechte Geſchäfte macht.

Die nördlichſte aller dieſer Inſeln iſt Aitutaki (Uaitutaké) auf 18° 50′ ſüdl. Br., 159° 44′ öſtl. L., die 1789 entdeckt wurde; ſie iſt etwa eine Meile lang und breit, das Innere voller Hügel, die ſich nach N ſteiler, nach S und O ſanfter abſenken; der höchſte erhebt ſich bis zu ungefähr 125 m. Vor demſelben liegt im NW eine etwa $^1/_2$ Meile

breite Küſtenebene; in der trockenen Jahreszeit beſonders iſt friſches Waſſer ſehr wenig vorhanden; an verſchiedenen Stellen liegen Riffe vor der Inſel, die eine etwa eine Meile breite Lagune bilden, welche durch einen ziemlich gefährlichen Kanal auf der Weſtſeite zugänglich iſt. Auf dem Riffe an der Südſeite liegen 13 mit Kokospalmen bewachſene Inſeln. Als Aylic Marin vor dieſer Inſel lag — denn die Landung war ſchwierig —, kamen die Eingeborenen mit Früchten und Geſchenken an Bord und bewunderten dann den Dampfer, wobei ſie eine große Intelligenz an den Tag legten; endlich wurden ſie durch ihre Riechorgane nach der Küche geführt, deren köſtliche Gerichte wohlwollend zu ihrer Verfügung geſtellt wurden. Dieſem Beſuche verdanken wir die Mittheilung eines intereſſanten Portraits, der „großen Häuptlingin“ Tapuni, einer zu Tahiti geborenen, an einen Franzoſen verheiratheten Dame, welche wegen vieler guten Dienſte, die ſie den Eingeborenen erwieſen, von letzteren aus Dankbarkeit das erwähnte Ehrenamt erhalten hat. Bei dem Abſchiede ſtimmten die Inſulaner einen Pſalm an, während der ſie begleitende Miſſionar für die Abreiſenden und die Zurückbleibenden mit lauter Stimme betete.

Der Dampfer Aylic Marin's paſſirte dann Mitiaro (Mitiero), eine kleine, ſchmale Inſel, deren eine Hälfte fruchtbar iſt, während die andere aus dürrem Kalkfelſen beſteht. In der Mitte der Inſel liegt ein ſchöner, von grünen Sträuchern umgebener See; das dem größten Theile des Strandes angeblich vorliegende Barriereriff konnte Aylic Marin nicht entdecken. Die letzte Inſel, welche beſucht wurde — eine Gruppe von Eingeborenen wurde daſelbſt photographirt — war Mauti oder Mauke, die öſtlichſte Inſel des Archipels, welche nur etwa 40 Fuß hoch ſich aus dem Oceane erhebt; wie Aylic Marin mittheilt, iſt es unrichtig, daß ſie von Riffen umgeben iſt; vielmehr erheben ſich die niedrigen Küſten ſenkrecht aus den Fluthen. Der Boden beſteht aus rauhen Korallenſteinen, darunter aber fruchtbare Erde. Ein hübſches, von Kokospalmen und Fruchtbäumen beſchattetes Dorf der Eingeborenen liegt auf einer von Bäumen umgebenen Wieſe.

Zum Schluſſe wollen wir einige geographiſche Angaben über die noch nicht genannten Inſeln der Gruppe hier kurz zuſammenſtellen. Kaitutia (Atiu), im Nordoſten von Rarotonga, hat einige Meilen Umfang und beſteht aus Hügeln von Korallenkalk, die ſich über 100 m hoch erheben und auch Höhlen enthalten. Der Boden ſcheint fruchtbar, obwohl friſches Waſſer zu fehlen ſcheint; durch vorliegende Klippen iſt die Landung ſehr erſchwert. Nur wenige Meilen von dieſer Inſel entfernt liegt Takutea, eine unbewohnte flache Koralleninſel. Noch wären zu nennen Manuae, 1773 von Cook entdeckt und Hervey genannt, jetzt verlaſſen; auf dem Riffe liegen einige bewaldete, aber unbewohnte Inſeln, und Palmerſton, eine ebenfalls unbewohnte Riffinſel, ohne Einfahrt in die Lagune.

Ueberſeeiſche Vieh- und Fleiſchproduktion.

Von Dr. E. Jung.

II. (Schluß.)

Die Vereinigten Staaten beſaßen nach dem letzten Agricultural Report im Jahre 1883 an Rindern 41 171 000 Stück, an Schafen 49 237 000 Stück und an Schweinen 43 270 000 Stück. Die Fleiſchkonſumtion der Bevölkerung iſt eine außerordentlich ſtarke, an Schweinefleiſch allein 2 200 000 Tonnen jährlich oder 42,3 kg pro Kopf, dennoch iſt immer noch ein ungeheurer Fleiſchüberſchuß vorhanden (bei Schweinefleiſch etwa $^1/_5$ der Geſammtproduktion) und mit raſtloſer Energie und ſtaunenswerther induſtrieller Findigkeit hat man es verſtanden, dieſen Ueberſchuß in allen möglichen Formen für den Verſandt geeignet zu machen. Nach dem Cenſus von 1880 beſtanden damals 872 großartige Schlacht- und Fleiſchverpackungs-Etabliſſements, welche jährlich nur für den Export einſchlachteten: 1 756 000 Rinder von durchſchnittlich 560 kg Gewicht, 2 231 000 Schafe zu 46 kg und 16 Millionen Schweine zu 125 kg. Zur Zeit ſeiner größten Höhe, im Jahre 1880 bis 1881, repräſentirte der Vieh- und Fleiſchhandel der Vereinigten Staaten einen Werth von 700 Millionen Mark, der allerdings danach ſehr erheblich abgenommen hat[1]).

In Auſtralien iſt der Betrieb der Viehzucht dem amerikaniſchen in vielen Stücken ähnlich. In anderen iſt derſelbe aber von jenem außerordentlich verſchieden. Von einer Niederlaſſung auf unbeſetztem Terrain darf dort nur in höchſt ſeltenen Ausnahmefällen geſprochen werden, in ſolchen Gegenden nämlich, welche ſehr weit ab von jedem Verkehre liegen, und für welche Konkurrenten ſich nicht finden. Denn von irgend einem wirklich wünſchenswerthen Weideſtriche würde ein nicht mit der Conceſſion der Regierung verſehener Squatter (Viehzüchter) ſehr bald durch den mit allen Rechten ausgerüſteten Pächter verdrängt werden.

Der auſtraliſche Viehzüchter war bis auf die allerjüngſte Zeit faſt ausſchließlich auf die Produktion von Wolle, Talg und Häuten angewieſen. Büchſenfleiſch wurde freilich ſchon ſeit einer Reihe von Jahren ausgeführt, indeß bewirkten hohe Löhne und Transportkoſten ſowie die Abneigung der engliſchen Konſumenten gegen konſervirtes Hammelfleiſch, die Hauptmaſſe der auſtraliſchen Fleiſcherporte, ſehr ſchnell einen Rückgang in der Ausfuhr dieſes Artikels, die immer geringere Dimenſionen annahm, bis der auſtraliſche Fleiſchhandel 1880 einen ganz neuen unerwarteten Impuls empfing, als das Problem einer Verſendung von ganzen ausgeſchlachteten Rindern und Schafen in Eiskammern glücklich gelöſt wurde. Im Januar des genannten Jahres paſſirte das erſte Schiff, der „Strathleven“ den Suezkanal, welcher in ſeinen Eiskammern das Fleiſch von 70 Ochſen und 400 Schafen nach London brachte.

Die Fahrt hatte 62 Tage gedauert, man war in der heißeſten Zeit von Auſtralien abgeſegelt und dennoch war das Fleiſch bei ſeiner Ankunft vollkommen friſch. Die Fahrt iſt ſeitdem aber ſchon um mehr als 20 Tage abgekürzt, die Gefriermethoden ſind bedeutend verbeſſert worden, und der Handel mit friſchem Fleiſche hat einen ſo bedeutenden Aufſchwung genommen, daß ſeine Wirkung auf die Schafzucht, welche ſich, ſtatt wie früher, faſt ausſchließlich der

[1]) Vergl. Scherzer, Das wirthſchaftliche Leben der Völker. S. 303 ff.

Wollproduktion, nun auch der Züchtung von Fleiſchthieren in größerem Maße zuwendet, ſchon jetzt deutlich erkennbar iſt.

In Auſtralien, wie in Neuſeeland, ſind in neueſter Zeit den amerikaniſchen ähnliche große Schlachthäuſer errichtet worden, die jetzt mit recht guten Reſultaten arbeiten. Ihnen werden auf den breiten Wegen, welche, gleich denen in Spanien für die Merinos transhumantes zwiſchen den eingezäunten Weidegründen und Ackerländern hindurchziehen, die auf den Weiden gemäſteten Thiere zugetrieben, jetzt aber auch ſchon den Eiſenbahnen zugeführt.

Die Viehzucht iſt in Auſtralien zwar ausnehmend lohnend, ſie iſt aber dennoch keineswegs überall eine ſo mühelose Beſchäftigung wie in Amerika, wo man wohlbewäſſerte Weiden noch in Fülle haben kann. Auſtralien iſt in ſehr vielen Theilen, auch ſolchen, die reich an nahrhaften Gräſern, Kräutern und Büſchen ſind, ein waſſerarmes Land. Ungeheure Strecken ſind daher augenblicklich von der Benutzung gänzlich ausgeſchloſſen, daß ſie dies aber nicht für immer bleiben werden, das erhoffen wir aus den ſich mehrenden Berichten von arteſiſchen Brunnen, welche in den verſchiedenſten Gegenden erbohrt wurden, und von den glücklichen Reſultaten, mit welchen man weite und tiefe Schächte bis in waſſerführende Schichten trieb, deren Ergebniſſe nach Quantität erſtaunliche, auch nach Qualität vorzügliche waren. In anderen Gegenden hat man es aber ganz aufgegeben, Bohrungen oder Grabungen zu machen. Es iſt außerordentlich viel Geld im Brunnengraben verloren worden. Theils fand man gar kein Waſſer, theils war daſſelbe ſo bitterſalzig, daß es ſelbſt dem genügſamen Schafe widerſtrebte. Nicht wenige auſtraliſche Squatter haben durch koſtſpieliges und erfolgloſes Suchen nach Waſſer den Grund zu ihrem Ruin gelegt. Man befolgt in vielen waſſerloſen Gegenden jetzt den Plan der Ausſchaufelung großer, ſeeähnlicher Becken, auf deren Füllung durch Regengüſſe man dann hofft. Sind ſie einmal gefüllt, ſo halten ſie Jahre lang aus. In Südauſtralien hat der durch ſeine freigebige Unterſtützung von Erforſchungsreiſen wohlbekannte Sir Thomas Elder mehr Geld, Zeit und Mühe auf die Herſtellung ſolcher künſtlicher Waſſerbecken verwandt als irgend jemand anders in Auſtralien oder auch wohl irgendwo ſonſt.

Aus einem uns vorliegenden Berichte des erſten Beamten dieſes auſtraliſchen Schäferkönigs erſehen wir, daß allein auf ſeinen nordöſtlichen Weidegründen, lauter Pachtungen, 95 Brunnen gegraben wurden, welche 979 640 Mark koſteten, und 70 „Tanks“, große Reſervoirs, welche 880 000 Mark zu ihrer Vollendung erforderten. Im Ganzen hat Sir Th. Elder weit über zwei Millionen Mark im Suchen nach Waſſer verausgabt.

Das Ausſchachten wird mit mächtigen, durch Lokomobilen getriebenen Schaufeln bewerkſtelligt, wobei beſtändig über 100 Leute an einem Tank beſchäftigt ſind. Iſt derſelbe endlich bis zur gewünſchten Tiefe fertig geſtellt, ſo hat man zuweilen fünf bis ſechs Jahre und länger zu warten, bis genügender Regen kommt und ſich der Tank mit Waſſer füllt.

Glücklicher Weiſe iſt nicht der ganze Erdtheil mit ſolchem Fluche der Waſſersnoth geſchlagen. Namentlich ein großer Theil von Queensland, wie auch der von A. Forreſt entdeckte Theil Weſtauſtraliens, iſt mit ſtets fließenden Waſſerläufen und Teichen in hervorragender Weiſe geſegnet. Und hier hat ſich engliſches Kapital in der neueſten Zeit recht lebhaft betheiligt; beiſpielsweiſe kaufte der Herzog von Mancheſter an den Ufern des Fitzroy im nordöſtlichen Weſtauſtralien eine große Strecke Landes, um darauf Viehzucht zu betreiben, vielleicht auch ſpäter die Kultur tropiſcher Produkte zu beginnen, wofür Klima und Boden ſich vortrefflich eignen ſollen. Noch größere Landerwerbungen haben einige in Auſtralien mit engliſchem Kapital gebildete Genoſſenſchaften gemacht. Es iſt ſchon angedeutet worden, daß die großen Viehweiden, die „Runs“, nicht privates Eigenthum, vielmehr Pachtungen ſind. Wenigſtens iſt erſteres die vereinzelte Ausnahme. Denn einmal ſuchen die Landesgeſetze der auſtraliſchen Kolonien die Entſtehung von Latifundien zu verhüten, ohne indeß dieſen Zweck völlig zu erreichen, anderntheils aber iſt das Land oftmals von ſo geringem Werthe, daß nur ein äußerſt niedriger Preis für daſſelbe gezahlt werden könnte, und die auſtraliſchen Geſetzgebungen haben den Preis für Land ziemlich hoch geſtellt.

Man würde bei dem Anblicke vieler Stationen, d. i. Schaf- und Rindviehfarmen, nicht vermuthen, daß das in weitem Umkreiſe ſie umgebende, ſorgfältig mit Drahtzäunen eingehegte Land nur gepachtet ſei. Namentlich bei den Schaffarmen iſt nicht ſelten ein enormes Kapital nicht nur in Gebäuden und Zäunen, auch in Anſtalten für das Scheeren und Waſchen der Schafe oder der Wolle und deren Verpackung, für die Tränkung der Thiere ꝛc. angelegt worden, auch umgiebt ſehr häufig die Hauptſtation ein mit allen möglichen Gewächſen eines warmen Klimas ausgeſtatteter Garten und Park, ſowie ausgedehnte Paddocks für die Gewinnung von Futter für die Arbeitsthiere, ſo daß man ſich alles dies ohne einen wohlgeſicherten Beſitztitel kaum denken kann. In Queensland fördert eine ſolche Station ſogar die für den Betrieb nöthige Kohle aus einem von ihr erſchloſſenen Tagebau.

In der That iſt auch das in nächſter Umgebung der Station liegende Land häufig angekauft, da nämlich, wo keine beſonderen Geſetze dem Squatter das Vorkaufsrecht für ein beſtimmtes Areal um ſeine Wohnung ſichern und er gewärtig ſein muß, daß über Nacht ein Free Selector, ein Landwähler, gerade ſein Eigenthum zum Gegenſtande ſeiner Wahl macht. Freilich kann er für alle Verbeſſerungen nach Abſchätzung durch die Regierung volle Zahlung verlangen, das würde ihn jedoch für den Verluſt ſeiner mühſam der Wildniß abgerungenen Heimſtätte nicht entſchädigen. Wenn er aber wirklich ſein Beſitzthum verläßt, ſo iſt das eine Ausnahme und noch dazu eine ſehr ſeltene. Jedenfalls thut er das aus freier Wahl, denn abgeſehen von jenem Vorzugsrechte geben ihm die auſtraliſchen Landesgeſetze ſo reichliche Gelegenheit zur Umgehung, daß es nur an ihm ſelber liegen kann, wenn er ſeinen Grundbeſitz nicht befeſtigt und ausdehnt, wie es ihm beliebt.

In den großen weiten Strichen Centralauſtraliens, wo der Regenfall ſo launenhaft und, wenn er kommt, für Ackerfrüchte geradezu verderblich iſt, hat der Squatter von dem Landmanne nichts zu fürchten. Bis dorthin wird dieſer nie gelangen. Aber auch in ſolche Gegenden rücken die Drahtzäune, ſo daß der Bedarf an dieſem Artikel, der ſich jährlich auf $3^1/_2$ Millionen Mark belaufen mag, keineswegs abnimmt. Hier bedarf der Viehzüchter für gewöhnlich nur weniger Leute, deren Aufgabe es iſt, für die Sicherheit der Verzäunungen zu ſorgen, damit die in den verſchiedenen Unterabtheilungen weidenden Heerden ſich nicht vermiſchen.

Gehen wir aber noch über dieſe Zone hinaus, ſo finden wir einen, dem amerikaniſchen ähnlichen Weidebetrieb, meiſt nur Rindviehzucht, die weniger Leute verlangt, die auch auf den zuerſt beſetzten Weidegründen beſſer gedeiht und der Schafzucht den Weg bahnen muß, indem ſie allmählich den Graswuchs verbeſſert.

Ganz ohne Gefahren iſt der auſtraliſche Viehzüchter aber keineswegs. Abgeſehen von den geringen und zu vermeidenden Verluſten an Schafen durch wilde Hunde und Giftpflanzen, den ſchon bedeutenderen durch Krankheiten,

wie Lungenſeuche bei den Rindern, Klauenſeuche und Räude bei Schafen, werden die Heerden periodiſch in wahrhaft erſchreckender Weiſe decimirt, wenn in Folge anhaltender Dürre Gras- und Waſſermangel eintritt und Schafe wie Rinder zu Millionen dahinſterben. Dennoch wächſt der Viehſtand in gewaltigem Maße von Jahr zu Jahr; Ende 1884 beſaßen die fünf Kolonien des Auſtralkontinents nebſt Tasmanien und Neuſeeland 8 178 745 Rinder und 74 345 954 Schafe und hatten noch vielen Raum zu weiterer Ausdehnung. Mit einem immer allgemeiner werdenden Verlaſſen des extenſiven Betriebes und dem Einſchlagen einer mehr intenſiven Richtung iſt die Viehzucht trotz wiederholter jäher Kalamitäten, wie maſſenhaftes Viehſterben und tiefer Fall der Preiſe, noch heute der am meiſten lohnende aller Betriebe und wird es vorausſichtlich noch für lange verbleiben.

Ihre Ausſichten ſind trotz des jähen Falles der Wollpreiſe in jüngſter Zeit um ſo geſicherter geworden, je mehr ſich der Export von friſchem Fleiſche nach England als lohnend erwieſen hat. Die Bereitung von Fleiſchkonſerven, welche in Neuſüdwales, Victoria, Queensland, Südauſtralien und Neuſeeland bereits ſeit vielen Jahren betrieben wurde, war in neueſter Zeit immer mehr heruntergegangen, da die engliſchen Konſumenten eine große Abneigung gegen das in verzinnten Büchſen konſervirte Hammelfleiſch zeigten, ſo daß ſeine Verwendung ſelbſt in Armenhäuſern und Strafanſtalten nach kurzem Verſuche ſiſtirt wurde.

Nachdem aber 1880 jene erſte Sendung von friſchem Fleiſche in gefrorenem Zuſtande glücklich in London angekommen war, iſt dieſem Induſtriezweige in Neuſüdwales, Victoria, Queensland und Neuſeeland ganz beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet worden, ſo daß 1884 bereits 524 094 geſchlachtete Hammel und 5114 geſchlachtete Rinder auf den Londoner Markt kamen. Von den im Ganzen 53 Verſchiffungen der Jahre 1880 bis 1883 langten 30 in vorzüglichem, 14 in mittelmäßigem und neun in unbefriedigendem Zuſtande an. Neuſeeland, das erſt 1882 in dieſen Handel eintrat, war zuerſt beſonders unglücklich; eine Ladung von 8496 Schafen, die im Oktober 1882 Port Chalmers verließ, verdarb gänzlich und mußte in Java über Bord geworfen werden [1]).

Aber gerade Neuſeeland, deſſen auf ſtets grünen Fluren gemäſtetes Fleiſch in London beſtändig höhere Preiſe erzielt, als das übrige auſtraliſche und das nord- und ſüdameriſaniſche, geht energiſch damit um, ſeinen Export bedeutend zu vergrößern. Die New Zealand Shipping Company und die Shaw Albion Company bauen große, für den Transport von friſchem Fleiſche ſpeciell geeignete Schiffe für das neuſeeländiſche Geſchäft, und die letztere Geſellſchaft ſoll ſich bereits verpflichtet haben, jährlich 220 000 Schafe oder dem Gewichte nach 17 Millionen Pfund Hammelfleiſch nach London überzuführen. Die New South Wales Frozen Meat Company in Sydney und die Auſtralian Frozen Meat and Export Company in Melbourne haben je mit der Orient-Dampfſchiff-Geſellſchaft ein Abkommen für zwei Jahre getroffen, monatlich ein Schiff mit 5000 Schafen zu befrachten. In Neuſeeland ſind gegenwärtig 12 Geſellſchaften, welche 250 000 Pfd. St. verausgabt haben, mit der Herſtellung von gefrorenem Fleiſche beſchäftigt.

Für die Bewohner der Laplata-Länder iſt Viehzucht und zwar eine ſolche der extenſivſten Art bis vor wenigen Jahren die hauptſächlichſte, ja faſt ausſchließliche Nährquelle geweſen. In den letzten zehn Jahren hat aber der Ackerbau ſo rapide Fortſchritte gemacht, daß ſeine Produkte bereits einen ſehr namhaften Antheil an der Ausfuhr ins Ausland beanſpruchen und die Viehzucht von ihrem alles überragenden Standpunkte mehr und mehr zurückdrängen. Doch haben die Heerden keineswegs an Zahl oder Werth abgenommen, im Gegentheil hat in den letzten 20 Jahren ihr Werth ſich nahezu vervierfacht und in Argentinien allein iſt die Zahl der Kühe um 24 Proc., die der Schafe gar um 202 Proc. geſtiegen [1]).

In früheren Zeiten war es faſt ausſchließlich das Rind, welches auf den vielen Niederungen längs dem Rieſenſtrome Parana und dem Uruguay und dem von dieſen Flüſſen gebildeten Laplata gehalten wurde, und zwar wurde, und wird noch heute mit ſeltenen Ausnahmen nur extenſive Viehzucht betrieben. Es iſt eine Viehzucht der aller primitivſten Form, welche das Vieh, noch mehr als das in Auſtralien geſchieht, ſich ſelber überläßt. Die einzigen Arbeiten, zu welchen man ſich bequemt, ſind das Markiren der Thiere mit dem Brandzeichen des Beſitzers, das Kaſtriren der männlichen Thiere und das Abliefern der verkauften Thiere an die Fleiſcher. Dazu kommt in ausnahmsweiſe dürren Jahren noch die freilich nicht geringe Arbeit des Tränkens der Heerde aus den zu dieſem Zwecke gegrabenen Brunnen und bei einem Verkaufe an einen anderen Heerdenbeſitzer das Ummarkiren der verkauften Stücke, eine durchaus nicht leichte und auch nicht ungefährliche Operation [2]).

Man bedarf hierzu fünf Leute, drei berittene und zwei zu Fuß, welche letztere die Markireiſen am Feuer erhitzen und gegebenen Falls herbeibringen. Von den Reitern ſind zwei mit Laſſos verſehen, 14 bis 18 m langen, aus roher Rindshaut geflochtenen Strängen, an deren einem Ende ein eiſerner Ring befeſtigt iſt, um mit demſelben eine Schlinge zu bilden, während das andere Ende am Sattel des Reiters befeſtigt iſt. Die Heerde, an welcher operirt werden ſoll, iſt in den Corral, eine aus ſtarken Pfählen gebildete Viehbucht mit mehreren Abtheilungen, getrieben worden, und es gilt nun, die Schlinge des Laſſo einem Stück um die Hörner zu werfen. Sobald ſie ſitzt, galloppirt der Reiter fort, bis ſich der Laſſo ſtraff zieht, und ſucht das Thier, um es von ſeinen Gefährten zu trennen, in eine andere Abtheilung zu bringen. So wie es dort angelangt iſt, wird ihm der zweite Laſſo um die Hinterfüße geworfen und ſtraff gezogen, ſo daß es bald auf die Seite fällt und hilflos daliegt. Die Anderen eilen ſofort mit dem Brandeiſen herbei und die Operation iſt vollendet. Nun kommt aber der gefahrvollſte Theile des Geſchäftes, die Befreiung des Thieres. Zu dieſem Zwecke naht ſich der dritte Reiter, ſteigt vom Pferde und löſt behutſam die Schlinge an den Hörnern, der Laſſo an den Füßen wird gelockert und das Thier befreit ſich ſehr bald ſelber. Wüthend, wie es nun aber iſt, ſtürzt es ſich gewöhnlich, ſobald es wieder auf ſeinen Füßen ſteht, auf den nächſten ſeiner Peiniger, welcher oft alle ſeine Geſchicklichkeit aufbieten muß, um dem Angriffe auszuweichen.

Die im Laplata-Gebiete einheimiſchen Rinder ſind durchaus nicht fleiſchreich; Thiere von 2½ Jahren liefern im Mittel nur 250 bis 300 Pfund und dazu iſt das Fleiſch von etwas grober Faſer [3]). Man hat daher aus England Shorthorns und Herefords eingeführt und zieht die letzteren vor, weil ſie zwar nicht ſo maſtfähig ſind wie jene, aber den Witterungseinflüſſen beſſer widerſtehen und auch eine kräftigere und dickere Haut haben, ein ſehr wichtiger Punkt

[1]) Vergl. Deutſches Handelsarchiv 1885, Januar- und Oktoberheft, ſowie den danach zuſammengeſtellten Artikel im „Export“ 1886, Nr. 12.

[1]) Vergl. Mulhall, Handbook of The River Plate. London 1885, p. 20.

[2]) Vergl. Friedrich, Die Laplata-Länder. Hamburg 1881.

[3]) Schultze, Der reelle Eſtanziabetrieb im unteren Laplata-Gebiete. Hamburg 1886.

für die argentiniſchen Züchter, welche bisher für ihre Rinderhäute, die auf den europäiſchen Märkten als die dickſten und feſteſten bekannt waren, jährlich an 36 Millionen Mark vereinnahmten: was ſie durch Einführung der engliſchen Raſſen an Fleiſch und Fett gewannen, verloren ſie am Werth der Häute.

Die Zahl des Hornviehs in ſämmtlichen Laplata-Staaten (Argentinien, Uruguay, Paraguay) und in der braſilianiſchen Provinz Rio Grande do Sul, in welcher gleiche Verhältniſſe herrſchen, darf auf 26 Millionen Stück geſchätzt werden. Die argentiniſche Provinz Buenos Aires allein hat nach Mulhall[1]) 4755000 Stück Hornvieh, wovon 718000 Stück auf Thiere der beſten Raſſen kommen. Die Heerden vermehren ſich außerordentlich ſchnell, da ſie außer der Maul- und Klauenſeuche, die ihren Grund wohl in ungenügendem Futter und ſchlechtem Trinkwaſſer hat, Krankheiten nicht leicht ausgeſetzt ſind.

Man unterſcheidet in den Laplata-Ländern zwei Arten natürlicher Weiden: pasto fuerte oder duro und pasto tierno oder blando. Die erſteren Weiden mit hartem Futter, welche ſich meiſt im Inneren befinden, eignen ſich nur oder doch hauptſächlich für Rinder, die zweiten mit zartem, weichem Futter, mehr in den Küſtenprovinzen gelegen, ſind treffliche Weiden für Merinoſchafe. Denn da man bisher ausſchließlich auf Wolle züchtete, ſo verwendete man zur Veredelung vornehmlich Negretti, auch Rambouillet, ſeitdem man aber mit der Ausfuhr von friſchem Fleiſche begonnen hat, werden auch Böcke der verſchiedenen großen engliſchen Fleiſchraſſen in nicht unbedeutenden Mengen eingeführt. Gegenwärtig ſchätzt man die Zahl ſämmtlicher in den Laplata-Gebieten gehaltener Merinos und feinen Meſtizoſchafe auf 96 500 000 Stück und die der ordinären Meſtizos und rauhen Schafe auf 11 025 000 Stück. Beſonderen Gefahren ſind die Schafe im Allgemeinen nicht ausgeſetzt, doch iſt die Sterblichkeit unter Lämmern und unter Neugeſchorenen in Folge anhaltender, kalter Regen oft eine ſehr große, und auf den niedrig gelegenen Weiden am Salado gehen bei großen Ueberſchwemmungen nicht ſelten Millionen zu Grunde.

Die Wolle iſt das Hauptprodukt der argentiniſchen Viehzüchter, noch wird dieſelbe aber ungewaſchen verſchickt; auch iſt ſie nicht von beſonderer Güte, da argentiniſche Schafzüchter noch immer die ſchlechte Gewohnheit haben, ihre Schafe in ſehr große Heerden (bis zu 5000 Stück!) einzutheilen. So beläuft ſich die Wollausfuhr Argentiniens auf nur 111 000 000 kg, alſo um 50 000 000 kg weniger als die Wollausfuhr Auſtraliens, obſchon es 15 000 000 Schafe mehr als jenes beſitzt. Auch leiden die Schafheerden Argentiniens häufig an Räude, die vor ca. 40 Jahren durch engliſche Böcke eingeſchleppt, ſich ſeitdem völlig eingebürgert hat. Leider wird dieſe verderbliche Krankheit nicht, wie in Auſtralien, durch ſorgfältige Ueberwachung und energiſche Maßregeln jedesmal, wenn ſie auftritt, im Keime erſtickt. Der Rinderreichthum der Laplata-Staaten wurde bis vor Kurzem wenig ausgenutzt, indem jahrelang nur Häute und Hörner regelmäßig in den europäiſchen Handel gelangten. Das Fleiſch wurde faſt nur für ſüdamerikaniſchen Bedarf verwendet und zwar entweder als Carne tasajo oder als Charque dulce. Carne tasajo nennt man das in dünne Stränge geſchnittene Rindfleiſch, das ſchichtweiſe mit Salz zu mächtigen Haufen aufgethürmt und danach auf Gerüſten an der Luft getrocknet wird; als Charque dulce bezeichnet man die dünnen Fleiſchſcheiben, welche ungeſalzen an der Sonne getrocknet werden, wobei das Fleiſch weit mehr Nahrungsſtoff behält als bei der erſten Konſervirungsmethode. Ausgeführt wird letzteres ſehr wenig.

Da nun zum Dörren des Fleiſches die volle Hitze der Sonne nöthig iſt, ſo beſchränkt ſich die Schlachtſaiſon meiſt auf die vier heißeſten Sommermonate. Dann treiben die Aufkäufer der Beſitzer ihr Vieh: Ochſen, Kühe, Stuten, zu den großen Fleiſchſalzereien, welche die Spanier Saladeros, die Portugieſen Charqueadas nennen. Hier nimmt die Thiere eine ſtarke Einfriedigung von Baumſtämmen, ein Corral, auf, aus welchem ſie in einen engen Gang getrieben werden, wo der auf einem Trittbrette über ihnen ſtehende „Desnucador“ ſein Opfer empfängt, um ihm ein kurzes Meſſer ins Genick zu ſtoßen. Die Haut wird an der Luft getrocknet und in den Lagerhäuſern, Barracas, durch eine verdünnte Giftlöſung genommen, um ſie vor Würmerfraß zu ſchützen. Das Fleiſch wird von einer Anzahl mit langen Meſſern bewaffneter Leute von den Rippen und Knochen getrennt, und in der ſchon angegebenen Weiſe behandelt; Fett und Unſchlitt werden in großen Dampftalgſiedereien ausgelaſſen und zur Verſchiffung in Fäſſer gebracht. In die Talgbottiche kommen auch die Knochen, um, nachdem ihnen alles Fett entzogen iſt, in einer Knochenmühle in Mehl verwandelt zu werden, das in England ſehr begehrt iſt. Eine große Anzahl Pferde wird gleichfalls auf Fett, das als animaliſches Oel in den Handel gelangt, verarbeitet, während die geſalzenen Häute ein geſuchtes Wagenbaumaterial ſind. Mit den Schafen machte man bisher noch weniger Umſtände. Die abgehäuteten Thiere wurden ohne Weiteres in die Siedbottiche geworfen, um das Fett zu gewinnen, die überbleibenden Gerippe dienten als Feuerungsmaterial. „Immerhin“, ſagt Rapp[1]), „ein Fortſchritt gegen frühere Zuſtände, wo es durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörte, daß Ziegelöfen mit friſch geſchlachteten Schafen geheizt wurden.“ Am Laplata beſtehen jetzt 47 Saladeros, von denen 27 zu Argentinien, 20 zu Uruguay gehören. Unter den letzteren genießt die Liebig'ſche Fleiſchextraktfabrik in Fray Bentos am linken Ufer des Uruguay einen wohlverdienten Weltruf.

Der Grund zu dieſem großartigen Etabliſſement wurde bereits 1864 durch den Deutſchen Giebert gelegt, deſſen Hauptzweck die Fabrikation von Fleiſchextrakt war und dem es 1865 gelang, nach der erſten, in London als vorzüglich anerkannten Sendung eine Geſellſchaft, die Liebig Meat Extract Company, mit einem Kapitale von 500 000 Pfd. St. zu bilden. Sofort wurden nun umfaſſende Anſtalten getroffen, um den Betrieb mit allen Mitteln, welche die Wiſſenſchaft an die Hand gab, zu betreiben. Gegenwärtig beſchäftigt das Etabliſſement, das eine kleine Stadt für ſich bildet, 800 Arbeiter, mit ihren Familien eine Bevölkerung von 1600 Seelen. Während der Saiſon (Mitte December bis Anfang Juli) werden ſtündlich 80 Rinder geſchlachtet, im Ganzen 200 000 Stück; die Fabrik verbraucht 6000 Tonnen Kohle und 1000 Tonnen Salz. Ihre Produkte ſind Fleiſchextrakt, Fleiſchkonſerven, Häute, Talg, Hörner, Knochen, Knochenmehl u. a. m. Der Reingewinn beziffert ſich auf 80 000 bis 90 000 Pfd. St. jährlich.

Der Fleiſchextrakt wurde anfänglich ſtark überſchätzt; man rühmte ihm nach, daß er vegetabiliſchen Nahrungsmitteln den eigenthümlichen Ernährungswerth des friſchen Fleiſches oder der animaliſchen Nahrung gebe und ſomit Fleiſch ſelbſt entbehrlich mache. Ein Pfund Fleiſchextrakt, zu 300 Pfund Kartoffeln hinzugefügt, ſollte gleichwerthig ſein mit 34 Pfund Muskelfleiſch oder 45 Pfund Markt-

[1]) Handbook of the River Plate p. 21.

[1]) Rapp, Die Argentiniſche Republik. Buenos Ayres 1876.

fleiſch. War dies richtig, ſo ergab ſich bei Benutzung von Fleiſchextrakt und Vegetabilien ſtets eine bedeutende Erſparniß gegenüber dem friſchen Fleiſche. Leider haben Verſuche von Hofmann dargethan, daß die Pflanzenkoſt durch Zuſatz von Fleiſchextrakt keinen höheren Nährwerth gewinnt; die Bedeutung des Fleiſchextrakts beruht vielmehr nur darauf, daß er geſtattet, die vegetabiliſche Koſt ſchmackhafter zuzubereiten, ſo daß ſie ſelbſt bei ungenügender Qualität und unvollkommener Herſtellung völlig aufgenommen wird [1]).

Einen weit höheren Nährwerth hat das neuerdings durch eine Bremer Geſellſchaft in Argentinien bereitete Fleiſchmehl, Carne pura, wobei das Fleiſch getrocknet und zu Pulver zerrieben wird, doch hat ſich daſſelbe zu einem Handelsartikel nicht aufſchwingen können. Von mehreren Seiten iſt auch das Einkochen von Fleiſch und Zungen nach verſchiedenen Syſtemen in Blechdoſen in Angriff genommen worden. So hat eine franzöſiſche Geſellſchaft bei Concordia in der argentiniſchen Provinz Entre Rios, der uruguayiſchen Stadt Salto gegenüber, eine Fleiſchkonſervenfabrik errichtet, welche 8 000 000 kg jährlich für das franzöſiſche Heer liefern ſoll [2]).

Den Verſuch, friſches Fleiſch in gefrorenem Zuſtande vom Laplata nach Europa zu bringen, machte zuerſt 1878 eine franzöſiſche Geſellſchaft, welche in dem kleinen Dampfer „Frigoriſiquie“ eine Anzahl von Hammeln in San Nicolas lud und die Seine bis Paris hinauffahrend ihre Ladung in gutem Zuſtande auf den Markt brachte, ohne freilich Rechnung dabei zu finden. Im nächſten Jahre machte eine andere franzöſiſche Geſellſchaft denſelben Verſuch. Ein größerer Dampfer, deſſen Maſchinen eine Kälte von 2° unter Null zu erzeugen im Stande waren, wurde ausgerüſtet und nahm gleichfalls in San Nicolas eine Anzahl von geſchlachteten Hammeln ein, die er auch trotz eines durch Havarie verurſachten längeren Aufenthaltes bei den Kapverden in gutem Zuſtande nach England brachte. Aber auch dies Unternehmen ließ keine Rechnung finden und die Sache blieb einige Zeit ruhen.

Nachdem nun aber die Auſtralier ſo gute Erfolge mit ihren Exporten von friſchem Fleiſche gehabt hatten, bildete ſich eine engliſche Geſellſchaft mit ſehr bedeutenden Mitteln, um ſich wieder mit der Ausfuhr von friſchem Fleiſche zu befaſſen. Danach ſind noch mehrere andere Geſellſchaften entſtanden. Sie alle haben bereits anſehnliche, ſchnell gewachſene Sendungen nach England gemacht (1883 17 165 und 1884 108 823 Hammel), allein das Reſultat iſt finanziell eben ſo wenig günſtig geweſen, als die früheren Verſuche, hauptſächlich weil weder die Raſſe der Schafe noch ihr Gewicht dem engliſchen Geſchmacke entſprach. Aber in neueſter Zeit ſcheint ſich die Geſchäftslage gebeſſert zu haben, jedenfalls finden die Verſendungen in ſteigenden Mengen ſtatt. Ein Vergleich mit Auſtralien und Neuſeeland zeigt, daß man von gefrorenen Hammeln nach England verſchiffte

	1883	1884
Vom Laplata	17 165	108 823
Von Auſtralien	63 733	111 745
Von Neuſeeland	120 893	412 349
Zuſammen	201 791	632 917

und bis zum 30. September 1885 waren bereits in England angekommen

Vom Laplata	161 461	Hammel
Von Auſtralien	79 038	„
Von Neuſeeland	393 405	„
Zuſammen	633 904	Hammel,

was im Vergleiche mit dem Vorjahre, deſſen volle zwölf Monate dieſe Ziffer nicht erreichten, eine namentlich für die Laplata-Staaten ſehr bedeutende Zunahme zeigt. Bei dem enormen Viehreichthume dieſer drei Gebiete ſind aber noch weit größere Zufuhren von dort zu erwarten, und ganz ohne Zweifel wird auch Deutſchland, das bisher an England einen ausgezeichneten Abnehmer ſeines Schlachtviehes gefunden hat, unter dieſer Konkurrenz noch empfindlicher leiden, als es die Berichte norddeutſcher Handelskammern ſchon jetzt erkennen laſſen. Es muß um ſo mehr in Mitleidenſchaft gezogen werden, als auch die der Zufuhr bedürftigen Nachbarländer Frankreich und Belgien einen in wenigen Jahren raſch zu anſehnlicher Höhe gelangten Einfuhrhandel mit überſeeiſchem Fleiſche betreiben.

[1]) O. Dammer in Meyer's Konverſationslexikon, Bd. 19, Jahres-Supplement 1881 bis 1882, S. 299.
[2]) Schultze, Der rationelle Eſtanziabetrieb, S. 24.

Kürzere Mittheilungen.

F. Ratzel's Völkerkunde.

Wir ſind einem ſchon vor Monaten erſchienenen Buche ethnographiſchen Inhalts noch eine Anzeige ſchuldig, welche daſſelbe ſeinem textlichen wie illuſtrativen Inhalte nach wohl früher verdient hätte, dem erſten Bande von F. Ratzel's „Völkerkunde“ (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut, 1885), welcher die Naturvölker Afrikas (d. h. etwa diejenigen ſüdlich vom 10. bis 12. Grade nördl. Br.) behandelt und ſich dabei an ein größeres, doch ſtrenger Gedankenarbeit nicht abgeneigtes Publikum wendet. Eine 96 Seiten umfaſſende Einleitung über die „Grundzüge der Völkerkunde“ eröffnet den ſtattlichen Band, worin in geiſtvoller, anregender, wenn auch nicht ſtets unanfechtbarer Weiſe ſolche fundamentalen Fragen, wie Begriff und Aufgabe der Völkerkunde, die Stellung der Naturvölker in der Menſchheit, Weſen, Entſtehung und Ausbreitung der Kultur, Sprache, Religion, Familie und Geſellſchaft, Staat u. ſ. w. abgehandelt werden. Wie will aber z. B. der Verfaſſer ſeine Behauptung (S. 18 und 19) beweiſen, daß das höchſte Maß politiſcher Kraftäußerung bei Jägern und namentlich Hirten zu finden ſei, während es dem Ackerbauer ſchwer falle, jene Kraft zu entwickeln? Sind in der That die feſteſten ſtaatlichen Organiſationen der ſogenannten Halbkulturvölker durch Verſchmelzung dieſer Elemente hervorgebracht? Er führt dafür mancherlei Beiſpiele an: „Das ſo entſchieden ackerbauende Volk der Chineſen beherrſchen die Mandſchu nach den Mongolen“ — aber darf man wirklich die Chineſen zu den Halbkulturvölkern rechnen, und ſind dieſelben wirklich mit den Mandſchu verſchmolzen, und was will denn die kurze Zeit der Mandſchu-Herrſchaft gegenüber der Jahrtauſende alten chineſiſchen Kultur bedeuten? Ferner, „die Perſer ſtehen unter turkeſtaniſchen Herren, die Aegypter ſtanden unter Hykſos, Arabern und Türken.“ Wie viel wiegt denn aber

der Umſtand, daß die Dynaſtie der Chadſcharen über Iran herrſcht, gegenüber dem, daß dies ariſche Volk dem Islam verfallen iſt; welche Spuren haben die Hykſos in der ägyptiſchen Kultur hinterlaſſen, welche große Rolle haben ſie in der geſammten ägyptiſchen Geſchichte geſpielt? Geht es wirklich an, Chineſen, Perſer und Aegypter in einem Athem mit Wahuma und den ſehr umſtrittenen Tolteken (ſiehe Stoll) unter die Halbkulturvölker einzureihen? Auch darauf ſei hingewieſen, daß z. B. die Balunda, reine Ackerbauer (S. 562), ein Reich von der Größe Deutſchlands geſchaffen haben, das freilich gerade jetzt im Zerfallen begriffen zu ſein ſcheint.

Ein anderer Punkt, der Widerſpruch herausforbert, iſt die große Rolle, welche Ratzel (S. 46 ff.) der Entlehnung von Theilen des Kulturbeſitzes zuerkennt, im Gegenſatze zu R. Andree, der an zahlreichen Beiſpielen und mit ſehr gewichtigen Gründen die mehrfache Entſtehung oder Erfindung von ſolchen (Geräthen, Sitten, Gebräuchen, Aberglauben ꝛc.) an den verſchiedenſten Stellen des Erdballes verfochten und nachgewieſen hat. Geradezu abenteuerlich klingt es, wenn R. auf S. 49 in Einrichtungen des Lunda-Reiches indiſche und altägyptiſche Anklänge finden will! Für dergleichen müſſen bindende Beweiſe erbracht werden, wenn nicht Alles auf den Kopf geſtellt werden ſoll. So wäre noch Mancherlei zu moniren, z. B. der Paſſus (S. 96 der Einleitung): „Im Malayiſchen Archipel ſcheint erſt mit dem Eindringen des Islam die Staatenbildung ſich über die Abgliederung von Dorfſchaften erhoben zu haben"; darüber, und über Staaten wie Padjadjaran und Madjapahit, kann man ſich ſchon bei jedem Konverſationslexikon beſſeren Rathes erholen, ganz abgeſehen davon, daß Rieſenbauten, wie der ins 6. Jahrhundert verſetzte Rieſentempel Boro-Budur, ſchwerlich durch Dorfſchaften errichtet worden ſein können.

Doch genug davon! Solche Ausſtellungen können den Genuß nicht trüben, welchen uns die zum Theil treffliche Schilderung der einzelnen Naturvölker Afrikas bereitet. Den Löwenantheil, über 300 Seiten, tragen die mit beſonderer Ausführlichkeit und Liebe behandelten Südafrikaner (Buſchmänner, Hottentotten, Kaffern, Betſchuanen, Ovaherero und Ovambo) davon; dann folgen etwa 200 Seiten über die Centralafrikaner, vom Zambeſi bis hinauf zu den Somali und den Negern des oberen Nil, während die Weſtafrikaner mit nur 80 Seiten etwas ſtiefmütterlich bedacht ſind.

Ein nicht genug zu ſchätzender Vorzug des Werkes ſind die geradezu prachtvollen, meiſt originalen Illuſtrationen (491 Holzſchnitte, 10 Aquarelltafeln, 2 Karten), welche zuſammen zu bringen ungewöhnliches Verſtändniß, große Mühe und Arbeit und wohl nicht minder Koſten erforderlich waren. So vorzüglichen Volkstypen, ſo genauen Abbildungen von ethnographiſchen Gegenſtänden, ſo herrlichen farbigen Tafeln begegnet man ſelten. Da haben aus ihren Schätzen an Objekten und Photographien beigeſteuert Dr. Fabri in Barmen, Miſſionsdirektor Wangemann, Prof. Fritſch, Felkin, Dr. Falkenſtein, Dr. Pechuël-Löſche, Dr. M. Buchner, Richard Buchta (ganz beſonders ſtark vertreten), Pruner Bei u. A.; auf die älteren Reiſewerke von Livingſtone, Cameron, Stanley, Serpa Pinto, Schweinfurth, Holub, du Chaillu ꝛc. iſt nur zurückgegriffen worden, wo es in unſeren Sammlungen an Originalen gebrach — und das mit großem Rechte, denn einzelnen dieſer Reiſenden iſt man leider gezwungen, geradezu Mißtrauen entgegen zu bringen. Um ſo reichlicher wurden für die Illuſtrirung die ethnographiſchen Sammlungen in Berlin (Muſeum für Völkerkunde und Miſſionshaus), London (Britiſh Muſeum, Chriſty Collection, Church Miſſionary Society), Frankfurt a. M., München, Wien und Stockholm ausgenutzt. (Hätte nicht auch die Sammlung des Trocadéro in Paris Mancherlei ergeben?) Das, was der erſte Band der „Völkerkunde" aus dem Berliner Muſeum bringt, muß das lebhafteſte Intereſſe auf dieſe demnächſt zu eröffnende, großartige Sammlung lenken; um dieſelbe recht zu verſtehen, wird Ratzel's Buch als trefflicher Kommentar dienen.

Potanin, Eine Todtenfeier zu Ehren Tſchingis-Chan's[1]).

Potanin iſt nicht nur als kühner Reiſender, ſondern auch als vorzüglicher Forſcher und Sammler auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie bekannt. Seine zahlreichen Notizen und Schriften, namentlich aber der großartige vierte Band ſeiner Schilderungen der nordweſtlichen Mongolei ſprechen für eine überraſchende Beherrſchung des Stoffes. Allerdings fordern die Kombinationen Potanin's mitunter eine ſcharfe Kritik heraus, ja es erſcheint das Unternehmen, auf dem Felde mongoliſcher Mythologie vergleichende Studien auszuüben, dem mit den bezüglichen Schwierigkeiten, der Ausdehnung und den Beziehungen des Gegenſtandes zu anderen Gebieten Vertrauten als ein ungemein kühnes und keineswegs ungefährliches. Mit dieſer Reſerve wollen wir gern den hohen Werth der Potanin'ſchen Studien und Sammlungen anerkennen und in dieſem Sinne können wir auch die vorliegende kleine Studie begrüßen, die uns eine reiche Fülle von intereſſanten Legenden und traditionellen Bräuchen vorführt. Potanin beſchreibt uns die von Prſhewalski (Reiſen von 1870 bis 1873) nur kurz erwähnten Heiligthümer von Ordos. Es ſind das die Gebeine Tſchingis-Chan's, ſeiner Frau und die Kleider einer anderen Frau. Die Heiligthümer ſind in verſchiedenen Tempeln, welche übrigens nicht viel mehr als Filz-Jurten ſind (Potanin hat die photographiſche Abbildung der Grabſtätte Tſchingis-Chan's beigefügt), untergebracht. Die Frau, deren Kleider im kleinen „edſchen-choro" aufbewahrt werden, wird in Verbindung mit dem Tode Tſchingis-Chan's gebracht. Der Chan hatte ſie von ihrem Gemahl geraubt; ſie machte ihn, da er ſie den Warnungen ihres Gemahls zum Trotze nicht unterſucht hatte, in der Nacht vermittels einer Scheere zu einem Verſchnittenen. Der Greis ſtarb an den Wunden im Thale des Fluſſes Tſch'ſhamchak. Das Weib entfloh und ſtürzte ſich in den Fluß Chatungol; nur ihre Kleider wurden gefunden (wie bei Prſhewalski). Der Tſchingis-Bogdo war urſprünglich ein „dakſhin burchan", eine dunkle Gottheit; eine Annäherung an dieſelbe war für Vogel, Menſch und Pferd tödtlich. Ein buddhiſtiſcher Heiliger machte die Gottheit zu einer gutartigen und ſtiftete an Stelle der menſchlichen Opfer thieriſche, wie ſie noch heutzutage ausgeübt werden. Er ſchloß aber auch die Gebeine Tſchingis-Chan's in einen Kaſten mit drei Vorhängeſchlöſſern ein und nahm die Schlüſſel zu ſich; es befinden ſich dieſelben im Kloſter Taſchi-Chlunbo; Niemand aber weiß, was der Kaſten birgt. Die Mongolen von Ordos huldigen dem meſſianiſchen Glauben, daß Tſchingis-Chan auferſtehen (auch von Prſhewalski kurz erwähnt), und ſie dann ſiegreich in ſeine und ihre gemeinſame Heimath führen werde, welche im Nordweſten liegt (darum werden die Sättel in der Richtung nach Nordweſten gelegt, ſo auch der Sattel Tſchingis-Chan's in ſeinem Heiligthume) und Altaj-Changai, Altyn-Tebſchi (letzteres bedeutet „goldener Trog") genannt wird; um von dem Bogdo erkannt zu werden, pflegen ſie auch bunte Fähnchen an und vor ihren Wohnungen auszuhängen. Die Darchaten, die Hüter der Heiligthümer, ſuchen angeblich nach dem bereits erſtandenen Bogdo. Es iſt dies ein dreijähriger Knabe, der unter den ihm vorgelegten zehn gleichen Taſſen und Löffeln dasjenige Stück herausfinden wird, deſſen der Bogdo ſich perſönlich bedient hat. Die Darchaten, 50 „Höfe" ſtark, ſind angeblich die Nachkommen der Diener Tſchingis-Chan's, ſie ſind die Bewahrer ſeines Schwertes und ſonſtiger Reliquien, und erfreuen ſich bedeutender Freiheiten und Privilegien. Sie ſammeln Spenden ein,

[1]) Isweſtija d. Kaiſ. Ruſſ. Geogr. Geſ. St. Petersburg. Bd. 21, 1885, Lief. 4, S. 303 bis 316.

d. h. sie fordern sie den Gläubigen ab, sie spielen bei der von Potanin genau beschriebenen und am 21. des 6. Mondes am Flusse Tsch'shamchak stattfindenden Todtenfeier eine große Rolle und lassen die Gläubigen und selbst die Nojonen ihre bevorzugte Stellung ganz bedeutend empfinden. Eine Analuse der festlichen Bräuche und der auf die Heiligthümer bezüglichen Legenden und Traditionen führt Potanin zu der Annahme, daß Tschingis-Chan und seine Frau Dschudshin ursprünglich Gottheiten von Ordos waren. Die Todtenfeier sowie die Legenden zeigen Spuren von ehemals gepflegten Menschenopfern, die zur Zeit Tschingis-Chan's nicht mehr existiren konnten. Vielleicht hat Tschingis-Chan selber sich den Namen der Gottheit von Ordos beigelegt, gerade wie ein Tschacharen-Chan in der Epoche der Dynastie Ming den Namen Tschingis-Chan's annahm.

Petri.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nachdem der Pik von Indrapura vor acht Jahren durch Mitglieder der Niederländischen Sumatra-Expedition zum ersten Male bestiegen worden war, hat jetzt einer der zu den Triangulirungsarbeiten von Sumatra detachirten Unteroffiziere, Sergeant-Major Wolff, diesen Zug zum zweiten Male unternommen; einem Berichte über diese zweite Besteigung, der in Tydschr. Aardrykk. Genootschap 1886, S. 177 enthalten ist, entnehmen wir Folgendes: Der Sergeant-Major bei der Triangulation von Sumatra, A. F. Wolff, bestieg den Pik von Indrapura im December v. J. in der Absicht, auf der höchsten Stelle des Berges einen Beobachtungspfeiler zu bauen, welcher zur Bezeichnung eines der Eckpunkte des primären Dreiecknetzes von Sumatra dienen sollte. Es glückte ihm, den Gipfel zu erreichen und auf dem höchsten Punkte des Kraterrandes einen Pfeiler zu errichten. Von Lubuk Gedang aus gebrauchte er vier Tage bis an den Ursprung des Flusses Timbulan, wobei er abwechselnd dem linken und dem rechten Flußufer folgte; am fünften Tage wurde die Spitze des Berges erreicht, wo man noch die Reste der von den Mitgliedern der Sumatra-Expedition gebauten Hütte antraf. Vorher hatte Herr Wolff einen Zug nach einer östlich gelegenen Bergspitze, dem Gunung Tudjuh, gemacht, wo der Wald, soweit wie nöthig, gefällt und ein Beobachtungspfeiler gebaut wurde. Mit noch sechs anderen Bergspitzen bildet der Gunung Tudjuh (Berg Sieben) ein Randgebirge, welches einen prächtigen See einschließt, dessen Wasserspiegel etwa 2200 m über dem Meeresspiegel liegt; dasselbe ist in dem neuen Atlas von Niederländisch-Indien von Stemfoort und ten Siethoff unter dem Namen Danau Gunung Tudjuh verzeichnet. Der Marsch von Lubuk Gedang nach Gunung Tudjuh war sehr mühevoll; man benutzte so viel wie möglich bestehende Elephantenpfade und, wo diese aufhörten, mußte man sich mit der Axt einen Weg durch den dichten Wald bahnen; es dauerte 15 Tage, bis das Ziel erreicht war. Soweit diese Elephantenpfade sich in der Nähe der bewohnten Orte befinden, trifft man häufig Elephantenfallen an, welche sehr einfach, aber doch sehr scharfsinnig eingerichtet sind. Zwei zu beiden Seiten des Weges befindliche Bäume werden in der Höhe von etwa 20 m durch einen Querbalken verbunden, an diesem Querholze wird ein etwa 5 m langer Block an einem dünnen Rotanstricke aufgehängt; der Block hat etwa 20 cm Durchmesser. Der Strick, welcher um den Querbalken hinläuft, wird längs eines der Bäume nach dem Boden und um ein neben dem Pfade eingeschlagenes Pfählchen geführt. Unter dem scharf angespitzten Blocke befindet sich eine etwa 30 cm tiefe, 50 cm breite Grube, welche mit Blättern und dürren Zweigen bedeckt ist, an einem der dürren Zweige ist das Ende des Strickes befestigt. Die Wirkung der Falle ist einfach, aber nach Angaben der Eingeborenen sehr sicher; natürlich sind sie aber auch für Menschen gefährlich und muß daher auf solchen Wegen die größte Vorsicht gebraucht werden.

— Kapitän Beeston ist in die Dienste der britischen Nord-Borneo-Gesellschaft getreten, um das Land geologisch und geographisch aufzunehmen, und ist nach dem bereits von Frank Hatton besuchten Segama-Flusse aufgebrochen, wo er angeblich Gold führende Lagerstätten untersuchen will.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän John Strachan wird in nächster Zeit eine neue und wichtige Forschungsreise nach Neu-Guinea unternehmen, nachdem er erst im Januar d. J. von dort wieder in Sydney eingetroffen war (s. „Globus" Bd. 49, S. 271). Er hat nun folgenden Plan gefaßt. Er will auf 12 Monate, vollständig ausgerüstet, im Mai d. J. von Sydney aus auf dem Schoner „Summer Rose", 130 Tonnen, eine neue Reise nach Neu-Guinea antreten. Von 141° östl. v. Gr., der östlichen Grenzlinie des holländischen Gebietes, wird er die zur Zeit noch unbekannte, nach Nordwest streichende Küste verfolgen und näher erforschen. Er wird dann die schmale Dourga-Straße in 7° 30′ südl. Br. und 139° östl. L. v. Gr., welche Frederick Henry Island vom Festlande trennt, passiren und dann nach der Providential-Bay in 5° 30′ südl. Br. und 138° 15′ östl. v. Gr. fahren, wo er die Mündung eines wichtigen Flusses zu entdecken hofft. Von da wird er einen westlichen Abstecher nach den Arru Islands in 6° 25′ südl. Br. und 134° 30′ östl. L. v. Gr., deren nördliche kleine Insel Dobbo einen Handelsplatz bildet, unternehmen. Nachdem er dort Dolmetscher engagirt hat, wird er die Küstenfahrt bis Mc Cluer oder Berau Inlet, im äußersten Nordwesten und in 2° 30′ südl. Br. und 132° 30′ östl. L. v. Gr., fortsetzen, darauf die westlich unter 130° östl. L. v. Gr. gelegenen beiden Inseln Ceram und Mysol besuchen und sich dann über Celebes und das südliche Borneo nach Batavia begeben. Hier wird sich Kapitän Strachan mit dem holländischen General-Gouverneur in Verbindung setzen und die nöthigen Arrangements treffen, unter denen Forschungsreisenden und Pflanzern die Besitzergreifung von Land im holländischen Neu-Guinea und auf den holländischen Inseln im Malayischen Archipel gestattet ist. Die Rückreise gedenkt er über die Inseln Timor, Timor Laut und Flores zu nehmen, und hofft im Februar 1887 wieder in Sydney einzutreffen.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Cook- oder Herven-Inseln. II. (Schluß.) (Mit vier Abbildungen.) — Dr. E. Jung: Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: F. Ratzel's Völkerkunde. — Potanin, Eine Todtenfeier zu Ehren Tschingis-Chan's. Von Prof. Petri. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 10. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Die Märsche des 3. bis 5. Februar förderten nur wenig, da der Pfad beständig über Höhen und durch Schluchten führte und durch strömenden Regen ziemlich schwierig gemacht wurde. Die Dörfer, welche man sah, waren sämmtlich unbedeutend und hoch gelegen, Lebensmittel selten und theuer; doch konnte sich Giraud ab und zu eine Schale Milch von den jetzt zahlreicher werdenden Ziegenheerden verschaffen. Um ihre Vorräthe vor ihren geschworenen Feinden, den Wahehe, zu schützen, verbergen die Wasagara sie im Dorngestrüppe, welches alle Schluchten rings um die Dörfer bedeckt, und zwar in ganz kleinen, runden, spitz zulaufenden Hütten, welche zum Schutze gegen Ratten und Schlangen auf hohen Pfeilern ruhen. Sobald sich der Feind nähert, werden letztere abgehauen, so daß die Vorrathskammer in das dichte, undurchdringliche Gebüsch hinabstürzt und dort verschwindet.

Von Charakterpflanzen treten hier mehrere Euphorbienarten auf, ferner kleine Orchideen auf Baumästen und trotz der Höhe von 1300 m ab und zu ein Baobab; alles das verleiht der Landschaft etwas Tropisches, das zu dem grauen, düsteren, herbstlich dreinschauenden Himmel in auffallendem Gegensatze steht. Vor Maroro, wo man am 6. Februar eintraf, war ein ausgedehnter Wald von Euphorbien und anderen Milchsaft enthaltenden Pflanzen zu durchziehen, durch welchen man mit Messer und Axt einen Pfad für die Bootsträger bahnen mußte; die Masse der Euphorbien und ihr Reichthum an Milchsaft war so groß, daß nach dem Passiren der Karawane der Pfad von letzterem buchstäblich weiß gefärbt war.

Maroro liegt zwar noch in Usagara, besitzt aber schon ein paar Tembes, jene langen Hütten mit flachem Dache, wie wir sie in Uhehe wiederfinden werden. Auch die in Usagara üblichen Bogen und Pfeile sind verschwunden und haben der kleinen Wurflanze von Uhehe Platz gemacht. In Kriegszeiten bedient man sich auch eines elliptischen Schildes aus Antilopenhaut, während es Flinten nicht giebt, da keine Karawanen hierher kommen und Pulver mitbringen. Im Ganzen zeigten sich diese Wasagara als redliche Leute; nur hinderte ihre Sucht, bei dem geringsten Anlasse zu fliehen, sehr am Vorwärtskommen, da Giraud täglich einige Stunden darauf verwenden mußte, mit ihnen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen.

Am 7. Februar gelangte die Karawane ganz unerwartet an den 60 m breiten, 8 m tiefen, hier in nordsüdlicher Richtung rasch fließenden Ruaha, welcher den Weg vollkommen versperrte. Sein Wasser war roth, schlammig, mit Lehm von den Ufern dick erfüllt; es war anscheinend in den letzten Tagen um 2 m gestiegen und immer noch im Steigen begriffen. An ein Durchwaten des Stromes war nicht zu denken, so daß Giraud alsbald beschloß, sein Boot zusammen zu setzen und zu erproben, ob es während der zweiwöchigen Bergwanderung nicht gelitten hätte. Es dauerte fast einen vollen Tag, das Fahrzeug zu montiren, die Beulen herauszuklopfen, und die Fugen mit geöltem

Digitized by Google

Zeuge ſorgfältig zu kalfatern. Zum höchſten Erſtaunen der Träger, welche das nicht für möglich gehalten hatten, ſchwamm das eiſerne Ding wirklich, und zwar mit großer Sicherheit und Eleganz, während auf dem gegenüberliegenden Ufer eine Schaar Eingeborener mit offenem Munde und Augen daſtanden und offenbar an Zauberei dachten. Bis zum Abend aber war der Uebergang bewerkſtelligt, das Boot wieder aus einander genommen und die einzelnen Theile zum Tragen hergerichtet, und man konnte in dem 2 km ſtromabwärts ſehr hübſch am rechten Ufer gelegenen Dorfe Niukua übernachten, welches bei dem Reiſenden wegen der Freundlichkeit ſeiner Bewohner und ſeines Reichthumes an Kleinvieh die beſten Erinnerungen hinterließ.

Der nächſte Marſch führte über eine wellige, wildreiche Ebene, über welcher fern im Weſten der letzte Bergzug von Uſagara ſich zeigte; das Lager wurde auf einer ausgedörrten Fläche neben einem großen Felſen aufgeſchlagen, der in einer Höhlung glücklicher Weiſe etwas Regenwaſſer darbot. Der Boden iſt von Ocker geröthet, voller Spalten und Riſſe und mit der ſcheußlichen ſchattenloſen und dornigen Acacia horrida bewachſen. Tagsüber eine glühende Sonne, gegen Abend das übliche Gewitter, Verhältniſſe, welche nach Ausſage der Träger durchaus an die Landſchaft Ugogo erinnern. Am 12. Februar ſtand das Lager in Mdaira, am Fuße jener eben erwähnten Bergkette, jenſeit deren Uhehe liegt. Dort „kochen“ die Einwohner etwas Salz, laſſen es in Gefäßen zu dicken, runden Broden eintrocknen und verkaufen es in der Umgegend. Das Rohmaterial findet ſich als Ausblühung am Flußufer und wird nebſt dem anhaftenden grauen Schlamme in Waſſer gelöſt, dann durch eine Lage Kräuter filtrirt und ſchließlich durch langſame Abdampfung kryſtalliſirt. Dieſes einfache Verfahren, welches ein ſchwärzliches Produkt liefert, kehrt überall in Afrika in ſalzführenden Gebieten wieder; es erregt im Munde eine Empfindung wie mit Salzlauge getränkter Sand, und dennoch mußte Giraud zwei volle Jahre hindurch froh ſein, dieſes Surrogat zu beſitzen.

Vorrathshäuschen der Waſagara im Dickicht.

In demſelben Dorfe befanden ſich einige Wahehe, welche ganz in der Nähe und in guten Beziehungen zu den Waſagara lebten, welche letzteren ſonſt unaufhörlich von der Bösartigkeit und Grauſamkeit der Wahehe zu erzählen hatten und damit Giraud's Träger in große Furcht verſetzten. Dieſe hier waren ſchöne, gut gebaute Leute von hochmüthigem, ungezwungenem Benehmen, vollkommen nackt und nur das Haupt mit einem von Fett und Schmutz ſtarrenden Stücke Zeug bedeckt. Zweien unter ihnen fehlten die Ohren; auf Befragen erzählte einer davon bereitwillig ſeine Geſchichte: „Wir Wahehe, unſer Geſchäft iſt der Krieg; jedes Jahr, wenn die Ernte kommt, ziehen wir nach Urori, Uſango oder Uſagara, um Frauen und Kinder zu rauben. Einmal hatten wir bei Merere ein Dorf erobert, alle Männer erſchlagen oder verjagt und die Frauen gefangen genommen. Ich und mein Bruder waren gerade noch beſchäftigt, in einer Hütte die letzte Sklavin zu binden, als ein großes Geſchrei ertönte: die Einwohner kehrten mit Verſtärkung zurück, und im Handumdrehen waren wir beide ergriffen und zu Gefangenen gemacht. Wir waren noch jung und tauglich zum Arbeiten, darum ließ uns Merere unſeren Kopf und ſchnitt uns nur die Ohren ab. (Dabei machte der Erzähler mit einem Finger die entſprechende Geberde und lachte ausgelaſſen.) Ein paar Tage thaten wir ſo, als ob wir arbeiteten; dann aber verſchwanden wir eines ſchönen Morgens auf Nimmerwiederkehr in der Steppe.“

Was das Lachen des Erzählers anlangt, ſo iſt es Thatſache, daß der Neger phyſiſchen Schmerz nicht ſo ſehr empfindet wie wir, und daß ſein weniger oder anders entwickeltes Nervenſyſtem davon nicht ebenſo berührt wird. Außerdem ſteht der Schmerz, wie alles andere auch, unter dem Einfluſſe der Umgebung, des „Milieu“; in einem Lande, wo die halbe Bevölkerung von Geſchwüren aller Art zerfreſſen wird, wo Blindheit allgemein iſt, und man dem abſtoßendſten Elende auf Schritt und Tritt begegnet, kann man wirklich den Verluſt eines Ohres als etwas Geringfügiges anſehen.

Am 13. Februar Nachmittags begann die Erſteigung des faſt 3000 m ſich erhebenden Bergzuges auf ſteilem Pfade; ein Tag genügte nicht zu deſſen Ueberſchreitung, und ſo lagerte man bei Einbruch der Nacht in einer Schlucht, umgeben von einem kalten, durchdringenden Nebel, in einem wahren Winterwetter. Die Leute waren ſehr erſchöpft und begannen zu murren; aber am folgenden Morgen ging Alles ſeinen Gang, wie gewöhnlich. Wenn der Neger durch ſeinen Leichtſinn und Sorgloſigkeit ſich einerſeits zu Fehlern und ſelbſt zu Verbrechen, deren Schwere er nicht verſteht, hinreißen läßt, ſo ſind jene Eigenſchaften doch andererſeits auch die Quelle des Guten. Er vergißt raſch die Vergangenheit, lebt nur für die Gegenwart und denkt niemals an die Zukunft; wenn eine acht Tagereiſen lange Pori vor ihm liegt, wird er höchſtens für drei Tage Lebensmittel mitnehmen.

Digitized by Google

Der entſetzliche ſteile Aufſtieg bis zu dem 2200 m hohen Paſſe, einem der niedrigſten Punkte in der ganzen Kette, dauerte ſechs Stunden und erforderte ganz außerordentliche Anſtrengungen; viel hätte nicht gefehlt, und das ſchon ſo weit transportirte Boot wäre auf dieſer Stelle liegen geblieben. Nur die Ausſicht, daß es von nun an nur noch bergab ginge, ſtachelte die Träger zur äußerſten Kraftentfaltung und ließ das ſchwere Stück gelingen. Fortwährend hüllte dichter Nebel die Karawane ein, der aber, als ſie die höchſte Stelle erreicht hatte, zeitweilig zerriß und dem erſtaunten Auge einen Ausblick auf die vom Sonnenlichte überſtrahlte Ebene von Uhehe gewährte. Kaum 400 m unter dem Paſſe beginnt eine weite grüne Prärie, die von Bächen und Flüſſen durchſchnitten, fern im Weſten von Höhen begrenzt wird, welche man erſt nach zweiwöchigen Märſchen zu überſchreiten haben wird. Eine lange Kette

Die Acacia horrida.

von 200 bis 300 m relativ hohen Felshügeln bezeichnete in der Ebene die Richtung, welche die Karawane einzuſchlagen hatte. Die Abhänge des hohen, eben überſchrittenen Gebirges, die Felshöhen und die Ebene waren mit rieſigen Granit- und Gneisblöcken bedeckt, welche die Verwitterung von den Gipfeln gelöſt hatte; die Eingeborenen ſcheinen mit den herabſtürzenden Felsmaſſen ſchon üble Erfahrungen gemacht zu haben, denn ihre einzeln ſtehenden und elend ausſehenden Tembes liegen nicht am Fuße des Gebirges, ſondern erſt inmitten der Ebene. Erſt um 3 Uhr war der erſte derſelben, ein langes, halb verfallenes Gebäude, in welchem einige Kühe ſtanden, erreicht; alsbald umdrängte eine lärmende, ſpöttiſche, faſt feindlich geſinnte Menge die Ankömmlinge, und ließ überall das Wort „Krieg“ hören. So viel war klar, daß man von dieſen Wilden nicht ohne Weiteres die nöthigen Lebensmittel erhalten würde, und ſo begab ſich Giraud mit acht Begleitern auf die Suche nach Büffeln, ohne aber bis Einbruch der

Wahehe.

Digitized by Google

Nacht Erfolg zu haben. Während der Nacht wurde die Boma (Palliſade) des Lagers noch verſtärkt, und mit Tagesanbruch macht ſich Giraud wieder mit einer Anzahl Begleitern auf, ſah auch alsbald eine Heerde von vielleicht hundert Stück in geſtrecktem Galopp bei ſich vorbeijagen. Dieſer ging er nach und traf auch ſehr bald auf ein paar friedlich weidende Nachzügler, wovon er einen tödtlich verwundete. Aber bekanntlich iſt der afrikaniſche Büffel eines der zähelebigſten wie gefährlichſten Thiere; nach einander jagte ihm Giraud ſechs Kugeln in die rechte Schulter und wandte ſich dann, ihn für kampfunfähig haltend, nach dem anderen um, als jener, die Schnauze dicht über der Erde, die Augen von Blut geröthet, wüthend aus nächſter Nähe auf ſeinen Angreifer losſtürzte. Im ſelben Augenblicke aber krachte ein Schuß dicht dabei, und der Büffel ſtürzte verendet faſt vor Giraud's Füßen nieder; der früher ſchon erwähnte Haſſani Bogo (d. h. Haſſani der Büffel), der von da an zu den Lieblingen des Reiſenden zählte, war ſein Retter geweſen. Größte Kaltblütigkeit zeichnete denſelben aus und machte ihn im Verein mit Waghalſigkeit und Gewandtheit zu einem vorzüglichen Jäger.

Der Jäger Haſſani Bogo.

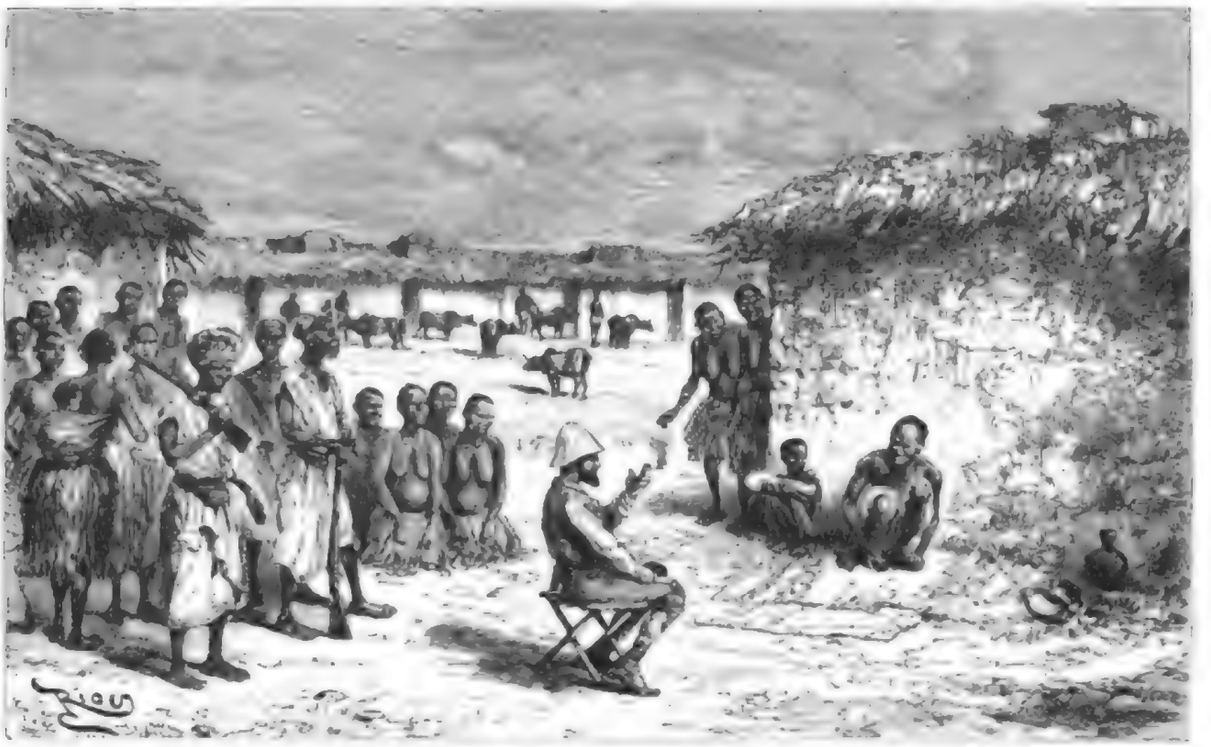
Im Lager hatte ſich die Sache zwar inſofern etwas gebeſſert, als einige Eingeborene etwas Mehl zum Verkaufe gebracht hatten, aber andererſeits verlangte der Dorfhäuptling Tribut, erklärte es für unerhört, daß der Reiſende Uhehe betreten habe, ohne zuvor bei dem Oberhäuptlinge Mkuanika durch Boten die Erlaubniß dazu erbeten zu haben, und verweigerte ihm einen Führer. Am nächſten Tage (16. Februar) verſperrte ihm eine feindlich geſinnte Volksmaſſe den Weg und ſetzte es durch, daß er zunächſt ſeinen Dolmetſch Tuakali mit zwei anderen und einem Geſchenke an den mit der Grenzbewachung betrauten Häuptling Marawano abſendete. Erſt ſpät am Abend kehrten die Boten zurück; Marawano hatte zuerſt das Geſchenk höhniſch zurückgewieſen und es erſt nach langen Verhandlungen angenommen unter der Bedingung, daß Giraud am nächſten Tage einen großen Hongo (Tribut) bezahle und an der ihm angewieſenen Stelle lagere. Was blieb ihm zunächſt übrig, als ſich zu fügen? So errichtete er am 17. Februar Morgens ſein Zelt an der verlangten baum- und waſſerloſen Stelle, 400 m vom Tembe Marawano's entfernt, und machte ſich auf längere Verhandlungen gefaßt; denn er wollte nicht nachgeben, weil er ſonſt in jedem Tembe hätte zahlen müſſen, und er wußte zudem, daß nur der große Mkuanika allein ſich das Recht anmaßte, Karawanen zu brandſchatzen. Und wirklich gelang es ihm durch zähes Ausharren, ſowie durch klug angebrachte Beſtechungen, die Forderungen Marawano's, welche dieſer nicht perſönlich, ſondern durch Vermittelung von vier Mſagiras, eine Art von Miniſtern, ſtellte, auf $^2/_5$ herabzudrücken und es durchzuſetzen, daß ihm Lebensmittel verkauft werden und er und ſeine Leute auf die in der Umgegend zahlreichen Zebras und Antilopen Jagd machen durften.

Das Volk von Uhehe iſt in Wahrheit ein ſchöner Menſchenſchlag und namentlich die Männer ſtehen weit über den elenden Waſagara; das Auge weilt mit Vergnügen auf dieſen großen, gut gebauten und kräftigen Geſtalten. Der Kopf iſt regelmäßig, das Geſicht viereckig, die Naſe kurz, aber gerade, die Lippen keineswegs dick und der Mund gut geformt. Obwohl die Wahehe, wie alle von Milch lebenden Völker, ziemlich fett ſind, ſo artet das doch nie zu ungeſchlachter Korpulenz aus und bei Erwachſenen findet ſich niemals ein Schmerbauch. Die krauſen Haare werden in verſchiedenen Formen zugeſtutzt, aber nur wenig oder gar nicht geſchoren; ihr Wuchs iſt viel ſchöner als derjenige der Zanzibarleute Giraud's, obgleich dieſe in Frankreich ſchon für hübſche Männer gelten würden. Ihr ſtolzes, hochmüthiges Benehmen, das von Charakter zeugt, läßt zudem auf einen höheren moraliſchen Standpunkt ſchließen; daneben aber geht ihnen in wahrhaft empörender Weiſe jedes Gefühl für Scham ab.

In der Umgebung ihres Tembe gehen die Wahehe gewöhnlich ohne Waffen umher, eine für Afrika ſehr ungewöhnliche Erſcheinung. Da ſie ſtets bereit ſind, ſich unter einander zu zanken, falls ſie ihre Streitluſt nicht an einer Karawane auslaſſen können, haben ſie es für klug gehalten, für gewöhnlich unbewaffnet zu gehen, um die Folgen ſolcher jeden Augenblick ausbrechenden Zänkereien möglichſt

Digitized by Google

abzuſchwächen; aber ſobald das Kriegsgeſchrei ertönt, dauert es keine zwei Minuten, daß Jedermann in voller Waffenrüſtung daſteht. Der kleine mit Widerhaken verſehene Wurfſpieß, wie er in Urori üblich iſt, iſt gewiſſermaßen



Eingeborene von Uhehe.

Lager der Expedition.

auch die einzige Angriffswaffe der Wahehe. Marawano aber beſitzt z. B. 20 Flinten, die er ſorgfältig in ſeinem Tembe verſchloſſen hält und nur bei großen Gelegenheiten unter ſeine Leute vertheilt. Als Schutzwaffe dient überall ein ellip-

Digitized by Google

tiſcher Schild aus Ochſen-, Büffel- oder Zebrahaut; der Länge nach durchzieht ihn auf der Innenſeite ein Baumaſt, der ihm Feſtigkeit verleiht und zugleich als Griff dient.

Wenn der Mann in Uhehe ſich körperlicher Vorzüge rühmen kann, ſo iſt das Weib deren gänzlich bar und kann geradezu häßlich genannt werden. Bis in ſein 15. Jahr beſitzt das Mädchen allerdings etwas Anziehendes, und ihr ſpöttiſches, ſchamhaftes Lächeln iſt wahrhaft graziös; aber mit dem 20. Lebensjahre iſt das Alles verſchwunden. In einem Punkte indeſſen, und nur in dieſem einzigen, ſteht das Weib über dem Manne: es beſitzt ein gewiſſes Schamgefühl; allerdings iſt das Stückchen Zeug, Baumrinde oder Leder, worin daſſelbe zum Ausdrucke kommt, mitunter ſehr klein, aber es fehlt doch niemals gänzlich. Seine Kleidung beſteht gewöhnlich aus einem, um den Leib gebundenen Thierfell, das zugleich als Taſche für ein, an dem Rücken der Mutter ſich anklammerndes Kind dient. Zwei auf dem Kreuz ſich verbindende Riemen helfen das Gewicht deſſelben tragen, und vom Gürtel fällt bis auf die Mitte der Schenkel eine Menge Riemen, die aus dem Felle ſelbſt geſchnitten ſind, herab. Ueberall in Uhehe iſt Vielweiberei in Uebung; oft genug wird die Herrſchaft über ein Dorf demjenigen, welcher die meiſten Weiber beſitzt, übertragen, denn er iſt natürlich der reichſte. Marawano z. B. beſaß deren etwa 50.

Marawano, welcher der Landesſitte entgegen ſeiner Neugier folgte und den Europäer beſuchte, war keiner von jenen Trunkenbolden, wie ſie ſich unter den afrikaniſchen Häuptlingen ſo häufig finden, ſondern ein würdiger, an das Befehlen gewöhnter Mann von 50 Jahren — für Afrika ein Greis —, der in ſeinen Fragen und Antworten Intelligenz und gegen ſeinen Gaſt ſchließlich einige Liebenswürdigkeit verrieth. Dieſe gute Laune benutzte Girand, um möglichſt bald die Weiterreiſe anzutreten. Zuletzt erhielt er noch von dem Häuptlinge den guten Rath mit auf den Weg, den Wahehe nicht zu trauen und ſich klug zu benehmen, wenn er nicht mit allen großen Dörfern in Kampf gerathen wolle.

Am 20. Februar wurde weiter marſchirt und in Mſombe gelagert, am 21. in Mſogiri, am 23. Februar nach einem langen waſſerloſen Marſche in einem kleinen lichten Gehölze, in deſſen Umgegend am Abend eine erfolgreiche Büffeljagd veranſtaltet wurde. Bei Sonnenuntergang kehrt jeder in das umzäunte Lager zurück, die einen mit einem blutigen Stück Wildpret, die anderen mit abgeſtorbenen Baumſtämmen und Aeſten beladen; die beſten Stücke, Herz, Leber, Zunge und etwas Fett, eine große Seltenheit, übergiebt Haſſani dem Koche ſeines Herrn. Sobald die Nacht hereinbricht, flackern rings um das Zelt gleichzeitig 25 Feuer auf; der übliche Mehlbrei wird gekocht und an Holzſtäben aufgereiht ſchmort die zerſchnittene Jagdbeute am Feuer. Hockend oder nachläſſig hingeſtreckt, ſangen die Schwarzen in Gruppen von dreien oder vieren an, ihre langen Geſchichten zu erzählen und zufrieden ruht dabei ihr Blick auf den lodernden Flammen; der eine ſchneidet ſich mit ſeinem ſchlechten Meſſer eine Schuhſohle zurecht, die er morgen, wenn Zeit dazu iſt, trocknen will, ein anderer dreht mit Zuhilfenahme der Zehen aus Rindenfaſern einen Strick, und die Anführer reißen mit lauter Stimme ihre Witze. Nach allen Seiten hin fliegen die Worte, hinüber und herüber. Es koſtet Mühe, in dieſen Leuten, deren Schwatzen erſt um Mitternacht langſam aufhört, die ganz ermatteten Elenden wiederzuerkennen, die Mittags faſt leblos neben ihren abgeworfenen Laſten zu Boden ſanken.

Am 24. Februar zog die Karawane wie auch am vorhergehenden Tage durch faſt unbewohntes Land; am 25. Februar aber näherte man ſich Kuirenga, der gewöhnlichen Reſidenz des mächtigen Mkuanika, und in Folge deſſen wurden auch die Tembes zahlreicher und die Bevölkerung unruhiger und zudringlicher.

Flachküſten, Meeresſtrömungen und Brandung.

Von Dr. **Pechuël-Loeſche.**

I.

Alles Feſte iſt der Zerſtörung durch chemiſch und mechaniſch wirkende Kräfte ausgeſetzt. Durch die Waſſerläufe wird ununterbrochen, außer den gelöſten Bodenbeſtandtheilen, auch das Lockere, Verſchiebbare thalwärts befördert. Wo die Gewäſſer an Geſchwindigkeit einbüßen, wo ſie zur Ruhe kommen, da bleibt das am Grunde fortgerollte und geſchobene Material liegen, da ſinkt das ſchwebend mitgeführte zu Boden.

Ein Fluß iſt bei einer Geſchwindigkeit von 4 km in der Stunde nicht mehr im Stande, derbe Sande ſchwebend fortzutragen; die unruhige Bewegung ſeiner Gewäſſer, der durch ſie verurſachte Auftrieb iſt zu gering geworden. Er hört auf, ſie am Grunde fortzuſchieben, wenn daſelbſt die Strömung nur noch 1 km in der Stunde zurücklegt. Wie die derben Sande bei einer mittleren Stromgeſchwindigkeit von 4 km niederſinken, ſo ſetzt ſich auch die feinſte Flußtrübe unbehindert zu Boden, wenn die mittlere Geſchwindigkeit auf 0,6 km verringert iſt.

Daher bilden eingeſchaltete Landſeen, wo die Stromgeſchwindigkeit ſehr vermindert oder nahezu aufgehoben wird, treffliche Abklärungsbecken für die trübſten Fluthen angeſchwollener Waſſerläufe. Daher können im Meere, wo die Landgewäſſer vergehen, die derberen Sinkſtoffe nicht über die eigentliche Geſtadezone hinausgelangen.

In Mündungsgebieten, wo die Böden der Abflußrinnen beträchtlich unter dem tiefſten Niveau des Meeres liegen, füllen die Landgewäſſer das Bett nicht bis zum Grunde aus, ſondern fließen auf dem in der Tiefe eingedrungenen Seewaſſer hin. Deſſen Bewegung iſt in trichterförmig geöffneten Mündungen, bei dem an offenen Flachküſten ohnehin geringen Unterſchiede der Gezeiten, nur eine mäßige; ſtark kann ſie unter Umſtänden erſt fern vom Meere werden, wo die Rinne ſich raſch verſchmälert. Kräftige Tiefenſtrömungen entſtehen nur innerhalb derjenigen Mündungen, welche geräumige Becken abſchließen und ungewöhnlich verengt ſind, ſo daß ſelbſt eine geringe Niveauſchwankung ein Ab- und Zufließen bedeutender Waſſermaſſen durch eine Oeffnung von ungenügendem Querſchnitte mit ſich bringt.

Die Unterſuchung dieſer Vorgänge iſt mit einfachen Mitteln auszuführen. Es genügen zwei gleich große, ver-

korkte und durch eine möglichſt dünne Schnur oder beſſer feinſten Draht verbundene Flaſchen, von denen die eine ſo weit mit Waſſer gefüllt iſt, daß ſie unterſinkt, aber von der zweiten, die als Schwimmer dienen ſoll, noch getragen wird. Nachdem die Tiefe des Bettes gelothet iſt, wird der beide Flaſchen verbindende Draht zu ſolcher Länge bemeſſen, daß die ſinkende Flaſche nicht den Boden erreicht, ſondern frei in der unteren Waſſerſchicht ſchwebt. Sobald der kunſtloſe Apparat ausgeworfen iſt, zeigt ſich trotz großer Stromgeſchwindigkeit der oberen Schichten des Aus- oder Eingehenden, daß die ſchwimmende Flaſche durch die in der Tiefe ſchwebende ganz außerordentlich gehemmt wird — falls entſprechende Grundſtrömungen fehlen. Neben ſie geworfene Stückchen Holz eilen ihr weit voraus.

Ebenſo einfach iſt nachzuweiſen, ob Süß- oder Salzwaſſer die Tiefen erfüllt, bis zu welcher Entfernung von der Küſte letzteres am Grunde einer Rinne einzudringen vermag. Dazu dient eine leere Flaſche, die derartig verkorkt iſt, daß ein gewiſſer Druck den Stöpſel einzutreiben vermag. Sie wird äußerlich belaſtet, an dünner Schnur befeſtigt und langſam verſenkt. Die aufbrodelnden Luftblaſen zeigen annähernd genau an, wann der Kork dem Waſſerdrucke nachgab, und die Länge der abgelaufenen Schnur giebt die Tiefe an, wo Süßwaſſer oder Salzwaſſer in die Flaſche drang. Mittels der nämlichen Senkflaſche, die in ſchlechte Wärmeleiter gehüllt worden iſt, laſſen ſich zugleich Temperaturunterſchiede zwiſchen Höhen- und Tiefenſchichten der Gewäſſer, ſei es im Meere, ſei es in Aeſtuarien, mit befriedigendem Erfolge feſtſtellen.

Dieſe Unterſuchungen ſind zwar roh, aber lehrreich genug. Wo kräftige Grundſtrömungen nicht nachzuweiſen ſind, kann auch eine Beförderung groben Materiales am Boden entlang nicht geſchehen, mag die Oberflächenſtrömung noch ſo heftig ſein. Es können bloß Aufſchüttungen, Ablagerungen ſtattfinden. Dieſe werden räumlich zunehmen und bis in das Bereich von Strömungen emporwachſen, welche kräftig genug ſind, um das nachfolgende Material über ſie hinwegzudrängen.

Wie die Waſſermaſſen eines Fluſſes im Wechſel der Jahreszeiten zu- oder abnehmen, werden ſich auch in dem nämlichen Mündungsgebiete die Strömungsverhältniſſe ändern und nach der Tiefe wie nach der Seite eine verſchieden große Wirkung ausüben. Auch wird dieſe nicht dauernd in derſelben Richtung ſtattfinden, wird die Hauptſtrömung nicht immer derſelben Bahn folgen. Denn die Lage der Aufſchüttungen wird verändert, neue Untiefen entſtehen, die Strömung wird abgelenkt. So werden Uferſtrecken unterwühlt, Inſeln abgetragen, neue Inſeln angeſetzt, verſandete Altwaſſer in Hauptſtromrinnen oder letztere in erſtere verwandelt, und ſogar neue Mündungen durchgebrochen, wobei große Maſſen des im Mündungsgebiete angeſammelten lockeren Materiales plötzlich in das Meer, an das Geſtade hinausgedrängt werden.

Je nachdem dieſe Veränderungen ſich vollziehen und die Brandung vom Geſtade her einwirkt, mag die frühere Mündung auch vollſtändig geſchloſſen werden, trotz bedeutender Tiefen innerhalb und oberhalb derſelben; oder die frühere und die ſpäter durchgebrochene Mündung oder eine Mehrzahl derſelben mag fortbeſtehen. So ſchafft ein Fluß im Verein mit der Brandung auch ein vorgeſchobenes Delta, ohne vorher ſein Mündungsgebiet gleichmäßig zugeſchüttet zu haben, wenn das in die Geſtadezone gedrängte Material durch die Brandung nicht an der Küſte entlang vertheilt, ſondern aufgehäuft wird.

Dieſe Veränderungen geſchehen ſo raſch, unter ſo mannigfaltigen Umſtänden und in ſo bedeutendem Maße, die Urſachen ſind ſo verwickelter Art, daß ſie ohne eingehende Unterſuchung des Beſonderen in jedem Falle nicht erklärt werden können. Die individuelle Geſtaltungskraft eines ſedimentreichen und regelmäßige Hochwaſſer führenden Fluſſes iſt, da ſie ſich in einem verhältnißmäßig kleinen Gebiete äußert, der Gegenwirkung poſitiver oder negativer Niveauveränderung unter allen Umſtänden überlegen. Nur im Großen und Ganzen mag das Auftauchen neuen Landes oder das Abſchwemmen alten Landes durch Veränderungen des Meeresſpiegels beſchleunigt oder verzögert werden. An offenen Küſten geſchieht es nie ohne Mitwirkung der Brandung.

In genügend tiefen Theilen von Mündungsgebieten, wo das Ausgangsthor geräumig und der Unterſchied der Gezeiten nur gering iſt, wo alſo das Seewaſſer eindringt und dauernd verharrt, ſtrömt das mit Sedimenten beladene Flußwaſſer auf ihm, wie auf einer nachgiebigen Unterlage hin. Daher der gleichmäßige Zug der ausgehenden Gewäſſer, die ſich bloß noch an gelegentlichen Untiefen ſowie an den Ufern ſtoßen. Nur an dieſen Stellen wälzen ſie ſich noch in der bekannten Weiſe durch einander, wodurch das Abräumen des Verſchiebbaren, das Fortführen ſchwebender Bodenbeſtandtheile ermöglicht wird.

Für die letzteren verhalten ſich die gleichmäßig abziehenden, nicht gewaltſam umgetriebenen Gewäſſer nicht wie fließendes, ſondern wie ruhiges Waſſer, in welchem ſie je nach ihrer Schwere verſchieden ſchnell, aber durch keine Gegenbewegung aufgehalten ſtetig zu Boden ſinken. Sie werden alſo nur ſo lange und ſo weit fortgetragen, als ſie Zeit brauchen, um aus dem Bereiche der Strömung in die Tiefe zu gelangen.

Die derben Sande ſetzen ſich zum Theil bereits innerhalb tiefer Mündungsgebiete zu Boden, von wo ſie bei den oben erwähnten gewaltſamen Veränderungen bald hier bald da maſſenhaft in die Geſtadezone hinausgedrängt werden; der Reſt lagert ſich vor der Mündung ab. Denn dort, nach dem Eintritte in das Meer, beruhigen ſich auch die wildeſten Gewäſſer ſehr ſchnell, obwohl ſie der vollſtändigen Vermiſchung mit Salzwaſſer noch länger widerſtreben, falls das Meer unbewegt iſt, alſo ein gewaltſames Durcheinanderrühren nicht ſtattfindet. Unter günſtigen Umſtänden ſind vereinzelte Flecken mißfarbigen Landwaſſers noch in ziemlicher Entfernung von Flußmündungen zu beobachten.

Selbſt das Ausgehende von ſehr großen und ſchnell fließenden Strömen breitet ſich unfern der Mündung bereits in einer ſo dünnen Schicht auf dem Meere aus, daß hindurchfahrende Dampfer einen Streifen klaren Seewaſſers aufpflügen. Bei Unterſuchung der mißfarbigen Schicht ergiebt ſich, daß in geringer Entfernung vom Lande darin nicht mehr Sandkörner von einer Größe enthalten ſind, um bei dem Reiben zwiſchen den Fingern fühlbar zu werden. Die derben, der Geſtadezone eigenthümlichen Sande ſind bereits verſunken.

Nur die feinſte Flußtrübe iſt noch nachzuweiſen und dieſe mag durch Meeresſtrömungen auf größere Entfernungen von der Mündung verſchleppt werden, je nach der Stärke der Strömung und der Tiefenwirkung derſelben. Denn wiederum kann die Verſchleppung nur ſo lange währen, als die unbehindert ſinkenden Bodenbeſtandtheile Zeit brauchen, um aus dem Bereiche der Strömung zu gelangen.

Dieſe am weiteſten verſchleppte feinſte Flußtrübe kann indeſſen zur Verflachung des Geſtades, zur allmählichen Bildung von Neuland nur an ſolchen Orten beitragen, wo ſie, durch vorgelagerte Strandwälle, Untiefen und Inſeln gegen die Einwirkung der Brandung geſchützt, ſich ungeſtört abzuſetzen vermag. Geſchehen irgend welche Veränderungen,

wird der Landſchutz zerſtört, findet eine bedeutende negative Niveauveränderung ſtatt, ſo daß die Brandung die in ehemals abgeſchloſſenen Meeresſtheilen oder in ehemals genügend tiefem Waſſer an offenen Küſten entſtandenen Schlammbänke zu erreichen vermag, ſo werden dieſe aufgewühlt, ihre Beſtandtheile hinweggeführt und weiter verbreitet wie vordem als Flußtrübe.

Dieſes feinſte, den Schlick bildende Material iſt demnach überhaupt nicht betheiligt an der Verflachung offener Geſtade, an dem Aufbaue der Nehrungen und Strandwälle. Es verhält ſich im Spiele der Wogen und Rollen durchaus anders als die gröberen Sedimente, die derben Sande, aus welchen vorzugsweiſe die Bauwerke in der Brandungszone zuſammengeſetzt ſind.

Wenn dieſe Sande nicht bloß unter Waſſer abgelagert, ſondern an Küſten auch zu neuen Landgebilden aufgehäuft werden, ſo iſt der Vorgang nicht mehr unmittelbar auf die Thätigkeit der Waſſerläufe, ſondern auf die des Meeres zurückzuführen — und zwar um ſo ausſchließlicher, je ferner von Flußmündungen das Neuland zu Tage tritt.

Gilt das Abſegen der Küſten, die umfangreiche Verſchleppung der von den Landgewäſſern zugeführten derben Sedimente, das ſeitliche Verlegen von Flußmündungen durch die Meeresſtrömungen für erwieſen, ſo iſt aus der Geſtalt und Lage eines neuen Landgebildes in der That auf die vorherrſchende Richtung einer Strömung zu ſchließen. Und umgekehrt iſt deren Vorhandenſein zu bezweifeln, wo ihr vorausgeſetzter Verlauf mit der Form des Neulandes nicht zu vereinbaren iſt. So wäre denn aus der Thatſache, daß Cap Lopez in Unterguinea, eine niedrige Sandzunge, nach Nordweſten vorſpringt, ganz richtig geſchloſſen worden, daß im Mündungsgebiete des Ogoweſluſſes noch die kühle von Süden andringende Benguelaſtrömung und nicht die entgegengeſetzte warme Guineaſtrömung vorwalte.

Wäre dieſer Schluß richtig, ſo würden daraus ſogleich verſchiedene andere zu folgern ſein, die mit der in jenen Gebieten erfahrungsmäßig gewonnenen Kenntniß in einem nicht auszugleichenden Widerſpruche ſtänden. Ein Zug im Kartenbilde würde demnach genügen, um die aus unmittelbarer Anſchauung an Ort und Stelle hervorgegangenen Reſultate nicht nur zu erſetzen, ſondern ſogar umzuſtoßen.

Die Guineaſtrömung erſtreckt ſich jedoch nicht bloß vorherrſchend, ſondern höchſt wahrſcheinlich ganz regelmäßig bis weit ſüdwärts von dem Ogowegebiete. Sie erreicht mindeſtens noch die Bai von Yumba, häufig genug aber auch noch weiter ſüdlich gelegene Punkte. Selbſt wenn ſie bloß vorherrſchend, alſo während der größeren Hälfte des Jahres noch an der Ogowemündung vorüberzöge, dagegen während einiger Monate vor der entgegendrängenden Benguelaſtrömung zurückwiche, könnte nur bei ſehr genauer Kenntniß der Stärke der letzteren ein Schluß auf deren Antheil an der Entſtehung jener Küſtengebilde gewagt werden.

Cap Lopez habe ich im vergangenen Jahrzehnte allein in unmittelbarſter Nähe viermal paſſirt, und die ſüdlichen Geſtade zwei- und dreimal ſo oft hin und wider reiſend unterſucht. Im Auguſt und Mai, im März und November der Jahre 1874, 1876, 1882 zog die Guineaſtrömung gleichmäßig an dieſem Punkte — wo hart am Lande 20 bis 40 Faden Tiefe gelothet werden — vorüber nach Süden. Im Auguſt 1874 wurde ſie erſt an der Loangobai durch die Benguelaſtrömung von der Küſte abgedrängt. Im Juli und September 1875 lag die Grenze beider Stömungen zwiſchen der Bai von Loango und der Mündung des Kuilu; im Februar 1876 herrſchte für einige Tage eine von Norden kommende Strömung bei Tſchintſchotſcho und Landana; im folgenden März und April lag die Grenze weiter nördlich, an der Tſchilungabai, und im Mai deſſelben Jahres war ſie wieder ſüdwärts vorgerückt bis nahe zur Loangobai.

Die ſehr verſchiedene Farbe der beiden Strömungen, das Auftreten der einer jeden eigenthümlichen Lebeweſen, ſind ſo charakteriſtiſche Kennzeichen für die verſchiedene Herkunft der Gewäſſer, daß ſie einem jeden einigermaßen aufmerkſamen Beobachter auffallen müſſen. Das Thermometer löſt ſchließlich jeden Zweifel.

Im Jahre 1882 fand ich die Verhältniſſe noch mehr zu Ungunſten der Benguelaſtrömung verändert. Im März d. J. folgten wir der Guineaſtrömung — oder, wenn man will, deren namenloſer Fortſetzung — nicht nur bis zu der durchſchnittlichen Südgrenze, die zwiſchen den Baien von Yumba und Loango zu ſuchen iſt, ſondern bis nach Landana, der Bai von Cabinda und ſchließlich bis zur Congomündung. Im April und Mai deſſelben Jahres fand ich ſie auf einigen Küſtenfahrten auch ſüdlich vom Congo gleichmäßig herrſchend. Sie zog noch bei Makula, Ambrizette, Muſerra und Kinſembo vorüber, und überall, ſowohl hart an der Küſte wie bis etwa acht nautiſche Meilen ſeewärts — der Kapitän unſeres Dampfers hatte Eile und konnte nicht wohl einen noch größeren Umweg nehmen — ſchwankte die Temperatur der Gewäſſer zwiſchen 26,0° und 26,6° C. Das ſind Temperaturen, die, wie ich an anderem Orte nachgewieſen, an jenen Küſten ſonſt nicht vorkommen. Das mißfarbige Congowaſſer wurde trotz der während des Tages wehenden Südweſtbriſe weit ſüdwärts abgetrieben und alle Schiffe ſchwangen vor ihren Ankern nach Süden — eine in jenen Gebieten ſehr auffällige Erſcheinung.

Von der kühlen Benguelaſtrömung war nicht eine Spur zu bemerken, ſelbſt nicht in der Brandungszone und am Strande, wo doch das etwa in der Tiefe entgegengeſetzt ſich bewegende und zur Küſte drängende kältere Waſſer hätte theilweiſe emporſteigen und die Temperatur herabſetzen können.

Nach Ausſage aller befragten Küſtenbewohner und Seeleute, welche aus alter Erfahrung gerade mit dieſen Verhältniſſen recht gut vertraut ſind, herrſchten die ganz ungewöhnlichen Zuſtände bereits ſeit länger als einem halben Jahre. Noch im folgenden November beſtanden ſie unverändert fort. Etwa ein Jahr zuvor hatte auch der Congo — wie öfters ſchon in früherer Zeit — im Süden von ſeiner eigentlichen Mündung und von Point Padrão, wieder einmal eine an 1000 m breite zweite Mündung durchgebrochen. Im März 1882 fand ich ſie jedoch bereits durch einen neuen Strandwall geſchloſſen.

Dieſes eine Beiſpiel ſei angeführt, um aus eigener Beobachtung zu beſtätigen, was doch kaum noch erwieſen zu werden braucht: daß Meeresſtrömungen einen ſehr wechſelnden Verlauf nehmen.

Daher ſcheint es gewagt, die Entſtehung, Geſtalt und Lage irgend welcher auf Karten verzeichneten Landgebilde auf die Einwirkung derartig unbeſtändiger Kräfte zurück zu führen, oder aus dem Vorhandenſein der erſteren auf das der letzteren zu ſchließen. Selbſt dann würde es noch gewagt erſcheinen, wenn die Grenzen der Unbeſtändigkeit genau beſtimmt, und innerhalb dieſer ein Ueberwiegen in gewiſſem Sinne nachgewieſen werden könnte.

Es wäre nicht nur in jedem einzelnen Falle an Ort und Stelle, ſondern auch ganz allgemein zu unterſuchen, ob denn Meeresſtrömungen überhaupt allenthalben und allezeit den Verlauf nehmen, der auf Karten angegeben iſt; beſonders aber, ob ſie ſich ſo hart am Strande von Flachküſten hinbewegen, daß ſie deren Umriſſe beeinfluſſen können.

Denn wenn ſie gerade dort, wo die Veränderungen ſtattfinden, entweder gar nicht oder in kaum merkbarer Stärke angetroffen werden, können ſie auch nicht in unmittelbarer Beziehung zu denſelben ſtehen. Bei der Unterſuchung iſt auch wohl zu unterſcheiden zwiſchen einer ſtetigen Strömung und einer zufälligen Windtrift.

Gewöhnliche Karten haben für dieſe Verhältniſſe keine Beweiskraft. Selbſt Specialkarten, auf welchen thatſächliche Befunde niedergelegt ſind, können bei ſo veränderlichen Größen wie Meeresſtrömungen immer nur ein beſchränktes Zeitbild geben. Auch werden bei Küſtenaufnahmen die Strömungen in der Regel nur auf den Strecken beobachtet, welche für die Schiffahrt wichtig ſind, bis zu welchen das Vermeſſungsſchiff hin gelangen kann — alſo in einem Fahrwaſſer von genügender Tiefe. Gerade in der flachen Geſtadezone, die für unſere Unterſuchungen am wichtigſten iſt, wird, weil ſie dem Schiffe gefährlich iſt, die Stromverſetzung am ungenaueſten, wenn überhaupt, feſtgeſtellt. Es iſt aber keineswegs zu ſchließen, daß eine Strömung, die etwa ſechs nautiſche Meilen von der Küſte und bei ſechs Faden Tiefe deutlich entwickelt iſt, auch noch in der Nähe des Strandes und bei geringer Tiefe ſich geltend mache.

Bei einer vergleichenden Betrachtung der Land- und Seekarten müſſen mancherlei Bedenken aufſtoßen. Viele Bänke, Nehrungen, Sandzungen liegen durchaus nicht ſo, wie ſie liegen müßten, wenn Meeresſtrömungen die Ablagerungen beeinflußten — mögen die Strömungen nun als einfach am Geſtade hinziehende oder an ausſpringenden Landmarken von Baien abgezweigte und rücklaufende angeſehen werden. Auch vorgeſchobene Deltas ſind keineswegs ſeitlich in einer Richtung verlegt worden, welche ſie angenommen haben müßten, wenn die vorausgeſetzten Meeresſtrömungen bei Ablagerung des Materiales mitgewirkt hätten.

Daher iſt zuerſt die Frage zu ſtellen: Vermögen die Meeresſtrömungen wirklich das Material zu verſchleppen, aus welchem die meiſten und umfangreichſten Landgebilde an Geſtaden aufgebaut ſind?

Nordenſkiöld's „Grönland“.

Die Schilderung von Freiherrn von Nordenſkiöld's zweiter Reiſe nach Grönland im Jahre 1883 liegt jetzt in der autoriſirten deutſchen Ausgabe vor unter dem Titel „Grönland. Seine Eiswüſten im Inneren und ſeine Oſtküſte“. (Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886), und dieſelbe wird nicht geringeres Intereſſe erwecken, als ſeiner Zeit des Verfaſſers berühmtes Buch über die Vega-Fahrt um Aſien. Und ſie verdient es in reichlichem Maße. Geſchah es doch auf dieſer nicht ungefährlichen Reiſe, bei welcher die „Sofia“ die geſammte Weſtküſte jenes Polarlandes von ſeiner Südſpitze bei 60° n. Br. bis über 76° n. Br. hinaus und die Oſtküſte von 60° bis über 66° hinaus befahren hat, daß zum erſten Mal Menſchen bis in die Mitte des grönländiſchen Continents vorgedrungen ſind, und daß man dadurch zum erſten Mal eine Kenntniß über das Innere eines Landes bekommen hat, deſſen gegenwärtige Naturverhältniſſe uns wahrſcheinlich ein auf wirklicher Erfahrung begründetes Bild von der Glacialzeit Skandinaviens geben, und deren Studium deshalb für die Geologie dieſes Landes von ſo außerordentlichem Intereſſe iſt. Während der Fahrt längs der Oſtküſte Grönlands ſind wichtige Aufklärungen über die Beſchaffenheit des Eisbandes gewonnen worden, das ſo lange den Weg von Oſten nach dem ſüdlichen Theile Grönlands geſperrt hat, hat Nordenſkiöld die Vorſtellung berichtigt, die man ſich gewöhnlich von der Beſchaffenheit der Oſtküſte macht, und durch das Ankern der „Sofia“ im König Oscar-Hafen iſt ein ſeit 1579 von zahlreichen Expeditionen erſtrebtes Ziel erreicht worden. Es wurden dann namentlich Dreggungen und hydrographiſche Arbeiten, Analyſen von Waſſer und von den im Meerwaſſer befindlichen Gaſen und Temperaturbeſtimmungen gemacht, welche zeigten, daß der die Oſtküſte beſpülende kalte Strom ſowohl der Breite, als auch der Tiefe nach „ganz unbedeutend iſt und auch in der Nähe des Landes auf einem Bette warmen, vom Golfſtrome herrührenden Waſſers ruht. Die Davis-Straße und Baffins-Bai ſind dagegen bis auf den Boden hinunter von kaltem oder nur äußerſt unbedeutend erwärmtem Waſſer angefüllt. Im Gegenſatz zu dem, was man ſich gewöhnlich vorſtellt, und was auf hydrographiſchen Karten über das Atlantiſche Meer angegeben iſt, wird alſo die Weſtküſte Grönlands von kaltem Waſſer beſpült, während ein von Süden kommender, ſtark erwärmter Waſſerſtrom in einer Entfernung von nur 40 bis 50 Fuß vom Lande an der Oſtküſte entlang bis nach Island hinaufgeht. Dieſer Strom muß unwillkürlich einen ſtarken Einfluß auf das Klima der Oſtküſte haben, welches deshalb feuchter, aber keineswegs kälter als das der Weſtküſte ſein dürfte“.

Die wiſſenſchaftlich bedeutendſten Sammlungen ſind aber wahrſcheinlich die paläontologiſchen, welche Dr. A. Nathorſt aus der ſogenannten Baſaltformation des nordweſtlichen Grönland, das durch den in ſeinen Lehm-, Sand- und Tuffſteinlagern enthaltenen Reichthum an Pflanzenverſteinerungen merkwürdig iſt, zuſammengebracht hat und deren Erbeutung derſelbe im 6. und 7. Kapitel des Werkes ſo anziehend ſchildert. Die damals bei Atanekerdluk, das ſchon vorher durch ſeine tertiäre und Kreideflora berühmt war, gemachten Funde — nämlich elf neue pflanzenführende Lager in einer Kluft und einige auf einer Halbinſel, alle eine große Menge für die Wiſſenſchaft neuer Arten enthaltend — ſtempeln jene entlegene Stelle vielleicht zu dem bedeutendſten Fundorte für foſſile Pflanzen. Nur den einen Schmerz hatte Nathorſt, daß es dem um die arktiſche Pflanzenpaläontologie ſo verdienten Oswald Heer (von welchem er ein Porträt und einen pietätvollen Lebensabriß giebt) nicht mehr vergönnt war, auch dieſe neuen Funde zu bearbeiten.

Auch auf Island wurden während dieſer Reiſe durch Herrn Flink Pflanzenverſteinerungen geſammelt, und zwar in weit umfangreicherem Maße als je zuvor; der erſte, welcher hier ordentlich ſammelte, war J. Steenſtrup 1840. Island iſt überhaupt das erſte hochnordiſche Land, in welchem man Pflanzenverſteinerungen angetroffen hat, welche beweiſen, daß die Polargegenden während einer geologiſch geſprochen

noch naheliegenden Zeitperiode ein Klima gehabt haben, das dem des jetzigen Italien ähnlich iſt. Der „Surturbrand“ oder die in den Baſalttuff eingebetteten Holzſtämme werden nämlich ſchon 1747 unter dem Namen „verſchlemmtes Holz“ in der von dem Hamburger Bürgermeiſter J. Anderſon auf Grund der Berichte von Schiffern und Handelsleuten zuſammengeſtellten Beſchreibung von Grönland und Island, ſowie unter dem Namen „Sorte Brand“ (ſchwarzer Brand) in der von N. Horrebow kurz darauf gedruckten ausführlichen Kritik über Anderſon's Werk erwähnt. Horrebow bemerkt richtig und mit berechtigtem Erſtaunen, daß der „Surturbrand“ in die Bergmaſſe ſelbſt eingebettet vorkomme.

Jeder, welcher ein Buch von Nordenſkiöld geleſen hat, kennt ſeine auf den Grund der Dinge eingehende Auffaſſung und Darſtellung. So iſt auch dieſer Band reich an Excurſen, welche die geſchichtliche Entwickelung mancher Frage oder Perſönlichkeit von Anfang an verfolgen und reiche Belehrung enthalten, welche durch eine durchweg originale, ſehr reichhaltige Illuſtrirung unterſtützt wird. Wir können hier natürlich nur auf Einzelnes hinweiſen, indem wir unſere Leſer bitten, dieſem vorzüglichen Reiſewerke gelegentlich ein eingehenderes Studium zu widmen. Hervorheben möchten wir z. B. gleich im erſten Kapitel den Abſchnitt über die Geſchichte, die Fundorte, das Ausſehen und die wiſſenſchaftliche Bedeutung des Doppelſpats oder Islandſpats, einer kryſtalliſirten, waſſerhellen Varietät des gewöhnlichen Kalkſteins, der Kreide oder des Marmors, „welche nicht nur eins der ſchönſten Erzeugniſſe des Mineralreiches bildet, ſondern welche auch den Phyſikern eins der kräftigſten und erfolgreichſten Mittel für das Studium der Eigenſchaften des Lichtes, ſowie den Mikroſkopikern und Aſtronomen oder Aſtrophyſikern ein unſchätzbares Hilfsmittel zur Erforſchung einerſeits der Geheimniſſe der Zellenwelt und andererſeits der unermeßlichen Räume des Weltalls geliefert hat.“

Im zweiten Kapitel beachte man den Paſſus über die Gunbjörn-Scheere und andere ſagenhafte, angeblich wieder verſunkene Länder im nördlichen Atlantiſchen Ocean, ſowie das Loblied auf den grönländiſchen Kajak, das eleganteſte Fahrzeug aller, ſowohl wilder wie civiliſirter Völker, mit welchem kein anderes Einmannsboot an Schnelligkeit wetteifern kann. „In dieſem Boot trotzt ein geübter Kajakruderer Sturm und Wogenſchwall mit unglaublicher Sicherheit. Alle die kleinſten Einzelheiten eines voll ausgerüſteten Kajak, ſeine Form, Bauart, Riemen, Lanzen, Harpunen, Leinen, ſeine unzähligen, aus Knochen angefertigten, zweckmäßigen Knöpfe und Schnallen, die eigenartige, waſſerdichte Kajaktracht u. ſ. w. haben durch die ununterbrochenen Bemühungen von Generationen eine Vollendung erhalten, welche in der That bewundernswerth iſt, und zu welcher die Europäer mit all' ihrem Erfindungsreichthum nichts haben hinzufügen können. Es iſt offenbar eine wirkliche Eskimo-Erfindung, die in der Bauart wie im Baumaterial von den kleineren Fahrzeugen anderer wilder Völker entſchieden abweicht.“

S. 67 ff. ſind die merkwürdigen Lebensſchickſale Karl Ludwig Gieſecke's, des Erforſchers Grönlands (geboren 1761 in Augsburg als Sohn des Schneiders Metzler, ſpäter Student in Altdorff, dann Schauſpieler und Theaterdichter, als ſolcher Verfaſſer eines Theiles der „Zauberflöte“, dann Mineraloge, Erforſcher der Färöer und 1806 bis 1813 von Grönland, geſtorben am 5. März 1833 als Profeſſor der Mineralogie und Chemie an der Univerſität zu Dublin), zu beachten, auf S. 83 ff. die Angaben über den Kryolith, aus welchem früher Aluminium gewonnen wurde, ſeit 1849 aber Soda und verſchiedene in den Färbereien als Beizmittel verwendbare Thonerdepräparate dargeſtellt werden. Der Kryolithbruch von Ivigtut hat den einzigen wirklichen Grubenbetrieb und die einzige rein europäiſche Kolonie in Grönland ins Leben gerufen. Ferner ſei auf die Bedeutung des Kryokonit oder Eisſtaubes (S. 198 ff.), dem Nordenſkiöld einen kosmiſchen Urſprung zuſchreibt, und auf das hiſtoriſch und ethnographiſch hochintereſſante Schlußkapitel über die Eskimos hingewieſen, vor Allem aber auf den wiſſenſchaftlich vielleicht bedeutſamſten Abſchnitt über die Eiszeit (Kapitel IV, S. 101 bis 167), welcher mit einer geſchichtlichen Ueberſicht über die Entwickelung dieſer Frage anhebt. Wir lernen daraus, daß der erſte, welcher 1719 in einem Jugendwerke auf die eigenthümliche Beſchaffenheit der loſen Erdſchichten in Schweden aufmerkſam machte und damit ein „neues Kapitel in der Geſchichte unſerer Erdkugel“ aufſchlug, kein anderer war, als der ſpäter ſo berühmt gewordene Theoſoph Emanuel Swedenborg. Dann giebt Nordenſkiöld (S. 108 bis 113) über einige der wichtigſten Fragen der Glacialtheorie ſeine eigenen Anſichten, die vielfach von den gegenwärtig geltenden Lehren abweichen, für welche er aber geltend macht, daß ſie ſich auf Beobachtungen gründen, die er während eines Aufenthaltes von zwölf Sommern und einigen Wintern zwiſchen dem Eis und Schnee der Polarländer, während dreier längerer Ausflüge auf das Binneneis Spitzbergens und Grönlands, ſowie während unzähliger Beſuche der Gletſcher dieſer Länder angeſtellt hat. „Wenigſtens von dem Inlandeiſe habe ich hierbei mehr geſehen und geprüft, als irgend ein Anderer, gleichviel ob Gelehrter oder Nichtgelehrter.“ Im Folgenden geben wir Nordenſkiöld's bedeutungsvolle Anſchauungen ausführlich wieder.

Die größere Zahl der Phänomene — ſchreibt er —, welche von den Geologen Europas und Amerikas als glaciale bezeichnet werden, rührt wirklich aus einer Zeit her, wo die Länder, die heute mit herrlichen Wäldern, Wieſen und Feldern geſchmückt ſind, von Tauſenden von Fuß mächtigen Eismaſſen bedeckt waren. Dieſe Eiszeit hat nicht die ganze Erdoberfläche umfaßt, auch bildet ſie keine beſondere, ſchon abgeſchloſſene Periode, indem, abgeſehen von den Ländern an den Polen, gleichartige Verhältniſſe fortdauernd nicht nur auf Grönland und in den daſſelbe umgebenden Meeren, ſondern, wenigſtens in gewiſſem Grade, auch in denjenigen Theilen des Atlantiſchen Meeres herrſchen, in welche Eisberge in größerer Zahl herabtreiben. (Ein beigegebenes Kärtchen zeigt, daß glaciale Geſchiebe durch Eisberge im nordweſtlichen Atlantiſchen Ocean bis in die Breite des mittleren Spanien, von Sardinien und Konſtantinopel getragen werden, alſo in viel ſüdlichere Gegenden, als in welchen ſkandinaviſche Geſchiebe ꝛc. angetroffen worden ſind.)

„Die Eiszeit dürfte ſo aufzufaſſen ſein, daß in derſelben erſt das nordweſtliche Europa, ſodann das nordöſtliche Amerika und zuletzt das heutige Grönland mit Eis bedeckt worden iſt — falls die Eisdecke des heutigen Grönland nicht etwa den letzten Reſt des Eisgewandes bildet, das ehemals das ganze öſtliche Kanada und den nordöſtlichen Theil der Vereinigten Staaten bekleidet hat. Zuſammenhängendes Landeis war niemals über die Tundren Sibiriens oder des nordöſtlichen Europa ausgebreitet.

„Ein allzu kaltes Klima iſt der Bildung von Landeis hinderlich, was unter Anderem daraus hervorgeht, daß ſolches in der Nähe der Kältepole Sibiriens und Amerikas nicht vorkommt. Für die Bildung von Gletſchern in größerem Umfange iſt feuchte Luft und eine Temperatur erforderlich, die an der Meeresfläche während eines großen Theiles der kälteren Jahreszeit ſelten weit unter Null fällt.

Inlandeis kann deshalb nicht im Inneren großer Kontinente entſtehen, und wahrſcheinlich bildet es ſich auch nicht in den Ländern an den Polen, ſofern dieſelben nicht von zuweilen offenen Meeren umgeben ſind.

„Die Schrammen in den Felſen Skandinaviens rühren zwar zum großen Theile direkt von Gletſchern her; ein nicht unbedeutender Theil dieſer Schrammen iſt jedoch durch die längs der Küſte und in den Fjorden umhertreibenden Eisberge wie auch durch das Treibeis hervorgebracht worden; auch dürften Schrammen auf andere Weiſe, z. B. durch ein in Folge Temperaturwechſels entſtandenes Hin- und Hergleiten des unterliegenden Felſens und des denſelben bedeckenden Thonlagers, d. h. auf ganz dieſelbe Weiſe entſtanden ſein, wie die geſchrammte Gleitfläche (Slickensides), welche man ſo oft an der Grenze zwiſchen zwei Felsarten trifft. *Geſchrammter Felſen allein iſt daher kein hinreichender Beweis dafür, daß eine Gegend früher von Gletſchern oder einem mit Eisbergen angefüllten Meere bedeckt geweſen iſt* .....

„Eine große Menge kantiger „Wanderblöcke“ liegt nicht gar fern von der Stelle, an der das Muttergeſtein gelegen iſt; es ſind nur eine geringe Strecke weit transportirte Stücke von einem unterliegenden zerſplitterten Felſen, was uns oft genug ſchon eine flüchtige, geologiſche Unterſuchung ſagen kann. Andere wiederum ſind wirklich weite Strecken fortgeführt worden, theils nur von Gletſchern, und in dieſem Falle ſelten mehr als ein paar Dutzend Kilometer, theils zuerſt von Gletſchern und dann Hunderte von Kilometern von Eisbergen, theils ſchließlich von gewöhnlichem Strandeis. Auch in unſerer Zeit findet ein ſolcher Transport von erratiſchen Blöcken in großem Maßſtabe an der Oſtküſte von Grönland ſtatt. Der Meeresboden iſt aus dieſem Grunde hier mit großen Steinen beſtreut, die alles Dreggen und alles Arbeiten mit dem Schleppnetze unmöglich machen. An der Weſtküſte Grönlands, wo die Eisberge allgemeiner ſind, das Treibeis aber weniger dicht iſt, finden ſich ſolche Felsblöcke nur in geringer Zahl auf dem Meeresboden. *Es ſcheint aber, als ob das Treibeis beim Transport der Felsblöcke eine größere Rolle ſpielte als die eigentlichen Eisberge.* Das Treibeis holt die Steine, welche es fortführt, natürlicher Weiſe vom Strande, wo alle Steine vom Wogenſchwall in kurzer Zeit abgeſchliffen und abgerundet, d. h. in Rollſteine verwandelt werden. Der größere Theil der wirklich erratiſchen Blöcke, welche weite Strecken transportirt worden ſind, beſteht daher aus Rollſteinen.

„Geſchiebeboden, d. h. Lehm mit Grus, untermiſcht mit kantigen Steinfragmenten, habe ich auf Spitzbergen und Grönland nicht nur zwiſchen rein glacialen Bildungen, ſondern auch auf dem tiefen Unterlande nahe an den Seiten der Berge angetroffen. Derſelbe bildet dort eine eigenthümliche, mit Waſſer getränkte, erſichtlicher Weiſe von der Frühlingsfluth herabgeführte, im Uebrigen aber von Waſſerſtrömen nicht bearbeitete Ablagerung. Im Gegenſatze zu dem, was die ſkandinaviſchen Geologen hervorgehoben, hat dieſe geologiſche Bildung alſo in keinerlei Weiſe einen ausſchließlich glacialen Urſprung.

„Unſere Sandrücken und überhaupt das allermeiſte von dem, was in Skandinavien von allzu enthuſiaſtiſchen Glacialiſten für frühere Moränen erklärt worden iſt, hat nichts mit wirklichen Moränenbildungen zu ſchaffen. Dies iſt auch ganz natürlich, denn in den Gebieten, welche von dem Inlandeiſe jüngſt verlaſſen worden ſind, findet man die Felder und die Felſenhügel überſäet mit unzähligen erratiſchen Blöcken (die meiſten jedoch, nach der Geſteinsart zu urtheilen, nur ſehr kurze Strecken transportirt), von wirklichen Moränen, d. h. von zuſammenhängenden Stein- oder Schuttwällen aber keine Spur. Ebenſowenig ſieht man auf der Oberfläche des Inlandeiſes Moränen anderwärts als in der Nähe von Land oder Inſeln im Eisfelde. *Die Moränen ſind mehr kennzeichnend für kleinere Eisſtröme, als für das eigentliche Inlandeis.* Eine kleine Strecke innerhalb ſeines Randes ſucht man ſelbſt nach einem Steine von der Größe einer Erbſe vergebens.

„Daß Gletſcherbäche hin und wieder einen Rieſenkeſſel ausgedreht haben, iſt nicht zu bezweifeln; oft fehlt dieſen hübſchen Bildungen aber jeder Zuſammenhang mit Gletſchern. Sie entſtehen zumeiſt an ſolchen Stellen, wo mit Grus untermiſchtes Waſſer auf die eine oder andere Weiſe an ein- und derſelben Stelle eine längere Zeit hindurch in rotirender Bewegung iſt, ſo z. B. durch Wirbel in Waſſerfällen, durch den Wogenſchwall am Strande, ja ſogar durch die rotirende Bewegung, in welche der Wind das Waſſer in den Vertiefungen auf einem Granitfelſen verſetzt. Die rundgeſchliffenen Steine, die man öfters in den Rieſenkeſſeln angetroffen hat, haben bei der Bildung der Keſſel keine andere Rolle geſpielt, als daß ſie, ſich zufällig in der Vertiefung befindend, die der Anfang zum Keſſel geweſen, durch die rotirende Bewegung im Waſſer, durch welche der Keſſel ausgedreht worden, ihre runde Schleifung erhalten haben. Mit einem Stocke, ein wenig Sand und genügender Geduld kann man ein Loch in einen Granitfelſen bohren, mit Hilfe eines großen Stückes Granit gelingt es kaum. Waſſergetränkter Sand und nicht große Steine haben das Schleifmaterial gebildet.“

Indem wir hiermit unſere Auszüge aus dem bedeutſamen, reiche Belehrung und Anregung bietenden Buche ſchließen, empfehlen wir es nochmals dringend als eine der beſten neueren Reiſebeſchreibungen unſeren Leſern.

Das nördliche Borneo.

I.

E. M. Seiner Zeit [1]) hat der „Globus“ über den traurigen Zufall berichtet, welcher den Tod des jungen, vielverſprechenden Forſchers Frank Hatton (er hatte das 22. Lebensjahr noch nicht vollendet) am 1. März 1883 am Seganafluſſe in Nordborneo verurſacht hatte, und ſeiner kurzen, aber erfolgreichen Thätigkeit gedacht. Eine Freundeshand, die des Vaters Mr. Joſeph Hatton, hat jetzt die Aufzeichnungen ſeines zu früh verblichenen Sohnes, die leider nicht vollſtändig aufgefunden wurden, veröffentlicht [1]) und

[1]) Bd. XLIV, S. 141.

[1]) North Borneo, Explorations and Adventures on the Equator. By the late Frank Hatton. With Bio-

denſelben eine eingehende Beſchreibung des kurzen, doch von eifriger Thätigkeit erfüllten Lebenslaufes ſeines Lieblings voraufgeſchickt, eines Sohnes, der ihm im Leben nichts als Freude und den erſten Schmerz erſt durch ſeinen Tod bereitet hat. Leider können wir bei dieſem Theile des Buches, wiewohl er manches Intereſſante bietet, nicht verweilen, da wir den eigenen Aufzeichnungen Frank Halton's einiges Bemerkenswerthe über die immer noch wenig beſuchte Wildniß von Nordborneo (Sabah) und ihre Bewohner entnehmen und mit einigen anderen Notizen zu einem Geſammtbilde zuſammenſtellen möchten.

Sabah iſt nicht der einzige Theil der Rieſeninſel, über den wir uns in vieler Beziehung noch im Dunklen befinden; doch hat ſich die Anſicht, daß Borneo ſehr reiche Hilfsquellen beſitzt, ſchon lange Bahn gebrochen und dieſe Meinung ſcheint in den Thatſachen, die mehr und mehr bekannt werden, immer neue Beſtätigung zu finden. Wenn auch die Holländer den ihnen gehörigen größeren Theil der Inſel im Ganzen bis jetzt noch unverhältnißmäßig wenig ausnutzen, hat doch bekanntlich eine engliſche Geſellſchaft vor einigen Jahren ſchon die Conceſſion, welche Baron Overbeck vom Sultan von Brunai erhalten hatte, übernommen und ſie beſitzt jetzt im Norden Borneos ein ausgedehntes Gebiet, welches ſich von der äußerſten Spitze auf der Oſtküſte bis etwa zum 4. Grade nördl. Br., wo die Grenze mit dem niederländiſchen Beſitze noch nicht endgültig feſtgeſtellt iſt, hinzieht. Die dem Buche Hatton's beigegebene Karte giebt die von niederländiſcher Seite beanſpruchte Grenze, den Obelisk auf Batu Tjinagat, an, bedeckt jedoch nicht nur denſelben, ſondern auch noch einen anſehnlichen Streifen des ſüdlich davon gelegenen Landes mit der für den engliſchen Beſitz gewählten Farbe. Etwas ſüdlich vom 4. Breitengrade läuft die Grenzlinie nach Weſten bis zum Gura-Pik, der noch etwas öſtlich vom 116. Längengrade liegt; von dieſem Punkte läuft ſie weiter, in ſchräger Richtung nach der Brunaibai, wo die Nordborneo-Aſſociation im vorigen Jahre erſt wieder ein anſehnliches Stück Land (die Provinz Dent) aus dem Beſitze des vorher genannten Sultans an ſich gebracht hat.

Mit großem Eifer hat die Geſellſchaft die Ausnutzung, daneben aber auch zum Zwecke derſelben die Erforſchung ihres großen Beſitzes unternommen; die Frage, in wie weit die großen Erwartungen, welche man hegte, ſich erfüllt haben, ſowie das Geſammtergebniß der vorgenommenen Unterſuchungen kann mit Rückſicht auf den Zweck dieſer Zeilen hier füglich unerörtert bleiben.

Die eigenthümliche Bildung des Landes iſt in ihren Grundzügen der der Nachbarinſel Celebes ſehr ähnlich, eine Thatſache, auf welche Horner ſchon vor beinahe 50 Jahren aufmerkſam gemacht hat und die ſpäter durch Peſchel und Wallace hervorgehoben worden iſt; die Darſtellung, welche der zuerſt genannte wiſſenſchaftliche Forſcher von der Formation des Landes gegeben, ſcheint auch jetzt, nachdem weitere und eingehendere Unterſuchungen ſtattgefunden haben und durch dieſelben manche neue Thatſachen ans Licht gebracht worden ſind, in den Hauptzügen immer noch als richtig betrachtet werden zu müſſen. Von einem Centralgebirge beinahe in der Mitte der Inſel gehen zahlreiche Bergketten in verſchiedener Richtung aus, der Kern dieſer Maſſen wird aus älterem Geſtein gebildet; am Fuße derſelben hatte ſich auf einer Korallenlage eine Tertiärformation abgelagert, deren Einbuchtungen durch jüngere Lagen ausgefüllt wurden; als das Land ſich ſpäter höher über den Meeresſpiegel hob und die Flüſſe nach und nach ſich tiefer einſchnitten, wurden am Fuße der jüngeren Lagen neuere Verwitterungsprodukte abgeſetzt, in denen auch in horizontalen Schichten Gold und Diamanten vorkommen.

Sabah gruppirt ſich um das im nordweſtlichen Theile der Inſel gelegene Bergſyſtem des Kina (Kini) Balu (die „chineſiſche Wittwe"), eines Berges, der ſich bis zur Höhe von 13 698 engl. Fuß (4362 m) erhebt; wie die Zinnen und Thürme einer halbverfallenen Burg zeichnet ſich der breite, vielfach ausgezackte obere Rand gegen den Himmel ab und ſcheint ſich der unglaublich ſteilen Umriſſe des oberen Theiles wegen bis in die Wolken zu verlieren. Es iſt gewiß nicht unintereſſant, etwas über die erſte Erſteigung des Berges im Jahre 1858 durch die Herren Low und Spenſer St. John nach dem Berichte des letzteren (Life in the Forests of the Far East 1862) hier einzuſchalten.

1851 hatte Herr Low ſchon den Verſuch gemacht, den Berg zu erſteigen, war aber nur bis zum Fuße des eigentlichen Gipfels gelangt; die Höhe des Berges ſchätzte er damals auf nur 9500 Fuß. 1856 war der Naturforſcher Lobb bis zum Fuße des Kina Balu vorgedrungen; die Eingeborenen hatten ſich jedoch der Fortſetzung ſeiner Reiſe widerſetzt. Endlich traten die Herren Spenſer St. John und Low im Anfang April 1858 den Zug dorthin von Labuen aus an. Sie nahmen ihren Weg neben der Abai, zogen quer durch das Land nach dem Sampaſuk und folgten dieſem Fluſſe bis zum Kina Balu. Die Neugierde der Eingeborenen war groß, ſie konnten nicht begreifen, daß die Reiſenden nur zu ihrem Vergnügen eine ſo mühevolle Reiſe unternahmen; die Mittheilung, der Zweck derſelben ſei Pflanzen und Farren zu ſuchen, wurde mit Mißtrauen aufgenommen, und am meiſten Glauben fand bei ihnen die Vermuthung, es handele ſich um das Aufſpüren von edlen Metallen oder Edelſteinen, und manche Liſt wurde verſucht, um die fremden Beſucher zu bewegen, dies einzugeſtehen.

(Wo hier von Eingeborenen geſprochen wird, finden wir Badjus und Borneoer entgegengeſtellt, ein Unterſchied, auf den wir weiter unten noch ausführlicher zurückkommen werden.) Unter anderen Berichten über den Berg wurde von ihnen auch die Behauptung aufgeſtellt, daß ſich auf dem Gipfel deſſelben ein großer See befinde; zu dieſer Anſicht waren ſie durch die Beobachtung gekommen, daß fortwährend Waſſerſtröme vom Gipfel niederſtürzen. Im Sonnenlicht funkelten einzelne Stellen der Granitmaſſen wie Diamanten und, da dieſe Erſcheinung bei Abnahme der Entfernung verſchwand, ſo waren die Eingeborenen überzeugt, dies ſei ein Streich der Geiſter, welche die gierigen Menſchen äfften. Vielleicht rührte auch die Sage von dem durch einen böſen Drachen bewachten ungeheuren Diamant auf dem Gipfel des Kina Balu von derſelben Erſcheinung her. Das Dorf Kiau, von welchem aus die eigentliche Beſteigung des Berges anfing, liegt ungefähr 1500 engl. Fuß über dem Meeresſpiegel; einige Sagopalmen, Kokos- und Arekabäume wuchſen in der Umgebung deſſelben; die Gegend war in den Thälern gut bewohnt und angebaut; Kiau ſelbſt iſt ein großes Dorf auf dem ſüdlichen Vorſprunge des Kina Balu, die Häuſer lagen zerſtreut zwiſchen Gruppen von Fruchtbäumen, zum Theil 800 Fuß über dem Flußbette; das Thermometer ſtand um 12 Uhr Mittags im Hauſe auf 73°, in der Nacht auf 66°, ſo daß die mitgenommenen Decken ſich ſehr nützlich erwieſen. Da Low am nächſten Morgen nicht im Stande war, die Reiſe fortzuſetzen, ſo mußte Spenſer St. John den Weg allein antreten; am erſten Tage gelangte er nach Ueberwindung

graphical Sketon and Notes by Joseph Hatton and Preface by Sir Walter Medhurst. Illustrated. Second Edition London, Sampson Low, Marston, Searle and Rivington. 1886. (XIV, p. 342. Karte und zahlreiche Illuſtrationen.)

vieler Schwierigkeiten bis zu einer in den Granitfelsen befindlichen Höhle, wo die Nacht zugebracht werden sollte. Um 4 Uhr war die Lufttemperatur 52°, die des Wassers 48°, fiel jedoch während der Nacht am Eingange der Höhle bis auf 36,5° und Bäume und Sträucher schienen mit Reif bedeckt zu sein. Am nächsten Morgen war die Grenze der Vegetation bald erreicht und vor dem Reisenden erhob sich eine steile Granitwand, die sich 3000 Fuß hoch zu einer langen ausgezackten Linie aufthürmte, welche weit zur Linken durch eine rundliche, massige Spitze abgeschlossen wurde; hier und da strömte Wasser am Felsen herab und auf einzelnen horizontalen Vorsprüngen erhob sich ein halb verkümmerter Strauch. Spenser St. John mußte zuerst auf wollenen Socken, dann barfuß den Weg zurücklegen, der ihn zunächst zu der Stelle brachte, wo Low 1851 eine Flasche mit einem Zettel zurückgelassen hatte. Jetzt wurde noch eine steile Wand erklettert, die rechts und links beinahe senkrecht abfiel, dann ein kleiner Wall, der den Weg versperrte, erstiegen und nun stand er vor einer tiefen Spalte, die an drei Seiten von tiefen Abgründen umgeben war, deren Boden das Auge nicht erreichen konnte, aus denen jedoch das Gezwitscher von Tausenden von Schwalben, welche sich um diesen Gipfel des Kina Balu tummelten, zu dem Reisenden drang.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu der Topographie Sabahs zurück. Nach Nordosten hin hängt der Kina Balu durch eine niedrige Kette mit dem Nonohan (8000 engl. Fuß) und dem 7000 engl. Fuß hohen Kegelberge Tambuyukon zusammen; dieses ganze System, aus dem mehrere Berge sich zu ansehnlicher Höhe erheben, besteht aus älterem Gesteine. Etwa 15 bis 20 engl. Meilen nördlich und ganz von demselben getrennt erhebt sich der 5000 Fuß hohe Madalon, aus sedimentärem Gesteine bestehend. Westlich von Kina Balu ragen in 40 bis 50 engl. Meilen Entfernung aus den Hügelketten einzelne Spitzen bis zu 2000 Fuß Höhe hervor; an der Nordseite des Labukflusses endlich erheben sich die Nontapok-Berge zu einer Höhe, welche von 3000 bis 7000 Fuß wechselt.

Von diesen Bergmassen aus senkt sich das Land nach Nordwesten und nach Osten ziemlich gleichmäßig; über die Verbindung mit dem Central-Gebirge und die Art derselben ist so gut wie nichts bekannt. Das ganze Gebiet wird jedoch außerdem von vielen kleinen Hügelketten in allen Richtungen durchzogen; demzufolge trifft man zahllose Wasserläufe, die bald tief eingeschnitten sich einen Weg über ungeheure Steinmassen bahnen und ihr Wasser über zahllose Stromschnellen dem Meere entgegen führen, bald im Alluvium träge dahinschleichen. Man hat den Besitz der Nord-Borneo-Gesellschaft wohl ein Paradies auf Erden genannt und es mag vielleicht im Laufe der Zeit auch einmal ein solches werden, wenn europäische Kultur dahin vorgedrungen sein und die Bewohner dazu gebracht haben wird, ruhig im heiteren Sonnenscheine dahin zu leben. Jetzt aber macht das Land noch gar keinen paradiesischen Eindruck auf den Reisenden, welcher sich bald seinen Weg durch die dunklen Wälder bahnen muß, in denen ihm manche Gefahr, am meisten wohl von den blutdürstigen und zum Theil auf sehr niedriger Stufe stehenden Eingeborenen droht, bald mit der Gewalt der Ströme kämpfen muß, an deren Ufer wiederum feindlich gesinnte Stämme ihm auflauern, ihn seines Kopfes zu berauben oder wenigstens Zoll von ihm zu erpressen suchen. Am unangenehmsten aber wird der Weg in den niedrigen Gegenden längs der Küste und auf dem Alluvialboden zwischen den Hügeln, welche namentlich in der Regenzeit ein ausgedehntes Sumpfland bilden oder ganz vom Wasser bedeckt sind, ein Umstand, der vielleicht zu dem Gerüchte von dem Bestehen eines großen Sees im Osten des Kina Balu mitgewirkt hat, obwohl gerade jene Gegend, wie schon erwähnt, ziemlich bergig ist. Zur Vervollständigung unserer Beschreibung wollen wir noch die bedeutendsten Flüsse anführen; es sind dies auf der Westseite: der Papar, der Tampassuk mit seinem 1500 Fuß hohen Wasserfalle, der Sequati (bekannt durch seine Petroleumquellen, nach denen wir Hatton begleiten werden). Nach Norden mündet der Marudu in eine tief eingeschnittene Bucht; er kommt von der Westseite des Berges Madalon. Auf der Ostküste wären zu nennen: der Sugut, der von den Bergen im Osten des Kina Balu entspringt, der etwa 70 Meilen lange Labuk, der merkwürdig gewundene Kinabatangan, dessen Lauf man 350 Meilen weit verfolgen muß, um eine in der Luftlinie 80 Meilen von der Mündung gelegene Insel zu erreichen, und dessen Quelle man östlich vom 117° östl. L. zu suchen hat. Die Mündung bildet den Sandakan-Hafen. Südlich davon fließt der nur zum Theil erforschte Segama; noch weiter südlich, namentlich in die Lucibai münden, wie man wohl aus der Deltabildung mit Sicherheit schließen darf, noch verschiedene und nicht unbedeutende Gewässer, über welche jedoch nichts bekannt ist. Die meisten der genannten Flüsse können mit kleinen Dampfschiffen befahren werden, obwohl bei einzelnen die Einfahrt durch eine davor gelegene Barre erschwert wird. Die Küste besitzt mehrere gute Häfen und sichere Ankerplätze. Der Sandakan-Hafen auf der Nord-Ostküste schneidet etwa 18 Meilen weit in die Strandlinie ein; seine wenig mehr als zwei Meilen weite Einfahrt wird durch die kleine Insel Balhalla in zwei Arme getheilt. Die Wassertiefe ist sehr verschieden, große Schiffe können, wenn sie den Eingang bei Hochwasser passirt haben, etwa bis zur Hälfte der Bai gelangen, ebenso wird bei Silam an der Darvelbai guter Ankergrund gefunden. In der Marudu-Bai wäre der 1881 gefundene kleine, aber gute Hafen von Kudat zu bemerken, der allerdings nur auf einer kurzen Strecke die für größere Schiffe nöthige Tiefe besitzt; endlich ist noch die Gayabai auf der Westküste zu nennen, die für eine unbeschränkte Zahl von Schiffen des größten Tiefganges in jeder Jahreszeit eine sichere Zuflucht bietet. Die Küsten sind großentheils flach und niedrig, meist mit Kasuarinen besetzt, hier und da sieht man einen Mangrovensaum dazwischen, an verschiedenen Stellen erhebt sich eine Sandsteinmasse oder eine Klippe von weißem Kalk, die häufig mit Gruppen von mächtigen Bäumen gekrönt ist.

Hatton war als Mineraloge in den Dienst der Association getreten und von den Mühen und Entbehrungen eines Pionierlebens, wie es sich unter solchen Verhältnissen gestaltet, blieb ihm nichts geschenkt; unermüdlich thätig im Aufsuchen von Mineralschätzen, die allerdings nur in sehr bescheidenen Grenzen zu finden ihm beschieden war, hat er Gelegenheit gehabt, die Freuden und Leiden der jungfräulichen Wälder Borneos auszukosten, ohne daß er, wie es scheint, je dadurch ermüdet worden wäre; er ist in voller Thätigkeit und von vollem Eifer für dieselbe beseelt dahin gegangen.

Wir lassen zunächst eine ganz allgemeine Uebersicht der von ihm unternommenen Reisen folgen; wenige Tage nachdem er auf dem Festlande von Borneo gelandet war, unternahm er von Sandakan aus einen Zug nach dem Sequatifluſſe, zur Aufspürung von Petroleum; daran schloß sich eine Reise den Labukfluß entlang, dem er etwa bis zum 117. Grade östl. L. folgte; von hier zog er um den Kilangalangah und wendete sich nach Norden bis nach Kudat an der Marudubai, welches er zum Mittelpunkte seiner kleineren Ausflüge wählte, die er in den Provinzen Alcock und Keppel machte. Die nächste Reise führte ihn nach dem Kinabatanganflusse, den er beinahe seiner ganzen Länge nach untersuchte,

worauf er einen vergeblichen Verſuch machte, quer durch das Land nach dem Segamafluſſe vorzudringen; die Hinderniſſe waren ſelbſt für ihn zu groß, er mußte bis zur Mündung zurückkehren und längs der Küſte bis zu dem zuletzt genannten Fluſſe vordringen, um ſeinen Zweck zu erreichen und den Segama beſuchen zu können; anſtatt des gehofften Goldes fand er hier einen frühen Tod. (Erſt im Jahre 1885 wurde Gold dort gefunden.)

Wenn man die Bedeutung ſeiner Reiſen nur nach dem zurückgelegten Wege ſchätzt, wird man dieſelbe leicht zu gering anſchlagen; man muß bei der Beurtheilung derſelben immer bedenken, in welchem Lande ſie gemacht wurden. Der Ausdruck „Weg“ iſt nur uneigentlich gebraucht; wenn dort von einem ſolchen geſprochen wird, verſteht man darunter einen Pfad, auf welchem der Fuß des Reiſenden kaum einen Platz findet, ohne ſich in dem Geſtrüpp zu verwirren, einen Pfad, der ſich über Berg und Thal, durch Sümpfe und über Felsblöcke dahinzieht, wo manchmal jede Spur deſſelben verloren geht und nur durch das geübte Auge des Eingeborenen wieder gefunden werden kann. Und dieſe Wege müſſen in einem tropiſchen Klima und größtentheils zu Fuß zurückgelegt werden, nur in wenigen Fällen, wenn der Moraſt gar zu tief war, konnte Hatton ſich dem Rücken eines Büffels anvertrauen.

Bald nach ſeiner Ankunft in Borneo trat er, wie ſchon bemerkt, ſeine erſte Reiſe nach dem Sequati- und Kurinafluſſe an; ein Aufenthalt zu Abai, wo er am 19. November (1881) ankam, gab ihm Gelegenheit, eine Landſchaft zu bewundern, die ſich von dem Bilde, welches man auf Borneo ſo häufig antrifft, daß man es überall zu finden erwartet, ganz und gar unterſcheidet; weithin ſchweifte das entzückte Auge über die vom Dſchungel freien Felder, die mit üppigem Alang Alang bedeckt waren, welcher von leichtem Windhauche bewegt, an Kornfelder erinnerte, bis es am Kina Balu haften blieb, deſſen ſcharf gezeichnete Umriſſe ſich in nebeliger Ferne verloren. Bald aber drängte Hatton, getrieben von dem Wunſche, ſeine Thätigkeit zu beginnen, zum Aufbruch und begab ſich mit Colonel Harington, dem kurz darauf ermordeten Witti und ſeinem Techniker Smith, ſowie einem Dutzend Eingeborener nach dem Orte ſeiner Beſtimmung, der Mündung des Sequati, welche etwa 30 engl. Meilen von Abai entfernt iſt.

Hier bekam unſer Reiſender gleich einen Vorgeſchmack von der unangenehmen Seite des Tropenlebens; ehe noch die Vorräthe unter Dach waren und man eine Hütte für die Reiſenden erbaut hatte, ſtrömte der Regen mit aller Kraft vom Himmel, und in dieſem Wetter mußten Hatton's Begleiter von ihm Abſchied nehmen, während das Meer mit furchtbarer Gewalt gegen die Barre anprallte. Endlich glückte es den Eingeborenen, das Zelt Hatton's aufzuſchlagen, ſich ſelbſt hinter Kadjangmatten einigen Schutz zu verſchaffen und ein tüchtiges Feuer anzuzünden. Am folgenden Tage konnte man das Lager etwas beſſer einrichten und die Arbeit beginnen.

Bei einem Spaziergange an der Küſte zeigte es ſich, daß ſich Orang-Utans in der Gegend befanden; Vorbereitungen, die für den Fiſchfang getroffen waren, deuteten auch auf die Nähe von Menſchen.

Ehe wir von dem Zuſammentreffen mit denſelben erzählen, iſt es vielleicht nicht unzweckmäßig, ein Wort über die eingeborene Bevölkerung Borneos, ſpeciell diejenige Sabahs, einzufügen, da die, namentlich in engliſchen Werken ſo ſehr häufig gebrauchten Lokalnamen der Stämme, denen wir weiter unten begegnen werden, nur zu leicht Verwirrung hervorzurufen geeignet ſind.

Das Studium der Bevölkerung des malayiſchen Archipels, beſonders aber ihre Klaſſificirung vom ethnographiſchen Standpunkte aus, bietet bekanntlich, namentlich der zahlreichen Verſchiebungen und Vermiſchungen mancher Völkerſchaften wegen, die ſich nur zum kleineren Theile nachweiſen und deutlich verfolgen laſſen, ganz erhebliche Schwierigkeiten, denen man allerdings ſehr häufig dadurch auszuweichen ſucht, daß man alle kurzweg als zur „malayiſchen Raſſe“ gehörig bezeichnet, welches Verfahren, namentlich wenn man die Frage, ob die Malayen im Allgemeinen den Namen einer einheitlichen, urſprünglichen Raſſe verdienen, unerörtert läßt, ſich jedenfalls durch Einfachheit und Bequemlichkeit auszeichnet. In ähnlicher Weiſe generaliſirend hat man ſich auch vielfach gewöhnt, die Bewohner Borneos, ſo weit ſie nicht den an der Küſte vorkommenden Kolonien fremder Einwanderer angehören, mit dem Kollektivnamen „Dajak“ zu bezeichnen. Wenn nun auch dieſer Name wahrſcheinlich nicht, wie behauptet wurde, nur im Munde der Europäer lebt, ſondern auch in einzelnen Theilen des Landes von den Eingeborenen ſelbſt gebraucht wird — denn in Serawak wenigſtens iſt, wie Noel Denison[1]) ganz entſchieden und wiederholt der abweichenden Anſicht widerſprechend behauptet, der Name Dajak denſelben ganz geläufig —, ſo ſcheint es doch mindeſtens ungewiß, ob er als Kollektivname für alle Bewohner der Inſel gebraucht werden darf. Abgeſehen von dem mehr oder weniger hohen Grade, in welchem fremde Elemente aufgenommen worden ſind, was ſchon an ſich Unterſchiede erzeugt, findet man große Verſchiedenheit bei den einzelnen Stämmen, die ſich jedoch vielleicht nach einigen Hauptgeſichtspunkten zuſammenfaſſen laſſen. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß manche dieſer Unterſchiede ſich aus den Umſtänden erklären laſſen — ſo z. B. iſt die Bevölkerung ſehr dünn und über eine verhältnißmäßig große Oberfläche zerſtreut, die Terrainſchwierigkeiten erſchweren noch den Verkehr, endlich halten die durch Sitte und Gewohnheit erzeugten Blutsfeindſchaften die einzelnen Sippen von einander entfernt, entfremden ſie einander und begünſtigen das Entſtehen verſchiedener Sitten und Gewohnheiten —, ſo kommen doch in verſchiedenen Theilen des Landes Traditionen vor, welche für eine überſeeiſche Einwanderung zu ſprechen ſcheinen. Außerdem aber ergeben ſich allmählich mehr und mehr Thatſachen, welche das Beſtehen ſolcher Stämme im Inneren der Inſel, die ſich von dem Verkehre mit den Europäern ſowohl als auch mit ihren Landsleuten fernhalten und auf einer noch primitiveren Stufe als die Dajakſche Bevölkerung zu ſtehen ſcheinen, beweiſen. In dem ſüdöſtlichen Borneo ſind ſie als Ot-Ot ſchon lange bekannt, und wir hören auch in dem Werke Hatton's davon, daß Frank in Borneo einen Bedienten, Ubin, hatte, der, als er zuerſt zu ſeinem Herrn kam, „wenig beſſer als ein Knabe aus den Wäldern war und gewöhnt auf den Bäumen zu ſchlafen“; der Handelsverkehr dieſer Aboriginer, wenn man ſie ſo bezeichnen darf, erinnert lebhaft an das, was über den Verkehr der Kubus auf Sumatra mit ihren Nachbarn erzählt wird.

Es iſt hier der Ort nicht, auf die Zuſammenſetzung und den Urſprung der Bevölkerung des ganzen Borneo näher einzugehen; wir haben dieſe allgemeine Bemerkung nur vorausgeſchickt, um im Anſchluß an dieſelbe die Bevölkerung Sabahs etwas genauer zu betrachten. Wir finden, um gleich die engliſchen Namen anzuführen und zu erklären, zunächſt unter dem Namen Orang Brunai Malayen, welche ſich auf der Küſte an verſchiedenen Stellen

[1]) Jottings made during a Tour amongst the Land Dajaks of Upper Sarawak, Borneo during the year 1874. Singapore 1879 (for private circulation).

festgesetzt haben, mehr oder weniger weit in das Innere vorgedrungen sind und die Eingeborenen sehr bedrücken. Von letzteren werden verschiedene Stämme mit Lokalnamen unterschieden. Der allgemeine Name soll nach Pryer[1]) „Sundyaks“ sein; es werden jedoch genannt: Muruts (von denen wir charakteristische Kennzeichen kennen lernen werden), Dusuns (auf der Ostküste Sabahs der gewöhnliche Name für Dajak), Idaans, Buludupis, Mallapis, Milanows u. a. m. Bei allen genannten Stämmen scheint das einheimische Element stark mit fremdem Blute vermischt zu sein. Selbst die Sundyaks haben, wie Pryer mittheilt, sehr viel chinesische Elemente aufgenommen, was, wie er sagt, sowohl durch Thatsachen, als auch durch die Ueberlieferung festzustehen scheint, wenn sich auch keine Spuren chinesischer Kultur bei ihnen erhalten haben. Der Verkehr mit den Chinesen war seit Jahrhunderten ein lebhafter (chinesische Quellen erwähnen schon im Jahre 669 Polo, was von den chinesischen Gelehrten für die Nordspitze von Borneo gehalten wird[2]). Die Infusion des chinesischen Blutes war eine langsame Infiltration. Noch merkwürdiger lauten die Berichte über die Buludupis, einen jetzt beinahe ausgestorbenen Stamm an der Küste, dessen Ursprung ganz ungewiß ist, der aber deutliche Spuren des kaukasischen Typus trägt. Montano sagt: sie haben alle europäische Züge, bei Manchen prägt sich jedoch die Rassenvermischung deutlich aus. Trotzdem haben aber die meisten Bewohner Sabahs, deren Zahl etwa 150 000 bis 200 000 betragen mag, die barbarischen Sitten des Landes (Köpfe schnellen, Menschen- oder Thieropfer ꝛc.) bewahrt.

Zu erwähnen wäre noch einer ganz eigenthümlichen Erscheinung der Badjus, welche wohl mit den sea-gipsies der Engländer identisch sind. Schon der alte Chronist Valentyn nennt sie; er führt für seinen Bericht zwei Gewährsmänner an, die Herren Montanus und Padbrügge, letzterer Beamter, ersterer Geistlicher der Kompagnie, deren Urtheil sehr verschieden lautet. Der Erstgenannte sah sie 1675 und erklärte sie für Flüchtlinge aus allen Theilen des Archipels, welche, überall zerstreut, auf Schiffen wohnten, die aber von Zeit zu Zeit sich an bestimmten Plätzen versammelten; bei solchen Zusammenkünften erschienen wohl 700 Schiffe. Im Uebrigen gab er ihnen ein sehr schlechtes Zeugniß, erklärte sie für wild und gottlos, auf welches Urtheil allerdings sein Stand einigen Einfluß geübt zu haben scheint. Padbrügge wenigstens beurtheilt sie viel günstiger; er vermuthet, daß sie aus China oder Japan stammen, wo die Fischer arg gedrückt seien, in letzterem Lande so sehr, daß sie nie an Land schlafen dürfen und es ihnen nur bei Sturmwetter erlaubt ist, ihre Boote aufs Trockene zu ziehen. Die Leute, erzählt er weiter, haben sich mit weggelaufenen Sklaven und anderen Flüchtlingen vermengt. Dalrymple leitet, wie sich aus einer beiläufigen Bemerkung[1]) ergiebt, ihren Ursprung aus Dschohore ab. Jetzt findet man sie außer auf Borneo auch auf Celebes, im Sulu-Archipel und auf den Bisayas; vielleicht sind auch die Orang Sekat, Orang Rajat und Orang Laut im Billiton- und Riau-Archipel mit ihnen verwandt.

Seit der Errichtung der North-Borneo-Association hat sich namentlich in den Küstenplätzen ein buntes Gemisch der verschiedensten Völkerschaften gebildet, wie man es sonst nur in den großen Hafenstädten Indiens zu finden gewohnt ist; Malayen aus allen Theilen des Archipels, Javanen, Eingeborene der Sulu-Inseln, Buginesen, Araber, Chinesen, Klings und andere Indier finden sich da zusammen.

[1]) Proceedings R. G. Soc. 1883, p. 92.

[2]) Notes on the Malay Archipelago and Malacca compiled from Chinese Sources by W. P. Groeneveldt. Verh. Batav. Genoots. XXXIX.

[1]) Journ. of the Indian Archipel and Eastern Asia III.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Officiellen Angaben im „North Borneo Herald“ entnehmen wir folgende Zahlen, welche für die Beurtheilung der ökonomischen Lage von Britisch Nord-Borneo (Sabah) wichtig sind:

	Einkünfte Dollars	Ausgaben Dollars	Einfuhr Dollars	Ausfuhr Dollars
1881	20 207	108 294	160 658	145 413
1882	38 935	189 293	269 597	133 655
1883	50 738	278 862	428 919	159 127
1884	82 448	196 239	481 413	262 758
1885 (Voranschlag)	110 143	292 075	626 776	387 757

Afrika.

— Die „Gazette Géographique“ vom 26. Mai 1886 veröffentlicht auf S. 410 f. den zwischen Frankreich und Portugal abgeschlossenen Grenzvertrag in Bezug auf deren westafrikanische Besitzungen. Im ersten Artikel erhält Portugal in Guinea ein zusammenhängendes Gebiet, welches etwa drei Längengrade und zwei Breitengrade umfaßt; vom Kap Roxo verläuft die Grenzlinie nördlich vom Cacheo-Flusse und sodann auf 12° 40′ nördl. Br. landeinwärts bis 16° westl. L. Paris, folgt diesem nach Süden und erreicht, den bisher von Frankreich beanspruchten Cassini-Fluß einschließend, bei der Mündung des Cajet-Flusses wieder den Ocean. Bisher hatte Portugal auf diesem Gebiete, abgesehen von den Bissagos-Inseln, nur die vier Punkte Cacheo, Farim, Geba und Bissao besetzt. Andererseits reicht nun französisches Gebiet an der Westküste von Cap Blanco (21° nördl. Br.) bis zur Nordgrenze von Sierra Leone (9° nördl. Br.), nur unterbrochen von der englischen Besitzung Bathurst und dem eben bezeichneten portugiesischen Territorium. — Auch an der Küste nördlich der Congomündung hat sich Frankreich gegen das kleine Portugal sehr nachgiebig gezeigt, indem es ihm nach Artikel 3. nördlich vom Tschiloango-Flusse ein bedeutendes Areal von etwa 85 km Länge und über 40 km Breite überläßt; als Grenze soll dort die Wasserscheide zwischen den Flüssen Loema (Luisa Loango) und Tschiloango dienen.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. Pechuel-Loesche: Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung. I. — Nordenskiöld's „Grönland“. — Das nördliche Borneo. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 20. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 4.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

IV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Am 26. Februar Vormittags gegen 11 Uhr näherte sich Giraud's Karawane der großen Hauptstadt von Uhehe. Schon drei Tage zuvor waren zwei Mzagiras (Hofbeamte) zu ihr gestoßen, welche die Nachricht brachten, daß Mkuanika den Reisenden gern empfangen wolle, daß er aber über den Tod eines im Flusse ertrunkenen Kindes sehr traurig sei, und daß in Folge dessen wahrscheinlich Hongo (Tribut) bezahlt werden müsse. Giraud stieg gerade einen niedrigen Felshügel herab, als sich die Hauptstadt in 1½ km Entfernung inmitten einer Niederung zeigte. Anfangs unterschied er nur eine Reihe paralleler Tembes, die ein viereckiger Pallisadenzaun umgab. Ringsum ist der Boden von rother Farbe, trocken und kahl, ohne jeden Baum; zur Linken grast ruhig, als wäre die Residenz des mächtigen Mkuanika meilenweit entfernt, zwischen Felsblöcken eine Heerde Gazellen. Als die Karawane sich näherte, zog ihr eine lange Reihe Schwarzer, unzusammenhängende Rufe ausstoßend, entgegen; zehn Minuten später war sie von einer tobenden, rasenden Menge umgeben, die unter tollen Grimassen und Körperverrenkungen Speere und Schilde schwang. Ein der Wahehe würdiger Empfang!

Hundert Meter vom Tembe wird Halt gemacht und der Führer theilt Giraud mit, daß er nicht weiter ziehen könnte, ohne zuvor Mkuanika ein Geschenk zu übersenden. Dazu wurden zwei Stücke Zeug bestimmt, welche indessen nach einer Viertelstunde als ungenügend zurückkamen und verdoppelt wurden. Am Thore der Pallisade neuer Aufenthalt und Erlegung von drei Stücken Zeug. 50 m weiterhin, einem langen Tembe gegenüber, zeigen die Hofbeamten dem Reisenden die Stelle, welche ihm Mkuanika's Wille zum Lagerplatze bestimmt hatte; aber sein Zelt sollte er nicht früher aufschlagen dürfen, als bis der Tribut bezahlt sei. Immer unerträglicher wurde die Sonnengluth, immer zudringlicher und frecher die nackte, schwitzende, lärmende Volksmenge, und auf jede Einwendung Giraud's antworteten die Hofbeamten mit Hohn; als er sie warnte und sofort von seinen Flinten Gebrauch machen zu wollen erklärte, wenn ihre Leute einen seiner Träger auch nur schlagen sollten, entgegneten sie ruhig, daß sie seine Flinten nicht fürchteten; Uhehe sei bevölkert genug, um einige Todte verschmerzen zu können; aber sobald er zahle, werde die lästige Menge verschwinden. So zogen sich die Unterhandlungen noch zwei Stunden hin, bis die Beamten die von dem Reisenden angebotene Masse Stoff für genügend erklärten; es waren 200 m guten Zeuges, die Hälfte seines ganzen Vorrathes an demselben.

Der Pallisadenzaun, in welchem sich die Karawane nun befand, ist quadratisch und seine je 500 m langen Seiten vollkommen geradlinig; er besteht aus sorgfältig in die Erde gerammten Pfählen, zwischen denen Dornranken eingeflochten sind, und hat drei schmale Oeffnungen, welche von befestigten Thoren vertheidigt werden. Ein Fluß fließt, den Seiten parallel, in der Mitte hindurch und theilt die Niederlassung in zwei Rechtecke, welche damals gerade mit

Die Hauptſtadt von Uſoga.

einander nicht verkehren konnten, da der Fluß die beiden über ihn führenden Brücken fortgeriſſen hatte. Auf jedem Ufer ſtehen ohne Regelmäßigkeit, aber den Seitenwänden parallel, 25 bis 30 Tembes von der früher beſchriebenen Art, deren größte bis 130 m lang ſind. Zwiſchen denſelben wächſt dichtes Gras und weiden Rinder mit ſchweren Glocken um den Hals; hier und da liegt, von einer Dornhecke umgeben, ein kleines Mais- oder Tabakfeld, und über den Fluß neigen ſich einige große Bäume.

Giraud's wiederholte Verſuche, den nahen Tembe Mkuanika's zu betreten und mit ihm ſelbſt verhandeln zu können, wurden ſämmtlich zurück gewieſen, weil ſie gegen das Herkommen verſtießen; nur von ferne erblickte er jedesmal, ſo oft er aus ſeinem Zelte trat, den von ſeiner Weiberſchaar umgebenen Herrſcher. Sonſt konnte er nur mit deſſen Beamten unterhandeln; Lebensmittel erhielt er nicht und ſelbſt die Erlaubniß zur Weiterreiſe wurde ihm erſt am Abend des zweiten Tages ertheilt. Dafür gab ihm Mkuanika, welcher nur ſich allein das Recht zum Brandſchatzen zuerkannte, die Erlaubniß, allen ſeinen Unterhäuptlingen, die etwa Tribut von ihm verlangen ſollten, den Krieg zu erklären.

Den nahen Fluß beſchloß Giraud in den einzelnen Theilen des Bootes, von denen die drei mittleren an den Seiten durch feſtes Eiſenblech geſchloſſen waren, zu überſchreiten, da das Zuſammenfügen derſelben eine 24ſtündige Arbeit erfordert hätte. So wurden die Mittelſtücke am Nachmittage des 27. Februar kalfatert und am Morgen des 28., nachdem noch verſchiedene Geſchenke für die Beamten, den Führer und ſelbſt die Frauen Mkuanika's erpreßt worden waren, der Flußübergang begonnen. In der Nähe von Stromſchnellen, wo keine Krokodile zu fürchten waren, verſuchten die beſten Schwimmer, das Ende eines Seiles an das jenſeitige Ufer zu ſchaffen, aber die beiden erſten

Flußübergang mittels einzelner Theile des Bootes.

wurden zum größten Jubel der herzugeſtrömten Eingeborenen vom Strome fortgeriſſen und mußten das Wageſtück aufgeben. Erſt dem braven Ferruſhi gelang es; zwei Stunden ſpäter befand ſich die ganze Karawane mit ihren Laſten auf dem linken Ufer.

Die beiden nächſten Tagemärſche gingen nach Süden, um den Herrſcher von Uſafa, Merere, und deſſen Tributforderungen zu vermeiden; am 3. März lagerte man bei einem unbedeutenden Tembe, das dem Gogoro, Mkuanika's Vater, gehörte; ſeine Forderungen wurden zurückgewieſen, für zwei Stücke Zeug, die ihm geſchenkt wurden, gab er ein Kalb; aber den gewünſchten Führer mußte ſich die Karawane mit Gewalt erpreſſen. Die nächſten Tage zog ſie durch ſumpfiges Land; da zudem noch ein feiner Regen fiel, ſo wirkte die Feuchtigkeit ſehr ungünſtig auf den Geſundheitszuſtand der Karawane und verurſachte Dyſenterien, welchen am 11. März zwei Träger erlagen, ein altgedienter und ein ganz junger, der ſeine erſte Reiſe machte. Ein anderer, Moïne-Combo mit Namen, wurde von einer merkwürdigen Krankheit ergriffen, welche in Zanzibar „pepo“ (d. i. Geiſt) genannt wird. Ohne nachweisbaren Grund verfiel er plötzlich in Delirien, dann in epileptiſche Zuckungen und begann im Lager erſt wie ein Beſeſſener, dann gemeſſener zu tanzen. „Iſt der glücklich; er bildet ſich ein, in Zanzibar zu tanzen“, meinten ſeine Gefährten, welche ſich darüber nicht weiter verwunderten. Als er aber während des Tanzens ſein Meſſer zog, mußte Giraud ihn binden laſſen, und das um ſo mehr, als nach Angabe der Leute ein vom Pepo Erfaßter gern in die Pori hinaustanzt, wo er leicht eine Beute der reißenden Thiere werden kann. Als man ihm zwei Töpfe friſchen Waſſers über den Kopf goß, ſchien er ruhiger zu werden und war am folgenden Morgen ganz geſetzt; doch behielt ſein Blick von dieſem Tage an einen wilden Ausdruck.

Digitized by Google

Je mehr man ſich der Landſchaft Ubena näherte, um ſo welliger und bewaldeter wurde die Gegend, behielt aber dabei ihre durchſchnittliche Höhe von etwa 2000 m über dem Meere. In Folge der beſtändigen Regen war die Vegetation ſehr üppig, erſchwerte aber dadurch das Fortkommen; der Pfad war faſt immer ein ſchlammiger oder ſteiniger Bach, der in röthliche, mehr oder weniger feſte Molaſſe eingeſchnitten war. Oft mußte man vier oder fünf Stunden marſchiren, ohne eine menſchliche Wohnung zu finden; Wild war ſelten, ſelbſt das Zebra verſchwunden und nur das Nashorn vertreten; daſſelbe wird indeſſen trotz ſeiner Stumpfſinnigkeit — nur der Geruchsſinn iſt bei ihm gut entwickelt — von den Eingeborenen gefürchtet und darum nicht gejagt.

Am 12. März ſah der Reiſende von einer bewaldeten Höhe aus die Ebene von Ubena ſich ausdehnen, mit Gras bewachſen, ohne Unterbrechung 40 Meilen weit ſich hinziehend und im Weſten von einer hohen Linie blauer Berge begrenzt. Ueber die Richtung war Giraud völlig im Unklaren; die wenigen Eingeborenen, welche man traf, wollten keinen Führer ſtellen und wieſen, nach der Lage des Njaſſa-Sees befragt, bald nach Südweſten, bald nach Nordoſten, ſich an der Verlegenheit des Reiſenden weidend. Dazu kam, daß alle Flüſſe und Bäche ausgetreten waren und die Karawane allmorgendlich ganze Stunden mit Herumwaten verlor; alle Waſſerläufe führten ein milchfarbenes, lehmiges Waſſer, das zum Glücke trinkbar war. Wenn er aber glaubt, daß ſie dem Njaſſa tributär ſeien, ſo zeigt ein Blick auf die Karte, daß ſie ſchwerlich — von den Höhenverhältniſſen ganz abgeſehen — die hohe Kette des Livingſtone-Gebirges durchbrechen können; wahrſcheinlich gehören ſie zum Stromgebiete des Rufidſchi, der unter 8° ſüdl. Br. in den Indiſchen Ocean ſich ergießt.

Der 14. März, wo man in Mgamba lagerte, war

Zuſammentreffen mit einem Eingeborenen von Uſafa.

wiederum ein Trauertag: einer der beſten Träger des Bootes, Uſufu, entfernte ſich vom Lager und kehrte nicht zurück. Die Eingeborenen machten ſofort einen Löwen, der in der Umgegend große Verwüſtungen anrichtete, dafür verantwortlich. Als am folgenden Morgen 20 Leute ausgeſchickt wurden, ihn zu ſuchen, ſtieß der eine nur 200 m vom Lager entfernt auf Blutſpuren und, als er denſelben nachging, fand er 1500 m weiter im Eingange einer Felshöhle zwei friſchblutige Rippen und einen blutigen Zeuglappen, die über das Schickſal des Unglücklichen keinen Zweifel weiter ließen.

Die Dörfer von Ubena erinnern an diejenigen von Uhehe; nur ſcheint das Land bevölkerter zu ſein, die viereckigen Hütten reinlicher. Die Felder ſind gut gehalten; Giraud erhielt hier zum erſten Male ſüße Pataten und Bohnen, welche ihm trefflich mundeten, während ſeine Leute ihr Mehl und ſelbſt rohen Mais vorzogen und Bohnen nebſt Pataten nur in Zeiten der Hungersnoth gelten laſſen wollten. Die Eingeborenen haben dieſelben Sitten, aber nicht dieſelbe Sprache wie in Uhehe, welche ſich mehr derjenigen von Uſafa, Merere's Lande, nähert. Da die Wabena weniger unruhig und kriegeriſch ſind, als die Wahehe, ſo werden ſie letzteren über kurz oder lang wohl zur Beute fallen. Uſafa iſt ein kleiner bergiger Bezirk im Nordweſten, deſſen ganze Bevölkerung ſich auf das befeſtigte Dorf Merere's beſchränken ſoll; alle ſprechen nur mit Schaudern von der rieſigen Pori, welche ihn ringsum umgiebt, und wo man während einer einmonatlichen Wanderung nichts als höchſtens Honig zu eſſen findet. Hier, wie in Uhehe und in Konde auf der Nordſpitze des Njaſſa-Sees, iſt die einzige Angriffswaffe ein kleiner Wurfſpeer, von welchen jeder Eingeborene außerhalb ſeiner Hütte acht bis zehn Stück über der Schulter trägt. Die Schmiede von Urori gelten für beſonders geſchickt im Herſtellen dieſer gefährlichen Waffe, deren Eiſen in der

Digitized by Google

verſchiedenſten Weiſe gezähnt und mit Widerhaken verſehen iſt. Außerdem iſt am hinteren Ende des Schaftes ein eiſernes Gegengewicht angebracht, in Folge deſſen der Speer eine ganz beſonders große Durchſchlagekraft beſitzt. Derſelbe iſt viel mehr werth, als ein Pfeil, iſt ſtets zur Hand und ſehr geeignet, um ſich damit zu üben, während ein abgeſchoſſener Pfeil faſt immer verloren geht. Darum gebrauchen ſchon Kinder im Alter von ſieben Jahren den Speer ebenſo geſchickt, wie Vater und Mutter, während bei Stämmen, welche ſich nur der Pfeile bedienen, oft alte Männer einen ſolchen nicht abzuſchießen verſtehen. Auf 10 m Entfernung iſt der Eingeborene ſeines Schuſſes ſicher, und ſein Gegner darf nicht darauf rechnen, den Speer kommen zu ſehen und ihm auszuweichen. Giraud hat berechnet, daß er während der drei Sekunden, die er braucht, um ſeinen Revolver zu ziehen und zu laden, er von ein und demſelben Feinde gut zweimal geſpeert werden könnte.

Am 18. März endlich gelang es Giraud, einen Führer zu werben, freilich für ſehr viel Geld; es war ein langer Kerl mit einem noch längeren Schilde, der ihm mit unendlichen Worten und lebhaften Geberden eine ſchreckliche Schilderung der der Karawane bevorſtehenden Gefahren entwarf. „Du wirſt, Mſungu, mehrere Monate brauchen, um mit Händen und Füßen dieſes ſteile Gebirge zu erſteigen, und wenn Du oben angelangt biſt, werden die Mazitus Steinblöcke auf den Weg hinabſtürzen, ſo groß, daß der kleinſte genügen wird, Deine ganze Karawane zu zerſchmettern.“ Plötzlich blieb er dann ſtehen, ſetzte ſich neben den Weg und ſprach: „Mſungu, es iſt zu weit, wohin wir gehen; gieb mir mehr Zeug oder ich bleibe hier.“ Zwei Minuten ſpäter war er entwaffnet und gebunden und ſah gleichgültig zu, wie einer von Giraud's Leuten Ruthen ſchnitt; aber ehe es zu deren Verwendung kam, beſann er ſich eines Beſſeren und erklärte ſich bereit, weiter zu gehen. So ſetzte

Eingeborene im Livingſtone-Gebirge.

man ſich denn wieder in Marſch, der Führer ſeinen Schild ſchwingend und ſchwatzend, als wenn nichts vorgefallen wäre, der Reiſende in Gedanken verſunken und voll Schwermuth über das unveränderlich ſchlechte Wetter und die mit Regen und Elektricität erfüllte Atmoſphäre, die kein Sonnenſtrahl zu durchdringen vermochte. Die Temperatur war ſtets ſehr kühl; um 9 Uhr Abends fiel das Thermometer auf 10° C. und ſtieg um 2 Uhr Nachmittags nur bis 20° C.

Am 21. März war endlich der Fuß des Gebirges erreicht und man lagerte auf einer kleinen Hochebene, 300 m über der Ebene; ſenkrecht und finſter ſtieg darüber das Gebirge an, welches Livingſtone's Namen empfangen hat. Es befand ſich dort ein elendes kleines Tembe und eben ſolches Maisfeld, und zwei alte, magere, nackte Männer waren die einzigen Bewohner weit und breit; erſt nach langen Verhandlungen willigten ſie ein, die Karawane wenigſtens bis zur Höhe des Paſſes zu führen, weiter zu gehen hinderte ſie ihre gewaltige Furcht vor den Mazitus.

Der Aufſtieg am 22. März war in der That ſehr ſteil, aber der Weg ſo gut angelegt, wie von einem Ingenieur, was die Mühſal nicht wenig erleichterte; man befand ſich nämlich auf dem Kriegspfade der Wabena und Mazitus. Sobald der Paß erreicht war, machte ſich auch der Führer eilends davon; die Höhe betrug 2600 m und darüber ſtieg eine nach Süden ziehende Kette wohl noch bis 3000 oder 3500 m an. Man ſtand hier auf einem mit kurzem Graſe bewachſenen und von kleinen Bächen durchſchnittenen Plateau, das ſich gegen Norden ſanft, gegen Weſten aber ſehr ſteil ſenkte. Etwa zehn Seemeilen in letzterer Richtung entfernt erhob ſich eine zweite, von ſchwarzen Schluchten durchſchnittene Kette von gleicher Höhe; von Anſiedelungen ringsum keine Spur. Erſt am folgenden Tage ſtieß man auf einige kleine Tembes nebſt Maisfeld; Giraud zog vor-

Digitized by Google

bei und lagerte weiterhin im Dickicht, denn er hätte ſeine halbverhungerten Leute einer zu großen Verſuchung ausgeſetzt, wenn er in der Nähe des Feldes geblieben wäre, und es mußte ihm viel daran liegen, die Eingeborenen, welche ſich im Gebüſch und zwiſchen den Felſen verſteckt hielten, nicht zu erzürnen. Haſſani gelang es ſchließlich, mit einer Schaar von Eingeborenen zu unterhandeln; es waren Krieger, welche von weit her gekommen waren, da ſie von der Ankunft der Karawane gehört hatten; etwa 20 an der Zahl ſtanden ſie auf einem Felshügel, der von dem Lager durch einen Gießbach getrennt wurde. Fünf von ihnen entſchloſſen ſich zuletzt, das Lager zu betreten, und willigten ein, die Fremden am folgenden Tage nach ihrem fünf Stunden in nördlicher Richtung entfernten Dorfe zu führen, wo es Mais in Menge gäbe. Sie hielten auch Wort. Der Marſch dahin war trotz des Regens leicht. Am 25. März lagerte man in 1320 m Höhe in einer Senkung, die ſich gegen Nordoſten nach der Ebene von Ubena hin öffnet, und verbrachte dort den 26. März mit der Jagd auf Zebras, dem Sammeln von Pilzen und der Herſtellung einer Brücke über einen der vielen Ströme dieſer äußerſt waſſerreichen Gegend, den 27. März mit dem Uebergange über einen anderen, nur 30 m breiten, aber reißenden Fluß. In dieſen tief eingeſchnittenen Thälern hatte Giraud zum erſten Male wieder ſeit dem Verlaſſen der Küſte von Moskitos zu leiden. Am 28. März ſteiler und beſchwerlicher Anſtieg über felſige, mit Geſtrüpp bedeckte Hänge, zuletzt auf Ziegenpfaden bis 1900 m Höhe und dann über glitſchigen Boden hinab zu einem Strome, über welchen früher anſcheinend an einer ruhigen Stelle eine Brücke geführt hatte, die aber von den Eingeborenen beim Herannahen der Karawane beſeitigt worden war. Als ſich gegen Abend einige derſelben im Geſtrüpp zeigten und Giraud's Leute ihre Friedfertigkeit betheuerten, erhielten ſie zur Antwort: „Wer beweiſt uns, das ihr als Freunde kommt? Wir leben mit allen unſeren Nachbaren im Kriege. Schickt uns die Köpfe der Leute, welche euch hierhergeführt haben. Dann wollen wir euch glauben!“ Aber als die Karawane am 29. März in den Bootstheilen über den Fluß ſetzte — eine Arbeit, welche nicht weniger als vier Stunden in Anſpruch nahm —, ließen ſich die Eingeborenen doch durch ihre Neugierde verlocken, näher zu kommen und ſchließlich die Fremden in ihr Dorf oder beſſer Höhle zu führen. In einer kleinen, an beiden Enden durch eine halbzerfallene Palliſade geſperrten Schlucht lag auf kaum 10 qm ein halbes Dutzend Hütten bunt durch einander; das Ganze war ſo verſteckt, daß ſelbſt das geübteſte Auge aus einer Entfernung von 20 m nichts Auffallendes bemerkt hätte. Hier hauſten etwa 30 Männer ohne jede Frau und jedes Kind. Der eine von ihnen trug rings um den Kopf wie einen Heiligenſchein eine Zebramähne, der andere gerade auf demſelben eine ſolche von der Giraffe, der dritte einen Buſch Hahnenfedern u. ſ. f. Als Kleidung diente ein Schurz von Blättern, während Zeug nur als Kopfputz Verwendung fand. Waren das Mazitus, oder gehörten ſie zu dem weit verbreiteten Bantuvolke?

Bambus bei einem Dorfe in Konde.

In der bereits geſchilderten Weiſe ging der Marſch auch in den nächſten Tagen fort, bald über reißende Flüſſe, dann ſteil bergauf und nicht minder mühſam und gefährlich bergab, ſtets unter Nebel, Regen, Sturm und Gewitter, durch wenig bewohntes Land, wo an Entbehrungen und Strapazen der mannigfachſten Art kein Mangel war. Begreiflicher Weiſe war die täglich zurückgelegte Wegſtrecke nur eine geringe. Endlich am 3. April näherte ſich Giraud mit einigen Begleitern während eines heftigen Gewitters dem erſten Dorfe der Landſchaft Konde, als plötzlich eine Schaar Eingeborener in voller Kriegsrüſtung erſchien, den großen Schild zum Schutze gegen den Regen über dem Kopfe haltend und den üblichen Kriegstanz ausführend. Ihr Geheul miſchte ſich in das Krachen des Donners, und die Berge hallten von dem Echo des Geſchreies wieder, mit welchem die beſtürzten Eingeborenen ihre Heerden in Sicherheit zu bringen ſuchten. Schließlich fanden zwar Giraud und ſeine Gefährten für die Nacht Unterkunft, aber der Reſt der Karawane kam erſt am folgenden Tage nach.

Dies Dorf, wo man zwei Tage raſtete, liegt im Grunde eines gewaltigen Bergkeſſels, aber immer noch 2000 m hoch; nur nach Südweſten gewährten die Berge einen Ausblick auf eine grüne, aber wiederum von Bergen umſchloſſene Ebene. Konde bedeutet im Kiſuaheli „Ebene“, und es iſt in der That, wenigſtens in ſeinem ſüdlichen Theile, in der Nähe des Njaſſa-Sees, eine ſolche, während der Norden noch überaus gebirgig iſt. Ein Wald von mächtigen Bambus, bis 10 m hoch und 15 cm im Durchmeſſer, welche von den Eingeborenen beim Hüttenbau, zu Gefäßen, Pfeifen u. ſ. w. verwendet werden, lag in der Nähe des Dorfes; Giraud ließ aus

demſelben Maſt und Segelſtange für ſein Boot ſchneiden, und er that gut daran, da er ſpäter bis zum Bangweolo-See auf keine Bambus mehr traf. Auch einige Bananenſtauden gediehen hier wieder, ferner Hanf, den die Bewohner unter beſtändigem Huſten rauchen, und 3 bis 4 m hohe Ricinuspflanzen.

(Fortſetzung folgt in einer ſpäteren Nummer.)

Flachküſten, Meeresſtrömungen und Brandung.

Von Dr. **Pechuël-Loeſche.**

II. (Schluß.)

Vor neun Jahren bereits konnte ich Unterſuchungen veröffentlichen über die Entwickelung der Brandung an Flachküſten und ihre Einwirkung auf dieſelben[1]). Später wies ich eingehender die Thätigkeit der Brandung bei dem Aufbaue und der Umgeſtaltung vieler Küſtenſtrecken Weſtafrikas nach und mußte dieſe für ſo bedeutſam halten, daß neben ihr die der Meeresſtrömungen kaum in Betracht gezogen werden konnte[2]).

„Eine vorwiegend ſo geringe Vorwärtsbewegung der Gewäſſer ſchließt ohne Weiteres die Annahme aus, daß die derben Sande, aus denen die jungen Bauwerke des Meeres beſtehen, etwa auf weite Strecken ſchwebend fortgeführt würden. Da dieſelbe überdies nicht einmal dauernd in derſelben Richtung ſtattfindet, wäre es wohl doppelt gewagt, wenn man gewiſſe Gliederungsformen des Geſtades bis zum Gabun hin auf die Wirkſamkeit der ſüdatlantiſchen Strömung zurückführen wollte. Dieſe Gebilde ſind ausſchließlich entſtanden — und würden entſtehen trotz jeder beliebigen Strömung, ſo lange dieſe nicht ein Uebermaß von Kraft erreicht — unter der mächtigen Einwirkung einer Brandung, welche faſt ununterbrochen die Küſte ſchlägt. . . .“

Seitdem dies geſchrieben, wurde mir auf weiteren zwei Reiſen Gelegenheit, mich nochmals eingehender mit Unterſuchungen über Brandung und Meeresſtrömungen, über deren Antheil an der Umlagerung von Sedimenten und am Aufbaue von Neuland zu beſchäftigen.

Das Strömen im Meere vollzieht ſich anders als das Strömen im Fluſſe. In letzterem ſtrebt das in ſeinem Bette eingeengte Waſſer von der Höhe nach der Tiefe. Es ſtößt ſich an den Krümmungen der Rinne, an den Unebenheiten des Grundes. Dem zu Folge kann es nicht gleichmäßig abfließen, ſondern wird gezwungen, ſich durcheinander zu wälzen. Dieſe Bewegung, beſonders der kräftige Auftrieb, iſt von größter Wichtigkeit für das Aufrühren und Fortbewegen der Sedimente, für das Befördern gewichtigerer Stücke auf dem Grunde. Dennoch vergrößern die Flüſſe ihre Aufſchüttungen in ihrem Unterlaufe und an der Küſte in der Regel nur, während ſie angeſchwollen ſind, alſo bei ſehr geſteigerter Geſchwindigkeit und Wirbelbewegung ihrer Gewäſſer. Selbſt der Miſſiſſippi vergrößert ſein vorgeſchobenes Delta in merkbarer Weiſe nur während der Monate, in welchen er Hochwaſſer hat.

Die Meeresſtrömung hingegen iſt uferlos. Sie iſt nicht in ein feſtes Bett eingeengt, ſie fließt nicht auf ſtarrer Unterlage bergab, ſtößt ſich nicht am Unbeweglichen und kann ſich ſeitwärts ausbreiten, wenn ſie auf Untiefen treffen ſollte. Ihre Gewäſſer wälzen ſich daher nicht wie die des Fluſſes durch einander[1]). Sie zieht gleichmäßig entlang, befindet ſich alſo für etwa in ihr ſchwebende Gegenſtände im Zuſtande vollkommener Ruhe, wodurch das Niederſinken derſelben in keinerlei Weiſe behindert wird. Demnach iſt die Strömung im Meere zu Folge ihres ruhigen Verlaufes weit weniger als die des Fluſſes geeignet, Sedimente zu verſchleppen.

Noch ungünſtiger ſtellt ſich das Verhältniß für die Meeresſtrömungen, wenn die Geſchwindigkeiten verglichen werden. Es wurde oben bereits angeführt, welche Grenzen für die Beförderungsfähigkeit der Landgewäſſer feſtgeſtellt worden ſind. Die meiſten und ausgedehnteſten Meeresſtrömungen beſitzen überhaupt nicht eine Geſchwindigkeit von 4 km in der Stunde. Eine größere erreichen nur ſehr wenige, und auch dieſe nur zeitweilig und bloß an einzelnen beſtimmten Stellen.

Da ihre Gewäſſer ſich nicht wie die eines Fluſſes durch einander wälzen, vermögen ſie, ſelbſt wenn ſie plötzlich einmal mit Sedimenten beladen würden, dieſe weder am ſtetigen Niederſinken zu hindern, noch die abgeſetzten wieder vom Grunde aufzunehmen — falls ſie auf letzterem wirklich als merkbare Strömung hinſtreifen ſollten. Sie können alſo in ſie gerathene Sande nur ſo lange mit ſich führen, als die Zeitdauer von deren unbehindertem Niederſinken beträgt. Eine Verſchleppung derſelben auf beachtenswerthe Strecken von einem Punkte, etwa einer Flußmündung aus, iſt daher nicht anzunehmen.

Es ließe ſich jedoch vorausſetzen, daß der Mangel an Geſchwindigkeit aufgewogen würde durch die bekannte größere Tragfähigkeit des Seewaſſers in Folge ſeines größeren ſpecifiſchen Gewichtes. Dem iſt die erfahrungsmäßig gewonnene und allerdings überraſchende Thatſache entgegen zu halten, daß im Seewaſſer — wie in jeder anderen Löſung von beliebigen Salzen — alle mechaniſch beigemiſchten Bodenbeſtandtheile weit ſchneller ſinken als im Süßwaſſer. Schon rohe Verſuche, unter ſonſt gleichen Bedingungen, namentlich bei gleichen Temperaturen, mit waſſergefüllten Gläſern angeſtellt, ergaben, daß das Seewaſſer ſich um ein Vielfaches ſchneller abklärte als das Waſſer des Fluſſes, aus dem die bei dem Verſuche benutzten und genau abgewogenen Mengen der Sedimente entnommen waren.

Noch überraſchender wirkt der Verſuch, wenn man gleiche Mengen von trübem Flußwaſſer in zwei gleich geſtaltete Gläſer füllt, und in das eine, um das Volumen der Flüſſigkeit möglichſt wenig zu vergrößern, eine geringe Menge Mutterlauge gießt, die durch Eindampfen von Seewaſſer gewonnen

---

[1]) Die Calema. Globus 1877. Bd. 32, S. 119, 136.
[2]) Die Loango-Expedition. Abtheilung III. S. 15 bis 39.

[1]) Periodiſche, durch die Gezeiten verurſachte Strömungen in Meeresarmen u. ſ. w. haben nur eine örtliche Bedeutung.

wurde. Die braciſch gewordene Flüſſigkeit klärt ſich in kürzeſter Zeit, während die unvermiſchte trübe bleibt.

Demnach iſt ſowohl reines Seewaſſer wie auch Brackwaſſer weit weniger als Süßwaſſer geeignet, Bodenbeſtandtheile ſchwebend zu erhalten. Und hieraus erklärt ſich die in allen Aeſtuarien auffallende Erſcheinung, daß gerade innerhalb der Brackwaſſerzone ſo bedeutende Ablagerungen und Anſchwemmungen ſtattfinden, obwohl an flußaufwärts gelegenen Strecken der Niederung die Gewäſſer im Wechſel der Gezeiten bald ebenſo ruhig verharren, bald mit annähernder Heftigkeit ſtrömen wie weiter abwärts an der Mündung und in der Brackwaſſerzone.

Es iſt ferner bei unmittelbarer Unterſuchung leicht zu erkennen, daß Meeresſtrömungen an Flachküſten überhaupt nicht hart am Strande wie an einem Ufer hinſtreichen. Gerade in der Geſtadezone, wo die Untiefen entſtehen, wo die Landgebilde auftauchen, iſt eine Strömung entweder gar nicht nachzuweiſen oder hat ihre Geſchwindigkeit bis auf einen unweſentlichen Bruchtheil eingebüßt. Nur Farbe und Temperatur des Waſſers ſind noch Merkzeichen, daß es einer ſeewärts vorüberziehenden Strömung entſtammt.

Die ausgedehnten Neulandgebilde an der Oſtküſte von Nordamerika ſcheinen nach der Karte allerdings eine Begrenzung für den Floridaſtrom zu bilden, wenigſtens bis zum Kap Hatteras. Wer aber jene Gebiete unterſucht hat, weiß, daß die mächtigen Küſtenwälle unter Umſtänden wohl von einer Windtrift beſetzt, von jener Strömung ſelbſt aber gar nicht berührt werden. Dem Kap Hatteras liegt ſie noch am nächſten, bleibt ihm jedoch mit ihrem Weſtſtrande mindeſtens um mehrere nautiſche Meilen fern. Zweimal habe ich denſelben gerade dort zu ganz verſchiedenen Zeiten ſogar außer Sicht des Landes durchſchnitten.

Zeitweilig an jenen Geſtaden auftretende Strömungen, deren Dauer nach Stunden zu bemeſſen iſt, werden namentlich an den Durchläſſen durch die Gezeiten und die Hochwaſſer der Flüſſe hervorgebracht. Das ausgehende mißfarbige Binnenwaſſer treibt an den Küſtenwällen bald ſüdwärts, bald nordwärts ab. Das ihm begegnende Seewaſſer iſt bald warm, bald kühl und zeigt nirgendwo in Landnähe eine ſcharf ausgeſprochene ſtetige Strömungsrichtung.

Uebrigens würde der Floridaſtrom, ſelbſt wenn er mit der vollen Kraft, die er weiter ſeewärts entwickelt, unmittelbar an dem Geſtade hinzöge, nicht die groben Sedimente herbeiführen oder umlagern können, aus welchen jene Untiefen und Wälle aufgebaut ſind und noch aufgebaut werden — noch dazu in einem Gebiete, welches zu den ſinkenden gerechnet wird, alſo unter poſitiver Niveauveränderung leidet. Denn ſeine Geſchwindigkeit iſt zu gering und ſteigert ſich nur während einiger Monate des Hochſommers bis zu derjenigen, bei welcher Flüſſe Sande ſchwebend fortſchaffen. Aus dem oben Angeführten geht jedoch hervor, daß eine Stromgeſchwindigkeit, welche den Transport von Sedimenten in Flüſſen ermöglicht, bei weitem nicht genügt, um Meeresſtrömungen zu ähnlichen Leiſtungen zu befähigen.

Demnach können die Meeresſtrömungen überhaupt nur einen allergeringſten Antheil an der Verſchleppung von gröberen Sedimenten haben. Sie können gar nicht betheiligt ſein an dem Aufbau der Landgebilde in der Geſtadezone, die doch über die höchſte Fluthmarke hinausragen. Sie vermögen auch nicht Flachküſten und tiefer liegenden Meeresgrund abzufegen, aufgeſchüttetes Material aufzunehmen und umzulagern. Nur die feinſte Flußtrübe gelangt noch in ihren Bereich und kann von ihnen eine Strecke weiter getragen werden. Aus dieſer Flußtrübe werden jedoch weder Strandlinien, noch Nehrungen, noch Küſtenwälle aufgebaut; ſie bildet Schlammbänke, wo ſie ungeſtört von Wellengang und Brandung ſich abzuſetzen vermag.

Das in der Geſtadezone auftauchende Neuland wie die ſubmarinen Ablagerungen in derſelben ſind in ihrer Zuſammenſetzung, Geſtalt und Anordnung außerordentlich gleichartig und unterſcheiden ſich durch nichts von dem eigentlichen Strande. Abgeſehen von den Steinwällen, deren Aufbau überhaupt nicht mit den Meeresſtrömungen in Beziehung gebracht werden kann, beſtehen ſie hauptſächlich aus derbem Sande, welchem kleine Gerölle nur ſtellenweiſe beigemengt ſind.

Als Barren ſperren ſie Flußmündungen. Als Nehrungen zwingen ſie Waſſerläufe oft zu weiten Umwegen parallel mit der Küſtenlinie, oder ſchließen in einfacher wie doppelter und mehrfacher Anordnung das Innere von Buchten und großen Baien ab, die zuflußreich oder zuflußlos ſein mögen. Als gewaltige, breit hingelagerte oder unverhältnißmäßig ſchmale Strandwälle begleiten ſie unregelmäßig geſtaltete Küſtenſtrecken oft auf weite Entfernungen.

Sie ſetzen überall da an, wo die mittlere Richtungslinie des Strandes durch einen jähen Einſchnitt unterbrochen wird. Selbſt eine Unebenheit auf der glatten Böſchung des Strandes, ein Felsblock, ein angetriebenes Fahrzeug, ein Baumſtamm, ein Haufen Seetang, bildet den Ausgangspunkt einer neuen Aufſchüttung, deren Umfang der Größe des Hinderniſſes entſpricht.

Jede Nehrung, jeder Strandwall, jede Landbrücke zeigt ſich, wo nicht gegebene Untiefen, Klippen, Inſeln eine Abweichung bedingen, unter allen Umſtänden derartig gelagert, daß die Unregelmäßigkeit der Küſtenlinien möglichſt gemildert und ausgeglichen iſt. In der That: alle dieſe Landgebilde erweiſen ſich als einfache Fortſetzungen des Strandes oder in großen Verhältniſſen als ein ſelbſtändiger, ſehr unregelmäßigen Küſtenlinien vorgelagerter Strandwall mit Durchläſſen für die Landgewäſſer. Bei genauerer Unterſuchung dieſer Landgebilde ergeben ſich nicht ſelten unverkennbare Spuren, daß ſie, wie ſie der Länge nach in einer beſtimmten Richtung anwuchſen, ſo auch nur allmählich ihre oft bedeutende Breite erlangt haben.

In der Richtung ihrer Längsachſe verlaufen unter ſich parallele Erhebungen und Vertiefungen wie Wall und Graben, welche einen Höhenunterſchied von einigen Metern haben können und bald eng gedrängt, bald in weiten Abſtänden verlaufen. Wo eine Schichtung aus einer geringen Verſchiedenheit des Materials, aus beigemengten Reſten von Seethieren zu erkennen iſt, da ſtreichen die ſelten anders als undeutlich ausgeprägten Schichten übereinſtimmend mit jenen längs verlaufenden Wällen und Gräben und fallen unter Winkeln ein, die gleich ſind den Böſchungswinkeln des Strandes.

Dieſe äußerlichen Kennzeichen, beſonders die charakteriſtiſchen Unebenheiten, erweiſen ſich, wo nicht Winde die Sande verwehen oder Sturmfluthen über ſie hinweg gegangen ſind, außerordentlich beſtändig. Landſtriche von großer Ausdehnung, die ſeit Langem von der Vegetation in Beſitz genommen ſind, würden ohne dieſe Merkmale, die, wo immer ſie auftreten, als leitend zu betrachten ſind, ſchwerlich als Syſteme von ehemaligen Nehrungen oder Strandwällen aufgefaßt werden.

Flüſſe laufen in der Richtung jener parallelen Unebenheiten zuweilen auf weite Strecken an der Küſtenlinie hin, bevor ſie ſich in das Meer ergießen. Wo ſie gelegentlich in der Richtung des kürzeren Weges eine neue Mündung durchgebrochen haben, finden ſich ſtatt des früheren Strombettes nur noch Altwaſſer, Lagunen, Tümpelreihen oder

bereits ausgetrocknete Vertiefungen, die weit binnenwärts liegen können. Wo Nehrungen und Strandwälle Aeſtuarien oder tief in das Land einſchneidende Baien abgeſchloſſen haben, da finden ſich, je nach der Ausdehnung des angeſetzten Landes, von Waſſerläufen durchzogene Landſeen und Sümpfe oder weite, mit braciſchem Waſſer gefüllte Becken, welche mittels enger Durchläſſe dauernd oder nur zeitweilig mit dem Meere in Verbindung ſtehen.

Dieſe Landgebilde entſtehen und wachſen in beſtimmter Richtung ganz unabhängig davon, ob Meeresſtrömungen vorhanden ſind oder nicht, ob ſie ſich in der einen oder anderen Richtung bewegen; ob Flüſſe, welche größere Mengen von Sedimenten zuführen, in der Nähe münden oder nicht, ob poſitive oder negative Niveauveränderungen ſtattfinden. Dagegen wird nirgends, wo ſie vorkommen, eine regelmäßige und vorherrſchend aus einer beſtimmten Richtung anlaufende Brandung fehlen. Sie werden daher auch an ſeichten Uferſtrecken ſtrömungsloſer und vollſtändig landumſchloſſener Waſſerbecken gefunden, wenn dieſe nur genügend groß und tief ſind, um einem kräftigen Wellenſchlage Raum zur Entwickelung zu bieten, und wenn ſie von einem vorherrſchenden Winde beſtrichen werden.

Da in meinen oben angeführten Arbeiten Gang und Wirkung der Wellen wie der Roller, die Umlagerung und Beförderung des lockeren Materiales in der Geſtadezone, der Aufbau von Neuland, das Verlegen und Verſtopfen von Flußmündungen, Lagunenbildung ꝛc. ꝛc. bereits eingehend unterſucht und beſchrieben worden iſt, ſei hier, ſtatt einer Wiederholung des dort Geſagten, bloß darauf hingewieſen. Es ſind nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen.

Dem Aufbau von Neuland muß ſtets eine Verflachung des Waſſers durch das am Grunde in der Richtung der Wellen entlang gedrängte Material vorangehen. Erſt wenn dieſe ſo weit gediehen iſt, daß die Roller nicht mehr darüber hinſtürmen können, ſondern zum Ueberfallen und Brechen gezwungen werden, kann unmittelbar jenſeits der Brecherzone der Aufbau neuen Landes beginnen. Dieſes wächſt ſtets nur in der Bewegungsrichtung der Roller, weil dieſer entſprechend das Baumaterial befördert wird.

Je nach den Tiefenverhältniſſen des Geſtades wechſelt die Lage der Brecherzone: ſie mag unmittelbar vor dem eigentlichen Strande, im Hintergrunde tiefer Baien oder vor der Oeffnung flacher Buchten liegen. Die Brandung wirft die Sande einfach an den Strand, oder ſchiebt ſie an dieſem entlang, ſchüttet Barren und Nehrungen an Flußmündungen, im Inneren oder an der Oeffnung von größeren Küſteneinſchnitten auf. Sie ſtellt zwiſchen den gegebenen Untiefen: als Klippen, Inſeln, ſelbſt geſcheiterten Schiffen und dem Strande einfache und mehrfache Landbrücken her. Das Endreſultat würde ein vollkommener Ausgleich aller Unregelmäßigkeiten im vertikalen und horizontalen Sinne ſein; und dieſer müßte eintreten, wenn Wellengang und Brandung ununterbrochen in der nämlichen Richtung und in gleicher Stärke wirkte, wenn nicht anderweitige Veränderungen ſtörend eingriffen. Immerhin nähern ſich die Linien derjenigen Flachküſten, bei welchen alle Vorbedingungen am günſtigſten liegen, am meiſten denen, die einen vollkommenen Ausgleich ergeben würden.

Die Gegenwirkung der Landgewäſſer iſt unter Umſtänden von großer Bedeutung, und jede Veränderung in der Geſtadezone, auch die geringfügigſte, zufälligſte, zieht andere nach ſich. Eine tiefe Bai mag im Hintergrunde verſanden, flachbogig abgerundet werden; eine Reihe von ausgebildeten oder unfertigen und nach einander entſtandenen Nehrungen mögen ſie theilen und verkleinern; eine Nehrung mag ſchließlich vor ihre Oeffnung gelagert werden, — je nachdem die Verflachung des Inneren oder der Geſtadezone ſchneller fortgeſchritten iſt. In einer zuflußreichen, durch eine Nehrung geſchloſſenen Bai wird ſich der Durchlaß in der Regel an einer dem Ausgangsorte der Nehrung fernſten Stelle befinden, dort, wo urſprünglich das Anwachſen der Nehrung zum Stillſtande kam. Doch geſchieht es auch, daß jener plötzlich abgedämmt und von den aufgeſtauten Landgewäſſern ein neuer an einer beliebigen ſchwachen Stelle durchgebrochen wird. Der erſte Ort bleibt jedoch der ſchwächſte und bei ſonſt ſich gleich bleibenden Verhältniſſen wird der Durchlaß früher oder ſpäter immer wieder dorthin verlegt werden.

Unter Umſtänden mögen die mächtigſten Bauten der Brandung einer einzigen Sturmfluth erliegen und weithin zerſtört werden. Wo überhaupt die Stärke der Brandung ſehr wechſelt, wo Stürme häufig und noch dazu aus verſchiedenen Richtungen einſetzen, wo Küſten eine ſolche Lage zu einander haben, daß der Wellengang geſtört wird, da können Neulandgebilde überhaupt nicht entſtehen. Es wird ſogar altes Land hinweg genommen. Das loſe Material bleibt ein Spiel der Wellen und wird lediglich unter Waſſer umgelagert. Zeitweilig eintretende Sturmfluthen mögen auch die hauptſächlichſte Urſache ſein, warum Ströme, die ſo zu ſagen die beſte Anlage dazu beſitzen, kein Delta bauen. Und wiederum werden ſonſt tiefe Strommündungen, wenn ein Sturm gegen ſie bläſt, zeitweilig in überraſchend flache verwandelt werden, weil die in ungewöhnlicher Richtung einſetzende Brandung lockeres Material von außen hinzuführt und hineindrängt — nicht aber, weil die aufgeſtauten Gewäſſer ihre Sedimente abſetzen. Denn kein Strom führt ſolche Maſſen von Sedimenten, daß der eine Zeit lang im Mündungsgebiete aufgeſtaute Theil ſeiner Gewäſſer meterhohe Schichten abſetzen könnte.

Die Darſtellung der außerordentlich mannigfaltig ſich vollziehenden Vorgänge muß beſonderen Arbeiten vorbehalten bleiben.

Wie der Wind die trocken gewordenen Sande verweht oder zu Dünen anhäuft, ſo bemächtigen ſich die Wellen der von den Flüſſen zugetragenen Sedimente, vertheilen ſie und drängen ſie gegen das Land. Wellengang und Brandung gleichen die Unebenheiten der Geſtadezone aus. Allein die Brandung vermag Sandmaſſen und Gerölle weit über den höchſten Stand der Fluth aufzuſchichten, ſelbſt in Gebieten, wo poſitive Niveauveränderungen ſtattfinden. Sie befördert das Verſchiebbare am Strande entlang auf unbegrenzte Entfernungen und erbaut an flußloſen Küſten Nehrungen und Strandwälle, deren Vorhandenſein ſonſt räthſelhaft ſein würde. Sie beſtimmt Lage und Geſtalt des Neulandes trotzder Meeresſtrömungen. Wo ſie vorwiegend in gleicher Stärke und aus gleicher Richtung wirkt, da baut ſie aus dem ihr zufallenden Materiale ununterbrochen neues Land auf. Wo ſie in wechſelnder Stärke und wechſelnder Richtung auftritt, da pflegt ſie nicht einmal zu erhalten, ſondern zu zerſtören.

Das nördliche Borneo.

II. (Schluß.)

E. M. Nachdem Hatton ſich einige Tage am Sequati aufgehalten hatte, machte er mit den Eingeborenen Bekanntſchaft; während er ſich an der Arbeit befand, ſah er plötzlich zwei „Duſuns“ vor der Hütte erſcheinen, die ſicherlich über dieſe unerwartete Begegnung mehr als die Weißen erſchraken, ſich aber bald beruhigten und ganz freundlich wurden, als Hatton ihnen einige Erzeugniſſe des Abendlandes vorlegte. Es war eine bunte Zuſammenſtellung, durch die er Eindruck auf die empfänglichen Gemüther der unſchuldigen Kinder der Wildniß zu machen ſuchte; Zeichnungen, Photographien, ein Fernrohr, ein Winchester-Gewehr, endlich eine Elektriſirmaſchine, namentlich aber die mit letzterer in aller Freundſchaft beigebrachten Schläge erregten großes Erſtaunen. Unter dem Verſprechen, nach wenigen Tagen mit Geflügel und Eiern zurückzukehren, zogen ſie ab, nachdem ſie mit einigen Knöpfen und, was ſie beſonders glücklich machte, mit einigen Schachteln Streichhölzer beſchenkt worden waren. Sie trugen blaue Beinkleider und Jacken aus grobem „Duſun“zeug; auf dem Rücken hing ein Korb, um den Leib hatten ſie den Hieber gegürtet und in der Hand hielten ſie den Speer, deſſen Spitze durch eine Hülle geſchützt war. Bald wurde der Beſuch wiederholt; ein Häuptling der Duſuns kam mit etwa 40 Begleitern, um mit ſeinen Freunden, den Weißen, Handelsgeſchäfte zu machen. Eier und Geflügel wurden zu dieſem Zwecke herbeigeſchafft, die ſehr willkommen waren, wiewohl von letzterem ſich verſchiedene Exemplare durch ein mehr als ehrwürdiges Alter auszeichneten. Auch brachten die Eingeborenen allerlei Erzeugniſſe des Waldes herbei, welche es möglich machten, ſich eine Vorſtellung von den im Inneren Borneos vorhandenen Schätzen zu bilden. Die Duſuns trugen alle Kleider und näherten ſich ohne Scheu der Hütte Hatton's, welcher den Häuptling mit Thee, Bisquit und Jams bewirthete, was jenem ſehr zu behagen ſchien. Die Weißen verwendeten als Tauſchmittel: Leinwand, einen alten Rock, Meſſingknöpfe, leere Flaſchen und Blechbüchſen; ſo ſehr aber auch dieſe Artikel begehrt waren, ſo konnte doch kein Anerbieten die Eingeborenen bewegen, ihre Waffen herzugeben. Nach und nach wurde das Benehmen der Gäſte etwas zudringlich; die Kochgeräthſchaften namentlich reizten ſie mehr, als den rechtmäßigen Beſitzern lieb war, und man fühlte ſich nicht unangenehm berührt, als gegen acht Uhr der letzte der Duſuns den Rückweg angetreten hatte. Es dauerte nicht lange, als Hatton Gelegenheit fand, ſeine neuen Bekannten in ihrer eigenen Heimath aufzuſuchen. Nach einem muthevollen Marſche durch die Wildniß erreichte er ein großes Duſun-Haus, in der Form dem ähnlich, welches Wallace in ſeinem „Auſtralaſia“ abgebildet hat; etwa hundert Männer mit Weib und Kind lebten in demſelben. Der weiße Fremde wurde gut empfangen und mit ſeinem Geleite mit Eiern, Bananen, Zuckerrohr und Früchten bewirthet; er war für dieſe Naturkinder ein neues Weltwunder und ſeine Perſon, ſowie ſein Gepäck wurden einer eingehenden Beſichtigung unterworfen; Stiefel und Strümpfe, Kleider und Bett, Bier und Bisquit, Meſſer, Gabel und Teller und die Art, ſich derſelben zu bedienen, mit einem Worte Alles, was Hatton beſaß, wurde bewundert und unterſucht. Selbſt als er ſich ſchlafen legte, ſammelte ſich das ganze Dorf um ihn und unterhielt ſich lachend über ſeine Vorbereitungen. Beim Einbruche der Nacht wurde auf kleinen Gongs Muſik gemacht, deren eigenthümlicher Rhythmus die Aufmerkſamkeit Hatton's erregte, und als er deshalb nachforſchte, erfuhr er, daß dies ein Mittel ſei, die böſen Geiſter von einem Manne, welcher an ſchwerer Krankheit darniederlag, fernzuhalten. Derſelbe lag neben einem großen Feuer, welches gleichfalls zum Schutze gegen die Dämonen diente. Hatton, der ſich als Arzt nützlich machen wollte, mußte bei der Unterſuchung des Patienten demſelben mit einer Kerze ins Geſicht leuchten, was nicht nur deſſen eigene Familie, ſondern auch alle anweſenden Frauen veranlaßte, in lautes Geſchrei auszubrechen. Eine „Cockle“pille und etwas Chinin brachten den Kranken bald auf die Beine und das Anſehen Hatton's ſtieg durch dieſe Kur in hohem Grade, ſo daß in den nächſten Tagen Alle, die an Wunden, Hautkrankheiten, Huſten und Fieber litten, Hülfe bei ihm ſuchten. Seine Mittel wurden gern angenommen, nur weigerten ſich die Patienten, die dringend empfohlene Reinlichkeit durch den Gebrauch von Waſſer zu befördern.

Wie es in einem ſolchen Dorfe gewöhnlich der Fall iſt, war es beinahe unmöglich, während der Nacht ein Auge zu ſchließen; Hunde, Schweine, von Zeit zu Zeit etwas Muſiciren und viel Geplauder und Gelache vertrieben den Schlaf, der dem ermüdeten Wanderer ſo erwünſcht geweſen wäre.

Als die Reiſe am anderen Tage nach manchem Händedruck fortgeſetzt wurde, führte der Weg durch gut bebautes, mit Reis und Mais bepflanztes Land, zuweilen auch durch Wald mit wenig Unterholz, wo auf hohen, dünnen Stämmen die Laubkronen ſich an einander ſchloſſen und dem Tageslicht kaum einzudringen erlaubten, zu dem nächſten Duſundorfe, einem recht ſchmutzigen Aufenthaltsorte, dem wir jedoch einige Bemerkungen über die Frauen der Duſuns verdanken. Sie thun alle Arbeit, heißt es; Tag und Nacht ſind dieſe eifrigen Hausfrauen beſchäftigt, Padi zu enthülſen und Mais zu ſchroten. Erſteres geſchieht in einem horizontal liegenden, halb ausgehöhlten Baumſtamme, und bei dem Geſchäfte arbeiten je drei Frauen zuſammen. Die erſte ſtampft den Padi mit einem langen, ſchweren Stück Holz und giebt die gebrochenen Körner der zweiten, welche in einem flachen, geflochtenen Gefäße die Spreu vom Reis trennt, während eine dritte endlich das Gemiſch von Reis und Padi, welches zurückbleibt, in einer Art Schwinge durch eine eigenthümliche Bewegung derſelben, welche von einem kurzen Ruck begleitet wird, von einander ſondert. Lange Uebung hat den Frauen eine große Fertigkeit bei dieſem Geſchäft gegeben; beiläufig möge bemerkt ſein, daß dieſelben die linke Hand mit derſelben Gewandtheit wie die rechte gebrauchen. Auch bei den Duſuns am Labukfluß wurde Hatton freundlich aufgenommen, obgleich er bei der erſten Begegnung ſo unglücklich geweſen war, die Geiſter des Mentapom, an deſſen Fuß das Zuſammentreffen ſtattfand, zu erzürnen; er hatte nämlich einige Schüſſe als Signal für ſeine zurückgebliebenen Begleiter abgefeuert, worauf die Eingeborenen, welche ſich des Fiſchfanges wegen in der Ge-

gend aufhielten, ihn baten, dies mit Rückſicht auf die Berggeiſter zu unterlaſſen, weil dieſe ihm ſonſt Regen ſchicken würden. Zufällig fiel wirklich eine halbe Stunde ſpäter der Regen in Strömen. Am folgenden Morgen kam eine unangenehme Nachricht; eins der Boote war umgeſchlagen und dadurch ein großer Theil der Vorräthe verloren gegangen. Wenn man bei Hatton die Liſte der vom Waſſer verſchlungenen Gegenſtände nachlieſt, verwundert man ſich zunächſt darüber, wie der Verluſt ſo weniger, ſcheinbar unbedeutender Artikel ihm ſolche Klagen entlocken kann und erſt, wenn man darüber nachdenkt, wie ſchwer es iſt, in der Wildniß irgend welche derartige Verluſte zu erſetzen, kann man das ganze Unglück, welches unſere Pioniere getroffen, erfaſſen. Eine Flinte mit Bajonnet, eine Kiſte mit gefüllten Blechbüchſen, einige Decken, dabei aber der ganze Vorrath an Reis und Biscuit waren verloren. Unter dieſen Umſtänden war die gute Aufnahme, welche man in einem anderen Duſundorfe fand, ſehr angenehm. Mit dem Häuptling wurde Blutsfreundſchaft geſchloſſen, eine eigenthümliche Feierlichkeit, über die einige Worte eine Stelle finden mögen. Hatton erzählt: Am folgenden Tage kamen die Duſuns etwa um Mittag in großer Zahl an, bis ihrer gegen 100 Mann verſammelt waren; alle führten Schwert und Speer. Nachdem auch der Häuptling erſchienen war, nahm die Feierlichkeit ihren Anfang. Er begann damit, zwei lange Stöcke abzuſchneiden; dann nahm er Platz und fing an zu ſprechen; ſowie er zu einem gewiſſen Punkte ſeiner Rede gekommen war, ſteckte er den Stock in die Erde, ſchnitt ihn dann etwa einen Fuß über der Erde ab und ließ das kürzere Stück im Boden. So fuhr er fort, bis eine Reihe kleiner Pfähle, wie zwei kleine Heere, einander gegenüber ſtanden; in der Mitte eines jeden befand ſich ein etwas höherer Stock, welcher die beiderſeitigen Führer, mich und den Duſunhäuptling, vorſtellen ſollten. Nachdem der Anführer nun mit erhobener Stimme ſeinen Gott Kinarringan angerufen hatte, ergriffen er und Hatton das zum Opfer beſtimmte Huhn und eine dritte Perſon ſchnitt daſſelbe entzwei. Hatton ſowohl als der Häuptling ſchleuderten die von ihnen gehaltene Hälfte, deren Bewegungen nun beobachtet wurden, zu Boden; derjenige, deſſen Seite ſie ſich zuwenden, trägt Falſchheit im Herzen; ein glückliches Zeichen iſt es, wenn ſie ſich in der zwiſchen den neuen Blutsfreunden befindlichen Richtung bewegen. In dem Falle, der uns hier beſchäftigt, waren die Zeichen günſtig, beide Hälften bewegten ſich in der Richtung des Dſchungel, worüber alle ſehr erfreut waren. Drei volle Salven aus den vorhandenen Gewehren wurden zur Erhöhung der Feierlichkeit abgefeuert, und einige von Hatton ausgetheilte Geſchenke erhöhten die gute Stimmung; er ſelbſt empfing von dem Häuptlinge einen Speer und erwiderte das Geſchenk durch ein Jagdmeſſer.

Während ſeines Aufenthaltes bei den neuen Freunden war der Reiſende Zeuge der Rückkehr einiger Duſuns, welche Saft vom Upas-Baume geholt hatten. Ihrer Mittheilung nach hatten ſie ſich das gefährliche Gift in folgender Weiſe verſchafft: Ein langer, ſcharf zugeſpitzter, an einem Rotanſtrick befeſtigter Bambu war gegen den Upasbaum geſchleudert worden, darauf hatten ſie ihn mittels des Strickes zurückgezogen und dies Verfahren ſo oft wiederholt, bis ſich Saft genug in der Spitze angeſammelt hatte. Ob dieſer Vorgang wirklich in der beſchriebenen Weiſe ſtattgefunden, iſt, wie es ſcheint, für Hatton etwas zweifelhaft; wenigſtens fügt er ſeiner Mittheilung die Bemerkung hinzu, daß die Leute keinen Grund gehabt hätten, ihn zu täuſchen. Jedenfalls ſcheint beim Sammeln von Upasſaft beſondere Vorſicht gebraucht zu werden, wie auch aus anderen Theilen Borneos berichtet wird. So findet man bei Perelaer[1]) die Mittheilung, daß die Bambu-Gefäße an dem Baume befeſtigt werden, ehe die Einſchneidung gemacht wird; wenn dies geſchieht, wird das Geſicht vom Baume ab-, und dem Winde zugewendet, und gleich, nachdem der Saft zu laufen anfängt, entfernen ſich die mit Ausführung der Operation beauftragten Perſonen und nähern ſich erſt wieder, wenn ſie vermuthen, daß der Saft zu fließen aufgehört hat. Bekanntlich iſt es der Upas-Baum (Antiaris toxicaria Lesch.), mit dem einheimiſchen Namen Pohon Upas (Java), Antjar (Sumatra), Ipo oder Nipo (Celebes und Borneo), welcher zu den wunderbaren Märchen von dem Todesthal auf Java, deren Verbreitung man dem Chirurgen Foerſch und ſeinen Nachfolgern dankt, Veranlaſſung gegeben hat, Erzählungen, welche trotz der gründlichen Widerlegung durch Junghuhn und Andere doch noch immer hier und da wieder auftauchen. Der Baum erreicht nur mittlere Größe und kommt nicht gerade häufig vor. Das Pfeilgift auf Borneo ſcheint übrigens heftig zu wirken; Schwaner[2]) führt ein Beiſpiel an, daß einer ſeiner Begleiter, der durch den Pfeil eines Punan verwundet wurde, innerhalb zehn Minuten ſtarb.

Wenige Tage ſpäter wurde Hatton in die Blutsfreundſchaft eines neuen Stammes aufgenommen; das Verfahren war etwas anders als das eben beſchriebene, weshalb wir noch einige Worte darüber beifügen wollen. Die Feierlichkeit begann damit, daß ein etwa 20 m im Durchmeſſer großer Platz vom Dſchungel gereinigt und in der Mitte ein gegen einen Fuß tiefes Loch gegraben wurde, in welches man eins der den Bewohnern Borneos ſo theuren Thongefäße ſetzte, deſſen Boden vorher zerſchlagen war; die Scherben hatte man in den Topf gelegt. Darauf ſammelten ſich die Angehörigen des Stammes auf dem freien Platze, wo ſie einen Kreis bildeten; die alten Leute riefen wiederholt Kinarringan an, und als dies zum zweiten Male geſchah, wurde ein Stein neben dem Gefäße niedergelegt. Hierauf betheuerten die Duſuns eine halbe Stunde lang, daß ſie den Weißen treu ſein wollten, ſie ſchworen es bei „dem Feuer“ (vorgeſtellt durch ein brennendes Holzſcheit), bei „dem Waſſer“ (welches in einem Bambu herbeigetragen und in den Topf geſchüttet wurde) und „der Erde“ (auf der ſie ſtanden); ein aus einem Blaſerohre abgeſchoſſener Pfeil ſollte Kinarringan zum Zeugen rufen. Hierauf legten die Mitglieder der Expedition ihre Gewehre auf den Topf und nahmen einen kleinen Scherben heraus, welchen ſie wegwarfen; zum Schluſſe gab die bewaffnete Macht Hatton's, aus vier Mann beſtehend, eine Salve ab. Hiermit war die Feierlichkeit beendet.

Die Ceremonie wiederholte ſich, mit einigen Modifikationen natürlich, bei jedem neuen, freundlich geſinnten Stamme, den Hatton beſuchte.

Ein anderer Stamm, mit welchem Hatton wiederholt in Berührung kam, ſind die Muruts, die Mörder Witti's, mit denen er jedoch, wie mit den Eingeborenen im Allgemeinen, auf recht gutem Fuße verkehrt zu haben ſcheint. Die Muruts unterſcheiden ſich, wie de Crespigny in der „Sarawak Gazette“ berichtet, dadurch von den Dajaks, daß ſie wohl auch Köpfe ſchuellen, jedoch nur den Schädel bewahren, den ſie manchmal ſogar in kleine Stücke brechen, welche alle ſehr hoch geſchätzt werden; auch nehmen ſie die Fingernägel ihrer gefallenen Feinde, die ſie als Trophäen an den Häuſern befeſtigen. Ebenſo wie viele andere Stämme Borneos bringen ſie den Todten, namentlich wenn

[1]) Ethnographische Beschrijving der Dajaks, S. 71.
[2]) Borneo I, 228.

ſie eines gewaltſamen Todes geſtorben, Menſchenopfer. Von einem ſolchen Vorfall wird uns durch de Crespigny berichtet; eine arme alte Frau aus fremdem Stamme, die aber ſchon lange bei ihnen gelebt hatte, wurde über der Leiche des Ermordeten, die in der offenen Grube lag, auf einen Bambu geſetzt. Der Bruder des Todten gab ihr den erſten Stich, der, wie es die Sitte will, nicht tödtlich ſein darf; wer von den Umſtehenden Luſt dazu hatte, folgte dann ſeinem Beiſpiele, und man ließ das Blut auf die Leiche tropfen. Als das Opfer todt war, wurde der Schädel unter die Häuptlinge vertheilt und ein Theil deſſelben, an dem noch die Haare feſtſaßen, wurde bald nachher auf einer mit Piſangblättern geſchmückten und mit fünf Fingernägeln der Frau gezierten Stange vor dem Hauſe eines Häuptlings aufgeſtellt.

Nach Hatton's Mittheilung ſind die Muruts, welche er am Labuk traf, beinahe alle tatuirt und zwar diejenigen, die ſchon gefährliche Züge unternommen haben, von der Schulter bis zur Magengrube und in drei parallelen Streifen über die ganze Länge der Arme hinunter, von der Schulter bis zum Fauſtgelenk. Einem vormaligen Häuptlinge, der im Streite dem Feinde den Rücken gewendet hatte, waren zur Strafe für ſeine Feigheit zwei Vierecke auf den Rücken tatuirt worden. Man darf hieraus jedoch im Allgemeinen keinen Schluß auf ihre Kampfesweiſe ziehen; denn dieſelbe iſt entſchieden feige und hinterliſtig; man ſollte ſie nicht Kopfjäger, ſondern Kopfdiebe nennen, meint Hatton. Sie lagern im Dſchungel verſteckt und belauern das Haus ihrer Feinde, und gegen Morgen, wenn Jedermann im tiefen Schlafe liegt, dringen ſie ein, ſchnellen möglichſt viele Köpfe und entfernen ſich in größter Eile mit ihrem Raube. So hatten ſie in einem Dorfe, in welchem Hatton übernachtete, einige Monate vorher gehandelt; ſie hatten ſich an das Haus geſchlichen, eine Salve aus ihren Blasrohren abgeſchoſſen, waren dann eingedrungen und hatten zehn Köpfe mit hinweggenommen. Eine intereſſante Notiz über Todtenbeſtattung finden wir in dem Tagebuche des Forſchers: Der Todte war in voller Kleidung in ſitzende Haltung gebracht, eine Cigarette wurde ihm in den Mund geſteckt, ein Behälter mit allem zum Betelkauen erforderlichen Zubehör ſtand vor ihm. Um ihn herum ſaßen die Freunde und erzählten ihm, er ſolle weder rechts noch links gehen, um Irrwege zu vermeiden, ſondern dem richtigen Pfade folgen „und das iſt der Weg zum Kina Balu“. Die Gewohnheit, den Verkehr mit den Todten fortzuſetzen, ſcheint auch hier verbreitet; an einer anderen Stelle wird Folgendes erzählt: „Wir kamen an einem einſamen Grabe vorüber, welches durch einen unbehauenen Stein bezeichnet, zwiſchen üppigem Graſe lag; einer der Häuptlinge kniete nieder, entfernte das Gras und ſprach zu dem Geiſte des todten Mannes (ſeines Bruders), dem er von der Ankunft des weißen Mannes, eines Freundes ſeines Stammes, erzählte.“

Einmal, aber auch nur einmal, wäre es beinahe zu einer Störung dieſes friedlichen Verkehrs mit den Eingeborenen gekommen. Wenige Wochen nur vor ſeinem Tode, auf ſeinem letzten Zuge, verließ Hatton mit einigen Begleitern ſein Boot, um das Ufer zu beſuchen und kam an eine Stelle, wo ein paar Muruts beſchäftigt waren, ein Haus zu erbauen. Hier gab er ſeinem Dolmetſcher den Auftrag, eine zur Aufnahme von Tabak und Feuerzeug beſtimmte Bambuſchachtel, wie deren von den Muruts verfertigt werden, für ihn zu kaufen. Von den ſieben oder acht Männern, welche an dem Hauſe thätig waren, verließ einer nach dem anderen daſſelbe und ſchlich ſich nach dem Dſchungel, wobei ſie ihre Waffen mitnahmen; die Begleiter Hatton's wurden argwöhniſch und entfernten ſich, um ihre Gewehre zu holen, ſo daß er ſich ſchließlich mit dem Dolmetſcher allein in dem Hauſe befand. Als auf den umliegenden Hügeln lautes Geſchrei ertönte, forderte letzterer ihn auf, ſich zu bücken, welcher Aufforderung Hatton auch nachkam, während er nach ſeinen Waffen rief. Auf einem der Hügel erſchienen etwa 30, auf einem anderen etwa 15 Muruts, die ſich dem Hauſe näherten; inzwiſchen hatten ſich die Begleiter Hatton's mit ihren Waffen — ſie zählten 11 Gewehre — um ihren Führer geſammelt und erwarteten die Muruts, deren Waffen auf ſie gerichtet waren. Da, im Augenblicke der höchſten Spannung, als ein furchtbares Blutbad drohte, erſchienen einige eingeborene Freunde, welche mit dem Rufe: „Feuert nicht“, ſich zwiſchen die Parteien warfen und durch ihre Vermittelung den drohenden Kampf verhüteten. Nach vieler Mühe ließen ſich endlich die Muruts überzeugen, daß die Fremden keine feindliche Abſichten hegten. Und was hatte nun Veranlaſſung zu dieſer Aufregung gegeben? Die armen Naturkinder hatten den Feldſtuhl Hatton's für eine zum Einfangen von Menſchen beſtimmte Maſchine gehalten, deren gefährlicher Wirkung ſie ſich durch einen kühnen Angriff zu entziehen gehofft hatten. Nachdem ſie einmal über dieſen Punkt beruhigt waren, benahmen ſie ſich ganz freundlich und verſtanden ſich gern zum Tauſchhandel.

Im Allgemeinen waren die von den Menſchen drohenden Gefahren noch nicht die ſchlimmſten. Die Flußfahrt erforderte immerwährend die größte Aufmerkſamkeit und trotz derſelben, wie wir ſchon geſehen haben, empfindliche Opfer, ja brachte auch ernſte Gefahr.

Daß der Weg durch das Land, ſo ſchön derſelbe auch aus der Ferne ſein mag, manche Schwierigkeiten bietet, haben wir ſchon im Allgemeinen bemerkt; um dieſelben näher kennen zu lernen, wollen wir dem Tagebuche Hatton's eine weitere Notiz entnehmen. Sie befanden ſich auf einem Hügel mitten in einem undurchdringlichen Sumpflande. So weit ſie von den Bäumen, welche ſie erkletterten, um ſich ſehen konnten, erblickten ſie nichts als Moraſt und wieder Moraſt, bedeckt mit etwa 20 Fuß langem Graſe, welches ſo ſcharf wie ein Meſſer war. Es blieb nichts übrig, als umzukehren und ſich den Rückweg über das Tags vorher überſchrittene Sumpfland zu bahnen; das glückte auch nach vieler Mühe. Ein kleiner Fluß hemmte den Marſch; um den Uebergang zu ermöglichen, mußte erſt mit vieler Mühe und ungenügenden Geräthſchaften ein Baum gefällt werden, der als Nothbrücke diente. Eine Elephantenſpur gab den Weg an, dem man zu folgen hatte. Nach dreiſtündigem Marſche wurde erſchöpft Halt gemacht, kein anderes Waſſer als dasjenige, welches in Schlammlöchern angetroffen wurde, war zu bekommen; trotz des abſcheulichen Geruches mußte man es benutzen; das Reſultat dieſer ſtundenlangen Anſtrengung war, daß die Reiſegeſellſchaft acht Meilen in dem Dickicht zurückgelegt hatte. Und ſo ging es tagelang weiter — es war bei dem vergeblichen Verſuche, ſich einen Weg vom Kinabatangan quer durch das Land nach dem Segamafluſſe zu bahnen —, bis ſelbſt Hatton ſich genöthigt ſah, den Verſuch aufzugeben und von der Mündung des Fluſſes längs der Küſte zum Segama zu gelangen. Auch dieſer Weg, den Hatton mit einigen Begleitern zurücklegte, bot Schwierigkeiten aller Art; der Strand war mit Baumſtämmen und angeſpültem Holze bedeckt, der Sand ging in Schlamm über, in den die Reiſenden bis zu den Knien einſanken, während die glühende Sonne ſie mit ihren Strahlen beinahe verſengte; es blieb nichts übrig, als mit wunden Füßen und trockener Kehle den mühevollen Weg fortzuſetzen. Am folgenden Tage verſuchte man es in den Prahus, doch Himmel und Waſſer waren den Reiſenden nicht günſtig; drei Stunden

lang, von 8 bis 11 Uhr, kämpfte man vergebens gegen die Gewalt der Wellen, welche die Boote zu begraben drohten. Nun wurde der Landweg wieder versucht, doch auch hier fand man Schwierigkeiten; der Regen fiel in Strömen, man versank bis an die Knie im Moraste und zu allen Unannehmlichkeiten gesellte sich noch die größte Plage der Tropengegenden: ungeheure Moskitoschwärme, welche mit dem Lärme der vielen Gongs, die man, leider aber nur aus der Ferne, hörte, die Nachtruhe der Reisenden unerbittlich störte. Auch aus den Berichten Hatton's empfängt man den Eindruck, daß es, wie wohl überall, auch in den Tropen die kleinen Feinde sind, welche dem Menschen das Leben am unbehaglichsten machen. So ist z. B. bei den Reisen im Dschungel der Landblutigel eine der unangenehmsten Zugaben, sowohl weil der Biß, den man gewöhnlich kaum bemerkt, bis das Thier sich vollgesogen hat und abfällt, einen verhältnißmäßig großen Blutverlust verursachen kann, dann aber, weil die Bißwunden heftiges Jucken erzeugen und häufig Veranlassung zu bösartigen Geschwüren geben. Dr. T. H. Walker, der Chef-Arzt der Gesellschaft, von dem diese Bemerkung über die Blutigel herrührt, fügt weiter noch hinzu: „Ich habe von keinem Falle gehört, in dem Giftschlangen wirklichen Schaden gethan hätten und überhaupt nur wenige derartige Schlangen gesehen.“ Tausendfüße trifft man häufig in Häusern, ihr Biß ist nur ein paar Stunden lang schmerzhaft, Skorpione findet man gelegentlich in todtem Holze, unter Spänen u. s. w. Fische mit vergifteten Stacheln kommen häufig vor und verursachen manchmal recht böse Wunden. Hatton fertigt die Thierwelt mit gelegentlichen, hauptsächlich durch Vorgänge auf der Jagd hervorgerufenen Bemerkungen ab (auch den tödtlichen Schuß brachte er sich auf der Elephantenjagd bei), denen wir um so weniger folgen wollen, da seine Abenteuer dabei durchaus nicht ungewöhnlicher Natur sind.

Neuentdeckte Goldlager in Patagonien.

Daß in den Laplata-Staaten Südamerikas schon seit längeren Jahren Gold gewonnen wird, ist eine bekannte Sache, besitzen doch die Cordilleren an diesem Edelmetalle einen außergewöhnlichen Reichthum. In den Staaten Südamerikas, welche dem Stillen Ocean zugewendet sind, bildet der gewerbsmäßige Betrieb eine fortströmende Quelle, jedoch an den östlichen Abhängen ist der Gewinn an Gold durch Bergwerksbetrieb und auch die Goldwäscherei seither beschränkt geblieben.

Darin scheint ein Wandel bevorzustehen, indem jetzt an den südlichen Ostküsten, in Patagonien, Goldlager entdeckt worden sind. Nicht eigentlich sind sie jetzt erst entdeckt worden, denn daß Goldwäscher auch dort operirten, war gerüchtweise früher bekannt, den Nachrichten aber nicht viel Werth beigelegt worden. Ja, selbst in Buenos Aires lebende glaubwürdige Personen, welche die Goldlager kannten, maßen der Sache nicht den nunmehr erkannten Grad von Wichtigkeit bei, weil sie durch den Augenschein die Ueberzeugung erlangt zu haben glaubten, daß die Gewinnung des Goldes durchaus nicht leicht sei. Mit einem Male trat eine Aenderung ein. Um Mitte Januar d. J. kam aus Santa Cruz eine Depesche des argentinischen Transportschiffes „Villarino“ an den Präsidenten der Argentinischen Republik, welche bestätigte, daß vom Kommandanten Spurr die reichen Goldlager am Kap der Jungfrauen aufgefunden worden seien, mit deren Ausbeutung eine Anzahl von den Argentiniern nun vertriebene Chilenen ganz im Stillen beschäftigt gewesen waren. Mehrere Techniker, darunter ein Regierungsingenieur, waren Mitglieder der Expedition, welche abgesandt war, um die nöthigen Untersuchungen anzustellen. Begreiflicher Weise riefen diese Umstände eine gewisse Aufregung, ein ziemlich anhaltendes und mäßig sich steigerndes Goldfieber in Buenos Aires hervor, verursacht und unterhalten nicht zum geringen Theile durch ausführliche Berichte in der Presse. Sie erinnerten an die für Fabeln gehaltenen Gerüchte von dem gewaltigen Erzreichthume der fernen Südspitze, die nun doch wohl zur Wahrheit werden könnten. Eine anziehende Schilderung finden wir in der deutschen „Laplata-Zeitung“: „Das einsame, sturmgepeitschte Kap der Jungfrauen, dessen nackte Formationen von den schaumgekrönten Fluthen des Atlantischen Oceans mit ewigem Wellenschlage gebadet werden, ist seit einigen Wochen sammt der öden patagonischen Küste bis zum Rio Gallegos zu einem märchenhaften Eldorado geworden. Schon seit vielen, vielen Jahren wurden vereinzelte Stimmen hilfloser Schiffer laut, welche an jenen entlegenen Punkten und noch weiter im Süden bis an die Spitze des Feuerlandes und auf den Staaten-Inseln strandeten, daß sich an genannten Orten ein besonderer Reichthum an Mineralien mit goldigem Scheine kundgab; da aber diesen Schiffbrüchigen die nothwendigen geologischen Kenntnisse, sowie die Apparate zu einer genauen Untersuchung fehlten, so verhallten deren unsichere Angaben im Gewirre des Alltagslebens und das Gold in Patagonien blieb nach wie vor eine Illusion. Im Jahre 1860 wurde jedoch in Punta Arenas, resp. in einem links von besagter Verbrecherkolonie vorbei fließenden Flüßchen Gold entdeckt und später auch anhaltend gewaschen. Das Flüßchen, dessen Gewässer mit dem goldhaltigen Sande von dem Gebirge Bracknock herunter kommt, wurde „Las Minas“ genannt. Außer diesem giebt es in der Nähe noch einige andere Flüßchen und Bäche, wie Rio de la Mano und Rio de los Ciervos, die Gold enthalten, deren Wäschereien jedoch einen äußerst geringen Ertrag ergeben.“

Es wird dann weiter mitgetheilt, daß der argentinische Forscher Ramon Lista 1879 und 1880 in einer Reihe interessanter Berichte über den Goldreichthum von ganz Süd-Patagonien, über goldhaltigen Sand in den Quellen von Tres Chorillos und über goldhaltiges Erz nördlich vom Rio Belgrano geschrieben habe. Ferner, daß 1878 ein englischer Goldwäscher gemeldet habe, in allen Abflüssen der Cordilleren im südlichen Patagonien sei Gold zu finden. Solchen und ähnlichen Nachrichten habe man aber keine Beachtung gewidmet, bis endlich Ende vorigen Jahres der französische Dampfer „Artique“ nördlich vom Kap der Jungfrauen gestrandet sei, man von Punta Arenas Arbeiter zur Bergung der Ladung habe kommen lassen, die dann von den Kaufleuten an der Magelhaensstraße anfangs versuchsweise, nur wenn wegen widrigen Wetters am Strande nicht gearbeitet werden konnte, dann aber bei den sich einstellenden glänzenden Resultaten ausschließlich zum Waschen des Goldes verwendet worden seien. Die Entdeckung habe rundum ein echtes Goldfieber erzeugt und viele Unberechtigte nach den

Goldlagern geführt. Sie ſind nun, nachdem ſie lange ihr Thun und ihre Gewinnſte verheimlicht, aus dem Territorium verwieſen worden, von den nämlichen argentiniſchen Beamten, die mit der Unterſuchung beauftragt waren. Ehe noch das Reſultat, welches ſich dahin ausſpricht, daß der Minenreichthum ein ſehr bedeutender und weit größerer ſei, als der ſeiner Zeit in Californien ausgebeutete, in Buenos Aires bekannt wurde, liefen aus der aufgeregten Bevölkerung eine große Anzahl Geſuche um Landconceſſionen bei der Regierung ein. Die Wäſchereien ſollten aber nicht allein in Süd-Patagonien, am Kap der Jungfrauen, angelegt werden, ſondern man richtete ſein Augenmerk bis auf die Gebirgsabhänge des Neuquen-Territoriums, des Gebietes, welches in den letzten Zeiten wegen Koloniſationsverſuche ſeitens der argentiniſchen Regierung vielfach beſprochen wird, und das ebenfalls in den Ruf, Goldlager zu bergen, und wohl mit Recht, gerathen war. Bis Mitte Februar waren die Geſuche auf weit über 300 angewachſen, ohne daß ſie erledigt worden waren; ſie waren theils nicht bei der richtigen Behörde eingereicht, theils auch aus Unkenntniß nicht mit den erforderlichen Stempeln verſehen worden. Die Regierung, in ihrer Unſchlüſſigkeit, was zu thun ſei, ehe das Gutachten ihres Ingenieurs eingelaufen, hatte auch wohl andere Gründe für ihre Zögerung. Zur Kennzeichnung der immer noch in den argentiniſchen Staaten geltenden, an die Perſon des Präſidenten geknüpften Parteibevorzugung müſſen wir die Vermuthung ausſprechen, daß die Regierung bemüht geweſen iſt, ihren eigenen Anhängern einen beſonderen Vortheil bei der Ertheilung von Landconceſſionen zuzuwenden. Dieſe Abſicht, wenn ſie eine ſolche gehabt, wäre ihr auch inſofern gelungen, als ſie die anfangs nicht ganz ordnungsgemäß geſtellten Geſuche den anderen, nach altem, hervorgeſuchtem Minengeſetze beim Finanzminiſterium eingereichten hintanſetzte und alſo die ſpäteren als die zuerſt zu berückſichtigenden erklärte.

Der Chef der Minen-Abtheilung des Ingenieur-Departements, der nämliche, welcher von der Regierung an Ort und Stelle geſchickt war, hat ſein Amt niedergelegt und iſt, wie es demnach den Anſchein hat, unter günſtigeren Bedingungen von einer Privatgeſellſchaft für die Ausbeutung von Goldminen engagirt worden. Obgleich man ſomit annehmen muß, daß alle Nachrichten über die Ergiebigkeit der Goldlager vollſtändig ernſt zu nehmen ſind, ſo dürfen wir in unſerer Heimath dennoch nicht leicht den Glauben aufkommen laſſen, daß nun ein anderer Auswandererzug von kühnen Männern, die ähnliche Reichthümer und Gefahren ſuchen, als ſeiner Zeit in Californien geblüht haben, ins Werk zu ſetzen ſei. Es wird ſelbſt drüben davor gewarnt, allzu große Hoffnungen auf das neue Eldorado zu bauen; es ſeien vielleicht jetzt ſchon die Geſuche um Land hinſichtlich des geforderten Flächenraumes bedeutender, als das ganze als Goldlager in Betracht kommende, jetzt erreichbare Gebiet, und die klimatiſchen Verhältniſſe deſſelben ſind ohnehin für Aufenthalt und Verpflegung äußerſt ungünſtig. Alles, was man an maßgebender Stelle wünſcht, iſt, daß die Ausbeutung zum Beſten der Bevölkerung der Südſpitze der weſtlichen Hemiſphäre gereiche.

Es ſei hinzugefügt, daß aus 1000 kg bei erſter Waſchung 36 bis 40 g, bei einer nochmaligen 13 g Gold erzielt worden ſind, und dies mit unrationeller Einrichtung.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die auf S. 189 des vorigen Bandes angekündigte Theilung des Kreiſes Inowrazlaw (Regierungsbezirk Bromberg) erfolgte durch Verordnung vom 26. Mai zum 1. Juli d. J., aber aus naheliegenden Gründen ohne daß die abgetrennte Südhälfte den hiſtoriſchen Namen Kujavien erhalten hätte. Vielmehr wird dieſelbe den Namen ihres Hauptortes Strelno führen und die Städte Kruſchwitz und Strelno, ſowie die Polizeidiſtrikte Strelno I. und II. und Kruſchwitz umfaſſen.

— Von dem Phyſikaliſch-ſtatiſtiſchen Handatlas von Oeſterreich-Ungarn (Wien, E. Hölzel) iſt jetzt die vorletzte (ſiebente) Lieferung erſchienen, deren drei Karten die Vertheilung der Bevölkerung nach der Umgangs-, bezw. Mutterſprache, das Verhältniß von Acker-, Wald-, Wieſen- und Weinland zur Geſammtfläche und die Vertheilung des Großviehs in klarer, gefälliger Weiſe zur Darſtellung bringen. Die erſte und dritte Tafel nebſt Begleittext iſt von Dr. Franz Ritter von Le Monnier, die zweite von Dr. Joſ. Ritter von Lorenz-Liburnau bearbeitet. Von beſonderem Intereſſe iſt die Sprachenkarte, für welche zum erſten Male die Ergebniſſe der Volkszählung vom 31. December 1880 verwendet wurden, und welche inſofern auf einem neuen Principe beruht, als ſie nicht nur angiebt, welche Sprache in einem Gebiete die vorherrſchende iſt, ſondern auch, welche andere Sprachen und in welchem numeriſchen Verhältniſſe neben ihr ſich noch finden. Dadurch iſt allerdings ein ſehr buntes Bild entſtanden, in welches man ſich zuerſt nur langſam hineinfindet, das aber bei längerem Studium und unter Hinzunahme des Begleittextes viel des Intereſſanten bietet. Die Deutſchen zählen in der ganzen Monarchie faſt 10 Millionen Köpfe (26,48 Proc.) und ſind nicht nur das numeriſch ſtärkſte, ſondern auch das verbreitetſte von allen Völkern; nur in 12 von den 1100 Bezirken Oeſterreich-Ungarns finden ſie ſich gar nicht. Es giebt in der öſterreichiſchen Reichshälfte:

			Proc.
8 008 864	mit	deutſcher	Umgangsſprache (36,75)
5 180 908	„	czechiſcher u. ſlovakiſcher	„ (23,77)
3 238 534	„	polniſcher	„ (14,86)
2 792 667	„	rutheniſcher	„ (12,80)
1 140 304	„	ſloveniſcher	„ (5,23)
668 653	„	italieniſcher u. ladiniſcher	„ (3,07)
563 615	„	ſerbiſch-croatiſcher	„ (2,58)
190 799	„	rumäniſcher	„ (0,88)
9 887	„	magyariſcher	„ (0,05)

Die 15 642 102 Bewohner der Länder der ungariſchen Krone vertheilen ſich dagegen folgendermaßen:

6 445 487	(41,21 Proc.)	mit magyariſcher	Umgangsſprache
1 953 911	(12,49 „)	„ deutſcher	„
1 864 529	(11,91 „)	„ ſlovakiſcher	„
2 405 085	(15,38 „)	„ rumäniſcher	„
2 352 339	(15,04 „)	„ ſerbo-croatiſcher	„
356 062	(2,28 „)	„ rutheniſcher	„
206 238	(1,32 „)	„ anderen Umgangsſprachen	
58 451	(0,37 „)	Ausländer.	

Es würde hier zu weit führen, die inſtruktive Vertheilung auf die einzelnen Kronländer weiter zu verfolgen; aber

Ethnographen, Politiker, Journaliſten u. ſ. w. ſeien hiermit nachdrücklich auf die Karte und den Begleittext hingewieſen.

— Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachſen. Kleinere Schriften von Joſef Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. (Wien 1885. Carl Graeſer.) — Siebenbürgiſche Sagen, geſammelt und herausgegeben von Dr. Friedr. Müller. Zweite veränderte Auflage (Wien 1885. Carl Graeſer). Beide Bücher wenden ſich nicht unmittelbar an den Geographen und Ethnographen, ſondern zunächſt an den Germaniſten. Wer aber ein tieferes Verſtändniß für Land und Leute Siebenbürgens — nicht bloß der Sachſen — gewinnen will, wird manchen intereſſanten und werthvollen Beitrag finden. Urdeutſch und kerndeutſch blieb der ſeit 700 Jahren vom großen Stammvolke verſprengte Zweig im Fühlen und Denken, das beweiſt trotz der nicht verkennbaren 700jährigen Lokaleinflüſſe oft ſchwerer und bitterer Art jede Seite der obigen Schriften. Zum 100jährigen Geburtstage Jakob Grimm's ſind die im Grimm'ſchen Sinne verfaßten Schriften Haltrich's, die zwiſchen 1855 und 1881 verſtreut erſchienen, in neuer Bearbeitung, vermehrt durch Zuſätze aus handſchriftlichen Sammlungen und durch eigene dankenswerthe Beiträge über Volkswitz, Aberglauben und ſprichwörtliche Redensarten vom Rektor J. Wolff in Mühlbach herausgegeben. Der reiche Inhalt ordnet ſich in neun Abſchnitte: 1) Siebenbürgiſch-deutſche Thiermärchen. 2) Der Zigeuner im ſächſiſchen Volksmunde. 3) Sächſiſcher Volkswitz und Humor. 4) Die Welt unſerer Märchen und unſerer Kinder. 5) Kinderſpiele. 6) Stiefmütter, Stief- und Waiſenkinder. 7) Macht und Herrſchaft des Aberglaubens. 8) Sprichwörter, Redensarten, Interjectionen, Räthſel. 9) Inſchriften am Hauſe u. ſ. w. Ein Sachregiſter erleichtert die Benutzung. Die Abſchnitte zwei, drei, ſieben und neun dürfen den im Sinne Ritter's arbeitenden Geographen angelegentlichſt empfohlen werden. Den Referenten heimelten beſonders die häufigen Anklänge an die vorpommerſch-mecklenburgiſche Denk- und Redeweiſe an, auf die unter allen deutſchen Dialekten gerade am wenigſten hingewieſen iſt. Die von dem als Germaniſten rühmlichſt bekannten evangeliſchen Stadtpfarrer Müller in neuer Bearbeitung herausgegebenen Sagen bilden den erſten Band der Siebenbürgiſch-deutſchen Volksbücher, von denen der zweite die Märchen enthält, der dritte die trefflichen „Bilder aus dem ſächſiſchen Bauernleben" von dem ſeinem Volke und der Wiſſenſchaft zu früh entriſſenen Fr. Fronius. Müller leitet ſeine Sammlung durch eine kritiſche Vorrede (S. 1 bis 37) ein und gliedert ſeinen Stoff in Mythiſche Sagen und Geſchichtliche Sagen. Dem erſten Theile iſt auch ein Magyariſcher und Walachiſcher Sagenkreis beigegeben und einige Zigeunerſagen, oder richtiger Sagen von Zigeunern, die einen Vergleich mit dem zweiten Abſchnitte im erſtgenannten Buche, was ihre culturhiſtoriſche Bedeutung angeht, nicht vertragen. Die culturgeſchichtlichen Sagen veranſchaulichen uns oft ſehr ſchön die Tage der Türken- und Tatternnoth, das Elend der Curutzenkriege, die Vertheidigung ſächſiſcher Kirchenburgen. Der große Matthias Corvinus und der tolle Carl XII. begegnen uns in den intereſſanten Erzählungen. Wie die Türken 1689 über das wilde Gebirge nach Zerneſt kamen, ſucht die Sage folgendermaßen zu erklären (?): Sie banden Bäume mit dem Wipfel an den Schweif der Pferde, um ſie vor dem Abſtürzen zu bewahren, die Soldaten füllten Säcke mit Erde und zogen ſie hinter ſich her, um Halt zu haben, da die Säcke an den Felszacken hängen blieben! Die Sage beweiſt, daß den Zeitgenoſſen der plötzliche Ueberfall ſo unbegreiflich war wie uns, wenn wir im Angeſichte des wilden Königſteins den hiſtoriſchen Bericht uns vergegenwärtigen. P. L.

— Der Weinbau giebt nach Herrn Plaudren in Rumelien ſchöne Reſultate. Der rumeliſche Bauer liebt den Wein um ſo mehr, als er mit dem Boden etwas von der Verehrung geerbt hat, welche die Thracier Bacchus und ſeinem Getränke bezeigten. Der Wein iſt gut, und ſeitdem die Reblaus Südfrankreich verwüſtet hat, ſtehen die rumeliſchen Weine im Begriffe, ſich dort als Burgunder- oder Bordeauxweine zu naturaliſiren. Es würde vielleicht einfacher ſein, ſie in Frankreich zu verarbeiten, denn die rumeliſchen Winzer, die ſchon wenig mit dem verbeſſerten Anbau vertraut ſind, vernachläſſigen die Fabrikation gänzlich. Die Nachfrage iſt in Frankreich ziemlich ſtark, ſo daß man im Vilajet Adrianopel eine franzöſiſche Geſellſchaft für Weinbau, Fabrikation und Ausfuhr der Weine nach Frankreich gegründet hat. Hervorgehoben ſeien die Weine von Kirk-Kiliſſe, welche in Rumelien und ſelbſt in Konſtantinopel ſehr geſchätzt ſind. Beträchtlich iſt auch die Weinproduktion in Tatar-Bazardſchik, Karlovo, Kazanlik, Sliwno, Tſchirpan, Stanimaka, Diviſchkovo ꝛc. Auf der Wein-Ausſtellung in Bordeaux 1883 haben die Weine von Sliwno und Stanimaka die Medaille erhalten. Alle dieſe Weine koſten durchſchnittlich an Ort und Stelle etwa 20 Cent. der Liter. In der Stadt koſtet derſelbe Wein je nach der Qualität 28 bis 55 Cent. der Liter. Im Orient und beſonders in Konſtantinopel werden übrigens die ſogenannten Bordeauxweine und der franzöſiſche Import durch die Ungarweine allmählich verdrängt. Um einen Wein zu haben, der einigermaßen „bordelaiſé", d. h. gefälſcht iſt, muß man wenigſtens 4 bis 5 Francs für die Flaſche bezahlen, während ein guter leichter Ungarwein, der weit beſſer iſt als der falſche „Bordeaux", mit 1½ bis 2 Francs bezahlt wird.

— Auf Anregung Prof. L. Stieda's (jetzt in Königsberg, früher in Dorpat) hat wiederum einer ſeiner Schüler, Wladimir Diebold, ſich ein anthropologiſches Thema zu ſeiner Doktordiſſertation erwählt, indem er einen „Beitrag zur Anthropologie der Kleinruſſen", Dorpat 1886, veröffentlichte. Das Material zu demſelben war nur ſehr ſchwer zu beſchaffen; auf das Meſſen von Frauen mußte Diebold ganz verzichten, nicht weil dieſelben zu prüde ſind, ſondern weil ſie ſein Vorhaben einfach nicht verſtanden. Dagegen konnte er im Ganzen 200 männliche Einwohner des Kreiſes Uman im Gouvernement Kiew meſſen, deren kleinruſſiſche Nationalität feſtſteht (insgeſammt giebt es im Ruſſiſchen Reiche 12½ Millionen Kleinruſſen, außerdem über drei Millionen in Oeſterreich); es ſind das die erſten anthropologiſchen Unterſuchungen an lebenden Vertretern dieſes Volkes, welche zu folgenden Reſultaten führten: Die Kleinruſſen haben den nordſlaviſchen Typus trotz geſchichtlicher Einflüſſe ziemlich rein bewahrt; ſie ſind brachycephal, langarmig und liefern eine relativ ſehr bedeutende Zahl von kriegstüchtigen Rekruten im Vergleiche mit anderen Völkern Rußlands. Sie ſtehen ſchließlich ſehr nahe dem für die europäiſchen Völker aufgeſtellten Procentverhältniſſe zwiſchen der Länge der einzelnen Körpertheile und der Körperlänge (S. 45). Topographiſche Bedingungen und geſchichtliche Einflüſſe haben nach Diebold (S. 20) zum Reſultat gehabt, daß man die Kleinruſſen in drei Typen eintheilen kann: 1) den ukrainiſchen, 2) den poleſſiſchen und 3) den podoliſch-galiziſchen. Zum poleſſiſchen gehören die Bewohner der waldigen und ſumpfigen Theile des Kiewſchen, Wolhyniſchen und einiger Theile des Siedlezer und Grodnoer Gouvernements. Der podoliſche Typus findet ſich in Podolien, Galizien und Südwolhynien. Die übrigen Kleinruſſen gehören zum ukrainiſchen Typus. Dieſe Typen unterſcheiden ſich nicht nur durch Kleidung, Sitten, Gebräuche ꝛc., ſondern auch durch phyſiſche Eigenſchaften. Die Ukrainer ſind hoch, braunhaarig, die Podolier mittelhoch, meiſtens brünett, die Repräſentanten des poleſſiſchen Typus, Poleſchtſchuki (Waldbewohner) genannt, relativ klein von Wuchs und weiſen mehr Blondhaarige auf. Die Podolier tragen das Haar lang, die beiden übrigen Typen kurz geſchoren. Die Poleſchtſchuki ſtehen in intellektueller Beziehung niedriger, als die anderen, ſind auch in Folge des ſchlechteren Bodens ihrer Heimath ärmer; aus dieſen zwei Gründen iſt der Name Poleſchtſchuk eine Art Schimpfwort bei den Ukrainern. Auch die Sprache der drei Typen iſt etwas verſchieden; das beſte Kleinruſſiſch ſprechen die Ukrainer, die Podolier weichen davon

ab in grammatikalischer, die Peschtschuki in phonetischer Beziehung.

Asien.

— Ein neues Gebiet für deutsche Kolonisation, nämlich die Länder am unteren Euphrat und Tigris, bringt Prof. Dr. A. Sprenger in Heft 6 bis 8 des 15. Bandes der Sammlung von Vorträgen von W. Frommel und F. Pfaff (Heidelberg, Carl Winter), „Babylonien, das reichste Land in der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart", in Vorschlag. Was die politische Seite dieser Frage angeht, so lassen wir dieselbe hier bei Seite; eine deutsche Kolonisation erscheint uns dort, wenigstens für jetzt, ganz ausgeschlossen. Unmöglich wäre sie wohl nicht, wenn sie auch durch das Trockenlegen der Sümpfe ꝛc. ungezählte Opfer aus den ersten Generationen der etwaigen Ansiedler fordern würde. Was dem Büchlein dauernden Werth und großes Interesse verleiht, sind die im zweiten und dritten Abschnitte enthaltenen historischen Nachweise aus orientalischen Quellen, welche die einstige Fruchtbarkeit, das Kanalsystem und dessen Geschichte, die Besteuerungsweise und den Ertrag des babylonischen Alluviallandes, das an Größe etwa der Halbinsel Italien gleichkommt, behandeln. Sprenger führt uns z. B. das Besteuerungssystem und dessen oft gewaltige Erträge für die Zeit von 500 bis etwa 965 vor; im 13. Jahrhundert tritt dann der Verfall ein, die Beduinen werden die thatsächlichen Herren des Landes, die Bevölkerung verarmt, nimmt mehr und mehr ab; was die Räuber übrig lassen, holen die Beamten der ohnmächtigen Regierung und das fruchtbarste Gebiet des Orients wird zur Wüste, lange ehe die viel geschmähten Osmanen sich desselben bemächtigten. Greift Deutschland hier nicht zu, so wird nach Sprenger's Ansicht Babylonien einst russisch werden; möglich! vielleicht aber auch nicht!

— Die Zeitungsnachricht, daß Oberst Lockhart's Hindukusch-Expedition (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 127) in Badakschan gefangen genommen worden sei, bestätigt sich nicht und ist darauf zurückzuführen, daß er in Kila Pendsch (Wachan) vorübergehend aufgehalten worden ist. Er befindet sich jetzt in Zibah, 50 engl. Meilen südöstlich von Faizabad und will je nach Umständen von dort aus entweder in westlicher Richtung den Abhängen des Hindukusch folgen oder denselben im Dura-Passe überschreiten und so nach Tschitral gelangen.

— Am 29. März d. J. hat eine französische Abtheilung unter Oberst de Maussion die Stadt Lao-kai am oberen Rothen Flusse, die frühere Hauptstadt der Schwarzflaggen, welche etwa 300 km von Hanoi entfernt ist, besetzt, ohne Widerstand zu finden. Die Hoffnung, von Lao-kai aus mit der chinesischen Provinz Jünnan Handelsverbindungen anknüpfen zu können, hat dadurch neue Nahrung erhalten, um so mehr, als gleich nach der Besetzung und unerwartet schnell 20 chinesische Dschunken, mit Opium, Zinn und medicinischen Kräutern beladen, in Lao-kai eintrafen, und am 3. April sind deshalb zwei flachgehende Kanonenboote, „Cuveillier" und „Bobillot", von Hanoi abgegangen, um den Rothen Fluß, wenn möglich, bis zur chinesischen Grenze hinauf zu fahren und diese wichtige Wasserstraße in ihren Einzelheiten zu studiren und aufzunehmen.

Afrika.

— Ein englischer Ingenieur Jones hat jetzt die am Gebel Zeit am Rothen Meere erbohrten Petroleumquellen (s. „Globus" Bd. 49, S. 277) untersucht und hat sich nicht gerade günstig über die Aussichten einer Bearbeitung der Fundstelle ausgesprochen. Zunächst müßten 6000 bis 10000 Pfd. St. nur für weitere Bohrungen verwendet werden.

— Trotz der fast gleichzeitigen Niedermetzelung der Porro'schen und der Barral'schen Expedition hat der Italiener Augusto Franzoi doch auf genau demselben Wege, von Zeilah aus, eine Reise nach Schoa unternommen, welche ihn über den Schauplatz jener Greuelthaten führen muß. In Schoa will er mehrere Monate bleiben, um das Ende der Regenzeit abzuwarten, Maulthiere zu kaufen u. s. w. und dann über Kaffa nach den Aequatorial-Seen aufbrechen.

— Ein Telegramm aus Durban vom 23. Juni meldet die festliche Eröffnung der 190 engl. Meilen langen Eisenbahn von Durban nach Ladysmith, welche in ihrer Verlängerung die Goldfelder in Transvaal zu erschließen bestimmt ist.

Polargebiete.

— Nordenskiöld's Eiswanderung in Grönland reizt zur Nacheiferung. Wie Lieutenant Greely an die Schottische Geographische Gesellschaft schreibt, wollte sich Civilingenieur R. E. Peary Anfangs Mai nach Grönland begeben, um vom Omenak Fiord aus einen Punkt auf dem Binneneise zu erreichen, von welchem aus er den Gipfel des Petermannberges (am Ende des in die Ostküste einschneidenden Franz-Josef-Fiordes gelegen) zu erblicken vermag.

— Gegenwärtig hat sich im dänischen Grönland — schreibt Nordenskiöld („Grönland" S. 425 ff.) — zwischen den Innuit-Frauen und den dänischen Kolonisten, Walfischfängermatrosen u. s. w. eine neue Mischrasse gebildet, welche, da die Eingeborenen den europäischen Typus hübscher finden als den ihrigen, durch die Geschlechtswahl so überhand genommen hat, daß das, was wir reine Eskimozüge nennen, anfängt selten zu werden, wenigstens in der Nachbarschaft der Kolonien. Andererseits nehmen die Kinder aus gemischten Ehen, sofern nicht besondere Anstrengungen gemacht werden, um ihnen europäische Sitten und Sprache zu lehren, gewöhnlich schon in der ersten oder zweiten Generation vollständig Sprache, Lebensweise und Kleidertracht der Eskimos an, behalten aber ihre europäischen Züge unverändert oder nur auf solche Weise modificirt, daß der nordische Typus durch die Vermischung mit den dunklen Eingeborenen ein mehr südländisches Gepräge erhalten hat. Es entsteht also somit eine neue eingeborene Rasse, welche, so lange das Aussehen nicht durch die harte Lebensweise gelitten hat, oft recht hübsch ist. Zuweilen trifft man unter den Kindern und der Jugend dieser Mischrasse sogar vollendete Schönheiten. Auch auf der Küste von Labrador ist eine Mischrasse entstanden, und zwar hauptsächlich durch die Verheirathung englischer Matrosen mit Eskimo-Frauen. Dieselbe ist in vielen Hinsichten reich begabt, ist, wenngleich Lehrer und Schulen fehlen, des Lesens und Schreibens kundig, gewandt, frommherzig, aber nicht so muthig wie die Eingeborenen.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Pechuël-Loesche: Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung. II. (Schluß.) — Das nördliche Borneo. II. (Schluß.) — Neuentdeckte Goldlager in Patagonien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 27. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 5.

GLOBUS

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Die Auſtral- oder Tubuaï-Inſeln.

In der am 24. December 1885 zwiſchen Deutſchland und Frankreich hinſichtlich einiger Theile ihres Kolonialbeſitzes getroffenen Vereinbarung werden unter anderem die „Inſeln unter dem Winde“ erwähnt; Deutſchland verpflichtet ſich, nichts zu unternehmen, was eine eventuelle Beſitzergreifung der Inſeln und Riffe dieſer Gruppe durch die franzöſiſche Republik hindern könnte.

Ganz in der Nähe dieſer Gruppe liegt eine andere, in welche wir jetzt die Leſer des „Globus“ einführen möchten, wo der franzöſiſche Einfluß ſich ſchon lange geltend gemacht hat und wo die franzöſiſche Flagge gleich, nachdem ſie in Tahiti gehißt worden war, wenigſtens auf einigen der Inſeln ebenfalls aufgepflanzt wurde. Die Auſtral- (Raiwawaï-) Inſeln, welche die Franzoſen gewöhnlich Tubuaï-Inſeln nennen, liegen etwa 100 deutſche Meilen ſüdlich von den Geſellſchaftsinſeln, denſelben ziemlich parallel auf 144 bis 155° weſtl. L., die öſtlichen derſelben ſchon in oder auf der Grenze der gemäßigten Zone. Die Zahl der Inſeln, deren Oberfläche nur etwa drei bis vier Quadratmeilen einnimmt, beträgt ſechs, von denen fünf vulkaniſchen Urſprunges ſind; nur eine einzige iſt eine Lagunen-inſel. Von denſelben gehören Vavitu, Rapa und Tubuaï zu den franzöſiſchen Beſitzungen; die unabhängigen Inſeln, von denen Rurutu und Rimatara die bedeutendſten ſind, werden noch von einheimiſchen Fürſten beherrſcht, auf welche die wesleyaniſchen Miſſionare einen großen Einfluß ausüben ſollen. Im Allgemeinen ſind die Inſeln den Geſellſchaftsinſeln ſehr ähnlich, doch macht ſich die ſüdlichere Lage ſchon geltend, ſo daß auf der ſüdlichſten, Rapa, der Brotfruchtbaum nicht mehr gedeiht und die Kokospalme verkümmert. An Landthieren ſind ſie ſehr arm; die Ratte und das Schwein findet man überall, auf Rapa auch verwilderte Ziegen; wenige Landvögel und meiſt gar keine Reptilien kommen vor, dagegen ſind Seethiere häufig.

Wir ſchließen dieſer allgemeinen Ueberſicht die dem Berichte eines neueren franzöſiſchen Reiſenden [1]) entnommene Beſchreibung von Rurutu an. Die Inſel bietet dem Blicke des Reiſenden nicht den reizenden Anblick von Tahiti, welches vom Meere aus geſehen, das Auge des Beſchauers in hohem Maße feſſelt; die kahlen Bergſpitzen laſſen die Inſel im erſten Augenblicke als ganz unfruchtbar erſcheinen, um ſo mehr, als man die Klippen, welche ſich hoch erheben, weit her aus dem offenen Meere erblickt. Die Einfahrt iſt ziemlich ſchwierig, ſie iſt durch einen Strom ſüßen Waſſers gekennzeichnet, der ſich nach und nach einen Weg durch die Bänke gebahnt hat. Wenn man ſich der Inſel nähert, erblickt man ein gut bebautes Land und die Häuſer, welche unter den Bäumen halb verſteckt liegen, legen durch ihre verhältnißmäßige Vollkommenheit ein rühmliches Zeugniß ab für die Eingeborenen und die Miſſionare, welche es verſtanden haben, ſie zur Arbeit zu bewegen. Die Häuſer ſind von Holz und haben ſogar Glasfenſter. Das Haus des Königs und das proteſtantiſche Bethaus ſtehen neben einander; der Fürſt iſt zugleich Seelenhirt ſeines Volkes. Das Bethaus hat nichts Beſonderes in ſeiner Erſcheinung, es iſt ein gemeinſchaftliches Gebäude, wo die Gemeinde ſich verſammelt, um zu beten, geiſtliche Lieder zu ſingen und die Erklärung der Bibel zu hören. Das Haus des Fürſten iſt einfach ausgeſtattet; Pandanusmatten bedecken den Boden, in einem Gemache befinden ſich die Kochgeräthſchaften, welche eine ziemlich fortgeſchrittene Civiliſation andeuten.

[1]) Aylic Marin, „Tour du Monde“, Nr. 1291.

Digitized by Google

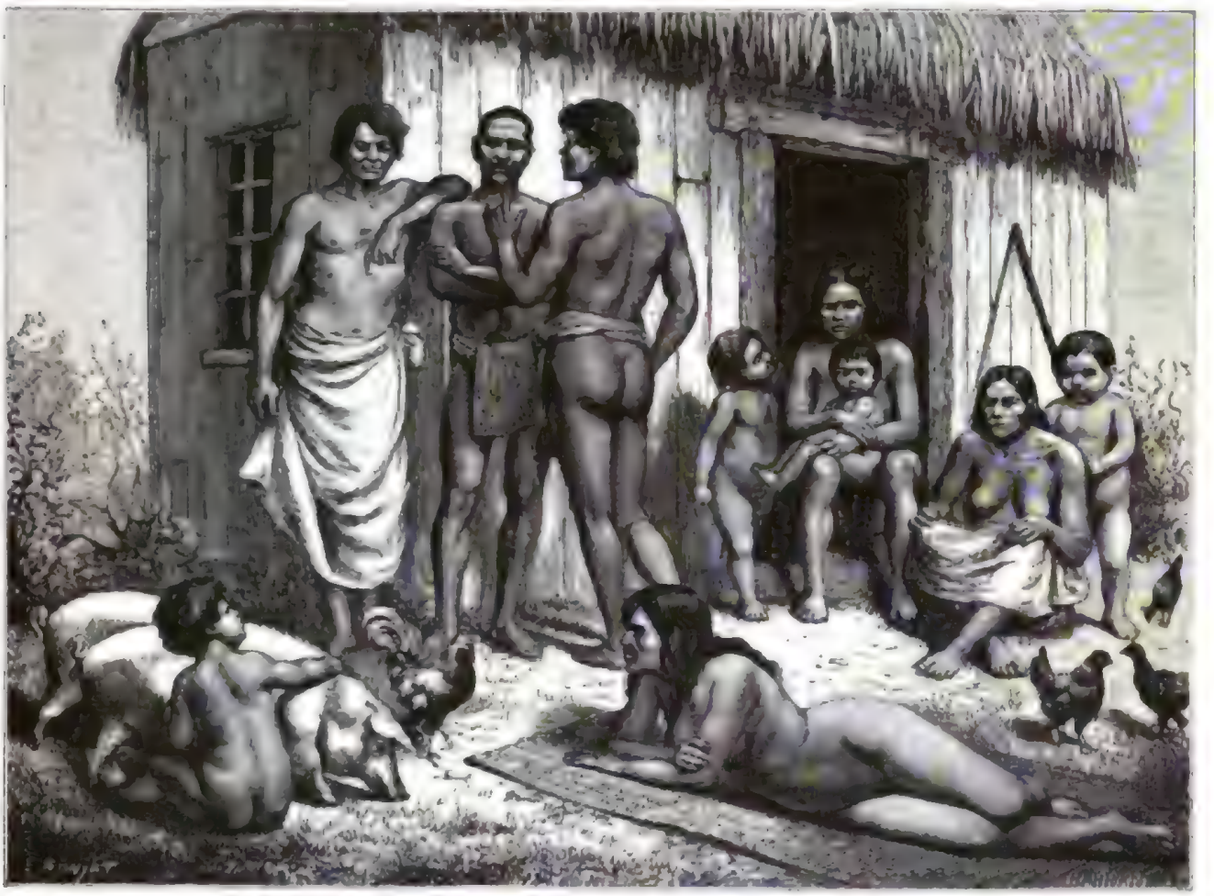
Das Haus des Königs und die Kirche auf Rurutu. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Als Lager dient ein Brettergeſtell, welches mit einer großen Zahl Matten an Stelle der Matrazen bedeckt iſt.

Die Bewohner dieſer Gruppe, deren Zahl ſehr zuſammengeſchmolzen iſt und auf höchſtens 1500 bis 1600 geſchätzt wird, zeigen nach Meinicke die größte Verwandtſchaft nach zwei Seiten, nämlich ſowohl mit den Eingeborenen von Tahiti, als auch mit den Herveyinſulanern, obwohl ihre Sprache ſich mehr derjenigen der erſteren nähert; auf Rapa dagegen haben ſie eine eigene Sprache, welche nach dem, was darüber bekannt geworden, die von Rarotonga iſt. Der eben genannte Autor glaubt daher, daß ſie Rarotonganer ſind, welche ſich durch die lange politiſche Verbindung mit den Geſellſchaftsinſeln, wahrſcheinlich auch durch Einwanderung von dorther, an die Sprache und Lebensweiſe der Bewohner jener Gruppe gewöhnt haben.

Sie ſind durchſchnittlich etwas kleiner als die Tahitier, aber ein ſchöner Menſchenſchlag, ſchlank, wohlgebaut, mit langem, ſchwarzem Haar und angenehmen Zügen, jedoch theilt der obengenannte franzöſiſche Reiſende die übertriebene Bewunderung für das ſchwächere Geſchlecht durchaus nicht, ja er iſt ungalant genug zu erzählen, daß er auf Tubuaï einige vollſtändig betrunkene Frauen geſehen hat, denen der Genuß des landesüblichen Orangeweins ſchlecht bekommen war. Auf anderen Inſeln fand das ſchöne Geſchlecht mehr Gnade vor ſeinen Augen, und die hier beigegebene Abbildung eines jungen Mädchens von Rimatara dürfte beweiſen, daß dieſe Aenderung ſeiner Anſicht vollkommen berechtigt war.



Eingeborene von Tubuaï. (Theilweiſe nach Photographien.)

Die Kleidung iſt im Allgemeinen ſehr einfach und hat durchaus nichts Maleriſches; bei den Männern genügt ein einfaches Hüftentuch, bei den Frauen ein um den Leib geſchlagenes Stück Zeug; nur bei feſtlichen Gelegenheiten tritt ein Oberkleid hinzu. Die Männer tragen zuweilen auch noch ein ſolches Stück Zeug (Pareo), auch wohl ein europäiſches Hemde, deſſen Zipfel luſtig im Winde flattern. Kleine Unterſchiede kommen natürlich auf den einzelnen Inſeln vor, z. B. ſchneiden die Inſulaner auf Rapa das Haar kurz ab, auf anderen Inſeln laſſen ſie es lang wachſen und entweder frei herabhängen oder es wird aufgebunden. Manche tragen eine Art Turban, auch mit Federn verzierte Mützen u. ſ. w. An Schmuck findet man Halsbänder von Pandanus, die Tatuirung kommt (oder kam) nur auf den weſtlichen Inſeln vor. Daß die Eingeborenen, durch den Einfluß der Miſſionare veranlaßt, große Sorge auf ihre Wohnungen verwenden, haben wir ſchon geſehen; auch dem Feldbau widmen ſie beſondere Aufmerkſamkeit, mehr, als man dies ſonſt von Polyneſiern gewohnt iſt. Bananen und Taro ſind diejenigen Pflanzen, welche beſonders angebaut werden; auf den weſtlichen Inſeln auch Baumwolle. Es wäre gewiß nicht unmöglich, andere Nutzpflanzen dort zu akklimatiſiren; Zuckerrohr, Kaffee und Tabak würden auch wohl gut gedeihen. Wie beinahe alle Bewohner der Inſeln des Stillen Oceans ſind ſie geſchickte Fiſcher und kühne Seefahrer; als tüchtige Schiffbauer verſtehen ſie es nicht nur, die verſchiedenartigſten einheimiſchen Fahrzeuge zu bauen, ſondern ſie haben es ſogar fertig gebracht, europäiſche Boote nachzuahmen; das Schnitzwerk, mit welchem ſie ihre Fahrzeuge verzieren, iſt ſehr ſchön gearbeitet. Sie bereiten aus Baum-

rinde Zeuge, färben ſie roth und ſchwarz und firniſſen ſie mit einem Pflanzengummi. Auch mit einigen anderen Induſtriezweigen ſind ſie bekannt; ſie verſtehen theilweiſe Zucker und verſchiedene Arten Schnaps zu bereiten, ebenſo verfertigen ſie ſich Lichter aus vegetabiliſchen Stoffen. Ihre Religion ähnelte, bevor die Miſſionare dorthin kamen, ganz der der Tahitier und Rarotonganer; Götterbilder, aus Holz geſchnitzt oder gut aus Stein gearbeitet, waren zahlreich. Die Marä genannten Tempel und Begräbnißſtätten kommen vielfach vor; es ſind viereckige Plätze, an zwei Seiten von hohen Steinwällen eingeſchloſſen, an der vierten Seite ein pyramidenartig aufſteigender Bau, wo die Altäre angebracht waren, während die gegenüberliegende Seite durch einen niedrigen Zaun abgeſchloſſen wurde. Auch

Junges Mädchen von der Inſel Rimatara. (Nach einer Photographie.)

andere merkwürdige Ruinen wurden auf den Bergſpitzen von Rapa durch Vancouver entdeckt; es ſollen viereckige Bauten aus zum Theil ſehr großen, gut gearbeiteten und polirten Steinen ſein, auch Knochen will man zwiſchen denſelben gefunden haben. Ob man es mit Feſtungswerken, wie vielfach angenommen wird, oder mit Begräbnißplätzen zu thun hat, ſcheint immer noch nicht ganz ſicher; es wäre vielleicht nicht ganz unmöglich, daß, theilweiſe wenigſtens, eine Täuſchung vorliegt; die ganze Inſel beſteht aus maleriſchen Felſenbergen und es iſt wohl bekannt, wie ſolche ſcharfgezeichnete Umriſſe häufig den Eindruck machen, als ob ſie von Menſchenhand gebildet wären.

Wir übergehen die älteren ſtaatlichen Zuſtände, um noch einige Worte über den Verkehr der Inſulaner mit Europäern beizufügen. Rurutu wurde von Cook 1769, Raiwawai [1]) von Boenechea 1772 (nach anderen Angaben von Gayangos 1775), und Tubuaï von Cook 1777, Rapa endlich von

[1]) Der Name nach Meinicke; bei Grundemann Raiwaiwai, auch Waroitu und Laiwawai.

Vancouver 1791 entdeckt. Die anderen Inſeln fanden Engländer erſt im dritten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts.

Das Chriſtenthum wurde von 1820 bis 1826 von den Geſellſchaftsinſeln aus eingeführt; zuerſt geſchah dies 1820 auf Raiwawai, wohin ſich ein tahitiſcher Lehrer, Paro, begeben hatte, dem ſpäter die Miſſionare Nott und Henry folgten. Die ganze Inſel wendete ſich bald dem Chriſtenthum zu. Auch auf Tubuaï hatte die ganze Bevölkerung kurz nach 1824 ſich vom Heidenthum losgeſagt. Auf Rurutu hat die Miſſion eine eigenthümliche, höchſt intereſſante Geſchichte [1]). Im Jahre 1820 war auf einigen Inſeln des Archipels, darunter auch auf Rurutu, eine anſteckende Krankheit eingeſchleppt worden. Sie wüthete hier ſo, daß nach kurzer Zeit von 6000 Einwohnern nur noch 314 übrig waren; darum ließen 1821 zwei Häuptlinge in ihrer Verzweiflung zwei Boote erbauen und, nachdem ſie ſo viel Begleiter wie möglich in dieſelben aufgenommen, ſtachen ſie in See, um dem Zorn der Götter zu entgehen. Zuerſt kamen ſie nach Tubuaï, von wo ſie nach einiger Zeit in der Hoffnung, daß die Seuche indeſſen aufgehört habe, in ihr Vaterland zurückzukehren beabſichtigten. Vom Sturm auf dem Meere erfaßt, ging eins der Boote unter, das andere erreichte nach unſäglichem Ungemach Maurua, wo die Bemannung von den Miſſionen hörte, und als ſie dieſe, noch 25 Köpfe ſtark, aufſuchen wollte, die Inſel Raiatea erreichte, wo ſie mit Staunen ſah, welche Veränderungen durch die Fremden bei ihren Stammesgenoſſen eingeführt waren. Als die Rurutuer zurückkehrten, erbaten ſie ſich die Begleitung von Miſſionaren und zwei Nationalgehilfen begleiteten ſie; bereits 1825 war die ganze Bevölkerung getauft. Auch auf Rimatara und Rapa faßte das Chriſtenthum feſten Fuß. Von Zeit zu Zeit wurde die Tubuaïgruppe von den Miſſionaren, welche ſich auf den Geſellſchaftsinſeln niedergelaſſen hatten, beſucht; nur eine kurze Zeit lang waren zwei Goßnerſche Miſſionare, Mohn und Hornes (1851), auf Rurutu dauernd thätig. Später machte ſich franzöſiſcher Einfluß geltend; trotzdem halten dieſe Gemeinden feſt an ihrem Gottesdienſt und die Miſſionare, die ſie von Zeit zu Zeit beſuchen, wiſſen nur Erfreuliches zu berichten. Eine weniger günſtig lautende Mittheilung wurde oben bereits angeführt. Wir wir beiläufig hören, hat ſich auf Raiwawai ein portugieſiſcher Handelsmann niedergelaſſen; auf den vorher genannten, von Frankreich in Beſitz genommenen Inſeln wird das Geſetz durch den unvermeidlichen Gendarm vertreten, um dem in die Sprache von Tahiti überſetzten Code Achtung zu verſchaffen. — Vielleicht war es gerade der Umſtand, daß dieſe Gruppe dem Verkehr mit den Europäern ſo fern geſtanden, der die Bevölkerung trotz ihrer Abnahme an Zahl auf eine verhältnißmäßig hohe Stufe geführt hat; jetzt bei häufigerem Verkehr zeigt ſich ſchon manches Zerrbild.

[1]) Grundemann (Burkhardt). Kleine Miſſions-Bibliothek IV, 2. Abth., S. 103.

Die Bogotáner.

Von Dr. Alfred Hettner.

I.

Bogotá, die Hauptſtadt der Vereinigten Staaten von Kolumbien, liegt tief im Inneren des Landes, hoch im Gebirge. Der Reiſende, der von Europa oder den Vereinigten Staaten von Nordamerika gekommen iſt und bei Savenitte den bequemen Poſtdampfer verlaſſen hat, muß dem Magdalenenſtrome 90 deutſche Meilen (in gerader Linie gerechnet) durch Savannen und Urwälder hindurch ſtromaufwärts folgen, und dann zweiundeinhalb Tage auf ſchlechten Saumpfaden emporklimmen, ehe er die Hochebene von Bogotá erreicht und an deren entgegengeſetztem Rande die Stadt ſelbſt liegen ſieht, welche ihm ſeine kolumbieniſchen Reiſegefährten als ein zweites Paris geſchildert haben [1]).

Erſt ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts giebt es eine Stadt Bogotá, aber nur der Name iſt neu, der Ort ſelbſt wurde ſchon im Jahre 1538, alſo 40 Jahre nach der Entdeckung Amerikas, gegründet. Sein urſprünglicher Name war Santafé, vom Ende des 18. Jahrhunderts fügte man, zur Unterſcheidung von anderen Santafé's, den von der alten Indianerhauptſtadt entnommenen Beinamen Bogotá hinzu, und ſeit 1819 ließ man die Bezeichnung Santafé ganz hinweg. Schon bei ſeiner Gründung war Santafé de Bogotá zur Hauptſtadt des neuen Königreiches von Granada beſtimmt, wie die Spanier die eben in dieſem Theile von Amerika eroberten Gebiete nannten. Und dieſen Rang der Hauptſtadt hat es ſowohl während der beinahe drei Jahrhunderte ſpaniſcher Herrſchaft, wie nach Erkämpfung der Unabhängigkeit durch alle politiſchen Wechſelfälle hindurch bewahrt. Aber nicht nur in politiſcher, ſondern auch in geiſtiger und ſocialer Beziehung iſt es die Hauptſtadt des Landes, während es wirthſchaftlich wenigſtens das Centrum für den ſüdlichen Theil der öſtlich vom Magdalenenſtrome gelegenen Staaten bildet. In Bogotá alſo vereinigen ſich die verſchiedenſten Elemente kolumbieniſcher Bevölkerung, haben wir die bequemſte Gelegenheit, kolumbieniſches Leben zu ſtudiren, wenngleich wir uns wohl bewußt bleiben müſſen, daß das Volksleben in großen Städten immer einen anderen Charakter annimmt, als es auf dem platten Lande beſteht.

Für das Gepräge jeder kolumbieniſchen Ortſchaft iſt es von der größten Bedeutung, welcher Höhenregion ſie angehört, denn je nach der Höhenlage ſind die klimatiſchen Bedingungen durchaus verſchieden. Tropiſches Klima und tropiſche Vegetation finden ſich in reiner Ausbildung nur in der tierra caliente, d. h. dem heißen Tieflande, etwa bis zu 500 m Meereshöhe. In der tierra templada kommen manche tropiſche Charakterpflanzen ſchon nicht mehr fort, und die tierra fria hat dieſelbe mittlere Jahrestemperatur und zeitigt dieſelben Pflanzen wie das mittlere Europa. Zu dieſer tierra fria gehört das 2600 m über dem Meeresſpiegel gelegene Bogotá. Jahr aus, Jahr ein herrſcht hier

[1]) Eine weit ausführlichere Beſchreibung des Weges von der Küſte nach Bogotá habe ich in dieſer Zeitſchrift Bd. 48, S. 87 ff. und 150 ff. gegeben.

eine Temperatur von 14 bis 15° C., und man könnte sein Klima als ein ewiges Frühlingsklima bezeichnen, wenn nicht viele Monate hindurch der Himmel in einen dichten Wolkenschleier gehüllt wäre und einen feinen, aber anhaltenden, Nieselregen herniedersendete. Andere Monate dagegen sind in der That wunderbar schön; nur in den Nachmittagsstunden ballen sich vielleicht dicke Wolken zusammen und stürzt ein wolkenbruchartiger Regen herab, um bald darauf wieder heiterem Himmel Platz zu machen. Einen herrlichen Anblick gewähren an solchen Tagen die Berge, welche sich unmittelbar hinter der Stadt steil 600 bis 1000 m über dieselbe erheben und an den Seiten der engen tiefen Schlucht des Rio San Francisco die beiden Kapellen Monserrate und Guadalupe wie Adlerneste tragen.

Der untere Theil von Bogotá liegt in der Ebene, der obere ist schon sanft geneigt, und die Vororte steigen an den Bergen in die Höhe. Die eigentliche Stadt ist, wie die meisten südamerikanischen Städte, durchaus schachbrettartig gebaut; die beiden Bäche, welche die Stadt durchfließen, bedingen die einzige Abwechselung in diesem Bauplane, dessen Regelmäßigkeit einem Beobachter auf den Anhöhen besonders häßlich entgegentritt. In Bezug auf die Architektur lassen sich drei Ringe unterscheiden. Den äußersten bilden die elenden strohgedeckten Lehmhütten, in welchen die ärmsten Klassen der Bevölkerung wohnen; wenn man sich dem Centrum nähert, kommt man zu getünchten, aus Adobes, d. h. lufttrockneten Ziegeln, gebauten und mit Ziegeln gedeckten, aber immer noch kleinen und einstöckigen Häusern, und in der Nähe der Plätze stellen sich größere zweistöckige (d. h. aus Erdgeschoß und einem aufgesetzten Stockwerk bestehende) Gebäude ein, welche vielfach mit hübschen Balkons und Simsen geschmückt sind. Eine ähnliche Rangordnung von innen nach außen läßt sich auch an den Straßen beobachten. Drei oder vier Straßen in der Nähe der Plaza sind verhältnißmäßig breit und gut gepflastert, die große Mehrzahl der Straßen aber ist nicht breiter als die engen Gassen einer mittelalterlichen Stadt. Auf beiden Seiten laufen Trottoirs, die aber gerade nur für zwei Personen breit genug sind, und da die Bogotaner der mittleren und unteren Klassen nie ausweichen, hat man beständig das Vergnügen, auf das Pflaster herunter zu treten, das meistens abscheulich und dabei stark nach der Mitte der Straße geneigt ist. Denn hier pflegen sich die sogenannten Caños zu befinden, offene Rinnen, in welche aller Unrath geworfen wird, und in welchen nach starkem Regen eine gewaltige, bald die ganze Straße erfüllende Wassermasse herabkommt. In den äußeren Stadttheilen ist von Pflaster keine Rede, ohne daß etwa Chaussirung an seine Stelle träte; bei Regen ist die Straße ein dicker Koth, in welchem sich die mineralischen und animalischen Bestandtheile nur noch schwer unterscheiden lassen. Wagen können dieser Caños wegen nur in wenigen Straßen fahren, alte und kränkliche Personen bedienen sich wohl schmutziger Tragchaisen, der Güterverkehr im Inneren der Stadt muß durch Träger oder kleine Esel vermittelt werden.

Von Nord nach Süd wird die Ausdehnung der Stadt etwa 3, von Ost nach West 2 km betragen, so daß sie einen Flächenraum von 4 bis 5 qkm bedeckt. Ueber die Einwohnerzahl sind wir nicht zuverlässig unterrichtet; die verschiedenen Zählungen haben so verschiedene Resultate ergeben, daß wir ihnen keinen Glauben schenken können; eine nach dem Flächenraum und der Art der Bewohnung ausgeführte Schätzung führt uns auf eine Bevölkerung von 50 000 bis 60 000 Seelen.

Wenn wir uns in irgend eine Bogotaner Straße, z. B. die Calle Real oder die Calle Florian, versetzen und das Aussehen und Gebahren dieser Bevölkerung mustern, so tritt uns dieselbe auffallende Mischung europäischer und fremder Züge entgegen wie im Baue der Stadt. Bei den höheren Ständen sind die Ruana[1]) und der hohe Strohhut, welche ihnen für Reise und Landleben ganz unentbehrlich erscheinen, für die Stadt selbst verpönt. Auch der alte spanische Mantel wird jetzt nur noch von einzelnen älteren Herren getragen, die große Mehrzahl kleidet sich durchaus in europäischer Weise. Der feine Bogotaner trägt nur selten helle Anzüge, weiche Filz- oder gar leichte bequeme Strohhüte, meist stolzirt er in schwarzem Anzuge und Cylinder einher. Der elegante Stutzer, der erst kürzlich aus Paris zurückgekommen ist und sich eine große Auswahl von Anzügen neuester Mode mitgebracht hat, gleicht mit seinen Lackstiefeletten, dem eingeklemmten Monocle, dem weibischen Habitus durchaus den Dandies unserer Hauptstädte.

Der vornehme Bogotaner pflegt sich seiner kastilianischen oder wenigstens spanischen Abstammung zu rühmen, und wenngleich dieselbe wohl nur in seltenen Fällen wirklich ganz ungetrübt ist, so wiegt doch der spanische Typus mit seiner merkwürdigen Vereinigung indogermanischer und semitischer Züge bei ihnen entschieden vor; hohe Gestalten und schön geschnittene Gesichtszüge sind keine Seltenheiten.

Auch die Leute der mittleren Volksschichten würden es als eine große Beleidigung empfinden, wenn man sie anders denn als Blancos, d. h. als Weiße, bezeichnen wollte, und doch fließt mindestens ebenso viel indianisches wie europäisches Blut in ihren Adern. Sie sind meist kleiner und häßlicher als ihre vornehmeren Mitbürger. Die Kommis und Subalternbeamten suchen es diesen in der Tracht möglichst gleich zu thun, tragen schwarzen Anzug und Cylinder, die freilich oft bedenklich abgeschabt und zerrissen sind, die Gewerbetreibenden bedienen sich hier, wie auf dem Lande, der Ruana und des Strohhutes.

Man ist gewöhnlich auf den ersten Blick im Stande, nach Tracht und Aussehen die Männer der höheren und mittleren Stände zu unterscheiden. Bei den Frauen ist das meist schwieriger, weil sie alle auf der Straße statt des Hutes die uns so fremdartig anmuthende schwarze Mantilla um den Kopf zu nehmen pflegen, die ihnen tief über die Schulter herabhängt. Für den Kirchgang hat diese Mantilla noch die unbedingte Alleinherrschaft behauptet; als einmal katholische Europäerinnen ganz arglos mit Hut in der Kirche erschienen, begann der Priester gegen diesen Frevel zu donnern und erklärte, daß er die Messe nicht eher lesen würde, als bis sie den Hut abgenommen hätten. Die Bogotaner Frauen lassen sich dies tyrannische Verbot des Hutes auch ganz gerne gefallen, denn die Mantilla ist vorzüglich geeignet, eine unvollendete Toilette und ungekämmte Haare zu verbergen und doch die geschminkten und gemalten Gesichter und die koketten schwarzen Augen noch genügend hervorgucken zu lassen. Für Besuche und Einkäufe hat der Hut zum Theil die Mantilla verdrängt, aber die Farbe bleibt schwarz, und nur am Sonntag und in Gesellschaften erscheinen die Damen in extravaganten Pariser Toiletten.

Ob die jungen Damen Bogotás hübsch seien, das ist eine Frage, die mir natürlich oft vorgelegt worden ist: De gustibus non est disputandum. Manche unserer Landsleute haben sich durch ihre Augen und andere Reize gefangen

[1]) Der kolumbianische Name für Poncho; ein viereckiges Stück Tuch mit einem Schlitz in der Mitte, durch den man den Kopf hindurchsteckt.

nehmen laſſen, ich habe wenige geſehen, denen ich das Prädikat ſchön oder auch nur hübſch zuertheilen möchte. Die meiſten haben weder ſchöne Figuren, noch ſchöne regelmäßige Geſichtszüge, und der Ausdruck derſelben iſt mir oft geradezu unangenehm geweſen. Vor den bis zu den Augen herabhängenden, künſtlich wirren Haaren, vor der dick aufgetragenen Schminke und Farbe ſieht man beinahe nichts mehr von der natürlichen Phyſiognomie, die Züge ſind ſtumpf und geiſtlos, aus den Augen leuchtet lediglich Vergnügungsſucht und Koketterie entgegen, die Cigarette, welche ſie zwar nicht auf der Straße, aber ganz ungenirt in jeder Geſellſchaft rauchen, gewinnt ihnen auch nicht gerade unſere Sympathie. Mit vierzehn Jahren iſt das junge Mädchen ganz erwachſen, mit dreißig Jahren iſt es meiſt ſchon wieder verblüht.

Unter den Mädchen des Volkes, von ganz oder ziemlich reiner indianiſcher Abſtammung, ſcheinen mir hübſche Figuren und hübſche Geſichter viel zahlreicher zu ſein. Iſt es doch ein unberechtigter indogermaniſcher Hochmuth, wenn wir glauben, die körperliche Schönheit gepachtet zu haben! Von den Modenarrheiten der höheren Stände haben ſich dieſe Indianermädchen noch frei erhalten. Puder und Schminke ſind ihnen unbekannt, das lange ſchwarze Haar wird glatt geſcheitelt und hängt in zwei Zöpfen über den Gürtel herab, ſie tragen ein einfaches Kattunkleid, im Hauſe gehen ſie barfuß, auf der Straße in Alpargatas, d. h. Strohſandalen. Freilich iſt die Blüthe auch bei ihnen raſch vorbei. Die älteren Frauen ſind häßlich von Angeſicht und haben eine rauhe kreiſchende Stimme, grobe, gemeine Bewegungen. Sie begnügen ſich ſchon nicht mehr mit Cigaretten, ſondern rauchen Cigarren und ſtecken dieſelben, um ſich den Genuß zu vergrößern, mit dem brennenden Ende in den Mund. Vom Kopfe hängt ihnen die Manta herab, ein großes Shawltuch, das ebenſo wie der Rock gewöhnlich von dunkler Farbe iſt, und über der Manta tragen ſie einen kleinen Strohhut von derſelben Form wie die Männer.

Bei den Männern iſt die Friſche der Jugend noch viel raſcher verſchwunden. Unter den armen, in dürftigen Kleidern, oft in Lumpen umherlaufenden Kindern ſieht man recht viele hübſche Geſichter, aber ſchon im Jünglingsalter machen ſich die charakteriſtiſchen Züge der Chibcha-Indianer geltend, die wir nicht anders denn als häßlich bezeichnen können. Die Geſtalt iſt meiſt klein und ſchwächlich, die Stirn niedrig, die Backenknochen treten ſtark hervor, die Naſe iſt breit und ſtumpf, der Naſenſattel niedrig, die Augen ſelbſt ſind klein und ſchmal, die Hautfarbe ein leichtes Gelbbraun, der Bartwuchs ſehr ſpärlich, kurz das ganze Geſicht erinnert an den bekannten mongoliſchen Typus. Die ſtraffen und meiſt ſehr dichten ſchwarzen Haare werden mit Vorliebe in die Stirn hineingekämmt und dicht über den Augenbrauen abgeſchnitten.

Wenn man hört, daß dieſe unteren Volksklaſſen reine Indianer oder höchſtens Miſchlinge von Weißen und Indianern ſeien, ſo darf man freilich nicht an die federgeſchmückten Helden unſerer Indianergeſchichten denken, die jeden Begegnenden ſchlankweg ſkalpiren. Dieſes hier ſind harmloſe gutmüthige Geſellen, welche ihre Sprache und ihre Sitten längſt vergeſſen haben, dich auf Spaniſch anreden und vor dem Kruciſix ehrerbietig auf die Knie fallen. Statt des Federſchmuckes tragen ſie einen Strohhut, über dem Hemde hängt die bunte Ruana, an den Beinen haben ſie ganz gewöhnliche, vielleicht in Deutſchland verfertigte, Hoſen, die Füße ſind, wenn überhaupt, mit Strohſandalen bekleidet, und über das Ganze breitet ſich ein harmoniſcher Schmutz.

In jeder Straße Bogotás ſtößt unſer Auge auf eine Reihe auffälliger Typen, welche dieſen unteren Volksklaſſen angehören. Da ſind die Waſſerträger und -trägerinnen, welche in großen irdenen Gefäßen auf ihrem Rücken das Waſſer von den öffentlichen Brunnen in die Häuſer tragen, da ſind zerlumpte Geſellen, einfach als Peone bezeichnet, welche unſeren früheren Eckenſtehern entſprechen und irgend eines Auftrages harren, da kommen andere ſchon mit ſchweren Kiſten auf dem Rücken oder mit einer Trage voll von Möbeln, da ſitzen an den Mauern der Kirchen zahlreiche Bettler, welche die häßlichſten Geſchwüre zur Schau tragen und in Folge völliger Verwahrloſung ſtatt der Gliedmaßen oft nur noch Fleiſchklumpen haben und darin lediglich einen willkommenen Vorwand zum Betteln erblicken. Dort ſieht man einen Trupp von Sträflingen mit der Reinigung einer Straße oder einer ähnlichen Arbeit beſchäftigt. Zu ihrer Bewachung ſteht eine faſt ebenſo große Menge von Soldaten um ſie herum, meiſt Indianer aus Boyacá, oft blutjunge Burſchen von 14 bis 15 Jahren, die kaum ihr Gewehr tragen können. Die Uniform iſt der franzöſiſchen nachgebildet, aber meiſt in zerriſſenem Zuſtande, als Kopfbedeckung werden Käppis geliefert, aber da ſie gegen die ſtarken Sonnenſtrahlen nicht genügend ſchützen, trägt man lieber einen Strohhut und ſtülpt das Käppi auf dieſen auf. Marſch und Haltung laſſen viel zu wünſchen übrig, und es iſt überhaupt fraglich, wer elender und zerlumpter ausſieht, ob die Soldaten oder ihre Pflegebefohlenen, die Sträflinge, mit denen ſie kordial verkehren. Die Officiere, welche meiſt den mittleren Ständen angehören und einen wenig feinen und intelligenten Eindruck machen, gehen gewöhnlich im Civilanzuge und tragen nur die Mütze und im Dienſte den Säbel als Abzeichen ihres Berufes.

Damit ſind die wichtigſten Typen bezeichnet, welche uns in den Bogotaner Straßen entgegentreten. Ein Leſer, der etwa Buenos Aires oder Valparaiſo kennt, dürfte erſtaunt ſein, daß ich die Fremden nicht erwähnt habe; aber in Bogotá iſt die Zahl derſelben in der That verſchwindend gering. Die Zahl der Deutſchen mit ihren Frauen und Kindern beträgt nicht mehr als 40 bis 60 Seelen; es ſind namentlich Kaufleute, einige wenige Lehrer und Handwerker. Die engliſche Kolonie iſt noch ſchwächer und zerſplitterter. Etwas zahlreicher ſind die Franzoſen und Italiener, jene Modiſten, Friſeure, Tiſchler und dergl., dieſe beſonders Klempner und Schuhmacher. Jeder Fremde der höheren Stände iſt in ganz Bogotá von Anſehen bekannt, jeder neue Ankömmling iſt ein Wunderthier, das neugierig begafft wird, bis er allmählich eine gewöhnte Erſcheinung des Bogotaner Straßenrepertoires geworden iſt.

Die Herkunft der Bohne.

F. M. Es hat lange Zeit die Anſicht geherrſcht, daß die Griechen und Römer unſere gemeine Schmink- oder Gartenbohne (Phaseolus vulgaris) unter den bei den alten Schriftſtellern vorkommenden Namen Dolichos, Phaseolos, Faseolus, Phasiolus, Smilax Kepaea, Loboi angebaut hätten, und man verlegte ihre urſprüngliche Heimath theils nach Indien, theils nach Kleinaſien. G. v. Martens führt die Stelle des Homer, Ilias 13, 588 an: „Wie von der breiten Schaufel herab auf geräumiger Tenne, Hüpfet der Bohnen Frucht, der geſprenkelten, oder der Erbſen“, um zu beweiſen, daß zu Homer's Zeiten die Gartenbohne ſchon eine häufig gebaute Hülſenfrucht war. Doch hat Wittmack unter den von Virchow aus Troja mitgebrachten Samen an Hülſenfrüchten nur Saubohne (Vicia Faba), Erve (Ervum Ervilia), Gartenerbſe (Pisum sativum) und vielleicht rothe Platterbſe (Lathyrus Cicera), aber keine Bohne (Phaseolus) gefunden. Wittmack folgt der Anſicht Victor Hehn's, daß Homer die Saubohne (Vicia Faba) gemeint habe.

Auch in den Pfahlbauten der Schweiz, Savoyens, Oeſterreichs und Italiens hat man, wie Decandolle [1]) erwähnt, die Bohne nicht gefunden. Ebenſowenig finden ſich Anzeichen von ihrem Vorkommen im alten Aegypten. Man kennt ferner keinen hebräiſchen, altchineſiſchen oder Sanskrit-Namen, welcher denen von Phaseolus oder Dolichos der Botaniker entſpräche. Hiernach ſchien es ſchon ſehr zweifelhaft, daß die Kultur der Bohne in Europa und dem Orient eine ſehr alte ſei. Immerhin glaubte man annehmen zu können, daß mit dem Dolichos des Theophraſt unſere Stangenbohne, mit dem Faſiolos des Dioscorides die Zwerg- oder Strauchbohne unſerer Kulturen gemeint ſeien, welche beide die jetzigen zwei Hauptraſſen der gemeinen Schminkbohne (Phaseolus vulgaris) ausmachen.

Dieſe Anſichten wurden aber gänzlich verändert, als Reiß und Stübel aus den Gräbern des Todtenfeldes von Ancon in Peru Samen mitbrachten, unter welchen L. Wittmack unſere Gartenbohne fand [2]). Die peruaniſchen Mumien ſind bekanntlich meiſt in hockender Stellung in den Gräbern zu finden; ſie halten oft einen Maiskolben in der Hand, oder Mais in Kolben reſp. in Körnern, ſowie andere Nahrungsmittel ſind ihnen in einer Schale beigegeben. Die Bohnen (Phaseolus vulgaris) fanden ſich theils ganz für ſich allein in einer Schale, theils im Gemenge mit der in Peru und Chile einheimiſchen Art Phaseolus Pallar Molina, die mit der Mondbohne (Ph. lunatus) nahe verwandt ſcheint [3]), ferner mit Maiskörnern, Kürbiskernen ꝛc. Von unſerer gemeinen Bohne traf Wittmack unter den peruaniſchen Funden drei Sorten an, von denen die eine mit der jetzt in Europa und vielen Kolonien maſſenhaft gebauten purpurrothen Dattelbohne (Phaseolus vulgaris var. oblongus purpureus) genau übereinſtimmt, während die anderen der elliptiſchen Ph. vulg. var. ellipticus und der kugeligen Ph. vulg. var. sphaericus angehörten. Die erſtere ſoll nach v. Martens in Europa erſt ſeit etwa 1853 bekannt ſein. Es iſt daher nicht anzunehmen, daß ſie erſt von den Spaniern aus Europa nach Peru gebracht worden ſei. Wenn ferner auch das große Todtenfeld von Ancon zur Zeit der Eroberung oder ſpäter noch Leichen aufgenommen hat (was nach allen Anzeichen wohl möglich iſt), ſo iſt doch, wie Wittmack zu bedenken giebt, kaum anzunehmen, daß die Eingeborenen ihren Todten vorzugsweiſe neu eingeführte Produkte ſollten mit ins Grab gegeben haben. In Bezug auf Begräbniß-Ceremoniell verläßt man noch heutzutage ſelten die alte, gute Sitte. Auch iſt es Decandolle aufgefallen, daß in der von de Rochebrune aufgeſtellten Liſte von Pflanzenarten aus den Gräberfunden nur amerikaniſche Arten vorkommen [1]). Augenſcheinlich ſind alſo dieſe Pflanzen und Samen entweder vor der Eroberung niedergelegt worden, oder es haben auch die Bewohner Sorge getragen, in die ſpäteren Gräber keine ausländiſchen Arten hineinzulegen.

Wittmack ſpricht daher die Anſicht aus, daß die Gartenbohne gar nicht in der alten Welt, ſondern in Amerika einheimiſch ſei [2]). Er ſtützt ſich dabei des Weiteren auf eine Stelle Acoſta's (Historia natural y moral de las Indias 1590, p. 245, I.), wo es heißt: „Und nun auf die Küchenkräuter und Küchengewächſe zu kommen! Obgleich es davon verſchiedene giebt und viele andere außer den genannten (d. h. Ananas, Melonen und Obſt), ſo habe ich doch nicht gefunden, daß die Indianer beſondere (mit Mauern umgebene) Küchengärten haben, ſondern daß ſie (einfach) Stücke Landes für die Gemüſe, die ſie brauchen, bebauen, wie z. B. für die, welche ſie Friſoles und Pallares nennen, und die ihnen dienen wie uns die Kichererbſen (oder Erbſen), Saubohnen und Linſen, und ich habe nicht bemerkt, daß ſie dieſe (d. h. letztere), noch andere Gattungen europäiſcher Gemüſe vor der Ankunft der Spanier hatten.“ An einer anderen Stelle (l. c. p. 271) nennt Acoſta Alles, was von den Spaniern nach Amerika gebracht ſei, darunter ſind Friſoles nicht verzeichnet.

Das Wort frizol oder friſol (Bohne) wurde gewöhnlich von phaseolus abgeleitet. Nach Chao's Diccionaro encyclopedico (1853) iſt es aber ein amerikaniſches Wort; wie Dr. Reiß vermuthet, ſtammt es von Weſtindien oder der Nordküſte Südamerikas. Daß die grönländiſchen Vorläufer des Columbus die Bohnen nach Amerika gebracht haben ſollten, iſt nicht wahrſcheinlich, noch weniger aber, daß die Bohnen ſich ſo ſchnell verbreitet hätten, um zur Zeit der alten Peruaner ſchon von dieſen benutzt worden zu ſein. Man könnte annehmen, daß ſie von aſiatiſchen Einwanderern nach Amerika gebracht worden ſeien. Dagegen ſprechen aber die bereits erwähnten Gründe. Wird doch in China die Gartenbohne kaum kultivirt!

Die Beſchreibungen der Alten laſſen ſich nun nach Wittmack eben ſo gut auf die mit der Bohne ſehr nahe verwandte Gattung Dolichos (langhülſige

---

[1]) Der Urſprung der Kulturpflanzen. Ueberſetzt von Goeze. 1884. S. 428.

[2]) Sitzungsber. d. Bot. Vereins der Provinz Brandenburg. 19. December 1879.

[3]) Die Mondbohne wird heute in allen Tropenländern angebaut und iſt ſicher in Südamerika einheimiſch; ob ſie außerdem in anderen Erdtheilen urſprünglich wild vorkommt, bleibt zweifelhaft. Decandolle iſt geneigt, anzunehmen, daß ſie durch den Sklavenhandel von Amerika nach Guinea eingeführt wurde und von dieſer Seite aus das Innere des Landes und die Küſte von Mozambique erreichte.

[1]) In dieſer Liſte kommt die Gartenbohne nicht vor.

[2]) Nachr. aus d. Klub d. Landwirthe. 1881, Nr. 115.

Bohne) deuten, von der man noch heutzutage, ſelbſt in Norditalien, namentlich eine weiße Sorte mit ſchwarzem Auge als faseoli all' occhi in großer Menge genießt.

Der Anſicht, daß die Gartenbohne amerikaniſchen Urſprungs ſei, ſtimmt Profeſſor Körnicke neuerdings vollſtändig bei und fügt den angeführten Gründen noch einen neuen hinzu[1]). Die Repräſentanten der Gartenbohne aus den Gräberfunden ſind nach Wittmack alle Strauchbohnen. Die Vertreter dieſer Art in Deutſchland und Italien im 16. Jahrhundert und auch lange nachher waren Stangenbohnen. Sie wurden nach dem Zeugniſſe von Hieronymus Bock (1539) und Caeſalpin gleich in zahlreichen Farbenvarietäten eingeführt. Vorher waren ſie in beiden Ländern unbekannt und daher wahrſcheinlich auch in Frankreich. Die niedrigen Strauchbohnen ſind erſt viel ſpäter eingeführt worden. Es würde nun ſehr auffallend ſein, wenn ſie in Spanien ſchon vor der Entdeckung Amerikas kultivirt geweſen und nur nach dieſem Erdtheile, nicht auch nach Deutſchland und Italien gewandert wären.

Körnicke geht nun aber noch einen Schritt weiter, indem er die Frage präcis zu beantworten ſucht, was denn die unſerer Gartenbohne ähnliche Kulturpflanze der Alten geweſen ſei.

Zunächſt weiſt Körnicke die Angabe in Pritzel und Jeſſen, Die deutſchen Volksnamen der Pflanzen, daß man vor dem 16. Jahrhundert unter Phaſeolus Lupinen und Erbſen verſtanden habe, als in der Hauptſache unrichtig zurück.

Für die weitere Unterſuchung iſt es wichtig, daß nach Plinius, Dioscorides und Columella (1. Jahrh. n. Chr.) nicht bloß die Samen der Pflanze, ſondern namentlich die jungen grünen Hülſen genoſſen wurden. Aëtius (Anfang des 6. Jahrh. n. Chr.) ſagt ausdrücklich, daß dies nur mit dieſer Pflanze geſchähe. Auch iſt in Rechnung zu ziehen, daß dieſe Bohnen theilweiſe an Stangen gezogen werden mußten.

Nach Aëtius decken ſich die Namen Dolichos, Phaſiolos, Loboi und Melax Kepaea. Letzteres iſt offenbar die Smilax Kepaea des Dioscorides. Die dünnen Stengel dieſer Pflanze winden ſich nach Dioscorides um andere Pflanzen herum und erreichen eine ſolche Höhe, daß ſie Lauben bilden. Sie trägt eine Frucht wie das Bockshorn (Trigonella foenum graecum L.), nur länger und voller (fleiſchiger). In dieſer befinden ſich nierenförmige Samen von ungleicher Farbe, indem ſie zu einem Theile röthlich ſind. Die Frucht wird zuſammen mit dem Samen als Gemüſe gegeſſen.

Neben dieſer Smilax Kepaea ſchildert Dioscorides unter dem Namen Phaſiolos noch eine andere Nahrungspflanze, die auch grün genoſſen wurde, aber wahrſcheinlich nicht die Höhe der Smilax Kepaea erreichte.

Dieſe Angaben laſſen ſich nun nach Körnicke auf eine Bohnenpflanze beziehen, welche noch jetzt in wärmeren Ländern gebaut wird und von den Botanikern mit verſchiedenen Namen belegt worden iſt. Sie tritt in zwei Formen auf, nämlich als Strauchbohne und als Stangenbohne. Der erſteren ſind die Namen Dolichos melanophthalmus DC., D. monachalis Brotero, D. Lubia Forskal (Lubiabohne), D. sesquipedalis L. beigelegt worden. Die Stangenbohne erhielt die Namen Dolichos Catiang L. (Catiang iſt der Sunda-Name für die bohnenartigen Pflanzen), D. sinensis L., D. tranquebaricus Jacquin[2]).

Der Stangenform würde nun nach Körnicke im Allgemeinen die Smilax Kepaea, der Strauchform der Phaſiolos des Dioscorides entſprechen.

Der Name Phaſiolos (bei anderen Schriftſtellern Phaſeolos, phaselos[1]) iſt unter verſchiedenen Formen in das Lateiniſche und ſpätere Griechiſch übergegangen. Heutzutage werden als Phaſulia unſere gewöhnlichen Gartenbohnen in Griechenland bezeichnet; Phaſulia Smyrnaika ſind dagegen Dolichos melanophthalmus, welcher dort häufig gebaut wird. Die Römer kannten nur dieſe Strauchform. (Der Phaſeolos des Galen bezeichnet dagegen eine Stangenbohne.) Ein Faſiolus findet ſich unter der Liſte der Gemüſe, welche Karl der Große auf ſeinen Beſitzungen auszuſäen befahl, doch glaubt Körnicke dieſen nicht hierher ziehen zu dürfen, da Dolichos melanophthalmus einen wärmeren Sommer verlangt, als Deutſchland ihn bietet[2]). Dagegen wird der Faſeolus des Albertus Magnus unſere Art ſein, da die Samen das charakteriſtiſche Merkmal des Dolichos melanophthalmus DC., nämlich einen ſchwarzen Fleck am Nabel zeigten. Die Bohnen, von denen Petrus de Crescentiis (um 1305) und Caeſalpin (1583) ſpricht, waren auch niedrige Strauchformen. Die Abbildung, welche Matthioli (1558) giebt, beweiſt wenigſtens für Italien mit Sicherheit, daß die niedrige Bohne nicht unſere Gartenzwergbohne (Phaseolus vulgaris nanus) war. Ja, es findet ſich ſogar ſchon in dem farbigen Bilderwerke des venetianiſchen Arztes Ninio, De simplicibus, aus dem Jahre 1415 auf der St. Markus-Bibliothek in Venedig als Faſeolus der Dolichos melanophthalmus DC. abgebildet. Daſſelbe iſt der Fall in den beiden Codices des Dioscorides aus dem 5. Jahrhundert n. Chr., welche als Phaſiolos die genannte Pflanze abbilden, während für Smilax Kepaea eine Darſtellung fehlt.

Es ſei noch erwähnt, daß die Bezeichnung Lubia (Loubya, Loubye), unter welchem Namen die Dolichos Lubia Forsk. in Aegypten angebaut wird, wahrſcheinlich mit dem griechiſchen Loboi (ſ. o.) zuſammenhängt. Der Name ſcheint von den Arabern übernommen und weiter verbreitet worden zu ſein und er bezeichnet heute faſt überall, wo Arabiſch geſprochen wird, die alte Bohne. Auch in der Oaſe Siwah, wo nur Wenige Arabiſch verſtehen, wird ſie Lubié genannt. In Chiwa (Centralaſien) heißt ſie Lobia. In Oſtindien beſteht der Name Lobia für die alte Bohne neben Loba, welcher die Gartenbohne bezeichnet. Im heutigen Griechenland bedeutet Lubia unſere Gartenſtrauchbohne.

Die ganzen Hülſen der alten Bohne, deren beide Formen (Stangenbohne und Strauchbohne) Körnicke unter dem Namen Vigna sinensis Endl. zuſammenfaßt, werden in Italien und Griechenland gegeſſen, aber, wie es ſcheint, als Salat. In Peking eſſen die Europäer die jungen Hülſen gekocht, die Chineſen vermuthlich auch. Die Pflanze wird um Peking viel gebaut, aber die Gartenbohne fehlt daſelbſt.

Das Vaterland der alten Bohne iſt Centralafrika, wo ſie nach Schweinfurth wild wächſt. Schon Schimper ſammelte ſie 1837 in Abeſſinien, Kotſchy in Kordofan. Wie ſie von dort aus nach Europa gekommen iſt, bleibt räthſelhaft. Von ihrem Anbau in Aegypten im Alterthume iſt nichts

[1]) F. Körnicke, Zur Geſchichte der Gartenbohne. Verhdl. d. Naturhiſt. Vereins der Preuß. Rheinlande und Weſtphalens. 1885.

[2]) Wie wir oben ſahen, hat bereits Wittmack auf die Möglichkeit hingewieſen, daß die alte Bohne der Gattung Dolichos angehörte.

[1]) Nach Galen iſt phaſelos nicht daſſelbe wie phaſeolos, ſondern bedeutet einen Lathyros (Lathyrus sativus L.). Er ſcheint dieſen phaſelus ſelbſt nicht geſehen zu haben. Körnicke vermuthet, daß es die rothblühende Erbſe geweſen iſt, welche daher ſpäter in Weſtdeutſchland die Namen Fäſelen, Feſeln oder Faſeln geführt habe.

[2]) Was iſt denn nun aber dieſer Faſiolus? Vielleicht die Lupine, wie Pritzel und Jeſſen (ſ. o.) wollen?

bekannt; erſt im 6. Jahrhundert wird ſie erwähnt. Den Griechen war ſie ſchon vor den Zügen Alexander's des Großen bekannt. Von ihnen haben ſie jedenfalls die Römer bekommen.

Auch für die Gartenbohne hat Prof. Rein Afrika als Vaterland angenommen. Doch haben wir keinerlei Anzeichen, daß ſie dort wild vorkommt. Auch wird ſie im Inneren Afrikas nicht angebaut, ſondern die Mondbohne (Phaseolus lunatus) vertritt ihre Stelle. Nach Allem, was wir bis jetzt wiſſen, iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß unſere Bohne außer in Amerika auch in der alten Welt urſprünglich einheimiſch ſein ſollte[1]).

Als ein etymologiſches Kurioſum mag noch die Herkunft der franzöſiſchen Bezeichnung „haricot“ für Bohne erwähnt werden. Decandolle leitete das Wort von dem italieniſchen „Araco“ ab, welches ſich bei Durante und Matthioli findet und die Ochererbſe (Lathyrus Ochrus) bezeichnet. Körnicke widerſpricht dieſer Anſicht, indem er meint, daß „Araco“ nur ein gemachter Büchername ſei, den man aus dem griechiſchen „Arakos“ gebildet habe, weil ein italieniſcher Volksname für dieſe dort nicht kultivirte, ſondern nur als Unkraut wachſende Pflanze nicht vorhanden geweſen ſei. Ein ſolcher künſtlicher Name werde aber ſchwerlich vom Volke auf eine zur Zeit ſchon ſehr viel gebaute und genoſſene Pflanze übertragen worden ſein.

Körnicke hält dagegen die Erklärung für richtig, welche ſich im „Dictionnaire historique de l'ancien langage françois“ von La Curne de Sainte-Palaye findet. Haricot bezeichnet urſprünglich ein Gericht aus klein geſchnittenem Hammelfleiſch mit verſchiedenen Zuthaten. Als ſolche nahm man ſpäter Gartenbohnen (urſprünglich Fèves peintes genannt[1]) und nannte dieſelben daher fèves de haricot, zuletzt kurzweg haricot. Neu iſt dieſe Anſicht nicht. Decandolle hat ſie noch kürzlich in ſeinen „Kulturpflanzen“ zurückgewieſen, im Einklange mit ſeiner bereits früher geäußerten Anſicht. Er gründet ſeinen Einwurf darauf, daß zu dem „haricot“ genannten Gericht nur Rüben genommen würden[2]). Dies iſt allerdings die gegenwärtige Zubereitung (auch Kartoffeln werden benutzt), daß aber früher auch Gartenbohnen genommen wurden, geht aus dem Dict. Acad. von 1694 hervor, wie Körnicke zeigt. Dort werden nämlich die Gartenbohnen „Febves (fèves) de haricot“ genannt. So hat das Wort „haricot“ zwei Bedeutungen gewonnen, welche heutzutage in keinem Zuſammenhange zu ſtehen ſcheinen. — Für die Uebertragung des Namens eines Gerichts auf die Pflanze ſelbſt führt Körnicke ein intereſſantes Beiſpiel aus dem Deutſchen an. Die Hirſe (Panicum miliaceum) wird bekanntlich in Form eines Breies genoſſen und daher nennt man die Hirſepflanzen auf dem Felde in Steiermark Hirsbrei und in anderen Gegenden Oeſterreichs einfach Brei. Vielleicht erklärt ſich auch der Name des Maiſes: gelbe Blende, und des Buchweizens: ſchwarze Blende, in Tirol aus dem Italieniſchen: Polenta.

[1]) Das von John Forreſt in Weſtauſtralien gefundene angeblich wilde Exemplar dürfte nicht ernſtlich in Betracht kommen.

[1]) Fève iſt die Saubohne (Vicia Faba).

[2]) Géogr. bot. p. 961—962. On attribue quelquefois l'origine du mot haricot à l'emploi qu'on faisait, dit-on, de ce légume pour le plat appelé haricot (Phillips, Hist. cult. veg. I, p. 74, qui l'avait probablement tiré d'un livre français), mais, en fait, le plat nommé haricot est composé avec du mouton seul ou du mouton et des navets (Dict. Acad. 1835).

Ruder und Canoes in Weſtafrika.

Von Dr. Pechuël-Loeſche.

Wer mit einem der Poſt und Güter befördernden Dampfer während einer wochenlangen Fahrt faſt immer in Sehweite der weſtafrikaniſchen Küſte entlang reiſt, hat überreiche Gelegenheit, die Umſtändlichkeit und Unſicherheit des Verkehres zwiſchen Land und Meer kennen zu lernen. Nicht ſelten läuft der Dampfer von Faktorei zu Faktorei, oder von einer Gruppe derſelben zur anderen, hier Briefe und Packete, dort auch noch kleine Mengen Güter und an einzelnen Orten viele Bootsladungen Ballen, Fäſſer, Säcke abgebend oder aufnehmend.

Es iſt ebenſo mühſam wie zeitraubend, alle Aufträge richtig zu erfüllen, und mancher Auftrag wird erſt während der Rückfahrt oder durch zweite Hand beſorgt, weil der Kapitän des Dampfers den Beſtimmungsort ahnungslos paſſirte oder nicht finden konnte, oder weil es nicht möglich war, mit dem Lande in Verbindung zu treten. Die Gleichförmigkeit langer Küſtenſtrecken iſt derartig verwirrend, daß ſich namentlich bei häufig eintretendem dunſtigem Wetter oder bei Nacht auch der erfahrenſte Seemann über die Lage einzelner Orte zu täuſchen vermag. Zuweilen kann aber auch ein Verkehr zwiſchen Dampfer und Faktoreien nicht ſtattfinden, weil die an dem einförmigen Strande toſende Brandung ihn nicht geſtattet.

Da an den bei weitem meiſten Handelsniederlaſſungen Weſtafrikas die Ver- oder Entladung von Gütern ſtets am flachen Strande zu geſchehen hat, geht ſelbſt bei ſchwacher Brandung der Austauſch zwiſchen Faktorei und Schiff nur langſam vor ſich; bei ſtärker bewegtem Meere wird er noch viel mehr verzögert und wird auch gefährlich; bei ſehr ſtarker Brandung wird er unmöglich. Zuweilen entſchließt ſich wohl ein Kapitän, dem es an Ladung fehlt, während der Heimreiſe, wenn ihm mittels Signalen von einem Handelsplatze ein verlockender Zuwachs verſprochen wird, ſeinen Dampfer vor Anker zu legen und mehrere Tage lang auf das Niedergehen der Brandung zu warten. Aber ſeine Hoffnung wird nicht immer erfüllt und nur die Schiffer harren geduldig aus, die zu dem beſonderen Zwecke geſchickt ſind, Faktoreien mit neuen Waaren zu verſehen und die eingetauſchten Güter abzuholen.

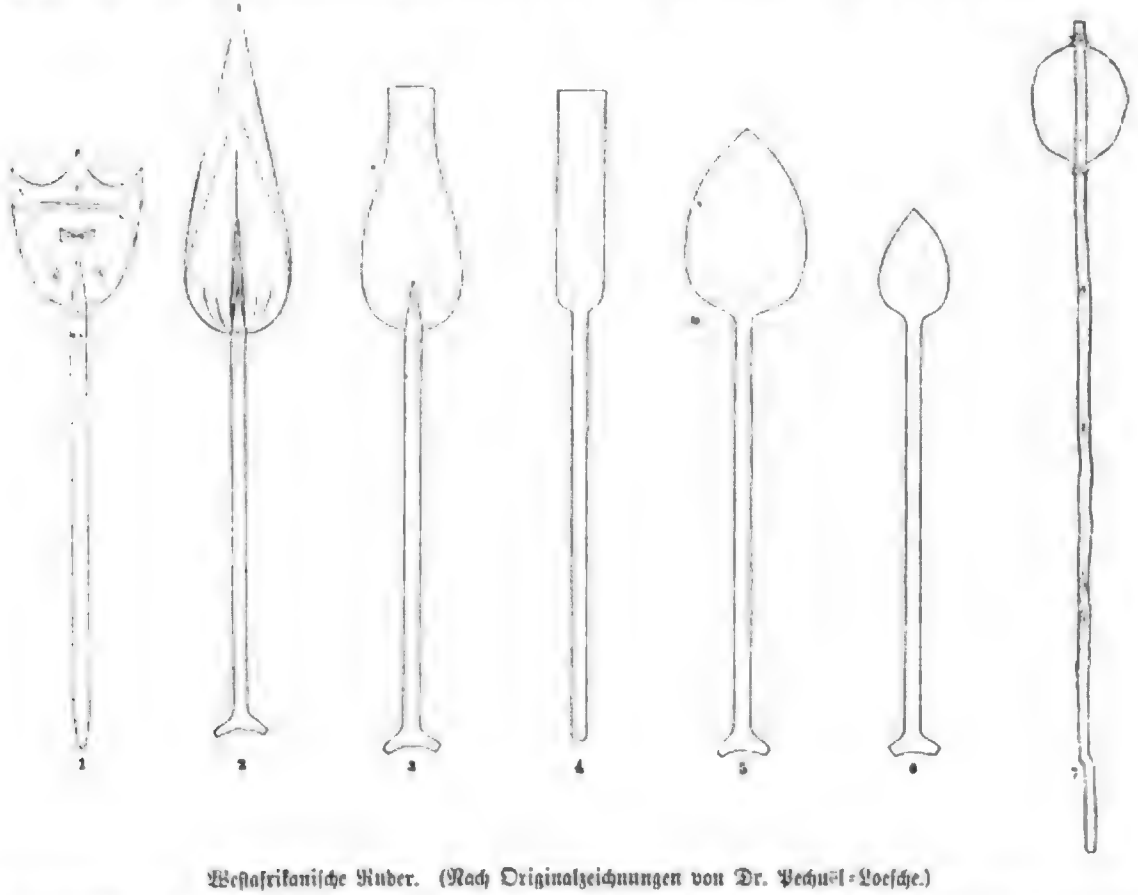
Das Paſſiren der Brandung, eines verhältnißmäßig ſchmalen Gürtels von langgeſtreckten, ſich aufbäumenden und endlich überſtürzenden Rollern, iſt dem erfahrenen Manne ein viel bedenklicheres Unternehmen, als dem Neulinge an der Küſte, weil letzterer die Tücken der Brandung noch nicht kennt und ihre Gewalt leicht unterſchätzt.

In der Regel wird das Paſſiren der Brandung vom

Meere zum Lande für leichter erachtet, als das in umgekehrter Richtung, weil das kleine Fahrzeug im erſteren Falle mit den Rollern läuft, im letzteren gegen die Roller gerudert werden muß. Es iſt Aufgabe des erfahrenen Befehlshabers der kleinen Mannſchaft, den richtigen Augenblick zu erkennen, während deſſen einige ſchwache Roller auf einander folgen werden, um gerade dann die kurze Strecke des gefährlichen Gürtels zu durchmeſſen. Seine Aufgabe iſt es, den Bug des Fahrzeuges in der richtigen Lage zu erhalten und zugleich das Wort zu geben, damit ſeine Leute zur rechten Zeit mit Aufbietung aller Kräfte die Ruder gebrauchen.

Kommt das Fahrzeug aus der Richtung, wird es von einem brechenden Roller eingeholt oder, beim Ausgehen, von vorn gefaßt, ehe es den herantoſenden Waſſerwall erklimmen kann, ſo wird es mindeſtens mit Waſſer gefüllt. Nicht ſelten aber wird es auch ſeitwärts überworfen, um und um gewälzt oder, in beſonders unglücklichem Falle, ſogar in ſeiner Kielrichtung nach hinten übergeſtürzt. Unter ſolchen Umſtänden können ſelbſt ſtark gebaute Boote mitten durchgebrochen, auch in Stücke zerſchlagen oder doch vielfach beſchädigt werden. Güter, die nicht ſchwimmen, gehen nur zu oft verloren, ſo daß die Händler einen gewiſſen Verluſtſatz durch die Brandung in Rechnung zu bringen pflegen. Aber auch Menſchen ertrinken oder werden noch häufiger von dem überworfenen Fahrzeuge in dem toſenden Waſſerſchwalle getroffen und ſchwer beſchädigt oder getödtet. Darum ſucht jeder Inſaſſe, wenn der Unfall unvermeidlich iſt, möglichſt weit ſeitwärts hinauszuſpringen.

Die Kaufleute bedienen ſich der in Europa gebauten



Weſtafrikaniſche Ruder. (Nach Originalzeichnungen von Dr. Pechuël-Loeſche.)

Brandungsboote, die beſonders ſtark, kiellos und doppelendig mit hochgezogenem Bug und Stern konſtruirt ſind, ſo daß ſie möglichſt ſchwimmfähig ſind und auf den ſandigen Strand gezogen werden können.

Die am Meere vorhandenen Eingeborenen, die faſt tagtäglich in ihren Canoes den Brandungsgürtel paſſiren, um ſeewärts dann dem Fiſchfange obzuliegen, ſind naturgemäß auch die berufenſten Leute, um die Verſchiffung von Gütern zu übernehmen. Ihnen vertraut der weiße Mann ſeine Brandungsboote und Waaren an, und enthält ſich, falls er ſelbſt mit ihnen fahren ſollte, jeder Einmiſchung während der kritiſchen Minuten.

Ein großer Ehrgeiz beſeelt die verſchiedenen Mannſchaften und ein tüchtiger Bootsführer iſt ſich ſeines Werthes wohl bewußt. Er kennt jedoch die Tücken der Brandung zu gut, als daß er ſich angeſichts derſelben nach afrikaniſcher Art brüſten ſollte; nicht ſelten antwortet er auf die ſcherzhafte oder ernſthafte Frage, ob die Durchfahrt ohne Unfall gelingen werde, in ſeiner Weiſe: „Das ſteht in Gottes Hand.“

Faſt ausnahmslos bedienen ſich die Bootsmannſchaften der kurzen Handruder, der Paddel, die ſie auf dem Bootsrande ſitzend gebrauchen. Und wenn ſie ſich auch zeitweilig nach entlegenen Gegenden verdingen, ſo ſuchen ſie doch auch dort den Rudern die Formen zu geben, die in ihrer Heimath üblich ſind. So kann man mit ziemlicher Sicherheit aus der Geſtalt der gebrauchten Ruder auf die Stammesart der Bootsleute ſchließen. Denn die Ruder wie die Canoes der Küſtenbewohner ſind von ſehr verſchiedener Form und techniſcher Vollendung, obwohl ſie doch alle

unter gleichen Umſtänden und für den nämlichen Zweck dienen.

Die Canoes, welche der nach Süden Reiſende in der Regel zuerſt erblickt, ſind zugleich auch die ſchönſten in Weſtafrika. Es ſind die zierlichen Einbäume der Kruleute an der Liberiaküſte. Vor Grand Baſſa, Grand Seſters und Cap Palmas pflegen die Dampfer ſowohl für den Dienſt an Bord wie auch für Handelshäuſer an der Küſte im Süden Krujungen als Arbeiter aufzunehmen oder bei der Rückfahrt wieder abzuſetzen. Kaum hält der Dampfer an einem der genannten Plätze, ſo ſieht man Menſchen zum Strande laufen, bald darauf dunkle Gegenſtände zwiſchen den Schaumſtreifen der Brandung auf und nieder hüpfen; und dann ſchwärmen in toller Wettfahrt Dutzende von Canoes heran. Binnen kurzer Zeit mögen ſich an hundert der zierlichen Fahrzeuge um das Schiff drängen. Sie ſind durchſchnittlich vier bis ſechs Meter lang, ſehr ſchmal, innen und außen ebenmäßig gerundet, an beiden Enden zugeſpitzt und aufwärts gebogen, ſo daß manche einem Halbmonde gleichen. Es iſt ſehr ſchwierig, in ihnen das Gleichgewicht zu bewahren und die wenigen Inſaſſen hocken, knieen oder ſitzen mit flach ausgeſtreckten Beinen auf dem Boden. Die Form der Ruder entſpricht der von Nr. 3 der Abbildungen oder der punktirt angegebenen von Nr. 2.

Aehnliche gut gearbeitete und zierlich geformte Canoes finden ſich nur noch einmal an einer Küſtenſtrecke ſüdlich vom Camerun, zu Batanga. Dort aber ſind die 3 bis 4 m langen und ſehr ſchmalen Fahrzeuge nicht ganz ſo ſchön geformt, ſind dagegen ſo leicht — ſie wiegen etwa ein halbes Dutzend Kilo — daß die Beſitzer ſie auf dem Trockenen mit ſich tragen. Sie ſitzen beim Gebrauch in der Regel nicht in denſelben, ſondern rittlings darauf, ſo daß die Beine zu beiden Seiten im Waſſer hängen; nur wenn ſie nicht ſchnell fahren wollen, ſetzen ſie ſich mit flach ausgeſtreckten Beinen auf den Boden, oder legen die letzteren doch über Waſſer an die Außenſeite des Canoes an. Ihre Handruder haben ein kurzes, ſpatenähnliches Blatt wie Nr. 5 oder die punktirte Zeichnung von Nr. 2. Die Fahrzeuge der Batangaleute ſind zerbrechlich und auch nicht ſo meiſterhaft aus dem Ganzen gearbeitet wie die der Kruleute, die aus ſehr feſtem feinfaſerigem und hellbraunem Holze hergeſtellt ſind.

Oeſtlich vom Cap Palmas, an der Elfenbein-, Gold- und Sklavenküſte, ſind Canoes und Ruder von den beſchriebenen weſentlich verſchieden. Das Handruder mit breitem dreizackigem Blatt, Nr. 1, iſt faſt ausnahmslos im Gebrauche. Es iſt gewöhnlich mit einigen leicht eingeſchnittenen und ſchwarz gefärbten Zeichen verziert. Die Leute von Apam, Winneba und Accra, die als die beſten Brandungsfahrer Weſtafrikas angeſehen werden, nehmen dieſe Ruderform als die ihnen von Alters her eigenthümliche in Anſpruch; ſie behaupten, daß dieſelbe in den benachbarten Küſtenſtrichen durch ſie erſt eingeführt worden ſei.

Ihre Canoes ſind ungeſchickt, flach, viereckig, und im Vergleich mit denen der Kruleute als richtige Tröge zu bezeichnen. Auf dem Bordrande ſind zum Schutz des brüchigen Holzes Stangen aufgeſchnürt, und ebenſo ſind ſtatt der Sitzbänke je fünf bis ſechs kurze Querſtangen eingebunden. Dieſe viereckigen breiten Einbäume mögen zwar nicht leicht umſchlagen, aber ſie liegen ſchwerfällig im Waſſer und ſind nicht zum ſchnellen Fahren geeignet. Ihre Inſaſſen wiſſen dagegen ſehr große und feingearbeitete Wurfnetze mit bewundernswerther Geſchicklichkeit zu handhaben.

In Unterguinea ſieht man zuweilen Mannſchaften in den Brandungsbooten der Europäer, namentlich an der Loangoküſte, welche Handruder wie Nr. 5 und 6 führen. Dieſe aber ſind nicht dem Lande eigenthümlich, ſondern ſind bloß ungeſchickte, auf Befehl der Europäer angefertigte Nachahmungen. Manche Bootsmannſchaften führen auch Ruder wie Nr. 1, die von der Goldküſte beſchafft worden ſind. Das an der Küſte von Unterguinea vom Ogowe bis nach Kinſembo von den Eingeborenen benutzte Ruder iſt Nr. 7 der Abbildungen. Es iſt das einzige Ruder der Weſtküſte, welches nicht aus einem Stücke geſchnitzt iſt, ſondern aus einem gewachſenen Stiele und einem eingeſetzten Blatte beſteht. Es wird ſtehend gebraucht.

Die Canoes in jenen Gebieten zeichnen ſich ebenfalls nicht durch Zierlichkeit aus. Sie ähneln unſeren Fiſcherkähnen, ſind recht ſtetig im Waſſer, faſſen aber in der Regel nur wenige Leute. Doch werden zu Kunkuati an der Loangoküſte Laſtcanoes aus einzelnen Bäumen gehauen, die zwei Tonnen und darüber zu tragen vermögen. Zu Cabinda ſind die meiſten mit leichten Segeln von Baſtzeug oder Baumwolle verſehen, und es ſieht ſehr hübſch aus, wenn eine ganze Flotte dieſer Einbäume dort zum Fiſchfange ausſegelt. So viel mir bekannt, wenden nur dort und in der Congomündung die Eingeborenen Segel an.

Südlich vom Congo bis Kinſembo brauchen die Eingeborenen ſtatt des einfachen Canoes ſehr ſchwimmfähige Doppelcanoes. Sie beſtehen aus zwei Einbäumen, von denen jeder möglichſt weit ausgerundet, aber mit den Bordrändern zuſammengezogen iſt, ſo daß die Oeffnung viel ſchmaler iſt als der Innenraum. Je ein Paar dieſer Einbäume werden an einer Längsſeite ſo feſt mit einander verſchnürt, daß ſie, gegen einander geneigt, ein recht merkwürdiges Doppelcanoe bilden, deſſen Querſchnitt oben dem Buchſtaben Omega gleicht.

Die Erbauer dieſer Canoes führen auch hölzerne Fiſchſpeere mit ſich: ein an einem Stiele befeſtigtes Bündel von zugeſpitzten Stäbchen. Letztere werden häufig durch einen in die Mitte eingekeilten Stein, der zugleich dem Wurfe Wucht giebt, aus einander gehalten.

Weiter im Süden, an der Küſte von Benguela, bedienen ſich die Eingeborenen des Ambatſchfloßes, welches genau dem der Schilluk am Nile gleicht. Dieſes Ambatſchfloß (Ambatſchkahn) wird nirgendswo ſonſt in Weſtafrika benutzt, obwohl der Ambatſch (Herminiera elaphroxylon) vorkommt. Adanſon hat das Gewächs in Senegambien entdeckt; ich habe es am Stanley Pool beobachtet, und vor den Nigermündungen wie im Alt-Calabar und vor dem Camerun Stammſtücke von Ambatſch im Waſſer treibend gefunden.

Auf dem Congo bis zum Stanley Pool und anderen Flüſſen Unterguineas iſt der Einbaum und das Ruder Nr. 7 in Gebrauch, doch ſieht man auf dem Congo, dem Kuilu-Nyadi und dem Banya zuweilen auch die Form Nr. 4, aus einem Stück geſchnitzt. Auf dem Banya bedienen ſich die Eingeborenen mit Vorliebe auch langer Stangen zum Fortſchieben ihrer Fahrzeuge.

Ausgezeichnete große und vorzüglich gearbeitete Canoes, die beſten und größten in Weſtafrika, bauen die Dualla am Camerun, und ihre Handruder haben die ſchöne ſpitze Form von Nr. 2. Aber ſie gehen mit dieſen vortrefflichen Fahrzeugen, welche Kriegszwecken dienen und von 40 bis 70 Rudern getrieben mit der Schnelligkeit von Dampfern über das Waſſer fliegen, nicht auf das Meer hinaus. Aehnliche, wenn auch nicht ganz ſo künſtleriſch ſchön ausgeſtattete Canoes findet man auf dem Alt-Calabar und den Mündungsarmen des Niger. In Bonny ſind bei den Kämpfen der Eingeborenen ſogar Geſchütze auf Canoes gebracht und verwendet worden.

Die Beninleute pflegen manche ihrer Ruder, die alle die Geſtalt von Nr. 2 haben, ſehr reich mit eigenartigen ſymmetriſchen Relief-Schnitzereien zu verzieren. Derartige Erzeugniſſe ihrer Kunſtfertigkeit nennen ſie „Weiberruder“. Ein Paar derſelben habe ich den ethnologiſchen Muſeen zu Leipzig und Berlin übergeben.

Kürzere Mittheilungen.

Die Fremdlinge der deutſchen Flora.

Einige intereſſante Mittheilungen über die Herkunft der fremden Beſtandtheile der deutſchen Flora entnehmen wir einem Aufſatze von Franz Hellwig in Engler's Botaniſchen Jahrbüchern.

Da Deutſchland faſt genau in der Mitte unſeres Kontinents liegt, ſo kann es keine charakteriſtiſche von den Nachbargebieten ſcharf unterſchiedene Flora aufweiſen. Auch hat die Eiszeit, unter welcher Deutſchland beſonders ſtark zu leiden hatte, das ihrige dazu beigetragen, die früher herrſchende reiche Vegetation großentheils zu vernichten. Als die klimatiſchen Verhältniſſe wieder günſtiger wurden, drangen die Beſtandtheile der benachbarten Floren ein, um das Gebiet zu beſetzen. Dieſes wird, da die Einwanderung von S her durch die Alpen verhindert war, vorzugsweiſe von W her geſchehen ſein. In Weſt-Europa war die Eiszeit weniger vernichtend aufgetreten, hier hatten ſich die aus Mittel-Europa verdrängten Arten gehalten. Auch ſtand es durch die Mittelmeerländer in direkter Verbindung mit dem Oſten, und öſtliche Formen haben ſich bis hierher verbreitet. So erhielt unſer Gebiet nicht nur die weſtlichen, ſondern auch die ſüdlichen und viele öſtliche Pflanzen von W her. Auch von O her fand die Einwanderung ſtatt. In einem großen Theile von Mittel-Rußland war die Vegetation gleichfalls geſtört worden und weite Gebiete zur neuen Beſiedelung vorhanden. Sie wurde ausgeführt von Pflanzen, die ſich in Süd-Rußland gehalten hatten reſp. von Aſien her neu eindrangen.

Die neu entſtandene Vegetation wurde ſodann aufs Neue geſtört, als der Menſch anfing, Viehheerden zu halten und die Kultur des Bodens in Angriff zu nehmen.

Wenn nun auch meiſtens nur die Gebirgspflanzen, welche die Eiszeit überdauert haben, im eigentlichen Sinne in unſerem Gebiete einheimiſch, d. h. entſtanden ſind, ſo pflegen wir doch auch alle jene Arten, die das Heimathsrecht ſchon ſeit Jahrtauſenden erlangt haben, einheimiſch zu nennen (Flora indigena). Es gilt nun von dieſen diejenigen Pflanzen zu ſondern, welche erſt durch Vermittelung des Menſchen zu uns gelangten, und diejenigen, welche ihre Einwanderung erſt in einer Zeit bewerkſtelligten, die nicht gar zu weit von der unſerigen entfernt liegt.

Nach Abzug der Kulturpflanzen laſſen ſich die übrig bleibenden Pflanzen dieſer Flora advena in folgende vier Abtheilungen einordnen: Ackerunkräuter; Ruderalpflanzen (Gewächſe, die in der Nähe menſchlicher Wohnungen, auf Schuttplätzen ꝛc. leben); in hiſtoriſcher Zeit eingewanderte Pflanzen; aus Gärten verwilderte Zier-Pflanzen. Der weitaus größte Theil unſerer Ackerunkräuter (154 Arten) iſt nicht bei uns heimiſch; das Verhältniß ſtellt ſich etwa wie 1:4. Die Fremdlinge gehören hauptſächlich dem Süden Europas ſowie dem Mediterrangebiete, und zwar hier zu ⅔ dem öſtlichen Theile deſſelben an.

So weiſt hier die Pflanzengeographie den Weg, den die Kultur genommen hat, den die Völkerſchaften nahmen, welche die Getreidearten über die Erde verbreiteten. Mit Ausnahme des Roggens, Hafers und Leins, die direkt von Oſten zu uns kamen, verbreitete ſich die Kultur unſerer Ackerpflanzen über Süd-Europa und drang von W her in unſer Gebiet ein. Unter unſeren Ackerkräutern iſt ein großer Theil, welchen die hieſigen Bedingungen nicht völlig zuſagen und die daher fortwährend einer neuen Einſchleppung bedürfen. Dieſe ſind faſt alle erſt neuerdings mit dem geſteigerten Verkehre zu uns gekommen und haben ſich beſonders mit dem Klee- und Futterbaue, alſo erſt ſeit Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts, verbreitet. Vier Arten von Unkräutern hat uns Amerika geſchickt: Cuscuta racemosa, Veronica peregrina, Ambrosia artemisiifolia, Galinsogaea parviflora.

Für die Verbreitung von W her hat das Elbgebiet vielfach eine Grenze gebildet, die durch Boden- und Klimaverhältniſſe bedingt war. So ſind faſt alle kalkholden Pflanzen, von denen die Unkräuter 24 aufweiſen, auf den W beſchränkt geblieben und treten in der Oſt-Hälfte nur ſporadiſch auf.

Im Gegenſatze zu den Ackerunkräutern überwiegt bei den Ruderalpflanzen (55 Arten) bei Weitem die Zahl der einheimiſchen Arten (31). Ein Theil der Einwanderer iſt auch hier wieder von W her mit der Kultur zu uns gelangt, ein anderer iſt von O oder SO, dem Lauf der Flüſſe folgend, eingedrungen; einige auch ſind aus Gärten verwildert. Die große Zahl der einheimiſchen Arten erklärt ſich zum Theil, wenn man den reichlichen Procentſatz an Vertretern, welche von den ſalzliebenden Chenopodiaceen dazu geſtellt werden, berückſichtigt, und dabei bedenkt, daß in früher Zeit Mittel-Europa wahrſcheinlich ähnliche Salzſteppen aufgewieſen hat, wie jetzt Aſien und Südoſt-Europa. Auch ſchuf der Menſch, der ſich bereits in jener fernen Zeit in Mittel-Europa aufhielt, frühzeitig in der Nähe ſeiner Wohnſtätten die für das Gedeihen dieſer Pflanzen nöthigen Bedingungen, d. h. einen ſtickſtoff- und ſalzreichen Boden, und ähnliche Verhältniſſe fanden ſie in der Nähe der Höhlen, die den Raubthieren lange Zeiträume hindurch zum Aufenthalt dienten.

Die Ruderalpflanzen zeigen, großentheils ſowohl einheimiſche wie eingebürgerte, eine ziemlich gleichförmige Verbreitung durch das ganze Gebiet. Hauptſächlich ſind es Pflanzen, welche mit einem Boden vorlieb nehmen können, den die meiſten anderen Gewächſe ſcheuen; ſie beſiedeln ihn zuerſt und halten ihn ſo lange beſetzt, bis ſich eine Humusſchicht über dem ſterilen Schuttlande gebildet hat, dann verdrängen die Gewächſe des angrenzenden fruchtbaren Landes, beſonders die raſenbildenden, dieſe erſten Koloniſten und ſtellen die Gleichförmigkeit der Flora wieder her.

Von nachweisbar in hiſtoriſcher Zeit eingewanderten, aber völlig eingebürgerten und oft weit verbreiteten Pflanzen werden 13 Arten aufgeführt. Von dieſen iſt Senecio vernalis, das ſich mit ſo großer Geſchwindigkeit und in ſolchem Maße verbreitet hat, daß polizeiliche Verordnungen zu ſeiner Unterdrückung nöthig wurden, von O her ſpontan eingewandert (ſeit 1826). Noch drei andere Arten ſtammen aus Oſt- oder Südoſt-Europa. Sieben oder acht Arten ſind aus Nordamerika[1]) eingeſchleppt oder aus Gärten verwildert. Nur eine Art (Oxalis corniculata) entſtammt dem Mediterrangebiete.

---

[1]) Darunter die 1836 eingewanderte Waſſerpeſt (Elodea canadensis) und das überall verbreitete Erigeron canadense, welches 1655 in einem ausgeſtopften Vogelbalge eingeſchleppt wurde.

Was nun die aus der Kultur entflohenen Zierpflanzen betrifft, so weit dieselben wirklich eingebürgert sind, oder doch wenigstens nicht bloß vorübergehend verwildern, so können 22 von ihnen, d. h. etwa der fünfte Theil, als in einem Theile des Gebietes einheimisch bezeichnet werden. 27 resp. 22 Arten haben ihre Heimath in Süd- und Südost-Europa. Unter diesen finden wir uralte Zierpflanzen, welche wahrscheinlich schon von den Römern zu uns gebracht und in den kleinen Burggärten des westlichen Deutschlands während des Mittelalters gepflegt wurden und noch heute in den Gärten gezogen werden; zu ihnen gehört der Goldlack (Cheiranthus Cheiri), das „Gelbveigelein" des Mittelalters, welches an unzugänglichen Felsen im Rheinthale sich an verschiedenen Stellen in großer Zahl angesiedelt hat und im ersten Frühjahre mit seinem Dufte die anliegende Landschaft erfüllt. Etwa 15 Arten stammen aus dem Mediterrangebiete; Asien hat sieben, Amerika außer den zahlreichen Aster- und Solidago-Arten noch 10 Species geliefert.

Der Kilima-Ndscharo.

Da die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft bisher noch wenig über ihre Erwerbungen hat verlauten lassen, so muß man es um so dankbarer anerkennen, wenn von fremder Seite einer der wichtigsten Theile Ostafrikas solche eingehende Schilderung erfährt, wie der Kilima-Ndscharo in dem neuen Buche H. H. Johnston's (Der Kilima-Ndscharo. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerciellen Verhältnisse, sowie der Sprachen des Kilima-Ndscharo-Gebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Porträt, über 80 Abbildungen und vier Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886). Der Zweck von Johnston's Reise (1884) war ein naturwissenschaftlicher, nämlich das Sammeln von Pflanzen und Thieren auf diesem höchsten afrikanischen Berge (ca. 5880 m), auf den der Reisende bis 4973 m Höhe hinaufgestiegen ist. Da das Gestein des Berges vulkanischen und darum wahrscheinlich neueren geologischen Ursprunges ist, so ist klar, daß die vorwiegenden Züge seiner Vegetation kein hohes Alter verrathen können; dieselbe ist mit derjenigen Abessiniens und des Kaps fast in gleichem Grade verwandt. Welche von diesen beiden Floren im Vordringen begriffen ist, läßt sich aber noch nicht entscheiden (S. 312 f.).

Das Urtheil des Reisenden über die Umgebung des Berges ist — und dies muß in Deutschland vor Allem interessiren — ein überwiegend günstiges. Allerdings ist dieselbe von dem schmalen fruchtbaren Küstengürtel durch eine dreizehn Tagemärsche breite Wildniß (Nika) getrennt, die mit hartem, abstoßendem Pflanzenwuchse bedeckt ist und fast allen fließenden Wassers entbehrt (S. 82, 373), ein nicht zu unterschätzendes Hinderniß für die Ausbeutung jener Bergländer. Auch hat sich die böse Pest der Sklavenhändler in denselben eingenistet (S. 123), und es wird Mühe machen, denselben das Handwerk zu legen. Aber aus den trockenen, heißen, fast unbewohnten Ebenen steigt man in kurzer Zeit durch tropische Vegetation und majestätische Wälder mit Treibhaustemperatur empor in liebliche Gegenden mit frischem, grünem Pflanzenteppich, so mild, gleichmäßig und feucht, als befände man sich zur Sommerzeit im südwestlichen England, um zuletzt die leblose Wildniß von Eis, Felsen und Schnee zu erreichen (S. 301). Die Gegend südlich vom Gebirge ist noch überaus reich an Wild (Kap. 21); als Gegenstände des Exports werden angeführt (S. 261 und 500 ff.): Elfenbein, Thierfelle, Straußfedern, Krokodilhäute, Bauholz, Kopal, Kautschuk, Kaffee, der wild wächst, Orseille, Eisen, Kupfer und namentlich Vieh. Der Hauptwerth des Gebietes für die Zukunft liegt jedoch in der Bodenproduktion. An verschiedenen Stellen (S. 266, 267, 270, 286) weist der Verfasser, natürlich im englischen Interesse, darauf hin, daß diese oder jene Gegend für europäische Besiedelung besonders geeignet (?) sei. Einstweilen haben die den Berg bewohnenden Bantustämme es trefflich verstanden, die von der Natur gebotenen Hilfsmittel zu benutzen. „In jeder Schlucht (S. 112) strömt ein Bach, und dem Kamme entlang, häufig auch längs der Seiten des Felsrückens, fließt ein künstlich geleiteter Kanal, welcher an einer höheren Stelle oder bei einem Wasserfalle von dem Bache abgezweigt ist und in sanfter Neigung längs der Hügelseiten hinfließt. Das alles ist natürlich Menschenarbeit, aber so fleißig sind zu verschiedenen Zeiten die Bantustämme auf dem Kilima-Ndscharo gewesen, daß es wohl kaum einen Grat auf dem südlichen Abhange des Berges giebt, welcher nicht mit einem Bewässerungskanale versehen wäre — oder gar mit drei bis vier Kanälen in verschiedenen Höhen —, welche längs seiner abfallenden Seiten oder auf dem Rücken hinunterführen und die terrassenartig über einander liegenden Gärten mit Wasser versorgen. An den Stellen, wo Kriege das Land verwüstet haben und die Hügel nicht länger angebaut und bewohnt sind, bleiben doch diese früheren Rinnsale erhalten, obgleich wegen mangelnder Unterhaltung viele eintrocknen oder überwachsen." Die Bewohner des Berges blieben deshalb auch im Jahre 1884 von der gräßlichen Hungersnoth verschont, welche längs der Küste wüthete und ungezählte Menschen dahinraffte (S. 200).

Von Politik hält sich Johnston fern; doch sei darauf hingewiesen, daß Masindi im Ruvuthale nach seiner Darstellung 1884 die Oberherrschaft des Sultans von Zanzibar anerkannte (S. 293), also nicht ohne Weiteres von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft beansprucht werden kann.

Auf die 16 Kapitel, welche die Reise schildern, folgen solche über Klima, Geologie, Botanik, Zoologie u. s. w. Das über Anthropologie (19) bringt manche Ergänzungen zu Thomson's Schilderung der Massai und (S. 410 ff.) eine interessante Skizze der Wadjagga, unter denen der Autor Monate lang verweilt hat; dies Kapitel, wie das ganze Buch, ist mit flotten, charakteristischen Bildern von des Reisenden eigener Hand geschmückt. Besonders eingehend behandelt er schließlich im 20. Kapitel die Sprachen des in Rede stehenden Gebietes, namentlich die der Massai, über deren Verbreitung vom 5. Grade südl. Br. nordwärts bis über den 5. Grad nördl. Br. hinaus (Latuka, Bari) eine Karte beigegeben ist. Dieser Theil von Johnston's Buch erfreut sich des besonderen Beifalles einer solchen linguistischen Autorität, wie Friedrich Müller's (siehe Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1886, S. 113). — Was uns unangenehm in Johnston's so lehrreichem Buche berührt hat, ist die höhnische Invective gegen den verstorbenen Desborough Cooley (S. 8), der ja in seiner Kritik zuweilen über das Ziel hinausgeschossen ist, nichtsdestoweniger aber seine großen Verdienste besitzt; wir erinnern an seinen Nachweis der Danville'schen Fälschungen, an seine Arbeiten über die Reisen der Pombeiros, des Graça u. s. w. Ein wenig von seiner Methode und Kritik könnte der Mehrzahl der heutigen englischen Geographen gewiß nicht schaden, wofür Johnston's Buch selbst auf S. 2 den Beweis erbringt. Leider hat auch Johnston geographische Aufnahmen gänzlich außer Acht gelassen.

Das neuentdeckte Goldfeld in Westaustralien.

In Westaustralien, und zwar im nördlichen Kimberley-Distrikte, ist nach langem vergeblichem Suchen jetzt ebenfalls ein, wie es scheint, reiches Goldfeld entdeckt worden. Es liegt 563 km östlich von Port Derby. Dieser auf einer Landzunge in 17° 18′ südl. Br. und 123° 41′ östlich von Gr. am King's Sound gelegene Hafen wurde vor erst 1½ Jahren angelegt und ist noch ein sehr ursprünglicher Ort. Er wird auf drei Seiten von Mangrove-Sümpfen in der Ausdehnung von 27,5 km umgeben, deren schädliche Ausdünstungen zur Nachtzeit und in den Morgenstunden Fieber und andere Krankheiten verursachen. Das Trinkwasser hatte

man bisher 6,5 km weit herzuholen, aber jetzt hat eine Bohrung durch den Trappfelſen in der Tiefe von 4,57 m gutes Waſſer geliefert. Port Derby zählt zur Zeit erſt 13 Gebäude, meiſt für Aufbewahrung von Waaren beſtimmt, und mehrere Zelte, ſeine Bewohner belaufen ſich auf 160. Ein Polizeimagiſtrat und einige Polizeiſoldaten ſind daſelbſt ſtationirt. Die Reiſe von hier aus nach dem neuen Goldfelde iſt mit vielen Schwierigkeiten und Koſten verbunden; ſie führt über eine unwegſame und zum Theil ſchwer paſſirbare und an Waſſer und Gras arme Gegend. Man muß ſich mit Lebensmitteln und, was ſonſt nöthig iſt, nicht bloß für die Reiſe, ſondern auch für die ganze Dauer des Aufenthalts auf dem Goldfelde von Hauſe aus vollſtändig verſehen, und für dieſen Transport ſind Packpferde erforderlich, welche man wieder nicht in Port Derby ankaufen kann, ſondern per Schiff mitbringen muß. Eine ſolche Ausrüſtung auf ſechs Monate berechnet ſich mindeſtens auf 130 Pfd. St., und wer dieſe nicht hat, ſollte lieber bleiben, wo er iſt, wenn er ſich nicht großem Elende ausſetzen will. Die ziemlich allgemeine Annahme, die goldhaltige Gegend liege an dem in den Leopold Ranges entſpringenden und oſt- und dann nordwärts laufenden Ord R., iſt nicht richtig. Mr. Hardman (vergl. „Globus“, Bd. 19, S. 187 u. f.) entdeckte freilich zuerſt an den Ufern dieſes Fluſſes Spuren von Gold; aber die auf dieſe Nachricht dahin eilenden Digger verließen dieſe Gegend als ausſichtslos ſehr bald wieder und folgten günſtigeren Anzeichen in anderer Richtung. Das bisher gegrabene Gold, welches ſich bis Mai dieſes Jahres auf ungefähr 2000 Unzen im Werthe von 160 000 Mark, darunter ein Goldklumpen von angeblich 2½ Pfund Gewicht, belaufen haben ſoll, wurde meiſtens am Elvire R. (fließt in den Panton R., ungefähr 48 km, bevor dieſer ſich wieder mit dem Ord R. vereinigt) und an deſſen Nebenfluſſe, dem Black Elvire, gefunden. Der Ord mündet, nachdem er dann noch den Negri, den Bow, den Behn und den Fenham in ſich aufgenommen, in 15° 18′ ſüdl. Br. und 128° 8′ öſtlich von Gr. in den öſtlichen Arm des Cambridge-Golfs. Das Gold liegt 2 bis 3 Fuß unter der Erdoberfläche, vielfach unter den Wurzeln des dort ſehr verbreiteten tussock-grass. Der ſchwache Baumwuchs zeigt größtentheils verkümmerte und nur zu Brennholz taugliche whitegums, eine Eukalyptenart. „Gold“, ſchreibt ein Reporter des „Melbourne Argus“, „zeigt ſich überall. Wo immer man gräbt, findet man Spuren davon, aber ſogenannte pockets oder Lager mit körnigem Golde oder größeren Stücken finden ſich meiſtens nur in den Schluchten. Aller Wahrſcheinlichkeit nach liegt der eigentliche Goldreichthum dieſer Gegend in den zahlreichen Quarzriffen, welche dieſelbe durchziehen, zu deren Bearbeitung aber natürlich bedeutende Kapitalien gehören werden.“

Nach der Angabe des Regierungsgeometers Harry Johnſtone, welcher in den letzten drei Jahren das Gebiet vom King's Sound bis zum oberen Elvire und von da wieder bis zum Cambridge-Golf vermeſſen hat, liegt der Oberlauf des Elvire vom Cambridge-Golf nur 467 km entfernt. Dazu kommt, daß ſich dieſe um 96,5 km kürzere Route ſelbſt mit Fuhrwerken paſſiren läßt, und daß gutes Gras und Waſſer überall exiſtiren, was ſich von der Port Derby-Route keineswegs ſagen läßt. Nur die Seefahrt nach dieſem Golfe würde von Süden her eine ungleich längere Zeit erfordern und darum auch viel koſtſpieliger ſein.

Die Entdeckung dieſes Goldfeldes hat in Auſtralien große Bewegung hervorgerufen, und aus allen größeren Häfen der öſtlichen Kolonien eilen Dampfer voll beſetzt mit Abenteurern, welche ihr Glück verſuchen wollen, dahin.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der k. k. botaniſch-zoologiſchen Geſellſchaft in Wien beſprach, wie wir dem „Bot. Centralbl.“ entnehmen, kürzlich Dr. O. Stapf, indem er an die Ausdehnung und die Abbauweiſe des keltiſchen Salzbergbaues bei Hallſtatt anknüpfte, die pflanzlichen Ueberreſte, welche im ſogenannten Heidengebirge gefunden wurden. So heißt nämlich jener Theil des Hallſtätter Salzberges, der Spuren des keltiſchen Bergbaues aufweiſt. Es iſt bald armes, bald reiches Gebirge, das ſich nach dem Verlaſſen der Gruben und Schächte, insbeſondere unter dem Einfluſſe eindringender Waſſer gebildet hat. Die Funde, ſoweit ſie pflanzlicher Natur ſind, zerfallen in drei Kategorien: 1) Beſtandtheile der Pflanzendecke, welche die Taggegend über dem Bergwerke bekleidete. Sie wurden durch Waſſereinbrüche und dergl. in die Tiefe geführt. 2) Verarbeitete Hölzer, theils Reſte von Werkzeugen und Schüſſeln, theils Stücke von Pfoſten und anderen Beſtandtheilen der Zimmerung. 3) Ueberbleibſel von Speiſen in menſchlichen Excrementen. Die erſteren, unter welchen 25 Arten vertreten ſind, beweiſen, daß vor etwa 1300 bis 1500 Jahren die Vegetations-Verhältniſſe auf dem oberen Hallſtätter Salzberge genau dieſelben wie heute waren, daß auch damals ſchon gemiſchter Wald und ſumpfige Wieſen, Moore das Tagrevier bedeckten. Die Nutzhölzer: Buche, Fichte und Tanne — die Lärche konnte nicht ganz ſicher nachgewieſen werden — ſtanden wie heute, ſo auch zur Zeit des keltiſchen Bergbaues, in erſter Linie in Verwendung. Die Speiſereſte endlich weiſen große Mengen von Setaria Italica (Borſtengras) und der zweizeiligen Gerſte auf. Die erſtere ſpeciell ſtimmt ganz und gar mit derjenigen, die gegenwärtig z. B. in Ungarn als Mohär gebaut wird, überein. Die letztere entſpricht einer kleinfrüchtigen Sorte.

— Die Perle des Genfer Sees, das entzückende Montreux (der Name iſt aus Monasteriolum, kleines Kloſter, Münſter, wie der Ort im 11. Jahrhundert heißt, entſtanden), ſchildert Alfred Cereſole in Nr. 3 der „Europäiſchen Wanderbilder“. Die 25 Bilder von J. Weber ſind, wie gewöhnlich, kleine Meiſterwerke; eine detaillirtere Karte iſt beigegeben, was eine entſchiedene Verbeſſerung in dem Plane dieſer viel verbreiteten Serie iſt.

— Die Zahl der Mineralquellen in Frankreich vertheilt ſich auf die einzelnen Departements wie folgt: Puy de Dôme 130, Pyrénées-Orientales 100, L'Ardèche 77, Les Vosges 76, L'Ariège 69, Hautes-Pyrénées 64, La Loire 38, Le Cantal 34, Haute Garonne 31, Basses-Pyrénées 31. 29 Quellen haben eine höhere Temperatur als 46° C. Bei zehn Quellen beträgt die Temperatur 47 bis 52°, bei acht 53 bis 58°, bei ſieben 60 bis 68°, bei drei 75 und 77°. Die höchſte Temperatur haben die Waſſer von Chaudes-Aigues (Cantal), nämlich 81°.

Afrika.

— Ein hochintereſſanter Fund iſt der „Mail“ vom 18. Juni zufolge Mr. Flinders Petrie, dem Beauftragten des „Egypt Exploration Fund“, gelungen; in Tell Defenneh im nordöſtlichen Nildelta, was Aegyptologen und Hiſtoriker längſt für das Peluſiſche Daphnae der Griechen

und für das Thachpanhes der Bibel erklärt haben, hat er die Ruinen jenes Pharaonenpalastes aufgegraben, welchen der Prophet Jeremias im 43. Kapitel erwähnt. Dorthin hatte etwa im Jahre 585 vor Chr. Johanan, der Sohn Karcah's, die Töchter des gefangenen Königs Zedekia geflüchtet, denen König Ua-ab-Ra (26. Dynastie der Hophra der Juden und Apries der Griechen) ihren Wohnsitz in seinem Palaste zu Thachpanhes anwies. Der Schutthaufen führt merkwürdiger Weise noch heute den Namen el-Kasr el-Bint el-Jahudi, „das Schloß des Judenmädchens"; erbaut wurde das Schloß, wie die Ausgrabungen ergeben haben, von Psammetich um 666, welcher daneben in einem befestigten Lager seine karischen und ionischen Söldner, die ihm zum Throne verholfen hatten, ansiedelte. Die Gaben des Königs, welche er mit den Grundsteinen zusammen versenkte, wie Opferschalen, Kornreiber, Erzproben, die Knochen eines geopferten Ochsen und eines kleinen Vogels, und eine Anzahl kleiner Täfelchen von Gold, Silber, Lapis-Lazuli, Jaspis, Carneol und Porcellan mit eingegrabenem königlichen Namen und Titel, hat Petrie unter den vier Ecken des Bauwerkes wiedergefunden. Seinen Untergang fand der Palast wahrscheinlich, wie es Jeremias (Kap. 43, Vers 10) prophezeite, durch Nebuchadrezzar (Nebucad Nezar), der über die den Juden von Aegypten geleistete Hilfe erzürnt war und einen Rachezug unternahm. Aegyptischen Inschriften zufolge wurde er durch Hophra geschlagen; babylonische Inschriften schreiben dagegen ihm den Sieg zu, und letzteres ist leicht möglich. Wenigstens befinden sich im Museum zu Bulak drei Thoncylinder mit Nebucadnezar's Namen, Titel, Verwandtschaft u. s. w., welche wahrscheinlich von hier stammen, und solche Cylinder führte der babylonische König auf seinen Feldzügen mit sich, um den Platz, wo er seine Standarte und seinen Siegesthron aufrichtete, zu bezeichnen. Die zertrümmerten und verbrannten Reste, welche von „Pharao's Haus in Thachpanhes" jetzt gefunden worden sind, zeigen deutlich, welches Schicksal der Babylonier der Zufluchtsstätte von Zedekia's Töchtern vor fast dritthalbtausend Jahren bereitet hat.

— Daß der Sankuru ein rechtsseitiger Nebenfluß des Kassai ist, wissen wir seit der Kassai-Fahrt des Lieutenant Wißmann: ein Begleiter desselben, Dr. Louis Wolff, hat jetzt die Entdeckung gemacht, daß auch der Lomami, welcher in 9½° südl. Br. entspringt und unter 5° südl. Br. sich auf etwa 150 km dem Congo bei Njangwe nähert, durch den Sankuru dem Kassai tributär ist. Dr. Wolff war bekanntlich (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 141) beauftragt, die die Wißmann'sche Expedition begleitenden Baluba auf einem Dampfer in ihre Heimath zurückzubringen. Nachdem dies geschehen und an der Mündung des Luëbo in den Lulua die neue Station Luëbo errichtet war, unternahm Dr. Wolff an Bord des „En Avant" eine Entdeckungsfahrt auf dem Sankuru, von welchem bis dahin nur die Mündung und ein Stück des Mittellaufes im Lande der Bassonge (5° südl. Br.), vielleicht auch die Quelle, bekannt waren. Dr. Wolff ist den von Osten kommenden Fluß circa 800 km weit hinaufgefahren und dann in den von rechts einmündenden Lomami eingebogen, welchen er 140 km weit aufwärts verfolgte, bis ein Schaden an der Maschine ihn zur Umkehr zwang. Von letzterem Strome war uns bisher die Quelle und der Mittellauf durch Cameron, Pogge und Wißmann bekannt, aber auf Stanley's Autorität hin ließ man ihn fälschlich nördlich vom Aequator in den Congo münden, anstatt in den Sankuru. Auf dieser neu entdeckten Wasserstraße können Schiffe in der That bis auf 150 km sich dem wichtigen Punkte Njangwe und dem Manjema-Lande nähern, und zwar in der geradesten Richtung, während dies auf dem weit nach Norden ausbiegenden Congo wegen der Stanley-Fälle nicht möglich ist; ob mit dieser Entdeckung wirklich viel gewonnen ist, wie man sich in Brüssel verspricht, kann erst eine vielleicht entfernte Zukunft lehren.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der britische Special-Kommissar für Neu-Guinea hat mit einem Brisbaner Hause einen Kontrakt auf drei Jahre abgeschlossen, wonach letzteres monatlich einen Postdampfer von Thursday Island nach Port Moresby und dem Oskap und zurück laufen lassen wird. Die Regierungssubvention dafür beträgt 50 Pfd. St. monatlich.

— Der Explorer Mr. Stewart hat im April dieses Jahres in Begleitung von vier Mann von Thursday Island (10° 45′ südl. Br. und 142° 15′ östl. von Gr.) aus eine Reise nach Neu-Guinea unternommen, um das westlich vom Fly R. liegende Gebiet zu erforschen.

Nordamerika.

— Die Erforschung indianischer Grabhügel in Tennessee erbringt den Beweis für alte Handelsbeziehungen dieser entlegenen, damals von Cherokesen bewohnten Gebiete nicht nur mit den Küstenstämmen des mexikanischen Meerbusens, sondern selbst mit dem aztekischen Mexiko. Besonders fanden sich Muscheln mit zweifellos aztekischen eingeschnittenen Bildern und Zeichen. (Ob Amulete? Auch in assyrischen, palästinensischen und selbst etrurischen Gräbern hat man bekanntlich Stücke der erythräisch-pacifischen Tridacna gigas mit eingeschnittenen Zeichen gefunden.)

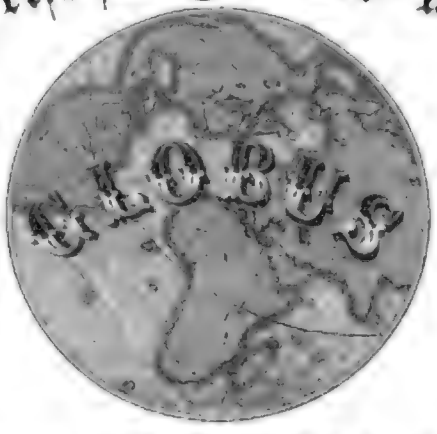
— Welche schauderhafte Geißel die Tornados für die südöstlichen Staaten der Union sind, beweist der jüngst erschienene Bericht des „U. S. Signal-Office" für 1884. An einem Tage, dem 19. Februar, kamen 45 Tornados zum Ausbruch und wurden durch sie 800 Menschen getödtet, 2500 verwundet und über 15000 ihres Obdachs beraubt. Im ganzen Jahre wurden 1054 Personen getödtet und über 3800 verwundet. Manche Distrikte werden so häufig von Wirbelstürmen durchzogen, daß man die Besiedelung der Lieblingsbahnen hat aufgeben müssen.

— In Florida hat man kürzlich Reste prähistorischer Menschen entdeckt. In Sarasota-Bay fand man zwei menschliche Wirbel, welche Prof. Leidy als den letzten Rücken- und den ersten Lendenwirbel bestimmte. Die Lage der anderen Theile des Skeletts war durch zerfallene Knochenstücke bezeichnet und die Höhlung, welche den Kopf enthalten hatte, war deutlich sichtbar, wenn auch jede Spur von dem Kopfe selbst verschwunden war. Die Leute in der Nachbarschaft erzählten, daß noch zu ihrer Zeit der Schädel vorhanden gewesen, aber allmählich zerstört worden sei. Die Ueberreste waren in einen halbkompakten eisenhaltigen Sandstein eingebettet, und die vorhandenen Knochen in Limonit (Brauneisenstein) umgewandelt. Sie dürften die am vollständigsten versteinerten menschlichen Reste darstellen, welche bisher bekannt geworden sind. Die Schicht, welche die Knochen enthält, erstreckt sich hart am Meeresufer hin und ist wahrscheinlich post-pliocänen Alters, obgleich dies noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte wegen der Abwesenheit anderer Fossilien und anstoßender Schichten in der Nachbarschaft.

Inhalt: Die Austral- oder Tubuaï-Inseln. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotáner. I. — Die Herkunft der Bohne. — Dr. Pechuël-Loesche: Ruder und Canoes in Westafrika. (Mit einer Abbildung.) — Kürzere Mittheilungen: Die Fremdlinge der deutschen Flora. — Der Kilima-Ndscharo. — Das neuentdeckte Goldfeld in Westaustralien. Von Henry Gresfrath. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 3. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Von den Samoainseln.

Unter den kleineren Inselgruppen des Stillen Oceans ist der Samoa-Archipel wohl die wichtigste, nicht nur durch ihre natürliche Beschaffenheit, sondern auch der großen Interessen wegen, welche Europa und namentlich auch das Deutsche Reich dort hat. Durch die Erklärung vom 6. April dieses Jahres, in welcher der genannte Staat und England ihre Machtsphäre im westlichen Stillen Ocean abgegrenzt haben, würde sie dem englischen Einflusse unterstellt worden sein, wenn sie nicht ausdrücklich (ebenso wie einige andere Gruppen) in einem Zusatzartikel für neutral erklärt wäre.

Der Samoa-Archipel ist zuerst 1722 entdeckt und dann im Laufe des 18. Jahrhunderts wiederholt von Seefahrern besucht worden (unter diesen auch von La Peyrouse traurigen Andenkens 1787); doch erst den Missionaren in unserem Jahrhundert war es vorbehalten, Licht über denselben zu verbreiten. Er dehnt sich in der Richtung von WNW nach OSO zwischen 172° 45′ und 168° 9′ westl. L. aus und besteht aus drei größeren Inseln: Savaii, Upolu, Tutuila und der Manugruppe, drei kleineren Inseln, welche weiter östlich liegen; ferner sind noch mehrere kleinere Inseln, namentlich die äußerste Grenze des Archipels nach O hin, die Insel Rose, zu erwähnen.

Das feuchte Seeklima ist nicht ungesund zu nennen, es ist einer üppigen Vegetation sehr günstig; ebenso wird eine solche durch die Art des Bodens befördert. Die Inseln sind alle hoch und bergig, die höchsten Spitzen erreichen etwa 1200 bis 1300 m; die Berge sind vulkanischen Ursprungs, die unterirdische Thätigkeit ist noch nicht erloschen. Nur wenige Küstenriffe gefährden die Schiffahrt in geringem Maße. Wo die vulkanischen Massen verwittert sind, geben sie der Pflanzenwelt, welche der indischen an Pracht ähnlich ist, reichliche Nahrung; wo die Kultur die Wälder nicht entfernt hat, sind die Inseln von oben bis unten mit starken Bäumen bedeckt, wie sie auf den Gruppen des Stillen Oceans nur ausnahmsweise vorkommen.

Tutuila besitzt einen guten Hafen in der Bai von Pago-Pago; häufiger wird jedoch von europäischen Schiffen, der Nähe der Niederlassung wegen, der Hafen von Leone besucht. Begleiten wir den früher schon erwähnten Aylic Marin[1]) bei einem Besuche, den er an Bord eines französischen Kreuzers der zuerst genannten Bai machte. Die Ankunft eines Schiffes verursachte in dieser Gegend, welche sich noch viel von ihrer ursprünglichen Wildheit bewahrt hat, unter den Eingeborenen eine große Aufregung; von drei verschiedenen Seiten strömten sie in ihren Canoes herbei, Männer und Frauen, bloß bis zur Hüfte bekleidet, ruderten nach dem Takte ihres Gesanges zu dem französischen Schiffe hin. Die Männer waren auf den Schenkeln tatuirt, die Frauen auf Brust und Hand mit Zeichnungen geschmückt, die durch Anwendung des Feuers sich auf der Haut erhoben. Die mit Kalk weißgefärbten Haare geben Allen einen sonderbaren Ausdruck; Zweck dieses Verfahrens ist es, die lange Mähne, welche den Stolz der Krieger ausmacht, roth zu färben.

Bei einem Ausfluge nach der Bai von França, wo 1787 de Langle mit 10 Begleitern ermordet wurde, machte Marin die Bekanntschaft eines Häuptlings Kalo, der ihm als Dank für etwas französischen Tabak den Anblick einiger hundert Personen verschaffte, die in eigenthümlicher Weise dem Fischfange oblagen. Auf das Geschrei einiger alten Weiber hin sammelten sich die Theilnehmer, Männer und Frauen, und nachdem sie sich ihrer leichten

[1]) Le Tour du Monde, Nr. 1301.

Hülle entledigt hatten, begaben ſie ſich, jeder mit einem Blatte der Kokospalme ausgerüſtet, ins Waſſer. In einer gewiſſen Entfernung vom Ufer angekommen, wendeten ſie ſich um und traten den Rückweg an, wobei ſie ſich einander näherten und endlich einen geſchloſſenen Halbkreis bildeten. Auf ein gegebenes Zeichen kehrte die ganze Linie zum Lande zurück, die Blätter der Kokospalmen wurden ſenkrecht in das Waſſer gehalten und bildeten ſo eine Art belebter Wand, vor welcher die ſolchergeſtalt eingeſchloſſenen Fiſche in toller Flucht dem Lande zueilten; die kleineren ſprangen auf den Strand, wo die Frauen ſie ergriffen und in ihre Körbe warfen, die größeren verſuchten die Linie zu durchbrechen, doch ſie wurden größtentheils durch einen Schlag betäubt. Ein Theil der Beute, von der üblichen Kawa und einigen anderen polyneſiſchen Gerichten begleitet, wurde zum leckeren Mahle bereitet.

Eine eigenthümliche Bemerkung über die Kawafeſte, welche Baron Hübner [1]) gelegentlich macht, möge hier mitgetheilt ſein. Die Miſſionare ſagen mir, ſchreibt er, daß ſie auf ihren Reiſen gerne Einladungen zu denſelben annehmen, weil ſie die Gemüther günſtig ſtimmen und Gelegenheit zu ernſten Geſprächen bieten.

Feſtlichkeiten ſcheinen an der Tagesordnung in Oceanien, denn kaum an Bord zurückgekehrt, wurde Marin mit den anderen Officieren ſchon wieder abgeholt, um einem Tanzfeſte beizuwohnen, welches einer der Häuptlinge zu Ehren der Falani (Franzoſen) gab. Der Häuptling führte ihn zu einem Schuppen, wo die Tänzerinnen ſich zum Feſte

Fiſchfang in der Franzabai (Samoa).

vorbereiteten. Den Hauptbeſtandtheil ihrer Toilette machte außer den dürftigen Hüllen ſehr vieles Oel aus, welches, mit Muſſoï wohlriechend gemacht, nicht nur zum Salben des Körpers gebraucht wurde; auch der Blättergürtel war mit Oel getränkt. Als Schmuck trugen die Schönen Halsſchnüre, zum Theil mit dem Hauer eines Schweines als Anhängſel; ein Blumenkranz war in das üppige, ſchwarze Haar geflochten. Das Feſt begann. Die Tänzer ſchaarten ſich hinter ihren Tänzerinnen und bewegten die Arme im Takte; die Handbewegungen waren von wundervoller Feinheit, der Unterkörper verharrte in vollkommener Unbeweglichkeit. Die Scene veränderte ſich; Tänze in aufrechter Stellung folgten. Die verſchiedenſten Gefühle kommen dabei zum Ausdrucke, bald ſind die Figuren wild und aufgeregt, bald hinreißend und häufig auch geradezu unanſtändig.

Wir begleiten Marin von Tutuila nach Upolu (Apia); aber anſtatt ihm in ſeinen ziemlich oberflächlichen Betrachtungen über die politiſchen Zuſtände der Gruppe zu folgen, welche nichts Neues bieten, wollen wir lieber hierüber einen anderen Augenzeugen, den bekannten Weltreiſenden Baron Hübner (a. a. O. ſiehe oben) hören, an deſſen Hand wir die glatte Bahn der Politik betreten. Dr. Caniſius, der Konſul der Vereinigten Staaten, ein Sohn Weſtphalens, Dr. Stübel, ein Sachſe, der jetzt zum deutſchen Konſular-

[1]) A travers l'Empire Britannique (1883—1884) par M. le Baron de Hübner. Hachette & Co. 1886.

Digitized by Google

Zum Tanze geſchmückte Samoaner. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

dienſte gehört, und ein Engländer, Mr. Churchward, ein früherer Kavallerie-Officier, bilden das Kleeblatt, welches Apia regiert. Die Gemeindeverwaltung ſcheint nach dem Beiſpiele der europäiſchen Faktoreien in China gebildet zu ſein. Der König hat derſelben allerdings den Grund und Boden, den ſie ihr eigen nennt, nicht verkauft, wohl aber den Gebrauch deſſelben gegen eine jährliche Rente überlaſſen. In Wirklichkeit bildet ſie eine Art Condominium, welches die durch den Vertrag von 1879 bis zu einer gewiſſen Grenze gemeinſchaftlich auftretenden Konſuln der drei Mächte Deutſchland, England und der Vereinigten Staaten ausüben. Durch einen zweiten, in demſelben Jahre abgeſchloſſenen Vertrag erkannte der König die Jurisdiktion des engliſchen High Commiſſioner über alle britiſchen Unterthanen, welche im Archipel leben, an. Die Municipalität in Apia unterſcheidet ſich dadurch von den Settlements in China, daß in dem zuerſt genannten Orte die Gewalt gemeinſchaftlich durch die Konſuln dreier Mächte ausgeübt wird, während in China die verſchiedenen Niederlaſſungen vollkommen von einander unabhängig ſind.

Der Art der Verwaltung, wie ſie in Apia ſtattfindet, ſpendet Baron Hübner das größte Lob; wir haben hier im Kleinen, ſagt er, die Löſung der ſchwierigen Aufgabe einer gemeinſchaftlichen Verwaltung, und es bleibt nur noch zu unterſuchen, ob dieſes Reſultat nur durch die guten Einrichtungen oder die Perſönlichkeit der Konſuln erzielt worden iſt.

Der Mechanismus iſt ein ziemlich einfacher, ſeine

Mündung des Fluſſes von Apia. (Nach einer Photographie.)

Glieder ſind eine Magiſtratsperſon und ſechs Polizeibeamte, die derſelben direkt untergeordnet ſind; alle gehören der farbigen Raſſe an, trotzdem haben ſie nicht die geringſte Mühe, ihre Autorität den Weißen gegenüber zu behaupten; die Polizeibeamten beziehen zwiſchen 20 und 35 Dollars monatlich; das Einkommen der Municipalität beläuft ſich auf 5000 Dollars. Die Bevölkerung ihres Gebietes betrug im Ganzen 165 Weiße und 218 Meſtizen; unter erſteren befanden ſich 75 Deutſche, 41 Engländer, 23 Amerikaner, 13 Schweizer und Holländer, 11 Franzoſen, 2 Skandinavier. Außerhalb der Municipalität lebten noch 200 Perſonen, welche nicht zu den Eingeborenen gehörten, darunter 75 Weiße (wovon 23 Deutſche, 39 Engländer, 4 Amerikaner, 4 Skandinavier und 5 Franzoſen). Unter den Engländern befanden ſich 13, unter den Franzoſen 5 Miſſionare; die Deutſchen finden großentheils als Beamte in den Plantagen Verwendung, die übrigen Weißen ſind Händler, welche alle für die beiden deutſchen Häuſer Geſchäfte machen.

Die einheimiſche Verwaltung iſt ganz patriarchaliſch, nur die Familienhäupter üben politiſche Rechte aus. Die Bevölkerung des ganzen Archipels wird auf 30 000 bis 34 000 Seelen geſchätzt.

Der Handel iſt großentheils in Händen von zwei bedeutenden deutſchen Häuſern (Deutſche Handels- und Plantagengeſellſchaft, und Ruge u. Komp.); außerdem beſtehen noch vier kleinere Häuſer. Nach dem in den deutſchen Weißbüchern veröffentlichten Berichte des deutſchen Konſuls

Anſicht von Apia und der franzöſiſchen Miſſionsſtation. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Dr. Stübel belief ſich der Umſatz der deutſchen Handelshäuſer auf 112 500 Pfd. St., der aller anderen auf 107 500 Pfd. St. Die Landbau-Unternehmungen bedecken eine Oberfläche von etwa 2500 Hektaren, zu deren Bearbeitung gegen 1200 fremde Arbeiter eingeführt ſind.

Intereſſant iſt das Urtheil, welches Baron Hübner über den Deutſchen in der Fremde fällt. „Ich habe den Deutſchen an verſchiedenen Punkten der Erde beobachtet; überall, wo ich ihn getroffen habe, war er immer derſelbe, vielleicht hat er, was ihm namentlich in der zweiten Generation leicht begegnet, ſeine Sprache vergeſſen, er hat manche Gebräuche ſeiner Umgebung angenommen, aber in ſeinem Geiſte und ſeinem Charakter bleibt er Deutſcher. Im Allgemeinen iſt er intelligent, einfach, nüchtern, ſparſam, geduldig, ausdauernd, muthvoll, doch nicht bis zur Unbeſonnenheit. Er ſieht nicht nach ſchnellem Gewinne aus und wagt nicht gerne. In dieſer Hinſicht unterſcheidet er ſich von dem Angelſachſen, welcher mit Vorliebe abenteuerliche Unternehmungen aufſucht und ſehr oft mit Erfolg aus denſelben hervorgeht. Der Deutſche geht langſam, aber ſicher vor; wo er einmal Wurzel gefaßt hat, läßt er ſich nicht vertreiben. Im Allgemeinen iſt er, namentlich in den unteren Klaſſen, beſſer unterrichtet als der Angelſachſe und darum beſſer geeignet, ſich fremden Zuſtänden anzupaſſen; als Ackerbauer theilt er mit dem Schotten den Ruf, der erſte Koloniſt der Welt zu ſein.“

Man wird ohne nähere Erläuterung finden, daß Manches von dem, was Baron Hübner ſagt, von Anderen in anderem Lichte aufgefaßt wird; namentlich was die Erhaltung der Nationalität angeht, dürfte die von ihm gemachte Bemerkung doch wohl nicht ſtichhaltig ſein, wenigſtens in den Fällen, wo der Deutſche iſolirt oder ziemlich iſolirt in die fremde Umgebung eintritt.

Im Allgemeinen iſt die Anſicht des mehrgenannten Weltreiſenden den deutſchen Unternehmungen im Samoa-Archipel günſtig. Die Verbindung von Handels- und Plantagen-Unternehmungen bietet gewiß große Vortheile, kann aber auch unter Umſtänden Gefahren haben. Die Pflanzungen werfen bis jetzt keinen Vortheil ab und jedenfalls haben die Pflanzer nach der Theorie des beati possidentes fremden Wetteifer nur wenig zu fürchten; bis jetzt richtet ſich außerdem der Unternehmungsgeiſt engliſcher und auſtraliſcher Kapitaliſten auf andere Theile des Stillen Oceans.

Zwiſchen Deutſchen und Engländern findet Baron Hübner in den Grundzügen ihres Weſens, ſo wie er ſie bei der Arbeit geſehen hat, eine große Aehnlichkeit und keine Spur des Zurückganges. Sie haben nur zu wollen, um Erfolg zu haben, ſie ſind die erſten unter den Nationen. Nur beſitzt England viel größeren Reichthum als Deutſchland; auf dieſem Felde würde der Wettkampf ungleich ſein.

Die Handelsbewegung des Jahres 1883 wird wie folgt angegeben:

	Angekommene Schiffe	Tonnen	Einfuhr Pfd. St.	Ausfuhr Pfd. St.
Deutſche	92	19 396	58 358	50 894
Engliſche	35	3 799	9 103	1 180
Amerikaniſche . .	18	2 776	26 146	—

Ueber den König von Samoa ſagt er Folgendes: Malietoa iſt, wie man mir mittheilt, kein Idiot. Es iſt ein gewöhnlicher Menſch, der, wenn man ihn auf ſeiner Stelle gelaſſen hätte, heute nichts weiter als ein großer Stammeshäuptling ſein würde. Man hat ihn zum Könige gemacht, doch das iſt er nur den Vertragsmächten gegenüber, ſeine Landsleute wollen ihn nicht als ſolchen anerkennen. Dadurch entſtehen manche Schwierigkeiten, z. B. kann er nicht, wie die Konſuln es verlangen, genügend für die Sicherheit auf der ganzen Inſel ſorgen.

Der Hafen von Apia iſt der Mittelpunkt für den ganzen Handel dieſer Gruppe. Die Stadt ſelbſt bietet Gegenſätze der ſtärkſten Art zwiſchen der Civiliſation und dem Naturzuſtande; neben den kleinen, zierlichen Häuſern und Läden der Weißen erheben ſich die Hütten der Kanaken, welche die Beſitzer nicht haben verlaſſen wollen. Das Panorama, welches die Rhede von Apia dem Ankommenden bietet, iſt entzückend; die Umriſſe ſind ganz verſchieden von den ſcharfen Formen, die man in Oceanien ſo häufig erblickt; die Inſel Upolu eröffnet eine weite Fernſicht über fruchtbare Ebenen, welche nur von einem Berge, dem Miſſionsberge, unterbrochen und beinahe in zwei gleiche Theile getheilt ſind; weiter im Hintergrunde erheben ſich die im Innern gelegenen Blauen Berge, während auf dem Vordergrunde die weißen Häuschen der Niederlaſſung im Sonnenſcheine aufleuchten.

Ein echtes Tropenbild bietet die Mündung des Apiafluſſes.

Die Bogotáner.

Von Dr. Alfred Hettner.

II.

Unſere flüchtige Betrachtung der Bogotáner Bevölkerung, wie ſie uns in den Straßen der Stadt entgegentritt, hat uns gelehrt, daß wir in ſocialer Beziehung drei große Schichten unterſcheiden können, welche freilich durch keine ſcharfen Linien von einander getrennt ſind, ſondern in einander übergehen, und daß dieſe drei ſocialen Schichten drei verſchiedenen ethnologiſchen Gruppen entſprechen, da in den höheren Klaſſen das weiße, in den unteren das indianiſche Blut vorherrſcht, und in den mittleren beide zu ungefähr gleichen Theilen gemiſcht ſind. Dieſer Sonderung der Stände nach Raſſen liegen heute keinerlei geſetzlichen Beſtimmungen zu Grunde, ſie iſt nur eine Folge der Scheidung, welche in der Kolonialzeit beſtand und welche ſich noch nicht vollkommen verwiſcht hat. Man kann die Stellung der Weißen in gewiſſer Beziehung mit der des alten deutſchen Adels vergleichen, der zwar keine geſetzlichen Vorrechte mehr beſitzt, aber doch im Ganzen immer noch eine gewiſſe ſociale Präponderanz behauptet, während einige ſeiner Glieder zum

Proletariat herabgesunken und Neulinge, durch Verleihung des Adels oder doch thatsächlich, ihnen gleichberechtigt zur Seite getreten sind. Aehnlich findet man in den besten Kreisen Bogotás einzelne Vollblut-Indianer, und unter der Hefe der Bevölkerung einzelne reine Castilianer. Die Weißen legen, besonders den Europäern gegenüber, Werth auf ihre spanische Abstammung, aber dem Volke ist das Bewußtsein des Stammesunterschiedes fast völlig verloren gegangen; als Indios bezeichnen sie verächtlich die arme Landbevölkerung, während diese wieder den Namen Indios auf die Indios bravos, das heißt die uncivilisirten, noch ihre eigene Sprache redenden Indianer beschränkt, welche sich in den heißen, urwaldbedeckten Tiefebenen und einzelnen Gebirgswinkeln erhalten haben.

Unter diesen Umständen ist es natürlich äußerst schwierig, zuverlässige Angaben über die ethnologische Zusammensetzung der Bogotáner Bevölkerung zu gewinnen; nur eine Commission von unparteiischen Sachverständigen, namentlich von Aerzten, könnte diese Aufgabe lösen. Aber so lange noch keine solche Commission die Frage studirt hat, glaube ich meiner, übrigens an den Wahrnehmungen von Freunden kontrolirten, Beobachtung mehr Gewicht beilegen zu dürfen als den von Nationaleitelkeit diktirten Vermuthungen kolumbianischer Schriftsteller, welche auch in die Bücher harmloser Deutscher übergegangen sind. Während hier die Zahl der Weißen auf 50 Proc. angesetzt wird, kann man meiner Meinung nach nur etwa 15 Proc. als Weiße bezeichnen, bei denen eine Beimischung indianischen Blutes zwar nicht ausgeschlossen ist, aber doch zurücktritt; auf Neger- und Negermischlinge kommen nur 1 bis 2 Proc. der Bevölkerung; der Rest wird sich zu ungefähr gleichen Theilen auf Chólos, d. h. Mischlinge von Weißen und Indianern, und ganz oder nahezu reine Indianer vertheilen.

Diese also sind es, welche das Hauptkontingent zu der untersten Bevölkerungsklasse stellen, die wir als den Arbeiterstand oder, um gleich den kolumbianischen Ausdruck zu gebrauchen, den Stand der Peone bezeichnen können. Nur ein kleiner Bruchtheil dieser Klasse, der den Uebergang zur nächst höheren Stufe bildet, hat ein bestimmtes Handwerk erlernt und liegt demselben dauernd ob, die meisten leben bald als Arrieros, d. h. Maulthiertreiber, oder Boten auf der Landstraße, bald arbeiten sie als Maurer an einem Bau, bald als Packer und Träger in einem Geschäft, bald haben sie sich als Diener in einem Hause verdingt, bald lungern sie auch müßig umher.

Sie wohnen in den kleinen aus Lehm gebauten, mit Stroh gedeckten Ranchos (d. h. Hütten) der Vorstädte und Flußufer, oder auch in den unteren, souterrainartigen, Stockwerken der Casas altas, soweit dieselben nicht von Läden und Werkstätten besetzt sind. In einem kleinen Raume wohnen da viele Personen zusammengepfercht, außer dem Ehepaare und seinen Kindern oft noch verschiedene männliche und weibliche Anverwandte beider Theile. Daß solche Wohnungsverhältnisse der Gesundheit und Sittlichkeit nicht gerade zuträglich sind, ist klar, aber wir dürfen diesen Punkt doch nicht zu sehr hervorheben, sonst möchte etwa ein Kolumbianer Schilderungen der socialen Zustände im Erzgebirge oder in manchen deutschen Großstädten veröffentlichen, die in dieser Beziehung kaum viel besser sein werden. Der ganze Hausrath besteht aus einem Tische, vielleicht ein paar einfachen Stühlen mit einem Ueberzuge aus Ochsenhaut oder auch nur einer kleinen Bank, auf der die Frau den ganzen Tag hockend arbeitet. Als Betten dienen Strohmatten und Ochsenhäute, welche Abends auf dem Fußboden ausgebreitet werden, das Essen wird hinter dem Hause in einem großen Topfe bereitet, den man auf drei Steine stellt und durch darunter angezündetes Holz erwärmt. Hier wie überall im Hochlande liefern Kartoffeln, Mais und auch Gerste, in der Form von dicken Suppen, den Hauptbestandtheil der Nahrung, aber auch Fleisch wird eher mehr gegessen als von den armen Leuten in Deutschland, und nur die Aermsten müssen sich den täglichen Genuß von Chokolade und Weißbrot versagen. Unser Bier wird durch die Chicha, ein aus Maismehl und Zuckerrohrsaft durch Gährung bereitetes Getränk, vertreten, das etwas theurer als einfaches Bier in Mitteldeutschland (der Liter kostet nämlich einen halben Real, d. i. 20 Pfennig dem Normalwerthe nach) zu stehen kommt, aber wohl mehr Nahrungsstoffe als dieses enthält.

Die Chicherías, d. h. die Tiendas (d. h. Läden), in denen die Chicha verschänkt wird, entsprechen etwa den kleinen Produktengeschäften, welche man in Sachsen Büdchen nennt, und sind für das Bild von Bogotá in hohem Grade charakteristisch. Hier kauft das Volk seine gewöhnlichen Bedürfnisse, Eier, Chokolade, Brot, Cigarren, Streichhölzchen, Seife u. s. w., hier findet es wohl auch eine warme Suppe aus Maismehl und Kartoffeln bereitet, hier trinkt es, wie gesagt, namentlich seine Chicha, die in großen Gefäßen am Boden steht und mit der Totuma (der ausgehöhlten halben Schale einer kürbisartigen Frucht) geschöpft wird. Aus solchen Totumas wird auch getrunken, sorglich bläst die Chichera, ehe sie dieselbe dem Gaste überreicht, darüber hin, oft greift sie auch mit dem Finger hinein, um die gröberen Staubtheilchen zu entfernen, die sich, sei es in Folge der Bereitung, sei es in Folge der Aufbewahrung, fast immer in der Chicha finden. Sehr elegant pflegt die Einrichtung einer solchen Tienda nicht zu sein; ein breiter Ladentisch theilt den kleinen Raum in zwei Hälften, vorn drängt sich das Publikum, hinten sind, auf Brettern und an Seilen, die Schätze des Ladens aufgestapelt. Oft ist das ganze Gerüst voll von Flaschen der verschiedensten Farben, in denen der Fremde zu seinem Entsetzen lauter geistige Getränke vermuthet, aber dieselben sind größtentheils nur mit Wasser angefüllt und dienen lediglich als Staffage. In Folge dieser Liebhaberei haben leere Flaschen von angenehmer Farbe in Bogotá einen ganz beträchtlichen Werth (etwa 30 bis 40 Pfennig), so daß der Genuß z. B. ausländischen Bieres dadurch etwas verbilligt wird. Besonders Abends drängt sich das Volk in diesen Chicherías zusammen; stundenlang bleibt man plaudernd und singend, wie sie, schreiend, wie wir sagen würden, vor dem Schenktische stehen, vielleicht lauscht man den melancholischen Weisen (den sogenannten Bambucos), welche irgend einer dem Tiple (einer einfachen Guitarre) entlockt. Dabei geht die Totuma mit Chicha beständig von Hand zu Hand, vielleicht wird dazwischen ein Trago (wirklich Schluck) von Aniſado (dem landesüblichen, aus gegohrenem Zuckersaft unter Zusatz von Anis destillirten Branntwein) genommen, allmählich stellt sich ein Rausch ein, und das anfänglich harmlose Betragen wird immer widerwärtiger.

Bei den Bettlern und Eckenstehern, welche die tiefststehenden Kategorien der Bevölkerung bilden, geht aller Verdienst auf Chicha und Aniſadobranntwein darauf, ihre Kleidung ist meist so zerlumpt und, ebenso wie sie selbst, so ekelhaft schmutzig, wie wir es selbst bei den schlimmsten heimischen Vagabunden nicht zu sehen bekommen, ihr Nachtlager schlagen sie in der Thür irgend eines Hauses auf, ohne bei dem milden Klima Bogotás ernstlich von der Kälte zu leiden und ohne befürchten zu müssen, daß der Sereno (Nachtwächter) sie in ihrer Ruhe aufstört und zur Polizei bringt; kaum erweckt es sie aus ihrem festen Schlafe, wenn ein heimkehrender Bewohner des Hauses über sie stolpert.

In dem Bogotáner Volke liegt überhaupt ein gewisser Zug der Verkommenheit, welcher der Landbevölkerung in dieser Weise fremd ist. Bogotá übt in dieser Beziehung einen ähnlichen Einfluß wie die europäischen Großstädte aus. Von allen Seiten strömt besonders die männliche Jugend hier zusammen, weil sie hier einen besseren Verdienst und einen größeren Lebensgenuß als in den kleineren Ortschaften und den einsamen Hütten findet oder wenigstens zu finden glaubt. Aus dem altgewohnten Kreise patriarchalischen Lebens herausgerissen, den Verführungen der großen Stadt preisgegeben, das wenig gute Beispiel der gebildeten Jugend vor Augen, macht der Einwanderer hier eine Umwandlung durch, welche nicht gerade zu seinem Vortheile dient. Zwar eignet er sich gewisse Formen an, welche unseren Arbeitern fremd sind, seinen Dank stattet er mit einem „mil gracias“ (tausend Dank) ab, er entfernt sich nicht ohne ein „con su permiso“ (mit Ihrer Erlaubniß), er legt sich einen großen Panamastrohhut zu u. s. w., aber dabei wäscht er sich monatlich nur einmal, spuckt er ununterbrochen, reichen seine Schulkenntnisse im besten Falle bis zu etwas Lesen und Schreiben und den vier Species. Er ist durch und durch verlogen, stiehlt in kleinen Beträgen, wenn er nur kann, ist aber zu Einbruchsdiebstählen und anderen schweren Verbrechen zu feige, er ist kriechend unterwürfig oder grenzenlos frech, je nachdem es ihm paßt. Die Eckensteher sind wahre Musterbilder dieser schönen Eigenschaften: giebt man ihnen nach irgend einer Besorgung den üblichen Lohn, so fordern sie wenigstens das Doppelte und Dreifache dafür und machen, besonders dem Fremden gegenüber, einen Höllenspektakel, bis sie sich von dessen Standhaftigkeit überzeugen und ihrer Wege ziehen, um den Erwerb in der nächsten Chichera zu vertrinken. Auch mit seinem Diener hat man die liebe Noth. Für den kleinsten Gang in die Stadt braucht derselbe zwei bis drei Stunden, bei jeder Besorgung macht er seinen kleinen Aufschlag, hat er nur irgend Gelegenheit, so bringt er gern einige Realen bei Seite, zu seiner Rechtfertigung erfindet er die verwickeltsten Geschichten, und glaubt man ihm dieselben nicht, sondern setzt ihn ernsthaft zur Rede, so dreht er einem wo möglich den Rücken und geht seiner Wege. Seine ganze Habe besteht in einem Bündel, das ihn nicht beschwert; wenn nicht als Diener, so findet er vielleicht Arbeit als Maurer oder Arriero oder schlägt sich sonst irgendwie durch. Es steckt ein vagabundenhafter Zug in dieser Bevölkerung, eine Unabhängigkeit von festem Wohnsitze, fester Stellung und festem Berufe, von jeder strammen Zucht, die poetisch sein mag, die aber den socialen Fortschritt nicht begünstigt. Bei dem weiblichen Geschlechte kann man den guten Einfluß einer gewissen Gebundenheit deutlich beobachten; die weiblichen Dienstboten, die nur selten aus dem Hause heraus kommen, sind besonders unter einer tüchtigen Hausfrau oft williger und ordentlicher als viele deutsche Dienstmädchen; mit der Aufsicht fällt aber nur zu oft jeder sittliche Halt hinweg, gewinnen die schlechten Einflüsse der großen Stadt die Oberhand.

Der gewöhnliche Bogotáner Peon verdient täglich sechs bis höchstens acht Realen (2 Mk. 40 bis 3 Mk. 20 Pfg. Normalwerth). Davon braucht er, wenn er ledig ist, zwei bis drei Realen für seine Ernährung; seine Kleidung bekommt er auch nicht umsonst, eine Ruana z. B. kostet ihn wenigstens 30 Realen, ein Paar Hosen 20 bis 40 Realen. Die meisten aber haben sich schon jung verheirathet und unterstützen außerdem ihre Mütter und Schwestern, denn gerade in den unteren Volksschichten sind zärtliche Liebe der Eltern zu ihren Kindern und kindliche Dankbarkeit gewöhnliche Züge. Wenn da noch etwas erspart wird, wird es im Boden vergraben oder sonst irgendwo versteckt, um im Falle von Krankheit oder Noth hervorgeholt oder um zu Handelsgeschäften verwendet zu werden, die diesen Leuten immer im Sinne liegen, die aber selten einen bedeutenden Gewinn abwerfen.

Es liegt nahe, die sociale Lage des Bogotáner Peons mit der des deutschen Arbeiters zu vergleichen. In Folge der geringen, oft zerrissenen Kleidung und der schlechten Wohnungen haben wir zuerst den Eindruck, als ob das Loos des Bogotáners ein noch viel bedauernswertheres als das des Deutschen sei, aber wenn wir die Nahrung beider betrachten und sehen, daß jener die Qualen des Hungers nicht kennt, wenn das gleichmäßig milde Klima uns zeigt, daß er auch vom Froste wenig zu leiden hat, so werden wir in unserem Urtheile doch bedenklich. Der Bogotáner Peon hat vollkommen genug an seiner Ruana, er sehnt sich gar nicht nach einer besseren Wohnung; was wir für äußerste Armuth hielten, ist häufig nur Bedürfnißlosigkeit, die ihrerseits mit dem niedrigen Stande der Kultur zusammenhängt. Jeder Bogotáner Peon könnte, wenn er nur Werth darauf legte, ein nettes, wenn auch einfach möblirtes, Häuschen sein eigen nennen. Eine andere Frage ist es freilich, ob der Einzelne im Stande sein würde, sich durch Arbeit und Sparsamkeit zu Vermögen und einer höheren socialen Stellung herauf zu arbeiten. Ich glaube, daß ihm das noch viel schwerer gemacht ist als seinen Standesgenossen in Europa oder Nordamerika, weil Handel, Industrie und Handwerk nur ein kümmerliches Dasein fristen und wenig Raum für aufstrebende Kräfte gewähren. Der Landarbeiter kommt vielfach nach Bogotá, weil er da ein bequemeres Leben findet, aber wer seinen Kindern eine sichere Existenz gründen will, wird doch aufs Land zurückkehren müssen. Auch der Charakter dieser Indianer ist zu frischem Aufstreben wenig geeignet. Es handelt sich nicht um ihre ursprünglichen Anlagen und Bildungsfähigkeit, über welche wir viel zu wenig unterrichtet sind, sondern um ihren jetzigen Charakter, wie er sich unter dem verdummenden und erschlaffenden Drucke der spanischen Herrschaft herausgebildet hat. Die heutigen Indianer gehen die Bahn weiter, in die sie gestoßen werden, aber es fehlt ihnen die Urtheilskraft und die Energie, um selbständig etwas anzugreifen.

In dem Mittelstande finden sich die Eigenschaften des Indianers mit denen des Spaniers in den verschiedensten Abstufungen vermischt. Er läßt sich daher noch viel schwerer in ein einheitliches Bild zusammenfassen und kann überhaupt in den kleineren Landstädten viel besser als in Bogotá studirt werden, wo ihm die charakteristische Verbindung mit dem Landleben fehlt, und wo sich der Handwerker, der Commis, der Inhaber eines kleinen Ladens, der Subalternbeamte als besondere städtische Modifikationen herausgebildet haben. Ein Theil von ihnen hat selbst den Strohhut und die Ruana abgelegt und ahmt die europäische Kleidung der höheren Stände nach, so daß die mitunter für sie angewandte zusammenfassende Bezeichnung gente de ruana eigentlich nicht mehr richtig ist. Ihre Wohnungen nehmen den zweiten mittleren Ring ein, welchen wir im Bauplane Bogotás unterschieden, nämlich den Ring der einstöckigen, aber doch schon aus Adobes gebauten, getünchten und mit Ziegeln gedeckten Häuser, die, je nachdem, zwei bis zehn brauchbare Wohnzimmer enthalten. Gewöhnlich wohnt eine ziemliche Anzahl von Menschen in einer solchen Wohnung zusammen, denn außer den meistens sehr zahlreichen Kindern pflegen auch so und so viel Brüder, Schwestern und Vasen zum Haushalte zu gehören, und die Kinder selbst bleiben häufig auch nach ihrer Verheirathung mit ihren Nachkommen im Hause der Eltern. Die scheinbare Weitläufigkeit des Wohnens, welche uns zuerst so verwundert,

wird dadurch alſo bedeutend eingeſchränkt. Die Möblirung dieſer Wohnungen iſt ſicher eine ſehr dürftige, aber ich bin in Bogotá zu wenig in ſolche Haushaltungen hineingekommen, um darüber Näheres berichten zu können. Auch den Mittagstiſch wollen wir ungemuſtert laſſen; auf den Reiſen im Lande kommen wir gerade mit dieſen Ständen häufig in Berührung und lernen ihre Lebensweiſe beſſer kennen [1]).

Das Einkommen, in Geld ausgedrückt, kommt ungefähr dem Einkommen gleicher Lebenskreiſe in Deutſchland gleich, aber da Wohnung, Kleidung und alle feineren Lebensbedürfniſſe in Bogotá ſo viel theurer als in Deutſchland ſind, ſo iſt die Lebensweiſe der Bogotaner Kleinbürger verhältnißmäßig ärmlicher. Am ſchlechteſten ſind die Subalternbeamten geſtellt, weil ſie ihr geringes Gehalt meiſt erſt Monate hinterher ausgezahlt bekommen und daſſelbe inzwiſchen mit bedeutendem Verluſte verpfänden müſſen. Iſt es da ein Wunder, daß ſie beſtechlich ſind und Veruntreuungen begehen? Und doch lauert immer eine Unzahl von Exiſtenzen darauf, bei einem Regierungswechſel ein ſolches Amt zu erlangen, und friſtet inzwiſchen, durch Borgen und allerlei Geſchäftchen, nothdürftig das Leben. Es iſt die Freude am ſtädtiſchen Leben, die Abneigung gegen harte Arbeit, was alle dieſe Leute nach Bogotá treibt und in Bogotá feſthält, während ſie ſich im Kampfe mit dem Urwalde einen beſſeren Erwerb ſchaffen und dadurch für ihr Alter und ihre Nachkommen das Leben angenehmer geſtalten könnten. Ihre Bildung überſteigt ſelten die gewöhnlichſten Elementarkenntniſſe, in ihren Manieren ſind ſie eine Karrikatur der oberen Klaſſen, die man ſelber ſchon als eine Karrikatur der entſprechenden europäiſchen Bevölkerungselemente zu bezeichnen geneigt iſt.

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 48, (1885), S. 120 f.

Talyſch [1]).

Mit dem vorliegenden, 450 Seiten ſtarken Buche hat uns der vielgereiſte Verfaſſer wiederum mit einem intereſſanten und inhaltsreichen Werke beſchenkt. Wenn auch die Schilderung der Pflanzen- und Thierwelt jenes ſüdweſtlichen Küſtengebietes des Kaſpiſchen Meeres den hauptſächlichſten Inhalt bildet, ſo finden ſich doch allenthalben ſo viele rein geographiſche und ethnographiſche Momente, daß es auch für den Geographen von Fach lohnend ſein wird, dieſes Buch zu ſtudiren.

Daſſelbe enthält in 12 Abſchnitten die Schilderung der Reiſen, welche Radde ſowohl allein, wie auch in Begleitung der Herren Leder und Dr. Sievers in den letzten 16 Jahren in dem Gebiete von Talyſch ausgeführt hat. Als Anhang iſt dann eine ethnographiſche Skizze über die Bewohner von Talyſch, die Talyſcher und Schahſewenzen, angefügt.

Der erſte Abſchnitt, „Geographiſche Grundzüge von Talyſch“ überſchrieben, faßt gewiſſermaßen alles, was ſich als geographiſch wichtig im Folgenden zerſtreut findet, in möglichſter Kürze zu einem Ganzen zuſammen, weshalb wir auf dieſen Abſchnitt etwas mehr eingehen wollen.

Nach einer kurzen Kritik über die Stellung des Alburs in den Gruppirungen der Gebirgsſyſteme von F. v. Hochſtetter und F. v. Richthofen kommt der Verfaſſer zu dem Schluß, daß die Gilaner und Talyſcher Alpen nur als Fortſetzungen des Alburs in NW-Richtung anzuſehen ſind, und daß keineswegs der Sefidrud mit ſeinem weit in das Hochland reichenden Quellnetze und ſeinem tief einſchneidenden Flußthale als Grenze für den Alburs anzuſehen ſei. Die Gründe hierfür findet Radde ſowohl in ſeinen eigenen Beobachtungen wie in den Unterſuchungen Grewingk's über die Geſteinszuſammenſetzung jener Gebirge. Es folgt nun eine genaue Schilderung des Verlaufs der Gilaner und Talyſcher Alpen bis zu ihrer Endigung in der Mugan-Steppe. Die Gipfel ſinken hierbei von etwa 10000 engl. Fuß an immer mehr, bis ſie im 5680 engl. Fuß hohen Karadaſha-dagh zum letzten Male eine bedeutendere Höhe erreichen, um dann ſchnell zum Tieflande abzufallen. Die Oſtſeite dieſer beiden Ketten iſt allenthalben die ſteilere, die Weſtſeite, auf welcher ſich die weite Tertiärebene mit dem iſolirt hervorragenden Sawalan (15792 engl. Fuß hoch) ausdehnt, die flachere.

Aus klimatiſchen Gründen hat auch nur die Oſtſeite eine Menge Quellen, die ihre Waſſer in vier Hauptbachſyſtemen ſammeln. Dieſelben führen die Namen Aſtara, Putaſar oder Tängaru-tſchai, Lenkoran-tſchai (von den Ruſſen Lenkoranka genannt) und Wiljaſch-tſchai. Außerdem ſammelt die von dem nördlichſten Rande abfließenden Gewäſſer der in den Salzſumpf Machmud-tſchalaſi in der Mugan-Steppe ſich ergießende Bolgaru-tſchai, wie auch die geringen nach W fließenden Bäche ihr Waſſer dem Karaſu und durch dieſen dem Araxes und der Kura zuführen.

Im Anſchluß an v. Baer's [1]) kritiſche Unterſuchungen der Straboniſchen Angaben über die üppige Natur des alten Albaniens, nach denen zu Strabo's Zeiten der Muganſteppe das außerordentlichſte Lob über den Naturreichthum, die Vegetation, Ernten ꝛc. zu Theil geworden ſei, findet Radde, daß alle dieſe Angaben noch heute zutreffen auf den Fuß der Karabagher Gebirge im Weſten der Muganſteppe, auf die beiderſeitigen Vorberge des nördlichen Kurathales und auf die Küſtenzone des Kaſpiſchen Meeres bei Derbent und Kuba, aber nicht auf die Muganſteppe ſelbſt, als welche man doch die Ebene Araxene Strabo's annehmen müßte. Die Spuren etwaiger alter Kulturen längs der jetzt trockenen Kanäle und Flußläufe müßten ſich offenbar bis jetzt noch erhalten haben, und ſei es nur durch das Fehlen der echten Halophyten in nächſter Nähe jener Rinnſale. Nichts von alledem findet ſich aber in der Muganſteppe. Dieſelbe iſt völlig ſalzdurchdrungen, im Sommer unbewohnt und im Winter nur von Nomaden beſucht. Alle Kulturen finden ſich nur an dem Araxes, der Kura und der Akuſcha, ſowie an den ausgeſüßten Rändern der Muganſteppe, beſonders am Südrande, woſelbſt das Talyſcher Gebirge durch ſeine Waſſer nutzbare Alluvionen abſetzte. Hier iſt auch die Bevölkerung dicht anſäßig und treibt Feld- und Gartenbau. Die Muganſteppe iſt ein deutlich erkennbarer Reſt des

[1]) Dr. Guſtav Radde, Reiſen an der perſiſch-ruſſiſchen Grenze. Talyſch und ſeine Bewohner. (Leipzig 1886, Verlag von F. A. Brockhaus.)

[1]) Kaſpiſche Studien. Bulletin phys.-math. de l'acad. imp. de St. Pétersbourg. Bd. XIII. und XIV., S. 313 ff.

früheren Bodens des Kaſpiſchen Meeres, der ſich immer mehr oſtwärts erweitert durch das Akuſchadelta.

Das Klima von Talyſch charakteriſirt ſich durch einen trockenen Sommer und feuchten Herbſt und Frühling. Bei einer Januartemperatur von 2,8° C. beſitzt Lenkoran eine mittlere jährliche Wärmeſchwankung von 22,6° C. und einen jährlichen Niederſchlag von 1314 mm. Beſonders niederſchlagsreich ſind die Monate September bis November. Bezüglich der Winde iſt zu bemerken, daß bereits in etwa 1000 Faden Entfernung vom Meere die Richtungen und Stärken der Winde oft ganz andere ſind als an der Küſte des Meeres. Zumeiſt herrſchen in Lenkoran das Jahr über SW-Winde vor, dann folgen der Häufigkeit nach SO und NO, am wenigſten findet ſich N. Zu erwähnen ſind ferner noch die dem Sciroccо ähnlichen heißen Winde aus W und SW, die Radde als aus der Syriſchen Wüſte ſtammend anſieht.

Das Tiefland von Talyſch iſt gegen N von breiten Steppenflächen umlagert, deren Vegetation weſentlich vom Salzgehalte des Bodens abhängig erſcheint. Nur an den Rändern und den Flußläufen auf ausgelaugtem Boden findet ſich Gras- und Kräuterſteppe, wie auch Cerealienkultur. Hierauf folgt nach Vermittelung durch die Wermuthſteppe die echte Halophytenſteppe. Die Flora der niedrigen Dünen längs des Meeres nimmt eine ſchmale Küſtenzone ein und verläuft oſtwärts in das Gebiet der Djongeln mit Rubus-, Smilax- und Asclepiadeenarten und weſtwärts in das Rohr- und Schilfdickicht der Morzi, jener hinter den Dünen aufgeſtauten Süßwaſſermaſſen, die nur ſelten einen Abfluß nach dem Meere beſitzen und den reinen Sumpf bilden. Eigenthümlich iſt dem Tieflande noch die natürliche Kleewieſe, beſonders aus Trifolium tumens beſtehend. Die etwa 6000 engl. Fuß breite Waldzone iſt ohne zapfentragende Koniferen, enthält namentlich in den höheren Theilen viele europäiſche Arten, in den unteren aber auch viele Europa fremde Species. Am höchſten verbreitet findet ſich Quercus macranthera F. et M. Auf die Waldzone folgt die baſalalpine Wieſe mit Alchemilla vulgaris. Dieſelbe reicht im Randgebirge bis 8500 engl. Fuß, am Sawalan bis 12000 engl. Fuß. Dann beginnt hier die artenarme hochalpine Zone, welche dort ganz fehlt.

Auch die Thierwelt beſitzt neben vielen dem kaukaſiſchen Iſthmus angehörenden Arten in allen Klaſſen ſolche, welche ſich nur hier finden, ſowie reine Südaſiaten, wie den Tiger ꝛc. Bezüglich des Näheren verweiſt Radde auf ſeine „Fauna und Flora des ſüdweſtlichen Kaſpigebietes“.

Vom zweiten Abſchnitte an bis zum Schluß bringt Radde ſeine Reiſeſchilderungen. Die geographiſche Natur von Talyſch, die ſich in demſelben zerſtreut dargeſtellt findet, hatten wir bereits unter Zugrundelegung des erſten Abſchnittes kennen gelernt. Es bleibt uns nur noch übrig, einige intereſſante Oertlichkeiten, welche Radde auf dieſen Reiſen berührte und die er ſelbſt ausführlicher behandelt, etwas näher zu beſprechen. Im zweiten Abſchnitte, welcher die Reiſe „von Tiflis nach Lenkoran“ zum Thema hat, ſchildert uns Radde einen Beſuch der Kupfer- und Kobaltminen der Gebrüder Siemens zu Kedabeg (oder wie es richtiger heißen ſollte, Kjadabeg) im Schamchorthale des „Kleinen Kaukaſus“, etwa 4050 engl. Fuß über dem Meere. Bei der Beſchreibung dieſes Hüttenwerkes, welches als ein Denkmal deutſchen Fleißes und deutſcher Energie anzuſehen iſt, folgt Radde im Weſentlichen dem Berichte, welchen der jetzige Direktor des Werkes, Herr William Bolton, 1876 verfaßte. Eine beigefügte photolithographirte Tafel giebt ein Bild von der Lage Kedabegs. Die drei im Betriebe ſtehenden Gruben, welche etwa eine Werſt von der Hütte ſelbſt liegen, werden durch in den Berg getriebene Stollen erreicht und namentlich auf dem Eſel- und Mittelſtollen die Erze ſtark abgebaut, während auf dem Wernerſtollen wegen deſſen zinkblendehaltigen Produktes, das ſich nicht ſo gut zur Verhüttung eignet, die Erzgewinnung nicht bedeutend iſt. Im Sommer 1879, in welchem Radde die Hüttenwerke beſuchte, wurden auf den Gruben gefördert 1819559 Pud Erze aller Sorten, darunter 77 Pud gediegenes Kupfer und 1351 Pud Cementkupfer. Als Betriebsvorrichtungen für den Hüttenproceß dienten 19 Röſtöfen und 15 Schmelzöfen, wozu noch für den laufenden Betrieb ſieben Schmiedeöfen, eine Gießerei, Schloſſerei ꝛc. kamen. Als Feuerungsmaterial werden Holzkohlen ſowie Holz verwandt. Hiervon wurden 1876 verbraucht 517915 Pud an Kohlen und 2434 Kubikfaden an Holz. Die Arbeiterzahl betrug 1639 und beſtand ihrer Abſtammung nach aus Perſern, Tataren, Armeniern, Griechen und Ruſſen. Die 23 Beamten der Grube, Hütte und des Forſtes waren Deutſche, zumeiſt Preußen. Zu den Werken von Kedabeg gehört auch noch die etwa 35 Werſt davon entfernte Kobaltgrube beim Dorfe Daſchkeſan, deren Erze in Kedabeg auf Kobaltſpeiſe verarbeitet werden. Im Jahre 1876 wurden daſelbſt 460 Pud Erze gefördert und etwa 188 Pud Kobaltſpeiſe mit einem Gehalte von 30 Proc. Kobalt gewonnen. Im Anſchluß hieran kommt dann Radde noch auf die reichen Eiſenerzlager dieſer Gegenden zu ſprechen, die nur der rationellen Verwerthung harren. Die Bedenken, die man gegen Anlegung von Eiſenhütten etwa aus den üblen Erfahrungen herleiten könnte, welche man mit der Tſchalacher Hütte gemacht hat, weiſt der Verfaſſer als unzureichend zurück und führt den Untergang dieſer Hütte auf ihr brüchiges Fabrikat, ſowie auf das geringe Vorhandenſein von Feuerungsmaterial zurück. Dem letzteren, auch in Kedabeg ſich geltend machenden Uebelſtande haben jedoch die Gebrüder Siemens durch Anlage einer ſchmalſpurigen Eiſenbahn abgeholfen, welche Holz reſp. Holzkohlen aus den umliegenden Wäldern herbeiſchafft.

Im dritten Abſchnitte, welcher „das Tiefland von Lenkoran ſüdlich bis Aſtara“ behandelt, iſt erwähnenswerth der ausgedehnte Seidenbau in der Umgegend von Schahagatſch, etwa in der Mitte zwiſchen Lenkoran und Aſtara an der Küſte gelegen. Die Bewohner verwenden viel Sorgfalt und Pflege auf die Entwickelung der Raupen, haben aber trotzdem ſehr durch Krankheiten derſelben zu leiden. Die Eier werden in Säckchen von ½ bis 1 Pfund Inhalt an trockenen Orten überwintert, und erſt, wenn die Maulbeerbäume ſtark im Safte ſtehen, etwa Mitte April, das Ausſchlüpfen der Raupen beſchleunigt, indem die Eier erſt einige Male mit kaltem Waſſer abgewaſchen und dann einer gleichmäßig bis 28° R. erhöhten Temperatur ausgeſetzt werden. Das Letztere geſchieht häufig von den Eingeborenen in der Weiſe, daß ſie kleine mit den Eiern gefüllte Säckchen in den Achſelhöhlen herumtragen, wobei bereits am dritten Tage die Raupen ausſchlüpfen. Darauf beginnt die ſorgſame Fütterung und Pflege der Raupen, da dieſelben vor Näſſe wie Zugluft geſchützt ſein müſſen.

Im großen Maßſtabe treibt hier Seidenzucht Herr Gherſi jun. Dieſe Familie ſtammt aus Piemont und begann den Seidenbau bereits 1866 unter Beihilfe der Regierung, wobei die eigenen Geldmittel ſehr zu ſtatten kamen. Trotz der beſten Maſchinen aus Lyon arbeitete die Anlage doch in den erſten Jahren mit Verluſt, indem die Kokons der bisher in dieſer Gegend gezüchteten Raupen kurze und leicht reißbare Fäden lieferten. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, verſchrieb Herr Gherſi Eier der beſten Sorten, nämlich chineſiſche, japaniſche, choraſaniſche und

italieniſche, um die einheimiſche Raſſe zu kräftigen, ſowie um zu ſehen, welche von ihnen am beſten ſich für die Talyſcher Niederung eignete. Im Allgemeinen iſt aber doch ein Rückgang in der Seidenproduktion hier zu konſtatiren, indem höchſtens 20 Pud Spinnſeide im Jahre producirt werden. Die Bevölkerung legte ſich daher in der letzteren Zeit auf die Zucht von Eiern. Da dieſelben aber dort, wohin ſie gebracht wurden, mehr Schaden als Nutzen ſtifteten, weil ſie von einer entarteten Raſſe ſtammten, ſo will auch dieſe Art der Seidenraupenzucht nicht mehr gut gehen. Herr Gherſi ſchreibt die Degenerirung der Lenkoraniſchen Raupe dem zu dichten Beieinanderſtehen der Maulbeerbäume zu, in Folge deſſen die zwiſchen den ſich berührenden Kronen der Bäume befindliche Luft zu feucht und demnach auch das Futter zu naß iſt.

Weiter beſchreibt Radde den Bau der unter dem Namen „Lams“ bekannten Sommerwohnung der Talyſcher Tiefl andbewohner, welcher ſehr an die Bauform der ſüdaſiatiſchen Eingeborenenwohnungen erinnert. Dieſer Lams iſt ein zweiſtöckiger, luftiger Holzbau ohne Wände. Auf 10 bis 12 ſtarken Holzpfeilern, die nach oben in plumper Kapitälform ſich verjüngen und durch Querbalken mit einander verbunden ſind, befindet ſich die eigentliche Wohnung, etwa 12 bis 16 Fuß über dem Boden. Es werden nämlich auf den Unterbau zierlich gearbeitete kleinere Pfeiler aufgeſetzt, auf denen ſich dann das oben ſpitzwinkelig zuſammenſtoßende Dach erhebt, welches mit Schilf, Rohr oder Farnwedeln gedeckt wird. Eine kaum zwei Fuß hohe Galerie zwiſchen den Pfeilern dient als Barriere. Der Luftzug und Sonnenſchein werden durch zwiſchen den Pfeilern angebrachte Vorhänge regulirt, welche bei den Vornehmen aus Leinwand, bei den Aermeren aus Binſenmatten beſtehen. Das Innere der luftigen Wohnung iſt bisweilen luxuriös ausgeſtattet, wie dies Radde (S. 117) ausführlich ſchildert. Oft iſt noch an den Lams ein kleiner Anbau vorhanden, deſſen Dach die Fortſetzung des Hauptdaches bildet und welches faſt bis zum Boden reicht. Dieſer Anbau dient dann zum Unterbringen der Pferde ꝛc.

Der vierte Abſchnitt behandelt eine Reiſe im „Aſtarathale zum Schindan-Kale und bis zum Küs-Jurdi“ und bietet, abgeſehen von den Schilderungen des Pflanzen- und Thierlebens und der beigegebenen prächtigen Anſicht des Sawalan von der Höhe des Randgebirges aus, nichts Bemerkenswerthes.

Auf der Reiſe nach „Ardebil und dem Sawalan“ (fünfter Abſchnitt) zeigte ſich Radde der klimatiſche Unterſchied dieſes trockeneren Gebietes weſtwärts vom Talyſcher Randgebirge gegenüber dem feuchteren Oſtrande bereits in der Flora ausgeprägt, indem dieſelbe hier wenig belaubte, ſchmalblätterige und bewaffnete, alſo gänzlich dem Trockenklima angepaßte Arten aufwies, welche ſich vornehmlich aus Papilionaceen, Asperula- und Crucianellaarten, ſowie aus Umbelliferen und Salbeigewächſen zuſammenſetzen. Hierauf ſchildert Radde die freundliche Aufnahme in Ardebil bei einem Großhändler mit Namen Paron-Chatſchatur-Melkonitſch-Schahbaſianz, welcher hauptſächlich mit Roſinen handelt. Hiervon werden jährlich etwa für $1^1/_2$ Millionen Rubel über Aſtara und Aſtrachan nach Moskau befördert. Bei der Schilderung von Ardebil ſelbſt ſtreift Radde auch kurz das prächtige, jetzt allerdings im Verfall befindliche Bauwerk der Ruheſtätte der Schah-Seſiden, von dem er ſagt: „Ein Maler, im Verein mit Zeichner und Photograph könnten ſich durch etwa halbjährige, fleißige Arbeit, wenn ſie das alles wahrheitsgetreu zu Papier bringen würden, ein großes Verdienſt erwerben. Sie würden der Zukunft ein ſehr würdiges Stück perſiſcher Baukunſt und Ornamentik erhalten und ſich damit ein unſterbliches Denkmal ſetzen.“ Weiter beſchreibt dann der Verfaſſer die Beſteigung des 15 792 engl. Fuß hohen Sawalan bis zu einer Höhe von 13 000 engl. Fuß. Hierbei trifft Radde zum erſten Male mit den Schahſewenzen (Freunden des Schah oder den den Schah Liebenden) zuſammen, welche hier ihre Sommerweiden haben, während die Winterweiden in der Muganſteppe auf ruſſiſchem Gebiete ſich befinden.

Die Schilderung des Suantganes im ſechsten Abſchnitte bietet faſt nur für den Zoologen und Botaniker Wichtiges, dagegen enthält der ſiebente Abſchnitt, „das Tiefland nördlich von Lenkoran bis Belaſuwar im Frühling“, einige wichtige kulturgeographiſche Punkte. Es wird hierin die Gründung der Ortſchaft Anitino durch Herrn Koſitzky und deſſen reger Eifer für die Kultivirung fremder Gewächſe in Talyſch geſchildert. Koſitzky, von Haus aus Chemiker, kam auf Veranlaſſung des Baron Alexander Kaſimirowitſch von Meyendorff im Oktober 1852 nach Talyſch und gründete hier aus eigenen Mitteln die „Anatino“ genannte Beſitzung. Mit Unterſtützung durch die Regierung wurde zunächſt der Indigobau begonnen. Die Verſuche ſchienen auch ganz günſtig zu verlaufen, Herr Koſitzky producirte 1853 aus 15 Pfd. Samen, aus der Provinz Senaar ſtammend, 480 Pfd. reifen Samen für die Ausſaat. Allein durch klimatiſche Einflüſſe ſchien es zu kommen, daß von der Desjatine (= 0,91 Hektar) im Jahre 1854 nur 22 Pfd. Indigo gewonnen wurden, ſo daß bei einem Marktpreiſe von 3 bis 4 Rubel für das Pfund gegenüber von 200 Rubel Bearbeitungskoſten für die Desjatine das Produkt nicht konkurrenzfähig war. Den Todesſtoß empfing aber dieſe Indigokultur, indem im Jahre 1857 Halosimus collaris F. in ſo großen Mengen erſchien, daß die geſammten 15 Desjatinen, welche mit Indigo beſtanden waren, vollſtändig vernichtet wurden. Der Geſammtverluſt des Herrn Koſitzky bezifferte ſich auf 60 000 Rubel.

Die nächſten Kulturverſuche betrafen den Tabak. Im Jahre 1853 wurde die erſte Plantage angelegt, mit den beſten amerikaniſchen Sorten bepflanzt und unter Leitung eines ſachkundigen Amerikaners ganz nach der in Amerika üblichen Methode behandelt. Die Pflanzen entwickelten ſich gut, trieben große ſchöne Blätter, allein trotz des Dachſchutzes der Trockenräume erhielten bei den heftigen, regelmäßig eintretenden Herbſtregen die Blätter doch ſo viel Feuchtigkeit, daß ſie verſchimmelten und die geſammte Ernte zu Grunde ging.

Im Jahre 1858 unternahm Herr Koſitzky die Kultur der Baumwolle. Auch dieſe entwickelte ſich anfangs gut, wurde 5 bis 7 Fuß hoch und entwickelte an jeder Pflanze etwa 200 Kapſeln. Allein ein leichter Reif im Oktober verdarb die Ernte ſo, daß nur 20 bis 25 reife Kapſeln von jeder Pflanze geſammelt wurden. Die producirte Baumwolle erwies ſich auch von beſter Qualität und empfing in St. Petersburg die goldene Medaille; aber die leicht eintretenden Fröſte im Oktober in der Nähe der Küſte zeigten doch, daß Anatino nicht der Ort für Baumwollenkultur ſei und daß man vielleicht beſſere Reſultate in dem milderen Binnenlande erzielen würde.

Mit der nun folgenden Kultur des Krapp kehrte Herr Koſitzky zu den einheimiſchen Pflanzen zurück. Die Ausbeute war auch eine gute der Quantität wie Qualität nach. Den Ruin dieſer Kultur bewirkte aber die Entdeckung der Anilinfarbſtoffe, gegen welche der Krapp von Talyſch trotz der hohen Einfuhrzölle auf Anilinfarben in Rußland nicht beſtehen konnte. Die Reiskultur, welche hier mit dem „Himalayakorn“ angeſtellt wurde, ergab ein günſtiges Reſultat, nämlich einen Ertrag von 1 : 95. Trotzdem hat

die Kultur dieſes Kornes bei den Tataren keinen Anklang gefunden; nur Wenige haben daſſelbe angenommen.

Von ſonſtigen hier gebauten Kulturpflanzen nennt Radde noch die nordiſchen Cerealien, vor allem Weizen und Gerſte, weniger Hirſe, Linſen und Erbſen und endlich Gemüſe und Obſtarten. Koſitzky brachte zuerſt die Kartoffel hierher. Die tatariſche Bevölkerung nahm dieſelbe jedoch nicht an, ließ ſich aber die ihr zur Saat geſchenkten Knollen gut ſchmecken. Dagegen iſt jetzt die Kartoffel im Suantgau ſehr verbreitet. Von Gemüſe wurden vorzüglich Blumenkohl, Artiſchocken und Spargel angebaut.

Der achte Abſchnitt umfaßt eine Reiſe durch daſſelbe Gebiet wie im ſiebenten Abſchnitte, aber im Winter; außerdem findet ſich darin noch ein Ausflug nach den Burani-Inſeln in der Nähe des Meerbuſens von Kiſil-agatſch. „Die Urwälder des Tieflandes“, das Thema des 9. Abſchnittes, ſind nebſt ihrer Bodenflora von gleichartiger Beſchaffenheit, nicht artenreich, aber mit typiſchen Pflanzen beſtanden. Die Flüſſe, im Gebirge muthig herabſtürzend, ſchleichen hier in Serpentinen träge dahin, bei Platzregen oder zur Schneeſchmelze ausgedehnte Ueberſchwemmungen verurſachend. Die Hütten der Bewohner ſind einſtöckig. Hierbei rügt Radde auch das unverantwortlich nutzloſe Abſchlagen des Waldes, indem von den Eingeborenen nur das Beſte eines jeden Stammes genommen wird, während das Uebrige nutzlos verfault und hierdurch der Entwickelung jener ſchädlichen Fiebermiasmen in den im Sommer bis 25° R. erhitzten ſtagnirenden Luftmaſſen Vorſchub geleiſtet wird. Die Wirkung dieſer Miasmen ſpiegelt ſich deutlich auf den blaſſen Geſichtern der Talyſcher Tieflandbewohner ab. Aus der Vogelwelt findet ſich im Urwalde kein Raubzeug, dagegen kommen zahlreiche Vierfüßer vor, wie der Königstiger, der Panther, die Wildkatze, der Schakal, Wolf, Fuchs ꝛc. Ein Beſuch der zu Waraul, mitten im Urwalde, belegenen Beſitzung des Kpt. Müller nebſt Schilderung von deſſen Gartenkulturen und ein Ausflug nach den Mineralquellen von Lenkoran mit Angabe der Analyſen dieſer Waſſer beſchließen dieſen Abſchnitt. Der zehnte Abſchnitt wird faſt ausſchließlich von phänologiſchen Beobachtungen im Naturleben ausgefüllt, die Radde vom November 1879 bis Juni 1880 in der Umgegend von Lenkoran anſtellte. Außerdem findet ſich hier noch ein Ausflug in die Morzi und auf die Inſel Sari, nordöſtlich von Lenkoran, geſchildert. Die Beſchreibung einer Reiſe von Lenkoran über Enſeli nach Reſcht im elften Abſchnitte bietet nichts Bemerkenswerthes, ebenſo die Reiſen, welche ſich im Schlußabſchnitt finden, und von denen „die Exkurſion von Lenkoran zum Diabar-Keſſelthale im Suantgau“ von Radde ſelbſt, „die Exkurſion nach dem Dorfe Lyrik, im Drychgau gelegen“ von dem Entomologen Herrn Leder, Radde's vielfachem Begleiter, ausgeführt worden iſt. Als Anhang bringt der Verfaſſer (S. 411 bis 444) Ethnologiſches über die Bewohner von Talyſch, ſowie über die Schahſewenzen, worauf wir vielleicht ſpäter noch ausführlicher zurückkommen werden.

Dem ganzen Werke, welches abgeſehen von ſeiner äußeren guten Ausſtattung noch mit 12 Abbildungen und 4 Tafeln geſchmückt iſt, iſt eine in Buntdruck ausgeführte Karte beigegeben, die weſentlich zur leichteren Verfolgung der einzelnen Reiſerouten beiträgt.

Die Canada-Pacific-Eiſenbahn.

Von **Heinrich Lemcke.**

Kein Land der Erde hat wohl in ſo rapidem Schritte ſein Eiſenbahnnetz erweitert, als die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Das „Manual of the Railroads“ dieſer Staaten iſt zu einem dickleibigen Folianten angewachſen, in welchem ſo viele Eiſenbahngeſellſchaften mit ihren ſtatiſtiſchen Daten aufgeführt ſind, daß man aus den Firmen derſelben die Verlegenheit ſieht, nur einen Namen zu finden, um die neu entſtandenen von den ſchon vorhandenen Bahnen zu unterſcheiden. Ganz beſonders waren es die in den letzten Jahrzehnten erbauten Pacific-Eiſenbahnen, welche als Wunder amerikaniſcher Eiſenbahntechnik betrachtet, gleichzeitig als die größten Eiſenbahn-Unternehmungen des Weltalls galten. Dieſes Verdienſt der Union wird jedoch neuerdings durch die Leiſtungen Canadas auf dem Gebiete der Erbauung neuer Bahnen faſt in den Schatten geſtellt.

Canada ermangelte, wenn auch mit einem unvergleichlich ausgedehnten Fluß-, Seen- und Kanalſyſteme ausgeſtattet, bis auf die Neuzeit einer Schienenſtraße, die ſeine am Stillen Ocean gelegene Provinz Britiſch-Columbia und des Weiteren ſeinen großen Nordweſten mit den öſtlichen Provinzen und dem Atlantiſchen Ocean in Verbindung brachte. Es faßte deshalb im Jahre 1876 die canadiſche Regierung den Entſchluß, eine Eiſenbahn erbauen zu laſſen, welche ganz Canada vom Atlantiſchen zum Stillen Ocean durchſchneiden und dem vorhin beregten Uebelſtande abhelfen ſollte und zwar wollte man dieſe Eiſenbahn nicht regierungsſeitig, ſondern durch eine Privatgeſellſchaft erbauen laſſen. Man glaubte in dieſer Weiſe das Rieſenwerk beſſer und raſcher fördern zu können und gewährte zu dieſem Behufe der unter dem Namen „Canada-Pacific-Eiſenbahn-Kompagnie“ ſich konſtituirenden Geſellſchaft nicht nur ein Staats-Darlehen von ca. 100 Millionen Mark, ſondern bewilligte ihr auch noch eine Landſchenkung von vielen Millionen Acres zu beiden Seiten der projektirten Bahnlinie.

Mit einer in der Geſchichte des geſammten Eiſenbahnweſens beiſpielloſen Energie und Thatkraft ging man an die Ausführung dieſer neuen, 140 Millionen Dollars Baukoſten verurſachenden Eiſenbahn, welche die ungeheure Länge von 3018 engl. Meilen aufweiſt, während die Pacific-Eiſenbahnen der benachbarten Union eine viel geringere Länge beſitzen und zwar: die Nord-Pacific-Eiſenbahn ca. 1900 Meilen (von Duluth am Oberen See bis zum Stillen Ocean), die Süd-Pacific-Eiſenbahn circa 1300 Meilen (von El Paſo in Texas bis San Francisco), die Central- und Union-Pacific-Bahnen ca. 1900 Meilen (von Council-Bluffs in Jowa bis San Francisco).

Die Canada-Pacific-Eiſenbahn iſt nicht allein für Canada und die neue Welt, ſondern auch für Europa von großer Bedeutung, und zwar einmal, weil ſie die Territorien Canadas enger verbindet, und dann, weil ſie dem Welthandel eine neue Verkehrslinie bietet. Durch die Bahn iſt zunächſt

ein bisher nur unvollkommen zugängliches, rieſiges Gebiet Nordamerikas für die Kultur erſchloſſen worden. Auf die Provinzen Manitoba und Britiſch-Columbia, ſowie den canadiſchen Nordweſten erſtrecken ſich die direkten Wirkungen. Jene Länder haben beinahe noch gar keine Bevölkerung, obwohl ihr reicher Ackerboden und ihre natürlichen Hilfsquellen unerſchöpflich ſind; die Mineralſchätze in Britiſch-Columbia ſind kaum erſt bekannt geworden, die dortigen herrlichen Urwälder harren ihrer Nutzbarmachung und der Anſiedlerſtrom, welcher bisher mühſam mittels Ochſen- und Mauleſel-Karawanen ſich nach dem canadiſchen Nordweſten wälzte, wird unmittelbar in die noch ſchwach bevölkerte Provinz Manitoba und den Nordweſten einziehen, in denen Farmer und Viehzüchter bereits den Beweis geliefert haben, bis zu welcher Blüthe jene Gebiete durch Thätigkeit entwickelt werden können.

Die Canada-Pacific-Eiſenbahn-Geſellſchaft ſchreckt vor keinerlei Opfern zurück, um den Anſiedelern längs ihrer Bahnlinien alle und jede Hilfe und Beiſtand gewähren zu können. Sie hat entlang der ganzen Eiſenbahnroute *Verſuchsfarmen* errichtet, um Landſuchern über Beſchaffenheit und Ertragsfähigkeit des Bodens vollgültige Beweiſe zu liefern, und ebenſo hat ſie in geringen Entfernungen von einander Getreideſpeicher (Elevatoren) erbaut, damit den Farmern ein weiter Transport ihrer Ernten zum Markte erſpart bleibe.

Es erheiſcht aber vor Allem, die Bedeutung der Canada-Pacific-Eiſenbahn für den *Weltverkehr* und *Welthandel* zu beſprechen. Die Canada-Pacific-Eiſenbahn verkürzt den Weg von Europa bis zum Stillen Ocean im Gegenſatze zu ihren Konkurrenz-Pacific-Eiſenbahnen in den Vereinigten Staaten um 1200 Meilen und wird ſomit auch die kürzeſte Route nach den oſtaſiatiſchen Ländern, welche die analogen Verbindungen San Franciscos vollſtändig überflügelt. China, Japan, Indien und Auſtralien mit ihren reichen Hilfsquellen ſind in einem großartigen Aufſchwunge begriffen und der Handel derſelben nimmt trotz des Suezkanales zum großen Theile über die Pacific-Eiſenbahn der Vereinigten Staaten ſeinen Weg nach Europa. Nach Eröffnung der Canada-Pacific-Eiſenbahn für den Durchgangsverkehr im Frühjahr 1886 wird das anders werden, da letztere Bahn den transkontinentalen Weg nach obigen Ländern in Verbindung mit einer ins Leben tretenden neuen Dampferlinie ab Victoria auf Vancouver-Island um mindeſtens fünf Tage abkürzt. Ebenſowenig wie Kaufmannsgut und die engliſche Poſt dann noch via San Francisco nach Oſtaſien und Auſtralien befördert werden wird, dürfte Jemand über die Union-Pacific-Eiſenbahnen nach dort fahren mögen, wenn er über Canada fahren kann; er wird nicht dieſen theuren und weiten Weg durch heiße Klimate und über hohe Felſengebirge machen, gegenüber der ungleich kürzeren und günſtiger tracirten Route der Canada-Pacific-Eiſenbahn durch die gemäßigte Zone.

Die Konkurrenz, welche die Canada-Pacific-Eiſenbahn den Union-Bahnen gleicher Richtung machen muß, iſt ja gewiß nicht geeignet, die ſchon beſtehende Eiferſucht zwiſchen Canada und der Union zu beſeitigen. Aber davon abgeſehen, wird Canada dem Welthandel zwiſchen Europa und Oſtaſien die größten Vortheile gewähren. Ein Blick auf die Weltkarte lehrt, um wie viel kürzer der Seeweg von Europa zum Lorenzſtrome in Canada iſt, als von Europa nach Central-Amerika oder den Vereinigten Staaten. Durch den Lorenzſtrom und die verbeſſerten Kanäle, welche die Verbindung mit den canadiſchen Seen herſtellen, gelangen europäiſche Waaren leicht auf dem Waſſerwege bis in die Mitte des Kontinentes und von da führt ſie die Canada-Pacific-Eiſenbahn bis zum Stillen Ocean. Ein anderer, noch näherer Weg, der aber meiſt nur in den beiden Sommermonaten zugänglich iſt, führt von Europa nach einem canadiſchen Hafen der Hudſonbai, von wo dann eine Schienenverbindung mit der Canada-Pacific-Eiſenbahn herzuſtellen wäre, um den allerkürzeſten Weg von Europa nach der Küſte des nordweſtlichen Stillen Oceans zu ſchaffen.

Es iſt nicht möglich, ſchon heute die eminenten Vortheile, welche die Canada-Pacific-Eiſenbahn dem Welthandel und Koloniſationsweſen gewähren wird, auch nur annähernd zu verzeichnen; nur das können und müſſen wir zugeſtehen, daß dieſes Unternehmen das großartigſte iſt, was die Eiſenbahntechnik in der neuen Welt aufzuweiſen vermag, und daß deſſen Nutzen bereits Diejenigen in vollem Maße einheimſen, die ſich in dem canadiſchen Nordweſten und ſeiner Provinz Manitoba angeſiedelt haben.

Charakteriſtiſch betreffs der bereits in Betrieb befindlichen Canada-Pacific-Eiſenbahn iſt auch die Solidität ihres Oberbaues und Betriebsmaterials. Die Equipirung, namentlich die luxuriöſe Ausſtattung und Einrichtung der Parlor- und der Perſonenwagen 1. Klaſſe, ſowie die Komfortabilität der Emigrantenſchlafwagen, ferner die Vorzüglichkeit ihrer Eiſenbahnreſtaurationen und nicht minder die ſtramme Disciplin ihrer Beamten, gegen Paſſagiere ſtets zuvorkommend und beſcheiden, ſtellen ihr gegenüber das Eiſenbahnweſen in den Vereinigten Staaten beinahe in den Schatten und geben Zeugniß davon, daß die Canada-Pacific-Eiſenbahn nicht nur das größte, ſondern auch eines der beſtverwalteten Eiſenbahnunternehmen der Welt iſt.

Die letzten Unruhen unter den Indianern und Miſchlingen des Nordweſtens unter der Leitung Riel's hatten in Folge der großen Entfernung gar keinen Einfluß auf die Bahnen der Geſellſchaft, indeſſen haben dieſe Rebellion und die kürzlichen Ereigniſſe in Aſien mehr als je die Wichtigkeit der Canada-Pacific-Eiſenbahn demonſtrirt und ihre nunmehrige Fertigſtellung iſt ebenſo ſehr ein hochwichtiges Moment in der Geſchichte des Weltverkehrs und ſeiner Mittel, als die Segnungen, welche dem letzteren aus dieſer neuen transkontinentalen Ueberlandroute erwachſen werden, nicht zu unterſchätzen ſein dürften.

Kürzere Mittheilungen.

Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutſchland.

In der unter obigem Titel erſchienenen Abhandlung[1]) unterwirft Dr. R. Aßmann das Beobachtungsmaterial, welches ſich ſeit der durch ihn im Jahre 1881 erfolgten Gründung des „Vereins für landwirthſchaftliche Wetterkunde“ in der Provinz Sachſen, Anhalt und den Thüringer Staaten ange-

[1]) *Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutſchland*, von Dr. R. Aßmann. Mit 10 Profilen und 7 Ueberſichtskarten. Stuttgart 1886, J. Engelhorn. (Heft 6 der „*Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde*“.)

ſammelt hat, einer kritiſchen Erörterung bezüglich des Einfluſſes der Gebirge in Mitteldeutſchland auf das Klima daſelbſt. Von den 247 vorhandenen meteorologiſchen Stationen des Gebietes benutzte der Verfaſſer nur diejenigen, welche vollſtändiges Material, meiſt für die Jahre 1882 bis 1885, aufwieſen und welche beſonders günſtig zu vorliegender Arbeit ihrer Lage nach ſich zeigten, alſo Gebirgs- oder gebirgsnahe Stationen. Nachdem dann das Bodenrelief von Mitteldeutſchland eingehend beſprochen und durch Beifügung von 10 Profilen auch graphiſch erläutert iſt, folgt S. 17 bis 72 der eigentlich klimatographiſche Theil der Arbeit.

Der Verfaſſer unterſucht hierbei den Einfluß der Gebirge, hier natürlich beſonders des Harzes und Thüringerwaldes, in Bezug auf Luftdruck und Winde, Temperatur und die Hydrometeore (Bewölkung und Niederſchlag). Am Ende eines jeden Abſchnittes ſtellt er die Ergebniſſe deſſelben zu einem Geſammtreſultate zuſammen, deſſen hauptſächlichſte und namentlich neueſte Sätze wir hier wörtlich anführen wollen.

„Nördlich vom Harzgebirge und dem Thüringerwalde zeigen ſich in den Jahres- und Jahreszeiten-Mitteln kleine Gebiete niedrigen Luftdruckes, welche zwar die Hauptſtrömung der Luft nicht abzulenken vermögen, wohl aber die übrigen, weniger conſtanten und ſtarken Windrichtungen in der Weiſe beeinfluſſen, daß diejenigen, welche ihrem Aſpirationszuge folgen, die zweithäufigſten werden.

Die Gebirgswinde treten in den mitteldeutſchen Gebirgen in voller Deutlichkeit auf und erſtrecken ihren Einfluß bis in die gebirgsnahen Niederungen.

In den nördlichen Thälern und Rändern der beiden Hauptgebirge Mitteldeutſchlands kommen deutlich ausgeprägte föhnartige Erſcheinungen zur Winterszeit vor.

Der Einfluß der Gebirge auf die Temperatur iſt in den Jahresmitteln deutlich ausgeſprochen und zeigt ſich am ſchärfſten in engen Thälern und gebirgsnahen Niederungen.

Im Winter kommen unter beſonderen atmoſphäriſchen Bedingungen, vornehmlich bei großer Luftruhe und weit verbreiteter Schneedecke, Anſammlungen intenſiv erkalteter von den Gebirgen abſtrömender Luft in den zwiſchen den Gebirgen liegenden Mulden vor, welche jedoch meiſt nur verhältnißmäßig kurze Zeit andauern und die mittlere Wintertemperatur dieſer Gegenden nicht herabzudrücken vermögen.

Die Luvſeiten der Gebirge haben weniger Sommertage als die Leeſeiten; beſonders arm an dieſen ſind nordwärts geöffnete, gut ventilirte Thäler.

Die Zahl der Froſttage iſt an den Südſeiten der Gebirge geringer als an den Nordſeiten; die Gebirge wirken hierbei weſentlich als Windſchutz gegen kalte nördliche Winde.

Die Bewölkung wird in ganz hervorragender Weiſe durch die Gebirge beeinflußt, indem an den Luvſeiten eine Vermehrung, an den Leeſeiten eine ſtarke Verminderung derſelben zu konſtatiren iſt.

Die Zunahme der Bewölkung beginnt an der Luvſeite der Gebirge ſchon in einer gewiſſen Entfernung vom Fuße derſelben.

Das Harzgebirge hat eine ſtärkere Bewölkung als der Thüringerwald."

Zu den letzten drei Ergebniſſen gelangt auch der Verfaſſer hinſichtlich des Niederſchlages. Von S. 69 bis 72 folgen dann „klimatiſche Bezirke in Mitteldeutſchland", deren Reſultat in Verbindung mit den vorangegangenen Unterſuchungen der Verfaſſer dahin zuſammenfaßt, „daß die Luvſeiten der Gebirge nebſt ihrem nächſten Vorlande ein limitirteres, die Leeſeiten bis auf weite Entfernungen hin ein exceſſiveres Klima erhalten. Das Binnenlandsklima wird daher in ein Küſten- und in ein verſtärkt kontinentales Klima zerſpalten; die erheblich größere Wirkungsſphäre der Gebirge nach ihrer Leeſeite hin bedingt als allgemeines Reſultat der Gebirgswirkung eine Vermehrung der Kontinentalität. Andererſeits ſind die Gebirge ſelbſt für die Regenbenetzung von erheblichſtem Einfluſſe, indem ſie gewiſſermaßen Fangapparate für den atmoſphäriſchen Waſſerdampf darſtellen." Zum Schluß finden ſich die ſämmtlichen Stationen des Gebietes tabellariſch aufgeführt. Als beſonders werthvoll ſind endlich noch die 7 Karten in Farbendruck anzuführen, durch deren Beifügung die ſtarren Zahlen der Tabellen verſtändlicher werden, namentlich für den Nichtfachmeteorologen, für den ja die Abhandlung auch mit beſtimmt iſt. P. E.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Dr. Gottſche hat in dem unteren Diluvium der Bohrlöcher der Tivoli-Brauerei in Berlin Lithoglyphus naticoides Fer. gefunden, eine oſteuropäiſche Schnecke, welche erſt ſeit einigen Jahren ſich bei Berlin lebend zu zeigen beginnt. Es iſt das ein ſehr intereſſantes Seitenſtück zum Verhalten der bekannten Tichogonia oder Dreissena polymorpha, welche bekanntlich zur Diluvialzeit gleichfalls in der norddeutſchen Tiefebene lebte, dann durch uns unbekannte Einflüſſe nach SO zurückgedrängt wurde und erſt ſeit Mitte dieſes Jahrhunderts ſich auf einmal über ganz Europa ausgebreitet hat. Lithoglyphus naticoides, der ſich bis zu ſeiner Einwanderung nach Brandenburg nur in der Donau von Regensburg an abwärts auf deutſchem Gebiete fand, iſt übrigens vor etwa zehn Jahren ganz unvermittelt in der Maas bei Rotterdam aufgetaucht, ohne daß man eine Ahnung davon hätte, wie er dahin gekommen ſein kann.

— F. Schrader hat kürzlich das dritte ſeiner auf ſechs Blätter angelegten Karte der mittleren Pyrenäen herausgegeben, welche das Aran-Thal darſtellt, das zwar auf dem nördlichen Abhange des Gebirges gelegen iſt, aber politiſch zu Spanien gehört. Das Blatt liefert den Beweis, daß ſelbſt dort an der franzöſiſchen Grenze noch Entdeckungen gemacht werden können: es enthält mehrere, über 3000 m hohe Ketten, welche bisher noch auf keiner Karte verzeichnet ſind, und ein großes Thal mit dem größten See der Nordſeite der Pyrenäen, welcher erſt im Sommer des Jahres 1888 aufgefunden worden iſt.

— Ueber altheidniſche Gebräuche und Ueberlieferungen auf den Inſeln des griechiſchen Archipels giebt J. Th. Bent intereſſante Notizen (im Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Vol. XV, 4). Herr Bent hat, eigens um die griechiſche „folk lore" zu ſtudiren, mit ſeiner Frau drei Winter hindurch die Inſeln beſucht, und zwar mit Vorliebe die abgelegenſten, welche weder von der albaneſiſchen Einwanderung, noch von der italieniſchen und türkiſchen Herrſchaft ſonderlich berührt worden ſind. Der italieniſche Einfluß iſt ja überhaupt ein ſehr geringer geblieben, da der Gegenſatz zwiſchen Lateinern und Griechen jede Vermiſchung verhinderte, und die Türken haben ſich auf den kleineren Inſeln nie behaglich gefühlt und ſie, wenn die Bewohner pünktlich ihren Tribut zahlten, meiſtens ſich ſelbſt überlaſſen. So kann man ſich an vielen Punkten noch überzeugen, wie das Chriſtenthum der Bewohner nur

ein dünner Firniß iſt, unter welchem die wohlbekannten alten Göttergeſtalten, wenn auch in der Maske von Heiligen, unverkennbar herausblicken. Wie die Wöchnerin in Kindesnöthen einſt zur Ilithyia rief und ihr Opfer verhieß, ſteht die Frau auf Karpathos heute in gleicher Lage zum heiligen Eleutherios; die Kirche hat ſich hier, wie in vielen Fällen nur an die Namensähnlichkeit gehalten, ohne auf das Geſchlecht Rückſicht zu nehmen. So iſt die Sorge für die Saaten von der Demeter auf den heiligen Demetrios übergegangen, aus der Artemis iſt der heilige Artemidos geworden; Pallas Athene hat ihr Geſchlecht behalten, aber ſie iſt zur Hagia Sophia geworden. So erklärt ſich auch die hohe Verehrung, welche die griechiſche Kirche Heiligen zollt, von denen ſonſt die Chriſtenheit wenig weiß, wie dem Propheten Elias, dem überall die höchſten Bergſpitzen geweiht ſind, weil er einfach die Stelle des Helios, des Sonnengottes, einnimmt. Auf Naxos, der Inſel des Dionyſos, iſt heute noch der Hauptheilige St. Dionyſios, auf den eine Menge Züge des alten Dionyſosdienſtes übertragen worden ſind; der beſte Wein heißt heute noch Dionyſoswein (*τοῦ Διονύσου τὸ κρασί*). Auf dem benachbarten Paros haben ſich ſogar noch Reſte der dionyſiſchen Orgien erhalten, obwohl dort an die Stelle des alten Weingottes der heilige Georgios getreten iſt. Alljährlich am 3. November, angeblich dem Todestage des Heiligen, wird der neue Wein probirt und die Inſulaner ſammeln ſich dann vor der uralten Kapelle, die jedenfalls die Stelle eines alten Bacchustempels einnimmt, tanzen und trinken ſich — zäh hiſtoriſchen Sinnes, wie Scheffel ſagt — zu Ehren des Heiligen einen ſchweren Rauſch. Noch regieren die drei Parzen das Leben des Menſchen; ſie wohnen auf einem unzugänglichen Berge, deſſen Zugänge nur einzelnen Zauberern bekannt ſind; auf Karpathos werden ſie noch am ſiebenten Tage nach der Geburt eines Kindes angerufen, wie ſie der Sage nach an dieſem Tage zum jungen Meleager kamen und ſein Schickſal beſtimmten. An dieſem Tage, welcher *τὴ βδομά*, der ſiebente, genannt wird, verſammelt ſich die Familie, um dem Säuglinge ſeinen Schutzpatron zu wählen; er wird auf eine flache Schüſſel gelegt, welche je nach ſeinem Geſchlechte mit Kleidern des Vaters oder der Mutter bedeckt iſt; eine aus ſieben Strängen zuſammengedrehte Wachskerze wird aufgedreht, jede Kerze mit dem Namen eines Heiligen bezeichnet und dann angezündet; der Heilige, deſſen Kerze zuerſt erliſcht, wird der Schutzpatron. Dann wird ein Opfermahl aus gekochter Gerſte und Honig bereitet, und eine alte Frau geht um die Schüſſel herum, beſprengt ſie mit geweihtem Oele und ruft die Schickſalsfrauen an, von dem Opfer zu genießen und dafür das Kind zu ſegnen, daß es dereinſt recht viel Schiffe, Edelſteine und Vieh beſitzen möge. Ueberall führt noch Charon die Todten in ſein Reich; er erſcheint zu Pferde, die Todten abzuholen, und pflanzt ſie in ſeinen Garten in der Unterwelt. Statt des Obolus legt man dem Todten ein wächſernes Kreuz mit der Inſchrift I X N (Jesus Christus Nika) in den Mund, aber es heißt in den Bergen von Naxos noch *καΐκιον*, das Schiffsgeld. Auf Karpathos begraben ſie die Leichen in oberirdiſchen Kammern unmittelbar neben den Kirchen, aber in der Decke der Kammer iſt ein Teller eingelaſſen, auf welchen die *Κόλλυβα*, die Opferkuchen, niedergelegt werden. Wunderbar haben ſich manche Sagen erhalten. Auf Tenos weiß man noch die Stelle zu zeigen, wo der Erzengel Michael zwei Söhne des *Κῦρ Βορέα*, des Herrn Nordwind, wie der Inſelgrieche dieſen ſeinen Tyrannen ehrfurchtsvoll nennt, erſchlug, weil ſie den von ihm überbrachten Befehl des Herrn nicht reſpektiren wollten; auf ihren Gräbern ſtehen zwei Felſen, von denen ſich einer bewegt, wenn Nordwind weht. Setzen wir an die Stelle des Erzengels wieder den Herkules, ſo iſt das ganz genau die alte Mythe von Zetes und Kalais, den Söhnen des Boreas. Aber auch die alten Gebräuche beim Ackerbaue haben ſich vielfach erhalten. Ehe der Säemann auf Karpathos auf den Acker zieht, geht er zur Kirche und läßt nicht nur die Saatfrucht weihen, ſondern auch eine Roſe, deren Blätter er, wie bei den antiken Proeroſien, über den Acker ſtreut. Er bearbeitet den Acker mit der zweizinkigen Hacke, der Dilla, welche den altgriechiſchen Namen Dikella nur wenig verändert hat, und bewahrt das Korn in mit Stroh und Lehm überdeckten Erdlöchern, den antiken Siri, die freilich heute Lalli heißen. Will eine Frau Licht oder Feuer aus einem Hauſe in das andere bringen, ſo birgt ſie es in einem Rohre, wie Prometheus mit dem Himmelsfeuer that; der uralte Name Narther für das Rohr ſcheint ſich nur auf dieſer ſo ganz ſelten beſuchten Inſel erhalten zu haben. (Es wäre leicht, dieſe Beiſpiele zu vermehren. Ganz Cypern verehrt heute noch die Aphroditiſſa, die ſich freilich eine Verſchmelzung mit der Jungfrau Maria hat gefallen laſſen müſſen, ihre Bilder ſind heute noch ſchwarz, wie die der Göttermutter Kybele. — Im Archipel wallfahrtet heute noch Alles zur Mutter Gottes von Tinos, wie einſt zu den Feſten des benachbarten deliſchen Apollo, überall hat nur der Name gewechſelt, der Volksglaube iſt geblieben.) Ko.

— Mitte Juni d. J. iſt der Hauptkanal, welcher die Waſſer des Kopais-Sees ableiten ſoll, eröffnet worden. 25000 h fruchtbaren Landes werden dadurch trocken gelegt, während ein zweiter, in umgekehrter Richtung angelegter Kanal dazu dient, 7000 h zu berieſeln. Der Fall des Waſſers ſoll gleichzeitig induſtriellen Zwecken dienſtbar gemacht werden. Weitere Arbeiten zur vollſtändigen Trockenlegung des Sees ſind im Gange.

— Am 12. (20.) April iſt der bekannte Reiſende Miklucho Maklay mit dem Dampfer „Cesarewitsch“ in Odeſſa angelangt; er hat eine reiche Sammlung von Gegenſtänden der Fauna und Flora aus Neu-Guinea und den naheliegenden Inſeln mitgebracht und gedenkt ein Jahr in Rußland zu verweilen.

Aſien.

— Die ſibiriſchen Reiſenden Bunge und Toll trafen nach den neueſten Nachrichten („Oeſtl. Rundſchau“, 22. März 1880) am 23. Auguſt vorigen Jahres in Kaſatſchje ein, wohin der größere Theil der Einwohner der naheliegenden Anſiedelung Uſtjänsk — an der Mündung der Jana gelegen — gezogen iſt. Von hier aus wurden einige Ausflüge gemacht; dann traf Dr. Bunge Vorbereitungen zur Reiſe nach der neuſibiriſchen Inſel Kotelnj, wohin er ſich im März begeben will. Das Gepäck ſoll mit Hunden befördert werden, er ſelbſt nimmt 40 Rennthiere mit ſich. Im November wollen die Reiſenden heimkehren. Dr. Bunge hat außerdem einen Ausflug nach Bulun an der Lena gemacht; hier vereinigte er ſich mit dem Baron Toll, welcher die Fauna der Eismeerküſte unterſuchte und das Gebirge am rechten Lenaufer erforſchte, wobei er ſechs Bergſchafe (Ovis borealis) erlegte. Ferner hat Toll einen 270 km von Uſtjänsk entfernten Ort aufgeſucht, wo vor einigen Jahren ein noch mit Fell bekleideter Mammut gefunden ſein ſollte; vor der Abreiſe von Neuſibirien ſoll dieſe Stelle noch einmal inſpicirt werden. Den Sommer über iſt das ganze Gebiet der Jana durchforſcht worden; reiche paläontologiſche Sammlungen ſind gemacht, Pflanzen, Inſekten und andere niedere Thiere geſammelt worden. Die Nachricht, daß 250 km öſtlich von Kaſatſchje ein ganzer Mammut liegt, hat ſich ſpäter wirklich beſtätigt. — („Oeſtl. Rundſchau“ Nr. 15, 16 vom 10. April.)

— Ueber die noch ſo wenig bekannten Schom Pen, die Inlandſtämme von Groß Nicobar, hat E. H. Man dem Anthropological Inſtitute einen Bericht abgeſtattet. Dieſelben ſind von den Küſtenſtämmen weit verſchieden, aber durchaus nicht, wie man früher annahm, Negritos, ſondern ſchlichthaarig, gut gebaut und eher heller als die malayiſche Miſchbevölkerung an der Küſte. Ihre Anzahl beläuft ſich wahrſcheinlich nicht über einige Hundert, im allerhöchſten Falle auf 1000 bis 1500. Den Europäern bekannt waren

ſeither nur drei kleine Dörfer, deren Bewohner einigen Verkehr mit der Küſte unterhielten; doch ſind ſeitdem noch einige andere bekannt geworden. Sie bewohnen ausſchließlich die dichten Bergwälder des Inneren und leben mit den Küſtenleuten wie unter einander in ſteter Fehde; nur Wenige haben ſich auf eine Art Tauſchhandel eingelaſſen. Ihre einzige Waffe iſt ein hölzerner Speer mit einer unter der Spitze eingeſchnittenen Kerbe. Sie roden kleine Waldparcellen und pflanzen auf denſelben Yams, Kokospalmen und Pandanus, welche ſie durch Einzäunung vor den zahlreichen Wildſchweinen ſchützen; ihre Hütten ſtehen acht bis zehn Fuß über dem Boden und der Raum unter dem Fußboden iſt mitunter mit Stangen umgeben und ſo in eine Art Käfig verwandelt, in welchen ſie jung eingefangene Schweine zum Großfüttern einſperren. Das Dach beſteht aus Baumrinde, und aus Baumrinde werden auch noch die Kochgefäße hergeſtellt, indem man ein entſprechend großes Stück zuſammenbiegt und zwiſchen ein paar Pfoſten ſo befeſtigt, daß man Feuer darunter anmachen kann. Nur die Stämme an der Weſtküſte bei Pulo Babi gebrauchen Thongeſchirre, welche ſie aber nicht ſelbſt bereiten, ſondern von den Bewohnern von Chowra (einer kleinen Inſel der Gruppe, nördlich von Teressa) eintauſchen. Alle Koloniſationsverſuche ſind bis jetzt an dem mörderiſchen Klima der Inſel geſcheitert; nun will man es mit Chineſen verſuchen; Europäern wird nicht ſelten ſchon ein Aufenthalt von wenigen Stunden verderblich; die engliſche Regierungsanſiedelung befindet ſich darum auch nicht auf der Hauptinſel, ſondern an dem geſunderen Nancowry Harbour.

— Nachdem es dem Kapitän Réveillère gelungen iſt, die Stromſchnellen des Mekong bei Prea-Patang mit einem kleinen Dampfſchiffe zu paſſiren, wodurch die Ausſicht auf die Ausdehnung der Schiffahrt auf dem Mekongſtrome aufwärts eröffnet wurde, ſind von dem Kolonialrathe von Franzöſiſch-Cochinchina 8000 Piaſter angewieſen worden, um durch Lieutenant Féſigny eine genaue Aufnahme der Stromſchnellen und eine Unterſuchung behufs deren Beſeitigung anzuſtellen.

— Herr Fizerman, der, wie wir auf Seite 303 des 48. Bandes mittheilten, neue Tempel in der Nähe von Brambanan (Java) entdeckt hat, iſt auch ſo glücklich geweſen, an dem bedeutenden Tempel von Buru-Budor Inſchriften zu finden. Darüber berichtet Dr. J. Brandes, einer der mit wiſſenſchaftlichen Studien beauftragten Beamten, im „Batav. Hdlsbld.“ Folgendes: Was von den Entdeckungen des Herrn F. ein Intereſſe in weiteren Kreiſen beanſprucht, läßt ſich in Folgendem zuſammenfaſſen: 1) daß um den eigentlichen Fuß von Buru-Budor bereits in ſehr alter Zeit, vermuthlich um Verſchiebungen der Mauern zu verhüten, ein breiter und ziemlich hoher maſſiver ſteinerner Ring gelegt iſt. Dadurch, daß er den Fuß zuſammenhielt und demſelben eine Stütze gab, hielt und hält er noch das Ganze zuſammen; 2) fand er, daß der Fuß des eigentlichen, alſo viel ſchlankeren urſprünglichen Tempels ſich in Uebereinſtimmung mit den mit Bildhauerarbeiten verzierten Mauern befand; natürlich aber ſind dieſe Arbeiten durch den umgelegten ſteinernen Ring dem Auge entzogen; 3) zeigte ſich, daß hier und da auf den gefundenen Reliefs — von denen natürlich nur ſehr einzelne bloßgelegt werden konnten, da ſonſt wahrſcheinlich die Zerſtörung des Ganzen erfolgt ſein würde — kurze Inſchriften vorkommen. Bis jetzt hat man unter einem Relief, auf welchem Fürſt und Fürſtin mit einem aus fünf Perſonen beſtehenden Gefolge, die bei einem Baume in der Nähe eines Tempels ſtehen, während ſich noch acht weitere Perſonen in der Nähe befinden, das Wort tjaidyawandana gefunden; unter einem zweiten Relief, welches eine einzelne männliche Perſon in fürſtlichem Ornat vorſtellt, findet man das Wort Suwarnawarna; vermuthlich der Name eines bei den nördlichen Buddhiſten bekannten Königs. Hieraus ergiebt ſich, daß das, was bis jetzt von Inſchriften gefunden wurde, keinen Aufſchluß über das Alter des Denkmals giebt, da auch die Form der gebrauchten Buchſtaben hierüber vollſtändig im Dunkeln läßt, und daß, wiewohl man erwarten darf, daß auch auf den übrigen Reliefs der unterſten Mauer ſich ähnliche Legenden befinden, doch wohl nie die Rede davon ſein kann, ſie alle zu ſammeln, da es zu dieſem Zwecke, um die mögliche Zerſtörung des Ganzen zu verhüten, nöthig ſein würde, die Grundmauern zuerſt in kleinen Abſchnitten bloß zu legen und dann, ehe man mit dieſer Arbeit fortfährt, den verhüllenden und zuſammenhaltenden ſteinernen Ring ebenſo ſtückweiſe wieder zu ergänzen.

Afrika.

— Der franzöſiſche Afrikareiſende G. Révoil, über deſſen Reiſe im Somali-Lande der „Globus“ jüngſt berichtete, hatte von ſeiner Regierung eine wiſſenſchaftliche Miſſion nach dem innerafrikaniſchen Seengebiete übertragen erhalten. Unterwegs iſt er ſo ſchwer erkrankt, daß er nach der Küſte zurückkehren mußte, und bald in Frankreich zurück erwartet wird.

— Von Dr. Junker ſind Anfangs Juli Nachrichten in Berlin eingetroffen, welche vom 10. Februar datirt ſind. Danach hatte ſich derſelbe zum Könige Kabarega nach Unjoro (nördlich von Uganda) begeben, welcher den Tod ſeines Oberherrſchers, des bekannten Mteſa von Uganda, zu benutzen ſuchte, um ſich unabhängig zu machen, aber von Mteſa's Sohn und Nachfolger, Mwanga, geſchlagen wurde. Kabarega und Junker gelang es, ſich zu retten, doch ſoll letzterer ſeine ganzen Sammlungen verloren haben. — Emin Bey ſteht nördlich vom Albert-Nianza-See mit Truppen, um dieſes Gebiet für den Chedive zu halten; Caſati, der dritte der vermißten europäiſchen Reiſenden, befindet ſich bei ihm. — Dr. Fiſcher, welcher dieſelben aufſuchen und retten ſollte, iſt dagegen leider unverrichteter Sache vom Victoria Nianza nach Zanzibar zurückgekehrt. So beruht die Hoffnung, Dr. Junker und ſeine Genoſſen gerettet zu ſehen, jetzt allein auf der Lenz'ſchen Expedition, welche in Begleitung des arabiſchen Händlers Tippu Tipp von den Stanley-Fällen nach Oſten aufgebrochen iſt.

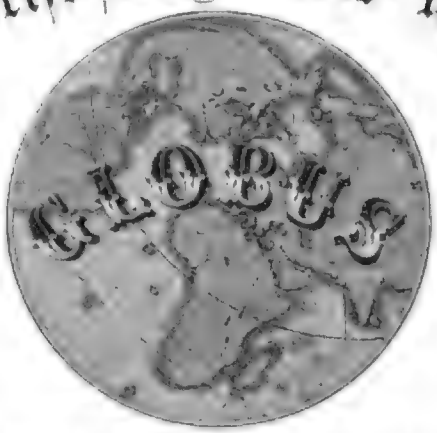
Südamerika.

— Oberſt Fontana, der Gouverneur von Chubut (Patagonien), hat dem Präſidenten der Argentiniſchen Republik einen Bericht über eine Reiſe erſtattet, welche er mit 30 Mann Begleitung in der Zeit vom 11. Oktober 1885 bis 8. Februar 1886 zur Erforſchung ſeines Gebietes ausgeführt hat. Er folgte zuerſt dem gewundenen Laufe des Rio Chubut bis zu deſſen Quelle in 42° ſüdl. Br. und zog dann über gut bewäſſerte und fruchtbare Prärien und durch ausgedehnte Wälder ſüdwärts bis zum 46. Breitengrade, entdeckte drei Päſſe nach Chile, die Quelle des Rio Senger, des Hauptnebenfluſſes des Chubut u. ſ. w.

Inhalt: Von den Samoainſeln. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotáner. II. — Talufch. — Heinrich Lemcke: Die Canada-Pacific-Eiſenbahn. — Kürzere Mittheilungen: Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutſchland. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 11. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 7.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Die Tongainſeln.

Die „Freundſchaftsinſeln“, wie Cook ſie benannt hat, für welche jedoch gegenwärtig der Name „Tongainſeln“ beinahe immer zur Anwendung kommt, zerfallen in drei Gruppen: Tonga, Haabai und Haafuluhao (oder Vavau); da jedoch die zweite derſelben durch Kanäle wieder in drei Gruppen getheilt wird, ſo unterſcheidet man nach Meinicke beſſer deren fünf. In dieſem Falle treten zu den genannten noch Nomuka und Kotu hinzu.

Die Inſeln ſind ſchön; die einen wild und felſig, die anderen flach, aber alle ſind reich beſtanden mit prächtigen Bäumen, die ſich in dem blauen Waſſer ſpiegeln und über allen wölbt ſich ein herrlicher blauer Himmel, wenigſtens ſo lange die Sonne ſcheint, was ſelbſt während der Regenzeit ziemlich häufig der Fall zu ſein pflegt. Von Zeit zu Zeit ſind heftige Erdbeben zu verzeichnen, welche die Bewohner gezwungen haben, nur ſehr leichtes Material für ihre Wohnungen zu verwenden, und noch ſchrecklicher ſind die Orkane, über welche der Rev. T. Weſt, welcher lange auf den Inſeln gelebt hat, Folgendes berichtet: Keine Zunge, keine Feder kann ſie in ihrer ganzen Furchtbarkeit beſchreiben; Himmel und Erde ſcheinen in Bewegung zu ſein und das Meer in ſeiner wilden Erregung iſt wunderbar großartig. Das Rauſchen des Sturmes, dem nichts widerſteht, das Krachen der Bäume, welche auf allen Seiten niederſtürzen, die Aeſte, welche vom Winde losgeriſſen und durch die Lüfte getragen werden, die Kokosnüſſe, welche wie Kanonenkugeln umherfliegen, Regenſtröme, welche das Tageslicht verdunkeln, das Gepraſſel einſtürzender Häuſer, — das ſind die Erſcheinungen, welche einen Orkan zu einer der furchtbarſten und entſetzlichſten unter den Naturerſcheinungen machen.

Um vor Nu-Ofa, der Hauptſtadt von Vavau, vor Anker zu kommen, muß der Schiffer ſeinen Weg zwiſchen einer großen Zahl kleiner Inſeln hindurch ſuchen, welche an trüben Tagen die Erinnerung an die Inſelkanäle von Patagonien erwecken; nur die Kokospalmen erinnern an die Tropen. Zu beiden Seiten der Kanäle reihen ſich die Dörfer der Eingeborenen an einander, hier und da erblickt man eine europäiſche Wohnung. Der Ankerplatz iſt prächtig, von Bord geſehen ſcheint Nu-Ofa ein bedeutender Ort zu ſein; die zum Ein- und Ausladen der Schiffe getroffenen Anſtalten geben dem Hafen ein ganz civiliſirtes Ausſehen. Die Inſel wird von vielen Wegen durchſchnitten, welche die zahlreichen Dörfer mit einander verbinden. Die Wohnungen ſind nett und ſauber, die Wände aus Rohr geflochten, die Dächer ſind oval und beſtehen aus kleinen, ſehr gut mit einander verbundenen Latten vom Holze der Kokospalme; das ganze Bauwerk, welches hergeſtellt iſt, ohne daß ein Nagel dabei gebraucht wäre, wird von einem Blumengarten umgeben, jedes Grundſtück von einer dichten Hecke eingeſchloſſen.

In Vavau, wo es ſehr kalt iſt, kleidet man ſich beinahe nach europäiſcher Mode; in Tonga Tabu, dem heiligen Tonga, gehören Beinkleider noch zu den Ausnahmen; gewöhnlich werden ſie durch einen einfachen Schurz von Zeug oder gar von Blättern erſetzt. Die Männer ſind im Allgemeinen ſehr gut gewachſen und haben eine gute Haltung; ſie könnten einem Künſtler als Modell dienen; die Frauen ſind ſchön und anmuthig und beſitzen eine wohlgeformte Büſte. Diejenigen unter ihnen, welche den höheren Ständen angehören und ſich darum den Sonnenſtrahlen bei der Feldarbeit nicht ausſetzen, ſind von ſehr heller Farbe; die wohlgebildeten Arme tragen ſie bloß, der Rock reicht bis über die Knie, er beſteht gewöhnlich aus einheimiſchem, mit Stückchen von gefärbter trockener Rinde oder gar von buntem

Papier verziertem Zeuge. Im Hauſe herrſcht allerdings eine ſehr große Einfachheit der Kleidung vor, während bei Tänzen der Phantaſie hinſichtlich Tracht und Schmuck der größte Spielraum gelaſſen wird. Das Haar wird bei beiden Geſchlechtern mit größter Sorgfalt geordnet; die Frauen ſtecken es mittels eines Kammes von Kokosfaſern auf und laſſen zu beiden Seiten eine große Zahl dünner, feingeflochtener Zöpfe herabfallen. Bis zur Verheirathung iſt den jungen Mädchen viel Freiheit geſtattet, ſpäter müſſen ſie die größte Zurückhaltung beobachten, Ehebruch wurde früher mit dem Tode beſtraft. Die Frauen werden im Allgemeinen ſehr gut behandelt, ſie verrichten nur leichtere Arbeit; ſelbſt das Küchendepartement iſt den Männern überlaſſen. Doch ſind die Frauen keineswegs unthätig, ſie machen Säcke und Körbe, flechten die Matten und bereiten namentlich das einheimiſche, ngatu genannte Zeug.

Bewohner von Tonga. (Nach einer Photographie.)

Daſſelbe iſt nicht gewebt, ſondern beſteht aus der inneren Rinde des chineſiſchen Papiermaulbeerbaums, welche eine Zeit lang in Waſſer geweicht und dann mittels eines Schlägels auf die richtige Dicke gebracht wird. Eine ziemlich dicke Gummifarbe wird zum Färben und zur Verbindung der einzelnen Stücke gebraucht; ein phantaſiereiches Muſter wird in bunten Farben, unter denen ein glänzendes Roth ſich auszeichnet, darauf angebracht und hat den Nebenzweck, alle Unvollkommenheiten der Arbeit zu verdecken; leider darf das Zeug nicht mit Waſſer in Berührung kommen.

Wie alle Polyneſier ſind auch die Bewohner dieſer Inſelgruppe ſehr große Freunde von Feſtlichkeiten und jedes freudige oder traurige Ereigniß wird mit Begierde erfaßt, um ſich dem wilden Taumel zu ergeben, der bei ſolchen Gelegenheiten durchaus zur Sache zu gehören ſcheint und dem unzählige Schweine zum Opfer fallen, wiewohl die Miſſionare dieſem Maſſenmorde zu ſteuern ſuchen, da-

Nukualofa auf Tonga-Tabu.

Landſchaft bei Mua auf Tonga-Tabu.

mit die Rasse dieser Thiere, welche für die Ernährung der Eingeborenen so sehr nöthig ist, nicht ausgerottet wird. Die Bereitung des Schweinebratens, welche als eine sehr wichtige Handlung betrachtet wird, verdient vielleicht Nachahmung, weshalb wir die Beschreibung derselben hier folgen lassen. Das mit wohlriechenden Kräutern gefüllte Schwein wird in ein ziemlich tief in den Boden gegrabenes Loch gelegt und mit glühenden Steinen umgeben, rund herum werden allerlei Früchte gelegt und das Ganze wird mit einer zweiten Lage glühender Steine bedeckt. Auf diese häuft man Erde zu einem kleinen Hügel und dann schmort das Fleisch in diesem improvisirten Backofen.

Die Insel Tonga Tabu ist so flach, daß man sie erst bemerkt, wenn man ganz in ihre Nähe kommt; der höchste Punkt derselben liegt nur etwa 25 m über der Meeresfläche.

Nukualofa ist die officielle Hauptstadt des Königs George I., welcher nach dem Tode des Königs Josiah (1845) zum Herrscher aller Tonga-Inseln gewählt wurde. Die Missionare der Südsee sind voll des Lobes über diesen Herrscher, welcher ein weiser König und ein guter Christ ist. Wohl war der Anfang nicht ganz leicht, und zuweilen kam sein Selbstgefühl in Streit mit der neuen Lehre; so war es ihm z. B. anfänglich unerträglich, durch einen eingeborenen Missionar unterrichtet zu werden; so vermerkte er es anfänglich sehr übel, daß der weiße Missionar auf der Kanzel etwas höher stand, als er selbst, so daß er sich zur großen Ueberraschung des letzteren einen noch höheren Sitz verfertigen ließ, von welchem er triumphirend auf den Missionar herabblickte.

Grab eines Tui Tonga bei Mua. (Nach einer Photographie.)

Der alte Gottesdienst verschwindet immer mehr, obwohl die Eingeborenen ursprünglich ihren Göttern sehr zugethan waren; sie hatten ihrer einige Hundert, an deren Spitze ein Oberwesen stand, dessen Repräsentant auf Erden der Tui Tonga, eine Art geistlicher Herrscher, war. Von den anderen Göttern war einer der Beschützer der Reisenden, ein anderer der Gott der Elemente; es gab eine anmuthige Meeresgöttin und einen Gott, welcher die Inseln auf seinen Schultern trug und sich schüttelte, wenn ihm die Last zu schwer wurde. Die Priester dieser unzähligen Gottheiten haben natürlich dem Eindringen des Protestantismus in ihr Land den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt; der Tui Tonga selbst ging erst sehr spät zum Christenthume und zwar aus Opposition zum Katholicismus über. Die Würde des Tui Tonga war erblich, seine Familie nahm die erste Stelle unter dem Adel der heiligen Insel (Tonga Tabu) ein, wo die Klassenunterschiede sehr stark hervortreten; nur kriechend näherte man sich dem Stellvertreter des höchsten Gottes. Der letzte derselben hat zwei Söhne hinterlassen, welche im Elend leben, doch beweisen ihre Landsleute ihnen immer noch die höchste Ehre und bei öffentlichen Festlichkeiten wird ihnen nächst dem König die meiste Auszeichnung zu Theil. Der Mittelpunkt ihres alten Reiches befand sich zu Mua, im Hintergrunde einer tief eingeschnittenen Bai, welche mit zahllosen, an Kokospalmen reichen Inseln bedeckt ist. Jetzt befindet sich dort die katholische (französische) Mission, der es geglückt ist, die 400 Einwohner des Ortes zu ihrer Religion zu bekehren.

Die Wesleyaner haben eine Niederlassung in einem kleinen, außerhalb der Befestigungen der früheren Tuiresidenz gelegenen Weiler.

Im Allgemeinen sind die Eingeborenen den Europäern gegenüber voll Wohlwollen, doch ist dies Gefühl nur die Folge ihrer Auffassung der Pflichten der Gastfreundschaft, denn im Uebrigen sind sie der Ansicht, daß sie bei weitem höher als die Weißen stehen. Eine bezeichnende Geschichte hierüber theilt Aylic Marin[1]) mit, die wir hier kurz wiedergeben wollen.

Der Chef der französischen Mission hatte sich in Rom weihen lassen und nach seiner Rückkehr vom Sitze des heiligen Stuhles fand die Feierlichkeit des Handkusses statt. Am anderen Morgen kam einer der Katholiken, um seinem Bischof einen Besuch zu machen und sich voller Bitterkeit zu beklagen, daß die Wesleyaner sich über die Katholiken aufhielten, weil sie die Hand ihres geistlichen Hirten geküßt hätten. Der Bischof erklärte nun in seiner nächsten Sonntagspredigt die Bedeutung der Feierlichkeit und sagte u. a., wenn die Katholiken den Ring des Hirten küssen, thun sie nichts Lächerliches, denn sie beweisen damit nur dem Allerhöchsten Ehre. Nachher kam derselbe Mann wieder zum Bischof und sagte: „Sie haben meine Frage falsch verstanden, die Wesleyaner halten sich nicht darüber auf, daß wir Ihren Ring mit unseren Lippen berührt haben, sondern thun es nur, weil die Hand, die den Ring trägt, weiß ist."

In der Umgegend von Mua befinden sich verschiedene Gräber von Tui Tongas; die ungeheuren Steine haben die Tongaer weit herholen müssen. Wenn man sich einen Weg durch das Gesträuch bahnt, mit dem diese Hügel bedeckt sind, um das Heiligthum zu verbergen, kommt man an eine aus Sand, kleinen rothen Korallenstücken und Schiefer gemischte Erhöhung, auf welcher sich das Grabmal erhebt.

Im Ganzen zählt die Tongagruppe mehr als 150 Inseln, von denen 32 von ziemlich bedeutender Größe sind; der vierte Theil etwa gehört zu den gehobenen Koralleninseln; der zehnte Theil etwa hat die hohe vulkanische Form, die anderen sind niedrig. Der Landbau auf diesen Inseln steht bei weitem höher, als in irgend einem anderen Theile von Polynesien und wird mit großer Intelligenz betrieben, wie schon der sorgfältig eingeführte Fruchtwechsel darthut. Der erste Missionsversuch wurde 1797 auf diesen Inseln gemacht hatte, jedoch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen

[1]) Le Tour du Monde, Nr. 1301.

Digitized by Google

und nahm bald ein blutiges und trauriges Ende. Erſt 22 Jahre ſpäter kam ein neuer und zwar ein Methodiſten-Miſſionar, und ſeit 1826 hat die proteſtantiſche Miſſion feſte Wurzel gefaßt.

Die Zahl der den Samoanern nahe verwandten Bewohner iſt nicht genau bekannt; die Schätzungen der Miſſionare, welche die Zahl 50 000 angeben, ſcheinen übertrieben zu ſein; wahrſcheinlich iſt nach Meinicke die Annahme einer Anzahl von 20 000 bis 25 000, von denen etwa die Hälfte auf die ſüdliche Gruppe entfiele.

Dr. G. Le Bon's Reiſe nach Nepal.

I.

Das Betreten des Landes Nepal iſt nur mit Erlaubniß des dortigen Kaiſers geſtattet, welche nur in ſeltenen Fällen ertheilt wird; die indiſche Regierung wacht ſtreng darüber, daß kein Europäer, möge er Engländer ſein oder nicht, dieſes Gebot übertritt. Vor Le Bon war es keinem Franzoſen geglückt, in jenen Himalaja-Staat einzudringen; er aber hatte die Erlaubniß dazu nur der entgegenkommenden Vermittelung der viceköniglichen Regierung zu verdanken, welcher er ſich während ſeiner archäologiſchen Miſſion in Indien fortdauernd zu erfreuen hatte. In Motihari, einer kleinen, namentlich von reichen Indigopflanzern bewohnten Stadt, vollendete er ſeine Ausrüſtung, brachte an 40 Träger von wenig Vertrauen erweckendem Aeußeren zuſammen und begann zu Anfang Januar 1885 ſeine Reiſe nach dem 163 km entfernten Katmandu, der Hauptſtadt Nepals. Dieſelbe führt über mehrere dem Himalaja vorgelagerte Ketten und wird zum Theil im Palankin, zum Theil in einer von vier Leuten getragenen Art Hängematte, Dandy genannt, zurückgelegt. Da man unterwegs gar keine Lebensmittel findet, ſo muß man allen Proviant mit ſich führen, und darum läßt ſich die Reiſe nicht ohne wenigſtens 40 Träger machen; dieſelben laufen beſtändig im Trabe und wechſeln ſich, ohne ihre Geſchwindigkeit zu verringern, etwa alle fünf Minuten ab.

Zuerſt legt man den gefährlichſten Theil des Weges zurück, indem man den Teraï, jenen dichten ſumpfigen, wegen ſeiner Fieber und ſeiner wilden Thiere gefürchteten Waldſtreifen am Südfuße des Gebirges paſſirt; dann folgen zwei ſchwierige Päſſe, Siſagiri und Tſchandragiri, deren gefährliche Stellen durch die prachtvollen Ausſichten auf das Hochgebirge mehr wie aufgewogen werden. Dann ſieht der Reiſende ein Thal von unvergleichlicher Fruchtbarkeit zu ſeinen Füßen, in welchem auf engem Raume die Reſidenz und die wichtigſten Städte Nepals zuſammengedrängt liegen. Die Abhänge, an welchen man hinabſteigt, ſind von reißenden Bächen und Flüſſen durchſchnitten und mit den prächtigſten Bäumen beſtanden, in deren Schatten ſich die Dörfer mit ihren kleinen Tempeln und geſchnitzten Holzhäuſern verſtecken. Der engliſche Reſident in Katmandu ſandte dem Dr. Le Bon eine Eskorte entgegen, unter deren Schutze er ſeinen Einzug in die Reſidenz hielt; aber trotz derſelben war es ihm faſt unmöglich, ſich durch die Schaaren der herbeigeſtrömten Neugierigen hindurchzuwinden und ſeinen Lagerplatz auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt zu erreichen.

Die Beziehungen des Franzoſen zum engliſchen Geſandten waren höflich, diejenigen zum Arzte der Geſandtſchaft, dem Dr. Gimlette, höchſt freundſchaftlich; ihm hatte er nicht nur mannigfache Erleichterungen, ſondern auch namentlich ſehr werthvolle Informationen zu danken. Um nicht den Verdacht des Geſandten, der nicht ganz an den wiſſenſchaftlichen Zweck der Reiſe zu glauben ſchien und vielleicht politiſche Motive dahinter vermuthete, zu erregen, vermied es Le Bon, dem jungen Kaiſer von Nepal und deſſen Miniſtern ſeine Aufwartung zu machen. Erſt auf der Heimreiſe begegnete er dem Fürſten in Bhimpedi, als derſelbe mit ſeinem Gefolge und ſeinen Frauen nach ſeiner Reſidenz zurückkehrte; er machte, auf ſeinem Schimmel reitend und einen violetten Mantel um die Schultern, während Sklaven einen Schirm von derſelben Farbe über ihm hielten, einen wahrhaft ſtattlichen und großartigen Eindruck. Seitdem iſt er und ſein Miniſterium durch eine Revolution geſtürzt worden. Seine Frauen ſaßen in Palankinen und Hängematten, die mit ſeidenen Schleiern verhängt waren; aber auch ſie waren von der allgemeinen Neugier angeſteckt und ließen ſich durch die Etikette nicht abhalten, die Vorhänge zu lüften und den Fremden anzuſtaunen, wobei dieſer die Bemerkung machen konnte, daß die Bewohnerinnen des kaiſerlichen Harems trotz offenbarer Beimiſchung gelben Blutes und der Stirn-Tatuirung ſehr niedliche Geſichter beſaßen.

Nepal zieht ſich in der Streichrichtung des Himalaja etwa 700 km lang hin, während ſeine Breite von Norden nach Süden nur etwa 150 km beträgt; ſeine Oberfläche wird, natürlich etwas unſicher, zu 147 000 qkm angegeben. Es iſt der einzige indiſche Staat, der ſeine volle Selbſtſtändigkeit bewahrt hat und nie einem fremden Eroberer unterlegen iſt, nie einen Einfall von Mohammedanern zu überſtehen gehabt hat. Vergeblich haben die Chineſen von Norden, die Engländer von Süden her ſich des Landes zu bemächtigen geſucht. Die Natur hat daſſelbe eben mit Vertheidigungsmitteln ganz anderer Art, als ſie Menſchenhände zu errichten vermögen, ausgeſtattet. Im Süden iſt der ſchon erwähnte Teraï dem Gebirge vorgelagert, deſſen Miasmen während eines großen Theiles des Jahres dem Menſchen faſt todbringend ſind; dann folgen die Felsmaſſen des Himalaja, welche man nur auf ſchmalen, gefährlichen Pfaden paſſiren kann, und nach der tibetiſchen Seite hin ſind die Schwierigkeiten nicht geringer. Alle Städte des Landes liegen in dem bereits genannten Thale, deſſen Länge 30 km bei einer Breite von 20 km beträgt, und das früher von einem See erfüllt war; dieſe geologiſch nachweisbare Thatſache findet auch in einer Sage der Landeseinwohner ihren Ausdruck. Es iſt der einzige civiliſirte Theil des Landes, rings umgeben von den höchſten Bergſpitzen der Erde, darunter den Mont Everest, deſſen 8840 m hohe Spitze man überall im Thale Nepal erblickt. Auf dieſes Thal iſt auch unſere Kenntniß des Landes im Weſentlichen beſchränkt; kein Europäer, auch der engliſche Reſident nicht, darf ſich über die Grenzen deſſelben hinauswagen, und was unſere Karten darüber hinaus verzeichnen, beruht lediglich auf Reiſerouten eingeborener Panditen. In Anbetracht ſeiner Höhenlage von etwa 1300 m und der umgebenden Berge erfreut ſich das Thal eines vorzüglichen gemäßigten Klimas

und beſitzt eine ſehr ſchöne Vegetation; durch ſeine milde Temperatur, ſeine landſchaftliche Schönheit, ſeine maleriſchen Städte iſt Nepal eine der anziehendſten Gegenden Indiens, ihm fehlen jene plötzlichen Temperaturumſchläge, jene Wechſel zwiſchen Hitze, Regen und Trockenheit, welche dem Europäer anderswo den Aufenthalt verleiden. Selbſt im Januar hatte Le Bon unter ſeinem Zelte nur Nachts etwas von Kälte zu leiden; zur ſelben Zeit beobachtete er dort blühende Roſen. Ueberall trifft man auf Orchideen, Begonien, Rhododendren u. ſ. w., und die mittleren Höhenlagen ſind mit ſchönen Nadelholzwäldern bedeckt. Angebaut werden Roggen, Gerſte, Reis, Senf, Knoblauch, Safran, Ananas, Ingwer, Kartoffeln, Zuckerrohr, Citronen-, Apfel-, Aprikoſen-, Birnen-, Orangebäume u. A. m. Ebenſo reich vertreten iſt die Thierwelt, namentlich auch in ihren ſchädlichen Arten, Leoparden, Tigern, Schlangen, dann Nashörnern und Elephanten, die im Terai in Maſſe vorkommen. Nutzvieh iſt wegen Mangels an Weiden ſelten; Büffel, Schafe und Ziegen werden aus Tibet eingeführt; dagegen giebt es Geflügel in Menge.

Nepaliſche Träger. (Nach einer Photographie des Reiſenden.)

Katmandu, nach einheimiſcher Ueberlieferung im Jahre 723 unſerer Zeitrechnung gegründet, mag etwa 60 000 Einwohner zählen; obwohl Reſidenz, ſteht es doch in Hinſicht der Reinlichkeit und Architektur hinter anderen großen Städten des Landes wie Patan und Bhatgaon zurück. Namentlich der kaiſerliche Palaſt, welchen der bekannte Miniſter Dſchang Bahadur hat errichten laſſen, iſt ein Bauwerk in einer Art italieniſchen Styles ohne jedes Intereſſe; ſeine einzelnen Theile beſtehen aus Bruchſteinen, Ziegeln und Holz, und ſtimmen durchaus nicht zu einander. Dagegen haben ſich in der Stadt einige alte Paläſte reicher Edelleute mit prächtig ſkulpirten Façaden erhalten; einige davon ſind mit europäiſchen Möbeln ausgeſtattet, welche die Beſitzer mit großen Koſten aus Indien haben kommen laſſen,

Digitized by Google

Großer Platz in Katmandu. (Nach einer Photographie von Bourne und Shepherd.

deren wahre Beſtimmung ihnen aber theilweiſe unbekannt iſt. So ſoll es vorgekommen ſein, daß Nepaler auf Klavieren ſich ausgeſtreckt haben, weil ſie dieſelben für Sophas mit Spielwerken anſahen. Intereſſe aber gewähren die religiöſen Bauwerke Katmandus; die Zahl der dort vorhandenen Tempel wird auf 600 geſchätzt. Ihr Styl iſt derjenige der Pagoden mit über einander geſetzten Dächern, die weiter unten beſchrieben werden ſollen. Die wichtigſten liegen auf einem großen viereckigen Platze gegenüber dem Palaſte; der größte derſelben iſt um 1550 erbaut worden. Einzig in ſeiner Art, wenigſtens in Katmandu, iſt auch der, auf unſerem dritten Bilde dargeſtellte ſteinerne Tempel, welcher mohammedaniſchen Einfluß erkennen läßt.

Um Wiederholungen zu vermeiden, geben wir hier eine allgemeine Beſchreibung der verſchiedenen Klaſſen von Denkmälern in Nepal und eine kurze Zuſammenfaſſung der Le Bon'ſchen Unterſuchungen über die dortige Architektur. Wenn der moraliſche Standpunkt eines Volkes nach der Entwickelung ſeines religiöſen Glaubens und letzterer nach der Zahl der dem Kultus geweihten Gebäude bemeſſen werden könnte, ſo müßte man die Nepaler für das tugendhafteſte Volk auf Erden erklären; es giebt wahrhaftig kein zweites Land, wo auf ſo engem Raume ſo viele Tempel zuſammen liegen: in dem kleinen Thale von 30mal 20 km Ausdehnung erheben ſich deren mehr als 2000, davon in Katmandu und Patan je 600, in Bhatgaon 250. Sie ſind

Steinerner Tempel in Katmandu. (Nach einer Photographie des Reiſenden.)

theils buddhiſtiſchen und brahmaniſchen Gottheiten geweiht, theils errichtet, um eine berühmte Stelle zu bezeichnen oder um die Aſche irgend einer wichtigen Perſönlichkeit zu bergen. Sie weiſen drei weſentlich verſchiedene Typen auf. Der erſte und älteſte derſelben zeigt große, halbkugelförmige Bauten, die aus Erde und Ziegeln errichtet ſind, ähnlich den Topes Centralindiens, dem von Santſchi beſonders, nur daß die mit Skulpturen bedeckte Pfeilerbaluſtrade, welche letztere umgiebt, hier durch eine niedrige kreisrunde Plinthe erſetzt iſt, welche die Baſis des Bauwerkes umgiebt und ſich an daſſelbe anlehnt. An den den vier Haupthimmelsrichtungen entſprechenden Stellen befindet ſich ein kleines Heiligthum, das aus einer Skulpturen enthaltenden Niſche beſteht. Auf der Halbkugel erhebt ſich ein viereckiger Thurm, den wieder eine Pyramide oder ein Kegel krönt. Ringsherum liegt eine wechſelnde Zahl kleiner Heiligthümer, Kapellen, Bildſäulen u. ſ. w. Dieſe Art von Tempeln gehört ausſchließlich dem Buddhismus an, aber in Nepal iſt dieſer und der Brahmanismus derartig in einander gemengt, daß die Embleme beider Kulte ſich unterſchiedslos in den Tempeln finden, welchem derſelben dieſe auch angehören mögen. In den buddhiſtiſchen Tempeln finden ſich zwar am häufigſten Statuen von Buddha, von ſeinen früheren Incarnationen und von der buddhiſtiſchen Dreieinigkeit (Buddha, Dharma, Sanga), aber ebenſo gut auch brahmaniſche Götter, wie Wiſchnu, Ganeſa u. A.

Die Bogotáner.

Von Dr. Alfred Hettner.

III.

Zu der oberen Klasse der Bogotáner Bevölkerung zählen Grundbesitzer und Kaufleute, Aerzte, Advokaten, Beamte u. s. w. Alle Vorrechte der Geburt, wie sie in den meisten europäischen Ländern bestehen und auch in Kolumbien bis zum Anfange dieses Jahrhunderts bestanden, sind zugleich mit der spanischen Herrschaft verschwunden. Ebensowenig giebt es bestimmte Berufsarten, welche eine hervorragende sociale Stellung verliehen, oder andere, wie in England die des Shopkeeper, die in geringerer Achtung ständen. Dazu ist die Arbeitstheilung viel zu wenig entwickelt. Die meisten Kaufleute, viele Aerzte und Advokaten sind zugleich Grundbesitzer und gehen ein- oder zweimal jährlich nach ihrer Hacienda, um die wichtigsten Arbeiten, die Ernte und die Musterung der Rinder oder Pferde, zu überwachen. Der reichste Mann, dessen Hacienda mehrere Quadratmeilen groß ist, der direkte Handelsbeziehungen zu europäischen Häusern unterhält, hat doch einen offenen Laden, verkauft selbst ein Stück Leinwand oder eine Flasche Cognac. Selbst der Eintritt in die Regierung und das Richteramt erfordert keine bestimmte Vorbildung und Laufbahn; wie in den Vereinigten Staaten und anderen Republiken werden der Präsident, die Minister oft vom Ladentische, von der ärztlichen Praxis, aus der Schulstube weggeholt und kehren nach Ablauf ihrer Amtsperiode dahin zurück. Aber wie in jenen Ländern kann man auch hier beobachten, daß sich die vermögendsten und gebildetsten Leute häufig von den Staatsämtern zurückhalten, daß sich besonders eine Klasse von Advokaten und Berufspolitikern zu denselben andrängen, die man als das Proletariat dieser oberen Bevölkerungsklasse bezeichnen könnte. Es sind Leute, die kein Land und überhaupt kein Vermögen besitzen, die aber doch kein ehrliches Gewerbe, sondern nur Politik betreiben, die darauf warten, daß eine Revolution ihre Partei an's Ruder bringt und ihnen ein Amt in den Schoß wirft, und die in der Zwischenzeit von Schulden und vom Spiele leben. Was sie aber in der Achtung ihrer Volksgenossen herabsetzt, ist weniger der moralische Makel, der unserer Auffassung nach dieser Lebensweise anhaftet, als vielmehr die schlechten Vermögensverhältnisse; denn sobald ein solcher Politiker sich durch geschickte Ausnutzung seines Amtes Reichthum erworben hat, ist er ein vollberechtigtes Glied der Gesellschaft. Die Größe des Geldsackes allein bedingt Nüancirungen der socialen Stellung; unserer Geldaristokratie entsprechend giebt es in Bogotá die sogenannte Crême, die sich ihres Reichthumes wegen für etwas Besseres hält, deren Superiorität freilich ebensowenig allgemein anerkannt wird wie die der Börsenmänner bei uns.

Die einzigen Titel, welche man im gewöhnlichen Leben zu hören bekommt, sind Generál und Doctór. Beide sind allerdings häufig genug, nicht nur jeder Arzt, sondern auch jeder Advokat und Politiker ist Doctór, jeder, der in einer Revolution hundert Mann auf die Beine gebracht hat, ist Generál. Fortwährend hört man auf der Straße die Anrede Señor Generál, Señor Doctór. Alle übrigen sind einfach Señor, oder im politischen Leben Ciudadano (Bürger); auch dem Präsidenten, den Staatssekretären und übrigen Beamten kommt keine auszeichnende Benennung zu. Officiell heißt der Präsident El Ciudadano Presidente, gewöhnlich nennt man ihn je nachdem Señor Generál, Señor Doctór oder einfach Señor.

Auch die Adelsbezeichnungen sind seit der Unabhängigkeit vollkommen verschwunden. Man darf sich nicht durch das de irre machen lassen, dem man bei Frauennamen häufig begegnet. Dasselbe hat eine ganz andere Bedeutung, es fügt den Namen des Mannes an den Mädchennamen an, der das ganze Leben hindurch eigentlicher Name bleibt; der Manuela Uribe de González bezeichnet eine geborene Uribe, die mit einem Herrn González verheirathet ist. Ein Sohn derselben hängt umgekehrt ihren Namen ausgeschrieben oder in Anfangsbuchstaben an den Vaternamen an; z. B. Eusebio González Uribe (oder González U.). Geschwister lassen sich dadurch immer gleich von entfernteren Verwandten oder bloßen Namensvettern unterscheiden (außer wenn beide Eltern die gleichen Namen haben sollten), während man die Zusammengehörigkeit zweier Ehegatten oft erst nach längerer Zeit gewahr wird.

Die Familiennamen sind spanischen und häufig auch baskischen Ursprunges, während mir indianische Namen kaum entgegengetreten sind[1]). Die Vornamen sind entweder den Kalenderheiligen oder bedeutenden Griechen und Römern entlehnt. Es klingt wirklich komisch, wenn man die unwahrscheinlichsten Gesellen Don Miltí'ades, Don Arí'stides, Don César u. s. w. rufen hört, denn bei nur etwas näherer Bekanntschaft pflegt man die Leute beim Vornamen anzusprechen und sie auch in dritter Person mit dem Vornamen zu nennen, dem man außer im vertraulichen Verkehre und bei den gewöhnlichsten Peonen ein Don vorsetzt[2]). Die Bezeichnung Doña ist viel seltener und wird meistens durch Mi señora tal, mi señorita tal vertreten oder auch ganz weggelassen, so daß man verheirathete Frauen ebensowohl wie junge Mädchen einfach beim Vornamen ruft, ein Gebrauch, der uns Nordländer zunächst in ein gewisses Erstaunen zu versetzen pflegt, zumal bei den eigenthümlichen Vornamen vieler junger Columbianerinnen. Was würde eine deutsche Dame sagen, wenn sie von einem beliebigen jungen Manne Rosenkranz (Rosario), Verfassung (Constitucion), Empfängniß (Concepcion), Gnade (Mercédes) und dergleichen gerufen würde?

Diese Bevorzugung der Vornamen ist nur in einer verhältnißmäßig kleinen Bevölkerung möglich, in der jeder den anderen mehr oder weniger kennt. Man kann hier nicht von den oberen Zehntausend, sondern höchstens von den oberen Tausend sprechen, die alle im innersten Theile der Stadt, besonders in den Casas altas, zusammenwohnen.

Treten wir einmal in ein solches Haus ein und beobachten seine Bewohner in ihrem Thun und Treiben! Nur

[1]) Alle diese Bemerkungen beziehen sich ebenso gut auf die mittleren und unteren Volksklassen.

[2]) Auf die Bezeichnung Don darf übrigens nur der Vorname, nie der Familienname folgen.

ganz ſelten iſt die Hausthür verſchloſſen und eine Klingel an derſelben angebracht. Der Caballero, d. h. der Mann in ſchwarzem Anzug und mit Schuhen, tritt ohne Weiteres ein, ſieht in der Sala nach, ob er da Jemand findet, oder ruft mit lauter Stimme die Dienſtboten herbei. Dem Peon iſt dieſe Freiheit nicht geſtattet, er klopft an das Thor; von innen ertönt eine Stimme: „quien es?“ (wer iſt es?). Die unveränderliche Antwort heißt „yo“ (ich). Die Stimme im Hauſe weiß natürlich eben ſo wenig wie zuvor, wer dieſer yo iſt, aber ſie hat die Form gewahrt und fordert ihn nun mit einem sigua oder adelanto zum Hereintreten auf, ohne ſelbſt aus ihrem Dunkel hervorzukommen. In der erſten Zeit haben wir nach europäiſcher Gewohnheit wie die Peone an die Thür geklopft, aber jetzt wiſſen wir, wie ſich Caballeros zu benehmen haben, und treten ohne Weiteres ein.

Durch den ſogenannten Zaguan, einen mit Steinplatten bedeckten Durchgang, kommen wir in den Patio, einen offenen Hof, welcher je nach dem Geſchmacke der Bewohner einfach mit Ziegeln oder Steinchen gepflaſtert oder in einen kleinen Garten verwandelt iſt. Die Zimmer liegen um dieſen Patio herum und erhalten Luft und Licht zum größeren Theile nur durch eine nach demſelben hinausführende Thür, welche oft nicht einmal eine Glasthür iſt; Fenſter kommen nur den wenigen, nach der Straße hinausgelegenen Stuben und dem meiſt zum Speiſen benutzten Zimmer zu, welches den Patio nach hinten abſchließt. Bei dieſem vorbei führt ein Durchgang zu dem hinteren Hofe, an welchem die Küche und Wirthſchaftsräume, vielleicht auch noch einige Schlafzimmer liegen. Dahinter liegt dann der Solar, ein offener ungepflaſterter Hof, die Reſidenz der Hühner und in den kleineren Städten auch der Schweine, die einen nothwendigen Zubehör jedes Haushaltes zu bilden ſcheinen. Oft ſchließt ſich an den Hof auch ein kleiner Stall an, da Pferde nicht nur ein viel verbreiteterer Luxusartikel als bei uns, ſondern für viele auch ein nothwendiges Beförderungsmittel ſind.

Man hat dieſe Bauart, welche aus Andaluſien und Granada ſtammt, und über das ganze ſpaniſche Amerika verbreitet iſt, gerühmt, weil ſie das häusliche Leben von der Straße abſchließe, aber der Mangel an Luft und Licht machen ſich doch ſehr empfindlich geltend; die Nothwendigkeit, bei offener Thür zu ſitzen, wenn man überhaupt etwas ſehen will, iſt bei dem feuchten und kühlen Wetter, das in Bogotá viele Monate hindurch herrſcht, gewiß keine Annehmlichkeit; jeder, der im Hauſe ein- und ausgeht, paſſirt bei der geöffneten Thür und muſtert das Zimmer mit neugierigen Blicken, jeder Vorgang, jedes Geräuſch wird von dem ruhig in ſeinem Zimmer Sitzenden geſehen und gehört, ohne daß er ſich dagegen verſchließen könnte. Mir ſcheint dieſe Bauart alſo gerade mit dem häuslichen Leben im Streite zu liegen, den Mann aus dem Hauſe herauszutreiben, und ſich nur zu bewahren, eben weil der Zug zur Häuslichkeit wenig entwickelt iſt.

Wir treten in das Empfangszimmer, die ſogenannte Sala, ein. In einer eleganten Wohnung ſind die Möbel gepolſtert und häufig aus Europa importirt, die Wände voll von Spiegeln und Nippſachen aus Glas und Porcellan, die hier ebenſo wie europäiſche Möbel des ſchwierigen Transportes und der hohen Eingangszölle wegen ein ganzes Vermögen repräſentiren, aber mitten darunter hängen die gewöhnlichſten Oeldrucke und verrathen den ungebildeten Geſchmack des Beſitzers. In der ganzen Einrichtung der Sala iſt ein Etwas, das uns an die Wohnungen europäiſcher Parvenus erinnert. Nur wenige Familien können ſich dieſen Luxus eines eleganten Meublements erlauben; im Allgemeinen iſt die Möblirung eines Bogotáner Hauſes dürftiger als in Europa unter ſonſt gleichen Verhältniſſen. Das merkt man beſonders, wenn man aus der Sala in die übrigen Zimmer kommt, denn die ſtark ausgeprägte Sucht, äußerlich zu ſcheinen, läßt die Sala ſo glänzend ausſtaffiren wie nur irgend möglich. In den übrigen Zimmern hat man meiſtens nur die gewöhnlichen mit Leder überzogenen Holzſtühle, wie ſie überall im Lande verfertigt werden, in Bezug auf Schränke, Laden und dergleichen iſt man ſo ſparſam wie möglich. Nur in den Altos finden ſich Holzfußböden, die Fußböden der Bajos beſtehen aus Adobes, die man mit Eſteras, d. h. großen gelben, meiſt zerriſſenen Strohmatten, bedeckt. Da ſie an den Rändern feſtgenagelt und nur ſehr ſelten abgenommen werden, ſo ſammelt ſich unter ihnen aller Staub und Schmutz an und bildet das Heim zahlloſer Flöhe und anderen Ungeziefers.

Zwiſchen 6 und 7 Uhr pflegt man ſich zu erheben. Nach der raſch vollendeten Toilette trinkt man als Desayuno, d. h. Entnüchterung, eine Taſſe Chokolade oder ißt auch, auf dem Lande und in den mittleren Ständen, den ſogenannten Caldo, eine Suppe, die aus weiter nichts als Waſſer, Schweinefett, Salz und Zwiebeln bereitet wird. Um 10 oder 10½ Uhr folgt das ſubſtantiellere Almuerzo (Frühſtück), das aus einer dicken Suppe, meiſt der aus Maismehl und Kartoffeln bereiteten Mazamorra, einem Beefſteak, Eiern und wieder einer Taſſe Chokolade oder Milchkaffee beſteht. Bei der Comida, d. h. dem Mittagseſſen, das um 3, 4 oder 4½ Uhr ſtattfindet, wird die Mazamorra durch eine Bouillonſuppe, das Beefſteak durch einen Braten, die Eier durch ein Vorgericht von Fiſch, Enten oder dergl. erſetzt, nach dem Braten ißt man Dulce, d. h. ſehr ſüßes Kompott, oder rohe Früchte, die in Bogotá in größter Mannigfaltigkeit auf den Markt kommen, den Schluß macht eine kleine Taſſe ſchwarzen Kaffees. Am Abend zwiſchen 7 und 8 Uhr wird das ſogenannte Refresco eingenommen, das meiſt aus Dulce und Chokolade beſteht; neuerdings hat ſich in den vornehmeren Familien auch der Thee vielfach eingebürgert. Man ſieht, die Mahlzeiten einer gebildeten Bogotáner Familie ſind reichlich genug, wohl reichhaltiger als bei uns in entſprechenden Verhältniſſen, aber wir ſehnen uns doch nach unſeren heimiſchen Fleiſchtöpfen zurück, denn die Bogotáner Kochkunſt ſteht auf einer ſehr niedrigen Stufe der Entwickelung. Die Auswahl in Bezug auf Fleiſch iſt, ſo mannigfaltig die Früchte und Gemüſe auch ſind, nur gering, Kalb und Schwein werden verſchmäht, Wildprett iſt nicht zu erlangen, man iſt auf Rind und Hammel, Truthahn, Huhn, wilde Enten beſchränkt und daß man denſelben durch die Bereitung verſchiedene Form und Geſchmack verleihen kann, dies Geheimniß iſt den columbianiſchen Köchinnen noch kaum enthüllt worden. Das Fleiſch bleibt meiſt hart und zähe, ſtatt mit Butter kocht man gewöhnlich mit widerlichem Schweinefett, unmögliche Saucen und Gewürze verderben uns den Appetit. Einzelne Familien, die länger in Paris gelebt haben oder viel mit Fremden verkehren, mögen eine mehr europäiſche Küche haben, aber im Allgemeinen kocht man noch auf dieſe uns wenig verlockende Weiſe. Was das Trinken anlangt, befolgen ſehr viele Kolumbianer die Oertel-Schweninger'ſchen Regeln. Während des Eſſens trinken ſie gar nicht, erſt nach dem Dulce ſtürzen ſie ein Glas Waſſer hinunter, oder ſpülen ſich damit auch nur den Mund aus, um es in weitem Strahle auf den Fußboden zu ſpritzen. Andere trinken zum Eſſen Chicha oder auch das leichte, ſtark kohlenſäurehaltige, Bier, das in Bogotá und anderen hochgelegenen Orten gebraut wird.

Die Eintheilung der Mahlzeiten iſt immer bezeichnend für ein Volk und ſeine Lebensweiſe; wie charakteriſtiſch iſt

z. B. das ſtarke Frühſtück für den reichen Engländer! Die kolumbianiſche Eintheilung ſcheint mir nur bei einem Volke möglich zu ſein, das den Werth der Zeit nicht kennt. Kann man ſich eine andere Anordnung der Mahlzeiten vorſtellen, die den Tag ſo zerriſſe wie dieſe?

Zwiſchen Desayuno und Almuerzo, zwiſchen Almuerzo und Comida gehen die Männer ins Geſchäft, ins Bureau, auf die Straße. Selten iſt ihre Arbeit eine ſehr anhaltende und energiſche. Die fieberhafte Eile der Vereinigten Staaten iſt hier unbekannt; man thut alles bedächtig und behält immer Zeit zu einer kleinen Konverſation. Langſam wandelt man durch die Straße, man begegnet einem Freunde, eine Fluth von Begrüßungsphraſen wird ausgetauſcht. „Haben Sie das und das ſchon gehört?“ Bald entſpinnt ſich ein Geſpräch über Geſchäft, Politik oder Stadtklatſch, ein Dritter und Vierter kommt hinzu, und ſo bleibt man oft ſtundenlang in eifriger Unterhaltung mitten auf dem Trottoir ſtehen, den Weg für die Paſſanten verſperrend. Oder man tritt in den Laden eines Freundes ein, nicht um etwas zu kaufen oder ein Geſchäft zu machen, ſondern um ein Stündchen zu verplaudern. Dabei darf der Trago, d. h. ein Schluck Cognac, nicht fehlen, und es ſind wenige, die nicht bis zum Eſſen ihre drei oder vier Tragos genommen haben. Schon am frühen Morgen kann man Leute aus den gebildeten Klaſſen betrunken ſehen. Verhältnißmäßig ſelten kommt jemand in den Laden, um einen Einkauf zu machen. Man überläßt es gewöhnlich dem Commis, ihn abzufertigen, wenn es nicht gerade ein Kaufmann aus der Provinz iſt, mit dem man ein größeres Geſchäft abzuſchließen hofft. Mit wenigen Briefen, deren Anzahl ſich nur jeden ſechsten Tag bei Abgang der europäiſchen Poſt etwas häuft, iſt die Arbeit des Tages gethan. Nach der Comida geht man noch einmal auf eine Stunde ins Geſchäft, das inzwiſchen von einem Commis gehütet worden iſt; um 6 Uhr wird daſſelbe geſchloſſen.

Zwiſchen 5 und 7 Uhr ſind der Altozano, d. h. die breite Terraſſe vor der Kathedrale, und der Camellon von San Diego voll von Spaziergängern. Aber es ſind immer nur Männer, welche hier promeniren, höchſt ſelten ſieht man einen Mann ſeine Frau ſpazieren führen. Auf dem Altozano verſammelt ſich die geiſtige Elite der Geſellſchaft. Der frühere argentiniſche Geſandte Cané, der ein Büchelchen über Bogotá veröffentlicht hat, ſelber ein Literat, hat eine lebendige und begeiſterte Schilderung dieſer Zuſammenkünfte entworfen. Ihm iſt Bogotá überhaupt das Athen von Südamerika, die Stadt des regſten geiſtigen Lebens. Es iſt mir nicht vergönnt, andere ſüdamerikaniſche Städte zum Vergleiche heran zu ziehen, aber was die geiſtige Bedeutung Bogotás im Verhältniſſe zu europäiſcher Bildung betrifft, ſo urtheilt ein Europäer darüber anders denn ein Kreole. Welches Intereſſe haben Männer wie José María Samper, wie Rafael Pombo oder Felipe Pérez u. A., haben ihre lyriſchen Gedichte, Romane und Pamphlete für einen europäiſchen Leſer? Die Funken ſprühenden Geiſtes (el chispo), welche Cané an dieſen Unterhaltungen rühmt, erſcheinen uns als hohle Phraſen, die Oberflächlichkeit der Kenntniſſe bei den meiſten wird von jedem deutſchen Primaner durchſchaut.

Der große Mann in der europäiſchen Literatur iſt Victor Hugo, deſſen Dichtungen dem Geſchmacke der Kreolen am meiſten entſprechen. Iſt doch auch die franzöſiſche Sprache denſelben viel zugänglicher und ſympathiſcher als die engliſche oder gar die deutſche! Goethe und Schiller ſind nur dem Namen nach bekannt, werden aber häufig für lebende Perſönlichkeiten gehalten, von Leſſing ſchon haben die meiſten nie etwas gehört. Will man mit ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen prunken, ſo beruft man ſich mit Vorliebe auf die großen Naturforſcher Flammarion und Jules Verne. Die meiſten Geſpräche, ſoweit ſie ſich nicht um Geſchäft und Stadtklatſch drehen, beziehen ſich aber, wie man aus den gelegentlich aufgefangenen Brocken entnimmt, auf die Politik. Das iſt in einem Lande, wo Jeder jeden Augenblick zur Theilnahme an der Regierung berufen werden kann, ja auch noch natürlicher als bei uns, aber die Art dieſer Politik hat für uns etwas Kleinliches. Man braucht nur in eine der zahlreichen, wie Pilze aus der Erde hervorſchießenden und oft ebenſo raſch wieder verſchwindenden, meiſt zweimal wöchentlich erſcheinenden, Bogotáner Zeitungen zu blicken, um ſich davon zu überzeugen. Die Vorgänge in Europa werden nur in dürftigſten Auszügen mitgetheilt; die Redaktion hält ſich nicht etwa europäiſche Blätter, ſondern entnimmt dieſe Nachrichten dem Panama Star und Herald, deſſen Kenntniſſe wieder auf der Lektüre einer engliſchen, einer franzöſiſchen und einer nordamerikaniſchen Zeitung beruhen. Nur ſehr Wenige haben darum eine einigermaßen klare Idee von der Stellung der europäiſchen Mächte zu einander, von den Fragen, welche deren innere Politik bewegen. Etwas mehr hört man von den Vereinigten Staaten und den anderen Republiken des ſpaniſchen Amerika, deren politiſche Vorgänge in Folge der Stammes- und Kulturverwandtſchaft mehr Verſtändniß und Intereſſe finden. Aber mehr als drei Viertel des politiſchen Theiles der Zeitung, mehr als drei Viertel der politiſchen Geſpräche beziehen ſich auf die innere Politik Kolumbiens. Vor dem Schwall von tönenden, aber inhaltsleeren Phraſen, in welche auch die geringſte und nüchternſte Frage eingehüllt wird, würde ſich jeder deutſche Redakteur, auch wenn er in Redensarten noch ſo gewandt wäre, beſchämt verkriechen. Und in dieſen Erörterungen, in der ganzen politiſchen Anſchauungsweiſe herrſcht der größte Formalismus. Die eigentlichen konkreten Fragen, Hebung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe, ſobald nicht ein mit Händen greifbarer eigener Vortheil dabei herausſpringt, Förderung von Bildung und Rechtspflege und dergleichen mehr treten bei dieſen politiſchen Erörterungen wie in den politiſchen Kämpfen ganz hinter die Fragen der reinen Politik, d. h. mit anderen Worten, hinter politiſche Intriguen zurück. Die ganze Politik iſt eigentlich ein Kampf um die Macht; die Welt mag zu Grunde gehen, wenn man nur ſelbſt im Trüben dabei fiſchen kann.

Der einzige principielle Gegenſatz von wirklicher Bedeutung beſteht in religiös-kirchlicher Beziehung. Der größere Theil der Gebildeten ſind Freidenker, ſpotten über den Aberglauben der Kirche, ſehen in derſelben eine Feindin der Kultur, und haben dieſer Ueberzeugung auch in politiſcher Beziehung Ausdruck gegeben, indem ſie die Civilehe eingeführt, die Klöſter aufgehoben und überhaupt ein ähnliches Verhältniß von Staat und Kirche herbeigeführt haben, wie die preußiſchen Maigeſetze. Ihnen gegenüber vertreten die Conſervadores dieſelben Anſchauungen wie bei uns die Ultramontanen, plädiren für die Herrſchaft der Kirche in Staat, Schule und Leben. Die große Mehrzahl der Frauen wie des Volkes ſteht auf ihrer Seite, ſie hängen der Kirche gläubig an, machen alle die religiöſen Uebungen und Ceremonien, an denen der katholiſche Kult ſo reich iſt, um ſo eifriger mit, als ſie in denſelben eine willkommene Aufregung des Gemüthes, wie ſie dem Manne die Politik bietet, eine Abwechſelung in ihrem ſonſt ſo monotonen Tageslaufe erblicken.

Die Bewohner der Andamanen[1]).

I.

E. M. Wiewohl ſchon Manches über die Andamanen und ihre Bewohner mitgetheilt iſt — wir erwähnen z. B. die Berichte Jagor's (Sitzungsber. Berl. Geſ. f. Anthropol.), den intereſſanten Aufſatz von Ad. de Roepstorff (Zeitſchr. d. Geſ. f. Erdkunde), der allerdings nicht gerade die Ureinwohner zum Gegenſtande ſeiner Arbeit gewählt hat, ſondern ihrer nur beiläufig gedenkt (er giebt aber auch die Titel der meiſten engliſchen, über die Inſeln und ihre Bewohner handelnden Werke an), endlich die Bemerkungen Virchow's (in Verh. Geſ. f. Anthropol.) — verdient die vorliegende Arbeit Man's doch eine beſondere Beachtung. Einmal nämlich beruht ſie auf den Jahre hindurch fortgeſetzten Beobachtungen des Verfaſſers, was ſeinen Mittheilungen einen beſonderen Werth verleiht, dann aber hat er dieſe Beobachtungen ganz ſyſtematiſch nach den Vorſchriften der Britiſh Aſſociation gemacht, in Folge deſſen ſie ſich, ohne beinahe irgendwo nennenswerthe Lücken zu zeigen, über alles verbreiten, was zum Leben und Treiben des Volkes gehört. Das Buch enthält außerdem noch eine Einleitung über die Inſeln im Allgemeinen und einen Anhang über die Sprache der Autochthonen von A. J. Ellis; im Folgenden wollen wir uns ausſchließlich mit den Andamaneſen beſchäftigen und uns auch nur auf einen Theil der Mittheilungen Man's beſchränken, um denſelben ihr eigenthümliches Gepräge möglichſt zu erhalten.

Folgende Sätze, die er für erwieſen annimmt, bieten dem Verfaſſer den Ausgangspunkt, an welchen er ſeine weiteren Mittheilungen anknüpft: Die Bewohner der Inſeln ſind Negritos und keine Papuas, ſie ſind die Autochthonen des Landes, deren Verwandtſchaft — wenn überhaupt eine ſolche beſteht — mit den Semangs der Halbinſel Malakka und den Aetas der Philippinen vielleicht eines Tages nachgewieſen werden kann; in Sitten und Gebräuchen läßt ſich große Aehnlichkeit mit den ausgeſtorbenen Negritos von Tasmanien erkennen. Alle uns bekannten Stämme gehören unzweifelhaft zu einer und derſelben Raſſe und ſind unvermiſchten Urſprunges. Die kleinen Unterſchiede, die man antrifft, laſſen ſich ſehr leicht durch die Abgeſchloſſenheit, in welcher ſie wegen des ſchwierigen Verkehrs zum Theil leben, gut erklären, einzelne abweichende Erſcheinungen, z. B. die bienenkorbförmige Geſtalt der Hütten, haben die Bewohner der Kleinen Andamanen vermuthlich von den benachbarten Nikobaren entlehnt, gegen welche ſie im Laufe des letzten Jahrhunderts verſchiedene Züge unternommen haben; übrigens wird vermuthlich innerhalb weniger Jahrzehnte dieſe Raſſe, auf den Großen Andamanen wenigſtens, ganz ausgeſtorben ſein.

Der Name Mincopies, den ſie angeblich gebrauchen, um ſich ſelbſt zu bezeichnen, iſt ihnen, wie unſer Autor angiebt, ganz unbekannt; die einzigen Worte, welche dem Laute nach eine entfernte Aehnlichkeit mit jenem Namen haben, ſind min kaich (komm her), und es iſt ſehr wohl möglich, daß der Name ſich als Spottname aus dieſem Anrufe entwickelt hat. Die Bewohner der Kleinen Andamanen haben alle Annäherungsverſuche bis jetzt ſo entſchieden zurückgewieſen, daß es unmöglich war, ſich über ſie zuverläſſige Angaben zu verſchaffen; die Mittheilungen, die Man macht, beziehen ſich daher nur auf die acht Stämme der Großen Andamanen. Was den Körperbau derſelben betrifft, ſo glaubt Man den früheren Berichten in verſchiedener Hinſicht widerſprechen zu müſſen; ſo bezeichnet er z. B. das Vorkommen von Perſonen mit ſtark hervortretendem Unterleib oder mit ſchlecht entwickelten Extremitäten als Ausnahme; entſchieden verwirft er die Angabe, daß alle Andamaneſen große Hände und Füße haben ſollen. Der größte Mann maß 5′ 4¼″, die größte Frau 4′ 11½″ (engl. Maß). Von 48 Männern wurde das Maximum des Gewichtes auf 119½ Pfd. (Körperlänge 5′ 3¾″), das Minimum auf 77½ Pfd. (Körperlänge 4′ 5¾″) beſtimmt. Bei 41 Frauen kommen die Maxima und die Minima der Gewichte nicht mit denen der Körperlänge überein. Wir finden 135 Pfd. und 4′ 7″, 102½ Pfd. und 4′ 10¼″, 4′ 4″ und 67 Pfd., 4′ 5″ und 4′ 5½″ mit 78 Pfd. und mit 97 Pfd. Die Frauen verlieren ihre anmuthige Geſtalt früh, bei vielen beobachtet man eine ſtarke Entwickelung der Geſäßmuskeln; die Durchſchnittstemperatur unter der Achſelhöhle betrug bei 5 Frauen im Alter von 16 bis 22 Jahren 97,7° F. (niedrigſte bei der älteſten 95,9°, höchſte bei der zweitjüngſten 98,3°). Pulsſchläge 56 bis 94 (Minimum und Maximum bei denſelben Perſonen); Reſpirationen 19 bis 24. Auch hier finden wir das Minimum bei der älteſten, das Maximum bei einer 18jährigen.

Die weiche Haut iſt wenig behaart, die Farbe wechſelt von der der Bronce bis zum tiefſten Schwarz; ſpecifiſche Unterſchiede zwiſchen den Stämmen der Küſte und denen des Dſchungel treten in dieſer Hinſicht nicht hervor. Die Augen ſtimmen mit Nr. 16 der Scala von Broca überein, nur in einem Falle wurde Uebereinſtimmung mit Nr. 1 beobachtet. Sie zeigen keine Spur von einem eigenthümlichen, ſogenannten Negergeruch, wohl aber haftet der Duft der mit Oel gemengten Farben an ihnen, mit denen ſie ſich bemalen; nach größeren Feſtlichkeiten haben ſie wohl einmal einen übelriechenden Athem. Länger als acht Stunden fortgeſetztes Faſten ſcheint ihnen ſehr unangenehm zu ſein; in ſolchen Fällen ſchnüren ſie ſich die Taille zuſammen. Beſonders der Durſt wird ihnen wohl in Folge ſtarker Transpiration beinahe unerträglich. Unter dem Einfluß einer ſtarken Erregung, z. B. bei Feſtlichkeiten, können ſie wohl 48 Stunden lang den Schlaf entbehren. Gegen Kälte (der Thermometer zeigt wohlgemerkt nie weniger als 69° F. = 20½° C.) ſind ſie ſehr empfindlich, doch ſuchen ſie ſich auch gegen große Hitze u. a. durch Beſtreichen mit weißer Farbe zu ſchützen. Die Stimme der Männer iſt klar, nicht tief, die der Frauen, namentlich wenn ſie ſtark angeſtrengt wird, oft ſchrill. Die recht ſchlecht behandelten Zähne ſind doch gewöhnlich ſehr ſchön, Caries kommt, wie es ſcheint, nur bei älteren Perſonen vor.

Das zur Verfügung ſtehende Material erlaubte nicht über

[1]) On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands by Edward Horace Man. London, published by the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.

das Haar ein endgültiges Urtheil zu fällen. Wie es ſcheint, iſt der Querſchnitt oval; das Haar iſt ſehr kraus und ſcheint in ſpiralförmigen Büſcheln zu wachſen, es iſt fein und ziemlich reich und die Wurzeln ſind regelmäßig über den Schädel vertheilt. In einzelnen wenigen Fällen wurde es 8 bis 10 Zoll lang, jedoch waren dann die Enden abgeſtorben und brachen leicht. Die Frauen raſiren alle 6 oder 10 Tage den ganzen Kopf und laſſen nur zwei vom Scheitel bis zum Nacken reichende Streifen übrig, in denen das Haar nie länger als $^1/_6$ Zoll werden darf. Da ſie nun kein Inſtrument zum Beſchneiden der Haare haben, muß dieſer gör genannte Streifen bei dem jedesmaligen Raſiren des Kopfes aus dem Nachwuchſe neu gebildet werden. Auch die Männer haben manchmal den Kopf ganz geſchoren; gewöhnlich aber bleibt eine 6 bis 8″ im Durchmeſſer haltende Kappe übrig; ſeitdem ſie mehr mit Europäern in Berührung gekommen, haben ſie verſchiedene Moden eingeführt. Die Operation des Scheerens wird gewöhnlich von Frauen vorgenommen und umfaßt manchmal auch die Augenbrauen. Die Farbe des Haares wechſelt zwiſchen Grauſchwarz, Schwarz und Rußfarben, ſcheint aber mit der Hautfarbe nicht in directem Zuſammenhange zu ſtehen. Nach dem 40. Jahre werden ſie grau; die Zahl der Perſonen, welche dieſes Alter überſchreiten, iſt ſehr klein (die mittlere Lebensdauer beträgt kaum 22 Jahre) und ſo ſieht man nur ſehr ſelten ganz weißes Haar. Der Geſichtsausdruck iſt verſchieden und ähnelt verſchiedenen Typen; dieſe Erſcheinung wird mehr bei Männern als bei Frauen beobachtet. Es mag hier noch erwähnt ſein, daß die Vermuthung, ſie ſeien mit anderen Raſſen vermiſcht, ſchon aus dem Grunde unwahrſcheinlich zu ſein ſcheint, da die einer Raſſenvermiſchung entſproſſene Nachkommenſchaft ohne Ausnahme durch die männlichen Mitglieder des mütterlichen Stammes bald nach der Geburt in einer oder der anderen Weiſe dem Tode geweiht wird.

Heirathen werden gewöhnlich vollzogen, wenn der Bräutigam 18 bis 22, die Braut 16 bis 20 Jahre alt iſt; die Anzahl der Kinder einer Ehe beträgt gewöhnlich 3 bis 4 (im Maximum 6, von denen jedoch nur 3 das Alter der Mannbarkeit erreichen). Zwillingsgeburten kommen ſelten vor, und es iſt kein Beiſpiel bekannt, daß beide die zarteſte Jugend überlebt hätten; übrigens ſieht man ſie nicht gern. Drillingsgeburten ſind ganz unbekannt. Unfruchtbarkeit iſt ſelten, todtgeborene Kinder ſind unbekannt. Die geringe Fruchtbarkeit der Frauen muß wohl zum Theil dem zugeſchrieben werden, daß ſie die Kinder ſpät entwöhnen.

Den Kranken und Hilfloſen begegnen ſie mit großer Freundlichkeit. Lungenkrankheiten kommen am häufigſten vor und werden ihnen am gefährlichſten; dieſe ſowie Herzkrankheiten werden der Einwirkung eines böſen Geiſtes zugeſchrieben, überhaupt innerliche Schmerzen als etwas Uebernatürliches betrachtet. Gegen andere Krankheiten gebrauchen ſie innerliche oder äußerliche Mittel, die je nach Alter, Geſchlecht ꝛc. des Patienten verſchieden ſind; gegen die höheren Mächten zugeſchriebenen Uebel wenden ſie verſchiedene Zaubermittel an, namentlich dienen Amulette von Menſchenknochen als Schutzmittel gegen den Einfluß der böſen Geiſter.

Schwangere Frauen eſſen mäßig, lieben aber eine verſchiedenartige Nahrung. Bis ihre Stunde ſich nähert, machen ſie ſich viel Bewegung, was die Entbindung erleichtern ſoll. Bei letzterer nimmt die Frau eine ſitzende Haltung an, der Mann hält ſie und unterſtützt ihren Rücken, befreundete Frauen leiſten die Dienſte, welche die Umſtände erfordern. Die Couvade iſt bei ihnen unbekannt.

Die Behandlung eines Schlangenbiſſes hängt davon ab, ob man die Schlange getödtet hat oder nicht. In erſterem Falle wird das Nierenfett derſelben auf die Wunde gelegt, in letzterem Falle wird die Wunde unterbunden und kauteriſirt. Der Biß des Tauſendfußes iſt ziemlich ungefährlich.

Ihre Gemüthsſtimmung verräth ſich demjenigen, der ſie kennt, ſchon von außen. Bei guter Laune funkeln die Augen, die Haut um dieſelben iſt leicht gerunzelt, der Mund halb geöffnet, die Mundwinkel etwas zurückgezogen; wenn ſie dagegen in gedrückter Stimmung ſind, gehen alle die genannten Erſcheinungen in eine gewiſſe Erſchlaffung über, bei großem Kummer erweitern ſich die Naſenlöcher. Bei tiefem Nachdenken und genauem Betrachten eines Gegenſtandes ſind die Augen ſtarr auf denſelben geheftet; im Zorn richten ſie ſich neben der Perſon, welche denſelben erregt, auf die Erde. Wenn ſie freudig bewegt ſind, wird ein Bein angezogen und ein Schlag auf den Schenkel applicirt. Frauen und Kinder, die in Furcht geſetzt werden und nicht fliehen können, werfen ſich mit dem Geſicht auf die Erde und ſchreien, Männer in ähnlichem Zuſtande fallen auf den Rücken, erheben die Hände und rollen die Augen. Die Bewegungen ſind leicht und gewandt; die Schrittweite beträgt etwa 24 und 20 Zoll. Wenn ſie ruſen, hocken ſie in der im ganzen Orient gebräuchlichen Haltung; ſind ſie ſehr müde, ſo legen ſie ſich auch nieder. Beim Schlafen liegen ſie gewöhnlich auf der rechten Seite, die Knie werden angezogen, eine Hand zwiſchen die Schenkel gelegt, die andere kommt unter den Kopf.

Die größte Laſt, die ein Mann trägt, beläuft ſich etwa auf 40 Pfd., er legt mit derſelben zwiſchen Sonnenaufgang und -Untergang gegen 15 engl. Meilen zurück. Nur ſelten tragen ſie auf dem Kopfe, gewöhnlich an einem um die Bruſt oder bei Frauen um die Stirn befeſtigten Tragbande.

Selten und nur auf kurzen Abſtand laufen ſie, im Dſchungel bewegen ſie ſich ſchneller als Indier. Ihre Sinne ſind vorzüglich entwickelt. Die Leute im Dſchungel ſehen ein Vogelneſt auf den erſten Blick, am Geſchmack des Honigs erkennen ſie ſofort, welche Blüthen die Bienen vorzugsweiſe aufgeſucht haben. Bei den Leuten von der Küſte iſt das Gehör ſo ſcharf, daß ſie in dunkler Nacht die Schildkröte mit ſicherer Hand harpuniren, wenn ſie die leiſen Athemzüge des Thieres hören, welches auftaucht, um Athem zu ſchöpfen. „Du Tauber“ iſt daher ein gewöhnliches gegen die Dſchungelleute gerichtetes Scheltwort, weil das Ohr derſelben nicht ſo empfindlich iſt.

Früher war man der Anſicht, daß ſie ſehr unerſchrocken ſeien; dieſe Anſicht ſcheint irrig zu ſein. Ihr Muth entſtand wohl nur aus dem Gedanken, daß ſie ſelbſt und ihre Waffen unüberwindlich ſeien. Nachdem ſie ſich davon überzeugt, daß dieſe Meinung irrig iſt, könnte wohl nur die äußerſte Verzweiflung oder grenzenloſe Wuth ſie veranlaſſen, einen offenen Angriff zu wagen. Allerdings wird der Muthige bei ihnen geſchätzt, der Furchtſame ausgelacht; nie aber vergeſſen ſie, daß Vorſicht die Mutter der Weisheit iſt. Doch zeigen ſie häufig einen gewiſſen Edelmuth; bei der erſten Niederlaſſung der Engländer in Port Blair ſchoſſen die Andamaneſen auf keinen Gefangenen, welcher eine Kette trug, und ſie begnügten ſich, nur diejenigen zu beläſtigen, welche anſcheinend frei umhergingen und demnach, wie ſie vermutheten, freiwillig in ihr Land gekommen waren. Dies ging endlich ſoweit, daß auch letztere, der fortwährenden Neckereien und Beläſtigungen müde, um die Erlaubniß baten, Ketten anlegen zu dürfen. Unter einander und Fremden gegenüber, mit denen ſie auf gutem Fuße ſtehen, beweiſen ſie ſich ſehr freundlich, Bejahrte und Hilfloſe führen in Folge der ihnen zukommenden Unterſtützung

ein materiell beſſeres Leben als ſelbſt ihre begüterten Stammgenoſſen. Auch die Kinder werden mit Güte und Liebe erzogen.

Trotz der beſcheidenen Hülle, die ſie tragen, iſt ihr Schamgefühl ſehr entwickelt; eine Frau würde ihren Schurz nicht in Gegenwart einer anderen Frau wechſeln; Bemerkungen über den Körperbau des Mannes gegenüber der Frau, über den der letzteren gegenüber dem Mann gemacht, würden für ſehr unpaſſend gelten.

Bei der Arbeit ſind ſie fleißig, auch ohne äußeren Zwang ſuchen ſie einander nachzueifern und ſie lieben es nicht, ſich durch andere in den Schatten ſtellen zu laſſen. Selbſtſucht ſcheint keiner ihrer Fehler zu ſein, ſie geben das Beſte und Schönſte, was ſie beſitzen, weg, wobei ſie allerdings von vornherein auf ein gewiſſes Gegengeſchenk rechnen.

In ihrem Benehmen ähneln ſie den Papuas; ſie ſind ein luſtiges, ſchwatzhaftes, leicht erregtes und ruheloſes Völkchen. Sie ſprechen ſchnell, wiederholen immerfort denſelben Gedanken und ein Streich, der einem Anderen geſpielt wird, wird, wenn er nicht allzuderb iſt, gut aufgenommen. Selbſt wenn ſie im Aerger Scheltworte gebrauchen, richten ſich dieſe nur gegen die Perſon des Gegners, nie, wie dies in Indien ſo häufig vorkommt, gegen die Verwandten deſſelben. Uebrigens ſind die gebrauchten Schimpfworte ziemlich harmloſer Natur, z. B. du Langnaſe, du Narr, du Lügner, du Haut und Knochen; zuweilen entſtehen aus ſolchem Wortwechſel wirkliche Streitigkeiten.

Mit wenigen Ausnahmen ziehen ſie das freie ungebundene Leben der Wildniß dem Aufenthalte in Port Blair vor, ſelbſt wenn ſie lange mit Europäern verkehrt haben. Die Kinder ſcheinen bis zum 12. oder 14. Jahre durchſchnittlich ebenſoviel Intelligenz, wie die Kinder civiliſirter Raſſen zu beſitzen; wenn ſie älter werden, ſcheint dieſelbe mehr oder weniger zu ſchlummern. Alle ſcheinen ein gutes Gedächtniß zu haben. Wie die meiſten Wilden, ſchenken ſie ihren Träumen unbedingt Glauben und richten ihre Handlungen ganz nach den Warnungen oder Rathſchlägen ein, die ihnen durch dieſelben ertheilt werden; einzelnen Perſonen, „Träumer“ genannt, wird übernatürliche Macht, namentlich zweites Geſicht, zugeſchrieben; auch glaubt man, daß ſie übernatürlichen Einfluß auf das Leben und das Glück ihrer Nebenmenſchen beſitzen, welchen ſie denen gegenüber in unangenehmer Weiſe fühlbar machen, die es verſäumt, der Bewunderung ihrer Gaben durch entſprechende Geſchenke Ausdruck zu geben. Manchmal kommt es vor, daß auch der Traum eines Knaben ſich erfüllt, der dadurch in die Reihe der zukünftigen Seher eintritt. So lange dieſe Leute Proben ihrer Kraft geben, ſetzt man Vertrauen in ſie und die Geſchenke fließen ihnen manchmal ſo reichlich zu, daß ſie nicht im Stande ſind, gleich Gebrauch von denſelben zu machen; ſie laſſen ſie dann in den Händen des Gebers, behalten ſich jedoch den Gebrauch für ſpäter vor. Ob ſie ſelbſt an ihre Macht glauben, iſt nicht mit Beſtimmtheit anzugeben. In ihrem Verkehre kennen die Andamaneſen kein Verſprechen, keinen Eid, nichts, was dem Anrufen einer höheren Macht, z. B. der Sonne oder des Himmels, ähnlich ſähe; ebenſo wenig kennen ſie Gottesgerichte, und derartiges ſcheint nie bei ihnen beſtanden zu haben.

Die Bewohner der Gruppe ſind in wenigſtens neun Stämme getheilt, die ſich der Sprache nach unterſcheiden; die Zahl der zu denſelben gehörenden Perſonen iſt auch nicht annähernd feſtzuſtellen, um ſo weniger als den Leuten ſelbſt der Zahlenſinn ganz fehlt und von ihnen keine Angaben zu bekommen ſind; Man glaubt, daß ihre Zahl nicht über 1000 betragen wird. Der Saddle Peak auf Nord-Andaman, der einzige Berg der Gruppe, der bis in die neueſte Zeit den Bewohnern, welche ſich in ihren gebrechlichen Canoes nicht weit von der Küſte zu entfernen wagen, bekannt war, erhebt ſich bis zur Höhe von 2400 Fuß; er iſt 60 engl. Meilen weit ſichtbar und gilt als der urſprüngliche Sitz des Schöpfers vor der Sintfluth. Da ſie, ehe ſie in Berührung mit den Engländern kamen, nicht einmal die gegenüberliegende Küſte von Barma kannten, iſt es erklärlich, daß ſie ſich für die einzigen Bewohner der Erde hielten; gelegentliche Beſuche von Reiſenden faßten ſie auf als Beſuche von dahingeſchiedenen Geiſtern, welche die Erlaubniß erhalten hatten, vorübergehend zur Erde zurückzukehren; ſelbſt jetzt noch werden die Bewohner Indiens „dahingeſchiedene Geiſter“ genannt. Ortsnamen werden im Allgemeinen von den einem Orte zukommenden Eigenthümlichkeiten abgeleitet, ſei es von einem Baume, einem Steine, einem Gefechte, welches dort ſtattgefunden; manche dieſer Namen ſind den jetzt Lebenden unverſtändlich.

Die Möglichkeit, in dem Dſchungel eine genügende Exiſtenz zu finden, die früher bezweifelt wurde, hat ſich vollkommen nachweiſen laſſen; alle Stämme, die wir kennen, haben ganz beſtimmte Ausdrücke für einen Küſtenbewohner, einen Fiſcher, einen Creekman und einen Dſchungelmann; dieſe vier Klaſſen unterſcheiden ſich hinſichtlich ihrer Lebensweiſe; die beiden erſtgenannten leben an der Küſte, die eine ſtellt die Geräthſchaften her, mit denen die zweite die Lebensbedürfniſſe beſchafft, die dritte und vierte leben im Binnenlande. Natürlich iſt jede Klaſſe auch mit der Thätigkeit einer anderen einigermaßen bekannt und die Leute von der Küſte verſchmähen es durchaus nicht, gelegentlich Jagd auf ein Dſchungelſchwein zu machen; jedoch beſteht immerhin ſo viel Unterſchied, daß jede Klaſſe die andere wegen des Mangels der in ihren Augen nothwendigſten Eigenſchaften mit Spottnamen belegt.

Das Nomadenleben ſcheint eine Eigenthümlichkeit der Leute von der Küſte zu ſein, abgeſehen von ſolchen Fällen, wo ein Lager wegen eines Todesfalles eine Zeit lang verlaſſen wird; ſie werden dazu gezwungen, wenn z. B. die herrſchende Windrichtung einen Theil des Strandes während einzelner Mondphaſen ungeeignet für den Fiſchfang macht. Doch werden derartige Züge nicht weiter ausgedehnt, als die Umſtände es nöthig machen. Manchmal werden ſie auch zur Auswanderung gezwungen, wenn die Abfälle u. ſ. w. einen längeren Aufenthalt unmöglich machen und ſie verſäumt haben, zeitig für Entfernung derſelben Sorge zu tragen.

Je nachdem ſie einen dauernden oder nur einen vorübergehenden Aufenthalt beabſichtigen, iſt die Bauart ihrer Hütten verſchieden. Man unterſcheidet drei Arten, von denen die beiden erſten von den Männern, die dritte von den Frauen hergerichtet wird; dieſelben unterſcheiden ſich von einander durch die Abmeſſungen und die Art der Materialien. Im Allgemeinen beſtehen ſie aus einem ſchräg abfallenden Dach, welches von vier Pfoſten getragen wird, oder bei den nur zu vorübergehendem Gebrauch beſtimmten Hütten an der hinteren Seiten direkt auf dem Boden ruht. Die kleinſten Hütten bieten immerhin ein für zwei Perſonen genügendes Obdach.

Als nothwendiges Erforderniß befindet ſich in jeder Hütte ein kleines Feuer, über demſelben auf vier Stützen ein kleines Brett, auf welchem die Vorräthe niedergelegt werden, die der Rauch gegen die Inſekten ſchützen ſoll. An der Vorderſeite des Daches hängen die Trophäen der Jagd. Man widerſpricht der Anſicht, daß die Andamaneſen je in Erdhöhlen leben oder auf bloßem Sande lagern;

immer, sagt er, liegen sie auf Matten oder einem Blätterlager. Wo man solche Höhlen fand, wie die, von denen einzelne Berichterstatter erzählen, handelte es sich entweder um Flüchtlinge, oder um die Arbeit von Kindern, welche „Begraben“ spielten. An den permanenten Lagerplätzen, welche gewöhnlich an vor dem herrschenden Winde geschützten Oertlichkeiten erbaut werden und für etwa 50 bis 80 Personen bestimmt sind (obwohl sie, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, einer viel größeren Zahl Obdach gewähren können), umschließen die Hütten gewöhnlich einen länglich runden Platz, dem sie die offene Seite zuwenden. An der einen schmalen Seite befindet sich der allgemeine Kochplatz, an den Flügeln die Hütten der jungen Mädchen und der jungen Männer, welche durch die Hütten der verheiratheten Leute von einander getrennt sind; auch in den Hütten selbst wird bei gemeinschaftlichem Gebrauch durch Personen verschiedenen Alters und Geschlechts eine solche Trennung beobachtet.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Mr. Betson, Zoolog aus Cambridge, hält sich gegenwärtig in St. Petersburg auf; er hat die Absicht, die Fauna der Seen des Gebietes von Turgai zu studiren. Im Laufe dieses Sommers gedenkt er sich an den See Tschalkar zu begeben, im nächsten Sommer weitere Forschungen in der Kirgisensteppe zu unternehmen. („Oestl. Rundschau“ 1884, Nr. 21.)

— Aus Samarkand theilt die „Oestliche Rundschau“ (1886, Nr. 8) mit: Am 14. Februar 1886 wurde hier eine Ambulanz für kranke eingeborene Frauen errichtet; eine Frau, welche Medicin studirt hat, leitet dieselbe.

— Aus Wernoje schreibt man: Die kaiserlich russische geographische Gesellschaft hat eine Expedition zur allseitigen wissenschaftlichen Untersuchung des Gebirges Chan-Tengri und dessen zahlreichen Gletschern ausgerüstet (vergl. „Globus“, Bd. 49, S. 302). Mitglieder der Expedition sind der Bergingenieur Ignatjew und der Botaniker Krasnow. Letzterer ist bereits in Wernoje eingetroffen, um im Frühling die Flora der Steppe und der Flußniederung des Ili, der Tschu-ili-Berge und des Alatau, der Vorberge der Trans-Ili-Gebirge zu studiren. Die Reise zum Chan-Tengri, dem großen Gebirgszuge des Himmelsgebirges, kann nicht früher als Ende Juni angetreten werden, um die heißen Monate Juli und August zur Erforschung der Gletscher benutzen zu können. Wahrscheinlich wird auch ein Photograph die Expedition begleiten. („Oestl. Rundschau“ 1884, Nr. 18 v. 1. Mai.)

— Die Zeitung „Wladiwostok“ bringt Reiseskizzen, worin von neueren Goldlagern erzählt wird. So soll nach der Angabe des Ataman der Stanitza Pokrowsk 50 Kilometer unterhalb Albasins am Amur zwischen den Stanizen Beitanowa und Beketowa ein Goldlager entdeckt worden sein; hier gräbt schon eine kleine Gesellschaft. Auch am Flusse Argun, 60 Kilometer von der Mündung, befindet sich auf chinesischem Boden Gold, wo bereits 500 Mann graben.

— In der Zeitung „Wladiwostok“ wird ausgerechnet, daß die Arbeitsleistung der Arrestanten auf Sachalin etwa 60 160 Rubel beträgt, während die Kosten ihres Unterhaltes etwa 681 600 Rubel, also genau 10mal so viel ausmachen; dabei sind die Kosten der Ueberfahrt, der Verwaltung, des Militärs zur Bewachung gar nicht mitgerechnet.

Afrika.

— Außer dem regulären Kosakenheere existirt bis heute noch ein sogenanntes freies; die freien Kosaken leben sowohl innerhalb der Grenzen Rußlands als auch außerhalb: an den öden Küstenstrichen des Kaspischen Meeres, besonders im Süden, am Flusse Atrek, in Chorassan, in Persien und in ganz Klein-Asien. Vor drei oder vier Jahren wählten die freien Kosaken Nikolai Iwanowitsch Aschinow, einen Kosaken des Terek-Heeres, zu ihrem Ataman und beschlossen ihn an die Kaukasische Oberverwaltung zu schicken mit der Bitte, ihnen zu erlauben, sich auf Landstrecken des westlichen Kaukasus, welche an das Schwarze Meer grenzten, ansiedeln zu dürfen. Die Bitte war ohne Erfolg und die Kosaken gingen aus einander: ein Theil begab sich zum Mahdi und machte in den Reihen seiner Streiter den Engländern viel zu schaffen; ein anderer Theil blieb in Chorassan und der dritte Theil wurde von dem abessinischen Kaiser Johannes gerufen und zog dahin. Im September vorigen Jahres folgte ihnen auch ihr Ataman Aschinow. So kamen russische Kosaken nach Abessinien. („Zeitgenössische Nachrichten.“)

— Ueber die ausgedehnten Reisen der Suaheli-Kaufleute berichtet H. H. Johnston in seinem „Kilima Ndscharo“ anläßlich seines Aufenthaltes bei Mandara, dem Häuptlinge von Moschi, Folgendes. Obgleich derselbe niemals über ein größeres Land gebot, als der Postbezirk von London ist, so ist doch der Ruf seiner Klugheit, seiner königlichen Manieren und seiner Tapferkeit weit und breit in Mittelafrika verbreitet, und zwar durch die Suaheli-Kaufleute, welche in allen Richtungen zwischen dem Victoria-Njanza-See und dem Indischen Ocean verkehren. Mögen diese Leute auch Sklavenhändler und Sklavenräuber sein, ihr Einfluß in Afrika hat eine gewisse civilisirende Richtung. Diese arabischen Mischlinge sollten eigentlich die afrikanischen Fuhrleute genannt werden. Um Handel zu treiben, durchwandern sie die ganze Gegend zwischen dem Victoria-Nil, Abessinien, den großen Seen, dem oberen Congo und dem Zambesi. Nach einem Besuche eines Fürsten wie Mandara konnte man sie später am Hofe von Mtesa, dem verstorbenen Fürsten von Uganda, finden und sie verkünden den Ruhm des einen Königs bei dem anderen. Mandara behauptet, daß er Verkehr unterhielt (wahrscheinlich in der Uebermittelung arabischer Höflichkeitsäußerungen bestehend) mit Mtesa von Uganda und mit Mirambo von Unjamwesi, eben vermittels solcher weitreisenden Händler, wie Djumba Kimameta, in dessen Gesellschaft Thomson ganz Massai-Land durchreiste.

— Von dem gelegentlich der jüngsten Erörterungen über die Zukunft des Congo-Staates viel genannten officiellen Berichte W. P. Tisdel's an das Staats-Sekretariat in Washington ist unter dem Titel „Congo“ bei P. Frohberg in Leipzig eine Uebersetzung erschienen, welche bereits in zweiter Auflage vorliegt. Wir empfehlen sie Jedem, der sich über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten wünscht und nicht auf die einseitig lobenden Reklamen der Betheiligten allein angewiesen sein will. Tisdel sagt nichts Anderes, als was seither durch deutsche Forscher durchweg bestätigt worden ist, und Vieles davon muß Jedem, der nicht voreingenommen ist, zu denken geben; z. B.: „Nach der Lage der Handelsverhältnisse vermag ich nicht einzusehen, wie oder wo es möglich wäre, ein einträgliches Geschäft im Inneren des Landes zu gründen“ (S. 36) oder: „Meiner Ansicht nach ist der Vor-

ſchlag, eine Eiſenbahn von Vivi nach Leopoldville zu bauen, den Bedürfniſſen ſowie den Fähigkeiten des Landes weit voraus. . . . . Die Beförderung von Gütern durch Eingeborenen-Karawanen würde ſich weit billiger ſtellen, und zwar ſtützt ſich meine Behauptung auf eine zwölfjährige geſchäftliche Erfahrung im Waarentransporte nach, von und in tropiſchen Ländern.“ Intereſſenten verweiſen wir namentlich auf den angehängten Kontrakt, wie ihn der Congo-Staat mit ſeinen Beamten abzuſchließen pflegt: wer den Kopf in ſolche Schlinge ſteckt, darf ſich gewiß nicht beklagen, wenn ſie ihm zugezogen wird.

— Im „Mouvement Géographique“ (III, Nr. 14) wirft A. J. Wauters die Frage auf, ob jener mächtige Nebenſtrom des Congo, deſſen Unterlauf Kwa heißt, richtiger als Kaſſai oder als Sankuru bezeichnet werden muß, und entſcheidet ſich für letzteres. Denn von ſeinen beiden mächtigſten Quellflüſſen iſt der Sankuru viel weiter hinauf ſchiffbar, als der Kaſſai, welchen letzteren zwiſchen 6° und 7° ſüdl. Br. die Mbimbi-Waſſerfälle unterbrechen; über die reſp. Waſſermaſſe fehlt es noch an Angaben, während die Länge beider etwa gleich ſein ſoll (das iſt nicht richtig; der Kaſſai iſt entſchieden der längere — Red.). Mehr entſcheidend iſt, was neuerdings Lieutenant Kund, der den vereinigten Strom etwa unter 4° ſüdl. Br. überſchritt, darüber ſagt (Verh. der Geſ. f. Erdk. zu Berlin 1886, S. 318): „Der Sankullu iſt der Wißmann'ſche Kaſſai, welchen Namen die Eingeborenen nicht kennen. Er heißt bei ihnen dort, wo wir ihn überſchritten haben, ſtets Sankullu. In einiger Entfernung vom Fluſſe tritt der Name Bolómbo auf oder Bolóm, während weiter abwärts er auch den Namen Sadi Kama zu führen ſcheint.“ Danach wäre es allerdings das Richtigere, den mächtigſten ſüdlichen Congo-Zufluß als Sankuru zu bezeichnen, ein Name der ſchon bei Livingſtone und Cameron für ein mächtiges innerafrikaniſches Gewäſſer vorkommt.

Nordamerika.

— Fr. Schwatka wird unter dem Patronate der „New York Times“ eine Forſchungsreiſe nach dem St. Elias-Berge in Alaska unternehmen; ihn werden ſechs bis acht Leute begleiten, darunter als Vertreter der Wiſſenſchaft Dr. William Libbey, Profeſſor der phyſiſchen Geographie am Colleg von Princeton. Schwatka wird ſeine Reiſe vorausſichtlich auf den weſtlichen, dem Oceane zugewendeten Abhange des Gebirges beſchränken.

— Déſiré Charnay, über deſſen archäologiſche Forſchungen in Yukatan und dem Lande der Lakandonen der „Globus“ in Bd. 45 bis 47 ausführlich berichtete, iſt ſoeben von einer neuen, ſechsmonatlichen Reiſe in Yukatan nach Frankreich zurückgekehrt. Seine archäologiſche Ausbeute ſcheint befriedigend ausgefallen zu ſein, trotzdem daß die Mayas damals gerade einen ihrer Rachezüge gegen die ſpaniſchen Bewohner der Provinz unternahmen. Dieſer Vernichtungskampf zwiſchen beiden Raſſen dauert nun ſchon ſeit dem Jahre 1848 und ſoll bis heute mehr als 350 000 Menſchenleben gekoſtet haben; er kann nur mit der Vertilgung der Mayas oder der Weißen ein Ende nehmen. Charnay grub zuerſt acht Quadratmeter Basreliefs in Izamal aus, entdeckte dann eine neue Ruinenſtätte, Ek-Balam oder die Stadt des ſchwarzen Tigers, wo er ſpäter eine Woche verweilen und photographiren konnte, und grub auf einer Inſel acht Stunden nördlich von Campeche die erſte jemals entdeckte Maya-Grabſtätte aus, welche ihm eine Menge intereſſanter Gegenſtände lieferte.

Vermiſchtes.

— In einer neueren Arbeit über die Pflanzenwelt des weſtlichen Südamerika ſpricht John Ball die Anſicht aus, daß die Unterſchiede zwiſchen den Floren der einzelnen Theile des tropiſchen Amerika nicht ſo bedeutend ſeien, um die von einigen pflanzengeographiſchen Schriftſtellern, insbeſondere von Engler, geübte Abgrenzung zu rechtfertigen. Die weite Region der warmen und feuchten Theile Süd- und Mittelamerikas müßte vielmehr als eine einzige botaniſche Provinz angeſehen werden. Die natürlichen Grenzen der Floren denen der geographiſchen Gebiete entſprechend zu ziehen, ſei überhaupt eine Unmöglichkeit. Im Allgemeinen könne man ſagen, daß die natürlichſten Vegetationsbezirke von weiten Strecken Tieflandes, über welche eine begrenzte Anzahl von Typen verbreitet iſt, und von Hochlandsinſeln gebildet werden, welche die Heimath der ſpeciellen Typen ſind, die die charakteriſtiſchen Züge der Floren der verſchiedenen Gegenden bilden.

— Dr. W. Schneider: Die Naturvölker. Mißverſtändniſſe, Mißdeutungen und Mißhandlungen. Zweiter Theil. (Paderborn und Münſter 1886.)

Der zweite Theil ſchließt ſich dem erſten (vergl. „Globus“ Bd. 49, S. 80) würdig an; ein erſtaunlicher Reichthum von Thatſachen mit getreuer Angabe der Quellen macht das Buch für jeden Forſcher werthvoll. Der Verfaſſer tritt zunächſt dem „Mythus“ von affenartigen Horden entgegen, welche den Uebergang zu den Anthropoiden bilden ſollen; er weiſt nach, daß die „pitheloiden Züge“ durchaus nicht allgemein und charakteriſtiſch ſind. In einer den Haupttheil des Bandes einnehmenden ausführlichen Schilderung zeigt er von den Auſtralnegern, den ausgerotteten Tasmaniern, den Buſchmännern und den Negern, daß ſie in Sitten und Gebräuchen vielfach Züge erkennen laſſen, welche auf eine ehemals höhere Stellung deuten oder eine viel höhere oft ganz eigenthümlich komplicirte Civiliſationsentwickelung erkennen laſſen, als man ihnen gewöhnlich zugeſtehen will. Das ſchwächſte Kapitel iſt das, welches offenbar dem Verfaſſer am meiſten am Herzen gelegen hat, der Nachweis, daß nicht nur bei allen, auch den niederſten Stämmen, eine Art Religion ſich finde, ſondern daß auch hinter dem rohen Aberglauben, dem Fetiſch- und Schamanenthum die verdunkelten Reſte einer reineren Gotteserkenntniß erkennbar ſeien, zu deren Erklärung weder die Furcht vor unbekannten, unerklärlichen Einflüſſen noch der Ahnen- und Seelenkult hinreiche. Hierbei kommt alles darauf an, welche Glaubwürdigkeit man den Berichten der Miſſionare, denen Alles darauf ankam, ſolche Spuren zu finden, zuſchreibt. Das letzte Kapitel behandelt die Stellung der Frauen und beſonders die Lehre von einer urſprünglichen Weibergemeinſchaft und Gynäkokratie; der Verfaſſer findet überall nicht die Lehre der Entwickelungstheorie, ſondern die vom Rückſchritt oder Sündenfall beſtätigt. Ob aber die „thieriſche Ausartung des Geſchlechtstriebes“ ſich überall und nur in der außerchriſtlichen und der chriſtenfeindlichen Welt findet? Es giebt Leute, die auch bei ſehr frommen Leuten dergleichen beobachtet haben wollen. Ko.

Inhalt: Die Tongainſeln. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. G. Le Bon's Reiſe nach Nepal. I. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotáner. III. — Die Bewohner der Andamanen. I. — Aus allen Erdtheilen: Aſien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermiſchtes. (Schluß der Redaktion: 16. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11. III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 8.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dr. G. Le Bon's Reiſe nach Nepal.

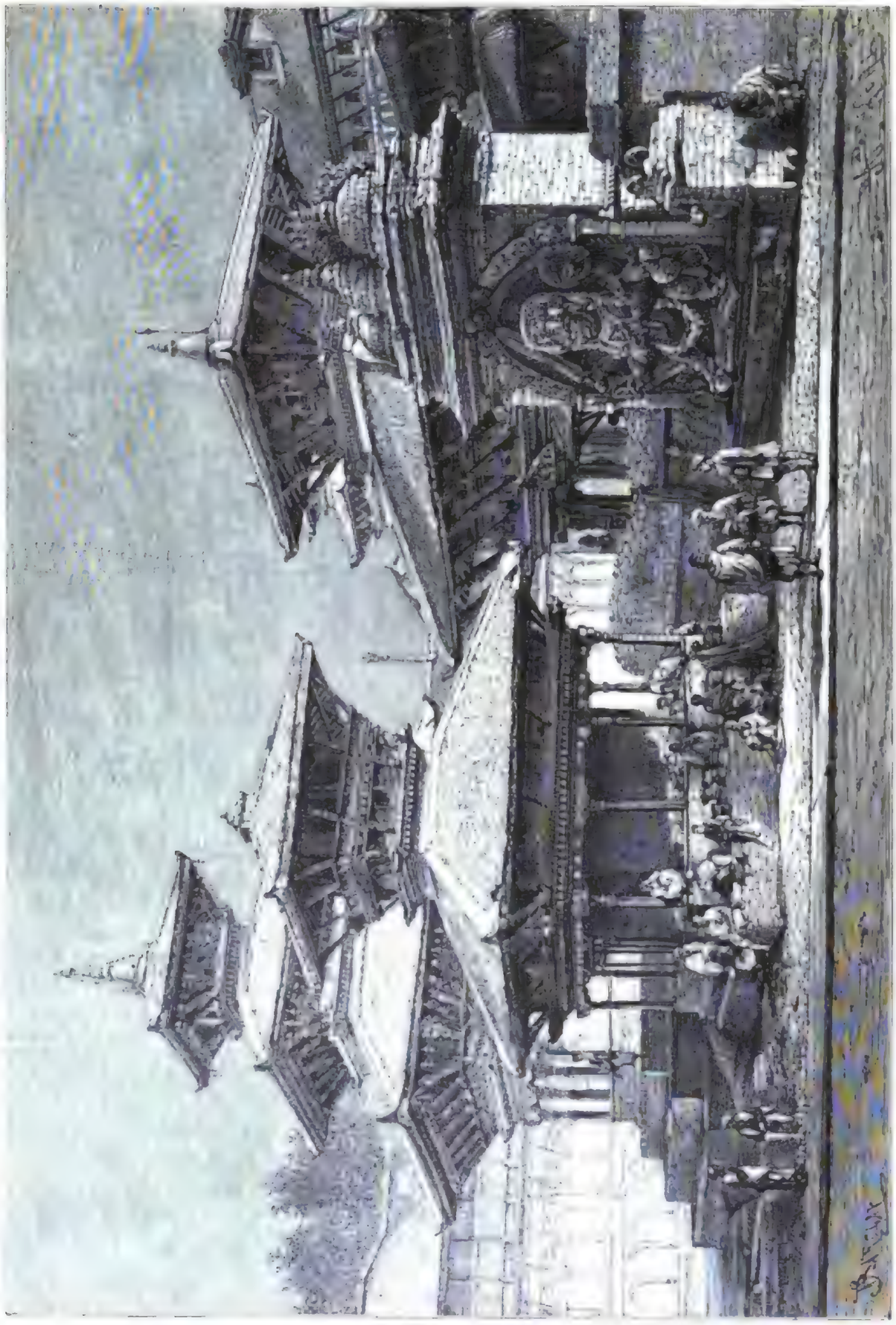
II.

Den zweiten Typus der nepaliſchen Tempel bilden Gebäude aus Ziegeln und Holz von einem ganz eigenthümlichen Charakter und einem Ausſehen, das weit mehr tibetiſch oder chineſiſch als indiſch iſt. Es ſind rechtwinkelige Bauten von mehreren Stockwerken, deren Größe nach oben abnimmt, und deren jedes ſein eigenes Dach beſitzt. Jedes dieſer Dächer iſt kleiner, als das darunter befindliche, ſo daß das Ganze das Ausſehen einer Pyramide hat, und jedes iſt an den Ecken leicht aufwärts gebogen, wie bei chineſiſchen Häuſern, und mit zahlloſen Glöckchen geſchmückt. Der vorſpringende Theil des Daches wird von ſchrägſtehenden, mit Schnitzwerk bedeckten, hölzernen Pfoſten getragen, und jeder Tempel iſt von einer Veranda umgeben, die von zierlich geſchnitzten Holzpfeilern getragen wird. Ein jedes ſolches Bauwerk ruht auf einer ſteinernen Untermauerung, die gleichfalls aus mehreren, nach oben ſich verjüngenden Stufen beſteht; auf einer Seite dieſer Baſis führt eine Treppe zum Tempel hinauf, die auf beiden Seiten mit Bildwerken von Ungeheuern, Göttern und Menſchen geſchmückt iſt.

Der dritte Typus nepaliſcher Tempel umfaßt ſteinerne Bauwerke, welche ſich durch ihre Form von den beiden anderen vollſtändig unterſcheiden und eine bemerkenswerthe Originalität beſitzen. Chineſiſcher Einfluß iſt bei ihnen faſt gar nicht zu bemerken, wohl aber indiſcher, der indeſſen nicht ſtark genug iſt, um ihnen das Gepräge des Originellen zu nehmen. Sie ſind auch die einzigen, bei welchen einiger Einfluß des Islam zu ſpüren iſt, und zwar in der nebenſächlichen Hinzufügung von Kuppeln. Wie man aus den Abbildungen ſehen wird, laſſen ſich dieſe ſteinernen Tempel keineswegs einem einzigen Stile zuweiſen; gemeinſam iſt ihnen nur, daß ſie auf mehrſtufigen Unterbauten errichtet ſind, deren Treppen denen des zweiten Typus gleichen und ebenfalls von Thier- und Menſchengeſtalten eingefaßt ſind. Nichts erinnert in ihrem Aeußeren an die etwas barbariſchen Tempel aus Ziegelſteinen mit über einander geſetzten Dächern. Derjenige, welcher in Patan ſich dem königlichen Palaſte gegenüber befindet (vergl. die erſte Abbildung in Nr. 10 dieſes Bandes), kann ſeiner Form nach unter die intereſſanteſten Denkmäler Indiens gerechnet werden; ſtände er in irgend einer Hauptſtadt Europas, ſo würde er dort für höchſt bemerkenswerth gelten. Seine nach oben zurückſpringenden Stockwerke — es ſcheint dies das herrſchende Princip in der nepaliſchen Architektur zu ſein — ſind mit Pavillons geſchmückt, welche ihm ein überaus zierliches Anſehen geben; nur die ihn krönende Pyramide mit konveren Seitenflächen zeigt die Einwirkung nordindiſcher Bauweiſe.

Die Architektur Nepals ſtammt augenſcheinlich aus Indien, hat ſich aber in Folge der Verpflanzung in ein anderes Land raſch umgebildet; dieſe Thatſache beweiſt, daß Raſſenunterſchiede in Hinſicht auf die Bauweiſe einen viel ſtärkeren Einfluß ausüben, als die Gleichheit des religiöſen Glaubens.

Es wäre ſehr ſchwierig, auch nur annähernd das Alter der verſchiedenen Tempel Nepals zu beſtimmen. Im Allgemeinen kann man von gewiſſen ſagen, daß ſie ſehr alt ſind, d. h. aus den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt ſtammen, und von anderen, daß ſie verhältnißmäßig modern, d. h. ſpäter als im 15. Jahrhundert errichtet worden ſind. Unbeſtimmbar bleibt aber das Alter derer,



Tempel vor dem kaiſerlichen Palaſte in Katmandu. (Nach einer Photographie von Bourne und Shepherd.)

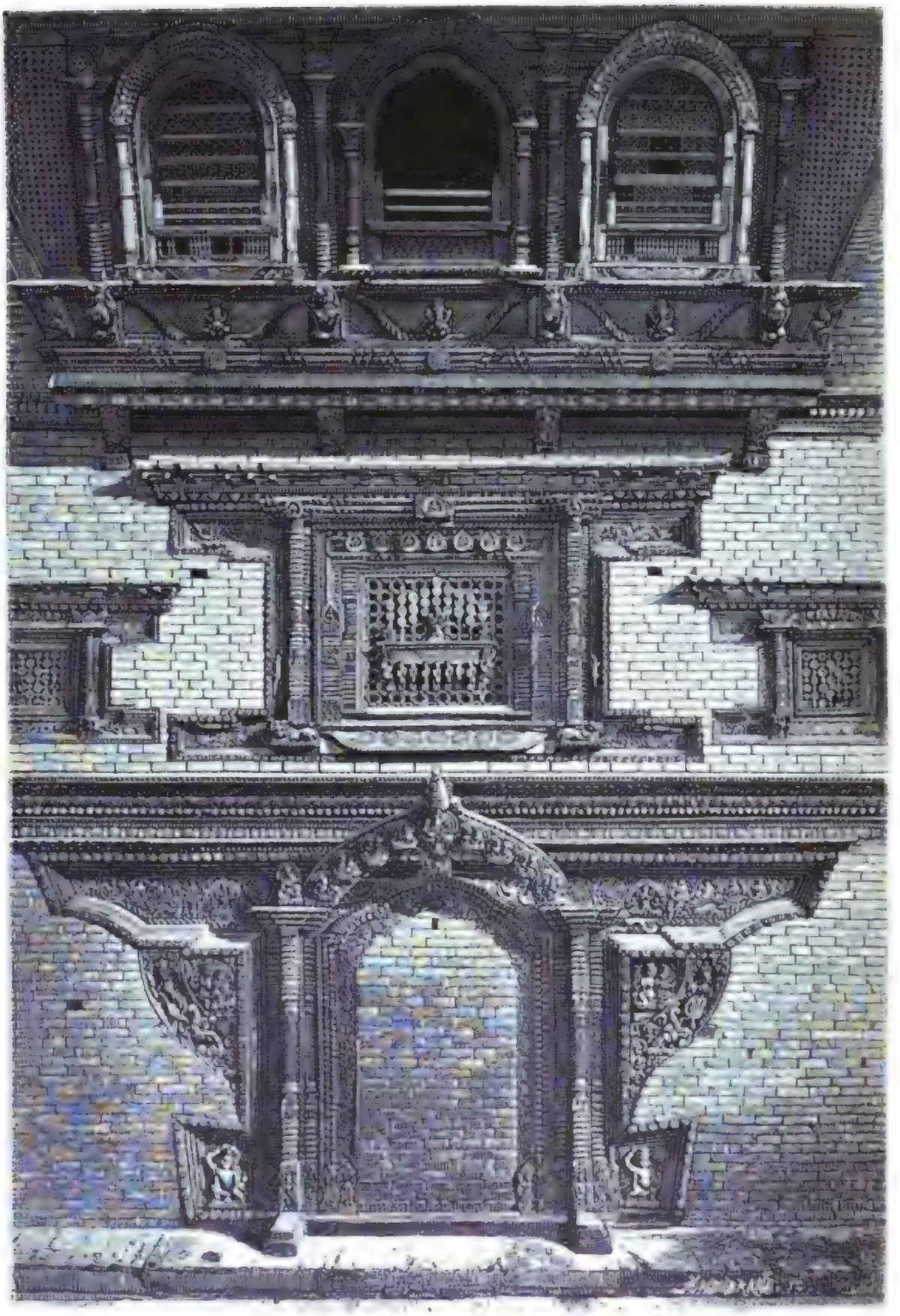
Digitized by Google

welche in der Zwiſchenzeit erbaut ſind, wenn es deren überhaupt giebt, was Le Bon ſehr zweifelhaft erſcheint. Die älteſten ſind jene großen halbkugeligen Topes aus Ziegeln und Erde, von denen oben die Rede war. In Anbetracht deſſen, daß der Buddhismus im erſten nachchriſtlichen Jahrhundert in Nepal eingeführt wurde, und daß dieſe Bauwerke den Topes Centralindiens analog ſind, möchte Le Bon ihre Erbauung oder wenigſtens diejenige ihrer weſentlichen Beſtandtheile in das zweite Jahrhundert unſerer Zeitrechnung verſetzen. Die auf ihnen befindlichen Inſchriften ſind leider zu wenig lesbar, um für dieſe Hypotheſe einen bindenderen Beweis zu führen.

Vorderſeite eines Herrenhauſes in Katmandu. (Nach einer Photographie des Reiſenden.)

Die Tempel aus Holz und Ziegeln ſind dagegen ſehr jungen Urſprunges; die wenig widerſtandsfähigen Materialien, aus denen ſie beſtehen, bewirken, daß ſie keine lange Dauer haben können. Außerdem iſt die Zeit der Erbauung der merkwürdigſten unter ihnen bekannt und reicht gewöhnlich nicht weiter zurück, als bis zum Jahre 1700. An ſich könnten die Steintempel gewiß viel älter ſein; aber aus gewiſſen Anzeichen glaubt Dr. Le Bon ſchließen zu können, daß ſie es nicht ſind, und er meint, daß keiner von denen, welche er beſucht hat, älter ſind als das Jahr 1500.

Die Architektur der Paläſte und Häuſer Nepals nähert ſich ſehr derjenigen der aus Ziegeln erbauten Tempel; ſie



Ornamentirung der Vorderſeite eines Palaſtes in Nepal. (Nach einer Photographie des Reiſenden.)

Digitized by Google

ſind wie letztere aus Ziegeln und Holz erbaut und haben mehrere Stockwerke, die indeſſen nicht hinter einander zurückſpringen. Auch beſitzt das Gebäude nur ein einziges Dach. Was ſie weſentlich charakteriſirt, iſt die Fülle von Skulpturen, mit denen ſie bedeckt ſind. Die Säulen der Verandas, die Einfaſſungen der Thüren und Fenſter, die Balken, welche den vorſpringenden Theil des Daches mit dem übrigen Gebäude verbinden, alles iſt mit prachtvoll ausgeführtem Schnitzwerke bedeckt. Sicherlich hat kein anderes Volk die künſtliche Bearbeitung des Holzes in ſolcher Weiſe entwickelt, wie die Bewohner Nepals. Die Fenſter ſind gewöhnlich durch Gitterwerk geſchloſſen, während Glas nur in dem königlichen oder kaiſerlichen Palaſte zu Katmandu verwendet worden iſt. Den centralen Theil der Häuſer nimmt meiſt ein Hof ein, umgeben von einer Veranda, unter welcher die Dienerſchaft lebt. Die Zimmer ſind klein und ſchlecht erleuchtet. Die verſchiedenen Stockwerke ſtehen nur durch Fallthüren mit einander in Verbindung, was die Vertheidigung jeder Etage erleichtert. Tempel, Häuſer und Paläſte der großen nepaliſchen Städte ſind mit Skulpturen und grellfarbigen Malereien bedeckt; die Palaſtthüren beſtehen oft aus fein ciſelirten Bronceplatten und davor erheben ſich mit Statuen gekrönte Monolithe. Dieſe verſchiedenen Bauwerke ſind meiſt alle auf ſehr engem Raume vereinigt und bilden dann ein höchſt maleriſches Ganzes. Die Einzelheiten ſind mitunter freilich barbariſch, obwohl die Skulpturen der Säulen die Kritik auch des anſpruchsvollſten Künſtlers aushalten können; das Ganze aber trägt den Stempel großer Originalität.

Nachdem Dr. Le Bon Katmandu nach allen Richtungen hin durchwandert und ſeine Tempel ſtudirt hatte, blieben ihm noch die anderen Städte des Thales von Nepal zu

Indra's Blitz vor einem Buddhatempel in Sambunath. (Nach einer Photographie des Reiſenden.)

beſuchen übrig, welche alle in geringer Entfernung von der Hauptſtadt liegen. Das dazwiſchen liegende Land iſt überall leicht gewellt und erhebt ſich mitunter zu kleinen, terraſſenförmig angebauten Hügeln; Gehölze und prächtige Baumgruppen wechſeln überall mit Flüſſen ab. Die Wege zwiſchen den einzelnen Städten und den zahlreichen Dörfern ſind nichts weiter als kaum gebahnte Pfade; nur derjenige zwiſchen Katmandu und Bhatgaon wird mit etwas mehr Sorgfalt unterhalten. Der Anblick des Landes erinnert an die norditalieniſchen Ebenen, nur daß die Vegetation reicher iſt und einen ſüdlicheren Charakter trägt.

Der erſte Ausflug galt dem Dorfe Sambunath. Auf dem dorthin führenden Wege hat man einen großen Fluß, den Wiſchnumati, zu paſſiren, der viel breiter iſt als die Seine in Paris. Eine höchſt zweifelhafte Brücke überſpannt denſelben; ſie beſteht aus nichts als einer Reihe kleiner, etwa 15 cm breiter Bretter, welche auf eingerammte Pfähle aufgenagelt ſind. Zum Glück iſt der Fluß nicht tief, ſo daß Le Bon einen ſeiner Träger neben der Brücke durch das Waſſer waten ließ und ſich beim Paſſiren der Brücke auf deſſen Schulter ſtützte. Die Tempel von Sambunath oder Swajambhu — ein Beiname Buddhas, welcher bedeutet „der durch ſich ſelbſt Seiende“ — liegen auf einem etwa 100 m hohen, baumbewachſenen Hügel weſtlich der Hauptſtadt, auf welchen eine ſteinerne Treppe von mehr als 500 Stufen hinaufführt. Den Eingang zu derſelben bezeichnet eine koloſſale, 1637 errichtete Buddhaſtatue. Oben angelangt, hat man unmittelbar vor ſich eine Baſis von ſkulpirtem Steine, welche einen Broncegegenſtand von $1^1/_2$ m Breite, den „Blitz Indra's“, trägt. Dieſes Emblem iſt den nepaliſchen Buddhiſten ebenſo heilig, wie den Chriſten das Kreuz, und findet ſich unter den Skulpturen der meiſten Tempel im Lande Nepal. Das auf unſerer vierten Abbildung dargeſtellte wurde im Jahre 1640 errichtet; doch iſt

ſeine ſteinerne Baſis ſicher viel älter. Die auf derſelben angebrachten bemerkenswerthen Skulpturen ſtellen jene zwölf Thiere dar, mit deren Namen die zwölf Monate des tibetiſchen Jahres bezeichnet werden.

Die Bogotaner.

Von Dr. Alfred Hettner.

IV. (Schluß.)

Die Mehrzahl der Frauen geht am frühen Morgen zur Meſſe; am übrigen Tage ſieht man ſie wenig auf den Straßen. Es iſt charakteriſtiſch, und kein gutes Zeichen für die männliche Jugend, daß junge Damen ſelbſt bei Tage nicht ohne Begleitung ausgehen dürfen. Auch verheirathete deutſche und engliſche Damen haben mich mehrfach verſichert, daß ihnen nichts unangenehmer ſei, als in Bogota allein über die Straße zu gehen, weil die jungen Stutzer häufig das ganze Trottoir verſperren und jede vorübergehende Dame frech angaffen. Die junge Bogotanerin macht ihnen daraus freilich keinen Vorwurf, ſondern erwidert mit Vergnügen dieſe Blicke, wenn ſie es nur unbemerkt thun kann. Kommt ſie verhältnißmäßig wenig auf die Straße, ſo ſitzt ſie doch einen großen Theil des Tages am Fenſter, ſo daß das Spiel der Augen ſeinen Fortgang nehmen kann. Die Sitte der Fenſterpromenaden iſt nirgends ſo ausgebildet wie hier. Bald werden die Blicke durch kleine Zettelchen unterſtützt, welche man einander zukommen läßt; Monate lang ſpinnt ſich dieſer Verkehr fort. Viele Brautleute ſollen ſich bis zu ihrer Verlobung nicht anders geſehen haben. Man kann ſich denken, welche Gewähr für die innere Zuſammengehörigkeit dabei gegeben iſt. Der Mann behandelt ſeine Frau, wenigſtens in Gegenwart anderer, mit ausgeſuchter Höflichkeit, er ſpricht von ihr nie anders als von ſeiner Herrin (mi señora), aber wahrhaft glückliche und intime Ehen ſcheinen mir in den höheren Ständen ſelten zu ſein.

Ein Bruch der ehelichen Treue iſt ſeitens des Mannes beinahe die Regel, und wird auch bei einer Frau als kein allzuſchwerer Makel betrachtet. Der Charakter der Kolumbianerinnen iſt im Allgemeinen (es giebt einzelne Ausnahmen) zu wenig ernſt, ihre Bildung zu wenig gediegen für unſeren Geſchmack. Was ſie eigentlich den ganzen Tag treiben, iſt ſchwer zu ſagen; in der Wirthſchaft ſind ſie kaum thätig, aber ebenſowenig geben ſie ſich mit Lektüre oder Handarbeiten ab; einzelne ſpielen Klavier, der größte Theil der Zeit aber wird unthätig am Fenſter oder im Seſſel verbracht.

In ähnlicher Unthätigkeit verläuft den Kindern der Tag. Durch die Schule werden nur wenige Stunden abſorbirt, außerhalb derſelben habe ich kaum je einen Knaben oder ein Mädchen mit einem Buche in der Hand geſehen. Woher ſollten ſie auch den Antrieb zum Leſen nehmen, da ihnen die Eltern ſo ſelten mit gutem Beiſpiele vorangehen? Auch eigentliches Spielen iſt bei den Bogotaner Kindern der höheren Stände unbekannt; die kleinen Indianer vergnügen ſich mit Steinchenwerfen und ähnlichen Dingen, ſo gut ſie können, die vornehmeren Kinder ſcheinen zu blaſirt zum Spielen zu ſein. Schon frühzeitig fangen ſie an, ſich auf den Straßen umherzutreiben und die Zeit mit Liebeständeleien zu vergeuden. Der Reſpekt vor den Eltern, der nie beſonders groß war, geht in dieſen Jahren völlig verloren. Mit 14 Jahren haben die Mädchen, mit 16 Jahren die Knaben die Kinderſchuhe ausgetreten, denken ſie wo möglich ans Heirathen oder ſtürzen ſie ſich doch jedenfalls in alle geſellſchaftlichen Vergnügungen.

Die Bogotaner Geſelligkeit concentrirt ſich auf den Abend. Nur bei beſonderen Veranlaſſungen giebt man ein Diner oder ein Frühſtück, die dann an Großartigkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen; einfachere Mittagsgeſellſchaften dagegen, wie ſie beſonders in England Sitte ſind, ſind hier faſt unbekannt; die große Mehrzahl der eigentlichen Geſellſchaften ſind Bälle, bei denen eine recht große Anzahl von Gäſten die Hauptbedingung des Vergnügens iſt. Häufig ſucht man in den Abendſtunden befreundete Familien auf, vielleicht verabreden ſich mehrere Familien dazu, man giebt der Familie, deren Ueberfall geplant wird, einen heimlichen Wink (vergl. Cané), der Abend wird durch ein improviſirtes Tänzchen gefeiert. Dieſe zwangloſe Form der Geſelligkeit iſt eben doch ein Vorzug, der mit den ſpäten Eſſensſtunden verknüpft iſt. Die geſellſchaftlichen Formen ſind im Ganzen dieſelben wie bei uns oder, richtiger, wie bei den romaniſchen Nationen Europas. Eine gewiſſe Gewandtheit des Umganges iſt dem Kreolen und der Kreolin nicht abzuſprechen; ſie bewegen ſich leichter als die ſchwerfälligen Germanen. Ein Kolumbianer, der ſeine Jugend in Deutſchland verbracht hat, rühmte mir mehrfach den kolumbianiſchen Anſtand als weit über den deutſchen erhaben. Ich weiß nicht, ob er dahin auch die verbreitete Sitte des Spuckens und die Thatſachen rechnet, daß man geliehene Bücher nicht zurückgiebt, Einladungen nicht beantwortet, Rechnungen nicht bezahlt, daß man bei Tiſche nach gewiſſen kleinen Inſekten ſucht, oder daß ſich Miniſterfrauen in Geſellſchaft mit der Haarnadel in den Zähnen ſtochern. Höflichkeit iſt die oberſte Verhaltungsmaßregel; man wird dir nie widerſprechen, man ſtellt dir unaufgefordert Haus, Pferd und Alles zur Verfügung, aber lacht dich aus, wenn du ein ſolches Verſprechen für Ernſt nimmſt. Der Deutſche wie Engländer, die ihre Meinung offen ſagen, die nicht verſprechen, was ſie nicht zu halten gedenken, ſind in kolumbianiſchen Augen grobe Tölpel.

Andere Vergnügungen als Geſellſchaften bietet Bogota wenige. Nur zeitweiſe beſucht eine ſpaniſche Schauſpieler- oder italieniſche Sängertruppe die Stadt, um Komödien und Operetten zu geben, Concerte ſind ſehr ſelten und dann nur von Dilettanten ausgeführt. Reſtaurants giebt es nur wenige und ſie ſpielen eine geringe Rolle im Bogotaner Leben. Namentlich die Sitte des gemüthlichen Kneipens iſt hier ganz unbekannt. An ſeine Stelle treten die ſogenannten Parandas, die man etwa mit den in manchen deutſchen Univerſitätsſtädten üblichen Bierreiſen vergleichen könnte, nur daß das Tempo noch ein viel unruhigeres iſt. Höchſtens ein Viertelſtündchen bleibt man am Schenktiſche ſtehen, welcher der nordamerikaniſchen bar entſpricht, nur daß die Einrichtung

weniger großartig, die Getränke weniger mannigfaltig zu ſein pflegen, einer wirft eine Ronde Cognac, denn das iſt das bevorzugte Getränk, oder auch Bier, dann geht es, vielleicht nach einem eingelegten Ständchen, zu der nächſten Tienda, wo ein anderer das Getränk bezahlt u. ſ. f. Bei den reichen Dandies ſind außerdem kleine Soupers beliebt, die vielfach in weiblicher Geſellſchaft genoſſen werden. Es kann nicht verſchwiegen werden, daß die Mehrzahl der jungen Kolumbianer überhaupt ſehr häufig auf verbotenen Pfaden wandelt, daß die Maitreſſenwirthſchaft ſehr verbreitet iſt. Die älteren Herren fröhnen, ohne jenem Laſter ganz entſagt zu haben, beſonders dem Spiele. Es klingt ganz harmlos, wenn man hört, daß das beliebteſte Spiel das dem L'Hombre ſehr ähnliche Treſillo iſt, aber daſſelbe wird ſo hoch geſpielt, daß Gewinne und Verluſte von 1000 Thalern an einem Abende gar nichts Außergewöhnliches ſind. Die Frauen verbringen die meiſten Abende ſtill im Hauſe; plaudernd oder dumpf brütend und nur den Rauch der Cigarette oder Cigarre vor ſich hinblaſend, ſitzen ſie in dem, oft nicht einmal durch eine Lampe erhellten, Zimmer; ſchon frühzeitig ſuchen ſie das Nachtlager auf.

Der ſonntägliche Kirchgang iſt das große Rendezvous der beiden Geſchlechter. Die jungen Herren gehen wenigſtens an die Kirche und bilden ein förmliches Spalier, durch welches das ſchönere Geſchlecht beim Herauskommen paſſiren muß. Viele ſind damit noch nicht zufrieden, ſondern benutzen auch den Gottesdienſt ſelbſt, um feurige Blicke mit den Damen ihres Herzens auszutauſchen. Dann folgt die Zeit der ſteifen Beſuche, die hier noch viel ausſchließlicher als bei uns Sonntags Vormittags gemacht werden, weil man in der Woche die Damen noch ſpät am Tage in tiefem Negligé antreffen würde und lange warten müßte, bis ſie überhaupt auf der Bildfläche erſchienen. Der Ankömmling ſucht eine Familie nicht, wie bei uns, auf, wenn es ihm beliebt, ſondern hat, wie in England, zu warten, bis er vom Herrn feierlich beſucht wird, und macht erſt dann den Damen ſeine Aufwartung. Hat man mit dem Manne etwas zu beſprechen, ſo thut man das gewöhnlich in ſeinem Bureau oder Geſchäfte.

Heute, am Sonntag, finden wir wahrſcheinlich ſchon anderen Beſuch vor, mit ceremoniöſer Höflichkeit werden wir auf einen Seſſel genöthigt. Zunächſt wird das eigene Wohlergehen und das Wohlergehen aller Anverwandten auf das Umſtändlichſte erörtert. Die Hausfrau erzählt dir klagend, daß ſie die ganze Woche una peste horrible gehabt habe, und um dich davon zu überzeugen, fährt ſie mit ihrem, mit Eau de Cologne angefeuchteten, Taſchentuche über das Geſicht und zeigt dir triumphirend den Schmutz, der daran hängen bleibt. Aber der Leſer darf nicht erſchrecken, die arme Frau hat nicht an den Blattern oder der Cholera oder der ſchwarzen Peſt, ſondern an einem leichten Schnupfen gelitten und hat darum die Ceremonie des Waſchens ſo lange ausſetzen müſſen, weil Waſſer in der kolumbianiſchen Medicin bei äußerlicher ſowohl wie innerlicher Berührung für das ſchlimmſte Gift gilt. Endlich iſt dies Thema erſchöpft; unter Männern wendet ſich das Geſpräch auf die Politik, wovon ſoll man mit Damen reden? Theater und Concerte, welche bei uns ein ſo beliebtes Thema der Konverſation bilden, ſind in Bogota ſeltene Ereigniſſe; man hat nichts geſehen und nichts geleſen; kein Wunder, daß das Geſpräch an perſönlichen Dingen haften bleibt. Der Fremde wird ganz ausführlich über ſeine Familie ausgefragt, wie viele Geſchwiſter, Couſins und Couſinen er habe, ob dieſelben verheirathet ſeien u. ſ. w., mit näheren Bekannten werden die letzten Geſellſchaften und ähnliche wichtige Ereigniſſe durchgeſprochen. Der Stadtklatſch kann in dem kleinſten deutſchen Städchen nicht ärger ſein oder geweſen ſein als in Bogota. Auf das Genaueſte iſt man auch über die intimſten Dinge in einer anderen Familie unterrichtet, mit der größten Unverfrorenheit werden die Dienſtboten über alles ausgefragt, was im Hauſe ihrer Herrſchaft vorgeht.

Sonntag Nachmittag zwiſchen 4 und 6 Uhr pflegt auf der Plaza Santander ein gar nicht übles Gratisconcert der Militärkapelle ſtattzufinden, zu welchem ſich die ganze elegante Welt verſammelt. Ein größerer Spaziergang, ein Ausflug werden höchſt ſelten unternommen. Viele Männer bringen den ganzen Nachmittag in der Gallera, d. h. in der in einem Hauſe der Vorſtadt befindlichen Arena für Hahnenkämpfe zu. Es iſt merkwürdig, mit welcher Ausdauer und Leidenſchaft dieſe Leute die erbitterten Kämpfe der armen Thiere beobachten; ich habe nur einmal einem ſolchen Schauſpiele angewohnt, wurde aber ſchon nach einer halben Stunde ſo angeekelt, daß ich mich entfernte. Stiergefechte ſind in Bogotá ſehr ſelten geworden und haben daſelbſt überhaupt nie oder wenigſtens in neuerer Zeit nicht den blutigen Charakter wie im ſpaniſchen Mutterlande gehabt. Das eigentliche Intereſſe bei denſelben bildete, wie man mir geſagt hat, ſchon nicht mehr der Stierkampf, ſondern das Publikum; es war eine Réunion zur Ausſtellung von Toiletten und dergleichen geworden. In den letzten Jahren war man zu dieſem Behufe ganz auf die kirchlichen Feſte angewieſen, die überhaupt die eigentlichen Volksfeſte ſind. Vergeblich hat man verſucht, politiſchen Gedenktagen durch öffentliche Reden, militäriſche Paraden u. ſ. w. eine gleiche Bedeutung zu geben; ſo ſoll z. B. die Feier des hundertjährigen Geburtstages von Simon Boli'var, des kolumbianiſchen Waſhington, die man Monate vorher in Scene geſetzt hatte, äußerſt langweilig und ohne alle innere Theilnahme des Volkes verlaufen ſein. Bei kirchlichen Feſten dagegen, bei den großen Proceſſionen der Charwoche oder des Frohnleichnamstages iſt die ganze Bevölkerung auf den Beinen. In den Straßen, durch welche der Zug kommt, ſind die Balkons mit geputzten Damen und Herren dicht beſetzt, während ſich das Volk auf den Bürgerſteigen aufſtellt, um beim Nahen der Monſtranz ehrfürchtig auf die Knie zu fallen. Es iſt zwar nicht angenehm, inmitten einer ſolchen dichten Volksmenge zu ſtehen, denn die Ausdünſtungen derſelben ſind gewöhnlich nichts weniger als lieblich, aber ihr Betragen kann man nur rühmen, von einem unziemlichen Stoßen und Drängen habe ich ſelten etwas bemerkt. Früher iſt es mehrfach vorgekommen, daß Fremde, die nicht niederknieen wollten, mit Steinen geworfen oder ſonſt gröblich inſultirt wurden, aber es war dann ſicher immer ein fanatiſcher Prieſter, der die Menge dazu anſtiftete. In den letzten Jahren, beſonders ſeit ſich der engliſche Geſandte einmal energiſch beſchwert hat, iſt dergleichen nicht mehr vorgekommen. Aber faſſen wir nun den Zug ſelbſt ins Auge! Die Behörden und der größere Theil der gebildeten Klaſſen halten ſich gegenwärtig von den Proceſſionen fern; die Kerzenträger ſind überwiegend Männer und Frauen des Volkes; der eigentliche Kern des Zuges, Bilder aus der Leidensgeſchichte oder von heiligen Perſönlichkeiten, die von vermummten Trägern, Büßern, getragen werden. Meiſtens ſind dieſe Bilder Holzfiguren, welche man möglichſt geſchmacklos angezogen hat, aber mitunter werden lebende Menſchen in dieſe Kleider geſteckt und ſpielen für einige Tage, ähnlich wie im Oberammergau, die Rollen des neuen Teſtamentes. In der Charwoche z. B. wird für einige Thaler ein Judas gemiethet, der dann tüchtig durchgeprügelt wird. Im Allgemeinen haben ſich dieſe allernaivſten und

draſtiſchen Formen der religiöſen Erbauung heute doch ſchon in die kleineren Ortſchaften zurückgezogen; was uns in Bogota am meiſten auffällt und befremdet, iſt die Art der kirchlichen Muſik. Nur wenige Kirchen beſitzen überhaupt Orgeln; vor dem Palmſonntag ſchicken Privatleute ihre Klaviere in die Kirche; wer gerade Luſt hat — es gilt das für ein verdienſtliches Werk — ſetzt ſich ans Klavier und begleitet die Gebete der Andächtigen mit ſeinem Spiele. Und welche Art Muſik iſt es, mit der man hier, wie jeden Sonntag in der Kathedrale oder wie bei größeren Begräbniſſen ſeinen frommen, oft traurigen, Gefühlen Ausdruck giebt? Gewöhnlich ein Walzer von Strauß oder irgend ein Stück aus einer Operette. Am Charfreitag hört alle Muſik auf, auch das Gebimmel der Glocken (denn in Folge der ſchlechten Verkehrsmittel können im Allgemeinen nur ganz kleine Glocken nach Bogotá gebracht werden) verſtummt, nur mit einer großen Schnarre werden noch die Stunden verkündet und der Gottesdienſt begleitet, bis am Oſterſonntag die Glocken von Neuem erklingen und das Ende der Faſten verkündigen.

Nach der Oſterwoche fließt das Leben wieder in ſeinem alten langweiligen Geleiſe dahin, nur von einzelnen kirchlichen Feſttagen unterbrochen. Das Pfingſtfeſt, welches bei uns Alles in die freie Natur hinauslockt, ſpielt im Bogotaner Leben keine Rolle. Denn die Vertheilung der Jahreszeiten iſt eine ganz andere als bei uns. Die Temperatur bleibt hier, ſo nahe dem Aequator, das ganze Jahr über faſt dieſelbe, für die Unterſchiede der Jahreszeiten ſind die Niederſchläge viel wichtiger. In den Tiefländern am Magdalenenſtrome ſind die Frühlings- und Herbſtmonate, alſo die Monate, welche den Aequinoctien folgen, die eigentlichen Regenzeiten, auch in Bogota fallen in dieſen Monaten, meiſt in den Nachmittagsſtunden, die heftigſten Güſſe, aber noch viel unangenehmer ſind die weniger ſtarken, aber ganze Tage über andauernden Regen, welche von Juni bis September herrſchen und welche man Paramitos nennt, weil ſie von Oſten her über den Páramo nach Bogota gelangen. Am ſchönſten ſind die Monate des niedrigſten Sonnenſtandes, der December und Januar; ſie ſind daher die Reiſemonate der Bogotaner. Aber eigentliche Reiſen in unſerem Sinne, bei denen man beſtändig den Ort verändert, um immer neue Eindrücke in ſich aufzunehmen, ſind den Kolumbianern etwas Unerhörtes; die Freude derſelben an der Natur iſt viel zu gering, das Reiſen noch mit zu vielen Mühſeligkeiten und Entbehrungen verbunden, als daß man es für etwas Anderes als ein nothwendiges Uebel anſähe. Ihre Reiſen entſprechen vielmehr unſeren Badereiſen. Bei dem Mangel eines jahreszeitlichen Wechſels der Temperatur hat man das Bedürfniß, denſelben durch einen Ortswechſel zu erſetzen. Man ſucht für einige Wochen einen möglichſt nahe gelegenen Ort wärmeren Klimas auf, badet im Fluſſe, veranſtaltet gemeinſame Spazierritte mit Picknicks, verſammelt ſich in den Abendſtunden zu Konverſation, Spiel und Tanz. Kurz, das Leben gleicht mehr oder weniger dem in einem europäiſchen Badeorte, nur daß die Zahl der Badegäſte eine viel geringere iſt, und daß ſich das geſellſchaftliche Treiben nicht in der Oeffentlichkeit eines Kurhauſes, ſondern in den einzelnen Privathäuſern abſpielt.

Ein wichtiges Moment in dem Leben der reichen Bogotaner bildet eine Reiſe nach Europa und den Vereinigten Staaten. In Europa iſt es nicht das Mutterland Spanien, welches man vorzugsweiſe aufſucht, das Eldorado aller Kreolen iſt vielmehr Paris. Dorthin wird gewöhnlich der Jüngling geſchickt, um ſeine Studien zu vollenden, dorthin geht der reich gewordene Haciendenbeſitzer und Kaufmann, um das Leben zu genießen. England wird meiſt nur vorübergehend, um es kennen zu lernen und aus geſchäftlichen Rückſichten aufgeſucht, Deutſchland mit ſeiner ſchweren Sprache wird nur ſelten eines Beſuches gewürdigt. Die Südamerikaner leben in Paris meiſt unter ſich und lernen daher nur die Aeußerlichkeiten des Lebens, Vergnügungen und neue Moden kennen, ohne für ihre innere Bildung viel zu gewinnen. Die jungen Leute kommen meiſt mit ungenügender Vorbildung hin; ſtatt zu ſtudiren, ſtaniren ſie auf den Straßen und verkehren mit Damen der Halbwelt, ſie halten ſich, um einen ſtudentiſchen Ausdruck zu gebrauchen, Studirens halber in Paris auf. Ein kolumbianiſches Verschen lautet:

„Aquellos jóvenes vienen de Europa.“
„Qué traen de nuevo?“ „La ropa.“

„Dieſe Jünglinge kommen aus Europa?“ „Was bringen ſie Neues?“ „Die Wäſche.“

Treffend charakteriſirt der Volkswitz durch dieſe Worte den wunden Punkt kolumbianiſcher Bildung, die äußerliche Nachahmung europäiſchen Weſens, welche uns an den Wachtmeiſter in Wallenſtein's Lager mit ſeiner Nachahmung des Feldherrn gemahnt.

Die Bewohner der Andamanen.

II.

E. M. Wie ſchon mehrfach erwähnt, zerfallen die Andamaneſen in verſchiedene Stämme; das von jedem derſelben bewohnte Gebiet wird als Eigenthum des Stammes, nicht als das des Häuptlings betrachtet; die Leute (25 bis 50), welche in einem Lager zuſammen leben, haben wieder ihren eigenen Häuptling, welcher dem des ganzen Stammes untergeordnet iſt. Die Macht des letzteren iſt ziemlich beſchränkt; gewöhnlich begnügt er ſich damit, von Zeit zu Zeit Verſammlungen der verſchiedenen Gemeinden zu veranſtalten und alle Maßregeln zu treffen, welche ſeinen Leuten zum Vortheile gereichen können; er ordnet Jagd- oder Fiſchzüge an und ſucht die Streitigkeiten in ſeinem Stamme zu ſchlichten. Er thut dies jedoch nicht auf Grund einer gewiſſen Autorität, denn er beſitzt keine Strafgewalt und kein Recht, ſeinen Wünſchen Gehorſam zu erzwingen; jeder Einzelne, der ſich für beleidigt hält, kann ſich ſelbſt Genugthuung verſchaffen.

Jeder der beiden Stämme der Küſtenbewohner, ſowie der beiden Stämme der Dſchungelbewohner, hat ſein eigenes Oberhaupt; Alle ſind von einander ganz unabhängig. Die Würde des Häuptlings iſt nicht nothwendiger Weiſe erblich; wenn bei dem Tode eines ſolchen ein erwachſener Sohn da iſt, wird man ihn in den meiſten Fällen zum Nachfolger wählen, oder aber auch einen der Leute, die ihm bei Lebzeiten ſchon zur Hand gegangen ſind. Eine eigentliche formelle Wahl findet nicht ſtatt, da ſchon die allgemeine Stimme des Stammes *eine* Perſon für die Würde bezeichnet; iſt dies

einmal ausnahmsweiſe nicht der Fall, ſo bleibt es der Minorität unbenommen, ſich einem anderen Stamme anzuſchließen. Die Stellung des Einzelnen im Stamme gründet ſich nicht nur auf ſeine verwandtſchaftlichen Beziehungen, ſondern hauptſächlich auch auf ſeine perſönlichen Eigenſchaften, ſeine Geſchicklichkeit bei Jagd und Fiſchfang, ſowie auf Edelmuth und Gaſtfreiheit. Die jungen Leute des Stammes ſuchen dem Häuptlinge und ſeiner Frau die kleinen Mühen und Arbeiten des Lebens durch Hilfeleiſtung zu erleichtern. Die Gattin des Häuptlings nimmt unter den Frauen eine gewiſſe Stellung ein, namentlich leitet ſie die unverheiratheten Frauen und diejenigen verheiratheten Frauen, welche jünger ſind als ſie ſelbſt. Auch als Wittwe behält ſie dieſen Einfluß, ſo lange ſie ſich nicht wieder verheirathet; hinterläßt aber ein Häuptling eine junge, kinderloſe Wittwe, ſo verliert dieſelbe ihre Vorrechte und kehrt zu ihrer früheren Stellung im Stamme zurück.

Wie ſchon erwähnt, nimmt bei Streitigkeiten die beleidigte Partei ſelbſt das Geſetz in die Hand; z. B. wirft ſie dem Gegner ein brennendes Reiſigbündel auf das Dach, ſchießt einen Pfeil auf ihn ab oder lieber noch an ihm vorbei, worauf alle Stammgenoſſen, möglichſt unter Mitnahme ihres Eigenthumes, flüchten, um den Streitenden das Feld frei zu laſſen. Wenn einer ſeinen Feind tödtet, bleibt er ſtraflos, wenn nicht etwa ein Freund des Ermordeten die Rache in die Hand nimmt; gewöhnlich jedoch verbreitet die That einen ſolchen Schrecken, daß Niemand es wagt, dem Mörder etwas zu ſagen. Sein böſes Gewiſſen treibt den letzteren manchmal an, ſeinen Stamm auf einige Zeit zu verlaſſen. In der Nähe der engliſchen Niederlaſſung kommen, ſeitdem 1880 ein Eingeborener wegen Mordes gehängt wurde, ſolche Fälle ſelten vor. Manchmal zerſtören Männer, ja auch Knaben, im Zorne nicht nur ihr Eigenthum, ſondern auch das ihrer Stammesgenoſſen, wobei nur der Beſitz der Häuptlinge verſchont wird. Niemand wagt es, dieſen Wüthenden, die, wie man glaubt, von einem böſen Geiſt beſeſſen ſind, Widerſtand zu leiſten, obgleich der von ihnen angerichtete Schaden manchmal ſehr groß iſt. Derartige Streitigkeiten kommen auch unter dem ſchwächeren Geſchlechte vor; es ereignet ſich wohl, daß eine Frau der anderen einen brennenden Holzklotz mit dem Fluche vor die Füße wirft: „daß du häßlich werdeſt!“ oder es kommt gar zu einer regelrechten Prügelei, der endlich eine zur Familie des Häuptlings gehörige Frau ein Ende macht.

Selbſtmord iſt bei ihnen unbekannt. Ihr Rechtsgefühl iſt ſehr entwickelt; als Unrecht betrachten ſie Falſchheit, Diebſtahl, perſönliche Angriffe, Mord und Ehebruch und — das Verbrennen von Wachs, welches den Schöpfer beleidigt. Werden Verbrechen von Angehörigen eines anderen Stammes begangen, ſo führt dies gewöhnlich zu Stammfeindſchaften. Der Umgang mit Europäern hat auch bei ihnen manche böſe Gewohnheit eingebürgert, namentlich die Vorliebe für Spirituoſen hat ſehr überhand genommen. Vor der Ankunft der Weißen waren auch narkotiſche Mittel ganz unbekannt; nachher haben ſich die Eingeborenen namentlich dem Rauchen ſo leidenſchaftlich ergeben, daß dieſer Genuß ſchädlich auf ihre Konſtitution wirkt. Nie, ſo läßt ſich mit Sicherheit behaupten, ſind ſie dem Kannibalismus ergeben geweſen; merkwürdiger Weiſe aber erklärt jeder Stamm die Mitglieder des zunächſt wohnenden Stammes für Menſchenfreſſer.

Das dichte Dſchungel, die Unmöglichkeit, die Canoes für lange Reiſen zu gebrauchen, mehr noch die Verſchiedenheit der Sprache machen den Verkehr der Stämme ſehr ſchwierig. Dieſelben achten den gegenſeitigen Beſitz, obgleich ſie keine beſtimmten Grenzen haben, und wagen es nicht ohne Einladung auf dem Gebiete eines anderen Stammes zu jagen oder zu fiſchen; geſchieht dies doch einmal, ſo ſind ernſte Streitigkeiten die Folge.

Wenn ſie einen neuen Weg betreten, ſo bezeichnen ſie ihn, namentlich in der trockenen Jahreszeit, wo die Fußſpuren ſchwer zu unterſcheiden ſind, durch eingeknickte Zweige. Im Uebrigen haben ſie keine Mittel, die Erinnerung an Geſchehenes anders als durch die Ueberlieferung zu bewahren; Botſchaften werden nur mündlich ausgerichtet, ohne daß der Bote auch nur ein Zeichen zur Beglaubigung mit ſich führte. Um ihre Pfeile und Speere zu unterſcheiden, bedienen ſie ſich keines beſonderen Zeichens, ſie erkennen dieſelben jedoch an der Arbeit. Trotzdem ſind ſie im Stande, Zeichnungen und Karten zu verſtehen und die verſchiedenen Lager auf denſelben anzugeben, obwohl ſie ebenſowenig vom Zeichnen wiſſen, als ſie eine Schrift beſitzen. Sie haben nicht die Gewohnheit, bekannte Wege oder die Abſtände längs derſelben zu markiren; Moräſte werden umgangen, Gewäſſer auf Fuhrten paſſirt. Mit wenig Ausnahmen ſind ſie ausgezeichnete Schwimmer, die ſehr lange im Waſſer ausdauern können; ſie ſchwimmen wie der Froſch, tauchen ausgezeichnet und halten es länger als 70 Sekunden unter Waſſer aus. Waſſerſport iſt ſehr beliebt bei ihnen.

Wir übergehen Alles, was über die Sprache geſagt wird, um gleich auf die ſocialen Verhältniſſe einzugehen. Die Frauen werden mit großer Güte behandelt; weniger Liebe zeigen ſie für ihre eigene Nachkommenſchaft. Die Gewohnheit der Adoption iſt ſo allgemein, daß man behauptet, es ſei ſchwer, ein Kind von ſechs bis ſieben Jahren nachzuweiſen, welches ſich noch bei ſeinen leiblichen Eltern befinde; doch bleiben letztere trotz der Adoption noch mit ihren wirklichen Kindern in lebhaftem Verkehre. Freundſchaft für die Eltern der Kinder iſt der gewöhnliche Grund, dieſelben zu adoptiren. Wenn die Kinder ſoweit erwachſen ſind, daß die Luſt bei ihnen erwacht, ſich einen eigenen Haushalt zu begründen, finden ſie bei den Eltern einen meiſt auf Selbſtſucht begründeten Widerſtand gegen ihre Wünſche; doch trotz aller Vorſichtsmaßregeln findet der junge Mann den Weg zu ſeinem Mädchen und endlich iſt es zu ſpät, das Verhältniß abzubrechen; dann vereinigen ſich die jungen Leute. Bei der Heirath ſpielt die Verwandtſchaft eine große Rolle; Heirathen zwiſchen Perſonen, die in irgend einer näheren Beziehung ſtehen, ſind ganz ausgeſchloſſen, ſelbſt bloße Adoption wird zu einem Ehehinderniſſe. Durch die Heirath wird mit den Verwandten des Gatten keine Verwandtſchaft hergeſtellt; dieſe Verhältniſſe ſcheinen bei ihnen ziemlich verwickelter Natur zu ſein. In dem Buche Man's iſt eine Liſte von etwa 60 verſchiedenen Verwandtſchaftsgraden, die ſie unterſcheiden, aufgeſtellt. Auch die Namen ſind ein ſehr verwickeltes Thema; der eigentliche Name wird dem erwarteten Kinde ſchon vor der Geburt beigelegt, was inſofern keine Schwierigkeiten hat, als die Namen männlicher und weiblicher Perſonen nicht von einander verſchieden ſind. Nach der Geburt wird ein Zuſatz gemacht, der das Geſchlecht bezeichnet und dieſer wird nach dem zweiten oder dritten Jahre durch einen anderen erſetzt, welcher bis zum Alter der Mannbarkeit beibehalten wird.

Dem Namen der Mädchen wird dann je nach dem Zeitpunkte der Reife einer von 18 Blumennamen, mit deren Blüthe er zuſammenfällt, vorgeſetzt. Nach der Verheirathung erhält ſie den Namen „Frau“ oder „Mutter“, nachdem ſie Mutter geworden, ſonſt erſt nach einigen Jahren einer kinderloſen Ehe. Man ſieht, bei den Frauen entſteht nicht leicht die Möglichkeit einer Verwechſelung; anders bei den Männern, wo gewöhnlich Spitznamen aushelfen müſſen. Vor dem Eintreten der Pubertät müſſen ſich Alle einiger Speiſen,

Schildkröten, des Honigs, Schweinefleiſches, der Fiſche und einiger anderen Dinge enthalten; dieſes ſogenannte „Faſten“ dauert ein bis fünf Jahre lang und hat den Zweck, die jungen Leute in Entſagung zu üben.

Die Ehe iſt urſprünglich bei ihnen heilig; Bigamie, Polygamie, Polyandrie und Eheſcheidung ſind unbekannt; andererſeits ſind unter denen, welche in der engliſchen Anſiedelung leben, unmoraliſche Handlungen vorgekommen. Dagegen haben beide Geſchlechter, inſofern nicht Verwandtſchaft ein Hinderniß bildet, vor der Ehe vollkommene Freiheit, mit einander zu verkehren. Stellen ſich Folgen ein, ſo unterrichten ſich die Verwandten über die Perſon des Verführers, der gewöhnlich das Mädchen heirathet. Häufig werden die Kinder ſchon in früheſter Jugend mit einander verlobt, worauf dann das Mädchen in die Hütte der zukünftigen Schwiegereltern einzieht, um da einige Monate zu bleiben; ſtirbt eins der Verlobten, ſo iſt der andere Theil völlig frei. So lange ein Mann nicht das mittlere Lebensalter erreicht hat, benimmt er ſich den Frauen ſeiner jüngeren Verwandten gegenüber ſehr zurückhaltend; aller Verkehr mit denſelben findet durch Vermittelung dritter Perſonen ſtatt, während er den Frauen der älteren Verwandten beinahe dieſelbe Ehrfurcht wie der eigenen Mutter erweiſt. Die Heirath kommt gewöhnlich durch den Vormund, und bei Wittwern oder Wittwen durch den Häuptling zum Abſchluß. Einer beſonderen Form der Heirath müſſen wir noch gedenken; dieſelbe kommt zur Anwendung, wenn ein Junggeſelle oder Wittwer in der Hütte der unverheiratheten Frauen ſchlafend angetroffen wird. Die Ehe wird durch die Thatſache als abgeſchloſſen betrachtet und es findet keine weitere Ceremonie ſtatt; die Sache ſelbſt wird, wenn die Leute ſich ſpäter ordentlich betragen, ihnen nicht weiter nachgetragen.

Die Ceremonie bei einer Heirath iſt übrigens ſehr einfach; der Bräutigam wird nach einigem Sträuben zur Braut geführt, die ſich ebenfalls ſehr ſchüchtern benimmt; ſie ſitzt auf der Erde, die Matronen ſtrecken ihre Beine aus und der Bräutigam ſetzt ſich auf den Oberſchenkel; die ſo gebildete Gruppe wird mit Fackeln beleuchtet, um allen Anweſenden den Beweis der vollzogenen Ceremonie zu geben. Hierauf ziehen ſich die Neuvermählten in ihre eigene Häuslichkeit zurück; bleiben ſie bei dem Stamme, ſo verſorgen die Freunde ſie in der erſten Zeit mit Lebensmitteln, damit der Honigmonat nicht durch die Sorge für Lebensbedürfniſſe verkümmert wird; Hochzeitsgeſchenke gehören überhaupt zum guten Tone.

Wenn die Neuvermählten wieder in die Oeffentlichkeit eintreten, wird ein Tanzfeſt abgehalten; erſt durch die Geburt eines Kindes werden, wie man annimmt, die Bande zwiſchen Mann und Frau ganz feſt. Stirbt die Frau, ſo darf der Mann wieder heirathen; ſein Anſehen ſteigt indeſſen, wenn er von dieſer Erlaubniß keinen Gebrauch macht; eine kinderloſe Wittwe iſt durch die Sitte beinahe gezwungen, ſich mit einem Bruder oder älteren Vetter des verſtorbenen Gatten zu verheirathen, ſonſt kehrt ſie zu ihren Eltern zurück oder lebt mit den unverheiratheten Frauen.

Wenn ein Kind ſtirbt, ſitzen Eltern und Verwandte ſtundenlang neben der kleinen Leiche, darauf beſtreichen ſie ſich mit der Trauerfarbe. 18 Stunden nach dem Tode etwa findet das Begräbniß ſtatt, die Mutter ſchmückt das todte Kind mit der Trauerfarbe, ſcheert ſein Haar ab, drückt Arme und Beine gegen den Körper, worauf ſie letzteren in Blätter einſchnürt. Darauf wird durch den Vater ein Loch an der Stelle gegraben, wo das Feuer in der Hütte brennt, dann wird das Geſicht der Leiche entblößt, die Eltern blaſen zum Zeichen des Abſchiedes dreimal auf daſſelbe, und legen nun den Körper in ſitzender Haltung in das Grab. Dann werden die Trauerzeichen an der Hütte aufgehängt, das Feuer wird wieder angezündet und Milch der Mutter in einer Muſchel neben daſſelbe geſetzt und darauf das Lager verlaſſen. Während der Trauerzeit enthalten ſie ſich des Schweine- und Schildkrötenfleiſches. In ähnlicher Weiſe geht das Begräbniß eines Erwachſenen vor ſich, der jedoch außerhalb des Lagers beſtattet wird. Die Frauen nehmen ſchon im Lager von dem Todten Abſchied, alle Männer aber begleiten ihn hinaus, wo er entweder dem Schoße der Erde anvertraut oder auf einem Gerüſte in den Zweigen eines ſtarken Baumes mit dem Geſichte nach Oſten beigeſetzt wird. Nach einiger Zeit werden die Reſte der Todten gereinigt, die Knochen geſammelt und zum Andenken an den Verſtorbenen zu Schmuckſachen verarbeitet.

Wenn Freunde ſich nach einer längeren Abweſenheit wiederſehen, findet keine beſondere Begrüßung ſtatt; ſie ſehen ſich ſehr lange an, dann beginnt der Jüngere das Geſpräch mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Wenn aber Verwandte einander nach längerem Abſchiede wiederfinden, ſetzen ſie ſich nieder, legen die Arme einander um den Hals und begleiten dieſe Ceremonie mit einem Geſchrei, welches mit Trauerklagen die allergrößte Aehnlichkeit hat. Darauf wird, wenn Niemand der Betheiligten gerade in Trauer iſt, ein Tänzchen gemacht. Kinderloſe Leute, die von der Reiſe zurückkehren, führen erſt mit den Freunden die Begrüßungsſcene auf, ehe ſie die Gattin aufſuchen; iſt aber die Ehe mit Kindern geſegnet, ſo iſt der erſte Weg zur Frau, die weinend und ſchreiend am Halſe des Mannes hängt. Der aber beherrſcht ſich mit männlicher Faſſung und wendet ſich dann erſt zu ſeinen Freunden, wo er Gelegenheit findet, ſeinem gepreßten Herzen, wie oben beſchrieben, Luft zu machen. Gäſte werden feierlich empfangen; bei der Abreiſe giebt man ihnen das Geleite und zum Abſchiede ſchüttelt der Gaſt die Hand ſeines Freundes, der dies erwidert. Begrüßungen am Morgen, Erkundigungen nach dem Befinden ſind (außer bei einem Kranken) nicht gebräuchlich.

In manchen Berichten über die Andamaneſen wird angegeben, daß ſie zur Zeit der Entdeckung mit dem Feuer unbekannt geweſen ſeien; ſie ſelbſt behaupten den Gebrauch deſſelben ſeit der Schöpfung zu kennen. Feſt ſteht, daß ſie kein eigenes Verfahren haben, Feuer zu entzünden, weshalb ſie daſſelbe ſorgfältig bewahren. Ein beſonderer Glaube iſt aber nicht mit dem Erlöſchen des Feuers oder dem Fortbrennen deſſelben verbunden; auch hat es keine reinigende Kraft, doch dient es, wie wir ſehen werden, zum Schutze gegen böſe Geiſter. Im Allgemeinen hat die Frau das Holz zu ſammeln, der Mann das Feuer zu unterhalten; die Zündhölzchen allein waren im Stande, die Europäer in ihren Augen zu übernatürlichen Weſen zu machen.

Dem Herrn Mond — die keuſche Luna iſt auch bei ihnen männlichen Geſchlechtes — beweiſen ſie große Ehrfurcht; ſie hüten ſich ſehr, um die Zeit ſeines Aufganges Lärm zu machen und ſie verbergen jedes Feuer, um ſeine Eiferſucht nicht zu erregen; ſehen ſie aber, daß er ſeinen gewöhnlichen Lauf nimmt, ſo laſſen ſie ſich nicht weiter ſtören. Meteore und Sternſchnuppen fürchten ſie ſehr; für ſie ſind es brennende Reiſigbündel, die Eremchaugala, einer der böſen Geiſter, in den Weltraum ſchleudert, um ein ihm verfallenes Opfer zu erſpähen. Vom Anbrechen der Dämmerung bis zum Morgengrauen thun ſie keine Arbeit, die Geräuſch hervorbringt, damit die Frau Sonne es nicht übel nimmt; beſonders dürfen ſie die Bogenſehnen nicht ſchnappen laſſen. Bald nach dem Aufſtehen nehmen ſie ein Mahl, da ein leerer Magen Unglück bringt. Manche Holzarten dürfen ſie nicht zum Brennen gebrauchen. Der Wind wird

beruhigt, indem die Blätter von Mimusops Indica aufs Feuer geworfen werden; der durch dieselben hervorgebrachte Knall besänftigt das höchste Wesen, dessen Athem der Wind ist. Kommt eine Regenwolke zu ungelegener Zeit, so suchen sie Pu-luga (den Schöpfer) durch lautes Geschrei zu bewegen, dieselbe von ihrem Laufe abzulenken. Sturm und Gewitter sind Zeichen seines Unwillens, in der Regenzeit dürfen sie eine gewisse Pflanze nicht abpflücken, weil sonst eine neue Sintfluth folgen würde; auch das Brennen von Bienenwachs ist Pu-luga sehr unangenehm. Hiervon machen sie zuweilen Gebrauch, um einem Anderen, der sich gerade auf der Reise, auf der Jagd oder dem Fischfange befindet, zu schaden, indem sie zu seinem Nachtheile den Zorn Pu-luga's zu erregen suchen. Die Erdbeben werden durch boshafte Geister ihrer Voreltern verursacht, welche den Palmbaum, auf dem die Erde ruht, schütteln, um letztere zum Fall zu bringen und so die Stunde der Auferstehung zu beschleunigen; übrigens gebrauchen dieselben die Vorsicht, nur in der nassen Jahreszeit zu schütteln, damit die Erde, wenn sie zu trocken ist, bei einem etwaigen Falle nicht zerschellt. Gähnen, Schlucken ꝛc. haben keine besondere Bedeutung, nur Nießen ist glückbringend. Anstatt „zur Genesung" sagen die Umstehenden: „Wer denkt an Dich?" worauf der Betreffende einen abwesenden Freund nennt; ist er allein, so sagt er: „Hier bin ich" und nennt seinen Namen. Böse Träume, schlechte Vorzeichen, deren es manche giebt, werden beachtet.

A. Feddersen über Island und seine Fischerei[1]).

Der Verfasser erinnert in der Einleitung zu seinem kleinen interessanten Werke an den Unmündigkeitszustand, in welchem Island so lange von Dänemark gehalten worden ist, und wodurch es an Fortschritten und den Wohlstand zu erreichen gehindert wurde, welchen Natur und die Lage des Landes gewähren können, und weist darauf hin, daß dies zunächst der Grund zu dem schlechten Einvernehmen zwischen Dänen und Isländern sei. Zu diesem Verhältnisse dürften, nach der Ansicht des Verfassers, Reisebeschreibungen beigetragen haben, in denen Island nicht nach isländischem, sondern nach englischem oder Kopenhagener Maßstabe beurtheilt wurde, und dies erscheint dem Verfasser weder ehrenhaft noch klug, da fast jeder Reisende für die ihm in vollem Maße erwiesene Gastfreiheit und für den Eifer der Führer, so viel als möglich den Gefahren und Unbehaglichkeiten der Reise vorzubeugen, zu Dank verpflichtet ist.

Verfasser hat sich eine lichte Auffassung von dieser sagenreichen Insel dort oben im Eismeere bewahrt, wohl zum Theil darauf beruhend, daß er dieselbe während eines „guten und freundlichen Sommers" bereiste. Er hält die aus Grastorf aufgeführten Gebäude der Isländer für besser geeignet, gegen Kälte und Feuchtigkeit zu schützen, als die Häuser der dänischen Bauern, insofern diese aus Lehm oder dünnen Backsteinwänden bestehen. Im Gastzimmer findet man allgemein ein Sopha, Kommode und Stühle, sowie andere bei uns gebräuchliche Möbel, Kupferstiche oder Photographien — meist Porträts berühmter Männer — an den Wänden. Spiegel sind dagegen selten, ausgenommen in den Hafenplätzen. Dies hat darin seinen Grund, daß alles landeinwärts auf dem Pferderücken transportirt werden muß und dies immer für zerbrechliche Sachen gefährlich ist; deshalb kommt auch Glas und Porcellan selten vor, aber die Petroleumlampe hat doch allgemein die Thranlampe verdrängt. In der Schilderung der eigenthümlichen Schönheit der isländischen Natur tritt die Vorliebe des Verfassers für dies Land in voller Stärke hervor. In Verbindung damit berichtigt er gewisse Angaben bezüglich der Schattenseiten dieser Natur. So theilt der Verfasser bezüglich der Mückenschwärme, welche dem See Myvatn seinen Namen gegeben haben, und deren unleidliche Angriffe von den Reisenden als so furchtbar ausgemalt worden sind, mit, daß man tagelang warten kann, ohne eine Mücke zu bemerken, und selbst dann nicht, wenn das Wetter milde und feucht ist; und trifft man wirklich eines Tages einen Insektenschwarm, so sind es keine Mücken, sondern eine Art von Stechfliegen, die „Moskitos des Nordens", die nach dem Verfasser entfernt nicht so schlimm sind, als ihr Ruf. Besonders nennt der Verfasser die Angaben in hohem Grade übertrieben, welche N. Mohr in seiner „Isländischen Naturgeschichte" gemacht hat. Die Mücken, welche „Reykmy" genannt werden, weil sie wie eine Rauchwolke in der Luft stehen, stechen nicht. Verfasser bemerkt im Uebrigen, daß sowohl die Stechfliegen wie die Mücken von großer Bedeutung für das ganze übrige reiche Thierleben sind, das mit der See in Zusammenhang steht, da ihre unzähligen Larven eine reiche und vorzügliche Nahrung für die Enten und andere Wasservögel, sowie für die Fische bieten, welche ihrerseits wieder eine Lebensfrage für die Bewohner des Landes bilden.

Mit dem Lesen der Schilderungen der Natur der verschiedenen Gegenden erhöht sich das Interesse des Lesers für die große Insel im Polarmeere, deren Eigenart so groß ist, daß selbst, wenn man sich früher schon eine Vorstellung von derselben gebildet hatte, doch die Wirklichkeit sie bei Weitem übertrifft. Feddersen giebt außerdem viele Aufklärungen über das Leben der Isländer in der Gegenwart und skizzirt mehrere aus dem Volke hervorragende Männer. Bezüglich des Gerüchts, daß das isländische Volk besonders dem Laster der Trunksucht verfallen sei, ist er zu dem Resultate gekommen, daß in den dänischen Bauerhöfen mehr Branntwein genossen wird, als in den isländischen, ja daß dieses Getränk nicht einmal auf Island allgemeine Verbreitung gefunden hat; in den Handelsplätzen findet man freilich Trunkenbolde, doch sind dies häufig nur naturalisirte Isländer oder auch solche Leute, welche sich im Auslande das Trinken angewöhnt haben und als verwahrloste Subjekte wieder zur Heimathsinsel zurückgekehrt sind.

Als den Hauptzweck seiner Reise bezeichnet der Verfasser die im Auftrage des Allthinges vorgenommene Untersuchung der Lachsfischerei. Obwohl diese Untersuchungen weit entfernt von der Küste im Inneren des Landes stattfinden mußten, widmete er doch auch der Seefischerei große Aufmerksamkeit. In erster Linie bemerkt er, daß die Isländer sich den außerordentlichen, ihre Insel umgebenden Fischreichthum nicht ausreichend zu Nutze machen können, weil es ihnen an gedeckten Fischerfahrzeugen mangelt und die Fischer deshalb im Allgemeinen mit offenen Böten in See

[1]) Paa Islandsk Grund. Optegnelser fra en Reise 1881 af Arthur Feddersen. (Auf Isländischem Boden. Aufzeichnungen auf einer Reise im Jahre 1881.) Kopenhagen 1885.

gehen müſſen, um durchnäßt und erfroren am ſelben Tage wieder heimzukehren. Feddersen plädirt für die Bildung einer Aktiengeſellſchaft zur Anſchaffung von ſolchen gedeckten Fahrzeugen und empfiehlt die Einrichtung einer Navigationsſchule in Verbindung mit einer Fiſcherſchule in Reykjavik, da nur auf dieſe Weiſe die isländiſche Seefiſcherei in der Zukunft einige Ausſicht auf Erfolg habe. Was den hauptſächlich von norwegiſchen Fiſchern betriebenen Häringsfang in den isländiſchen Fjorden angeht, ſo hält der Verfaſſer im Intereſſe der Isländer es für gerechtfertigt, wenn die Norweger für jedes Fiſcherboot eine Steuer an Island bezahlen. In einem längeren Berichte wird der Fang von Dorſch, Häring, einer Haifiſchart (Scymnus microcephalus) und Heiligbutten geſchildert; den Lebensbedingungen und dem Vorkommen des Lachſes in den isländiſchen Gewäſſern, der Lachsfiſcherei und den Mitteln zur Hebung derſelben hat der Verfaſſer ein beſonderes Kapitel gewidmet.

Auch in anderer Hinſicht ſucht Feddersen zu zeigen, wie die Isländer vorgehen müßten, um ihre ökonomiſche Lage zu verbeſſern, und betont dabei beſonders die Hausinduſtrie, wie z. B. die Holzſchnitzerei und Goldſchmiedarbeiten, welche früher mit ſo großem Erfolge auf der Inſel betrieben wurden, die aber trotz der natürlichen Anlagen der Isländer in dieſen Richtungen aufgegeben wurden, als es ihnen möglich wurde, entſprechende ausländiſche Waaren in den Handelsplätzen zu kaufen. W. F.

Kürzere Mittheilungen.

Perſiſche Sprüchwörter.

„Das Herz ſucht den Weg zum Herzen.“

„Beſſer iſt's als Bettler zu ſterben, denn Anderen ſeine Noth klagen oder fremde Hilfe ſuchen.“

„Wenn du einen Menſchen kennen lernen willſt, mach mit ihm eine Reiſe oder wohne zuſammen, oder führe einen Handel.“

„Eine Lüge, die der Seele Frieden giebt, iſt beſſer als eine Wahrheit, die Unruhe bringt.“

„Ein wiſſender Feind iſt beſſer als ein unwiſſender Freund.“

„Ein gelber Hund iſt der Bruder des Schakals“ — wird im Sinne unſeres: „ein Rabe hackt dem anderen das Auge nicht aus“ — geſagt.

„Komm, den Eſel aus dem Schmutze herausziehen“, d. h. „wenn du eine Sache verdorben haſt, hilf das Verdorbene oder den Fehler verbeſſern.“ — Wer das komiſche Bild geſehen hat, wie die eigenſinnigen Eſel ſich in den Schmutz legen, während ihre Führer mit ſchrecklicher Mühe ſie am Schweife aus dem Schmutze hervorzuziehen ſuchen, wird den Sinn dieſes Sprüchwortes wohl würdigen, wie ſchwer es hält, einen Fehler, oder was verdorben iſt, zu verbeſſern.

„Wer den Eſel aufs Dach hinaufführt, wird ihn auch herunter zu führen verſtehen.“

„Der Ausländer iſt blind.“ — Der in Perſien Reiſende wird nicht ſelten in die Lage kommen, die Wahrheit dieſes Sprüchwortes zu erfahren. Nur er kann es verſtehen, welche Mühe es koſtet, ſich aus dem Labyrinthe von Lügen herauszufinden, mit dem alle Welt vorſätzlich den in Perſien Reiſenden umgiebt.

„Wo die Schlange, da giebts auch Gold, wo die Roſe, dort auch Dornen.“

„Treue und Anhänglichkeit lerne vom Hunde.“

„Dem Dummen dient zur Antwort Schweigen, den Verleumdern dient zur Strafe, ſie unbeachtet zu laſſen.“

„Der Dummkopf iſt ſein eigener Feind, wie kann er Anderen ein Freund ſein?“

„Den Unverſtändigen erkennt man daran, daß er ſich ohne Grund ärgert, zur Unzeit ſpricht, ſich Jedermann anvertraut, ohne Grund ſich ändert, denjenigen ſucht, der nicht zu ihm paßt, Freund von Feind nicht unterſcheidet.“

„Wer ſein Geheimniß bewahrt, erlangt das Gewünſchte.“

„Wer viel Worte ſagt, verwickelt ſich auch in ihnen.“ — Als Pendant hierzu dient das gleichfalls in Perſien gebräuchliche arabiſche Sprüchwort, „die Leute gehen am Ueberfluſſe an Reichthümern, wie am Ueberfluſſe an Worten zu Grunde.“

„Das Geheimniß iſt dein Sklave, ſo lange du es bewahrſt; wenn du es aber bekannt machſt, wirſt du zu ſeinem Sklaven.“

„Ein Nadelöhr iſt breit genug für zwei Freunde, die ganze Welt aber nicht für zwei Feinde.“

„Der Derwiſch iſt durch nichts gebunden“: freiwillige Armuth erhebt den Menſchen über die Welt.

„Wer einen Freund ohne Fehler wünſcht, wird gar keine Freunde haben.“

„Drei Dinge verlängern das Leben: gutes Kleid, gutes Haus und gutes Weib.“

„Fürchtet den, der euch fürchtet.“

„Den Freunden eröffne deine Geheimniſſe ſoweit, um bei einem Streite mit ihnen es nicht zu bereuen und nicht zu leiden.“

(Aus den „Rußkija Wedomoſti“ (Ruſſiſche Nachrichten) mitgetheilt von N. von Seidlitz.)

Die Bevölkerung von Réunion.

Dr. C. Keller beſchreibt in der „Neuen Züricher Zeitung“ (Nr. 188 und 189) den Fortgang ſeiner Reiſe (vergl. oben S. 15), die ihn von Suez über Aden nach der Inſel Réunion führte. Wir entnehmen dieſen Reiſebriefen das Folgende über die Bevölkerung von Réunion.

„In ethnographiſcher Hinſicht bietet St. Denis, wie die Inſel Réunion überhaupt, ein recht intereſſantes, aber keineswegs einheitliches Bild dar. Am beſten ſucht man die ärmeren Vorſtadtquartiere auf oder ſchaut in der Frühe des Tages dem originellen und bewegten Treiben des Volkes in der geräumigen Markthalle zu und wird da ein recht buntes Leben antreffen.

Den ſoliden Kern des Volkes bilden die franzöſiſchen Kreolen. Man nennt im weiteren Sinne alle diejenigen Kreolen, welche von freien Eltern abſtammen, in der Kolonie geboren wurden und für Frankreich optirt haben. Es giebt daher auch indiſche, afrikaniſche und madagaſſiſche Kreolen, im engeren Sinne nennt man auch wohl den in der Kolonie geborenen Europäer Kreolen. Der letztere iſt in ſeinem Verkehre geſellig und gaſtfreundlich und hat die Anhänglichkeit an ſeine europäiſche Heimath bewahrt. Im Jahre 1870 ſind zahlreiche franzöſiſche Kreolen ausgezogen und haben als Freiwillige in der Armee gedient. Vergleicht man jedoch den Kreolen mit dem friſch eingewanderten Europäer, ſo überzeugt man ſich bald, daß er durch ſeinen langen Aufenthalt in einem milden Klima an Beweglichkeit und Energie bedeutend eingebüßt hat, er iſt etwas matt und langſam.

Im Uebrigen iſt die körperliche Konſtitution in beiden Geſchlechtern eine geſunde, oft blühende. Die Frauen halten viel auf äußeren Tand und entwickeln einen mehr als nöthigen Luxus.

Die Mattheit ſpricht ſich auch in der Sprache aus. Es wird ein reines Franzöſiſch geſprochen, aber mit völlig kindiſcher Ausſprache. Alle r werden vollſtändig eliminirt, das „j und ch“ überall durch „s“ erſetzt, der Kreole ſpricht sour, seu, sval ſtatt jour, jeu, cheval und deshalb erſcheinen uns größere Perſonen, insbeſondere die Männer, oft etwas läppiſch, man hat den Eindruck, als ſeien die Leute zu faul, diejenigen Konſonanten anzuwenden, welche phyſiologiſch etwas verwickelt zu Stande kommen.

Nebenbei beſitzt der Kreole in ſeiner Sprache noch eigenthümliche Ausdrücke, ſo das faſt unüberſetzbare, beifällige Ça même. Der Morgengruß lautet Salam! Der Diener, welcher meinen Morgenkaffee bringt, ſteigert dieſen Gruß ſogar zu beaucoup Salam und ich glaubte, als ich ihn zum erſten Male hörte, er wünſche mir eine tüchtige Portion Salami anzubieten, was ich in dieſem heißen Klima dankend ablehnte, bis mir hinterher einfiel, daß dieſer Gruß dem Arabiſchen entnommen ſei.

Neben dem franzöſiſchen Kreolen bildet der Hindu ein weſentliches Element in dem ethnographiſchen Charakter der Inſel. Er ſtammt meiſt von der Malabarküſte, iſt Einwanderer, der ſich für einige Zeit auf die Pflanzungen verdingt oder als Bedienter Geld zu gewinnen ſucht, ſpäter wieder in ſeine Heimath zurückkehrt oder Handel treibt und franzöſiſcher Unterthan wird.

Der Malabar, wie er kurzweg genannt wird, iſt von kleinem Wuchſe und auffallend dunkel. Unter den Männern finden ſich ſchöne Geſtalten mit einem etwas melancholiſchen Geſichtsausdrucke, ſie ſind behende und nicht ſo unterwürfig, wie der Durchſchnitts-Indier. Redet man den Malabar, auch wenn er Diener iſt, mit „Vou“ an, ſo verhält er ſich ziemlich ſchwerhörig, er will die reſpektvollere Anrede „Agah“ oder wie man hier wiederum mit einiger Kreolenfaulheit ausſpricht „Anah“.

Die Malabarfrauen ſind ebenfalls beweglicher als die Kreolinnen. Man findet unter ihnen Geſtalten von ſehr ausdrucksvollem Weſen und mit einer prachtvollen Modellirung des Kopfes. Zur Blüthezeit ſind die Züge von einer überraſchenden Feinheit und den ſchönſten kaukaſiſchen Völkerzweigen an die Seite zu ſtellen. Das große, feurige Auge verräth einen hohen Grad von Intelligenz. Die glatten, glänzend ſchwarzen Haare werden entweder zu zwei dicken Zöpfen geflochten und aufgebunden oder zu einem Chignon aufgedreht, welcher bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Hinterkopfes ſitzt.

Die Malabarfrauen lieben Gold- und Silberſchmuck, welcher auf ihrer zarten, dunkeln Haut ſich ſehr effektvoll abhebt. An den Armen der wohlhabenderen Frau prangen goldene Armbänder von maſſivem, unverfälſchtem Metall. Die Finger ſind dicht mit Ringen beſetzt. Die zweite Zehe des Fußes iſt mit doppelten Silberringen geſchmückt, die Ohren mit Gold beladen, ſo daß die weitgeſchlitzten Ohrläppchen gegen die Schultern herabhängen. Die Naſenflügel ſind mit Goldſtiften beſetzt.

Wirft ſich ein ſo geſchmücktes Weib mit einer graziöſen Bewegung in ihren bunten, baumwollenen Ueberwurf, ſo bietet daſſelbe eine höchſt maleriſche Erſcheinung dar.

Die Malabarkinder mit ihren magern, geſchmeidigen Gliedern ſind von einer fabelhaften Behendigkeit, aber ohne Gemüth.

Eine franzöſiſche Familie zeigte mir ein Malabarkind von 7 Jahren, das in der Küche ſchon ſehr anſtellig war, bei den Einkäufen auf dem Gemüſemarkte ſtets mitlief und den ſchweren Korb nach Hauſe trug. Ausgänge beſorgte, aber den Pflegeeltern, welche den armen Wurm im Alter von einigen Monaten vor dem Verderben retteten, nie das geringſte Zeichen der Anhänglichkeit bekundete, ſondern ſtets die kleine Egoiſtin ſpielte.

Bei den hier lebenden Indiern iſt das Betelkauen eine ſehr verbreitete Sitte und an den Straßenecken werden Betelblätter mit Arekanüſſen und Kalk feilgeboten.

Ein drittes Element bildet der ſchwarze Afrikaner, welcher verſchiedenen Völkerſchaften der Oſtküſte angehört. Der Kreole findet es nicht für nöthig, feinere ethnographiſche Unterſchiede feſtzuſtellen, er nennt die Afrikaner in Bauſch und Bogen „Kaffern“.

Viele dieſer Schwarzen ſind häßlich wie die Nacht, die Frauen oft wahre Vogelſcheuchen, aber ihrer guten Eigenſchaften wegen ſind ſie durchweg beliebt.

Man lobt ihren Fleiß und ihre dankbare Anhänglichkeit an die Europäer.

Der Madagaſſe iſt hier vielfach vertreten und nicht ungern geſehen.

Ein weiteres Volkselement bildet der Chineſe. In den ärmeren Quartieren iſt er gewöhnlich Boutiquier, er bewohnt die Vorſtadt, wo er Viktualien und Spirituoſen verkauft. Man begegnet ihm in jeder Straße; er verräth ſich durch ſeinen breitkrämpigen, in den Nacken gedrückten Strohhut, ſeine kurze braune oder blaue Blouſe und ſeine weiten Hoſen. Diplomatiſch durchſchreitet er die Straße, als ob er das Zeug zu einem Marquis Tſeng in ſeiner Hoſentaſche beſäße.

Mir ſind dieſe glattraſirten Leichenwachsfiguren aus dem fernen Oſten ſtets unſympathiſch vorgekommen.

Das arabiſche Element und der Jude aus Jemen iſt hier in geringer Zahl vertreten.

Einen ſehr wichtigen Volksbeſtandtheil bildet der Miſchling zwiſchen Weißen und Schwarzen, der Mulatte. Das Kreuzungsprodukt zweier ſo verſchiedener Menſchenſpecies (denn zoologiſch genommen bilden Neger und Kaukaſier ſicher zwei gute Arten) iſt von einem gewiſſen Intereſſe, liefert aber die phyſiologiſch merkwürdige Thatſache, daß bei ſolchen Kreuzungen die guten Eigenſchaften einen Rückſchlag erleiden, die Vererbung dagegen ſich vorwiegend auf die ſchlechten Qualitäten erſtreckt. Die Hautfarbe variirt nach der Menge von Negerblut, ſie zeigt alle Nuancen vom Dunkelbraun bis zum völligen Weiß. Wer einige Uebung erlangt hat, wird übrigens auch bei täuſchendem Weiß noch leicht die Mulattenphyſiognomie herausfinden.

Der Mulatte iſt intelligent, aber ehrgeizig und maßlos eitel; das Mulattenmädchen ahmt die Europäerin in der Toilette ſo genau als möglich nach, ſucht ihre Bewegungen zu kopiren, aber nur zu oft kommt wieder die Niggernatur zum Vorſchein.

Die Mulattinnen tragen ſelbſtverſtändlich auch eine auffällige Tournure, und nachdem dieſe jedem guten Geſchmack hohnſprechende Mode auf der ſüdlichen Hemiſphäre bei den Mulatten Einkehr gehalten und ſich demnächſt auch beim Negerweibe einbürgern wird, dürfte man ihr im Norden baldigſt den Abſchied geben.

Viele Mulatten haben ſich durch ihre Intelligenz und durch ihre Rührigkeit zu einer höheren ſocialen Stellung emporgearbeitet, dennoch tritt der franzöſiſche Koloniſt mit ihm nur ſelten in nähere Verbindung und der Kreole aus guter Familie wird keine Mulattin heirathen.

Um ſo demonſtrativer entfalten die wohlhabenden Mulattenfrauen ihren Goldſchmuck, und der braune Mulatte, wenn er es etwa auf dem Lande zum Gemeindeamtmann bringt, wird in der Hauptſtadt ſtets in ſeinem Schwarz, Stehkragen, ſeinem Cylinder und weißer Halsbinde erſcheinen.

Im Allgemeinen fehlt es dem Bewohner von Réunion, der gegen die ſchöne Natur ſeiner Inſel nicht unempfindlich iſt und ſie in vollem Zuge genießt, etwas an Friſche und Lebendigkeit. Ich habe hierfür ein Kriterium, das mich noch ſelten getäuſcht hat — ich ſehe mir die Jugend auf der Straße an. Wenn die Jungen ſich zuweilen ordentlich balgen, dann ſage ich mir, daß eine reichliche urwüchſige Kraft vor-

handen ist, welche man nur richtig zu lenken braucht, um aus ihr etwas Tüchtiges hervorgehen zu lassen; wo die Jugend lahm ist, da wird kein kräftiges, schöpferisches Volk erstehen. Mir scheint, daß die Jugend von Réunion sich nicht ordentlich balgen kann. Etwas besser steht es in den Bergen, wo eine weniger erschlaffende Luft vorhanden ist.

Dennoch sind die Menschen hier durchschnittlich sehr gesund und von epidemischen Krankheiten weiß man auf dieser gesegneten Insel wenig zu erzählen. Fälle von Elephantiasis habe ich jedoch nicht selten bemerkt und in einigen Gemeinden kommt leider zuweilen eine Krankheit vor, welche wohl als das scheußlichste aller Leiden bezeichnet werden darf — ich meine den Aussatz oder die Lepra.

Die Kolonie besitzt für solche Kranke eine eigene Anstalt, die Leproserie, in welcher dieselben isolirt werden. Die Anstalt ist etwa vier Stunden von der Hauptstadt entfernt und liegt tief in den Bergen von Affouches versteckt. Da ich noch nie einen Aussätzigen gesehen, entschloß ich mich, diesen weiten Weg zu unternehmen, und wurde vom Direktor der Anstalt in zuvorkommendster Weise empfangen. Inmitten der schönsten Natur ein Bild des traurigsten menschlichen Jammers! Ich sah etwa 50 Patienten, Gestalten, wie sie die wahnwitzigste Phantasie nicht scheußlicher erfinden konnte. Die Krankheit ergreift meistens Madagassen, Neger und Mulatten, und verschont in der Regel den Europäer. Doch ist vor einigen Monaten in dieser Anstalt ein Schweizer verstorben.

Die Patienten wurden mir von einer im Dienste der Menschheit ergrauten Ordensschwester vorgeführt. Dieselbe widmet sich seit 25 Jahren ausschließlich der Pflege von Leprakranken. Ein Vierteljahrhundert im Dienste der Aussätzigen ist ein stilles Heldenthum, dem man wohl die höchste Anerkennung zollen darf — vor dieser ächten Religiosität hat wohl Jeder ein Gefühl der Bewunderung.

An eine Heilung der Kranken ist nicht zu denken; sie werden beschäftigt, so gut es geht, und jeder erhält ein Stück Land zur Pflege eines Gartens. Um die Disciplin unter den Insassen der Anstalt aufrecht zu erhalten, sind einige Galeerensträflinge mit der Ueberwachung beauftragt.

Wenden wir uns ab von diesem Bilde menschlichen Elendes.

Die nordamerikanische Landschneckenfauna.

Binney hat auf Veranlassung der Leitung des U. St. National Museum ein Manual of American Land Shells herausgegeben (Bull. U. S. Nat. Mus. Nr. 28), welches die geographische Bedeutung der nordamerikanischen Landschneckenfauna sehr eingehend erörtert und darum auch hier eine Erwähnung verdient. Binney unterscheidet drei Hauptprovinzen, die pacifische, die centrale und die östliche, die ganz scharf geschieden sind. Die pacifische Provinz hat mit der östlichen nur etwa ein Dutzend Arten gemeinsam, welche sämmtlich über den ganzen Norden des Continents verbreitet und offenbar von dort her längs der Sierra Nevada eingedrungen sind; mindestens drei von ihnen sind circumpolar und auch durch ganz Europa verbreitet (Conulus fulvus, Cionella lubrica und Vallonia pulchella). Sie läßt sich durch eine Linie, welche etwa von der Humboldt-Bai ausgeht, in eine nördliche (Oregon) und eine südliche Hälfte (California) theilen; doch finden sich die Arten beider Bezirke in den Grenzzonen gemischt. Drei Arten, Arionta Townsendiana, Mesodon devius und Macrocyclis Vancouverensis, dringen südöstlich bis nach Idaho und Montana ins Gebiet der centralen Provinz vor. Charakteristisch für die pacifische Provinz sind die Untergattungen (von Helix) Aglaja und Arionta, welche aber mit Ausnahme von Aglaja Hillebrandti und Arionta Mormonum und tudiculata auf das Küstengebiet beschränkt sind. Im Ganzen sind aus dem ganzen großen Gebiete nur 73 Arten Landschnecken bekannt. Die centrale Provinz ist ihrem wüstenartigen Charakter entsprechend noch viel ärmer an Landschnecken, und beherbergt nur etwa 25 Arten, von denen aber 11, darunter die einzige Art der Gattung Polygyrella, ihr eigenthümlich sind; die anderen eigenthümlichen sind, dem Wüstencharakter angemessen, kleine Patula, Microphysa und Pupa. Die centrale Fauna ist von der pacifischen sehr scharf getrennt und hat, die kleine oben erwähnte Ecke in Idaho und Montana ausgenommen, mit ihr nur die Einwanderer von Norden her gemeinsam; nur Patula solitaria und P. Hemphilli scheinen neuerdings die Cascade Range westwärts überschritten zu haben. Nach Osten hin sind die Grenzen naturgemäß weit weniger scharf gezogen und die vorkommenden Gruppen sind mit Ausnahme von Polygyrella dieselben.

Die östliche Provinz, welche den ganzen ungeheuren Raum östlich der Felsengebirge einnimmt, zeigt der Gestaltung des Terrains gemäß weit weniger scharf geschiedene Unterabtheilungen und besonders nicht den scharfen Unterschied zwischen dem Mississippigebiet und der Atlantischen Küste, wie er in den Süßwassermollusken nachweisbar ist. Binney begnügt sich darum, drei den Breitegraden parallele Zonen zu unterscheiden, welche aber an den Grenzen ganz allmählich in einander übergehen.

Die nördliche Zone umfaßt nur einen geringen Theil des Uniongebietes und zeigt nur in Neuengland nördlich und östlich der Apalachian Mountains ihre scharfe Ausprägung; sie ist weniger durch die in ihr vorkommenden Arten charakterisirt, wie durch das Fehlen der Gruppe Mesomphix und der Helixgruppen Mesodon und Triodopsis. Als mit Europa gemeinsam und somit circumpolar erkennt Binney nur sieben Arten an, die übrigen Identifikationen, wie sie namentlich Jeffreys gemacht hat, bestreitet er. Einigermaßen eine Ausnahmestellung nimmt Alaska ein, das drei nordasiatische Arten aufzuweisen hat, Vitrina exilis, Patula pauper und Pupa borealis. Die innere oder mittlere Zone hat die eigentlich charakteristische nordamerikanische Fauna, wie sie sich auch schon in den postpliocänen Schichten am Ohio und Mississippi findet. Von den 108 bekannten Arten der Zone sind bis jetzt 31 auch pleistocän bekannt, zahlreiche andere Arten werden sich wohl noch finden. Eine eigenthümliche Subregion innerhalb der mittleren Zone bildet der südliche Theil der Apalachen, also Ost-Tenessee, Nordkarolina und ein Theil von Westvirginien, die sogenannte Cumberland Subregion. Nicht weniger als 39 Arten, darunter besonders die großen Mesomphix und viele Arten von Stenotrema und Mesodon, sind entweder auf dieses Gebiet beschränkt oder doch dort am häufigsten und überschreiten seine Grenzen nur wenig; diese Subregion bildet jedenfalls das wichtigste Entwickelungscentrum der Vereinigten Staaten.

Die südliche Zone umfaßt außer der Halbinsel Florida und den Küsteninseln die Golfstaaten ungefähr so weit nördlich, als das reine Alluvialgebiet reicht; sie enthält also das östliche Nordkarolina, Südkarolina, Georgia, Florida, das südliche Alabama, Mississippi, Louisiana und einen Theil von Texas. Außer etwa 30 Einwanderern aus der mittleren Zone und einigen kleinen, durch ganz Nordamerika verbreiteten Arten finden wir hier 27 eigenthümliche Arten, darunter Glandina truncata und die Untergattung Polygyra, deren Verbreitungscentrum in Florida liegt, und etwa ein Dutzend echt westindischer Arten, welche offenbar von Menschenhand, und zwar meist auf dem Wege von Kuba über Florida eingeschleppt worden sind. Zum Ersatz dafür haben auch eine Anzahl kleiner amerikanischer Arten ihren Weg nach den Antillen gefunden.

Im südlichen Texas grenzt die südliche Provinz an die mexikanische, und da hier keine natürliche Grenze vorliegt, mischen sich die beiderseitigen Faunen. So kommen zahlreiche Polygyra, Triodopsis und Mesodon in die mexikanische Fauna und dringen theilweise bis nach Centralamerika vor, während mexikanische Bulimulus, Macrocerama, Dorcasia, Holospira, Glandina und Stenogyra auf das Unionsgebiet

herüber reichen. Im Ganzen ſind aus dieſer Subregion, welche Binney als Texan Subregion bezeichnet, 70 Arten bekannt, faſt genau ſo viel, wie aus Florida.

Auf der pacifiſchen Seite ſchließt ſich im Süden zunächſt die Halbinſel Unterkalifornien an, welche eine Provinz für ſich bilden muß; ſie hat 17 eigenthümliche Arten, vorwiegend Bulimulus und die ſeltſame Gattung Berendtia, nur eine Art mit dem Feſtlande von Mexiko gemeinſam, dagegen angeblich zwei (Bulimulus proteus und Bulimulus pallidior) mit Südamerika, den erſteren ſogar mit Chile. Die mexikaniſche Weſtküſte bis Mazatlan hinab zeigt zwar im Allgemeinen dieſelben Gattungen (Glandina, Bulimulus, Holospira, Polygyra, auch Orthalicus), wie Unterkalifornien, aber in anderen Arten; die Grenze iſt hier entſchieden ſchärfer als in Texas.

Von den verſchiedenen Faunen hält Binney die nordiſche, deren Arten ohne Rückſicht auf die Gebirgsbildung verbreitet ſind, für die älteſte; auch die echte Fauna der inneren Zone, die Mesodon, Stenotrema, Triodopsis, reichen bis zum Beginn der Pleiſtocänperiode zurück, aber ſie ſind jedenfalls jünger als die Aufrichtung der Rocky Mountains, welche eine Barrière für ſie bilden. Die ſüdlichen Gruppen, Polygyra, Glandina (und verſchiedene Cycloſtomiden), ſcheinen die Nachkommen einer ausgeſtorbenen ſubtropiſchen Fauna, vielleicht der des alten Landzuſammenhanges mit Südamerika zu ſein. Die Centralprovinz hat ihre Molluskenbevölkerung der ganzen geologiſchen Bildung nach erſt ſpäter erhalten und ihre Formen von Patula haben es bei aller Mannigfaltigkeit noch nicht eigentlich zur Ausbildung ſcharf umgrenzter Arten gebracht. Noch mehr gilt das von den pacifiſchen Arionta, welche die Syſtematiker zur Verzweiflung bringen und von Binney darum für das jüngſte Glied der amerikaniſchen Schneckenfauna gehalten werden. W. Kobelt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach Profeſſor Heim beträgt die geſammte Anzahl der Gletſcher in den Alpen 1155, wovon 249 eine Länge von mehr als 7500 m beſitzen. Davon entfallen auf Frankreich 144, auf Italien 78, auf die Schweiz 471 und auf Oeſterreich 462. Die Geſammtoberfläche dieſer Gletſcher beläuft ſich auf zwiſchen 3000 und 4000 qkm, wovon 1839 km auf die Schweiz kommen. Die größte Länge von 24 km erreicht der Aletſch-Gletſcher. Ueber die Dicke liegen bekanntlich noch keine genaue Meſſungen vor; doch ſei daran erinnert, daß Agaſſiz am Aar-Gletſcher bei 260 m den Boden noch nicht erreicht und deſſen Tiefe an einer beſtimmten Stelle auf 400 m berechnet hat.

— Im Frühjahre 1885 hat Dr. Bernhard Schwarz der Dobrudſcha und den dortigen deutſchen Anſiedelungen einen kurzen Beſuch abgeſtattet und denſelben kürzlich unter dem Titel „Vom deutſchen Exil im Skythenlande“ (Leipzig, P. Frohberg, 1886) beſchrieben. Geographiſch bietet die Broſchüre wenig Neues, abgeſehen vielleicht davon, daß Schwarz beim Kloſter Loſſowa Chloritſchiefer, welcher Kupfer und Silber enthält, aufgefunden hat (S. 77). Allgemein ſind im Lande die Klagen, daß die Zuſtände zur Türkenzeit beſſer waren als jetzt (vgl. S. 31, 36, 37 ff., 64, 88 und 112); aber bei genauerem Zuſehen fand der Reiſende, daß die Schuld nicht ausſchließlich auf Seiten der rumäniſchen Regierung, ſondern auch auf derjenigen der deutſchen Bauern zu ſuchen ſei (S. 121 f.). Es ſeien allerdings Fehler und Härten der Regierung vorgekommen; die höheren Beamten in der Dobrudſcha ſeien, wenigſtens theilweiſe, Ignoranten oder walteten gar ihres Amtes nur im eigenen Intereſſe. Ebenſo ſeien bei der Konſtatirung des Beſitzſtandes der Koloniſten deren wohlerworbene Rechte mitunter grauſam verletzt worden. Dieſe Leute ſeien zwar fleißig, genügſam, gute Landwirthe u. ſ. w., aber daneben machten ſich auch Geiz, Habſucht, ein falſcher Trotz, Mangel an Initiative, Kleinmüthigkeit, ſowie ein zu geringes Maß von Selbſtvertrauen und ſich ſelbſt helfender Energie geltend. Dazu trete vielfach eine ſtark ausgeprägte Bigotterie, die eindringenden Sektirern nur zu leichten Eingang gewähre, ſowie ein großer Mangel an Gemeinſinn, der oft genug ſchon der Grund auch zu politiſcher Spaltung und Uneinigkeit geworden ſei. Schwarz räth den Leuten, ruhig in der Dobrudſcha auszuharren, wo ihnen die Verhältniſſe bekannt, und ſie ſelbſt acclimatiſirt ſeien, und wünſcht, daß ihnen eine Art Anwalt in der Perſon eines praktiſchen, erfahrenen Mannes gegeben würde, der, mit dem deutſchen wie dem rumäniſchen Weſen und Idiom vertraut, mitten unter ihnen, etwa in Babadagh, ſeinen Sitz nähme und ihre Sache wenigſtens ſo lange führte, bis Alles in Zug gekommen wäre.

— In der allernächſten Zeit werden nach dem „Nowoje Wremja“ zwei Expeditionen St. Petersburg verlaſſen; die eine geht in das Gebiet des Weißen Meeres und des Onega-Sees, um den Weg für den zukünftigen Weißen-Meer-Kanal zu ſuchen; die andere nach Tſcherdyn im Gouvernement Perm, um wegen der Kama-Petſchora Bahn die Gegend zwiſchen der Kama und Petſchora zu unterſuchen: vom Hafen Suslowk an der Bereſowka, einem Zufluſſe der Kama, bis zum Hafen Jakſchinsk an der Petſchora, ſoll eine 30 km lange Eiſenbahn erbaut werden.

Aſien.

— Die ruſſiſche Regierung hat ein Projekt des Ingenieurs Pollevski-Kozell genehmigt, nach welchem der Damm des Sultan Beg am Murghab, oberhalb Merw, welcher vor etwa einem Jahrhundert durch Schah Murad von Buchara zerſtört worden iſt, wieder hergeſtellt werden ſoll. Die Koſten ſollen 288 000 Rubel betragen, welche, wie man hofft, durch Baumwollenbau auf dem, durch Anlage des Dammes wieder bewäſſerbaren Lande gedeckt werden ſollen.

— Ueber die Reiſe Krasnow's (ſ. oben S. 111) wird der „Oeſtl. Rundſchau“ Nr. 25 aus Almaty gemeldet: Krasnow verließ Werny im April und begab ſich nach Iliisk, dann den Ili-Fluß entlang abwärts bis zur Mündung des Kurtu, ging dieſen Fluß ſtromaufwärts bis zum Urſprunge des Kopa-Fluſſes zum Gebirge Kandyk-tau und Kuldſchabaſchi, überſchritt die Tſchu-Ili-Berge, ging bis zum Buſen Alakul (Südſpitze des Balkaſch-Sees), um denſelben herum und erreichte das Weſtufer des Balkaſch bei dem Berge Atyleskes; kehrte von da zurück, ging um den Alakul herum und beſuchte die Mündung des Iliſluſſes. Den Rückweg nahm er durch die Sandwüſte Tau-Kum, über die Gebirge Chan-Tau, Dala-Kainar, durch Otarn nach Werny. Das von Krasnow durchwanderte Gebiet iſt äußerſt intereſſant. Am ganzen weſtlichen Ufer des Balkaſch-Sees iſt das Waſſer deſſelben ſüß und trinkbar; dagegen iſt es im Buſen von Alakul ſalzig. Die Sandwüſte Tau-Kum iſt nach allen Richtungen hin paſſirbar; in Kamau, einem Aufenthaltsorte von Tigern, ſind Kirgiſen anſäſſig, welche Getreide bauen. In dem Tſchu-Ili-Gebirge ſind an vielen Stellen

die Felsen bedeckt mit Abbildungen von Thieren, Hirschen, Kameelen, von mit Bogen und Pfeil bewaffneten Leuten auf Pferden und auf Mammuth ähnlichen Thieren. Auch viel Kurgane mit Steinfiguren (kamennija baby) giebt es daselbst. Die Flora, sowie die Resultate der geologischen Forschung bekunden, daß noch vor Kurzem die Gegend reicher an Wasser war als jetzt; bemerkenswerth ist das vollständige Fehlen von Seemuscheln und die Anwesenheit von zahlreichen Süßwasserformen in der Sandwüste Tau-Kum, welche übrigens in Bezug auf die Flora den Kara-Kumy Mittel-Asiens vollkommen gleicht. Die Ufer des Ala-Kul und das westliche Ufer des Balkasch sind reich an Jaspis und Kupfererzen. Der daselbst vorkommende Jaspis ist gebändert, von trefflicher Beschaffenheit und steht dem Orsker nicht nach („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 25).

— Nach Nachrichten vom 9. (21.) Oktober v. J. haben Potanin und Skassi von Sun-chan-ting bis Lantschou-fu eine Aufnahme ihrer Marschroute gemacht; die letzten Tagereisen hätten die Mitglieder der Expedition zu Fuße marschiren müssen, während Träger den Transport der Sachen besorgten. Die Expedition wird in Sining überwintern, wohin am 1. März auch der Reisegefährte Potanin's — Berefowski — kommt. — Einem in der k. Russisch. Geogr. Ges. am 7. Mai verlesenen Briefe Potanin's ist Folgendes zu entnehmen: Gumbum, 21. December 1885. Der Naturforscher der Expedition Berefowski ist nach Siguschän gegangen; dagegen sind Potanin und der Topograph Skassi in dem Thale des Gelben Flusses aufwärts gegangen bis nach Santschuan; von hier ging Skassi, um die Aufnahme mit Lantschen und Guidai zu verbinden, weiter stromaufwärts über Sjan-chuaten bis Gumbum; Potanin selbst dagegen wandte sich den Sining-Fluß stromaufwärts. In Sining verbrachte er sechs Tage und wartete die Erlaubniß ab, nach Gumbum zu gehen. Der Amban von Sining entschloß sich nach einigem Zögern, einen Brief nach Gumbum zu schreiben und einen Beamten dahin zu senden, um die Expedition in jenes Kloster zu führen. Am 7. December langte Potanin in Gumbum an, wo die Klosterverwaltung der Expedition ein ganzes Haus anwies. Dort wurden Chalcha-Mongolen aus Uljassutai angetroffen, welche zum Beten hierher gekommen waren. Die Mongolen sind von Dsabchyn über Kobur und Bemba-nura zum Flusse Edsin-gol gewandert und haben etwa acht Tagemärsche südlich von Gan-tschou das Flußufer erreicht. Nach den Berichten der Mongolen wohnen die Edsin-Torgouten an diesem Flusse abwärts von der Stelle, wo der Weg von Uljassutai nach Gan-tschou den Fluß schneidet. Zu diesen Edsin-Torgouten will die Potanin'sche Expedition im Frühlinge 1886 ihren Weg nehmen in der Hoffnung, unter ihnen einen Führer zu finden, um die Wüste Gobi zwischen Sogek-nor und der östlichen Fortsetzung des Altai zu durchschneiden. — Die Zeitung „Sibir" meldet, daß der Reisende Potanin durch die Mongolei nach Sibirien zurückzukehren gedenkt und daß bereits aus Peking die zur Rückreise nöthigen Schutzbriefe ihm zugeschickt seien. Potanin verbrachte den Winter über in Sinin.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine entsetzliche vulkanische Eruption fand kürzlich in und um Rotorua auf der Nordinsel von Neu-Seeland statt. Rotorua oder Ohinemutu, im Centrum des wunderbaren Hot Springs- (Heiße Quellen-) Distriktes, liegt in 38° 10′ südl. Br. und 176° 8′ östl. v. Gr. an der südwestlichen Ecke des Rotorua-Sees. Es sind dort für Invalide Badehäuser und Hospitäler eingerichtet, und in guten Hotels ist für allen Komfort gesorgt. Der Ort zählt für gewöhnlich 50 Europäer und 150 Eingeborene, wird aber in der Badesaison von December bis Ende März von zahlreichen Kranken und Touristen, im letzten Jahre von 1300, besucht. Die Katastrophe brach in der Nacht zum 9. Juni los. Es folgte eine mächtige Erderschütterung der anderen. Der Tarawera-Berg, in der Nähe des Rotomahana-Sees, erhob sich um 300 Fuß und wurde zu einem furchtbar thätigen Vulkane mit drei bis vier brüllenden Kratern; Feuerballen und 500 Fuß breite Feuerzungen, sowie ungeheure Lavamassen und Asche wurden unaufhörlich bis 8000 Fuß hoch emporgetrieben. Der ganze Berg war in Feuer gehüllt. Das donnerartige Gekrache wurde 80 bis 100 englische Meilen weit gehört. Die umliegende Gegend ist jetzt 40 Miles weit mehrere Fuß tief mit Schlamm und Asche bedeckt, in der Ort Wairoa liegt 10 Fuß tief, die Häuser bis zum Dache, unter blauem Schlamme und Steinmassen begraben. Auf den üppigen Grasweiden der Umgebung ist kein Grashalm mehr zu finden. Der ganze Tikitapu-Busch ist entwurzelt und zerstört. Die Seen Rotomahana, Rotokohokitio und Kakarama haben sich gesenkt und bilden eine siedende zitternde Masse und Hunderte von neuen heißen Quellen sind entstanden. Die Insel Mokoia in dem Rotorua-See ist völlig erweicht und Eruptionen zeigen sich überall. Die berühmten blaßrothen und weißen Terrassen, Wunder der Natur, sind leider vollständig zerstört. So viel bis jetzt bekannt, fanden 12 Europäer, unter ihnen der bekannte Geologe Dr. Hector, und 80 Maoris ihren Tod. Die aus dem Schlafe aufgeschreckten Bewohner haben auf der Flucht fast gar nichts retten können. Am 12. Juni ließ die Eruption des Mount Tarawera in ihrer Stärke wesentlich nach und hörte am 18. Juni ganz auf, so daß man sich in die Nähe des Vulkans wagen konnte. Wo zuvor die erwähnten Terrassen und der Rotomahana-See lagen, hatte sich eine Reihe großer Vulkane gebildet, welche fortwährend gewaltige Steinmassen und Aschenregen auswarfen. Das schönste landschaftliche Bild, wie es in seiner Art auf der Erde nicht weiter existirt, ist in kurzer Zeit zu einer Ruine geworden. Wer den Hot Springs-Distrikt zuvor kannte und seine wunderbaren Naturbilder angestaunt hat, für den bestand freilich immer kein Zweifel, daß die unterirdischen Feuer, welche die Tausende von Geysern und kleinen Wasserlöcher auf dem Siedepunkte hielten, einmal ihren Ausgang finden und Tod und Verwüstung verbreiten würden. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß ungefähr 14 Tage vor Bildung und Ausbruch des Vulkans Tarawera dem Gipfel des für längst erloschen gehaltenen, 2961 m hohen Vulkanes Ruapehu, in der Provinz Wellington, (in 39° 16′ südl. Br. und 175° 35′ östl. v. Gr.), plötzlich wieder mächtige Rauchwolken entstiegen. Bisher war der Mount Tongariro in 39° 5′ südl. Br. und 175° 45′ östl. v. Gr. der einzige noch thätige Vulkan auf Neu-Seeland.

H. Greffrath.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. II. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotaner. IV. (Schluß.) — Die Bewohner der Andamanen. II. — A. Feddersen über Island und seine Fischerei. — Kürzere Mittheilungen: Persische Sprüchwörter. — Die Bevölkerung von Réunion. — Die nordamerikanische Landschneckenfauna. Von W. Kobelt. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 22. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 9.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. G. Le Bon's Reiſe nach Nepal.

III.

Der Gipfel des Hügels von Sambunath iſt mit kleinen Heiligthümern und zahlreichen Bildwerken bedeckt, aber den größten Theil davon nimmt der große Tempel ein, der von Wallfahrern aus den entlegenſten Theilen Tibets beſucht wird. Derſelbe beſteht aus einer Halbkugel von Lehm und Ziegelſteinen, ähnlich dem Tope von Santſchi, aber auf derſelben erhebt ſich noch ein viereckiger Thurm, den kreisrunde, parallel über einander angeordnete Scheiben krönen. Auf den vier Seiten des Thurmes ſind in Roth, Weiß und Schwarz die Augen Buddha's angebracht; die etwas vorſpringende Baſis des Tope iſt cylindriſch und mit Steinplatten gedeckt, während in jeder der vier Hauptrichtungen eine Kapelle ſich an das Heiligthum anlehnt, deren Façade mit ciſelirter Bronce bekleidet iſt und in deren Innern ſich je eine ſtulpirte Steinplatte befindet. Die meiſten dieſer Baulichkeiten ſtammen, wie die zahlreichen vorhandenen Inſchriften beweiſen, aus den Jahren 1650 bis 1750; die älteſte datirt von 1593. Dagegen iſt das eigentliche Heiligthum weit älter und ſtammt, wie ſeine Aehnlichkeit mit den Topes Central-Indiens darthut, wahrſcheinlich aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung.

Wenn auch der Tempel ausſchließlich buddhiſtiſch iſt, ſo fehlt es ihm doch auch nicht an brahmaniſchen Emblemen; ſo iſt eine der Kapellen einer Göttin geweiht, welche ihre Verehrer gegen die Blattern ſchützt — ein in Nepal nicht ſeltenes Beiſpiel davon, wie die Statuen der Götter des indiſchen Pantheon friedlich neben denen Buddha's hauſen, des Reformators, welcher die Exiſtenz aller dieſer Götter leugnete.

Die übrigen kleinen Bauwerke, welche den Tempel umgeben, ſind Votiv- oder Weihkapellen zu Ehren irgend einer verehrungswürdigen Perſönlichkeit; in einem der Häuſer lebt auch eine Familie tibetiſcher Lamas, die ſeit undenklichen Zeiten mit der Bewahrung eines heiligen Feuers betraut ſind, das als Symbol einer einſt vom Himmel herabgeſtiegenen Gottheit verehrt wird und niemals erlöſchen darf. Uebrigens ſtehen ſämmtliche Tempel von Sambunath unter der religiöſen Aufſicht tibetiſcher Lamas.

Nepal wird von einer großen Anzahl ſehr verſchiedener Stämme mit verſchiedenen Sprachen bewohnt; dieſelben ſind theils tibetiſchen Urſprunges, theils Miſchlinge zwiſchen Tibetern oder den urſprünglichen Landesbewohnern und Einwanderern aus verſchiedenen Theilen Indiens. Letztere ſind theils Radſchputen, alſo die höchſtſtehende indiſche Raſſe, theils halbwilde Völkerſchaften, ähnlich den Kohls in Tſchota Nagpur und Oriſſa, geweſen. Zu den erſteren gehören die Gorkhas, zu letzteren die Sikkim benachbarten Stämme Nepals. Die große Maſſe der Bevölkerung des nepaliſchen Hochthales, in welchem alle großen Städte liegen, zerfällt in zwei ſcharf geſchiedene Theile, die Newars, welche einſt das Land beherrſchten, und die Gorkhas, welche es gegen Ende des letzten Jahrhunderts eroberten. Dieſelben bewohnten ſchon früher als ein kriegeriſcher Stamm das Land und halten ſich für Abkömmlinge von Radſchputen, welche einſt, um der mohammedaniſchen Eroberung zu entfliehen, nach Nepal einwanderten. Sie ſind offenbar von Hindu-Abſtammung, aber nur wenige tragen keine ſichtbaren Spuren tibetiſchen Blutes an ſich. Gorkha bezeichnet übrigens keineswegs eine beſtimmte Raſſe, ſondern Abkömmlinge von Individuen jeder Klaſſe und jeder Herkunft, welche im letzten Jahrhundert die nepaliſche Provinz Gorkha

verließen, um ihre Herrſchaft über das ganze Land auszudehnen. Ihrem Urſprunge gemäß zerfallen ſie in mehrere Klaſſen, deren oberſte, die der Kſchatrijas, aus der Verbindung von Radſchputen mit Frauen des eingeborenen Stammes der Khus entſtanden iſt. Die Gorkhas bilden den Kern der nepaliſchen Kriegerbevölkerung, an welchen ſich andere Tribus, Magars, Gurungs u. ſ. w. anſchließen, bei denen der mongoliſche Typus viel mehr vorherrſcht, als bei den Gorkhas. Dieſe ſind es, welche hauptſächlich im engliſchen Heere Dienſte nehmen und dort allgemein, aber ungenau, als Gorkhas bezeichnet werden.

Den eigentlichen Gorkhas, einem tapferen und kriegeriſchen Geſchlechte, verdankt Nepal ſeine Vereinigung unter einem Herrſcher. Sie geben und nehmen niemals Pardon, aber außer dem Kriegshandwerke verſtehen ſie nichts und wollen von Induſtrie, Ackerbau, Handel und Kunſt nichts

Buddhatempel in Sambunath. (Nach einer Photographie des Dr. Le Bon.)

wiſſen. Ihre Religion iſt der Brahmanismus, ihre Sprache, das Parbattia, ein mit tibetiſchen Wörtern gemiſchter Sanskritdialekt, der mit Sanskritlettern geſchrieben wird.

Die Hauptmaſſe der Bevölkerung des Thales von Nepal bilden die Newars, welche Jahrhunderte lang von Radſchahs aus ihrem Geſchlechte regiert wurden; während dieſer Zeit füllten ſich die Städte des Landes mit merkwürdigen Denkmälern an. Die Newars ſind, wie die Gorkhas, hauptſächlich durch Kreuzungen zwiſchen Hindus und Tibetern entſtanden, nur daß bei ihnen das tibetiſche Element vorwiegt. Ihre Sprache, das Newari, unterſcheidet ſich ſtark vom Parbattia, obwohl es wie dieſes eine Miſchung von Sanskrit und Tibetiſch darſtellt; es iſt die einzige Sprache Nepals, welche eine Literatur beſitzt. Die kriegeriſchen Neigungen der Gorkhas gehen ihnen vollſtändig ab, aber dafür ſind ſie, was jenen fehlt, geſchickt für Ackerbau, Handwerke und Künſte; ſie haben die merkwürdigen Tempel des Thales errichtet und mit prachtvollen Skulpturen ge-

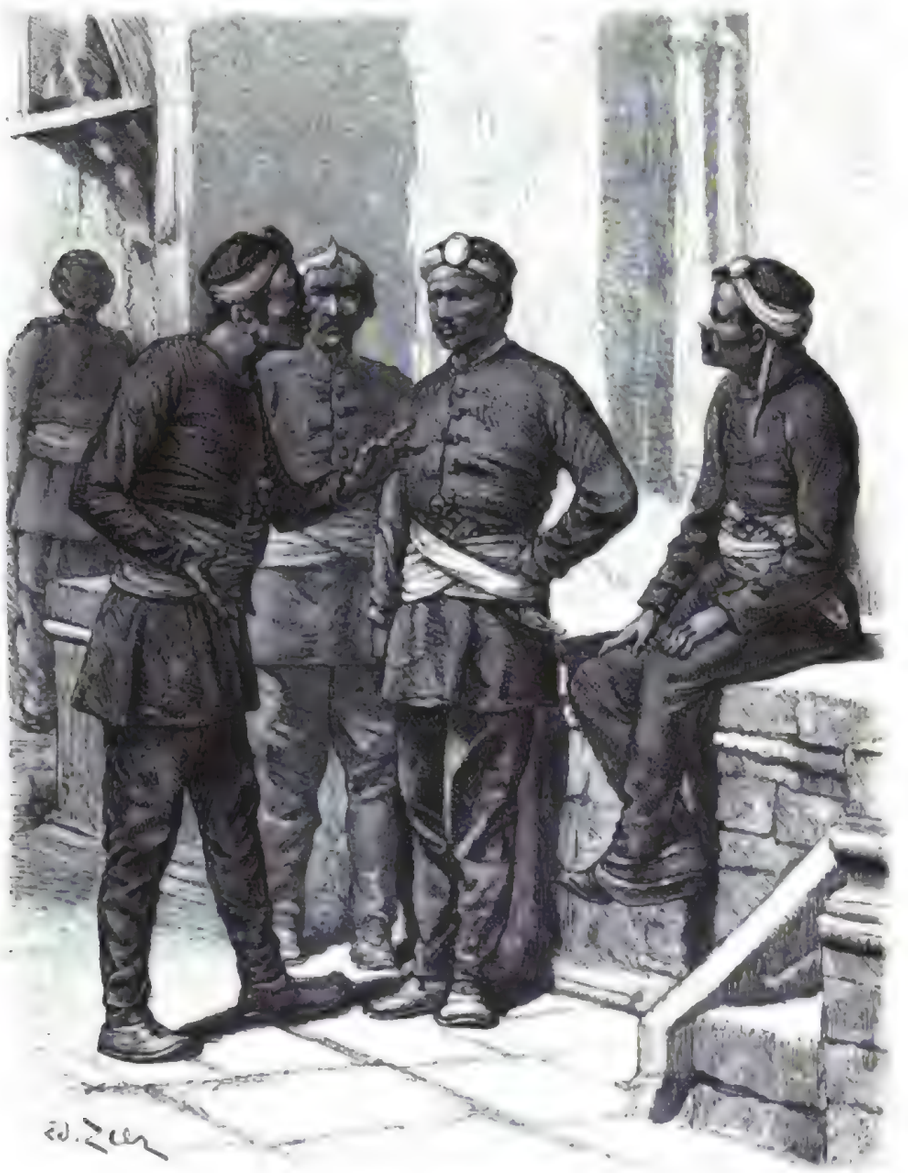
ſchmückt, und in der Holzſchnitzerei ſtehen ſie hinter keinem der Völker, welche heute Europa bewohnen, zurück. Leider finden dieſe Beſtrebungen bei den gegenwärtigen Herren des Landes, den Gorkhas, nicht die geringſte Unterſtützung, ſo daß die Newar-Künſtler allmählich ausſterben, und es heute im ganzen Thale nicht über ein Dutzend geſchickter Holzſchnitzer giebt. Als Le Bon eine Holzſäule eines alten Tempels für das Pariſer Muſeum kopiren laſſen wollte, konnte er für kein Geld einen geeigneten Handwerker auftreiben, da die kleine Zahl derſelben gerade von einem Landesbewohner beſchäftigt wurde. Wenn der letzte dieſer jetzt noch vorhandenen Holzſchnitzer ſtirbt, wird mit ihm ſeine Kunſt in Nepal erlöſchen, was mit der Fertigkeit der Broncebearbeitung bereits geſchehen iſt. Auch die Architektur befindet ſich im Verfalle; was das Land an hervorragenden Bauwerken beſitzt, wurde vor Beginn der Gorkha-Herrſchaft errichtet. Ein Drittel der Newars bekennt ſich zur Hindureligion und verehrt den Siva, die beiden anderen Drittel ſind Buddhiſten.

Haben wir im Vorſtehenden auf die Verſchiedenheiten zwiſchen den beiden Stämmen hingewieſen, ſo haben ſie doch auch zwei weſentliche Eigenſchaften gemeinſam, nämlich die Religioſität und den Unabhängigkeitsſinn. Die Nepaler ſind vielleicht das religiöſeſte und abergläubiſchſte Volk auf Erden; ihre Tempel und Prieſter ſind zahlreicher, als in irgend einem anderen Lande, und den größten Theil ihrer Zeit füllen ſie mit religiöſen Ceremonien und Feſten aus. Bei allen Ereigniſſen des Lebens ſpielen die Aſtrologen, die meiſt aus den Prieſtern genommen werden, eine weſentliche Rolle, und kein Nepaler unternimmt ein Geſchäft oder eine Reiſe, ohne ſich vorher den dafür günſtigen Augenblick verkünden zu laſſen. Dagegen ſteht ihre Moralität auf einer niedrigen Stufe; ſie ſagen niemals die Wahrheit, was bei einem Hindu doch wenigſtens zuweilen vorkommt. Worin ſie ſich aber gänzlich von den Hindu unterſcheiden, das iſt ihr Patriotismus und ihr Unabhängigkeitsſinn, welcher den Hindus faſt ganz und gar abgeht, und den die Nepaler im höchſten Maße beſitzen. Daraus entſpringt ihr großes Mißtrauen gegen Fremde und das Verbot für dieſelben, ihr Land zu betreten.

Von der Geſchichte Nepals wiſſen wir vor dem Jahre 1300 nichts, als daß im erſten chriſtlichen Jahrhundert der Buddhismus dort Eingang fand. Als Ala-ed-din 1306 Schittor eroberte, flohen die erſten Radſchputen nach Nepal, denen 30 Jahre ſpäter andere aus Oudh und Kanudſch folgten; ſie gaben Anlaß zur Entſtehung des Gorkha-Volkes, welches in Nepal ein kleines, unabhängiges Fürſtenthum bildete und daſſelbe mehrere Jahrhunderte hindurch erhielt, bis es 1765 ſich kräftig genug fühlte, die neben ihm beſtehenden drei Newar-Reiche in Bhatgaon, Patan und Katmandu über den Haufen zu werfen und dann allmählich auch die zahlreichen, außerdem noch vorhandenen kleinen Fürſtenthümer ſich unterthan zu machen. Seitdem gab es nur noch einen einzigen Herrſcher und eine einzige Hauptſtadt, Katmandu. Wiederholt wurde ſpäter die Unabhängigkeit des Landes von ſeinen beiden mächtigen Nachbarn, China und den Engländern, bedroht; Nepal wurde auch einige Male beſiegt, aber noch hat kein fremdes Heer ſeine Reſidenz erreicht. 1816 drang ein engliſches Heer bis auf drei Tagemärſche von derſelben vor und zwang die Nepaler zum Frieden, deſſen härteſte Bedingung die Aufnahme eines engliſchen Geſandten in Katmandu war. Wenn dies vielleicht auch den nepaliſchen Stolz verletzte, ſo war damit doch nur wenig erreicht; denn der Geſandte hat nicht das Recht, ſich in die Angelegenheiten des Landes zu miſchen und hat kaum andere Befugniſſe, als wie der Konſul einer fremden Macht in einer Stadt Europas. Sein einziger Gefährte während

Dſchang Bahadur, einſtiger erſter Miniſter von Nepal.
(Nach einer Zeichnung des Mr. Wright.)

ſeines oft langjährigen Aufenthaltes iſt ein Arzt; officiell darf er keinen Schritt außerhalb ſeiner Reſidenz machen, ohne von einer nepaliſchen Wache begleitet zu ſein, welche angeblich zu ſeinem Schutze beſtimmt iſt, in Wahrheit aber ſein Thun und Treiben überwacht. Die Reſidenz, von einer Abtheilung Sipoys behütet, liegt einige Kilometer von der Stadt und umſchließt alles, was zum Leben nöthig iſt, Bäckerei und Schlächterei einbegriffen — es gehört wahrhaftig der ſchweigſame und geſtählte Charakter eines engliſchen Beamten dazu, um unter ſolchen Bedingungen nicht vor Langeweile zu ſterben. Aber ſie ſterben nicht, dieſe Beamten, welche man auch außerhalb Nepals unter gleichgültigen oder feindlichen Völkern ganz iſolirt lebend antrifft. Solche Einſiedler bewahren dabei die Sitten und die Lebensweiſe ihrer Heimath aufs Strengſte und legen zu Tiſche Frack und weiße Binde an, wenn auch der einzige



Nepaliſche Soldaten. (Nach einer Photographie.)

Tiſchgenoſſe ihr Bild im Spiegel an der Wand iſt. Das genügt ihnen derart, daß viele dieſer Beamten ſich nicht ohne Bedauern von ihrem Amte und von Indien trennen. Kein Volk kann Schweigen und Einſamkeit ſo gut ertragen, als die Engländer.

Nepal iſt eine abſolute Monarchie; aber in Wahrheit iſt ſeine politiſche Verfaſſung viel weniger einfach, als es auf den erſten Blick erſcheint. Denn ſie begreift Formen von ſehr verſchiedener Entwickelung, je nach der Gegend. In den meiſten Thälern findet ſich die einfache Stammesorganiſation, daneben aber die merkwürdige Erſcheinung, daß zwei Provinzen 1855 vom Kaiſer ſeinem Miniſter Dſchang Bahadur und deſſen Erben mit abſoluter Souveränetät geſchenkt wurden. Noch heute beſitzen die Söhne jenes Miniſters dort den Titel Maharadſchah (Großkönig) und das Recht über Leben und Tod. Die Autorität des Kaiſers von Nepal iſt übrigens rein nominell, da die oberſte Gewalt vom erſten Miniſter ausgeübt wird, unter

deſſen Befehlen ein aus den hervorragendſten Standesherren des Landes zuſammengeſetzter Rath ſteht. Dieſer erſte Miniſter iſt allmächtig, was aber nicht hindert, daß er über kurz oder lang von einem Nebenbuhler ermordet wird. Von Nepal viel mehr als von Rußland kann man ſagen, daß es eine durch Meuchelmord gemilderte abſolute Monarchie ſei. Dſchang Bahadur aber entging dieſem Geſchicke, indem er jedem anſcheinenden Mitbewerber ſchleunigſt den Kopf abſchlagen ließ oder dies nöthigenfalls auch eigenhändig beſorgte und auf dieſe Weiſe ſich länger als 30 Jahre an der Spitze erhielt und zuletzt eines natürlichen Todes ſtarb. Er war ſicherlich einer der merkwürdigſten Deſpoten, die Aſien hervorgebracht hat, von überlegener Intelligenz und von großem Nutzen für ſein Land. Er kannte europäiſche Verhältniſſe, hatte London und Paris beſucht und in Nepal wichtige Reformen eingeführt. Dabei war er von großer Stärke, ein ausdauernder Reiter, vermochte einen Panther mit einem Säbelhiebe in zwei Theile zu ſpalten und ſchlug ohne langes Federleſen verrätheriſchen Adeligen ſelbſt den Kopf herunter. Zuletzt hatte er keine Feinde mehr, da er ſie ſämmtlich vernichtet hatte. Die wichtigen Staatsämter hatte er alle mit ſeinen Verwandten beſetzt, und das wurde ihm nicht ſchwer, da er mehr als hundert Söhne beſaß.

Kukhri.
(Nach Originalen aus der Sammlung des Dr. Le Von.)

Während ſeiner langen Herrſchaft proſperirte das Land und ſein Reichthum wuchs; Kriege wußte er zu vermeiden, unterſtützte England während des Sipoy-Aufſtandes und gewährte gleichzeitig dem flüchtigen Nana Sahib Aſyl; er gilt heute für die wichtigſte hiſtoriſche Perſönlichkeit des Landes.

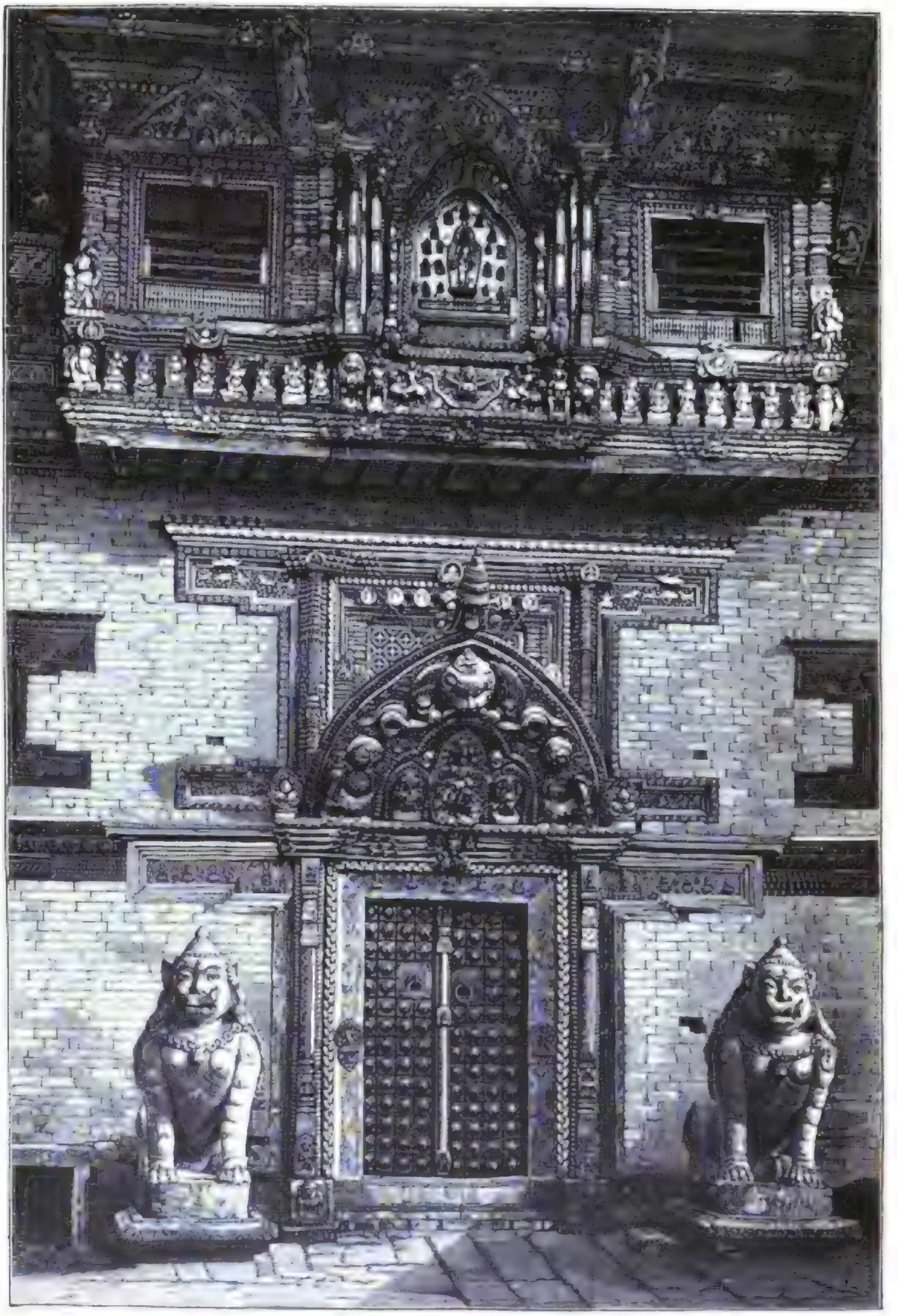
Obwohl Nepal ein Heer von insgeſammt 32 000 Mann unterhält, ſo hat es doch keine ſehr bedeutenden Einkünfte, nämlich etwa 20 Millionen Francs. Freilich will das in einem Lande, wo ein Mann täglich mit 30 Centimes gut auskommt, mehr heißen als in Europa. Das Heer wird hauptſächlich durch zeitweilige Ueberweiſung von Staatsländereien ernährt, dafür aber der größte Theil der Einkünfte auf Beſchaffung von Waffen, Kanonen, Uniformen u. ſ. w. verwendet. 16 000 Mann, in 26 Regimenter getheilt, bilden die reguläre, eben ſo viel die irreguläre Armee; die Uniform iſt blau, die Kopfbedeckung beſteht aus einem kleinen Turban. Von Reiterei giebt es, dem bergigen Charakter des Landes entſprechend, nur 100 Mann. Die Waffen ſind etwas verſchiedenartig und gehören verſchiedenen Syſtemen an; aber jeder Soldat, wie überhaupt jeder Bewohner des Landes, trägt den Kukhri, ein großes, eigenthümlich geformtes Meſſer. Die Artillerie hat zahlreiche Berggeſchütze, die meiſt im Lande ſelbſt verfertigt worden ſind.

Was dem an ſich kleinen Heere aber beſondere Tüchtigkeit verleiht, iſt der Umſtand, daß die Soldaten auswandern und ſich für engliſch-indiſche Regimenter anwerben laſſen dürfen, wo ſie europäiſche Schulung erhalten und zu den beſten dortigen Truppen gehören. So erzogen und gedrillt, bilden ſie einen Kern, der ſich ſofort in eine treffliche Armee umwandeln läßt, welche im Gebirge vorzügliche Dienſte leiſten und jedem feindlichen Einfalle trotzen kann. So hat Nepal von ſeinen Nachbarn nichts zu fürchten, wenn nicht etwa in Folge einer inneren Revolution irgend ein Häuptling engliſche Truppen herbeiruft und denſelben Einlaß in die Hauptſtadt verſchafft.

Handglocke
aus einem buddhiſtiſchen Tempel in Nepal.
(Nach einem Originale in Dr. Le Von's Sammlung.)

Uebrigens dient das Heer nicht ausſchließlich zu militäriſchen Zwecken, ſondern wird dauernd zu öffentlichen Arbeiten und namentlich zur Ausbeſſerung der Wege — eigentliche Straßen giebt es nicht — verwendet.

Ackerbau liefert den Nepalern ihren hauptſächlichſten Lebensbedarf; jede Familie beſitzt einige Aecker, welche ſie mit primitiven Inſtrumenten durchaus zweckentſprechend bebaut. Geſchickt werden dieſelben an den Bergabhängen terraſſenförmig angelegt und bewäſſert und liefern meiſt zwei Ernten im Jahre, Getreide und Reis in der warmen Jahreszeit, Kartoffeln, rothen Pfeffer, Knoblauch, Radiſchen u. ſ. w. während der kalten. Die Induſtrie iſt von geringer Bedeutung und beſchränkt ſich auf die Herſtellung von wollenen und baumwollenen Stoffen, Papier, Gold- und Silberſchmuck, Broncegötzen, eiſernen Geräthen und Waffen; die Künſtler in Bronce, Holz und Stein ſind, wie geſagt, ſeitdem die Gorkha die Herrſchaft führen, faſt verſchwunden. Auch der Handel iſt geringfügig; auf dem Rücken von Menſchen werden Reis, Getreide, Gummi und Gewürze nach Indien exportirt und dafür Stoffe, Metallwaaren, Salz und Luxusgegenſtände eingeführt. Aus Tibet kommen auf nicht minder ſchwierigen Wegen Salz, Borax, Wolldecken, Moſchus, Gold, Thee, Hammel, Gewürze und Edelſteine, dorthin ausgeführt werden Seiden- und Atlasſtoffe und verſchiedene koſtbare

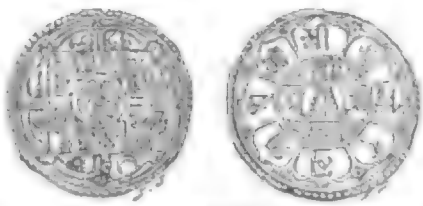


Broncethür im königlichen Palaſte zu Patan. (Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

Digitized by Google

Gegenſtände, die aus Indien kommen. Da die Gorkhas ſich nur mit dem Kriegshandwerke befaſſen, ſo liegen Handel und Induſtrie in den Händen der Newars und eingewanderter Kaſchmirer, welche letzteren ſelbſt europäiſche Waaren beziehen. In Lhaſſa giebt es eine Kolonie von 3000 Nepalern, welche den Handel zwiſchen Tibet und ihrer Heimath beſorgen.

Den dritten Ort, welchen Dr. Le Bon in Nepal beſuchte, war Patan, eine der früheren Hauptſtädte des Landes, und ſicher einer der merkwürdigſten Orte von ganz Aſien. In ganz Europa, Nordafrika und Weſtaſien findet ſich keine phantaſtiſchere Architektur wie dort, kein packenderer Anblick, als die dortige Hauptſtraße. Sind auch die Einzelheiten mitunter barbariſch, ſo iſt die Geſammtwirkung doch um ſo blendender, und wenn die Abbildungen, welche wir in dieſer und der folgenden Nummer aus Patan mittheilen, in dem Beſchauer vielleicht nicht den gleichen Eindruck hervorbringen, ſo liegt das daran, daß ihnen die bunten Farben fehlen. Dieſe intenſiv roth angemalten Paläſte, deren Ziegel- oder Kupferdächer von Tauſenden von Göttern und Göttinnen in den verſchiedenſten Farben getragen werden und deren von ſteinernen Ungeheuern bewachte Broncethore in hellem Lichte erſtrahlen, ſpotten wahrhaftig jeder Nachbildung.



Nepaliſche Silbermünzen.
(Nach einem Originale in Dr. Le Bon's Sammlung.)

Patan iſt eine Stadt von 40 000 Einwohnern ſüdöſtlich von Katmandu und ſcheint gegen das Jahr 300 n. Chr. gegründet worden zu ſein. Die Straßen ſind meiſt von Häuſern aus Ziegelſteinen und Holz eingefaßt, deren Säulen und Fenſterrahmen prachtvoll geſchnitzt ſind; der Platz aber, auf welchem der königliche Palaſt und ihm gegenüber die Tempel liegen, bietet unſtreitig einen der maleriſchſten Anblicke in der Welt dar. Beſonders zu beachten iſt der Palaſt und deſſen große Eingangsthür aus ciſelirter Bronce (ſiehe Abbildung S. 134). Seit der Eroberung und Plünderung der Stadt durch die Gorkhas hat ſie viel von ihrer Bedeutung verloren, und zahlreiche ihrer Monumente fallen in Trümmer. Die Tempel ſind dort noch zahlreicher als in Bhatgaon; manche derſelben ſind mit Klöſtern verbunden, welche aber ſeit lange ihrer urſprünglichen Beſtimmung entzogen ſind und heute einfach als Kaufmannsläden dienen. Es ſind das übrigens zweiſtöckige Häuſer, wie die anderen Wohnungen in der Stadt.

Die Bewohner der Andamanen.

III. (Schluß.)

E. M. Ueber ihre religiöſen Vorſtellungen müſſen wir eingehender berichten, jedoch die Bemerkung vorausſchicken, daß dieſelben ſich ſelbſtändig unter ihnen entwickelt haben. Man erklärt es für im höchſten Grade unwahrſcheinlich, daß ſie ihre Legenden von Miſſionaren oder anderen Perſonen, welche vielleicht in früheren Jahren auf den Andamanen gelandet ſein könnten, empfangen haben ſollten, einmal nämlich, weil durchaus keine Ueberlieferung von derartigen Begegnungen beſteht, dann aber wegen ihrer allem Fremden gegenüber in höchſtem Maße abweiſenden Haltung, die ſie bis zum Jahre 1858 zum Schrecken aller Seefahrer machte, welche die benachbarten Meere befuhren. Hatten trotzdem zu irgend einer Zeit chriſtliche oder mohammedaniſche Miſſionare ſie beſucht und Einfluß auf ſie gewonnen, ſo wäre es im höchſten Grade unwahrſcheinlich, daß deren Aufenthalt bei ihnen aber auch gar keine Spur zurückgelaſſen haben ſollte. Dieſe Verwahrung iſt ſehr nöthig; denn ſo, wie ſie mitgetheilt wird, bietet ihre Geſchichte von der Schöpfung, dem Paradies und dem Sündenfalle ſo außerordentlich viele bibliſche Anklänge, daß der Gedanke, dieſe Legenden ſeien von außen her eingedrungen, ganz unwillkürlich entſteht.

Pu-luga, dem Schöpfer, werden folgende Eigenſchaften beigelegt: ſeine Erſcheinung iſt Feuer, aber er iſt jetzt unſichtbar. Er wurde nie geboren und iſt unſterblich. Durch ihn wurden alle belebten und unbelebten Gegenſtände, mit Ausnahme der böſen Mächte, geſchaffen. Er weiß Alles, ſo lange es Tag iſt, ſelbſt die Geheimniſſe der Herzen; durch beſtimmte Sünden wird er beleidigt; er iſt gütig gegen die, welche in Schmerz und Trübſal leben und gewährt ihnen manche Erleichterung. Er iſt Richter, und jede Seele empfängt nach dem Tode ihr Urtheil von ihm; die Hoffnung, den Martern, welche der Sünde im Jenſeits folgen, zu entgehen, beeinflußt die Handlungen der Inſelbewohner in dieſem Leben. Pu-luga lebt im Himmel in einem großen ſteinernen Hauſe mit einer Frau, die er für ſich geſchaffen, und vielen Kindern, lauter Töchtern mit Ausnahme des älteſten, der eine Art Erzengel iſt und ſeinen Vater unterſtützt. Der Schöpfer ißt und trinkt wie ein Sterblicher; er ſchläft in der trockenen Jahreszeit ziemlich viel, denn man hört ſeine Stimme (den Donner) dann nicht oft. Er giebt dem Menſchen Nahrung und Beute; wiewohl er diejenigen, welche ihn erzürnen, nie mit dem Tode ſtraft, kann er ſich doch über ein ſchlecht zerlegtes Schwein ſo ärgern, daß er den Uebelthäter in die Macht der böſen Geiſter giebt, die denſelben ſchleunigſt expediren. Ueber die böſen Geiſter, wenigſtens über die ſtärkeren derſelben, beſitzt er keine eigentliche Macht. Der gewaltigſte derſelben iſt der Dämon der Wälder, der mit ſeinen Söhnen im Dſchungel umherſchweift, während Frau und Töchter zu Hauſe bleiben. Krankheit und Tod ſchleudert er gegen diejenigen, welche in ſeine Macht kommen. Ein anderer, unbeweibter böſer Geiſt lebt in Ameiſenhügeln; wiewohl er mit einem Meſſer bewaffnet iſt, tödtet er wenigſtens die Menſchen nicht, wenn ſie in ſeine Hände fallen. Der dritte endlich, Juruwin, wohnt mit Frau und Kindern im Meere und ißt die Körper derjenigen, welche in dem naſſen Elemente ſterben oder nach dem Tode demſelben anvertraut werden. Seine Waffe iſt ein Speer und damit verwundet er diejenigen, denen er Böſes zufügen will (Krampf). Dann giebt es noch eine

ganze Reihe von bösen Geistern, Nachkommen eines solchen, der schon vor der Sintfluth lebte. Diese ganze Familie ist namentlich den Leuten gefährlich, welche Schweinefleisch rösten oder braten, da der Geruch desselben den Mitgliedern derselben unangenehm ist; Pu-luga, der ebenfalls, wie wir gesehen haben, hinsichtlich der Zerlegung der Schweine Vorurtheile hat, hilft jenen zuweilen einen solchen Uebelthäter entdecken. Sie können übrigens nur am Tage strafen, da sie sonst aus ihrer weit von der Erde gelegenen Wohnung, die sie nicht verlassen dürfen, nicht im Stande sind, ihre Pfeile mit der nöthigen Sicherheit zu schießen.

Die Sonne ist die Gemahlin des Mondes, die Sterne, ihre Kinder, sind beiderlei Geschlechtes; ihr Haus steht etwas unter dem östlichen Horizonte. Frau Sonne führt ein ganz geordnetes Leben, aber der Herr Gemahl, der für eine zahlreiche Familie zu sorgen hat, kann sich nicht an bestimmte Stunden binden. Beide gehen unter der Erde her nach Hause, wobei sie den armen Seelen im Hades leuchten. Die Mondphasen erklären die Andamanesen dadurch, daß der Mond der Kälte wegen einen Mantel gebraucht, den er nach und nach zurückschiebt. Bei einer Mondfinsterniß werden möglichst viele Pfeile unter lautem Lärmen abgeschossen; eine Sonnenfinsterniß erfüllt Alles mit furchtbarem Entsetzen. Die Welt hat die Gestalt einer flachen Scheibe und ruht auf einem Palmbaume, der mitten in einem Dschungel steht, welcher den ganzen Raum unter der Erde bedeckt; das ist der nur schlecht beleuchtete Hades, wohin Pu-luga die Todten schickt, um die Auferstehung zu erwarten. Sie bleiben dort in derselben Gestalt und dem Alter, wie sie das Leben verlassen haben, und die Seelen der Thiere und Vögel folgen ihnen, damit sie auch dort das Vergnügen der Jagd genießen können. Die Seelen der kleinen Kinder sitzen unter einem Feigenbaume. Alles dies wurde einmal vor langer Zeit einem Lebenden im Traume offenbart. Manche gehen auch nach dem Volksglauben, wenn sie die Erde verlassen, in allerlei Thiere über. Mit dem Hades besteht immer noch eine gewisse Verbindung; die Geister, die da wohnen, sind im Stande, denen, die ihrer gedenken, manchmal beizustehen.

Von der Erde führt eine Rohrbrücke, welche die Seelen überschreiten, nach dem östlichen Himmel, dem Paradies; darunter liegt ein anderer Raum, eine Art Fegefeuer, obwohl dieser Name nur uneigentlich gebraucht ist, da sie dasselbe für sehr kalt halten. Der Geist verläßt den Körper schon bei schwerer Krankheit und schwebt zwischen dem Kranken und dem Hades; nach dem Tode spukt er noch einige Zeit am Sterbehause und am Grabe; die Seele verläßt den Körper schon während des Traumes. Die Farbe des letzteren ist roth, die des Geistes schwarz, beide nehmen sie die Augen Anderer an, die Gestalt der Person, zu welcher sie gehören. Alles Böse geht von der Seele, alles Gute vom Geiste aus. Bei der Auferstehung vereinigen sich beide zu ewigem Leben auf einer neuen Erde; auch die Seelen der Bösen haben indessen eine Läuterung erfahren. Das ewige Leben wird nur eine Wiederholung des gegenwärtigen sein, aber ohne die Sorgen und Leiden desselben. Dieser Zustand wird eingeleitet werden durch ein großes Erdbeben, wobei die Erde ihren Stützpunkt verliert, alles Lebende vernichtet wird und die Todten auferstehen.

Vieles von den mitgetheilten Ueberlieferungen ist, wie man sagt, von älteren Mitgliedern entfernter Stämme berichtet worden, und der jüngeren Generation vielleicht unbekannt.

Nachdem Pu-luga die Welt erschaffen hatte, erschuf er einen Mann, der hieß Tó-mo; er war schwarz wie seine jetzt lebenden Nachkommen, aber viel größer und bärtig. Pu-luga setzte ihn in einen blühenden Garten, half ihm Feuer machen, wozu Frau Sonne auf die Erde kam. Auch Schweine gab der Schöpfer dem Menschen, die leicht zu fangen waren, da sie weder Nasen noch Ohren hatten. Als Tó-mo im Stande war, für sich selbst zu sorgen, wurde ihm auch eine Frau gegeben; aller der Geschenke des Schöpfers durfte er sich erfreuen, nur von einigen Früchten sollte er während des West-Monsuns nicht essen. Man lebte so recht glücklich, bis sich die Schweine so vermehrten, daß sie zur Last wurden; die Frau des ersten Menschen erdachte, um dem abzuhelfen, ein kluges Mittel: sie bohrte den Schweinen Löcher in die Nase und Ohren, so daß sie jetzt im Stande waren, ihre eigene Nahrung zu suchen, und darauf trieb man sie in das Dschungel. Jetzt aber entstand eine Schwierigkeit für die Menschen: sie konnten die Schweine, deren sie zu ihrer Nahrung bedurften, nicht mehr fangen. Da kam ihnen der Schöpfer zu Hilfe und lehrte sie Bogen und Pfeile verfertigen, auch mit dem Bau von Booten machte er sie bekannt und zeigte ihnen, wie man Fische fängt. Später besuchte er sie noch einmal — er wohnte damals noch auf dem Saddle Peak — und lehrte sie von dem rothen und weißen Thon Gebrauch machen, Netze flechten und andere nützliche Sachen mehr. Auch die Sprache empfingen sie (es ist dies die des südlichen und südöstlichen Theiles der Mittel-Andamanen, welche als der Stamm aller anderen Dialekte der Andamanen betrachtet wird). Durch einen glücklichen Zufall entstanden Baien und Buchten; Tó-mo harpunirte nämlich eines Tages ein Seeungeheuer, welches im Todeskampfe mit der Schnauze gegen das Land stieß und so dieselben hervorbrachte.

Tó-mo lebte sehr lange; schon waren seine Nachkommen so zahlreich, daß sie kein Unterkommen mehr finden konnten, da wanderten sie auf Pu-luga's Geheiß aus; er gab ihnen Alles, dessen sie bedurften, aber auch verschiedene Sprachen und nun zerstreuten sie sich über alle Länder. Der Stammvater der Menschen ertrank und wurde dann der Stammvater der Cetaceen; seine Frau, von einigen Enkelinnen begleitet, suchte ihn, doch das Boot schlug um und beinahe Alle verunglückten und wurden in Seethiere verwandelt.

Die Nachkommen des ersten Menschen erregten den Zorn Pu-luga's. Da schickte er eine große Fluth, welche alles Lebende vernichtete mit Ausnahme zweier Männer und zweier Frauen, welche sich in einem Canoe befanden. Als sie landeten, fanden sie Alles vernichtet, doch Pu-luga erbarmte sich ihrer, er rief die Thiere wieder ins Leben. Doch litten sie schreckliche Noth, da sie kein Feuer hatten; einer ihrer verstorbenen Freunde erbarmte sich über sie, er flog in Gestalt eines Vogels nach dem Himmel und versuchte einen Feuerbrand im Schnabel wegzutragen, ließ jedoch denselben auf Pu-luga fallen, welcher neben dem Feuer schlief. Darob gerieth der Schöpfer in Zorn und schleuderte das brennende Scheit gegen den Eindringling, traf ihn aber glücklicher Weise nicht; das Holz fiel auf die Erde und gereichte den Menschen, welche ihre traurige Lage bejammerten, zum Troste. Sie versuchten es nun, sich gegen Pu-luga zu empören, doch erkannten sie bald das Thörichte eines solchen Beginnens.

Es folgen noch eine Menge Legenden über die Verbreitung von Pflanzen und Thieren und über den Ursprung des Tatuirens, welche wir hier übergehen müssen, um nur noch zwei Ueberlieferungen mitzutheilen, welche sich auf zwei ungeheure Steine und die auf einem Felsblocke eingegrabenen Zeichen beziehen. Von letzteren nämlich wird behauptet, daß sie in Hieroglyphen, die jetzt nicht mehr entziffert werden können, die ganze Schöpfungsgeschichte enthalten. Die beiden Steine aber, heißt es, seien ungeheure Thiere, welche nach

der Inſel geſchwommen und dort im Moraſte verzaubert ſeien; die Eingeborenen nennen ſie u-chu und merkwürdiger Weiſe haben ſie auch den von den Engländern nach Port-Blair geſchafften Elephanten ohne Weiteres dieſen Namen beigelegt.

Ueber das Entſtehen von Tag und Nacht ſind ebenfalls verſchiedene Legenden im Umlaufe; eine derſelben erzählt, daß Pu-luga, der den Menſchen zürnte, weil ſie eine Raupe getödtet hatten, ihnen die Nacht ſchickte. Auf den Rath eines Häuptlings fuhren ſie aber ruhig fort zu tanzen und zu ſingen, ſo daß Pu-luga zu dem Glauben kam, daß er ſie gar nicht einmal hart geſtraft habe, weshalb er Tag und Nacht abwechſeln und endlich auch noch die Nacht durch den Mond erleuchten ließ. Dieſe Legende ſcheint mit dem Umſtande im Zuſammenhange zu ſtehen, daß „Raupe“ und „Nacht“ durch daſſelbe Wort bezeichnet werden.

Wir wenden uns nun dem geſellſchaftlichen Zuſammenleben der Andamaneſen zu, inſofern von einem ſolchen überhaupt die Rede ſein kann. Mann und Frau haben ihren Antheil an der Arbeit, welche für die Haushaltung gethan werden muß, ohne daß letztere darum als die Sklavin des erſteren zu betrachten wäre; ſie ſcheert die Köpfe, tatuirt, bereitet Schönheitsmittel und Trauerfarbe, verfertigt Schmuckgegenſtände und einzelne Geräthſchaften und beſorgt die Küche zum größten Theile. Alle Leute, die nicht körperlich ungeſchickt dazu ſind, müſſen auch im Intereſſe der Geſammtheit arbeiten. Züge der Gemeinde werden durch die Häuptlinge und Aelteſten angeordnet; hierüber werden die Frauen nie befragt, wiewohl ſie während des Marſches die größten Laſten zu tragen haben, damit die Männer nicht etwa an dem freien Gebrauche ihrer Waffen verhindert ſind, wenn ſie unerwartet ein Wild auftreiben. Die Kindererziehung liegt in den Händen der Eltern und iſt der Natur der Sache nach ſehr einfach. Kindermord iſt ganz unbekannt, die Kinderſterblichkeit ganz ungeheuer in Folge nachläſſiger Behandlung.

Ueber die Kleidung läßt ſich nur wenig ſagen; wie alle Völker, deren Hülle mehr als beſcheiden iſt, ſuchen ſie ſich durch Schmuckſachen und durch Tatuirung zu verſchönern. Zum vollen Aufputze gehören: Büſchel von Pandanusblättern am Hand- und am Knöchelgelenke; um den Kopf werden Blätter gewickelt, ebenſo um den Leib; die Frauen tragen manchmal acht ſolcher Gürtel über dem Schurze. Wenn es nöthig iſt, z. B. auf der Jagd, entledigen ſich die Männer jeder Hülle mit Ausnahme eines kleinen Gürtels, der auch zur Aufnahme der nothwendigſten Geräthſchaften dient.

Mit der Tatuirung ſind keine beſonderen Ceremonien verbunden; mit Ausnahme der nördlichen Stämme wird die Operation immer von Frauen vollzogen, die jedoch dafür keine Bezahlung empfangen, ſondern ſich mit dem Anſehen begnügen, welches ihnen ihre Kunſtfertigkeit giebt. Die Operation wird bei den Kindern beiderlei Geſchlechtes, ſelten nur ſpäter als im 8. Lebensjahre, begonnen, doch dauert es bis zum 16. oder 18. Jahre, ehe ſie ganz vollendet iſt; ausgeführt wird ſie mit einem Quarzſplitter oder einem Stückchen Glas, welches zwiſchen Zeigefinger und Daumen gehalten wird. Hals, Schultern, Rücken, Bruſt, Seiten, Unterleib, auch der obere Theil der Füße und die äußere Seite der Hände werden ſo geſchmückt. Die verſchiedenen Stämme haben verſchiedene Muſter für dieſelbe; das Geſicht wird immer verſchont. Außerdem wird der Körper bemalt, wozu drei verſchiedene Farben dienen, die je nach der Gelegenheit anders gewählt werden, zum Theil werden die Grundſtoffe über die Haut vertheilt, zum Theil in mehr concentrirter Form zur Darſtellung von Zeichnungen verwendet.

Abſichtliche Deformationen ſind unbekannt, doch rufen die Frauen ſolche hervor, indem ſie die Laſten, welche ſie tragen, an der Stirn befeſtigen; 40 Pfund ſind etwa die Laſt, welche eine Perſon fortſchafft, doch haben ſie weder Gewichte noch Maße (wie z. B. Nagel, Fingerglied, Finger, Spanne oder Schritt); kleine Gewichte vergleichen ſie mit einem Samenkorne, größere mit dem Steine einer Frucht. Sie zählen nur bis zwei, höher hinauf bis zehn zählen ſie mit Hilfe der Finger, ohne jedoch beſondere Zahlwörter zu gebrauchen; die Anwendung anderer Hilfsmittel (Kerbholz, Knoten in einem Stricke, Samenkörner) iſt ganz unbekannt. Kleine Abſtände vergleichen ſie mit einem Bogenſchuſſe, größere mit einer Tagereiſe, die ſie zu etwa 18 engl. Meilen annehmen. Den Tag theilen ſie, wenn ſie recht genau ſein wollen, in 13 Abſchnitte. Hilfsmittel zur genaueren Beſtimmung derſelben (Sonnenuhr) beſitzen ſie nicht; da ſie nicht zählen können, ſind ſie nicht im Stande, die in einem Jahre ſtattfindenden Mondkulminationen anzugeben. Das Jahr beſteht aus drei Abſchnitten, der kühlen Zeit, der heißen Zeit und der Regenzeit, die ſie wieder in 20 Unterabtheilungen, benannt nach den in denſelben zur Blüthe kommenden Pflanzen, trennen. Sie unterſcheiden die vier Mondphaſen, ſind mit dem Einfluſſe derſelben auf die Tiden bekannt; die Hauptpunkte des Horizontes nennen ſie „Erſcheinen“ und „Verſchwinden“ und „Einſamer Platz“ (Süd); die Bedeutung des für Norden gebrauchten Wortes iſt verloren gegangen.

Die Winde unterſcheiden ſie nach den dazwiſchen gelegenen Richtungen; für Nordoſtwind haben ſie die Bezeichnung „des Schöpfers Athem“, weil er aus der Richtung kommt, wo die Brücke liegt, welche die Erde mit dem Paradieſe verbindet. Noch wäre hier zu bemerken, daß ſie drei verſchiedene Arten von Wolken (cumulus, stratus und nimbus) durch Namen unterſcheiden. Von den Sternen hat nur der Gürtel des Orion, ſowie die Milchſtraße, einen beſonderen Namen; letztere heißt „der Weg der Engel“.

Lange ehe die Europäer dorthin kamen, haben ſchon Malayen, Barmanen und Chineſen dieſe Inſeln beſucht und, wie es heißt, eßbare Vogelneſter und Trepang dort eingehandelt; wahrſcheinlicher iſt es jedoch, daß die fremden Handelsleute die Waaren einfach weggenommen haben; überdies entführten ſie viele Eingeborene, um ſie als Arbeiter zu gebrauchen. Selbſt jetzt noch enthalten ſich die Eingeborenen aller eigentlichen Handelsgeſchäfte, ſie betrachten den Tauſchhandel, den ſie in der engliſchen Niederlaſſung treiben, doch im Grunde als bloßes Auswechſeln von Geſchenken, obwohl ſie dabei ihren Vortheil nicht aus den Augen verlieren. Am empfänglichſten würden ſie wohl für Branntwein ſein, den man ihnen jedoch beinahe gänzlich vorenthält; ſonſt geben ſie Hunden, Eiſen, Flaſchen, Tabak, Pfeifen und Zündhölzchen den Vorzug. Die Leute aus dem Dſchungel tauſchen gern Eiſen und Muſchelgeräth gegen ſelbſt verfertigte Gegenſtände ein. Da ſie im Allgemeinen mit ihren Sachen ſehr nachläſſig umgehen, iſt es ſchwer, bei ihnen Erzeugniſſe einer früheren Generation zu finden. Allerdings wird inſofern eine Ausnahme gemacht, als bei einem Todesfalle der nächſte Blutsverwandte, mehr jedoch aus einem Gefühle der Pietät, von dem perſönlichen Eigenthume des Verſtorbenen Beſitz ergreift. Als ſolches betrachtet man hauptſächlich die Waffen und Geräthſchaften zum Fiſchfange, während Kochtöpfe, Canoes und Anderes mehr oder weniger als Gemeindeeigenthum gilt.

Vor der Ankunft der Fremden war Ackerbau unbekannt; auch jetzt, nachdem ſie doch Gelegenheit gehabt haben, die Vortheile, welche gut betriebene Landwirthſchaft abwirft,

kennen zu lernen, ſcheinen ſie durchaus nicht geneigt, ſich der damit verbundenen Mühe zu unterziehen, wozu allerdings wohl der Umſtand beiträgt, daß ſie hauptſächlich Gefangene bei derartigen Arbeiten beſchäftigt ſehen. Sie geben am liebſten ihrer Neigung zur Jagd nach, wobei ſie ſich ſeit 1865 auch der Hunde bedienen, die ſie ſehr gut behandeln, ja manchmal ihre Kinder nennen. Dieſelben erwidern dieſe Zuneigung und ſuchen ſie durch große Biſſigkeit gegen Fremde zu beweiſen. Mit der Jagd verbindet ſich der Glaube an gewiſſe Vorzeichen, wogegen der Glaube an märchenhafte Thiere unbekannt iſt.

Die Nahrung der Andamaneſen iſt viel genügender, als man manchmal geglaubt hat; die Anſicht, daß ſie Mangel leiden, muß vielleicht dem Umſtande zugeſchrieben werden, daß ſie Mancherlei genießen, was der Europäer verſchmäht, jedoch iſt dieſer Maßſtab unrichtig. Man hat häufig geſehen, daß ſie eine Hand voll gekochter Larven oder Käfer mit ſichtlichem Wohlbehagen verſpeiſten, während ſie Gerichte von Schweine- oder Schildkrötenfleiſch unberührt ſtehen ließen. Etwa ein Drittel der Nahrung iſt vegetabiliſch, der Reſt wird durch alle möglichen Vertreter der Thierwelt geliefert. Sie begnügen ſich mit zwei Hauptmahlzeiten, einem Frühſtück und einem ſoliden Abendeſſen; in der Zwiſchenzeit nehmen ſie auch einige Nahrung zu ſich und, wenn ſie längere Jagdzüge unternehmen, führen ſie gewöhnlich die nöthigen Vorräthe mit ſich. Durchſchnittlich ſcheinen ſie mehr Nahrung zu gebrauchen, als die Bewohner Indiens, etwa drei bis vier Pfund täglich. Bei außergewöhnlichen Veranlaſſungen vermögen ſie ganz erſtaunliche Maſſen von Lebensmitteln zu vertilgen. Das Fleiſch wird mit den Zähnen gefaßt und das gefaßte früher mit einem ſcharfen Bambu, jetzt häufig mit einem Meſſer abgeſchnitten. Sehr gewandt öffnen ſie die Muſcheln und Auſtern, die ſie früher kochten, jetzt ſcheint ſich dieſer Gebrauch auf die Bewohner der kleinen Andamanen zu beſchränken. Im Ganzen muß man ſich über die Mannigfaltigkeit ihres Speiſezettels wundern und auch der Bereitung der Speiſen widmen ſie größere Aufmerkſamkeit, als man von Menſchen in ihrem Zuſtande erwarten ſollte.

Natürlich giebt es bei ihnen auch viele Dinge, welche Tabu ſind, ſei es immer oder nur unter beſonderen Verhältniſſen oder endlich für beſtimmte Perſonen. Auch im Umgange beſtehen manche Beſchränkungen, z. B. liebt man es nicht, von den Todten zu ſprechen, namentlich nennt man in der erſten Zeit nach dem Ableben nicht gern ihren Namen.

Wenn mehrere Stämme einander beſuchen, kommt es manchmal zu Streitigkeiten, die häufig einen böſen Ausgang haben, da einem Verwundeten gewöhnlich auch gleich der Gnadenſtoß gegeben wird. Der Gefallene wird nicht verſtümmelt. Auf der Jagd bedienen ſich die Andamaneſen der Bogen und Pfeile, jetzt auch wohl des Eberſpeeres; die Spitze der Waffe wird nie vergiftet. Der Gebrauch des Bogens erfordert eine gewiſſe Uebung, die größten $5\frac{1}{2}$ bis 7 Fuß langen Waffen dienen nicht zum wirklichen Gebrauche, ſondern nur zum Prunke; im Ganzen kennt man fünf verſchiedene Sorten von Bogen. Die Pfeile werden möglichſt gerade gebogen, die Spitze mit Sorgfalt befeſtigt, die Schußweite beträgt 40 bis 50 Yards, obwohl noch auf den doppelten Abſtand ein $1\frac{1}{2}$ Zoll dickes Brett von der Pfeilſpitze durchbohrt wird. Wie es ſcheint, haben ſie keine Neigung, ihre Waffen gegen ſolche von fremdem (europäiſchem oder indiſchem) Urſprunge zu vertauſchen. Auch bei dem Schildkrötenfange zeigen ſie große Geſchicklichkeit; gewöhnlich werden dieſelben geſpeert; Angeln verſchmähen ſie, doch machen ſie bei dem Fiſchfange zuweilen Gebrauch von dem Samen einer Pflanze, welcher, auf das Waſſer geſtreut, die Fiſche betäubt. Ihre Boote ſtehen hinter denen der Nikobaren zurück, ſie erreichen nur etwa die halbe Schnelligkeit eines europäiſchen Bootes. Als Anker dient ein ſchwerer Stein.

Wiewohl die Andamaneſen ihre Waffen und Geräthſchaften mit allerlei Muſtern ſchmücken, ſuchen ſie doch nie Menſchen- oder Thierfiguren nachzuahmen. Am meiſten zeichnen ſie ſich durch die ganz aus freier Hand verfertigten Töpferwaaren aus; der Inhalt eines Topfes beträgt vier bis fünf Liter, doch giebt es auch größere, welche etwa zehn Liter Inhalt haben; das Glaſiren derſelben iſt ihnen unbekannt. Steine werden als Hammer und Ambos verwendet, viele Kleinigkeiten aus Bambu, Rohr und Muſcheln verfertigt. Wiewohl ihnen die Bearbeitung des Eiſens nicht mehr fremd iſt, haben ſie den Gebrauch von Steingeräthſchaften durchaus nicht ganz aufgegeben, jedoch ſoll Stein nie zu Pfeilſpitzen, Aexten und Meißeln verwendet worden ſein. Bei ihren Zuſammenkünften vergnügen ſich die Männer mit allerlei Spielen und Wettkämpfen, jedes Feſt aber wird noch mit Tanz und Geſang gefeiert, woran beide Geſchlechter ſich betheiligen. Sie bewegen ſich in vorgeſchriebener Haltung über den Platz, auch Solotänzer treten auf, wozu die anderen den Chorus machen. Die Muſik iſt an ſich nicht unangenehm, ſie wird nur durch den Mangel an Abwechslung ermüdend. Nach dem Feſte werden Freunde und Verwandte beſucht und nach dem üblichen Austauſche von Geſchenken unter vielen Thränen Abſchied genommen.

Wir haben in dem Vorhergehenden Manches übergehen müſſen, hoffen aber durch das Mitgetheilte manchem Leſer Anregung gegeben zu haben, ſich mit dem Buche Man's noch eingehender bekannt zu machen.

Tod, Beſtattung und Todtenklage bei den altgläubigen Großruſſen.

[Nach Andreas Petſchersli's (Paul Melnikow's) „Aus den Wäldern“, Sittenſchilderungen aus den Wildniſſen jenſeits der Wolga.]

Mitgetheilt von N. v. Seidlitz.

„Der Tod ſteht zu meinen Häupten. Segnet mich ſchneller mit dem großen elterlichen Segen in den Tod und rufet die Anderen . . . Ich will mich von Allen verabſchieden“, ſagte die ſterbende Jungfrau zu den an ihrem Krankenbette ſtehenden Eltern.

Nachdem die Mutter die vorſchriftsmäßigen ſieben Verbeugungen gemacht, nahm ſie andachtsvoll aus dem Heiligenſchreine das Bild der Mutter Gottes heraus und reichte es dem Manne. Dieſer ſegnete die Tochter, auf ihn folgte die Mutter. Dann traten alle Hausgenoſſen in das Zimmer

mit den großen Fenſtern. Und Alle beſchenkte Naſtia mit ihrem letzten Gruße.

„Theures Väterchen, verabſchieden wir uns nochmals ...“, ſagte die Tochter mit ſchwindender Stimme.

„Ruhiger, ... ſie verſcheidet“, flüſterte Jemand, nachdem alle überflüſſigen Leute entfernt worden, und Vater und Mutter nochmals die Tochter geſegnet hatten.

Die Schaffnerin zündete die Kerzen vor den Heiligenbildern an und ging mit der Nonne hinaus ... Alle ſahen ſich an, erriethen es... Die Mutter ſetzte ſich zu Häupten der Tochter und weinte. Der Vater kreuzte die Hände über einander und wandte kein Auge vom Antlitze ſeines Kindes.

Die Schaffnerin trat ein. In der einen Hand trug ſie ein Glas mit Waſſer, in der anderen ein Gefäß mit glühenden Kohlen und Weihrauch. Das Glas ſtellte ſie aufs geöffnete Fenſter, damit die Seele etwas habe, um ſich abzuſpülen, wenn ſie zum Himmel fliegt... Das Räucherfaß ſchwenkte ſie der Sonne nach (von rechts nach links) dreimal vor den Heiligenbildern, dann über dem Haupte der Sterbenden. Es trat eine Nonne ein und zu den Heiligenbildern tretend, begann ſie mit gedämpfter Stimme den „Kanon zum Scheiden der Seele“ zu leſen.

Leiſer und ſeltener athmete Naſtia auf ... Bald ward ſie ganz ſtill.

Im ſelben Augenblicke begann unerwartet eine Bachſtelze zart und traurig ihr Lied; voller und lauter erklang unter dem Himmelszelte das freie Lied der Lerche ... Ein ſtiller Windeshauch wehte ins Zimmer herein und bewegte leicht flatternd die aufgezogenen Fenſtervorhänge.

„Betet“, ſagte, nach Allen ſich umſchauend, die Schaffnerin, — „Engel ſind die Seele abzuholen gekommen.“ Und Alle bekreuzigten ſich in tiefem Schweigen andächtig.

Die Schaffnerin zündete ein Wachslicht an und ſolches in die Hand der Sterbenden legend, befahl ſie einem Mädchen, es zu halten.

Tiefer athmet Naſtia auf .... Nochmals ſtiller .... Noch ... und der Athem hatte ganz aufgehört.

Die Schaffnerin zog die Nonne am Aermel. Sie hörte zu leſen auf.

Fünf Minuten lang währte ein tiefes Schweigen .... Zu hören war bloß das traurige Singen der Bachſtelze am Boden und das heitere Lied der in den Lüften flatternden Lerche.

Die Schaffnerin beugte ihre Wange an die erkaltenden Lippen der Verſtorbenen und ſprach zur Mutter:

„Sie iſt verſchieden.“

Es erhob ſich die Mutter von ihrem Stuhle. Sie ſchloß der Tochter die Augen zu und, ſie bekreuzigend, ſprach ſie ſtill: „Lebe wohl, mein theures Töchterchen, erwarte mich! ...“ Und ein Schreien und Wehklagen erhob ſich im ganzen Hauſe ... Das Weinen übertönte das traurige Lied der Bachſtelze und den Himmelsſang der Lerche ...

Mit Mühe trieb die Schaffnerin Alle aus der Todesſtube hinaus. Mit der Nonne und einem Mädchen allein geblieben, begann ſie Naſtia „zur Heiligen“ anzurichten, die neuverſchiedene Magd Gottes, das Fräulein Anaſtaſia, zu waſchen, zu kämmen und zu kleiden.

Kaum hatten die Weiber die Leiche gewaſchen, ſo nahm die Schaffnerin der betrübten Hausfrau die Schlüſſel von den Truhen ab und holte alles zur Beerdigung Nöthige heraus. Den Mägden gab ſie ein Stück Kammertuch, um das Leichengewand zu nähen, zuvor aber mußte die Mutter ſelber die erſten drei Stiche thun. Sei es, zur Hochzeit das Mädchen herzurichten oder in den Sarg zu legen — jede Naht begann die Mutter ſelber — ſo pflegte man es in Rußland zu halten ...

Hervor holte die Schaffnerin neues Leinen, der Verblichenen die Füße einzuwickeln, ein neues ungebrauchtes Handtuch ihr in die Hände zu thun, auf daß ſie etwas habe, am Tage des letzten Gerichtes den Schweiß vom Antlitze abzutrocknen. Sie wuſchen, kämmten die Verſtorbene. Sie thaten ihr ein reines Hemd an, hüllten ſie in das Leichengewand ein, umwanden ſie mit neuem langgeſchnittenem Leintuche und legten ſie in der Gebetsſtube auf den Tiſch... Zuvor aber hatten ſie auf dieſen Tiſch Stroh gethan und ſolches mit einem Laken bedeckt. Da kein Brokat ſich vorfand, ward ein vorräthiges Stück himmelblauen venetianiſchen Sammetes genommen; den Sammet bewahrte man zu Naſtia's Ausſteuer auf. Auf ihn nähte man nun ein großes achtzinkiges Kreuz mit dem Speere, Stecken und Fußbrette aus und bedeckte damit den Leichnam. Die Nonne holte aus dem Bücherſchreine einen papiernen Gebetkranz alten Moskauer Druckes mit dem aufgeſchriebenen Gebete „Heiliger Gott“ hervor, die Mutter that dieſen Kranz auf die erkaltete Stirn ihres Töchterleins. Sie zündete die Lichter vor allen Heiligenbildern an, ſtellte die Leuchter mit den Stangenlichtern um den Leichnam herum, und die Nonne begann, nachdem ſie die Heiligenbilder und die Verblichene mit dem Räucherfaſſe umſchwenkt hatte, die Pſalmen zu leſen.

Die Schaffnerin nahm ſelber das Maß zum Sarge, ſelber trug ſie auch das Bett der Verſtorbenen in den Hühnerſtall hinaus, damit die Hähne daſſelbe drei Nächte lang umkräheten ... Nachdem ſie damit fertig geworden, heftete ſie von außen an das Fenſter, zu welchem die Seele der Verſtorbenen hinausgeflogen war, ein reines Handtuch an und rührte das Glas mit dem Waſſer auch nicht von ſeinem Flecke. Kehren doch die Seelen der Verſchiedenen ſechs Wochen lang auf die Erde und fliegen bis zur Beerdigung zum Orte zurück, wo ſie vom Körper geſchieden. Und jedes Mal wäſcht die Seele ſich, trocknet ſie ſich hier ab.

Auch das ordnete die Schaffnerin an, daß ſich zur Beerdigung möglichſt viel Mägde einſtellten. Jugend muß durch Jugend wie unter die Haube, ſo zu Grabe geleitet werden. Deswegen ſandte man Knechte in die umliegenden Dörfer nah und fern herum, alle Mägde zuſammen zu rufen, daß ſie Naſtaſia Patapowna zu ihrer ewigen Heimath geleiteten. Allen Mägden waren Geſchenke zubereitet, der zu einem Tuche, jener zu einer Schürze oder zu einem Bande in den Zopf. Jenſeits der Wolga gilt der Brauch, auf Beerdigungen von Jungfern wie auf einer Hochzeit Geſchenke zu vertheilen.

Die Schaffnerin vergaß auch nicht, nach Klageweibern zu ſchicken. Da es nicht dazu gekommen war, Naſtia's Hochzeit zu feiern, muß man deren Beerdigung ſo groß herrichten, daß ſie den Leuten auf lange im Gedächtniſſe verbleibe .... Die Schaffnerin ſandte eine Fuhre 40 Werſt weit in ein Kirchdorf, um von dort das berühmte Klageweib[1]) Uſtinia Kleſtſchicho zu holen, die im ganzen Landſtriche jenſeits der Wolga wegen ihrer Klagelieder, Beſchwörungen und Hochzeitsgeſänge berühmt war ... Ein wahres Goldweib war dieſe Kleſtſchicho. Wird eine Hochzeit gefeiert, und ſie führt den Reigen an — gehen graubärtige Alte hockend tanzen; beginnt ſie den Klageſang — fängt ein

[1]) Die Plakuſchi, Platſcheji oder Woplennizy ſind Weiber, die dazu gedungen werden, Beſprechungen herzuſagen und die alten Klageweiſen auf den Leichenfeiern, bei den Seelenmeſſen und Hochzeiten vorzutragen.

Herz von Stein zu ſchluchzen an ... Außer der Uſtinia rief die Schaffnerin noch ſechs Klageweiber zweiten Ranges, damit die ganze Beſtattungsfeier nach Sitte und Ordnung, wie es von den Vätern und Großvätern verordnet worden, erfolge.

Indeſſen zimmerten auf der Straße vor dem Hauſe des Patap Maximowitſch ſieben Hauswirthe Kiefernbretter zur Domowina, dem Sarge, zuſammen[1]). Nachdem ſie den Sarg hergerichtet, trugen ſie ihn in die Hausflur hinein und beſchlugen ihn mit hellrothem Sammet mit Poſamenten, die Hobelſpäne und Klötze ſammelten ſie ſorgfältig auf und händigten ſie der Schaffnerin ein.... Sie ſelbſt trug ſie zum Dorfe hinaus und ließ ſie mit einem Gebete auf das ſtrömende Waſſer los, — ſie in den Bach werfend. Bewahre der Herr, wenn irgend ein kleines Ueberbleibſel des Sarges ins Feuer geriethe — heiß würde es dem Verſtorbenen in jener Welt werden.... In den Sarg des Mädchens breitete man wie unter das Brautbett Roggengarben und beſchlug dann das ganze Innere mit neuem weißem Leinzeuge.

In den Sarg that man duftende Vogelkirſchreiſer (Prunus Padus L.) und umgab das Haupt der ſchönen Jungfrau mit ſeltenen Blumen.

Aus einem Kloſter der Altgläubigen war der Chor von Kirchenſängerinnen verſchrieben worden — Alles Freundinnen der Verſtorbenen, die mit ihrer Schweſter im ſelben Kloſter erzogen worden war.

Hunderte von Lichtern brennen im Kirchenleuchter und auf anderen Leuchtern im Gebetraume des Vaters der Todten. In Wolken ſteigt der blaue Weihrauchdampf empor; gedämpft, traurig ſingen die Sängerinnen die Trauerlieder des Beerdigungskanons. Zu Häupten des Sarges ſteht im langen Kirchenornate, das Antlitz bedeckt vom ſchwarzen Krepp-Chemiſet, die Aebtiſſin Taiſa, die Tante der Verblichenen — ſie celebrirt den Trauergottesdienſt. Herum ſtehen Verwandte und fremde Weiber, alle in ſchwarzen Sſarafanen, mit Tüchern von weißem Leinen auf dem Kopfe....

Der Kanon war zu Ende geſungen. Die Stimme der Vorſängerin erbebte, als ſie den Sang des Abſchiedsliedes: „Kommet, geben wir den letzten Abſchiedskuß“ anhub.... Als erſter kam der Vater Abſchied nehmen. Drei Fußbeugungen vor den Heiligenbildern thuend, trat er langſam an den Sarg heran, bekreuzigte dreimal die Verſtorbene, legte ſeine Lippen an die erkaltete Stirn, trat zurück und grüßte die Tochter bis an den Boden... Als er nun aber aufſtand und ihr Todtenantlitz anſchaute, erzitterte er ganz und ſtieß in einem Anfalle von Verzweiflung hervor:

„Mein leibliches Kind!...“

Nach dem Abſchiedskuſſe trug man die Mutter beſinnungslos auf den Händen aus dem Betraume hinaus.

Das Abſchiednehmen war zu Ende. Aus dem Hauſe trug man den Sarg auf Leinentüchern hinaus und ihn auf den ſchwarzen Odior[2]) ſtellend, trug man ihn zwei Werſt weit bis auf den Kirchhof hinaus.

Dem Zuge voran ging ein Junge von 14 Jahren, im ſchwarzen Tuchkaftan, mit zwei über beide Schultern ins Kreuz gebundenen Handtüchern. In den Händen trug er in großem Batiſttuche das Heiligenbild, mit welchem die Verſtorbene eingeſegnet worden war, in ſeiner goldenen Bekleidung (Riſa) funkelnd unter den Strahlen der Mittagsſonne.

Da ſchreiten die Chorſängerinnen des Kloſters hin, ſanft ſingend: Chriſtus erſtand von den Todten, durch ſeinen Tod zertrat er den Tod...

Da tragen vier Männer auf ihren Schultern die Todtenbahre dahin... Von den mäßigen Schritten der Träger ſchwankt der Sarg ein wenig und bewegt ſich auf ihm die Decke von himmelblauem Sammet.

Dann folgen die gramgebeugten Verwandten und Freundinnen — dahinter ein bunter Haufen von Männern, Weibern, Kindern, viel, viel Volkes.... Es ertönen die lauten, packenden Geſänge der Klageweiber:

Thue kein Hehl, ſag' es, meine Schwalbe,
Was, mein Schwälbchen, dich erſchrecken machte?
Warum du dich zum Grabe anſchickteſt?
Wohl erſchrakſt du, meine Schwalbe,
Daß nun lauter Thränenjahre kamen,
Alles junge Volk ſich voller Trug erwies,
Alle Junggeſellen nun gewiſſenlos ſind.

Die Todtenklagen (pogrobal'nyo plätschi) tragen den Stempel des fernſten Alterthums. Es iſt dieſes ein altes Ceremonial, die Reſte der altruſſiſchen Todtenfeier (Triſna), bei deren Celebrirung die dem Verſtorbenen Naheſtehenden, beſonders Weiber, mit großem Weinen weinten. Allerwärts in ganz Rußland erhielten ſich dieſe Lieder — ein Ausfluß der von ſchwerem Kummer gebeugten Seele. Von Hörenſagen gingen dieſe Lieder im Laufe der Jahrhunderte von einem Geſchlechte zum anderen über, trotz des Verbotes der Kirchenhirten, heidniſche Klagen über chriſtlichen Leichen anzuſtimmen...

Nirgends erhielten ſich dieſe Nachklänge des Alterthums ſo ſehr als in den Wäldern jenſeits der Wolga und überhaupt im Norden, wo aus Mangel an Kirchen das Volk weniger als in anderen Gegenden dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit unterlag. Die Klageweiber (platschoji und woplennizy) — dieſe Auslegerinnen fremden Kummers — ſind die unmittelbaren Nachfolgerinnen jener weiſen Weiber, die „mit großem Weinen“ die Todtenfeier (Triſna) über den Vorfahren der heutigen Ruſſen anſtellten. Die Beſtattungsgebräuche werden von ihnen ehrbar und in Ordnung, nach einer mündlich von Geſchlecht zu Geſchlecht überantworteten Regel abgehalten. Auf reichen Beerdigungen ſtellen die Klageweiber ihre Klagen in der Weiſe eines Dramas an: die Anführerin leitet die Klage ein, die anderen, den Chor darſtellend, antworten ihr... Beſondere Klagen giebt es beim Hinaustragen der Leiche aus dem Hauſe, beſondere beim Hinaustragen derſelben auf den Kirchhof, beſondere auf dem eben erſt bedeckten Grabe, beſondere beim Todtenmahle, beſondere beim Vertheilen der Geſchenke, wenn eine Jungfrau geſtorben iſt. Die einen Klagen werden im Namen des Mannes oder der Frau, andere in dem der Mutter oder des Vaters, des Bruders oder der Schweſter geſungen, und werden bald an den Verſtorbenen, bald an ſeine Verwandten, bald an ſeine Bekannten und Nachbaren gerichtet... Und für Alles giebt es eine Ordnung, für Alles eine Regel... Solcherweiſe werden gleichzeitig zwei Leichenfeiern abgehalten: die eine kirchlich, die andere uralt ruſſiſch, von jenem Alterthume angehaucht, da die Vorfahren der heutigen Ruſſen noch die fahrende Wolke anbeteten,

[1]) Den Sarg ſtellen unabänderlich auf der Straße gewöhnlich Verwandte des Verſtorbenen und jedenfalls in ungerader Anzahl her. Fehlen Verwandte, ſo machen den Sarg Hausväter des Dorfes, in dem der Verblichene ſtarb.

[2]) Die Tragbahre, auf der man die Leichen hinausträgt. Sie bis auf den Kirchhof auf Leintüchern tragen oder auf Pferden fahren, gilt jenſeits der Wolga, beſonders unter den Altgläubigen, für ſündhaft.

dann die hohe Sonne, hierauf den rollenden Donner und die Mutter-Feuchte-Erde [1]).

Siehe, da gehen hinter Naſtia's Sarge, hinter den Verwandten, ſieben Weiber geſenkten Hauptes. Alle in blauen gefärbten Sſarafanen mit ſchwarzen Aermeln und weißen Tüchern auf dem Kopfe. . . Voraus ſchreitet die Hauptklagefrau Uſtinia Kleſtſchicho. Da man ein Mädchen beſtattet, hält ſie in der Hand einen grünen Zweig, mit rothem Tuche umwunden.

Es ſtimmte Uſtinia die Klage im Namen der Mutter an, die Klageweiber wiederholen im Chore jeden Vers. Weit werden über das Feld die helltönenden Klagelieder getragen, den gedämpften, von den voraufgehenden Sängerinnen vorgetragenen Geſang des Himmelfahrtstroparions übertäubend:

Im Fluge fliegt das weiße Schwänchen,
In ſchnellem trägt ſich die Hausſchwalbe dahin.
Du wohin, wohin fliegſt du, weißer Schwan,
Wohin ziehſt du, mein Hausſchwälbchen? . . .
Verhehl' es nicht, ſage, mein liebliches Kind . . .
Auf welchen Weg haſt du dich gerüſtet,
Auf welchen Pfad, welchen Weg,
Zu welchen Unbekannten zum Beſuche,
Unbekannten, Ungewünſchten?
Du ſammeliteſt dich, du bereiteteſt dich
Zum ewigen unendlichen Leben.
Wie eine Biene badeteſt du dich bei mir im Honig,
Wie eine Kirſchperle zerſtobſt du auf goldener Schüſſel.
Wie viel Luſt erweckteſt du in den verwegenen, braven Burſchen
Nach deiner verſchaulichen Schönheit,
Sagten dir doch die umſichtigen holden Genoſſinnen:
„Glücklich biſt du doch, erfolgreiche Jungfrau,
„Mit bunten Kleidern biſt du behängt,
„Mit ſchwerer Arbeit nicht bedrückt,
„Durch Scheltworte nicht grob geworden."
Nicht ahnte ich dich gramvoll
Im Sarge zu ſehen und im eichenen.
Früh am Morgen aufſtehend,
Komme ich ſtill zu deinem Bettchen,
Verrichte über dir das Gebet Chriſti,
Bedecke dich mit der Zobeldecke,
Streiche dir über das junge Köpfchen:
„Du ſchlafe nur, ſchlafe ein, mein weißes Schwänchen,
„In deiner holden Jungfräulichkeit,
„Auf weichem Federbette."
Verhehl's nicht, ſage, mein gewandtes Mädel,
Wodurch ich arme Gekränkte dich erzürnt,
Durch welches Wort ich dich verletzt?
Wie wenn die Sonne ſich hinter die Wolken verborgen,
Der helle Mond hinter die Wolken unterginge,
Der glänzende Stern vom Himmelszelt hinabgerollt,
Entfloh mein holdes Töchterlein
Hinter die Berge, die hohen,
Hinter jene Berge, die dichten,
Hinter jene Wolken, die wandernden,
Zur goldenen Sonne, zu Geſpräch und Unterhaltung,
Zum glänzenden Monde zur trauten Spinnſtunde,
Zu den dichten Sternen, um den Reigen zu tanzen.

Und man trug die Jungfrau auf den Kirchhof, bedeckte ihr weißes Antlitz mit dem Sargdeckel, ließ ſie ins tiefe Grab hinab, übergab ſie der Mutter-Feuchten-Erde, beſchüttete ſie mit lohgelbem Sande.

Es ſteht am Grabe die Mutter, verſchüttet bittere Thränen über das bleiche Antlitz, ſie mag nicht von der neuen Wohnung des theuren Töchterchens ſcheiden .... Und der Vater ſteht, die Arme gekreuzt, das Haupt gebeugt; mit grauer Wolke umhüllte der Gram ſein Geſicht .... Alle Verwandten, Genoſſinnen, Bekannten ſtehen am Grabe, vergießen Ströme von Thränen .... Und kaum haben die Sängerinnen des Kloſters das „Ewige Angedenken" ausgeſungen, ſo ſtimmt Uſtinia am friſchen Grabe ein neues Klagelied an, ſich an die Verſtorbene wendend:

Ich beſchwöre mein ſtürmiſches Köpfchen,
Ich grolle meinem traurig gramen Herzlein!
So wehet denn, wehet denn, ungeſtüme Winde,
Wehet weg, verwehet denn den gelben Sand,
Der das neue friſche Grab deckt.
Zerſpaltet, ſpaltet das Sargbrett,
Entfaltet, entfaltet das weiße, feine Leichengewand,
Oeffne du, mein Täubchen, deine weißen Arme,
Oeffne du, meine Schwalbe, deine ſtrahlenden Augen,
Löſe, mein Schwänchen, deinen ſüßen Mund,
Schau mich an, die bezwungene Kummerleiderin,
Flüſtere mir bloß ein einziges Wörtchen zu ....
Ich hoffte auf dich mit feſter Hoffnung:
Erzog dich bis auf ein gutes Lebensalter,
Lehrte dich Sinn und Verſtand
Und jegliche Handarbeit.
Nicht fügte der Herr es, mit dir zu leben,
Du verließeſt mich, die Kummerleiderin, früh, ſehr früh,
Vorbei iſt es mit meinem ſchönen Leben,
Eine bittere Thränenzeit beginnt ....

Einer nach dem anderen verließen ſie den Kirchhof. Sie ſpannten die Roſſe aus und ſpannten ſie dann von Neuem an und fuhren in das Dorf zurück. Ohne dieſen Brauch kann man nicht vom Gottesacker fahren — ſonſt brächte man einen neuen Todesfall ins Haus zurück.

Nachdem die Schaffnerin die Verſtorbene bis vor das Dorf hinaus begleitet und die weiteren Begräbnißbräuche der Anführerin der Klageweiber überlaſſen hatte, kehrte ſie ins Todtenhaus zurück und brachte dort mit Hilfe der Arbeiterinnen und herbeigerufenen Dorfweiber Alles in Ordnung .... Sie wuſchen und rieben mit naſſen Lappen die Dielen in allen Stuben und im Betraume ab. Die Lappen, Beſen, allen Kehricht, das Stroh, auf dem die Leiche gelegen hatte, ehe man ſie in den Sarg that, den Topf, aus welchem man ſie gewaſchen, den Kamm, mit dem man ihr die Haare gekämmt hatte, Alles ſammelte die Schaffnerin, trug es mit Gebet bis hinter das Dorf hinaus und warf es dort am Scheidewege fort [1]). Nachdem ſie dann ſich gewaſchen und völlig umgekleidet, machte ſie ſich daran, mit den Zurichterinnen zuſammen das Erinnerungsmahl herzurichten. In allen Zimmern wurden Tiſche gedeckt und auf ihnen Schüſſeln mit Kutija [2]) und Kanun [3]) und andere Erinnerungsſpeiſen aufgeſtellt. Längs der Straße, wie zu den herbſtlichen oder den Pfingſtfeſten, wurden große Tiſche aufgerichtet und mit Tiſchtüchern bedeckt. Auf den Tiſchen erſchienen Schüſſeln mit „Kutija" und

[1]) Im grauen Alterthume verehrten die Vorfahren der heutigen Ruſſen den fahrenden Himmel oder die fahrende Wolke — es war dieſes der Swarog. Dann fingen ſie an, die Sonne anzubeten — es war das der Daſhbog, und endlich den Donner — den Perun oder Rollenden Donner (Grom Gremutſchij). Daſſelbe fand bei den alten Hellenen ſtatt. Anfangs Verehrung des Uranus (Himmels), dann des Chronos (Zeit, die durch den Gang der Sonne ſich ausſpricht), endlich des Zeus (Donner). Was bei den Hellenen die Cybele, iſt bei den Ruſſen die Mat'-ſyra-ſemlſa — die Mutter-Feuchte-Erde.

[1]) Wir erinnern daran, daß im Augenblicke, wo aus einem armeniſchen oder griechiſchen Hauſe in Tiflis der Leichenzug ſich in Bewegung geſetzt hat, ein dort zurückgebliebenes Weib einen Topf vor die Hausthür hinauswirft, ihn am nächſten Steine oder Pfoſten zerſchlagend. Auch die Juden zerſchlagen im Todtenhauſe Töpfe. R. v. S.

[2]) Graupen oder Reis mit Honig, nothwendiger Beſtandtheil jeder Todtenfeier. R. v. S.

[3]) Blinzen oder andere Speiſen, mit der Kutija zuſammen Hauptbeſtandtheile des Leichenmahls oder ſpäterer Erinnerungsfeſte. R. v. S.

„Kanun“, hölzerne Kannen mit Honigmalz und Gefäße mit Honigwaſſer für den Erinnerungs-„Kiſſel“[1]) aus Hafermehl.

Zur Rückkehr vom Gottesacker verſtand es die rührige Schaffnerin, Alles gehörig herzurichten: wie die Gäſte auf den Hof, ſo auch gerade zum Tiſch .... Die Anführerin der Klageweiber that, in die große Stube tretend, drei Kniebeugungen vor den Heiligenbildern, nahm vom „rothen“ (dem Haupt-) Tiſche eine Schüſſel mit Kutija und bediente damit Vater und Mutter, dann die Verwandten und Bekannten des Hauſes. Auf der Straße ſetzten ſich an die Tiſche mehr als 200 Männer, Weiber, Mägde und Halbwüchslinge; dort trugen die Klageweiber in derſelben Ordnung Allen die Kutija herum. Man aß ſie mit Schweigen, ſo war es durch alten Brauch feſtgeſetzt.

Nach der Kutija tranken in den Zimmern die Verwandten und Ehrengäſte Thee, auf der Straße trug man bei Allen Branntwein herum, die ſolchen nicht Trinkenden bewirthete man, wie die Weiber, Mägde und Halbwüchslinge, mit Wein. Kaum ſetzte man ſich zu Tiſch, ſo ſtellten die Klageweiber ſich unter die Fenſter des Hauſes .... Uſtinia hob die Erinnerungsklage (pominal'nyi platsch) an, ſich im Namen der Mutter an die Verſtorbene mit der Einladung zum Beerdigungsmahle (Triſna) wendend:

Meine leibliche Tochter,
Mein geliebtes Kindlein,
Naſtaſia — die Leuchte[2]) — Patapowna,
Beliebe gütigſt anzunehmen
Ein Glas berauſchenden Bieres,
Ein Schälchen Brotbranntwein
Von mir, der trauernden Dulderin.
Von meinem berauſchenden Biere
Mag das ſtürmiſche Köpfchen nicht ſchmerzen,
Sich nicht beklemmen das muthige Herzchen;
Betrinkt euch fröhlich
Und erwachet leicht.
Du beliebe, mein weißes Schwänchen,
Brot und Salz zu koſten:
Die eichenen Tiſche ſind hingeſtellt,
Zuckerne Speiſen aufgetragen.

Auf der Straße wurden dem Volke Erinnerungsſpeiſen in Menge aufgetiſcht. Aus allen 18 Häuſern des Dorfes trug man Buchweizen-Blinzen mit Butter und Rahm heraus, die Blinzen aber waren von großem, gutem Maße, in jeden ein gutes Stück Brot einzuwickeln. Nach den Blinzen bewirthete man das Volk mit Tiſchkuchen[3]), Sauerkohlſuppe mit Salzfleiſch, Fadennudeln mit Schweinefleiſch, Butterfladen (priashenzy) mit Eiern, zum Ende des Tiſches aber wurde Hafer-Kiſſel mit Honigwaſſer (Ssyta) aufgetragen. Branntwein wurde dreimal herumgetragen, Bier und Honigwaſſer mit Maiſche trank man, ſo viel man wollte, unaufgefordert. Nach dem Kiſſel (Haferſchleim) gedachte man der Verſtorbenen mit der Triſna: trank je ein gutes Glas einer Miſchung von Bier, Meth und Honigwaſſer mit Maiſche[4]). In den Zimmern am „rothen“ Tiſche (der vornehmen Gäſte) waren die Speiſen ausgeſucht: da wurden theure Weine und großartige Sterlets und feiſte Puter und verſchiedenes Wild aufgetragen. Aber Blinzen, Kiſſel und Triſna, als Zubehör des Leichenmahls, wurden auch auf den ausgewählten „rothen“ Tiſch geſtellt.

Kaum hatte man abgeſpeiſt, ſo begann die Vertheilung der Geſchenke. Zuerſt vertheilte, in Vertretung der Schweſter, eine Freundin des Hauſes in den Stuben den von der Verſtorbenen nachgelaſſenen Putz an deren nächſte Freundinnen, an die Chorſängerinnen aus dem Kloſter und an einige Dorfmägde, dann ging ſie mit dem Hausvater und den angeſehenſten Gäſten auf die Straße hinaus. Auf 10 großen Theebrettern wurden hinter ihr die Geſchenke hinausgetragen. Uſtinia ſtellte ſich neben ſie und ſtimmt allein, ohne die übrigen Klageweiber, das alte Lied an:

Gehet hin, ihr guten Leute,
Guten Leute, die getauft,
Und empfanget große Gaben,
Groß und ehrenvoll
Von Naſtaſia — der Leuchte — Patapowna:
Schmucke Mädel eine Zeugesbreite,
Junge Mädchen eine Schürze,
Brave Burſche einen Gürtel,
Seid nur ja nicht drummig,
Seid nur ja nicht trotzig,
Seid dagegen gütig,
Gütig und recht mitleidig,
Mitleidig und zugänglich.

Anfänglich traten die Jungfrauen eine nach der anderen zur Geſchenkvertheilerin heran und erhielten aus ihren Händen: die ein Tuch, jene Zeug zu Aermeln oder zu einer Schürze. Nach den Jungfrauen kamen die Mädel an die Reihe, dann die unverheiratheten Leute, die Tücher, Gürtel, Leibbinden erhielten. Ohne Geſchenke blieben weder die Greiſe mit den Greiſinnen, noch die Halbwüchslinge mit den kleinen Kindern. Alle beſchenkte die mildthätige Hand des Patap Maximytſch: auf daß ſie ſeiner theuren Naſtenka gedächten, zu Gott für ihre Seelenruhe beteten.

Während der Geſchenkvertheilung aber ſang Uſtinia mit den Klageweibern:

Nicht war ich, Betrübte, vergeßlam,
Nicht war mein kummervolles Köpfchen gedächtnißlos,
Auszuforſchen mein theures Schmerzenskind,
Welcher Weiſe ſeine Kleidung zu vertheilen.
In den Truhen werden ja die bunten Kleider verkommen,
Im Kaſten die koſtbaren Edelſteine verbleichen,
In der Lade die Edelperle zerſtäuben.
Sprach doch zu mir das weiße Schwänchen,
Naſtaſia — die Leuchte — Patapowna:
„Ich thue die Perlenſchnüre
„Und alle Edelſteine
„Zu dem Bilde der allerreinſten Gottesgebärerin.
„Ich thue es der Rettung meiner Seele wegen
„Und zum ewigen Gedächtniſſe.
„Alle bunten, roſenrothen Bänder
„Vertheile ich den ſchmucken Herzensmädeln:
„Daß ſie meiner, der Jungfrau, gedächten
„Bei ihren heiteren Unterhaltungen.
„Meine feingefälteten Sſarafane
„Vertheile ich den jungen Mägdelein,
„Daß ſie mein gedächten, der ſchmucken Jungfrau.
„Die ſeidenen Atlastücher aber
„Vertheile ich den kecken braven Burſchen,
„Sie zu tragen an den Feiertagen
„Um den Hals der Kecken,
„Mein, der holden Jungfrau, zum Gedächtniß.“

Almoſen aber vertheilte man den dürftigen Brüdern alltäglich ſechs Wochen lang. In die Kirche der benachbarten Stadt und an alle Klöſter der Umgegend wurden große Geſchenke zu feierlichem Gottesdienſte, zu unverlöſchlichen Lichtern und zu großen Speiſungen geſandt .... Schön, nach allen Regeln, hatte der reiche Handelsbauer Patap Maximytſch das Seelenheil ſeiner Tochter beſorgt.

[1]) Kiſſel iſt ein meiſt mit Fruchtſäften verſüßter Mehlſchleim, eine ſehr gewöhnliche Speiſe in der ruſſiſchen Küche.

[2]) Sſwiet, das Licht, die Leuchte; wird in den alten Todtenklagen zwiſchen den Namen der Verſtorbenen und ihren Vaternamen geſetzt.

[3]) Die Pirogi-ſtolowiki oder Tiſchkuchen ſind große runde Kuchen aus Fladen, die mit Hanföl getränkt und mit Milchblinzen und Rüben gefüllt ſind.

[4]) Dieſe Miſchung, zu der man auch Traubenwein thut, wird Triſna oder auch Iſchaſcha (Schale) genannt.

Und ging davon das Gerücht und vieles Gerede im ganzen Lande jenſeits der Wolga und in den dortigen Wäldern herum. Alle belobten und erhoben den Patap Maximytſch für ſeine gute Anrichtung. Wenngleich ein Tauſendmann und ein Sammetmann, ſo richtete er doch bei Beſtattung ſeiner Tochter Alles nach altem Brauche und Herkommen aus, wie es von den Vätern und Großvätern dem altruſſiſchen Volke verordnet worden war.

Kürzere Mittheilungen.

Das Hinterland von Kamerun.

Dr. Bernhard Schwarz hat ſeinen Vorſtoß in das Hinterland von Kamerun (vergl. „Globus“, Bd. 49, S. 191) jetzt in einem eigenen Büchlein von 357 Seiten unter dem Titel „Kamerun. Reiſe in die Hinterlande der Kolonie“ (Leipzig, P. Frohberg, 1886) beſchrieben; wir empfehlen daſſelbe Freund und Feind der Kolonialpolitik zu aufmerkſamem Studium. Dr. Schwarz iſt ein eifriger Befürworter derſelben und geht wiederholt (S. 64, 79, 81, 131, 356) ſcharf gegen die Gegner derſelben los; aber er giebt doch der Wahrheit die Ehre und ſtellt das Klima der Weſtküſte Afrikas nicht beſſer dar, als es iſt. Da leſen wir S. 46 von dem „verderbenbringenden Klima“ in Sinoe, S. 54 von dem „fieberhauchenden Continent“. Auf S. 55 erzählt er, wie das Fieber an Bord ſeines Dampfers ſelbſt ausbricht; S. 56 führt er das engliſche Bonmot an, daß für die Goldküſte immer zwei Gouverneure unterwegs ſeien, einer, der mit dem Dampfer von zu Hauſe komme, und einer, der als Leiche nach Hauſe verſchifft werde. [Ein Gegenſtück hierzu iſt die grauſam ſcherzhafte Bezeichnung von Weſtafrika als W. C. (ſprich: Döbbl yu ßi), worunter ſowohl West Coast als auch Water Closet, d. h. Abort, das Schlechteſte im Hauſe, verſtanden werden kann.] Schon am 29. Oktober, vor Lome, packte den Reiſenden ſelbſt das Fieber (S. 70 ff.); das Fieber heißt S. 78 das „Hauptthema jedes Geſpräches“; S. 86 erfaßt es ihn wieder in Kamerun; S. 97 wird der Gouverneur von Soden „häufig von Fieber geplagt“; S. 98 heißt das Fieber „unvermeidlich“; S. 99 bedürfen die „in Kamerun angeſiedelten Weißen immer von Zeit zu Zeit eines Luftwechſels, um nicht zu Grunde zu gehen“; auf S. 112 wird die traurige Geſchichte zweier junger Miſſionarsfrauen erzählt, deren eine ſchon während der Flitterwochen, die andere bei der erſten Entbindung dem Klima erlag: „von den nach Afrika kommenden Weißen ſcheinen aber die Frauen noch weniger Widerſtandsfähigkeit zu beſitzen als die Männer.“ Noch ſchlimmer als Kamerun iſt in dieſer Hinſicht Viktoria (S. 113), und ſelbſt in dem 600 m hoch gelegenen Mapanja erlag einer der dort wohnenden Schweden dem Fieber (S. 134, 138), dem „ſchlimmſten Kannibalen“ (S. 204). Auf S. 195 heißt Kamerun eine „weite Todesregion“, in welcher Bea (800 m hoch) als ein „Paradiesgärtlein des Lebens“ liegt. Dann erkrankte auch der Begleiter des Reiſenden, Lieutenant v. Prittwitz-Gaffron, ſchwer am Fieber (S. 221 ff.) und mußte umkehren. Nördlich von Ikatta (4½° nördl. Br.) wird die Luft ſogar „ſo verderbenbringend“, daß ſelbſt die Eingeborenen daſelbſt nicht lange würden leben können (S. 236). Ekumbeba Baranga erfreut ſich eines „miſerabelen Klimas“ (S. 284) und dort erkrankten ſelbſt drei Träger des Reiſenden (S. 287), kurz darauf noch einige (S. 290, 291), ſo daß die Zahl der Kranken ſchließlich auf ſieben (S. 303) und zehn (S. 317) wuchs. Selbſt der ſtarke Schwede Knutſon, welcher ſich Dr. Schwarz angeſchloſſen hatte, mußte ſeinen Tribut zahlen (S. 316). Noch ſchlimmer ſind natürlich die Gegenden am Fluſſe Mungo, z. B. Mandame (S. 336). Als dann Schwarz Kamerun wieder erreichte, fand er zwei Freunde nicht mehr am Leben; der Schwede Guſtavſon und der Agent Hofmann waren dem Fieber erlegen, der eine erſt 20, der andere 24 Jahre alt, „nebenbei wieder ein Beweis, daß, entgegen der bisherigen Anſicht Europas, gerade die jüngſten Leute das afrikaniſche Klima am ſchlechteſten vertragen. Unter 25 bis 30 Jahren ſollte ſich Niemand da hinaus wagen“ (S. 354). So zieht ſich durch das ganze Buch die Klage über das entſetzliche Klima, und ſelbſt noch auf der letzten Zeile deſſelben ſpricht der Autor von ſeinem „fiebergeſchwächten Körper“. Daß ein eifriger Vorkämpfer der Koloniſation ſich in dieſer Hinſicht ſo deutlich ausgeſprochen hat, iſt der vollen Anerkennung werth.

Schwarz' Hauptzwecke waren, das Hinterland von Kamerun zu erkunden und dort Verträge mit Dorfhäuptlingen abzuſchließen, was beides ihm in gewiſſer Hinſicht gelungen iſt (vergl. S. 280 f.). Was ſolche ſchwarze Potentaten freilich alles als „Vertrag“ oder „book“, wie ſie es nennen, anſehen, das mußte Schwarz in Kumba erfahren, deſſen Häuptling bereits ein „book“ beſaß. Und worin beſtand daſſelbe? In einer kleinen gläſernen Pomadenbüchſe mit franzöſiſcher Etikette! Das lehrreiche Geſchichtchen zeigt, wie weit das Begriffsvermögen der Neger in Bezug auf Staatsverträge reicht.

Sodann hat Dr. Schwarz etwas ſüdlich vom fünften Grade nördl. Br. die Grenze des inneren Hochlandes erreicht und iſt ca. 35 km weit in daſſelbe eingedrungen, bis Kimendi, einer Stadt der Baſon oder Baſarami; nicht nur iſt daſſelbe wegen ſeiner höheren Lage geſunder als das Tiefland im Süden, ſondern es bietet auch dem Handel gute Ausſichten (S. 265, 315), wie ſich überhaupt die Verhältniſſe beſſern, je weiter man von der Küſte mit ihren faulen Dualla-Händlern in das Innere vordringt (vergl. S. 145, 149, 167, 261). So werden nach Norden zu die Häuſer vollkommener und luxuriöſer, mancherlei Induſtrien (Flechterei, Waffenſchmiederei, Gerberei) entwickelter, überhaupt die ganze Kultur fortgeſchrittener. Schade, daß Schwarz durch Handelsneid, wahrſcheinlich auf Veranlaſſung von König Bell, mit Gewalt zur Umkehr gezwungen wurde (S. 329), ehe er ſeine Forſchungen dort vervollſtändigen konnte. Er erhofft (S. 142) von Kamerun in Zukunft folgende Produkte: Kaffee, Kakao, Zuckerrohr, Chinin, Pfeffer und Tabak; aber ob dieſelben gute Preiſe bringen und den Markt nicht drücken, und ob ſie die S. 225 verlangte Aufſtellung eines Kolonialheeres und das Halten eines Kriegsſchiffes auf dem Mungo (S. 266) bezahlt machen würden, das zu unterſuchen unterläßt der Verfaſſer leider. Er bleibt dabei: „Was wir brauchen, das ſind Gebiete, die unſerer Kulturwelt ihre induſtriellen Fabrikate abzunehmen und dagegen nöthige Rohmaterialien billig zu liefern vermögen. Und als ein ſolches Terrain par excellence muß die immens fruchtbare und reich bevölkerte Kamerun-Kolonie trotz der Fieber auf alle Fälle bezeichnet werden.“

Um noch auf einige Einzelheiten hinzuweiſen, ſo behauptet Referent mit Beſtimmtheit und aus beſten Quellen, daß Nachtigal keineswegs, wie es nach S. 48 ſcheinen möchte, ein begeiſterter Verfechter der Kolonialpolitik geweſen iſt; ſein Tod hat vielmehr verhindert, daß er ſeine Stimme gegen allzu optimiſtiſche Auffaſſung der Sache erheben konnte. Ebenſo möge man aufhören, dem Kamerun-Gebirge (S. 85) dadurch eine gewiſſe Weihe zu verleihen, daß man es fälſchlich mit dem „Götterwagen“ des Karthagers Hanno identi-

ficirt. Daß das „Theon ochema“ an der Sierra-Leone-Küſte zu ſuchen iſt, hat u. A. der treffliche Karl Müller längſt dargethan. — Von Intereſſe iſt die Angabe (S. 64), daß eine einzige deutſche Faktorei in Klein-Popo einen jährlichen Umſatz von zwei Millionen Mark und ſämmtliche deutſche Handelsniederlaſſungen an der Weſtküſte einen ſolchen von mindeſtens 50 Millionen Mark erzielen. Trotzdem kaufte Schwarz (S. 66) z. B. baumwollene Unterjacken in Klein-Popo faſt billiger, als in Hamburg! Ueber das Daniederliegen des Geſchäftes in Dahome wird ſehr geklagt. — Zum Schluſſe machen wir Kartographen auf die ſaubere Originalkarte der Reiſe, Ethnographen auf die ausführliche Schilderung des Bakwiri-Stammes (S. 144 bis 181) aufmerkſam.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Ueber die Inſel Sachalin bringt die Zeitung „Wladiwoſtock“ folgende Nachrichten: Auf Sachalin exiſtiren gegenwärtig 25 Anſiedelungen; die Zahl der Anſiedler iſt: 864 Männer, 541 Weiber und 429 Kinder; die Zahl der Soldaten 740, deren Weiber und Kinder 204; Beamte 36, militäriſche Aufſeher 35, Geiſtliche 4, Aerzte 8, dazu Frauen und Kinder 38. An Sträflingen giebt es 3680 Perſonen. Man beabſichtigte jedem Anſiedler 5 Deſſjätinen Land zu geben, aber thatſächlich kommen nur 200 bis 300 Saſhen auf jeden Hausbeſitzer; die einzelnen Aecker ſind zerſtreut; ſelten, daß ein Anſiedler mehr als 1 Deſſjätine beſitzt. Ungefähr drei Viertel aller Anſiedler leben auf Koſten der ruſſiſchen Krone. An Hausthieren ſind vorhanden: 559 Pferde, 672 Stück Rindvieh, 50 Schafe und Ziegen. — Wie aus den obigen Zahlen erſichtlich, iſt die Zahl der Weiber weit geringer als die der Männer; in einzelnen Anſiedelungen kommen auf 30 Männer nur zwei bis drei Weiber; ſolche Anſiedelungen ſind wahre Räuberhöhlen.

Afrika.

— Dr. Paul Engelhardt und J. v. Wenſierski haben eine Karte von Central-Oſtafrika in 1:3000000 (Berlin, Engelhardt'ſche Landkartenhandlung, 1886) herausgegeben, auf welcher als Intereſſanteſtes die Grenzen des Beſitzes und die Stationen der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft und die Routen ihrer Expeditionen verzeichnet ſind. Das deutſche Gebiet reicht nunmehr von der Küſte, wo nur einige Hafenorte als dem Sultan von Zanzibar gehörig bezeichnet ſind, bis zum Nordende des Njaſſa-Sees und vom Rovuma (ca. 11° ſüdl. Br.) bis faſt zum Aequator; namentlich im Süden umſchließt es weite, noch völlig unbekannte Gebiete, zu denen noch nie ein Europäer vorgedrungen iſt, wo man ſich vergeblich fragt, auf welche Weiſe die dortigen Herrſcher ihre Unterwerfung kundgegeben haben. Von Intereſſe iſt namentlich die Reiſe des Grafen Pfeil und des Lieutn. Schlüter vom November 1885 bis Februar 1886, welche durch die Landſchaften Uhehe, Mahenge, Ugangi ꝛc. führte und geographiſch Werthvolles verheißt für den Fall, daß die Reiſenden der Topographie ihre Aufmerkſamkeit zugewendet haben.

— Die achte Durchkreuzung Inner-Afrikas von Meer zu Meer — die ſieben erſten führten aus Livingſtone, Cameron, Stanley, Serpa Pinto, Wißmann, Arnot und Capello und Ivens — hat der in Dienſten des Congoſtaates ſtehende ſchwediſche Lieutenant Gleerup unternommen und, wie eine Depeſche aus Zanzibar meldet, glücklich durchgeführt. Nachdem er über drei Jahre in Afrika zugebracht hatte, verließ er mit einer Karawane des bekannten Arabers Tipo-Tip die Station an den Stanley-Fällen und traf etwa acht Monate ſpäter an der Küſte des Indiſchen Oceans ein. Sein Reiſeweg muß ungefähr mit demjenigen zuſammenfallen, welchen Stanley 1877 in umgekehrter Richtung verfolgte.

— Durch Verträge iſt ein Theil des ſtarke Viehzucht treibenden Ovampo-Landes (öſtlich vom Kap Frio, unter 18° ſüdl. Br.) unter deutſchen Schutz geſtellt worden. Zwiſchen der deutſchen und der portugieſiſchen Regierung ſollen augenblicklich Verhandlungen über die Abgrenzung der beiderſeitigen Gebiete im Ovampo-Lande ſtattfinden.

— Ueber eine eigenthümliche Art der Honiggewinnung bei dem Stamme der Bakwiri am Oſtabhange des Kamerun-Gebirges berichtet Dr. B. Schwarz (Kamerun, S. 150) Folgendes: Es wächſt dort im Walde eine Liane, die, wenn man an ihren Stamm klopft, einen ſehr betäubenden Geruch ausſtrömt. Dieſe Pflanze benutzt man, wenn man die wilden Bienen tödten will, um ihren Honig zu nehmen. Man hält in dieſem Falle einfach ein Stück von jener über den Bau der kleinen Thiere, indem man fleißig an daſſelbe ſchlägt. Doch wird durch dieſen Proceß die oberſte Schicht des Honigs ungenießbar. Knutſon, einer der in Mapanja (am Kamerun-Gebirge) anſäſſigen Schweden, erkrankte ſelbſt noch durch den Genuß der nächſten Schicht.

Inſeln des Stillen Oceans.

— Die Neu-Guinea-Compagnie hat auf ihrem Gebiete im December 1885 eine zweite Station begründet, Hatzfeldthafen in 4° 24′ ſüdl. Br. und 145° 9′ öſtl. L., welche auf der Mahde-Inſel liegt und unter der Leitung von F. Grabowsky ſteht. Eine dritte Station wurde im April 1886 in Conſtantinhafen (Astrolabe-Bai 5° 30′ ſüdl. Br., 145° 45′ öſtl. L.) errichtet. In der zuerſt errichteten Station Finſchhafen wurden in der Zeit von November bis April nicht weniger als ſieben Erderſchütterungen beobachtet, darunter am 5. April eine, bei welcher die Häuſer förmlich ſchwankten und auf dem Tiſche ſtehende Gegenſtände umfielen. In der erſten Hälfte des Februar kamen auf dieſer Station verſchiedene Erkrankungen an leichtem und mittelſchwerem Malariafieber vor. Die unter Dr. Schrader ſtehende Forſchungsexpedition iſt am 19. April in Finſchhafen eingetroffen, mußte ſich aber auf kleinere Ausflüge beſchränken, da die aus Cooktown mitgenommenen 10 Chineſen zu Trägerdienſten ſich als untauglich erwieſen.

Inhalt: Dr. G. Le Ben's Reiſe nach Nepal. III. (Mit ſieben Abbildungen.) — Die Bewohner der Andamanen. III. (Schluß.) — M. v. Seidlitz: Tod, Beſtattung und Todtenklage bei den altgläubigen Großruſſen. — Kürzere Mittheilungen: Das Hinterland von Kamerun. — Aus allen Erdtheilen: Aſien. — Afrika. — Inſeln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 30. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 10.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dr. G. Le Bon's Reiſe nach Nepal.

IV.

Bei Patan ſieht man mehrere große, halbkugelförmige Topes, welche denjenigen von Buddnath und Sambunath gleichen und wahrſcheinlich ebenſo alt ſind. Die dortige Ueberlieferung ſchreibt ihre Erbauung dem Könige Aſoka zu, als er etwa 250 Jahre vor Beginn unſerer Zeitrechnung nach Nepal gepilgert ſein ſoll. Die daran befindlichen Inſchriften ſind leider zu verwiſcht, um geleſen werden zu können. Patan umſchließt ebenſo wie Bhatgaon mehrere ſteinerne Tempel; einer der wichtigſten darunter und vielleicht gleichzeitig durch Originalität und Eleganz ſeiner Formen einer der bemerkenswertheſten in ganz Indien ſteht dem königlichen Palaſte gegenüber. Unſere erſte Abbildung ſtellt denſelben mit allen Einzelheiten dar; wie man ſieht, iſt er auf drei über einander geſtellten und nach oben hin ſich verjüngenden Plattformen errichtet und beſteht aus einem rechteckigen Gebäude von drei Stockwerken, welches von einer Art Pyramide gekrönt wird. Jedes Stockwerk iſt mit einer Veranda umgeben und zeigt auf jeder Seite drei kleine, mit einer Kuppel überwölbte Pavillons. Ueber das Alter des Gebäudes kann Dr. Le Bon nichts Beſtimmtes angeben, da er ſein Inneres nicht betreten konnte; denn jeder Europäer, welcher auch nur Miene machte, dort hinein zu dringen, würde ſofort von der Bevölkerung niedergemacht werden. Indeſſen glaubt Le Bon nicht, daß das Bauwerk älteren Urſprunges iſt, als aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts.

In Patan, wie auch in Bhatgaon und Katmandu, ſieht man oft vor den Tempeln Pfeiler, welche Statuen tragen, die gewöhnlich den Radſchah, welcher den betreffenden Tempel erbaut hat, darſtellen; ſo zeigt unſere dritte Abbildung in der Mitte eine viereckige Säule, auf welcher ein knieender Mann angebracht iſt. Ueber ſeinem Haupte erhebt ſich eine broncene Schlange, auf deren Kopf ein kleiner Vogel ſitzt.

Die Pagoden mit über einander geſtellten Stockwerken ſtimmen im Stile mit denjenigen in Bhatgaon überein. Statt ſie hier im Einzelnen zu beſchreiben, verweiſen wir auf das, was ſpäter über letztere geſagt werden ſoll. Die wichtigſte derſelben, welche am Eingange der Straße, in welcher der königliche Palaſt liegt, ſich befindet, hat Dr. Le Bon gemeſſen; ſie iſt etwa 20 m hoch und 14 m breit.

Darauf beſuchte er die Stadt Paſchpatti, welche nordöſtlich von Katmandu am linken Ufer des Fluſſes Baghmati liegt und zahlreiche Tempel aus Holz und Stein enthält. Um dorthin zu gelangen, hat man einen Fluß, über den zwei Brücken führen, zu überſchreiten und gelangt dann auf einen mit Bäumen beſtandenen Hügel, von welchem aus man einen Geſammtanblick der Stadt hat, wie ihn die vierte Abbildung darſtellt. Zur Rechten ſieht man im Hintergrunde den Tempel Paſchpatinath, einen der verehrteſten im ganzen Lande, welchem ſich kein Fremder auch nur nähern darf. Seine Thore beſtehen aus ciſelirtem Silber im Stile derjenigen an den königlichen Paläſten in Bhatgaon und Patan (ſiehe oben). Neben dieſem Tempel befindet ſich ein Raum, wo ſich die Wittwen, die ihren Männern in den Tod folgen wollen, ſelbſt verbrennen.

Die Tempel von Paſchpatti ſind modern und ſtammen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Das charakteriſtiſche Element an dieſen ſteinernen Bauwerken iſt der glockenförmige Dom; ſonſt aber weichen ſie unter einander ſehr von einander ab, während die Tempel aus Ziegelſteinen

Der große ſteinerne Tempel gegenüber dem königlichen Palaſte in Patan.

Digitized by Google

und Holz, welche die große Mehrzahl ausmachen, ſämmtlich nach einem und demſelben Muſter erbaut zu ſein ſcheinen.

Von der übrigen Welt getrennt, unberührt von der mohammedaniſchen Invaſion und ohne jede Beziehung zu den Europäern haben die Bewohner Nepals Jahrhunderte hindurch ihre Sitten und Gebräuche ſich bewahrt und geben uns ein getreues Bild des Zuſtandes, in welchem ſich Indien etwa während des 7. chriſtlichen Jahrhunderts befand, als es in lauter kleine Königreiche zerfiel und jene große religiöſe Umwandlung durchmachte, in welcher Nepal ſich jetzt befindet und welche mit dem Verſchwinden des Buddhismus ihr Ende erreichen wird. Unter den verſchiedenen Stämmen Nepals haben die Gorkhas die altindiſchen Sitten am beſten bewahrt, denn ſie ſtammen ja hauptſächlich von Hindus ab, welche vor den mohammedaniſchen Eroberern nach Nepal flüchteten.

Pfeiler eines Hauſes in Patan.

Die Nahrung der Nepaler iſt dieſelbe, wie im übrigen Indien, jedoch mit dem Unterſchiede, daß wenigſtens unter den wohlhabenden Ständen der Fleiſchgenuß ſehr verbreitet iſt. Hammel, Ziege, Geflügel und Wild (Hirſch, Wildſchwein, Faſan u. ſ. w.) kommen täglich auf den Tiſch. Die Aermſten leben nur von Reis und Vegetabilien, namentlich Knoblauch und Radieschen. Das verbreitetſte Getränk iſt Waſſer, dann Thee; aus gegohrenem Reis und Mehl wird ein alkoholiſches Getränk, Raki, deſtillirt, aber Trunkenheit iſt ſehr ſelten.

Die Tracht der Eingeborenen beſteht aus einer Tunika von weißem oder blauem Baumwollenzeuge. Im Gürtel ſteckt ſtets der gefährliche Kukhri, eine dem Lande eigenthümliche Waffe, welche zu allen möglichen Zwecken, ebenſo zum Kopfabhauen, wie zum Holzſpalten oder Fleiſchſchneiden dient. Die Frauen tragen eine Art Tunika und ein Jäckchen. Sie ſind, wie alle Indierinnen, mit Schmuck, Hals- und Armbändern, Ketten, Ohr- und Naſenringen, Blumen in den Haaren u. ſ. w. überladen. Auf den Straßen zeigen ſie ſich ohne Schleier, ſie werden gut behandelt und genießen mehr Freiheit als ihre Schweſtern in Indien; in Dörfern unterhalten ſie ſogar Läden, was ſonſt im ganzen Morgenlande, von Marokko angefangen bis China hin, nicht vorkommt.

Das Kaſtenweſen iſt in Nepal ebenſo feſt eingewurzelt, wie im übrigen Indien, ſowohl bei den Buddhiſten wie bei den Brahmagläubigen. Es iſt ein weit verbreiteter Irrthum, daß der Buddhismus die Aufhebung der Kaſten gepredigt habe. Er verkündigte nur, daß alle Menſchen vor dem Schickſale gleich ſeien, und daß ſie ſich ihr Schickſal durch ihre Handlungen machen. Er führte alle Menſchen bei ihren Lebzeiten in denſelben Tempeln zuſammen und wies ihnen nach ihrem Tode dieſelbe Ruheſtätte an, aber weiter iſt er nicht gegangen. Die buddhiſtiſchen Schriften Nepals, die älteſten, welche wir beſitzen, bieten Belege in Ueberfluß dafür dar, daß die Kaſte als ſociale Unterſcheidung niemals durch den Buddhismus erſchüttert worden iſt. In Nepal wird vielmehr das Kaſtenweſen bei Buddhiſten wie bei Anhängern des Brahma mit ebenſolcher Strenge aufrecht gehalten wie in Indien. Ein Nepaler, welcher durch einen Spruch des oberſten geiſtlichen Gerichtshofes ſeine Kaſte einbüßt, verliert mit einem Schlage Alles, Familie, Freunde, ſocialen Stand, und befindet ſich in der Lage eines Exkommunicirten des Mittelalters. In Indien hat heutigen Tages der Verluſt der Kaſte zwar ſociale Folgen, aber keine ſtrafrechtlichen; in Nepal dagegen wird ein ſolcher Unglücklicher mit verſchiedenen Strafen, meiſt mit Gefängniß, belegt. Bei ſchweren Fällen wird er als Sklave verkauft, und ſtirbt er, ſo wird ſein Leichnam auf das Feld hinaus geworfen, den Raubvögeln und Schakalen zur Beute.

In Nepal exiſtirt noch, wie angedeutet, die Sklaverei, und jeder Reiche beſitzt eine große Anzahl von Sklaven, deren es im ganzen Lande wenigſtens 40 000 giebt. Viele, die von Sklavenältern ſtammen, ſind es durch Geburt; andere haben ihre Freiheit verloren in Folge von Verbrechen, namentlich ſolchen gegen die Kaſtengeſetze. Eine Sklavin koſtet etwa 300 bis 400 Franken, ein Sklave 200 bis 300 Franken. Sie werden übrigens zumeiſt gut behandelt und ſind, wie überall, wo ſie nicht Chriſten unterthan ſind, mit ihrem Looſe vollſtändig zufrieden.

Zahlreich vertreten ſind in Nepal die Aerzte, aber ihre Lage iſt inſofern keine beneidenswerthe, als ſie nur Bezahlung erhalten, wenn ſie den Kranken wirklich heilen. Unter den vorkommenden Krankheiten iſt vornehmlich der Kropf zu nennen, welcher in Nepal, wie in allen Gebirgsländern von gleicher geologiſcher Beſchaffenheit, endemiſch iſt. Neben der Elephantiaſis, Syphilis und dem Steine iſt er die verbreitetſte Krankheit. Fieber kommen nur im Tieflande des Teral vor, wo ſie ſo ſchnell tödten, daß ärztliche Hilfe unnütz iſt. Schwere Krankheiten haben in Indien überhaupt einen raſchen tödtlichen Ausgang; dem Fieber, dem Sonnenſtiche, der Cholera, Schlangenbiſſen u. ſ. w. erliegen die Menſchen binnen wenigen Stunden. Man kann ſich Vormittags mit einem geſunden Menſchen für den Abend verabreden, und wenn man ſich zur beſtimmten Stunde einfindet, erfährt man, daß er inzwiſchen todt iſt und gerade verbrannt wird. Unter ſolchen Verhältniſſen iſt jedes therapeutiſche Syſtem von geringer Wirkſamkeit.

Platz vor dem Königspalaſte in Patan.

Die Nepaler haben auch Advokaten; dieſelben ſind aber wenig zahlreich und ſtehen in geringer Achtung. In Folge deſſen wird die Rechtspflege auch ohne die bei uns üblichen Verzögerungen und Koſten gehandhabt. Seit den Reformen Dſchang Bahadur's ſteht die Todesſtrafe nur noch auf der Tödtung eines Menſchen oder einer Kuh — namentlich einer Kuh —, auf Verrath und Fahnenflucht. Die heiligen Kühe ſpielen in Nepal eine anſehnliche Rolle und werden faſt höher geachtet, als der Landesfürſt und ſeine Miniſter. Eine ſelbſt unfreiwillige Verletzung derſelben zieht lebenslängliches Gefängniß nach ſich. Darum laufen die Kühe nach Belieben in den Straßen umher, ohne daß Jemand ſie zu berühren wagt. Die Soldaten, welche Le Bon auf ſeinen Wanderungen durch die an Markttagen dicht mit Menſchen gefüllten Straßen Katmandus begleiteten, machten ihm Raum, indem ſie freigebig rechts und links Stockhiebe austheilten; aber wenn ſie einer Kuh begegneten, ſo traten ſie ehrfurchtsvoll zur Seite. Hat doch ſelbſt der Premierminiſter dem engliſchen Geſandten wörtlich Folgendes geſagt: „Einen Menſchen in Nepal erſchlagen, das iſt nicht ſchlimm; aber ich ſelbſt wäre nicht mächtig genug, das Leben irgend Jemandes zu retten, der eine Kuh getödtet hätte.“ Für einen Europäer iſt es ſelbſt nicht rathſam, dieſe Thiere auch nur zu berühren, denn ſie haben in Indien eine ausgeſprochene Abneigung gegen Weiße.

Die Familie ruht in Nepal, wenigſtens bei den Gorkhas, auf feſter Grundlage. Die Macht des Vaters iſt unbeſchränkt, die der Mutter, obwohl nur moraliſch, doch von

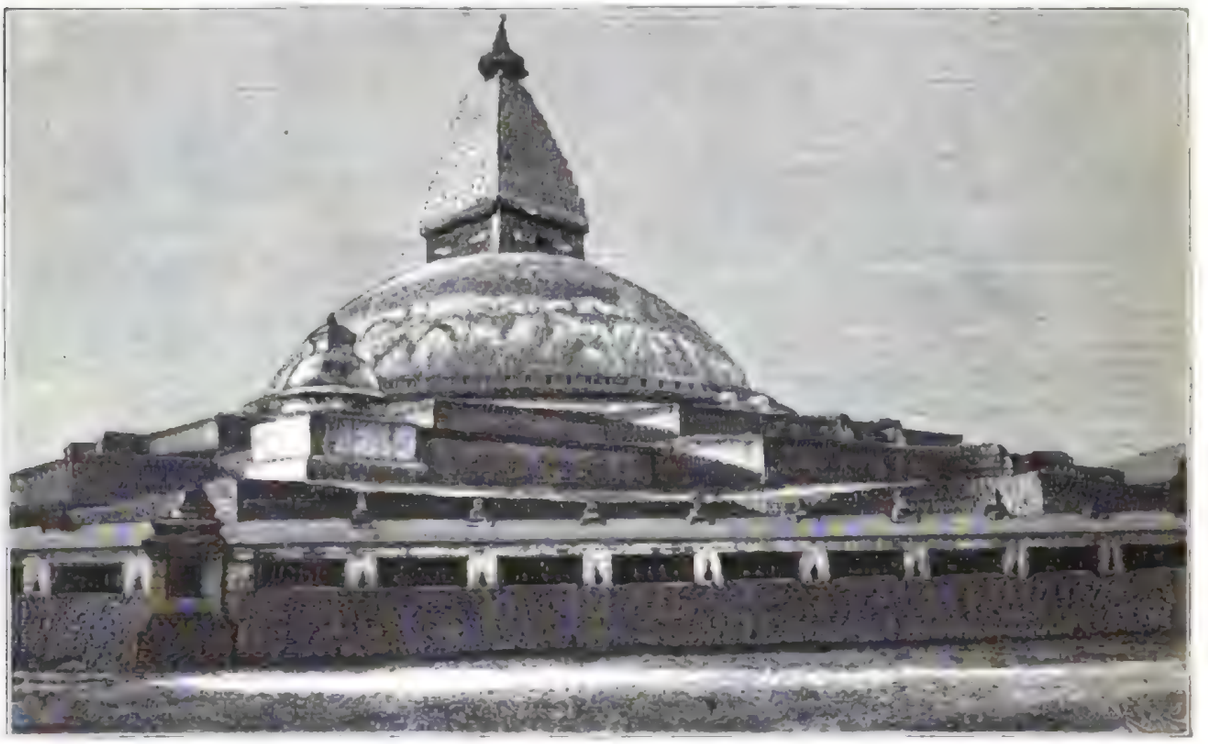
Geſammtanſicht von Paſchpatti.

den Kindern ſehr reſpektirt. Nach ihrer Verheirathung bleiben die Söhne im väterlichen Hauſe wohnen, bis ſie das Anwachſen ihrer Familie zwingt, einen neuen Herd ſich zu gründen. Die Erbgeſetze ſind dieſelben wie in Indien. Der älteſte Sohn erhält zwar den größten Theil der väterlichen Erbſchaft, aber auch die anderen Söhne und ſelbſt die Schweſtern gehen nicht leer aus. Da der Vater unumſchränkter Herr über ſeine Kinder iſt, ſo hat er auch das Recht, ſie als Sklaven zu verkaufen; aber nur im Falle der größten Armuth macht er davon Gebrauch. Das eheliche Band, das bei den Gorkhas ſehr feſt iſt, iſt um ſo lockerer bei den Newars, welche tibetiſches Blut in den Adern haben. Wie alle Hindus, huldigen erſtere der Vielweiberei und ſind in Bezug auf die Treue ihrer Frauen ſehr ſtreng. Wird der Ehebruch vor die Gerichte gebracht, ſo wird die ſchuldige Frau mit lebenslänglichem Gefängniſſe beſtraft und der geſchädigte Ehemann erhält das Recht, ihren Liebhaber, ſobald er ihm begegnet, zu tödten. Meiſt aber verläuft die Rache einfacher und ſicherer: der Mann ſchneidet ſeiner Frau die Naſe ab und jagt ſie aus dem Hauſe. Letztere Sitte hat den Ehebruch in Nepal ziemlich ſelten gemacht. Uebrigens ſind die Gorkha-Frauen trotz der Polygamie ihren Männern ſehr zugethan, wie aus dem Eifer hervorgeht, mit welchem ſich noch vor wenigen Jahren Wittwen zu dem Scheiterhaufen, der ihren todten Gemahl verzehrte, drängten. Mit Mühe haben bekanntlich die Engländer dieſe Sitte in Indien abgeſchafft. Dſchang Bahadur, welcher dieſelbe Reform in Nepal einzuführen

ſuchte, hat damit nur einen halben Erfolg erzielt, und zwar fand er den größten Widerſtand bei den Frauen ſelbſt. Haben ſich doch nach ſeinem Tode drei ſeiner eigenen Frauen mit ſeiner Leiche verbrennen laſſen.

Ganz anders bei den Newars, wo die Trennung der Ehe im Belieben der Frau ſteht. Sie bezeigt ihre dahingehende Abſicht, indem ſie einfach unter das Kopfkiſſen ihres Mannes eine Betelnuß legt und darauf ohne Weiteres ſein Haus verläßt. Unter ſolchen Verhältniſſen kann Ehebruch kaum als eine Sache von Bedeutung betrachtet werden. Die Newar-Frauen haben übrigens, wie diejenigen der Gorkhas, das Recht, ſich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen zu laſſen, aber ſie machen davon keinen ſehr ausgedehnten Gebrauch. Wie man ſieht, iſt die Ehe bei den Newars nur eine Verbindung auf Zeit, welche nur ſo lange dauert, als beide Theile wünſchen. Man nimmt dort eine Frau, wie man ſich in Frankreich eine Geliebte zulegt, und trennt ſich, wenn man nicht mehr Gefallen an einander findet. Es beſteht dabei nur der einzige Unterſchied, daß in Nepal die Kinder dem Vater verbleiben, welcher für ihre Erziehung zu ſorgen hat. Da die Frauen dieſe Leichtigkeit, ihre Männer zu wechſeln, etwas mißbrauchten, ſo ordnete Dſchang Bahadur an, daß eine Eheſcheidung nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Mannes ſtattfinden dürfe; aber dieſe Erlaubniß wird ſelten verweigert.

Religiöſe Feſte ſind eine der Hauptbeſchäftigungen der Bewohner Nepals, welche — ohne zu übertreiben — mindeſtens ein Drittel ihrer Zeit auf ſolche Ceremonien verwenden. Dieſelben beſtehen aus Proceſſionen, Beſuchen der Tempel, Illuminationen und beſonders aus Schmauſereien. Dr. Le Bon hat keinem ſolchen Feſte beigewohnt; aber ein früherer Arzt der engliſchen Geſandtſchaft, Olfield, hat eins beſchrieben. Dabei waren die Häuſerwände mit



Großer Tempel in Buddnath.

bunten Bildern jeglicher Art geſchmückt; mit Staunen bemerkte er da zwiſchen lauter buddhiſtiſchen Gottheiten die Porträts von Napoleon, der Jungfrau Maria und einer Pariſer Griſette. Manche dieſer Feſte werden auch durch widerliche Thieropfer verherrlicht, z. B. das Daſſerafeſt, welches den Sieg Durga's über das Ungeheuer Mahaſura zu feiern beſtimmt iſt, zehn Tage lang dauert und mehreren Tauſenden von Büffeln das Leben koſtet, denen außerhalb des Tempels mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit mittels eines einzigen Säbelhiebes der Kopf abgeſchlagen wird. Drinnen im Tempel wird aber eine Anzahl auf weit grauſamere Weiſe getödtet. Man bindet den Büffel ſo, daß er keiner Bewegung fähig iſt, zieht ihm bei lebendigem Leibe das Fell von der einen Seite des Halſes und löſt langſam und vorſichtig die darunter liegenden Muskeln auf eine Länge von 30 cm, bis die Halsader frei liegt, um dann auf der anderen Seite ebenſo zu verfahren. Darauf wird das arme, furchtbar brüllende Thier vor den Altar des Gottes geſchafft und in jede Halsader eine kleine Oeffnung gemacht, ſo daß das Blut in ganz dünnen Strahlen auf den Altar ſpritzt und das Thier ganz langſam ſtirbt. Das iſt gewiß grauſam; aber man muß ſich dabei erinnern, daß die Nepaler noch im vollen Mittelalter leben, und daß man in Europa in dieſer Epoche nicht Thiere, ſondern Menſchen auf noch viel fürchterlichere Weiſen quälte und hinrichtete.

Unter den berühmten Orten Nepals befindet ſich auch Buddnath, eigentlich nur ein Dorf, aber im Beſitze des geräumigſten Tempels des Landes, welcher ebenſo von Nepalern, wie von ihren Nachbaren in Tibet beſucht wird. Gerade als Le Bon ſich demſelben näherte, traf er dort eine Schaar tibetiſcher Pilger, aus Männern, Weibern und Kindern beſtehend; er näherte ſich ihnen, um ihre merkwürdigen Kleider aus Thierfellen und die Schmuckſachen

Digitized by Google

der Frauen zu beſichtigen, erwarb auch ein beſonders intereſſantes Stück von letzteren. Anfangs zeigten ſich die Leute beim Anblicke von Le Bon's Inſtrumenten etwas ſcheu, faßten aber bald Zutrauen, umdrängten den Reiſenden in einer Anzahl von etwa hundert Perſonen und gaben ihm ſchließlich einen Tanz zum Beſten, der von drei kleinen, wegen ihrer Pelzbekleidung Affen ähnelnden Ungeheuern ausgeführt wurde. Mit dem Fuße ſtampften dieſelben den Takt, ſtießen entſetzliches Geheul aus und verdrehten den Leib in der ſonderbarſten Weiſe; als ihnen Le Bon einige Rupien ſchenkte, wurde ihr Tanz wahrhaft diaboliſch.

Der große Tempel in Buddnath beſteht, wie derjenige in Sambunath, aus einer großen Halbkugel von Ziegeln, welche einen viereckigen, von einer Pyramide gekrönten Thurm trägt; um ſeine Baſis läuft ſo kreisrunde Plinthe, in welche Niſchen mit Buddhafiguren eingelaſſen ſind. Er unterſcheidet ſich von demjenigen von Sambunath dadurch, daß er auf einer aus drei nach oben zu kleiner werdenden Etagen beſtehenden Plattform errichtet iſt; dieſelbe hat ungefähr die gleiche Höhe wie die Halbkugel. An jeder ihrer Seiten befindet ſich ein kleines Heiligthum. Der Tempel übertrifft an Ausdehnung alle ähnlichen Bauten in Nepal; ſein Durchmeſſer beträgt etwa 90 m, ſeine Höhe 42 m. Er liegt in der Mitte eines Art Platzes, der von Häuſern eingefaßt iſt, welche einſt als Klöſter dienten, jetzt aber nur noch von Händlern mit broncenen Götzenbildern, Juwelen, Amuletten, Gebetmühlen und dergleichen bewohnt werden. In einem derſelben hauſen, wie in Sambunath, Lamas, die mit der Obhut des heiligen Feuers betraut ſind. Ebenſo wie in Sambunath finden ſich auch um den Tempel von Buddnath eine Anzahl kleiner, religiöſer Gebäude, welche indeſſen von keiner Bedeutung ſind.

Alaska.

(Nach **Iwan Petroff**, Report on the Population, Industries and Resources of Alaska. Washington 1884.)

I.

Ko. Die weiten Gebiete des ehemals ruſſiſchen Amerika ſind in dem letzten Decennium mehrfach Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Forſchungen geweſen, über welche auch der „Globus“ mehrfach berichtet hat. Trotzdem enthält der gelegentlich der letzten Volkszählung erſtattete officielle Bericht des Specialagenten Iwan Petroff, eines mit den Verhältniſſen vollkommen vertrauten früheren Beamten der ruſſiſchen Kompagnie, noch gar Manches, was in weiteren Kreiſen bekannt zu werden verdient. Der mit farbigen Abbildungen reich ausgeſtattete Bericht trägt das Datum 1884, iſt uns aber erſt jetzt zugänglich geworden.

Petroff theilt für ſeine Zwecke Alaska in ſechs Abtheilungen: 1) Arctic Diviſion, nördlich der Jukonwaſſerſcheide und Port Clarence am Beringsmeer; ſie umfaßt 125 245 ſquare miles; — 2) Jukon Diviſion, das Stromgebiet des gleichnamigen Fluſſes nebſt St. Lawrence Island, 176 715 ſquare miles; — 3) Kuskokwin Diviſion, die Gebiete des Kuskokwin, Togiak und Nuſhegak nebſt den zwiſchenliegenden Seen, 114 975 ſquare miles; — 4) Aleuten Diviſion, die Halbinſel Alaska weſtlich der Landenge zwiſchen Moller Bay und Zatharof Bay, nebſt den Inſeln, 14 610 ſquare miles; — 5) Kadiak-Diviſion, von der Südküſte von Alaska bis zur Stelle, wo der 141. Längengrad die Küſte ſchneidet, im Lande bis zur Hauptkette reichend, nebſt den vorliegenden Inſeln 70 884 ſquare miles; — 6) Southeaſtern Diviſion, der Küſtenſtreifen von Eliasberg bis zur engliſchen Grenze, 28 980 ſquare miles.

1) Die Arctic Diviſion iſt noch kaum erforſcht (ſeitdem ſind einige wichtige Reiſen darin gemacht worden). Nur eine öfter von Eingeborenen begangene Handelsſtraße führt von einem der nördlichen Jukonzuflüſſe, dem Koyukuk, zum Kotzebuefund; bis im vorigen Jahre war es keinem Weißen gelungen, ſie zurückzulegen. Vielleicht ſind noch einige andere Verbindungen da, doch kennt man ſie noch nicht; die Hauptmaſſe des Innenlandes iſt gefrorene Tundra, in welcher das Renthier noch eine Zuflucht findet. Von Flüſſen ſind bekannt der Colville und der Kol an der Nordküſte und die in den Kotzebuefund mündenden Gewäſſer, Noatak (Kunatak), Koak, Selawik und Buckland. Die Eingeborenen wohnen an der Küſte und längs den Flüſſen zerſtreut; ſie ſind eifrige Jäger und treiben Handel mit den Weißen und auch nach Aſien hinüber. In der Umgebung von Cap Lisburne kommt gute Kohle vor, ſonſt ſind Mineralſchätze nicht bekannt. Die Eingeborenen ſind durch den Branntweinſchmuggel gewiſſenloſer Händler demoraliſirt; die Miſſionsgeſellſchaften bekümmern ſich um ſie ſo wenig, wie um die Indianer.

Walfiſche kommen in dieſe Gegenden, ſobald das Eis aufgeht; am häufigſten iſt der bow-head, dann der Beluga (Weißwal). Letzterer findet ſich beſonders im Kotzebuefund und die Weibchen mit den Jungen gehen ziemlich weit in die Flüſſe hinein. Das Walroß iſt häufig; es hält ſich immer dicht am Eiſe und mit Vorliebe auf einzelnen Schollen, wo es den Eisbär, ſeinen ſchlimmſten Feind, kommen ſehen kann. Dieſer wird hier bis 2000 Pfund ſchwer, man jagt ihn nur gelegentlich, da ſein Sommerpelz keinen Werth hat. Außerdem kommen 3 bis 4 Robbenarten vor. Auf dem Lande ſind Renthiere häufig, das Moſebeer kommt nicht bis zur Küſte, ebenſowenig das Wildſchaf (Ovis Dalli); von Pelzthieren finden ſich überall Eichhorn, Moſchusratte und beſonders der Eisfuchs. Von Fiſchen benutzen die Eingeborenen faſt nur den Lachs, der ihnen einen Haupttheil der Nahrung liefert.

Die Einwohner dieſes Gebietes ſind ausſchließlich Eskimos; ihre Anzahl beläuft ſich nach einer 1880 von Kapt. Smith vorgenommenen Zählung auf wenig über 3000.

2) Die Jukon Diviſion iſt durch zuſammenhängende Bergketten, von denen die ſüdlichere die höhere iſt, ſcharf umgrenzt; erſt gegen den Kuskokwin hin nehmen die Berge an Höhe ab und hier findet ſich eine Portage (Tragplatz), an welcher ſich die Flüſſe auf eine halbe Meile nahe kommen und ein Kanal von dieſer Länge die beiden Flüſſe verbinden würde. Das Jukonthal war immer die große Völkerſtraße von Alaska. In ſeinem oberen Theile jenſeits

der Einmündung des Anvik und Schageluk wohnen Athabaska-Indianer, den unteren nebſt dem Delta haben Eskimos in Beſitz genommen; es iſt ihnen unter ſteten blutigen Kämpfen gelungen, die Indianer bis in die neueſte Zeit am Erreichen der Küſte zu hindern. Heute noch wagen weder Indianer noch Eskimos, die Grenze beim Dorfe Paimute ohne die Begleitung weißer Männer zu überſchreiten. Im Sommer ſammelt ſich die ganze Bevölkerung am Fluß, um Lachſe zu fangen; der getrocknete Fiſch, hier yukala genannt, giebt die Hauptnahrung für den Winter. Das ganze übrige Gebiet iſt um dieſe Zeit völlig menſchenleer, aber am Fluß reiht ſich Dorf an Dorf, und wer in dieſer Zeit auf ihm reiſt, muß zu ganz falſchen Anſichten über die Bevölkerungsdichte des Jukonthales kommen. Die ganze Exiſtenz der Eingeborenen hängt am Lachs; nur in den höheren Bergen am oberen Jukon und am Tennanah findet ſich auch Wild genug, um für die Ernährung von Bedeutung zu ſein. Das Renthier wurde nach Einführung der Feuerwaffen faſt ausgerottet, zeigt ſich aber neuerdings wieder häufiger, das Mooſedeer dagegen weiß den Nachſtellungen der Jäger zu entgehen.

Seit der Beſitzergreifung durch die Amerikaner iſt der Handel auf dem Jukon ſehr lebhaft geworden, Dampfſchiffe gehen alljährlich weit hinauf und Handelspoſten ſind faſt bis zur Grenze hin errichtet. Zwei kaliforniſche Geſellſchaften exportiren jährlich für etwa 75 000 Dollars Pelzwerk, beſonders Füchſe, dann Marder und Fiſchotter. Die Lebensmittel reichen für gewöhnlich nicht aus und eine Hungerzeit kehrt ziemlich alljährlich wieder. — Von Mineralien hat ſich nur am Tennanah etwas Gold gefunden.

Petroff ſtellt dem Ackerbau nicht die günſtige Prognoſe, wie manche Reiſende, welche das Jukonthal nur im Sommer geſehen haben. Die ebenen Flächen ſind immer ſumpfig, auch die flacheren Abhänge ſind ſchlecht drainirt; noch im Juli kommen ſchwere Fröſte vor und wo, wie an manchen Stellen im Inneren, die Verhältniſſe günſtiger ſind, fehlen alle Abſatzwege. Einige hundert Miles von der Küſte landein ſtreckt ſich die ſumpfige Tundra mit Thonuntergrund, in der nur wenige trockene Hügel emporragen. Auf dieſen haben armſelige Eingeborene ihre Dörfer errichtet und nähren ſich von Fiſchfang und Jagd; ihre glücklichſten Tage ſind, wenn es einmal gelingt, einen Mattak, eine große Robbenart, oder gar eine Beluga zu erlegen, die ihnen für Monate reichlich Fleiſch und Thran liefert. Gänſe und Enten finden ſich maſſenhaft, aber die Eskimos mögen das theure Pulver nicht an ſie verſchwenden. Temperaturbeobachtungen in Fort Jukon, an dem Zuſammenfluß von Jukon und Porcupine, geben die merkwürdig hohe Mitteltemperatur von + 16°84; im Sommer kommt 56° vor, im Winter — 23°. Nelſon hat bei Saint Michael ſogar + 74° und — 50° beobachtet. Die Tiden betragen an der Küſte durchſchnittlich 2 bis 3', aber bei ſchweren Südſtürmen kann die Fluth im Norton Sund bis zu 10' ſteigen. Gewitter ſind an manchen Stellen im Jukonthal nicht ſelten, in St. Michael hat man es in vier Jahren nur zweimal blitzen ſehen. Die erſten Zugvögel kommen Ende April, das Aufſteigen des Lachſes beginnt Anfang Juni, manchmal aber auch erſt in der zweiten Hälfte des Monats.

Der Haupthafen iſt Saint Michael, aber er iſt ſelten vor Ende Juni zugänglich, dort iſt auch eine Kapelle, aber das Hauptquartier der ruſſiſchen Geiſtlichkeit iſt Ikogmut am Jukon, an der Stelle, wo ſich die Portage nach dem Kuskokwim abzweigt; ſie haben ca. 3000 Eingeborene bekehrt.

Der erſt neuerdings genauer bekannt gewordene Jukon hat eine Waſſermenge, welche die des Miſſiſſippi wahrſcheinlich faſt um ein Drittel übertrifft. 50 Miles vor ſeiner Mündung beginnen ſchon ſeine Anſchwemmungen, das Meer ſeicht zu machen und über hundert Miles landein reicht ſein Delta. Aber auch weiterhin iſt das ganze Land im Sommer voll Waſſer wie ein Schwamm und bei der äußerſt geringen Verdunſtung fließt das alles dem Jukon zu. Leider können Schiffe von einigem Tiefgang ſich weder dem Fluſſe nähern noch in ſeine Mündungen einlaufen.

Die Bevölkerung des ungeheuren Gebietes beläuft ſich auf 6870, darunter 19 Weiße und 18 Miſchlinge, die Pelzausfuhr auf 70 000 bis 80 000 Dollars. Die Einfuhr beſteht weſentlich in Proviſionen, Mehl, Thee und Zucker.

3) Die Kuskokwim Diviſion iſt in ihrem inneren Theile noch am wenigſten erforſcht, nach Angaben der Eingeborenen iſt es eine Hochebene, über welche der Fluß langſam herankommt, um erſt am Küſtenrande ein raſcheres Tempo anzunehmen. Der Thalboden iſt fruchtbarer als am Jukon, und enthält Zinn, Antimon und ſilberhaltigen Quarz, dagegen ſind im unteren Gebiete die Pelzthiere ſchon arg decimirt. Auch hier wohnen an der Küſte Eskimos, im Inneren Indianer. Der Lachsfang muß die Hauptnahrung liefern, daneben iſt der Pelzrobbe wichtig. Die Tiden ſind ſehr bedeutend, Springfluthen ſteigen bis zu 50' und mit der Fluth gelangen die Handelsſchoner den Fluß hinauf bis Shineyagamute. Das Delta iſt ein weiter Sumpf, den die Fluth unter Waſſer ſetzt, ſo daß die Baidarken darüber hinfahren können. Im Sommer wimmelt das ganze Gebiet dermaßen von Muskitos, daß ſelbſt Bär und Mooſedeer es nicht aushalten können und in das Waſſer flüchten; ſie ſind, wie in Labrador, ein Haupthinderniß für die Erforſchung.

Am Togiak ſind die Verhältniſſe günſtiger, aber da ſein Gebiet kein werthvolles Pelzwerk liefert, befindet ſich kein Handelspoſten dort und die Eingeborenen ſind kaum mit Europäern in Berührung gekommen, ſie kleiden ſich in die Felle des Erdzieſel (Spermophilus empetra) und jagen, nur mit Speeren bewaffnet, den furchtbaren braunen Sumpfbären (Ursus Richardsoni); im Winter kommt das Mooſedeer heerdenweiſe ins Thal.

Das Gebiet des Nuſhegak hat ſeit allen Zeiten lebhaften Verkehr mit den Ruſſen und beſitzt eine Miſſionsſtation; über eine Kette von Seen führt eine alte Handelsſtraße ins Innere. Die Eingeborenen wohnen in halb unterirdiſchen Erdhütten, ſie ſind weniger eifrige Jäger, als ihre Nachbaren und die Pelzthiere ſind darum noch häufiger als anderswo. Der Salmenreichthum des Fluſſes iſt wunderbar, aber die Concurrenz der Amerikaner hat den Eingeborenen die Nahrung etwas geſchmälert.

Die Bevölkerung der ganzen Diviſion beläuft ſich auf 8911, darunter nur 3 Weiße, 111 Miſchlinge und über 8000 Eskimos.

4) Die Aleuten Diviſion beſteht aus der Südſpitze von Alaska und den Inſeln, welche ihre direkte Fortſetzung bilden. Alle Inſeln ſind reich an Gras und würden ſich ohne den langen Winter vorzüglich zur Viehzucht eignen; aber Heu zu machen, iſt kaum möglich, da in ſieben Jahren nur 53 ſonnige Tage beobachtet wurden. Die Einwohner ſind vom Eskimoſtamm, aber in Sprache und Sitten eigenthümlich. Hier hat ſich die Seeotter noch in ziemlicher Anzahl erhalten und wird beſonders von Belkowsky aus gejagt. Bei Popoff Island ſind auch reiche Fiſchgründe, welche eine Geſellſchaft für San Francisco ausbeutet. Stockfiſch und Heilbutt ſind allenthalben gemein. Auf einzelnen Inſeln, z. B. Attu, der weſtlichſten, hegen die Eingeborenen den Blaufuchs und verkaufen jährlich etwa 200 Felle; St. Paul und St. George ſind wichtig durch die

berühmten Rookeries, welche jährlich 100 000 Pelzrobbenfelle liefern.

Die Geſammtbevölkerung der Inſeln beträgt gegenwärtig 2451 Seelen, darunter 82 Weiße und 479 Miſchlinge.

5) Die Kadiak Diviſion iſt längs der Küſte hin ſandig und flach. Hier wohnen Eskimos, welche ſich namentlich vom Walfiſchfang ernähren; an einigen Punkten haben ſich Aleuten nach erbittertem Kampfe mit den Eingeborenen feſtgeſetzt. Zahlreiche Seen erleichtern die Verbindung über die Halbinſel hinüber. Hier war Kadiak ſchon im vorigen Jahrhundert der Hauptſitz des ruſſiſchen Handels und der Miſſionare und die Leute ſind in einem ganz anderen Grade civiliſirt als ſonſt in Alaska, ſie züchten auf der Inſel Kadiak Rindvieh und bauen mit Erfolg Kartoffeln und Rüben; Schafe gedeihen und liefern gute Wolle, pflanzen ſich aber nur langſam fort.

Am Cooks inlet ſind Indianer vom Athabaskaſtamm bis zur Küſte vorgedrungen. Hier gilt noch das Muſchelgeld, ein Dentalium, das als Schmuck verwandt wird. Die Indianer wohnen in Rindenhütten, für die ſchlimmſte Winterzeit haben ſie ſolide niedere Anbaue, in denen ſie mit ihren Hunden dicht zuſammengedrängt der ſtrengſten Kälte trotzen. Sie haben auch keine Einbäume, ſondern Rindenkanoes, wie andere Indianerſtämme. Die zahlreichen Seen liefern ihnen auch im Winter Fiſchnahrung genug, darum kommen ſie zu den Flüſſen nur herunter, wenn der Königlachs (Schavitſcha) aufſteigt oder wenn ein Trupp Belugas in allzu hitziger Verfolgung der Fiſche geſtrandet iſt. Im Gebirge iſt das Wildſchaf häufig und ſein zottiges Fell dient als Lagerſtatt.

Weiter öſtlich iſt die ganze Küſte ein wild zerriſſenes Fjordgebiet mit Gletſchern im Hintergrunde jeder Bucht, von denen manche bis ins Waſſer hinein reichen. Trotzdem ſind die Berge bis zu 1000′ Höhe dicht mit ſtattlichem Nadelholz bewachſen, aber ziemlich arm an Pelzthieren. Das Klima iſt feucht, aber für viele europäiſche Produkte geeignet. Die Haidahs bauten Kartoffeln, ſchon als die erſten Engländer und Amerikaner in das Land kamen; ſie bringen ſie jetzt den Weißen zum Verkauf. Die Eingeborenen haben ſchwere Kämpfe mit den Ruſſen beſtanden, ſind aber nun friedlich. Ihre Zahl beläuft ſich auf 4352, davon faſt die Hälfte Eskimos und nur 34 Weiße, aber 917 Miſchlinge.

6) Die Southeaſtern Diviſion bildet nur einen ſchmalen Küſtenſtreifen, der von Rechtswegen zu Britiſch Kolumbia gehört; meiſt bergig, dicht bewaldet, mit unzähligen durch die vorliegenden Inſeln geſchützten Fjords. Die gelbe Zeder liefert ein geſchätztes Schreinerholz, das ſchon in ziemlicher Quantität exportirt wird. Kohle und Kupfer ſind an verſchiedenen Stellen aufgeſchloſſen, neuerdings auch goldhaltiger Quarz ganz in der Nähe von Sitka. Das Klima iſt angenehm, aber für Ackerbau zu feucht; Kartoffeln und Gemüſe gedeihen dagegen beſſer als in der vorigen Abtheilung. Die Bewohner ſind die neuerdings durch Krauſe näher bekannt gewordenen Tlinkit, 6437 Seelen ſtark, ein kriegeriſcher Stamm, der den Ruſſen viel zu ſchaffen machte, ſich aber nun ſo ruhig verhält, daß die Regierung die Beſatzung von Sitka zurückgezogen hat. Sitka hat ſich neuerdings ſehr gehoben, doch beträgt die weiße Bevölkerung noch nicht über 300 Seelen. Seit der Abfaſſung des Petroff'ſchen Berichtes hat ſich übrigens die Mineninduſtrie nicht unbedeutend gehoben und damit die weiße Bevölkerung zugenommen.

Das indiſche Kaiſerreich.

I.

Die kolonialen Beſtrebungen ſind an der Tagesordnung; durch dieſelben wird ein neuer Faktor in das öffentliche Leben eingeführt, der im Falle des Erfolges vielleicht ein Mittel werden kann, manche Gefahr, welche jetzt die Geſellſchaft zu bedrohen ſcheint, noch zu beſchwören. Um den richtigen Weg auf dieſem Felde zu finden, giebt es wohl kein beſſeres Mittel, als ſich die Erfahrungen zu Nutze zu machen, welche andere Länder bei der Organiſirung und der Verwaltung ihrer Kolonialreiche gemacht haben und dieſelben unter Berückſichtigung von Zeit und Umſtänden zu verwerthen. Die Erfahrungen, die gemacht ſind, kennen zu lernen, genügt es nicht, ſich durch Autopſie ſelbſt einen mehr als flüchtigen Ueberblick über ein fremdes Land zu verſchaffen; es gehört dazu auch ein ſehr gründliches Studium der Zuſtände und der Geſchichte ihrer Entwickelung.

Der mächtigſte Kolonialbeſitz der gegenwärtigen Zeit, das indiſche Kaiſerreich, iſt in den letzten Jahren mehrfach zum Gegenſtande eines ſolchen eingehenden Studiums gemacht worden, namentlich durch die Herren J. C. Cotton in „Colonies and Dependencies“ und Wilfried Seawen Blunt, deſſen Betrachtungen zuerſt in der „Fortnightly Review“ veröffentlicht wurden. Dieſe Arbeiten ſind zu ausführlich, als daß es möglich wäre, einen Auszug vom Ganzen zu geben; wir müſſen uns auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil beſchränken und wählen dazu diejenigen Abſchnitte der Arbeit Cotton's aus, in welchen von den Reſultaten und der Zukunft der britiſchen Herrſchaft in Indien die Rede iſt.

Gewiß iſt der Gegenſtand, den wir im erſten Theile dieſes Aufſatzes behandeln werden, ein ſehr ſchwieriger, nicht nur wegen der Maſſe eines ſpröden, nicht leicht zu bewältigenden Materials, welche hierbei zu Rathe gezogen werden muß, ſondern viel mehr noch, weil derſelbe ganz vom ſubjektiven Standpunkte des Beurtheilers aus — cacteris paribus — eine ganz verſchiedene Beantwortung zuläßt. Dieſen Schwierigkeiten gegenüber werden wir uns ſo viel wie möglich objektiv verhalten und mit Zurückhaltung unſerer perſönlichen Anſicht nur die Bauſteine herbeizuſchaffen ſuchen, um es dem Leſer zu überlaſſen, die Entſcheidung der Frage nach ſeinem eigenen Ermeſſen zu treffen.

Nach Cotton löſt ſich dieſelbe in die folgende auf: Müſſen die Einwohner Indiens den Engländern für ihre Gegenwart und für das, was unter ihrer Herrſchaft geſchehen, dankbar ſein? Hierauf giebt die peſſimiſtiſche Partei die Antwort: Indien wird von den Engländern in ihrem eigenen Intereſſe ausgebeutet; die Selbſtſucht der herrſchenden Klaſſe kommt nur ihrer Unwiſſenheit gleich; das herrſchende Landſyſtem iſt nur eine Erpreſſung, das

Rechtsſyſtem erlaubter Meineid, das Land iſt verarmt durch ſeine Ausfuhr, der Boden erſchöpft, das Volk lebt am Rande des Hungertodes und die mit Schulden überhäufte Bevölkerung iſt in fortwährender Abhängigkeit.

Auf der anderen Seite haben wir die optimiſtiſchen Anſichten der officiellen Kreiſe; die Pax Britannica, welche Indien nicht nur gegen äußere Angriffe ſchützt, ſondern auch Recht und Geſetz im Lande bewahrt und die Ruhe erhält, wird laut verherrlicht; die Regierung, welche Millionen hergiebt, um Hungersnoth zu lindern, um Eiſenbahnen und Bewäſſerungsanlagen auszuführen, wird zum Himmel erhoben; wir hören auf dieſer Seite von gleichmäßig fortſchreitender Entwickelung, von ſtets zunehmender Bevölkerung. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, den Verſuch zu machen, zwiſchen dieſen entgegengeſetzten Meinungen in Bezug auf Recht und Unrecht einen Ausgleich zu verſuchen; die Einen mögen daran denken, daß wir mit Thatſachen zu rechnen haben und daß Indien faktiſch zu England gehört, die Anderen, daß das Vertrauen auf die leitenden Perſonen in Indien nicht unbegrenzt ſein darf und daß man dieſelben dort noch ſchärfer ins Auge faſſen muß als in Europa; denn ſie ſind weit entfernt und unverantwortlich.

Einige der Hauptpunkte, die hier von Bedeutung ſind, müſſen wir etwas näher betrachten und zwar zu allererſt die Frage, ob denn unter engliſcher Herrſchaft der Zuſtand des Volkes ein ſo viel beſſerer geworden iſt? Um hierbei billig zu ſein, dürfen wir nicht die Zeit des Verfalles der Mongolenherrſchaft allein ins Auge faſſen, ſondern müſſen ein Bild deſſen zu geben ſuchen, was die einheimiſche Herrſchaft während einer Reihe von Jahren war, und dem gegenüber das Bild einer idealen Provinz unter engliſcher Verwaltung ſtellen.

Bunter Wechſel der Dynaſtien, Blüthe und Verfall von Städten folgen einander mit ſchwindelerregender Schnelligkeit; daneben läuft ſeit Jahrhunderten das Leben der Handwerker, das Leben der Ackerbauer unverändert fort. Gewiß finden wir in dieſer langen Zeit blutige Streitigkeiten, die vielfach ihren Urſprung in religiöſem Eifer fanden, und namentlich die Mohammedaner machten ſich häufig der Unduldſamkeit ſchuldig und erpreßten Schätze von den unterworfenen Völkern. Wenn man aber die Sache aus einem höheren Geſichtspunkte betrachtet, kann man nicht behaupten, daß es für die große Maſſe einen bedeutenden Unterſchied machte, ob ſie von Mohammedanern oder von Hindus regiert wurde.

Mögen auch die Steuern unter der mongoliſchen Herrſchaft drückender geweſen ſein, mag man ſie mit größerer Strenge eingetrieben haben, das Syſtem der Beſteuerung war daſſelbe, und wenn wir von dem mannigfachen Wechſel der Dynaſtien abſehen, dürfen wir wohl annehmen, daß der Zuſtand des Volkes in irgend welcher Periode als typiſch für die ganze Zeit der einheimiſchen Herrſchaft angeſehen werden darf.

Alle Fremden, die in älterer Zeit Indien beſucht haben, berichten voll Erſtaunen über die hohe Stufe, auf der das Volk ſtand. Von dem Standpunkte der Induſtrie aus betrachtet, war die Organiſation im Stande, die großen Reſultate zu erzielen, die bis zum heutigen Tage beſtehen; vom ſittlichen Standpunkte befriedigte ſie die Bedürfniſſe der menſchlichen Natur, wenn ſie dieſelben auch nicht anregte; in politiſcher Beziehung konnte man ſie nicht fortſchrittlich nennen. Die vielen prächtigen Hofhaltungen gaben manche Anregung, die Künſte blühten, die Städte entwickelten ſich. Schätze wurden geſammelt, was nicht hätte geſchehen können, wenn das Eigenthum nicht ſicher geweſen wäre; man leſe in alten Berichten nach, welch' ungeheurer Reichthum durch die Engländer angetroffen wurde, welche reiche Beute vorher ſchon indiſchen Eroberern zugefallen war. Hiergegen kann man allerdings anführen, daß das Zuſammenſtrömen von Schätzen an einzelnen Stellen ſehr gut von allgemeiner Armuth begleitet geweſen ſein kann. Doch von ſolcher Armuth haben wir keinen Beweis. Wohl aber wiſſen wir, daß Akbar es verſtanden hat, ein Einkommen von 40 000 000 Pfd. St. aus einem Lande einzutreiben, deſſen Oberfläche bedeutend kleiner als die des heutigen Indiens war, und unter ſeinen Nachfolgern nahm daſſelbe noch zu. Gewiß waren es keine ſanften Mittel, mit denen man dem Volke ſolche Schätze abpreßte, doch daſſelbe war im Stande, ſie Jahre lang zu liefern und erſt nach dem Tode Aurangzeb's (1707) fing die Anarchie an, während welcher ebenſo wie unter den erſten engliſchen Herrſchern die indiſchen Schätze ſtarken Abfluß fanden. Die natürlichen Hilfsquellen aber waren vorher ſchon gewiß ebenſo ſehr entwickelt, wie ſie dies jetzt ſind. Die Bebauung eines ſo fruchtbaren Bodens mußte Ueberſchüſſe liefern, die aber im Lande blieben, um verſchiedene Handwerke und Induſtrien zu nähren; nicht die Rohprodukte waren es, welche zuerſt die Aufmerkſamkeit erregten, ſondern verſchiedene Fabrikate, welche diejenigen Europas in den Schatten ſtellten.

Der Landbau hat ſeit Jahrhunderten in Indien keine Veränderung erlitten; die engliſchen Verbeſſerungen haben dem Eingeborenen keinen anderen Nutzen gebracht, als hier und da eine Ausbreitung des Kartoffelbaues. Die Ackerbauer haben ihre Aufgabe auch unter einheimiſcher Herrſchaft ſehr gut verſtanden; viele Bewäſſerungsanlagen ſind muſtergiltig und von den durch die Engländer gemachten Anlagen haben diejenigen den beſten Erfolg gehabt, welche denen der Eingeborenen nachgebildet ſind.

Unglücksfälle von höherer Hand traten ebenſo gut ein, wie dies jetzt noch der Fall iſt; vielleicht darf man annehmen, daß Hungersnoth damals leichter getragen wurde als in unſeren Tagen; dagegen kann man behaupten, daß die Könige früherer Tage eine Veranlaſſung des häufigeren Erſcheinens einer ſolchen waren.

Ziemlich ſicher iſt es, daß das Land im Ganzen nie ſo bevölkert geweſen iſt wie jetzt; ebenſo ſicher aber, daß einzelne Orte früher mehr Menſchen ernährten als heute. Die große Vermehrung, von der man jetzt zu ſprechen weiß, muß wohl hauptſächlich mit dem Anbaue früher unbebauter Ländereien in Verbindung gebracht werden. Einen eigenthümlichen Beitrag zur Frage der Vermehrung liefert das Beiſpiel von Oudhe. Dieſe Provinz wurde 1856 annektirt, weil dort eine unerträgliche, ſchlechte Regierung herrſchte. Im folgenden Jahre brach der Aufſtand aus und länger als zwölf Monate wüthete der Bürgerkrieg. Man hätte dieſen ungünſtigen Verhältniſſen gegenüber ſpäter eine ſchnelle Zunahme der Bevölkerung erwarten ſollen, aber das Gegentheil trat ein. Die erſte Volkszählung nach dem Aufſtande, die 1868 ſtattfand, ergab über 11 Millionen Seelen — etwa 180 Menſchen auf den Quadratkilometer — eine Dichtigkeit der Bevölkerung, die in den anderen Theilen des Landes bei Weitem nicht erreicht wurde (Bengalen 146, die nordweſtlichen Provinzen 145). Die zweite Volkszählung (1881) wies eine Vermehrung von etwa 200 000 Seelen, kaum 1,6 Proc. in 13 Jahren, nach, während in Britiſch-Birma die Zunahme 35 Proc., in den Centralprovinzen 25 Proc. betrug. Hieraus können wir zweierlei lernen, nämlich daß eine Provinz, die erſt kurz vorher von einer ſchlechten, einheimiſchen Regierung und den Greueln des Krieges erlöſt war, doch noch eine ſehr bedeutende Bevölkerung haben konnte, und zweitens, daß auch die Zunahme

derſelben unter einer geordneten Regierung unbedeutend und wohl kaum größer als die Ausbreitung des Ackerbaues geweſen iſt. In Wirklichkeit wird die Bevölkerung von Indien immer ſo dicht ſein, wie die Verhältniſſe es erlauben, d. h. wie der Landbau es zuläßt; wo unbebaute Ländereien vorhanden ſind, vermehrt ſich die Bevölkerung ſchnell. Aber gerade darum, weil in früherer Zeit ſchon andere Erwerbszweige neben dem Ackerbau beſtanden, beſtand auch die Gelegenheit zu ſtarker Vermehrung der Bevölkerung.

Seit der Einführung der engliſchen Herrſchaft iſt die centrale Regierung ſtabil geworden, während die ackerbauende Bevölkerung ihr Gleichgewicht zu verlieren ſcheint. England hat einen komplicirten Staatsmechanismus in der Hoffnung eingeführt, Indien damit ein koſtbares Geſchenk zu machen; die erſten engliſchen Herrſcher ließen Alles ziemlich beim Alten, ſie paßten ſich ſelbſt gewiſſermaßen ihrer Umgebung an und in ihrer Zeit war der Zuſtand des Volkes eigentlich ebenſo wie früher, nur daß durch die Aufhebung ſo mancher fürſtlichen Hofhaltung auch manche Gelegenheit, Geld zu erwerben, verloren ging; doch ſpäter, in den letzten 30 Jahren, ſpeciell ſeit der Regierung Lord Dalhouſie's, hat man dem Volke die Segnungen der britiſchen Herrſchaft aufgezwungen und nur der Aufſtand hat hierin einige Unterbrechung gebracht.

Wenn auch die Folgen hiervon überall ſichtbar ſind, ſo treten ſie doch ganz beſonders bei den Ackerbauern ſehr klar und deutlich hervor. Der Anſchlag der Steuern geſchieht nach einer genauen Durchſchnittsberechnung und kann, wenn man die Steigerung der Preiſe berückſichtigt, nicht einmal hoch genannt werden. Er wird für viele Jahre voraus feſtgeſetzt und dies taugt nicht für den Eingeborenen, der es nicht verſteht, den Ueberſchuß der guten Jahre für die ſchlechten zu bewahren und immerwährend in den Händen der Wucherer ſich befindet. Dies ſind die einzigen Perſonen, welche von dem niedrigen Steuerſatze, der aber ſtreng eingetrieben wird, Vortheil ziehen, eine Folge der Anwendung eines niedrigen Steuerſatzes und eines „kurzen Rechtes“. Allerdings hat die Regierung die Nachtheile, die hiermit verbunden ſind, erkannt und es werden Maßregeln zur Abhilfe erwogen; man will erſtens den Ackerbauer durch ein Geſetz hinſichtlich „Schulden und Pfändung“ zu ſchützen ſuchen, zweitens die Steuereinnehmer ermächtigen, Aufſchub und ſelbſt Nachlaß von Steuern zu bewilligen, und drittens endlich ländliche Kreditbanken unter dem Schutze der Regierung errichten; gewiß würden dieſe Maßregeln Segen bringen, ob ſie aber das einmal geſtörte Gleichgewicht des Landes wieder herzuſtellen im Stande wären, iſt eine andere Frage. Fragt man, ob der Reichthum Indiens zugenommen hat, ſo kommt man zu folgenden Schlußfolgerungen. Gewiß iſt (wie ſchon erwähnt) die Zahl der Bevölkerung größer als je vorher, was ſich einmal durch Ausbreitung des Ackerbaues, dann durch den Schutz, den die engliſche Herrſchaft gewährt, leicht erklärt; hieraus folgt aber noch nicht, daß der allgemeine Wohlſtand zugenommen hat, denn weder führen die niedrigen Klaſſen ein beſſeres Leben als früher, noch iſt ein anſehnlicher Theil des Volkes vom Betriebe des Ackerbaues abgezogen worden. Berufene Autoritäten gehen ſelbſt ſo weit, anzunehmen, daß der Zuſtand der niedrigſten Klaſſen unter engliſcher Herrſchaft ſchlechter geworden ſei; Dr. W. W. Hunter behauptet, daß 40 Millionen Menſchen „mit ungenügender Nahrung die Reiſe durchs Leben machen“. Vielleicht kann dem abgeholfen werden, wenn andere Erwerbszweige eröffnet und der Druck auf den Ackerbau vermindert wird. Allerdings beſteht in verſchiedenen Theilen von Indien ein Ueberſchuß, doch die Frage iſt, wer die Vortheile deſſelben direkt genießt. Der Staat eignet ſich einen Theil derſelben unter verſchiedenen Formen zu — ſei es als Abgabe von der Ernte, ſei es als Steuer auf die Ausfuhr von Reis; ferner wird ein Theil des Nutzens durch die Eigenthümer geerntet und endlich kann ein Theil dem Ackerbauer ſelbſt zu Gute kommen. Letzteres mag in Birmah und einem Theile Bengalens der Fall ſein; der Ackerbauer lebt hier in verhältnißmäßig gerade ſo günſtigen Verhältniſſen, wie die Bauern in irgend einem Theile von Europa; endlich kann ein Theil des Nutzens in die Hände der Wucherer kommen. Wie dies aber auch ſein mag, es liegt auf der Hand, daß früher der ganze Ueberſchuß im Lande blieb und für die Hofhaltungen verwendet wurde, dabei aber auch der eigenen Induſtrie zu Gute kam, während jetzt ein großer Theil aus dem Lande geht und der Ackerbauer ſeinen Ueberſchuß gegen engliſche Waaren vertauſcht.

In den letzten 40 Jahren hat Indien für 400 Millionen Pfund engliſche Baumwollenwaaren und 300 Millionen Silbergeld abſorbirt. Mit Bezug auf das zuletzt Geſagte darf man jedoch nicht überſehen, daß die Ueberſchüſſe früher viel geringer als jetzt waren, weil ſie großentheils erſt durch die von der britiſchen Herrſchaft verſchaffte Sicherheit und durch die große Thätigkeit des heutigen Handels entſtanden ſind, wozu natürlich die verbeſſerten Transportmittel das ihrige beitragen; erfahrungsmäßig iſt eine reiche Ernte nur dann ein Segen, wenn Abſatz für dieſelbe beſteht; wo er fehlt, wird ſie eher zum Fluche. Was die nicht landbauenden Klaſſen betrifft, ſo müſſen wir einräumen, daß ihr Zuſtand unter der engliſchen Herrſchaft nicht verbeſſert worden iſt. Der Zuſtand der Weber hat ſich entſchieden verſchlechtert, mit ihnen ſind die Färber zurückgegangen, auch andere Handwerker haben durch den Untergang der Höfe und die europäiſche Konkurrenz gelitten; dies muß theilweiſe nicht nur als Verluſt für die nationale Induſtrie, ſondern auch für die Kunſt im Allgemeinen betrachtet werden. So Manches, was Werth hatte, iſt vergeſſen worden und jedenfalls kann ein in Bezug auf ſeine Manufakturen auf England, dem es ſeine Rohprodukte liefert, angewieſenes Indien kein angenehmer Anblick für den Freund des Landes ſein.

Kürzere Mittheilungen.

Das Anwachſen der Bevölkerung Jeruſalems.

Der „Warte des Tempels“ (1886, Nr. 28) wird aus Jeruſalem vom 25. Juni geſchrieben: „Jeder, der Jeruſalem in den letzten paar Jahren geſehen, iſt überraſcht von der Vergrößerung und Verſchönerung, welche dieſe Stadt in den letzten zwei Decennien erfahren hat, indem ſich außerhalb der alten ſchmutzigen und unwegſamen Stadt eine Vorſtadt erhob, die an Ausdehnung der alten Stadt nicht nachſteht und ſich vor ihr durch hübſche Bauten, Reinlichkeit und friſche Luft auszeichnet. Dieſen Aufſchwung verdankt aber die heilige Stadt nicht dem Umſtande, daß ſie für irgend

einen materiellen Umtrieb eine günstige Gelegenheit darböte, vielmehr ist das Urtheil eines Juden ganz richtig, welcher sagte: „Jerusalem ist gut zu beten, aber nicht für Geschäfte zu machen.“ Auch ist die Vorstadt hauptsächlich mit Juden bevölkert, die theils in besonderen einzelnen Wohnhäusern, theils in für sich abgeschlossenen Kolonien zu Hunderten beisammen wohnen. Allerdings sind auch in der Vorstadt Magazine, Lokanden, Gasthäuser, Hospitäler, Schulen und Konsulate erbaut worden, bilden aber doch gegenüber der jüdischen Bevölkerung den kleineren Theil. Unzweifelhaft ist die Zunahme der jüdischen Einwohnerschaft großentheils den bekannten europäischen Judenverfolgungen zuzuschreiben, doch giebt es auch viele reiche, alte Juden, die ihren Wohnsitz hierher verlegen, um ihre Tage im Lande ihrer Väter zu beschließen und in heiliger Erde begraben zu werden.

Um für die Seelenzahl der Bevölkerung einen Anhalt zu bekommen, war ich bemüht, Erkundigungen bei den verschiedenen Religionsgenossenschaften einzuziehen, die auch bereitwilligst gegeben wurden und wohl nicht viel von der Wahrheit abweichen werden. Nur bei den Juden wollte es mir scheinen, daß sie aus politischen Gründen geneigt wären, lieber zu nieder als zu hoch zu greifen. Nach diesen Angaben beziffert sich die Bevölkerungszahl folgendermaßen:

Juden, Aschkenasim und Sephardim zusammen		20 000
Muslimen		5 600
Christen und zwar	Griechen	4 600
	Katholiken	2 100
	Protestanten	850
	Armenier	450
	Kopten	85
	Unirte Katholiken	70
	Abessinier	56
	Sorianer	40
	Zusammen	33 851.

Hierzu mag bemerkt werden, daß früher die Zahl der Muslimen auf 8000 angegeben wurde, so daß also die mohammedanische Bevölkerung in einer merklichen Abnahme begriffen ist. Die christliche Bevölkerung besteht dem größten Theil nach aus Eingeborenen, doch kommt bei den Katholiken eine beträchtliche Anzahl von temporär ansässigen Mönchen und Nonnen in Betracht, die in den letzten Jahren sich entschieden vermehrt haben. Die Abessinier von pechschwarzer Farbe kommen und gehen und sind als Wächter, weil sie mit den Arabern nicht fraternisiren, sehr beliebt. Die Protestanten sind zum größten Theile Europäer, Engländer und Deutsche, die förmlich im Dienste der englischen Mission oder doch zu derselben in Beziehung stehen, oder auch wie die Tempelmitglieder selbständig einen Missionszweck verfolgen, sich aber grundsätzlich des Proselytenmachens enthalten.

Obige Bevölkerungsliste kann keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen, da es im Osmanenreiche an statistischen Tabellen über die Bevölkerung fehlt; jedenfalls dringt nichts hiervon in die Oeffentlichkeit. Dennoch werden die angeführten Zahlen nicht weit von der Wirklichkeit abweichen, und im Ganzen wird die Seelenzahl der Bevölkerung eher größer sein, als sie sich nach unserer Liste berechnet. Wenn man sich auf die Stimmen mancher Leute, die sich hören lassen, verlassen könnte, so dürfte die Einwohnerzahl Jerusalems sich auf 40 000 oder gar 45 000 belaufen; da sich aber im Volksmunde die Zahlen gewöhnlich zu erhöhen pflegen, so wird man der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man die Seelenzahl Jerusalems auf die Summe von 35 000 abrundet. Nach dem immer noch lebhaften Baugeschäfte zu schließen, ist Jerusalem gegenwärtig noch im Wachsen begriffen, was auch durch die hohen Preise der Bauplätze bestätigt wird, die bis heute noch eher im Steigen als im Fallen begriffen sind . . . . . “

Scratchley über Britisch-Neu-Guinea.

Der zum ersten Oberkommissär über das englische Neu-Guinea ernannte General-Major Sir Peter Henry Scratchley starb am 3. December 1885 am Sumpffieber. Die von ihm gesammelten Notizen über Neu-Guinea hat sein Privatsekretär Mr. G. Seymour Fort geordnet und veröffentlicht. Wir entnehmen daraus das Nachfolgende.

Mit Ausnahme einiger Theile der Nordostküste wird das ganze Küstenland des unter englischer Hoheit stehenden Neu-Guinea von Eingeborenen bewohnt. Im Westen und Nordwesten, d. i. vom Fly R. (8° 33′ südl. Br. und 143° 15′ östl. L. Gr.) bis Hall-Sound (8° 48′ südl. Br. und 146° 30′ östl. L. Gr.), sind sie sehr zahlreich. Der Boden ist hier an manchen Stellen außerordentlich fruchtbar. Der in großer Menge producirte Sago bildet einen wichtigen Handelsartikel und wird von den an der Südwestküste bis Kaile (9° 35′ südl. Br. und 147° 26′ östl. L. Gr.) hin wohnenden Eingeborenen gegen von ihnen verfertigte Töpferwaaren eingetauscht. Sir Peter Scratchley sah von Port Moresby (9° 27′ südl. Br. und 147° 7′ östl. v. Gr.) aus eine große Handelsexpedition abgehen, welche auf ihren aus einer Anzahl zusammengebundener Canoes bestehenden Fahrzeugen, Lakatois genannt, 20 000 Stück Töpferwaare verladen hatte, wofür sie gegen 150 Tonnen Sago zurück zu bringen gedachte.

Die Eingeborenen, welche am Hall Sound bis Kerepunu in 10° 5′ südl. Br. und 147° 50′ östl. L. Gr. nicht nur die Küste, sondern auch landeinwärts das Hochland und dessen Thäler bewohnen, sind nicht minder zahlreich und dabei friedliebend. Sie folgen bei ihren ländlichen Arbeiten gern und willig den Anweisungen und Belehrungen der Missionare. Es gilt dies namentlich von den Bewohnern der fruchtbaren Distrikte hinter Kapakapa (9° 50′ südl. Br. und 147° 30′ östl. L. Gr.), Hula (10° 6′ südl. Br. und 147° 43′ östl. L. Gr.) und Kerepunu. Dem Einflusse der Missionare W. G. Lawes und J. Chalmers ist es zu verdanken, daß man sich jetzt von irgend einem Punkte der Küste zwischen Port Moresby und Hula aus in größter Sicherheit unbewaffnet 50 engl. Meilen weit ins Innere wagen kann. Oestlich von Kerepunu ändert sich der Charakter der ebenfalls zahlreichen Eingeborenen. Sie sind körperlich schöner gebaut, aber es wohnt ihnen eine unwiderstehliche Blutgier inne. Zwischen der Orangerie-Bai (10° 30′ südl. Br. und 149° 35′ östl. L. Gr.) und dem Ostkap (10° 13′ südl. Br. und 150° 55′ östl. L. Gr.) liegt die Region des Kannibalismus der schlimmsten Art.

Ueber die zum Theil in großen Dörfern wohnenden Eingeborenen an der Nordostküste weiß man zur Zeit nicht viel. Sie sind scheu, aber doch nicht gerade feindlich gesinnt. Die Inseln im Louisiade-Archipel und in der D'Entrecasteaux-Gruppe sind mit verrätherischen Kannibalen dicht bevölkert, und man muß die größte Vorsicht gegen sie beobachten.

Die Verschiedenheit der Dialekte bildet ein großes Hinderniß im Verkehre mit den Eingeborenen, denn nicht allein in jedem Distrikte, sondern auch fast in jedem Dorfe wird ein anderer gesprochen. Nur der Motu-Dialekt ist in dem ganzen Distrikte von Port Moresby bis Kapakapa allgemein.

Die Eingeborenen sind keine Nomaden. Sie leben meistens von Vegetabilien und sind dadurch auf Ackerbau angewiesen, welcher gewöhnlich von den Frauen mit großer Tüchtigkeit betrieben wird. Ihre Hauptnahrung besteht in Yams, Bananen, Bataten, Taro, Kokosnüssen, Zuckerrohr, Brotfrüchten und Fischen. Was den Landbesitz anlangt, so ist die Annahme, daß, ähnlich wie auf Neu-Seeland, der Grund und Boden dem ganzen Stamme gehöre, unrichtig. Er beruht vielmehr auf Verwandtschaft. Das Land in seinen Theilen ist das Eigenthum von Gruppen von Individuen, welche zu einander in Blutsverwandtschaft stehen. Die Zahl derselben wechselt natürlich, je nach den Geburten und Todesfällen. Sie kann sich auf ein einziges Individuum vermindert oder auch beträchtlich vermehrt haben. Jede einzelne dieser Gruppen-

familien hat ein unbestrittenes Anrecht an dem ihrem Verwandtenkreise gehörigen Lande, welches nie, im Ganzen oder getheilt, ohne die Einwilligung sämmtlicher Mitglieder veräußert werden darf. Der Kaufpreis wird unter Alle vertheilt. Dieses individuelle Eigenthumsrecht ist ein sehr ausgedehntes und erstreckt sich sogar auf einzelne Bäume, deren Früchte u. s. w. Die Häuptlinge der Stämme haben bei diesen Geschäften keinen Einfluß, es sei denn, daß das betreffende Land ihrer Verwandtschaft angehört. Es ist eine seltene Ausnahme, daß ein Häuptling stark und mächtig genug ist, um über Land seines Gebietes frei zu verfügen.

Der Papua-Golf, bemerkt Sir Scratchley, ist in hohem Grade unsicher und gefährlich. Da das Wasser in Folge der heftig rollenden See immer trübe ist, so sind die vielen Riffe darin nicht sichtbar, dazu kommt, daß auf mehrere Kilometer von der Küste oft kaum zwei Faden Tiefe angetroffen werden. An Flüssen fehlt es nicht; das ganze Gebiet des englischen Neu-Guinea, mit Ausnahme des Distriktes um Port Moresby, ist gut bewässert. Die bedeutendsten Flüsse — unter diesen der Fly mit seinen vielen Nebenflüssen an erster Stelle — liegen auf der Westseite des Papua-Golfes und entwässern die dortige große Ebene. Die Mündungen sind, ähnlich wie in Australien, häufig versandet. An den zahlreichen Flüssen im Südosten breitet sich fruchtbarer Boden aus; sie haben aber, da das Hochland, wo sie entspringen, sich in der Nähe der Küste befindet, nur einen kurzen Lauf und halten mit denen im Westen keinen Vergleich aus. In der Milne-Bai (10° 17′ südl. Br. und 150° 55′ östl. L. Gr.) entdeckte Sir Scratchley zwei bisher unbekannte Flüsse und erforschte sie. Der eine, von den Eingeborenen Davadava genannt, mündet an der Nordostküste der Bai, hat eine Tiefe von 8 bis 12 Fuß und kann mit kleinen Dampfern befahren werden. Die Ufer sind steil und abschüssig und mit Nutzhölzern und reicher Vegetation bestanden. Die Mündung wird durch eine Barre versperrt. Der zweite Fluß, welchen die Eingeborenen Hadara heißen, ist der bedeutendere. Er hat eine Tiefe von 12 bis 16 Fuß und scheint weit aus dem Inneren der Insel herzukommen. Seine Mündung bildet mehrere Deltas. Das Land zu Seiten seiner Ufer ist flach und sehr fruchtbar, die reiche Vegetation tropisch. Die dortigen zahlreichen Eingeborenen sind freundlich gesinnt.

Ueber das Klima, welchem Sir Scratchley zum Opfer fiel, spricht er sich dahin aus: „Es entkräftet (enervates) in hohem Grade, und Europäer sind nicht im Stande, in der Sommerzeit viel Arbeit zu verrichten. Das Sumpffieber mit häufig schlimmem Ausgange grassirt überall. Es ist möglich, daß, ähnlich wie im Norden von Queensland, sich der pestartige Charakter des Klimas in dem Maße ändern werde, wie das Land von Europäern unter Kultur gebracht wird.“ Dem gegenüber hält es der Missionar W. G. Lawes, wohl der gründlichste Kenner des südöstlichen Neu-Guinea, für sehr fraglich, ob das dortige böse Klima eine europäische Ansiedelung überhaupt zulassen werde. H. Gr.

K. von den Steinen's Schingú-Expedition.

In reicher Ausstattung ist jetzt das lange erwartete Werk des Dr. med. Karl von den Steinen über seine Schingú-Expedition des Jahres 1884 erschienen, das als eine der hervorragendsten Reisebeschreibungen unserer Zeit insofern bezeichnet werden darf, als es sowohl die Geographie, als auch die Ethnographie Südamerikas ganz bedeutend fördert. Sein voller Titel lautet: „Durch Central-Brasilien. Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884. Von Karl von den Steinen, Dr. med. Mit über 100 Text- und Separatbildern von Wilhelm von den Steinen, 12 Separatbildern von Johannes Gehrts, einer Specialkarte des Schingústromes von Dr. Otto Klauß, einer ethnographischen Kartenskizze und einer Uebersichtskarte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886.“

Es sei daran erinnert, daß zwei Mitglieder der Expedition, der Arzt Dr. Karl von den Steinen, der Verfasser des vorliegenden Buches, und Dr. Klauß, Physiker von Fach, an der deutschen Südpolar-Expedition nach Süd-Georgien theilgenommen hatten und von dort im September 1883 in Montevideo eintrafen, wo der Vetter des ersteren, der Maler Wilhelm von den Steinen, sie bereits erwartete. Derselbe hatte die nöthigen Instrumente von Deutschland mitgebracht und sich im Gebrauche derselben auf der Hamburger Seewarte unter Prof. Neumayer's Leitung eingeübt. Auf dem Paraguay begaben sie sich nach Cuyabá, der Hauptstadt der Provinz Mato Grosso, deren Präsident, Baron v. Batovy, mit großer Bereitwilligkeit auf ihre Wünsche einging, wie denn auch Seitens der brasilianischen Regierung ihnen eine militärische Begleitmannschaft gestellt wurde.

So reisten sie Ende Mai 1884 von Cuyabá nach Norden mit etwas östlicher Abweichung ab, behielten dieselbe Richtung im Wesentlichen bei, gelangten zu einem linken Zuflusse des gesuchten Schingú, dem Tamitatoala, auf welchem sie sich am 25. Juli in acht selbstgefertigten Rindencanoes einschifften, und durchfuhren nun auf jenem Nebenflusse und dem Schingú so recht das unbekannteste Innere Brasiliens. Am 13. October erreichten sie die Indianerniederlassung Piranhaquara (4° 5,1′), den obersten Punkt am Strome, bis wohin im Jahre 1843 Prinz Adalbert von Preußen vorgedrungen war — ein merkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß alle Pioniere dieses Stromes Deutsche gewesen sind: zuerst Pater Rochus Hundertpfund, der um 1750 den Schingú eine Strecke aufwärts gefahren ist, dann Prinz Adalbert 1843, schließlich 1884 die Herren von den Steinen und Clauß, die dann freilich gleich gründliche Arbeit gemacht haben. Erst am 15. October treffen sie auf den ersten Brasilianer, deren letzten sie bald hinter Cuyabá vor mehr als vier Monaten verlassen hatten, und hörten nun zum ersten Male kaum 2 Breitengrade von der Mündung des sich durch mehr als 12 Breitengrade hinziehenden Stromes den Namen Schingú, welchen die unterwegs angetroffenen Indianer nicht kennen. Gegen Ende October befanden sie sich in Pará wieder im Bereiche der Civilisation, in welchen sie glücklich ihre sämmtlichen Aufzeichnungen, Beobachtungen, Skizzen, die jetzt im Berliner Museum für Völkerkunde befindliche ethnologische Sammlung u. s. w. gerettet hatten.

Während dieser denkwürdigen, fast fünfmonatlichen Reise sind sie mit fünf verschiedenen Indianerstämmen, den Bakaïri, Kuſtenaú, Trumaí, Suyá und Yuruna, zusammengetroffen, wobei es aber nur ein einziges Mal zu einem feindlichen Zusammenstoße (mit den Trumaí) gekommen ist. Unendlich dünn gesäet ist in jenen Einöden die Bevölkerung; nach genauester Berechnung haben die Forscher im Ganzen gesehen: 217 Männer, 163 Frauen, 124 Kinder, zusammen 664 Individuen. Da aber wiederholt Frauen und Kinder nicht sichtbar waren, so geben obige Zahlen kein richtiges Bild von der Vertheilung der Geschlechter und dem Nachwuchse und es müssen einige Posten abgezogen werden; es ergeben sich dann 36 Proc. Männer, 35,5 Proc. Frauen, also in gleichem Verhältnisse, und nur 28,4 Proc. Kinder (bis etwa zu 15 Jahren), während Europa im Mittel 38 Proc. Kinder hat. Zwischen 13¼° und 12½° südl. Br. traf man nur vier Dörfer der Bakaïri, dann unter 12° 20′ einige Kuſtenaú, nördlich von 12° ein Dorf der Trumaí, zwischen 11¼° und 11° die Suyá und Manitsauá und dann erst wieder — der Fluß durchbricht hier eine gebirgige Zone — unter 8¼° das erste Dorf der Yuruna, bei 7° das zweite, südlich von 5½° das dritte, und je ½° weiter das vierte und fünfte. Die Yuruna sind die ersten portugiesisch sprechenden Indianer, welche beim Hinabfahren getroffen wurden; es scheint, als ob sie seit einigen Generationen auf einer Wanderung flußaufwärts begriffen sind, um der Civilisation zu entfliehen und ihre Freiheit sich zu bewahren. Im 17. und 18. Jahrhundert bildeten sie das Hauptobject der Bekehrung zum Christenthume

in den unteren Missionen, während Prinz Adalbert sie auf dem 3. und am Beginne des 4. Breitengrades concentrirt fand.

Den wissenschaftlich werthvollsten Theil des Buches bilden die sechs letzten linguistischen Kapitel. Das Hauptresultat der betreffenden Studien von den Steinen's, das bedeutsamste Ergebniß seiner Reise ist der Nachweis, daß die Bakaïri, dieses im Herzen Südamerikas ansässige Völkchen, Kariben sind, die man bisher nur nördlich vom Amazonenstrome gekannt hat. Außer ihnen aber weist Steinen noch von zwei anderen Stämmen südlich des Amazonas die Zugehörigkeit zu den Kariben nach, von den Pimenteira, die weit nordöstlich von den Bakaïri, zwischen den Flüssen S. Francisco und Parnahyba, und von den Palmellas, die ebenso weit westlich, im Quellgebiete des Madeira, sitzen. Zwischen diesen Stämmen, südlich, nördlich, westlich und besonders nordwestlich, von Bolivien bis Venezuela hin und bis in die Provinz Mato Grosso hineinreichend, wohnen jetzt andere, welche Steinen nach einem, in deren Sprachen oft vorkommenden Präfixe als die Nu-Stämme zusammenfaßt und für deren ursprüngliche Heimath er die centrale Hochebene Südamerikas hält. Von dort breiteten sich dieselben weit nach Norden aus, und die mit ihnen in naher Berührung stehenden, wenn nicht verwandten Aruak waren einst das herrschende Volk im heutigen Venezuela und auf den kleinen Antillen. Das ist die erste geschichtliche Epoche, die sich aus sprachlichen Gründen und solchen der geographischen Verbreitung der Stämme, sowie aus einzelnen Ueberlieferungen noch erschließen läßt.

Später erstarkten die Kariben, deren Urheimath südlich vom Amazonas, etwa im Quellgebiete des Madeira und des Tapajoz zu suchen ist (wo die Bakaïri ihr Residuum bilden), drangen nach Norden vor in das nördlich vom Amazonenstrome gelegene Gebiet der Nu und Aruak, welche, wie ein Blick auf die beigegebene ethnologische Karte zeigt, nach Osten und Westen vor ihnen zurückwichen, und eroberten die Antillen, während zum Theil gleichzeitig mit ihnen auch die Tupi nach Norden vorrückten. Dann erst erschienen die Europäer auf dem Schauplatze.

Es ist in der That überraschend, wie die Sprache jenes kleinen, noch keine 250 Seelen umfassenden Stammes der Bakaïri, welcher noch keine Metalle, keine Hunde, keine berauschenden Getränke, keine Bananen kennt und noch in der echten Steinzeit lebt, dem scharfsinnigen Forscher die Mittel an die Hand gegeben hat, die früheren Wanderungen der südamerikanischen Indianer aufzuhellen und einiges Licht in das herrschende Wirrwarr zu bringen. Nur die Sprachvergleichung lieferte ihm zuverlässige Anhaltspunkte, um verwandte und nicht verwandte Völkerkreise abzugrenzen; weder anthropologische, noch ethnologische Daten sind bisher in genügender Menge gesammelt, um das auszuführen. Um so eindringlicher mahnt von den Steinen daran (S. 328), jene Gebiete am oberen Schingú und seinen Nebenflüssen, deren Bewohner noch ihren Urzustand bewahrt haben, so rasch und so vollständig als möglich zu erforschen, ehe die vorschreitende Civilisation dort alles gleich macht.

K. von den Steinen's Buch ist mit prächtigem Humor geschrieben, die Schilderung des Lebens in Cuyabá (Kap. 5 und 6) ist oft von überwältigender Komik und größter Lebenswahrheit, ein wahres Kabinetstück. Diese Seite tritt dann freilich in der tagebuchartigen Schilderung der Stromfahrt mehr zurück, um in den letzten Kapiteln ganz dem wissenschaftlichen Ernste zu weichen. Das ganze Werk mit seiner schönen Ausstattung ist ein hochwichtiger und werthvoller Zuwachs unserer Reiseliteratur.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „Vossischen Zeitung" vom 24. Juli 1886 wird aus der sächsischen Oberlausitz geschrieben, daß nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung die Wendische Bevölkerung in Sachsen nicht, wie behauptet wird, zu-, sondern abgenommen habe. Nach einer Mittheilung der „Bautzener Nachrichten" ist eine ganze Reihe früher rein wendischer Dörfer an der Sprachgrenze, namentlich bei Löbau, Bischofswerda und Kamenz, deutsch geworden, z. B. Cunnewitz, Lautitz, Grube, Unwürde, Schmölln, Demitz, Thumitz, Jesau, Bernbruch und Andere. In 15 Dörfern, die früher ganz wendisch waren, bilden die Deutschen heute die Mehrheit. Rein wendische Dörfer giebt es nach der Volkszählung nur noch vier. In 110 wendischen Dörfern bilden die Deutschen 20 bis 50 Proc., in 63 Dörfern 11 bis 20 Proc., und in 81 wendischen Dörfern 1 bis 10 Proc. der Bevölkerung.

— Die von Halbherr und Fabricius 1884 in den Trümmern von Gortyn auf Kreta gefundene Inschrift erweist sich, obwohl die Deutung noch nicht ganz gelungen ist, als einer der werthvollsten Funde der Neuzeit. In ältestem Dorisch und mit einem fast rein phönizischen Alphabet geschrieben, in welchem die jüngeren Buchstaben (φ, η, χ, und ω) noch fehlen, enthält der bis jetzt bekannt gewordene Theil die gesetzlichen Bestimmungen über die Sklaverei, über die Bestrafung von Raub und Ehebruch, über Scheidung und das Recht geschiedener Frauen, über Erbrecht, Eherecht, Adoption und dgl. und giebt uns einen genauen Einblick in die Sitten und Gebräuche des uralten dorischen Gemeinwesens, von welchem Lykurg die Grundlagen seiner Gesetzgebung entlehnte. Die Inschrift befand sich an der Innenwand eines Gebäudes archaischester Konstruktion, unmittelbar in die ohne Cement zusammengefügten Blöcke eingehauen; sie stammt spätestens aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, also aus der Zeit des Solon.

— Die Frage „Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern?" behandelt Georg Jacob soeben in einer Broschüre von 41 Seiten (Leipzig, Georg Böhme), indem er die einschlägigen orientalischen Geographen und Naturforscher dabei in größerer Vollständigkeit als seine Vorgänger heranzieht. Er erörtert nach einander folgende Exportwaaren des Nordens: Sklaven, Mammuthzähne, lebendes Vieh, Pelze vom Fuchs, Zobel, Hermelin, Wiesel, Eichhorn, Biber und Hasen, Leder, Hausenblase und Fischzähne, Honig und Wachs, Rinde (und Holz) von Birke und Weißpappel, Haselnüsse, Getreide, Bernstein, der aber nur in geringer Menge und zu Arzneizwecken ausgeführt wurde, Edelmetalle (Gold, Silber, Kupfer, Blei), Waffen, wie Schwerter, Panzer, Pfeile und Pelzmützen.

Asien.

— Die „Sibirische Zeitung" meldet: Die amerikanischen Reisenden Kenan und Frost, welche Ostsibirien besucht haben, sind nach Tomsk zurückgekehrt. Sie haben insbesondere einigen Seiten des Lebens in Sibirien ihre Aufmerksamkeit geschenkt, der Verbannung, dem Gefängnißwesen, der Presse u. a. Sie reisten auf der großen Heerstraße bis Nertschinsk

und besuchten auf dem Rückwege Minussinsk. Frost hat eine große Sammlung (an 400) sibirischer Ansichten bei sich. Die Resultate der Reise werden im „Century Magazine“ veröffentlicht werden und dann gesammelt in Buchform erscheinen. Die Redaktion der „Century Magazine“ hat bereits 40 000 Dollars für die Abbildungen zu jenen Reiseschilderungen bestimmt. — Späteren Nachrichten zu Folge sind die Reisenden am 7. (19.) März in St. Petersburg eingetroffen, von hier geht Renan nach der Wolga, Frost nach Amerika.

— Ueber die Flora der Commandeur-Inseln (siehe „Globus“ Bd. 48, S. 95) machte Professor Kjellmann zu Upsala einige Mittheilungen, von denen wir einiges dem „Bot. Centralbl.“ entnehmen. Die Physiognomie der Vegetation stimmt mit derjenigen der Graßfluren von Kamtschatka am meisten überein, wie sie Grisebach beschreibt. Vorherrschend sind die Stauden; Sträucher oder strauchartige Bäume finden sich hier und da eingestreut, sind aber sehr niedrig und oft unter den dicht gedrängten, nicht selten Manneshöhe erreichenden Kräutern nicht sichtbar. Am höchsten sind die Compositen und Doldengewächse. Die Holzgewächse sind durch Sorbus sambucifolia (hollunderblättrige Eberesche), Rhododendron chrysanthum und Salix arctica vertreten. Das Innere des Landes stellt dagegen ein mit Bryanthus Gmelini, Cassiope lycopodioides, Arctostaphylos alpin. etc. bewachsenes heideähnliches Hochplateau dar. In entwickelungsgeschichtlicher Hinsicht setzt sich die Flora der Commandeur-Inseln einmal aus solchen Arten zusammen, welche sich in dem jetzigen arktischen Gebiete nicht finden, oder wenigstens nicht zu den Charakterpflanzen desselben gerechnet werden können, vielmehr in ihrer Mehrzahl auf die Inseln und Küsten des nördlichen Stillen Meeres beschränkt sind. Kjellmann betrachtet sie als arktotertiäre Arten, von denen wahrscheinlich mehrere früher eine weit größere Verbreitung gehabt haben. Ein anderer kleinerer Theil der Flora wird sodann von Arten gebildet, welche entsprechend ihrer jetzigen Verbreitung als arktisch-alpine aufgefaßt werden dürfen. — Die Commandeur-Inseln bilden nebst den übrigen Aleuten ein Gebiet, das drei Florengebiete, nämlich das arktische, das mandschurisch-japanische und das Gebiet des pacifischen Nordamerika verbindet, das aber mit jenem weniger verwandt ist, als mit diesen beiden, deren nördlichste Partien es bildet.

— Von Ebers' und Guthe's Prachtwerke „Palästina in Bild und Wort“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt; vergl. „Globus“, Bd. 49, S. 368) liegen zehn neue Hefte (Lieferung 6 bis 15) vor, welche die Schilderung Jerusalems zu Ende führen, und diejenige von Bethlehem und dem nördlichen Judäa beginnen. Mit kundiger Hand führt uns Guthe durch die architektonischen Wunder des Haram esch-Scherif, des Juden, Christen wie Mohammedanern gleich heiligen Tempelplatzes und seine Geschichte, zu den Stadtmauern, dem Oelberge mit den Gräbern an seinem Fuße und dem Garten Gethsemane, schließlich zu den Brunnen und Quellen in der Stadt und ihrer Umgebung, die für das durstige Land (im Jahre fällt durchschnittlich nicht mehr als 0,43 m Regen) von so einschneidender Bedeutung sind. Es ist ja bekannt, daß bei den vielen Belagerungen, welche die heilige Stadt zu erdulden hatte, die feindlichen Heere außerhalb der Mauern stets an Wassermangel litten, während die Belagerten reichlich mit Getränk versehen waren. — Dann folgt die Beschreibung von Bethlehem, der Salomonsteiche, der Höhle Abullam, des Frankenberges u. s. w., und über das wunderbare Höhlenkloster Mar Saba gelangen wir an das Nordende des Todten Meeres und den durch die Legende geheiligten Unterlauf des Jordans. Eine Fülle trefflicher Illustrationen veranschaulicht die eingehend geschilderten Bauwerke und Landschaften, wie nicht minder das heutige Menschenleben im Gelobten Lande; auch die Flora findet in denselben vielfach Beachtung.

— Es ist in diesen Blättern schon wiederholt (vergl. Bd. 47, S. 269 und 366; Bd. 48, S. 79 und Bd. 49, S. 223) von den überreichen Goldwäschen an der Sheltuga berichtet worden. Die letzten Nachrichten von da lauten nicht erfreulich. Von Blagoweschtschensk wird am 1. Januar 1886 telegraphirt: In den Goldwäschereien von Sheltuga herrscht große Unordnung und Todtschlag. Die Lage der Händler ist eine trostlose. Der chinesische General hat den Bewohnern daselbst erklärt, daß sie bis zum 4. Januar die Goldwäschereien räumen müßten. Die chinesischen Goldsucher sind vollständig bewaffnet und haben die russischen Arbeiter gebeten, ihrer Vertheidigung nicht entgegen zu wirken. Die Russen fürchten sich vor der Verantwortung und bemühen sich, sich nicht hinein zu mischen, allein die bedrängnißvolle Lage zwingt sie, sich zu vertheidigen. Morgen rückt aus Blagoweschtschensk eine Sotnije Kosaken nach Ignaschino für den Fall etwaiger Unordnungen daselbst. — Aus Nertschinsk wird am 5. Februar mitgetheilt: An der Sheltuga sind innerhalb zweier Jahre 500 Pud (1 Pud = 16 kg, folglich 500 Pud = 9000 kg) Gold gewonnen worden; das Gold wurde nach China geschafft. Im Herbst hinderte das Wasser an der Arbeit, im Winter war die Ausbeute reichlicher. Das Verbot, Getreide und Fleisch an die Sheltuga zu führen, wurde durch Schmuggel umgangen. Die Gefahr, durch die Arbeiter beraubt zu werden, hinderte die benachbarten Landbewohner, Handel zu treiben. Im December wurde das Verbot aufgehoben. Allein das Erscheinen einer chinesischen Militärabtheilung an der Sheltuga brachte den Händlern große Verluste; von ungefähr 4000 Goldsuchern flüchteten sich mehr als die Hälfte in die naheliegenden Dörfer; es blieben etwa 500 chinesische und 500 russische Flüchtlinge. Die Russen sind von den Chinesen aufgereizt worden und beabsichtigen gemeinschaftlich mit jenen mit ihren Berdan-Gewehren dem Militär Widerstand zu leisten. Die chinesische Militärabtheilung zählt nicht mehr als 500 Mann, doch werden noch 500 Mann mit Kanonen erwartet. — Aus Nertschinsk wird am 11. Januar telegraphirt: Mandschurische Soldaten haben das Winterlager an der Sheltuga in Brand gesteckt. Bei Ignaschino haben sie auf der Eisdecke des Amur sieben chinesische Goldsucher hingerichtet: die abgeschlagenen Köpfe sind auf Pfähle gesteckt; die Körper liegen am Wege. Auf den Straßen, welche zur Goldwäscherei führen, liegen gleichfalls die Leichen einiger erschlagenen Chinesen. Die Mandschuren plündern und tödten alle ihnen begegnenden Chinesen, sie fallen auch Russen an. Die Arbeiter gehen auseinander, den Amur abwärts, die Schilka und den Argun aufwärts. Mit der Rückkehr der Arbeiter in die Städte und Dörfer vermehren sich daselbst die Diebstähle. Die Amurpost wird von Militär eskortirt. Durch das Aufhören der Arbeiten an der Sheltuga haben die Händler daselbst große Nachtheile erlitten; viele Artelle sind zu Grunde gegangen. („Oestl. Rundschau“, 1886, Nr. 2 und 3.)

— Aus Gumbum (China, Provinz Kan-su) schreibt ein Mitglied der Potanin'schen Expedition der „Oestl. Rundschau“ (1886, Nr. 18): Seit dem Herbst leben in hiesiger Gegend zwei schottische Missionare, Mr. Parker und sein Gefährte, sowie ein junges Fräulein. Zuerst wohnten sie in Lan-tschou, doch siedelte Mr. Parker und das Fräulein später nach Bajan-shun über, während der andere Missionar in Sining weilte. Sie betreiben jetzt die Verbreitung der Evangelien in tibetischer, mongolischer und arabischer Sprache und beabsichtigen im nächsten Jahre in Sining ein christliches Gotteshaus, das erste daselbst, zu bauen. Das Fräulein hat schon vortrefflich tanguisch sprechen gelernt. Die belgische katholische Mission hat ihre Thätigkeit gleichfalls erweitert. Bei unserem ersten Besuche in Lan-tschou fanden wir nur einen einzigen Missionar, P. van Ret, welcher in der kleinen Stadt Sin-tschou, 79 Li westlich von Lan-tschou, lebte; jetzt im Herbst 1885 ist noch ein zweiter Missionar, P. de Maistre, hinzugekommen, welcher in Lan-tschou geblieben ist. Man beabsichtigt im Laufe des nächsten Jahres eine neue Missionsstation westlich von Sining am Kukunor zu gründen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber Henry O. Forbes' schnelle Rückkehr aus Britisch-Neu-Guinea, wohin er sich im September 1885 mit der Absicht, das Owen Stanley-Gebirge zu ersteigen, begeben hatte, berichten australische Zeitungen, daß sie wegen Geldmangels erfolgen mußte. Forbes war über Sogere hinaus bis Kaukari, 100 km landeinwärts, vorgedrungen und hatte das auf seiner Reise berührte Land sorgfältig erforscht und bis Lake Meroka triangulirt. Alle hervorragenden Bergspitzen und Landmarken wurden bestimmt und kartographisch festgelegt. Von Kaukari aus lag der Gipfel des Owen Stanley-Berges noch 33 km entfernt, aber der Weg dahin führte über ein wildes, stark zerrissenes Terrain mit schwer passirbaren felsigen Terrassen. In dieser Richtung lag auch das Gebiet der feindlichen Ebe-Eingeborenen, welches nicht umgangen werden konnte. Eine Aussöhnung mit ihnen hatte Mr. Forbes nicht bewerkstelligen können. Ihre große Feindschaft gegen die Weißen verschuldete der frühere Reisende Morrison, welcher wegen eines geringen Diebstahls einen der ihrigen erschossen hatte. Die Kaukari-Eingeborenen wollten Mr. Forbes an einen Fluß führen, der vom Owen Stanley-Gebirge herkomme. Nach ihrer Aussage würde sich die Besteigung dieses Gebirges viel leichter auf der entgegengesetzten Seite — etwa von Glanville Island oder Holnicote-Bay in 8° 20′ südl. Br. und 148° 20′ östl. v. Gr. ab — ausführen lassen. Mr. Forbes bringt außer meteorologischen Beobachtungen reiche Sammlungen an Vögeln, Reptilien und Pflanzen aus einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß mit zurück, für deren Transport an die Küste er 120 Eingeborene nöthig hatte. Als leidenschaftlicher Botaniker wandte er seine besondere Aufmerksamkeit der Pflanzenwelt zu. Das Herbarium wurde doppelt angelegt. Das eine Exemplar geht an das britische Museum in London und das andere an die Geographische Gesellschaft in Melbourne. Schon seit Januar dieses Jahres war Mr. Forbes von den ihn begleitenden beiden Europäern und einem Theile der von ihm engagirten Malayen, weil sie von der Malaria befallen wurden, verlassen worden. Selbst die Eingeborenen hatten davon zu leiden und verlangten immer viel „Muramura", d. i. Medicin. Mr. Forbes richtete nun bei seiner Ankunft in Australien (Mitte Mai d. J.) an den Vorstand der dortigen Geographischen Gesellschaften das Gesuch, ihn zur Fortsetzung seiner Forschungen mit Geldmitteln zu unterstützen. Die Gesellschaft in Adelaide gab kurzweg eine abschlägige Antwort, und auch die in Sydney, welche sich von Mr. Forbes wegen ungenügender Berichterstattung vernachlässigt fühlte, zögerte. Nur die Geographische Gesellschaft in Melbourne wollte 100 Pfd. St. hergeben. Da erklärte sich der Oberkommissär des englischen Neu-Guinea, John Douglas, bereit, aus dem Protektoratfonds die Summe von 500 Pfd. St. zu bewilligen, wenn Mr. Forbes die Besteigung des Owen Stanley aufgeben und dagegen die Aufsuchung einer passirbaren Route über die Halbinsel des englischen Gebietes von Sogere aus zwischen dem Owen Stanley-Gebirge und dem Mount Obree hindurch entweder nach Holnicote Bay oder nach Duke Ackland Bay in 8° 58′ südl. Br. und 148° 20′ östl. v. Gr. unternehme. Mr. Forbes war damit einverstanden, und Versuche zur Aufbringung der noch fehlenden Summe — die Kosten einer solchen Reise waren auf 2000 Pfd. St. veranschlagt — wurden gemacht. Als aber alle Bemühungen nicht den erwünschten Erfolg hatten, mußte Mr. Forbes seinen Plan vorläufig aufgeben. Er trat in den Dienst der Regierung von Queensland, welche ihn als Government Resident auf Dinner Island anstellte. Er hofft, daß sich bis zum nächsten Jahre die Geldmittel zur Fortsetzung seiner Forschungen auf Neu-Guinea werden aufbringen lassen.

— Jede der australischen Kolonien scheint ihre eigene internationale Industrieausstellung haben zu wollen. Wie schon bekannt, wird am 20. Juni 1887, an welchem Tage die Königin von England vor 50 Jahren den Thron bestieg, eine solche zur Feier der 50jährigen Existenz der Kolonie in der Hauptstadt Adelaide eröffnet werden. Und jetzt proponirt schon wieder die Regierung von Neu-Seeland eine im Jahre 1890, wo die große Centralbahn von Auckland nach Wellington in Verkehr gesetzt werden wird, in der City of Auckland abzuhaltende internationale und interkoloniale Industrieausstellung.

Nordamerika.

— Wie der Süden der Vereinigten Staaten auf industriellem Gebiete fortschreitet, mag man aus dem Umstande entnehmen, daß allein im Jahre 1885 ein Kapital von über 60 Millionen Dollars in neue Unternehmungen gesteckt wurde. Das Eisenbahnnetz hat sich seit 1880 um mehr als 10400 engl. Meilen vergrößert und seit derselben Zeit sind fast 575 Millionen Dollars für Erbauung von neuen Straßen und Verbesserung von alten aufgewendet worden. Der besteuerte Werth des Eigenthums hat sich seit 1879 um nahezu eine Milliarde Dollars vermehrt. 1880 fabricirte der Süden 397301 Tonnen Roheisen, 1885 aber 713835 Tonnen, ein Zuwachs von 315534 Tonnen. Drei Staaten, Virginia, Alabama und Tennessee, producirten 1880: 178006 Tonnen, 1885 aber 552419, also 374413 Tonnen mehr. 1880 wurden 6048571 Tonnen Kohle im Süden producirt, 1885 jedoch nicht weniger als 11966000 Tonnen. („Times".)

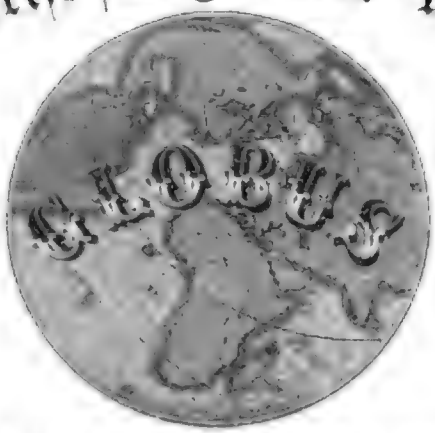
— In der Academy of natural sciences zu Philadelphia las kürzlich Prof. Leidy eine Mittheilung von Dr. V. Gonzalez über die Skorpione von Durango (Mexiko) und die tödtlichen Wirkungen ihres Stiches. Man findet sie überall in der Stadt und es sind alle Anstrengungen gemacht worden, um sie auszurotten, aber vergeblich. Es wird eine Prämie von 1½ Cent für ein Männchen und von 3 Cents für ein Weibchen gezahlt, und in einigen Jahren wurden mehr als 100000 gefangen und getödtet. Der Stich wird, besonders Kindern, fast immer verhängnißvoll; ist das Opfer unter zwei bis drei Jahren, so stirbt es in wenigen Stunden, zuweilen sogar in einigen Minuten, unter heftigen Convulsionen. Bis jetzt hat man noch kein Gegenmittel für das Gift entdeckt. — Es wird angenommen, daß der mexikanische Skorpion von der in Florida und Kalifornien angetroffenen Form abweicht, da der Stich der letzteren gewöhnlich keine schlimmeren Folgen hat, als der einer Wespe.

— Während seiner öfters im „Globus" erwähnten Mission nach Mexico und Centralamerika hat Désiré Charnay auf dem Popocatepetl in einer Höhe von 13000 Fuß eine alte indianische Begräbnißstätte aufgedeckt und derselben 370 Gegenstände entnommen. Die daselbst Begrabenen waren sämmtlich Kinder und es fand sich kein einziger Knochen, der einem Erwachsenen angehört hätte. Es liegt deshalb die Vermuthung nahe, daß man es hier mit einer jener hochgelegenen Stätten zu thun hat, auf welchen dem Gotte Tlaloc Kinderopfer dargebracht wurden — und gerade Darstellungen dieses Gottes waren unter den Grabfunden zahlreich vertreten.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Alaska. I. — Das indische Kaiserreich. I. — Kürzere Mittheilungen: Das Anwachsen der Bevölkerung Jerusalems. — Scratchley über Britisch-Neu-Guinea. — K. von den Steinen's Schingú-Expedition. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 7. August 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 11.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1886.**

Dr. G. Le Bon's Reiſe nach Nepal.

V. (Schluß.)

Die letzte Stadt, welche Le Bon beſuchte, ehe er Nepal auf demſelben ſchwierigen Wege, auf welchem er gekommen war, verließ, war Bhatgaon, welches 15 km von Katmandu entfernt auf einer Höhe gelegen iſt. Seine Gründung reicht in das neunte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung zurück; ſpäter war es die Hauptſtadt eines der drei Königreiche in Nepal. Seine Tempel und Paläſte zählen neben denjenigen Patans zu den bemerkenswertheſten des Landes. Nur ein Drittel der Bevölkerung der Stadt iſt buddhiſtiſch; der größte Theil gehört zu den Hindu, und deshalb ſind die hervorragendſten Heiligthümer brahmaniſchen Gottheiten geweiht. Vor der Eroberung Nepals durch die Gorkhas war der König von Bhatgaon mächtiger, als diejenigen von Katmandu und Patan. Da die Stadt ſich ſofort, als ſie von den Gorkhas eingeſchloſſen worden war, ergeben hatte, ſo wurden ihre Denkmäler und Bauwerke geſchont und ſind deshalb viel beſſer erhalten, als diejenigen der anderen beiden Städte. Noch heute befindet ſich Bhatgaon in blühendem Zuſtande. Jedoch giebt es dort keine alten Bauwerke, wie es auch bei dem angewendeten Materiale, Holz und Ziegelſteinen, nicht gut anders ſein kann. Le Bon hält die älteſten für nicht älter als zwei bis drei Jahrhunderte.

Die wichtigſten Tempel liegen auf einem großen Platze zuſammen, deſſen ganze eine Seite von dem königlichen Palaſte eingenommen wird. Unſere erſte Abbildung zeigt dieſen Platz nach einer von dem Reiſenden angefertigten Photographie; das lange Gebäude mit drei Stockwerken auf der linken Seite iſt der königliche Palaſt, während ſich im Mittelpunkte ein einſtöckiger Tempel befindet, deſſen hölzernes, mit Elfenbein überzogenes Schnitzwerk von ſehr ſchöner Arbeit iſt. Zwiſchen beiden genannten Gebäuden erhebt ſich weiter im Hintergrunde, theilweiſe von einem kleinen modernen Bauwerke verdeckt, ein ſteinerner Tempel, welchen die zweite Abbildung dieſer Nummer in vergrößertem Maßſtabe zeigt. Er iſt von ſehr zierlicher Geſtalt und ſteht, wie die Tempel aus Holz und Ziegelſteinen, auf einer Anzahl über einander geſtellter und nach oben ſich verjüngender Plattformen. Eine Treppe, welche an den Seiten mit ſteinernen Ungethümen eingefaßt iſt, führt zu ihm hinauf. Seine ſteinernen Säulen ſind den hölzernen der anderen Tempel genau nachgebildet; aber damit hat auch die Aehnlichkeit ein Ende, denn ſonſt gleicht der Tempel in nichts den Ziegelſteintempeln mit über einander geſetzten Dächern. Er hat die Form einer Pyramide mit gekrümmten Kanten, wie ſie die Pagoden des nördlichen Indien zeigen; aber auch hierin iſt die Analogie nur eine rein auf das Aeußere beſchränkte.

Nebenbei bemerkt, waren zur Zeit der Geſandtſchaft des Megaſthenes, alſo drei Jahrhunderte vor Beginn unſerer Zeitrechnung, die indiſchen Paläſte aus Holz und Ziegelſteinen erbaut. Steinerne Bauwerke bildeten damals die Ausnahme. In dieſer Periode des Ueberganges befindet ſich Nepal noch heutigen Tages. Die peinliche Sorgfalt, mit welcher die Steinſäulen den hölzernen nachgeahmt ſind, beſtätigt die allgemein angenommene Anſicht, daß die erſten ſteinernen Gebäude Indiens nur Nachahmungen älterer hölzerner Bauten geweſen ſind.

Ferner iſt ein großer, fünf Stockwerke hoher Tempel aus Ziegeln und Holz zu nennen, etwa zwei Jahrhunderte

Ansicht des großen Platzes in Bhatgaon. (Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

alt und, wenigſtens ſeinen Größenverhältniſſen nach, einer der anſehnlichſten in Bhatgaon.

Der königliche Palaſt iſt ganz aus rothen Ziegeln erbaut, Thüren und Fenſter mit prächtigen Holzſchnitzereien eingefaßt. Zutritt zu ihm gewährt eine broncene Pforte, welche den Namen des goldenen Thores führt. Dieſer Palaſt wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts von demſelben Radſchah erbaut, welcher den fünfetagigen Tempel errichten ließ, während der mit einer betenden Geſtalt gekrönte Monolith vor dem Palaſte von ſeinem Sohne aufgeſtellt wurde.

Steinerner Tempel in Bhatgaon. (Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

Neben ſeinem Hauptzwecke, die Architektur Nepals kennen zu lernen, verfolgte Dr. Le Bon noch den anderen, die Urſachen des Verſchwindens des Buddhismus aus Indien zu ſtudiren, und er glaubt, dieſe Frage gelöſt zu haben. Allbekannt iſt, daß der Buddhismus ſich von Indien aus über einen großen Theil von Aſien ausgebreitet, China, Birma und ſelbſt ruſſiſche Gebiete überzogen hat und zur Religion von 500 000 000 Menſchen, d. h. des guten Drittels der Bevölkerung der Erde geworden, dabei aber im 7. oder 8. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung aus ſeinem Geburtslande faſt gänzlich verſchwunden iſt. In Indien exiſtirt er nur noch an den beiden äußerſten Enden des gewaltigen Landes: in Nepal im Norden und in Ceylon im Süden. Da die indiſche Literatur über die Urſachen dieſes Verſchwindens gänzlich ſchweigt, ſo hat man daſſelbe durch heftige Verfolgungen erklären wollen. Dem widerſpricht aber Mancherlei, nämlich der tolerante Charakter der Hindus und die Erfahrung, daß Verfolgungen eine Religion niemals unterdrücken, ſondern vielmehr zu ihrer Verbreitung mächtig beitragen. Wie wäre es ſchließlich möglich geweſen, daß in einem in ſo zahlreiche Fürſtenthümer zerſplitterten Lande wie Indien plötzlich ſämmtliche Fürſten ſich entſchloſſen hätten, der ſeit Jahrhunderten von ihren Vorfahren geübten Religion zu entſagen und ihren Unterthanen eine neue aufzuzwingen?

Die Löſung dieſer Frage, welche der Reiſende ſchon ahnte, als er die alten Denkmäler Indiens ſtudirte, wurde ihm in Nepal völlig klar: der Buddhismus iſt ganz einfach darum verſchwunden, weil er ſich allmählich mit derjenigen Religion, aus welcher er entſtanden war, wieder verſchmolzen hat. Dieſe Umbildung iſt ſehr langſam vor ſich gegangen; aber in einem ſo geſchichtsloſen Lande wie Indien, welches Perioden von fünf oder ſechs Jahrhunderten, aus denen wir abſolut nichts wiſſen, durchgemacht hat, giebt es kein Mittel, den Anfang und das Ende von Phaſen, die uns als plötzliche erſcheinen, aus einander zu halten und mit einander zu verknüpfen. Wenn man die Basreliefs und Bildſäulen der indiſchen Denkmäler genau unterſucht, ſo erzählen ſie uns die Geſchichte von der Umbildung des Buddhismus; ſie zeigen, wie der Gründer dieſer Religion, der alle Götter verachtete, ſelbſt ſich zum Gotte umwandelt und, nachdem er anfangs nirgends dargeſtellt worden war, zuletzt in allen Heiligthümern abgebildet wird, wie er ſich nach und nach mit den alten brahmaniſchen Göttern vermiſcht, ſie erſt alle überragt und zuletzt mit ihnen derart verſchmilzt, daß er zu einer Nebengottheit herabſinkt und ſchließlich ganz aus ihrer Zahl verſchwindet. Darüber ſagen uns die Bücher nichts, wohl aber die Denkmäler, denen zufolge der Buddhismus keineswegs ein atheiſtiſcher Kultus iſt, ſondern im Gegentheil der polytheiſtiſcheſte, den es giebt.

In den erſten buddhiſtiſchen Denkmälern, die ein Alter von 18 bis 20 Jahrhunderten zählen, wie die Baluſtraden von Bharhut, Santſchi, Buddha Gaja u. ſ., w. erſcheint der Reformator Buddha unzweifelhaft nur in Geſtalt eines Emblems. Da verehrt man nur ſeine Fußſpur oder das Bild des Baumes, in deſſen Schatten er den Gipfel der

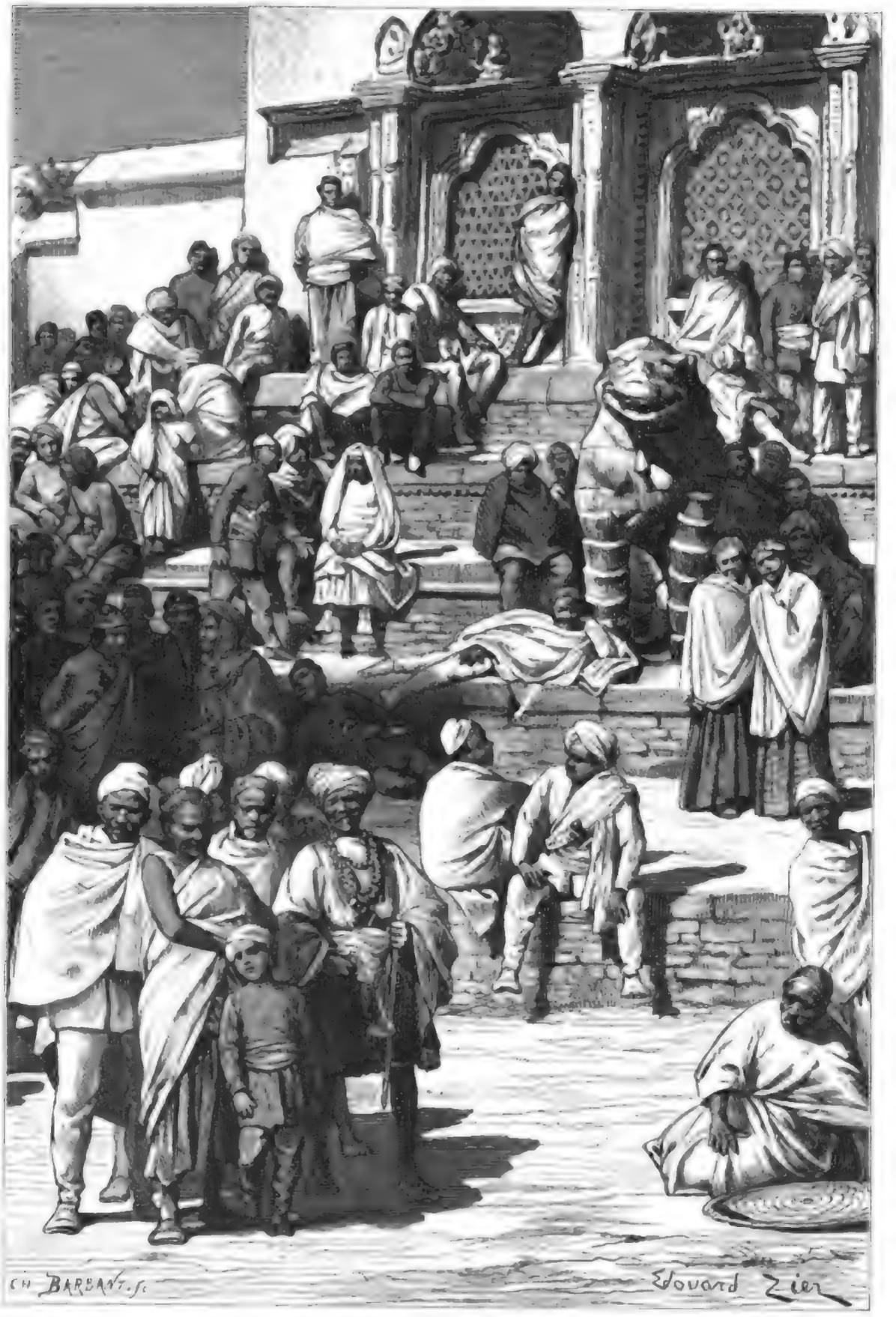
Weisheit erreichte; bald aber wird er zum Gott und erſcheint in allen Tempeln, zuerſt ganz allein oder faſt allein, wie in den älteſten Tempeln von Ajunta. Dann miſcht er ſich allmählich unter die brahmaniſchen Götter Indra, Kali, Saraswati ꝛc., wie man es in den buddhiſtiſchen Tempeln zu Ellora ſehen kann. Dann verſinkt er nach und nach in der Maſſe der Götter, die er einſt beherrſchte, und nach Verlauf einiger Jahrhunderte wird er nur noch als eine Fleiſchwerdung Wiſchnu's angeſehen. Und damit war der Buddhismus in Indien todt.

Dieſer eben geſchilderte Proceß nahm aber ein ganzes Jahrtauſend in Anſpruch; ſeine Geſchichte iſt in zahlreichen Bauwerken niedergelegt, deren Erbauung in das dritte vorchriſtliche bis ſiebente nachchriſtliche Jahrhundert fällt. Während dieſer ganzen Zeit wurde Buddha ununterbrochen von ſeinen Gläubigen als ein allmächtiger Gott angebetet. Den Legenden zufolge erſchien er in dieſer Zeit ſeinen Schülern und erwies ihnen Gnadenbezeugungen; noch der chineſiſche Pilger Hiuen-tſang, welcher Indien im 7. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung beſuchte, berichtet, daß ihm in einer heiligen Grotte Buddha erſchienen ſei.

Legende und Denkmäler reden demnach eine deutliche Sprache; aber um letztere hat man ſich erſt in jüngſter Zeit gekümmert, während man gerade aus ihnen einen ganz anderen Begriff vom Buddhismus, als den landläufigen, hätte gewinnen können. Aber die Gelehrten — meint Dr. Le Bon —, welche uns dieſen Glauben kennen gelehrt haben, kannten Indien nicht aus Selbſtanſchauung und ſchöpften ihre Kenntniß nur aus Büchern, Werken philoſophiſcher Sekten, welche mindeſtens 500 oder 600 Jahre nach Buddha's Tode verfaßt und der in Wirklichkeit ausgeübten Religion ganz fremd waren. Die darin enthaltenen metaphyſiſchen Spekulationen, welche Europa in ſolches Erſtaunen verſetzten, boten durchaus nichts Neues; denn ſeitdem die indiſche Literatur beſſer bekannt iſt, hat man dieſelben in Werken philoſophiſcher Sekten aus der brahmaniſchen Periode wiedergefunden. Der Atheismus, die Verachtung der Exiſtenz, die von religiöſem Glauben unabhängige Moral, die Anſicht, daß die Welt nur ein leerer Schein ſei, alles das findet ſich ſchon in den Upaniſchads, philoſophiſchen Büchern des verſchiedenſten Alters, deren Anzahl etwa ein Vierteltauſend beträgt. Dieſelben enthalten die gleichen Lehren, wie die philoſophiſchen Schriften der Buddhiſten, z. B. die Lehre vom Karma, die Grundlage des Buddhismus, wie aller religiöſen Sekten Indiens, wonach die in dieſem Leben begangenen Handlungen maßgebend ſind für den Zuſtand des Menſchen in künftigen Exiſtenzen; eben dieſe Lehre liegt auch Manu's Geſetzbuche zu Grunde. Das Endergebniß dieſer Wiedergeburten iſt die Aufnahme in das Univerſalprincip aller Dinge, den Brahma, von welchem Manu ſpricht, oder das Nirwana der Buddhiſten; erſt damit iſt die Seele befreit von jeder Wiedergeburt. Um dieſes Ziel zu erreichen, iſt nach buddhiſtiſcher wie brahmaniſtiſcher Lehre erforderlich, daß man jedes Verlangen unterdrücke, den Gütern dieſer Welt entſage und das beſchauliche Leben eines Einſiedlers führe.

Das „Goldene Thor" im königlichen Palaſte zu Bhatgaon.
(Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

Die philoſophiſchen Theorien des Buddhismus ſind alſo dieſelben, wie diejenigen des Brahmanismus, der jenem voranging; es ſind Theorien, welche ſich neben der von den Prieſtern gelehrten und vom Volke geübten Religion entwickelten und ſich von derſelben weſentlich unterſchieden. Wenn man dieſe



Nepaliſche Typen. (Nach Photographien.)

Lehren für den Buddhismus hält, ſo iſt das ein ebenſo arger Fehler, als wenn man die Theorien der Upaniſchads mit denen der Brahmanenlehre zuſammenwirft. Aber es liegt doch auf der Hand, daß man mit nüchternen philoſophiſchen Spekulationen keine Religion gründet, die 500 Millionen Anhänger zählt. Es giebt nichts Ungereimteres, als zu glauben, daß die Hindus ſich jemals zu einer Religion ohne Götter bekannt hätten. In ihren Augen iſt die Welt voll davon. Er betet ja zu dem Tiger, der ſeine Heerden verſchlingt, zu der von den Europäern erbauten Eiſenbahnbrücke, ja im Nothfalle zu dem Europäer ſelbſt. Das älteſte buddhiſtiſche Buch, Lalita Viſtara, das etwa 1800 Jahre alt und demnach um fünf Jahrhunderte jünger als Buddha iſt, enthält eine Anzahl Abhandlungen über die Einbildungen und die Nichtigkeit der Dinge dieſer Welt; aber wem trägt Buddha dieſe Lehre vor? Zuerſt den Göttern, den zahlloſen Göttern, von welchen auf jeder Seite des Buches die Rede iſt, die mit Brahma an der Spitze die Geburt des Reformators überwachen, der beſtimmt iſt, ſelbſt ein Gott zu werden, die ihn überall begleiten und ihn zuletzt anbeten. Natürlich wimmelt es in dem Buche von Widerſprüchen, die aber für den Hindu keine ſolchen ſind. Unſere europäiſche Logik exiſtirt für ihn nicht; es fehlt ihm nicht ganz an einer ſolchen, aber ſie iſt weiblichen Charakters und nimmt an Widerſprüchen keinen Anſtoß.

Nepaliſcher Götze aus Bronce.
(Nach dem Originale in Dr. G. Le Bon's Sammlung.)

Man muß demnach, will man den Buddhismus begreifen, die philoſophiſchen Spekulationen, welche ihn überlagert haben, bei Seite laſſen, aber die Götter, deren keine indiſche Religion entbehren kann, nicht antaſten. Buddha hat ebenſowenig an das brahmaniſche Pantheon gerührt, wie an das Kaſtenweſen, dieſen Eckſtein der ſocialen Verfaſſung Indiens, den kein Reformator jemals zu erſchüttern die Kraft beſeſſen hat. Was Buddha der gealterten aſiatiſchen Welt gebracht hat, das iſt der unübertroffene Geiſt der Liebe. Niemals früher iſt der Menſchheit eine reinere Moral gelehrt worden, als durch ihn; keine Religion hatte tieferes Mitleid für das menſchliche Elend, mehr Mitgefühl für jede Kreatur; ſie ſuchte nach Mitteln, um die Menſchen ihrem harten Schickſale zu entziehen, und die Menſchen ſind ihr gefolgt. Buddha, dieſer Königsſohn, der ein Bettler wurde, um das Elend der Maſſen zu theilen und ihnen die Liebe zu lehren, iſt einer der größten Zauberer, die je über die Welt geherrſcht haben. Ueberall, wohin ſeine Lehre drang, eroberte ſie ſich die Geiſter, und nur durch die Milde, die Liebe und Selbſtverleugnung ihrer Miſſionare; ſie hat die Sitten Aſiens gemildert und blutdürſtige Barbaren in friedliche Menſchen verwandelt. Unter ihrem Einfluſſe ſind die wilden Mongolen, die einſt Schädelpyramiden errichteten, civiliſirt und gebildet geworden. Man könnte den Buddhismus die erhabenſte aller Religionen, welche die Welt geſehen, nennen, wenn er nicht zu gleicher Zeit am geeignetſten wäre, die Menſchen zur Knechtſchaft hinabzudrücken.

Aus dem Geſagten ergiebt ſich leicht, daß der Buddhismus nur eine Entwickelung des Brahmanismus iſt, deſſen ſämmtliche Götter er beibehielt, indem er nur ſeine Moral änderte. Wahrſcheinlich hat er ſich erſt nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte etwas ſchärfer von dem alten Kultus unterſchieden, und man darf billig zweifeln, ob man ihn lange Zeit hindurch überhaupt als eine neue Religion angeſehen hat. Nichts weiſt darauf hin, daß der im dritten vorchriſtlichen Jahrhundert lebende Aſoka je der Anſicht geweſen iſt, ſich zu einer neuen Religion zu bekennen; in ſeinen zahlreichen religiöſen Edikten, die ſich erhalten haben, wird Buddha kaum ein- oder zweimal erwähnt. Er empfiehlt darin die größte Toleranz für alle religiöſen Sekten; die Buddhiſten mußten ihm damals nur als eine Sekte erſcheinen, die ſich durch die von ihrem Stifter gepredigte Liebe beſonders empfahl.

Der Buddhismus in Indien iſt alſo, wie geſagt, allmählich von dem älteren Brahmanismus, aus dem er hervorgegangen iſt, wieder aufgeſaugt worden, doch nicht ohne denſelben gründlich umzugeſtalten. Nach anderen Ländern, wo er Wurzel faßte, wie in Cambodja, Birma u. ſ. w., begleitete ihn der brahmaniſche Olymp gleichfalls; aber da letzterer dort niemals das Uebergewicht hatte, ſo gab es auch keine Brahmanen, welche ein Intereſſe daran hatten, ihm daſſelbe zu bewahren, und ſo behielt dort Buddha ſtets den Platz, welchen er in Indien verloren hat. Das ergiebt ſich klar aus den berühmten Denkmälern von Angkor Vat in Cambodja, über deren Zugehörigkeit zum Buddhismus oder Brahmanismus man ſich lange geſtritten hat; Aehnliches iſt in Birma der Fall, deſſen buddhiſtiſche Bewohner zu den vediſchen Göttern, namentlich zu Indra und Brahma, beten, und deſſen König Brahmanen an ſeinem Hofe unterhielt. Ebenſo verehren die mongoliſchen Chane im Altai die vediſchen Götter.

Nepal dagegen bietet uns ein Bild davon, wie die Zuſtände in Indien waren, als ſich beide Kulte mit einander zu miſchen begannen, aber die Verſchmelzung noch nicht vollzogen war. In den dortigen Tempeln ſind buddhiſtiſche und brahmaniſche Götterbilder oft derartig durch einander gemiſcht, daß es unmöglich iſt zu beſtimmen, welcher Religion das betreffende Heiligthum angehört. Das haben ſchon die engliſchen Gelehrten, die Nepal ſtudirten, wohl bemerkt, aber ſie konnten es ſich nicht erklären.

So wird auch der Umſtand verſtändlich, daß ſich in Indien oft buddhiſtiſche, brahmaniſche und Dſchaina-Tempel

neben einander finden, welche zu gleicher Zeit erbaut worden ſind, und ebenſo die Erzählung des chineſiſchen Pilgers Hiuen-tſang von einem indiſchen Fürſten, der den Anhängern beider Kulte mit größter Unparteilichkeit Feſte veranſtaltete und Geſchenke vertheilte.

Nepal war eine der Wiegen des Buddhismus, deſſen Stifter ſelbſt das Land beſucht haben ſoll, und in ſeiner Abgeſchloſſenheit hat es ihn bis heute ſich bewahrt, wenn auch nicht unverändert und unbeeinflußt. Beide Kulte ſind in Nepal heute, wie in Indien vor 1100 Jahren, nominell zwei verſchiedene Religionen, welche ſich aber gegenſeitig mit großer Toleranz behandeln, die eine natürliche Folge ihrer Aehnlichkeit iſt und ſo weit geht, daß die Anhänger beider Kulte eine Anzahl Tempel, Götter und Feſte gemeinſam haben. Denſelben gemiſchten Charakter tragen die Legenden, und die Pilger beſuchen mit gleicher Andacht die Heiligthümer beider Religionen. Noch zwei oder drei Jahrhunderte, und der Buddhismus wird ſich auch in Nepal wieder friedlich mit dem Brahmanismus verſchmolzen haben, ohne daß er Verfolgungen durchzumachen gehabt hätte, wie es in Indien der Fall geweſen ſein ſoll.

Alaska.

(Nach **Iwan Petroff**, Report on the Population, Industries and Resources of Alaska. Washington 1884.)

II.

Ko. Die zweite Abtheilung des Petroff'ſchen Berichtes beſchäftigt ſich mit den Hilfsquellen und Produkten von Alaska und wird beſonders intereſſant durch Karten, welche die geographiſche Verbreitung der wichtigſten Pelzthiere zeigen. Vor der Hand ſind noch die beiden Robbeninſeln der einträglichſte Theil von Alaska, ihre Erträge decken die Regierungsunkoſten völlig. Zimmerholz iſt zwar in großen Quantitäten vorhanden, aber die Balſamfichte (Abies sitchensis), der häufigſte Baum, iſt nicht ſonderlich werthvoll, und die gelbe Ceder (Cupressus Nutkaënsis) nicht häufig genug; ſo lange Oregon und Waſhington Territory noch nicht erſchöpft ſind, kann der Holzreichthum von Alaska nicht ſonderlich in Betracht gezogen werden. Auch der Fiſchreichthum wird erſt in ſpäterer Zeit eine entſprechende Bedeutung gewinnen.

Bis auf Weiteres iſt der Pelzhandel die Hauptſache, und es iſt ſehr intereſſant, daß in den ſibiriſchen Häfen Ochotsk, Bolſcherezk und Petropavlovsk ſeit dem erſten Beginn des Verkehrs mit Alaska genaue Regiſter geführt worden ſind, die eine Vergleichung des heutigen Handels mit dem früheren ermöglichen. Andere Nationen haben den Ruſſen in Alaska ſelbſt nur wenig Konkurrenz gemacht; ein Verſuch Marſeiller Händler mit einem Schiff unter Roquefeuille 1818 ſcheiterte, und die engliſchen und amerikaniſchen Schiffe konnten weiter im Süden Seeotterpelze genug kaufen. Eine beſtimmte Ordnung kam in den Handelsverkehr ſeit 1799, wo die ruſſiſche Kompagnie ihren Freibrief vom Kaiſer Paul erhielt. Damals kam es noch vor, daß ein Schiff eine Ladung im Werthe von zwei Millionen Rubel brachte, für die höchſtens 10 Proc. in Tauſchwaaren bezahlt worden waren. Aber ſchon damals lieferten die beiden Robbeninſeln den ſicherſten und größten Ertrag, wie heute noch; dafür wurden auch ſchon 1820 ſtrenge Geſetze zum Schutze der Pelzrobbe erlaſſen, welche im Weſentlichen heute noch beobachtet werden.

Die Pelzrobben ſammeln ſich alljährlich in großen Maſſen auf den beiden Inſeln St. Paul und St. George in den ſogenannten Rookeries. Die alten Männchen bemächtigen ſich der Weibchen und bewachen dieſelben eiferſüchtig, die ſchwächeren jüngeren Männchen lagern getrennt von ihnen weiter landein. Die Aleuten der beiden Inſeln beſitzen nun eine wunderbare Geſchicklichkeit, dieſe ſogenannten Bachelors ins Land hineinzutreiben. Man umringt bei trübem Wetter einen Trupp von 2000 bis 3000 Stück und treibt ihn langſam den Schlachtſtellen zu, höchſtens 5 bis 6 Miles weit im Tage; Nachts läßt man ſie raſten, bewacht ſie aber ſorgſam; wenn ſie entweichen wollen, genügt ein Pfiff, um ſie wieder zuſammenzutreiben. Auf dem Schlachtplatze läßt man ſie wieder eine Nacht raſten, dann theilt man ſie in Trupps von 20 bis 30 Stück und der Schlachter beginnt ſeine Arbeit. Aber er verfährt dabei mit ſorgſamer Auswahl; nur vierjährige vollkommen gut entwickelte Exemplare mit völlig gutem Pelz erhalten den Todesſtreich mit der Keule; ſchwächere oder verletzte werden mit einem leichten Stoß davon gejagt und können ungehindert wieder das Meer erreichen. Dicht hinter den Schlägern kommen die Skinner, welche mit wunderbarer Geſchwindigkeit den Kadaver abhäuten und die Häute auf von Maulthieren gezogene Karren werfen, während ihre Frauen den Speck nach Belieben nach Hauſe ſchleppen. Die friſchen Häute werden tüchtig geſalzen, dann je zwei in ein Bündel zuſammengeſchnürt und ſo verſchifft.

Jahr für Jahr werden ſo 100 000 Robben geſchlachtet, die alten Männchen und die Weibchen bleiben unbeläſtigt und ſo iſt immer eine genügende Zahl vorhanden; eine Haut gilt ca. 15 Dollars. Vergeblich hat man verſucht, andere Breeding places zu finden; auch wo die Pelzrobbe den Winter zubringt, hat man trotz aller Bemühungen noch nicht in Erfahrung bringen können.

Nach der Pelzrobbe kommt an Wichtigkeit die Seeotter, welche immer noch 4500 bis 6000 Bälge jährlich liefert, was bei dem hohen Preiſe derſelben, durchſchnittlich 80 Dollars, ſchwer ins Gewicht fällt. Die Seeotter hat die Inſellette der Aleuten auch früher ſo gut wie gar nicht nordwärts überſchritten, aber ihr Verbreitungsbezirk erſtreckte ſich auf der amerikaniſchen Seite ſüdlich bis Oregon, auf der aſiatiſchen über Kamtſchatka und die Kurilen nach Japan; von Kalifornien iſt ſie ſeit dem Beginn dieſes Jahrhunderts ſchon verſchwunden, aber auch bis nach Vancouver hinauf wird nur dann und wann einmal ein Exemplar erlegt. Auch die Tlinkit haben ſie in ihrem Gebiete völlig ausgerottet; an den Kurilen und in Kamtſchatka galt ſie ſchon dreimal für ausgeſtorben, iſt aber nach einiger Schonzeit immer wieder eingewandert. An den Aleuten beginnt

ſie von Umnak an weſtwärts häufiger aufzutreten und iſt am häufigſten in den Diſtrikten von Sannak und Belkowsky. Außerdem hat ſie ſich noch an den Inſeln ſüdlich von Cooks Inlet in einiger Zahl erhalten. Es ſind übrigens jetzt Maßregeln zu ihrem Schutze getroffen und die Aleuten befolgen dieſelben im wohlverſtandenen eigenen Intereſſe.

Die Jagd erfolgt noch ganz in der alten Weiſe, wenn auch die Ceremonien, mit welchen ſich der heidniſche Jäger früher für die Seeotterjagd — die Tlinkit ſehen nach Krauſe in ihr eine Verwandte — vorbereitete, mit der Verbreitung des Chriſtenthums in Wegfall gekommen ſind. Früher mußte der Jäger ſich ſchon eine Zeit lang vor Beginn der Expedition von ſeiner Frau getrennt halten und mußte ſich ſeine Kleider ſelbſt nähen oder doch, wenn ſie von Frauen genäht waren, ſelbſt waſchen. Doch immer ziehen ſie in größeren Trupps aus, 4 bis 20 Fellboote, Baidarkas, jedes mit zwei Männern beſetzt. Als Waffe dient der Speer, mitunter auch Bogen und Pfeil; nur einzelne Weiße bedienen ſich dem Geſetz zuwider der Schießwaffen; ein paar Frauen gehen zur Beſorgung der Küche mit. Ein Peredoſchnik hat das unbedingte Kommando. An irgend einer einſamen Küſte oder auf einer kleinen Felſeninſel wird das Lager aufgeſchlagen und abgewartet, bis der wetterkundige Medicinmann, der Eiklept, Tag und Wetter günſtig findet. Das kann in dieſem Klima Wochen und ſelbſt Monate dauern, aber die Geduld der Aleuten iſt nicht zu erſchöpfen.

Endlich kommt der günſtige Tag und die Baidarken rudern langſam, in einen großen Bogen angeordnet, über die geeignet erſcheinenden Stellen, jedes Auge geſpannt auf die glatte Meeresfläche gerichtet. Da hebt ein Jäger lautlos das Ruder und deutet damit in eine beſtimmte Richtung; er hat den Kopf einer athemholenden Otter erſpäht, und ſchnell ſchließen die Boote einen Kreis um die Stelle. Zehn Minuten geſpannten Beobachtens, da erſcheint der Kopf wieder; der Kreis ſchließt ſich enger, noch einmal zehn Minuten, da fliegt ein Speer und das untertauchende Thier nimmt die Eiſenſpitze mit hinunter. Aber die daran befeſtigte Blaſe läßt es nicht tief kommen, nach ein paar Minuten muß es zur Oberfläche zurück und bald trifft es ein Speer tödtlich. Der Peredoſchnik beſichtigt das Thier; es gehört dem, der den tödtlichen Speer geworfen, was aus dem gezeichneten Eiſen erſichtlich iſt; aber der, welcher den erſten Speer warf, erhält ein paar Dollars als Antheil. Nicht jede Ausfahrt aber bringt Beute, gar manchmal vergehen Wochen, bis ein Stück gefunden wird, aber die Aleutenmänner laſſen ſich nicht ermüden, und verlaſſen einen günſtig erſcheinenden Platz nicht eher, als bis ſie Beute gefunden. Manchmal iſt die Beute ſo reich, daß es jedem Theilnehmer einige hundert Dollars trägt, oft aber auch viel weniger; ein Fell wird immer zurückgelegt für den Prieſter und eins für die Schule.

Die Fiſchotter, Lutra canadensis, iſt weniger wichtig, aber neuerdings im Werthe geſtiegen, da man aus ihrem Fell unechte Robbenpelze macht. Sie iſt durch ganz Alaska verbreitet bis nach Norton Sund und findet ſich auch im Oberlauf der Flüſſe, welche dem Eismeer zuſtrömen, ebenſo auch auf den Inſeln. Viele Bälge gehen nach China; das Stück gilt in Alaska durchſchnittlich drei Dollars.

Der braune Bär von Alaska, Ursus Richardsonii, iſt von unſerem braunen Bären gut verſchieden und bedeutend größer und gefährlicher. Im Gegenſatz zu dieſem bevorzugt er die baumloſen, ſumpfigen Strecken und die Flußufer. Ein ausgezeichneter Fiſcher, bahnt er ſich jedem Flußufer entlang einen wohlbetretenen Pfad; auch durch die Sümpfe und über die Berge laufen ausgetretene Wechſel, denen er immer folgt, die einzigen Straßen in Alaska. Man findet ihn in Menge in der Kuskokwim Diviſion, dann auch auf Alaska, Unimak und beſonders Kadjak. Die größten Exemplare finden ſich aber an Cooks Inlet, Burſche von 12 Fuß Länge ſind keine Seltenheit und Petroff hat 1880 ein Exemplar aus der Umgebung von Kenai gemeſſen, das 14′ 2″ lang war. Da die Jagd gefährlich und der Pelz nur wenig werthvoll iſt, wird der braune Bär nur dann und wann gejagt; wie bei den meiſten nordiſchen Völkern neigt ſich dann der Jäger erſt vor dem Bären und bittet ihn um Entſchuldigung. Die meiſten Häute dienen als Lagerſtätten und Thürvorhänge; auch verwendet man ſie zu Schlittenbezügen und Schneeſchuhen, da ſie gegen die Näſſe unempfindlich ſind.

Der ſchwarze Bär, Ursus americanus, erſetzt ſeinen braunen Vetter überall im Waldgebiete und geht bis zur Baumgrenze, bewohnt aber nur wenige Inſeln; am häufigſten iſt er auch an Cooks Inlet und im Inneren der Kenai-Halbinſel. Sein Pelz ſteht hoch im Preiſe und wird immer mehr geſucht, aber die Jagd, wenn ſchon weniger gefährlich als die des braunen Bären — die Eingeborenen meinen, daß ein Knabe den ſchwarzen Bären erlegen kann — erfordert viel Zeit und Geduld, da er ſich den Verfolgungen ſehr geſchickt zu entziehen weiß.

Das gemeinſte und überall verbreitete Pelzthier Alaskas iſt der Rothfuchs, Vulpes fulvus, den man bis nach Point Barrow hinauf überall findet. Der Balg der gemeinen Art ſteht allerdings ſehr niedrig im Preiſe, ſo daß die Eingeborenen ihn nur jagen, wenn gar nichts Anderes zu haben iſt, aber es kommen auch die beiden werthvolleren Varietäten vor, der Silberfuchs (V. fulvus var. argentatus) und der Kreuzfuchs (V. fulvus var. decussatus). Beide kommen meiſt zuſammen vor, da der Kreuzfuchs wohl nur eine Baſtardform des gemeinen Fuchſes mit dem Silberfuchs iſt; ihr Hauptbezirk ſind die Grenzberge zwiſchen dem Gebiet von Sitka und Britiſch Kolumbien, wo die Konkurrenz den Preis für einen ſchönen ſchwarzen Balg auf 40 bis 50 Dollars getrieben hat; am Jukon iſt die Qualität geringer und man zahlt nur 10 bis 15 Dollars. Auch auf den Inſeln iſt der Silberfuchs verbreitet, auf manche haben ihn aber zweifellos die Aleuten eingeführt. Die Kreuzung mit dem gemeinen Fuchs verſchlechtert den Pelz ſehr; ein Kreuzfuchs gilt nur 2 bis 3 Dollars; in einigen Gebieten erſetzt er den Silberfuchs leider ſchon ganz. Während im Waldgebiet der Rothfuchs ausſchließlich herrſcht, gehört das Strandgebiet dem Eisfuchs (Vulpus lagopus) und zwar kommen ſeine beiden Varietäten, die weiße und die blaue, vor. Beide ſind äußerſt frech und zudringlich und darum leicht zu erlegen. Die beſten Blaufüchſe kommen von den Inſeln, wo ſie keiner Kreuzung ausgeſetzt ſind, beſonders den Pribylof-Inſeln, die jährlich 1000 bis 1500 Stück feinſter Qualität liefern. Der Blaufuchs herrſcht aber auch auf einem kleinen Gebiete des Feſtlandes am unteren Kuskokwim ausſchließlich. Sein Balg gilt durchſchnittlich vier Dollars, der der weißen Form drei Dollars.

Der Mink (Putorius Vison) iſt ziemlich eben ſo weit verbreitet wie der Rothfuchs, geht aber nicht auf die Inſeln; ſein Hauptgebiet ſind die Tundren an den Mündungen der großen Flüſſe. Sein Balg iſt faſt werthlos und wurde von der ruſſiſchen Kompagnie überhaupt nicht gekauft, dient aber den Eingeborenen zum Beſatz ihrer Pelze. Jetzt kommen 10 000 bis 15 000 Stück zur Ausfuhr. Die Küſteninduianer, in deren Gebiet kein anderes Pelzthier vorkommt, werden von den anderen ſpöttiſch Minkmen genannt.

Der amerikaniſche Marder oder Sable (von dem ruſſiſchen Sobol), Mustela americana, iſt auf den Hochwald beſchränkt, ſein Pelz ſteht dem ſibiriſchen weit nach und wurde von der ruſſiſchen Kompagnie überhaupt nicht ausgeführt, ſondern den Beamten zu 10 Cts. das Stück überlaſſen. Jetzt iſt mehr Nachfrage nach Marderfellen, eine Zeit lang galten ſie vier bis ſechs Dollars, heute nur noch 1,50.

Andere Pelzthiere haben für den Handel in Alaska keine Bedeutung. Der Eisbär kommt und geht mit dem Treibeis; die Felle der erlegten Exemplare kommen meiſt in die Hände der Walfiſchfänger und Branntweinſchmuggler. Der Luchs kommt in den Waldungen vor, aber ſein Fell iſt nicht dauerhaft; Wolf, Moſchusratte, Kaninchen und Murmelthier (Arctomys) kommen nur für die Eingeborenen, die ihre Kleider damit verzieren, in Betracht.

Trotz der Abnahme in der Zahl der exportirten Felle beträgt in Folge der geſtiegenen Preiſe der Werth der Ausfuhr aus Alaska immer noch 2 180 000 Dollars.

Alaska iſt ſehr reich an guten Fiſchen, Bean führt 75 eßbare Arten an. Unter den Seefiſchen ſteht der Kabljau voran, aber die Bänke werden bei Weitem noch nicht ſo ausgebeutet, wie ſie es verdienen; die Eingeborenen fangen ihn nur für ihren eigenen Bedarf. Nur an den Shumagin-Inſeln fiſcht eine kaliforniſche Geſellſchaft; ſie erzielte 1880 einen Ertrag von 1 728 000 Pfund. In zweiter Linie kommt der Heilbutt, und von Süßwaſſerfiſchen der Lachs, von dem 1880 bereits 3000 Faß geſalzen und 8000 Blechbüchſen eingemacht ausgeführt wurden. Alle anderen Fiſche dienen nur dem Lokalverbrauch. Die Fiſcherei iſt noch einer ungeheuren Entwickelung fähig, wird ſie aber erſt erlangen, wenn einmal die pacifiſchen Küſten in größerer Ausdehnung beſiedelt ſein werden.

Das indiſche Kaiſerreich.

II. (Schluß.)

Cotton faßt ſeine Anſicht über den Zuſtand des indiſchen Reiches in folgende Worte zuſammen: Welche Antwort ſollte alſo ein Augenzeuge mit voller Ueberzeugung auf die Frage geben, ob Indien bei der engliſchen Herrſchaft gewonnen hat? Er würde zugeben, daß die Bevölkerung ſich ſtark vermehrt und daß hierdurch die ganze Summe menſchlichen Glückes oder Unglückes zugenommen hat. Er würde einräumen, daß das Volk ſowohl in den eingeborenen Staaten als auf britiſchem Gebiete gegen die gröberen Formen einer ſchlechten Regierung geſchützt wird und ebenſo gegen die Stürme von Grauſamkeit, die dann und wann über das Land wütheten; gewiß müßte er auch einräumen, daß die britiſche Herrſchaft, wenigſtens in den letzten Jahren, kräftige Anſtrengungen gemacht hat, um den Zuſtand der Maſſen zu verbeſſern. Wahrſcheinlich aber würde er zweifeln, ob die Wirkungen der guten Abſicht entſprochen haben; über den Erfolg im Ganzen würde er ſich kaum berechtigt glauben, ein Urtheil auszuſprechen. Eine Regierung kann ſehr leicht das Wohlergehen eines Landes hindern, doch im Ganzen kann ſie nur wenig thun, um es zu befördern, denn Alles in Allem genommen hängt daſſelbe doch ſchließlich vom Volke ſelbſt ab. Der Staat kann den Frieden nach außen hin, das Recht im Inneren handhaben, er kann drückende Steuern vermeiden und künſtliche Störungen des Handels entfernen, doch Alles dies iſt mehr negativ als poſitiv; Alles dies beweiſt eher die Abweſenheit des Böſen als das Vorhandenſein des Guten. Es gehört zur guten Ordnung, bildet jedoch keinen abſoluten Beweis des Fortſchrittes. Die Quellen der nationalen Entwickelung liegen tief in der menſchlichen Natur; ſie können ſich leicht der Hand eines fremden Herrſchers entziehen, der nicht im Beſitze eines Zauberſtabes iſt. Die Einführung des verwickelten Mechanismus der abendländiſchen Bildung in eine einfache orientaliſche Geſellſchaft iſt ein Verſuch, deſſen Reſultat das jetzt lebende Geſchlecht nicht vorherſehen kann. Japan hat eine ähnliche Probe auf eigene Gefahr hin unternommen; in Britiſch-Indien findet ſie in größerem Maßſtabe ſtatt; die Verantwortlichkeit aber ruht auf der engliſchen Nation.

Sowohl in engliſchen als einheimiſchen Kreiſen hält man es nicht länger für unangemeſſen, mögliche Veränderungen in dem beſtehenden Verhältniſſe der beiden Länder zu beſprechen; einerſeits merkt man doch auch in England, daß ein ſolch' ungeheures Reich manche Beſchwerden für den Herrſcher herbeiführt, was ſich um ſo mehr fühlbar macht, als man anfängt, an der eigenen Befähigung, die Herrſchaft zu führen, hier und da zu zweifeln; auf der anderen Seite darf man nicht vergeſſen, daß eine große Anzahl Indier mit der Zeit und ihren Anforderungen fortſchreitet. Wenn man auch die Zahl und den Einfluß ſolcher Männer vielfach übertrieben hat, ſo iſt es doch gewiß, es giebt Leute, die auf einer ſolchen Bildungsſtufe ſtehen, daß man ſie nicht länger als zu einer niedrigeren Raſſe gehörig betrachten darf. Trotzdem aber darf man ſich nicht der Täuſchung hingeben, als ob Indien im Ganzen angliſirt wäre oder vorausſichtlich jemals werden würde; auch der gebildete Indier iſt nur auf der Oberfläche verändert und ſeit unzähligen Generationen hat ſich die Raſſe in Uebereinſtimmung mit ihrer Umgebung entwickelt; wir müſſen auch in Zukunft damit rechnen, daß dieſes einheimiſche Element die größte Rolle ſpielen wird, denn nie wird ganz Indien angliſirt werden.

Seit dem 1. November 1858 ſind die Indier unter die Herrſchaft der engliſchen Krone gekommen; damals erklärte Lord Canning, daß die alten Rechte unangetaſtet bleiben ſollten und daß alle Einwohner ohne Unterſchied der Kaſte und der Religion in den öffentlichen Dienſt ſollten eintreten können; theoretiſch iſt kein Grund vorhanden, weshalb ein Hindu oder ein Mohammedaner nicht Vice-König von Indien werden, warum nicht eine Abtheilung europäiſcher Soldaten durch ſchwarze Officiere kommandirt werden ſollte. In der Praxis geſtaltet ſich die Sache allerdings etwas anders — das Perſonal der Regierung bleibt ein vorherrſchend engliſches und vielleicht kann man ſagen, daß das engliſche Element in demſelben Verhältniſſe zugenommen hat, wie die Zuſtände eine mehr bureaukratiſche Form angenommen haben. Die alten „Anglo-Indier“ ſind verſchwunden, mit ihnen die Leute, die es verſtanden, im indiſchen Geiſte zu leſen, die das Volk liebten und von ihm wieder geliebt wurden.

Die Beamten gehen nicht mehr ganz ſo jung nach Indien

wie früher, wo ſie dorthin gingen, um ein zweites Vaterland zu finden, dem ſich ihre vom europäiſchen Leben noch nicht angehauchten Illuſionen ganz und voll zuwendeten. Jetzt genießen ſie ihre Erziehung an der Univerſität, gehen in eine vorübergehende Verbannung nach Indien, wir wollen gerne annehmen, mit der beſten Abſicht, während ihres Aufenthaltes da tüchtig zu arbeiten, aber gewiß nicht ohne den Plan, ſo viel Geld wie nur möglich zu erübrigen und ſo bald wie möglich zurückzukehren. Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, die verkürzte Verbindung durch den Suez-Kanal haben Indien England bis auf eine Entfernung genähert, die in drei Wochen zurückgelegt werden kann, und dieſelben Mittel, welche ſo viel zur Entwickelung des Handels beigetragen haben, ſind für eine gute Geſchäftsführung nachtheilig geworden, indem ſie Urlaube, Wartegelder ꝛc. begünſtigen; die Concentration der Verwaltung in den Hauptſtädten, der jährliche „Exodus“ nach den Bergen wirken in derſelben Richtung. Die Perſönlichkeit des Einzelnen verſchwindet unter dem Drucke der Maſchine. Obwohl man nicht leugnen kann, daß die Beamten, die jetzt nach Indien geſchickt werden, viel beſſer entwickelt ſind als ihre Vorgänger, ſo iſt es doch ebenfalls ſicher, daß ſie mehr engliſch als indo-engliſch ſind. Länder ſind mehr als einmal erobert worden und haben ſich ihren Eroberern unterworfen, die Unterwerfung eines aſiatiſchen Landes aber durch eine europäiſche Bureaukratie ſcheint von vornherein ausſichtslos.

Den früheren Anglo-Indier vermochte der Eingeborene zu ſchätzen, inſofern erſterer nämlich einige einheimiſche Gewohnheiten angenommen hatte. Dieſer Zuſtand iſt mit der Kompagnie verſchwunden und das heutige Ideal, europäiſche Bildung in ihrer vollen Entwickelung in indiſchen Boden zu verpflanzen, entzieht ſich der Beurtheilung des Volkes.

Ja, die träge Herrſchaft der Anglo-Indier iſt durch eine thätige centrale Regierung, welche materiellen Wohlſtand anregt, Verſuche auf dem Gebiete der Geſetzgebung macht, den Unterricht unterſtützt und der Preſſe Freiheit giebt, erſetzt worden; das ganze Land iſt erfüllt mit Verbeſſerungsvorſchlägen und daran nehmen die Eingeborenen theil; mit der Sprache hat man ihnen die Lehren des induſtriellen Wohlſtandes und der konſtitutionellen Freiheit gelehrt, doch indem England ſo gehandelt hat, hat es langſam aber ſicher die Grundlagen der eigenen Oberherrſchaft untergraben. Ein anglo-indiſches Reich hätte ſtationär bleiben können, ein fortſchrittliches Indien unter der Herrſchaft von Beamten, die nach dem Ausfalle eines vergleichenden Examens aus Engländern und Eingeborenen ausgewählt werden, iſt in eine Periode eingetreten, deren Ende Niemand vorherſehen kann. Die Bewegung wird auf allen Gebieten gefühlt, auch auf dem des Gottesdienſtes; allerdings iſt der direkte Einfluß des Chriſtenthumes im Vergleiche mit Hinduismus und Islam nur unbedeutend geweſen, doch was die Miſſionare nicht zu Stande gebracht haben, geſchieht jetzt durch die Ausbreitung des Unterrichtes. Ein Eingeborener, der zum Lehrer ausgebildet wurde, iſt, welche Religion er auch haben mag, intellektuell ein ganz anderer Mann; es würde zu weit führen, an alle auf dieſem Gebiete vorgekommenen Erſcheinungen zu erinnern, es mag genug ſein, anzuführen, daß das geiſtige Leben in Indien nie todt geweſen iſt, wie wenig fortſchrittlich es in europäiſchen Augen auch geweſen ſein mag; unter dem Einfluſſe des durch Europäer gegebenen Antriebes hat es einen neuen Anlauf genommen, der zu ſchönen Hoffnungen berechtigt.

Im politiſchen Leben iſt die Bewegung ſichtbarer und ebenſo wichtig. Man iſt verträglicher geworden und macht dem Volksgeiſte Zugeſtändniſſe; bis in den Rath des Vicekönigs und der Gouverneure ſind Eingeborene zugelaſſen, einheimiſche Richter haben die höchſten Stellungen erlangt, Zeitungen unter der Redaktion Eingeborener, in engliſcher und in einheimiſchen Sprachen geſchrieben, ſind zu einer neuen Macht im Lande geworden; die meiſten Kommunalbehörden beſtehen aus einer Mehrheit gewählter einheimiſcher Mitglieder; manche in engliſchen Schulen erzogene Miniſter hatten und haben die Leitung von einheimiſchen Staaten. Alle dieſe Erſcheinungen, im Einzelnen mehr oder weniger bedeutend, beweiſen im Ganzen den ungeheuren Fortſchritt, der ſeit 30 Jahren ſtattgefunden hat. Bis auf Lord Dalhouſie war die Loſung der wohlwollendſten Regierungsmänner: Alles *für*, nichts *durch* das Volk. Der engliſche Maßſtab einer guten Regierung wurde für unfehlbar gehalten und erſt dem großen Aufſtande war es vorbehalten, den Beweis zu liefern, daß trotz Jahrhunderte langer Unterwerfung doch gewiſſe nationale Beſtrebungen beſtehen bleiben, die gefährlich werden, wenn ſie keinen friedlichen Ausweg finden.

Bis jetzt iſt erſt ein kleiner Schritt zur Löſung des Problems der Zukunft, nämlich zur politiſchen Emancipation Indiens, gethan; das Endreſultat kann kaum mehr als zweifelhaft betrachtet werden; kein engliſcher Staatsmann würde jetzt unbedingt die Eroberung von Indien empfehlen, ebenſowenig wie er an die Eroberung Chinas denken würde, und außerdem würde die Demokratie in England zu ſolchem Schritte nie ihre Zuſtimmung geben. England hat Indien mit allen Laſten und Vortheilen geerbt und kann Indien nicht verlaſſen, ohne die Folgen eines ſolchen Schrittes zu berückſichtigen; ſelbſt wenn man annehmen wollte, daß England den Eingeborenen durch die Eroberung von Indien Unrecht gethan hat, könnte man das Uebel durch ein plötzliches Verlaſſen des Landes nicht gutmachen; man müßte jedenfalls dafür ſorgen, daß erſt eine Regierung eingeführt würde, die Ausſicht auf Dauer hätte, und das könnte nur eine Regierung nach einheimiſchem Zuſchnitt ſein.

Die größte Kunſt des Staatsmannes beſteht darin, gewaltſame Umwälzungen zu vermeiden; um letzteres zu können, muß man im Stande ſein, den Lauf der Ereigniſſe ſchnell aufzufaſſen, und bereit ſein, die zweckmäßigſten Gegenmittel an der richtigen Stelle anzuwenden. Bis jetzt hat man in Indien die erſte Forderung nicht erfüllen können, die Beamten dort vertiefen ſich im Allgemeinen zu ſehr in die Einzelheiten und verlieren das Ganze aus dem Auge; um ſo mehr iſt es eine Pflicht der im Vaterlande befindlichen Engländer, ſich die Fragen zu ſtellen: Was thun wir in Indien? Müſſen wir die beſtehende Verbindung als dauernd anſehen und nur die aus derſelben ſich ergebenden Uebelſtände zu vermeiden, oder aber müſſen wir die Emancipation von Indien als Zweck unſerer Politik betrachten und ſie möglichſt zu beſchleunigen ſuchen? Hierbei muß jedoch ſogleich bemerkt werden, daß die Emancipation an ſich nicht nothwendig die Trennung von der engliſchen Krone zur Folge haben muß, wenn auch ein großes Maß von lokaler Unabhängigkeit nothwendiger Weiſe damit zu verbinden wäre; ebenſo wie in anderen Kolonien könnte für Indien „Home Ruling“ die Unabhängigkeit von 20 verſchiedenen Provinzen oder Staaten bedeuten, die ihr gemeinſchaftliches Haupt in England finden würden.

In Bezug auf einheimiſche Staaten hat ſich die Politik der Neuzeit in verſchiedenen Fällen in einen auffallenden Gegenſatz zu derjenigen früherer Jahre geſtellt; ſo hat man Baroda ſeine Unabhängigkeit gelaſſen und hat Myſore nach 50jähriger britiſcher Herrſchaft den einheimiſchen Fürſten zurückgegeben; in letztgenanntem Lande wurde ein ganzer Stab von engliſchen Beamten durch Eingeborene erſetzt und

hier befinden wir uns eigentlich einem im großen Maßſtabe unternommenen Verſuche gegenüber, deſſen Erfolg für die Zukunft ſehr lehrreich ſein wird. Wenn Myſore unter einheimiſcher Leitung ſich entwickelt, weshalb ſollte das in der angrenzenden Präſidentſchaft Madras nicht auch der Fall ſein?

In den engliſchen Provinzen iſt allerdings nur wenig in dieſer Richtung geſchehen; auch hier ſind es zwei Mittel, die in erſter Linie zur Anwendung kommen müſſen: die Entwickelung der lokalen Selbſtändigkeit und die Ernennung von einheimiſchen an Stelle der engliſchen Beamten. Was den erſten Punkt betrifft, ſo hat Lord Ripon in dieſer Richtung namentlich durch zwei Maßregeln zu wirken geſucht: die erſte derſelben, die „Minute“, in der er den Gouverneuren der Provinzen eine neue Aera von municipaler Selbſtregierung — eine Sache, für welche die Eingeborenen ſo geſchickt ſind — ankündigte, iſt in dieſer Hinſicht epochemachend. Die zweite Maßregel ſucht den Unterricht zu decentraliſiren und die Verantwortlichkeit für denſelben vom Staate auf das Volk zu übertragen. Der Erſatz der engliſchen Beamten durch einheimiſche iſt eine anerkannte Nothwendigkeit, gleichzeitig aber eine ſehr ſchwierige Aufgabe. Der Kaſtengeiſt der jetzigen Beamten legt ihnen die Pflicht auf, das Beſtehende zu ſchützen, da ſie ſtolz auf das ſind, was ſie zu Stande gebracht haben und wovon ſie leben. Aus dieſen Kreiſen hört man häufig die Behauptung, daß die Eingeborenen ungeſchickt für höhere Stellen ſeien, und daß kein Europäer ihnen in untergeordneter Stellung dienen würde. Beide Behauptungen werden durch die Erfahrung widerlegt; man könnte eine Anzahl Namen von verſtorbenen und noch lebenden Eingeborenen anführen, deren Klang genügen würde, um den Beweis zu liefern, daß ſie in hohem Grade ein tüchtiges Verwaltungstalent beſitzen, und wenn daſſelbe auch vielleicht von dem der Engländer verſchieden ſein ſollte, ſo darf man auch nicht vergeſſen, daß dieſes Talent auch nicht bei allen europäiſchen Nationen gleichmäßig und in derſelben Richtung entwickelt iſt.

Noch andere Umſtände treten hinzu, um den Widerſtand der europäiſchen Beamten kräftiger zu machen; ſie verſtimmen, hieße den ganzen beſtehenden Mechanismus ſtören, und das würde ſeine eigenthümlichen Gefahren haben; auf ihrer Hingebung beruht die gegenwärtige Ordnung beinahe ebenſo ſehr, wie auf der Stärke der Armee.

Schließlich aber beſteht doch das Corps der Beamten für das Land und nicht umgekehrt, und was geſchehen muß, wird geſchehen, wenn auch die ſchwierige Aufgabe zu löſen iſt, beide Intereſſen mit einander zu verſöhnen, was nöthig ſein wird, da es nicht genügend ſcheint, die Eingeborenen zu den untergeordneten Stellen zuzulaſſen. Wenn man auch die erworbenen Rechte achten und Ueberwachung durch Europäer noch auf Jahre hinaus für nöthig erachten will, wird man doch einräumen müſſen, daß die Eingeborenen Anſpruch haben, in höhere Stellen der adminiſtrativen und richterlichen Hierarchie vorzurücken, um ſo mehr, als die Forderungen der Sparſamkeit ſich mit denen der Billigkeit vereinigen.

Dies ſchließt nicht aus, daß noch lange eine engliſche, von Engländern angeführte Armee nöthig ſein wird, wenn auch die engliſchen Beamten lange verſchwunden ſind, denn auf England wird die moraliſche Verpflichtung ruhen, Indien gegen innere Unruhen und gegen fremde Eroberer zu ſchützen.

Obwohl Cotton es nicht für beſonders ſchwierig hält, das eben geſtellte Ziel zu erreichen, wenn das angedeutete Princip einmal angenommen iſt, enthält er ſich, die Einzelheiten eines derartigen Planes zu entwickeln; ſein Traum für das 20. Jahrhundert iſt eine Konföderation von Provinzen, die ſich, jede in ihrer Weiſe, friedlich entwickeln und durch ein gemeinſchaftliches Band, den engliſchen Namen, verbunden ſind.

Das Sanitarium zu Boma und die klimatiſchen Verhältniſſe des Unter-Congo-Gebietes.

Von **W. Mönkemeyer**, früherem Chef der Kulturen zu Boma.

Eine Tagereiſe zu Waſſer von Banana entfernt liegt der Haupthandelsplatz des Unter-Congo-Gebietes, nämlich Boma. Schon aus weiter Ferne erkennt man die Faktoreien und beſonders hebt ſich das Sanitarium vortheilhaft gegen die triſte Umgebung ab. 10 Minuten von Boma entfernt, liegt es auf dem Plateau eines Hügels, welcher nach O, N und W ſteil abfällt, nach S, Boma zu, langſam ausläuft. Einen prachtvollen Rundblick hat man von dieſem Hügel aus. Am Fuße deſſelben liegt Boma mit ſeinen weiß geſtrichenen Wohn- und Waarenräumen, der Congo verbreitert ſich dort ſeeartig und ſchließt ziemlich bedeutende Inſeln ein, während ſich auf den anderen Seiten hohe, ſteile Hügelketten hinziehen. Im W umfließt den Berg der Krokodilfluß, der das Sanitarium mit Waſſer verſorgt. Daſſelbe wurde vor etwa 1½ Jahren im Großen und Ganzen fertig geſtellt und iſt mit allen Einrichtungen verſehen, welche an ein ſolches Inſtitut für tropiſche Verhältniſſe zu ſtellen ſind. Es wurde in Europa gebaut, dort aufgeſchlagen und von Herrn Dr. Allard, ſeiner Zeit Chef der ſanitären Abtheilung am Congo, inſtallirt. Das ganze Gebäude ruht auf 2 m hohen Eiſenpfeilern, welche in Cementblöcken befeſtigt ſind. Ungehindert kann die Luft unter dem Hauſe hindurch wehen und den Boden trocken halten, was beſonders in der naſſen Zeit von hoher Wichtigkeit iſt.

Um den Raum unter dem Gebäude auszunutzen, ſind dort Waarenräume eingerichtet, ferner iſt die Apotheke dort untergebracht und eine Abtheilung geſchaffen, in der ſich erkrankte Schwarze aufhalten können.

Der Hauptaufgang iſt auf der Oſtſeite. Eine breite Treppe führt auf eine große Veranda, welche als Speiſeſaal dient; auch hält man ſich hier während der heißen Tageszeit auf. Faſt den ganzen Tag weht eine Briſe von SW her, welche die oft faſt unerträgliche Hitze bedeutend mildert. Acht Kammern öffnen ſich nach der um das ganze Gebäude führenden Veranda; ſie ſind verſchieden groß, alle ſehr geräumig und mit zwei oder drei Betten verſehen. Das Sanitarium könnte 12 bis 15 Kranke auf einmal aufnehmen, doch iſt dieſe Zahl noch nie erreicht worden, aus welchem Grunde, werde ich unten weiter aus-

führen. Das Dach, welches wie das ganze Gebäude aus Brettern beſteht, iſt zum Schutze gegen den Regen mit Theerpappe bedeckt und weiß geſtrichen. Es ſpringt bedeutend über die Veranda vor, wodurch die Sonnenſtrahlen abgehalten werden. Ueber das Hauptdach ragt am Scheitel des Gebäudes ein zweites Dach mit einem Abſtande von etwa $^1/_2$ m empor, ſo daß die heiße Luft im Inneren des Gebäudes ſtets abziehen kann. An Stelle von Glasfenſtern ſind gewöhnlich fein geflochtene Gazefenſter angebracht, die durch Rouleaux verhängt werden können. Nach oben ſind die Kammern bis zum Dache frei, ſo daß eine vorzügliche Ventilation vorhanden iſt. An der Südweſtſeite ſind vom Dache herab bis zum Fußboden ſtarke Vorhänge gezogen, welche aufgerollt werden können und gegen Sturm und Regen ſchützen. Ein Anbau enthält ein Badezimmer. Die Kammern ſind wohlverſehen mit Betten, Stühlen, Waſchgeräthſchaften u. dergl., ferner ſehr luftig und hell, ſo daß man von der drückenden Luft wenig zu leiden hat.

Als ich zum Sanitarium nach Boma kam, um dort Kulturen einzurichten, war die Umgebung deſſelben wüſt und nur mit Gräſern, welche während der trockenen Zeit verbrannten, bewachſen. Mit Hilfe der Eingeborenen gelang es mir, die Umgebung freundlicher zu geſtalten, einige Baumpflanzungen zu machen und beſonders Maniokplantagen anzulegen, welche ſelbſt während der trockenen Jahreszeit einen friſchen, freundlichen Anblick gewähren. Ich halte es für ſehr wichtig, gerade die Umgebung der Sanitarien durch Anpflanzungen zu verſchönern, denn man erzielt dadurch einen angenehmen Schatten, und ferner wirken dieſelben ungemein auf das Gemüth des Kranken ein, beſonders während der trockenen Zeit, wo man durch die kahlen, verbrannten Grasſteppen mißmuthig geſtimmt wird. Ebenſo wichtig als ſolche Anpflanzungen iſt neben Gemüſekultur die Einrichtung einer Viehwirthſchaft. Es gelang mir, durch Bezug aus Moſſamedes 100 Hühner anzuſchaffen, welche beſſer waren als die dort einheimiſchen; Schafe, Ziegen und Enten kaufte ich von den Eingeborenen, ſo daß auch nach dieſer Richtung geſorgt war.

Aus dieſer kurzen Skizze iſt zu erſehen, daß das Sanitarium in jeder Beziehung gut ausgeſtattet war. Jedoch trotz guter Pflege, trotz aller aufs Beſte erprobten Einrichtungen wurde dort kein ernſtlich Erkrankter wieder geſund; nur ſolche, die an vorübergehender Schwäche litten, fanden durch die Ruhe, welche ſie genießen konnten, und durch eine beſſere Verpflegung ihren früheren Zuſtand wieder.

Boma gilt als einer der ungeſundeſten Plätze des Unter-Congo-Gebietes. Einige Meilen von Boma entfernt, der Küſte zu, dehnen ſich weite, ſumpfige Niederungen aus, hieran ſchließen ſich weit ausgedehnte Mangrovenwälder mit ihren ſchädlichen Ausdünſtungen.

Die faſt beſtändig wehende Meeresbriſe muß ihren Weg über dieſe Wälder nehmen; ſie führt daher eine Menge geſundheitsſchädlicher Stoffe mit ſich. Die Briſe macht zwar den Aufenthalt im Gebäude ſelbſt während der heißen Mittagszeit angenehm, iſt aber nichtsdeſtoweniger verderblich. Ferner dehnen ſich am Fuße des Hügels, auf welchem das Sanitarium liegt, große Sümpfe und Moräſte aus und dieſe beherbergen eine Unzahl von Mosquitos, wie ſie blutdürſtiger kaum zu finden ſind und während der Nächte trotz Mosquitonetze ꝛc. zur größten Qual werden. Dieſe ſo bedeutſamen Uebelſtände laſſen die Wahl des Ortes zum Sanitarium ſonderbar erſcheinen, aber die herrliche Ausſicht vom Hügel aus über die triſte und dabei doch impoſante Gegend, der Umſtand, daß man das Sanitarium ſchon aus weiter Ferne ſehen und bewundern kann, und andere perſönliche Umſtände waren für Herrn Dr. Allard zu verlockend, um dieſen Platz zu übergehen. Trotz ſeiner vorzüglichen und praktiſchen Einrichtungen wird das Sanitarium zu Boma niemals den Zweck erfüllen, für welchen es beſtimmt iſt. Am Congo ſelbſt hat man den Namen Sanitarium boshafter Weiſe, aber mit einem gewiſſen Rechte in „Moritorium“ umgewandelt, und ſchwer Erkrankte bleiben lieber auf ihren Stationen als dorthin zu gehen.

Ganz das Gegentheil von dem, was ich ſoeben in geſundheitlicher Beziehung von dieſem Inſtitute geſagt habe, erklärte Dr. Allard nach ſeiner Ende vorigen Jahres erfolgten Rückkehr. Er ſtellt ſich ſelbſt als Beiſpiel hin, wie wohl man dort leben kann, und findet ſein Sanitarium ausgezeichnet. Hierauf will ich erwidern, daß Dr. Allard, ſo lange ich mit ihm zuſammen dort gewirkt habe (ſieben Monate), faſt beſtändig an Fiebern danieder lag, zuletzt ſeinem eigenen Sanitarium nicht traute und auf längere Zeit nach Moſſamedes ging.

Mir iſt aufgefallen, daß Perſonen, die durch das Klima noch nicht zu ſehr mitgenommen waren, ſich in Moſſamedes bei einem vierwöchentlichen Aufenthalte wieder erholten, Perſonen jedoch, welche ernſtlich erkrankt waren, ſich zwar momentan beſſer fühlten, aber gleich nach Wiederankunft am Congo in das alte Stadium zurückfielen und oft noch elender wurden.

Die Sterblichkeit am Congo iſt bedeutend. Fieber und Dyſenterie ſind dort ganz gewöhnliche Krankheiten, und beſonders letzterer ſind ſchon viele zum Opfer gefallen. Man hält es am Congo ſchon für eine Leiſtung, wenn Jemand dort zwei Jahre gelebt hat und noch einigermaßen geſund iſt; nur 1 Proc. der Agenten von der Aſſociation war im Stande, die kontraktliche Zeit von drei Jahren innezuhalten.

Daß von den Aerzten der Aſſociation das Geſuch eingereicht wurde, die kontraktliche Zeit von drei Jahren auf zwei herabzuſetzen, beſtätigt das oben Geſagte. Ich habe nach genauen Daten zuſammengeſtellt, daß von den 40 Perſonen, welche vom Juni 1884 bis Februar 1885 nach dem Congo für die Association Internationale du Congo herauskamen und ſich durchſchnittlich fünf bis ſechs Monate dort aufhielten, bereits vier ſtarben und 13 hauptſächlich aus klimatiſchen Rückſichten zurückkehren mußten. Leider iſt es zu ſchwierig, das Material zu erhalten, aus welchem die dortigen klimatiſchen Einwirkungen auf den Weißen erſichtlich ſind; es iſt ein Geheimniß der Congo-Geſellſchaft. Wenn ſie es ſich bisher angelegen ſein ließ, das Klima am Congo als günſtig zu bezeichnen und alle Gegenmeinungen todt zu ſchreiben, ohne indeß die Beweiſe zu bringen, die ſie allein in den Händen haben muß, ſo iſt das doch ein ſehr bedenkliches Zeichen, jedenfalls würde eine Statiſtik nicht zu ihren Gunſten ausfallen. Daher halte ich es für wichtig, an dieſer Stelle nochmals auf das gefährliche Klima des Unter-Congo-Gebietes hinzuweiſen, um Diejenigen zu warnen, ihre Geſundheit aufs Spiel zu ſetzen, welche ihr Glück in überſeeiſchen Gebieten zu machen hoffen. Eine gute gemiſchte Nahrung, Enthaltung von Spirituoſen und eine regelmäßige Lebensweiſe halte ich für die erſten Bedingungen, um in den Tropen zu leben. Es iſt auffallend, daß gerade in den Handelshäuſern am Congo verhältnißmäßig weniger Erkrankungen und Todesfälle vorkommen, als bei den Mitgliedern der Congo-Geſellſchaft. Iſt das auch einestheils darin begründet, daß ſich die Agenten der Handelshäuſer weniger den Unbilden der Witterung auszuſetzen brauchen als jene, ſo liegt es doch hauptſächlich daran, daß ſie beſſere Nahrung haben. Selbſt bei den einzelnen Handelshäuſern kann man den Unterſchied wahrnehmen, da die Verpflegung in denſelben nicht überall gleich gut iſt.

Auffallend iſt, daß die Portugieſen faſt gar nicht vom Klima zu leiden haben.

Von höchſter Wichtigkeit in der Ernährungsfrage iſt das Gemüſe. Es iſt nicht leicht, Gemüſe in den Tropen zu ziehen, beſonders nicht während der trockenen Jahreszeit. Man hat deshalb eingemachtes Gemüſe in Blechbüchſen eingeführt, welches vielfach verdorben ankommt, fade im Geſchmacke iſt und theuer zu ſtehen kommt. Dieſem Uebelſtande kann für die Zukunft abgeholfen werden und zwar durch das gedörrte Gemüſe, und hierauf möchte ich ganz beſonders hinweiſen. Bis heute iſt es bei uns und in den Tropen noch ziemlich unbekannt, wird ſich aber in kurzer Zeit eine allgemeine Verbreitung und Anerkennung verſchaffen. So gut man bisher getrocknete Aepfel, Birnen, Pflaumen ꝛc. hatte, ebenſo gut hat man jetzt getrockneten Blumenkohl, Wirſing, Weißkohl und Rothkohl, Roſenkohl, Kohlrabi, Steckrüben, Möhren, grüne Erbſen, grüne Bohnen, Suppenkräuter u. dergl. mehr. Dieſe Gemüſe ſind leicht und bequem zu transportiren, man kann auf geringem Raume ein großes Quantum laſſen und vor allen Dingen, ſie ſind ſo zart im Geſchmacke, daß man ſie von friſchen nicht zu unterſcheiden vermag. Ein bedeutender Schritt in der Ernährungsfrage iſt wiederum vorwärts gemacht worden zum Wohle Derer, die ſich in den Tropen aufhalten. Mögen dieſe Zeilen dazu anregen, das gedörrte Gemüſe zu verſuchen, und möge es bald die Anerkennung und Verwerthung finden, welche es verdient.

Kürzere Mittheilungen.

Glaciale Erſcheinungen im Hartgebirge.

I.

Vor zwei Jahren hat der Unterzeichnete auf eine Moränenbildung hingewieſen (vergl. „Ausland“ 1881 Nr. 15), welche ſich am Nordabhange des ca. 500 m hohen Peterskopfes, der letzten Norderhebung des Hartgebirges, auf eine Strecke von 350 Schritten deutlich erkennen läßt. War dieſe glaciale Erſcheinung auch von Manchem angezweifelt worden und hatte ſie der Geologe Prof. v. Gümbel zu München im Gegenſatze zu Prof. Fraas nur eine „Muhre“ genannt, ſo dürfte vielleicht eine zweite Glacialerſcheinung die ehemalige Exiſtenz von Gletſchern im Hartgebirge deutlicher beweiſen.

Zu Neuſtadt an der Hart ward um Mitte des letzten Juni eine Drehſcheibe an der Südweſtſeite des dortigen Bahnhofes unterhalb dem „Eſelswege“ angelegt. Im diluvialen Gerölle, das mit gelbem Lehm ſtark vermiſcht iſt, fand ſich nun daſelbſt in einer urſprünglichen Tiefe von 12 bis 15 m ein Block, beſtehend aus gelbweißem, quarzitähnlichem Sandſteine in der Geſtalt eines verſchobenen Parallelepipedums. Derſelbe mißt 1,10 m in der Länge, 0,87 m in der Breite und 0,75 m in der Höhe. Auf ſeiner Oberfläche befindet ſich eine runde Höhlung, nicht von Menſchen, ſondern von der Natur gemacht, welche einen oberen Durchmeſſer von 39 : 42 cm aufweiſt und eine Tiefe von 25 cm hat. Die Wände ſind faſt ſenkrecht eingeſchliffen. Die topfähnliche Form dieſer Höhlung erinnert ſofort an die Geſtaltungen der ſogenannten Gletſchermühlen, wie ſie ſich bekanntlich im Gletſchergarten zu Luzern vorfinden. Neben der platten Haupthöhlung befinden ſich auf derſelben Seite der Oberfläche noch drei ſeichtere Anſätze zu Höhlungen, von denen eine im Durchmeſſer 13 : 30 cm bei 7 cm Tiefe mißt, die andere 14 : 25 cm bei 6 cm Tiefe. Eine rinnenartige Höhlung, deren tiefſter Punkt jedoch mit dem tiefſten Punkte der Haupthöhlung 19 cm Differenz aufweiſt, hat eine Breite von 12 cm bei einer Länge von 34 cm, ſowie eine Tiefe von 7 cm. Eine fünfte Höhlung befand ſich am Rande des Felſenblockes, ward jedoch von den Bahnarbeitern beim Herausholen des Blockes ſtark beſchädigt und hat noch eine Länge von 40 cm. Dieſe fünf Höhlungen können nicht allein durch fließendes Waſſer, welches in die Tiefe hätte wirken müſſen, ſondern nur durch reibende kleinere Geſteine unter dem gewaltigen Drucke einer auflagernden Eismaſſe hervorgebracht worden ſein.

Der Felsblock lag urſprünglich umgekippt in der Richtung von SW nach NO, ebenſo lagern die meiſten der hier befindlichen kleineren Geſchiebe. Nach unſerer Unterſuchung entſtammen dieſe Gerölle einem gewaltigen diluvialen Schuttkegel aus Kies und Lehm von ca. 1 km Länge, welcher ſich in ſeiner Längenachſe von SW nach NO am Fuße des 490 m hohen Nollenberges ausdehnt und auf deſſen nordöſtlichem Ausläufer der jetzige Bahnhof von Neuſtadt ſteht. Sein abgeſcheuertes, maſſiges Geröll, aus Sandſtein und Quarz beſtehend, reicht nach unſerer Unterſuchung bis an den Fuß eines nördlich des Nollenberges gelegenen, ca. 300 m hohen Steinbruches. In gleicher Höhe liegt der Teufelsſtein bei Dürkheim, deſſen auffallende Höhlung Prof. Fraas gleichfalls für eine Gletſchermühle erklärte. — Am jenſeitigen Ufer des Speyerbaches bei Neuſtadt kommt nun nach Ausſage von Ortskundigen (Architekt Rettinger, Bahnmeiſter Winterle) ſolches diluviale Gerölle nicht vor. — Nach dieſer Sachlage ſind wir geneigt, dieſe Geröllmaſſe mit ihren abgeſchliffenen Findlingen und dieſer Gletſchermühle für eine gewaltige Stirnmoräne zu halten, welche von einem Gletſcher der Vorzeit producirt und ausgeſtoßen ward, der entweder bis zur Höhe des hinter Neuſtadt gelegenen Königsberges (419 m) und der Platte (559 m) reichte oder wahrſcheinlicher vom Doppelkegel der höchſten Erhebung des Hartgebirges, dem nahen Kalmit (683 m), in ſüdweſtlicher Richtung ausging und gegen NO ſeine Ablagerungen geſandt hat. Dies die auf dem Fundbeſtande, der Analogie und der Karte beruhende Anſicht.

Dürkheim, Ende Juni 1886.

Dr. C. Mehlis.

Die Volksſchulen im europäiſchen Rußland und in den Gouvernements des Weichſelgebietes.

Bearbeitet von A. W. Dubrowskij. (Statiſt. Annal. d. Ruſſ. Reiches, Ser. III, Lief. I, St. Petersburg 1884, S. I.VII. u. 304.)

Die Schulverhältniſſe eines ſo jungen Landes wie Rußland, eines Landes, das zudem eine ſo bedeutende Rolle in der Geſchichte der Gegenwart ſpielt und in deſſen Händen ein großer Theil der Kulturarbeit im fernen Oſten ruht, verdienen die allſeitigſte Beachtung. Von dieſem Standpunkte aus gewinnt der uns vorliegende, mit mehreren werthvollen Karten und Diagrammen verſehene, und wenn auch noch lange nicht vollſtändige, ſo doch im Vergleich zu den früheren bezüglichen Publikationen des Comités (1866 und 1879) inhaltsreichere und, wollen wir hoffen, auch zuverläſſigere Band ein bedeutendes Intereſſe. Indem wir der genannten Arbeit einige wichtige Angaben entnehmen, bemerken wir noch, daß

der vorliegende Band die erste Lieferung der Arbeiten des Comités über Schulstatistik ist und daß das Material von einer Enquete von 1880 herrührt, deren Resultate (Fragebogen) übrigens erst 1881 bis 1883 endgültig eingesammelt wurden.

Am 20. März 1880 wurden in den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands und in den 10 Gouvernements des Weichselgebietes gezählt 22770 Volksschulen (Dorfschulen) mit 1140915 Schülern, wovon 904918 männlichen und 235997 weiblichen Geschlechtes, und mit 36955 Lehrern, wovon 12566 Religionslehrer, 19511 Lehrer, 4878 Lehrerinnen. Die Gesammtausgaben für diese Schulen (verschiedener Ressorts, öffentliche und private) beliefen sich auf 6158155 Rubel. Unter den Schulen waren 17431 für beiderlei Geschlecht, 4728 ausschließlich für Knaben, 611 ausschließlich für Mädchen bestimmt; die Trennung der Geschlechter in den Schulen ist am schärfsten durchgeführt im Lehrbezirk Orenburg. Auf 1000 Kinder im Schulalter (7 bis 14 Jahre inkl.) fallen in den 60 Gouvernements 1,8 Schulen. Die Lehrbezirke Moskau, Charkow, Odessa, Kasan, Orenburg und Wilna stehen dabei unter dem genannten Mittel; die Lehrbezirke St. Petersburg, Kiew, Warschau darüber; das Maximalverhältniß hat der Lehrbezirk Dorpat aufzuweisen mit 4,9. Den bedeutendsten Procentsatz der in Schuljahren sich befindlichen Kinder hat der Bezirk Dorpat zur Schule herangezogen: 39,3 Proc. Knaben und 29,0 Proc. Mädchen; den geringsten der Bezirk Wilna: 9,6 Proc. Knaben und 0,5 Proc. Mädchen. In den übrigen Bezirken finden wir im Allgemeinen 11,7 bis 15,6 Proc. Knaben, 6,5 bis 6,7 Proc. Mädchen. Der Unterhalt der Schulen wird in erster Linie besorgt durch die einzelnen Kreis-Semstwo, welche sich mit 44 Proc. aller Ausgaben (für 59 Gouvernements) betheiligen; dann folgen die Dorfgemeinden mit 34 Proc., wenngleich die Angabe auch angesichts der Naturallasten der Bauernschaft (Einräumung und Unterhalt eines Schulhauses) zu niedrig gegriffen ist. Der Staatsschatz betheiligt sich mit 12 Proc., das private Interesse mit 6 Proc. Die sonstigen Leistungen (Schulgelder ꝛc.) sind sehr gering und machen in Summa nicht über 4 Proc. aus. Die Unkosten des Unterrichts lassen sich (in 59 Gouvernements) auf 5 Rubel 98 Kopeken berechnen; auf den Einwohner fallen 9 Kopeken für den Unterhalt der Volksschule. Die bedeutendsten Auslagen bieten sich im Lehrbezirke St. Petersburg, 9 Rubel 16 Kopeken, die geringsten im Lehrbezirke Dorpat, 3 Rubel 72 Kopeken; im Verhältniß zu der Zahl der Bevölkerung zahlt jedoch der Einwohner des Bezirkes Dorpat 19 Kopeken (das Maximum), des Bezirkes St. Petersburg 15 Kopeken, der Bezirke Wilna und Kiew 6 Kopeken (das Minimum).

Unter der Lehrerschaft überwiegen die Geistlichen und die Bauern mit je 36 Proc. Von den Lehrern haben bloß 25 Proc., von den Lehrerinnen 7,6 Proc. eine speciell pädagogische Vorbildung genossen; übrigens wird ja, wie in den geistlichen Seminaren, so auch in den Mädchengymnasien Pädagogik vorgetragen, so daß der angegebene Procentsatz im Allgemeinen zu erhöhen ist. Unsere Statistiker lassen 35,9 Proc. für die Lehrer, 26,5 Proc. für die Lehrerinnen gelten, von denen eine allgemeine Bekanntschaft mit der Pädagogik vorauszusetzen wäre. Den höchsten Procentsatz der pädagogisch geschulten Lehrer hat der Lehrbezirk St. Petersburg aufzuweisen, 52,0 Proc., den niedrigsten der Bezirk Kiew, 14,0 Proc.

Jedenfalls sind über ⅔ aller Lehrer und Lehrerinnen in Bezug auf ihren Bildungsgrad noch lange nicht genügend für ihre pädagogische Thätigkeit vorbereitet.

Zum Verständniß der nachfolgenden Tabelle, sowie auch der oben erwähnten Hinweise auf die Lehrbezirke geben wir hier eine Eintheilung der Gouvernements in die zehn Lehrbezirke: der Bezirk St. Petersburg enthält die Gouvernements St. Petersburg, Olonez, Wologda, Nowgorod, Pskow, Archangel; der Bezirk Moskau: Moskau, Twer, Jaroslawl, Kostroma, Nishnij-Nowgorod, Wladimir, Rjasan, Tula, Orel, Kaluga, Smolensk; der Bezirk Charkow: Charkow, Pensa, Tambow, Woronesh, das Gebiet der donischen Kosaken, Kursk; der Bezirk Kiew: Kiew, Tschernigow, Poltawa, Podolsk, Wolynien; der Bezirk Odessa: Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien, Bessarabien; der Bezirk Kasan: Kasan, Ssamara, Ssaratow, Simbirsk, Wjatka, Astrachan; der Bezirk Orenburg: Orenburg, Ufa, Perm; der Bezirk Wilna: Wilna, Kowno, Grodno, Witebsk, Mogilew, Minsk; der Bezirk Dorpat: Estland, Livland, Kurland; der Bezirk Warschau: die 10 polnischen Gouvernements.

Die nachfolgenden Angaben gewähren uns einen Einblick in den Entwickelungsgang des russischen Volksschulwesens:

Lehrbezirke	Gesammtzahl der Schulen	Jahr der Eröffnung der Schulen: Bis zum Jahre 1861	Vom Jahre 1861 bis 1863 inclusive	Vom Jahre 1864 bis 1868 inclusive	Vom Jahre 1869 bis 1873 inclusive	Vom J. 1874 bis zum 20. März 1880)	Jahr der Eröffnung nicht angegeben
St. Petersburg	1598	180	71	114	399	695	141
Moskau	3919	412	282	537	981	1583	124
Charkow	2219	271	191	371	574	796	14
Kiew	3635	905	809	381	563	707	270
Odessa	1365	263	61	146	330	413	152
Kasan	2535	501	158	333	534	812	194
Orenburg	1238	187	36	65	394	407	149
Wilna	1511	159	241	655	171	236	49
Dorpat	2160	1017	107	273	299	248	486
Insgesammt in den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands	20483	3928	1959	2878	4245	5894	1579
Warschau	2287	691	25	813	393	243	119
In dem gesammten europäischen Rußland mit den Gouvernements des Weichselgebietes	22770	4622	1984	3691	4638	6137	1698

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach dem Census vom Mai 1886 hatte Kopenhagen 285700 Einwohner. Am 1. Februar 1885 zählte es 280100, also ein Zuwachs von nur 5600 oder 1,6 Proc. Die Stadt umschließt etwa ein Siebentel der Bevölkerung des ganzen Königreiches und ist, was dieses Verhältniß anlangt, die bevölkertste auf Erden.

— Nach einer Zusammenstellung von Esmark und Hoyer überschreiten im Ganzen 25 Arten Süßwassermollusken und ebenso viel Landarten in Norwegen den Polarkreis, 30 auch den

70. Breitegrad. Am Nordkap wurden noch vier Arten (Conulus fulvus, Arion subfuscus, Vitrina Angelicae und Pupa arctica) gefunden, doch rührt diese Armuth mehr von der Beschaffenheit des Bodens und namentlich dem Mangel an Süßwasser her, als von der Polhöhe.

— Eine sehr interessante Diskussion fand, wie wir „Nature“ (Nr. 871) entnehmen, kürzlich in einer Sitzung der Petersburger Naturforscher-Gesellschaft statt, nachdem eine Abhandlung von Prof. Beketow über die südrussischen Steppen im Vergleich mit denjenigen Ungarns und Spaniens zur Verlesung gekommen war. Die russischen Steppen zwischen Pruth und Don, obgleich sie zu der großen Steppenregion Grisebach's gehören, unterscheiden sich doch von der übrigen Region dadurch, daß sie Ackerbau ohne künstliche Bewässerung gestatten. Sie sind in dieser Beziehung mit den ungarischen Pußten verwandt. Verhältnißmäßig gut bewässert, gehören sie mehr zu Europa als zu Asien, während diejenigen jenseits des Don und der Wolga einen echt asiatischen Charakter tragen. Was die disiertos Spaniens anbelangt, so sind sie mehr den Wüsten Afrikas, als den Steppen Centralasiens oder Europas verwandt; sie haben indessen einige Aehnlichkeit mit denjenigen von Transkaukasien. Das Fehlen der Wälder in den russischen Steppen führte Prof. Beketow darauf zurück, daß sie, weil nach dem Auftauchen aus dem Meere mit Salzthon bedeckt, zuerst für das Gedeihen von Wäldern nicht geeignet waren. Als die Oberfläche aber nach und nach ihren Salzgehalt verlor und sich mit Gräsern bedeckte, wurden Wiederkäuer in Massen angezogen und diese verhinderten den Baumwuchs, indem sie die Sprößlinge, wenn sie erschienen, abfraßen. Die amerikanischen Büffel sind ein Beispiel desselben Einflusses. Dr. Woeikow pflichtete vollkommen der Ansicht Beketow's bei, wies aber darauf hin, daß das Abbrennen der Steppen durch den Menschen auch einen wesentlichen Antheil habe an der Verhinderung des Erscheinens von Wäldern. In Amerika seien ihm mehrere Beispiele namhaft gemacht worden, wo die Bäume zu wachsen begannen, sobald das Abbrennen der Prärien aufhörte. Sicher ist das Hornvieh ein großes Hinderniß für das Erscheinen von Wäldern. Die Trockenheit im Jahre 1857 vernichtete einen Theil der Rinder in Texas und veranlaßte, daß man das Vieh in die Berge schickte; sogleich begann die Mezquita (Prosopis — eine Mimosee) sich auf den Prärien auszubreiten. Sie hatte Zeit, sich fest zu bewurzeln, und jetzt wächst sie allenthalben. Aehnliches ist in den Llanos von Venezuela zu beobachten. Die beständigen Kriege und Requisitionen haben zu einer beträchtlichen Verminderung der Rinder geführt, und jetzt finden wir nicht mehr die endlosen Steppen früherer Zeiten, sondern dieselben sind überall von größeren oder kleineren Waldstecken unterbrochen. Herr Jonas glaubt, daß dieser Wechsel sogar eine leichte Aenderung im Klima hervorgerufen hat. Prof. Sovyetow hob noch hervor, daß das Vieh nicht nur ein Feind der Wälder, sondern auch der Grasdecke der Steppen sei. Er erwähnte das Beispiel einer großen Besitzung von 800000 Acres jungfräulicher Steppe in Taurien, wo fast eine halbe Million Schafe grasen. Der Graswuchs auf diesen Steppen ist auffallend arm geworden, so daß nach der Berechnung der Eigenthümer ein Schaf 4,6 Acres, ein Rind 21,6 Acres und ein Pferd 27 bis 32 Acres Weideland brauchen. Der Humusboden erhärtet unter den Tritten der Schafe allmählich wie ein Thonboden; er wird daher schwächer durchlüftet und unfähig, eine reiche Grasvegetation zu erzeugen.

— Vor Kurzem kehrte Herr N. L. Gondatti, Mitglied der Moskauer Gesellschaft für Anthropologie und Sekretär der anthropologischen Sektion, von seiner nordischen Reise nach Moskau zurück. Dieselbe dauerte neun Monate; ihr Hauptzweck bestand in der Untersuchung der Wogulen, Ostjäken und anderen Eingeborenen, welche die Gegend zwischen Petschora und Ob bewohnen. Gondatti verließ Moskau im Juni 1885, begab sich nach Tobolsk, dann nach Berefow und von hier die Soswa stromaufwärts. Die Wasserreise dauerte 40 Tage; gegen 1600 km wurden in einem kleinen Boote, einem sogenannten Seeleuverkäufer oder Einbaume zurückgelegt. Am Ursprunge der Soswa überschritt Gondatti den Ural und bereiste die nomadischen Ansiedelungen der Ostjäken und Syrjänen. Von hier kehrte er über Sibirjakowsk nach Berefow zurück und reiste den Ob stromaufwärts bis Samarow, um die Orte kennen zu lernen, wo der Jassak (jährliche Abgabe) gesammelt wird, weil um diese Zeit hier auch aus den entferntesten Gegenden sich Ostjäken einstellen. Dann begab er sich auf den Jahrmarkt nach Obdorsk 2. (14.) Januar, um die hier sich versammelnden Samojeden zu studiren. Von Obdorsk wandte sich Gondatti über Berefow nach Kasym, gleichfalls um hier mit Samojeden (aus Jenisseisk) und Ostjäken zusammenzutreffen, und trat dann die Rückreise an. Der Hauptzweck der Reise war das Sammeln von anthropologischen und ethnographischen Materialien, photographische Aufnahmen von Gegenden u. s. w. Die gesammelten Gegenstände sind bereits nach Moskau abgeschickt. Gondatti hat etwa 200 Eingeborene anthropologisch gemessen und viel Ethnographica gesammelt: Waffen, Kostüme, Geräthe, Musik-Instrumente, Zauber-Apparate (schamanistische), Jagdgeräthe ꝛc.; er hat sehr viel photographische Aufnahmen von Lokalitäten wie Menschen gemacht. Auch viel zoologisches Material mit besonderer Berücksichtigung der jagdbaren Thiere wurde zusammengebracht. Die Reise in so abgelegenen und wenig bevölkerten Gegenden war mit vielen Strapazen verbunden: Gondatti mußte mehr als einmal hungern, sich mit ostjäkischer Kost ernähren und viel Ungemach von Seiten der Eingeborenen ausstehen. Er hat seine Reise auf eigene Kosten gemacht und nur eine Unterstützung von Seiten der Moskauer Gesellschaft erhalten, wogegen er sich verpflichtete, den größten Theil seiner gesammelten Sachen dem Museum derselben zu übergeben. — („Oesl. Rundschau“ 1886, Nr. 15, 16.)

Afrika.

— Die Säugethierfauna von Nordafrika ist nach Kobelt (Zool. Garten, 1886, Juni und Juli) durchaus nicht so übereinstimmend mit der südeuropäischen, wie man gewöhnlich annimmt. Von 95 sicher in Nordafrika nachgewiesenen Arten kommen allerdings 34 auch nördlich des Mittelmeeres vor; davon sind aber bei zoogeographischen Betrachtungen zunächst die 14 Fledermäuse auszuscheiden, welche über das Meer wandern, dann fünf Mäuse und vier kleine Insektenfresser, die überall hin verschleppt werden. Es bleiben somit nur 11 gemeinsame Arten. Davon sind aber zunächst noch die beiden Hirsche abzuziehen, welche nur in der Umgebung von la Calle vorkommen und offenbar zu Jagdzwecken angesiedelt sind. Herpestes ichneumon und Viverra genetta, erstere heute auf ein ganz kleines Gebiet in Andalusien beschränkt, letztere freilich bis Südfrankreich gehend, können ganz wohl verwildert sein, da sie in halbzahmem Zustande nicht nur im Alterthume, sondern auch noch in der Maurenzeit anstatt der Katzen gehalten wurden; der Affe von Gibraltar ist allem Anschein nach einmal dort ausgesetzt worden; das Vorkommen von Pelorius bocamela in Algerien wird neuerdings ganz entschieden bestritten. Es kommen also als sicher gemeinsame Arten für die Frage nach dem ehemaligen Landzusammenhange nur noch in Betracht: die Wildkatze, das Wildschwein, der Fischotter, der Mittelmeerhase, das Stachelschwein und das Kaninchen, wenn letzteres nicht, wie neuerdings Lataste will, eine vom europäischen verschiedene Art bildet. Dem gegenüber fällt viel schwerer ins Gewicht, daß in Nordafrika von den Charakterthieren Europas Wolf, Marder, Iltis, Fuchs, Reh, Maulwurf, Hamster und die sämmtlichen Wühlmäuse fehlen, während umgekehrt nördlich des Mittelmeeres der Schakal und die echten Höhlennager (Gerbillus, Rhombomys, Psammomys, Pachyuromys, Dipus, Ctenodactylus, Meriones) nicht angetroffen werden. Speciell

Sicilien, das noch Wolf, Maulwurf, Reh, verschiedene Schläfer und Arvicola besitzt, zeigt durchaus keine nähere Verwandtschaft mit Nordafrika, es ist also die Trennung hier wohl vor der Einwanderung der gegenwärtigen Säugethierfauna erfolgt. Etwas näher steht Sardinien, welches ein Muflon besitzt und welchem auch die Wühlmäuse, der Maulwurf, der Hamster und der Wolf fehlen; doch muß auch hier die Trennung schon in einer sehr frühen Epoche erfolgt sein. Südspanien hat, wenn wir Magot, Genette und Ichneumon ausschließen, durchaus keine größere Verwandtschaft mit Nordafrika als der Rest von Europa, ja sogar eine geringere als Süditalien, da ihm wahrscheinlich das Stachelschwein fehlt. — Alles in Allem genommen sind also die Beziehungen der nordafrikanischen Säugethierfauna zur südeuropäischen keine so engen, daß sie allein einen ehemaligen Landzusammenhang mit Spanien, Sardinien oder Sicilien nothwendig oder selbst nur wahrscheinlich machen.

— Ein uns vorliegender Privatbrief aus Banana klagt darüber, daß der Congo-Staat vom 1. Juli ab Ausfuhrzölle von 6 bis 10 Proc. und darüber erheben will, und das selbst von Waaren, welche durch Küstendampfer von St. Paulo de Loanda nach Banana geschafft werden, um dort auf größeren Schiffen nach Europa verladen zu werden. Nach der Generalakte der Berliner Konferenz (Kap. I, Art. 3 und Kap. IV, Art. 14) dürfen aber nur solche Abgaben zur Erhebung gelangen, welche den Charakter eines Entgeltes für der Schiffahrt selbst geleistete Dienste tragen, also Hafen-, Lotsen- und dergl. Gebühren. Aber selbst die an Land liegenden Güter sollen in gleicher Weise versteuert werden, was zu thun sämmtliche Hauptagenten der europäischen Handelshäuser sich entschieden weigern. Diese Maßregel wird auf den Handel nachtheilig wirken; denn die Steuern werden von den Kaufleuten dadurch eingebracht werden, daß sie den Eingeborenen niedrigere Preise zahlen; diese haben also den Schaden zu tragen. Es kommen nun 90 Proc. aller Handelswaaren aus dem Inneren zu beiden Seiten des Congo, auf diesem selbst nur das Elfenbein von Stanley-Pool; die Regierung hatte aber dem Syndikate, welches die Congo-Eisenbahn erbauen wollte, 40 Proc. vom Ertrage dieser Steuern als Prämie versprochen, so lange, bis die Bahn 4 Proc. Dividende trägt! Wie hoch könnte wohl jene Prämie sich belaufen, und wann könnte sie in Wegfall kommen? — Sonst meldet der Brief noch, daß Vivi niedergerissen, die Kunststraße, welche Stanley bei den Eingeborenen den Namen Vula Matadi (Steinbrecher) eingetragen hat, verlassen, das Werk der ersten drei Jahre aufgegeben wird; man benutzt wieder die Handelspfade, welchen die Eingeborenen vielleicht seit Jahrhunderten gefolgt sind. Fast sämmtliche Stationen zwischen dem Pool und den Stanley-Fällen sind aufgelassen worden; man begreift schwer, wozu sie erst erbaut worden sind. An den Fällen ist der Alleinherrscher der Araber Tippu Tip, und nicht der dort stationirte belgische Officier; so lange der Congostaat ihn ungeschoren läßt, thut er dasselbe mit dem Staate, aber gewiß nicht länger.

— Die direkte telegraphische Verbindung zwischen Europa und der afrikanischen Westküste ist jetzt durch die Kabel der „African Direct Telegraph Company" bis Sierra Leone (über Lissabon und S. Vincent, Capverden) eröffnet worden.

— Aus Tamatave auf Madagaskar schreibt Dr. C. Keller an die „Neue Zürcher-Zeitung" unter dem 27. Juni 1886. „Die Einwanderung in Madagaskar beginnt zur Zeit große, ja geradezu ungesunde Dimensionen anzunehmen. Jedes Schiff ist mit Passagieren überfüllt. Meist sind es Kreolen und Mulatten von Reunion und Mauritius, welche Geschäfte zu machen suchen. Sie kommen ohne Mittel an und fallen den Behörden in Tamatave zur Last. Zu ihnen gesellen sich Indier und Araber, welche von der neuen Ordnung der Dinge etwas erwarten. Diese abnorme Erscheinung hängt mit der schwierigen wirthschaftlichen Lage der beiden Kolonien Mauritius und Reunion zusammen. Dieselben sind zur Zeit übervölkert, da die Zuckerindustrie im Niedergange begriffen ist. Die Konkurrenz mit dem deutschen Rübenzucker ist so drückend geworden, die Arbeitslöhne für den Plantagebetrieb so hoch und die Rendite so gering, daß ein baldiger Aufschwung zweifelhaft erscheint. Viele greifen daher aus Mangel an Arbeit und Gewinn zu dem Mittel der Auswanderung nach dem benachbarten Madagaskar, wo das Leben sehr billig und ein wirthschaftlicher Aufschwung mit Sicherheit zu erwarten ist. Allein die Leute kommen zu früh. Vorläufig hat der tüchtige Handwerker dort einen soliden Boden, der Geschäftsmann gewinnt nur dann, wenn er Mittel genug besitzt, um günstige Konjekturen abzuwarten." Ueber das Auftreten der Franzosen in Madagaskar äußert sich der schweizerische Gelehrte folgendermaßen. „Die Franzosen beurtheilen im Allgemeinen ihre Aufgabe in Madagaskar vollkommen richtig. Sie versuchen ihren bisherigen Gegner durch gerechte und vorsichtige Behandlung zu gewinnen und können im gegebenen Moment Alles erreichen; sie sehen ein, daß Waffengewalt nur im äußersten Falle anzuwenden ist. Der diplomatische Apparat, welchen Frankreich in Madagaskar aufwendet (ein Generalresident, zwei Hilfsresidenten, ein Kanzler, ein Arzt und zwei Commis, außerdem noch zwei Vicepräsidenten für die Ost- und für die Nordwestküste, welche zusammen jährlich etwa 300000 Francs kosten), beweist, daß es sich dort in ernstere Unternehmungen einzulassen gesonnen ist .... Im Norden der Insel, in Diego Suarez, sind ausgedehntere Bauten in die Hand genommen, um die Polizei und die Marinesoldaten unterzubringen. Zwischen der Hauptstadt und dem Hafenplatze Tamatave ist ein regelmäßiger Postdienst eingerichtet und in den nächsten Monaten dürfte auch eine Telegraphenleitung zwischen beiden Städten erstellt werden. Vor der Hand sind die Beziehungen zwischen Franzosen und Howa nicht getrübt; die nächsten Monate werden Fragen interner Natur aufs Tapet bringen, aus welchen sich ein Schluß auf die Gesinnungen beider Parteien machen läßt. Vorläufig ist die gegenseitige Haltung eine ruhig beobachtende."

Südamerika.

— Vor einigen Jahren wurde neben Buenos Aires, das der Sitz der Bundesregierung wurde, die Stadt La Plata als Hauptstadt der Provinz Buenos Aires neugegründet. Ende 1884 zählte dieselbe schon 21349 Einwohner, 1885 aber 26327. Davon sind aber nur 10480 Argentinier, dagegen 15847 Fremde, und unter letzteren befinden sich nicht weniger als 10809 Italiener; ferner 2216 Spanier, 1045 Franzosen, 719 Urugnayer, 306 Tyroler, 207 Schweizer u. s. w.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. V. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Alaska. II. — Das indische Kaiserreich. II. (Schluß.) — W. Mönkemeyer: Das Sanitarium zu Boma und die klimatischen Verhältnisse des Unter-Congo-Gebietes. — Kürzere Mittheilungen: Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge. I. Von Dr. C. Mehlis. — Die Volksschulen im europäischen Rußland und in den Gouvernements des Weichselgebietes. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 14. August 1886.)

Redakteur: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 12.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

A. Marche's Reiſen auf Luzon und Palawan.

I.

Im Jahre 1879 wurde Herr A. Marche von dem Miniſter des öffentlichen Unterrichtes mit einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Oſt-Aſien beauftragt, welche er im Juli deſſelben Jahres antrat. Nach einigen Tagen im Rothen Meere, die ſich durch eine außerordentliche Hitze, welche verſchiedene Menſchenleben koſtete, auszeichneten, erreichte der Dampfer das Indiſche Meer, wo die Reiſenden an dem ziemlich ſeltenen Schauſpiele des „Milchmeeres“ oder, wie die Holländer es nennen, des „Wintermeeres“, ſich erfreuen konnten. Es war auf 13° nördl. Br. und 51° 8′ öſtl. L. (Paris), am 10. Auguſt Abends zwiſchen 8 und 9 Uhr, als man vor dem Schiffe eine weiße Wand erblickte, die einem vom Monde erleuchteten, ſchneebedeckten Abhange glich; der Dampfer drang in dieſe Lichtmaſſe ein, man ſah nur noch den ſternbedeckten dunklen Himmel und die milchweißen Wellen ringsumher, das Schiff ſelbſt ſchien verſchwunden zu ſein, nur die feurigen Spuren, die das Kielwaſſer hinterläßt, erinnerten an ſeine Bewegung. Am eigenthümlichſten iſt der Augenblick des Eintrittes und des Austrittes in das Milchmeer; jedesmal hat man einige Augenblicke lang den Eindruck, als führe man auf einem halbirten Schiffe; denn beim Hineinfahren befindet ſich das Vordertheil im Lichte, das Hintertheil im Schatten, beim Hinausfahren iſt es umgekehrt. Länger als eine Stunde dauerte dieſe Erſcheinung, welche Marche durch das Auftreten von Milliarden phosphoreſcirender Thierchen erklärt. Ob dieſe Erklärung allgemein gültig iſt, dürfte zu bezweifeln ſein, wiewohl es richtig iſt, daß die Erſcheinung nur bei Nacht ſich zeigt. In der Oceanographie von Boguslawsky wird hierüber nur berichtet, daß dies Phänomen am häufigſten im Indiſchen Meere beobachtet wird; doch wird auch ein Fall mitgetheilt, wo man es im Chineſiſchen Meere geſehen hat. Ziemlich häufig ſcheint es in den Gewäſſern nördlich von Banda in den Monaten Juni bis September vorzukommen.

Von Singapur aus begab ſich Herr Marche nach Pulu Pinang; dem Aufenthalte daſelbſt verdanken wir einige intereſſante Bemerkungen über Land und Leute, die wir hier, zum Theil aus anderen Quellen ergänzt, auszugsweiſe folgen laſſen.

Die Niederlaſſung zu Pinang feierte am 17. Juli die Vollendung des hundertſten Jahres ihres Beſtehens; ſeit 1798 haben die Engländer auch auf dem gegenüberliegenden Feſtlande einen Strich Landes erworben, der im Jahre 1874 noch vergrößert wurde und die jetzige Provinz Wellesley bildet. Wie die Straits Settlements im Allgemeinen hat ſich auch Pinang in den letzten zwanzig Jahren ſehr gehoben; die Einfuhr, die im Jahre 1880 etwa 3½ Millionen Pfd. St. betrug, werthete 1884 über 5½ Millionen; die Ausfuhr ſtieg in derſelben Periode von 3½ Millionen auf 6½ Millionen Pfd. St. Die Bevölkerung betrug 1881 einſchließlich der Provinz Wellesley und der Dindings: 674 Europäer, 32 Armenier, 32 Juden, 1597 Euraſier, 67 502 Chineſen, 574 Araber, 25 094 Tamils und 84 724 Malayen, der Reſt — die Totalſumme der Bevölkerung erreichte die Zahl 190 597 — gehörte verſchiedenen anderen Raſſen an. Wenn, wie es vorauszuſehen iſt, England über kurz oder lang das Protectorat über die ganze Halbinſel Malakka übernimmt, wird die Bedeutung von Pinang noch ſehr zunehmen.

Auf der Inſel erheben ſich verſchiedene Hügel bis zu einer Höhe von etwa 600 m über dem Meere; das Klima iſt ziemlich geſund und die ganze Oberfläche bis zu den entlegenſten Stellen hin wird eifrig bebaut. Natürlich bietet die eingeborene Bevölkerung eine wahre Muſterkarte von Raſſen und Raſſenmiſchungen, deren einige uns in dem Bilde einer Familie von Pulo-Pinang vorgeführt werden.

Familie von Pulo Pinang. (Nach einer Photographie.)

Orang Sakaïs. (Nach einer Zeichnung von Alfred Marche.)

Ein kleiner Ausflug, den Marche nach dem Feſtlande unternommen, giebt ihm Gelegenheit, uns einige Mittheilungen über Wellesley und die einheimiſche Bevölkerung zu machen. Wir übergehen ſeine übrigen perſönlichen Abenteuer, um ihn bei einer Begegnung mit den Orang Sakais zu begleiten; zehn Tage verfolgte er „hoch zu Elephant" die Spuren dieſer ſcheuen Söhne des Waldes, bis er ſie am 7. November erreichte. Trotz ſeiner Aufforderung wollten ſie nicht ſtehen bleiben; bald jedoch beſannen ſie ſich anders und ſchickten ein Kind, um mit den Fremden zu verhandeln, worauf ſie dieſelben zu ihrem Dorfe führten, welches aus einigen Hütten neben einem größeren, auf Pfählen gebauten Hauſe beſtand. Es ſind arme, elende Menſchen, welche von den Malayen häufig gejagt und zu Sklaven gemacht werden; wie man ſie behandelt, mag folgender, von Marche mitgetheilter Zug beweiſen. Er erſuchte eines Tages einen Malayen, ihm einige Sakai Schädel zu verſchaffen. „Zu welchem Preiſe?" war die Frage, und da die Antwort jenem genügte, verſchwand er, worauf man erſt dem Reiſenden begreiflich machte, daß der Mann weggegangen war, um ihm friſche Schädel zu beſorgen. Er wurde nun zurückgerufen und ihm bedeutet, daß es ſich um fleiſchloſe Schädel, die ſchon lange in der Erde gelegen, handle; darauf verſchwand er und ließ ſich nicht mehr ſehen. Wie Marche angiebt, zerfallen die Sakais in S. china, S. bukit (Hügel), S. alas (Wildniß); er giebt folgende Beſchreibung von ihnen: Sie haben einen kleinen Kopf, durchdringende, aber tiefliegende Augen, die Haare ſind kraus ohne wollig zu ſein, die Naſe iſt glatt; ſie ſind klein, aber keine Zwerge. Ihre Sprache iſt vielſilbig und enthält jetzt viele malayiſche und ſiameſiſche Wörter; das Fürwort ſteht vor dem Zeitworte, das Verb vor dem Umſtandsworte und das Hauptwort vor dem Beiworte; ſie haben keine Schrift und kein einziger konnte weiter als bis drei zählen. Der Verſuch, an den Berg-Sakais anthropometriſche Unterſuchungen vorzunehmen, ſcheiterte an ihrer Furcht, ſich dem Verfahren zu unterwerfen. Die Sakais, wie ſie hier genannt werden, ſind wohl identiſch mit den unter verſchiedenen Namen vorkommenden Stämmen

Der Hafen von Manila. (Nach einer Photographie.)

des Inneren, welche in nicht gar zu langer Zeit ausgeſtorben ſein dürften, was ſich einerſeits durch die Verfolgungen, denen ſie ausgeſetzt ſind, andererſeits durch die Gewohnheit erklärt, viele Mädchen aus dem Stamme weg an Chineſen zu verkaufen.

Doch wir wollen bei dieſem ſchon häufig behandelten Gegenſtande nicht länger ſtehen bleiben, ſondern mit Marche am Abend des 9. December im Hafen von Manila vor Anker gehen.

Die eigentliche Stadt, das Manila murada, hatte 1879 nur etwa 18000 Einwohner, iſt jedoch von zahlreichen Vorſtädten und Dörfern der Eingeborenen umgeben, wodurch ſich die angegebene Zahl um einen anſehnlichen Betrag erhöht. Manila im engeren Sinne wird auf dem größten Theile ſeines Umfanges durch hohe Mauern und Gräben geſchützt, in welch letztere die Fluth eintritt; der übrige Theil wird von dem Paſig beſpült. Wiewohl die alten Feſtungsmauern einen maleriſchen Anblick bieten, beſitzen ſie kaum eine wirkliche Bedeutung. Die Straßen ſind im Allgemeinen wenig belebt, zum Theil gepflaſtert und mit Trottoirs verſehen; namentlich in der Regenzeit befinden ſie ſich zuweilen in einem recht troſtloſen Zuſtande. Die großen Häuſer, welche großentheils nach einem Muſter erbaut ſind, beſitzen gewöhnlich ein maſſives Erdgeſchoß mit hölzernem Aufbau, über dem ſich das mit drei Lagen Ziegeln gedeckte Dach erhebt; eine Konſtruktion, welche im Falle eines Erdbebens recht unangenehme Folgen hat; demgemäß hat die Regierung auch nach dem großen Unglücke von 1880 verboten, die Häuſer mit anderem Material als mit Zink und Eiſen zu decken. Die eigentlichen Wohnräume liegen im erſten Stocke; auf der Vorderſeite befindet ſich eine durch Läden geſchloſſene Gallerie; dieſe Läden werden in Nachahmung von Glasſcheiben mit kleinen mattweißen, halbdurchſichtigen Muſcheln (Placuna placenta) geſchmückt. Die Kirchen ſind in der Stadt in ziemlich verſchiedener Form erbaut; anders in der Provinz, wo jeder Mönchsorden ſowohl bei Kirchen als bei Pfarrhäuſern und Klöſtern meiſtens einem beſtimmten Plane folgt. Die Kathedrale, welche nach dem Erdbeben des Jahres 1863 wieder aufgebaut und 1879 aufs Neue in Gebrauch genommen wurde,

Die Straße l'Escolta in Manila. (Nach einer Photographie.)

iſt mit Eiſen gedeckt. Die Anzahl der Kirchen und Klöſter iſt ziemlich groß; drei große und in gutem Zuſtande befindliche Hoſpitäler ſorgen für die Aufnahme und Verpflegung der Leidenden. Der Unterricht befindet ſich in den Händen der geiſtlichen Orden. Wie man auch ſonſt über die Geiſtlichkeit auf Manila urtheilen mag, muß man zugeben, daß ſie viel für die Wiſſenſchaft thut; das unter der Leitung des P. Favre ſtehende Obſervatorium mit ſeinen telegraphiſch (mit der Centralanſtalt) verbundenen Stationen im Norden und Süden von Luzon hat ſich durch ſeine meteorologiſchen Beobachtungen der Schiffahrt wiederholt nützlich erwieſen.

Der Paſig, deſſen Spiegel durch den Verkehr der Boote belebt wird, bringt eine angenehme Abwechslung in das von den Straßen gebotene Bild. Die Escolta- und Roſarioſtraße ſind ſehr belebt; früh ſchon ſieht man die Milchverkäufer da paſſiren, die ihre Gefäße auf dem Kopfe tragen, dann kommen die Sacateros (Verkäufer von Pferdefutter) und die chineſiſchen Barbiere, welche auch friſiren und Naſen und Ohren reinigen. Hieran ſchließen ſich die Sorbetverkäufer, die ihre Waare mit lauter Stimme ausrufen.

In den Kaffeehäuſern wird hauptſächlich Limonade und deutſches, jedoch ſehr ſchweres Bier getrunken; Tagalen in weißem Hemde und weißen Beinkleidern bedienen; erſteres wird, wie überall bei den Tagalen, über letzterem getragen.

Es giebt auch ſchöne, mit Bäumen bepflanzte Promenaden, wie z. B. den Sampaloc. Während der guten Jahreszeit läßt ſich die Muſik zweimal wöchentlich am

Die Promenade Sampaloc in Manila. (Nach einer Photographie.)

Meeresufer hören, wo ſich ebenfalls ein hübſcher Sandweg befindet, neben dem das Exercierfeld liegt. Sonntags bei der Muſik erſcheinen Wagen in großer Zahl, wirkliche europäiſche Prachtwagen, in denen europäiſche Kaufleute und reiche Meſtizen nachläſſig ausgeſtreckt ruhen und dazwiſchen zahlreiche Calesas und einheimiſche Carromatas. Die Caleſa iſt ein für die Tropen ganz geeignetes Beförderungsmittel, klein und ſchmal; das Verdeck fällt vorn tief genug herab, um das Innere gegen die Hitze zu ſchützen, der Kutſcher ſitzt hinten; wenn das Verdeck niedergeſchlagen iſt, ſteckt er ſeinen Kopf durch ein in demſelben angebrachtes Loch. Die Carromata iſt ein mit Ledervorhängen abgeſchloſſener Diminutivwagen, der auf zwei Rädern läuft; der Kutſcher ſitzt gewöhnlich auf der Gabel; in der Stadt ſind dieſe Vehikel meiſtens nur mit einem Pferde beſpannt.

Muſik und Theater helfen den Bewohnern die Zeit kürzen, namentlich erſtere iſt bei der einheimiſchen Bevölkerung ſehr beliebt; die „Bella Filipina", ein Lied, welches die Anmuth und die Schönheit der einheimiſchen Frauen preiſt, iſt in aller Munde. Die Damen verdienen dieſes Lob, wenn auch ihre Schönheit der ſtarken Raſſenvermiſchung wegen keinen beſtimmten Typus beſitzt, ſie zeigen vielleicht gerade darum meiſt wenig Charakter und vermiſchte Züge. Negritos, Malayen, Chineſen, Menſchen aus allen Ecken Indiens, Nord- und Südamerikaner, Europäer aus allen Gegenden des Erdtheiles finden ſich dort zuſammen. Wenn man den Phyſiognomien größere Aufmerkſamkeit zuwendet, wird man allerdings gewiſſe Grundformen unterſcheiden lernen; die Eingeborenen des Landes, tagaliſchen Stammes und alſo zur malayiſchen Raſſe gehörig, haben einen ge-

Digitized by Google

meinſchaftlichen Zug, ſie tragen großentheils die Zeichen der Vermiſchung der malayiſchen Eroberer mit den kleinen, mehr oder weniger dunkel gefärbten Negritos; die Meſtizen beſitzen häufig eine große, ganz eigenthümliche Schönheit.

Die Verwaltung der Beſitzung iſt ziemlich einfach; an der Spitze der Kolonie ſteht der General-Kapitän, deſſen Stelle reichlich dotirt und daher ſehr begehrt iſt; vielleicht erklärt ſich hieraus der häufige Wechſel der Würdenträger, der wohl nicht zum Vortheile der Kolonie mitwirkt. Er beſitzt eine ziemlich unumſchränkte Gewalt, nur der Kommandant der Flotte und der Erzbiſchof von Manila ſind in ihrem eigenen Departement Herren und namentlich der Einfluß des letzteren iſt ſehr groß. Die ganze Beſitzung iſt in Provinzen und Diſtrikte getheilt; an der Spitze der erſteren ſtehen mit dem Titel Alcaldes mayores Militär-Gouverneure, dem Range nach in drei Klaſſen getheilt; ſie ſollen unter keinen Umſtänden länger als 10 Jahre in den Beſitzungen überhaupt, länger als drei Jahre in derſelben Provinz bleiben. Durch dieſe Beſtimmung wird die weltliche Macht der geiſtlichen gegenüber ſehr in Nachtheil verſetzt, da der Prieſter außer dem Einfluſſe, den ihm ſeine Stellung überhaupt verleiht, nun auch den der lokalen Anciennität beſitzt. Außerdem aber will man nicht, daß die Beamten mit dem Lande und ſeinen Bewohnern zu vertraut werden; aus einem Mißtrauen der ſpaniſchen Regierung gegen ihre eigenen Diener entſtanden, muß dieſer Grundſatz nothwendiger Weiſe ſehr nachtheilige Wirkungen für die Beſitzungen zur Folge haben; ohne beſondere Vorbereitung treten die Beamten ihre Stellen an, und ehe ſie noch Gelegenheit gehabt haben, dieſem Mangel durch praktiſche Erfahrung abzuhelfen, ehe ſie noch ſich mit Land und Leuten haben bekannt machen können — wenn ſie wirklich die ernſte Abſicht dazu hegen ſollten — werden ſie wieder zu einer anderen Stellung berufen. In den Händen dieſer Beamten liegt auch die richterliche Autorität. Im Uebrigen beruht Alles auf der Verwaltung der Gemeinden; jede derſelben wählt ihren Gobernadorcillo und ſeine tenientes auf zwei Jahre (Wiederwahl iſt unter Umſtänden ſtatthaft); wenn die Beamten, wie es wohl vorkommt, kein einziges Wort Spaniſch verſtehen, ſtellt man ihnen einen Gehilfen zur Seite. In jedem Dorfe beſteht ein Gemeindehaus (tribunal), in welchem die dazu berechtigten Reiſenden ein Unterkommen finden, wobei ihnen gegen Vergütung ſogar ein Mann zur Bedienung geſtellt wird, der Holz und Waſſer holt. Nach dem Cenſus von 1876 zählte man 802 Kirchſpiele, wovon nur 181 unter der Leitung europäiſcher oder eingeborener Weltgeiſtlichen ſtanden; die übrigen waren mit Ordensgeiſtlichen beſetzt, deren 10 zu den Jeſuiten, 89 zu den Dominikanern, 154 zu den Rekollekten (Franziskanern ſtrenger Obſervanz), 164 zu den Franziskanern und 196 zu den Auguſtinern gehörten.

Indierin von Manila. (Nach einer Photographie.)

Meſtizinnen von Manila. (Nach einer Photographie.)

Daß die Geiſtlichkeit einen für die Entwickelung des Landes ſehr wohlthätigen Einfluß geübt hat, läßt ſich nicht leugnen; ihr iſt es zu danken, wenn in jedem Dorfe eine Schule beſteht, wo bis vor nicht gar langer Zeit der Elementarunterricht nur in der Landesſprache ertheilt wurde; ſeither hat man allerdings verſucht, das Spaniſche allgemeiner einzuführen, doch ſcheint das edle Kaſtilianiſch bei den Eingeborenen noch keine ſtarke Verbreitung gefunden zu haben. Um die ſpaniſche Herrſchaft in den Kolonien zu verſtehen, darf man nicht vergeſſen, daß die Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens gewöhnlich das erſte Ziel war,

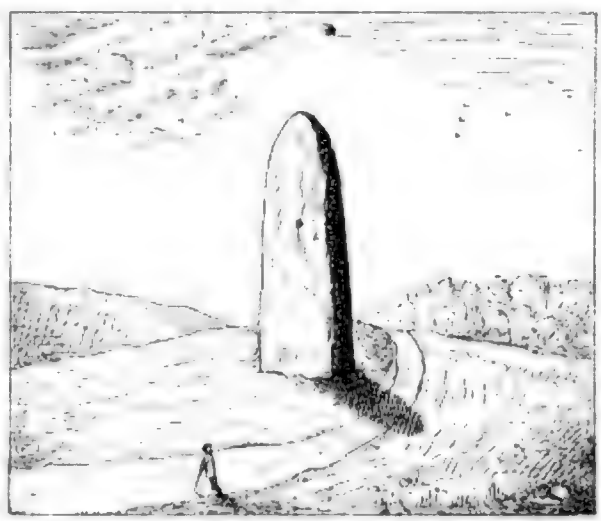
welches ſich die Spanier ſtellten, dann erſt kamen die Handelsintereſſen und die Ehre der Krone. Daß hier die Bekehrung zum Chriſtenthume eine ſehr oberflächliche iſt, thut nichts zur Sache; es iſt den Prieſtern und, wie wir geſehen haben, nur ihnen allein zu danken, wenn zwiſchen der herrſchenden Raſſe und der unterworfenen Bevölkerung eine viel größere Sympathie beſteht, als man wohl in irgend einer anderen Kolonie findet. Gewiß iſt die Klage, die F. Jagor (Reiſe in den Philippinen) ausſpricht, nicht unbegründet, daß die chriſtlichen Bewohner der Philippinen ſo viel von ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben und die Gewohnheiten der Herrſcher nachäffen, ohne ſich dieſelben innerlich angeeignet zu haben. Das iſt traurig genug, aber wohl beinahe überall der Fall, wo eine höhere Raſſe, ſelbſt mit den beſten Abſichten, in das Geſchick einer fremden Raſſe eingreift und dieſe nach dem Bilde, welches ſie ſich ſelbſtändig geformt hat, zurecht zu kneten trachtet; die Eigenthümlichkeiten der untergeordneten Raſſe nach höheren Einſichten zum Guten zu leiten, ſollte das wahre Ziel ſein. Ein ſolches Ziel aber wird, wenigſtens für ein ausgedehntes Gebiet, immer unerreichbar bleiben, da es den Machthabern ſicherlich nie glücken wird, mit dem Gedankengange des beherrſchten Volkes ſo vertraut zu werden, wie nöthig iſt, um überall das Richtige zu treffen. In kleinem Maßſtabe können wir die Reſultate eines derartigen Strebens, aber leider nur ſehr vereinzelt, bei den Gemeinden einzelner Miſſionare ſehen.

Monolithiſche Denkmäler vom Mittelrheinlande.

Von Dr. C. Mehlis.

Zu den intereſſanteſten und unbekannteſten Denkmälern der vorgeſchichtlichen Zeit im Mittelrheinlande gehört der Gollenſtein[1]). Einen Kilometer nordweſtlich von Bliescaſtel, dem angeblichen Castrum ad Blesam der Römer, ſteht einſam und geheimnißvoll auf unbewaldeter Höhe, weithin den Bliesgau beherrſchend, wohl das älteſte Baudenkmal der Pfalz, der altersgraue Gollenſtein, im Volksmunde auch Golden- oder Gothenſtein genannt.

Es iſt ein gewaltiger Obelisk von roher Form, ohne Spuren künſtleriſcher Bearbeitung, genau den auch in Skandinavien, in Wales und im mittleren Frankreich — Gallia celtica — vorkommenden vorgeſchichtlichen Steinpfeilern, archäologiſch menhir genannt, entſprechend. In Skandinavien heißen dieſe Erinnerungszeichen der Vorzeit Bautaſteine[2]).



Der Gollenſtein bei Bliescaſtel.

Der „Gollenſtein“, urſprünglich vielleicht „Gallierſtein“ und vermuthlich von den im fünften Jahrhundert v. Chr. nach Süddeutſchland vorrückenden celtiſchen Galliern errichtet, iſt, wie geſagt, ein Obelisk von nahezu quadratiſcher Grundform von 1,50 bis 1,70 m Breite und über 7 m Höhe; etwa das oberſte Drittel iſt zuckerhutförmig zugeſpitzt; das Gebilde iſt ein Monolith aus roth und weiß geflecktem Bliescaſtler Buntſandſtein. Er ſteckt jedenfalls noch mehrere Meter tief in der Erde, und mag man die Schwierigkeiten bei der Transportirung und Aufrichtung dieſes Koloſſes ermeſſen, wenn man ſich die geringen techniſchen Hilfsmittel jener Zeit und jener primitiven Völkerſtämme vergegenwärtigt.

Eine etwa im unteren Drittel des Steines angebrachte kleine Vertiefung ſcheint aus chriſtlicher Zeit zu ſtammen und zur Aufnahme eines Crucifixes oder Heiligenbildes gedient zu haben, wohl um die böſen Geiſter dieſes „Teufelsſteines“ zu bannen oder das Unheimliche, Furchterregende ſeiner Erſcheinung einigermaßen zu mildern.

Der Gollenſtein ſoll die höchſte aller derartigen Steinſäulen in den Vogeſen ſein.

Obwohl, wie oben ausgeführt, die meiſten Anzeichen für die Errichtung des Steines auf galliſchen Urſprung hinweiſen, ſo iſt die Möglichkeit doch nicht ausgeſchloſſen, daß wir es hier mit einem alamanniſchen Grenz- oder Kultusſteine zu thun haben.

Wie weit übrigens die tauſendjährigen Witterungseinflüſſe die urſprüngliche Höhe des Sandſtein-Monolithes oder deſſen Form beeinflußt haben, darüber läßt ſich nichts beſtimmen. Soweit Ingenieur H. Levy von Dürkheim. — Auguſt Becker bemerkt in ſeinem Werke: „Die Pfalz und die Pfälzer“, S. 689, daß manche unheimliche Sage von dem „Teufelsſteine“ im Volke gehe.

[1]) Die Abbildung des Gollenſtein und die Mittheilungen darüber verdanken wir der Güte des Herrn Ingenieur H. Levy zu Dürkheim.

[2]) Vergl. Fr. v. Hellwald: „Der vorgeſchichtliche Menſch“, 2. Aufl., S. 528, und du Chaillu: „Im Lande der Mitternachtsſonne“, kleine Ausgabe, S. 545 bis 546. Dieſe nordiſchen Bautaſteine ſind jedoch nur Gedenkſteine für Grabſetzungen. Obelisken dieſer Art kommen auch im Mittelrheinlande vor. Erwähnt ſei der Hinkelſtein von Monsheim und ein kleiner Obelisk, der auf Grabhügeln bei Neunkirchen in der Pfalz nordöſtlich von Kaiſerslautern ſtand; vergleiche dazu Mehlis: „Archäologiſche Karte der Pfalz und der Nachbargebiete.“

Solche Monolithe ſind übrigens häufig im Hartgebirge und in den Vogeſen. Zwei Stunden nach Weſten an der Grenze der Rheinpfalz erhebt ſich bei Rentriſch am Fuße des von einem prähiſtoriſchen Ringwalle gekrönten „großen Stiefels“ eine zweite Spitzſäule, Spilſtein genannt. Sie iſt nach A. Becker[1]) vierkantig, 15 Fuß hoch, hat 14 Fuß im Umfange und beſteht aus einem Steine. Manche Sagen gehen dort um vom Rieſen „Heim“ und den in den Höhlen des „Stiefels“ hauſenden „rothen Pfaffen“. Am Rande des Hartgebirges weiter nach Oſten, ſüdweſtlich von Landſtuhl, ſteht bei Martinshöhe ein dritter Monolith dieſer Art; er iſt vierkantig, oben abgebrochen und ragt nur noch in Manneshöhe über den Boden.

Zahlreich finden ſich dieſe räthſelhaften Säulen auch im Elſaß und zwar gewöhnlich auf den waſſerſcheidenden Höhen des Mons Voſagus.

Südlich von Bitſch liegen am Fuße des von einer Ringmauer umgebenen Volksberges, welcher ſich zwiſchen Saar und Rhein, zwiſchen Elſaß und Lothringen, erhebt, drei dieſer Menhirs. Bei Althorn erhebt ſich an der Grenze zwiſchen Rhein und Moſel auf der Höhe des Königsberges der Breitenſtein[2]). Er hat eine Höhe von 4,40 m und jede ſeiner Seitenflächen mißt 1 m in der Breite. Auf der Generalſtabskarte vom Jahre 1879 heißt er „Zwölfapoſtelſtein“. Nach A. Schricker und A. Becker[3]) ward er ſeit 1787 mit dem Crucifixe und dem Bilde der zwölf Apoſtel geſchmückt, „da einige Holzhändler eines Gelübdes wegen den heidniſchen Stein für den chriſtlichen Kultus gewinnen wollten.“ Ein Urkundencodex des nahen Kloſters Weißenburg erwähnt den lata petra, den Breitenſtein, ſchon als Grenze in einer Schenkung vom Jahre 713. Später grenzte er das Eigenthum und den Wildbann der Lothringer Herzöge ab. Dieſer Monolith bezeichnete ebenſowohl die Grenzen der Germania prima und der Gallia Belgica, als nachher die der Diöceſen Straßburg und Metz, und wie dieſer Menhir in hiſtoriſcher Zeit als politiſcher und religiöſer Grenzſtein galt, ſo mag er, wie Daniel Speclin meint, ſchon in der Vorzeit grauen Tagen die Gaue der Treverer und der Tribocceu geſchieden haben und ebenſo ſchied er wohl die Gebiete der Franken und der Alamannen, als dieſe germaniſchen Stämme den „alſturinſer“ und den „ſaroinſer“ Gau beſiedelten.

Der Tontonenſtein bei Miltenberg. (1/30 der natürlichen Größe.)

Ein zweiter Grenzſtein ſteht als Stumpf einige hundert Schritte nördlich von derſelben Straße, welche zur Saar und nach Lothringen hinabführt.

Ein dritter Monolith aus der Vorzeit ſteht in den düſteren Grenzwaldungen zwiſchen Moder und Eichel, 1½ Stunden ſüdlich auf der ſogenannten Hochſtraße zwiſchen Volksberg und Roßſteig. Er beſteht, wie die übrigen, aus einem Blocke des Vogeſenſandſteines, hat vier Kanten und ſpitzt ſich nach oben zu. Seine Höhe beträgt 3,38 m, ſein Durchmeſſer 0,30 m. An ſeinem Fuße liegt ein Haufen von herbeigetragenen Feldſteinen. In eine ſeiner Seitenflächen iſt eine Niſche eingehauen, welche ein Marienbild ſchmückt. Dieſer Monolith trägt den Namen Spitzenſtein[1]); nach A. Becker heißt er Spille oder Spindelſtein. Bezeichnender Weiſe ſteht der Spitzenſtein zwiſchen zwei Wäldern, welche nach A. Schricker die Namen Scheidwald und Streitkopf führen. Die Namen Breiten- und Spitzenſtein führen dieſe Menhirs offenbar von ihrer im Gegenſatze ſtehenden Geſtalt.

Faudel und Bleicher führen aus dem Dagsburger Ländchen, welches nördlich vom Mont Donon in Wäldern liegt, noch mehrere der hier einſchlägigen Spitzſäulen an[2]). Unter ihnen ragt die Kunkel am Eingange zum Soldatenthale unterhalb des Teufelfels im Gemeindewalde von Albersweiler hervor. Dieſe „énorme obélisque“ hat eine Höhe von 7 m und nähert ſich demnach am meiſten dem bei Bliescaſtel gelegenen Gollenſteine. Nach Schöpflin befanden ſich früher zwei kleinere Menhirs zu beiden Seiten der Kunkel. Den genannten Monolithen iſt die Form des nach oben zugeſpitzten Obelisk gemeinſam; entweder bildet ihre Grundform ein Quadrat oder einen Kreis. Das Geſtein beſteht aus Vogeſenſandſtein. Das Volk nennt ſie nach ihrer mit einer Spindel verwandten Geſtalt „Spillen“, „Spindelſteine“ oder „Kunkeln“ oder nach ihrer gegenſätzlichen Form Breitenſtein und Spitzenſtein. Nach dieſen Benennungen zu ſchließen, wird auch der Name Golgenſtein oder Gollenſtein mit der Form in Verbindung zu bringen ſein und nicht mit den Urhebern, den Galliern. Da nun ſolche Monolithe in anderen Gegenden mit dem proſaiſchen Namen „Galgenſtein“ [3]) bezeichnet werden, ſo halten wir Gallenſtein einfach für eine verderbte Form von Galgenſtein. Das Volk verglich im einen Falle den ſonderbaren Obelisk, wenn er rund, mit einer Spindel oder Kunkel, im anderen Falle, wenn er vierkantig wie hier, mit dem Hauptbalken eines Galgens. Karl Chriſt dagegen leitet Gollenſtein von der „Gugel“ oder „Gogel“ ab, einer runden Kopfbedeckung des Mittelalters.

Was den Zweck dieſer Monolithe betrifft, ſo ſpricht ihre Lage auf den waſſerſcheidenden Höhen und ihre Benutzung in hiſtoriſchen Zeiten als Grenzſteine, für dieſe Beſtimmung von Anfang an in vorgeſchichtlicher Periode. Daß an dieſen altehrwürdigen Grenzſteinen auch religiöſe Gebräuche ausgeübt wurden und werden, darf Niemanden wundern, welchem die Formen der Steinverehrung in der Geſtalt der Hermen und der lapides terminales bei den Griechen und Römern bekannt iſt.

[1]) Vergl. „Die Pfalz und die Pfälzer“, S. 708 bis 709.
[2]) A. Schricker: „Durch das elſäſſiſche Heckenland“ in der Gegenwart, 1883, Nr. 6 und 7, beſonders S. 93.
[3]) Vergl. a. a. O. S. 703 bis 704.

[1]) Vergl. Bleicher und Faudel: „Matériaux pour une étude préhistorique de l'Alsace“, II. publication, p. 85; hier auch die genaueren Maße des „Breitenſtein“.
[2]) Vergl. a. a. O. S. 60 bis 61 und S. 86.
[3]) Vergl. v. Hellwald: „Der vorgeſchichtliche Menſch.“ 2. Aufl. S. 529.

Aber es liegt außerhalb der Hart und des Wasgenwaldes ein bezeichnendes Beispiel vom unteren Mainlande vor, daß diese Obelisken wirklich zum Zwecke der Grenzsetzung errichtet wurden.

Im Mai 1878 fand man auf dem Greinberge oberhalb Miltenberg im Spessart wenige Schritte außerhalb eines prähistorischen Ringwalles einen Monolith in Form eines Obelisks von 4,78 m Gesammthöhe und einem Durchmesser an der Basis von 64 cm. Besonderes Interesse giebt diesem roh zubehauenen Denksteine die aus römischen Buchstaben bestehende Inschrift:

INTER
TOVTONOS
C
A
H
F

Dieser Monolith wird nach der Inschrift von J. Becker, K. Christ, Conrady, Mommsen als ein lapis terminalis aufzufassen sein. Da nun bei Miltenberg ein römisches Kastell nachgewiesen ist, und eine hier gelegene Kolonie „Aelia Hadriana" nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, so bezeichnet dieser Monolith die Grenze zwischen dem gallisch-germanischen Gauvolke der Toutonen-Teutonen und dem römischen Gebiete[1]).

[1]) Ueber den Toutonenstein vergl. „Korrespondenzblatt des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine" 1878 Nr. 8, 9, 10.

Schließen wir nun vom Bekannten auf das Unbekannte, so werden auch die Obelisken längs der Wasserscheide zwischen Rhein und Saar im Hartgebirge nach Lage, Gebrauch in historischer Zeit und diesem Analogon als Grenzsteine benachbarter gallisch-germanischer Stämme aufzufassen sein. Ob dieselben längs dem ganzen Firste der Vogesen herlaufen, ist noch nicht festgestellt. Da jedoch, wo sie nach unserer Darlegung konstatirt sind, von der Moder und dem Eichelbache an zur Saar und Blies bei St. Ingbert in erster Linie und nach Osten zum Nordrande des Hartgebirges bei Landstuhl und vielleicht weiter nach Osten bis Colgenstein (= Galgenstein) an der Eis nahe bei Worms in zweiter Linie, werden wir diese Grenzsteine als Abgrenzungen gallisch-germanischer Völker, etwa der Mediomatriker im Osten, der Treverer im Nordosten einerseits, der Triboccer im Westen andererseits zu halten haben[1]). Daß diese Terminalsteine in späterer Zeit auch für andere politische und religiöse Bezirke, für Germania prima und Gallia Belgica, sowie für die Begrenzung der Diöcesen in Geltung verblieben, ja bis auf dies Jahrhundert Grenzen bezeichneten, liegt in der Natur der Sache und zeugt nur für die richtige Wahl dieser Grenzmarken ab ovo an[2]).

[1]) Vergl. E. Huhn: „Geschichte Lothringens." S. 8 bis 9, und Karte. Ueber das Verhältniß dieser mittelrheinischen Stämme vergl. H. Kiepert: „Lehrbuch der alten Geographie" §. 451, 452 und 456.

[2]) Zum ganzen Thema vergl. die archäologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete von Dr. C. Mehlis, sowie Text dazu.

Alaska.

(Nach **Iwan Petroff**, Report on the Population, Industries and Resources of Alaska. Washington 1884.)

III. (Schluß.)

Ko. Die Ethnographie von Alaska bietet trotz Allem, was in neuerer Zeit hierüber publicirt worden ist, immer noch ein weites Feld für eingehende Studien, aber die Schwierigkeiten für den Beobachter sind sehr groß, besonders da die meisten Völkerschaftsnamen bekanntlich am Boden und nicht an den Leuten haften. Mit Sicherheit lassen sich vier Hauptabtheilungen unterscheiden: **Innuit** oder Eskimo, **Unangan** oder Aleuten, **Tlinkit** und **Athabaska** oder Tinneh.

Die Eskimos bewohnen die ganze Küstenlinie mit einer kleinen Unterbrechung an Cooks Inlet, wo die Tinneh zur Küste durchgebrochen sind. Sie sind offenbar von demselben Stamme, wie die grönländischen Eskimos und wahrscheinlich gleichzeitig mit diesen aus dem Süden in diese unwirthlichen Regionen gedrängt worden. Sie alle gebrauchen Fellboote, **Kajaks** für die Männer und **Umiaks** für die Frauen, durch die Russen sind auch die ursprünglich auf den Aleuten einheimischen mehrsitzigen **Baidarken** eingeführt worden. Ihre Lebensweise ist der ganzen Nordküste entlang ziemlich dieselbe, nur daß die einen mehr auf dem Lande, die anderen mehr auf dem Wasser jagen. Sie haben keine anerkannten Häuptlinge, wohl aber so ziemlich in jeder Ansiedelung einen Mann von besonderem Einfluß, der bei Handelsgeschäften den Verkehr vermittelt; er heißt **Umailik**, besitzt aber keinerlei Autorität über seine Mitbürger. Petroff unterscheidet folgende Unterabtheilungen: die **Kopagmute** im Inneren; die **Nunatagmute** am Noatak und Kovak, zum Theil mit den Tinneh vermischt; die **Malemute** zwischen Kotzebuesund und Nortonsund, die eifrigsten und kühnsten Händler in Alaska; die **Kingigimute**, kriegerische kühne Händler, welche den Verkehr zwischen Amerika und Asien vermitteln, aber kaum selbst jagen; dann längs der Küste nach Süden die **Kaviagmute**, die **Unaligmute** am Nortonsund, die **Ikogmute** an der Jukonmündung, die **Magmute** oder Minkleute in den Deltaebenen, die **Nunivagmute** und die **Kajaligmute**; die drei letzten Stämme vereinigt Dall als Magmute. Im Kuskokwimgebiet wohnen die **Kuskokwagmute**, 3000 bis 4000 Seelen stark; sie sind dunkeler als ihre nördlichen Nachbaren und haben häufig Schnurrbärte. Die **Togigamute** am Togiak sind erst seit 1880 mit den Weißen in Berührung gekommen; Petroff war der erste, welcher die Stämme im Inneren besuchte. Weiber und Kinder flüchteten schreiend vor ihm. Sie leben meistens nomadisch, ohne jede Autorität, selbst ohne Umailik, nur die Küstenstämme auf Cap Newenham sind civilisirter.

Mehr durch die europäiſche Civiliſation umgewandelt ſind die Bewohner des Nuſchegakgebietes, die Nuſchegagmute. Sie gelten alle für Chriſten und treiben eifrigen Handel mit den Tinneh. Ebenfalls für Chriſten gelten die Aglemute an der Nordküſte der Halbinſel Alaska, unter ihnen wohnten früher Aleuten, die aber weſtwärts gedrängt und auf die äußerſte Spitze der Halbinſel beſchränkt worden ſind. An der Südſeite wohnen die Kaniagmute, einer der wichtigſten Stämme als die beſten Seeotterjäger, früher gefährliche Feinde der Ruſſen, aber ſpäter ihre beſten Unterthanen. Sie bewohnen hauptſächlich Kadjak und die umliegenden Inſeln und werden deshalb von den Ruſſen einfach Kadjaken genannt. Sie hatten früher ſchon erbliche Oberhäupter, die aber ſeit der ruſſiſchen Herrſchaft durch gewählte Starſchinas (Aelteſte) erſetzt wurden. Wie die Tlinkit hielten ſie Sklaven, behandelten ſie aber beſſer und opferten ſie nie; die Sklaverei nahm aber raſch ein Ende, da die Sklaven zu den Ruſſen flüchteten und unter deren Schutz ihren früheren Herren trotzten. Die Kadjaks haben auch ſonſt manche Sitten der Tlinkit angenommen und ihnen allerhand ſonſt den Eskimos fremde Kunſtfertigkeiten abgeſehen; auch den Bogen zur Seeotterjagd haben ſie angenommen, der Pfeil iſt 2′ lang mit einer 6″ langen ſcharf geſchliffenen Knochenſpitze.

Von dieſen Abtheilungen können nur die wenigſten als Stämme bezeichnet werden, denn die wanderluſtigen Eskimos ſiedeln ſich in dem einen Jahre hier an, im anderen dort und werden darum bald dieſer, bald jener Abtheilung zugerechnet. Beſonders die ſüdlichen Küſtenſtämme ſind ſtark mit Einwanderern durchſetzt.

Die Aleuten oder Unangan bewohnen die Spitze von Alaska, die Schumaginiinſeln und die Aleuten. Die Ableitung ihres Namens iſt dunkel, vielleicht von den Olutorsky, dem einzigen Stamme in Kamtſchatka, welcher, wie die Aleuten, den Walfiſch jagte. Auch über ihre Abſtammung ſind wir durchaus noch nicht im Klaren, ihre Traditionen wiſſen nichts von einer Einwanderung aus Aſien. Petroff bringt übrigens über die Aleuten nichts Neues bei, ſondern giebt nur einen längeren Auszug aus dem Buche von Veniaminof.

Die Athabasken oder Tinneh gehören zu demſelben Stamme, wie alle Indianer nördlich von Mexiko; ſie bewohnen das Inland bis zum oberen Jukongebiete, ſind aber, wie ſchon erwähnt, nur an Cooks Inlet bis zur Küſte vorgedrungen. Der Civiliſation ſtehen ſie weit feindlicher gegenüber, als die Eskimos, und ſie werden wahrſcheinlich das Schickſal ihrer ſüdlicheren Stammesgenoſſen theilen und verſchwinden, ſobald die Beſiedelung ſtärker wird. Sie zerfallen in eine Maſſe von Stämmen, deren einzelne Aufzählung hier zu weit führen würde, den Stammnamen hängen ſie meiſtens das Wort khotana oder tena, im oberen Jukonthale auch kutſchin an. Länger mit den Ruſſen in Berührung ſind nur die Tinnat-khotana an Cooks Inlet, die erſt nach langem Kampfe ſich unterwarfen. Heute haben ſie vielfach die Sitten der halbciviliſirten Kadjaken angenommen und bauen Holzhäuſer mit feſtem Dache; kleine gedielte Anhänge am Hauptraume dienen im Winter als Schlafzimmer. Sie ſind dem Namen nach Chriſten, haben aber mit dem alten Aberglauben auch viele alte Traditionen bewahrt, darunter namentlich die von Kämpfen mit Rieſenſtämmen in den nördlichen Gebirgen, die zeitweiſe in ihr Gebiet einbrachen, um Menſchen zum Verzehren zu rauben.

Die Ahtena oder Ahtna-khotana am Copper River, höchſtens 300 Mann ſtark, vermitteln den Verkehr zwiſchen den Eskimos und den Binnenlandſtämmen, hüten aber eiferſüchtig ihr Gebiet. Sie haben zwar einem weißen Bergmanne geſtattet, ſich am unteren Fluſſe niederzulaſſen, aber auch er hat nicht in ihre Dörfer kommen dürfen, und Ruſſen, welche früher den Verſuch wagten, ſind erſchlagen worden. An der Küſte kaufen ſie Tabak, etwas Baumwollenzeug und namentlich Perlen, letztere aber nur, um ſie an die Stämme im Inneren weiter zu verhandeln, ſchwerere Gegenſtände nehmen ſie nicht mit, weil der Fluß zweimal von Gletſchern geſperrt werde und ſie die Boote weit über das Eis tragen müßten. Ihr Typus iſt ganz der der echten Indianer und ihre Pelzkleider ſind mit den Stacheln des Stachelſchweines verziert.

Die vierte große Bevölkerungsabtheilung, die Tlinkit oder Koloſchen, ſind durch die ſchönen Forſchungen der Gebrüder Krauſe neuerdings genauer bekannt geworden, und wir brauchen auf das, was Petroff über ſie ſagt, um ſo weniger einzugehen, als ſeine Angaben von Krauſe in ſeinem auch im „Globus“ beſprochenen Buche [1]) benutzt worden ſind.

Die europäiſche Beſiedelung des neuen Territoriums hat auch ſeit der Erwerbung durch die Vereinigten Staaten keine ſonderlichen Fortſchritte gemacht. In der That hat das Land wenig, was zur Anſiedelung verlocken könnte. Ackerbauer können ſelbſt an den günſtigſten Stellen nicht mit Sicherheit auf eine Getreideernte rechnen; auch Fruchtbäume gedeihen, mit Ausnahme der Cranberries und der Erdbeere, nicht mehr. Dagegen läßt ſich die Kartoffel in den ſüdlicheren Gegenden mit Erfolg züchten, aber in größerem Maßſtabe geſchieht es nur auf Afognak Island, wo auch Rüben auf Feldern gezogen werden; ſonſt beſchränkt man ſich auf Gartenbau. Selbſt auf Kadjak mißräth die Kartoffel mindeſtens einmal innerhalb fünf bis ſechs Jahren. — Verſuche mit Hafer ſind völlig mißlungen.

Rindviehzucht haben ſchon die Ruſſen unternommen und zwar auf Kadjak mit recht befriedigendem Erfolge; die Winterfütterung bietet aber ſolche Schwierigkeiten, daß die Heerde nie über 20 bis 25 Köpfe ſtark wird. Daſſelbe Hinderniß ſteht der Schafzucht entgegen und auch für die Schweine läßt ſich nur ſchwer Winterfutter beſchaffen. Der Ackerbau iſt ſeit dem Ende der ruſſiſchen Herrſchaft eher zurückgegangen.

So wird Alaska wohl für immer nur auf ſeine Pelzthiere und ſeine Fiſche angewieſen bleiben. Schon die jetzige Bevölkerung erfordert in immer ſteigendem Maße die Einfuhr von Mehl und Schiffszwieback. Auch der Zuckerimport nimmt erheblich zu, aber es iſt kein gutes Zeichen, denn der Zucker geht beſonders in die Gebiete, in denen Weiße und Miſchlinge gelernt haben, einen ſuſeligen Schnaps aus ihm zu gewinnen. Daneben findet anſcheinend auch noch von den Walfiſchfängern oder eigenen Schiffen aus ein bedeutender Branntweinſchmuggel ſtatt und die demoraliſirende Wirkung des berauſchenden Getränkes macht ſich bereits ſo fühlbar, daß eine ſtrengere Zollüberwachung dringend nöthig erſcheint.

[1]) Vergl. „Globus“, Bd 48, S. 336.

Eine Pilgerſtadt in Indien.

Ko. Neben den berühmten heiligen Städten am Ganges hat Indien noch manche andere Stadt, die vielleicht in Europa weniger bekannt iſt, aber trotzdem aus großen Entfernungen Pilgrime anzieht. Neben dem Ganges hat ſeit der Urzeit der Godawery, der Purvaganga der alten Bücher, ſeine Heiligkeit bewahrt, und wenn die Städte am erſteren Fluſſe Denkmäler des Triumphes der eingedrungenen Arier bilden, ſo liefert der Godawery den Beweis, daß ſie im Süden der kuſchitiſchen Urbewohner niemals völlig Herr wurden und ſchließlich auch in religiöſer Beziehung ſich zu einem Pakt verſtehen mußten, durch welchen Siwa und ſein gewiß nicht ariſcher Kultus als gleichberechtigt neben Brahma und Wiſchnu anerkannt wurden. Die Söhne der braunen Kadru blieben dort Prieſter und Fürſten, und alles, was die Brahmanen erreichen konnten, war, daß ſie den Godawery und ſeine heiligen Stätten gewiſſermaßen zu Filialen derer am Ganges herabdrückten, die Heiligkeit des Godawery davon ableiteten, daß ſeine Quelle wenigſtens zeitweiſe einen unterirdiſchen Zufluß vom Ganges her erhalte.

Den Bewohnern Centralindiens macht das keine Sorge. Für die ganze Präſidentſchaft Bombay iſt die heiligſte Stätte Naſik; nach Benares verirrt ſich nur dann und wann einmal der Frömmſten und Reichſten einer. Naſik iſt aber in Europa ſo wenig bekannt, daß nachſtehende Schilderung eines Beſuches daſelbſt, welche wir der „Mail“ vom 30. Juli d. J. entnehmen, wohl einiges Intereſſe beanſpruchen dürfte.

Naſik iſt eine Stadt von 20 000 bis 25 000 Einwohnern, ſchon ſeit uralten Zeiten ein wichtiger Punkt für den Handel, welcher den Godawery herauf nach der Weſtküſte ging, heute mit Bombay durch die nach Benares führende, große centralindiſche Eiſenbahn verbunden und Hauptſtadt eines Diſtriktes. Obſchon das ganze Jahr hindurch von Pilgern aufgeſucht, welche in der nahen Godawerquelle ihrer Sünden ledig werden wollen, ſieht es den Hauptpilgerſtrom doch nur alle zwölf Jahre. In jedem zwölften Jahre, wenn Jupiter in das Zeichen des Löwen tritt, entſendet der Ganges einen Theil ſeines Waſſers in die Godawerquelle und dann iſt ein Bad in derſelben ebenſo heilſam für die Seele, wie eines im Ganges ſelbſt. Ueber 200 000 Pilger pflegen dann in Naſik zuſammen zu ſtrömen, aber nur wenige ziehen noch zu Fuß heran. Die Eiſenbahn, anfangs den Brahmanen ſo unangenehm, daß ſie energiſch gegen ihre Erbauung proteſtirten und ſchließlich auch durchſetzten, daß die Station in vier Meilen Entfernung angelegt wurde, hat die Frequenz ungeheuer gehoben und kann in den Hauptfeſtwochen kaum Waggons genug beſchaffen. Von der Station führt jetzt eine gute Straße mit einer Allee ſchattiger Tamarisken und Akazien zur Stadt. Als unſer Berichterſtatter dort anlangte, wimmelte ſie von Pilgern aller Stände und Lebensalter; unter allen Bäumen lagerten Gruppen und eine Menge von Ochſenkarren und mit Ponys beſpannten Wägelchen beförderten die wohlhabenderen Pilger zur Stadt. Vor dem Thore warteten ihrer die Brahmanen. Es ſind ungefähr 500 Familien, die ſogenannten Ubadhyas, welche die Pflicht — oder richtiger das ſehr einträgliche Recht — haben, die Pilger zu beherbergen und zu bewirthen. Konkurrenz findet unter ihnen nicht ſtatt; die Pilger werden nach altem Herkommen getheilt und in ſtreitigen Fällen entſcheiden uralte Bücher, welche bis in die Zeiten Aureng Zeb's zurückreichen und Namen und Heimath früherer Beſucher enthalten. Wer einmal bei einem Ubadhya gewohnt hat, deſſen Nachkommen ſind für alle Zeiten Gaſtfreunde und müſſen in ſeinem Hauſe abſteigen, d. h. wenn ſie Geld mitbringen, denn ſonſt können ſie ſehen, wo ſie unterkommen. Umſonſt iſt nichts in der heiligen Stadt und die ſauer erſparten Rupien der Frommen wandern raſch in die Taſchen der Brahmanen.

Der Pilgrim bereitet ſich zu den heiligen Ceremonien durch ein 24ſtündiges ſtrenges Faſten vor. Dann geht er in einen der Tempel, welche dem Fluſſe entlang ſtehen und bringt ſein Opfer an Reis, Blumen und geklärter Butter, und nun darf er endlich zum Fluſſe hinab ſteigen. Aber ehe er in eins der gemauerten Baſſins eintreten darf, in welchen ſich in der trockenen Jahreszeit das ſpärliche Waſſer ſammelt, muß er wieder zahlen; iſt er recht fromm und kann er zahlen, ſo beſucht er die verſchiedenen Becken nach einander und macht vielleicht auch die ganze Ceremonie noch einmal durch, um auch die Seelen ſeiner Vorfahren zu erlöſen, die vielleicht in unreine Thierleiber gebannt ſind. Dann erſt darf er in ſeinen naſſen Kleidern nach Hauſe zurückkehren und ſeinen Hunger ſtillen. Indigeſtionen ſind die gewöhnliche Folge und Cholera und Dyſenterie reißen alljährlich arge Lücken in die Reihen der Pilger.

Die zweite Ceremonie beſteht in einem Beſuche der Godawerquelle bei Trimbuk, 14 Miles entfernt. Hier hat er nicht nur in einem Teiche, der für die Quelle gilt, zu baden, ſondern auch von dem Waſſer zu trinken, keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß daſſelbe beinahe ſtagnirt und den Schmutz von Tauſenden aufnimmt. Der Kollektor von Naſik nahm einmal eine Flaſche davon zur Unterſuchung mit und es bedurfte keines Mikroſkopes, um eine Menge lebender Organismen darin zu erkennen; als er es aber einem der angeſehenſten Brahmanen vorhielt, zuckte der die Achſeln und meinte, das Paradies ſei auch dieſen Preis werth. — Bösartige Epidemien ſind die natürliche Folge, aber dem Hindupilger iſt das ziemlich gleichgültig; ſtirbt er im heiligen Bezirke, ſo bleibt ja ſeine Seele vor all den Unannehmlichkeiten und Gefahren bewahrt, welche eine arme Hinduſeele nach dem Verlaſſen des Leibes bedrohen. Naſik iſt eines der Centren, wo die Choleraepidemien ihren Urſprung nehmen, und mit den zurückkehrenden Pilgern verbreitet ſie ſich über ganz Indien. Die engliſche Regierung iſt dem gegenüber machtlos; ſie ſendet zwar in jedem Pilgerjahre Aerzte und Arzneien nach Naſik, aber die Pilger befolgen deren Vorſchriften durchaus nicht; helfen die Beſchwörungen des Brahmanen und ein von ihm geſchriebener und in den Fluß geworfener Zettel nicht, nun, ſo ſtirbt der Kranke eben und wird alsbald am Flußufer verbrannt. Die Ueberlebenden ziehen ſündenrein ihrer Heimath zu und nehmen für ihre Angehörigen ein verlöthetes Kupfergefäß mit dem heiligen Waſſer mit nach Hauſe.

Ganz Naſik iſt voll von Tempeln und Heiligthümern; heilige Ochſen und Kühe wandeln auf den Straßen umher und ſtecken ungeſtraft die Naſe in die Kornſäcke der Läden. Götterbilder ſind überall zu haben; der Berichterſtatter beſchwert ſich darüber, daß ſie ſämmtlich im ſchlechteſten Stile gearbeitet ſind, vergißt aber ganz, daß dieſelben wohl ſämmt-

lich Birminghamer Fabriken ihre Entſtehung verdanken. Daß die Händler tolerant genug ſind, auch Europäern die Götter mit einigem Aufſchlag zu verkaufen, iſt kein Wunder; der Berichterſtatter hätte die Serie, die er für vier Rupien kaufte, in Birmingham billiger erwerben können. Dieſelbe bildete übrigens eine vollſtändige Garnitur, wie ſie eine Hinduſamilie braucht: ein Bronzebild des Gottes, eine Badewanne für ihn, eine Gießkanne, um ihn zu übergießen, und Schüſſeln, um die Opfergaben darauf zu ſtellen.

Naſik iſt zwar vorwiegend Pilgerſtadt, aber es hat auch ſeine Arbeiterviertel, und es iſt eine Erleichterung, wenn man aus dem frommen Quartier in die Bazare tritt, in denen die Arbeiter in Erz und Kupfer ihr Weſen treiben. Hier und da ſieht man noch ältere Wohnungen mit prachtvollen Holzſchnitzereien; aber dem jetzigen Geſchlechte ſcheint die Kunſtfertigkeit der Alten abhanden gekommen zu ſein und die neuen Häuſer ſind ſo häßlich wie nur möglich. Die Stadt erſtreckt ſich über ein paar Hügel und bietet ſtellenweiſe eine hübſche Ausſicht über das Tafelland und die daſſelbe einfaſſenden, tafelförmig abgeflachten Baſalthügel. Hier iſt mancher blutige Kampf ausgefochten worden, denn die Stadt beherrſcht den wichtigen Uebergang von der Küſte ins Godawerythal und war ſtets der Schlüſſel zum letzteren. Erinnerungen aus allen Epochen ſind erhalten; einer der Hügel iſt vollkommen ausgehöhlt durch Tempel aus der Buddhiſtenzeit; in einem alten Hindupalaſte, deſſen Säulen aus unvergänglichem Teakholze prachtvoll geſchnitzte Kapitäle tragen, hält der Gerichtshof ſeine Sitzung, in einem anderen wohnt der Kollektor, jetzt der höchſte Beamte, der über 750000 Menſchen gebietet. Aber in grellem Widerſpruche zu den alten Paläſten ſtand die Verhandlung, welche gerade in denſelben vorgenommen wurde, und die alten Radſchahs hätten ſich im Grabe herumgedreht, wenn ſie es gewußt hätten; es wurde nämlich der Gemeinderath, der Local Government Board, gewählt und mindeſtens 50 Proc. der wahlberechtigten Eingeborenen nahm daran regen Antheil. Es war ein Contraſt, wie man ihn nur in Indien ſehen kann: Kriſchnaverehrung, ſouveräne Herrſchaft der Brahmanen über die Seelen und engliſches Self-Government.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Führer durch das Wallis.

Eine umfangreichere, in ſich geſchloſſene Beſchreibung des Kantons Wallis und von Chamonix hat F. O. Wolf, früherer Präſident der Schweizer Naturforſcher-Geſellſchaft, in den „Europäiſchen Wanderbildern“ (Orell Füßli & Co., Zürich) zu veröffentlichen begonnen; dieſelbe zeichnet ſich durch die genauen und intereſſanten Daten aus, welche der Verfaſſer über die merkwürdige Natur und Geſchichte des Ländchens beibringt, ferner durch die prächtigen Hochgebirgsbilder J. Weber's und durch eine Reihe guter klarer Karten (meiſt im Maßſtabe von 1:200000), deren Beigabe einem Bedürfniſſe entſpricht. Wir können auf die bisher erſchienenen Bändchen (I. Heft, 81 bis 82. Von der Furka bis Brig; II. Heft, 94 bis 95. Brig und der Simplon; III. Heft, 99 bis 102. Die Viſperthäler; IV. Heft, 105 bis 107. Lötſchen und Leukerbad; ſeitdem auch als Bd. I. von „Wallis und Chamonix“ ausgegeben) natürlich nicht im Einzelnen eingehen, aber einiges Intereſſante aus dieſen Heften, welche in die Literatur, die Botanik, Geologie und Geſchichte des Kantons gleicher Weiſe einführen, geſtatten wir uns doch hier hervorzuheben.

Wallis vereinigt in ſich die ſtärkſten Gegenſätze; von den milden Ufern des Genfer Sees ſteigt es hinan zu der rauhen Region der höchſten Bodenerhebungen unſeres Erdtheiles. Alle möglichen Abſtufungen zwiſchen dieſen beiden Extremen kann man im Hochſommer an einem einzigen Tage durchwandern: im Thalgrunde tropiſche Hitze, in welcher Wein und Mandeln reifen, und hoch oben polare Kälte, wo eiſige Winde über die Felder ewigen Schnees dahinfegen. Während die Kulturregion des Weinſtockes (S. 217) in den bevorzugteſten Gegenden der übrigen Schweiz kaum höher als zu 1700 Fuß über dem Meere anſteigt (wie die höchſten Weinberge Neuchâtels, am Genfer See, in Thun und Graubünden), ſo beginnen die geſchloſſenen Rebgelände des eigentlichen Rhonethales in derſelben Höhe, erreichen hingegen im Mittel die beträchtliche Erhebung von 2500 Fuß und ſteigen am Eingange des Viſpthales, bei Viſperminen, Stalden und oberhalb Calpetran ſogar bis 3100 Fuß hinauf. Erſt im Süden der Alpen finden ſich Analoga, ſo am Comerſee, im Aoſtaner Alpenlande und in den ſüdlicheren Hautes-Alpes. Im Wallis erreichen wildwachſende Mandelbäume Granaten, Feigen, die Opuntie und ungefähr 60 andere Species ſüdlicher Gewächſe, die der übrigen Schweiz fehlen, ihre Polargrenze, während die Roggenkultur im Findelen oberhalb Zermatt bis zur enormen Höhe von 6300 Fuß anſteigt in die mit Rhododendren erfüllten Lärchengehänge bis zur Grenze der Alptriften hinauf. Selbſt die ſüdlicher gelegenen Hochgebirge Italiens, Frankreichs und Spaniens erreichen ſelten analoge Maxima und nur die Sierra Nevada in Südſpanien ſtellt obigen Zahlen noch höhere gegenüber. Beſonders reich aber iſt die Alpenflora des Wallis an Seltenheiten; jeder Ort, jedes Nebenthal, ja faſt jede Alpe ſtellt ihre eigenen Repräſentanten, Seltenheiten, die oft nur einen Standort aufweiſen, ſei es für Wallis, ſei es ſogar für die ganze Schweiz (S. 81).

Wallis iſt ebenſo klaſſiſcher Boden für die Kunde der Alpengletſcher, deren größten, den Aletſchgletſcher, es beſitzt. Von hier ſind uns auch aus früheren Jahrhunderten Nachrichten über deren wechſelnde Ausdehnung überkommen. Im 16. Jahrhundert (S. 31 ff.) hat urkundlich ein lebhafter Verkehr zwiſchen dem oberen Wallis und Grindelwald über die Gletſcher beſtanden, während doch heute der leichteſte Uebergang dorthin, der über das Mönchsjoch, zu den tapferſten Thaten kühner Bergſteiger gerechnet wird. Den noch vorhandenen Kirchenbüchern in Grindelwald zufolge begaben ſich die der Reformation zugeneigten Walliſer über die Gletſcher nach Grindelwald, um dort dem Gottesdienſte beizuwohnen, ſich trauen und ihre Kinder taufen zu laſſen, während umgekehrt Grindelwaldener den umgekehrten Weg einſchlugen, um im katholiſchen Wallis ihre Religionsübungen zu verrichten. Die Gletſcher waren aber zu jener Zeit viel weniger ausgedehnt und mächtig als heute, wie alte Chroniken, die Ueberlieferung, noch vorhandene Reſte des einſtigen Weges und noch heute übliche Ortsnamen beweiſen. 1540 waren die Grindelwaldener Gletſcher wegen der großen Hitze und Trockenheit ganz abgeſchmolzen, 62 Jahre ſpäter hatten ſie dann ihre größte hiſtoriſch bekannte Ausdehnung erreicht. Zwiſchen dieſen beiden Terminen war es leicht, von Fieſch oder von Naters im Wallis durch das Thal, welches jetzt vom Aletſchgletſcher bedeckt iſt, aber damals noch reiches Weideland war, über die Alpen von Rinderturren und Schönbuhl zum Faulberge zu gelangen. Hier erſt, am ſoge-

nannten Concordiaplatze, mußte der Gletſcher betreten werden und deſſen Steigung über den Jungfraufirn oder auch über das Ewigſchneefeld mochte kaum mehr als 600 m betragen. Der jenſeitige (nördliche) Abſturz war dann freilich wegen ſeiner großen Steilheit ſchwierig, aber doch, weil eisfrei, viel leichter zu begehen als die heutige Gletſcherwand. Auch das obere, jetzt vergletſcherte Fieſcherthal ſoll damals noch reiche Weiden gehabt haben, und vor nicht gar langer Zeit wurde noch im Gemeindehauſe zu Fieſch ein Käſe mit der Jahreszahl 1600 aufbewahrt, der von jener längſt verſchwundenen Alp ſtammen ſollte.

Auch ſonſt giebt es im Wallis manche Sagen über ein Kälterwerden des Klimas; ſo ſollen in alter Zeit auf dem nördlich oberhalb Viſp gelegenen, 3070 m hohen Wywannihorne und im Aletſchgletſcher Weinberge beſtanden haben, und im hinterſten Theile des heute vergletſcherten Zmutthales wuchſen Apfelbäume. In einer der höchſten Alphütten daſelbſt zeigt man noch einen ziemlich dicken Block, der als Tiſch dient und aus einem dort gewachſenen Baume geſägt worden ſein ſoll.

Beſonders reich iſt Wallis an Mineralien; es werden gefördert Gold, Silber, Nickel, Kupfer, Blei, Eiſen, Anthracite, Steinkohlen, Marmor, Topfſtein, aus welchem ſehr gut heizende Stubenöfen verfertigt werden, Kalk und Gypſe. Kein Thal der Alpen iſt ſo reich an ſeltenen, zum Theil nur dort vorkommenden Mineralien als das Binnthal; Hyalophan, Binnit, Skerollas, Jordanit und Dufrenoyſit finden ſich nur in ihm.

Auch das Volk, das dieſes großartige, aber rauhe Land bewohnt, verdient unſere volle Aufmerkſamkeit. Es ſind ihrer kaum 100 000 Seelen, welche auf den 91 Quadratmeilen, von denen aber nur ein Zehntel bewohnbar und nutzbar iſt, hauſen und ſich die Natur unterthan gemacht haben. Beweis deſſen die jetzt in Angriff genommene Ableitung des Morjelen-Sees (S. 44 ff.), der durch den Aletſchgletſcher aufgeſtaut wird und periodiſch abfließt, zuletzt 1878 und 1884. In zwei bis drei Tagen entleert ſich die koloſſale Waſſermenge von ca. 10 Millionen Kubikmeter, die ſich durch den Aletſchgletſcher den Weg bahnen muß, und laut den Ausſagen der Hirten ein furchterregendes Rauſchen, Krachen, Gepolter und Klingeln in den grauſigen Spalten und engen Eisgewölben, im Rhonethale aber ausgedehnte Ueberſchwemmungen verurſacht. Man will nun durch Abtragen einer ganz niederen Waſſerſcheide dem See einen dauernden Abfluß nach Oſten zum Fieſcherthale verſchaffen. Ein Zeugniß des Fleißes und der Thätigkeit, des nimmer ruhenden Kampfes, den die Bewohner täglich, Jahr aus und ein, mit den Elementen führen müſſen, ſind ferner die Waſſerleitungen, welche, oft auf den gefährlichſten Strecken, ganz Wallis durchziehen (S. 54), iſt namentlich die großartige und erfolgreich durchgeführte Rhone-Korrektion.

Dabei hat ſich dieſes Volk die Luſt am Aufführen von Dramen aus der vaterländiſchen oder von Scenen aus der heiligen Geſchichte bewahrt; ſolche werden z. B. alljährlich abwechſelnd in einem der Dörfer des Lötſchenthales aufgeführt (S. 288), und die fähigſten Männer des Landes verfaſſen dieſe Volksſtücke und üben ihre Werke ſelbſt ein (S. 70).

Wir könnten noch mancherlei Intereſſantes aus dieſen Bändchen mittheilen, namentlich über die allmähliche Erſchließung der Hochalpen und die Geſchichte der Erforſchung und Beſteigung der einzelnen Gipfel; aber wir brechen hier ab und verweiſen auf die Originale ſelbſt, welche, was den Text anlangt, zu den gelungenſten Heften der ganzen Sammlung gehören.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Ueber ein eigenthümliches jüdiſches Heiligthum, welches etwa 2½ km ſüdlich von Tiberias bei den dortigen warmen Bädern gelegen iſt, berichtet Pfarrer Adolf Frei in der Zeitſchrift des Deutſchen Paläſtina-Vereins (IX, Heft 2, S. 91 ff.). Durch das Thor der Umfaſſungsmauer tritt man in einen ziemlich geräumigen, zum Theil gepflaſterten Hof, auf welchem ſich zwei ſchornſteinähnliche Brandaltäre erheben. Einige Stufen ermöglichen es dem Opfernden, ſeine Spende auf den hohen Tiſch zu legen, wo eine rauchgeſchwärzte Vertiefung zu ihrer Aufnahme beſtimmt iſt. Dieſe Altäre gehören den Sephardim. Das Gebäude ſelbſt bildet einen rechten Winkel mit ungleichen Schenkeln, deren kürzerer den Sephardim eignet. Derſelbe enthält ein hohes geräumiges Gemach mit einem gitterumgebenen, hoch aufgemauerten Grabmale, in deſſen zahlreiche Niſchen Lampen geſtellt werden. Jüdiſche Männer und Frauen beten eifrig innerhalb des abgegrenzten Raumes, hinter welchem ein Zimmer eine Bibliothek von talmudiſchen Schriften und Gebetbüchern birgt. Der andere Flügel, aus ſchönem rothem Stein erbaut, gehört ſpeciell den Aſchkanaſim und enthält im Parterre gar keine Räume; dagegen führt eine Treppe in einen Hof des erſten Stockwerkes, welches ziemlich hohe, vergitterte Bogenfenſter beſitzt und einen etwas größeren Brandaltar enthält. In einem anſtoßenden Zimmer ragt an der ſüdlichen Wand aus einem unteren Raume das aufrechtſtehende Grab des hier verehrten Heiligen empor, das beide Sekten zu beſitzen behaupten. Derſelbe heißt Meir Ba'al Hannes, d. h. Meir, der Herr des Zeichens, oder der Wunderthäter, und gilt bei den Juden als ein Enkel Nero's, welcher ſich zu ihrer Religion bekehrte. Während Frei's Anweſenheit beging man ſeinen angeblichen Todestag den 12. Jiſar, welcher 1884 auf den 8. Mai fiel. Aus großer Entfernung, ſelbſt aus Jeruſalem, verſammelten ſich dazu die Feiernden. Am Abend begann das Feſt. Die Sephardim erfüllten den vor dem Gebäude ſich ausdehnenden Hof. Ein Tänzer, der zugleich als Vorſänger funktionirte, zog einen dichten Kreis von Zuſchauern und Zuhörern um ſich. Seine halb geſprochenen, halb geſungenen, von komiſchen Arm- und Beinbewegungen begleiteten Worte wurden von dem ganzen Chore jeweilen mehrmals wiederholt, und jeder Theilnehmende ſchwang den rechten Arm auf und nieder, bald langſamer, bald ſchneller, je nach dem Tempo des Vorſängers. Bisweilen wurden die Schenkel geſchlagen, dann wieder klatſchte man die Hände und nickte mit dem Kopfe. Auch eine Gruppe jüdiſcher Beduinen, welche im Ghôr (Jordanthal) herumſchweifen ſollen, hatte ſich zu dem Schauſpiele eingefunden und nahm einen regen Antheil daran. Im oberen Hofe, demjenigen der Aſchkenaſim, ertönten Geigen und Geſänge. Einzeltänzer bewegten ſich um den Brandaltar, an welchem die Vorbereitungen zu einer Feuerſpende getroffen wurden, indem man alte Kleider und Lumpen in den beckenartigen Kopf des Altars legte und ſie mit ganzen Eimern von Olivenöl übergoß. Ein Ausrufer verſteigerte nun die Ehre des Anzündens. Endlich, nachdem die Nacht ſchon lange eingebrochen war, ſteckte der Käufer das Opfer vermittels ölgetränkter brennender Lumpen an, und alsbald züngelten die Flammen auf dem Altar, einen grellen Schein auf die lärmende bunte Menge werfend.

— Der Redaktion der „Oeſtl. Rundſchau“ iſt folgendes Kurioſum aus China zugegangen. Die Chineſen lieben“

es bekanntlich, durch allerlei phantastisch gemalte Ungeheuer Furcht und Schrecken zu verbreiten; sie meinen oft sogar dadurch die Europäer einschüchtern zu können. So hat jüngst die Beilage zur officiellen Pekinger Zeitung von einem ungewöhnlichen Ungeheuer Da-lao-man berichtet, welches in der Umgegend von Shanghai entdeckt worden ist und die Fremdlinge verschlingt. Der Bericht ist durch den Gouverneur selbst abgestattet worden. Die Beschreibung des Ungeheuers (auch eine Abbildung ist beigefügt) lautet wie folgt: Im vierten Monde dieses Jahres sind in Shanghai Wasserungeheuer, Da-lao-man, entdeckt worden, es sind ihrer im Ganzen 13 Stück. Der Körper ist über 26 m groß; sie wohnen am Ufer des Meeres und beschäftigen sich damit, die Fremden zu verschlingen; wenn ihnen ein Chinese in den Weg kommt, so verachten sie ihn auch nicht. Die zum Christenthume bekehrten Chinesen werden nicht gefressen, sondern nur getödtet. Der Gouverneur der Provinz Tsän-su stattet darüber Bericht ab gleichzeitig mit einer Abbildung der besagten Ungeheuer. Es hat einen Schweinekopf, aber keine Ohren, hat eine lange Zunge, auf dem Bauche sind zwei menschliche Gesichter wahrnehmbar; es spricht mit menschlicher Sprache, hat Füße, aber keine Zehen, hat Augen auf dem Rücken, auf den Händen und Füßen und ist mit Schuppen wie ein Fisch bedeckt. — („Oest. Rundschau", 1886, Nr. 3.)

Afrika.

— Eine eigenthümlich lockere Art der Sklaverei traf Dr. B. Schwarz (vergl. dessen „Kamerun", S. 258 ff.) bei den Bakundu, welche nordöstlich vom Kamerun-Gebirge zwischen 4½° und 5° nördl. Br. sitzen. Ob dort zu Lande Einer ein Knecht oder ein Freier ist, ist ganz gleichgültig. Man hält im Allgemeinen ziemlich viel Sklaven, aber in der Praxis gestaltet sich dies mehr zu einer Paradesache als zu einem direkten Vortheile. Das kommt daher, daß die Sklaven durchgängig aus dem Gebirge des äußersten Hinterlandes, wenn nicht gar aus den Hochlanden der Benuë-Quellflüsse stammen; es sind große, starknochige Menschen, die ihre Herren an Kraft weit überragen. Auch behalten sie ihre fremde Sprache im Verkehre unter einander bei, obwohl sie des Bakundu-Idioms ebenfalls mächtig zu sein pflegen. So liegt die Gefahr einer Verschwörung nahe, zumal diese importirten Menschen aus Gegenden stammen, wo die Berührung mit Arabern die Eingeborenen bereits wilder und waffengeübter gemacht hat. Alle diese Sklaven, vielfach auch selbst schon mit der langen mohammedanischen Flinte ausgerüstet, sind treffliche Schützen. All das bewegt die schwächlichen Bakundu, ihre Sklaven, die insgesammt an einer runden Stirn- und Schläfentatuirung kenntlich sind, nicht in ihrer Nähe zu belassen, sondern sie in Plantagen mitten im Urwalde zu verweisen, die nicht selten eine Stunde und darüber von den Wohnplätzen der Freien entfernt sind. Dort schalten diese sonderbaren Hörigen völlig unbeschränkt. Sie nehmen Weiber, besitzen eigene Häuser und leben von ihren Bodenprodukten, ohne von diesen den Herren etwas abzugeben, wenn es ihnen nicht beliebt. Diese große Freiheit ist wohl auch der Grund, daß niemals einer von ihnen an ein Entweichen denkt. Vielmehr schließen sie sich da, wo sie in größerer Zahl vorhanden sind, zu festen, selbständigen Gemeinwesen zusammen, die sogar einen eigenen König haben. Das sind die sogenannten slave-towns, die man namentlich weiter im Inneren in wahrhaft imposanter Entwickelung antrifft, obwohl die eigenthümliche Einrichtung hier und da selbst schon weiter unten am Mungo zu finden ist. Die Souveräne dieser Heloten-Städte, im Grunde ebenso gut Sklaven wie ihre Unterthanen, haben als Gebieter über mehr oder weniger zahlreiche, waffengeübte und wilde Streiter eine Macht, die ihnen bei wichtigen Berathungen selbst einen Sitz neben dem Herrscher der Freien sichert. Gewiß tritt nirgends auf der Erde die Sklaverei in einer so milden, oder richtiger nichtssagenden Form auf, wie hier. Die Herren haben in diesen Hinterländern von Kamerun keinen anderen Gewinn von ihren doch theuer erkauften Untergebenen, als daß sie sagen können: mir gehören so und so viel Sklaven an! Damit ist aber auch der ganze Vortheil abgethan. Wie frei diese letzteren in Wirklichkeit sind, zeigte sich z. B. darin, daß sich in Bakundu ba Nambele einer dieser Leibeigenen von Dr. Schwarz für ganz unbestimmte Zeit anwerben ließ, ohne auch nur seinen Herrn, der noch dazu einer der Könige des Ortes war, von seinem Weggehen in Kenntniß zu setzen, geschweige denn ihn um Erlaubniß zu fragen. Derselbe spielte auch bald unter der Trägerschaar, zu welcher selbst freie Bakundu gehörten, in Folge seiner körperlichen und geistigen Ueberlegenheit eine tonangebende Rolle, wie er sich denn zugleich stets vornehm von dem lärmenden Trosse zurückhielt. — In diesen Sklavenmassen steckt nach Dr. Schwarz ein bedeutsames fortschrittliches Wesen; in ihren Händen ruht das kriegerische Können, wie die hoch entwickelte Agrikultur des Inneren. Sie treten ferner, wenngleich vielleicht zumeist nur aus Opposition gegen die ihnen verhaßten Freien, am leichtesten zum Christenthume über. Ohne Zweifel — schließt Dr. Schwarz — ist ihnen in der Entwickelung dieser weiten, verheißungsvollen Gebiete noch eine große Rolle vorbehalten, und vielleicht wäre das gegenwärtig noch so schwere, wenn nicht geradezu unmögliche Werk der Erschließung der innersten Gebiete von Kamerun leicht durchzuführen, wenn man durch Unterhandlung und Geschenke diese Sklaven zu gewinnen verstehen würde.

Australien.

— In einigen Gegenden der australischen Kolonien macht sich eine beträchtliche Abnahme der Waldbäume bemerklich. Es war bereits von Peter Mc. Pherson vermuthet worden und wird neuerdings von K. H. Bennett bestätigt, daß die Opossums die Ursache dieser Zerstörungen sind. Bennett hat schon früher in Gipps Land in der Kolonie Viktoria Beobachtungen darüber angestellt. Dieser Landstrich wimmelte vor 25 Jahren von Opossums. Man kann sich von ihrer Menge einen Begriff machen, wenn man hört, daß eine Gesellschaft von vier Jägern sich zur Beschaffung von einer Viertelmillion Fellen zusammenthat und dieses Unternehmen in verhältnißmäßig kurzer Zeit durchführte. Die Vermehrung der Opossums war die Folge der schnellen Abnahme der Eingeborenen, welche früher dort sehr zahlreich waren und deren Hauptnahrungsmittel die Opossums bildeten. Bennett beobachtete, daß die von den Opossums angegriffenen Bäume fast ohne Ausnahme der „Red Gum" (Eucalyptus rostrata) und der „Yellow Bor" (Eucalyptus mellidora) waren. Zu gewissen Zeiten des Jahres scheinen die Blätter eines oder des anderen dieser Bäume dem Opossum schmackhafter zu sein, und sie pflegen dann Nacht für Nacht einen oder mehrere derselben in großen Schaaren (zuweilen über 30 Individuen) zu besuchen, bis fast alle Blätter verschlungen sind. Dann suchen sie frische Bäume auf. Wenn nach einem Monate die abgefressenen Bäume neue Schößlinge getrieben haben, so werden sie von Neuem attakirt und so weiter, zwei oder drei Monate lang, bis die Bäume schließlich ganz erschöpft sind und absterben. Auch mag zu ihrem Untergange der sinkende Urin der Thiere, mit denen die Bäume ganz imprägnirt werden, beitragen. In Neu-Süd-Wales fand Bennett die Bäume auf dieselbe Weise getödtet. In der Nachbarschaft von Melbourne dagegen wird nichts derartiges bemerkt; es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß es dort keine Opossums giebt.

— Der gefürchtete Blasenwurm (Echinococcus), welcher sich in der Leber und anderen Körpertheilen entwickelt und zuweilen den Tod des Befallenen herbeiführt, entsteht bekanntlich aus Eiern des im Hunde lebenden Hülsenband-

wurmes (Taenia echinococcus), welche zufällig in den Mund des Menschen gelangen. In keinem Erdtheile kommen nun, wie Dr. v. Lendenfeld in den „Zool. Jahrbüchern“ mittheilt, so viele durch Blasenwürmer verursachte Todesfälle vor, als in Australien. Die Bewohner der Städte und civilisirteren Gegenden werden von diesem Schmarotzer lange nicht so heimgesucht, wie die Bewohner des Urwaldes. Die meisten Fälle kommen in den wasserarmen Gebieten des Inneren und namentlich in jenen vor, wo Dingos (wilde Hunde) leben. Dagegen sind sie in den wasserreichen australischen Alpen, wo Dingos gleichfalls häufig sind, selten. Diese Thatsache ist leicht erklärlich. „In den Alpen giebt es genug Wasser und der Reisende wählt sich Quellwasser zum Trank. Im trockenen Inneren giebt es keine Auswahl, und man muß froh sein, wenn man überhaupt eine Pfütze mit süßem trinkbarem Wasser findet. Diese seltenen Wasserlöcher werden aber von den Hunden ebenso wie von den Menschen aufgesucht. Der durstige Wanderer — das weiß ich aus eigener Erfahrung — stürzt sich ohne Ueberlegung ins Wasser und säuft dasselbe, mag es durch Lehm noch so getrübt oder durch Algen noch so verschleimt sein, und mit dem Wasser mag da wohl auch häufig eine todbringende Bandwurmlarve verschluckt werden. Es wird nicht viele von Europäern bewohnte Landstriche geben, wo so elendes Wasser mit Genuß getrunken wird, wie im Inneren des australischen Kontinents.“ In den Städten und Ortschaften, wo man meist Regenwasser trinkt, ist die Gefahr einer Erkrankung durch Genuß von inficirtem Wasser großentheils ausgeschlossen. Aus dem Blasenwurme entwickelt sich wieder der Bandwurm, wenn mit ersterem behaftetes Fleisch in den Magen des Hundes gelangt. Da nun ein am Blasenwurme verstorbener Mensch wohl nie den Hunden zum Fraße dient, so muß der Blasenwurm auch in Thieren gedeihen. Obgleich es Dr. v. Lendenfeld nicht gelungen ist, ihn in Schafen (oder Känguruhs) nachzuweisen, so hält er es doch für wahrscheinlich, daß erstere die natürlichen Zwischenwirthe des Hülsenbandwurmes sind, und daß demselben viele der verderblichen Leberkrankheiten der australischen Schafe, welche gewöhnlich auf andere Ursachen zurückgeführt werden, zugeschrieben werden müssen. Außer in Australien wird der Blasenwurm besonders in Island gefährlich, „während zwischen diesen antipodial gestellten Inseln durch Taenia echinococcus verursachte Todesfälle zu den Seltenheiten gehören“.

— Die bisher nur langsam sich entwickelnde Kolonie Westaustralien hat im Jahre 1885 gute Fortschritte gemacht und wird es, in Folge des am Elvire River und an dem in ihn mündenden Brookman's Creek (Kimberley-Distrikt) entdeckten Goldfeldes, im laufenden Jahre noch mehr thun. Die Bevölkerung belief sich Ende 1885 auf 35 186 (+ 2 228); die Revenue ergab 323 213 Pfd. St. (+ 32 894 Pfd. St.); der Import bewerthete 650 391 Pfd. St. (+ 129 224 Pfd. St.) und der Export 446 692 Pfd. St. (+ 40 999 Pfd. St. gegen das Vorjahr). An Wolle wurden 1 968 000 Pfd. St. (+ 695 092 Pfd. St.) exportirt, und die Schafe vermehrten sich von 1 547 061 auf 1 702 700 Pfd. St.

Inseln des Stillen Oceans.

— Alfred Marche, dessen Reise auf Luzon und Palawan wir in der vorliegenden „Globus“-Nummer zu schildern beginnen, hat vom französischen Unterrichtsminister den Auftrag erhalten, auf dem Marianen-Archipele geographische, naturhistorische, anthropologische und ethnographische Untersuchungen auszuführen.

— In der Januarsitzung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft machte Moncelon auf das traurige Loos der Mestizenkinder auf Neu-Caledonien aufmerksam. Werden dieselben von ihren Müttern nicht alsbald nach der Geburt umgebracht, so bleiben sie als Stammsklaven im Heimathsdorfe derselben und haben trotz ihrer guten Beanlagung die grausamste Behandlung zu erdulden. Moncelon beantragt die Errichtung von Findel- und Waisenhäusern, aus denen allmählich eine Bevölkerung hervorgehen würde, welche auf die Europäer angewiesen und bildungsfähiger sein würde als die reinblütigen Eingeborenen.

— Die erste Nachricht, daß auch der bekannte Regierungsgeologe Dr. Hector seinen Tod bei der schrecklichen Katastrophe auf Neu-Seeland gefunden, hat sich glücklicher Weise nicht bestätigt; sie ist widerrufen worden, wie aus Wellington vom 27. Juni gemeldet wird. Die beiden Maori-Ansiedelungen, Ariki und Mourea am Taraweraberge, sind vollständig untergegangen. Die erstere ist 20 Fuß hoch mit Schlamm bedeckt, die letztere steht tief unter Wasser. Man hat keine Hoffnung, daß einer der Bewohner noch am Leben ist. Die vulkanische Aktion läßt nach, hat aber keineswegs aufgehört. So viel bis jetzt ermittelt, haben im Ganzen 8 Europäer und 97 Eingeborene ihr Leben verloren. Der frühere Rotomahana-See ist jetzt nichts weiter als eine siedende schlammige Masse. Die beiden berühmten Terrassen, welche das Centrum der Hauptaktion bildeten, sind vollständig vernichtet. Wo zuvor die Pink Terrace oder die Otuka puarangi lag, ist ein mächtiger Geiser entstanden, welcher seine Wasser 400 Fuß hoch emporspritzt. Zur Zeit ist keine weitere Gefahr vorhanden, es sei denn, daß die Gletscher von den Berghöhen herabstürzen.

Nordamerika.

— Die von Désiré Charnay (vergl. oben S. 160) am Popocatepetl gesammelten altmexikanischen Gräberbeigaben sind von Hamy katalogisirt worden und haben ihn zu einigen sehr interessanten Mittheilungen an die Pariser Anthropologische Gesellschaft veranlaßt (Séance du 12. avril 1886). Charnay hat an zwei Stellen gegraben. Die eine findet sich in über 4000 m Meereshöhe auf einem kleinen Plateau von 30 m Länge und 12 m Breite, 150 m oberhalb der Vegetationsgrenze. Hier hat Charnay, obschon die Gräber schon zum Theil umgewühlt waren, noch 370 gut erhaltene Gegenstände gefunden, welche gegenwärtig die Museen von Mexiko und Paris schmücken. Regellos eingewühlt lagen auf diesem, von den Indianern Tenenepanco genannten Platz eine Menge von Gräbern; die Skelette waren fast ganz zerstört; was gerettet werden konnte, gehörte Kinderleichen an. Jedes Skelett war von verschiedenartigen Artefakten umgeben, meistens gebrannten Thongefäßen verschiedener Art, dreifüßigen Tassen, Krügen, Töpfen, allem möglichen Kinderspielzeug; dabei fanden sich auch einige Gegenstände aus Obsidian und sogar einige fein polirte Sachen aus dem kostbaren grünen Stein, welchen die Mexikaner chalchihuitl nannten. Daneben finden sich Bilder des Götterpaares, welchem die Berge geheiligt waren, Tlaloc und seiner Frau Chalchiutlicue. Auch die Füße der Thongefäße werden meist von Köpfen der Thiere gebildet, welche diesen Göttern heilig waren; besonders häufig tritt die Schlange auf. Tlaloc war der älteste der in Mexiko verehrten Götter, der eigentliche Nationalgott der Nahuas, dessen Verehrung weit vor die Einwanderung der Acolhuas zurückreicht. Man verehrte ihn auf hohen Bergen; der höchste Gipfel der Bergkette von Tezcuco trug noch zur Zeit der Conquista seinen Namen und sein uraltes Bild, einen sitzenden Mann, der nach Nordosten schaute. Er hatte drei massive Goldringe am Arme, die einen Bruch verdecken sollten, den die Statue davongetragen hatte, als der letzte Fürst von Tezcuco, Necahualpilli, sie bei Seite schaffen ließ, um ein besser gearbeitetes Bild aus schwarzem Stein an ihre Stelle zu setzen. Aber dem Gott mißfiel der Tausch, ein Blitzstrahl zerschmetterte das neue Bild, und man setzte das alte wieder an seine Stelle, wo es stand, bis Zumarraga es zerstören ließ. Tlaloc gebot besonders über den Regen, von ihm hing darum die Fruchtbarkeit ab und man suchte seine Gunst zu gewinnen

durch das Opfern von Kindern. Hamy macht es im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß auch am höchſten erreichbaren Punkte des Rieſenberges ein Heiligthum des Gottes beſtand und daß Tenenepanco der Friedhof iſt, wo man die armen Opfer zur Ruhe bettete. Die Abweſenheit aller echt aztekiſchen Götter läßt vermuthen, daß die Gräber aus der Zeit vor der Einwanderung der letzten Eroberer ſtammen.

Die zweite Fundſtelle iſt das Thälchen Nahualac, etwa 200 m tiefer am Abhange gelegen. Auch hier finden ſich Reſte derſelben Art wie weiter oben, aber ſie ſind mit unzweifelhaft aztekiſchen Statuetten vermiſcht, unter denen der Sonnengott Teycatlipoca die Hauptrolle ſpielt. Dieſe Station muß alſo für jünger gelten als die obere, und dasſelbe gilt von einigen anderen Fundſtellen, welche noch einer genaueren Durchforſchung harren.

— Im „American Naturalist“ hält Barcena energiſch ſeine Angaben über den foſſilen Menſchen vom Peñon bei Mexiko aufrecht; die Reſte liegen in einem offenbar von Mineralquellen abgeſetzten kieſeligen Kalktuff, der außer ihnen nur Seemuſcheln (beſonders Paludiniden), aber keinerlei Artefakte enthält. In einer zwei engliſche Meilen entfernten ganz ähnlichen Ablagerung am Fuße der Sierra de Guadalupe hat man dagegen Topfſcherben und unmittelbar unter dieſen Mammuthsknochen gefunden.

— Im ſüdweſtlichen Mexiko, im Staate Chiapas, gegen die Grenze von Guatemala hin, lebt ein Stamm von wilden Eingeborenen (Indios bravos), die Lacandones, in deren Bezirk weder Mexikaner, noch zahme „Indios“, aus Furcht, erſchlagen zu werden, ſich hineinwagen [1]). Indeß wird von letzteren mit den Lacandones in der dem Ethnographen auch bei anderen Naturvölkern bekannten Weiſe Handel getrieben, daß man die zu ertauſchenden Güter am Saume eines Waldes und dergleichen den Tauſchwaaren gegenüberlegt u. ſ. w., ohne einander jemals zu Geſicht zu bekommen. Merkwürdig aber iſt hierbei, daß die Waare, gegen welche die Wilden ihren Indigo oder Cochenille eintauſchen — fette Hunde ſind, die ſie leidenſchaftlich gern verzehren und die zu dem Zwecke von ihren mexikaniſchen Nachbaren gezüchtet werden.

Etwas einigermaßen Analoges fand ich vor Jahren in der Argentiniſchen Republik vor, wo die Regierung den wilden, räuberiſchen „Indianern“ des Südens einen jährlichen Tribut von 4000 Pferden — peguas, Stuten, nennt ſie der Gaucho verächtlich, wir würden ſagen: „Schindern“ — zahlte, gegen welchen dieſe ſich verpflichteten, keine Einfälle in argentiniſchen Grund und Boden zu unternehmen. Auch dieſe Pferde dienten den Eingeborenen zur Nahrung, ſofern von einer ſolchen bei Kleppern, für welche die argentiniſche Regierung damals 3,20 Mark pro Stück bezahlte, überhaupt die Rede ſein kann.

[1]) Daß Dr. Charnay mit dieſen Lacandones friedlich verkehrt hat, iſt unſeren Leſern aus Bd. 46, S. 102 bekannt. Auf S. 101 deſſelben Bandes iſt eine Gruppe von Lacandonen nach einer Photographie abgebildet.

Südamerika.

— Das ſogenannte Orinocodelta iſt bekanntlich durchaus keine Bildung des Fluſſes, deſſen Schlammmaſſen ja von der Küſtenſtrömung alsbald nach Weſten entführt werden. Nach einer Mittheilung von Prof. Ernſt in Caracas (in „Nature“, 4. Februar) iſt es am Ende der Tertiärperiode entſtanden und zwar in Folge der Senkung des Feſtlandrandes, welcher damals, wie die Zoogeographie beweiſt, noch die Inſeln Grenada, Tobago und Trinidad mit einſchloß. Der alte Flußlauf hat ſich im heutigen Südarme des Orinoco erhalten, aber durch die Senkung des linken Ufers erfolgten verſchiedene Durchbrüche nach dieſer Richtung hin und bewirkten die Bildung der verſchiedenen Inſeln. Durch dieſelbe Senkung entſtanden der Golfo Triſte, der Golf von Coriaco und die Strandlagunen der Provinzen Cumana und Maturin, ſowie weiterhin der See von Carupana. Aus den damals mit verſunkenen organiſchen Subſtanzen iſt das Bitumen entſtanden, das man überall an der Küſte findet.

— Die geologiſche Erforſchung Braſiliens hat ſeit dem Tode des Prof. Hartt nahezu vollſtändig ſtillgeſtanden, da die Regierung in ihren finanziellen Schwierigkeiten dem Nachfolger Hartt's, Prof. Derby, keinerlei Mittel zur Verfügung ſtellen konnte. Nun iſt ſie wenigſtens für die Provinz Sao Paulo wieder aufgenommen worden, anläßlich der allgemeinen Vermeſſungen und der Unterſuchung bezüglich der Schiffbarkeit des Rio Paranapanema, zu der ſich Prof. Derby nur unter der Bedingung verſtand, daß dieſelbe ganz im Anſchluß an den Hartt'ſchen Plan zur Erforſchung des ganzen Reiches ausgeführt werde. Es wird ſomit eine vollſtändige Karte im Maßſtabe von 1 : 100 000 aufgenommen werden; das Perſonal beſteht mit Ausnahme Prof. Derby's ausſchließlich aus Braſilianern, und die nöthige Zeit iſt auf 10 Jahre berechnet. Die Vermeſſungen haben mit dem 25. Mai dieſes Jahres begonnen (American Naturalist).

— Ueber die Ausſichten, welche Einwanderer in Paraguay haben, äußert ſich Dr. K. von den Steinen (ſ. deſſen „Durch Central-Braſilien“, S. 227) folgendermaßen: „Es ſcheint in Paraguay zu ſein wie übrigens an manchen Orten anderwärts: bring Geld mit und du kannſt ein reicher Mann werden. Alles wächſt, was du pflanzeſt, der Boden iſt fruchtbar, dein Gut wird nicht durch ſchlimmere meteorologiſche Unbilden gefährdet, die Viehzucht iſt eine höchſt ergiebige Quelle des Wohlſtandes, deine Arbeiter endlich, die zuverläſſig und fleißig ſind, allerdings richtig behandelt ſein wollen, koſten 5 Dollars pro Monat, leben von Mandioca und ſind zufrieden, an einer beliebigen Stelle zu ſchlafen; du kannſt dein Haus mit europäiſchem Comfort ausſtatten, deine Zeitungen, deine Bibliothek halten, dir nach Geſchmack Liebhabereien erlauben, — kurz, du lebſt ſo gut wie ein etwas iſolirter Gutsbeſitzer in Deutſchland oder England und proſperirſt beſſer. Dagegen komm als unbemittelter Koloniſt mit leeren Händen: du findeſt ſofort für ſtramme Arbeit eine gute Unterkunft, — aber wenn du nicht eine Ausnahme von der Regel biſt, bleibt es dabei. Ueberlege deshalb wohl, ob es dich verlockt, nach Paraguay auszuwandern und den vielfachen Schwierigkeiten, die im Anfange zu überwinden ſind, die Stirn zu bieten, nur um ſchließlich wie ein wohlhabender Bauer daheim zu leben: das kannſt du haben; dann beſchäftige dich aber nicht mit ſtaatsverbeſſernden Projekten, ſondern arbeite für den Konſum im Lande.“

Inhalt: A. Marche's Reiſen auf Luzon und Palawan. I. (Mit ſieben Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: Monolithiſche Denkmale vom Mittelrheinlande. (Mit zwei Abbildungen.) — Alaska. III. (Schluß.) — Eine Pilgerſtadt in Indien. — Kürzere Mittheilungen: Ein Führer durch das Wallis. — Aus allen Erdtheilen: Aſien. — Afrika. — Auſtralien. — Inſeln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 25. Auguſt 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 13.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

A. Marche's Reiſen auf Luzon und Palawan.

II.

Gegen Ende des Jahres unternahm Marche einen Ausflug ins Innere, nach Jala-Jala, einer Pflanzung, welche von einem Franzoſen gegründet und beinahe immer im franzöſiſchen Beſitze geblieben iſt und ſich zu einer wahren Muſtereinrichtung geſtaltet hat. Eiſenbahn zum Transport des Zuckerrohres, Dampfſäge, Dampfmühle überraſchen hier den Beſucher. Der reizende Ort lockte zu längerem Aufenthalte, der jedoch durch verſchiedene Ausflüge unterbrochen wurde; wir übergehen die meiſten derſelben, um nur zu bemerken, daß die vorgenommene Beſteigung des Santa Maria nicht glückte, weil die Reiſenden auf dem letzten Drittel des Weges von einem heftigen Sturme überraſcht wurden, der ſie zur Rückkehr zwang. Weiter wurde nach der Seite des Stillen Oceans hin eine Reiſe nach der Inſel Polillo angetreten. Die Hängematten, in denen die Mitglieder der Geſellſchaft getragen wurden, hingen mittels Rotanſtricken an einem Bambu; das Ganze war durch ein Strohdach geſchützt; natürlich hat ein derartiges Beförderungsmittel manches Unbequeme, bei jedem Schritte beinahe kommt der Kopf mit dem Bambu in Berührung, und wenn es den Trägern einfällt, ihre Laſt nieder zu ſetzen, oder wenn ſie straucheln, muß der Reiſende ſich, um eine bekannte Redensart zu gebrauchen, freuen, daß er nicht von Glas iſt. Um ſich dieſen Genuß zu verſchaffen, hatte man je dem Träger täglich 5 Francs zu bezahlen und ihm außerdem die Koſt zu geben. Schön iſt der Weg durch die Bergwälder, denen das Unterholz faſt ganz fehlt; einer der am meiſten geſchätzten Bäume iſt der Molave (Vitex geniculata), der allen Angriffen der Termiten widerſteht; ſein Holz wird denn auch zu allen Bauten verwendet, welche der Feuchtigkeit ausgeſetzt ſind. Am dritten Tage wurde das Geſtade des Stillen Oceans erreicht und die Sonne wurde als ſehr erwünſchte Abwechſelung mit der Feuchtigkeit, der man in den Wäldern ausgeſetzt geweſen, freudig begrüßt; ſpät am Abend erſt wurde das Dorf Binangonan erreicht. Dieſer Ort iſt die Hauptſtadt des Bezirkes Infanta, an deſſen Spitze ein Kapitän ſteht. Mit Ausnahme der Inſel Polillo, welche eine Fiſcherbevölkerung hat, iſt dieſe Gegend ziemlich verlaſſen. Natürlich hatten die Bewohner nur Augen für die Fremden, unter denen ein ebenholzſchwarzer Indier am meiſten bewundert wurde; der Ausflug nach Polillo mußte des ſchlechten Wetters wegen aufgegeben werden, der Rückweg durch die Berge wurde unter ſtrömendem Regen angetreten und am 3. Februar befand ſich Marche wieder in Jala-Jala.

Bei einem Ausfluge nach Boſo-Boſo traf er im Gebirge nördlich vom Bay-See einen Amerikaner, der ſich hier niedergelaſſen hatte und die Eingeborenen mit allerlei vervollkommneten Maſchinen für den Ackerbau beglücken wollte; ſeine Mühe war vergebens; die Indier wollten den ſchon bei ihren Voreltern gebräuchlichen Pflug nicht aufgeben. Ein anderer Ausflug brachte unſeren Reiſenden nach den Minen von Angat; der Weg dorthin führt durch ein ungeheures Reisland; das Gebirge, welches ſich an daſſelbe anſchließt, iſt großentheils entwaldet; die gefällten Bäume haben die für die Erzſchmelzereien nöthigen Kohlen liefern müſſen. Dieſe Gießereien, nach einheimiſcher Art ſehr einfach, beſchäftigen ſich beinahe nur mit der Verfertigung von Pflugſcharen; das Eiſen iſt von feinem, ſehr

Fig. 1. Egyptian Glass Vessels.

Fig. 2. Egyptian Glass Vessels.

Fig. 3.—Position of Guard.

Fig. 1. Cocoa-nut palm, showing fruit in various stages of development. (Photograph by Dr. Wright.)

Fig. 2. Cocoa-nut palm, showing fruit in various stages of development. (Photograph by Dr. Wright.)

Spain, and the Spanish Armada was the result. Philip II. was a bigoted Catholic, and he had been married to Mary Tudor, Queen of England, who had persecuted the Protestants. He had also been a suitor for the hand of Elizabeth, who had refused him. Philip was a powerful monarch, and he had at his command the wealth of the Indies. He was also a man of great ability, and he had a large army and navy. He was determined to conquer England, and he had a large fleet of ships, called the Armada, which he sent to attack England. The Armada was defeated by the English fleet, and Philip was forced to retire. The defeat of the Armada was a great victory for England, and it established the supremacy of the English navy. It also had the effect of preventing the spread of Catholicism in England, and it secured the Protestant religion in that country. The defeat of the Armada was a great event in the history of England, and it is celebrated as a national holiday.

Farini's Reiſe in der Kalahari-Wüſte[1]).

Der Bericht über die vorliegende Reiſe iſt in verſchiedenen Kreiſen mit einem gewiſſen Mißtrauen aufgenommen worden, welches wohl mehr durch die Art der Darſtellung und die äußeren Verhältniſſe des Reiſenden, als durch den Inhalt des Buches eigentlich gerechtfertigt iſt. Herr Farini war nämlich, ehe er die Reiſe antrat, was die Amerikaner einen „Showman" nennen, und hatte unter Anderem dem Publikum einige ſogenannte Erdmänner aus der Kalahariwüſte vorgeführt. Sie wurden von einem miſchblütigen Jäger, Namens Kert, begleitet, deſſen Erzählungen von fruchtbaren Savannen, von Wäldern voll Wild die Kalahari zu einem Paradieſe für den Jäger machten. Dies, ſowie Mittheilungen über Diamanten, welche allerdings anfänglich mit einem gewiſſen Mißtrauen aufgenommen wurden, dann aber durch bei den Erdmännern gefundene Edelſteine eine ſcheinbare Beſtätigung erhielten, lockten Herrn Farini, jene wenig bekannten Gegenden zu beſuchen, wo er überdies eine gute Gelegenheit für Viehzucht zu finden und ſeine in Amerika beſtehenden Unternehmungen dieſer Art in größerem Maßſtabe fortzuſetzen hoffte.

Auf ſeiner Reiſe begleitete ihn ein Photograph, der unter dem Namen Lulu die Beſucher des von Herrn Farini geleiteten Cirkus oft in Erſtaunen geſetzt hatte.

Nach ſeiner Rückkehr ließen die Berichte des Reiſenden die von ihm gemachten Entdeckungen wohl in einem etwas zu günſtigen Lichte erſcheinen; dazu kam noch, daß die von ihm beſuchten Gegenden durchaus nicht ſo unbekanntes Land waren, wie er dies anzunehmen ſchien — Livingſtone, Galton, Parker, Chapman, Dr. Fritſch, Dr. Holub u. A. hatten ſie vor ihm beſucht — und endlich läßt ſich nicht leugnen, daß er allerlei merkwürdige Abenteuer gehabt haben will; der Zufall ſcheint ihm, ſeiner Erzählung nach, in einer Weiſe günſtig geweſen zu ſein, wie ſich deſſen gewiß nur wenige Sterbliche rühmen können. Wenn man aber von dem romantiſchen, abenteuerlichen Beiwerke abſieht und auf den Kern der Sache eingeht, wenn man Farini nicht in ſeiner übertriebenen Auffaſſung von dem Werthe ſeiner Beobachtungen folgt, die er als ebenſo viele Entdeckungen hinſtellen möchte, ſo wird man das Buch gewiß nicht aus der Hand legen, ohne Dankbarkeit gegen den Verfaſſer zu fühlen, der uns mit manchen Eigenthümlichkeiten bekannt macht.

Wir wollen nun in Folgendem nur ganz im Allgemeinen auf ſeine Reiſen und gar nicht auf ſeine Jagdgeſchichten eingehen, ſondern bloß einzelne charakteriſtiſche Züge, beſonders über die Bevölkerung der von ihm beſuchten Gebiete, hervorheben. Die Kalahari-Wüſte, der Schauplatz ſeiner Reiſen, nimmt den mittleren Theil des ſüdlichen Afrika nördlich von dem Oranjefluſſe ein; ſie liegt etwa 1000 m und mehr über dem Meere, zwiſchen Damara- und Groß-Namaqualand einerſeits und Bechuanaland andererſeits, und erſtreckt ſich von Süden nach Norden mehr als 10 Grade weit.

Unter den Bewohnern des Landes ſind es in erſter Linie die Buren, welche unſere Aufmerkſamkeit erregen. Es wird nicht nöthig ſein, hier auf die verſchiedenen Urtheile hinzuweiſen, welche über dieſelben gefällt ſind; fügen wir gleich hinzu, daß die von Farini ausgeſprochene Anſicht wohl das ſchwärzeſte Bild von ihnen giebt, welches uns je zu Geſicht gekommen iſt. Er beſchreibt ſie als einen unwiſſenden, habgierigen Menſchenſchlag, deſſen Angehörige jedem Fortſchritte abgeneigt ſind und keinen ſehnlicheren Wunſch kennen, als in ihrem Schmutze allein gelaſſen zu werden. Daß ein Amerikaner das Unabhängigkeitsgefühl des „Afrikaners" in dieſer Weiſe auffaßt, iſt wohl nur durch ein gewiſſes Haſchen nach Effekt zu erklären. Sie behandeln den Eingeborenen mit größter Härte, heißt es weiter, und ſchon darum ſcheint es unbegreiflich, daß engliſche Staatsmänner ihnen eine gewiſſe Sympathie entgegenbringen. Aehnliches iſt bekanntlich ſchon öfter erzählt worden, und vielleicht iſt dieſe Auffaſſung von einem gewiſſen Standpunkte aus auch nicht unberechtigt zu nennen. Farini geht aber weiter als die meiſten ſeiner Vorgänger, indem er die Buren ſowohl der Unehrlichkeit als abſcheulicher Laſter beſchuldigt, denen ſie neben ſcheinbarer Frömmigkeit fröhnen ſollen, ſo daß wir ſie zum Ueberfluſſe auch als Heuchler kennen lernen. Welch merkwürdiger Gegenſatz mit der Meinung eines anderen Reiſenden der neueſten Zeit (J. A. Froude in Oceana)! Wir müſſen daher einen Augenblick bei Farini's Schilderungen verweilen; nicht unmöglich, daß eine Art von Widerſpruchsgeiſt — Froude ſpricht mit Vorliebe von „the honest Boer" — unſeren Autor angetrieben hat, aus einzelnen Fällen ein allgemeines Urtheil abzuleiten. Die Unehrlichkeit ſoll durch einen Fall bewieſen werden, wo eine verlorene Börſe vermuthlich in dem Hauſe eines Buren abhanden gekommen ſei, der aber bei Nachfrage nichts davon wiſſen wollte! Und das Andere? Wir wollen Farini ſelbſt darüber hören. „Am nächſten Morgen wurden wir ſchon vor Tagesanbruch durch die Stimmen der Familienmitglieder unſeres Buren und ſeiner Dienſtboten aufgeweckt, welche Pſalmen ſangen — ein Beweis von häuslichem Glück, wenigſtens, wenn nicht von religiöſem Drange. Der Pſalmen ſingende alte Heuchler und ſeine Söhne waren Väter von Kindern, welche von einer eingeborenen Mutter erzeugt waren; doch lebten alle recht glücklich in demſelben Zelte zuſammen." Und darauf hin Beſchuldigungen gegen einen ganzen Stamm! Charakteriſtiſch ſind ſeine Erzählungen allerdings manchmal, wie die folgende beweiſen mag.

„Nicht weit von Prieska hielten wir vor dem Hauſe eines Buren an, deſſen Tochter gerade im Begriffe war, ſich zu verheirathen. Die Farmer aus dem ganzen Diſtrikte waren mit ihren Familien erſchienen; da ſie erkannten, daß ich kein Handelsmann war, hielten ſie mich für einen Engländer und wieſen mich daher aus dem Hauſe. Es war nicht ganz leicht, ſie zu überzeugen, daß ich nicht der gehaßten Nation angehöre; als ſie aber dieſen Umſtand einmal begriffen hatten, waren ſie, in ihrer Art wenigſtens, recht vertraulich. Als ſie hörten, daß ich über England nach dem Kap gekommen, fragten ſie, ob ich die Königin geſehen habe. Wie ſieht ſie aus, wie viel Soldaten, wie viel Zimmer hat ſie in ihrem Hauſe? Nachdem ich ihre Fragen ihren Begriffen gemäß beantwortet, erzählte ich, die Königin

[1]) Through the Kalahari Desert. A Narrative of a Journey with Gun, Camera & Note Book to Lake N'Gami and back. By G. A. Farini, London. Sampson Low, Marston, Searle & Rivington 1886.

beſitze verſchiedene Paläſte und hundert Zimmer in jedem. „Wie viel Zimmer, ſagtet ihr?“ fragte der Hausherr, indem er ſeinen würdigen Nachbar verſtändnißvoll anſah. „Einhundert“, ſagte ich. „Wie viel Vieh hat denn die Königin?“ Das war ein ſcharfes Examen! Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte und erwiderte: „50 Stück etwa.“ Da leuchtete ein wenig Intelligenz in den Zügen des Mannes auf, als er näher zu mir kam und mit aufgehobener Hand zu mir ſagte: „Ihr lügt uns Buren was vor. Wie kann die Königin ſo viele Gemächer und ſo wenig Vieh haben? Sie würde ja gar nicht Dünger genug bekommen, um den Flur ihrer Gemächer gut zu unterhalten, geſchweige denn neu machen zu laſſen.“

Die Buren ſind ſchlimme Herren für die Buſchmänner, nicht nur wegen der grauſamen Behandlung, die ſie ihnen manchmal angedeihen laſſen, ſondern auch, weil ſie durch ihr bloßes Erſcheinen im Lande den Eingeborenen den Kampf ums Daſein erſchweren. Das Hochwild wird durch die Heerden aus dem Lande vertrieben, das kleine Wild kann der Buſchmann nicht jagen, da man ihm ſeine Bogen und vergifteten Pfeile überall abnimmt. Dadurch iſt er zum Stehlen gezwungen, und wenn er ſich ein derartiges Vergehen zu ſchulden kommen läßt, nimmt man ihm ſeine Freiheit, die er ſo hoch ſchätzt. Kann man ſich verwundern, daß er ſich der Gefangennehmung ſo verzweifelt widerſetzt. Doch die fortſchreitende Civiliſation hat kein Ohr für den Nothſchrei dieſer Armen, die ſie erdrückt, wenn ſie ihr im Wege ſtehen. Nach dieſer Aeußerung ſeines Mitleides erzählt er, daß er endlich glaubte, Froude's „Ehrlichen Buren“ gefunden zu haben, doch auch der entpuppte ſich als ein Scheuſal, das aus reinem Muthwillen einen armen Buſchmann halb zu Tode geprügelt hatte.

In Hopetown hörte Farini, daß man in den Läden den Buren auf die Finger ſehen müſſe; wenn ſie Sonntags dem Herrn gedient haben und die Kirche verlaſſen, machen ſie in den Läden ihre Einkäufe, ſuchen aber auch wohl etwas ohne Bezahlung in ihren Beſitz zu bringen. „Wenn wir ſie dabei erwiſchen“, ſagte ein Ladenbeſitzer, „ſchreiben wir es auf ihre Rechnung, nicht bei der Polizei, ſondern auf wirkliche Rechnung und gewöhnlich bezahlen ſie, ohne Umſtände zu machen.“

Durch den Zuſammenfluß ſo vieler Raſſen ſcheint eine gemiſchte Bevölkerung zu entſtehen, welche die Eingeborenen ganz erdrückt. Manchmal werden durch die Raſſenmiſchungen ganz eigenthümliche Erſcheinungen hervorgerufen; ſo findet man in einer Beſchreibung der Begegnung mit Dirk Verlander, dem Baſtard-Kapitän, manches Intereſſante, wovon wir einiges hier folgen laſſen.

An einem Sonntage erreichte die Karawane Mier, ein Konglomerat von ſchlechten Hütten, zu deren Bedeckung jedes Material gebraucht war, was man bei der Hand gehabt hatte, auf einer offenen, ſteinigen Stelle, deren einziger Vorzug der war, daß man dort keinen Sand antraf. Mitten darin ſteht ein mit Stroh gedecktes und mit Lehm beworfenes ſteinernes Haus. Es war das Haus des Häuptlings, der die Reiſenden am Thore empfing. Ein großer, wohlgebauter, dunkelbrauner Mulatte, mit großen, ſchönen Augen, die, wenn er ſprach, funkelten, und einem fortwährenden Lächeln auf dem Geſichte, ließ zwei Reihen feſter, weißer Zähne ſehen, konnte aber einen ſchlauen Zug nicht verbergen. Er war in Hemdsärmeln, deren urſprüngliche Farbe unkenntlich geworden war, die Beine ſteken in einem Paar Lederbeinkleidern und ein Paar Feldſchuhe bedeckten ſeine Füße theilweiſe. Man trat in das Haus ein, wo den Fremden Stühle angeboten wurden. In einer Ecke des viereckigen Raumes ſtand ein ſchmales hölzernes Bettgeſtell, welches mit harten Ochſenfellen bedeckt war; in einer zweiten Ecke befanden ſich einige blau angeſtrichene Kiſten, welche die Sitze eines Wagens zu bilden beſtimmt waren; in der dritten Ecke lagen einige Ochſenjoche und in der Nähe der Thür hing ein Eimer mit Waſſer, an welchem ein Trinkgefäß befeſtigt war. Mitten auf dem aus Kuhmiſt beſtehenden Flur lag ein Haufen von Antilopenhäuten (Springbock, Antilope euchore), auf welchem Ziegen und kleine Kinder mit einander ſpielten. Im Dachſtuhle hatte verſchiedenes Geflügel einen ruhigen Sitz eingenommen. Der Raum war voller Männer, während verſchiedene Frauen aus- und eingingen; durch ihre nachläſſige Haltung unterſchieden ſie ſich von den eingeborenen Frauen, welche ſich gerade hielten. Die Lage fing an unangenehm zu werden, da Kert, der Abgeſandte Farini's, welcher ſeine Ankunft angekündigt hatte, etwas geflunkert zu haben ſchien: ſein Herr wünſche der Rathsverſammlung eine Botſchaft der Königin von England zu bringen, hatte er angekündigt, und große Erregung entſtand, als Farini dies verneinte. Kert aber machte ſeine Eigenmächtigkeit wieder gut; er erklärte, ſein Herr ſei ein Freund der Farbigen, er wünſche Land zu kaufen und habe einen Schutzbrief von der Regierung. Farini fing den Wink auf und verhandelte in dieſer Richtung weiter. Das Recht Verlander's auf das Land ſcheint allerdings nur durch die Thatſachen begründet; er hatte ſich nach der Auswanderung dem Jan Africander widerſetzt und war ſchließlich als „Kapitän der ausgewanderten Baſtarde“ anerkannt worden. Jedes Jahr breitete ſich die Kolonie aus, die Leute lebten hauptſächlich von der Jagd in der Kalahari-Wüſte, und je größer ihre Zahl wurde, deſto mehr mußten ſie ſich ausdehnen. Sie zogen immer weiter nördlich, was ſie dadurch ermöglichten, daß ſie Brunnen gruben; Händler folgten ihnen und erzielten manchmal bei dem Federnhandel einen großen Gewinn. Die Preiſe waren damals 40 bis 70 Pfd. St. pro Pfund, während ſie jetzt nur noch 5 bis 10 Pfd. St. betragen.

Dieſe Leute ſind ſehr leichtherzig und verbrauchen den Ertrag ihrer Jagd, den ſie als Vorſchuß in der Geſtalt von Waaren empfangen, ſchon im Voraus. Vom Kapitän angeſtellte Feldkornetts handhaben die Geſetze; jeder ſeiner Unterthanen beſitzt ein Stück Land, von welchem der Kapitän eine Abgabe empfängt. Geld beſitzt man allerdings nicht; junge und ältere Thiere ſtellen die verſchiedenen Werthe vor. Ueber Zeit hat man ſehr unbeſtimmte Begriffe, man deutet ſie durch Hinweis auf den Stand der Sonne an; noch ſchlimmer iſt es mit der Entfernung: „gerade dort drüben“ bedeutet etwa eine halbe Stunde, „eine halbe Stunde“ heißt ſechs Meilen zu Pferde. Das Urtheil Farini's über dieſe Baſtarde iſt ebenſo ungünſtig, wie das über die Buren. Sie ſind arm an Heerden, während ſie reich ſein könnten, wenn ſie nur etwas mehr Energie beſäßen. Daß in jener Gegend durch Anſtrengung und Thätigkeit viel zu erreichen iſt, zeigt folgendes Beiſpiel:

Ein gewiſſer Rautenbach, ein weißer Händler, kam dorthin um zu jagen und warb eine Menge Buſchmänner zu dieſem Zwecke an. Er verdiente viel Geld und gab Verlander etwa 1500 Pfd. St. Kredit, als Bezahlung gab ihm dieſer unter Zuſtimmung ſeines großen Rathes Ländereien, welche ſich von Mier etwa 60 engl. Meilen nach Süden, nach Weſten aber bis zur Grenze von Betſchuanaland ausdehnten. Dieſes Gebiet verſorgte nun Rautenbach zuerſt durch Brunnen und Reſervoirs mit Waſſer, und trieb dann mit Erfolg Viehzucht, ſo daß er jetzt zum Aerger der Baſtarde dort eine blühende Unternehmung, eine Oaſe in der Wüſte geſchaffen hat.

Nach manchen Verhandlungen wurde die Reiſe fortgeſetzt; drei Tage lang führte der Weg durch Sanddünen und dann

in den Sama-Gürtel, wo die durſtigen Thiere losgelaſſen wurden. Sama wird die wilde Waſſermelone genannt, welche für Menſchen und Thiere in der Wüſte einen unſchätzbaren Werth beſitzt; ſie liefert Nahrung und Getränk, trägt in einem Jahre zweimal, und als Farini ſie zum erſten Male ſah, lagen die Früchte der erſten Ernte, hart und trocken, mit reifem ſchwarzem Samen, auf dem Boden, während die der zweiten Ernte in der Bildung begriffen waren. So lange die reife Frucht nicht vom Regen benäßt wird, verdirbt ſie nicht.

Die Jagdabenteuer, welche die Wüſte den Reiſenden verſchaffte, können wir ruhig übergehen, obwohl ſie manche Mittheilungen, namentlich über die Thierwelt, einſchließen, welche wohl der Beachtung werth ſind. Aber auf einem der Jagdzüge ſtieß man auf alte Bauwerke, eine lange Linie von Stein am Fuße eines Berges, deſſen Namen keiner der Begleiter kannte; die Mauer erſtreckte ſich wohl eine engl. Meile weit und war zum Theil im Sande begraben. Im Ganzen beſchrieb ſie einen ovalen Bogen; auf der inneren Seite derſelben befanden ſich in Zwiſchenräumen von etwa 40 Fuß Haufen von Mauerwerk in der Form von Ellipſen, zum Theil aus maſſivem Felſen gehauen, zum Theil künſtlich zuſammengefügt. Die angeſtellten Nachgrabungen hatten den Erfolg, daß man beinahe in der Mitte des Bogens in geringer Tiefe einen aus großen Steinen beſtehenden Flur antraf. Die äußeren Steine lagen rechtwinkelig zu den inneren; ein ähnliches Pflaſter in der Form eines Malteſer Kreuzes, in deſſen Mitte eine Säule oder ein Altar geſtanden zu haben ſchien, ſchnitt den erſten Flur. Inſchriften oder Hieroglyphen wurden nicht gefunden. Drei Tage ſpäter wurde der Ki-Ki-Berg erreicht. Die Stelle, wo die Ruinen gefunden wurden, ſoll ſich etwa auf $23^1/_2{}^\circ$ ſüdl. Br. und $21^1/_2{}^\circ$ öſtl. L. befinden. Auf dem Rückwege von Mier nach den ſchönen Fällen des Orange-Fluſſes traf man zahlreiche Niederlaſſungen, worunter auch einige von Europäern; die von den Fällen genommenen Photographien belohnten für die Anſtrengungen des Weges.

An vielen Stellen werden Schlangen erwähnt und intereſſant iſt die Mittheilung über deren Biſſe und die Behandlung derſelben, welche ſehr an die Entdeckungen Paſteur's erinnert. Die erſte Anwendung der Methode ſah Farini bei Thieren; drei Ochſen waren gebiſſen worden, ein Buſchmann machte eine leichte Einſchneidung neben der verwundeten Stelle und rieb dieſelbe mit einem Pulver ein, deſſen Hauptbeſtandtheil die getrockneten Giftſäcke einer anderen Schlange waren. Der Mann war ſeiner Sache ſo ſicher, daß er, um eine Probe abzulegen, ſich von einer ausgewachſenen Schlange in den Fuß beißen ließ, er behandelte ſich in gleicher Weiſe durch Einimpfung, trank aber außerdem, nachdem die Schlange getödtet war, einen Tropfen Gift aus dem Giftſacke, wodurch er in eine lange Betäubung fiel, während welcher die Anſchwellung zuerſt ſchnell zunahm, dann aber nachließ. Am nächſten Tage wurde die Einimpfung wiederholt, die Anſchwellung verſchwand in derſelben Nacht und in vier Tagen war er wieder ganz wohl. Aehnliche Mittel ſollen unter der Halbblut-Bevölkerung in der Kap-Kolonie allgemein gebräuchlich ſein.

Die Entdeckung eines Stammes kleiner Menſchen in einer von Forſchern wiederholt beſuchten Gegend ſcheint ſo auffallend, daß wir uns nicht verſagen können, hier den Bericht Farini's ziemlich vollſtändig folgen zu laſſen. Das erſte Exemplar dieſer Raſſe traf man, als man einen verwundeten Händler, welcher einen derſelben angehörigen Sklaven bei ſich führte, Hilfe leiſtete. Am See N'gami machte dieſer kleine Mann auf eine Gruppe kleiner Hütten aufmerkſam, welche, wie er ſagte, von Leuten ſeines Stammes bewohnt wurden. Wirklich ſah man eine Gruppe derſelben, die ſich jedoch bald den Blicken entzog und an demſelben Tage nicht mehr zum Vorſchein kam.

Am folgenden Tage jedoch näherte ſich eine Gruppe von ſieben oder acht dieſer braunen Geſchöpfe dem Wagen ſehr vorſichtig, ſie waren alle vollkommen nackt. Ihrer Größe nach hätte man ſie in einiger Entfernung leicht für Kinder halten können, aber in größerer Nähe bewieſen die Runzeln ihrer — den Zügen nach den Buſchmännern ſehr ähnlichen — Geſichter, daß man erwachſene Männer und Frauen vor ſich hatte. Alle waren auf Wangen, Armen und Schultern tatuirt; es waren kurze, gerade blaue Striche ohne weitere Verzierung und alle bis zu dem kleinen Säuglinge herunter hatten ein beſonderes Stammeszeichen; das erſte Glied des kleinen Fingers beider Hände fehlte. Zuerſt waren ſie ſehr ſcheu, doch dies änderte ſich bald und in wenigen Tagen war man mit dem Häuptlinge und ſeiner Familie auf dem beſten Fuße, indem ſie ſich meſſen ließen und freimüthig Fragen ſtellten, ſowie auch in derſelben Weiſe antworteten. Der Stamm trägt den Namen M'Kabba. Sie leben in Monogamie und ſind der einzige Stamm, bei welchem die Beſchneidung nicht gebräuchlich iſt. Der Häuptling war ein kleiner Mann, 4 Fuß 1 Zoll (engl.) hoch, ſeine Frau einen halben Zoll größer, die beiden Töchter genau von der Größe des Vaters. Eine derſelben hatte zwei Kinder, die andere deren eins; die kleinen Geſchöpfe mit ihren niedlichen olivenfarbigen Geſichtern und funkelnden ſchwarzen Augen ſahen ſehr lieb aus, leider wird der Eindruck etwas zerſtört durch den watſchelnden Gang und den hervortretenden Bauch. Der kleine Häuptling war ſeiner eigenen Schätzung nach ein ſehr bedeutender Mann und wollte ſeinen Untergebenen, wie es ſchien, nicht erlauben, ſich den Weißen zu nähern, wenigſtens waren die Leute nicht ſo vertraulich, wenn er dabei war, und nach mehreren Tagen noch liefen ſie, wenn die Weißen ihnen unerwartet in den Weg traten, weg und verſteckten ſich, namentlich die jüngeren Mitglieder des Stammes, hinter einer Hütte, mit dem Geſichte im Sande. Eines Tages ſah Farini ein kleines Mädchen, welches, hinter einem Strauche verſteckt, ihn betrachtete. Als er auch ſchnell hinter denſelben trat, warf es ſich auf die Erde und fing laut an zu ſchreien. Dieſe Leute ſcheinen weniger Bedürfniſſe zu haben als alle anderen, die er je getroffen hat. Wenn die Waſſermelonen gut gerathen ſind, leben ſie ganz von denſelben und werden fett dabei durch den Genuß des an Oel reichen Samens, aus welchem ſie Kuchen backen. Fehlen dieſe Früchte, ſo müſſen die wilden Melonen (Sama) deren Stelle erſetzen, und fehlen auch dieſe, ſo begnügen ſie ſich mit verſchiedenen Arten von Wurzeln, welche die Frauen ſuchen, und kleinem Wilde, welches die Männer erbeuten. Unter den Wurzeln ſpielt eine Trüffelart eine große Rolle; im Sande geröſtet oder in Oel gebacken iſt ſie ausgezeichnet.

Auf der Jagd gebrauchen dieſe Pygmäen den Bogen und vergiftete Pfeile. Das Gift wird aus den Knollen einer fächerförmigen Pflanze bereitet, deren bräunlichweißer Saft etwa die Konſiſtenz von Milch hat; derſelbe wird ganz eingekocht und das Gift der gelben Kopra zugefügt. Doch wird auch der Saft ohne daſſelbe verwendet. In beiden Fällen wird das Gift mit etwas Lehm vermiſcht und der Pfeil gerade hinter dem Widerhaken beſtrichen; wenn ein ſolcher Pfeil weit genug in die Haut einer Antilope eindringt, um das Fleiſch zu berühren, muß das Thier innerhalb einer Stunde ſterben.

Ein erbeutetes Thier wird ganz verſpeiſt, nicht einmal Haut und Knochen werden übrig gelaſſen. Farini erzählt: „Wir gaben ihnen eines Tages eine Kudu (Antilope strepsiceros), um zu ſehen, was ſie mit dem Thiere anfangen würden. Sie hatten dieſelbe bald abgezogen und die Eingeweide waren das erſte, was ſie aßen, dann kam das Fleiſch, welches zum Theil roh, zum Theil gewärmt verzehrt wurde; dann kam die Reihe an die Haut, welche ſie zuvor röſteten, und endlich wurden die Knochen mit Steinen zermalmt und dann auch verſchlungen. Sie hörten nicht eher auf, als bis nichts mehr übrig war. Trotz ihrer kleinen Figur zeigten ſie ſich hinſichtlich ihrer Vertilgungsfähigkeit vollkommen den Buſchmännern ebenbürtig; nach dem Mahle trat allerdings bei Allen der Unterleib ſo hervor, als ob er berſten wolle.

Als die ganze Geſellſchaft photographirt werden ſollte, erſchienen ſie im Feſtgewande, d. h. ſie hatten neue Taſchentücher um den Kopf gewickelt. Nach der Aufnahme wurden ſie mit Kaffee und Weizen bewirthet, ſie wollten jedoch aus Furcht vor Vergiftung nichts nehmen, bis die Gaſtgeber mit gutem Beiſpiel vorangegangen waren.

An demſelben Tage beſuchte man ſie in ihrem armſeligen Lager; die meiſten ſchliefen ſchon ganz zuſammengekauert unter einem Buſche oder einem einfachen aus Gras gebildeten Dache. Gegen die wilden Thiere ſuchen ſie ſich durch Feuer zu ſchützen, die ihnen ſelbſt aber häufig gefährlich werden, wie zahlreiche Brandwunden beweiſen. Als man mit ihnen auf vollkommen vertrauten Fuß gekommen war, wurden Unterhandlungen angeknüpft, um ſie zur Reiſe nach Europa zu bewegen. Hier ſpielten denn auch Schilderungen der Wunder, welche ſie dort ſehen ſollten, eine große Rolle. Das Merkwürdigſte für die Wüſtenkinder war die Mittheilung, daß in England eine Frau herrſche; ſie zeigten ſich ſehr erſtaunt darüber, daß man im ganzen Lande keinen Mann finden könne, der für die Regierungsgeſchäfte tauglich ſei. Nachdem der Verlauf der Unterhandlungen anfänglich ein ſehr günſtiger war, zerſchlugen ſie ſich zuletzt und Farini hatte nicht das Vergnügen, einige dieſer Leute nach Europa zu bringen.

A. H. Keane, der den Reiſebericht von Farini in der „Academy“ ziemlich ſcharf behandelt, iſt ſehr verwundert darüber, daß dieſes Zwergvolk, der Beſchreibung nach kleiner als jeder andere ſchon bekannte Stamm, der Aufmerkſamkeit eines Livingſtone und Anderer entgangen ſein ſolle und ſagt ſchließlich: „Herrn Farini wäre alſo die Ehre vorbehalten, die kleinſte Raſſe entdeckt zu haben; doch iſt es bekannt, daß von Laien ausgeführte anthropometriſche Unterſuchungen manchmal der Verbeſſerung bedürfen und es möchte vielleicht angewieſen ſein, bis zum Eintreffen näherer Mittheilungen unſer Urtheil aufzuſchieben.“

Das Ergebniß ſeiner Reiſe, wie es Farini in den Proc. R. Geogr. S. zuſammengeſtellt hat, iſt etwa folgendes: Das Klima in der Kalahariwüſte iſt für den Europäer vollkommen geſund, da die Tage nicht übermäßig heiß (80° F.), die Nächte kühl ſind. Im Winter ſinkt die Temperatur auf 60° F. bei Tage und in den Nächten bis zu dem Gefrierpunkte. Der Name Wüſte iſt nicht gerechtfertigt; die Folgen der zeitweiſe herrſchenden Trockenheit wären durch Bewäſſerungsanlagen leicht unſchädlich zu machen, mit einem Worte, für tüchtige Leute würde die Kalahari ein günſtiges Feld für Anſiedlung bieten. Allerdings bildet der ſchwierige Zugang dorthin jetzt noch ein bedeutendes Hinderniß; jedenfalls müßten längs des Weges Brunnen gegraben werden. Die Buren möchten ſich gern in Beſitz des Landes ſetzen, und dies müßte möglichſt verhütet werden.

Auch in der Sitzung der R. Geogr. S., wo die Abhandlung vorgeleſen wurde, hörte man den Einwurf, daß Farini die Sache in zu roſigem Lichte betrachtete. — Sehr werthvoll iſt der Anhang, welcher Mittheilungen über die Flora, die Fauna und die Geologie der Kalahariwüſte enthält.

Der Alpenföhn in ſeinem Einfluſſe auf Natur- und Menſchenleben[1]).

Der Verfaſſer dieſer intereſſanten und bei dem gegenwärtigen Stande der Theorie des Föhns zeitgemäßen Abhandlung bringt uns in derſelben im Zuſammenhange Alles, was ſich bezüglich der Einwirkung des Föhns auf Natur- und Menſchenleben in den beſten Werken bedeutender Alpenforſcher zerſtreut findet, und verfehlt nicht, eigene Bemerkungen bezüglich jener Einwirkung einzuflechten. Die Anordnung des Stoffes iſt in der Weiſe geſchehen, daß im erſten Hauptabſchnitte der Einfluß des Föhns auf die unorganiſche Natur mit den Unterabtheilungen: Klima, Schneedecke, ſowie Umgeſtaltung des Bodenreliefs, und im zweiten Hauptabſchnitte der Einfluß des Föhns auf die organiſche Natur behandelt wird, wobei ſich ſelbſtverſtändlich die Unterabtheilungen: Pflanzenwelt, Thierwelt und Menſch ergeben.

Treten wir in eine kurze Beſprechung der einzelnen Abſchnitte ein.

Hinſichtlich des Klimas iſt zunächſt die Eigenthümlichkeit des Föhns beſonders hervorzuheben, daß unter ſeiner Herrſchaft die Wärme ſchnell zunimmt und, da ſein Erſcheinen vorzüglich in die kühle Jahreshälfte fällt, ſich zu Wärmegraden ſteigert, die z. B. am 8. Januar 1877 zu Altſtätten das Tagesmittel um + 17,2° C. vom normalen abweichen ließen. Da der Föhn regelmäßig in der kühlen Jahreshälfte in den nach N offenen Thälern der Reuß, des Rheins ꝛc. auftritt und zwar in ſolcher Häufigkeit, daß Bludenz z. B. das Jahr über einen Monat Föhn hat, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn ſich dieſer wärmeerhöhende Einfluß des Föhns ſelbſt im Jahresmittel, noch mehr im Wintermittel der Temperatur kund giebt. So kommt es denn, daß die Hauptföhnorte ſämmtlich mildere Wintertemperaturen haben, als die nächſten Nachbarorte ohne Föhn und ſelbſt ſolche Orte, welche ſüdlichere Lage beſitzen. Hierauf gründet ſich zum Theil auch das Vorhandenſein von klimatiſchen Winterkurorten, wie Seelisberg, Schönegg, Gerſau ꝛc. im Reußthale reſp. am Vierwaldſtätter See. Wenn aber der Verfaſſer auch die Erſcheinung der Temperaturzunahme mit der Höhe im Winter dem Föhn zuſchreibt, ſo glaubt Referent doch dieſer Behauptung widerſprechen zu müſſen. Dieſe Erſcheinung vollzieht ſich ſtets unter dem Einfluſſe einer Anticyklone, alſo bei ruhiger Luft, und iſt zur Genüge von Hann in ſeiner Klimatologie S. 155 bis 169 erläutert worden.

[1]) Dr. Guſtav Berndt, Der Alpenföhn in ſeinem Einfluſſe auf Natur- und Menſchenleben. Ergänzungsheft 83 der „Petermann'ſchen Mittheilungen“. Mit einer Karte. Gotha 1886.

Im engſten Kauſalzuſammenhange mit der hohen Wärme des Föhns ſteht deſſen niedrige relative Feuchtigkeit, ſo daß der Föhn ſtets als trockener, ausdörrender Wind erſcheint. Zu Bludenz beträgt z. B. die relative Feuchtigkeit im Mittel von 191 innerhalb 10 Jahren beobachteten Südoſtföhnen 27 Proc., d. i. eine Abweichung von — 48 Proc. von der normalen. Mit dieſer Eigenſchaft der Föhnluft, viel Waſſer in Dampfform aufzunehmen, hängt auch die geringe Bewölkung zuſammen, während die auf den Föhn folgenden Niederſchläge, oft von großer Heftigkeit, nach der Anſicht des Referenten nichts mit dem Föhn ſelbſt zu thun haben, ſondern veranlaßt werden durch das Umdrehen der allgemeinen Luftſtrömung aus einer Richtung mit ſüdlicher Komponente in eine ſolche mit nördlicher. Dieſes letztere Umdrehen des Windes wird aber hervorgerufen durch das Fortrücken des vom Atlantiſchen Ocean heranziehenden Sturmcentrums in öſtlicher oder nordöſtlicher Richtung. Dieſem Druckminimum verdankte aber der zuvor herrſchende Föhn ſelbſt erſt ſein Entſtehen, wie auch der Verfaſſer S. 8 richtig entwickelt. Ebenſo kann ſich Referent nicht mit der S. 9 gegebenen Behauptung einverſtanden erklären, daß der Föhn eine deprimirende Wirkung auf den Luftdruck ausübe. Im Gegentheil, der Föhn iſt erſt eine Folge einer in dem Thale vorhandenen Luftdruckverringerung, entſtanden durch das ſchnelle Abſtrömen der unterſten Luftſchichten nach dem Hauptminimum. Wichtig iſt dagegen die Bemerkung, daß die Hauptföhnthäler frei vom Sumpffieber und Kretinismus ſind und daß dieſe Erſcheinung allein dem Föhn zu verdanken iſt, der für gute Ventilation der Thäler ſorgt und Stagnation von Luft und Waſſer, letzteres durch ſein Verdunſtungsvermögen verhindert.

Weiter ſchreibt der Verfaſſer dem Föhn einen hohen Einfluß zu hinſichtlich der Zufuhr und Vertheilung der Schneemaſſen, des Vorrückens und Zurückweichens der Gletſcher, vor Allem aber bezüglich der Beſeitigung der winterlichen Schneelaſten zu Beginn des Frühlings. Was die nach dem Föhn oft ſtarken Schneefälle anlangt, ſo iſt hierüber ſchon das Nöthige bezüglich ihrer Urſache oben geſagt. Die ſtarken Niederſchläge und oft eintretenden Ueberſchwemmungen auf der Südſeite der Alpen ſind in der That als ſtetige Begleiterſcheinungen von Föhn in den nördlichen Alpenthälern anzuſehen, wenn auch der alsdann auf der ſüdlichen Alpenſeite herrſchende ſchwache Wind nicht den Namen „Föhn“ verdient (S. 19), da mit dieſem immer die Prädikate warm und trocken verbunden ſind.

Die Bedeutung des Föhns für die Verwitterung der Geſteine liegt darin, daß er ſtarke Temperaturſchwankungen um den Gefrierpunkt veranlaßt und demzufolge der Sprengarbeit des in die Felſenritzen eingedrungenen und ſpäter gefrierenden Waſſers Vorſchub leiſtet. Erodirend wirkt der Föhn nur indirekt auf die Geſteine der Alpen, indem er ſtarke Niederſchläge zur Folge hat, die, wenn in feſter Form gefallen, beim nächſten Föhn in kurzer Zeit geſchmolzen werden und die mechaniſche Kraft der Bäche und Flüſſe bedeutend ſteigern. In gleicher Weiſe übt er einen demudirenden Einfluß aus, indem die durch den Thauproceß oder die mechaniſche Erſchütterung ſeitens des Föhns losgelöſten Lawinen Geſteinsſchutt mitreißen; daneben transportirt der Föhn ſelbſt durch ſeine Orkangewalt Geſteinstrümmer zu Thal.

Wir kommen nun zur Beſprechung des Einfluſſes, den der Föhn auf die organiſche Natur ausübt. Dieſe Einwirkung äußert ſich auf die Pflanzenwelt in dynamiſcher, in phyſikaliſcher und in pflanzengeographiſcher Hinſicht.

Der Verfaſſer unterſcheidet bei den alpinen Gewächſen ſolche, deren Samen mit Flugapparaten verſehen ſind, und ſolche, denen dieſelben fehlen. Die erſteren werden offenbar leichter und weiter durch den Föhnſturm entführt werden als die letzteren, ſetzen ſich an dem nackten Felsboden feſt, treiben bei ihren geringen Anſprüchen, die ſie an den Boden ſtellen, Wurzeln und verwandeln die oberſte Geſteinsſchicht in Humus, der geeignet iſt, den langſam folgenden Gewächſen der zweiten Art einen Standort zu bieten. Dies vollzieht ſich aber nicht immer in ſo ruhiger Weiſe, wie eben geſchildert, da oft der Föhn bei ſeiner Orkangewalt die eben gebildete Humusſchicht ſammt ihrer Pflanzendecke fortweht und den Felsboden bloßlegt. Hierauf führt auch der Verfaſſer die zunehmende Verwilderung des Hochgebirges und den Rückgang der Alpwirthſchaft zurück. Weitere Nachtheile bringt der Föhn den Gewächſen dadurch, daß dieſelben, wegen der dünnen Humusdecke ohne feſten Halt, früher oder ſpäter dem Sturme zum Opfer fallen, daß die allſeitige und gleichmäßige Beaſtung der Bäume gehindert wird und eine Abweichung der Achſe von der vertikalen ſich herausbildet, die das Sturzvermögen erhöht. Vor Allem wirkt aber der Föhn zerſtörend da, wo die Bäume als Wald auftreten. Als Beiſpiel führt hier der Verfaſſer den Sturm an, welcher am 20. Februar 1879 die Nordſchweiz durchraſte und in den ſchweizeriſchen Forſten einen Schaden von gegen drei Millionen Francs anrichtete.

Die phyſikaliſchen Wirkungen des Föhns auf die Pflanzenwelt äußern ſich zunächſt darin, daß in den Föhnthälern das Wiedererwachen der Flora bedeutend früher eintritt, als in den Nachbargebieten ohne Föhn, ſo daß z. B. in Zürich der Frühling einige Tage ſpäter eintritt, als in den zwiſchen Zürcher und Walen-See gelegenen Niederungen der March und des Gaſter, ſowie den noch höher gelegenen Gebieten des Glarner Linththales, obwohl hier weit mehr Schnee im Winter fällt, als an den Ufern des Zürcher Sees. Der Verfaſſer führt dann nähere phytophänologiſche Beobachtungsreſultate an für das Glarner Linththal, das Urner Reußthal und die Umgebungen des Vierwaldſtätter Sees, die alle zeigen, daß der Föhn hier ein früheres Erwachen des Pflanzenlebens bewirkt und zwar in dem Maße, daß die erſten Frühlingsblumen bei Gerſau, Bitznau und Stanz bereits Mitte Februar blühend zu finden ſind. Dadurch, daß der Föhn auch die Schneeſchmelze von oben nach unten betreibt, befähigt er den Frühling, in Regionen vorzudringen, die er ohne ſolche kräftige Unterſtützung nicht erreichen würde. Nicht das Licht, wie Chriſt in ſeinem „Pflanzenleben der Schweiz“ ſagt, ſondern die Wärme des Föhns iſt es nach dem Verfaſſer, welche das ſchnelle Hervorbrechen der Knoſpen bewirkt. Gefährlich wird aber dieſes frühzeitige Wecken des Safttriebes, wenn Kälterückfälle, beſonders im Mai, dem Föhn folgen, ſo daß hierdurch gewiſſe, dafür empfindliche Gewächſe gänzlich die Föhnthäler zu meiden gezwungen ſind. Weiter wirkt der Föhn nachtheilig zur Zeit der Blüthe, namentlich der Obſtbäume, da in Folge der Trockenheit der Luft die Griffel ausdorren und nicht aufnahmefähig für die Pollenkörner werden. Obſt muß aber dem Bauer der Schweiz das Korn zum Theil erſetzen, woraus ſich das Verderbliche eines ſolchen Obſtausfalles leicht ergiebt. Dagegen iſt der Föhn dem Aelpler willkommen zur Reifezeit der Baumfrüchte, da durch ihn deren Qualität beſſer wird, ſowohl was Zuckergehalt als auch Aroma betrifft. Wegen ſeiner austrocknenden Wirkung iſt der Föhn den Wieſen nur nützlich im Frühjahr, wenn ſie noch ſtark durchfeuchtet ſind; im Sommer dagegen entſteht leicht in Verbindung mit der ſtarken Inſolation ein Verdorren der Gräſer. Weiter befördert der Föhn erheblich den Dörrproceß bei der Heuernte, läßt das Gemüſe an Größe verlieren, dafür aber an Geſchmack gewinnen und

veranlaßt, daß ſowohl der Gärtner während ſeiner Herrſchaft Oculiren und Pfropfen unterläßt, als auch, daß der Forſtmann auf der Leeſeite der Waldungen das Holz anſchlägt, wodurch einmal Schutz gegen Windbruch gewährt, dann aber auch das Ausſtreuen des Samens durch den Föhn auf die abgeholzten Flächen befördert wird. Unter der Wirkung des Föhns allein gelangt der Mais in der Schweiz zur vollen Reife und erhält der Wein eine Süßigkeit und ein Aroma wie kaum anderwärts, obwohl auch die Trockenheit des Föhns zur Blüthezeit und ſpäter als Rauſchbrand die Hoffnungen des Weinbauers vernichten kann. Selbſt dem gekelterten Weine wird der Föhn noch verderblich, indem die plötzliche Wärmezunahme die Gährung des Moſtes zu ſehr beſchleunigt und dem Sauerwerden deſſelben günſtig iſt.

Nach Kerner's Unterſuchungen ſind gewiſſe morphologiſche Veränderungen im Habitus der Pflanzen, wie die lederartige Oberhaut der Saxifrageen, die dicke Behaarung der Leontopodien ꝛc. als Schutzmittel gegen Verdorrung nur dem Föhn zuzuſchreiben.

Welchen Einfluß der Föhn endlich auf die geographiſche Verbreitung der Pflanzen ausübt, ſieht man am beſten daraus, daß im öſtlichen Theile des Berner Oberlandes, in den Thälern von Hasli und Gadmen, ſich Pflanzen angeſiedelt haben, die dieſem Thalgebiete den Charakter einer Kolonie transalpiner Arten verleihen. Das Gleiche findet man in der ſchmalen Zone des Brienzer und Thuner Sees, wo neben Wein die edle Kaſtanie und der Kirſchlorbeer gedeihen und der Feigenbaum ohne Schaden im Freien überwintert. Nirgends am ganzen Nordhange der Alpen gedeiht der Nußbaum (Juglans regia) beſſer als am Thuner und Brienzer See; daneben finden ſich eine Menge wildwachſender Gewächſe ſüdlicher Herkunft. Aehnliches gilt von den Geſtaden des Vierwaldſtätter Sees und denen des Walen-Sees, ſowie vom Rheinthale, in welchem zwiſchen Chur und Sargans der beſte Wein der Schweiz — vom Wallis abgeſehen — wächſt, ſowie prächtiger Mais und die edle Kaſtanie gedeihen.

Sehr günſtig für die Verbreitung der Pflanzen und für die Zuſammenſetzung der Vegetationsdecke iſt endlich noch der Föhn, wie ſchon erwähnt, durch ſeine dynamiſche Wirkung, wobei die Päſſe bequeme Durchläſſe für den Samentransport darbieten, dagegen auch Schwierigkeiten dem Ueberſchreiten dieſer Schwelle durch ſchwer flugfähige Samen bereiten. Daher haben auch rings von ſteilen Wänden umſchloſſene Thalkeſſel die relativ ärmſte Flora. Aehnliche Erſcheinungen, wie in den Föhnkanälen der Schweiz, finden ſich auch in den weniger vom Föhn durchzogenen nordwärts geöffneten Thälern Tyrols, wie im Oetzthal, dem Sillthal ꝛc., ſowie in den Föhnthälern des ſüdlichen Alpenhanges. Zuletzt beſpricht noch der Verfaſſer die Anſicht Wahlenberg's und Tſchudi's, daß nämlich die Buche die Föhnkanäle meide. Nach dem Verfaſſer gedeiht jedoch dieſer Baum nirgends beſſer, als in den föhndurchraſten Thälern des Berner Oberlandes und anderen Föhnthälern, ſo daß die Gründe für das Fehlen der Buche in gewiſſen Thälern andere ſein werden als die Wirkungen des Föhns.

Wie die meiſten Thiere das Eintreten von Gewittern, Erdbeben ꝛc. durch ein gewiſſes Verhalten in ihrer Lebensweiſe im Voraus ahnen laſſen, ſo gilt dies auch vom Föhn. Die Bienen, Weſpen, Hornifſen, Stechfliegen ꝛc. verrathen vor dem Föhn eine auffallende Unruhe und Reizbarkeit, die Fiſche ſchnellen häufiger über die Waſſerfläche, die Kreuzotter kriecht als Freundin der Trockenheit und Wärme aus ihrem Schlupfwinkel und die Gemſe verläßt die ſüdlichen Gehänge, weidet bergab und ſucht geſchütztere tiefere Thalkeſſel auf. Bei näherem Anrücken des Föhns wird die Gemſe unruhig, weil die trockene Luft ihr die Schleimhäute entfeuchtet und hierdurch die Witterung entzieht. Gleiches Verhalten zeigen die Bergziegen, welche äußerſt reizbar werden und ſich gegenſeitig anfallen oder wie von Sinnen die höchſten Grate erklettern, bis ſie weder vor- noch rückwärts können. Auch das Rindvieh zeigt ſich unruhig und rennt, geplagt von den Stechfliegen, die jähen Hänge hinab, hierbei oft in den Abgrund ſtürzend. Weiter ſind für den Föhn empfindlich das Pferd und der Hund, namentlich gilt dies von den Hirtenhunden in Oberwallis und denen der Bergamasker Hirten in Graubünden, welche hier vor Ausbruch des Föhns den Menſchen in dem ſchwierigen Geſchäft des Sammelns der Heerde treu unterſtützen.

Lange vor dem Erſcheinen des Föhns verſtummen die beſiederten Sänger und ſuchen ſich geſchützte Schlupfwinkel auf, während niedere Thiere, wie Ameiſen und Spinnen, gleich den Pflanzen thätiger zum Leben angeregt werden. Auch die Balzzeit des Auerwildes fällt ſtets früher nach Wintern mit wenig Schnee und viel Föhn, als wenn das Gegentheil der Fall geweſen iſt.

Endlich übt der Föhn auch einen Einfluß auf die Wanderungen der Vögel aus, welche bekanntlich die Einſattlungen der Gebirge zum Ueberſchreiten deſſelben wählen, und zwar in der Weiſe, daß die größeren, flugkräftigeren Wanderer ſich zu ungewöhnlichen Höhen erheben, die ſchwerfälligen fliegenden ſich aber gleichſam in den Windſchatten des Föhns niederdrücken und ſo die Paßhöhen zu gewinnen ſuchen, während ein dritter Theil von Vögeln die Wanderung ganz aufgiebt oder einen anderen Weg einſchlägt, gewöhnlich den Weg nach Südweſten über Genf, alſo zwiſchen Jura und Alpen.

Die Einwirkung des Föhns auf den Menſchen iſt eine direkte, ſeinen Körper, und eine indirekte, ſeinen Haushalt betreffende. Die direkte Einwirkung äußert ſich, namentlich bei nervöſen Perſonen, in einem Gefühl der Mattigkeit und Herabdrückung der Gemüthsſtimmung ſchon lange vor dem Erſcheinen des Föhns. Während deſſelben tritt hierzu noch Beſchleunigung des Blutumlaufes und des Pulsſchlages ſowie Vermehrung der Herzthätigkeit und Blutandrang nach dem Kopfe. Alles dies ſchreibt der Verfaſſer neben der Trockenheit des Föhns auch dem geringen Sauerſtoffgehalte der Luft zu, welche die ſüdlichen Winde herbeiführen, gegenüber dem in der Luft nördlicher Winde.

Was den indirekten Einfluß betrifft, den der Föhn auf den Menſchen ausübt, ſo iſt derſelbe ſchon in gewiſſem Sinne im Vorhergehenden enthalten, denn Alles was der Thier- und Pflanzenwelt nützlich oder ſchädlich iſt, iſt zum größten Theile auch für den Menſchen nutz- oder verderbenbringend. Der Föhn mildert alſo vor Allem das Klima, beſeitigt die winterlichen Schneemaſſen, drängt die Gletſcher zurück, und macht hierdurch weite Thalmugen der menſchlichen Kultur fähig. Dagegen iſt er dem Menſchen verderblich durch das Löſen der Lawinen, worauf ſich gewiſſe Vorſichtsmaßregeln der Alpenbewohner für das Paſſiren gefährlicher Stellen der Saumpfade gründen, durch das Ueberdecken der Weide- und Ackergründe mit Schutt und Geröll, durch Herbeiführung von Bergſtürzen u. ſ. w. In ſeiner Wirkung auf die Vegetabilien zeigt ſich wieder der Föhn als Freund des Menſchen. Er bewirkt den Samentransport im Großen und hierdurch die Verjüngung und Erweiterung der Weideplätze, er geſtattet, die edelſten Kulturgewächſe zu ziehen und ihre Früchte zu voller Reife zu bringen, bringt aber auch hier leider zuweilen Schaden, namentlich in der Blüthezeit. Mit allen jenen Vortheilen

des Föhns hängt aber der Wohlstand des Bauern der Schweiz aufs Engste zusammen, da Viehwirthschaft und Obstkultur seine Hauptbeschäftigung bilden. Die Bauart des Hauses ist in der Schweiz äußerst zweckmäßig, den Eigenschaften des Föhns angepaßt, besonders seiner Heftigkeit. Nicht hoch und weit in die Luft ragend, sondern so tief als möglich zur Erde sich drückend und in die Breite sich dehnend, schmiegt sich das Blockhaus des Aelplers an den Berghang an, auf mindestens einer Seite geschützt durch einen mächtigen Felsblock, einen Tannenbestand oder eine jähe Felswand. Das Dach ist dabei mit dicken Holzschindeln gedeckt, und diese sind gegen das Abdecken durch den Föhn mit mächtigen Steinen beschwert. Selbst auf die Gesetzgebung wirkt der Föhn, indem durch eigene Verordnungen in der Schweiz verboten ist, bei Föhnsturm Feuer zu unterhalten, in neuester Zeit selbst zu rauchen. Zum Schutz des Waldes im Sommer ist endlich noch forstpolizeilich festgesetzt, daß das Laubsammeln erst nach dem ersten Föhnsturme stattfinden darf. In Schaaren ziehen alsdann die Bewohner in den Wald, um das Laub zu sammeln für sich zum Füllen ihrer Lagerstätten und für das Vieh als Streu und zur Noth als Futter.

Wägt man daher diese Vortheile und Nachtheile des Föhns im Haushalte der Natur ab, so kommt man mit Recht wie der Verfasser zu dem Schlußergebniß, „daß der Föhn ein Wohlthäter ist für das Alpenland und seine Bewohner, und daß die Aufgabe, die er im Haushalte der Natur wie des Menschen vollzieht, eine kulturelle Mission ersten Ranges genannt werden darf".

Kürzere Mittheilungen.

Die Erforschung des Sekoliflusses durch Jacques de Brazza.

Das „Mouvement Géographique" vom 22. August 1886 bringt aus der Feder eines Pariser Korrespondenten einen Bericht über die Reise des jüngeren de Brazza, dem wir auszugsweise Folgendes entnehmen.

Die Expedition wurde durch den Gouverneur des französischen Congo, Savorgnan de Brazza, zu Madiville, einem zwischen Bundji und Dumi am Ogowe gelegenen französischen Posten, ausgerüstet; sie sollte unter Führung des Herrn de Lastours gestellt werden. Derselbe starb jedoch vorher am Fieber und nun wurde Jacques de Brazza die Führung übertragen; Herr Pécile wurde ihm beigegeben, und am 10. Juli 1885 verließ die Expedition Madiville. Sie drang zuerst in ein ganz unbekanntes, mit ungeheuren Wäldern bedecktes Land ein. Dasselbe ist von verschiedenen Stämmen der Obamba bewohnt, welche zahlreiche, von gut bebauten und sehr fruchtbaren Feldern umgebene Dörfer besitzen. Im Allgemeinen verfolgte die Expedition eine nord-nordöstliche Richtung auf der Wasserscheide zwischen dem Congo und dem Ogowe, den Quellen des Ivindo, der sich nach Westen zum Ogowe, und denen der Licona, die sich nach Osten zum Congo wendet.

Gegen Mitte August erreichte man unter etwa 1° 30′ nördl. Br. einen Fluß, der nach Osten strömte und von den Eingeborenen Sekoli genannt wurde. Nach den Berichten derselben sollte der Strom etwa 100 km aufwärts von der Stelle, wo die Expedition ihn erreicht hatte, entspringen und weiterhin genau östlich fließen.

Dieser Fluß dient den Okata als südliche Grenze. Ihr Gebiet, welches sich gegen Norden ausdehnt, ist ein ebenes Land, in dem man unermeßliche Urwälder, aber auch zahlreiche Dörfer antrifft; nördlich von dem genannten Stamme wohnen die Giambi. Als das Gebiet der letzteren erreicht war, wurde der bis dahin schon schwierige Marsch durch den Mangel an Gastfreundlichkeit seitens der Bewohner noch mehr erschwert. Die Reisenden blieben dort mehrere Wochen und machten vergebliche Anstrengungen, Träger und Lebensmittel zu bekommen. Sie waren an der durch den mit Deutschland abgeschlossenen Vertrag festgestellten nördlichen Grenze der französischen Besitzungen angekommen; das unter etwa 2° 30′ nördl. Br. gelegene Dorf Iluku war das letzte Ziel, welches erreicht wurde und wo der böse Wille der Eingeborenen sie zur Rückkehr nöthigte. Nach dem Uebergange über den Sekoli hatte man keinen weiteren bedeutenden Wasserlauf mehr berührt. Als nun der genannte Fluß wieder erreicht war, entschloß sich J. de Brazza, anstatt dem Wege nach Madiville am Ogowe zu folgen, sich auf dem Sekoli einzuschiffen. Einmal hielt er diese Art des Reisens für bequemer und interessanter, dann aber hoffte er auf diese Weise entweder den Congo selbst oder den von Greusell entdeckten Ubangi zu erreichen; bei der Unmöglichkeit, Boote von den Eingeborenen zu kaufen, mußte man ein Lager beziehen, um selbst einige Fahrzeuge und Flöße zu bauen. Endlich wurde die Fahrt, welche sechs Wochen dauerte, angetreten. Während des ersten Theiles der Reise folgte der Sekoli im Ganzen der Richtung von Westen nach Osten, dann wendete er sich allmählich nach Süden, da der Ausweg nach Osten durch die Hügelketten, welche in einigem Abstande längs des rechten Ufers des Ubangi streichen, gehemmt wird.

In der Nähe des Aequators nimmt der Strom, der auf seinem Laufe den Namen einige Male wechselt, vom rechten Ufer her einen ziemlich bedeutenden, von den Eingeborenen Ambili genannten Zufluß auf. Wahrscheinlich ist dies der Lebaï Ocua, auf welchen Savorgnan de Brazza 1878 stieß, wodurch er zum Aufgeben seiner Expedition und zur Rückkehr nach der Alima gezwungen wurde. In der Landessprache bedeutet Lebaï Ocua „Salzfluß". Wirklich strömt der Fluß, ebenso wie der Sekoli weiter abwärts, durch ein außerordentlich salzreiches Land. Die Eingeborenen gewinnen dies kostbare Produkt, welches sie weiter nach den entfernter gelegenen Ortschaften bringen, durch Verdampfung des Wassers der kleinen Bäche, welche sich in den Ambili und den Sekoli ergießen. Diese Gegend ist von Okangas bewohnt.

Südlich vom Aequator wendet sich der Fluß vollständig gegen Mittag. Dort wird es klar, daß er sich durch eine der unzähligen Mündungen, welche man auf dem rechten Ufer zwischen der Alima- und der Ubangi-Mündung bemerkt, in den Congo ergießen muß. Die Breite des Flusses wechselt zwischen 500 m und 600 m, je nach dem sich mehr oder weniger Inseln in ihm befinden. In seinem unteren Laufe strömt der Sekoli durch ausgedehnte Savannen, die von einer so zahlreichen Thierwelt bewohnt werden, daß man wirklich hier und da in einem Wunderlande zu sein meint. Auf dem Lande sieht man jeden Augenblick zahlreiche Heerden von wilden Büffeln, von Antilopen und Elephanten, im Flusse selbst sind die Flußpferde so zahlreich, daß sie im wahren Sinne des Wortes die Fahrt erschweren und die Boote zuweilen zum Beilegen zwingen. Dagegen aber findet man nur sehr vereinzelt Spuren von Menschen. — Nach vielen

Leiden erreichte die Expedition endlich den Congo durch die in Frankreich Shanga genannte Mündung (das „Mouvement Géographique“ hat sie wiederholt Bunga genannt). Die Vereinigung mit dem Congo findet durch ein Delta statt, dessen Mündungen der früheren Station der Congo-Gesellschaft Lukolela etwa gegenüber liegen. An der Spitze des Delta befand sich ein, wie es scheint jetzt verlassener französischer Posten Bonga.

Anfang Januar kam die Expedition auf dem Congo an. Die Reisenden waren von Allem entblößt; sie waren von einander getrennt worden und befanden sich in großem Elende. In diesem Augenblicke bemerkte Pécile glücklicher Weise den „En Avant“, einen Dampfer des Congo-Staates, welcher, mit den Herren Westmark und Delatte an Bord, eine Forschungsreise stromaufwärts unternahm; er, sowie seine bei einer kleinen Insel zurückgelassenen Soldaten vom Senegal wurden von dem Schiffe aufgenommen.

Auf dem Congo traf man auch die französische Grenzkommission, bestehend aus den Herren Rouvier, Ballay und Pleigneur; J. de Brazza's Bericht setzte dieselbe in Stand, die Mittheilung in ihren Rapport aufzunehmen, daß die Licona im Westen und der Ubangi im Osten des Sekoli zwei ganz von einander unabhängige Flüsse sind. Die Reisenden kehrten von da zur Alima und längs des Ogowe nach Gabun zurück. Sechs Monate hatte die Reise gedauert.

Die Aufgabe, welche der Expedition gestellt war, das Benuë-Becken zu erreichen, ist allerdings nicht gelöst worden, doch hat sie ein wichtiges Ergebniß geliefert, nämlich die Sicherheit, daß ein größerer schiffbarer Fluß, welcher der Licona beinahe parallel läuft, zwischen derselben und dem Ubangi existirt.

Aus einem Berichte im „Tour du Monde“ theilen wir zur Ergänzung noch Folgendes mit:

Nachdem der Sekoli passirt war, gelangte die Expedition in das Gebiet der Okota; sie nehmen einen Landstrich ein, welcher sich über beinahe zwei Längengrade parallel dem Ivindo ausdehnt. Westlich von ihnen wohnen die Ossieba, östlich die Obamba, die Mbete oder Umbete, die Ossete und die Mboko. Es ist ein kriegerisches, jedoch handeltreibendes Volk, welches in großen Dörfern wohnt, in welchen die in zwei Reihen geordneten Häuser 2 bis 3 km Länge einnehmen. Sie sind klein, sehr dunkel gefärbt und große Freunde von Schmuck. Man trifft unter ihnen einzelne Bakalai, Ureinwohner des Landes, die jetzt meistens nach den Handelsmittelpunkten an der Küste ausgewandert sind. Sie sind die geeignetsten Dolmetscher, da sie sich bei allen Stämmen des Ogowe und des Congo verständlich machen können, als ob alle diese Dialekte Zweige der Bakalai-Sprache wären.

Dann kam die Expedition in das Gebiet der allgemein gefürchteten Giambi. Nur mit Hilfe eines, mit einer Giambi-Frau verheiratheten Häuptlings gelang es, Iloku zu erreichen. Nördlich von den Giambi wohnen die Abauha und nordöstlich die Pupu. Von ihnen konnte man, obwohl sie viel zu Handelszwecken herumreisen, keine Nachricht erhalten, ob der Wald im Norden aufhörte, ob Flüsse oder Seen in dieser Richtung zu finden seien. — Der Reichthum an Wild in der Nähe des Ambili und Sekoli wird dem häufigen Vorkommen von Salz zugeschrieben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der uns eben zugehende „III.—IV. Jahresbericht des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie“ (unter Redaktion von E. Metzger) enthält außer geschäftlichen Mittheilungen eine Reihe von Vorträgen, Aufsätzen und Referaten, welche fast sämmtlich deutsche Interessen im Auslande, deren Förderung der Verein sich besonders angelegen sein läßt, behandeln. So schildert Dr. F. Hofmeister in anschaulicher Weise, wie sich das Leben eines Kolonisten in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in den deutschen Kolonien Brasiliens gestaltet. Interessant ist die Notiz, daß der in der Provinz Rio Grande massenhaft gebaute Tabak zum größten Theil unter ganz deutscher Marke von Schmidt, Wagner, Link ꝛc. ꝛc. an — die französischen Tabaksmanufakturen geht und dort zu dem bekannten „Caporal“ verarbeitet wird. — A. Kappler bespricht im Hinblick auf unsere tropischen Erwerbungen die holländische Kolonie Surinam, in welcher er 43 Jahre gelebt hat, „die bei üppiger Vegetation und Fruchtbarkeit als Normal-Tropenland gelten kann, und trotz dieser äußerst günstigen Lage und bezüglich geringer Entfernung vom Mutterlande, ungehinderter Einfuhr von Arbeitskräften von Indien, durch die niederen Preise der Kolonialprodukte schon lange eine Last für die niederländische Regierung ist“.— E. Metzger behandelt den Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883, ferner Interessen im fernen Osten (Neu-Guinea) und Deutsch-Ostafrika; Dr. Karl Müller die Deutschen in Brasilien und ihre Zukunft, die sich entschieden aussichtsreicher gestalten wird, als in Neu-Guinea oder anderen Tropenländern; E. Baelz Japan und seine Beziehungen zu Europa, insbesondere zu Deutschland (mit zahlreichen statistischen Daten). Auch ein kurzes Referat über einen Vortrag des fast verschollenen Dr. A. Stecker, dessen Reisen in den Gallaländern betreffend, ist in dem Jahresberichte mitgetheilt; es geht daraus hervor, daß Stecker mit der Herausgabe eines größeren Werkes beschäftigt ist und dann, womöglich auch im Interesse des deutschen Handels, nach Abessinien zurückgehen will.

Asien.

— Von einem neuen Reisenden in Central-Asien berichtet der Calcuttaer „Pioneer“. Danach sind Nachrichten vom April von Mr. Carey eingetroffen, welcher von Leh nach China reist; er befand sich damals am Lob Nor, wohin er durch das westliche Tibet und über Chotan gelangt war. Von Chotan aus hatte er den Tarim-Fluß erreicht, hatte einen Ausflug nordwärts zum See Baba-kul unternommen und war dann zum Tarim zurückgekehrt und diesem bis zum Lob Nor gefolgt. Inzwischen hat er wahrscheinlich das nördliche China erreicht.

— Am 24. Juli ist in Peking zwischen England und China ein Vertrag über Birma abgeschlossen worden, wonach die oberste Behörde in Birma die herkömmliche, alle 10 Jahre abgehende Gesandtschaft nach Peking auch fernerhin abgehen lassen wird (es ist das gewissermaßen eine Anerkennung der Oberhoheit Chinas über Birma, durch welche England sich zum Vasallen Chinas herabwürdigt). Dafür kann England in Birma nach seinem Befinden schalten und walten, während China verspricht, den Handel mit Birma zu beschützen und zu ermuthigen. Eine Kommission wird die Grenze zwischen beiden Ländern feststellen, eine andere den Grenzhandel reguliren. Schließlich verzichtet England auf die Absendung jener Expedition, welche unter Führung Macaulay's nach Tibet gehen sollte (vergl. „Globus“ Bd. 49, S. 302) und bereits seit dem Mai in Dardschiling auf die

Erlaubniß zur Abreise gewartet hat. Im Ganzen macht dieser Vertrag nicht den Eindruck, als befördere er den Ruhm und das Ansehen Großbritanniens.

— Nach dem neuesten englischen Konsularberichte aus Niu-tschwang (Mandschurei) steht jetzt Söul, die Hauptstadt von Korea, mit Peking und dadurch mit der übrigen Welt in telegraphischer Verbindung, und zwar über Mukden. Noch vor sechs Jahren war es jedem Europäer verboten, Korea zu betreten, und wer das Verbot zu übertreten wagte, hatte dafür gewöhnlich mit seinem Leben zu büßen — schon heute aber kann jeder Kaufmann in Europa mit der Hauptstadt dieses „verschlossenen Landes" telegraphisch verkehren.

Afrika.

— Wie der „Allg. Zeit." aus Wien vom 23. August geschrieben wird, sind dort neue Briefe und eine größere Sendung wissenschaftlichen Materials von der österreichischen Congo-Expedition eingetroffen. Ein Versuch des Prof. Lenz, in der Falls-Station Mannschaften für eine Expedition nach Norden anzuwerben, mißlang, da sich die Leute dessen entschieden weigerten. So beschloß er denn, mit dem arabischen Großhändler Tippo-Tip nach Niangwe zu reisen, um von da aus zu dem noch unerforschten See Muta Nsige und weiter zum Albert Nyanza vorzudringen, um schließlich über Zanzibar nach Europa zurückzukehren. Das Klima in der Falls-Station ist sehr ungesund; fast alle Europäer, die dort stationirt waren, sind erkrankt. Dasselbe Schicksal traf Herrn Oskar Baumann, Prof. Lenz' Gefährten, der von der Falls-Station aus auf dem Congo nach Leopoldville zurückkehren mußte und sich mit reichen Sammlungen bereits auf der Heimreise nach Europa befindet.

— Wie der „Vossischen Zeitung" aus Brüssel vom 29. August geschrieben wird, begleitet der belgische Lieutenant Le Marinel den Lieutenant Wißmann, der Luluaburg bereits verlassen hat, auf dessen neuer Reise zum oberen Lualaba und in das Gebiet des Landschi-Sees. Noch kein Europäer ist bisher in diesen Theil des Congo-Bassins vorgedrungen. Was für diese Expedition von besonderem Vortheile, ist, daß der mächtige Negerhäuptling der Balubas Kalema, der nahe bei der Station Luluaburg ansässig ist, mit einer Kriegerschaar aus seinem Stamme Wißmann, zu dem Kalema blindes Vertrauen hat, begleitet. Kalema ist einer der einflußreichsten Häuptlinge des Kassai-Gebietes und den Weißen wohlgesinnt; er hat vor Kurzem mit seiner Schwester eine Reise nach dem Stanleypool gemacht, wurde dort auf das Festlichste empfangen und kehrt, entzückt von dem, was er gesehen, zurück. Derselbe hat einen Harem von 600 Weibern, die er zum größten Theil von seinen Vasallen erhalten hat. Diese zahlen ihm die Abgaben in Elfenbein und in Weibern. Die Balubas selbst sind die besten Landbebauer und Arbeiter des ganzen Kassai-Gebietes.

— Die Abmachungen vom April 1885 zwischen England und dem Deutschen Reiche über die Grenze der beiderseitigen Gebiete westlich von Kamerun haben jetzt durch ein Uebereinkommen vom 2. August d. J. eine sehr nothwendige Ergänzung erfahren, welche aber leider den Schaden, welchen die deutschen Interessen durch die unzureichende frühere Uebereinkunft erleiden, nicht wett zu machen im Stande ist (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 287 ff.). In der betreffenden Note des Lord Rosebery an den deutschen Botschafter in London heißt es: „Die vereinbarte Linie folgt im Inlande der rechten Uferseite des Rio del Rey von der Mündung dieses Flusses bis zu seiner Quelle, nimmt von dort in gerader Linie die Richtung nach der linken Uferseite des Alt-Kalabar- oder Croß-Flusses, überschreitet diesen Fluß und endet ungefähr auf 9° 8' östl. L. von Gr. an einem Punkte, der auf der englischen Admiralitätskarte als „Rapids" bezeichnet ist. Die deutsche Regierung hat vorgeschlagen, die Grenzlinie nach dem Inlande zu verlängern und die Regierung Ihrer Majestät hat diesen Vorschlag angenommen. Die Vorschläge der Regierung Ihrer Majestät bezüglich der Richtung, welche die verlängerte Linie zu nehmen hätte, und bezüglich ihrer Begrenzung sind von der deutschen Regierung angenommen worden. In Folge dessen habe ich nunmehr formell zu erklären, daß die Regierung Ihrer Majestät bereit ist, sobald die deutsche Regierung ihre Zustimmung ertheilt, einzuwilligen, daß die Demarcationslinie von dem Endpunkte der ursprünglichen Linie auf der linken Uferseite des Alt-Kalabar oder Croß-Flusses beginnend, in diagonaler Richtung nach dem rechten Ufer des Benuë-Flusses östlich von Jola und in unmittelbarer Nähe dieser Stadt bis zu einem Punkte verlängert wird, welcher nach näherer Untersuchung dem praktischen Bedürfnisse entsprechend zur Festsetzung dieser Grenze als geeignet befunden werden wird." Danach verbleibt fast der ganze schiffbare Theil des Benuë, Flegel's Station in Bakundi und selbst die Hauptstadt von Adamaua, Jola, in den Händen Englands, der größere Theil Adamauas freilich in denen Deutschlands. Leider ist aber der letztere für den Weltverkehr wahrscheinlich ganz auf den Benuë angewiesen, und einen Handelsverkehr zu Lande zwischen Adamaua und Kamerun herzustellen, wird wohl auf lange hinaus nur ein frommer Wunsch bleiben. — Uebrigens hat die National African Company, die Besitzerin des Niger-Benuë-Gebietes, durch königliches Patent vom 10. Juli fast unumschränkte Souveränitätsrechte daselbst erhalten.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach einem aus Cooktown eingetroffenen Telegramme hat der Landeshauptmann von Kaiser-Wilhelms-Land, Freiherr von Schleinitz, den bei Cap de la Torre mündenden Kaiserin-Augusta-Fluß befahren und bis zum 142° östl. L. Gr. schiffbar befunden. Dadurch ist eine Zugangsstraße in das Innere des Landes in einer Ausdehnung von mehr als 2½ Längengraden in südwestlicher Richtung eröffnet worden.

— Die Kermadec-Inseln, zwischen Neu-Seeland und den Tonga-Inseln gelegen (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 352) sind jetzt endgültig dem britischen Reiche einverleibt worden.

Inhalt: A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan. II. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Farini's Reise in der Kalahari-Wüste. — Der Alpenföhn in seinem Einflusse auf Natur- und Menschenleben. — Kürzere Mittheilungen: Die Erforschung des Sekolifusses durch Jacques de Brazza. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 4. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 14.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

A. Marche's Reiſen auf Luzon und Palawan.

III.

Wir folgen jetzt Marche auf ſeiner Reiſe zu den oft beſprochenen Igorroten, die er ſchon am zweiten Tage nach ſeinem Aufbruche von Aringay in Galiano zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Urſprung dieſes merkwürdigen Stammes war lange Zeit mit einem dichten Schleier umgeben, und erſt in neueſter Zeit iſt es namentlich Herrn Fr. Blumentritt geglückt, geſtützt auf die Arbeiten verſchiedener Forſcher, deren Reſultate er in ſeinem „Verſuch zur Ethnographie der Philippinen“ (Ergänzungshefte zu Petermann's Mittheilungen Nr. 67) ſcharfſinnig zuſammengefaßt hat, mehr Licht über die Sache zu verbreiten. Er unterſcheidet, um kurz daran zu erinnern, zwei Invaſionen der Malayen auf den Philippinen und nimmt an, daß die Nachkommen der erſten wohl von Borneo gekommenen Eindringlinge heute hauptſächlich die Bergſtämme des Inneren von Luzon bilden, und daß die Igorroten zu dieſen gehören [1]). Mit Rückſicht auf die erwähnten Arbeiten beſchränken wir uns hier darauf, dem Texte Marche's einige wenige Mittheilungen über dieſen Stamm zu entnehmen.

Es kommt ihm vor, als ob ſie keinen übereinſtimmenden Typus beſitzen; die einen gleichen Chineſen, die anderen Malayen, die meiſten den Japanern; die Frauen erklärt er für abſcheulich. Die Tatuirung iſt bei ihnen eine Kunſt geworden, formvollendete Zeichnungen bedecken in geringerer oder größerer Ausdehnung, je nach dem Reichthume und dem Anſehen der Perſon, den Körper. Während die Aermeren ſich auf das Handgelenk beſchränken, ſind bei Anderen auch Arme und Beine, ja der ganze Körper mit ſolchen Zeichnungen bedeckt.

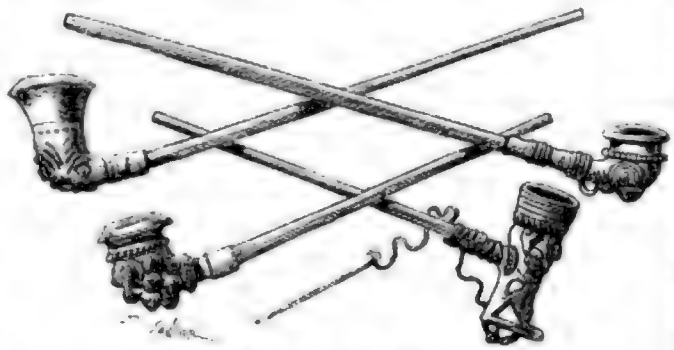
Am meiſten beſchäftigen ſie ſich mit Goldwaſchen, was ſie in geſchickter Weiſe ausführen; vor der Regenzeit graben ſie ein großes Loch am Fuße eines Abhanges, den ſie in der Regenzeit zum Einſturze bringen wollen; der eingeſtürzte Boden wird dann in der nächſten trockenen Zeit gewaſchen; in dieſer Weiſe wird jährlich Gold im Werthe von etwa 100000 bis 120000 Francs gewonnen. Sie verſtehen nicht nur Gold zu ſchmelzen, ſondern es auch in geſchickter Weiſe mit Silber und Kupfer zu miſchen, ſo daß ihnen Gold in Barren nur mit 40 Francs, der Hälfte des Preiſes für nicht geſchmolzenes Gold, bezahlt wird. Außer verſchiedenen Schmuckgegenſtänden machen ſie auch Pfeifen aus Kupfer, welche ſie guyos nennen. Man ſieht aus der Illuſtration, daß dieſelben in verſchiedener Form und Größe vorkommen, manche ſtellen eine niedergekauerte männliche oder weibliche Figur vor, deren Hände an die Backen gelegt ſind, während die Ellenbogen ſich auf die Knie ſtützen, eine Haltung, die ſie auch vorzugsweiſe ihren Fetiſchen geben. — Während des folgenden Tages wurde in einer Höhe von beinahe 900 m in einem Vantay, einem von der Regierung erbauten Paſſantenhauſe, Halt gemacht, einem einfachen Bauwerke, welches aber ein genügendes Unterkommen bot, und von wo aus ſich eine wunderſchöne Ausſicht über die nach dem Meere zu amphitheatraliſch abfallenden Berge eröffnete, an deren Fuß ſich die weißen Thürme von Banan und Cava gegen das tiefe Blau des Oceans abhoben. Trinidad, der Hauptort des Diſtriktes, welcher am Abend

[1]) Eine ſehr gediegene Monographie über dieſen Stamm iſt dem Buche des Dr. Hans Meyer, Eine Weltreiſe 1885, angehängt.

NEGRO AND NEGRESS OF GUINEA.

The Negro is the type of the African race, which occupies the whole of the continent of Africa, with the exception of the northern portion, which is inhabited by the Moors, Arabs, and Egyptians. The Negro is distinguished by his black skin, woolly hair, flat nose, and thick lips. He is generally of a low stature, and his limbs are slender. His intellectual faculties are not highly developed, and he is generally considered to be the lowest in the scale of humanity.

ſelben Gelegenheit hatte, den Champignon-Archipel, wie ihn die Reiſenden unter ſich nannten, im Golf von Lingayen zu bewundern. Dieſe kleinen Inſeln, welche wie über den Golf ausgeſtreut ſcheinen, ſind auf der großen Karte von Coello nicht genau dargeſtellt, es müßten noch manche kleine Inſeln im NNO hinzugefügt werden; überdies iſt der Archipel auf der Karte namenlos. Manche von den Inſelchen ſcheinen, von Ferne geſehen, wie auf einem Fuß zu ſtehen, daher der ihnen von den Beſuchern beigelegte Name: Champignon-Archipel. Sie ſind mit einem üppigen Pflanzenkleide bedeckt; chineſiſche Kohlenbrenner, welche ihre Waare nach Manila ſchicken, bewohnen ſie.



Pfeifen der Igorroten.
(Nach den Originalen im Muſeum des Trocadéro in Paris.)

Von Sual nach Manila wurde der Weg zu Lande und zwar durch die Provinzen und Diſtrikte Pangaſinan, Tarlac, la Pampanga und Bulacan zurückgelegt. Eine der Unannehmlichkeiten, welche die Landreiſe mit ſich bringt, ſind die Flußübergänge wegen der wenig zuverläſſigen Fuhrten, deren man ſich bedienen muß, wenn die Regengüſſe und die Nortadas die Brücken zerſtört haben. Eine andere Geißel des Landes ſind die Beutelſchneider, vor denen man die Reiſegeſellſchaft gewarnt hatte; trotzdem hatte man keine Begegnung mit ihnen, ſei es zufällig, ſei es, weil ſie ſich hüten, den gewöhnlich gut bewaffneten Europäern entgegenzutreten; dagegen haben die Chineſen viel von ihnen zu leiden; man ſagt — wohl mit einiger Uebertreibung — daß wöchentlich aus jedem Dorfe einer ermordet wird. Der Diſtrikt Tarlac iſt arm, er grenzt aber an zwei der reichſten Provinzen der Inſel, und ſo liegt die Verſuchung nahe, ſich mit Gewalt in den Beſitz fremden Gutes zu ſetzen; denn wenn der Schlag gefallen iſt, bietet die Cordillere eine gute Zuflucht. Der Weg iſt großentheils einſam bis zur Miſſion Capas; von da an reihen ſich die Dörfer an einander bis nach Bacolor, der Hauptſtadt der Provinz Pampanga. Der Ort iſt von ſchönen Anpflanzungen von Zuckerrohr, von üppigen Weiden, auf denen prächtiges Vieh graſt, umgeben. Hier findet man großen Reichthum. Ungeheure Haciendas trifft man allerorten, doch befinden ſich dieſelben beinahe nie in den Händen von Europäern; die religiöſen Orden, ferner Meſtizen und Indianer ſind die Großgrundbeſitzer in dieſem Theile der Inſel. Das Ganze

Ein vantay (Raſthaus) im Gebirge. (Nach einer Zeichnung E. d'Almonte's.)

bildet eine ausgedehnte Alluvialfläche, in deren Mitte ſich ein erloſchener Vulkan, der Arayat, erhebt.

Bald war Manila erreicht und nachdem Marche dort einige Zeit ausgeruht hatte, begab er ſich wieder auf Reiſen; er wünſchte mit eigenen Augen die Verwüſtungen zu ſehen, welche das Erdbeben in der Umgegend der „Laguna“ angerichtet hatte und womöglich bis in den Diſtrikt von Infanta, von wo traurige Nachrichten eingelaufen waren, vorzudringen. Nachdem Marche in Begleitung von M. Centeno ſich in Tunaſan, auf dem weſtlichen Ufer des Sees, ausgeſchifft hatten, folgten ſie dem ſüdöſtlichen Rande desſelben, um ſich dem Maquiling zu nähern. Das an den See grenzende Land gehört beinahe ganz den Dominicanern, welche dort Reis und Zuckerrohr bauen und auf ihren blühenden Haciendas das Doppelte von dem ernten, was andere erzielen. Santa Roſa iſt eine dieſer Niederlaſſungen, welche durch „Koloniſten“, Indianer, die auf Antheil arbeiten, bewirthſchaftet wird. Auch in wirthſchaftlicher Hin-

Fig. 1. Skeleton of Eohippus, the earliest known horse, from the Eocene of Wyoming. Length about 12 inches. (Marsh.)

Fig. 2. Skeleton of Orohippus, from the Eocene of Wyoming. Length about 18 inches. (Marsh.)

Mr. Gilbert Thomas, of Bedford, has sent us a photograph of a new mountain which has been formed in the Bay of Bengal, and which has been named Sir Charles Elliot's Island. The following account of it is taken from the *Times of India*:—

"The new island is situated in the Bay of Bengal, about 30 miles from the mainland, and 60 miles from the nearest point of the Andaman Islands. It was first seen on the 10th of February, 1883, by the crew of the steamer *Clarence*, which was then passing over the spot. The captain of the *Clarence* reported that he saw a column of smoke rising from the sea, and that he steered his vessel towards it, and found that it was caused by the eruption of a volcano. He also reported that he saw a number of dead fish floating on the water, and that he picked up a quantity of pumice-stone. The island was visited by the Government steamer *Investigator* on the 12th of February, and by the Government steamer *Sealark* on the 14th of February. The latter vessel remained in the neighbourhood for several days, and made a careful survey of the island. The island is about 1,000 feet high, and is composed of volcanic rock. It is covered with vegetation, and has a number of trees and shrubs growing on it. The eruption appears to have ceased, but the island is still smoking. The Government of India has named the island Sir Charles Elliot's Island, in honour of the Governor of Bengal."

See von apfelgrüner Farbe, nahe bei ihm ein zweiter mit grün und gelber Oberfläche, von dem ersten durch eine kleine Lava-Erhöhung getrennt. Im SSW gähnen drei Oeffnungen in Form von Brunnen mit erhobenem Rande; der letztere bildet mit seiner tiefschwarzen Farbe einen starken Gegensatz zu der bleichen Aschenfarbe des Kraters. Der eine dieser Brunnen ist der wirkliche Krater, dem während des Besuches lange Rauchsäulen entströmten, welche sich langsam zum Himmel erhoben. Weiter links erhebt sich ein gegen 300 m hoher, senkrechter Berg, seine Seiten sind von Hunderten von Rissen und Spalten durchfurcht, aus denen sich Schwefeldämpfe entwickeln, deren Niederschlag sich als dicke Lage auf den Abhängen zeigt.

Im Grunde des Beckens ist das Gelände in allen Richtungen durch tiefe Rinnen zerschnitten, deren Wände leicht abbröckeln, wodurch es schwierig und gefährlich wird, sich hier zu bewegen. Am Nachmittage wurde der Vulkan zum zweiten Male von der Nordwestseite bestiegen; im Augenblicke, als man auf dem Kraterrande vorschritt, um das Innere von allen Seiten zu besehen, erhob sich in der Mitte des Sees eine Säule, eine Masse mit Schwefel gemischten Wassers. Es war dasselbe Geräusch, aber natürlich hundertmal stärker, wie wenn ein Topf überkocht und das Wasser in die Kohlen läuft. Bei diesem Anblicke liefen die einheimischen Begleiter Marche's weg; das wunderbare Schauspiel dauerte leider nur wenige Sekunden, dann stürzte die Säule in sich zusammen, der See trat aus seinen Ufern und dem Krater entströmte eine neue, dichtere Rauchsäule.

Bald darauf wurde die Reise nach Taal angetreten; die Reisenden kreuzten den See und folgten dann dem Flüßchen, welches dem Meere die Gewässer der Laguna von Bombon zuführt, einem seichten Wasser, welches den Böten trotz ihres geringen Tiefganges manche Hindernisse bereitete; von Taal ist der Hauptort der Provinz, Batangas, nicht weit entfernt; an einer Bai gut geschützt gelegen, ist es der Landungsplatz der Dampfer, welche den Süden Luzons und die Bisayas befahren.

Die Manguianen der Insel Mindoro (Philippinen).

Aus dem Spanischen des Don Ramón Jordana y Morera[1]) übersetzt und mit Anmerkungen versehen von **F. Blumentritt.**

Nächst den Inseln Luzón und Mindanao besitzt (von allen Philippinen) Mindoro die größte Anzahl mehr oder minder wilder Heiden. Es ist bekannt, daß die mohammedanischen Piraten (von Sulu, Borneo und Mindanao) schon in alten Zeiten diese Insel zum Schauplatze ihrer Thaten gewählt haben und daß sie im vergangenen Jahrhundert es sogar dahin brachten, sich einiger Landstriche dort zu bemächtigen, theils bei Pola, theils bei Sablayan, wo sie geraume Zeit hindurch die überreichen Produkte des fruchtbaren Bodens für sich ausbeuteten. Diese Piraten-Einfälle hörten erst auf, als die Kriegsmarine unaufhörlich die Eindringlinge verfolgte. Trotzdem sind auch für die jüngste Zeit Seeräuberanfälle zu verzeichnen, wie die von Bulalacao, Tulin und Socól im Juni 1870 und zu St. Cruz de Napo (Insel Marinduque) im Juni 1871. Die Piratenplage war das Haupthinderniß eines Anwachsens der christlichen Bevölkerung von Mindoro. Die wenigen Pueblos, welche man heute dort findet, liegen an der Küste; es genügt, ein paar Leguas ins Binnenland einzudringen, um auf heidnische Stämme friedlichen Charakters zu stoßen, die man gemeiniglich mit dem Namen der Manguianen bezeichnet.

Abgesehen von den sogenannten Buquiles, welche Mischlinge von Negritos sind und, wie wir an einer anderen Stelle es bereits erwähnt haben[2]), bei Bacóo und Subaan wohnen, unterscheidet man bei den Manguianen drei verschiedene Gattungen oder Stämme: Jene, welche längs der Westküste der Insel in den Bergwildnissen zwischen Paluan und Irurun wohnen, sind von beinahe weißer Hautfarbe, besitzen intelligente Gesichtszüge, reichlichen Haar- und Bartwuchs und zwar bei vielen von kastanienbrauner Farbe, ferner einen kräftigen und schön geformten Körperbau und angenehme Umgangsformen. Diejenigen, welche ihre Heimath in den Landschaften zwischen Abra de Ilog und Pinamalayan haben, weisen die Farbe des gegerbten Leders auf und besitzen ein schlaffes Haar, vorspringende Backenknochen, eine platte Stirn, eine etwas weitgedehnte Nase und einen stumpfen Gesichtsausdruck. Von Pinamalayan an gegen Süden zu wohnen schließlich Leute eines anderen Schlages, die dem Anscheine nach etwas chinesisches Blut[1]) in ihren Adern besitzen, nicht allein wegen ihrer Physiognomie, der schief gestellten Augen, ihrer stumpfen Nase, der vorspringenden Backenknochen, der platten Stirn und der Olivenfarbe ihrer

[1]) Don Ramón Jordana y Morera. Bosquejo geográfico é histórico-natural del Archipiélago filipino. Publicado de Real órden en vista del favorable informe de la Real Academia de Ciencias Exactas, Físicas y Naturales. Madrid. Imprenta de Moreno y Rojas, 1885.

[2]) S. 52 sagt Jordana: „.... Unter der großen Menge von Heiden, welche im Inneren der Insel Mindoro hausen und unter dem Kollektivnamen der Manguianen zusammengefaßt werden, endeckt man verschiedenerlei Rassen von sehr verschiedener Herkunft. Eine von diesen, bestehend aus Individuen mit wolligem, gekräuseltem und dichtem Haar, einer breiten und platten Nase und anderen physischen Eigenthümlichkeiten, welche nicht minder wie die eben angeführten der Negritorasse zukommen, wenn auch die Hautfarbe heller ist als bei den echten Aëtas, offenbart ohne Zweifel, daß sie ein Resultat der Kreuzung der letzteren mit Indiern (indio = Eingeborener malayischer Abkunft) ist. Diese unter dem Namen Buquil bekannte Bastardrasse bewohnt in großer Seelenzahl die Umgebung von Bacóo und Subaan. Was ihre Sitten und Bräuche anbelangt, so unterscheiden sie sich kaum von den übrigen Manguianen, welche im Allgemeinen sanft, demüthig, friedfertig und arbeitsam sind."

[1]) Die spanischen und philippinischen „Philippinologen" sprechen gleich von chinesischem oder japanischem Blute, wenn ein Volksstamm der Philippinen einen mongoloiden Gesichtsausdruck aufweist. Wenn auch die Chinesen schon im Mittelalter mit den Philippinen in Verbindung gestanden haben, so ist es doch merkwürdig, daß gerade die Stämme des Binnenlandes chinesische Beimischung erhalten hätten, während die Küstenbewohner nicht so auffällige, an Chinesen erinnernde Gesichtszüge besitzen. Es genügt ja, daß man von mongoloidem Typus spricht; die Chinesen selbst müssen es nicht gewesen sein, die diesen interessanten Völkerstämmen den Stempel mongolischer Beeinflussung des malayischen Typus aufgedrückt haben.

Haut, sondern auch wegen ihrer Sitte, am Hinterhaupte einen Zopf stehen zu lassen, während sie die übrigen Haare, wo nicht abrasiren, so doch kurz scheeren[1]). Dieser Menschenschlag, der hinlänglich arbeitsam ist, wie die von ihm auf die christlichen Märkte gebrachten Produkte zu schließen gestatten, ist unzweifelhaft minder dürftig wie die vorerwähnten Manguianes-Zweige.

In Bezug auf die Benennung der einzelnen Stämme herrscht eine ziemliche Ungenauigkeit und Vielfältigkeit. Zwischen Socól und Bulalacao bezeichnet man jene Heiden mit dem Namen Manguianen, welche die Uferlandschaften der Flüsse bewohnen, während jene, welche die Ebenen bewohnen, Bangot genannt werden; Buquil[2]) heißen diejenigen, welche die Gebirgslehnen besiedeln, und Beribi werden jene genannt, welche auf den Kammhöhen der Berglandschaften hausen. In analoger Weise werden je nach der Beschaffenheit ihrer Wohnsitze bei Pinamalayan jene Heiden Bangot, Buquil, Tadianan und Durugmun oder Buctulan geheißen. In Naujan substituirt man bei den letzterwähnten Tribus den Namen Tiron[3]) und von da an bis nach Abra de Ilog zu wendet man nur die allgemeine Bezeichnung Manguian an. In Mangarin schließlich führen die Tribus der Ebenen den Namen Lactan, jene der Flußlandschaften den der Buquil; Manguian ist hier der Name der die Gebirgsabhänge bewohnenden Tribus, während die Bewohner der Hochlandschaften oder Kammhöhen als Barangan bezeichnet werden.

Man begreift nach dem Angeführten, daß die heidnische Bevölkerung Mindoros eine gehörige Rassenmengung aufweist. Abgesehen von den echten Malayen finden wir, daß die Buquil offenbar Mischlinge von Negritos oder Aëtas und die Heiden südlich von Pinamalayan unzweifelhafte Bastarde chinesischer Abkunft wären. Was die Wilden anbelangt, welche die Berglandschaften von Sablayan bewohnen und durch eine sehr helle Hautfarbe sich auszeichnen, so vermuthen einige, daß sie von einigen englischen, holländischen oder amerikanischen Schiffbrüchigen abstammen, welche in vergangenen Zeiten an diese Gestade getrieben worden waren[4]).

Sämmtliche Heiden Mindoros sind sanfte, ja sogar furchtsame Leute, wie sie denn sofort in ihre Walddickichte sich flüchten, sobald sie eines Europäers ansichtig werden, es wären denn solche, welche schon in einen sehr engen Verkehr zu den Christen getreten wären. Diejenigen von ihnen, welche weniger menschenscheu sind, leisten Dienste als Führer und sie walten ihres Amtes mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß, wenn der Reisende die Führer wechselt, der erste seinem Nachfolger das Versprechen abnimmt, sich brav und getreu zu benehmen, wobei er gleichzeitig konstatirt, daß er seinerseits ebenso gehandelt habe, indem er (den Reisenden) gesund und unversehrt (seinem Nachfolger) übergäbe. Was man aber nie erlangen kann, ist, daß ein Führer die Grenzen des von seiner Tribus oder Rancheria[1]) innegehaltenen Territoriums überschritte. Mit derselben Gewissenhaftigkeit tragen sie Briefe und Schriftstücke von einem Punkte zum anderen, und es muß hervorgehoben werden, daß die Papiere ohne jegliche Falte, Schmutzfleck oder sonstige Beschädigung, selbst in den Zeiten der Regenperiode, am Orte ihrer Bestimmung anlangen, obwohl sie weder Beutel noch Brieftaschen oder Zeugstücke, sondern nur Baumblätter zum Umschlage derselben verwenden können.

Der Anzug der Manguianen beschränkt sich auf einen Taparrabo, d. h. Schamgürtel oder Binde aus einem festen Zeuge von ursprünglich weißer Farbe, welche aber in Folge des Schmutzes später undefinirbare Töne annimmt; er reicht von den Hüften bis 6 bis 8 Fingerbreiten unterhalb der Schrittöffnung. Der Kopf wird immer unbedeckt getragen ohne anderen Schutz als das wirre und schmutzige Haar, das durch einen Bejuco (Rotang), wie von einer Hutschnur zusammengehalten wird. Um die Taille festgeschlungen tragen sie einen Strick oder Bejuco, von welchem der Guloc oder das Messer herabhängt. Einige von ihnen tragen plumpe Ringe von rothgefärbtem Holze oder um die Hüften und Arme Messingreifen, ferner drei- bis vierfache Schnüre von blauen Kügelchen nach Art von Armbändern, dann Ohrgehänge von lächerlich großer Länge, gleichfalls aus farbigen Kügelchen bestehend, und schließlich um den Hals Schnüre, an welchen Knöpfe verschiedener Art angefädelt sind. Diese Schmucksachen gehören ausschließlich solchen Manguianen, welche in einer langen Reihe von Jahren sich selbe durch den Verkehr mit den christlichen Indiern erworben haben, sie sind deshalb Gegenstände von so hoher Werthschätzung unter den Heiden, daß sie dem Besitzer einen lächerlichen Anstrich von Selbstbewußtsein verleihen, das an den neidischen Blicken jener minder Glücklichen, welche noch nicht zu jenem Grade der Wohlhabenheit gelangt sind, Nahrung findet. Die Weiber bedienen sich einer Saya[2]), welche jener der christlichen Indierinnen ähnlich ist, während der Oberkörper unbekleidet bleibt oder von einer sehr knappen Jacke, welche unter die Arme reicht und die Büste verhüllt, bedeckt wird[3]).

Die Manguianen, welche die Landschaft zwischen Abra de Iloq und Pola bewohnen, leben in sehr dürftigen Verhältnissen, ihre Reisfelder genügen rein nur zur Befriedigung ihres unumläßlichen Lebensbedarfes. Jene aber, welche man von Mansalay bis nach Bulalacao und Mangarin findet, bauen in großer Menge Reis, Mais[4]), Kakao[4]), Kaffee[4]) und Tabak[4]) an und benutzen als Arbeitsthiere Carabaos (Kerabau-Büffel).

---

[1]) Dies ist gar kein Beweis chinesischer Abkunft, denn die Chinesen nahmen den Zopf erst von ihren Besiegern, den Mandschu, also erst im XVII. Jahrhundert an; damals aber fand keine Chineseneinwanderung nach Mindoro statt, nur vereinzelte Individuen dieser Rasse wohnten auf jener von malayischen Piraten und den Holländern gebrandschatzten und verödeten Insel. Der Zopf wird auch von anderen Heidenstämmen der Philippinen getragen.

[2]) Sollte dieser Name mit bukit zusammenhängen? Dies gäbe einen Sinn: Buquil = Waldbewohner (vergl. den Stamm der Buquidnones = Montescs auf der Insel Mindanao).

[3]) Tirones wurden früher die Piraten genannt, welche von den Inseln zwischen Borneo und Tawi-tawi, sowie von der Landschaft Tiron (Tedun, Tidon) der Insel Borneo herkamen. Sollten im XVII. Jahrhundert vielleicht Tiron-Piraten in jenem Theile Mindoros sich festgesetzt und durch Vermischung mit den Manguianen zur Uebertragung jenes Namens Anlaß gegeben haben? Diese Annahme klingt bestechend, doch könnte sie nur dann auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben, wenn Erinnerungen an den Islam und sprachliche Anklänge bei den Tiron-Manguianen zu finden wären.

[4]) Diese Vermuthung entbehrt jeder Begründung: der Schiffbruch könnte den Annalisten der Philippinen nicht entgangen sein, auch würden dann die Schiffbrüchigen sich nicht auf die Höhen zurückgezogen haben: je tiefer im Lande, je höher in Bezug auf die Gebirgshöhe ein Stamm wohnt, desto sicherer ist anzunehmen, daß er zu den älteren Bewohnern des Landes gehöre. Graphisch dargestellt, stellen die Einwanderungen concentrische Kreise dar, der innerste repräsentirt die älteste Bewohnerschicht.

[1]) Rancheria = Dorf.

[2]) Saya, ein um die Hüfte wie ein Frauenrock geschlungenes Zeug, der Sarong der Malayen des Holländischen Indiens.

[3]) Die geschilderte Tracht erinnert an jene verschiedener heidnischen Stämme Luzóns, vergl. Dr. A. B. Meyer, Album von Philippinentypen, Dresden 1885.

[4]) Diese Nähr- und Genußpflanzen sind erst von den Spaniern, zum Theil erst im XVII. Jahrhundert, nach den Philippinen gebracht worden.

Die Waffen der Manguianen bestehen aus dem Boloc oder Guloc [1]), einer Lanze mit Eisenspitze und Pfeilen. Letztere pflegen sie mit einem Safte zu vergiften, der unter allerlei Präparationen von einem Baume Namens Salugon gewonnen wird. Fast alle besitzen Hütten, nur sehr wenige schweifen ohne bestimmten Aufenthaltsort in den Bergen herum. Diese Hütten sind klein und elend und gewöhnlich aus Rohr und Bejuco hergestellt, die Bauart entspricht vollkommen der bei den christlichen Indiern üblichen. Ihr Hausrath setzt sich aus einigen Töpfen, einer Art Pfanne, Matten und einigen sehr kleinen Tischen zusammen; feines Thongeschirr und Glasgefäße sind Luxusgegenstände, welche sie im Handel nur gegen einen hohen Preis von den christlichen Indiern erstehen. An einigen Orten trifft man auch Manguianen, welche selbst sich der Herstellung von Töpfen und anderem irdenen Geschirre widmen.

Ihre Nahrungsmittel bestehen vorzugsweise aus Reis, Gabe [2]), Camote [3]), Ube [4]) und anderen Wurzelknollen und Fischen. Ihre Beschäftigung ist getheilt zwischen der primitiven Bestellung ihrer Felder, dem Fischfange, der Jagd auf Wildschweine, dem Sammeln von Wachs, zu welchem Behufe, um die Bienennester zu finden, sie die höchsten Gipfel ersteigen [5]), und schließlich dem Schneiden und Sammeln von Bejuco und anderen Waldprodukten, welche sie nach den christlichen Niederlassungen bringen, um hierfür Reis, Messer, Webwaaren, blaue Glasperlen, Messing, Schellen, Rauchtabak und Buyo [6]) einzutauschen.

Die Manguianen glauben an das Dasein eines höchsten Wesens, wie auch an die Unsterblichkeit der Seele, wenngleich in vagen Vorstellungen, welche weder in religiösen Bräuchen, noch in irgend welchen Ceremonien Ausdruck finden. Nach ihrem Glauben entfernen sich die Seelen der Verstorbenen nicht von dem Orte, wo selbe bei Lebzeiten sich aufgehalten hatten, deshalb glauben sie sich immer von den Geistern ihrer Väter, Großväter und Vorfahren umgeben, von welchen sie in Stunden der Gefahr geschützt und vertheidigt, und von denen sie gestraft werden, wenn sie sich schlecht aufführen. Wie alle Wilden hängen sie an abergläubischen Vorstellungen; besonders verbreitet ist der Glaube, daß es in den Wäldern einen Vogel giebt, dessen Gesang ein nahe bevorstehendes Unglück anzeigt, weshalb sie, sobald der Gesang dieses Vogels von ihnen vernommen wird, weder das Haus verlassen, noch irgend eine Arbeit an diesem Tage unternehmen. Die Unterhaltungen der Manguianen beschränken sich auf Tanz und Gesang, finden aber nicht häufig statt. Als einziges Musikinstrument benutzen sie eine Art Violine, die — zweisaitig — an die chinesische erinnert. Ihre Gesänge und Melodien unterscheiden sich nicht von jenen der christlichen Indier; um in Zeiten der Dürre vom höchsten Wesen Regen zu erflehen, stimmen sie einen Bittgesang an, der in einigen Gegenden Malagia genannt wird.

Der Verehelichung geht immer eine Annäherung und Vereinbarung der Familien der beiden Brautleute voran. (Bei der Hochzeit) kommen diese (beiden Familien) zusammen und die Eltern oder nächststehenden Anverwandten ergreifen einen Topf oder sonst einen zerbrechlichen Gegenstand, den sie dann auf die Erde werfen zum Zeichen, daß die Ehe unlöslich sei [1]). Bei einigen Tubus folgt dieser Ceremonie folgender Brauch: Braut und Bräutigam legen sich jedes in eine besondere Hängematte, worauf die resp. Eltern ihr Kind so lange schaukeln, bis bei der Annäherung beider Matten der Mann in jene der Frau hinüberspringt, womit die Sache ihren Abschluß findet. Hierauf wird ein Fest gefeiert, das in einem Schmause, Gesängen und Tanzen besteht.

Jede Tribus oder Rancheria besitzt ein Oberhaupt, das durch Wahl oder durch allgemeine Uebereinstimmung zu seiner Würde gelangt und dem sie Alle ehrfurchtsvoll sich unterwerfen. Jene Manguianen, welche in der unmittelbarsten Nähe der christlichen Niederlassungen leben, pflegen den Provinz-Chef zu bitten, er möge die Autorität ihres Häuptlings durch ein Schriftstück bestätigen, dieser Brauch ist aber nicht häufig und den Rancherias des Binnenlandes gänzlich unbekannt. Das einzige, was der Gouverneur thut, besteht darin, daß er für jeden christlichen Pueblo einen sogenannten Comisario de Mangnianes ernennt; dieser ist gewöhnlich ein Angehöriger einer benachbarten Rancheria, der dann bei allen dienstlichen und anderweitigen Anlässen als vermittelnde Person zu fungiren hat.

Die Strafgebräuche der Manguianen sind, wie sie selbst versichern, sehr streng. Der Ehebruch wird mit dem Tode gebüßt, sowie sie auch sehr harte Strafen für Raub angesetzt haben; doch werden sie bei einigen Tribus, wie z. B. bei denen, welche um Sablayan herum hausen, nicht mit großer Strenge angewendet. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Sitten der Manguianen einen guten Untergrund von Rechtschaffenheit und Sittlichkeit besitzen. Sie erfüllen mit Gewissenhaftigkeit ihre Versprechen, betrügen und prellen nicht, ja im Gegentheil, diese so hochwerthigen Eigenschaften im Verein mit ihrer natürlichen Einfalt machen sie zu Opfern der christlichen Indier, welche sie nach ihrem Gutdünken ausbeuten, indem sie sie auf ihren Reisfeldern schwer arbeiten lassen oder sie zum Fällen und Herbeischaffen von Holz verwenden und dies für eine Hand voll Reis. Auch im Handelsverkehre haben sie unter den Folgen der Habsucht der Christen zu leiden, indem sie für beträchtliche Mengen von Wachs, Bejuco und anderen Sachen nur werthloses Zeug erhalten. Dieser Mißbrauch ist schon zum äußersten Skandal geworden, da abgesehen von den Handelsbetrügereien auch die Sklaverei [2]) noch besteht und sehr im Schwunge ist sogar unter den christlichen Indiern. Sie pflegen den Manguianen einen Vorschuß von Palay, Zeug oder anderen Gegenständen zu geben, für welche sie nicht sofort den Gegenwerth nehmen wollen, sie machen vielmehr mit jenen aus, daß sie den schuldigen Betrag durch Arbeit auf den Feldern ihrer Gläubiger abtragen sollen. Dieser anscheinend gerechte Vertrag verwandelt den Manguianen in einen wahren Sklaven, da der Feldbesitzer die Arbeit sehr niedrig bewerthet und außerdem Zinsen zu dem noch nicht abgearbeiteten Schuldkapitale schlägt; wenn neue Nothlage den Manguianen zur Aufnahme

---

[1]) Guloc dürfte also mit Boloc identisch sein; letzteres ist ein breitklingiges Waldmesser, erinnernd an die Faschinenmesser der österreichischen „technischen“ Truppen und Trainsoldaten.

[2]) Caladium esculentum, nach S. Vidal: Colocasia antiquorum, Schott. (Araceae).

[3]) Convolvulus Batatas, Bl.

[4]) Dioscorea alata; D. sativa, L.; D. hirsuta, Blume; D. aculeata, L.; D. fasciculata, Roxb.

[5]) In den Wäldern der Philippinen sind Wildbienen sehr häufig.

[6]) Die zum Kauen hergerichtete Betelportion.

[1]) Dieser auch in anderen Erdtheilen nicht seltene Brauch ist auf den Philippinen auch den Bisayern nicht unbekannt, wenngleich damit nicht die Unlöslichkeit der Ehe, sondern der jungfräuliche Zustand der Braut symbolisirt wird.

[2]) Die Sklaverei ist auf den philippinischen Inseln schon von den habsburgischen Königen verboten worden; alle Versuche, die man im XVIII. Jahrhundert unternahm, dieses Verbot wieder rückgängig zu machen, scheiterten an dem mächtigen Einflusse der philippinischen Geistlichkeit, besonders der Mönchsorden.

einer weiteren Schuld zwingt, wird wieder wie früher vorgegangen, ſo daß die vom Manguianen aufgenommene Schuld ſtatt abzunehmen, erheblich anwächſt und er ſich genöthigt ſieht, ſein ganzes Leben hindurch für die kleine Summe, die er zuerſt erhalten, zu arbeiten. Zu bewundern iſt nur die Rechtlichkeit und Langmuth des Manguianen, welcher mit Reſignation ſich dieſer gehäſſigen Plackereien ohne irgend einen Widerſtand unterwirft, obwohl die Flucht in das Walddickicht zu ſeiner Errettung hinreichen würde, da mit vollkommener Gewißheit zu ſagen iſt, daß kein chriſtlicher Indier ſich getrauen würde, dort einzudringen und ihn aus ſeinem Schlupfwinkel heraus zu holen.

Die Entſtehung der Welt nach ſlaviſchem Volksglauben.

Von **Fr. Hubad** in Graz.

Während andere Völker, deren geiſtige Entwickelung ſchon vor ihrer Chriſtianiſirung eine Litteratur geſchaffen hatte, ſich in der glücklichen Lage befinden, geſchriebene Denkmäler ihres Denkens und Schaffens auf mythologiſchem Gebiete aufweiſen zu können, alſo Material bieten, aus welchem man die Geſchichte ihres Volksthums auch in ihrer Jugend erſehen kann, befinden ſich die Slaven nicht in dieſer glücklichen Lage. Nicht als ob dieſelben hinter dem Pfluge einherſchreitend oder ihre Heerden bewachend nicht auch über die Fragen nachgedacht hätten, welche in jedes Menſchen Gehirn zuerſt auftauchen, ſobald daſſelbe zu eigener Thätigkeit erwacht iſt. Gewiß war der Eindruck, welchen die den ſlaviſchen Pflüger oder Hirten umgebende Natur übte, nicht geringer als der Einfluß des Schlachtenlärms auf den reiſigen Germanen; in beiden mag daher auch die Spekulation über die Frage: Woher und Wohin? ſchon früh Eingang und auch Antwort gefunden haben. Als aber der Glaube des Gekreuzigten Einzug hielt bei den germaniſchen Kriegern und den ſlaviſchen Pflügern, da bot er dem jungen Chriſten als Entgelt für den abgeſchworenen Irrthum in erſter Linie nur die Ueberzeugung, daß all ſein früherer Glaube, alle ſeine alten Gottheiten, ſeine alten Bräuche und Gewohnheiten ein Werk des Teufels geweſen, welchem er für alle Zukunft die Gefolgſchaft abgeſprochen. Und mochte auch in ſeines Herzens Tiefe noch manch Bröcklein Erinnerung an das alte heidniſche Einſt ſchlummern, zog es ihn auch mächtig hin, die alten frohen Feſte zu feiern, mitzujubeln mit der neu erwachenden Natur, mitzutrauern, wenn die weiße Schneedecke die Erde in monatelangen Schlaf niederzwang; er mußte dieſe Anwandlungen der böſen alten Dämone, deren Bildſäulen er niedergeworfen auf der Stätte früherer Verehrung, die er noch an bangen Abenden klagen hörte in dem Sumpfe, wohin ſie die Hand der neuen Apoſtel geſtürzt, niederkämpfen, um nicht die Anwartſchaft zu verlieren auf den Lohn, der den Beharrlichen und Glaubensſtarken erwartete.

Und als die Zeiten ſich klärten, als auf den Ruinen des Alten neues Leben emporſproß, als der Abſcheu vor dem heidniſchen Weſen ſchwand und in Europa die Erinnerung erwachte an die goldenen Zeiten helleniſcher und römiſcher Litteratur, da wandte ſich Alles dem Studium der klaſſiſchen Muſter zu; daß es in der eigenen Heimath auch Perlen gebe, die von einheimiſcher Poeſie gigantiſcher Kämpfe und reckenhafter Thaten Zeugniß ablegten, deſſen erinnerten ſich die Männer der damaligen Gelehrtenrepublik nimmer. Herangebildet an fremden Muſtern, hatten ſie das eigene Volk verachten gelernt; nur das „gemeine“ Volk erzählte ſich noch Abends bei loderndem Kienſpane alte Geſchichten, der Fiſcher opferte noch wohl heimlich und verſtohlen dem Alraun in den Zweigen der Weide am Bache, der Hirte und Bauer hing noch Wachspuppen an die Aeſte altehrwürdiger Eichen, aber wehe ihm, kam die Geſchichte den gelehrten Herren zu Ohren.

Solche und ähnliche Gründe waren es, welche den Schatz alter mythologiſcher Erinnerungen dem Vergeſſen überantworteten. Glücklich noch das Volk, welches Männer in ſeiner Mitte zählte, die es unternahmen, Sagen und Geſchichten in fremder Sprache aufzuzeichnen oder gar in den Klängen der Volksſprache die Thaten der Vorfahren niederzuſchreiben. In dieſer Beziehung waren die Deutſchen glücklicher als die Slaven. Bei letzteren fand ſich nur vereinzelt ein Mann, der die Mythen des Volkes auch nur in dürftigem Auszuge der Nachwelt überlieferte. Dafür wachte aber das Volk ſelbſt deſto wachſamer über den alten Schätzen. Im Norden und im Süden klingt bis auf unſere Tage der ſchwermüthige Geſang über Feld und Hain; wenn auch vielfach in veränderter, oft kaum mehr verſtandener Form tönt die Erinnerung an das halbvergeſſene Einſt aus dem Munde des Sängers, und weſſen Ohr gelernt hat, auf den Sang zu achten, der findet wohl noch heutzutage in dem ſchwermüthigen Liede Anklänge an Uraltes, an Heidniſches.

Ueber die Entſtehung der Welt nach heidniſchem ſlaviſchem Volksglauben haben ſich gar keine ſchriftlichen Nachrichten erhalten; das Wenige, welches aber über ſlaviſches Heidenthum ſich gerettet hat, findet ſich nur in Berichten chriſtlicher Miſſionare und mohammedaniſcher Reiſenden, ein Umſtand, der den Werth derſelben bedeutend beeinträchtigt, da dieſe Gewährsmänner nur in den ſeltenſten Fällen in der Lage waren, objektiv zu beobachten und ohne Voreingenommenheit zu berichten. Das Wichtigſte finden wir dagegen in der mündlichen Ueberlieferung des Volkes, im Volksliede. Dabei müſſen jedoch die Einflüſſe in Anrechnung gebracht werden, welche von Seiten der neuen Religion auf das Phantaſieleben des Volkes modificirend einwirkten.

Doch zur Sache. Bei den Ruthenen in Galizien[1]) ſingt man ein Koloda- (Neujahrs-) Lied zu Ehren der Hausherren, welches charakteriſtiſch genug lautet, wie folgt:

Da im Anfange die Welt noch nicht war,
Blaſe, Herr, blaſe
Mit dem heiligen Geiſte über die Welt![2])
Da gab es nicht Himmel, nicht Erde,
Es war nur das blaue Meer.

Inmitten des Meeres ein grüner Ahorn, auf dem Ahörnlein drei Täubchen, die drei Täubchen hielten Rath, wie die Welt zu ſchaffen wäre:

---

[1]) J. Th. Gotovacki, narodnyja pěsni galickoj i ugorskoj Rusi. Moskau 1878, II, p. 5, Nr. 7.

[2]) Dieſer Refrain wiederholt ſich nach jeder Zeile.

Tauchen wir unter auf den Grund des Meeres.
Daß wir uns holen feinen Sand.
Den feinen Sand ſäen wir aus,
Daß uns entſtehe die ſchwarze Erde;
Daß wir uns holen den goldenen Stein;
Den goldenen Stein ſäen wir aus,
Daß uns entſtehe der heitere Himmel,
Der heitere Himmel, die leuchtende Sonne,
Die leuchtende Sonne, der glänzende Mond,
Der glänzende Mond, die helle Morgenröthe,
Die helle Morgenröthe, die kleinen Sternlein.

Ein kleinruſſiſches Märchen dagegen erzählt [1]):

Einſt gab es nichts, nur den Himmel oberhalb und unterhalb des Waſſers. Damals ſchwamm Gott auf dem Waſſer und fand einen großen Klumpen harter Blaſen, auf welchem der Teufel ſaß. „Was biſt du?“ fragte ihn Gott. „Ich will mit dir nicht reden“, antwortete der Böſe, „wenn du mich nicht in deinen Kahn nimmſt“. Gott nahm ihn auf, da ſprach jener: „Ich bin der Teufel.“ Beide fuhren weiter, ſprachen aber kein Wort mit einander. Endlich ſprach der Böſe: „Wie ſchön und gut wäre es, wenn auf der Welt eine feſte Erde wäre.“ — „Sie wird ſein,“ antwortete Gott, „tauche in den Abgrund des Meeres und bringe eine Hand voll Sand herauf; aus demſelben werde ich die Erde ſchaffen. Wenn du untertauchſt und den Sand nehmen willſt, ſage dies Wort: Ich nehme dich im Namen Gottes.“ Der Teufel wartete nicht und war ſogleich unter Waſſer. Auf dem Grunde griff er mit beiden Händen nach dem Sande und ſprach: „Ich nehme dich in meinem Namen.“ Als er wieder an die Oberfläche kam, ſah er neugierig nach, was er in den geſchloſſenen Fäuſten hätte, fand aber zu ſeiner Verwunderung nichts. Gott aber, der wohl wußte, woher das käme, tröſtete ihn und befahl ihm, noch einmal auf den Grund zu tauchen. Der Teufel that es und ſprach auf dem Grunde: „Ich nehme dich in ſeinem Namen.“ Da brachte er ſo viel Sand auf die Oberfläche, als hinter ſeinen Nägeln Platz hatte. Gott aber nahm ein wenig Sand, ſäete ihn auf das Waſſer und es entſtand ein feſtes Land, doch nicht größer als ein Bett. Als es Abend wurde, legten ſich Gott und der Teufel auf dieſes Stück Erde, um auszuruhen. Als aber der Herr eingeſchlafen war, ſtieß ihn der Teufel gegen Oſten, daß er ins Waſſer falle und ertrinke. Aber die Erde breitete ſich weit nach Oſten aus und der Herr war gerettet. Da ſtieß ihn der Teufel gegen Weſten, aber auch dahin wuchs die Erde. Auf dieſe Weiſe breitete ſich die Erde bei den erneuerten Verſuchen des Teufels nach allen Seiten aus. Nachdem Gott die Erde erſchaffen, erhob er ſich in den Himmel. Der Teufel wollte nicht allein bleiben und folgte ſeinen Spuren. Da hörte er, wie die Engel den Herrn prieſen in Lobgeſängen und begann zu trauern, daß er Niemand habe, der ſich ſeiner Ankunft freue. Da trat er zu Gott und flüſterte ihm ins Ohr: „Was muß ich thun, um auch eine ſolche Schaar zu haben!“ Da antwortete ihm Gott: „Waſche Hände und das Geſicht und ſpritze das Waſſer hinter dich.“ Das that er und es entſtanden ſo viele Teufel, daß die Engel und Heiligen zu wenig Platz im Himmel hatten. Der Herr ſah ein, was für einen Schaden die Seinen davon hätten, daher rief er den heiligen Elias und befahl ihm, Donner und Blitz loszulaſſen. Elias war es zufrieden, er donnerte und ſchoß mit dem Blitze. 40 Tage und Nächte ſtrömte der Regen und mit demſelben fielen die Teufel auf die Erde. Zuletzt gab es keine Böſen mehr im Himmel und es fingen auch Engel an herabzufallen. Da befahl Gott Elias einzuhalten, und jeder Teufel blieb gerade dort, wo er ſich eben befand. Daher ſchwirren noch jetzt am Himmel helle Lichter herum und fallen erſt jetzt auf die Erde.

Eine altruſſiſche Erzählung von den ſieben Planeten [1]), welche den Kampf zwiſchen den Anhängern Gottes und denen des Satanas ſchildert, ſagt, daß auf den Lobgeſang der Himmliſchen der Himmel, der unter dem Anſtürmen des Satanas ſchon einzuſtürzen drohte, ſeine Feſtigkeit wieder gewann, und Satanas, der ſich unter der Erde befand, welche er erſchütterte, auf dieſen Ruf feſtgebannt, blieb im Hades, im Abgrunde. Unter ihm iſt Waſſer, unter dem Waſſer dagegen das unauslöſchliche Feuer. Andere abgefallene Engel, welche ſich eben auf der Erde befanden, blieben dort, hauſen daſelbſt und thun den Menſchen alles mögliche Ueble an und verwandelten ſich in Teufel. Andere waren noch nicht bis zur Erde geſtürzt, als ſie den Lobgeſang hörten, und blieben in der Luft. Und alle dieſe Satanas-Teufel verwandeln ſich in Engel, Menſchen, Thiere und quälen den Menſchen.

Aehnliches erzählt Rußwurm von den Raskolniks [2]): Die Erde war im Anfange ganz mit Waſſer überſchwemmt. Als nun Gott das feſte Land ſchaffen wollte, ſchickte er den Teufel ins Waſſer, eine Hand voll Erde vom Grunde des Meeres zu holen, wobei er ſagen ſollte: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.“ Der Teufel tauchte unter, holte eine Hand voll, ſagte aber nichts dabei. Als er nun an die Oberfläche des Meeres kam, war ſeine Hand leer. Daher mußte er zum zweiten Male untertauchen, ſagte die vorgeſchriebenen Worte, wollte aber von der Erde etwas für ſich behalten, brach daher ein kleines Stückchen ab und ſteckte es in den Mund. Das Uebrige übergab er Gott, der es ausſtreute und ſprach: „Es vermehre ſich das Land und wachſe!“ Da wuchſen denn drei Erdtheile daraus, aber auch das Stück in des Teufels Munde fing an zu wachſen, ſo daß ihm die Backe dick aufſchwoll, und er vergeblich ſich bemühte, es auszuſpeien. Endlich befreite ihn Gott von ſeiner Plage; er ſpie das Stück aus über alle Lande und es wurden daraus Moräſte, Wüſten und unfruchtbare Stellen.

Aehnlich erzählt Tereſienko [3]). Als dem Teufel der Sand im Munde zu wachſen begann und ihn Gott fragte, was er habe, floh er voll Beſtürzung. Da ſchlugen aber Donner und Blitz den Fliehenden nieder; wo er niederfiel, erhoben ſich Hügel, wo er huſtete, da erwuchs ein Berg, wo er aufſprang, entſtand ein himmelhohes Gebirge. So floh er über die Erde und wühlte ſie auf.

Dieſe Schaffung der Erde nennt das kleinruſſiſche Volk in ſeiner poetiſchen Sprache „das Säen“ (sějanije), wie es denn heißt: „Es nahm Gott ein Sandkörnchen und beſäete die ganze Erde mit Gräſern, Wäldern und allerlei Nutzbarem“ [4]).

Die Slovenen in Krain erzählen [5]): Im Anfange war nur Gott, die Sonne und das Meer. Die Sonne brannte; Gott wurde es heiß und er tauchte ins Meer, um zu baden. Als er wieder an die Oberfläche kam, war ihm ein Sandkorn hinter dem Fingernagel hängen geblieben. Das Sandkorn fiel auf die Meeresfläche und blieb liegen, es bildete unſere Erde; der Meeresgrund iſt ihre Heimath.

[1]) K. J. Erben, sto prostonárodnich pohádek a povĕstí slovanských. Prag 1865, p. 143. Vergl. J. W. Wolf, Zeitſchr. f. deutſche Mythologie und Sittenkunde. I. Band (1853), S. 178 ff.

[1]) Erben, čitanka slovanska, p. 203.

[2]) Mannhardt, Zeitſchr. f. deutſche Mythologie, IV. Band (1859), S. 157 ff.

[3]) Nach Afanaſjev, poet. vozzr. II, 458.

[4]) Afanaſjev, II, 459.

[5]) Aufgezeichnet im „Neven“, 1858, S. 60.

Mit dem Vorausgehenden ſtimmt auch die bulgariſche Ueberlieferung, welche wir nach der ſeinerzeit in Belgrad erſchienenen Zeitſchrift Opšt trud[1]) mittheilen wollen: Im Anfange gab es keine Menſchen und keine Erde; überall gab es nur Waſſer; es exiſtirten nur Gott und der Teufel, welche fortwährend zuſammen waren. Die Entſtehung der Erde wird ganz ſo geſchildert, wie in den angeführten Quellen, nur wuchs die Erde nach dieſen darum ſo ſehr nach allen Seiten, weil der Satan, bei den Bemühungen, Gott ins Waſſer zu ſtoßen, das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte. Der Teufel verließ nun zornig Gott und dieſer ſchuf die Engel, Satan aber einen Bock. Gott ſchickte nun den Heeresengel gegen ſeinen Widerſacher; da aber dieſer auf einem Bocke gegen den Feind angerückt kam, wurde er weidlich ausgelacht und kehrte unverrichteter Sache zu ſeinem Herrn zurück.

Gott ſchuf nun den Menſchen aus Koth. Die Menſchen begannen aber hinzuſterben, weshalb Gott den Teufel wieder in ſeine Geſellſchaft aufnahm, wogegen dieſer die Bedingung ſtellte, daß alle todten Menſchen ihm gehören ſollten. Dieſes Bündniß dauerte 4000 Jahre. Da jedoch Satan mehr Menſchen zufielen als dem Herrn, berathſchlagte ſich dieſer mit Abraham, Moſes und Joſef, wie er das Bündniß auflöſen könnte. Doch dies war ſchwer, denn der Teufel behauptete, Gott könne das Bündniß nicht löſen; dies könne nur deſſen Sohn, wenn derſelbe von einem Geiſte gezeugt und nicht in derſelben Weiſe geboren werde wie die übrigen Menſchen. So geſchah es auch: Gott band ein Sträußchen Baſilikum, legte ſich nieder, legte das Sträußchen in ſeine Achſelhöhle und wünſchte, daß vom Geiſte Gottes ein Sohn geboren werden möge. Das Sträußchen ſchickte er durch den Engel Gabriel Maria, der Schweſter Jordan's, welche daran roch und ſchwanger wurde; doch gebar ſie nicht auf dem gewöhnlichen Wege, da Jeſus Chriſtus vom Geiſte gezeugt wurde, ſondern durch eine Oeffnung, welche Jordan mit der Lanze in der Bruſt ſeiner Schweſter gemacht hatte. Darum begann dann der Kampf zwiſchen Chriſtus und Satan, welcher die Juden aufſtachelte, daß ſie Chriſtus tödteten.

Dieſe bulgariſche Erzählung ſcheint ſchon von der mohammedaniſchen beeinflußt. Die Schaffung des Menſchen behandelt auch die oben ſchon erwähnte Ueberlieferung der Raskolniks[2]). Nach derſelben bildete Gott den Leib des Menſchen aus Thon, ſtellte den Hund als Wächter bei demſelben auf und ging die Seele zu holen. Der Teufel ſah den ſchönen Leib und wollte ihn zerſtören, der Hund fuhr auf ihn los und biß ihn. Da ließ Satan eine gewaltige Kälte kommen, ſo daß der Hund, der damals noch nicht behaart war, erſtarrte und ſich nicht von der Stelle rühren konnte. Nun beſpie der Teufel den Leib des Menſchen, weshalb derſelbe ſo viel Krankheiten und Leiden auszuſtehen hat. Als der Herr mit der Seele kam, bemerkte er zwar den böſen Streich ſeines Widerſachers; da er jedoch einſah, daß die Leiden dem Menſchen nothwendig ſeien, unterließ er es, einen neuen Leib zu bilden, dem Hunde gab er aber einen Pelz, um ihn für die Zukunft zum Wächteramte geeigneter zu machen.

Nach einer ſloveniſchen Erzählung[3]), welche bei Mannsburg aufgezeichnet wurde, entſtand der Menſch aus einem Schweißtropfen Gottes. Dieſelbe lautet: Im Anfange gab es nichts als Gott; Gott ſchlief aber und träumte. Dieſer Schlaf dauerte lange, lange. Endlich wachte er auf und jeder Blick deſſelben verwandelte ſich in einen Stern. Da wunderte er ſich und begann zu wandern, um alle die Herrlichkeit, die er mit ſeinen Augen hervorgebracht, zu beſehen. Er wanderte und wanderte, fand aber nirgends ein Ende. Endlich kam er auf unſere Erde; er war ſchon müde, der Schweiß rann ihm von der Stirn. Ein Tropfen fiel auf die Erde, derſelbe belebte ſich und der erſte Menſch ſtand da. Er iſt göttlichen Urſprunges, aber zur Mühe und Arbeit geboren.

Eine Erzählung über die Sintfluth nach dem Volksglauben der Slovenen erzählt[1]), die Erde ſei anfangs öde und wüſte geweſen, bis der Herr einen Hahn ausſandte, welcher ein Ei legte. Aus dieſem Eie ſtrömten ſieben Ströme hervor, welche die Erde bewäſſerten, daß dieſelbe ergrünte und fruchtbar wurde. Die Menſchen waren glücklich und froh, denn ſie kannten keine Sorgen, der himmliſche Hahn zeigte ihnen durch ſein Krähen an, wann ſie aufſtehen, wann ſie eſſen und was ſie thun ſollten. Mit der Zeit wurde ihnen aber das Gekräh unangenehm, ſie meinten ohne daſſelbe auch das Richtige treffen zu können und baten Gott, das Thier zu entfernen. Der Himmelsvater erhörte ihr Flehen. Mit dem letzten Rufe: „Wehe mir, hütet den See!“ verſchwand der Hahn auf immerdar. Die Menſchen freuten ſich des Erfolges; anfangs hielten ſie aus alter Gewohnheit an der gewohnten Beſchäftigung feſt, endlich ergaben ſie ſich aber dem Fraße und der Völlerei und anderen Ausſchweifungen, da brachen Krankheiten und Ungemach ein. Sie konnten ſich aber nicht helfen. In ihrer Noth beſchloſſen ſie, wenigſtens den letzten Warnungsruf des Hahnes noch zu befolgen, wußten aber nicht, was ſie unter dem See verſtehen ſollten. Sie ſchickten eine Wache auf die Berge, weil ſie fürchteten, von dorther könnte Gefahr drohen. Nach und nach legte ſich ihre Angſt und ihr Uebermuth regte ſich von Neuem.

Die Weiber machten Beſen aus Weizenähren, um die Häuſer zu kehren, die Männer waren ſo faul, daß ſie nicht einmal mehr auf die Bäume klettern wollten, um die Brotlaibe, welche auf denſelben wuchſen, herabzuholen, ſondern gleich die Bäume umhieben, um die Früchte zu erlangen. Man fing an, auch darüber zu debattiren, daß es beſſer wäre, wenn die Ströme mehr Waſſer lieferten; ſie zerſchlugen das Ei, aus welchem das Waſſer hervorquoll. Da drang das Waſſer unter Donner und Blitz hervor und überfluthete das ganze Paradies, welches zu einem See wurde.

Nach einer anderen Erzählung[2]) rettete ſich nur ein einziger Menſch, ein Krainer. Dieſer fand auf dem Berge, auf welchen er ſich geflüchtet hatte, einen Weinſtock, an welchen er ſich anklammerte. Kurent, der im Volksglauben der Slovenen die Rolle eines allewil luſtigen Freudengottes ſpielt, ſtreckte die Ranken, daß ſie bis über die Wolken reichten; an dieſen hing der Krainer durch neun Jahre und nährte ſich von den Trauben, bis die Erde wieder trocknete. Aus Dankbarkeit verſprach nun der Gerettete für ſich und ſeine Nachkommen der Rebe und Kurent ewige Dankbarkeit.

Eine ähnliche Darſtellung der Entſtehung der Erde finden wir in dem ruſſiſchen Svitok božestvennyh knig[3]) die allerdings nur in jüngeren Abſchriften erhalten iſt, dem Inhalte nach aber jedenfalls alt iſt und Anklänge an die Lehren der Bogomilen enthält. Bis zur Schaffung der

[1]) 1868, II. Heft, S. 73 bis 78.
[2]) Ibid. S. 158.
[3]) Joh. Trdina in der kroat. Zeitſchrift „Neven“ 1858, S. 160. Vergl. Ljubljanski Zvon, Laibach 1881, I, S. 164.

[1]) Ibid. S. 61. J. Grimm (deutſche Mythol. IV. Ausg. I, S. 482) war nur eine ſlaviſche Sintfluth bekannt, nämlich die bei Vuk Stefanović Karadžić in den ſerbiſchen Volksliedern, II. Ausg. I, Nr. 207, beſungene Entſtehung des Platten-Sees.
[2]) Ibid. S. 74.
[3]) Afanasjev, poetičeskija vozzrěnija Slavjan na prirodu II, p. 462 f.

Welt, heißt es dort, ſaß Gott Sabaoth in drei Kammern in den Lüften und der Glanz ſeines Antlitzes war 70 mal 7 mal heller als dieſes Licht, ſeine Kleider waren weißer als Schnee, leuchtender als die Sonne. Da gab es weder Himmel noch Erde, weder Meer noch Wolken, weder Sterne noch Morgenroth, weder Tag noch Nacht. Da ſprach der Herr: Es werde der kryſtallene Himmel und das Morgenroth und Wolken und Sterne. Und es blies ein Wind aus ſeinem Schoße und er pflanzte das Paradies im Oſten und der Herr ſelbſt ſetzte ſich im Oſten nieder in ſeiner Schönheit, und der Donner — die Stimme des Herrn — befeſtigt an einem feurigen Wagen und der Blitz — das Wort des Herrn — kommt aus dem Munde des Herrn. Darauf ſchuf er das Meer von Tiberias ohne Ufer, und er ging auf das Meer durch die Luft und da ſah er auf dem Meere eine Quackerente ſchwimmen, d. i. den ſogenannten Satanas, der ſich im Schlamme verſtrickt hatte. Da ſprach der Herr zu Satanael, als kennte er ihn nicht: „Wer biſt Du den Menſchen?“ der Satan antwortete: „Ich bin Gott.“ — „Wie nennſt Du mich?“ — Satan erwiderte: „Du biſt der Gott der Götter und der Herr der Herren.“ Hätte Satanas nicht ſo geantwortet, hätte ihn der Herr auf dem Meere Tiberias vernichtet. Da ſprach der Herr zu Satanael: „Tauche ins Meer und bringe mir Sand und einen Kieſelſtein.“ Und es nahm der Herr den Sand und den Stein und ſäete (den Sand) auf dem Meere und ſprach: „Es werde die Erde feſt und weit.“ Darauf nahm er den Kieſelſtein, brach ihn in zwei Theile und es flogen aus der einen Hälfte auf den Schlag des Scepters Gottes die reinen Geiſter; aus der anderen Hälfte aber ſchlug Satanas eine unzählige Menge von Teufeln. Aber der Erzengel Michael warf ihn ſammt allen Teufeln vom hohen Himmel herab. Die von Gott geſchaffene Erde war auf 33 Walfiſchen befeſtigt.

Mit der letzten Angabe ſtimmt eine jetzt in Prag aufbewahrte ſerbiſche Handſchrift: „Erzählung vom Himmel und der Erde[1]).“ Dort heißt es: „Aus was ward der Himmel? — Aus Waſſer. — Wie viel Himmel giebt es? — Sieben. — Aus was ward Sonne, Mond und Sterne? — Aus Gewändern Gottes. — Aus was ward die Erde? — Aus Schlamm des Waſſers. — Was hält die Erde? — Das Waſſer. — Und wovon wird das Waſſer getragen? — Vom großen Steine. — Und was hält den Stein? — Die vierflügeligen Thiere (oder die vier beflügelten Thiere). — Und was hält die vier Thiere? — Das Feuer, aus welchem warme Quellen entſpringen. — Und was hält das Feuer? — Ein anderes Feuer, zwölfmal heftiger als dieſes. — Und was erhält dieſes Feuer? — Die Eiche, gepflanzt vor allen anderen, und die Wurzeln dieſer Eiche ſtehen auf der göttlichen Kraft; der Herr aber und die göttliche Kraft haben keinen Anfang und kein Ende.“

Dieſen Fragen und Antworten entſprechen ähnliche in einer bulgariſch-ſloveniſchen Handſchrift, nach welcher die Erde auf vier goldenen Walfiſchen ruht, das zweite Feuer nur zweimal heftiger iſt als das erſte und die Eiche eine eiſerne genannt wird[1]).

Auch nach dem ſloveniſchen Volksglauben kam die Erde aus dem Waſſerabgrunde hervor, wo ſie mit Sonne, Mond, Sternen, dem Blitz und den Winden verborgen geweſen; zuerſt tauchte der Triglav (nach ſlovakiſchem Glauben die Tatra) hervor, das Leben auf der Erde aber begann, als ſich in ihrem Inneren das Feuer entzündete; darum glauben die Ruthenen in den Karpathen, die Welt ſei vom Car-ogon (Kaiſer-Feuer) und der Carica-voda (Kaiſerin-Waſſer) geſchaffen worden[2]).

Woher alle dieſe Anſchauungen gekommen, ob ſie urſprünglich oder entlehnt ſind, läßt ſich wohl nicht entſcheiden; ſo viel iſt jedoch ſicher, daß zur Erhaltung derſelben die Bogomilen ſehr viel beitrugen, denn dieſelben liebten es, ihre Lehren in die Form derartiger Erzählungen zu kleiden, weshalb dieſelben in Bulgarien beſonders häufig waren und die Apokryphen in Rußland geradezu „bulgariſche Fabeln“ hießen[3]). Auch die apokryphe Litteratur trug zur Erhaltung und Verbreitung dieſer Vorſtellung viel bei, denn ſie vermengte Kirchliches, Einheimiſches und Fremdes, ohne daß man jetzt noch dies immer ſondern könnte.

[1]) Slovo o nebesi i o zemli. S. Jagić, Archiv für ſlav. Philol. I. (1875) S. 95.

[1]) Jagić, Archiv, I, S. 128.
[2]) Afanasjev, o. c. p. 468.
[3]) Jagić, historija književnosti, p. 82—93.

Franzöſiſche Höhlenfunde.

Ko. In Nr. 3 der diesjährigen „Revue d'Anthropologie“ finden wir unter dem Titel Ossements et squelettes humaines dans les cavernes et les stations quaternaires ein Kapitel aus einem demnächſt erſcheinenden Werke von E. Cartailhac (La France préhistorique d'après les sépultures), welches manches Intereſſante auch für die Leſer des „Globus“ enthält. Alle die Funde ſind relativ neueren Urſprungs; unbeſtreitbar ſehr alt iſt vielleicht nur die berühmte Kinnlade von la Roulette[1]) und eine andere Kinnlade, welche der Marquis de Vibraye in einer tiefen Schicht der Höhle von Arcy-ſur-Cure zuſammen mit Reſten des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, des Elephanten und des Nashorns gefunden hat.

Häufiger werden Menſchenreſte erſt in der verhältnißmäßig neuen Epoche von Solutré und la Madeleine. — Solutré liegt am linken Gehänge des Saônethales nicht weit von Macon. Unter einem ſteilen Abſturze von Jurakalken liegt ein ſich allmählich abdachender Hügel und entſpringt eine ſtarke Quelle; die Stelle iſt vor dem Nordwinde geſchützt und bietet einen weiten Ausblick; ſie iſt darum auch immer bewohnt geweſen und trägt heute noch ein Dörfchen. Herabſtürzende Steine und Trümmer haben vielfach die Reſte der alten Bewohner begraben und undeutliche Schichten gebildet, in welchen die Orientirung leider nicht eben leicht iſt. Die Stelle wird ſeit 1865 von den Herren de Ferry, Arcelin, Ducroſt, Lartet, Chantre ausgebeutet und hat intereſſante Reſultate geliefert.

[1]) Dieſelbe Nummer enthält einen intereſſanten Aufſatz von Topinard über dieſes wichtige Fundſtück, welcher die ſämmtlichen angeblich „ſimioiden“ Eigenſchaften des Unterkiefers einer eingehenden Prüfung und Vergleichung ſowohl mit Menſchen- wie mit Anthropoidenknochen unterzieht. Er warnt entſchieden davor, auf dieſes einzige vielleicht abnorm ausgebildete Fragment hin eine neue Raſſe und auf dieſe weittragende Theorien zu gründen.

Zu unterſt liegen hier Pferdeknochen, unvermiſcht und in erſtaunlichen Mengen; die Hauptanhäufung bildet eine Art Mauer von über 100 m Länge bei 3 m Höhe und 4 m Breite. Mindeſtens die Knochen von 40000 Pferden liegen hier, und alle Röhrenknochen ſind aufgeſpalten und die meiſten zeigen die Einwirkung des Feuers. Wir haben zweifellos die Küchenabfälle eines Stammes vor uns, der ſich faſt ausſchließlich vom Ertrage der Pferdejagd nährte. Hier und da erkennt man noch die Feuerſtellen; Feuerſteinſplitter liegen herum, aber die ſonſt ſo häufigen ſorgſam bearbeiteten Pfeilſpitzen hat man hier noch nicht gefunden. — Andere Feuerſtätten ſind auf Steinplatten und Blöcken vor dieſer Knochenmauer angelegt worden und haben auf ſie eingewirkt, ſind alſo jünger. Um ſie herum liegen nicht mehr ausſchließlich Pferdeknochen; neben dem Pferde herrſcht das Renthier vor; daneben ſind Mammuth, Auerochs, Wapiti, der braune Bär, Höhlenlöwe und Höhlenhyäne, Wolf, Fuchs, Luchs, Saigaantilope, Iltis, Dachs, Haſe und Murmelthier vertreten, alſo eine reiche und mannigfache Fauna, wie ſie eine zahlreiche Jägerbevölkerung ernähren konnte. Die Steinwaffen gehören alle einem eigenthümlichen Typus an, der nach Solutré benannt worden iſt und die dritte Abtheilung des franzöſiſchen Quaternärs charakteriſiren ſoll. Neben ihnen findet man nur ſpärliche Knochengeräthſchaften ohne Verzierung.

Ueber die ganze, ungefähr einen Hektar umfaſſende Oberfläche des Hügels, der als Crot du Charnier bekannt iſt, liegen Gräber zerſtreut: 1870 hatte man ſchon gegen 60 aufgedeckt. Sie liegen bald auf oder in den Feuerſtätten, bald unmittelbar daneben, ſehr häufig aber auch völlig unabhängig davon. Vier rohe Steinplatten umſchließen ziemlich dicht ein Parallelogramm, in welchem die Leiche auf einem Bette von zerſchlagenen und angebrannten Pferdeknochen liegt. Renthierknochen und Feuerſteininſtrumente ſind beigegeben. Die Menſchenknochen aber zeigen keinerlei Spuren von Feuereinwirkung; die Leichen ſind offenbar ohne Verbrennung beſtattet worden. Ob dieſe Gräber der Renthierepoche angehören? Die Entſcheidung iſt hier um ſo ſchwieriger, als, wie oben bemerkt, der Crot du Charnier zu allen Zeiten bewohnt geweſen zu ſein ſcheint, und auch neolithiſche Gräber mit polirten Steinwerkzeugen und ſelbſt ſolche aus der Römer- und Merovingerzeit vorkommen. Bisweilen ſcheint es, als habe man die Knochen und Werkzeuge, welche man beim Ausheben des Grabes fand, aus irgend einem Grunde wieder hineingelegt. Beiſpiele von verſchiedenen Gräbern über einander hat man nirgends gefunden, ebenſo wenig Feuerſtellen, die über Gräbern angelegt wären; die Altersbeſtimmung wird dadurch noch ſchwieriger.

Eine andere hochintereſſante Station aus der Steinzeit liegt am Fuße der Seealpen, dem Hauptheile nach noch auf italieniſchem Gebiete, bei Menton, in der Gemeinde Bintimiglia. Hier öffnen ſich dicht am Strande, etwa 27 m über dem Waſſer, in Schichten der unteren Kreide neun Grotten und unter ihnen liegt ein kleines Plateau, über welches früher die Via Julia Auguſta zog, während es jetzt die Küſtenbahn durchſchneidet. Sie dringen nicht tief ein und ſind faſt ganz erfüllt von Küchenabfällen, Kohlen, Knochen und Muſcheln, welche ſtellenweiſe 16 m hoch angehäuft ſind. Die unterſten Schichten fallen, wie in dem Einſchnitte der Eiſenbahn zu erkennen iſt, mit einer alten Strandlinie zuſammen. Genaue Unterſuchungen, welche E. Rivière angeſtellt hat, ergaben namentlich in den unterſten Schichten eine ſehr alte Fauna: Löwe, Hyäne, Vielfraß, aber auch Elephant, Rhinoceros, verſchiedene Hirſcharten, außerdem Reſte von Vögeln, einzelne Fiſchgräten und Maſſen von Mollusken. Dagegen fehlt das Renthier vollſtändig; es ſcheint hierher ſo wenig gelangt zu ſein, wie nach Italien und Spanien; ſeine ſüdlichſten Spuren finden ſich beim Pont du Gard. In den unteren Schichten findet man hauptſächlich Werkzeuge aus Quarzit, in den oberen überwiegen die Feuerſteine, von denen manche ſehr ſorgſam bearbeitet ſind. Sie haben übrigens einen beſonderen Charakter; die Höhlenbewohner von Baouſſé-Rouſſé mögen wohl demſelben Stamme angehört haben, wie die von Solutré oder Langerie, hatten aber offenbar eine eigene Kultur entwickelt und arbeiteten mit anderen Inſtrumenten.

Gleich in der erſten Grotte dicht an der franzöſiſchen Grenze fanden ſich zwei Kinderſkelette dicht neben einander; um ſie herum lagen Tauſende von Cyclonassa neritea L.; alle auf der Rückſeite durchbohrt, um einen Faden durchziehen zu können; die heute noch überall am Mittelmeere in Unmaſſen vorkommende Schnecke hat offenbar zur Verzierung der Kinderkleider gedient, eine Verwendungsart, zu welcher ſie durch ihre knopfförmige Geſtalt ganz beſonders geeignet iſt. Auch in der vierten Grotte fanden ſich bei dem Schädel eines erwachſenen Mannes über 200 Exemplare, welche offenbar eine Mütze geſchmückt hatten; an der rechten Schläfe lagen 22 durchbohrte Schneidezähne vom Hirſche, welche offenbar eine Art Roſette gebildet hatten. Außerdem fand ſich aber der Reſt eines aus denſelben Muſcheln gebildeten Beinringes unter dem linken Knie. Das ganze Skelett und ſeine Umgebung waren mit gepulvertem Eiſenkieſel beſtreut und unmittelbar vor der Mundöffnung des Schädels war eine 4 cm breite Rinne ganz mit dieſem Mineral erfüllt. An einer anderen Stelle derſelben Höhle wurde ein Behälter aufgefunden, der Tauſende von durchbohrten Muſchelchen enthielt, als ob die Bewohner ein Geſchäft daraus gemacht hätten, ſie für die Verwendung vorzubereiten. Außer Cyclonassa neritea und einigen anderen Mittelmeerarten fanden ſich aber auch Purpura lapillus L. und Littorina littorea L., zwei Arten, die nur an der Atlantiſchen Küſte vorkommen; ſie und einige verſteinerte Arten, die nur von Valognes in Nordfrankreich bekannt ſind, beweiſen, daß ſchon damals ein Tauſchhandel mit dieſen geſchätzten Schmuckgegenſtänden durch ganz Frankreich hindurch ſtattfand. Neben den Muſcheln finden ſich nur ganz wenige und ſehr einfache Gegenſtände aus Knochen; was vorkommt, ähnelt den Funden von Solutré.

Die fünfte, von A. Julien ſorgſam erforſchte Grotte ergab nur bis zu 4 m Tiefe bearbeitete Knochen; aber noch 3 m tiefer auf dem feſten Felſenboden lag zwiſchen einem Felsblocke und der Grottenwand ein Skelett auf dem Rücken, den Kopf auf eine Schicht rother Erde gebettet, auf dem Schädel drei große Feuerſteinſplitter, zwei andere an beiden Schultern. Schmuckgegenſtände wurden hier nicht vorgefunden.

Auch in der ſechſten Grotte fand ſich in 3,75 m Tiefe ein nicht ganz vollſtändiges Skelett; es hatte am einen Schulterblatte, an den Ellenbogen, am Handgelenke und an den Unterſchenkeln Reſte von Muſchelſchnüren aus Cyclonassa neritea, Nassa corniculum und Cypraea pyrum. Ein anderes wenig entfernt vom erſten gelegenes Skelett wies ebenfalls Muſchelſchnüre auf, in denſelben außer den oben genannten Arten auch Cypraea lurida, Trivia coccinella, Nassa reticulata, Cerithium und Cardium edule. Das Vorkommen der beiden Cypraeen iſt von beſonderem Intereſſe, da ſie an der ſüdfranzöſiſchen Küſte zu den Seltenheiten gehören und weſtlich der Rhonemündung ganz zu fehlen ſcheinen; ſie müſſen auch damals ſchon hoch geſchätzt worden ſein und finden ſich auch, mit

einem Schlitze im Rücken verſehen, iſolirt; wahrſcheinlich wurden ſie als Amulete umgebunden. Das zweite Skelett iſt offenbar dem Schickſale verfallen, von einer Hyäne angenagt zu werden. Die Zahnſpuren ſind noch deutlich ſichtbar; es ſcheint aber auch, daß das Skelett überhaupt als ſolches beigeſetzt worden iſt, daß die Höhlenbewohner ihre Todten erſt auf irgend eine Weiſe vom Fleiſche befreiten. Wie ſie das anfingen, läßt ſich nicht nachweiſen, jedenfalls geſchah es raſch und ohne daß die Gelenkbänder zerſtört wurden, denn eines der gefundenen Skelette hat ganz die Stellung eines Schlafenden bewahrt. Das Erzpulver, das man bei allen Menſchenknochen der Grotten von Baouſſé-Rouſſé fand, kann erſt nach der Entfernung der Weichtheile aufgeſtreut worden ſein, denn es hat ſich in den Vertiefungen der Knochen in größerer Menge angeſammelt. Auch die Muſchelbänder können erſt dem entblößten Knochen umgelegt worden ſein. Jedenfalls ſind aber die Gräber noch in intakten Schichten vorgefunden worden und gehören ohne jeden Zweifel der paläolithiſchen Periode an. Die wenigen Gegenſtände neolithiſchen Charakters ſind ſämmtlich in den oberſten Schichten gefunden worden.

Die dritte und wohl berühmteſte Station in Frankreich iſt Cro-Magnon in Périgord. Hier hat ſich die Vezère ein enges pittoreskes Thal gegraben, in deſſen ſteilen Wänden ſich eine Menge von Höhlen und Grotten finden. Die Menſchen der Steinzeit haben mit Vorliebe hier gewohnt und die Menge der Ueberreſte, welche ſie zurückgelaſſen haben, iſt eine überraſchende. Die Eiſenbahn, welche Toulouſe mit Limoges verbindet, durchſchneidet die Anſiedelung und hat namentlich die ſpeciell Cro-Magnon genannte Station bloßgelegt. Hier haben unter einem überhängenden Felſen durch lange Zeit Jägerſtämme gehauſt, bis ihre Küchenabfälle den Boden ſo erhöht hatten, daß die fernere Benutzung der Grotte unmöglich wurde. Die Wichtigkeit des Fundes wurde glücklicher Weiſe alsbald gewürdigt und die ganze Fundſchicht unter der Leitung des Herrn Louis Lartet vorſichtig ausgebeutet. Wie in Solutré und Laugerie haute herrſchen hier die Pferdereſte vor, während Renthier, Hirſch und Auerochs zurücktreten; auch eine gefundene Lanzenſpitze entſpricht ganz denen von Solutré und Werkzeuge aus Knochen ſind ebenſo ſelten wie dort. Fiſchgräten kommen kaum vor, während doch der fiſchreiche Fluß unmittelbar vor der Grotte vorbeifließt.

In Cro-Magnon wurden fünf Skelette gefunden, ein Greis, zwei erwachſene Männer, eine Frau und ein ungeborenes Kind. Zwiſchen den Knochen lagen Hunderte von durchbohrten Muſcheln, meiſtens Littorina littorea, außerdem auch Purpura lapillus, Sipho Jeffreysianus und Turritella communis; die drei erſteren Arten kommen nur im Atlantiſchen Ocean vor und ſind alſo jedenfalls von dort bezogen worden. Auch runde Plättchen von Elfenbein und durchbohrte Thierzähne wurden gefunden. Die Muſcheln haben hier meiſt noch ihre Farbe bewahrt, während die aus anderen Stationen häufig gebleicht ſind; doch iſt dies kein Beweis für ein geringeres Alter. Littorina und Purpura ſind Strandarten, welche man an und über der Waſſerlinie in Menge lebend ſammeln kann, während Cyclonassa, von der gebleichte Exemplare zu Hunderttauſenden am Strande liegen, nur bei ſorgſamem Nachſuchen lebend zu finden iſt; von den erſteren kamen alſo naturgemäß mehr lebend geſammelte Stücke in den Handel und dieſe halten ihre Farbe bei trockener Aufbewahrung unendlich lange; beide Arten dienen übrigens an den Küſten überall als beliebte Nahrung und ſind auch in den däniſchen Kjökkenmöddings häufig. — Die Skelette von Cro-Magnon haben übrigens ganz oberflächlich gelegen und es iſt durchaus noch nicht erwieſen, daß ſie demſelben Stamme angehören, der die Pferde jagte und mit Solutré gleichzeitig war, ein Umſtand, der nicht unwichtig iſt, da ja Cro-Magnon der ganzen Raſſe, welche in der ſpäteren Quaternärzeit Frankreich bewohnte, den Namen gegeben hat.

Auf der anderen Thalſeite, bei Laugerie baſſe, iſt der Felſen brüchiger; die Grotten ſind ausgedehnter, aber herabſtürzende Blöcke haben die Bewohner häufig gezwungen, ihre Wohnſtätten zu verlegen. Sie ſind aber immer wieder zurückgekehrt und zwiſchen den Felstrümmern haben die Küchenabfälle ſich allmählich auch bis zu einer Höhe von 10 bis 12 m angeſammelt. Die oberflächlichen Schichten ſind von den Herren Lartet, Chriſty und de Vibraye ausgebeutet worden und haben zahlreiche, ſehr gut erhaltene Gegenſtände geliefert; die Zwiſchenräume der geſtürzten Blöcke hat neuerdings Herr Maſſenat durchforſcht. Ganz in der Tiefe, unter den Blöcken, fand man ein Skelett, die Füße gegen die Wand gerichtet, Ellenbogen und Knie faſt ſich berührend, die Wirbelſäule durch einen herabgeſtürzten Block zerſchmettert. Auch hier fanden ſich wieder Muſcheln als Schmuck, und zwar Mittelmeermuſcheln (Cypraea pyrum und C. lurida); alſo auch damals ſchon ein Tauſchverkehr zwiſchen Mittelmeer und Ocean. Mortillet möchte daraus ſchließen, daß dieſe Stämme im Sommer das Renthier in den Bergen von Perigord jagten, im Winter aber an der warmen Mittelmeerküſte ihren Aufenthalt hatten, aber dann müßten auch die Steinwaffen und Knochenwerkzeuge übereinſtimmen, was durchaus nicht der Fall iſt. Zweifellos waren aber beide Stämme nahe verwandt und gehörten auch die damaligen Bewohner Liguriens zur Raſſe von Cro-Magnon.

Von großem Intereſſe ſind die Knochenreſte, welche man in der Höhle von Gourdan (Dep. Haute Garonne) gefunden hat; Schädel und Unterkiefer ſind durch Schläge mit einem ſchweren Inſtrumente zerſchmettert, man ſieht noch die Einſchnitte der Kieſelmeſſer, mit denen die Haut vom Knochen abgeſchabt wurde; ringsum liegen Küchenabfälle. Trotzdem kann man die Bewohner dieſer Grotte nicht ſo ohne Weiteres des Kannibalismus beſchuldigen, denn man findet nie andere als Schädelknochen und die beiden oberſten Wirbel in der Grotte, und es iſt ganz gut möglich, daß nur aus irgend einem abergläubiſchen Grunde die Köpfe der erſchlagenen Feinde in die Grotten gebracht wurden; vielleicht waren es gar nicht einmal die Köpfe von Feinden, ſondern von eigenen Stammesgenoſſen, deren Knochen man, wie bei Menton, vor der Beerdigung vom Fleiſch befreite.

Eine fernere intereſſante Fundſtätte findet ſich an einem kleinen Vorſprunge zwiſchen den Thälern der Gave de Pau und der Gave d'Oloron bei dem Dörfchen Sordes. Hier liegt ein unbedeutender, kaum 100 m hoher Felsrücken, welcher aber in Folge ſeiner günſtigen Lage die ganze Umgegend beherrſcht; die Südweſtſeite enthält mehrere Grotten, von denen eine, auf dem Gute eines Herrn Duruthy befindlich, von den Herren Lartet und Dupare ausgeräumt worden iſt. Unmittelbar auf dem Boden in einer Lage von calcinirter Erde und Aſche lagen gegen 40 Reißzähne des Höhlenbären und drei Löwenzähne, alle zum Anhängen durchbohrt, viele mit eingeritzten Figuren von Thieren, Pfeilſpitzen oder mit anderen Ornamenten; Skelettreſte, die ſich damit zuſammen fanden, ließen ſich nicht mehr zuſammenſetzen. Darüber lag eine dicke Schicht ſchwarzer thoniger Aſche mit den gewöhnlichen Steingeräthen, in derſelben auch eine Harpunenſpitze mit Widerhaken; eine dünne Schicht mit Landſchnecken begrenzte ſie nach oben und ſchien anzudeuten, daß die Höhle einmal für eine längere Zeit

unbewohnt geblieben iſt. Darüber folgte noch einmal eine Aſchenſchicht wie die untere, aber über dieſer lagen Steinwerkzeuge von ganz abweichender Form und etwa 30 Skelette, die offenbar einer neueren Epoche angehören. Nur das mit den Bärenzähnen zuſammen gefundene Skelett gehört der älteſten Epoche an und auch von ihm nimmt der Verfaſſer an, daß es in derſelben Weiſe vom Fleiſche befreit beſtattet worden ſei, wie in den anderen bisher aufgeführten Stationen.

Es ſcheint alſo allgemeine Sitte in der Epoche von Solutré und Cro-Magnon geweſen zu ſein, die Skelette der Leichen allein beizuſetzen, ein Gebrauch, wie er ſich ja heute noch bei manchen wilden Stämmen findet. Die Seltenheit der Höhlenfunde ſcheint aber darauf zu deuten, daß die Wohnhöhlen nur ausnahmsweiſe als Begräbnißſtätten benutzt wurden. Bekanntlich iſt der italieniſche Anthropologe Profeſſor Pigorini ſchon vor einigen Jahren zu denſelben Reſultaten gelangt, wie Carvailhac. Es wäre intereſſant, eine Vergleichung anzuſtellen zwiſchen der Verbreitung dieſes Skelettirens der Leichen und der Dolmen oder anderer angeblicher Spuren der ehemaligen Verbreitung der iberiſchen Raſſe.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Herr Lüderitz ſandte in den Jahren 1884 bis 1885 eine aus Dr. Schinz, Dr. Schenck, de Jongh, H. Pohle und ſechs Bergarbeitern beſtehende Expedition aus, um das Gebiet zwiſchen dem Orange River und der Walfiſchbai 20 geographiſche Meilen landeinwärts von der Küſte zu unterſuchen. Die Reſultate, über welche H. Pohle unter Beigabe einer Originalkarte in „Petermann's Mittheilungen“ (1886, Heft 8) berichtet, ſind geradezu niederſchmetternd für die Freunde der Koloniſation Südweſtafrikas. „Der gänzliche Mangel an atmoſphäriſchen Niederſchlägen und die Geringfügigkeit des an nur wenigen Stellen vorkommenden Trinkwaſſers hindert jeden Verſuch zu Koloniſationszwecken. Die Unterſuchung in mineralogiſcher Beziehung gab durchaus keine nennenswerthe Ausbeute, um den Transport nach Deutſchland zu lohnen, da nur Edelmetalle, als Gold, Silber, Platin, und zwar auch nur in ganz bedeutenden Mengen, einen pekuniären Gewinn abwerfen würden, und endlich iſt die Vegetationsloſigkeit dieſes ganzen Landſtriches erwieſen, die ja kaum das Leben von Menſchen und Thieren geſtattet, wenn auch in ſanitärer Beziehung nichts zu wünſchen übrig bleibt. Die Worte, die mir der nun verſtorbene Generalkonſul Herr Dr. Nachtigal ſagte: „Ich will lieber durch die Wüſte reiſen, da finde ich doch wenigſtens Oaſen, als noch einmal durch dieſes Land“, ſind vollſtändig zutreffend.“

— Ueber den Lomami, den großen Zufluß des Sankurru und des Kaſſai, berichtet „Le Mouvement Géographique“ (1886, Nr. 18) nach Mittheilungen des Dr. Ludwig Wolf (vergl. oben S. 80) noch Folgendes. Der Lomami ergießt ſich mit zwei, reſp. 30 und 50 m breiten Armen in den Sankurru und iſt weiter oberhalb bis 100 m breit. Seine Befahrung iſt leicht, da er wenig Inſeln und ſehr wenig Sandbänke enthält; Krokodile ſind überall in Maſſen vorhanden. Die Uferlandſchaften ſind zauberiſch, die Wälder mit rieſigen Pandanus erfüllt, die Elephanten zahllos, die Bevölkerung von außerordentlicher Dichtigkeit. Dr. Wolf hat Städte von 10000, 12000, ja 15000 Einwohnern beſucht. Die Bewohner des rechten (nördlichen) Ufers ſind ſtellenweiſe äußerſt primitiv; der Reiſende hat in dieſer Beziehung eine Beobachtung gemacht, welche für Innerafrika einzig in ihrer Art dazuſtehen ſcheint: er fand ganze Dörfer in den Wipfeln der Bäume errichtet. Die Bewohner, flink und beweglich wie die Affen, bewegten ſich auf den Aeſten hin, ſich von Zweig zu Zweig ſchwingend. Die Hütten waren im Laube verſteckt errichtet, ſicher vor jedem Handſtreiche. — Dort, wo der Dampfer „En Avant“ die weitere Erforſchung des Lomami aufgeben mußte (5° 20′ ſüdl. Br.), hatte derſelbe noch 2¼ m Tiefe bei Niedrigwaſſer; aber nach Angabe der Eingeborenen waren Stromſchnellen, welche der Schiffahrt ein Ziel ſetzen, dort nicht mehr fern.

Auſtralien.

— Die auſtraliſchen Kolonien machen im Eiſenbahnweſen raſche Fortſchritte. Gegen Ende des Jahres 1885 hatten die fünf Kolonien des Kontinents 9766 km und die beiden Inſelkolonien Neu-Seeland und Tasmanien 2813 km Eiſenbahnen im Betriebe, alſo zuſammen 12579 km gegen 12046 am Schluſſe des Jahres 1884. Gleichzeitig befanden ſich noch über 3000 km im Bau. Von dieſen 12579 km entfielen 2906 auf Neu-Süd-Wales, 2703 auf Victoria, 2390 auf Neu-Seeland, 2184 auf Queensland, 1704 auf Südauſtralien, 433 auf Tasmanien und 269 auf Weſtauſtralien. Die erſten Bahnen in Auſtralien waren die von Melbourne nach Port Melbourne oder Sandridge, 3½ km (am 14. September 1854), die von Sydney nach Parramatta, 22½ km (am 26. September 1855), und die von Adelaide nach Port Adelaide, 12 km (am 21. April 1856 eröffnet). Die Verbindungsbahn zwiſchen Adelaide und Melbourne wird Anfang nächſten Jahres auf ihrer ganzen Länge in Betrieb geſetzt werden. Südauſtralien hat ſeine Strecke von Adelaide bis zur Grenze von Victoria, 295 km, bereits Ende April 1886 in Betrieb geſetzt. Zwiſchen Melbourne und Sydney (925 km) beſteht ſchon ſeit 1883 volle Eiſenbahnverbindung, und die Bahn, welche Sydney mit Brisbane, der Hauptſtadt von Queensland, verbinden ſoll, wird in ſpäteſtens zwei Jahren fertig ſein. Auch Weſtauſtralien rührt ſich jetzt. Am 1. März dieſes Jahres wurde der erſte Spatenſtich an einer Bahn gethan, welche von Guilford, einer Station an der von Fremantle über Perth laufenden Oſtbahn in 31° 57′ ſüdl. Br. und 116° 3′ öſtl. v. Gr., nach Greenough, einem Städtchen mit 1557 Seelen in einem fruchtbaren Agrikulturdiſtrikte (28° 56′ ſüdl. Br. und 114° 42′ öſtl. L. von Gr.) gebaut werden ſoll. Den Bau dieſer ungefähr 405 km langen Bahn läßt ein Londoner Syndikat von Kapitaliſten, welches anſtatt Baarzahlung große Strecken Landes am Bahnkörper entlang erhält, ausführen. Er ward für die Summe von 900000 Pfd. St. in Kontrakt gegeben. H. Gr.

Inhalt: A. Marche's Reiſen auf Luzon und Palawan. III. (Mit ſieben Abbildungen.) — F. Blumentritt: Die Manguianen der Inſel Mindoro (Philippinen). — Fr. Hubad: Die Entſtehung der Welt nach ſlaviſchem Volksglauben. — Franzöſiſche Höhlenfunde. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Auſtralien. (Schluß der Redaktion: 10. September 1886.)

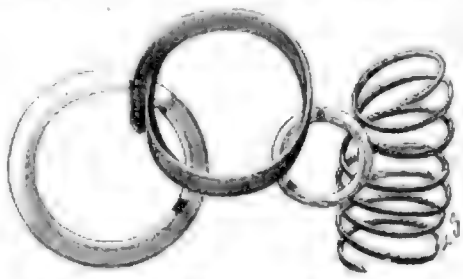
Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Journal Fuer die Reine und Angewandte Mathematik
Herausgegeben von A. L. Crelle
Band 1

Ueber die Auflösung der Gleichungen, auf welche man bei der Untersuchung der linearen Transformation binärer Formen mit unendlich vielen Variablen geführt wird.

Von Herrn Professor Dr. Ferdinand Georg Frobenius
in Berlin.

gegen ½ 2 Uhr nahm das Geräuſch ab und der Himmel klärte ſich ein wenig auf; man ſah nun, daß die Erde mit Todten und Verwundeten bedeckt war; in der Kirche von Budiao fand man 200, in einem Hauſe deſſelben Dorfes 35 Todte; fünf Dörfer in Camarines waren vollſtändig vernichtet, die Stadt Albay zum größten Theil zerſtört; mehr als 12000 Perſonen kamen um, ſehr viele wurden verwundet und alle verloren ihr ganzes Beſitzthum. Der Anblick des Vulkans iſt unendlich traurig; die einſt ſo maleriſchen, ganz bebauten Abhänge ſind jetzt mit Sand bedeckt, die Steine und Aſche erreichen eine Dicke von 8 bis 10 m, und an der Stelle, wo ſich früher einmal Budiao befand, ſind die Kokospalmen vollſtändig begraben. In den anderen Dörfern hat die deckende Lage eine Mächtigkeit von nicht weniger als 40 m. Der Gipfel des Vulkans hat etwa 120 Fuß an Höhe verloren und auf der Südſeite läßt eine ungeheure Breſche drei neue Schlünde ſehen, die ſich in der Nähe des Hauptkraters geöffnet haben und noch immer Rauch und Aſche auswerfen. Die ganze Provinz Camarines iſt in eine Wüſte verwandelt." Es wird mitgetheilt, daß die Dunkelheit bis Manila hin herrſchte und die Aſche vom Winde bis nach China getragen wurde. 1827 folgte wieder eine Eruption, die bis zum Februar 1828 dauerte; wie Jagor mittheilt, war der Vulkan 1834 und 1835 beinahe fortwährend thätig, und 1845, 1846, 1851, 1853, 1855, 1857, 1858, 1859 und 1860 beunruhigte er ſeine Umgebung durch häufiges Ausſtoßen von Rauch.

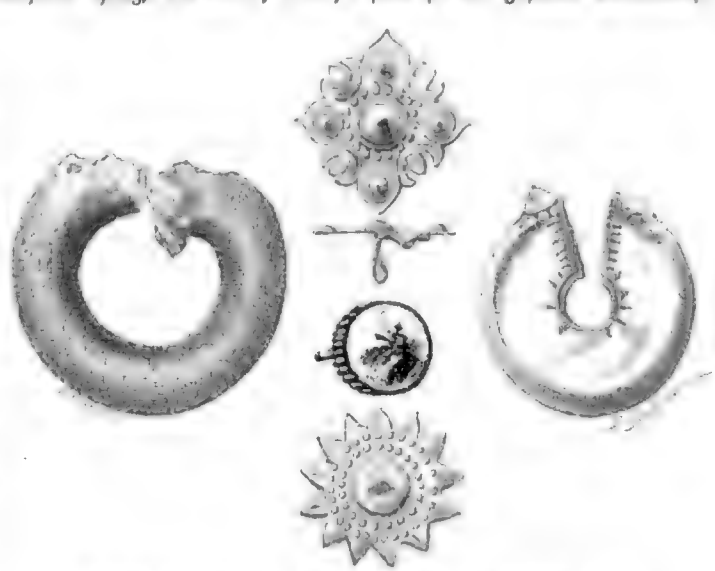


Ringe aus den Särgen von Pamine-Taan.
(Nach den im Trocadéro-Muſeum zu Paris befindlichen Originalen.)

Es folgten nun einige weitere Reiſen, von denen nur zu bemerken iſt, daß in der Nähe von Tabaco eine Inſel beſucht wurde, wo ſich Todtengrotten befinden ſollten; Marche fand dort nur einige in zwei Theile geſchnittene Kokosnüſſe, die mit von den Fiſchern den Geiſtern geopfertem Palmweine gefüllt waren. Keine Gefäße oder Knochen waren dort zu finden; die Grotten waren wohl vorher ſchon beſucht worden. An dieſen vergeblichen Zug ſchloß ſich eine Reiſe nach den warmen Quellen von Tiwi, die in der Nähe des Meeres in einem Cirkus hoher Berge emporquellen. Eingehüllt in eine Wolke von ſchwefligen Dämpfen, auf Felſen, welche ihm trotz der ſchweren Jagdſtiefel die Füße zu verſengen drohten, maß Marche, ſo gut es anging, die Temperatur, welche zwiſchen 60° und 91° betrug. In der Nähe ſteht das Bad, ein beſcheidenes Bambugebäude, eine Art Schuppen, in deſſen Mitte man die heiße Quelle geleitet hat; das Waſſer eines kleinen Baches dient zur Abkühlung, ſo daß man im Stande iſt, das Bad in beliebiger Wärme zu nehmen. Nicht weit von dort entſpringen Quellen, welche kieſelhaltige Ablagerungen bilden, die ſich immer höher aufbauen.

Als ſich Marche wieder einmal zu Manila aufhielt, empfahl er Herrn Coroy, dem Direktor des botaniſchen Gartens in Saigon, der gerade dort anweſend war, die Abaca zu Acclimatiſationsverſuchen in Kambodſcha und Cochinchina; der Verſuch ſchien zu glücken, doch im Februar 1885 bemerkte unſer Reiſender in Saigon, daß der Nachfolger des Herrn Coroy dieſe Verſuche aufgegeben hatte. Es iſt dies ſehr zu bedauern, denn auch in dem Werke von Bouinais und Paulus, „L'Indo-Chine française contemporaine" (1885), wird der Pflanze großer Erfolg vorhergeſagt. Wir finden dort auch die Angabe, daß 1879 53000 Tonnen Abaca, alſo etwa die Ladung von 80 Schiffen, von Manila nach Amerika abgegangen ſind; die beſte Abaca kommt aus Camarines und Albay.

Im April 1881 begab ſich Marche zum Beſuche der Todtengrotten nach der ſüdlich von Luzon, gegenüber der Provinz Tayabas gelegenen Inſel Marinduque. Dieſelbe iſt eine gehobene Koralleninſel, deren höchſte Spitze, der Marlanga, etwa die Höhe von 500 m erreicht. Jede dieſer Grotten hat ihre Legenden, ihre Geiſter, ihre Schreckniſſe. Aus der einen tritt jedes Jahr in der Nacht von Allerheiligen eine Proceſſion der europäiſchen Geiſter, welche Hymnen ſingen; Jedermann will ſie mit eigenen Augen geſehen haben. Wenn man da eindringt, heißt es, ſieht man nur Schädel, ſo groß wie Kochtöpfe. In einer anderen ſoll ſich ein hölzernes Thor befinden, welches Niemand öffnen, in einer dritten eine ungeheure Glaswand, die Niemand zerbrechen kann; alle aber ſind voll von ungeheuren Schlangen.



Goldene Schmuckſachen aus den Särgen von Pamine-Taan.
(Nach den im Trocadéro-Muſeum zu Paris befindlichen Originalen.)

Die erſte Höhle, welche beſucht wurde, war die mit dem hölzernen Thore; eine zahlreiche Geſellſchaft hatte ſich dem Forſcher angeſchloſſen, einige der Notabeln, deren Theilnahme erwartet wurde, ſich jedoch noch im letzten Augenblicke durch ihre Söhne vertreten laſſen. Zahlreiche Eingeborene bewunderten den Franzoſen, der die Geiſter in

ihrem eigenen Gebiete aufſuchen wollte. Nach einem Ritte von zwei und einer halben Stunde befand man ſich gegenüber dem Eingange des unheimlichen Ortes. Alle Eingeborenen betrachteten ängſtlich, mit aufgeſperrtem Munde, den kühnen Mann, welcher ohne Zögern da eintrat. Die Höhle war nur klein, mit verkalkten Wänden; der Boden mit Guano von Legionen von Fledermäuſen bedeckt. Nur wenige Scherben von Töpfen und wenige Knochen wurden gefunden.

Hölzerne Figuren aus Grabhöhlen der Inſel Marinduque.
(Nach den im Trocadéro-Muſeum zu Paris befindlichen Originalen.)

Das waren die Tauſende von Skeletten, welche dort liegen ſollten! Die Erklärung ließ nicht lange auf ſich warten: der Aſuan hatte vom Plane des Franzoſen gehört und alle Knochen fortgeſchafft. Auch in einer zweiten, viel größeren Höhle wurde nichts weiter gefunden. Der Weg hinein war nicht ganz gefahrlos, dunkle tiefe Schluchten unterbrachen denſelben und Wolken der aufgeſchreckten Fledermäuſe umſchwärmten die Fremden und drohten die Fackeln auszulöſchen. Als Marche mit ſeinen Begleitern wieder im Tageslichte erſchien, da athmeten die Eingeborenen auf, ſie hatten ſchon gefürchtet, der Aſuan habe Alle vernichtet. Obwohl Marche auch hier mit leeren Händen zurückkehrte, hatte er doch einen moraliſchen Erfolg errungen, das Vertrauen ſeiner Begleiter zu ihm hatte in hohem Maße zugenommen; das Wenigſte, was erzählt wurde, war, daß er Beſitzer eines Amuletts ſei, welches größere Kraft beſitze als der Aſuan ſelbſt. Auch weitere, vom 20. bis 25. April unternommene Verſuche hatten kein größeres Ergebniß.

Am 25. wurde die Reiſe fortgeſetzt; durch prächtige, mit Reis und Zuckerrohr bepflanzte Felder führte der Weg am Meeresufer entlang nach Gazan, wo bei einem Herrn Berdote, dem Enkel eines Franzoſen, Quartier genommen wurde, einem wohlhabenden und einflußreichen Manne, ohne deſſen Rath einzuholen Niemand auf der Inſel etwas zu thun wagte. Sofort nach der Ankunft beſuchte der Provinz-Arzt, welcher Marche begleitet, die dortigen Pockenkranken; um ihm ſeine Aufgabe zu erleichtern, hatte man unter Trommelſchlag die Einwohner aufgefordert, da, wo ſich Kranke befänden, eine kleine Fahne aufzuſtecken; in weniger als einer Stunde war die ganze Stadt voller Fahnen, kein Haus, welches nicht geflaggt hatte. Nach dem Beſuche ließ der entſetzte Alcade den Arzt kommen und ſprach ihm ſein Erſtaunen über die vielen Krankheitsfälle aus. Er habe, ſagte er, doch alle Kinder impfen laſſen. Auf die Frage des Arztes, woher er die Lymphe genommen, geſtand er ganz unbefangen, daß er mit dem Eiter aus den Puſteln des zuerſt Erkrankten die ganze Gemeinde habe impfen laſſen.

Eine intereſſante Bekanntſchaft wurde dort gemacht, die eines emeritirten Prieſters, eines eifrigen Sammlers von Naturalien und allen möglichen Gegenſtänden; Marche erhielt eine hübſche Inſektenſammlung, darunter einen Euchirus Dupontinus, welchen das naturwiſſenſchaftliche Muſeum zu Paris noch nicht beſaß. Die Kirche und das Pfarrhaus ſind befeſtigt zum Schutze gegen die Moros (Malayen), welche vor einigen Jahren dort in Aufſtand waren. Der Beſuch einer in der Nähe gelegenen Todtengrotte war erfolgreicher als die früheren Unternehmungen; 70 Schädel und verſchiedene ethnographiſche Gegenſtände waren die Ausbeute. In den erſten Tagen des Mai brach Marche nach Santa Cruz de Nano an der Nordküſte von Marinduque auf, in deſſen Nähe ſich, wie ihm verſichert wurde, Todtengrotten befinden ſollten, deren Ruhe vorher noch nicht geſtört worden war.

Urnen aus der Grotte Pamine-Taan.
(Nach den im Trocadéro-Muſeum zu Paris befindlichen Originalen.)

In Santa Cruz beging man gerade eine Feſtlichkeit, ſo daß ſich dem Reiſenden ein großes Gefolge anſchloß; am Ziele angekommen, wurde Marche mit ſeinen beiden Freunden im ſchönſten Hauſe der Stadt untergebracht, es regnete Einladungen zu Gaſtmählern und Tanzvergnügen. Wenn auch im ganzen Lande die Vorliebe für Tanz und Geſang, für Feſtlichkeiten und Gaſtmähler bei der indiſchen und Meſtizen-Bevölkerung groß iſt, ſo ſteht doch die Inſel Marinduque in dieſer

Hinſicht ziemlich unerreicht da. Das Leben iſt leicht, der Boden reich und mild, giebt den Bewohnern mehr als das Nöthige; es iſt ein wahres Schlaraffenland.

Von zahlreichen Todtengrotten, die hier beſucht wurden, belohnten einige die aufgewendete Mühe reichlich. Während des Beſuches der Batala genannten Höhle, der zweiten, in welche Marche eintrat, erzitterte die Erde, jedoch nur ſchwach, ſo daß er einen Augenblick fürchten mußte, ſelbſt dort begraben zu werden. Als er mit Schädeln beladen zurückkehrte, fragten ihn zwei eingeborene Prieſter, ob es wahr ſei, daß die Schädel mit einem Kreuz gezeichnet ſeien; wenn dies wirklich der Fall ſei, ſeien es Schädel von Chriſten. Es ergab ſich, daß ſie die Schädelnäthe für das Zeichen des Kreuzes nahmen.

Einige dieſer Grotten ſind ziemlich weit von Santa Cruz entfernt, ſo unter Anderen auch die von Pamine-Taan, wo Marche, obwohl ſie anfänglich ſeine Neugierde nicht beſonders erregte, eine reiche Fundgrube antraf. Der Eingang iſt ein niedriges Loch; nachdem er denſelben paſſirt hatte, befand er ſich zwiſchen zwei Reihen auf einander geſtellter Särge, und hinter denſelben befanden ſich große Urnen, welche gleichfalls Skelette enthielten. Es war beinahe unmöglich, die Särge mit den Gebeinen aufzuheben, nur bei wenigen glückte dies; der größte hatte 90 cm Länge, 20 cm Breite und 15 cm Höhe; die Knochen lagen durch einander; beinahe jeder Sarg enthielt ein Skelett und zwei Schädel, deren einer einer Frau oder einem Kinde von acht bis zwölf Jahren anzugehören ſchien.

Unter den Knochen wurden ſonderbare Armbänder gefunden, eins in Spiralform, wie die modiſchen Schlangenarmbänder, die anderen durchbohrt, wie wenn man ſie am Halſe oder am Ohre hängend getragen hätte; einige dieſer Schmuckſachen ſind von ſehr dünnem Goldblech, Knöpfe oder Plättchen mit getriebenen Sternen. Nur wenige ſind mit Perlen verziert, ſei es, daß das Waſſer dieſelben weggeſpült hat oder daß ſie zur Zeit der Verfertigung des Schmuckes ſelten waren. Dieſe ſowie die anderen gefundenen Gegenſtände, Schüſſeln, Gefäße, Fläſchchen von emaillirtem und lackirtem Thon oder von Porzellan, zeigen beinahe nie gleiche Formen.

Die Urnen ſtecken ſo feſt in der Erde, daß ſie mit dem Jagdmeſſer losgelöſt werden mußten; einzelne zerbrachen dabei, doch gelang es Marche, ſich einer der ſchönſten unverſehrt zu bemächtigen. Der Boden iſt roh, das Uebrige mit Firniß überzogen; zwei flammenſpeiende Drachen mit Schlangenkörpern und Schuppen ſchmücken denſelben; dieſe Ungeheuer haben vier Beine, jedes derſelben mit vier Klauen, die übrigen ſchmuckloſen Gefäße enthielten zum Theil koſtbarere Gegenſtände. Nur wenig Kupfer wurde angetroffen: bloß zwei Ohrgehänge und ein einziger Ring. An Waffen wurden nur einige ſehr verroſtete eiſerne Gegenſtände (Meſſerklinge und Hacke) ſowie eine Art hölzerner Lanzenſpitze und ein hölzerner Stock, der als Lanze dienen konnte, gefunden.

Alle dieſe Grotten haben ihre Legenden; in der zu Macayan hört man während des Sturmes die Geiſter muſiciren, ſingen und die Glocken läuten; dieſe Erzählung iſt wohl auf die dort befindlichen Stalaktiten zurückzuführen, welche, wenn ſie angeſchlagen werden, einigermaßen wie Glocken tönen. Auch an anderen Stellen wurden mit Erfolg Nachſuchungen in den Begräbnißhöhlen angeſtellt, die bis zum 4. Juli dauerten; außer verſchiedenen, den früher beſchriebenen ähnlichen Gegenſtänden wurden auch Feliſche (pastores) gefunden, welche jetzt im Trocadero aufgeſtellt ſind; dieſelben ſind recht ſchlecht in Holz geſchnitzt und ſtellen ziemlich unvollkommen verſchiedene Perſonen vor.

Am 15. December kehrte Marche vorübergehend nach Frankreich zurück, um ſpäter ſeine Reiſen wieder aufzunehmen.

(Fortſetzung folgt in einer ſpäteren Nummer.)

Bodenſenkung im Ruhr-Kohlenreviere.

H. B. Wer in dem Kohlenreviere an der Ruhr gereiſt iſt und aufmerkſam die nicht ſchöne, aber vielfach recht intereſſante Gegend neben der Eiſenbahn betrachtet hat, wird ſich gewundert haben über die große Anzahl ſchief ſtehender Gebäude, unentwäſſerter Wieſen an einer, tief liegender Gräben an einer anderen Stelle. Die Eiſenbahnen ſind vielfach nachträglich aufgehöht, aus Einſchnitten ſind Dämme geworden, viele Stationsgebäude liegen tiefer als die Geleiſe, während ſonſt überall das Gegentheil der Fall iſt; faſt jedes Gebäude iſt verankert und hat trotzdem Riſſe, viele andere haben ſich bedenklich geneigt und werden nur durch die benachbarten Häuſer vor dem Umſturze bewahrt. Alles dies ſind Folgen von Bodenſenkungen, die der Kohlenbergbau verurſacht hat. In dem ganzen Striche, der von der Stadt Dortmund an ſich in einer Breite von mehreren Meilen bis zum Rhein erſtreckt, ſind nur wenige einzelne Punkte, von denen man mit abſoluter Beſtimmtheit behaupten kann, daß ihre Höhenlage gegen den Meeresſpiegel unverändert geblieben iſt. Alles übrige Terrain iſt in einer theils langſamen, theils ſchnellen ſinkenden Bewegung ſchon begriffen oder in der nächſten Zeit derſelben ausgeſetzt. Entweder iſt es die unmittelbare Einwirkung des Bergbaues, welche die Senkung verurſacht, oder die mittelbare durch Waſſerentziehung. Jene iſt verſchieden je nach der Lagerung der im Abbau begriffenen Flötze. Je flacher die Neigung der Kohlenſchicht gegen den Horizont iſt und je weniger tief ſie unter der Erdoberfläche liegt, deſto ſtärker ſind die Einwirkungen der Senkung. Nun iſt vielfach die Lagerung der Kohlenſchichten nahezu horizontal und die Entfernung zwiſchen dem Flötze und der Oberfläche ſo gering, daß man die Schüſſe im Bergwerke oben und das Rollen der Eiſenbahnzüge unten ziemlich deutlich hören kann. Sobald daher die Abſteifungen nach erfolgtem Abbau der Kohle herausgeholt werden, fängt die oberhalb liegende bis zur Erdoberfläche reichende Schicht an zu ſinken und geht ſo weit herunter, bis die Sohle des Flötzes erreicht iſt. Je ſtärker (mächtiger) alſo das Flötz iſt, deſto erheblicher wird die Senkung ſein. Wird ſpäter ein tiefer liegendes Flötz darunter abgebaut, ſo geht die Senkung natürlich weiter. Daß hierdurch unter Umſtänden die Vorfluth verloren geht, aus ſchönen Wieſen und Weiden fieberverbreitende Sümpfe werden, in denen ſogar Wildvögel ſich einniſten, iſt leicht denkbar; ſtehen Gebäude an ſolchen Stellen, ſo müſſen dieſe, wenn nicht zufällig die Senkung eine ganz gleichmäßige iſt, Riſſe und Unebenheiten erhalten, die das Bewohnen erſchweren. In den Städten des

Kohlenreviers, namentlich in Gelſenkirchen, Eſſen u. a., giebt es viele Häuſer, welche ſo ſtark geneigt ſind, daß ein Kinderwagen im Zimmer von ſelbſt ins Rollen kommt; trotz der angebrachten Verankerungen ſind einzelne Häuſer ſo zerſtört worden, daß ſie von den Bewohnern geräumt werden mußten. Die Beſitzer der Bergwerke leiſten ſelten freiwillig Erſatz für ſolche Schäden, weil ja doch die Möglichkeit vorliegt, daß andere Urſachen mitwirken; es kommt deshalb häufig zu langwierigen Proceſſen und dieſe Koſten ſind ſo hohe geworden, daß die Bergwerksbeſitzer empfindlich darunter leiden, wie mancher Aktionär und Kuxenbeſitzer zu ſeinem Schaden erfahren haben wird. Namentlich ſind es die Grundbeſitzer, welche unbequem werden. Sie begnügen ſich in den allerſeltenſten Fällen damit, den Grubenverwaltungen ihren Schaden in Rechnung zu ſtellen, ſondern verlangen, daß das Grundſtück durch Auftragen geeigneten Bodens in den früheren ertragfähigen Zuſtand verſetzt wird, ſelbſtredend unter Entſchädigung für die Zwiſchenzeit. Die Koſten jener Aufhöhung ſind oft erheblich bedeutender als der Werth des Grundſtückes an ſich; eine Enteignung iſt aber nicht angänglich und es bleibt daher den Zechen nichts Anderes übrig, als in den ſauren Apfel zu beißen.

Die Senkungen gehen zwar allmählich vor ſich, folgen aber dem Bergbaue ſelbſt ſehr raſch. Schon nach 14 Tagen kann ſich ſein Einfluß über Tage zeigen. Ein Abbruch unter Uferbildung erfolgt höchſt ſelten, gewöhnlich geht die neue Oberflächengeſtalt ganz allmählich in die alte über und nur da, wo Waſſerläufe in ihrem Gefälle verändert werden, macht ſich das Fortſchreiten der Senkung durch die Vorwärtsbewegung der Waſſerlinie dem Auge bemerkbar, ſonſt iſt die Bodenbewegung nur durch Nivellement feſtzuſtellen. Dieſer allmähliche Uebergang iſt ein Beweis der Elaſticität der Erdkruſte und eine Folge des Fehlens einer Gebirgsſchicht über der kohlenführenden Schicht. Wo die Lagerung ſteiler iſt, was auch im Ruhrrevier vorkommt, namentlich in der Nähe des Fluſſes, treten auch ſogenannte „Tagesbrüche“ ein, trichterförmige, plötzliche Einſenkungen von meiſtens engeren Grenzen, aber gefährlich durch ihre Tiefe und dadurch, daß ihr Eintritt ohne Vorzeichen erfolgt; ihres geringen Umfanges wegen kommen dieſelben nicht weiter in Betracht, auch ſind ſie nicht charakteriſtiſch für das Ruhrbecken, kommen vielmehr auch in anderen Gegenden vor.

Die eigentlichen Bodenſenkungen haben dagegen einen ſo großen Umfang angenommen, daß ſich Genoſſenſchaften unter den Bergwerken gebildet haben, um gemeinſchaftlich durch Anlage tiefer Entwäſſerungsgräben, die ſich bis zur Emſcher erſtrecken, den üblen Folgen der Verſumpfung für längere Zeit vorzubeugen. An anderen Stellen werden die Grubenbaue da, wo ſich werthvollere Objekte über Tage befinden, mit den beim Abbau und Separationen geſammelten „Bergen“ (todtes Geſtein) wieder ausgefüllt, um den Senkungen vorzubeugen, ähnlich wie dies in Staßfurt geſchieht.

Flötz-Querprofil (Maßſtab 1 : 20 000).

Am ſicherſten kann man die abwärts gehende Bewegung der Erdoberfläche an den Eiſenbahnen verfolgen. Hier ſind die Steigungen und abſoluten Höhen vom Bau her bekannt, jede Unterbrechung der regelmäßigen Steigung oder der Horizontalen macht ſich dem Auge ſofort bemerkbar. Die größte bisher beobachtete Senkung liegt bei Gelſenkirchen und beträgt 2,60 m; ſie erſtreckt ſich auslaufend zu beiden Seiten auf ungefähr je 2300 m.

Dort, wo zwei Grubenfelder an einander ſtoßen, bleiben neben der Grenzlinie (Markſcheide) Sicherheitspfeiler ſtehen, das heißt, die Kohle wird hier auf eine größere Breite nicht abgebaut, damit jede Grube gegen das Eindringen von Feuer oder Waſſer aus der benachbarten Grube geſchützt iſt. An ſolchen Stellen tritt naturgemäß keine Senkung ein; wenn die daneben befindlichen Terrains niedergehen, bleiben hier Rücken ſtehen, die unter Umſtänden den Uebelſtand noch vergrößern. Zuweilen werden Senkungen beobachtet an Stellen, unter denen gar kein Bergbau umgeht. Dieſe Erſcheinung iſt nur ſo zu erklären, daß die Bewegung unter dem ſogenannten „Bruchwinkel“ erfolgt, d. h. in der Senkrechten zur Neigung des Flötzes, wobei freilich auch das außerhalb des abgebauten Theiles liegende Terrain in Mitleidenſchaft gezogen werden kann. In anderen Fällen iſt die eingetretene Veränderung auch hiermit nicht zu begründen und es bleibt dann nichts übrig, als die Wirkung der Waſſerentziehung anzunehmen; es kann ja auch leicht vorkommen, daß ein unterirdiſches Waſſerbecken durch den Bergbau angezapft und allmählich trocken gelegt wird, wobei die waſſerführende Schicht an Dicke und Tragfähigkeit verliert. Im Ruhrbecken kommt, wie in Oberſchleſien, ein Gemenge von Lehm und Sand vor, das hier „Fließ“ genannt wird und durch Abtrocknung außerordentlich an Volumen verliert.

Die Bergſchäden haben ſich um ſo ſchneller vermehrt, je weiter der Bergbau nach Norden vorgedrungen iſt. Bis in die Mitte der vierziger Jahre war das eigentliche Ruhrbecken Centrum der Kohleninduſtrie; die Verfrachtung erfolgte auf der Ruhr bis zum Rhein; da die Lagerung dieſer Flötze eine weſentlich ſteilere iſt, auch die Ruhrſandſteinbänke darüber lagern, ſo hörte man wenig von Bergſchäden. Mit dem Bau der Köln-Mindener und der übrigen Bahnen veränderte ſich das Bild, der Mittelpunkt verſchob ſich weiter nördlich, die unſichere Ruhrſchiffahrt wurde eingeſtellt, der Verſand mit der Bahn trat in den Vordergrund und verdrängte jene faſt vollſtändig, ſo daß heute nur noch höchſt ſelten ein Kohlenſchiff den Fluß paſſirt, auch nur, um ein an demſelben belegenes induſtrielles Werk mit Brennſtoff zu verſorgen.

Aber gerade in jenen nördlicheren Mulden lagern die Kohlen flach; die deckende Schicht iſt Mergel (ſiehe das beigefügte Profil), der nicht trägt, daher die Senkungen ſich hier äußerſt fühlbar machen. Im Jahre 1884 betrug die Steinkohlengewinnung im Ruhrgebiet 28 403 258 Tonnen = 568 065 160 Centner oder 2 840 326 Doppelwagen,

die doch mindeſtens 10 Millionen Kubikmeter Raum im Erdboden beanſpruchen. Seitdem hat die Produktion noch zugenommen; es iſt daher kaum zu verwundern, wenn die Phantaſie des Verfaſſers einer Broſchüre über den neuen Emskanal ſich zu der Annahme verſteigt, daß an Stelle des induſtrieelſten deutſchen Gebietes in abſehbarer Zeit ein mächtiger Binnenſee ſich ausbreiten werde. Unmöglich iſt es nicht, daß die jetzt ſchon vorhandenen Uebelſtände zu Zuſtänden ſich ſteigern, welche den Bewohnern die größten Schwierigkeiten in den Weg ſtellen. Sumpffieber ſind ſchon heute keine Seltenheit und was jetzt mit großen Opfern gethan wird, um die Entwäſſerung nach der immer noch der Regulirung harrenden Emſcher künſtlich zu erhalten, kann doch nur für wenige Jahrzehnte helfen, nicht für Jahrhunderte. Der Streit zwiſchen dem vorhandenen Grundbeſitz und der Induſtrie wird ein immer intenſiverer werden zum Nachtheil der letzteren, ſo daß die jetzt ſchon mehrfach von den Zechen angewandte Methode, die Güter anzukaufen und zu verpachten, immer weitere Ausdehnung gewinnen muß. Eine der bedeutenderen Zechen hat ſeit fünf Jahren jährlich für 15 000 Mark Schaden allein an den Eiſenbahnen angerichtet, die für die Wiederherſtellung doch nur ihre Selbſtkoſten erſtattet haben wollen und nur die nothwendigſten Regulirungsarbeiten vornehmen.

Noch ſchwieriger werden die ohnehin ſchon complicirten Verhältniſſe, wenn es ſich um Bergſchäden an ſolchen Stellen handelt, wo nach dem früheren Berggeſetze mehrere Zechen über einander Bergbau treiben. Während jetzt die Grenzen der Grubenfelder vertikale Ebenen ſind, iſt es nach dem alten Geſetze möglich geweſen, daß in zwei über einander liegenden Flötzen verſchiedene Berechtigte arbeiten ließen. Wer in ſolchem Falle der Schuldige, iſt oft kaum zu ermitteln, und die hierüber aufgeſtellten Theorien weichen nicht unweſentlich von einander ab.

Wir wollen wünſchen, daß es den Bergtechnikern gelingen möge, Mittel und Wege zu finden, die eine blühende Induſtrie vor einer Zunahme der Schäden und Proceſſe bewahrt. Eine im Jahre 1878 eingeſetzte Kommiſſion zur Regulirung der Bergſchäden im Wege des ſchiedsgerichtlichen Verfahrens iſt wenig in Anſpruch genommen worden, durch weſſen Schuld, wollen wir nicht unterſuchen.

Die Caingangs-Indianer in der braſilianiſchen Provinz Paraná.

In der „Reviſta“ der Secção da Sociedade de Geographia de Lisboa, no Brazil (Tomo II, 1883) veröffentlicht Telemaco Morocines Borba einige intereſſante Notizen über die Caingangs-Indianer, welchen wir Folgendes entnehmen.

Unter den verſchiedenen Eingeborenen, welche noch heute den weſtlichen und ſüdlichen Theil der Provinz Paraná bewohnen, nehmen die Caingangs ohne Zweifel einen hervorragenden Platz ein; obwohl weniger wild wie die Botocuden haben ſie ſich noch bis heute nicht mit der Civiliſation befreunden können, trotzdem manche Verſuche zu dieſem Zwecke angeſtellt worden ſind. Lange Zeit hindurch haben ſie dem Eindringen civiliſirter Menſchen in die von ihnen bewohnten Territorien ganz energiſchen Widerſtand geleiſtet.

Sie führen den Namen Caingangs, für welchen man eine Erklärung nicht angeben kann; wenn man ſie fragt, weshalb ſie ſich ſo nennen, antworten ſie „Weshalb nennt ihr euch Portugieſen?“ (die Indianer dieſer Provinz nennen alle civiliſirten Menſchen Portugieſen; ſie allein ſehen ſich als wahre Braſilianer an), und wenn man ihnen erklärt, was Portugieſe bedeutet, bleiben ſie bei der Antwort, daß ſie ſich Caingangs nennen, weil dies eben ihr Name ſei.

Für gewöhnlich ſind ſie unter dem Namen der Coroados, Tonſurirte, bekannt, weil ſie ihr Haar ſo ſchneiden wie die katholiſchen Prieſter.

Die Caingangs behaupten, daß ihre Vorfahren die jetzigen Gebiete von Caſtro und Guarapuava bewohnten, von wo aus ſie die Bewohner des Inneren und die auf der Straße von Rio Grande do Sul Durchziehenden angriffen. Sie wollten ſich der Bevölkerung von Guarapuava widerſetzen, griffen dieſe anfänglich an, wurden jedoch zurückgeworfen und verloren, nachdem die Bevölkerung größer geworden, in einem großen Kampfe viele Menſchen; nach dieſem Verluſte gingen ſie wieder zu ihrem alten Syſteme über, indem ſie verrätheriſcher Weiſe die unvorbereiteten Bewohner von Palmas und Guarapuava überfielen; trotzdem erlitten ſie häufig große Verluſte und die Repreſſalien der Einwohner in Verbindung mit den Kaziken Condá und Vey, waren ihnen immer verhängnißvoll. 1856 und 1857 griffen die Leute des letzteren ſie in ihren Anſiedelungen am Fluſſe Piquiry an, tödteten ihnen viele Krieger, nahmen andere gefangen und verbrannten ihre Ranchos.

Durch dieſe und andere Verluſte entmuthigt, ſuchte ein großer Theil von ihnen die Freundſchaft der Braſilianer zu gewinnen und ſtellte ſich 1858 in der Militärkolonie Jathahy, in welcher damals der verabſchiedete Major Thomas José Muniz Direktor war; dieſer behandelte ſie gut und ging auf ihre Friedenswünſche ein.

Die Regierung ſuchte ſie in S. Jeronymo und S. Pedro Alcantará anzuſiedeln; in S. Jeronymo leben noch heute viele von ihnen, friedlich und fleißig, Dank den Bemühungen des Paters Luiz de Cemitile; die von S. Pedro Alcantará ſind, nachdem ſie ſich mit den verſchiedenen Miſſionen erzürnt hatten, von dort weggezogen und leben jetzt friedlich in den Thälern des Tibagy und Ivahy. Diejenigen, welche noch jetzt nicht unterworfen ſind, wenngleich ſie keine Ueberfälle mehr ausüben, leben nomadiſirend in den Wäldern des Piquiry, des unterem Ivahy und Iguaſſú.

Als Borba 1876 den Piquiry beſuchte, hatte er Gelegenheit, ſie in ihren Anſiedelungen näher kennen zu lernen. Er konnte bei dieſer Gelegenheit erreichen, daß 23 von ihnen nach Jathahy kamen, wo er ſie mit einigen Meſſern, Senſen und Aexten beſchenkte, worauf ſie zufrieden in ihre Ranchos zurückkehrten. Dieſe Indianer ſind von kleiner Statur, groben Geſichtszügen, wohl proportionirt, doch häßlich, gut genährt, die Weiber mit großen Brüſten; der Kopf iſt groß, die Stirn kurz, die Augen klein und ſchräg, die Oberbacken ſehr hervorſtehend; kleine Ohren, kleine, ein wenig ſtumpfe Naſe, großer Mund, dicke Lippen, große, gut geformte Zähne,

kurzer Nacken, kleine Hände und Füße und dünne Finger. Männer wie Weiber reißen ſich alle Haare am Körper aus, inbegriffen Augenbrauen und Wimpern; ſie tragen das Kopfhaar tonſurirt wie die Mönche, mit einer großen kahlen Stelle im Mittelpunkte. Die Weiber ſind bedeckt mit einem Schamgürtel, den ſie aus einem ſelbſtgefertigten Gewebe aus Faſern einer großen Neſſelart herſtellen. Die Männer gehen nackend, faſt alle haben jedoch eine Art großer Decken, welche ſie curá-cachá nennen, ebenfalls aus Neſſelfaſern hergeſtellt; mit dieſen tanzen ſie bei ihren Feſten und bedecken ſich in kalten Nächten damit.

Die Caingangs leben in Banden von 50 bis 100 und mehr Individuen unter der Leitung eines Kaziken, deſſen Macht jedoch faſt Null iſt. Nur durch Ueberredung und Sanftmuth, vor Allem durch Geſchenke, kann der Kazike ſich einigen Einfluß auf ſeine Genoſſen verſchaffen; in dem Augenblicke aber, wo er ſich dieſer Mittel der Herrſchaft nicht mehr bedient, ſteht er vereinſamt da und wird von Allen verlaſſen, ſelbſt ſeine Kinder und Verwandten gehen von ihm fort und ſuchen ſich einen freigebigeren und weniger deſpotiſchen Chef.

Während Kaziken meiſt diejenigen ſind, welche am meiſten arbeiten, ſind ſie doch zugleich die, welche am wenigſten beſitzen, denn es iſt Gebrauch unter dieſen Leuten, daß ſie niemals etwas verweigern dürfen, was man von ihnen fordert, und eine der größten Beleidigungen, welche man ihnen zufügen kann, iſt es, wenn man ſie knauſerig nennt.

Es iſt ein Volk von großem Unabhängigkeitsgefühl und ſehr hochmüthig; ſie gehorchen Niemandem; nur vermittels Geſchenke und guter Worte kann man erreichen, daß ſie irgend einen Dienſt leiſten. Ihre religiöſen Begriffe ſind ſehr geringe; ſie erkennen nur ein gutes Weſen an, welches ſie Tupem nennen; dieſes bringt ſie in ein anderes Leben, in ein Land des Ueberfluſſes, mit reicher Jagd, wo ſie leben ohne arbeiten zu müſſen, nur große Antas (Tapir) jagend, welche ſich ihren Pfeilen ſtellen, ohne daß ſie nöthig haben, ſie durch die Wälder zu verfolgen. Einige von ihnen, die ſchlaue Betrüger ſind, geben vor, durch Träume mit Tupem in Verbindung zu ſtehen, welcher ihnen auf dieſe Weiſe gutes oder ſchlechtes Wetter vorherſagt, ihnen Gelegenheit zu glücklichen Jagden zeigt u. ſ. w. Dies ſind meiſt alte Kaziken, welche ſich dieſes Mittels bedienen, um nicht von ihren Genoſſen verlaſſen zu werden.

Die Caingangs haben ein ſehr feines Geſicht, Geruch und Gehör. Sie ſehen in ſehr großen Entfernungen und nichts iſt ihnen leichter, als im Dickicht der Spur des Wildes, des Feindes oder ihrer Freunde zu folgen. Durch den Geruch erkennen ſie die Annäherung einer Cobra oder anderer ſchädlicher Thiere; auf das Genaueſte hören und unterſcheiden ſie das leiſe und ſchleichende Auftreten des Tigers.

Wie die anderen Indianer haben die Caingangs keine feſte Wohnungen; ſie verändern ihren Wohnſitz faſt alljährlich, je nachdem ihnen die Exiſtenzmittel ausgehen. Wenn ſie ein an Wild und Honig reiches Gebiet finden, bauen ſie ſich 25 bis 30 m große Ranchos aus Palmblättern ohne irgend welche Abtheilungen; an zwei Enden werden kleine Oeffnungen gelaſſen, durch welche ein Menſch gebückt eben eintreten kann. Im Inneren zündet jede Familie ihr eigenes Feuer an. Männer, Weiber und Kinder ſchlafen durch einander auf, auf die Erde geſtreuter Baumrinde, die Füße dem Feuer zukehrend. Sie reinigen ihre Wohnungen niemals; wenn ſie ſchmutzig ſind und voller Flöhe, ſo verbrennen ſie dieſelben und bauen ſich neue.

Sie beſitzen ſehr wenige Geräthſchaften; dieſe beſchränken ſich auf einen Kochtopf (cóeran), ein Steinbeil (béng), einen kleinen Reismörſer (creſe), deſſen Stößel aus Stein gefertigt iſt (erá), ein Sieb, einen Korb (quênhe), einige durchſchnittene Kürbiſſe, die als Teller dienen (rumiá), und kleine Splitter Feuerſtein (toi), welche als ſchneidende Inſtrumente Verwendung finden. Diejenigen, welche in der Nähe der braſilianiſchen Dörfer wohnen, haben ſchon einige Geräthſchaften der Weißen im Gebrauche.

Ihre Waffen beſtehen aus dem Bogen (ui), Pfeilen (dou) und einer Lanze (uruq'ar'u), alles ſehr gut aus ſehr hartem Holze gearbeitet. Die Spitzen der Pfeile ſind aus Affenknochen gemacht, manchmal ſogar von Eiſen. Wenn ſie irgend einen verrätheriſchen Ueberfall unternehmen, ſo bedienen ſie ſich ſehr ſtarker Holzkeulen, welche ſie bei den Erſchlagenen liegen laſſen. Die in S. Pedro de Alcantará Lebenden gebrauchen ſchon Feuerwaffen, welche ihnen der Miſſionsdirektor verkauft; ſie ſind ausgezeichnete Schützen und ſowohl mit dem Pfeile wie mit der Flinte verfehlen ſie ſelten ihr Ziel.

Zur Jagd vereinigen ſich 10 bis 20 Männer und folgen, begleitet von einer großen Anzahl magerer Hunde, der Spur des Wildes, bis ſie in die Nähe deſſelben gelangen; wenn ſie es zu Geſicht bekommen und es flieht, ſo laſſen ſie die Hunde los und begleiten die Jagd mit großem Geſchrei, bis ſie das Wild erreicht und getödtet haben. Wenn es ein großes Wild iſt, z. B. ein Anta (Tapir), ſo nehmen ſie die Eingeweide aus, geben dieſe und das Blut den Hunden und legen das ausgeweidete Wild bis zum nächſten Tage in Waſſer, dann bringen ſie es in ihre Wohnung und braten es auf folgende Weiſe: Sie graben, der Größe des Wildes entſprechend, ein Loch in die Erde, füllen dies mit viel Holz und zünden es an; auf die glühenden Kohlen legen ſie Steine und füllen darauf wieder viel Holz; wenn dieſes gut in Gluth iſt, hüllen ſie das Thier mit der Haut in Palmblätter, decken das Ganze noch mit einer guten Menge Palmblätter zu, legen es auf die Kohlen und bedecken die Grube mit Erde. Am nächſten Tage graben ſie das Fleiſch aus, was dann herrlich gebraten iſt und keinerlei Gewürzes bedarf, um als ſehr ſchmackhafter Biſſen verzehrt zu werden. Kleines Wild wird ſogleich verſpeiſt, nachdem es auf Kohlen oder an kleinen Bratſpießen gebraten iſt; bisweilen kochen ſie es auch, nachdem es vorher etwas angeräuchert iſt. Vögel fangen ſie in Hütten oder mit Leimruthen. Sie nähren ſich auch von Fiſchen, welche ſie in parys fangen; es ſind dies von einer Seite des Fluſſes zur anderen reichende Rohrgeflechte, in welche ſie einen großen Korb aus Rohrgeflecht verſenken, welchen ſie mit zu dieſem Zwecke gepflanzten Früchten, Bohnen, Hirſe, Kürbis und Honig, füllen.

Im Eſſen ſind ſie ſehr gefräßig; ſie eſſen immer, wenn ſie nur können, wenn ſie jedoch nicht viel haben, ſind ſie auch mit Wenigem zufrieden und nehmen dann oft nur einen Mund voll. Sie ſetzen ſich zum Eſſen alle zuſammen in hockender Stellung nieder und eſſen mit den Fingern oder mit einem Stückchen Holz oder Rohr. Nach der Mahlzeit reinigen ſie ſich die Hände im Haare und gehen bald darauf zum Fluſſe, um ſich den ganzen Körper zu waſchen.

Da in den von ihnen bewohnten Gegenden das Wild ſehr reichlich iſt, eſſen ſie nur das Fleiſch derjenigen Thiere, welche ihrem Geſchmacke am beſten zuſagen, wie vom Anta (oyóro), Affen (caióre), Wildſchweine (creng) und Gürtelthiere (okxa). Das Fleiſch der Hirſche und vieler anderer Thiere lieben ſie nicht. Sie genießen auch viele Waldkräuter, beſonders eine große Neſſelart und eine Art Alge oder Flechte mit ſehr zarten Fäden, welche ſich an den Steinen in den Flußeinbuchtungen findet.

Die Caingangs treiben Vielweiberei, meiſt jedoch nehmen ſie nicht mehr wie vier bis ſechs Weiber, und dieſe gewöhnlich aus derſelben Familie. Die Männer heirathen nicht vor dem 18. bis 20. Jahre; wenn ſie ein Kind oder junges Mädchen finden, was ihnen gefällt, ſo fordern ſie es vom Vater und machen dieſem ein kleines Geſchenk. Wenn er auf den Wunſch eingeht, ſo ſchließt ſich der Bräutigam der Familie der Braut an; iſt die Braut ſchon ausgewachſen, ſo gehört ſie ihm gleich ohne weitere Ceremonien; wenn die Braut jedoch noch Kind iſt, muß der Bräutigam dem Schwiegervater alle nöthigen Dienſte bei der Jagd, dem Ackerbau, Holzhauen u. ſ. w. thun, bis die Braut 10 bis 12 Jahre alt iſt. Von da ab bleibt er entweder in der Familie des Schwiegervaters oder er nimmt ſein Weib mit ſich und ſucht eine andere Familie, was jedoch ſelten geſchieht. Es iſt ſehr ſelten, daß ein Mann ſeine Frau verläßt; die Weiber jedoch, wenn ſie ausgewachſen ſind, gehen öfter fort, um ſich einen anderen Gefährten zu ſuchen. In dieſem Falle verſtecken ſie ſich ſechs bis acht Tage im Dickicht; findet der Mann ſie in den erſten Tagen und der Liebhaber iſt nicht muthig, ſo empfängt er ſicher eine gehörige Tracht Prügel und die Ungetreue geht in das von ihr verlaſſene Heim zurück; für ſie hat es weiter keine Folgen, als daß der Mann noch zärtlicher gegen ſie iſt. Wenn die Weiber ihre Entbindung nahe fühlen, ſo gehen ſie mit einer Freundin in den Wald; gleich nach der Entbindung gehen ſie mit dem Neugeborenen ins Waſſer und waſchen ſich und das Kind, dann gehen ſie wieder in ihre Wohnung zurück, wo ſie ihre gewohnte Arbeit wieder aufnehmen, als ob nichts paſſirt ſei.

Die Männer behandeln ihre Frauen mit großer Sanftmuth; ſie ſind immer mit ihnen und den Kindern zuſammen und beſprechen ihre Geſchäfte mit ihnen. Gegen die Kinder ſind ſie ausnehmend zärtlich, ſie ſchelten oder ſtrafen ſie niemals. Reſultat dieſer unvernünftigen Liebe iſt, daß die Kinder ihren Eltern wenig Achtung bezeigen; Borba hat ſelbſt geſehen, daß ſie ihre Väter mit Stöcken mißhandelten. Die Mütter tragen die kleinen Kinder immer auf dem Rücken, um den Kopf eine Schleife, um ſie damit feſtzuhalten, und eingehüllt in die Decke (curú); ſie nähren ſie bis zum zweiten und vierten Jahre, meiſt bis ſie ein anderes Kind haben.

Wird Jemand aus dem Stamme krank, ſo ſetzen ſie ihn in die Nähe eines Feuers und reiben ihn mit dem Safte verſchiedener Kräuter und Pflanzen ein; wird der Kranke ſchlimmer, ſo verſammeln ſich alle bei ihm, die Weiber beginnen zu weinen und die Männer ſagen ihm, er ſolle noch nicht ſterben, denn ſie wollten ihn gut behandeln und ihm viele Geſchenke machen. Wenn ſie aber ſehen, daß keine Hilfe mehr für ihn iſt, verſprechen ſie ihm, ihn mit einer neuen Decke, ſchönem Bogen, Pfeilen und großen Muſchelſchnüren zu begraben und für ſeine Weiber und Kinder zu ſorgen. Wenn er geſtorben iſt, wird er ſogleich in liegender Stellung mit Decke, Bogen, Pfeilen und Axt in eine flache, mit Holz ausgefütterte Grube gelegt; ſeine Verwandten bereiten Wein und laden die Nachbaren ein, ihn zu begraben, was dieſe auch thun, indem ſie in Körben Erde bringen und dieſe auf den Todten ſchütten, bis ſich ein Grabhügel in Form einer Pyramide von 4 bis 5 m Höhe und 6 bis 8 m Baſis gebildet hat.

Nach Beendigung dieſes Liebesdienſtes begeben ſich Alle in die Wohnung des Verſtorbenen, wo ſie ſitzend trinken und ſingen. Sobald ſie anfangen animirt zu werden, erheben ſie ſich ſingend und tanzen nach dem Takte einer Art Cymbel (Xá) um ein großes Feuer herum. So fahren ſie, bald ſitzend, bald ſtehend, immer fort zu ſingen und zu trinken, bis der Wein zu Ende iſt, dann gehen ſie an den Fluß, ſich zu waſchen und ſchlafen darauf. Die Weiber, Kinder, Mütter und Geſchwiſter beweinen den Todten noch viele Tage. Kinderleichen werden nicht unter pyramidenförmigen Grabhügeln beerdigt, ſondern nur in ebener Erde eingeſcharrt. Die Muſikinſtrumente der Caingangs, wenn man ſie als ſolche Gegenſtände bezeichnen kann, welche kaum unharmoniſche und unbeſtimmte Töne von ſich geben, ſind: ein gebogenes Horn aus Holz oder Rohr (oaquerê), eine Flöte aus Rohr (coquê), eine Art Cymbel (Xá), Pfeifen aus Rohr und ein Inſtrument aus feinem Rohr mit einem durchlöcherten Kopfe am Ende, welches ſie otororê nennen.

Bei der Gaſtfreundſchaft beobachten ſie folgende Gebräuche. Wenn ein Fremder in eine Anſiedelung ſeines Stammes kommt, ſucht er ſich an dem Orte zu verſtecken, wo die Bewohner gewöhnlich ihr Waſſer holen, bis er irgend einen Verwandten oder Bekannten ſieht; dann tritt er hervor und erzählt, wer er iſt. Dies theilt nun der Betreffende den Anderen mit, welche ſich auf den Empfang des Beſuches einrichten. Der nächſte Verwandte legt ſich auf die Erde, bedeckt ſein Geſicht mit der Decke (curú) und ſeine Frau bereitet ein Eſſen. Der Beſuch tritt ein ohne ein Wort zu ſagen und ohne Jemanden zu grüßen und legt ſich neben den mit verdecktem Geſichte ſchon Liegenden. Die Frau ſtellt dann das fertige Eſſen vor die Beiden und ſagt zu ihrem Manne, er möge mit ſeinem von fern hergekommenen Verwandten eſſen. Der Mann ſetzt ſich und ladet den Anderen ein, mit ihm zu eſſen. Nach dem Eſſen erzählt der Beſucher, woher er gekommen, was in ſeinem Hauſe geſchehen und was er auf der Reiſe geſehen und erlebt hat. Wenn der Beſucher den Tod irgend eines Verwandten zu berichten hat, iſt dies für die Weiber Grund zu großen Wehklagen, und unter vielem Geſchrei und mächtigen Thränenſtrömen ſuchen ſie ihn zu tröſten. Gewöhnlich werden bei dieſen Beſuchen ihre goio-ſa-Feſte (ſ. unten) aufgeführt.

Die Caingangs ſind mit Allem, was ſie in ihrer Wohnung haben, ſehr freigebig; das erſte, was ſie thun, wenn Jemand zu ihnen kommt, iſt, daß ſie fragen, ob er Hunger habe; in Tagen des Ueberfluſſes fragen ſie nicht einmal, ſondern ſetzen, ohne etwas zu ſagen, ihm Eſſen vor. Niemandem verweigern ſie das Eſſen und ſelbſt, wenn ſie nur ganz wenig haben, theilen ſie das Wenige mit dem Hungrigen.

Die Caingangs verſtehen zwei Arten gegohrener Getränke herzuſtellen, deren Hauptbeſtandtheil die Hirſe (ubára) iſt; das nur aus Hirſe und Waſſer bereitete Getränk nennen ſie goio-ſa, wird demſelben noch Bienenhonig zugefügt, ſo heißt es quoqui. Zur Bereitung des goio-ſa zerſtampfen ſie die Hirſe, übergießen ſie in großen hölzernen Gefäßen mit einer genügenden Quantität lauwarmen Waſſers und laſſen ſie unter häufigem Umrühren mehrere Tage in der Nähe des Feuers ſtehen; nach beendigter Gährung iſt das Getränk fertig. Nun werden die immer gern erſcheinenden Nachbaren eingeladen, dann trinken, tanzen und ſingen ſie Tag und Nacht, bis ſie betrunken ſind und der Wein zu Ende iſt. Das goio-ſa iſt ſäuerlich, bitter und für einen civiliſirten Gaumen von ſchlechtem Geſchmacke; das quoqui, welches, wie oben geſagt, mit Bienenhonig gemiſchtes goio-ſa iſt, ſchmeckt beſſer, berauſcht jedoch leichter.

Wenn die Caingangs ihre Trinkgelage halten, eſſen ſie nichts, erbrechen ſich häufig und trinken dann weiter, bis ſie umfallen. Wenn einer der Theilnehmer am Gelage in der Trunkenheit anfängt zu ſchreien und die übrigen zu be-

läſtigen, ſo wird er von den Weibern fortgebracht und an Händen und Füßen feſtgebunden, bis er ruhig iſt.

Aus der Hirſe fabriciren ſie noch ein anderes Getränk, eine Art dünnen Brei, welchen ſie goio-cupri, weißes Waſſer, nennen. Um dieſes herzuſtellen, unterwerfen ſie die Hirſe einer leichten Röſtung, indem ſie dieſelbe mit glühenden Kohlen vermiſcht in Körbe legen und dieſe in der Luft ſchwenken; hierauf wird die Hirſe zerſtampft und in große Thongefäße (coerèn) gethan, dieſe werden in die Nähe des Feuers geſtellt und mit Waſſer gefüllt; am nächſten Tage ſchöpfen einige alte Weiber die Hirſe heraus, zerkauen ſie langſam und ſpeien das Gekaute wieder in die Thongefäße. Nach 24 Stunden iſt das Getränk fertig, welches nach Ausſage der Caingangs ſehr ſchmackhaft und kräftig iſt.

Zur Herſtellung von Feldern ſuchen ſie nicht zu dicht bewachſene Stellen aus, ſchlagen die jungen Bäume nieder und zünden ſie dann an. Die Feldarbeit wird von den Weibern beſorgt; dieſelben bedienen ſich hölzerner Grabſcheite, womit ſie kleine Höhlungen machen, in welche der mit Speichel angefeuchtete Samen gelegt wird. Von den Nahrungsmitteln pflegen ſie keine Vorräthe anzulegen; wenn ſie etwas nöthig haben, holen ſie es vom Felde. Von der friſchen wie trockenen Hirſe machen ſie große Kuchen, welche, in die Blätter des Caeti gehüllt, in der Aſche gebacken werden, ſehr ſchmackhaft ſind und ſich lange halten; es iſt dies auf Reiſen meiſt ihr Nahrungsmittel.

Wenn die Caingangs reiſen, haben ſie keine Eile; für ſie iſt Reiſen und Jagen daſſelbe. Wo ſie auf der Reiſe Wildſpuren entdecken, verfolgen ſie das Wild, bis ſie es erlegt und gegeſſen haben.

In der Arbeit ſind ſie ſehr faul; im Ueberfluſſe arbeiten ſie ſelten, nur in den frühen Morgenſtunden, ehe die Sonne anfängt heiß zu ſcheinen; den Reſt des Tages verwenden ſie zum Schlafen, den Nachmittag zum Herumſchlendern. Trotzdem ſie eine an Flüſſen reiche Gegend bewohnen, verſtehen ſie von der Schiffahrt nichts und können nicht einmal Canoes bauen. Sie baden ſich ſehr gern, ſind aber ſelten Schwimmer.

Als Schmuck und Zierrath haben ſie bei feſtlichen Gelegenheiten eine Art Hemd (craninim) ohne Aermel und ganz offen, welches ihnen bis auf die Schenkel reicht; ſchöne Kränze vielfarbiger Federn (arangretára), ihre großen Decken (curú-cucha), große Schnüre von weißen Muſcheln oder Affenzähnen. Einige beſtreuen ſich, wenn ſie ſchwitzen, mit einer Menge kleiner Federn, welche im Geſichte und am Körper hängen bleiben; die meiſten ſtreichen ſich den ganzen Körper ſchwarz an und halten ſich dann für ſehr ſchön und anſehnlich. Als körperliche Uebung haben ſie ein Spiel, welches ſie caingire (Spiel oder Vergnügen der Stöcke) nennen; es iſt dies eigentlich mehr ein wirklicher Kampf, obwohl die hierbei empfangenen Verwundungen keine Feindſchaft veranlaſſen. Dazu richten ſie einen großen freien Platz her und ſchneiden eine Menge kurzer, dicker Stöcke, welche ſie an zwei Endpunkten des Platzes niederlegen; dann fordern ſie die Bewohner einer anderen Anſiedelung zu dieſem Vergnügen auf; dieſe nehmen die Einladung immer an, ſchneiden ſich gleichfalls eine Menge Stöcke und nähern ſich, dieſelben tragend, vorſichtig dem zum Spiele bezeichneten Platze; ſobald ſie ankommen, ſtellen ſich die Anderen zum Kampfe; ſie werfen ſich nun gegenſeitig unter großem Geſchrei mit den Stöcken, bis eine der Gruppen unter großem Hohngeſchrei der Gegner den Platz verläßt. Die Weiber, bedeckt mit einer Art Schild aus Baumrinde, ſammeln die geworfenen Stöcke auf und legen ſie an die Seite ihrer Kämpfer; wenn einer der Männer ſchwerer verwundet wird, bringen ſie ihn fort und ſuchen ihn zu heilen. Bei dieſen Gelegenheiten giebt es immer ſchwere Wunden, ausgelaufene Augen, zerſchlagene Finger u. ſ. w. Nichts jedoch ſtört die Freundſchaft unter den beiden Parteien; die, welche unter den ungünſtigſten Umſtänden kämpften und am meiſten mißhandelt wurden, werden als die Muthigſten und Lobenswertheſten angeſehen (turumanim). Dieſer Kampf wird auch bisweilen Nachts ausgeführt und heißt dann pingire; hierbei werden die Stöcke an einem Ende angezündet und zu den ſonſtigen Wunden kommen noch Brandwunden hinzu. Alle ihre Spiele ſind plump und grob.

Die Caingangs ſind mittheilſam, vergnügt, neugierig, lieben ſehr, ihnen unbekannte Dinge kennen zu lernen, erlernen mit Leichtigkeit das, was man ihnen zeigt, jedoch ſind ſie in geiſtigen Beſchäftigungen wenig ausdauernd; ſie halten ſelten, was ſie verſprechen und ſchämen ſich durchaus nicht ihres Wortbruches. Um ſie zum Gehorſam und zur Achtung zu bringen, iſt es nöthig, daß man ihnen einen Beweis körperlicher Ueberlegenheit giebt; dann ſind ſie ebenſo unterwürfig und lenkſam, als ſie vorher unverſchämt und hochmüthig waren. Es iſt Gebrauch, daß die Verwandten für eine einem der Ihrigen zugefügte körperliche Mißhandlung Erſatz oder Bezahlung fordern; in dieſem Falle giebt man ihnen entweder irgend ein kleines Geſchenk oder zahlt ihnen in derſelben Münze wie dem Verwandten, in beiden Fällen gehen ſie ruhig und zufrieden fort und benutzen die erſte ſich ihnen bietende günſtige Gelegenheit, ſich zu rächen.

Ihre Sprache iſt ſehr guttural und der der Guarani in Nichts ähnlich. Sie ſprechen das l und das ſtarke r nicht aus; von den Worten, welche Borba von ihrer Sprache kennt, ſind zwei aus der Guarani-Sprache (pira = Fiſch, und piraju = Goldfiſch) und ein drittes (kiſé = Meſſer) iſt dem kico im Guarani ähnlich. Das j wird wie das ſpaniſche Jota ausgeſprochen. Es iſt die Meinung faſt aller Autoren, welche über die Sprachen der braſilianiſchen Wilden geſchrieben haben, daß in ihnen einige Buchſtaben gänzlich fehlen, ſo das ſtarke r, l und z. Auch Borba war bis vor Kurzem dieſer Meinung; nachdem er jedoch Gelegenheit gehabt hat, einige Wilde vom Stamme der Chavantes kennen zu lernen, welche in den Campos novos der Provinz S. Paulo leben, hat er ſich überzeugt, daß dieſes Fehlen der Buchſtaben nicht ſo ausnahmslos iſt; in der Chavanti-Sprache findet ſich das r, l und z, welches letztere wie das engliſche th ausgeſprochen wird.

Kürzere Mittheilungen.

Eine Fahrt durch die Stromſchnellen des Mekong [1]).

Der franzöſiſche Schiffslieutenant Réveillère, welchem es früher geglückt iſt, die Stromſchnellen des Mekong mit dem Torpedoboote Nr. 44 zu paſſiren, hat neuerdings die gleiche gefährliche Fahrt mit zwei Dampfbarkaſſen zurückgelegt. Dem von ihm verfaßten, im „Journal officiel de Saigon“ vom 2. Auguſt erſchienenen Bericht über ſeine Fahrt entnehmen wir Folgendes: Wir verließen mit den beiden Dampfbarkaſſen „Préa-Patang“ und „Etincelle“, welche das Kanonenboot „Bouclier“ ſchleppten, am 15. Juli Kratieh. Der „Bouclier“ mußte in Sambor zurückbleiben und wir fuhren nach Sambor weiter, um dort einen eingeborenen Lootſen an Bord zu nehmen, welcher daran gewöhnt war, die Flüſſe mit Fahrzeugen der Eingeborenen zu befahren; er wurde an Bord der von Réveillère befehligten „Préa-Patang“ genommen. Da das Waſſer nicht hoch genug war, um dem ſteilen Ufer zu folgen, mußte man den Weg durch die große Schnelle von Sambor nehmen, wo der Strom ſo ſtark war, daß man mit voller Kraft fahren mußte. Dies war ſehr gefährlich, da ſich Baumzweige in die Schraube verwickelten und man nur mit Mühe frei kommen konnte; noch in Sambor mußte man Reſte von Zweigen und Aeſten entfernen.

Der Lootſe war, wie man ſich überzeugen konnte, vollkommen ſicher und es wurde mit ihm die weitere Reiſe beſprochen, die aber an demſelben Tage nur bis Ca-Prien fortgeſetzt wurde, wo man in der Nacht während eines heftigen Sturmes vor Anker ging.

Dort fangen die eigentlichen Schwierigkeiten an, die Felſen werden zahlreicher, die Strömung heftiger, namentlich aber, und dies iſt das Gefährlichſte, nimmt die Zahl der Bäume, welche aus dem Fluſſe auftauchen, in ſehr bedenklicher Weiſe zu. Durch den hohen Waſſerſtand dem Auge zum Theil entzogen, bilden ſie Hinderniſſe, welche von den Eingeborenen kaum weniger als Felſenklippen gefürchtet werden.

Bei Tagesanbruch wurde die Reiſe fortgeſetzt. Die Fahrt durch die Wirbel von Praseo war nicht beſonders beſchwerlich. Gegen 9 Uhr wurde dieſes Dorf erreicht, deſſen Häuptling bei der Fahrt des Torpedo Nr. 44 Réveillère als Führer gedient hatte; von letzterem hatte er einen Mantel als Belohnung empfangen, ſeine Landsleute aber hatten ihn bis auf das Blut gegeißelt, weil er das Land den Franzoſen eröffnet hatte; er konnte ſich noch glücklich ſchätzen, daß ihm nicht der Kopf abgeſchnitten worden war.

Den Weg, den Nr. 44 genommen, hielt er für unmöglich; man entſchloß ſich alſo, der von Feſigny im vorigen Jahre eingeſchlagenen Richtung zu folgen. Die Maſchine wurde ſorgfältig nachgeſehen und der Mannſchaft eine Stunde Ruhe gegönnt. Mit gutem Dampfdrucke befand man ſich bald der erſten Schnelle gegenüber; zur Rechten hatte man ſtarke Wirbel, die ganz von weißem Schaume bedeckt waren, links eine ſcharfe Felsſpitze, die ſich eben aus dem Waſſer erhob. Einen Augenblick ſchien die „Préa-Patang“ ſtill zu ſtehen, der Macht des Stromes zu weichen; da erſcholl das Kommando: „Oeffnet die Klappe ganz und ſchürt das Feuer.“ Die Barkaſſe überwand den Widerſtand, ſie kam langſam vorwärts, richtete ſich auf — und die erſte Schnelle war überwunden. Auch die „Etincelle“ folgte. Der Zuſtand war nun eigentlich noch gefährlicher geworden; wäre es nicht geglückt, dies erſte Hinderniß zu überwinden, ſo wäre allerdings der Eigenliebe des Kommandanten ein empfindlicher Schlag verſetzt worden, jetzt aber hatte man zwei weitere Hinderniſſe vor ſich und keinen Platz zum Wenden, ſo daß man, im Falle es nicht glückte, die zwei weiteren Schnellen zu überwinden, genöthigt geweſen wäre, mit dem Hintertheile voraus zurückzukehren, ein Verfahren, deſſen Gefahr auf der Hand liegt. Auch das zweite Hinderniß wurde jedoch mit erhöhtem Dampfdrucke glücklich überwunden, ebenſo das dritte gleich darauf folgende.

Man kam nun in furchtbare Strudel, in denen die arme Barkaſſe nach rechts und links geſchleudert wurde, ſie rollte wie in einem wüthend erregten Meere; endlich war auch dies überſtanden. Es iſt unerklärlich, wie die Bäume, welche die Fahrt ſo gefährlich machen, in einem derartigen Strudel Wurzel faſſen und fortbeſtehen können, Bäume, von denen einzelne 4 Fuß im Durchmeſſer haben. Trotzdem ſie beinahe blätterlos ſind, ſehen ſie geſund aus; man ſieht, daß das während der Ueberſchwemmung unterdrückte Wachsthum ihres Blätterſchmuckes nur ein langſames ſein kann.

Da mit einem Male hielt die Barkaſſe plötzlich in ihrem Laufe inne, wie wenn ſie auf eine Sandbank aufgelaufen wäre. Obwohl nun allerdings hier Raum zum Wenden vorhanden und die Lage alſo nicht ſo gefährlich war, wäre es doch ſchrecklich geweſen, hier umkehren zu müſſen. Wieder wurde mit voller Kraft angedampft und wieder überwand das Schiff den Strom; da brachte der Maſchiniſt die Schreckensbotſchaft, daß das Waſſer im Keſſel in gefahrdrohender Weiſe abnehme; da es unmöglich war, hier mitten in einem Strome von fünf bis ſechs Knoten und auf felſigem Boden vor Anker zu gehen, ſo mußte ſelbſt auf die Gefahr einer Exploſion hin die Fahrt fortgeſetzt werden; es glückte im letzten Augenblicke noch, am Lande einen Ankerplatz zu finden. Als man die Feuer löſchte, war auch das Waſſer aus dem Keſſel verſchwunden. Der entſtandene Schaden war bald wieder ausgebeſſert, vier Stunden ſpäter konnte man die Fahrt fortſetzen.

Da lag nun der Mekong, breit und ruhig; in der Ferne über Bananenpflanzungen flatterte die Tricolore (des Poſten zu Siemboc). Am 17. früh um 7 Uhr verließ die „Préa-Patang“ den genannten Grenzpoſten. Jenſeits lag das Gebiet der Laos, welches unter ſiameſiſcher Herrſchaft ſteht, von rechtswegen aber zu Kambodſcha gehört. Um 10 Uhr kam das Schiff nach Stung-Treng. Die Autoritäten, durch den Dolmetſcher von der Ankunft unterrichtet, empfingen die Gäſte freundlich. Der ſiameſiſche General, welcher die Streitkräfte der Provinz befehligte, kam mit dem Civil-Gouverneur, um die franzöſiſchen Officiere zu begrüßen; ſeine Truppen, etwa 40 Mann, nur mit dem Sampot bekleidet, mit verroſteten Gewehren, denen Bajonnet und Hahn fehlte, waren in zwei Reihen aufgeſtellt; der General ſelbſt hatte den Fremden zu Liebe Schuhe und Strümpfe angelegt, die ihm recht unbequem zu ſein ſchienen; ein Ordensſtern glänzte auf ſeinem alten Dolman und er trug die dem Franzoſen ſo verhaßte Pickelhaube. Der General führte den franzöſiſchen Officier an der Hand, wahrſcheinlich weil er ſelbſt es nicht wagte, vorauszugehen, andererſeits wohl aber auch dem Franzoſen den Vorrang nicht laſſen wollte. Die prächtigen halbnackten Körper ſeiner Mannſchaft verſöhnten mit den Mängeln ihrer Ausrüſtung.

Des niederen Waſſerſtandes wegen war es unmöglich, Ato-Peu zu erreichen. Nur den Waſſerfällen Khong konnte noch ein Beſuch abgeſtattet werden; ein Lootſe, der das Fahrwaſſer dorthin gut kannte, wurde an Bord genommen und gegen Mittag die Fahrt durch ein Gewirre von Inſeln

[1]) Vergl. oben S. 96.

und Inſelchen angetreten. Bald kam man in einen engen Kanal mit dem Feſtlande zur Rechten, dem ausgedehnten, vom Waſſer überſtrömten Walde zur Linken; nach einer ſcharfen Wendung verſperrte ein mitten im Fahrwaſſer liegender Fels daſſelbe beinahe gänzlich; nur eine ſchmale Durchfahrt von etwa 50 m Breite blieb übrig. Trotzdem dieſelbe einen ſchrecklichen Anblick bot, glückte es doch, ſie mit voller Kraft, aber ohne beſondere Anſtrengung zu paſſiren. Dies iſt die Stromſchnelle von Kohndinh. Nachdem die Fahrt noch einige Zeit lang in einem ſchmalen Kanale fortgeſetzt war, kam man an eine große und ſchöne Erweiterung deſſelben, wo er ziemlich ruhig dahin fließt. Alle Schwierigkeiten ſchienen überwunden, als die „Etincelle“ plötzlich auffuhr. Da ſie einigen Schaden erlitten, mußte man an den Rückweg denken, was um ſo trauriger war, als man ſich in der Entfernung von nur noch drei Stunden von den Kataraften von Khong befand.

Die Fahrt durch die Wirbel war aufregend, die „Préa-Patang“ gerieth mit ihrem Hintertheile in einen Trichter von etwa 12 m Durchmeſſer, der wenigſtens 1 m tief war; ein Augenblick der Spannung, ein ſtarkes Rollen, dann war die Gefahr glücklich überwunden. Der Anſicht des Herrn Réveillère nach beſteht eigentliche Gefahr nur bei der Bergfahrt, weil man bei derſelben die verhältnißmäßig ſchwache Maſchine über ihre Kräfte anſtrengen muß und die Möglichkeit beſteht, daß ſie in dem entſcheidenden Augenblicke ihre Dienſte verſagt.

Mit einer guten Maſchine und der nöthigen Geſchwindigkeit wird man mit Leichtigkeit den Weg zurücklegen, den die beſcheidenen Dampfbarkaſſen gemacht haben; doch ſollte man ſo ſchwache Fahrzeuge keiner ſolchen Gefahr wieder ausſetzen.

Faſtnacht-Gebräuche der Aymara-Indianer.

Ch. N. Auf dem Theile der Andiniſchen Hochebene, welche ſich in Bolivien zwiſchen dem Titicaca- und dem Poopo-See ausbreitet, feiert die indianiſche (Aymara-) Bevölkerung die Faſtnacht durch verſchiedene Gebräuche, welchen ſicherlich Reminiſcenzen aus vorſpaniſcher Zeit beigemengt ſind.

Am Faſtnachtsſonntage begeben ſich die Indianer, nachdem ſie zuerſt der Meſſe beigewohnt haben, auf den mitten im Dorfe liegenden Marktplatz, um Branntwein, Früchte und Blumen einzukaufen, die ſie am folgenden Tage aufs Feld mitnehmen. Früchte und Blumen kommen aus den benachbarten warmen Thälern, da ſie die rauhe Hochebene nicht zum Reifen und Blühen bringt. Am Montag iſt die Ortſchaft menſchenleer, denn Groß und Klein befindet ſich auf den Feldern; dort graben die Indianer zwiſchen zwei Furchen eine Vertiefung, in deren Umkreiſe weiße mit bunten Federn geſchmückte Fahnen aufgeſteckt werden. Der Boden der Vertiefung iſt mit einer wollenen Decke ausgelegt, auf der man einen tüchtigen Haufen Coca — eine für alle dieſe Handlungen weſentliche Opfergabe —, Flaſchen, ſilberne oder hölzerne Trinkgefäße und Thierfelle erblickt. Nachdem einige Cocablätter in die Furchen eingeſcharrt ſind und die ſie deckende Erde mit Branntwein benetzt iſt, fangen die Indianer an, zahlreiche Becher auf die Geſundheit der Feldarbeiter, auf die zu erhoffende günſtige Witterung und auf die Erhaltung und Vermehrung der kommenden Saaten zu leeren; der hauptſächliche Zweck der Libationen iſt aber, das Eintreten der ſo ſchädlichen Nachtfröſte zu beſchwören. Bei Sonnenuntergang vereinigen ſich die Bewohner der gleichen Gemarkung, die Männer mit um die Hüften geſchlungenem Poncho, die Weiber mit den in phantaſtiſcher Weiſe übergeworfenen Decken, die Hüte mit Blumen bekränzt; in der einen Hand den Cocabeutel, in der anderen Hand die Flaſche, ziehen ſie unter dem Vortritt des eine mächtige Fahne ſchwingenden Fahnenträgers in zwei langen Reihen daher und führen beim Ton ihrer Rohrpfeifen und Trommeln lärmende Tänze auf. In vielen Wendungen, die man etwa unſerem Cotillon vergleichen kann, bewegt ſich der Zug dem Dorfe zu, wo ſie tanzend und lärmend die Nacht verbringen.

Am Dienſtag früh beſchäftigen ſich die Indianer mit ihren Schafheerden; die dabei beobachtete Ceremonie beſteht darin, daß ſie das ſchönſte Lamm herausſuchen, ihm die Hörner, den Schwanz und den Rücken mit Bändern ſchmücken und es zwingen, einige Cocablätter zuſammen mit einem Stückchen der ſcharfen Aſchenpaſte (lejia oder llipta), durch welche die Indianer den Cocagenuß erhöhen, zu kauen. Sie ſchütten ihm ferner etwas Branntwein ein; alles dies in der Meinung, eine zahlreiche Nachzucht dadurch hervorzurufen. — Am Nachmittage verſammelt ſich die Bevölkerung auf dem Marktplatze. Unausgeſetzt ertönen die monotonen Melodien der von den Panderetas (eine Art von Caſtagnetten) begleiteten Rohrpfeifen.

Die Männer halten in der rechten Hand ihre Schleudern, in der linken Hand ein Tuch voller Lujmas. Beiläufig geſagt, führt dieſe ungemein ſchmackhafte Tropenfrucht auch den Namen Membrillo, d. h. „Quitte“, mit welcher ſie indeſſen nichts gemein hat. Die Lujma kann nur roh verzehrt werden; das etwas mehlige Fleiſch umſchließt einen Kern, der mit einer kleinen Roßkaſtanie täuſchende Aehnlichkeit hat. Die Indianer fordern ſich in der Reihenfolge zu zwei und zwei heraus, um ſich mit Lujmas zu beſchießen; hierfür ſtellen ſie ſich in einer Entfernung von etwa 7 m einander gegenüber auf; der Herausforderer bedeckt ſich das Geſicht mit ſeinem Hute und dreht dem Schleuderer den Rücken zu; letzterer ſendet ihm nun das Geſchoß mit aller Wucht in den Nacken, wo es in Stücke zerſchellen muß; trifft er ihn, ſo darf er ein Gläschen Branntwein leeren, fehlt er, ſo geht er leer aus. Sofort iſt nun an dem anderen, d. h. an dem Geforderten die Reihe, und dauert das Spiel ſo lange, bis alle Lujmas aufgebraucht ſind. Die liebe Jugend ſpringt zwiſchen den Schleuderern durch, um die Ueberbleibſel der zerſchmetterten Früchte aufzuleſen; die Tanzenden ſind unermüdlich und mit der zunehmenden Trunkenheit erreicht das lärmende Gewühl den Höhepunkt, wo jedes Paſtorale zur widerlichen Orgie wird.

Am Aſchermittwoch geht die Vertheilung der im nächſten Umkreiſe der Ortſchaften gelegenen Ländereien vor ſich. Der Contorno, wie er genannt wird, iſt der Raum, der die Ortſchaft auf eine Stunde im Umkreiſe umgiebt. Die umſichtige, wohlüberlegte und gewiſſenhafte Vertheilung dieſer Ländereien zwiſchen allen Einwohnern und Inſaſſen geht unter der Aufſicht des Correjidors, des Munizipalagenten und anderer Magiſtrate vor ſich. Streitigkeiten, die bei dieſer Gelegenheit ſelten vorkommen, werden von den Autoritäten bald beigelegt. Der Beſitz und die Nutznießung dauern dergeſtalt nur eine kurze Zeit, nach deren Verlauf die Ländereien an die Gemeinde zurückfallen, um wieder neu zur Vertheilung zu gelangen. Wohl haben neuere Geſetze die Beſitzverhältniſſe auf den dem Staate gehörigen Ländereien, welche die indianiſchen Gemeinden vom Staate ſo zu ſagen zu Lehen beſaßen, einer nicht beſonders glücklich durchgeführten Reform unterzogen, allein gewiſſe Einrichtungen, wie die vorſtehende, ſind bei dem konſervativen Weſen der Indianer nicht ſo leicht auszurotten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „Allgemeine deutsche Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen“ beschloß in seiner Schlußsitzung am 16. September in Berlin im Wesentlichen Folgendes: Schaffung einer Vertretung der deutschen Kolonialinteressen durch die Bildung eines Kollegiums von 25 Personen, welches die Schaffung eines Allgemeinen deutschen Verbandes zur Förderung überseeischer Interessen herbeiführen und die Vorbereitung zu einem in Berlin innerhalb der nächsten drei Jahre abzuhaltenden dritten Kongreß in Angriff nehmen soll. Der Kongreß beschließt, den Allgemeinen deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen zu einer dauernden Institution zu erheben.

Der Kongreß erklärt sich für Schaffung direkter Dampferverbindungen mit Deutschland und die Einrichtung deutscher Bankinstitute für unsere kolonialen Unternehmungen.

Die auf die Erforschung der Naturprodukte in den deutschen Schutzgebieten, sowie der Sprachen und Sitten der Eingeborenen gerichtete deutsche Wissenschaft ist aus öffentlichen Mitteln zu unterstützen und sind die zur Erforschung Afrikas vom Reichstage bewilligten Mittel zur Erforschung der deutschen Kolonien und benachbarten Gebiete zu verwenden.

Der Kongreß beschließt eine Petition an den Deutschen Reichstag um Bewilligung der zur Schaffung der subventionirten afrikanischen Dampferlinien erforderlichen Geldmittel. Der Kongreß ersucht die Reichsregierung, zur Förderung des Studiums der afrikanischen Sprachen in Deutschland baldmöglichst geeignete Schritte zu thun.

Die deutsche Auswanderung soll nach Südamerika etwa südlich vom 25° südl. Br. gelenkt und das preußische Ministerialreskript vom 3. November 1859, welches dieser Auswanderung im Wege steht, soll beseitigt werden. Auch Südafrika wird namentlich in den Burengebieten für Auswanderung empfohlen.

Hilfeleistung durch Privatassociationen unter Staatsüberwachung für Auswanderungslustige in der Heimath und auf der Seereise. Ortskundige Fürsorge für neu einziehende Landsleute in überseeischen Gebieten.

Es ist eine nothwendige Aufgabe der deutschen Mission, ihre Arbeit den neuerworbenen deutschen überseeischen Gebieten zuzuwenden.

— In einer unter dem Titel „Orometrie des Harzgebirges“ (Halle 1886, Tausch und Grosse) erschienenen Abhandlung unternimmt Dr. Karl Leicher die Ermittelung der orometrischen Verhältnisse des Harzgebirges. Er benutzt hierzu die im Maßstabe 1:100000 von der königl. preuß. geolog. Landesanstalt publicirte Höhenschichtenkarte und wendet zur Berechnung des Volumens nicht die Methoden von Souklar und Leipoldt an, von denen die erste sich nur für Kammgebirge eignet, die zweite aber ihre vielfachen Mängel hat, sondern eine neue Methode, darauf basirend, daß der Verfasser unter Höhenstufe den Theil des Gebirges versteht, welcher zwischen den durch zwei auf einander folgende Isohypsen bestimmten ebenen Flächen liegt, daß er ferner diese Höhenstufe als abgestumpften Kegel im weitesten Sinne ansieht und hierauf, nachdem er durch das Planimeter das Areal der zugehörigen Isohypsen bestimmt hat, die bekannte Formel aus der Elementargeometrie für das Volumen eines abgestumpften Kegels anwendet. Zunächst ist es ihm darum zu thun, den Harzrand festzustellen. Hierzu bedient er sich hauptsächlich der geologischen Zusammensetzung des Gebirges und findet als mittlere absolute Höhe des Gebirgsfußes 261,63 m. Interessant ist bei der volumetrischen Berechnung des Harzes der Vergleich, den der Verfasser anstellt zwischen den Resultaten seiner Methode und den durch Legen von senkrechten Querschnitten erhaltenen. Er wendet beide Methoden auf den Theil des Harzes an, welcher, um den Brocken liegend, bis 2000 Pariser Fuß (649,68 m) herabreicht. Nach seiner Methode findet er dann für die mittlere absolute Höhe dieses Gebirgstheiles 772,16 m und nach der zweiten Methode ergiebt sich bei Zuhilfenahme von 57 Querschnitten 772,248 m. Eine solche überraschende Uebereinstimmung der Resultate beider Methoden wird sich selbstverständlich nicht bei jeder Anwendung derselben ergeben, sondern nur für solche Gebirge, für welche sorgfältig gearbeitete Höhenschichtenkarten mit Höhenstufen von geringer Mächtigkeit existiren. Das Gesammtvolumen des Harzes findet Dr. Leicher zu 1091,024 591 074 cbm, woraus bei einer Grundfläche von 2468,12 991 qkm sich als mittlere absolute Höhe des Harzgebirges der Werth von 442,045 m ergiebt. — Die sich dann anschließenden Gefällverhältnisse der Harzgewässer ergaben, daß den größten mittleren Fallwinkel die Ilse mit 3° 42′ 58,19″ besitzt. Hierauf folgen die übrigen Gewässer nach der Größe dieses Winkels geordnet, als: Holzemme, Nabau, Ecker, Oker, Söse, Sieber, Wieda, Zorge, Thyra, Oder, Innerste, Bode, Selke und Wipper, welche einen mittleren Fallwinkel von nur 0° 22′ 42,8″ hat.

Eine Tabelle, in welcher die den einzelnen Höhenstufen zugehörigen oberen und unteren Grundflächen ihrem Areal nach, sowie ihr Höhenunterschied und das Volumen jeder Höhenstufe sich finden, gestattet, das Volumen des Harzes bis zu jeder Höhe herab zu verfolgen, sowie, falls sich Jemand der Mühe unterziehen wollte, die Rechnung zu kontrolliren, was bekanntlich bei den übrigen Methoden der volumetrischen Berechnung von Gebirgen so gut wie ganz ausgeschlossen ist.

— Von der unter Alfred Kirchhoff's Leitung erscheinenden „Länderkunde der fünf Erdtheile“ liegen jetzt 12 prächtig mit Holzschnitten, Kärtchen und Phototypien geschmückte Lieferungen vor. Das von vorzüglichen Fachmännern bearbeitete Werk beabsichtigt bekanntlich nicht sowohl für den Geographen von Fach, als für den weiten Kreis der Gebildeten die Erde nach der Mannigfaltigkeit ihrer Ländergestalten umrißweise, doch streng wissenschaftlich zu schildern. Der Einleitung von Kirchhoff folgt eine Uebersicht über Mittel-Europa von Penck und dann eine hochinteressante Darstellung des Deutschen Reiches von demselben, welche den Hauptnachdruck auf die geologische Gestaltung, die Entstehungsgeschichte, Klima u. s. w. der geschilderten Gebiete legt. Die zahlreichen Kärtchen und Profile kommen dem Verständnisse sehr zu Hilfe.

— Die Mohammedaner in Orenburg haben ein sehr originelles Mittel ergriffen, um der Entwickelung der Prostitution unter ihren Glaubensgenossinnen zu steuern. Die mohammedanische Geistlichkeit, unterstützt von reichen Kaufleuten ihres Glaubens, hat sich mit Eifer der Sache angenommen. Nachdem die Erlaubniß des Ministeriums der inneren Angelegenheiten eingeholt worden war, wurde zur Ausführung geschritten. Durch die Polizei hatte man sich ein Verzeichniß der tatarischen, baschkirischen, kirgisischen und anderen mohammedanischen Mädchen verschafft, welche sich gewerbmäßig mit Prostitution befassen — es waren ihrer im Ganzen 200. An einem festgesetzten Tage nun versammelte sich auf dem Hofe der Hauptmoschee die mohammedanische Geistlichkeit und gleichzeitig wurden 20 Frauen mit verhülltem Antlitze unter Begleitung eines Polizeibeamten

herbeigeführt. Der Obergeistliche nahm das Verzeichniß und verlas erst die Namen der Anwesenden und dann den Beschluß der mohammedanischen Gesellschaft, welchen die Geistlichkeit und das Ministerium bestätigt hatten, Mittel zu ergreifen, die Laster unter der weiblichen Bevölkerung auszurotten, hielt eine längere Rede, in welcher er den Frauen ihr unordentliches und lasterhaftes Leben vorwarf und ihnen rieth, ein neues, und zwar ein Familienleben zu beginnen. Bei der Versammlung waren alte und junge, verehelichte und nicht verehelichte Tataren zugegen und ihnen wurde der Vorschlag gemacht, unter den Anwesenden sich eine Frau auszuwählen. An Liebhabern war kein Mangel: innerhalb einer halben Stunde hatten alle Bräute ihren Mann gefunden und es begann sofort die Trauung der einzelnen Paare. Ein reicher Kaufmann, Achmed Galiewitsch, schenkte jedem neuvermählten Paare 30 Rubel (60 Mark). Am anderen Tage wurden abermals 20 Mädchen herbeigeführt mit demselben Erfolge: alle erhielten 30 Rubel zur Aussteuer. Das dauerte nach der Korrespondenz im „Russischen Kourier" 10 Tage und schließlich waren alle 200 prostituirte Mädchen verheirathet.

(„Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 22.)

Asien.

— Im August wird der „Neuen Zeitung" zufolge eine Anzahl Tarantschen, zehn Personen, Moskau und St. Petersburg besuchen und sich hernach zur Messe in Nishni Nowgorod begeben; Zweck der Reise ist, Handelsbeziehungen zwischen dem europäischen Rußland und den mittelasiatischen Gebieten anzuknüpfen.

— Der amerikanische Lieutenant Schütze, welcher persönlich die für Rettung der Jeannette-Mannschaft von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika zugesagten Geschenke den betreffenden Personen überbracht hat, ist auf der Rückreise Anfangs August in Moskau eingetroffen. Er hat die an der Mündung des Olenek und der Lena sitzenden Eingeborenen besucht, ist nach Osten bis zur Indigirka gereist, um dem Tschuktschen Arara seine Belohnung zu überliefern, dann weiter nach Wiluisk gegangen, um den früheren Isprawnik von Kolymsk, Kotscharowsky, zu sprechen. Während seiner nur kurzen Reise hat er doch eine sehr beträchtliche Sammlung von allerhand Sachen zu Stande gebracht: tungusische Kleider, Hausgeräthe, Waffen, Modelle u. s. w. — Die von Lieutenant Schütze persönlich abgelieferten Geschenke sind kostbar und deshalb für Sibirien etwas Ungewohntes. Die beiden Isprawniks von Werchojansk und Kolymsk haben goldene Uhren und Medaillen erhalten. Den übrigen Personen, meist Eingeborene, hat er acht goldene und zwölf silberne Medaillen zum Tragen auf der Brust übergeben; die Medaillen haben die Inschrift „For courage and humanity". Außerdem hat er vertheilt: 13 sehr theure Gewehre, 1200 Rubel baares Geld und für 4000 Rubel verschiedene andere Gegenstände, z. B. Thee, Tabak, Kleider, Geschirre, Schmucksachen u. a. Im Ganzen sind 122 Personen belohnt und beschenkt worden.

(„Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 32).

— Die Zeitung „Wladiwostok" meldet, daß das Gerücht über die Entdeckung reicher Naphtha-Quellen auf Sachalin sich bewahrheitet. Der Chef des Bezirkes von Alexandrowsk, Lindenbaum, hat persönlich die nördlich vom Baikalbusen befindliche Quelle aufgesucht. Naphtha-Proben sind nach Alexandrowsk gebracht worden.

Afrika.

— Ferdinand de Lesseps und Kommandant Landas, Rondaire's Nachfolger, halten noch immer an dem Gedanken, die südtunesischen Schotts in ein Binnenmeer zu verwandeln, fest, wie ersterer in der Sitzung der Académie des sciences vom 2. August d. J. erklärte. Vorläufig hat Landas am Web Melah, an dessen Mündung später ein Seehafen für den projektirten Kanal angelegt werden soll, einen artesischen Brunnen erbohrt, welcher über 500 hs Landes bewässert und bereits Anlaß zur Erbauung einer kleinen Ortschaft gegeben hat. Ein zweiter Brunnen ist in Arbeit.

— G. A. Farini's Reisewerk, welches wir oben, S. 200 ff. ausführlich besprochen haben, ist soeben unter dem Titel „Durch die Kalahari-Wüste. Streif- und Jagdzüge nach dem Ngami-See in Südafrika" (Mit 46 Abbildungen und zwei Kartenskizzen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886. Pr. 8 Mk.) in autorisirter deutscher Uebersetzung erschienen. Da wir das Buch bereits zur Genüge charakterisirt haben, so erübrigt nur, hinzuzufügen, daß die Ausstattung der Handlung, welche in Deutschland wohl den größten geographischen Verlag hat, durchaus würdig ist — von der Karte etwa abgesehen.

— Die portugiesische Expedition unter Major de Carvalho (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 383) hat die Hauptstadt des Muata Jamwo erreicht und mit demselben einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen sich das Lunda-Reich unter den Schutz Portugals stellt. In Zukunft soll ein portugiesischer Resident in der Mussumba seinen Aufenthalt nehmen.

— Bei dem offenbar noch zu keinem endgültigen Abschlusse gediehenen Eingreifen der Franzosen in Madagaskar mögen manche unserer Leser sich gelegentlich über diese Insel rasch orientiren wollen. Dazu kann ihnen Prof. R. Hartmann's „Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen" („Das Wissen der Gegenwart", Bd. 47, Preis 1 Mark) gute Dienste leisten, weil es, nach den Quellen gearbeitet, Flora, Fauna, Ethnographie, politische Verhältnisse, Geschichte u. s. w. kurz und klar darlegt. Den Gedanken von einem einstigen Zusammenhange Madagaskars mit seinen Nachbarinseln, mit Theilen Asiens und Afrikas und selbst, unter Vermittelung des letzteren, mit Amerika erklärt Hartmann einstweilen noch für ein Bedürfniß für die speculative Seite der Wissenschaft; nur dadurch läßt sich nach dem heutigen Standpunkte unseres Wissens eine Erklärung für die Mannigfaltigkeit und für die geographische Zerstreuung der madagassischen Thiertypen geben. — Auch die schwierige Frage von der Abstammung der Howas wird eingehender erörtert. Es steht fest, daß auf Madagaskar eine „malayische" Einwanderung stattgefunden hat, deren Elemente sich theils in größerer Reinheit erhalten, theils mit Afrikanern vermischt haben. Aus rein physisch-anthropologischen, linguistischen und rein ethnographischen Gründen erklärt sich Hartmann mit O. Finsch für eine Herkunft der Howas aus Polynesien. — Interessant ist die Notiz (S. 112), daß die 400 Meilen nordwestlich von Madagaskar gelegenen Aldabra-Inseln 1882 von Norwegern in Besitz genommen und mit einigen Kolonistenfamilien aus Bergen besetzt worden sind.

Inhalt: A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan. IV. (Mit sieben Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Bodensenkung im Ruhr-Kohlenreviere. (Mit einem Profil.) — Die Caingangs-Indianer der brasilianischen Provinz Paraná. — Kürzere Mittheilungen: Eine Fahrt durch die Stromschnellen des Mekong. — Fastnacht-Gebräuche der Aymara-Indianer. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 17. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 16.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Das Land der Bagas und der Rio Nuñez.

(Nach dem Franzöſiſchen des Schiffslieutenants Coffinières de Nordeck.)

I.

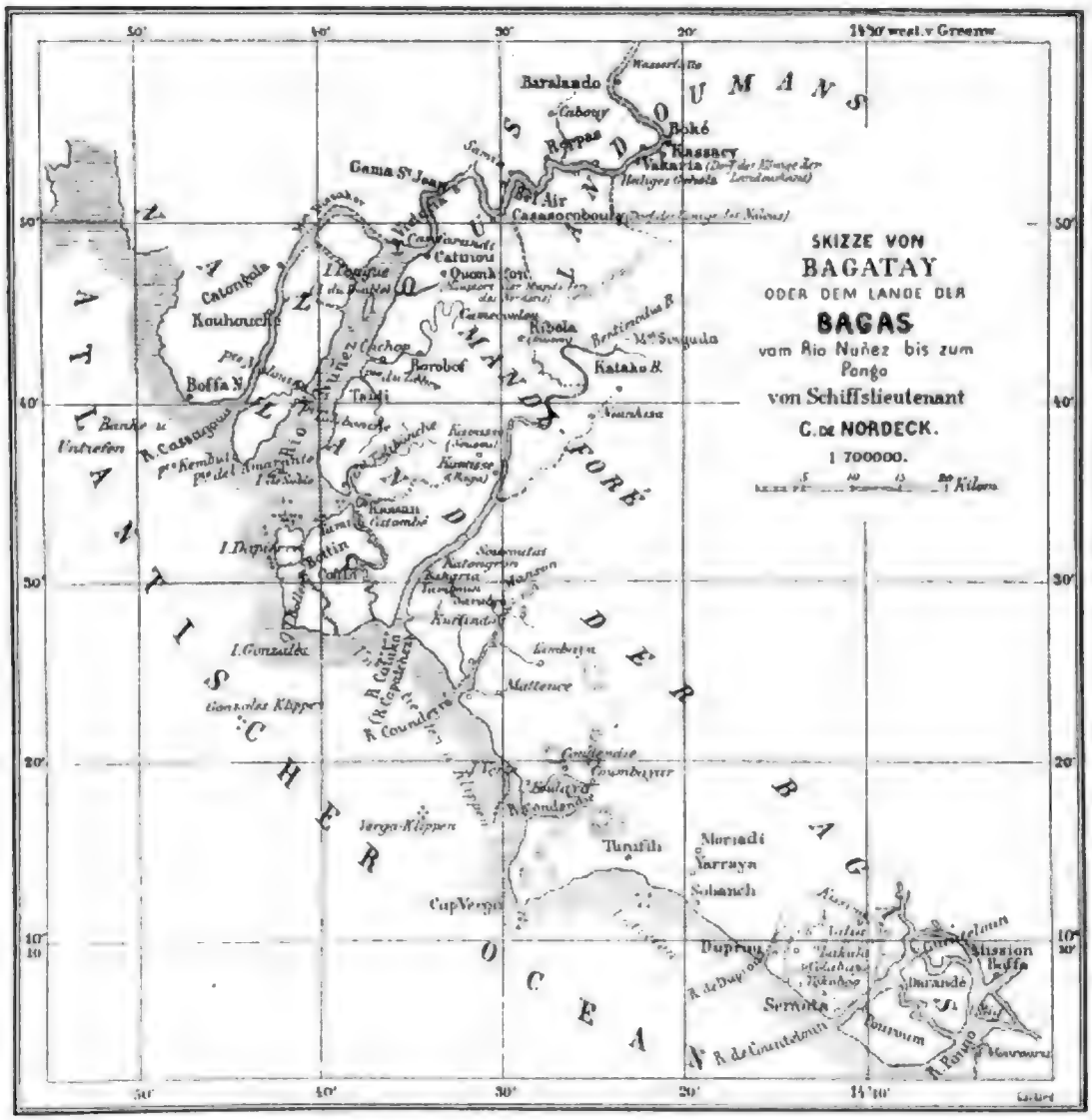
Einer der wichtigſten Flüſſe des ausgedehnten franzöſiſchen Kolonialbeſitzes in Senegambien iſt der Rio Nuñez; obwohl er aber ſchon lange den Franzoſen gehörte — wie überhaupt Senegambien deren älteſte Kolonie iſt —, ſo übten dieſelben dort ihre Macht nur wenig aus und ließen die Eingeborenen ſich ruhig unter einander bekämpfen. Neuerdings aber mußten ſie ſich etwas eingehender mit den dortigen Zuſtänden beſchäftigen, wozu ſie das Beſitzergreifungsfieber anderer Mächte veranlaßte, und um in dem mörderiſchen Klima keine Truppen unterhalten zu müſſen, ſchlugen ſie den Ausweg ein, den König der Nalous als Oberhaupt aller dortigen Häuptlinge anerkennen zu laſſen.

Nördlich vom Kap Verga, unter 10° 35′ nördl. Br. und 14° 45′ öſtl. L. von Greenwich, ergießt ſich der Rio Nuñez mit einer ſehr breiten Mündung in den Atlantiſchen Ocean; aber die Einfahrt wird durch eine fortlaufende Reihe von Klippen, Sandbänken und Untiefen etwas erſchwert. Dafür fehlt hier die Barre, welche bei ſo vielen weſtafrikaniſchen Strömen zu paſſiren iſt: zu allen Zeiten des Jahres können große Schiffe in den Rio Nuñez einlaufen. Die Strömungen ſind dort ſehr heftig und erreichen während der Syzygien eine Geſchwindigkeit von ca. 9 km in der Stunde; noch 40 Seemeilen ſtromaufwärts bei der Faktorei Bel-Air, beträgt der Fluthunterſchied 7 m. Das Klima iſt ſehr ungeſund, namentlich im November und December, und zu jeder Zeit gehört dieſes Gebiet zu den heißeſten der Erde. Dennoch iſt der Rio Nuñez ſtets viel beſucht worden, und merkwürdiger Weiſe iſt am Oberlaufe des Fluſſes mehr Geſittung zu Hauſe als am Unterlaufe, vielleicht in Folge des Klimas. Früher fand hier ſtarker Sklavenhandel ſtatt, den die Schwarzen noch heute fortſetzen, wenn auch im Geheimen; ein Sklave gilt zwei Ochſen und ein Ochſe 50 Franken. Der legitime Handel findet in den Monaten December bis Mai ſtatt und dabei werden die Landesprodukte, Reis, Kautſchuk, Palmöl und Erdnüſſe, gegen billige und wenig haltbare Stoffe, Eiſenwaaren u. ſ. w. eingetauſcht. Nicht verſchwiegen ſoll werden, daß die engliſche Konkurrenz den Franzoſen viel zu ſchaffen macht.

Der oberſte und zugleich für jetzt einzige franzöſiſche Poſten am Rio Nuñez iſt Boké; von dort aus erreicht man in einer drei- bis vierſtündigen Bootfahrt Waſſerfälle, welche von der Quelle nicht mehr weit entfernt ſind. Von Boké an kann der weſtwärts fließende Strom kleine Schiffe tragen; bei Roppas beginnen die Untiefen und der im Allgemeinen gegen Südweſten gerichtete Lauf beſchreibt mehrere gewaltige Krümmungen. Bei Victoria verbreitert er ſich plötzlich zu faſt 5 km, wird bei Petit-Talibonche etwas eingeengt und öffnet ſich dann wieder weit zum

Meere. Der gesammte Lauf wird nicht über 120 km lang sein.

Die ganze Niederung ist von zahllosen Flüssen, Flußarmen und Creeks, dort Marigots genannt, durchschnitten, in welchen die Richtung der Strömung je nach Ebbe und Fluth beständig wechselt; manche liegen bei Ebbe trocken, so daß zwischen ihren mit Mangrovewäldern bedeckten Ufern nur ein schmaler Schlammstreifen zurückbleibt. Dieses traurige Gebiet wird nur von Krokodilen und weißen Reihern bewohnt. Wenn man aber mit steigender Fluth auf einem leichten Boote bis an das Ende eines solchen Wasserlaufes vordringt, so erblickt man mitunter andere Bäume, als die endlosen Rizophoren, nämlich schlanke Palmen und riesige Wollbäume, deren unterste Zweige die höchsten Palmen noch beschatten. An solchen Stellen findet man fast mit Bestimmtheit Einwohner, am unteren Strome Bagas, weiter hinauf die Nalous, bei Boké die Landoumans und schließlich an der Quelle des Rio Nuñez die Fulahs, deren Land sich bis zum oberen Senegal hin erstreckt, welcher nur noch 30 Tagemärsche vom oberen Nuñez entfernt ist.



Zu Anfang des Jahres 1885 befand sich am linken Ufer des Nuñez, dort wo er sich zu einem Aestuarium erweitert, ein Dorf Catinou, wo sich unter Anführung eines gewissen Bokar Räuber festgesetzt hatten und die Umgegend plünderten. Zwei französische Avisos zerstörten das Nest, während ein dritter, der von Lieutenant Cossinières de Nordeck befehligte „Goéland“, dazu zu spät kam; ihm blieben aber noch diplomatische Unterhandlungen mit den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen, welche den König der Nalous, Youra Towel, als ihr Oberhaupt anerkennen sollten; ferner war die Grenze zwischen den Landoumans und den Nalous, um welche seit längeren Jahren gekämpft worden war, festzusetzen, und schließlich das ganze Gebiet unter französischen Schutz zu stellen. Alles das gab natürlich zu interessanten Studien über die Eingeborenen willkommenen Anlaß. „Le Goéland“, ein Räderdampfer mit 80 Mann Besatzung, lag vor dem Dorfe Camfarandi vor Anker, dort wo der Rio Nuñez sich verbreitert und nach Westen der Marigot Dissaker von ihm sich abzweigt. Ringsum waren Mangrovewälder zu sehen, nur gegen

Südweſten die Ile du Diable und einige Bäume des Dorfes Petit-Talibonche. Am linken Ufer liegt dort das Haus des franzöſiſchen Zollpoſtens, von welchem aus man bis auf den Ocean hinausſchaut, daneben ein mit ſchönen Bäumen bewachſener Hügel und an deſſen Fuße die engliſche Faktorei Victoria, vor welcher Pirogen auf die einzuladenden Waarenballen warteten. Niedliche graue Affen kamen ungeſcheut bis zum Landeplatze herab und holten ſich die aus den ſchlecht verſchloſſenen Säcken herausfallenden Erdnüſſe. Gegenüber auf dem linken Ufer, etwas ſtromauf, liegen die von rieſigen Bäumen beſchatteten Ruinen des Räuberdorfes Catinou, wo ſich Geier mit den letzten Reſten der Gefallenen zu ſchaffen machten. Auch Camfarandi, das hinter der Faktorei Victoria liegt, war zerſtört worden; doch hatten ſich ſeine Bewohner rechtzeitig geflüchtet. Victoria ſelbſt iſt der Schlüſſel zum ganzen Fluſſe; daſſelbe und Boké ſind die beiden ſtrategiſchen Poſitionen des Landes. Man könnte es zum Ausgangspunkte einer Eiſenbahn nach dem oberen Senegal und Niger machen, wenn man wollte; engliſche Dampfer legen ſchon jetzt regelmäßig dort an.

Lieutenant Coſſinières de Nordeck erging ſich gerade mit M. de Beeckmann, dem Chef des Bezirkes Rio Nuñez und ſeinem zweiten Officier, M. de Roquemaurel, auf Deck ſeines Aviſos, als er eine Reihe von Pirogen auf denſelben zukommen ſah, allen voran eine gewaltige Pinaſſe aus einem Stücke, in welcher faſt nackte Schwarze knüppelartige Ruder handhabten und mit Geſchrei und tollen Verdrehungen auf die Bänke ſprangen. Vorn ſaßen zwei Männer und

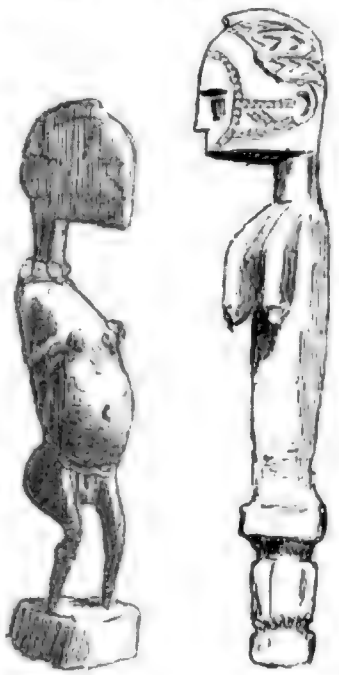
Häuſer von Petit-Talibonche.

bearbeiteten Tamtams; hinten ſpreizte ſich eine Gruppe von anſehnlichen Herren in merkwürdig zuſammengeſtoppelten Koſtümen, von Regenſchirmen beſchattet. Ein Neger ſpielte das bekannte, von Afrika nach Südamerika übertragene Inſtrument, welches aus kleinen, neben einander und über Kalebaſſen, die als Reſonnanzboden dienen, befeſtigten Holzſtäben beſteht und hier Balafon, ſonſt Marimba heißt; das Getöne derſelben iſt den Mandingos beſonders angenehm, und man hört es überall auf den Flüſſen Weſtafrikas, wenn die Piroge eines großen Häuptlings vorüberfährt. Außerdem ſangen „Griottes“ das Lob ihres Gebieters. Dieſer große Aufzug verkündete, wie M. de Beeckmann erklärte, das Nahen des Prinzen Dinah Saliſou, des präſumptiven Erben des Königs der Nalou, Youra Towel. Kurze Zeit darauf ſtieg der Prinz an Bord, indem er ſeinen Regenſchirm zuſpannte, und begrüßte den wachhabenden Matroſen, der wenig geneigt ſchien, in dem Ankommenden eine wichtige Perſönlichkeit zu erkennen. Inzwiſchen iſt Dinah Saliſou durch den etwa im Juli 1885 erfolgten Tod von Youra Towel in der That König der Nalous und Bagas, Schutzherr der Mandi-Foré, Freund und Schützling der Franzoſen geworden. Sehen wir ihn uns näher an. Zu Ehren des Beſuchs hatte er einen Regenſchirm unter dem Arme, auf dem Kopfe eine hohe, ſchräg nach hinten gerückte Kappe, auf dem Leibe ein weißes Hemd, eine Cravatte, ſchwarze Hoſen, Schuhe, Strümpfe und zu allem Ueberfluſſe noch eine blaue Brille, durch deren Schuld er bei der Ankunft den Quartiermeiſter für den Komman-

Figure 1. Charlie Chaplin, *The Kid* (1921). Courtesy of Photofest.

Figure 2. Buster Keaton, *The General* (1926). Courtesy of Photofest.

Rundfahrt bei den Bagas am unteren Rio Nuñez und warf zuerſt beim Dorfe Petit-Talibonche, der Nordgrenze von Bagatay oder Baga-Land, Anker. Die Gegend war bis dahin ſelbſt den benachbarten Nalous faſt unbekannt geweſen; ſelbſt in Victoria hatte man die dortigen Eingeborenen für nichts als ganz echte, nackte, kriegeriſche Wilde erklärt. Als man ſich aber auf einem vielfach gewundenen Marigot dem Orte genähert und die erſten Bewohner deſſelben, welche nach Negerart beim Anblicke der Weißen ſchreiend entflohen, zu Geſicht bekommen hatte, bemerkte man mit Erſtaunen alle Anzeichen einer verhältnißmäßig vorgeſchrittenen Civiliſation. Jenſeits eines freien Platzes, den drei weithin ſichtbare und darum als Merkzeichen dienende Bäume überragen, gelangte man in das Dorf und erblickte auf den Schwellen der Häuſer — dieſen Namen verdienen die Wohnungen mehr, als den von Hütten — nur unbewaffnete, friedfertige Leute, welche eigens ihre Bubus, Kappen und ſonſtigen Kleidungsſtücke angelegt hatten, während die Weiber, von einer Schnur um die Hüften abgeſehen, völlig nackt einhergingen. Die Häuſer waren etwa 20 m lang und 10 m breit, aus Lehm gebaut und ſtanden, wohl zum Schutze gegen die winterlichen Regen, jedes auf einer kleinen Erhöhung; ſie waren alle nach demſelben Modell errichtet, mit einem ſtarken Dache aus Reisſtroh, welches auf außen herumlaufenden langen ſymmetriſch aufgepflanzten Pfählen ruht, ſo daß es das Haus ſchützt, ohne es zu berühren. Der Firſt befindet ſich etwa 10 m vom Boden. Straßen giebt es nicht, die Wohnungen liegen vielmehr vereinzelt, doch anſcheinend diejenigen einer und derſelben Familie gruppenweiſe zuſammen; ein Wachtgebäude, wie bei den Pahuin am Gabun, oder eine heilige Hütte oder dergleichen iſt nicht vorhanden. Zwiſchen den außen herumlaufenden Pfählen iſt eine niedrige, mitunter ſorgſam gearbeitete Mauer gezogen, ſo daß ein großer luftiger Umgang oder Vorraum entſteht, von welchem aus eine Drückerthür in das Innere führt, das keine Fenſter hat, ſondern ſein ſpärliches Licht durch den freien Raum zwiſchen Dach und Wänden erhält. Dieſe Einrichtung hat den Vortheil, daß ſie die in dem flachen Lande ſo zahlreichen Moskitos abhält. Betritt man den Innenraum, ſo erſtaunt man über die dort befindlichen rieſigen Thonkrüge von mehr als 3 m Höhe, welche zur Aufbewahrung des Getreides dienen; trotzdem ſie nicht auf der Drehſcheibe gefertigt, ſondern nur in der Sonne getrocknet ſind, ſind ſie von großer Regelmäßigkeit.



Fetiſche, welche die Kopfform der Eingeborenen von Petit-Talibonche nachahmen.

In ein ſolches Haus wurden die Franzoſen von dem Dorfhäuptling Krouman geführt und zum Niederſetzen auf bedenklich wackeligen Seſſeln eingeladen, worauf in Gegenwart aller Männer des Gebietes das Palaver begann. Die Einwohner hatten ſehr intelligente, nicht häßliche Geſichter; die Farbe iſt ein gelbliches Braun. Sehr charakteriſtiſch iſt, daß ihr Hinterkopf in der direkten Verlängerung des Halſes liegt, was ſehr deutlich zu ſehen iſt, da ſie ihre Schädel raſiren. Kinn oder Geſicht bildet durch den Unterkiefer einen rechten Winkel mit dem Halſe, und dieſe Eigenthümlichkeiten, durch welche ſie ſich leicht von den Wolofs und Nalous unterſcheiden laſſen, treten auch in ihren ſonſt ziemlich primitiven Holzſchnitzereien deutlich hervor.

Die Verhandlungen, an denen die Weiber keinen Theil hatten, verliefen ziemlich glatt, denn ohne Zaudern erkannte Petit-Talibonche die franzöſiſche Oberhoheit an, während es etwas mehr Mühe koſtete, die Einwohner zur Unterwerfung unter König Houra Towel zu bewegen. Dann zerſtreuten ſich die Theilnehmer und brachten zum Verkaufe, was ſie an Lebensmitteln beſaßen, namentlich Hühner und Bananen, wofür ſie als Bezahlung nur Tabakblätter, kein baares Geld annehmen. Das Dorf mag etwa 300 bis 400 Einwohner zählen, welche Reis und Palmöl produciren; ſein Ackerland iſt nicht ſehr ausgedehnt, da es auf der einen Seite vom Fluſſe, auf der anderen von einem Mangroveſumpfe eingeengt wird. Zum Schluſſe führte der Häuptling den Fremden, um ſie zu ehren, die Simons vor; ſo heißen die Mitglieder eines in jenen Gebieten weit verbreiteten religiöſen Geheimbundes, über welchen weiter unten noch näher berichtet werden ſoll. Eine lebhafte Bewegung ging durch das Dorf; die jungen Leute eilten in den Wald, die Frauen flüchteten ſich nach allen Seiten, Hornmuſik ertönte und jagte die Wildtauben von den Bäumen und ſchließlich erſchienen Vermummte auf dem Platze, allen voran Ponda-Ponda, die Frau des großen Geiſtes, eine Geſtalt von mehr als Lebensgröße, mit einem rieſigen Holzkopfe und langem Rocke aus Rohr. Eine im Inneren verborgene Perſon ſetzte die Puppe in tanzende Bewegung; ſehr reſpektirt ſcheint dieſelbe nicht zu werden, denn alle Jungen des Dorfes tummelten ſich um ſie herum und ſtanden mit ihr auf ziemlich vertrautem Fuße. Leider konnten die Franzoſen das Ende des Feſtes nicht abwarten, da ſie die eingetretene Fluth benutzen mußten, um ihr Schiff wieder zu erreichen; man verſprach ihnen alſo, die Simons ein anderes Mal zu zeigen.

Die Omumborombonga-Sage der Herero (Ova-herero) und ihre ethnologiſch-mythologiſche Bedeutung.

Von Miſſionar H. Brincker.

So geringfügig die Sage der Herero, daß ſie nämlich von dem Baume Omumborombonga abſtammen, erſcheinen mag, ſo wichtig möchte dieſelbe ſich doch erweiſen, wenn wir dieſelbe näher kennen lernen und bei dieſer Gelegenheit einen prüfenden Blick werfen erſtens auf unſere Sage ſelbſt, und zweitens auf die gewöhnlich aus dergleichen Produkten deducirten Ueberreſte einer ſogenannten Urreligion, die man unter jedem heidniſchen Volke und Stamme ganz beſtimmt finden will.

Um uns nun nicht lange bei Vorbemerkungen und ſcribentirendem Gerede aufzuhalten, laſſen wir den Wortlaut der Sage, ſo wie ſie von einem kompetenten Herero in ſeiner Sprache aufgezeichnet iſt, hier direkt folgen mit der unter jedem Worte beigefügten Ueberſetzung und geben dann unter Nr. 1 und 2 unſere Bemerkungen dazu.

Die Omumborombonga-Sage.

Kuza ovandu va za m'omumborombonga, u ri k'okooko, n'ouo omuti
Man ſagt Menſchen ſie kommen aus dem Omumborombonga, er iſt im Kaoko, und er ein Baum

omuneno tjineno, nu u n'ondovi, n'ouo mbua kuala ovandu. N'ovandu tji ve
großer ſehr, und er hat ein Loch, und er es der geboren die Menſchen. Und Menſchen wenn ſie

ja p'omumborombonga mbui, ve tunga omaruo nave jambere ko nave
kommen an Omumborombonga dieſen, ſie errichten Feuer(Opfer-)ſtellen und ſie opfern, da und ſie

kumbu kuuo. Nu ingui ngua kapita uriri u koka a ha kapita n'omundu
beten zu ihm. Und der welcher vorbeigeht ohne er ſtirbt er nicht vorbeigehe mit (einem) Menſchen

rukuao; k'a tukana tje ja pomuti mbo. Tjiva ve jamba ko ovindjendje
wiederum; nicht er flucht, wenn er kommt an Baum dieſen. Einige ſie opfern da Stränge gläſerner

n'omihanga ave tua m'omututu nomuti mbo, nu tjiva ve zepa ozomeva,
und eiſerner Perlen ſie (dieſelben) legend in Höhlung Baumes dieſes, aber einige ſie ſchlachten Opferthiere,

kuza nai. Neto tji tu zuva, tu zuva, kutja oposio jomerakokuvaro nguina
man ſagt ſo. Und wir ſo wie wir hören, wir hören, daß da an der Seite der See dort

k'okaoko ku rukua ok-omundjavara. N'ozonjanda kuza za za moruuua
im Kaoko es wird genannt da omundjavara. Aber das Kleinvieh man ſagt ſie kommen aus einem Felſen

n'ozongombe n'ovinamuinjo mbi ri m'ovandu. N'ovina mbi vi hungirua
und Rinder und Lebeweſen, welche ſind unter Menſchen. Aber Dinge dieſe ſie werden geredet

ekumbiko. —
(erzählt als ein) Myſterium. —

1. Anmerkungen zum Wortlaute dieſer Sage.

Es geht aus dem Wortlaute dieſer Sage hervor, daß nicht jeder Omumborombonga-Baum im Lande eo ipso Anſpruch hat auf die mythiſche Verehrung, die dieſem Anthropogenerator früher zu Theil wurde, ſondern nur ein ganz beſtimmter, ſehr großer, im Kaokolande gedachter Baum dieſes Namens iſt hier gemeint. Es iſt ein Irrthum, wenn man angiebt, die Herero zollen einem jeden Omumborombonga, wo er vorkommt, dieſe Verehrung. Eine ſolche Species kann höchſtens einen Herero an den impoſanten pater hominum, nach der Vorſtellung im Kaoko ſich findend, erinnern, daher wohl früher andächtige Herero im Vorübergehen einen Büſchel Gras auf die unterſten Zweige hingen oder einen Stein an ſeinen Stamm legten mit den Worten: minikua, tato, ſei gegrüßt, unſer Vater! Oben genannte Opfer würden ſie einer ſolchen Species nie und nimmer bringen. Jetzt ehrt auch der Herero die Species nicht mehr mit dem Gruße und einem Büſchel Gras, denn er hat im Allgemeinen alles bischen Glauben verloren, ohne einen neuen dafür angenommen zu haben. Man kann, ohne zu übertreiben, ſagen, daß ein Herero heute nur noch an ſeine Rinder und ſein Vieh glaubt.

Ueber das Kaokoland hinaus geht die Rückerinnerung der älteſten Herero nicht mehr, was ein Zeichen dafür ſein möchte, daß ſie ſich daſelbſt lange aufgehalten haben müſſen, ehe ſie durch ewigen Hader und Uneinigkeit unter einander und gegenſeitige Beraubung getrieben, bis in ihr jetziges Wohngebiet gelangten. Trotzdem ſehen ſie noch immer das Kaokoland als ihre urſprüngliche Heimath an, wonach ſie dann und wann noch Heimweh fühlen und jenes Land als ein glückſeliges und heiliges preiſen. Daß demnach im Kaoko der eigentliche Omumborombonga ſtehen muß, bedarf keiner Erklärung. Wo aber, iſt Niemandem bekannt.

Der wirkliche hier in Betracht kommende Omumborombonga muß ein ondovi und omututu, d. i. ein Loch und eine Höhlung im Inneren haben, wohin fromme Wanderer ihre Opfergaben, beſtehend in Strängen von Glas- und Eiſenperlen unter Gebeten und Segen für die geliebten Rinder ꝛc. legten. Es mag in früheren Zeiten wohl öfters vorgekommen ſein, daß beſonders fromme Herero einen okuruo (pl. omaruo), d. i. Opferſtelle oder Altar bei dem richtigen Omumborombonga zurichteten und

einiges Opfervieh (ozomeva) dabei ſchlachteten, wobei der Baum den Genuß vom Miſt aus den Eingeweiden und den Geruch vom Braten des Fleiſches hatte, alles Genießbare aber in den Bauch der Opfernden ging. Heutzutage würde das nun freilich jedem Herero lächerlich vorkommen. Ihr immer mehr zunehmender Geiz hat ſie dahin gebracht, daß ſie nur noch bei den drückendſten und unabwendbarſten Uebeln es übers Herz bringen, von ihrem lieben Vieh zu ſchlachten, und auch dann müſſen ſie ſich erſt durch ein allgemeines Echauffement dazu bringen laſſen. Freiwillige aus Deiſidämonie entſpringende Opfergaben würde, vorausgeſetzt ſie kämen an den richtigen Baum, derſelbe wohl kaum mehr erhalten. Was mag der Grund hiervon ſein? Meiſtens wohl folgender. Die ſogenannten civiliſatoriſchen Faktoren ſind im Herero- (und auch im Gr.-Nama-) Lande ſo alle Grundlagen der ſocialen geſunden Entwickelung des Landes und Volkes zerſtörend und verwüſtend aufgetreten, haben ſo geſetzlos und habſüchtig ca. 25 Jahre lang unter unſeren Stämmen durch Ausrottung alles heidniſch-biederen Sinnes gehauſt, das ganze früher ſo wildreiche Land durch ſyſtematiſches Abſchießen und Morden zu einer wildloſen heulenden Wüſte gemacht, daß man jetzt, nachdem dieſe barbariſchen Civiliſatoren, ihre Rechnung nicht mehr findend, ſich ein wenig zurückgezogen, im Blicke auf den Zuſtand vor 25 Jahren vor Staunen nicht weiß, was man ſagen ſoll. Dieſe ſyſtematiſche, durch Habſucht und Mordluſt eingegebene Verwüſtung hat die Eingeborenen ganz ins Bockshorn gejagt und vornehmlich der Ausbreitung des Chriſtenthums mehr geſchadet, als man für gewöhnlich annimmt. Die Herero z. B. haben aus dieſer oſtenſibeln Habſucht den Schaden gehabt, daß ſie ihr altes bischen Deiſidämonie verloren und dafür erſt recht die Hab- und Gewinnſucht aus dem ff gelernt haben und vielleicht noch beſſer ausüben, wie ſie es je an dem Vorbilde einiger Europäer geſehen.

Es fragt ſich nun ferner, was man unter dem Ausdrucke verſtehen ſoll: oposio jomerakokuvaro nguina k'okaoko ku rukua ok-omundjavara, die Seite (Ufer) der See dort im Kaoko wird genannt omundjavara? Dieſes Wort kommt in der Herero-Sprache nicht weiter vor, auch läßt ſich nicht mit unumſtößlicher Gewißheit ſagen, das und das iſt der Sinn deſſelben. Das Verbum iſt wahrſcheinlich tjava-ra, ſich dann und wann unter Waſſer tauchen, das durch das Präfix omu-III zu omu-ndjavara geformt iſt. Das Suffix-ra wäre hier, wie in zuva-ra, hörbar werden, ſich hörbar machen, intranſitiv-reflexiv. (Siehe über dieſen Punkt unſer Herero-Wörterbuch mit grammatico-ſyntaktiſchen Principien, Berlin.) Die Bedeutung des Wortes wäre demnach: eine ſandige Gegend, die dann und wann unter Waſſer geſetzt wird, a posteriori Ueberfluthung. Dies iſt der Fall an der Mündung des Kunéne, der wegen der hohen Dünen ſeine Hochfluthen nicht direkt ins Meer werfen kann, ſondern am Ufer entlang weit ausbreitet. Zuweilen muß dieſe Waſſermaſſe eine große Strecke Landes an der Küſte überſchwemmen und in einen undurchdringlichen Schlamm verwandeln. Bei gewöhnlichem Waſſerſtande des Kunéne ſickert ſein Waſſer unter dem Sande hindurch ins Meer oder verdunſtet in den ſtehenden Lagunen zwiſchen den Dünen. Dieſe Strecke mögen die Herero mit Ok-omundjavara meinen und im Allgemeinen dabei an eine große Fluth, Ueberfluthung, gedacht haben. Ihr Heimathsland Kaoko denken ſie daher mit einer Ueberfluthung eines gewiſſen Theiles deſſelben zuſammen, wie ſie die Mündungsgegend des Kunéne ihnen jeweilig vor Augen legte.

Die Verſion, daß nicht allein ozonjanda, Kleinvieh, ſondern auch ozongombe u'ovinamuinjo mbi ri m'ovandu, Rinder und alle Lebeweſen, welche unter den Menſchen ſind, aus einem oruuua, platten Felſen, kommen, ſcheint nach anderen alten Herero dahin geändert werden zu müſſen, daß die Rinder aus den otutavi, Aeſten des Baumes, ſtammen ſollen, ſomit mit den Herero einen und denſelben paterfamilias haben. Es wäre daher die ungemein große Liebe der Herero zu ihren Rindern wohl zu begreifen.

Die Worte: ovina mbi vi hungirua okumbiko, Dinge dieſe ſie werden erzählt (als ein) Myſterium, eigentlich als arcani disciplina, deuten an, daß dieſe Sage früher als eine religiöſe Geheimlehre, nur von den Alten gekannt und unter gewiſſen Umſtänden mitgetheilt, unter den Herero exiſtirte, daß es im Allgemeinen nicht erlaubt war, danach zu fragen und die alten Herero immerhin mit einiger Zurückhaltung dieſe Sage dem danach Fragenden verrathen haben mögen. Gewöhnlich bekommt man bei der Frage danach die Antwort: Ka tu vi i, nicht wir es wiſſen.

2. Enthält dieſe Sage irgend welche Spuren einer Urreligion oder eines hiſtoriſchen Vorganges?

Bei der Beantwortung dieſer Frage müſſen wir im Gedächtniß behalten, daß die Herero gar keine Reminiſcenzen über das Kaokoland hinaus haben, in welchem ſie, wie ſchon erwähnt, früher längere Zeit ſich aufgehalten haben müſſen. Dort haben ihre wenigen, meiſt unbedeutenden alten Sagen ihren Herd. Dort iſt auch ihr Mukuru, der (durch die Miſſion apotheoſirte) Ur-Herero, der Sage nach begraben. Dort findet ſich irgendwo auch der koloſſale Omumborombonga-Baum, deſſen innere Höhlung ſo groß ſein ſoll, daß wenigſtens alle Herero darin Platz haben. Ebenſo iſt dort (nach der Sage der Herero) die große Fluth geweſen, wovon einige noch zu erzählen wiſſen, deren Vorfahren wohl Augenzeugen einer großen Ueberſchwemmung des Kunéne (vergl. im vorigen Abſchnitte das über omundjavara Geſagte) geweſen ſein mögen. Dieſe Fluthſage mag durch eine frühere Sage, die durch dieſe in Vergeſſenheit gerieth, erſetzt worden ſein. Die betreffende Fluth ſoll auch im Kaoko nach dem Meere zu und ſo furchtbar geweſen ſein, daß die Herero auf die Berge fliehen mußten und nach einigen Erzählern ihre Rinder bis auf eine Kuh und einen Stier verloren, worauf ſie heute noch mit Vergnügen hinweiſen, wenn ſie ſagen: „Wenn wir auch Alles verlierend (etwa durch die raubenden Nama) nur eine Kuh und einen Stier übrig behalten, werden wir nach einer Reihe von Jahren wieder Rinder beſitzende reiche Herero ſein.“ Dieſe Fluth ſoll zugleich (der Sage nach) zwei weiße Menſchen (ob Schiffbrüchige?) gebracht haben, die lange unter den Herero im Kaoko gelebt haben und unter ihnen geſtorben ſein ſollen. Sie ſollen die Stammväter der heller gefärbten Herero ſein.

Es gehört nicht viel Phantaſie dazu anzunehmen, daß wir hier, wenn auch noch ſo entfernten Nachklängen einer einſt lebendiger und bekannter geweſenen Reminiſcenz eines gewiſſen hiſtoriſchen Vorganges, der einen der tiefſten Eindrücke auf das Gemüth der Ueberlebenden gemacht haben muß, begegnen, ohne geradezu den Weg derer einzuſchlagen, die dergleichen Produkten wer weiß was für Reſte einer Urreligion haufenweiſe andichten und noch immer vorhandene und gewußte Bekanntſchaften der wahren Uroffenbarungen Gottes auch unter den tiefſt geſunkenen Völkern ſich findend wähnen.

Wir haben ſchon anderswo hervorgehoben (in „Ueber den Organismus der Linguae-Bantu ſpeciell in den Dialekten Otjiherero und Oshindonga“ u. ſ. w.), daß die Progenitoren der Bantu allem Anſcheine nach bald nach ihrer Trennung von den Völkern Vorderaſiens, welche an die Uroffenbarungen Gottes verhältnißmäßig glaubten, jede

Erinnerung an Gott und seine Werke gefliſſentlich vermieden und in dem Grade ins Fleiſch verſanken, daß Gott an ihnen als an Neokainiten ein neues bleibendes Kainszeichen, die Aufdrückung des Negertypus, machen mußte, um ſie in die entfernteſten Erdtheile zu drängen, wo ſie ihr Weſen, ohne anderen, noch nicht ſo tief gefallenen Völkern gefährlich zu werden, treiben konnten [1]). Den Stämmen, die in die trockenen Theile Afrikas und anderer Länder gedrängt wurden, ging überhaupt jeder Begriff einer Waſſerfluth verloren, bei ihnen würden wir wohl vergebens nach der Sage einer großen Fluth ſuchen. Dieſe möchte ſich nur finden bei ſolchen Stämmen, die Augenzeugen von einer großen Ueberſchwemmung gewiſſer Länderſtrecken (wie die alten Herero an der Kunéne-Mündung dergleichen geſehen) geweſen ſind, wodurch in ihnen die alten Nachklänge echter Urſagen wieder wachgerufen wurden.

Wir dürfen ferner doch auch wohl annehmen, daß unter dieſen Neokainiten dann und wann bei paſſenden Gelegenheiten die Frage entſtand: Woher kommen wir, überhaupt alle Menſchen? Dieſe Frage hatte als ſolche nichts zu thun mit Gottesfurcht und Suchen nach Gott, das ja die Bantu ſo ſehr haßten. Auch in dieſem Punkte könnte ein gewiſſer Reſt einer einſt bekannt geweſenen Urtradition von den Alten her von Geſchlecht zu Geſchlecht bewahrt worden ſein, und ſo recht auf Bantuweiſe ſich derſelbe zu der Entſtehung der Sage geformt haben, daß die Menſchen aus einem Baume (in unſerem Falle aus dem fabelhaften Baume, der Species Omumborombonga angehörend) ſtammen (va za m'omuti). Zu den κατ' ἐξοχήν-Menſchen ſind nach Hererobegriffen aber nur die Schwarzen und die Hottentotten zu rechnen; die Weißen, überhaupt alle Europäer (ovi rumbu [2]), werden nicht mit dem Menſchen bezeichnenden Präfixe ova- (wie in ova-ndu = Menſchen) beehrt, ſondern ſtehen unter der Dinge und Sachen bezeichnenden Klaſſe mit dem Präfixe ovi- (wie in ovi-rumbu = gelbe, fahle Dinge, Sachen).

Es mag nun ein gut Stück von durch geſchichtliche Thatſache begründeter Tradition in unſerer Sage liegen, die die Bantu-Stämme durch alle Jahrtauſende mit ſich geführt und in den früheſten Zeiten nach Maßgabe ihres Begriffsvermögens kultivirt haben mögen. Wo bei ihren ſteten Wanderungen ihnen ein ausnehmend großer Baum mit einer Höhlung entgegen trat, mag derſelbe die von den Alten gehörte Sage wieder auferweckt und in dem dann gegenwärtigen Geſchlechte die Ehrfurcht vor dem Menſchen-, ſpeciell Bantu-Vater aufs Neue wach gemacht haben. Dieſer

[1]) Wir drucken dieſen Satz und einige andere, wie ſie der Herr Verfaſſer geſchrieben hat, ab, ohne dafür die Verantwortung übernehmen zu können. Red.

[2]) Eigenthümlich und nicht ſehr äſthetiſch lautet bei den Herero die jüngere Sage über die Entſtehung der ovirumbu. Eine ſchwangere Frau (nach Einigen eine Nama-Frau) kam an einen oruuua, platten Felſen, und fand in einer Vertiefung des Felſens außer der Regenzeit etwas gelblich ausſehendes Waſſer. Ei, ſagte die Frau, woher kommt doch wohl jetzt in der heißen regenloſen Zeit das Waſſer? Das kann nicht mit guten Dingen zugehen. Sie bekam aber ſolche Luſt, das Waſſer zu trinken, daß ſie nicht widerſtehen konnte und trank. Nachdem ſie alles Waſſer aufgetrunken, wurde ſie eines männlichen Löwen anſichtig, der ihr zurief: O Frau, du haſt meinen Urin getrunken; deine Kinder werden von nun an meine Farbe haben. Sie gebar darauf einen otjirumbu, einen gelben Menſchen, d. h. einen Europäer. Von ihr ſtammen nun alle anderen ovirumbu ab und ſind deshalb auch, wie die Nama, ovatua, d. h. ungeſetzmäßig, niedrig geborene Menſchen. Der Löwe ſelbſt wird auch par excellence otjirumbu (im Anredefalle tjirumbu) genannt. Der Herero mag in der Erſcheinung des Europäers etwas Löwenartiges bemerkt haben, was ihn zu dieſer Fabelbildung veranlaßt hat. Uebrigens ſpielen in den Herero-Fabeln Löwen, die ſich in ſchöne Jünglinge verwandelt, mit denen herumſchweifende Herero-Mädchen ſich eingelaſſen, eine große Rolle. Dieſe Sage wird für ſehr alt ausgegeben, iſt aber in Wirklichkeit kaum 40 Jahre alt.

Wie übrigens Sagen unter den heidniſchen Stämmen entſtehen, die antiquariſches Ausſehen haben, aber nichts deſtoweniger ganz neueren Datums ſind, möge folgende Herero-Sage beweiſen, die zwiſchen 1840 und 1850 entſtanden iſt.

Kuza ovandu, ova kazendu n'ovarumendu rukuru va ongerue m'ondjuo
Man ſagt die Menſchen, Frauen und Männer vor Alters ſie verſammelt wurden in einem Hauſe

ono'no nu indino omu va riri nu ka-ave riri omahoze. N'ovarumendu ave
großen und nun darin ſie weinten und nicht ſie weinten Thränen. Und Männer ſie

tja: vakazendu, ene tji mamu koka, ka mu nakukotoka, nete tji matu
ſagten: Frauen, ihr wenn ihr werdet ſterben, nicht ihr werdet zurückkehren, aber wir, wenn wir werden

koka, matu kotaka. Nu indino omukazendu n'omurumendu va patasanene.
ſterben, wir werden zurückkehren. Und nun eine Frau und ein Mann ſie zankten ſich.

Omukazendu na tjere: ene ovarumendu mu tja: ovakazendu tji mave koka,
Die Frau ſie ſagte: ihr Männer ihr ſagt: Frauen wenn ſie werden ſterben,

kave nakukotoka, n'ovarumendu tji mave koka, mave kotoka;
nicht ſie werden zurückkehren, aber Männer wenn ſie werden ſterben, ſie werden zurückkehren;

nambano matu ig' okurira ene opu mu ha kotoka rukuao. Ovakazendu
nun jetzt werden ablaſſen zu weinen ihr damit ihr nicht zurückkehrt auch. Frauen und

n'ovarumendu opu mave zu kutja ka ve nokukotoka rukuao.
Männer daher ſie kommen, daß nicht ſie zurückkehren wieder.

Die Erklärung dieſer Sage iſt dieſe. Das große Haus iſt ein Verſammlungslokal der erſten Miſſionare. Dieſe ſind die Männer, die den Frauen (= den Heiden) drohen, daß ſie nicht wieder auferſtehen werden. Das Weinen ohne Thränen bedeutet Singen. Die Frauen ſuchen ſich aber zu rächen, indem ſie drohen zu ſtriken, d. h. nicht mehr ſingen wollen. So kommt es, daß auch noch keiner der verſtorbenen Miſſionare wieder auferſtanden = zurückgekehrt iſt, was den Heiden ein Grund ſein ſoll, nicht „glauben“ zu brauchen. Im Allgemeinen haben die außen wohnenden Herero-Heiden die Botſchaft des Evangelii ſo aufgefaßt, wie dieſe Sage es ausdrückt. — Sagenkundige Männer könnten leicht in die Verſuchung kommen, den Herero ein gewiſſes Maß von Auferſtehungsglauben, nach dieſer Sage, zu vindiciren.

Baum wird nicht immer der Species Omumborombonga angehört haben, ſondern kann auch ein Baobab oder ein anderer geweſen ſein.

Auf die unmittelbaren Nachkommen Ham's hatte Gottes Hand, wie es ſcheint, wenig Eindruck gemacht. Nur das Mittel der Erhaltung ihres Vaters blieb ihnen wohl einigermaßen im Gedächtniſſe. Die Baum-Arche wurde in den je länger je mehr abwärts gehenden Gedanken der Bantu-Hamiten der Erzeuger von ihnen, wodurch ſie ihren ferneren Standpunkt religiöſer Geſinnung genügend charakteriſirten. Noch heute iſt es ein Grundzug ihres Weſens, die offenbare Hand Gottes zu verkennen, ja bis auf die letzte Spur zu vergeſſen, hingegen die von Gott gebrauchten Mittel zu vergöttern und zu ſuchen, dieſelben ſich durch Zauberei geneigt und unterthänig zu machen. Omuti, Baum, Strauch, iſt aus dieſem Grunde wohl auch der Name für jede Art von Pharmakon geworden, das der von Uebeln geplagte Bantu-Menſch ſuchte und zum Theil auch fand. Omuti, Medicin, iſt daher das opus operatum der ozonganga (Medicinmänner) früheren Schlages, mit dem ſie, weil keine hinlängliche Kenntniß der Wirkungen der omiti, Pflanzen-Medicinen, beſitzend, Manchen zu Tode gebracht.

Es bleibt nun einer geſunden Kritik überlaſſen, in obiger Sage ſo viel und ſo wenig von Reſten einer ſogenannten Urreligion und eines für uns unumſtößlich daſtehenden Ereigniſſes zu ſuchen und zu finden, als es ihr immerhin beliebt. Wir haben hiermit das Unſere gethan.

Naturprodukte Meſopotamiens und deren Export.

Von Dr. L. E. Browski in Moſſul.

I.

Reichthum und Volkswohlſtand der von der Natur ſo geſegneten Euphrat- und Tigrisländer, die im klaſſiſchen Alterthume eine bedeutende Rolle ſpielten, ſind, dank der türkiſchen Mißwirthſchaft, in ſtetem Niedergange begriffen. Endlos dehnt ſich heute die dürre Steppe, wo einſt weit und breit üppige Fruchtfelder grünten, ſo daß die Sage ſogar einen Theil des Paradieſes hierher verlegte, und zahlloſe Ruinen bezeichnen nur noch mehr oder weniger deutlich die Stätten ehemals blühender Städte und Dörfer. Die Wälder und Auen an den Ufern der beiden Ströme und in den Gebirgen wurden ſeit jeher, ſo weit ſie zugänglich waren, was zum Glück eben nicht überall der Fall iſt, ohne Sorge um die Zukunft erbarmungslos niedergehauen, ſo daß ſchon heute in den größeren Städten des Landes der Preis des Brennholzes — vom Stamm- und Bauholze gar nicht zu reden — ein für die meiſten Leute unerſchwinglicher iſt, und an der Sonne gedörrter Schaf- und Kameeldünger an deſſen Stelle allgemein in Verwendung ſteht.

Die dereinſt nicht unbedeutende Induſtrie des Landes liegt ganz darnieder; faſt könnte man ſagen, es giebt gar keine mehr, denn beinahe alle Bedürfnißartikel der Bevölkerung vom Fes bis zur Schuhſohle und den darin befindlichen Holzſtiften, ſowie dem Garn, womit ſie genäht ſind, vom Zündhölzchen bis zum kupfernen Koch- und Speiſegeſchirr ſind importirte Waaren. Verhältnißmäßig bedeutend iſt nur noch die Fabrikation von buntem Saffianleder zu Moſſul und in einigen Gebirgsdiſtrikten weben die Kurden einen groben, wellig marmorirten Kleiderſtoff aus Schafwolle oder Angoraziegenhaar, Aba genannt, der jedoch keineswegs auch nur für ihren eigenen Bedarf ausreicht. Es kann demnach von Induſtrieprodukten des Landes ſchlechterdings kaum die Rede ſein. Dagegen ſind einige Naturprodukte noch immerhin in Bezug auf Quantität und auch Qualität ſehr bemerkenswerth.

Darunter iſt vor Allem die Schafwolle und das Angoraziegenhaar zu nennen.

Die Schafe, die faſt den einzigen Beſitz und Reichthum der Nomadenvölker ausmachen, gehören durchwegs der großen Fettſchwanzraſſe an. Bezüglich der Qualität der Wolle unterſcheidet man zwei Arten von Schafen: die kurdiſche und arabiſche. Letztere wird in der Wüſte gezüchtet und iſt feiner in der Wolle als die kurdiſche, die in den Gebirgen heimiſch iſt. Die ebendaſelbſt vorkommende Angoraziege liefert hier ebenſo vorzügliches Haar wie in ihrer Heimath und Anatolien. Die Geſammtzahl dieſer Thiere iſt weder genau bekannt, noch auch nur annäherungsweiſe zu ſchätzen. Die Regierung erhebt wohl alljährlich per Stück 3 Piaſter Steuern, doch nur von ſolchen Beſitzern, welche dieſelben gutwillig bezahlen oder zu ſchwach ſind, um ſie zu verweigern. Die großen Beduinenſtämme, Schammar, Aneſi, Monteſik und andere, deren Schafreichthum ſich allein nach Millionen beziffert, prügeln die türkiſchen Steuerexekutoren, falls ſie ſich etwa einmal einfallen ließen, auf der Bildfläche der Wüſte zu erſcheinen, einfach durch und jagen ſie fort, oder werfen ihnen im günſtigſten Falle den hundertſten Bruchtheil ihrer Forderung vor die Füße. Die türkiſche Autorität in Meſopotamien ſteht eben auf ſehr ſchwachen Füßen und verfeindet ſich nicht gern einer ſolchen Kleinigkeit wegen mit ihren widerhaarigen „Unterthanen“. Auch die Beduinen ſelbſt bemühen ſich dann ihrerſeits ab und zu, dieſe ihre Illoyalität wieder gut zu machen; ſie erfreuen und beſänftigen das Herz und Gewiſſen des betreffenden General-Gouverneurs durch einen „Backſchiſch“, zumeiſt eine koſtbare Vollblutſtute.

Es werden alljährlich geradezu enorme Quantitäten von Schafwolle exportirt und gehen zum größten Theile über Baſſora und Bombay nach England oder in geringer Menge über Aleppo nach den Häfen des Mittelmeeres, vorzüglich nach Marſeille.

Der hieſige Einkaufspreis ſtellt ſich verſchieden, je nachdem er im Voraus oder erſt bei Uebernahme der Waare bezahlt wird. Der Beduine braucht im Herbſt Geld, um alle ſeine Bedürfniſſe an Lebensmitteln und Kleidern für den Winter zu decken. Er kommt dann — gewöhnlich der Schech als Vertreter des ganzen Stammes — nach einer größeren Stadt und erhält von den ihm bekannten Kaufleuten den annäherungsweiſe berechneten Betrag für die im nächſten Frühlinge von ihm zu liefernde Wolle im Vorhinein. In dieſem Falle ſtellt ſich der Durchſchnittspreis eines Vließes auf 2 bis 3 Piaſter (99 Piaſter = 1 Napoleondor), der eines Angoraziegenvließes auf 7 bis 10 Piaſter. Bei dieſem Modus iſt irgend ein Riſiko für die Kaufleute

ſelbſt ſo gut wie nicht vorhanden, denn der noch unverdorbene Wüſtenſohn, der allerdings Straßenraub und Plünderung benachbarter Dörfer als Sport betreibt, iſt im Handel durchaus ehrlich. Später im Frühlinge, beim Verkaufen der Wolle gegen Baarzahlung koſtet das Vließ durchſchnittlich 4 bis 5 Piaſter, bei beſonders reger Nachfrage auch noch mehr.

Die Wolle wird dann vermittels Kameelen nach Moſſul oder Bagdad gebracht, daſelbſt im Tigris durch Schlagen mit hölzernen Schlägeln gewaſchen, wobei deren Fett unbenutzt verloren geht, ſodann in große Säcke feſtgetreten und auf die Tigrisdampfer zum Weitertransport verladen.

Der geſammte Wollexport Meſopotamiens liegt zur Zeit in den Händen einheimiſcher Kaufleute, deren nur wenige über namhaftes Betriebskapital verfügen. Ich glaube in der Annahme nicht zu irren, daß Deutſchland die für ſeine Textilinduſtrie erforderliche Wolle keineswegs in hinreichenden Quantitäten ſelbſt producirt und daher einen großen Theil des Bedarfes vom Auslande zu beziehen genöthigt iſt, und zwar, wie ſehr wohl begreiflich, zu ziemlich hohen Preiſen, zumeiſt wohl aus dritter oder ſogar vierter Hand.

Es iſt nun nachgerade zu verwundern, daß in einer Aera lebhafter Handelsbeſtrebungen, in welcher man im deutſchen Vaterlande mit lobenswerther Energie auf directe Handelsverbindungen mit überſeeiſchen Ländern hinarbeitet und ſich dabei ſogar mitunter zu einzelnen recht abenteuerlichen und nahezu ans Abſurde grenzenden Verſuchen und Unternehmungen herbeiläßt, Niemand daran denkt, ein Wenig auch ſolchen Projekten nahezutreten, deren leichte und ſicher gewinnbringende Realiſirbarkeit ohne alle Gefahr und über jeden Zweifel erhaben iſt. Als ein ſolches ſei heute nur die Errichtung eines Exportunternehmens in Meſopotamien hervorgehoben, das ſich jedoch keineswegs auf Wolle allein zu beſchränken hätte, ſondern auch noch mit einigen anderen, in Europa ſehr geſchätzten hieſigen Landesprodukten nebenbei vortheilhaft befaſſen könnte, die in einem nächſten Artikel behandelt werden ſollen.

Kürzere Mittheilungen.

Gleerup's Reiſe durch Afrika[1]).

Der Held dieſer neuen Durchkreuzung Afrikas, P. E. Gleerup, iſt in Chicago im Jahre 1860 geboren; ſeine Eltern ſind Schweden, er ſelbſt wurde in Lund erzogen und 1879 zum Officier ernannt. Im Jahre 1883 veranlaßte ihn ſein abenteuerlicher Geiſt, in den Dienſt der Congogeſellſchaft zu treten; ſchon am 14. November ſchiffte er ſich zu Liverpool ein, um ſeiner neuen Beſtimmung zu folgen. Gleich nach ſeiner Ankunft wurde er nach Vivi geſchickt, von wo aus er verſchiedene Recognoſcirungsreiſen machte, im April 1884 wurde er Chef der Station Kimpoko, von wo er jedoch bald nach der Station an den Stanleyfällen verſetzt wurde, wo er Anfangs 1885 ankam und die Araber Tippo Tip's dort häuslich niedergelaſſen fand; die Erinnerung an die Unruhe, welche der erſte Bericht über dieſe Thatſache in Europa verurſachte, wird manchem unſerer Leſer noch friſch im Gedächtniß ſein; viele wollten in Tippo Tip ſchon einen zweiten Mahdi oder wer weiß was ſonſt noch ſehen und prophezeiten aus dieſem Grunde ſchon der Unternehmung des Königs der Belgier einen baldigen Untergang. Jetzt weiß man, was man von dieſer rein commerciellen Unternehmung zu halten hat, und gerade die Reiſe des Lieutenants Gleerup hat in dieſer Hinſicht manches Licht verbreitet.

Die Station an den Fällen iſt ſehr gut eingerichtet; hübſche Häuſer für die Chefs und das untergeordnete Perſonal ſind durch prächtige Pflanzungen in Zuſammenhang gebracht und die verſchiedenſten Fruchtbäume entwickeln ſich ganz vorzüglich. Heute befinden ſich vier Europäer dort, und Kapitän van Gèle iſt auf der Reiſe dorthin begriffen, um die Leitung des Diſtrikts zu übernehmen. Während der Zeit, daß Gleerup ſich dort befand, ſind die guten Beziehungen mit der einheimiſchen Bevölkerung und den Arabern nicht ein einziges Mal geſtört worden.

Am 28. December brach Lieutenant Gleerup, der ſich einer Expedition Tippo Tip's, welcher ſich ſehr entgegenkommend zeigte, angeſchloſſen hatte, von der Station nach Njangwe auf. Die Expedition beſtand aus etwa 20 Männern und einigen Frauen und Kindern in vier Booten, hatte den Zweck, Elfenbein nach Njangwe zu ſchaffen, und war ſo gut wie unbewaffnet. Man gebrauchte zehn Tage, um die Stanleyfälle, deren Zahl bekanntlich ſieben beträgt, zu paſſiren. Der unterſte derſelben liegt ein wenig ſtromaufwärts von der Station; mit den angrenzenden Schnellen unterbricht er die Schiffahrt auf etwa 4 km. Von hier bis zum ſechſten bei Hochwaſſer paſſirbaren Katarakt befindet ſich ein 40 km langer Theil des Fluſſes, welcher befahrbar iſt, ebenſo zwiſchen dem ſechſten und dem fünften Katarakt ein Stück von 35 km Länge. Die oberſten fünf liegen ſo nahe bei einander, daß man ſie kaum von einander unterſcheiden kann; eigentlich darf man hier nicht von Fällen ſprechen, es ſind, namentlich am linken Ufer, gefährliche Schnellen, durch welche jedoch am rechten Ufer verſchiedene Kanäle hindurchführen, welche die Eingeborenen ohne große Schwierigkeit paſſiren. Gleerup ſchlug den Landweg ein, während die Araber auf dem Waſſerwege die Hinderniſſe überwanden.

Die ganze Gegend iſt wunderſchön und namentlich durch reichen Pflanzenwuchs und die verſchiedenartigſten, bunten Blumen ausgezeichnet. Gleich oberhalb des erſten, oberſten Katarakts an der Mündung des Leopold haben die Araber auf dem rechten Congoufer eine Niederlaſſung gegründet, welche ſie Kibongo nennen. Von hier aus führt der Weg durch eine Gegend, welche bisher nur Stanley paſſirt hat; die Angaben beider ſollen gut mit einander übereinſtimmen. Die Reiſe war leicht; während Stanley neun Jahre früher den Widerſtand der Eingeborenen zu überwinden hatte, machte Gleerup die Erfahrung, daß der Verkehr durchaus frei iſt, vermuthlich in Folge der Furcht, welche die Araber einflößen. Sie haben längs des Fluſſes eine Reihe von kleinen Poſten errichtet und dann gegenüber der Liramündung eine zweite große Station Liba Riba; auch hier findet man prächtige Anpflanzungen von Reis, Bananen und Fruchtbäumen und überall wurde Lieutenant Gleerup von den Arabern auf das Freundlichſte empfangen.

In dieſem Theile ſeines Laufes empfängt der Congo von rechts her den an der Mündung etwa 900 m breiten Lowa, der mit ſeinen Zuflüſſen wahrſcheinlich das ganze noch unbekannte Gebiet zwiſchen dem Congo und dem Muta-Nzige-See entwäſſert; da zwiſchen dem See und der Flußmündung ein Höhenunterſchied von 500 m beſteht, iſt es wahrſcheinlich, daß der Fluß nicht befahrbar iſt; nach den

[1]) Nach „Le Mouvement Géographique", III, Nr. 18.

Mittheilungen Tippo Tip's wird das Land von einer ackerbauenden, freundlichen Bevölkerung, die im Besitz großer Heerden ist, bewohnt.

Weiter aufwärts wird die Fahrt noch durch zwei Gruppen von Fällen erschwert und zwar zuerst durch die Ukassafälle. Zwei nahe bei einander gelegene Felseninseln liegen im Flußbette und lassen am linken Ufer einen ruhigen Kanal offen, welchen nur zum Theil ein kleiner Fall von 15 bis 30 cm Höhe versperrt. Am rechten Ufer hat der Fluß eine Breite von 700 m, welche auf eine Entfernung von 2 km ganz von Strudeln und Wirbeln eingenommen wird. Zur Regenzeit bereiten diese Fälle der Schiffahrt jedoch kein Hinderniß. Eine Tagereise weiter aufwärts traf man auf einer Insel im Fluß auf das von den Arabern sorgfältig unterhaltene Grab des am 1. December 1884 verstorbenen Reisenden L. Amelot, welcher allein und mit ungenügender Ausrüstung versucht hatte, denselben Weg, wie nach ihm Gleerup, zurückzulegen.

Gleerup ist der erste, welcher den jetzt folgenden Theil des Flusses gesehen hat; denn Stanley zog 1876 von Njangwe durch die Wälder von Uregga und erreichte den Congo erst bei dem Dorfe Kampuzu. Zwei Tagereisen oberhalb Ukassa stößt man auf neue Fälle, denen der Reisende den Namen „Wester" gegeben hat; sie nehmen etwa 4 km Länge ein, sind jedoch nicht bedeutend genug, um den Weg ganz zu versperren; Gleerup hat sie längs des Ufers fahrend passirt. Am 25. Januar 1886 wurde Njangwe erreicht, nachdem die Reisenden noch zwei Abtheilungen von Arabern, welche flußabwärts fuhren, begegnet waren.

Njangwe hat sich, seitdem Stanley dort gewesen, sehr entwickelt und wird vielleicht von etwa 10000 Seelen bewohnt. Die Ankunft eines Europäers erregte die Neugierde der Bewohner im hohen Maße; man bewies demselben jedoch die größte Aufmerksamkeit, von der er aber nur wenig Vortheil ziehen konnte, da er an einem Gallenfieber erkrankte. Doch schon am fünften Tage vermochte er die Reise nach dem Tanganika anzutreten, wurde jedoch in Kasongo, der südsüdöstlich von Njangwe gelegenen Residenz Tippo Tip's länger aufgehalten. Auch dieser Ort hat sich sehr vergrößert; während Livingstone von einem kleinen Dorfe spricht, zählt die von prächtigen Pflanzungen umgebene Stadt jetzt über 8000 Einwohner; Gleerup blieb 12 Tage bei dem Sohne Tippo Tip's, welcher ihn auf das Freundlichste empfing und unterstützte. Am 11. Februar setzte der Reisende, von einem Führer und 18 Trägern begleitet und gut ausgerüstet, seine Reise fort. Beiläufig wollen wir bemerken, daß am oberen Congo Muschelgeld, an den Stanleyfällen eiserne Aexte, zu Njangwe und in Manjema Taschentücher und in Udschidschi Perlen das gebräuchlichste Bezahlungsmittel sind.

Ebenso wie seine Vorgänger (Livingstone, Cameron, Stanley und Wißmann) preist Gleerup die Schönheit des Manjema-Landes, nur die Bevölkerung ist in Folge der arabischen Raubzüge nicht mehr so dicht wie früher. Der Marsch durch diese Landschaft dauerte einen Monat. Die Araber haben hier 4 bis 5 Posten, welche eigentlich als Schulen für die weiblichen Sklaven dienen, welche dort zu 50 bis 75 in landwirthschaftlichen Arbeiten unterwiesen werden. Der Weg durch Manjema endet in Mtowa am Tanganika-See, von wo die protestantische Mission seit einem Jahre nach der gegenüber gelegenen Insel Kavala verlegt ist; bei den freundlichen Missionaren Hore und Swan blieb der Reisende zwei Tage, dann fuhr er in 33 Stunden auf ihrem Segelschiffe (mit der Zusammensetzung ihres Dampfers waren sie damals noch beschäftigt) nach Udschidschi. Auch dieser Ort hat sich so entwickelt, daß er jetzt über 8000 Einwohner zählt; viele arabische Karawanen ziehen in verschiedenen Richtungen durch das Land, auch traf man zwei von Zanzibar kommende französische Missionare. Am 29. März wurde die Reise fortgesetzt, in Urambo dem traurigen Nachfolger Mirambo's ein Besuch gemacht, und zu Tabora am 27. April die sehr blühende französische Mission erreicht. Gleerup schloß sich einer der nach der Küste ziehenden Elfenbeinkarawanen an; unterwegs traf man noch andere Gesellschaften, welche dem gleichen Ziele zueilten, so daß manchmal 2000 Personen im Nachtlager vereinigt waren. In Mpuapua, einer protestantischen Mission, traf man den französischen Reisenden Révoil, der am Fieber darniederlag und nun nach Zanzibar mitgenommen wurde. Den deutschen Unternehmungen verspricht Gleerup bei hinreichender Ausdauer günstige Resultate, wie das Beispiel der Missionsniederlassungen beweist. Ueberall fand der Reisende einen freundlichen Empfang und erreichte am 25. Juni Zanzibar. Wenn die Reise Gleerup's auch mit Ausnahme eines kleinen Theiles des Congo keine unbekannten Gegenden berührt hat, so beweist sie doch, wie sehr die Civilisation in jenen Gegenden fortgeschritten ist, und gewiß haben wir von ihm noch interessante Mittheilungen über Land und Leute zu erwarten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Bergwerksbetrieb in Oesterreich im Jahre 1885 ergab nach dem statistischen Jahrbuche des Ackerbauministeriums nach Abzug der verhütteten Erze für die Bergbau- und Hüttenproduktion einen Werth von 66590488 Gulden ö. W., um 4395167 Gulden weniger als im Jahre 1884 und zwar die Bergwerksproduktion 49,56 Millionen (gegen 1884 um 0,33 Millionen weniger), die Hüttenproduktion 28,59 Millionen (um 3,13 Millionen weniger als 1884). Die Abnahme war eine Folge geringerer Eisenproduktion; an Kohlen wurde mehr gefördert als im Vorjahre, doch sanken die Grubenpreise.

— Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Produktion, geschildert von Friedrich v. Hellwald. (Leipzig. Schmidt u. Günther.) Heft 34 bis 43 bringen zunächst den Schluß der Schilderung der Bretagne, wobei wir die interessanten Aufzeichnungen des Verfassers über die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der Bretonen erwähnen möchten; zu den interessantesten gehören jene Gebräuche, welche Brautwerbung, Hochzeit, Taufe und Begräbniß betreffen. Sodann folgen die Schilderungen der Vandée und Poitou, von Marche und Limousin mit den interessanten Städten Poitiers, Limoges, La Rochelle u. s. w.; sowie den Schlössern, die zum Theil an sehr bekannte Namen erinnern, wie Schloß Larochefoucauld, Schloß Pompadour u. s. w. Darauf folgt der Anfang der letzten Abtheilung des Werkes, nämlich Südfrankreich, das der Verfasser mit einer Charakteristik der Franzosen in Nord und Süd einleitet, wobei er die großen Verschiedenheiten beider Völkerschaften, der Nordfranzosen und der Südfranzosen hervorhebt, die er als „zwei ganz verschiedene Rassen" bezeichnet. Die Schilderung von Südfrankreich beginnt mit der Provinz Guyenne, und begegnen wir gleich sehr bekannten Namen, wie Roquefort mit seiner berühmten Käsefabrikation, Cahors, Périgueux, den Hauptort der Landschaft des Périgord und Haupthandelsort der ebenfalls welt-

berühmten Trüffeln, die jetzt jährlich im Werthe von 16 bis 20 Millionen Franken gezüchtet werden. Sodann folgt die bedeutende Handelsstadt Bordeaux mit ihrer großartigen Weinausfuhr, die im Jahre 1883 bis auf 362 Millionen Franken stieg. Dann folgt die Schilderung der Provinzen Gascogne und Béarn, welche dem Verfasser Gelegenheit zu einer Charakteristik der Basken giebt, den Nachkommen der alten Iberer, einer der merkwürdigsten Völkerreste Europas. Die bekannten Badeorte Biarritz und Pau werden uns in lebhaften Farben beschrieben.

— Ueber die Lavendel-Industrie im Massiv des Ventoux macht Henri Laval im „Arch. de Pharm." einige interessante Mittheilungen. Zwei Lavendelarten kommen auf dem Mont Ventoux vor, der eigentliche Lavendel (Lavandula vera) und der Aspic (L. spica); ersterer tritt in größerer Höhe auf als letzterer. Beide bedecken eine Oberfläche von etwa 11 000 ha, wovon 8000 den Gemeinden und 3000 Privatbesitzern gehören. Man sammelt die Pflanzen im Juli und August. Um diese Jahreszeit begeben sich Männer, Frauen und Kinder in die Berge. Zur Zeit der stärksten Thätigkeit beträgt ihre Zahl über 1200. Mittels einer Sichel schneiden sie die Pflanzen oberhalb des beblätterten Theiles ab und tragen sie in schweren Bündeln auf dem Kopfe hinab nach Bedoin, Villes, Sault oder anderen Fabrikationscentren. Im Allgemeinen ist das Sammeln in den Gemeindeländereien frei; einige Gemeinden erheben aber eine Abgabe von 1 Franc pro Jahr.

Man schätzt das Gewicht frischen Lavendels, welcher jährlich gesammelt wird, auf 1 700 000 kg. Hiervon werden 1 200 000 kg destillirt und liefern 6000 kg Essenz, welche im Mittel mit 12 Francs verkauft wird; das macht hierfür eine Einnahme von 72 000 Francs. Von dem Reste der Pflanzen werden die Blüthen entfernt und gereinigt. Man gewinnt so 150 000 kg Blüthen, welche im Mittel mit 16 Francs pro 100 kg verkauft werden. Das macht im Ganzen 24 000 Francs. Hierzu noch die obigen 72 000 Francs gerechnet, ergiebt sich eine Gesammteinnahme von etwa 100 000 Francs. Die Destillation geschieht sowohl durch Dampf wie am Feuer. Beide Methoden ergeben etwa die gleichen Quantitäten. L. spica ist reicher als L. vera, da von ihm 160 kg genügen, um 1 kg Essenz zu geben, während man von L. vera 200 kg braucht. Die Essenz ist fast ganz in den Blüthen enthalten; die Stengel und Blätter enthalten davon nur geringe Mengen von schlechterer Qualität.

— Weibliche Artele. An vielen der Haltepläze der Dnjepr-Dampfböte existiren seit langer Zeit Arbeiterartels, welche ausschließlich aus Mädchen bestehen. Dieselben sind verpflichtet, bei der Ankunft und dem Abgange der Dampfer zugegen zu sein und Trägerdienste zu verrichten. Sie tragen Holz und Steinkohlen vom Ufer aufs Schiff, stellen die Landungsbrücke her und binden das Schiff mit Tauen ans Ufer; außerdem verrichten sie allerlei Gänge, um sowohl für den Schiffsrestaurateur als auch für das Publikum Einkäufe und Besorgungen zu machen. Die Mädchen, welche Mitglieder der Artels sind, gehören meist zur Familie der besseren Bauern und neue Mitglieder werden nur mit großer Auswahl aufgenommen. Sobald ein Mitglied sich verheirathet, so wird ein anderes Mädchen in den Artel aufgenommen, aber nur unter allgemeiner Einwilligung der übrigen. Die Mitglieder der Artels erscheinen nur zu bestimmten Zeiten am Halteplatz der Dampfer, während der übrigen Zeit beschäftigen sich die einzelnen in ihrem eigenen Haushalte. Jedes Mitglied erhält außer dem monatlichen Sold (3 Rubel = 6 Mark) noch eine besondere Bezahlung für das Tragen des Heizmaterials, so daß jedes Mitglied („Schwester") während des Sommers etwa 60 bis 75 Rub. (120 bis 170 Mk.) verdient. Einige dieser Mädchenartels existiren nun schon länger als 20 Jahre; die Mitglieder haben oftmals gewechselt, weil sie sich verheiratheten, aber die Ordnung und Einrichtungen der Artels sind stets dieselben geblieben. Die Dampfschiffsinhaber geben den Mädchenartels unbedingt den Vorzug vor den gewöhnlichen Arbeiterartels, weil die Mädchen pünktlicher bei der Arbeit und nüchterner sind und eine geringere Löhnung beanspruchen.

(„Oestl. Rundschau", 1886, Nr. 29 nach der „Kiewljänin".)

Asien.

— Vom 15. Mai bis 15. September 1887 wird in Jekaterinburg am Ural eine sibirische Ausstellung für Gewerbe und Wissenschaft stattfinden; für Anthropologie und Ethnographie Sibiriens wird eine besondere Abtheilung existiren.

— Die Turkestaner Zeitung erhielt von dem Entomologen und Reisenden G. J. Grumm-Grshimailo aus der Stadt Osch folgenden Brief: Ich hatte die Absicht, schon am 1. (13.) April aus Margelan auszurücken, allein der späte Frühling und viele andere Umstände, vor Allem die Unmöglichkeit, so früh ins Gebirge eindringen zu können, veranlaßte mich, meine Abreise bis zum 20. April (2. Mai) zu verschieben. Meine Reiseroute geht von Osch zum Narym bis nach Kaschgar, dann über Pamir und Alai zum Ursprunge des Flusses Ak-Bura und zurück nach Osch. — Der Frühling ist hier in Fergana ungleich später als in Taschkent eingetreten: die Fruchtbäume sind noch kahl und in den Bergen liegt noch Schnee und heute ist schon der 19. April (1. Mai). Ende Februar und zu Beginn des März fiel in den Bergen so viel Schnee, daß die Karawane am Terek-dawan-Paß Halt machen mußte. Um im tiefen und lockeren Schnee den Weg festzutreten, wurde eine Heerde Jaks (tibetanische Ochsen) vorausgeschickt. Im März gab es Ueberschwemmungen und Lawinen, welche einzelne Aule (Dörfer) verschütteten. Alles deutet darauf hin, daß der Sommer in Alai und Pamir heuer so kalt sein wird wie im vorigen Jahre, als der Reisende Lidski im Juli auf dem Alai-Gebirge durch einen Schneesturm überrascht wurde. — Ich hoffe während meiner Exkursion neue Gründe für meine Behauptung zu finden, daß es möglich sei, den Alai, Pamir, die ostbucharischen Vorberge und den Hindukusch in ein Gebirgssystem zusammenzufassen, das zu dem Tiën-schan keine Beziehung hat. Jenes Alai-Pamir-System war, als die Thierwelt hier auftrat, vollständig getrennt vom Tiën-schan. Der zwischen Tiën-schan und Pamir existirende Verbindungszug hat sich erst in allerletzter Zeit erhoben. Zu diesem Resultate der Scheidung und Trennung des Alai-Pamir vom Tiën-schan ist auch Prof. J. Muschketow gekommen, im Gegensatze zu Prof. v. Richthofen, welcher zum Tiën-schan-System außer dem Ala-tau und dem Alexander-Gebirge noch den Alai und Pamir hinzurechnet. Meine Exkursion soll namentlich untersuchen, wie sich Flora und Fauna auf jener Verbindungskette zwischen den Tiën-schan und dem Hindukusch (mit Alai und Pamir) verhält. („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 22.)

— Ethnographische Untersuchungen an Kirgisen. In der Sitzung der Ostsibirischen Abtheilung der k. R. geograph. Gesellschaft in Omsk am 29. Mai machte Herr M. A. Schestakow einige Mittheilungen über seine Forschungen, welche er während des Winters im Kreise Omsk an Kirgisen anstellte. Schestakow bereiste 24 Aule, machte anthropologische Erhebungen (aber keine Messungen) an 125 Individuen und sammelte statistische Notizen in 50 Jurten; außerdem notirte er mancherlei über Sitte, Aberglauben, Sprüchwörter u. s. w. Die Kirgisen halten sich nach Schestakow für Mohammedaner und zwar für Sunniten; sie alle sind gar keine Fanatiker und die Mehrzahl derselben erfüllt nur äußerliche Forderungen (Gebete, Fasten). Die früheren tatarischen Mullas bemühten sich freilich, die Kirgisen zu Fanatikern zu machen, allein das ist anders geworden, seit die Mullas eingeborene Kirgisen sind. Dieselben werden wegen ihres Verstandes, ihrer Abstammung und der genauen Erfüllung der alten Gebräuche geachtet. Die Kir-

giſen haben angefangen, den Nutzen der Bildung einzuſehen, und es giebt kaum einen Aul, in welchem man die Kinder nicht im Leſen, Schreiben und den Grundlehren des Islam unterrichtete. Neben den Vertretern des Islam, den Mullas, haben ſich Reſte des Schamanenthums und deſſen Vertreter, die Bakſas, erhalten. Der Bakſa repräſentirt eine beſondere Gattung von Zauberern oder Schamanen, welche jederzeit ihr Weſen treiben, nicht tanzen, keine Trommel ſchlagen, aber durch Spielen auf einem Inſtrumente ſich begeiſtern. Das Inſtrument, Kobys oder Kobus genannt, iſt eine Art Guitarre, von Rauch geſchwärzt, denn es ſtammt von den Voreltern, wie der Beruf eines Bakſa ſelbſt. Die Bakſas heilen auch Kranke durch Beſchwörungen, und diejenigen, welche dabei beſonders raſen, werden vom Volke für die wirkſamſten gehalten. Außer ihnen giebt es unter den Kirgiſen auch noch ſogenannte Duanas. Ein ſolcher geht gewöhnlich in einer Mütze aus Schwanenfell einher; der Hals des Schwanes hängt wie ein Schwanz herab, der Kopf iſt aus Korallen, Kauris u. ſ. w. zuſammengeſetzt. Der Duana kann niemanden heilen; er bettelt auch nicht, aber man giebt ihm Almoſen. Er und der Bakſa ſind Feinde; beide halten ſich nie in einem und demſelben Aule auf. Außerdem giebt es beſonders heilige Mullas, welche die Verrückten heilen ſollen. („Oeſtl. Rundſchau" 1886, Nr. 28.)

— Die „St. Petersburger Zeitung" meldet, daß in letzter Zeit die Koloniſation der Provinz Kuldſcha durch die Chineſen ſolche Fortſchritte mache, daß der dortige ruſſiſche General-Gouverneur darum nachgeſucht hat, auch das anſtoßende ruſſiſche Gebiet (Semiretſchje = das Land der ſieben Ströme) durch Heranziehung größerer Mengen ruſſiſcher Einwanderer in verſtärktem Maße koloniſiren zu dürfen. Um das zu Anſiedelungen geeignete Terrain zu vermehren, ſoll das Land künſtlich bewäſſert werden.

— Ueber die Bunge'ſche Expedition erfährt man Folgendes: Am 26. Februar hat Baron Toll den Ort erreicht, wo das Mammut (vergl. oben S. 95) gefunden wurde; er hat dem Dr. Bunge gemeldet, daß keinerlei Weichtheile deſſelben erhalten ſeien, daß aber die Hoffnung vorhanden ſei, intereſſante Thatſachen in Betreff der Konſervirung jener antediluvianiſchen Thiere im Boden Sibiriens zu erfahren.

— Um die Inſel Sachalin beſſer zu bevölkern und zu koloniſiren, iſt beſtimmt worden, daß alle Frauen und Mädchen, welche in Rußland zur Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt worden ſind, mit ihren Kindern nach Sachalin befördert werden ſollen. Ebenſo werden diejenigen Frauen der ſchon nach Sachalin verſchickten Männer, welche ſich bereit erklärt haben, ihren Männern in die Verbannung zu folgen, gleichfalls nach Sachalin geſandt werden. — Es ſind gegenwärtig im Ganzen mehr als 300 Frauen und Mädchen, welche zum Theil in Moskau noch im Gefängniſſe ſich aufhalten, aber demnächſt nach Odeſſa und mit dem Dampfſchiffe „Koſtroma" nach Sachalin transportirt werden ſollen. Unter den verurtheilten weiblichen Individuen iſt die Hälfte verheirathet, aber kein einziger Ehemann hat ſich bereit erklärt, freiwillig ſeiner Frau nach Sachalin zu folgen. — Die erſte Partie von Frauen, welche ihren Männern oder nahen Anverwandten freiwillig in die Verbannung nach Sachalin folgten, iſt am 14./26. Auguſt aus dem Moskauer Centralgefängniſſe abgefertigt. („Oeſtl. Rundſch." 1886, Nr. 32 u. 34.)

— Die „Oeſtliche Rundſchau" hat aus Gumbum von Potanin Nachricht erhalten, vorausſichtlich die letzte aus der Mongolei, da die Reiſenden Ende März Gumbum, wo ſie den Winter verbrachten, verlaſſen und nach Irkutsk zurückkehren wollten. Ihr Weg geht von Gumbum über Donkyr zum Kuku-nor, von da über den Nan-ſchan zum chineſiſchen Städtchen Su-tſcheu, weiter längs den Ufern des Fluſſes Jedſin-gol, woſelbſt Mongolen wohnen, bis zur Grenze Sibiriens. M. M. Bereſowski verbrachte den Winter, wie wir bereits meldeten, in Si-tſchuan, woſelbſt er unter den Tanguten weilte und jagte. Ende Februar langte er in Gumbum an, wo die Expedition ſchon mit Vorbereitungen zur endlichen Rückkehr, mit dem Ankaufe von Pferden und Kameelen beſchäftigt war. Die Mitglieder der Expedition ſind geſund und hoffen im Herbſte in Irkutsk zu ſein.

(„Oeſtl. Rundſchau" 1886, Nr. 26.)

— Weiter wird gemeldet, daß die Expedition Potanin's bereits in der Stadt Donkyr eingetroffen ſei. Von hier wird der eine Begleiter Potanin's, M. M. Bereſowski, mit neuen Mitteln ausgerüſtet, noch im Mai nach Ganſu zurückkehren, ſobald er ſeine Sammlungen nach Irkutsk abgefertigt haben wird. Die übrigen, Potanin und Frau, ſowie A. W. Skaſſi, marſchiren direkt nach Irkutsk; ihre Karawane beſteht jetzt aus 19 Kameelen, 15 Pferden, 2 Eſeln und 13 Knechten, außerdem geleiten ſie bis Su-tſchou vier chineſiſche Soldaten und zwei chineſiſche Beamten. Anfang April waren in Donkyr am Tage noch 18° C., aber am Kuku-nor lag noch tiefer Schnee. In der letzten Zeit hat ſich zu Potanin ein Engländer, der Miſſionar Parker, geſellt, der bereits zehn Jahre in China lebt, mit einer engliſch erzogenen Chineſin verheirathet iſt und als ausgezeichneter Kenner des Landes gilt. Er reiſt mit Potanin bis Su-tſchou und will dann nach Chami, Kaſchgar, Jarkent, Chotan, Urumtſchi, Kobdo und Uljäſſutai weiter. Parker beſchäftigt ſich insbeſondere mit der Verbreitung der heiligen Schrift.

(„Oeſtl. Rundſchau" 1886, Nr. 27.)

— Dr. Pekelharing, Profeſſor der Medicin an der Univerſität zu Utrecht, iſt von der niederländiſchen Regierung erſucht worden, ſich nach Atjeh zu begeben, um die Natur der unter dem Namen Berri-Berri bekannten Krankheit zu ſtudiren; er wird die Reiſe im nächſten Monat antreten. Uebrigens hat, wie in dem in Japan erſcheinenden „The Sei-i Kwai Medical Journal" mitgetheilt wird (nach der Ueberſetzung in der „Medical Press"), ein Arzt in Japan die Bakterien entdeckt, welche Kakké (Berri-Berri) verurſachen und Dr. Wallace-Taylor hat dieſe Unterſuchungen fortgeſetzt. Das Blut gab ſaure Reaktion und verurſachte, durch Einſpritzung einer Ratte mitgetheilt, Lähmung der Hinterfüße. Er erklärt die Krankheit für anſteckend, ferner daß alle anderen Erſcheinungen der Erkrankung der Verdauungswerkzeuge untergeordnet ſind.

Afrika.

— Der Congo fährt fort, ſeine Opfer zu koſten: Nr. 16 des „Mouvement Géographique" brachte die Nachricht, daß Graf Poſſe in Boma verſtorben ſei; Nr. 19 meldet den Tod zweier Belgier, Delatte und Eycken. Letzteren befiel in der Falls-Station, welche bisher für beſonders geſund galt, eine ſchwere Dyſenterie. — Sehr ungünſtig ſpricht ſich neuerdings Schiffslieut. G. Bove, welcher von der italieniſchen Regierung nach dem Congo geſchickt worden iſt, über deſſen Klima und Zukunft aus, und wenn dem entgegengehalten wird, daß er bisher nur den unteren Stromlauf kennen gelernt habe, ſo iſt doch geradezu vernichtend, was Prof. Lenz von Stanley-Falls aus nach Wien ſchreibt (Mitth. der k. k. Geogr. Geſ. 1886, S. 339): „Das Congobecken, wie überhaupt das ganze tropiſche Afrika, iſt und bleibt einmal ein für Europäer ungeſundes und gefährliches Land, man mag das zu beſchönigen ſuchen, wie man will, es nutzt Alles nichts. Ich halte jeden Verſuch, auch nur ein Wort zu Gunſten des Klimas zu ſagen, für gewiſſenlos und verbrecheriſch, nur geeignet, unerfahrene Leute hierher zu locken, wo ſie neben Enttäuſchungen aller Art auch noch Leben und Geſundheit aufs Spiel ſetzen. Es iſt ganz gleichgültig, ob das Land am Meere liegt oder im Inneren, ob der Platz hoch oder tief gelegen iſt, es iſt und bleibt ein ungeſundes Klima, und Jeder, der mit heiler Haut dieſe Länder verläßt, kann von Glück ſagen." Dieſer

Ausspruch läßt allerdings an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

— Die Baseler Missionsgesellschaft hat unter Mitwirkung des Auswärtigen Amtes von der Londoner Baptisten-Mission die Station Victoria am Südfuße des Kamerun-Gebirges für 2000 Pfd. St. angekauft, so daß diese, bisher unter englischem Schutze stehende Exklave nunmehr zum deutschen Besitze zu rechnen ist. Schwere Arbeit werden die Baseler Missionare dort vorfinden, denn ein nichtswürdigeres Gesindel als die Bewohner Victorias giebt es weit und breit nicht. „Eine Gesellschaft — schreibt H. Zöller, Die deutsche Kolonie Kamerun, I, S. 112 —, die von Weißen und von unverdorbenen Schwarzen so sehr verachtet wird, wie dieses Missionsgesindel, würde man in Westafrika kaum mehr wiederfinden. Zu allen kleinen Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten im Charakter der schwarzen Rasse sind nun noch diejenigen der weißen Rasse hinzugekommen. Das Tragen von Amuletten und andere Seiten des Fetischdienstes sind heute noch ebenso im Schwunge wie früher. Das Christenthum der Leute beschränkt sich auf jene Baptisten-Hymnen, deren nicht näher zu bezeichnende Abfassung — aus Gründen des Anstandes wollen wir sie bloß „höchst kindlich" nennen — im Vereine mit dem blödsinnigen Abplärren jedes feinere Gefühl beleidigen muß."

— In der eben erschienenen zweiten Nummer der „Größeren Aufsätze" (1886), welche die Niederländische Geographische Gesellschaft veröffentlicht, sind einige Bemerkungen des Herrn J. Büttikofer über das Buch des Kolonel Wauwermans „Libéria, Histoire de la fondation d'un état nègre libre" enthalten, deren Inhalt hier eine kurze Erwähnung finden möge. Herr Büttikofer, dessen Reisen in Liberia der „Globus" im 46. Bande ausführlich gedacht hat, weist zunächst darauf hin, daß Oberst Wauwermans, der selbst nie in Liberia gewesen, einmal Alles in viel zu rosenfarbenem Lichte betrachtet, dann aber das, was in Gesetzen und Bestimmungen festgesetzt ist, für die Wirklichkeit nimmt, mit einem Worte, Büttikofer glaubt von dem, was er früher über die Zustände in Liberia gesagt, nichts zurücknehmen zu können. Allerdings machen einzelne Bemerkungen, die bei Wauwermans vorkommen, auf den unbefangenen Leser einen überraschenden Eindruck, wenn er z. B. sagt: „Die Bürger von Liberia sind vollständig von den Pflichten durchdrungen, welche ihnen durch die Gründung der Kolonie hinsichtlich der Wiedergeburt Afrikas und der Befreiung der Negerrasse aufgelegt sind." Man denke nur einen Augenblick daran, was wohl dazu gehört, eine solche Idee zum Bewußtsein eines ganzen Volkes, sei es auch des gebildetsten der Welt, zu bringen, vielleicht werden dann sich einige leise Zweifel darüber erheben, ob die in dem angeführten Satze ausgedrückte Meinung in Liberia so ganz vollständig allgemeines Eigenthum geworden ist. Büttikofer hebt weiter einige Bemerkungen über das Schulwesen und die Industrie hervor, wo seiner Ansicht nach Wauwermans viel zu günstig urtheilt; zum Schluß, und dies ist mit das Wichtigste, vertheidigt er seine Karte gegen die ihr durch Wauwermans gemachten Vorwürfe und die, wie er meint, willkürlich an derselben angebrachten Verbesserungen.

— Von dem an der ganzen Küste West-Afrikas eingeführten Bergreis (Riz Antavy) berichtet, wie wir der „Gartenflora" entnehmen, ein französischer Missionar P. Cambouè von Madagaskar. Er schildert besonders die Bedürfnißlosigkeit dieses Reises in Bezug auf künstliche Bewässerung und Vorarbeiten zur Pflanzung desselben. Die Eingeborenen auf Madagaskar thun weiter nichts, als daß sie ein Stück Wald herunterschlagen und verbrennen, und dann den Reis säen, indem sie mit einem Stocke den Boden etwas ritzen und darauf den Samen in die aufgelockerte Stelle streuen. Der Missionar empfiehlt den Bergreis zum Anbau in Algier, Tunis und vielleicht auch in Südfrankreich, wo im Allgemeinen die Arbeitskräfte für gründliche, moderne Bodenbearbeitung fehlen. Auch für unsere neuen Länder in den heißen Gegenden dürfte er zu empfehlen sein, etwa für den Unterhalt des schwarzen Personals, zu welchem Zwecke man neuerdings auch umfassende Versuche damit im Congo-Staate am Stanley-Pool zu machen gedenkt. Der Reis führt sich bei allen wilden Völkern, die ihn noch nicht kennen, außerordentlich leicht ein, was z. B. mit den großkörnigen Sorghum-Arten durchaus nicht der Fall ist.

Australien.

— Eine von der Victorian Squatting Company ausgesandte, aus fünf Personen bestehende Gesellschaft kehrte Anfang Juli vom Cambridge Golf an der Nordküste von Australien zurück. Sie hatte auf den Cambridge Downs ein welliges Terrain erforscht, welches mit schönem nahrhaftem Grase und mit Eukalyptenwald bestanden war. Zwei nicht unbedeutende Flüsse wurden entdeckt, die man Lorimer und Drysdale benannte. Ausdauernde Creeks, Lagunen und Wasserlöcher existirten ebenfalls; Fische und Wild gab es in Menge. Eingeborene waren zahlreich und schlank und kräftig gebaut, manche über 6 Fuß hoch.

— Wir haben früher (Bd. 49, S. 46 und 191) auf eine Expedition David Lindsay's hingewiesen, welche derselbe Ende Oktober 1885 unternahm. Es handelte sich dabei zunächst um die Durchkreuzung des unbekannten Gebietes zwischen 24° und 27° südl. Br. und 135° und 138° östlich von Gr., welches auf den Karten noch einen weißen Fleck bildet. Unter seinen Begleitern befindet sich auch der frühere preußische Artillerie-Lieutenant Hermann Dittrich als Botaniker und Sammler. Wir entnehmen einem Briefe, welchen der letztere unter dem 10. Mai 1886 im westlichen Queensland, von der Rocklands Station am Lake Mary in 20° 6′ südl. Br. und 138° 20′ östl. v. Gr. aus, an eine australische Zeitung sandte, Folgendes: „Nachdem wir im Januar ungefähr 200 Miles (322 km) über eine denkbar schlechte Wüste von Sandhügeln gereist waren, erreichten wir Dalhouste Springs in 26° 26′ südl. Br. und 135° 45′ östl. v. Gr. und verloren hier zu unserem großen Bedauern eines unserer Kameele an einem bösen Fußleiden. Wir zogen dann nördlich an den Finke R. und von da über Sandhügel an den Todd R. (24° 16′ südl. Br. und 135° östl. von Gr.) und in die Mc. Donnell Ranges. Im Todd fanden wir leider keinen Tropfen Wasser. Der ganze Distrikt bot ein trostloses Bild der Dürre, und es schien, als wäre seit wenigstens zwei Jahren kein Regen gefallen. Wir wollten dann ein Wasserloch im Giles Creek, welcher in 25° 35′ südl. Br. und 134° 40′ östl. von Gr. in den Todd mündet, aufsuchen, aber es gelang uns nicht. Unsere Kameele mußten, mit Gepäck stark beladen und unter einer entsetzlichen Hitze, sieben Tage lang ohne einen Trunk Wasser marschiren. Unsere Hunde, welche bei ihrer Erschöpfung zuletzt auf den Kameelen transportirt wurden, krepirten sämmtlich und unser Afghane ward vom Sonnenstich befallen. Wir befanden uns in einer sehr kritischen Lage und es fehlte wenig daran, so hätten wir ein neues schwarzes Blatt für die Entdeckungsgeschichte Australiens geliefert. Glücklicher Weise stießen wir im letzten Augenblicke auf zahlreiche Spuren von Thieren, welche in eine enge Schlucht führten. Wir folgten der Fährte und gelangten an einen unbedeutenden Lauf von gelblich trübem Wasser, welches uns jedoch viel besser schmeckte als das schönste Lagerbier und den Kameelen nicht weniger. Die Mc. Donnell Ranges hielten uns mehrere Wochen fest, und als wir uns dann endlich höchst mühsam durch sie hindurchgewunden hatten, kamen wir an den Plenty R. (22° 58′ südl. Br. und 135° 50′ östl. von Gr.). Hier begannen unsere Leiden von Neuem, denn der sogenannte Fluß enthielt keinen Tropfen Wasser. Wir mußten also ins Gebirge zurückkehren und waren so glücklich, in einem Felsenloche ein wenig Wasser von recht schlechter Beschaffenheit zu entdecken. Damit ver-

sehen, setzten wir unsere Reise fort und gelangten an den Marshall R. (22° 52′ südl. Br. und 135° 35′ östl. von Gr.), wo wir zahlreiche Eingeborene antrafen und auch gutes Wasser fanden. Es war eine trostlose Gegend, welche wir passirt hatten, für irgend einen Kulturzweck schwerlich je zu verwenden. Wir waren jetzt noch 175 Miles (282 km) von der Station Lake Nash, wenige Miles von der Westgrenze der Kolonie Queensland gelegen, entfernt, wo wir mit der civilisirten Welt wieder in Verbindung treten sollten. Der Weg dahin führte von Neuem über unbekanntes, völlig werthloses Land, über welches wir zwar unter vielen Schwierigkeiten, jedoch glücklich hinwegkamen. Leider hatten wir dabei ein zweites Kameel verloren, so daß ihre Zahl jetzt auf zehn reducirt war, — viel zu wenig für acht Personen und deren Gepäck. Am 3. April 1886 erreichten wir Lake Nash und fanden Briefe und Zeitungen für uns vor. Von hier aus ließ ich das dritte Packet getrockneter Pflanzen über Burketown an den Baron von Müller in Melbourne abgehen. Die Saison war für botanische Sammlungen eine sehr ungünstige. Viele Pflanzenexemplare waren so trocken, daß sie nach wenigen Tagen wie Staub aus einander fielen. Ich hoffe, daß der Carpentaria-Golf-Distrikt eine bessere Ausbeute gewähren werde. Mr. Lindsay ist mit seinen Begleitern gegenwärtig 100 Miles (161 km) westlich von hier (d. h. Rocklands Station) mit Landvermessung beschäftigt. Ich bin jetzt mit meinem alten Beltana-Reitkameele allein und, theils für wissenschaftliche Zwecke, theils zum Vergnügen, auf der Reise nach Burketown in 17° 47′ südl. Br. und 139° 31′ östl. von Gr. und nach dem Carpentaria-Golf begriffen. Ich verlasse morgen, den 11. Mai, Rocklands Station und reise nordöstlich in der Richtung auf Gregorytown in 18° 50′ südl. Br. und 139° 20′ östl. von Gr., wo mir die Gebrüder Watson hoffentlich Pferde leihen werden, um nach Burketown zu kommen. Ich gedenke nach Verlauf von sechs bis sieben Wochen bei Corella Lagoon, westsüdwestlich von hier, wieder mit der Lindsay-Gesellschaft zusammenzutreffen."

Lieutenant H. Dittrich hat sich auf der ganzen Reise als ein tüchtiger Buschmann und Explorer bewährt und die Gesellschaft einmal von einem fast sicheren Untergange gerettet. Er besitzt Unerschrockenheit, Muth und Intelligenz und wäre ganz der Mann, eine Expedition unter schwierigen Verhältnissen zu leiten. Wir denken dabei an eine Expedition in Neu-Guinea. H. Greffrath.

— Unter den australischen Kolonien ist Victoria die erste, welche ihre Bevölkerung über eine Million hinausgebracht hat. Am 1. Juli 1851 wurde bekanntlich der Port Phillip-Distrikt mit nur 76000 Seelen von Neu-Süd-Wales getrennt und zu der selbständigen Kolonie Victoria erhoben. Am 31. December 1885 war ihre Bevölkerung auf 991875 und am 31. März 1886 auf 1001756 gestiegen. Ihr zunächst steht Neu-Süd-Wales, dessen Seelenzahl sich Ende 1885 auf 980573 und am 31. März 1886 auf 992875 belief. Dann folgen Queensland mit 326916 (am 31. December 1885) und Südaustralien mit 317212 Ende März 1886. In Südaustralien hat sich die Bevölkerung, in Folge starker Auswanderung, in den ersten drei Monaten des Jahres 1886 um 2527 vermindert.

Südamerika.

— In der Mittheilung über die Goldlager in Patagonien (s. oben S. 61) ist erwähnt, daß selbst bis zur Südspitze des Welttheiles schon sehr lange goldhaltige Mineralien gefunden worden seien. Auch Musters erzählt, daß er während seines Aufenthaltes im Punta Arenas bei einem Kaufmann Proben von Gold von den Ufern eines benachbarten Stromes gesehen habe. Wie reich Feuerland an Gold ist, geht aus dem Berichte eines Goldwäschers hervor, der seit einiger Zeit an einem Zuflusse der Bahia Inutil, Namens Santos Ossa, thätig ist. Am ergiebigsten sei jedoch der Santa Maria, wo jetzt eine ganze Anzahl Unternehmer von vielen Arbeitern waschen ließen. Am Rio del Oro sei nun gleichfalls eine Goldwäscherei. Es wird beklagt, daß nicht mehr Unternehmer kommen, „von dieser wilden Insel das Gold zu holen". Auch andere Metalle seien vorhanden und die Ausbeutung versprechender, als am Cabo Virjines, wo das Wasser fehle. Auf Feuerland sind noch die Kasten mit vergitterten Böden, eine jener ursprünglichen Einrichtungen der australischen und kalifornischen Goldwäscher, in Anwendung.

— Demnächst wird Dr. R. A. Philippi in Santiago de Chile, dessen Sohn die Hochebene des früheren Südbolivien, von Antofagasta de la Sierra bis Tarapacá und dem Fluß Camerones, der jetzt die Nordgrenze von Chile bildet, bereist hat, eine Abhandlung über die daher erhaltene botanische Ausbeute und dann auch Näheres über diese weniger bekannte Hochebene selbst veröffentlichen. Nach einer vorläufigen Mittheilung ist dieselbe 3000 bis 4000 m und darüber hoch, es liegen auf ihr 30 bis 40 oder mehr große und kleine Salzseen, und dazwischen sind wohl 20 theils erloschene, theils noch rauchende Vulkane zerstreut, von welchen drei oder vier höher als der Chimborazo sind. Die ganze ungeheure Hochebene ist fast nur mit Trachytlavaströmen bedeckt und eine eigentliche Gebirgskette und eine Hochgebirgsnatur, eine Theilung der Anden in parallele Ketten mit tieferen Thälern, schwierigen Pässen u. s. w. giebt es nicht. Man könnte in jeder beliebigen Richtung reisen, ja meist ohne Schwierigkeit fahren, wenn man überall Wasser fände. Auf der bereisten Strecke ist viel mehr Pflanzenwuchs — und in vielen Thälchen sogar ziemlich reiche Viehweiden —, als auf der westlichen von Philippi 1884 durchzogenen Linie.

Polargebiete.

— Die Eisverhältnisse im nördlichen Polarmeere. Von den zu Anfang des Sommers nach dem nördlichen Polarmeere abgegangenen norwegischen Robben- und Walroßfängern sind Ende August bereits mehrere wieder mit sehr kleiner Beute nach Hammerfest zurückgekehrt. Wie die Schiffer übereinstimmend berichten, hat dies seinen Grund in den äußerst ungünstigen Eisverhältnissen. Vom Frühjahre bis zu den letzten Tagen des August mußten die Fangfahrzeuge in einer Entfernung von fünf bis acht Meilen von Spitzbergen theils des Packeises und theils des ununterbrochen herrschenden starken östlichen Windes wegen hin und her kreuzen. Das Packeis erstreckte sich von Hoven Island bis nach Foreland, und sowohl der Storfiord und Homsund, wie der Bellsund und Isfiord waren in diesem Sommer durchaus unzugänglich. Als auch Ende August keine Anzeichen vorhanden waren, daß sich das Packeis zertheilen werde, und somit keine Aussicht war, zu den gewöhnlichen Fangrevieren zu kommen, mußten sich die angesammelten 20 Fahrzeuge endlich entschließen, nach Hause zurückzukehren.

Inhalt: Das Land der Bagas und der Rio Nuñez. I. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — H. Brincker: Die Omumberombonga-Sage der Herero (Ova herero) und ihre ethnologisch-mythologische Bedeutung. — Dr. L. E. Browski: Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export. I. — Kürzere Mittheilungen: Gleerup's Reise durch Afrika. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 24. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens
in Verbindung mit dem Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln
Nachrichten
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Kümmel, Direktor des Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln
Nr. 1 Juli 1922 Jahrgang 1

Mid-Summer Night's Dream.—Fairies coming into Action.

eine Anzahl ſonderbarer Gegenſtände, wie Carabinerhaken, Vorlegeſchlöſſer, Schlüſſel und andere wenig als Schmuckſachen geeignete Kurzwaaren, befeſtigt. Den Kopf hatten ſie alle raſirt und nur wenige kurze Haare in ziemlich regelmäßigen, rautenförmigen Muſtern ſtehen laſſen, welche auf dem Rücken in blauen Tatuirungen ihre Fortſetzung fanden. Faſt bei allen war der Rand des Ohres mit ſechs oder ſieben Löchern durchbohrt, in welchen kleine Päckchen gelben Reisſtrohes ſteckten, die ſich von der braunen Haut hübſch abhoben. Da ſie beim Vorübergehen der Fremden meiſt lachten, ſo konnten dieſe beobachten, daß ſie die oberen Zähne ſpitz zugefeilt hatten, wie die Pahuin am Gabun; viele aber hatten, eine Seltenheit bei Negern, angeſtockte Zähne. Die Franzoſen beobachteten ſie auch bei ihren beſcheidenen Mahlzeiten, die ſie in irdenen Töpfen zubereiteten, von denen mehrere Fabriken im Dorfe beſtanden. Ihre Nahrung beſteht aus Korn, das in einem plumpen Holzmörſer mittels 2 m langer Stöcke zerſtampft wird. Oft trugen die Weiber bei dieſem Geſchäfte auf ihrem Rücken in einer Matte ein kleines Kind, das durch das Stampfen in ſeinem ſüßen Schlummer nicht geſtört wurde. Negerkinder weinen ſelten; wenn ſie es hier zu Lande öfter als ſonſt thaten, ſo lag der Grund in den zahlreichen Sandflöhen, welche hier vorkommen und unter den Fußnägeln ſchmerzhafte Wunden verurſachen.

Die Häuſer des Dorfes glichen denen von Petit-Talibonche; einige waren jedoch mit einer Stange verſehen, die einen Fetzen weißen Zeuges trug. Es iſt das ein Aushängeſchild der Händler; dieſelben ſind Agenten von Handlungshäuſern am Rio Nuñez und von Herkunft alle Wolofs. Auf Anordnung Dinah's wurde den Franzoſen ein Haus mit zwei Zimmern eingeräumt, welches ganz den ſchon beſchriebenen glich. Die Erbauer dieſer Häuſer ſind die Weiber, und zwar beginnen ſie mit der Scheune, d. h. den großen Krügen zur Aufbewahrung des Reiſes, die in manchen Dörfern von ſo gewaltigen Dimenſionen ſind, daß man, um leichter zu dem Inhalte gelangen zu können, Thüren darin anbringt. Wenn dieſe Krüge aus Stroh und Flußſchlamm

Vorhalle eines Hauſes im Dorfe Coſſin.

fertig geſtellt ſind, läßt man ſie in der Sonne gut trocknen und errichtet dann ringsum aus geknetetem Schlamm die Wände des Hauſes; darauf werden ringsherum die das Dach tragenden Pfeiler aufgerichtet und zuletzt die Bedachung ſelbſt angebracht. Dann wird in der Vorhalle eine Hängematte aufgehängt, an der Thür ein Gris-gris angebracht, das meiſt nur in einer Flaſche mit einem mit arabiſcher Schrift verſehenen Papiere beſteht und drinnen ein Bett mit Moskitovorhang aufgeſtellt, von wo aus der Hausherr ſeine Weiber commandirt, welche der Einfachheit halber auf Matten auf der Erde ſchlafen. In eine der Ecken wird als Hausgötze ein kleiner hölzerner Fetiſch geſtellt, wie ſie ähnlich auf den Marqueſas-Inſeln geſchnitzt werden.

Während die Franzoſen dieſe Beobachtungen machten, waren ſie ſelbſt Gegenſtand der Neugier der Einwohner. Ein Mann mit einer langen Flinte wurde ſogar ſo zudringlich, daß man ihn fortweiſen ließ. Da Dinah Saliſou ſeit der Ankunft verſchwunden war, ſo gerieth Coſſinières de Nordeck in Unruhe und ließ ihn ſuchen; mit heitererem Geſichte als gewöhnlich erſchien Dinah und theilte ſeinen Freunden mit, daß der Mann mit der Flinte ein Spion ſeines Feindes Carimou ſei, der ſelbſt nach Coſſin gekommen ſei; man hatte ihn beobachtet, wie er ſich den Franzoſen auf kaum 50 m genähert hatte. Coſſinières erſtaunte über Dinah's Ruhe und Gleichgültigkeit und meinte, er hätte ſie von Carimou's Anweſenheit benachrichtigen ſollen, damit ſein Todfeind hätte ergriffen werden können. Aber Dinah erklärte, daß er dies abſichtlich nicht gethan habe, damit die Franzoſen keinen Verſtoß gegen die Geſetze der Bagas begingen. Bagatay gilt nämlich in dieſen Ländern als ein Aſyl, wo man nicht kämpfen darf, und aus dieſem Grunde wird man niemals einem bewaffneten Baga begegnen. Eben darum hatten früher die Bagas das Gebiet von Kaſſan den räuberiſchen Bewohnern von Camfarandi und Catinou eingeräumt, damit ſie dort ihre Gefangenen in Sicherheit bringen konnten. Als jene Dörfer dann zerſtört wurden, ſiedelten die Ueberlebenden ganz nach Kaſſan über, wodurch ſich die Exiſtenz dieſes Naloudorfes mitten unter den Bagas erklärt. Noch ein anderes Beiſpiel dieſes Aſylrechtes lernte Coſſinières kennen. Dinah hatte in dem Dorfe ſeine Schweſter Mahmadi, die Wittwe des Häuptlings Bundu,

Plants are classified according to their structure and reproductive methods. Plants that have flowers and seeds are called seed plants. Plants that do not have flowers and seeds are called nonseed plants. Nonseed plants include ferns, mosses, and algae. Ferns have roots, stems, and leaves. Mosses have stems and leaves but no roots. Algae have neither roots, stems, or leaves.

Figure 3-5 Ferns, mosses, and algae are nonseed plants.

Seed plants are classified as either gymnosperms or angiosperms. Gymnosperms have seeds that are not enclosed in a fruit. Most gymnosperms are cone-bearing trees, such as pines, spruces, and firs. Angiosperms have seeds that are enclosed in a fruit. Angiosperms include most of the plants that you see around you, such as grasses, flowering trees, and vegetables.

Figure 3-6 Gymnosperms have seeds that are not enclosed in a fruit. Angiosperms have seeds that are enclosed in a fruit.

ſchöpfen. Die Männer dagegen thaten zum größten Theile nichts, und nur einige zeigten ſich mit einer feſten Liane in der Hand, mit deren Hilfe ſie die Palmſtämme erklettern. Unglücksfälle in Folge des Reißens dieſer Lianen verlaufen meiſt tödtlich; Coffinières de Nordeck brachte während ſeiner Reiſe deren mehrere in Erfahrung. Die Neger ſtiegen auf ſolche Weiſe ſo gern auf die Kokospalmen, daß böſe Zungen behaupten, ſie ſtammten durch Vermittelung der Affen von dort her. Grand-Talibonche beſitzt übrigens große Palmenanpflanzungen, die ſeinen Reichthum ausmachen und von gut gebahnten Wegen nach allen Richtungen hin durchzogen werden.

Am nächſten Mittag fand ein großes Palaver ſtatt; als daſſelbe beendet war, konnte man auf das Steigen der Fluth ſchließen aus den zahlreichen Frauen, welche mit Körben und Netzen verſehen ſich eilig auf den Fiſchfang begaben. Da nahm auch Coffinières von ſeinen neuen Mitbürgern Abſchied und kehrte, mit einigen Fetiſchen beſchenkt, an Bord ſeines Aviſo zurück, ohne daß Carimou ihn anzugreifen wagte, als er bei Kaſſan vorbeifuhr.

Naturprodukte Meſopotamiens und deren Export.

Von Dr. L. E. Browski in Moſſul.

II. (Schluß.)

Die beiderſeitigen Uferländer des oberen Tigris und des großen wie kleinen Zab, die Gebirge von Zakho, Hekiari, Dohok, Imádie, Muſuri und Rowandus, lauter weltentlegene Gegenden, deren viele noch kaum eines Europäers Fuß betreten hat, ſind in ihren höheren Regionen faſt durchgehends ziemlich dicht mit der Färber- oder Galleneiche (Quercus tinctoria) beſtanden, an deren Zweigen ſich bekanntlich in Folge eines Stiches der Gallenweſpe die Galläpfel entwickeln, die von den einheimiſchen Kurden geſammelt und verkauft werden. Der Stapelplatz hierfür iſt die Stadt Moſſul am Tigris, gegenüber den Ruinen des alten Ninive. Auf allen europäiſchen Handelsplätzen ſind die „Galläpfel von Moſſul“ wohlbekannt und von Fachleuten als die beſten geſchätzt. Sie ſind groß, dunkel gefärbt, fein beſtäubt und haben einen hohen Gehalt von reinem Tannin.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſe Eichenart an allen leicht zugänglichen Stellen, um die Städte mit Brennholz zu verſorgen, fortwährend ſchonungslos niedergehauen und für deren Nachwuchs nicht weiter geſorgt wird, ſo daß die Beſtände von Jahr zu Jahr ſich merklich lichten und die Zeit nicht mehr allzufern iſt, wo die Galläpfel aufhören werden, einen bemerkenswerthen Exportartikel des Landes zu bilden.

Die Waare wird von Moſſuler Kaufleuten durch ihre Agenten gegen baar aufgekauft, auch wohl zuweilen gegen verſchiedene importirte Artikel eingetauſcht, ſodann nach der Größe ſortirt, in Hanfſäcke gefüllt und auf dem Seewege über Baſſora nach England verſendet, woſelbſt ſie faſt vollſtändig verbraucht wird, ſo daß die auf dem Kontinente unter dem Namen „Moſſul-Galläpfel“ zuweilen im Handel vorkommenden in Wirklichkeit nur ſogenannte „Levantiner“ ſein dürften, die aus Anatolien und Syrien ſtammen und über Beirut oder Smyrna nach den Häfen des Mittelmeeres gehen.

Die Rinde der als Brennholz verwendeten Färbereiche würde wohl zur Gewinnung einer guten Lohe unbedingt ſehr geeignet ſein, denn ſie iſt durchwegs ſogenannte Glanz- oder Spiegelrinde, von höchſtens 20- bis 25jährigen Stämmen, die überdies zumeiſt im Frühlinge gefällt werden, zu welcher Zeit bekanntlich deren Gerbſtoffgehalt am größten iſt. Sie wird nicht exportirt und merkwürdiger Weiſe auch im Lande ſelbſt zum Gerben gar nicht verwendet, ſondern hat an ſich als wenig geſchätztes Brennmaterial nur einen ſehr geringen Werth. Die Holzhändler würden ohne Zweifel gegen eine äußerſt geringe Entſchädigung gern bereit ſein, all ihr Eichenholz abſchälen zu laſſen.

Der im Lande ſehr reichlich vorhandene Summach (Rhus) gelangt gleichfalls nicht zur Ausfuhr, doch wird er in der einheimiſchen Gerberei des Saffianleders ausſchließlich verwendet.

Dieſer Summach wird hier zu Lande keineswegs etwa wie anderwärts in Plantagen kultivirt, ſondern wächſt in verſchiedenen Arten wild an vielen Orten des Landes. Die noch nicht verholzten Schößlinge und die Blätter der Pflanze werden eingeſammelt, an der Sonne getrocknet, dann auf ſehr primitiv konſtruirten Mühlen zu einem grün-gelben Pulver gemahlen und ſchließlich geſiebt. Weitaus nicht der fünfte Theil der in Meſopotamien wild wachſenden Rhusarten wird verbraucht; der große Reſt geht unbenutzt verloren.

Da bei dem Transporte dieſer Gerbemittel, namentlich derjenigen, deren Gehalt an reiner Gerbſäure ein relativ geringer iſt, oft 60 bis 70 Proc. an Stoffen, die ſo gut wie werthlos ſind, hunderte von Meilen mit verfrachtet werden müſſen, ſo dürfte ſich die einfache Exportation dieſer Rohmaterialien, wie Eichenrinde und Summach auch wohl kaum lohnen. Anders würde ſich dagegen die Sache ſtellen, wenn man es hier verſtände, die in dieſen Rohmaterialien enthaltene Gerbſäure auf rationelle Weiſe zu extrahiren, was bis jetzt nicht der Fall iſt. Dieſes Produkt, ein concentrirter Extrakt, würde dann allerdings die Transportkoſten auch nach den entfernteſten Plätzen ſehr wohl vertragen.

Einen weſentlichen Exportartikel bilden auch noch getrocknete Thierhäute aller Art, zumeiſt Kuh-, Büffel-, Schaf- und Ziegenhäute, letztere beiden zum Theil roh, zum Theil etwas angegerbt, um zum großen Theil als fertiges Leder — zumeiſt aus Frankreich — wieder zurück zu kommen, denn im ganzen Lande giebt es keine einzige Lohgerberei!

Die in großer Menge zur Ausfuhr gelangenden Fuchs- und Marderfelle ſind faſt durchweg nur von geringer Qualität.

Faſt überall in den oben genannten Bergen, in deren höheren Regionen die Galleneiche wächſt, findet ſich in den tiefer gelegenen Thälern, wild wachſend, häufig ausgedehnte, dichte Wälder bildend, der Wallnußbaum, an deſſen Stämmen ſich häufig krankhafte, knorrige Auswüchſe von

mitunter geradezu enormer Größe entwickeln. Das Innere derſelben zeichnet ſich durch bedeutende Härte und einen ſehr ſchönen Maſer aus und dient, mittels einer eigenen, ſinnreich konſtruirten Maſchine in dünne Platten geſchnitten, bekanntlich zum Belegen verſchiedener Luxusmöbel. Einſt lieferten die Gebirgsländer zwiſchen dem oberen Tigris und dem Hochlande von Iran ungeheure Mengen dieſes koſtbaren Holzes. Ausſchließlich waren es franzöſiſche Handelshäuſer, die ihre Agenten hierher ſandten, ja mitunter förmliche Expeditionen ausrüſteten, um die Gebirge danach zu durchſuchen und auszubeuten. Damals war dieſe Waare („loupe“) an Ort und Stelle noch für einen Spottpreis zu haben, da die Kurden nicht zu begreifen vermochten, daß dieſe unſcheinbaren Knollen und Klötze, die im Kamine nicht einmal recht brennen wollten, überhaupt irgend einen Werth haben könnten. Man pflegte ihnen den ganzen Baum abzukaufen, der ja, da er ſchon einmal krankhaft afficirt war, ohnedem nicht mehr viel taugte, ſchnitt die brauchbaren Auswüchſe ab und ließ ihn liegen.

Die einzige und oft recht bedeutende Schwierigkeit lag nur in dem Transporte dieſer mitunter ſehr ſchweren Stücke aus dem wilden, gänzlich unwegſamen Gebirgslande bis an das Tigrisufer, von wo dieſelben dann erſt leicht mittels „Kellek“ (Floß aus aufgeblaſenen Bocksſchläuchen) bis Bagdad und weiter zu Schiff nach Europa verfrachtet werden konnten.

Gegenwärtig ſind alle jene Gebiete, die nur irgendwie mit Mühe und Noth zugänglich waren, nahezu völlig ausgebeutet, ſo daß die Franzoſen, die ſonſt mit jedem jungen Jahre in den Thälern der kurdiſchen Hirten ſich einzufinden pflegten, ſeit geraumer Zeit nicht mehr erſchienen ſind. Hier und da bringt nur noch ein Moſſuler Kaufmann, der in die Gebirge zieht, um Galläpfel und Angoraziegenhaar einzukaufen, gelegentlich einige Stücke mit, die dann über Baſſora nach Marſeille gehen.

Obwohl das Land Meſopotamien vermöge ſeiner Bodenbeſchaffenheit und ſeines Klimas ſehr wohl im Stande wäre, bedeutende Quantitäten einer vorzüglichen Baumwolle zu produciren, iſt doch die gegenwärtige Ausbeute eine verhältnißmäßig nur geringe, die zumeiſt von der einheimiſchen Textilinduſtrie, ſowie zur Füllung der landesüblichen Matratzen und Kiſſen faſt vollſtändig aufgebraucht wird.

Beſagte Textilinduſtrie iſt übrigens, nebenbei bemerkt, eben nicht ſonderlich hoch entwickelt. Da der Faden ausſchließlich von der Bevölkerung des flachen Landes, den Fellachs, ohne Spinnrad aus freier Hand geſponnen wird, ſo iſt er, ungleich in der Stärke und knotig, zur Erzeugung halbwegs glatter und feiner Gewebe nicht geeignet. Die Kunſtfertigkeit, jene feinen „Muſſeline“, die einſt Marco Polo hier gefunden und beſchrieben, die von der Stadt Moſſul als deren Haupterzeugungs- und Stapelplatz ihren Namen erhalten hatten, zu weben, iſt nunmehr längſt verſunken und vergeſſen. Es wird eben nur noch eine Art grober und knotiger Zeltleinwand auf höchſt primitiv konſtruirten Webeſtühlen hergeſtellt und von den Eingeborenen zu Leibwäſche verwendet. Nach beſonders feuchten Jahren und guten Ernten ergiebt ſich allerdings noch ein überſchüſſiger Reſt von Baumwolle, der dann über Bagdad oder Trapezunt nach Europa geht.

Wie geſagt, wäre das Land im Stande, weit größere Mengen Baumwolle hervorzubringen, als dies gegenwärtig der Fall iſt. Der Grund, warum dieſe nutzbringende Pflanze in ſo geringem Umfange cultivirt wird, liegt in der Schwierigkeit der Bodenbewäſſerung, deren ſie zu ihrem Gedeihen ſo ſehr bedarf. Von März bis November (incl.) ſind die atmoſphäriſchen Niederſchläge in Meſopotamien gleich null, und das hundertgradige Thermometer ſteigt dabei im Hochſommer auf 65 bis 70 Grade, ſo daß dann ohne Waſſer jedwede Vegetation erſterben, jeder Halm rettungslos verdorren muß. Es werden demnach entweder am Ufer der Ströme, oder an davon entfernter belegenen Grundſtücken über einem mächtigen Brunnen zwei gabelförmige Pfähle eingerammt. Darüber liegt eine in der Mitte trommelförmig erweiterte Welle, auf welcher ein langer Strick läuft. An dem einen Ende deſſelben iſt ein aus Kuhhaut gefertigter großer Sack befeſtigt, der hinab ins Waſſer taucht, an das andere wird ein Maulthier geſpannt. Der Betrieb dieſes häßlichen Apparates iſt nun ebenſo einfach als unpraktiſch und lächerlich. Das arme Maulthier und deſſen aus zwei bis drei Arbeitern beſtehende Bedienungsmannſchaft mühen ſich Tag und Nacht erbärmlich daran ab und vermögen im Schweiße ihrer Angeſichter nur ein verhältnißmäßig geringes Waſſerquantum zu fördern, das jedoch ſchon zur Hälfte wieder in den Strom oder Brunnen zurückfließt, während noch der weit offene Lederbeutel an dem langen Stricke langſam ſchwingend emporbaumelt. Der Reſt, der nun glücklich oben anlangt, verſickert des Weiteren noch theilweiſe ganz nutzlos in den oft langen Leitungsgräben, ſo daß der Nutzen dieſer Thier- und Menſchenquälerei für die Plantage nur ein verhältnißmäßig höchſt minimaler iſt. In Meſopotamien, Arabien und Syrien wird eine ſolche Vorrichtung B'kra genannt. Sie iſt in dieſen Ländern bereits ſeit Jahrhunderten, ohne inzwiſchen auch nur die geringſte Modifikation oder Verbeſſerung erfahren zu haben, im Gebrauche.

Eine Pumpe, durch einen einpferdekräftigen Dampfmotor betrieben, würde mindeſtens ebenſo viel leiſten, als etwa 30 dieſer B'kras zuſammen und dabei weniger Betriebskoſten verurſachen als eine einzige derſelben, da die Maulthiere verhältnißmäßig hoch im Preiſe ſtehen und ſich bei dieſer Arbeit ungemein raſch abnützen und unbrauchbar werden.

Leider ſind die Leute zur Anſchaffung von Maſchinen überhaupt nicht zu bewegen. Im Banne eines heilloſen Fatalismus befangen, der ſie nachgerade Alle zu Idioten gemacht, überlaſſen es Mohammedaner, Chriſten wie Juden in wenig löblicher Uebereinſtimmung unentwegt ihrem reſpektiven guten Gott allein, für ſie ohne, oder faſt ohne ihr eigenes Zuthun zu ſorgen, der nur dann, wenn es ihm gerade beliebt, ſeinen Geſchöpfen Segen und Ueberfluß ſpendet, den in dürren Sand geſtreuten Samen zu hundertfältiger Frucht gedeihen läßt — ohne Pumpen und Maſchinen. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Einſt und Jetzt dieſes Landes, und den Menſchen, welche es bewohnen!

Vor dreitauſend Jahren war Meſopotamien ein blühender Garten, von tauſendfach verzweigten Bewäſſerungskanälen durchzogen, deren Spuren an vielen Stellen noch immer deutlich erkennbar ſind. Am Tigrisſtrande lebte damals in herrlichen Städten, den größten, bedeutendſten jener Zeit, ein thatkräftiges Geſchlecht voll Lebensluſt und Kunſtſinn, deſſen Produkte wir heute noch an und unter den Trümmern von Babylon und Ninive ſtaunend bewundern. Heute dagegen iſt dieſes Land faſt eine weite Wüſte, welche ihre ſpärliche Bevölkerung, die in geiſtiger und körperlicher Stumpfheit und Schlaffheit, ſcheinbar ihres elenden Daſeins müde, ein trauriges Leben dahinlebt, nur noch nothdürftig zu ernähren vermag.

Siedelungsgeſchichte der cimbriſchen Halbinſel[1]).

In dem vorliegenden 8. Hefte der „Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde“ unternimmt Profeſſor Jansen zu Kiel einen Verſuch, die Anſiedlungen Nordalbingiens in ihrer Bedingtheit durch Natur und Geſchichte nachzuweiſen. Nachdem er in der Einleitung zunächſt die allgemeinen Sätze über Wanderung von Volksſtämmen und Beſiedelung von Ländergebieten angeführt hat, ſchildert er in dem erſten Hauptabſchnitte „Lage und Bodengeſtalt der cimbriſchen Halbinſel“. Unter der letzteren verſteht er die mittlere der drei Ausbuchtungen der niederdeutſchen Küſte und ſetzt ihre ſüdliche Begrenzung durch eine Linie feſt, welche man zwiſchen Hamburg und Lübeck direkt zieht oder auf einem Umwege längs der unteren und mittleren Bille mit der Trave oder endlich von Lauenburg längs der Delvenau, des Stecknitzkanals und der Wakenitz nach Lübeck. Von Bedeutung für die cimbriſche Halbinſel iſt vor Allem ihre Küſtenlinie. Während die Weſtküſte mit flacher Abdachung ſich in die Nordſee verliert und durch vorgelagerte Untiefen faſt unzugänglich iſt, erhebt ſich die Oſtküſte höher über dem Meere, zeigt keine Untiefen und bietet in den tief ins Land einſchneidenden Förden vortreffliche Häfen. In letzterer Hinſicht wird aber Jütland wieder überragt durch Schleswig und Holſtein. Obwohl der Boden der cimbriſchen Halbinſel eben und einförmig iſt, ſo zeigt er doch einige wichtige Abſchnitte und Unterſchiede. Durch die ganze Halbinſel zieht ſich der flache, von einzelnen Erhebungen durchſetzte Heiderücken, welcher in Jütland von einem breiten Flugſandſtreifen eingefaßt wird. Das höhere, buchten- und ſeenreiche Hügelland längs der Oſtküſte verbreitert ſich in der Mitte und verſchwindet im letzten Drittel der Halbinſel faſt ganz. Das beſonders in Schleswig-Holſtein die Weſtküſte bildende Marſchland zeigt im Allgemeinen die Grenze an zwiſchen Alluvium und Diluvium. Näher bezeichnet wird dieſe Linie durch die Lage größerer und älterer Ortſchaften wie Tondern, Huſum, Heide, Itzehöe ꝛc. bis Hamburg. Die Grenze zwiſchen dem Geſchiebeſand und Geſchiebethon iſt vielfach durchſetzt. Nördlich vom Liimfjord herrſcht Geſchiebethon, ſüdlich davon bis zum Mariagerfjord Geſchiebeſand vor. Bis über den Randersfjord ſüdwärts wechſeln dann Lehm und Sand. Erſt hierauf folgt, weſentlich den höheren Oſtrücken zuſammenſetzend, der Geſchiebethon, deſſen Weſtgrenze etwa zwiſchen Hamburg und Bergedorf die Elbe erreicht. Die Marſch iſt eigenthümlich nach Stoff und Form, letzteres durch ihren völlig wagerechten Horizont, bedingt durch eine eben ſolche Oberfläche, erſteres durch jenen, Klai genannten, fetten und ſchweren Thonboden, der durch ſeine Unergründlichkeit bei Regen- und Thauwetter dem Verkehr äußerſt hinderlich, wegen ſeiner Fruchtbarkeit aber ein wahrer Segen für das Land iſt. Der breite Mittelſtreifen zwiſchen Marſch und Geſchiebethon iſt zuſammengeſetzter und beſteht weſentlich aus Süßwaſſeralluvium, durchſetzt von Heide- und Geſchiebeſand. Dieſe Dreitheilung der Bodenzuſammenſetzung ſpiegelt ſich wieder in dem äußeren, landſchaftlichen Bilde. Der Mittelſtreifen mit ſeinen öden Heiden ſteht im grellen Gegenſatze zu dem mit Wieſen und Saaten bedeckten Marſchlande im Weſten und den mit herrlichen Buchenwäldern beſtandenen Höhen im Oſten, wo zu den Wieſen- und Getreidefeldern noch die das Naturbild belebenden Flußthäler, Seen und Förden kommen.

Die Marſchniederung greift in zwei größeren Einbuchtungen tief in das Land hinein, die früher Meerbuſen bildeten. Die große Niederung der Elbmarſch dringt zunächſt zwiſchen Itzehöe und Horſt bis Kellinghuſen vor, von da theils nordöſtlich bis Segeberg, theils nördlich bis Rendsburg an der Eider. Hier vereinigt ſie ſich zugleich mit der zweiten Marſchniederung, welche längs der Eider nordöſtlich bis zur oberen Schlei und nördlich bis unweit Flensburg ſich ausdehnt. Hiernach wird das Gebiet des Geſchiebeſandes in Holſtein in ein ſüdöſtliches Plateau (das alte Stormarn) und in ein nordweſtliches geſchieden, das wiederum durch die Gieſelaue und Holſtenaue in zwei Theile geſpalten wird, welche von den Dithmarſchen und Holſten eingenommen wurden. Die Erhebungen des Bodens ſteigen aus dieſen Niederungen theils allmählich, theils ſteil an, letzteres beſonders längs der nördlichen Ufer der Flüſſe und Moore ſowie der Marſchgrenzen. So erreicht z. B. das Norduſer der Elbe im Baursberg bei Blankenese 319 Fuß Höhe. Von den übrigen zerſtreut liegenden Erhebungen des Mittelrückens ſind noch zu erwähnen der Kisdorfer Wohld (bis 272 Fuß), der Klausberg in der Segeberger Heide, die Boofſtedter Berge ꝛc. In Schleswig erreicht der wellenförmige Boden des Mittelrückens im Steensberg 308 Fuß Höhe, während in Jütland im Allgemeinen Ebene vorherrſcht. Zugleich nimmt hier der Flugſand faſt die ganze Weſtküſte ein und überdeckt die Nordſpitze gänzlich. Der aus Geſchiebethon beſtehende Oſtrand bildet ein durch Seebecken und Förden, Wieſenniederungen und tiefe Thalſpalten unterbrochenes Hügelland. Die höchſten Erhebungen finden ſich an den breiteſten Stellen der Halbinſel, nämlich der Bungsberg (554′) zwiſchen Lübeck und der Hohenwachter Bucht und in der Mitte Jütlands die Eiersbavnehöi (547′). Die übrigen größeren Erhebungen ſchwanken zwiſchen 300 und 400 Fuß.

Die Waſſerſcheide zwiſchen Nord- und Oſtſee geht von dem Rücken zwiſchen Stelnitz und Delvenau in nordweſtlicher Richtung auf den Bockberg und die Mitte des alten Alſterkanals zu. Dann zieht ſie nördlich bis Bornhöved und weſtlich ausgreifend bis dicht an die Kieler Förde. Hierauf begleitet ſie die Oſtküſte und ſpringt in die durch die Fördeneinſchnitte gebildeten Halbinſeln nach Oſten vor. Im nördlichen Jütland erliſcht immer mehr, je weiter nach Norden, eine Scheidung des Waſſerablaufes in Oſt und Weſt, und tritt hier eine Entwäſſerung nach allen vier Hauptrichtungen ein. In Folge dieſes Verlaufes der Waſſerſcheide können ſich nur nach Weſten längere und zahlreichere Flüſſe entwickeln, unter denen die bedeutenderen ſind: Delvenau, Bille, Alſter, Stör, Eider. Nach Oſten finden ſich nur längere Flüſſe auf den Verbreiterungen der Halbinſel, in Holſtein die Trave und Schwentine und in Jütland die Gudenaa. Zahlreicher als die Flüſſe finden ſich im Oſten die Seen, von denen viele bereits durch Vermoorung verſchwunden reſp. in Wieſengründe verwandelt ſind oder noch im Stadium der Vermoorung ſich befinden.

[1]) „Paleographie der cimbriſchen Halbinſel“ von Prof. Dr. K. Jansen, Heft 8 der „Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde“, Stuttgart 1886, Verlag von J. Engelhorn.

Alle dieſe hydrographiſchen Elemente bedingen eine Zerſchnittenheit des Bodens, die ſich auch in der Geſchichte durch die Bildung und Abgrenzung der vier Herzogthümer des Landes kund giebt, ſo daß der Verfaſſer mit Recht ſagen kann: „Als Ganzes erſcheint die cimbriſche Halbinſel kaum aus dem Meere emporgetaucht, im Einzelnen auf Schritt und Tritt durch Waſſer oder die verſchiedenen Zwiſchenformen zwiſchen Feſtem und Flüſſigem zerſchnitten.“

Auf der im Vorhergehenden geſchilderten Lage und Geſtaltung der cimbriſchen Halbinſel beruht auch ihr Wegenetz. Vor Allem unterſcheidet ſich eine Längsſtraße von einer Querſtraße. Die letztere mußte wegen des Verkehrs in der Längsrichtung der Oſtſee nach den Handelsſtädten der Niederlande der Baſis ſo nahe als möglich liegen. Daher geht ſie von Lübeck die Trave entlang nach dem Fahrwaſſer der Elbe bei Hamburg. Behufs bequemeren Verkehrs wurden denn auch frühzeitig Verſuche gemacht, eine Waſſerſtraße in dieſer Richtung herzuſtellen. So entſtand der Kanal zwiſchen Stecknitz und Delvenau, ſowie der bald wieder verlaſſene Alſterkanal zwiſchen Alſter und Beſte. Die Längsſtraße zieht im Weſentlichen in Südrichtung von Kolding oder Hadersleben nach Hamburg und folgt dem Weſtrande des Geſchiebethons, hierbei die Förden ſpitzen ſtreifend oder überſchreitend. Auf ihr liegen die Ortſchaften: Schleswig, Rendsburg, Jevenſtedt, Hohenweſtedt, Hohenaſpe, Itzehöe, Steinburg, Elmshorn, Uetersen und Wedel. Von Schleswig ging eine Zweigroute über Eckernförde, Kiel ꝛc. nach Lübeck und von da über Mölln nach Lauenburg, theils auch der mecklenburgiſchen Küſte entlang. Weiter zweigte ſich eine Seitenſtraße ab von Rendsburg nach Lübeck. Der als zweite Längsſtraße zu betrachtende Seeweg längs der Oſtküſte fand in Kiel ſein Ende und trat dann als Landweg auf, um über Neumünſter nach Hamburg zu führen. Geringeren Verkehr beſaß die weſtliche Küſtenſtraße von Hamburg über Itzehöe, Meldorf, Lunden, Tondern ꝛc. nach Aalborg. Weiter beſtanden noch einige unbedeutende Querſtraßen, ſo Lübeck-Meldorf, entweder über Segeberg und Itzehöe oder Segeberg und Neumünſter. Weiter ſind zu erwähnen die Straßen Heiligenhafen-Oldenburg-Hamburg, entweder über Neuſtadt oder Eutin, Kiel-Flemhude, Schleswig-Huſum, Flensburg-Tondern, Apenrade-Tondern. In Jütland ſind noch als Querſtraßen zu nennen: Lemvig-Viborg-Randers-Grenaae, Aarhus-Ringkjöbing und Horſens-Veile. Fridericia-Kolding verbindet ſchon die Eiſenbahn mit dem Hafen Esbjerg.

Im zweiten Hauptabſchnitte berichtet der Verfaſſer über die „Bevölkerung, Städte und Staaten der cimbriſchen Halbinſel“. Bereits die Fundorte der Steingräber und Rieſenbetten, Urnenfelder und Alterthümer aus der Stein-, Bronze- und Eiſenperiode zeigen, wie der Menſch den Oſten der Halbinſel dem Weſten entſchieden vorzog.

Von dem Lande, an deſſen Küſten der Bernſtein gefunden wird, hat zuerſt Pytheas aus Maſſilia ſeinen Zeitgenoſſen berichtet; dann tritt die cimbriſche Halbinſel deutlicher in der Geſchichte hervor, als die Cimbern 113 v. Chr. an der römiſchen Nordgrenze anlangten. Wahrſcheinlich wurden dieſelben durch große Ueberſchwemmungen zum Verlaſſen ihrer fruchtbaren Marſchgebiete veranlaßt, jedenfalls deutet aber ihre große Volkszahl auf dichte Beſiedelung unſerer Halbinſel hin. Die Züge römiſcher Feldherren zur See gegen deutſche Stämme laſſen ferner auch eine große Vertrautheit mit der Schiffahrt bei den letzteren vorausſetzen. Tacitus berichtet zuerſt ausdrücklich, daß in unſerer Halbinſel die Cimbern wohnten, ebenſo die Angeln und Jüten. Eine große Volksentleerung der Halbinſel trat ein, als 449 n. Chr. unter Hengiſt und Horſa zahlreiche Bewohner nach Britannien zogen. Erſetzt wurden dieſelben durch nachdrängende Jüten aus Norden und ſlaviſche Wagiren aus Oſt und Südoſt. In dieſe Zeit fällt die Gründung der Orte Dahme, Grube und Weſſek. In der Folgezeit dringen die Slaven weiter vor und gründen Plön, Lütkenburg, Krempe, ferner Pretz, Lübeck, Ratzeburg und Segeberg. Nachdem im 8. Jahrhundert Lübeck Sitz der wagriſchen Fürſten geworden iſt und die Slaven auf der Wakenitz-Delvenau-Linie bis zur Elbe vorgedrungen ſind, wird ihr Weiterſchreiten verhindert durch die fränkiſche Monarchie. 734 beſiegt Karl Martel den Frieſenfürſten Bobo, 785 wird zu Meldorf die erſte chriſtliche Kirche gebaut und Hamburg unter Karl dem Großen zum Stützpunkte für weitere Operationen gegen die Nordalbingier und Dänen gemacht. Im Anſchluß an dieſe Feldzüge entſtanden dann die Orte Münſterdorf, Heiligenſtedten und Schenefeld, ſowie Buchhorſt bei Lauenburg. Ein Grenzgürtel von Befeſtigungen, der Limes Saxonicus, zog ſich ferner von der Schwentine über Segeberg zur Trave.

Auch nach Schleswig kam 826 das Chriſtenthum von Weſten. 850 wurde die erſte Kirche zu Schleswig, 860 die zweite zu Ripen erbaut. In Jütland ſcheint Viborg älteſte Kultusſtätte und Reſidenz geweſen zu ſein. Zum Schutz gegen die Dänen richtete Heinrich I. zwiſchen Eider und Schlei die däniſche Mark ein, welche unter Otto I. und Otto II. noch erweitert und befeſtigt wurde. Hiermit hören die Feldzüge deutſcher Könige gegen die Dänen auf. Die Obotriten fallen aus Südoſt in die däniſche Mark ein, verbrennen 983 Hamburg und finden nur Widerſtand an Itzehöe und der Bokelnburg. Das Heidenthum geht ſiegreich aus dieſem Kampfe hervor, ſo daß das Bisthum Oldenburg faſt ein Jahrhundert verſchwindet. Ende des elften Jahrhunderts tritt auch zum erſten Male die Dreitheilung der Bevölkerung Holſteins auf, nämlich in die Tedmarsgoi (Dithmarſchen), Holcetae (Holſten) und Sturmaren, welche die angeſehenſten waren.

Die Entſcheidung des Kampfes des Kaiſers mit der Kirche und Fürſtengewalt im zwölften Jahrhundert und der partikulare Zeitgeiſt kam auch der cimbriſchen Halbinſel, beſonders ihrem Süden zu Gute. Das durch Heinrich von Badwide zurückeroberte Wagrien wurde mit Frieſen, Holländern und Weſtphalen beſiedelt und das Bisthum Oldenburg mit dem Biſchofsſitz Lübeck wieder eingerichtet. Auch in Schleswig und Jütland entwickelt ſich unter den Waldemaren ein koloniſatoriſches Leben. Neben Ripen entfalten ſich Tondern, Hadersleben, Apenrade ꝛc. zu blühenden Handelsſtädten. Ebenſo treiben neben Viborg die Städte Aarhus und Aalborg ausgedehnten Handel, denen ſich bald Kolding und Horſens anſchließen. Nach der Aechtung Heinrich's des Löwen dringen die Dänen vor, und Friedrich II. muß an Waldemar II. alles Land jenſeits der Elbe und Elde abtreten. Jedoch ſchon 1227 wird das Dänenthum durch die Schlacht bei Bornhöved in ſeine alten Grenzen zurückgedrängt, gleichzeitig gehören von dieſer Zeit an Hamburg und Lübeck, namentlich letzteres, mehr ſich ſelbſt an, können ſich frei entfalten und ihre günſtige Lage ungehindert ausnutzen. Dem Aufblühen dieſer beiden Städte war förderlich der allgemeine Drang des Germanenthums, die Oſtſee zu einem deutſchen Binnenmeer zu machen. Ende des 13. Jahrhunderts war die Oſtſeeküſte bis Livland in deutſchem Beſitz, und ein ungeahnter Handelsverkehr entwickelte ſich auf ihr, deſſen Mittelpunkt Lübeck wurde, der Sitz der Hanſa für mehrere Jahrhunderte. Der Durchgangsverkehr des Oſtſeehandels von Lübeck über Hamburg nach den Niederlanden mußte auch Hamburg emporblühen

laſſen. An neuen Ortſchaften entſtehen um dieſe Zeit Kiel, Neuſtadt, Heiligenhafen, Beile, während Apenrade, Flensburg, Eckernförde und Kolding das Stadtrecht erhalten. Das Gleiche geſchieht mit Tondern, Hjörring, Meldorf, Krempe, Ratzeburg ꝛc. Die gleichzeitig in großer Zahl erfolgende Gründung von Klöſtern giebt Anlaß zur Anlage weiterer Siedelungen und Kirchen, ſo daß im Anfang des 14. Jahrhunderts die Beſiedelung der cimbriſchen Halbinſel als abgeſchloſſen anzuſehen iſt. Die folgenden Jahrhunderte werden im Weſentlichen ausgefüllt durch den Kampf des Deutſchthums mit dem Däneuthum. Bald hat das eine, bald das andere die Oberhand, bis endlich, nachdem durch Säkulariſirung der Kirchengüter als Folge der Reformation ſich eine Menge kleiner Herrſchaften gebildet hatten, Schleswig-Holſtein Ende des 16. Jahrhunderts in zwei Haupttheile zerfiel, in einen königlich-däniſchen und einen herzoglich-gottorpiſchen. In beiden Theilen fanden zur Hebung des Wohlſtandes neue Stadtgründungen ſtatt. So entſtanden Glücksburg, Glückſtadt, Friedrichſtadt, Fridericia ꝛc., während Orte wie Wandsbeck und Wyk auf Föhr zu Städten oder Flecken emporkamen. Im 18. Jahrhundert wird endlich faſt ganz Schleswig-Holſtein von Dänemark in Beſitz genommen.

Erſt mit dem Jahre der Julirevolution beginnt für den Südtheil der cimbriſchen Halbinſel eine beſſere Zeit. Das bereits 1624 von Chriſtian IV. eingerichtete Poſtweſen erfährt eine bedeutende Erweiterung, indem auf der erſten 1831 vollendeten Chauſſee Altona-Kiel 1832 die erſte tägliche Diligence eingerichtet wird, welcher bereits 1844 die Eiſenbahn folgt. Bald kamen weitere derartige Verkehrserleichterungen, die aber erſt zu ihrer jetzigen Ausdehnung gelangen konnten, als man die anmaßenden Däniſirungsverſuche zurückzuweiſen 1848 begann und 1864 vollendete, ganz im Sinne des den Holſten unvergeßlichen Uwe Jens Lornſen. Wenn auch die Dänen mit ihrem energiſchen Willen dem Oſtſeehandel andere Wege vorzuſchreiben beabſichtigen durch Anlage von Häfen an der weſtjütiſchen Küſte, ſo gelingt ihnen dies nur für den Handel mit England. Den Handel nach den Niederlanden, Frankreich und den Rhein aufwärts nach der Schweiz kann Dänemark den Städten Hamburg und Kiel niemals nehmen. Welche Bedeutung der neu zu erbauende Nord-Oſtſeekanal für den Handel, namentlich für die Wege deſſelben haben wird, läßt ſich jetzt noch nicht ſagen. Wie ſehr aber der Verkehr zugenommen hat, läßt ſich am beſten mit Zahlen beweiſen. Von 1834 bis 1884 iſt die Zahl der durch Eiſenbahnen und Poſten beförderten Perſonen von rund 3000 auf rund 10 Millionen geſtiegen, alſo, wenn man auch ein drei- und mehrmaliges Zählen derſelben Perſonen auf der Eiſenbahn berückſichtigt, eine Steigerung um etwa das Tauſendfache. In gleicher Weiſe iſt die Zahl der Briefſendungen von 1 165 763 im Jahre 1833 auf 56 Millionen im Jahre 1884 geſtiegen.

Zum Schluß bringt der Verfaſſer noch Einiges über Wortdeutung und Rechtſchreibung und plädirt unter Anderem für die Schreibweiſe Lübek, Meklenburg, Silb, anſtatt mit ck und y.

Die Yuma-Indianer in Süd-Californien.

Von Johann A. Spring (Tucſon, Arizona).

In einem Umkreiſe von etwa zehn engliſchen Meilen um das am Coloradofluſſe gelegene Städtchen Yuma herum leben meiſt nahe am Flußufer in kleineren oder größeren Anſiedelungen die Yuma-Indianer. Der ganze Stamm zählt vielleicht noch 2000 Seelen; für ihren Unterhalt ſind ſie vollſtändig auf ſich ſelbſt angewieſen: ſie haben keinen Agenten, keine Reſervation und beziehen keinerlei Unterſtützung von der Regierung, ſondern leben in kleinen Gütergemeinſchaften friedlich und ruhig dahin.

Das Klima der von ihnen bewohnten Gegend überhebt ſie großer Wohnungs- und Kleidungsſorgen und die jährliche Ueberſchwemmung des Coloradofluſſes gewährt ihnen für den größten Theil des Jahres reichliche Nahrung; wie der Nil in großem Maßſtabe durch periodiſches Uebertreten ſeine Ufer befruchtet, ſo bewäſſert in kleinem Maße der durch den im Norden ſchmelzenden Schnee anſchwellende Colorado unzählige Vertiefungen, die ſich größtentheils auf dem weſtlichen Ufer befinden. Hier bleibt das Waſſer bis Anfangs Juli ſtehen; der Fluß tritt dann in ſein natürliches Bett zurück, das zurückbleibende Waſſer verdunſtet ſchnell, eine etwa zolldicke befruchtende Decke von ſchlammigem Boden zurücklaſſend. Jetzt kommt der Yuma mit einer ſelbſt verfertigten Hacke oder auch nur mit einem zugeſpitzten Stocke, macht kleine Gruben in die lockere, durchwäſſerte Erde, legt Mais-, Kürbis-, Melonenkerne und Bohnen hinein, deckt dieſelben zu und überläßt ſeine Saat einer gütigen Vorſehung, d. h. in ſeinem Falle dem Sonnengotte, den ſeine Vorfahren wenigſtens eifrig verehrten. Dieſer entſpricht denn auch vollſtändig den kühnſten Hoffnungen: ſchon nach acht Tagen ſchießt und ſprießt die Saat in kräftigem Wuchſe und mit ganz erſtaunlicher Ueppigkeit hervor. In ganz kurzer Zeit entwickeln ſich die Pflanzen und erzeugen die ſchönſten Früchte; centnerſchwere Kürbiſſe und fünfzigpfündige Waſſermelonen ſind hier durchaus nichts Seltenes; auch das Welſchkorn und die Bohnen gedeihen vortrefflich. Auf die primitivſte Weiſe, auf den Schultern und Köpfen ſeiner Weiber, heimſt der Yuma ſeine Ernte ein: Bohnen und Mais werden in großen, aus Weiden geflochtenen Körben unter Dach gebracht, Melonen und Kürbiſſe haufenweiſe im Freien aufgeſtapelt. Viele der letzteren werden in lange Streifen zerſchnitten und an der Sonne getrocknet; in dieſem Zuſtande heißen ſie bichicores und können, wie unſer getrocknetes Obſt, Jahre lang aufbewahrt werden.

Wie ſchon bemerkt, leben die Yumas in kleinen Gütergemeinſchaften, welche je von allen Gliedern einer Familie gebildet werden. Herrſcht Ueberfluß, ſo werden Alle ſatt; tritt Mangel ein, ſo leiden Alle darunter; theils in überdachten Gruben, theils in luftigen Hütten lebend, unterwerfen ſich Alle den Anweiſungen des älteſten männlichen Familienmitgliedes; Zank und Streit kommt nie oder doch äußerſt ſelten vor. Während die Anpflanzung im Wachsthum begriffen iſt, wird täglich ein Familienmitglied zu ihrer Bewachung befohlen, um das hier frei herumſtreifende

Vieh abzuwehren. Im geschlechtlichen Umgange herrscht die größte Freiheit; Heirathen werden ohne irgend welche Ceremonien geschlossen, doch erwartet und erhält meistens der Vater des Mädchens eine Vergütung in Vieh oder Ponies.

Von allen anderen mir bekannten Indianern zeichnet sich der Yuma vortheilhaft durch seine Ehrlichkeit aus; er hat sowohl im Städtchen, wie auch auf den umliegenden Farmen überall freien Zutritt; nur wenn die größte Noth des Hungers im Januar und Februar ihn dazu drängt, erlaubt er sich einen diebischen Kniff, um zu Nahrung zu gelangen: er treibt dann ein Thier, das zu der Heerde eines in der Nähe wohnenden Viehzüchters gehört, in einen möglichst weit von der Farm gelegenen Sumpf, wo es von selbst nicht wieder herauskommen kann; dann begiebt er sich zu dem Eigenthümer und benachrichtigt ihn von dem Zustande seines Thieres; dieser, gewöhnlich ein kürzlich angesiedelter Amerikaner (mexikanische Viehzüchter werden selten von diesem Manöver betroffen), läßt sich das Thier beschreiben, das wohlweislich als werthlos dargestellt wird und wirklich nie viel werth ist; er findet gewöhnlich den Ort zu weit, die Sache nicht der Mühe werth, schenkt dem Yuma das Thier und giebt ihm vielleicht noch ein gutes Mittagessen für seine gehabte Mühe.

Unreinlich und faul sind diese Indianer im höchsten Grade; sie arbeiten nie mehr als durchaus nothwendig, um sich vor Hunger zu schützen und die wenige Kleidung, welche sie brauchen, anzuschaffen. Da sie stets schläfrig und in der Auswahl ihrer Lagerstätte durchaus nicht wählerisch sind, sich also unter jeden beliebigen Baum in den heißen Sand hinlegen, sich äußerst selten, im Winter gar nicht, baden oder waschen, und massenweise in buntem Durcheinander die Nacht zubringen, so sind sie meistens voll Ungeziefer, welches dann durch das vollständige Bepflastern des Kopfhaares mit einer lehmigen Masse zerstört wird. Da der Coloradofluß und die angrenzenden Wasserlachen von Fischen wimmeln, so brauchte der Yuma eigentlich nie zu hungern; doch versteht er vom Fischfang mit Angel und Netzen sehr wenig, sondern er schießt die Fische mit ganz einfachen, unbefiederten Pfeilen, wenn dieselben gegen Sonnenuntergang an die Oberfläche des Wassers kommen. Im Winter ist ihm dazu das Wasser zu kalt, denn da er keine Boote besitzt, muß er zu erwähntem Zwecke hineinwaten. Ueberhaupt ist der Yuma ein ausgezeichneter Bogenschütze; mit Pfeil und Bogen durchstreift er die Gegend, tödtet Hasen, Kaninchen, Wachteln, Tauben und anderes kleines Wild; Feuerwaffen besitzt er keine oder doch äußerst wenige. Während neun Monaten des Jahres trägt der Yuma keinerlei Kleidung, abgesehen von einem Lendentuche, das vorn und hinten bis auf die Knie herunterhängt; während des Winters wickelt er sich in eine wollene Decke und in Ausnahmefällen sieht man auch ältere, schwächliche Männer in abgetragenen, erbettelten Beinkleidern. Männer wie Weiber tragen ihr Haar über der Stirn kurz abgeschnitten; das übrige fällt in dichten, schwarzen Massen bis auf die Schultern, wird bei ersteren auch öfters in zwei lange Zöpfe geflochten; Alle tragen Halsschmuck von farbigen Glasperlen. Die Weiber bekleiden sich mit einem stark ausgeschnittenen, kurzen Hemdchen mit 3 bis 4 Zoll langen Aermeln und einem aus buntem Kattun verfertigten Rocke. Die nackten Schultern und Arme bedeckt ein bunter Ueberwurf; die Lieblingsfarbe der Yumas ist unstreitig roth und orangegelb.

Die Männer sind meist hochgewachsene, schlanke und schön proportionirte Gestalten mit starken Schenkeln und großen Füßen, doch sind ihre Waden, wie die der Weiber, nur wenig entwickelt; die letzteren haben zierliche, sehr kleine Hände und Füße, in der Jugend volle starke Busen, die jedoch schon im 30. Jahre zu welken beginnen und sich dann schnell in zusammengeschrumpfte, längliche Beutel verwandeln. Mit 11 bis 12 Jahren ist das Mädchen mannbar, mit 35 ein altes runzeliges Weib. Neben dem sehr heißen Klima mag dazu allerdings der Umstand beitragen, daß das Weib alle Arbeit, Jagd und Saat ausgenommen, verrichten muß, während die großen, faulen Schlingel sich schlafend im Sande wälzen. Die Gesichtszüge beider Geschlechter sind nicht unschön, deren Ausdruck jedoch stumpf und fast durchweg nichtssagend.

Die Behandlung der Kranken bei diesen Indianern kann ich nur eine barbarische Quälerei nennen. Als Yuma noch Garnisonsplatz war, nahmen sich die Aerzte ihrer und ihrer oft sehr ekelhaften syphilitischen Krankheiten an und verabfolgten ihnen unentgeltlich Medikamente, die dankbar angenommen und gebraucht wurden; die intelligenteren Glieder des Stammes suchen auch jetzt noch in schwierigen Krankheitsfällen, wie sie sich Rath und Hilfe von den Aerzten des Städtchens oder anderen weißen Einwohnern verschaffen können, doch sind dieses Ausnahmen; gewöhnlich wird die Kur von einem Medicinmann und von alten Weibern unternommen, die durch Kneten des Unterleibes und allerlei abgekochte Kräuter das Uebel zu beseitigen suchen.

Der Yuma scheint von dem Grundsatze auszugehen, daß der Sitz und die Ursache fast aller innerlichen Krankheiten der Magen ist, in dem sich die unverdaute Nahrung zu einem Knäuel zusammengeballt hat und bald Durchfall, bald Verstopfung erzeugt. In beiden Fällen wird zur Knetkur Zuflucht genommen. Ist der Patient noch ein Kind in zartem Alter, so begnügen sich die alten Weiber damit, den Unterleib und die Magengegend mit ihren knöchernen Fäusten zu bearbeiten, ohne auf das Wimmern und die reichlich fließenden Thränen der armen Kreaturen zu achten. Anders verhält sich die Sache, wenn der oder die Kranke eine erwachsene Person ist; in diesem Falle knetet der Medicinmann mit Fäusten, Ellbogen und Knien auf dem Unterleibe des Patienten herum. Dieser krümmt und windet sich und stöhnt, daß es einen Stein erweichen könnte, doch da er von Anderen festgehalten wird, muß er wohl ausharren. Nach der Knetung wird der Patient umgedreht und die Kur auf dem Rücken durch Klopfen mit den Knöcheln der gekrümmten Hand am unteren Theile des Rückgrates fortgesetzt. Dabei wird stets strengste Diät gehalten, d. h. Enthaltung von aller Nahrung, so daß es oft fraglich ist, ob der oder die so Behandelte an der Krankheit, an der Knetkur oder am Hungertode gestorben. Auf jeden Fall sterben Viele, sehr Viele.

Ist nun der Patient nach dieser martervollen Behandlung ins Jenseits gegangen, so wird er lang ausgestreckt, gewaschen und gekämmt und die Vorbereitungen zur Verbrennung der Leiche werden getroffen. Die Yuma sind meines Wissens die einzigen von allen ihren Stammverwandten, die ihre Leichen durch — freilich sehr primitive — Cremation zerstören. Es wird eine etwa 7 Fuß lange, 3 Fuß breite und 2 Fuß tiefe Grube gegraben, deren Seiten mit trockenen Holzstämmen belegt werden, etwa wie man das Innere eines Brunnens auskleidet; auf den Boden der Grube kommt eine etwa sechszöllige Schicht von trockenen Spänen, Kleinholz oder Zweigen zu liegen und auf diese wird die Leiche gebettet; den Männern wird ihre Kleidung, Bogen und Pfeile und eine ansehnliche Quantität Welschkorn zur Wegzehrung mitgegeben, den Weibern anstatt der Waffen ein irdener Krug (olla) und ein Mahlstein (metate). Jetzt wird über den Körper ein Haufen Mosquitoholz (Prosopis Juliflora), das hier in großer

Menge wächſt, geſchichtet, welcher eine Höhe von etwa 4 Fuß über dem Erdboden erreicht und den Rand der Grube rings herum um etwa einen Fuß überragt. Dabei wird ſorgfältig Acht gegeben, daß an zwei entgegengeſetzten Ecken der Grube je ein Zugloch gelaſſen wird, damit das Feuer bis auf den Boden gelange und Alles verzehre. Unter allgemeinem Wehklagen und Weinen wird nun der Scheiterhaufen an zwei Orten zugleich angezündet und brennt bald lichterloh. Ein oder mehrere Thiere des Verſtorbenen, meiſtens ein einziger Pony, werden nun herbeigeführt und auf der öſtlichen Seite des brennenden Haufens abgeſchlachtet, während die Weiber unausgeſetzt Hände voll Welſchkorn in das Feuer werfen und dabei Klagerufe ausſtoßen. Das verzehrende Element hat den Körper erfaßt und das ſchmorende Fleiſch verbreitet einen ſehr unangenehmen Geruch. Nach etwa zwei Stunden iſt Alles vorbei; da das Mosquitoholz eine intenſive Hitze erzeugt, bleibt außer einigen Knochen nur ein verhältnißmäßig geringes Quantum Aſche, welche ſorgfältig geſammelt, in die Grube geworfen und mit Erde zugedeckt wird.

Merkwürdig iſt das Weinen und Wehklagen der Yumas in ſo fern, als die dabei erzeugten Töne denen von uns beim Lachen hervorgeſtoßenen Lauten vollkommen ähnlich ſind, ſo daß man ſich durch die reichlich fließenden Thränen und ſchmerzverzerrten Geſichtszüge überzeugen muß, daß Trauer und Seelenſchmerz vorhanden.

Nach der ſtattgehabten Verbrennung werden die Thiere verſpeiſt und dann rüſtet ſich die kleine Gemeinde zum Aufbruch, denn niemals wird eine Yumafamilie in der Nähe der letzten Ruheſtätte eines ihrer Angehörigen wohnen bleiben. Die Hütten werden abgebrochen und überhaupt alle Wohnungen dem Erdboden gleichgemacht; alles Tragbare wird unter die verſchiedenen Mitglieder vertheilt und die nomadiſche Karawane ſetzt ſich in Bewegung, um ein neues Lager zu ſuchen, was ja in dieſer wilden, unbebauten Gegend keine Schwierigkeiten darbietet. Kein Kreuz [1]), kein Stein, kein Hügel bezeichnet die Stelle, wo die Gebeine und die Aſche des Verſtorbenen ruhen.

Es iſt eine große Seltenheit, einen Yuma zu Pferde anzutreffen; er beſitzt überhaupt im Vergleich mit ſeinen Stammverwandten, den Papago- und Pima-Indianern, eine verſchwindend kleine Anzahl von Thieren; deſto beſſer iſt er zu Fuß beſtellt und deshalb zu Botendienſten auf große Diſtanzen ſehr geeignet. Ein von Yuma nach Caſtle Dome (38 engl. Meilen Entfernung) abgeſandter Yuma wird in längſtens acht Stunden zurückerwartet; kommt er nach Ablauf dieſer Zeit nicht, ſo kommt er gewiß nicht bis zum folgenden Tage, denn keine Macht der Erde kann den Yuma dazu bewegen, freiwillig während der Nacht zu reiſen. Der Grund davon liegt in ſeinem Aberglauben.

Sowie die Landbevölkerung faſt aller europäiſchen Länder ſich über den Kuckuck unzählige Märchen und Sagen erzählt und ihm allerlei zauberhafte Attribute beimißt, ſo hat auch der Yuma-Indianer vor dieſem Vogel, den er tecolote nennt, einen gewaltigen Reſpekt [1]). Wenn während der periodiſchen Ueberſchwemmung des Coloradofluſſes die Yumas am Abend ſich vor ihren Hütten verſammeln, johlen, ſpielen, tanzen und ſingen im Vorgenuß der reichlichen Ernte, die das ſegenſpendende Naß ihnen in Ausſicht ſtellt, geben ſie ſich ganz der ausgelaſſenſten Freude hin. Plötzlich tönt das gemeſſene „ku-ku! ku-ku!“ des gefürchteten Vogels von einem Baumgipfel herab und raſch wie der Blitz verſchwinden Männer, Weiber und Kinder in ihren Gruben und Hütten, wo ſie ſich zitternd und zagend in die kleinſten Winkel verkriechen. Selbſt ihre Hunde, die erblaßten Geſichter und zitternden Glieder ihrer Herren bemerkend, werden von der allgemeinen Panik ergriffen und ſuchen heulend mit eingeklemmten Schwänzen ein ſicheres Verſteck.

Es ſind verbürgte Fälle vorhanden, daß einzelne Yumas, die ſich durch hohen Botenlohn verleiten ließen, bei Nacht einen Gang zu machen, durch den Schrei dieſes Vogels ſo von Angſt und Furcht überwältigt wurden, daß ſie ihrer Sinne beraubt, im Sande hockend, aufgefunden wurden und ſeit jener verhängnißvollen Stunde verrückt geblieben ſind. Wenn der Kuckuck-Ruf in der Nähe eines Lagers gehört wird, ſo bedeutet er, daß der zuletzt Verſtorbene im Jenſeits entweder an Kälte oder Hunger leidet; die nächſten Anverwandten ſuchen deshalb ſeine letzte Ruheſtätte beim erſten Tagesgrauen auf (ein Einzelner würde um keinen Preis hingehen) und verbrennen daſelbſt einige Decken und ein Quantum Nahrungsmittel, um die durch des Vogels Stimme angedeuteten Bedürfniſſe des Dahingegangenen zu befriedigen. Pfeile und Bogen werden nie zum zweiten Male geſpendet, indem der Glaube herrſcht, daß dieſe Waffen im Jenſeits unfehlbar (ma-kl) ſind.

Alſo ſind die Yumas Spiritualiſten. Weiteres aus dem Seelenleben dieſer Indianer war mir unmöglich zu erfahren, theils aus Mangel an Sprachkenntniſſen beiderſeits, theils wegen ihrer Verſchloſſenheit; doch ſo viel läßt ſich behaupten, daß die häufigen andauernden Verſuche, ſie zu Chriſten zu bekehren, theils an ihrem Aberglauben, theils an ihrem Stumpfſinn vollſtändig geſcheitert ſind. Ob die katholiſchen Schweſtern mit ihrer kürzlich errichteten Indianerſchule, wo ſie Kinder nicht nur unterrichten, ſondern auch bekleiden, ernähren und erziehen, beſſere Erfolge haben werden, wird die Zeit lehren.

[1]) Die Yuma-Indianer wurden zu verſchiedenen Malen von katholiſchen Miſſionaren beſucht und Jahre lang von denſelben in der chriſtlichen Religion unterrichtet.

[1]) Auch im Inneren von Mexiko fand ich viele Indianerſtämme, denen der Schrei dieſes Vogels eine grenzenloſe Furcht einflößt; die dort meiſtens ſpaniſch ſprechenden Indianer haben das Sprichwort:

Cuando canta el tecolote
El Indio se muere.
Wenn der Kuckuck ſchreit,
Stirbt der Indianer.

Nekrologe.

— Am 15. März ſtarb in Caloundra bei Brisbane William Landsborough, deſſen Name mit der Erforſchung Auſtraliens verknüpft iſt. Sein Vater war ein ſchottiſcher Naturforſcher von Ruf. 1860 entdeckte Landsborough den Oberlauf des Thompſon River, 1861 die Quellen der Flüſſe Gregory und Herbert. Dann übernahm er die Führung einer Expedition zur Aufſuchung von Burke und Wills und kreuzte den ganzen Kontinent vom Golf von Carpentaria bis Melbourne. Weitere Reiſen in Queensland unternahm er 1864 bis 1865 und 1867 bis 1868. Später erhielt er in Anerkennung ſeiner Leiſtungen eine Beamtenſtelle und 2000 Pfd. St. von dieſer Kolonie.

— Dr. Ferdinand Heinrich Müller, außerordentlicher Professor der Geographie an der Universität Berlin, geboren am 2. Mai 1805, starb daselbst am 8. April d. J. Sein Hauptwerk ist das 1840 bis 1852 erschienene „Die deutschen Stämme und ihre Fürsten oder historische Entwickelung der Territorialverhältnisse Deutschlands im Mittelalter".

— Am 13. April 1886 starb im Haag im Alter von 58 Jahren D. Maarschalk, zuletzt General-Inspekteur und Chef der Staatseisenbahnen auf Java. Nachdem er über 30 Jahre lang mit wenigen Unterbrechungen in Indien thätig gewesen, hatte er im Jahre 1880 seine Pensionirung nachgesucht und seinen Aufenthalt dauernd in der Heimath genommen. In jungen Jahren als Genieofficier nach Java gekommen, verließ er den Militärdienst im Jahre 1868 als Oberstlieutenant, vollendete dann die in Privatbesitz befindliche Eisenbahn von Samarang nach Solo und Djokja und von Batavia nach Buitenzorg, sagte sich aber schon im Jahre 1872 von der Gesellschaft los. Nachdem er noch einen Entwurf zu Hafenanlagen für Batavia gemacht hatte, ging er 1873 nach Europa, kehrte aber schon 1875 nach Indien zurück, um den Dienst der Staatseisenbahnen zu organisiren. Dank seiner Energie und Ausdauer glückte es ihm, viele Hindernisse zu überwinden, sowie das unter seinen Befehlen dienende Personal zu organisiren und durch sein eigenes Beispiel zu den größten Anstrengungen anzufeuern. Wer in den Eisenbahnen einen Faktor der Entwickelung namentlich für halbkultivirte Länder sieht, wird gern anerkennen, welche Bedeutung Maarschalk für Java besitzt.

— Louis Simoniu, französischer Reisender, geboren zu Marseille am 22. August 1830, gestorben zu Paris am 15. Juni 1886. In seiner Eigenschaft als Bergingenieur hat er zahlreiche Missionen in Nordamerika, im Mittelmeerbecken und im Indischen Ocean ausgeführt und eine Reihe von Werken verfaßt, darunter „L'Etrurie et les Etrusques" (1866); „Aux pays lointains" (1867); „La Toscane et la Mer Tyrrhénienne" (1868); „Le Grand Ouest des Etats Unis" (1869); „L'Homme Américain" (1870); „A travers les Etats-Unis" (1875); „Le Monde Américain" (1876); „Les Grands Ports de Commerce de la France" (1878).

— Hermann Abich, hervorragender Geolog und Orientreisender, geboren 11. December 1806 zu Berlin, gestorben 2. Juli 1886 zu Wien. Er studirte in Berlin, unternahm seit 1833 eine eingehende Untersuchung der italienischen Vulkane, wurde 1842 als Professor der Mineralogie nach Dorpat berufen und 1844 von der russischen Regierung nach dem Ararat gesendet, an dessen Abhängen ein verheerender Bergsturz erfolgt war. Diese Reise wurde für sein weiteres Leben entscheidend. Gefesselt von der Schönheit des Kaukasus und den Riesenvulkanen Armeniens, kehrte er während der nächsten 28 Jahre immer wieder dorthin zurück. Erst spät fing er an, seine Beobachtungen in einem großen Werke zusammenzufassen, zu welchem Zwecke er 1877 nach Wien übersiedelte. Von seinen „Geologischen Forschungen in den kaukasischen Ländern" (Wien 1878, 1882) sind aber nur die ersten beiden Bände erschienen. Von seinen früheren Arbeiten sind unter anderen zu nennen: „Erläuternde Abbildungen geologischer Erscheinungen, beobachtet am Vesuv und Aetna 1833 und 1834" (Berlin 1836); „Ueber die Natur und den Zusammenhang vulkanischer Bildungen" (Braunschweig 1841); „Ueber die geologische Natur des armenischen Hochlandes" (1843); „Ueber Orographie von Daghestan" (1847); „Vergleichende geologische Grundzüge der kaukasisch-armenischen und nordpersischen Gebirge" (St. Petersburg 1858); „Geologische Beobachtungen auf Reisen zwischen Kur und Araxes" (St. Petersburg 1867).

— „Le Mouvement Géographique" vom 11. Juli 1886 meldete aus Marseille den Tod von M. Moustier, eines Agenten des dortigen Hauses Verminck in der Faktorei Bokeh am Rio Nuñez, welcher 1879 im Auftrage seines Chefs mit Herrn Zweifel zusammen von Sierra Leone aus die bekannte Expedition nach dem Kuranko-Gebiete ausführte und die Quelle des Niger auffand.

— Mit Robert Flegel, der am 11. September d. J. in Braß an der Nigermündung wohl weniger der Dysenterie als der herben Enttäuschung und dem Kummer über das Mißlingen seiner großen Pläne erlag, ist der letzte und einer der besten und eifrigsten Sendboten der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland aus dem Leben geschieden. Eduard Robert Flegel war am 1. (13.) Oktober 1855 zu Wilna geboren, trat 1869 in eine Rigaer Buchhandlung ein, siedelte 1872 nach München über, wo er die Handelsschule besuchte, und nahm 1875 eine Stelle in der Gaiser'schen Faktorei zu Lagos (Guinea) an, wo er drei Jahre blieb. 1879 bestieg er das Kamerun-Gebirge und wandte sich nun ganz der Afrikaforschung zu. Zuerst befuhr er 1879 im Anschluß an eine Expedition der Church Missionary Society den mittleren Benuë und nahm denselben auf; dann ging er 1880 in Dienst der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" nach Nupe und Sokoto, durchwanderte 1881 das Gebiet zwischen Bida und Loko und in den folgenden Jahren bis 1884 die Landschaften Zaria, Kororofa, Muri und Adamaua. Das Gebiet der südlichen Zuflüsse des Benuë erschien ihm als ein besonders begehrenswerthes und für Kolonisation geeignetes und, um die Mittel zu einer solchen aufzubringen, ging er im Oktober 1884 nach Deutschland zurück, wo er schwer erkrankte. Mit mehreren Begleitern und neuen Mitteln versehen, kehrte er sieben Monate später (April 1885) nach dem Benuë zurück, stieß aber überall auf Widerstand seitens der englischen National African Company, welche sich inzwischen durch Vermittelung des Reisenden Joseph Thompson in Besitz der Uferländer gesetzt hatte (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 368; Bd. 49, S. 287). In Deutschland waren seine Absichten nicht verstanden worden; der Vertrag mit England vom 2. August 1885 (s. oben S. 208) räumte letzterem gerade diejenigen Landschaften ein, welche Flegel deutschem Unternehmungsgeiste hatte erschließen wollen, und so mußte er, gebrochen an Leib und Seele, nach der Küste zurückkehren. In ihm verlieren wir einen der eifrigsten, uneigennützigsten Pionire, der sich um die Erforschung Afrikas wohl verdient gemacht hat. Die wichtigsten seiner Berichte und Karten veröffentlichten die „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" seit 1881; der Haupttheil seiner geographischen Arbeiten, namentlich über Adamaua, sieht indessen noch der Publikation entgegen.

— Paul Soleillet, der bekannte Afrikareisende, geboren 29. April 1842 in Nimes, gestorben 11. (?) September in Aden in Folge der auf seinen vielfachen Reisen erlittenen Strapazen. Seit 1865 bereiste er Algerien und drang 1873 bis 1874 bis zur Oase Ain-Salah vor, welche bis dahin nur von Laing und Rohlfs besucht worden war. Damals faßte er den Plan zu einer transsaharischen Eisenbahn zur Verbindung Algeriens mit dem Senegal, stieß aber, als er sich 1878 nach letzterem begab, auf den Widerstand der Behörden und wurde Ende 1880 dort sogar gefangen genommen. Nun verlegte er den Schauplatz seiner Thätigkeit nach Ostafrika, nahm Obok für Frankreich in Besitz, knüpfte Verbindungen zwischen seinem Heimathlande und Schoa an, dessen König Menilek ihm besonderes Vertrauen schenkte. Er verfaßte eine Reihe von Werken, unter denen hervorzuheben sind: „Exploration du Sahara Central" (1874); „Les Explorations de Paul Soleillet racontées par lui-même" (1881); „Voyages en Éthiopie" (1885) und „Une exploration en Éthiopie" (1886). Im Ganzen ist er weniger als wissenschaftlicher Geograph, denn als ein Pionir des Handels und der Civilisation aufgetreten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nachtrag zum Artikel: „Monolithische Denkmale im Mittelrheinlande.“ Herr Dr. Paul Wislicenus, Generalsekretär des deutschen Bildungsvereins, bringt in einem Schreiben an Dr. C. Mehlis, d. d. Zürich, 23. September 1886, folgende nachträgliche Bemerkungen zur angeregten Sache. „In Nr. 12 des laufenden Globus-Bandes sehe ich soeben einen Ihrer so anregenden Artikel (Monolithische Denkmale vom Rheinlande), welcher mich zu folgender Mittheilung veranlaßt: In Bartenstein (Ostpreußen) stehen neben der Kirche zwei Steinsäulen von nahezu Menschenhöhe, oben spitz, mit roh eingemeißeltem Mund und Augen; auch sind durch vertiefte Striche Arme und Hände angedeutet. Auf dem kleineren steht in Charakteren des 15. Jahrhunderts ein Name, den ich „Gusteridda filia Waidewuthi“ las. Für den ersteren Namen stehe ich nicht ein, für den letzteren jedoch unbedingt, ebenso für das Wort filia. Die Inschrift ist jedenfalls erst spät eingemeißelt, um die Gestalt zu erklären. — Bei Christburg (Westpreußen) ward eine etwas kleinere Gestalt gefunden, in gleich roher Ausführung, auch mit Andeutung der Arme und Hände, an der Seite ein Schwert mit Kreuzgriff. Die Gestalt ist an der Ecke des früheren Klosters (jetzt Schulhaus) eingemauert. Die Leute deuten sie als Götzen und nennen sie in Folge eines Scherzes der Lehrerstochter „Potrimpos“. Der Kreuzgriff des Schwertes gilt ihnen für ein Kreuz, die Hand für eine Krebsscheere, sie meinen einen Fischgott gefunden zu haben. Diese Steinmänner sind nichts Anderes als Grenzsteine; der „Potrimpos“ stellte einfach einen Ritter vor und bezeichnete die Grenze des Christburger Dominiums im Mittelalter. Die Steine kommen in Ostpreußen massenhaft vor, stehen meist an Acker- oder Gemeindegrenzen, und finden sich auch in Weißrußland häufig. Das Volk nennt sie Mönnekenoder Männekensteene, also Mönchs- oder Mönnleinsteine. Sie haben meist Mannsgröße, spitzen Kopf und Mannsgesicht. Die Deutung der Bartensteiner Steine als Waidewuth und seine Tochter gehört dem späten Mittelalter oder der Reformationszeit an. Waidewuth war der letzte Herzog der Preußen, welcher tapfer kämpfend gegen den Orden fiel.

— Neben der Kreuzotter leben in Deutschland noch vier andere, aber unschädliche Schlangenarten, nämlich die Ringel- und die Würfelnatter (Tropidonotus natrix und tessellatus), die Aesculapnatter (Coluber Aesculapii) und die Schlingnatter (Coronella laevis). Von diesen Nattern ist die Ringelnatter die gewöhnlichste. Die Würfelnatter findet sich nur in den Rheingegenden. Die Aesculapnatter trifft man in einzelnen Theilen unseres Landes, wie in Thüringen, im Harze und am Rheine, z. B. bei Schlangenbad; einige haben auf Grund dieses zerstreuten Vorkommens angenommen, daß die Schlangen, als dem Aesculap geweihte Thiere, von den Römern in die von ihnen angelegten Badeorte eingeführt worden seien. Die Schlingnatter endlich ist durch einen großen Theil Deutschlands verbreitet. Diese Schlange wird zuweilen mit der Kreuzotter verwechselt, und einige ihrer Spielarten sehen der letzteren in der That sehr ähnlich. Wie nun Dr. Notthaft in Frankfurt a. M. kürzlich festgestellt hat, besteht zwischen der Verbreitung dieser beiden Schlangen ein ganz eigenthümliches Verhältniß. Wo nämlich die Kreuzotter häufig und allgemein verbreitet vorkommt, da fehlt die Coronella, und wo letztere am zahlreichsten auftritt, findet sich wiederum jene nicht. Die Kreuzotter fehlt z. B. im Rheingebiete von Basel bis Koblenz, im größten Theile der Reichslande (ausgenommen ist die Umgegend von Metz, links der Mosel), und der Rheinprovinz, sowie in einem beträchtlichen Stücke von Westphalen. In dieser ganzen otterfreien Landschaft ist die Schlingnatter allgemein verbreitet. Dagegen fehlt die letztere völlig oder beinahe ganz in Pommern, Westpreußen, Mecklenburg, am Unterlaufe der Weser, im Fichtelgebirge, in einem großen Theile der Provinz Brandenburg und anderen Gegenden. Und in diesen Gebieten tritt wieder die Kreuzotter meist sehr zahlreich auf. Was die Ursache dieser eigenthümlichen Vertheilung ist, läßt sich vorläufig noch nicht erkennen; Dr. Notthaft sucht sie in der allgemeinen klimatischen Beschaffenheit der Gegend. Zum Theil spielt die Thatsache mit, daß die Kreuzotter mehr an einen bestimmten Grad von Feuchtigkeit und Kühle gebunden ist als die Coronella. Jedenfalls ist es nach den erhaltenen Ergebnissen jetzt nicht mehr erlaubt anzunehmen, wie vielfach geschieht, daß die Kreuzotter in den Rheingegenden lediglich ausgerottet sei, während sie früher daselbst recht wohl existirt habe; es ist dies so wenig glaublich, wie die Annahme, die Schlingnatter sei in Mecklenburg oder Pommern in Folge gänzlicher absichtlicher Vertilgung verschwunden.

— Der Tabaksbau in Rußland umfaßte im Jahre 1885 im

			Desjätinen Baufläche
europ. Theile mit Polen	136816	Pflanzungen mit	45029
westlichen Sibirien	4952	„ „	524
westlichen Kaukasus	10777	„ „	1764

im Ganzen also 152545 Pflanzungen (gegen 135704 im Vorjahre) mit 57317 Desjätinen Baufläche (um 5848 Desjätinen mehr als 1884). Der Ertrag wurde im Jahre 1885 auf 3114099 Pud (gegen 2272494 Pud im Jahre 1884) geschätzt.

— Die Einfuhr an Salz nach Rußland betrug in den Jahren

1864 bis 1868	durchschnittlich pro Jahr		9833000	Pud
1869 „ 1873	„	„	11539000	„
1874 „ 1878	„	„	11498000	„
1879 „ 1883	„	„	10028000	„
im Jahre 1884 dagegen nur			5330000	„

und in der Zeit vom 1. Januar bis 1. November 1885 gar nur 1926000 Pud gegen 4213000 Pud für dieselbe Zeit des Vorjahres.

Asien.

— Prof. Heinrich Kiepert hat sich, um gewisse Lücken seiner großen, seit Jahren vorbereiteten Karte von Kleinasien auszufüllen, nach Konstantinopel und dem westlichen Kleinasien begeben. In ersterer Stadt hat er in verschiedenen Ministerien sehr werthvolle Bereicherungen der kleinasiatischen Karte zur Einsicht erhalten und theils selber kopirt, theils das Versprechen bekommen, daß ihm Kopien übersendet werden würden. Auch hat er in griechischen Kreisen durch einen Vortrag im Hellenikos Syllogos auf eine bessere Erforschung dieses alten Kulturlandes hinzuwirken gesucht. Am 10. September begab sich Prof. Kiepert dann nach Ajwali und Panderma an der Südküste des Marmarameeres und von da quer durch die noch unerforschte Gebirgslandschaft nach Bergama (Pergamon), wo er am 16. September anlangte. Die Route führte über Yönen am gleichnamigen Flusse, dem antiken Aisepos, nach der Provinzialhauptstadt Balikesri, zwischen welchen Orten antike Reliefs und Inschriften gefunden wurden, weiter noch Soriudi, in dessen Nachbarschaft

gleichfalls antike Ruinen, sowie Kupfer-, Zink- und Antimongruben liegen, und nach Bergama, dessen Umgegend im vergangenen Sommer durch Rittmeister von Dieß eine sachgemäße Aufnahme erfahren hat. Kiepert's nächstes Ziel soll das Tmologebirge östlich von Smyrna bilden.

— Transbaikalien ist so reich an Mineralquellen, daß dieselben für die ganze Welt ausreichen würden, — so schreibt wenigstens die „Revue scientifique". Die verschiedenen Wässer besitzen medicinische Eigenschaften, die eine große Anzahl von Krankheiten zu heilen vermögen. Der Charakter der Quellen ist sehr verschieden; es giebt Stahlquellen, Säuerlinge, alkalinische und Schwefelquellen ꝛc. Ihre Temperatur variirt zwischen 43° und 2° R. Bis jetzt sind sie noch nicht einer Analyse unterworfen worden, aber ihre Wirksamkeit ist nicht zweifelhaft, da sie seit lange erprobt ist. Die Eingeborenen behandeln sich dort selbst und zugleich auch ihr Vieh; Heerden von Schafen, Kühen und Pferden, die von Hautkrankheiten ergriffen sind, machen in diesen Gegenden richtige Kuren durch. Auf einer verhältnißmäßig kleinen Oberfläche kennt man 34 Mineralquellen, und in jedem Frühjahre werden neue entdeckt. Die bekannten Quellen befinden sich nahe bei bewohnten Ortschaften, aber einige sind schwer zugänglich. Die Wasser von Daratomsk und Turkinsk sind die einzigen, welche bequem eingerichtet sind. Man kann dort Wohnung und Unterhalt bekommen, dank der Verwaltung, welche die Quellen in Pacht hat. Einige besitzen zahlreiche Sonderbehausungen, welche Privatleute sich haben herstellen lassen; aber im Allgemeinen sind die Besucher genöthigt, sich mit den Hütten der Einheimischen zu begnügen.

Afrika.

Emin Bey (Dr. Schnitzler) hält nach den letzten Nachrichten, die über Zanzibar nach Aegypten gelangten, noch immer einen Theil der äquatorialen Provinzen mit 3000 Soldaten für die ägyptische Regierung besetzt; er befindet sich in Wadelai am oberen Nil (2° 47′ nördl. Br.), ist aber außer Stande, sich den Weg nach der Küste zu erzwingen, da ein feindlicher Häuptling ihm den Durchmarsch nach Süden hin versperrt. Ihm dorthin Hilfe zu bringen, dürfte für die Aegypter, bezw. die Engländer in Aegypten, schwer, wenn nicht unmöglich sein. — Dr. Junker, sein Reisegefährte, scheint dagegen so gut wie gerettet zu sein; er soll sich in Mlalala im Süden des Victoria Njanza befinden, von wo er bald Tabora und die große Karawanenstraße nach der Ostküste zu erreichen vermag.

— Einer Besprechung des Cecchi'schen Reisewerkes „Da Zeila alle frontiere del Caffa" (vergl. oben S. 112) in der „Oesterreich. Monatsschrift für den Orient" (XII, Nr. 9) entnehmen wir Folgendes über das Vasallenverhältniß König Menilek's von Schoa zum König Johannes von Abessinien. Die Unterwerfung geschah am 20. März 1878 auf dem Boden von Schoa, welchen Johannes mit einer Armee von etwa 78000 Mann betreten hatte, während Menilek nur etwa 30000 bei sich hatte. Als Menilek vor dem Zelte des Johannes vom Maulthiere gestiegen war, berührte er mit der Stirn die Erde und betrat das Innere des Zeltes. In diesem Momente erdröhnten 20 Kanonenschüsse, zum Zeichen, daß die Unabhängigkeit Schoas gefallen sei. Johannes erwartete in großem Staate, Krone und Scepter zur Rechten, den Vasallen, erwiderte höflich dessen Gruß und reichte ihm die Hand. In einer zweistündigen Verhandlung wurde vereinbart: 1) daß Menilek fortan den Titel negus-negest (König der Könige) nicht mehr führen sollte, sondern bloß negus (König) von Schoa; 2) daß die Grenzen Schoas gegen Norden der Baschilo, gegen Westen der Abai und gegen Osten und Süden der Hawasch bilden sollte; 3) daß die Staatsreligion Schoas die gleiche sein sollte wie jene Abessiniens; 4) daß Schoa jährlich ein- oder auch mehrmal einen zu vereinbarenden Tribut zahlen sollte; und 5) daß Menilek in Debra Breahan anstatt in Litsche residiren sollte. Die Herrscher beschenkten einander bei dieser Gelegenheit reichlich. — Der dritte Punkt der angeführten Vereinbarungen wurde für die katholische Mission in Schoa verhängnißvoll, weil Menilek den Missionaren den ferneren Aufenthalt in seinem Lande verbot.

Nordamerika.

— Lieutenant Schwatka, welcher die Alaska-Expedition der „New-York Times" befehligt (vergl. oben S. 112), berichtet aus Sitka, daß er die Icy-Bay (unmittelbar südlich vom St. Elias-Berge) vermessen und einen großen, dort mündenden Fluß, der den Namen Jones erhielt, entdeckt, sowie den St. Elias-Berg von Süden bis 7200 Fuß über dem Meere — der Berg selbst ist nach Dall 5950 m hoch — erstiegen habe, wobei rother Schnee in großen Massen passirt wurde. Von Gletschern wurden namentlich drei gefunden, welche die Namen Agassiz, Guyot und Tyndall erhielten; die Dicke des ersteren wurde auf etwa 1000 Fuß geschätzt. Schwatka will nun versuchen, den Berg von Norden oder Osten zu besteigen.

Vermischtes.

— Vor uns liegt die zehnte und vorläufig letzte Lieferung von „Hölzel's Geographischen Charakter-Bildern für Schule und Haus", welche uns zunächst einen Theil des Giants Causeway (basaltische Steilküste) in Irland vorführt. Im Begleittexte behandelt Toula neben der Landschaft auch die vulkanische Bildung des Basalts und erzählt uns die Geschichte der Lehre vom Basalt, die schon vor 230 Jahren anhebt, als der Engländer Tremblay 1656 die Basalte am Rhein mit den irländischen verglich. — Es folgt ein Bild der Pußta Hortobágy bei Debreczin (Begleittext von V. v. Haardt), mit ihrer eigenthümlichen Vegetation, einer Pferdeheerde, dem Ziehbrunnen, der Schäferhütte u. s. w. und zuletzt der Große Cañon des Colorado in den Vereinigten Staaten (Begleittext von Toula), ein großartiges Bild aus jenem wunderbaren Gebiete in Arizona und Utah, über welches Baldwin Möllhausen 1858 als einer der Ersten Nachricht gegeben, und welches dann Major J. W. Powell seit 1867 eingehend erforscht hat. Das Bild zeigt uns die Stelle, wo sich der Colorado am tiefsten (über 1500 m) in das System fast genau horizontaler Schichten des der Steinkohlenformation entsprechenden Kalk- und Sandsteins eingegraben hat. Mit diesen drei Bildern ist diese prächtige Sammlung indessen noch nicht ganz abgeschlossen; es sollen jedenfalls später noch einzelne Supplement-Bilder in zwanglosen Heften erscheinen. Zuvor aber sollen Verkleinerungen (20 × 15 cm) der bisher erschienenen 30 Bilder zu billigem Preise (ca. 20 Pfennig das Stück) veröffentlicht werden, welche dem Schüler in die Hand gegeben werden sollen und ihm eine Uebersicht der hauptsächlichsten Oberflächenformen unserer Erde vermitteln werden, wie sie anschaulicher und lehrreicher nicht zu denken ist. Freilich wird der Preis des Ganzen seine weite Verbreitung, die ihm von Herzen zu wünschen ist, etwas beeinträchtigen.

Inhalt: Das Land der Bagas und der Rio Nuñez. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. L. E. Browski: Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export. II. (Schluß.) — Siedelungsgeschichte der cimbrischen Halbinsel. — Johann A. Spring: Die Yuma-Indianer in Süd-Californien. — Nekrologe. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 11. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 18.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Das Land der Bagas und der Rio Nuñez.

(Nach dem Franzöſiſchen des Schiffslieutenants Coffinières de Nordeck.)

III. (Schluß.)

Zu weiteren Verhandlungen im Inneren von Bagatay begab ſich der „Boéland“, da der in das Herz des Landes führende Catako-Fluß für ihn nicht ſchiffbar war, den Rio Nuñez ſtromaufwärts, weil Coffinières beabſichtigte, zu Lande von Caſaſocobouly aus den Catako zu erreichen. Die Fahrt von Victoria bis zur franzöſiſchen Faktorei Belair nimmt bei günſtiger Fluth nur zwei Stunden in Anſpruch. Unterwegs paſſirt man einige ſenegaliſche Faktoreien, darunter das wichtige Gama-Saint-Jean, aber auch Schiffstrümmer auf den Sandbänken, welche gerade hier der Schiffahrt ſehr gefährlich werden. Bei Caſaſocobouly, deſſen Einwohner herausſtrömten, um ihren Prinzen Dinah zu begrüßen, fuhr man vorbei, weil der Strom zu heftig war, und ankerte vor Belair, deſſen Direktor, ein alter Kapitän Guichard, ſo recht der Typus eines in Weſtafrika Anſäſſigen, ſich mit ſeiner reichen Erfahrung dem Lieutenant zur Verfügung ſtellte. Die Faktoreien gleichen einander faſt alle; eine Palliſade umſchließt Magazine und ein kleines Wohnhaus, wo die Angeſtellten es nicht verſchmähen, die Zeit zwiſchen zwei größeren Geſchäftsabſchlüſſen mit Detailverkauf auszufüllen. Davor ein Landeplatz für die Schiffe. Nachts werden die Thore geſchloſſen, und ein Wächter feuert von Zeit zu Zeit ſein Gewehr, das er möglichſt voll ſtopft, ab, um etwaige Diebe zu verſcheuchen. Der Handel vollzieht ſich in ſehr einfacher Weiſe und zwar meiſt in natura. Nach der Reisernte vertauſchen die Schwarzen ihren Ertrag gegen Stoffe und andere europäiſche Produkte, haben dann im Winter nichts zu eſſen, müſſen ſich darum an das mühſelige Sammeln von Palmnüſſen machen und erhalten dann für letztere den vor einigen Monaten verkauften Reis zurück. Und dieſes von Seiten der Neger kindiſche, für die Faktoreien aber ſehr einträgliche Geſchäft wiederholt ſich in gleicher Weiſe Jahr für Jahr.

Zwiſchen Victoria und Sierra Leone fährt ein kleiner, der Compagnie Sénégalaiſe gehöriger Dampfer hin und her; ebenſo läuft dort allmonatlich ein zwiſchen Dakar und Sierra Leone verkehrender Dampfer an, welcher nach einander alle Flüſſe des ſüdlichen Senegambiens beſucht. Das geſchätzteſte Produkt des Landes iſt der ſogenannte Rio-Nuñez-Kaffee, kleiner von Korn als der Mokka und von ausgeſuchtem Wohlgeſchmacke; ſeines Namens ungeachtet kommt er weniger am Rio Nuñez als beſonders am Pongo vor. Ferner glauben Viele, daß die Kola-Nuß am Rio Nuñez ſehr verbreitet ſei; ſie findet ſich allerdings dort in Menge, doch kommt der größte Theil der Früchte von Mellacorée. Coffinières glaubt der erſte zu ſein, der über dieſe Pflanze nach Autopſie berichtet hat; ſeine mit Zeichnungen nach der Natur verſehene Arbeit wurde 1885 in der Académie de médecine verleſen.

Kola iſt ein Suſu-Wort, welches die von den Gelehrten Sterculia acuminata genannte Pflanze bezeichnet; Baillon rechnet ſie zur Familie der Malvaceen und der Unterabtheilung der Sterculeen. Am Senegal heißt ſie Guru oder Nguru. Die Schwarzen vom Senegal, Niger, Salum, Gambia u. ſ. w. und überhaupt im ganzen Hinterlande von Sierra Leone ſchätzen die Nuß und ihre Eigenſchaften

THE PRINCE OF WALES'S VISIT TO INDIA: THE PRINCE'S ELEPHANT PASSING THROUGH THE GATE OF THE PALACE OF THE MAHARAJAH OF JEYPORE

Ruth Bernhard, Portfolio I, Twenty Photographs, Introduction by Edward Weston, Limited Edition of 100 Signed and Numbered Portfolios, Bernhard, San Francisco, 1949.

Ruth Bernhard's portfolio of twenty photographs is a beautiful piece of work. Each print is mounted on a heavy white mount board, and the whole is contained in a handsome portfolio. The prints are all of the nude, and are all of the same model. Miss Bernhard has a fine sense of composition, and her prints are well balanced and pleasing to the eye. Her lighting is good, and she has a fine sense of tonal values. The prints are all well printed, and the whole portfolio is a fine piece of work.

Ruth Bernhard, Portfolio II, Twenty Photographs, Introduction by Edward Weston, Limited Edition of 100 Signed and Numbered Portfolios, Bernhard, San Francisco, 1953.

Ruth Bernhard's second portfolio is a continuation of the first. It contains twenty more photographs of the nude, all of the same model. The prints are all well printed, and the whole portfolio is a fine piece of work. Miss Bernhard has a fine sense of composition, and her prints are well balanced and pleasing to the eye. Her lighting is good, and she has a fine sense of tonal values. The prints are all well printed, and the whole portfolio is a fine piece of work.

innerafrikaniſchen Hochlande trennt, iſt von St. Louis am Senegal mindeſtens 80 Stunden entfernt; ſie zieht ſich faſt genau von Norden nach Süden hin und endet am Meere bei Kap Verga, ſüdlich von Rio Nuñez. Dieſer Fluß aber iſt, wie ſchon geſagt, zu jeder Jahreszeit für große Schiffe zugänglich, hat ſtarke Gezeiten und keine Barre, ſo daß die dort einlaufenden Fahrzeuge unmittelbar bis in jenes Gebiet gelangen können, welches man von jedem anderen Fluſſe aus erſt mit großer Mühe erreicht. Darum könnte auch, wie erwähnt, Victoria der Ausgangspunkt einer großen Verkehrsſtraße nach dem oberen Niger und Senegal, der wahre Beginn der Eiſenbahn nach Timbuktu werden, deren Herſtellung freilich noch lange auf ſich warten laſſen wird.

Aber auch wenn ſich an der Einfahrt zum Rio Nuñez ein ſtattlicher Leuchtthurm erhöbe und den europäiſchen Dampfern den Weg wieſe, würde das auf die Bagas, dieſen viel verläumdeten, aber friedlichen, arbeitſamen Stamm von einfachen Sitten, von geringem Einfluſſe ſein. Denn für Europäer iſt ihr flaches, mit Mangrovewäldern bedecktes Gebiet ein für alle Mal unbewohnbar. Nur durch Vermittelung der Nalous, unter deren Oberherrſchaft ſie zum Theil ſeit 1884 ſtehen, könnten ſie an dem allgemeinen Verkehre theilnehmen. Die Nalous ſind intelligent; im vorigen Jahrhundert wohnten ſie beſonders am Rio Caſſini nördlich vom Rio Nuñez, an welchem ſie jetzt hauſen und an den ſie ihre Intereſſen mehr und mehr knüpfen. Den Caſſini, wo einſt die Reſidenz ihrer Könige ſtand, haben ſie faſt ganz verlaſſen; dort iſt die beſte Gegend für die Jagd in ganz Senegambien, z. B. auf Elephanten.

Bei Kap Verga beginnt das Bergland, Coundeyré genannt, das im Norden von dem ſo ſchwierig zu befahrenden Rio Cataho, dem Hauptfluſſe der Baga, begrenzt wird. Dort herrſcht als unabhängiger Häuptling Menga Lahir, deſſen wilde Unterthanen ſich europäiſchen Ideen nicht ſo bald anbequemen werden. Weiter ſüdlich ſind die Bagas weniger ſchlimm und gleichen etwa ihren Stammesgenoſſen am Rio Nuñez; in Dubreka, dem Südende von Bagatay, gehorchen ſie dem Suſu-Könige Bale Demba, der eine Frau ihres Stammes geheirathet hat. Dieſes Volk ſteht alſo unter verſchiedenen Häuptlingen; aber überall iſt es daſſelbe, einfach, ackerbauend, ſeine eigene Sprache redend und dem Kriege abhold, darum aber ſtellenweiſe den Häuptlingen von kriegeriſcheren Stämmen des Inneren unterthan. Das ſchlechte Klima des von ihnen bewohnten Landes ſchützt ſie aber vor allgemeiner Unterjochung und verbürgt ihnen ihre Erhaltung.

An der Eiſenſtraße und auf dem alten Rothenberge.

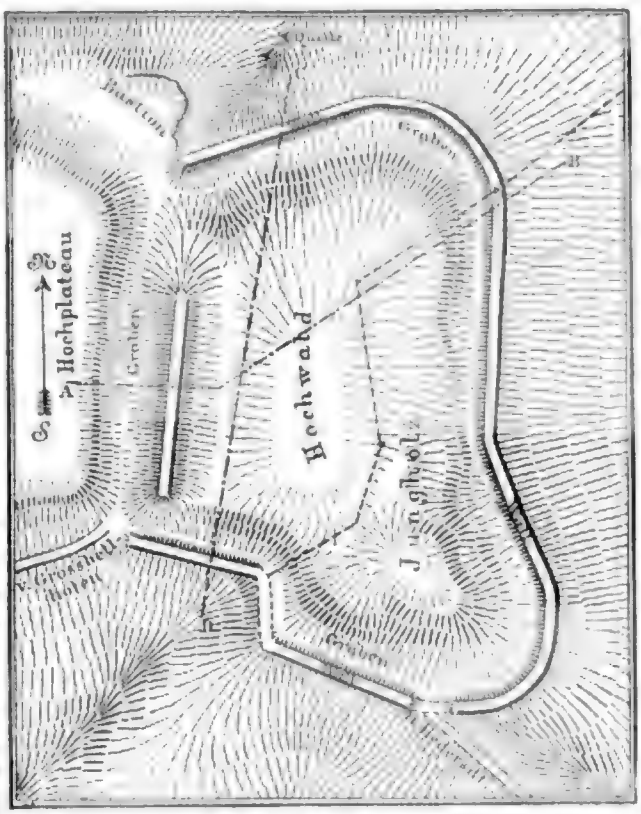
Von Dr. C. Mehlis[1]).

Es war am letzten Charſamstag, als ſich im Nebel eines Frühmorgens eine prähiſtoriſche Expedition von Lauf bei Nürnberg aus nach dem Norden bewegte. An Heuchling, dieſem Orte mit bajuvariſchem Namen, vorüber, führte der Weg über Berg und Thal nach dem am Hochrande der Keuperebene gelegenen Oertchen Höfles. Bald wurde der ſumpfige Schwarzenbach überſchritten und ein ſchattiger Kiefernwald nahm am Eichelberge die Wanderer auf. Von Nordoſten her ſchneidet den Wald eine alte Straße, die Eiſenſtraße genannt. Sie führt als ſandiger Fuhrweg mitten durch eine Grabhügelgruppe, welche wir jetzt nahe einer ſumpfigen Lichtung erreichen. Südlich der alten Eiſenſtraße konſtatiren wir in Kürze fünf Tumuli, von welchen einer umgegraben ſich zeigt, ein anderer die ſtattliche Höhe von 3 m aufweiſt. Rechts der Straße liegen hier zwei Grabhügel. Die Gruppe wird bereits im 7. Jahresberichte des hiſtoriſchen Vereins für Mittelfranken erwähnt, doch iſt über ihre Ausgrabung Nichts bekannt. Hier bietet ſich der prähiſtoriſchen Forſchung ohne Zweifel ein fruchtbares Operationsfeld und zwar um ſo mehr, da dieſe Hügel an der uralten Verkehrsſtraße liegen, welche die Donau bei Wien über Regensburg und Forchheim mit dem Norden Deutſchlands verband. In einem Capitular Karl's des Großen nämlich vom Jahre 805 (vergl. Monumenta Germaniae historica III. Tom. p. 133) wird eine alte Verkehrsgrenze oder Grenzſtraße zwiſchen Frankenland und dem Gebiete der Slaven und Avaren mit folgenden Worten erwähnt: de negotiatoribus, qui partibus Sclavorum et Avarorum pergunt quousque procedere cum suis debeant id est partibus Saxoniae usque ad Bardaenowic et ad Schezla et ad Magadoburg et ad Erpesfurt, et ad Halazstat et ad Foracheim et ad Breemberga et ad Ragenisburg et ad Lauriacum. Et ut arma et brunias non ducant ad venumdandum. — Hier werden alſo folgende Städte als Endpunkte des erlaubten Handelsverkehres bezeichnet: Bardaenowic = Bardewick, Schezla, Magadoburg = Magdeburg, Erpesfurt = Erfurt, Halazstat = Hallſtatt bei Bamberg, Foracheim = Forchheim, Breemberga, Ragenisburg = Regensburg, Lauriacum = Lorch a. d. Donau. Für unſere Gegend erſcheint von beſonderer Wichtigkeit Breemberga, das zwiſchen Regensburg und Forchheim fallen muß, alſo wahrſcheinlich in das Defiléegebiet der Pegnitz, wo die Straßen von der Oberpfalz und von Oberfranken zuſammenliefen, zu ſetzen ſein wird. Die Eiſenſtraße ſelbſt zieht von Forchheim über das Hochplateau ſüdlich von Gräfenberg und der prähiſtoriſchen Befeſtigung auf der „Katz“ vorüber, geht weiter nach SO über Bullach, Simonshofen, Schnaittach und wird ſich über Kersbach nach Hersbruck gezogen haben. Hier bei Haderichsbrucca befand ſich ein uralter Flußübergang an einer Pegnitzfuhrt. Die Eiſenſtraße nahm nun ihre Richtung an der Houtbirg und der Havechesburg vorüber (vergl. „Globus“, Jahrg. 1886, Bd. 49, Nr. 17) nach SO über die Karolingiſchen Orte Lauterhofen, Kaſtel, Hohenburg, Kalmünz nach Stadt am Hof. Das räthſelhafte Breemberg, deſſen Schreibung in den Handſchriften noch dazu unſicher iſt und als Brebemberg, Bremberg ꝛc. erſcheint, muß entweder bei Schnaittach oder bei Hersbruck gelegen haben. Ob es mit Noremberg = Nürnberg zu identificiren ſei, muß dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls bildete der Ort einen natürlichen Haltepunkt und Verkehrsplatz zwiſchen Forchheim und Regensburg. Aber wo? Das wiſſen bis jetzt nur die Götter! Längs der Straße wurden beſonders Eiſengegenſtände, dann Stoffe, Schmuck u. ſ. w. um den

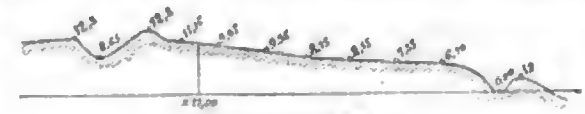
[1]) Nach einem in der Naturhiſtoriſchen Geſellſchaft zu Nürnberg, Oſtern 1886, gehaltenen Vortrage.

Honig, das Pech, das Vieh, die Sklaven der Wenden und Avaren umgetauscht. Man kann die Bedeutung dieser Handels- und Zollstraße dem des Limes gleichsetzen, der ja nach Cohausen's Forschungen nichts Anderes als eine Zollschranke vorstellte.

Von der Eisenstraße aus wandern wir durch sumpfiges Terrain nach Norden, durchziehen junge Kiefernwaldungen und sehen auf einer Blöße Kleinbellhofen vor uns liegen. Hinter diesem Oertchen erhebt sich zwischen den Ufern des Rottenbaches und des Schnaittachbaches ein zum Theil bewaldeter Doppelkegel. Das ist der alte Rothenberg, von dem zuerst Forstmeister Pöhlmann berichtet hat. Zur Linken dehnt sich ein wallartiger Höhenzug, von dessen Kamme die Häuser des Lillinghofes herniederglänzen. Am Ende dieser Kette sehen wir oberhalb Unterrüsselbach deutlich die steile Höhe liegen, auf welcher der Ringwall der „Katz" sich erhebt. Vor uns zur Linken und Rechten breitet sich eine wohl angebaute Ebene fruchtbaren Geländes aus. Wir machten nach dem nahen Großbellhofen einen nothwendigen Fouragezug, trafen aber außer saurem Biere, schlechtem Wasser, magerem Käse nichts Bemerkenswerthes an. Hierauf nahmen wir den bis zur Höhe mit Hopfenplantagen, Obstbäumen, Fruchtfeldern und Wiesen wohl angebauten alten Rothenberg oder Reißberg von der Südwestseite. Die Schichtungen bestehen aus stark eisenschüssigen Lagern des Dogger, der Unterlage des weißen Jura[1]). Ob vielleicht aus diesen Eisensandflötzen bereits in vorhistorischer Zeit Eisen hergestellt ward? Das Material in Eisenberg in der Pfalz war kein besseres. Eisenschlacken, welche ich an diesem Tage in der Quelle nordöstlich vom alten Rothenberg auffand, scheinen diese Vermuthung zu bestätigen. Der andere westliche Theil des alten Rothenberges, von dessen Gipfel sich eine weite Rundsicht bis nach Nürnberg, dem Steigerwald, dem Jura bei Neumarkt, Thalmässing, sowie den Höhen von Gräfenberg, Hilpoltstein, Betzenstein, Hohenstein sich dem überraschten Auge darbietet, ist wohl angebaut und mit Kirschbäumen bepflanzt, welche Tausende von Bienen umsummen. Ein schmaler Grat trennt das westliche Plateau vom östlichen, steil nach Nordosten und Süden abfallenden Gipfel. Wir beschreiten den Grat und stoßen auf einen etwa 2 m hohen Erdwall, der in einer Neigung von 31° nach außen abfällt. Hinter ihm umläuft die ganze Ostspitze des alten Rothenberges ein wohl erhaltener Graben, hinter dem sich das eigentliche Kernwerk erhebt und zwar in einer Höhe von 4 bis 8 m und einer Neigung von 37° bis 70°. Wir umgehen nun den ganzen Wall und gelangen an die Nordseite. Hier legt sich eine bastionartige Ausbeugung vor und schützt den durch ein romantisches, wasserreiches Thälchen von Bühl heraufführenden Aufgang.



Ringwall auf dem alten Rothenberge nordwestlich von Schnaittach.



Bei A wird die Anlage der Befestigung, eines sogenannten Ringwalles, am deutlichsten. Das westliche Plateau ist von der Bergnase durch einen hier jetzt noch 8 bis 9 m tiefen Graben abgetrennt. Die Erdwände gehen jetzt noch fast senkrecht hinab. Dem Graben gegenüber erhebt sich über das Plateau des Kernwerkes ein Frontwall oder Absatzwall in einer Länge von circa 40 m und einer Höhe von 1,70 m über dem Inneren der Befestigung. Links und rechts erscheint der Wall abgewaschen. Nach einer Durchgrabung besteht der Wall aus reinem, wahrscheinlich innen abgehobenem Lehm fast ohne Zugabe von Findlingssteinen; der übrige Theil des Kernwerkes ist weder nach Süden, noch nach Osten, noch nach Norden durch einen weiteren Erdaufwurf geschützt. Der steile Berghang macht an diesen Seiten einen künstlichen Schutz unnöthig. Es stellt sich demnach dies Refugium also konstruirt dar: Man hob in Zeiten, wo man auf solche Erdwälle angewiesen war, rings um diese abgelegene, hochblickende Bergnase einen tiefen Graben aus. Das Erdreich warf man nach außen und gewann so als zweites Annäherungshinderniß den Außenwall der Contrescarpe. Auf der am meisten bedrohten inneren Seite, gegenüber dem nach Westen fortlaufenden

[1]) Vergl. Dr. Hagen im „Führer für Hersbruck und Umgebungen".

Bergplateau, warf man einen zweiten, dies Plateau überragenden Wall auf. So war dieser Raum nach allen Seiten abgesperrt, und verhältnißmäßig sicher konnten in ihm Mensch und Vieh sich bergen.

Die Raumverhältnisse dieses Ring- oder Burgwalles, von dessen Existenz die Geschichte nichts hinterlassen hat, stellen sich nach den Vermessungen der Herren Otto Krell und Bernett also dar: Umfang = 382 m, höchste Länge bei C bis D = 130 m, Breite = 65 bis 85 m, Flächeninhalt des Kernwerkes ca. 9000 qm.

Der tiefste Punkt des Schutzwerkes liegt bei B, wo also der Nullpunkt der vertikalen Differenz liegt. Die Höhenmaße verhalten sich im Schnitte A bis B und C bis D also, wenn wir die Contreescarpe mit C, den Graben mit G, das Kernwerk mit K bezeichnen:

	C	G	K	
1) bei A	12,3 m	3,65 m	12,8 m	(fällt bis 6,50 m)
2) „ B	1,9 „	0,0 „	6,50 „	(steigt „ 12,8 „)
3) „ C	7 „	5,95 „	10,30 „	(„ „ 11 „)
4) „ D	3,35 „	2,75 „	7,60 „	(„ „ 11 „)

Die größte Differenz liegt also bei A, wo der Graben 8,70 m tief, und bei B, wo das Kernwerk 6,50 m hoch liegt. Die durchschnittliche sonstige, jetzige Differenz zwischen Grabensohle und Rand des Innenwerkes beträgt nur 4 bis 5 m.

Für primitive Schutz- und Angriffswaffen, um die Wirkungen von Lanze, Pfeil und Schleudersteinen zu verstärken, beziehungsweise am meisten abzuschwächen, genügten solche Dimensionen, welche ohne Zweifel bei der Anlage stärker waren, als jetzt nach dem Abschwemmungsprocesse von längeren Jahrhunderten.

Durch Grabungen an den Stellen, wo vom inneren Plateau die Wege nach Großbellhofen und Hedersdorf führen, suchte ich archäologische Anhaltspunkte für die Zeit der Erbauung dieses Refugiums zu gewinnen. Allein außer rothem Sande und einer natürlichen Rollkugel bot sich dem Prähistoriker Nichts dar. Nichts! Nicht einmal ein Pfeifenrohr von Julius Cäsar, ein prähistorisches Küchenmesser oder eine moderne Maultrommel à la Erlenhüll! Es war ein reiner Jammer für den Mann des Spatens, der mit Bestimmtheit im unverfälschten Dialekte erklärte: „Herr Dolter, dö finnes nit dei Wour, wei Sie's souchen!“ [1]).

Zur Chronologisirung des Baues sind wir daher einstweilen auf die architektonischen Kriterien des Refugiums angewiesen. Wir haben hier eine fast geniale Verbindung des prähistorischen Absatzwalles mit der römischen Anlage von Wall und Graben. Einen solchen Absatzwall finden wir von Quadern erbaut am „Heidenschuh“ nahe dem Trifels in der Pfalz; eine römische Anlage im Kernwerke der Buschelkirche bei Thalmässing. Als römische und germanische Befestigungskunst in den Anfängen der nachchristlichen Zeit sich verband, damals konnte dieses Mischwerk hier vor uns entstanden sein. Etwa in die Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert, in die bajuwarisch-karolingische Periode, muß demnach die Erbauung dieser Specula oder Warte, die zugleich als Refugium, als Zufluchtsort der umwohnenden bajuwarischen Bevölkerung oder einem fränkischen Gravio, einem Burggrafen diente, versetzt werden. Bestimmtere Anhaltspunkte über die Zeit, in welcher diese „Burg“, ferner nach Osten die „Katz“ und wohl auch die Havechesburg auf der Südseite der Houbirg zur Vertheidigung benutzt ward, gewährt uns die Nachricht des fränkischen Chronisten Fredegar, Kap. 75. Dort erzählt er, daß im Jahre 631 die Winidi auf Befehl des Böhmenkönigs Samo im Grenzlande wütheten, oftmals die fränkische Grenzbefestigung (limes) überschritten, das Reich der Franken und besonders Thüringen und die Nachbargaue stark verwüsteten. Gegen Wenden und Czechen hatten die fränkischen Könige im Osten des Reiches demnach eine eigene Grenzwehr, einen „limes“ errichtet. Zu demselben gehörten vor Allem, wie zum römischen Limes, Kastelle, in welche sich die Landbewohner zurückziehen konnten und von wo aus die Landesvertheidigung geleitet werden konnte. Dieser Limes mußte aber in der späteren Merovingerzeit gerade hier in die Gegend der Katz und des Rothenberges fallen, denn hier grenzten zur Karolingerzeit der slavische Ratanzgau und der bajuwarische Nordgau an einander [1]). Noch in späterer Zeit war dies Gebiet als Landgrafschaft Auerbach direkt dem Reiche unterstellt. Katz und Rothenberg [2]), sowie Houbirg gehörten also in historischer Zeit dem Limes an, welchen die Frankenkönige gegen die Einfälle der Ratanz- und Mainwenden, sowie der Böhmenherrscher lange Zeit vertheidigten, bis die Grenzmarken gesicherter an das Fichtelgebirge und den Böhmerwald vorrückten.

Als die Edelinge späterer Zeit mehr Platz brauchten und Steine zur Wölbung von Zwinger, Wall und Graben und Schildburg-Absatzwall nöthig hatten, zogen sie auf das gegenüberliegende Felshaupt, wo jetzt die Wälle der Bergveste „Rothenberg“ stehen, hinüber. Um 1250 wird der Rothenberg zuerst urkundlich erwähnt [3]). Bis zur Salierzeit mögen hier vom Ringwalle aus die lanzenschwingenden Kriegsknechte der Franken Hab und Gut der flüchtenden Hofleute gegen die Angriffe der vom Jura einbrechenden Mainwenden vertheidigt haben.

Wir nehmen Abschied von der reizenden Höhe mit ihrem sonnigen Ausblicke auf Au, Thal und Berg und schreiten hinab zum Lochhofe nach Südosten. Dort finden wir auf wasserreichen Waldwiesen die blauen Glockenkelche der Gentiana verna, einer alpinen Gentiane. In Hedersdorf, am Fuße des alten Rothenberges, hören wir vom Wirthe die Sage, daß früher dort oben der Rothenberger gewohnt habe; aus Mangel an Steinen habe er den Berg verlassen und sei auf den gegenüberliegenden, die jetzige Veste „Rothenberg“ gezogen. Ob hier eine alte Tradition zu Grunde liegt, oder eine Zuthat der erklärungssüchtigen Zopfzeit zu wittern ist, mag unentschieden bleiben!

Wir bestiegen von hier aus die immer morscher werdenden Wälle der Veste Rothenberg, winkten dem nahen Hohensteine einen freundlichen Gruß zu und stiegen hinab nach dem romantisch zwischen Glatzenstein und Veste Rothenberg gebildeten Kersbach. Im Walde zwischen Kersbach und Speikern hat vor ca. 50 Jahren Oberst v. Gemming eine Reihe von Grabhügeln mit Erfolg untersucht. Es fanden sich hübsche Gefäße germanischer Art, Broncezierrathe und Eisenwaffen. Erst jüngst (Sommer 1886) legte bei Speikern die anthropologische Section zu Nürnberg einen Tumulus bloß, in welchem sich ein eisernes Haumesser der Hallstatter Periode neben vielen rothen Grabgefäßen und Bronzeschmuck befand. Auch Spuren prähistorischer Erdwerke sind hier am Teufelsgraben zu konstatiren. Am

[1]) „Da finden Sie nicht die Waare, welche Sie suchen.“

[1]) Vergl. Spruner's „Historischer Atlas“ (1. Aufl.) Blatt 12 und 13.

[2]) Vergl. Spruner a. a. O. Blatt 15; später gehörte dies Gebiet zu Nürnberg und zur Oberpfalz.

[3]) M. Fuchs: „Die Bergveste Rothenberg.“ Ansbach 1848, S. 3 bis 4. Fuchs leitet Rothenberg von „reuten“, „roten“ ab. Wir möchten seinen Namen entweder mit dem slavischen Hrod-, Hrad = Burg, wie in Belgrad, Hradschin in Verbindung bringen, oder mit den „rothen“ Eisensteinflötzen, woher auch der Name Röttenbach = „rother Bach“.

Waldesſaume bei Speikern blicken noch einmal zu uns herüber die beiden hochragenden Wächter des Schnaittachthales, links der bewaldete Kegel des „alten“, rechts das befeſtigte Plateau des „neuen“ Rothenberges, monumentale Erinnerungen an vorhiſtoriſche und hiſtoriſche Zeiten, an die Kämpfe mit den Slaven und an die Feindſchaften zwiſchen Fürſten und Städten im deutſchen Reiche.

Hier am Eingange zum breiten Thale nahe den Ufern der Pegnitz wird uns der Zweck dieſer beiden Befeſtigungen klar. Das Schnaittachthal führt vom Herzen des Nordgaues über Hilpoltſtein an die Geſtade der Wiſent und des Mains. Dieſer Thalweg war direkter, als der über Nürnberg und Forchheim führende. Ein vom Norden her einbrechender Feind mußte hier im Schnaittachthale Widerſtand finden und an der Ecke des Pegnitzthales oberhalb Hersbruck, ſonſt konnte er ungehindert nach Südoſten bis in die Umgegend von Regensburg, nach Südweſten in die weite Keuperebene von Nürnberg plündernd und ſengend ſich ergießen. Deshalb mußte hier auf dem „alten“ Rothenberge in den wilden Zeiten, wo Grenzſchutz von Nöthen ward, ein ſchirmendes Erdwerk entſtehen. Und ſpäter, als die Grafen von Bohburg[1]) ein „ſteinernes Haus“ zum Schutze der Grenzmarken erbauen wollten, da wählten ſie dazu das gegenüberliegende Felſenhaupt, das breit und hoch wie eine natürliche Hochburg dem alten ſteinarmen Rothenberge gegenüber lag. So entſtand auf dem jetzigen Rothenberge die gewaltige, aus Quaderſteinen gethürmte Veſte, nachher lange Jahrhunderte der Zankapfel zwiſchen den Pfalzgrafen und den Böhmenkönigen, bis die Veſte ſeit 1478 der Sitz eines eigenen Burggrafen und einer Gemeinſchaft von 44 Rittern unter pfälziſcher Hoheit ward[1]). Später war ſie bis zur Erſtürmung im Jahre 1703 den Nürnbergern ein Dorn im Auge[2]).

In einem Stündchen gelangen wir, die Pegnitz überſchreitend, nach Ottenſoos, dem Otunſuaza, dem Sitze des Otto, vom Jahre 903. Vielleicht ſah damals noch der alte Ottoſitz die Mannen der fränkiſchen Grenzburg vom „alten“ Rothenberge beim vollen Humpen zechen und oftmals ſchwer beladen am Teufelsgraben vorüber zur finſterblickenden Höhe gen Abend heimziehen. — Bei uns geht die Entrückung ſchneller! Das eilende Dampfroß führt uns in Bälde hinein in die weitgedehnte Ebene, in deren Mitte ſich langgedehnt Noris erhebt: „Die wirthliche Stadt am Fuße des ragenden Burgfels.“

[1]) Vergl. Fuchs: „Die Bergveſte Rothenberg“ S. 4. Später kam die Burg in den Beſitz der Nürnberger Burggrafen, der Hollern.

[1]) Vergl. Fuchs: a. a. O., S. 5 bis 9.

[2]) Vergl. Fuchs: a. a. O., S. 21. Seit 1839 iſt der Rothenberg verlaſſen. Letzter Kommandant war der genannte Archäologe Oberſt v. Gemming.

Die Gletſcher der Vereinigten Staaten.

I.

Ko. Die Exiſtenz von Gletſchern innerhalb der Vereinigten Staaten iſt bis vor zwei Decennien eifrigſt beſtritten worden und Zuſammenhängendes iſt über dieſelben bis in die neueſte Zeit überhaupt nicht veröffentlicht worden. Mit um ſo größerer Freude begrüßen wir darum die im fünften Berichte der U. S. Geological Survey enthaltene erſchöpfende Arbeit des Geologen Ruſſell[1]), aus welcher einige Auszüge unſeren Leſern wahrſcheinlich nicht unwillkommen ſein werden.

Gletſcher finden ſich im Gebiete der Vereinigten Staaten, von Alaska abgeſehen, heute nur in der Sierra Nevada, auf den Hochgipfeln der Cascade Range und an einigen wenigen Punkten in den Rocky Mountains; ein paar Stellen mit ewigem Schnee finden ſich auch in den Bergen des Großen Beckens. Im Großen und Ganzen ſind nur ſchwache Ueberreſte der ehemaligen ausgedehnten Gletſchermaſſen vorhanden und kein einziger Gletſcher kann wirklich bedeutend genannt werden; die wichtigſten gehören der Sierra Nevada an.

Dieſes Gebirge, bei weitem das großartigſte in ganz Nordamerika, erreicht ſeine größte Höhe zwiſchen Owens Lake und Lake Tahoë, alſo zwiſchen 36° und 38° 30′ nördl. Br. Hier liegt die High Sierra der californiſchen Geologen, das Hochgebirge par excellence, eine wildzerriſſene Maſſe von rauhen Piks, ſchmalen Kämmen und ſteilen Felshängen mit unzugänglichen Abgründen dazwiſchen. Das Hochland erreicht ſeine höchſte Erhebung im Süden, wo Mount Whitney bis zur Montblanchöhe (14 448 Fuß) aufragt. Mount King und Mount Humphreys, die ſich nördlich anſchließen, ſind kaum weniger mächtig; außerdem erheben ſich in der Nähe des Lake Mono noch eine Menge Piks über 13 000 Fuß, wie Mount Lyell, Mount Ritter, Mount Dana, Towers peak und andere. Weiter ſüdlich nimmt das Gebirge raſch an Höhe ab und erreicht am Tehichipi-Paß etwas nördlich vom 35. Breitengrade ſein Ende. Nördlich vom Mount Whitney liegt die eigentliche, faſt unzugängliche High Sierra, welche ihren wilden Charakter beibehält bis zum Sonora-Paß und ſelbſt bis zum „Juwel des Gebirges“, dem Lake Tahoë. Soweit die Sierra aus hellem Granit beſteht, iſt ſie ſchwach bewachſen und erſcheint in einem kalten, grauen Tone. Um Lake Mono dagegen beſtehen die Gipfel aus metamorphiſchen Sedimentgeſteinen, durchbrochen von Granitadern; hier nimmt die Landſchaft einen reichen, bunten Ton an, welcher beſonders im Hauptthale ſüdlich vom Mount Dana mitunter an die Gemälde der alten Holländer erinnert. Hier liegen eine Anzahl Gletſcher, welche zum Theil den Mono-See, zum Theil den Tuolumne, Merced und San Joaquin ſpeiſen. Noch ſind ſie bei Weitem nicht alle erforſcht; bei der Expedition von 1883 wurden von den erſtiegenen Gipfeln aus eine ganze Anzahl kleiner Eismaſſen geſehen, die noch der Erforſchung harren. Alle liegen in einer durchſchnittlichen Meereshöhe von 11 500 Fuß, nur an der Nordſeite vom Mount Ritter reicht einer bis zu 11 000 Fuß herab. Alle ſind klein; der größte, der am Mount Lyell, iſt noch nicht eine engliſche

[1]) Israel C. Russell, Existing Glaciers of the United States. In Fifth Annual Report U. S. Geological Survey, p. 305—355, plates 32—55.

Meile lang und wenig breiter; die meiſten liegen in tiefen Zirken an der Nordſeite der Hochgipfel, und alle fließen nordwärts mit einziger Ausnahme des Gletſchers am Oſthange der Minarets und am Mount Ritter. Dieſe Eismaſſen dürften die ſüdlichſten in den Vereinigten Staaten ſein, wenn nicht die Flecken ewigen Schnees, welche Johnſon an den Quellflüſſen des Owen River fand, ſich als wirkliche Gletſcher ausweiſen.

Hochintereſſant ſind die Gletſcher am Mount Dana. Die Bergmaſſe am Weſtrande des Mono-Sees ragt etwa 5000 bis 6000 Fuß über dem Meeresſpiegel empor; Sturm und Schnee haben ſie in eine Menge einzelner Gipfel zerfreſſen, von denen Mount Dana mit 13227 Fuß am meiſten in die Augen fällt, obſchon in der Bergwildniß zwiſchen dem See und dem Meere eine ganze Anzahl ähnlicher Bergmaſſen zu finden ſind. Mount Dana fällt nach Norden hin ſteil in eine enge, nordwärts führende Schlucht ab, welche die amerikaniſchen Geologen den Gletſcher-Cañon genannt haben. In früheren Zeiten war dieſe ganze Schlucht von Eismaſſen erfüllt, welche dem großen Gletſcher des Leevining Creek und mit dieſem dem Mono-See zufloſſen. Heute iſt nur noch eine Eismaſſe von ungefähr 2000 Fuß Länge vorhanden, welche den gegenwärtigen Dana-Gletſcher bildet.

Steigt man den Dana-Creek herab bis zu ſeiner Einmündung in den Tuolumne und dieſen wieder hinauf, ſo trifft man an deſſen Quelle unmittelbar auf den Lyell-Gletſcher, aus welchem der Fluß entſpringt. Der Berg ſelbſt, 13217 Fuß hoch, ſteht den prachtvollſten Bergen des Berner Oberlandes an wilder Größe nicht nach. Von ihm und ſeinem nur wenig niedrigeren Nachbar Mount Mac Clure (13067 Fuß) ging in der Eiszeit ebenfalls ein gewaltiger Gletſcher aus, der an den ſteilen Abhängen, welche die Terraſſen des oberen Thales trennen, prachtvolle Eiskaskaden gebildet haben muß; ſeine Spuren finden ſich noch etwa 2500 Fuß über dem heutigen Flußbette. Auch von ihm iſt heute nur noch ein kleiner Reſt übrig. Genau ebenſo ſind die Verhältniſſe am Cañon des Parker Creek, deſſen Gletſcher heute der kleinſte iſt, aber ganz auffallend große concentriſche Moränen gebildet hat; freilich ſind ſie immer noch klein im Vergleiche zu den mächtigen Ablagerungen, welche der Parker Creek-Gletſcher an ſeiner Einmündung in die Ebene des Mono-Sees aufgehäuft hat.

So klein dieſe Eismaſſen ſind, müſſen ſie doch unbedingt als echte Gletſcher angeſehen werden. Jeder von ihnen hat ſein Firnfeld, das ſich ſcharf gegen die eigentliche kompakte Eismaſſe abſetzt; Spalten ſind vorhanden, mitunter über 100 Fuß tief, das Eis zeigt deutliche Bandſtruktur mit Schmutzbändern, am Parker Creek-Gletſcher fanden ſich auch prächtige Gletſchertiſche, von denen einer auf 8 Fuß hohem Poſtamente einen Block von 34 Fuß Länge, 23 Fuß Breite und 10 Fuß Dicke trug. — Der Lyell-Gletſcher trug an ſeinem unteren Ende eine Unmaſſe von kleinen Eispyramiden. Dieſe ſchwankten in ihrer Höhe von wenigen Zoll bis zu drei Fuß; an ihrem Nordfuße lag jederzeit ein Stein von 5 bis 6 Zoll Durchmeſſer oder eine Hand voll Kieſel oder Schmutz, meiſt etwas in die Gletſcherfläche eingeſunken; der Nordabhang iſt konkav und beſteht aus feſtem Eis, während der Reſt der Pyramide poröſer iſt. Sie können nur in der Weiſe entſtanden ſein, daß der durch die Sonne erwärmte Stein beim Einſinken durch ſein Schmelzwaſſer eine Fläche kompakten Eiſes bildet, welche dem Abſchmelzen beſſer widerſteht als das gewöhnliche poröſe Gletſchereis. — Keiner der Gletſcher zeigt eine Mittelmoräne, da ſie heute alle nur einfache Eisſtröme bilden; Randmoränen ſind dagegen in den meiſten Fällen vorhanden, Endmoränen immer und ſtets auffallend groß. Die Endmoräne des kleinen Dana-Gletſchers iſt ungefähr 1000 Fuß lang, 30 bis 40 Fuß breit und gegen 100 Fuß hoch; die am Lyell-Gletſcher und am Parker Creek ſind noch bedeutender. Die Bewegungsgeſchwindigkeit zu beſtimmen, hatte Ruſſell keine Gelegenheit. John Muir fand am Mac Clure-Gletſcher in 1872 das Maximum der Bewegung nächſt dem Centrum mit 47 Zoll in 46 Tagen, alſo ungefähr einen Zoll täglich.

Die Gletſcher der Sierra Nevada ſind gegenwärtig offenbar nicht in der Zunahme begriffen. Als Muir ſie 1872 für die Wiſſenſchaft entdeckte, war der Gletſcher am Mount Mac Clure ungefähr eine halbe Meile lang und ebenſo breit, der am Mount Lyell eine Meile lang und breit. Bei den ſpäteren geologiſchen Aufnahmen der California Survey ſcheinen die Gletſcher vollkommen überſehen worden zu ſein, vielleicht weil damals mehr Schnee lag; noch in dem 1882 erſchienenen Berichte wird die Exiſtenz von Gletſchern in der Sierra Nevada unbedingt geleugnet. Es kommt ganz entſchieden darauf an, zu welcher Zeit man das Gebirge beſucht; erſt im Nachſommer treten die Gletſcher in ihrer Natur deutlich hervor, und ſo mag es gekommen ſein, daß ſie bis in die neueſte Zeit überſehen wurden.

Jedenfalls ſind die heutigen Gletſcher nur ſchwache Ueberreſte der ungeheuren Eismaſſen, welche in einer geologiſch zu reden nicht fernen Zeit die ſämmtlichen Hochgipfel der Sierra Nevada bedeckten und ihre Gletſcherzungen durch alle Thäler hinabſandten. Die nach Weſten gerichteten waren größer; offenbar waren ſchon damals die Niederſchläge auf der Weſtſeite ſtärker als auf der Oſtſeite. Der große Tuolumne-Gletſcher in Verbindung mit dem vom Mount Dana herabkommenden Eisſtrome erfüllte den Cañon auf mindeſtens 30 bis 40 engliſche Meilen in einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß. Gleich mächtige Eisſtröme durchzogen die Thäler des Merced und des San Joaquin. Hier findet man überall Reſte von Randmoränen, Rundhöcker und geglättete Felſen; ihre genauere Ausdehnung wird eben erforſcht. Die nach Oſten gerichteten Gletſcher zeichnen ſich meiſtens dadurch aus, daß ihre Moränen über die Mündung der Cañons hinausreichen und in der Ebene des Mono-Sees mächtige Parallelwälle bilden. An der Mündung des Bloody Cañon ſind dieſe ſogar doppelt; ein Paar wendet ſich ſüdwärts, dann ſcheint der Gletſcher ſich bis in den Cañon zurückgezogen und ſich beim Wiedervordringen nördlicher gewandt zu haben, ſo daß ein neues Moränenpaar entſtand. Eine ähnliche Erſcheinung findet ſich am Ausgange von Parkers Creek Canon. Der Gletſcher von Raſh Creek hatte an ſeiner Ausmündung noch eine Mächtigkeit von 1500 Fuß; eine Felſenmaſſe ſpaltet ihn hier und verurſacht ganz eigenthümliche Erſcheinungen, die ein genaueres Studium verdienen. — Der Bericht giebt eine äußerſt intereſſante Karte der heutigen Gletſcher und eine auf durchſichtiges Papier gedruckte Skizze der früheren, die eine ſehr bequeme Vergleichung geſtatten.

II.

Einen weſentlich anderen Charakter bieten die Gletſcher in der Cascade Range. Wenn ſchon dieſes Gebirge eigentlich die direkte Fortſetzung der Sierra Nevada durch Oregon und Waſhington Territory bildet, iſt es doch von weſentlich jüngerer Bildung und der Hauptmaſſe nach aus recenten vulkaniſchen Geſteinen zuſammengeſetzt. Dieſes vulkaniſche Gebiet beginnt noch etwas ſüdlich von der Nordgrenze Californiens und gerade hier ſtehen die prachtvollſten Berge ganz Amerikas. Noch iſt die Gegend nur ungenügend erforſcht, und wahrſcheinlich ſtehen hier noch eine ganze An-

zahl erloschener Vulkankegel, welche den bis jetzt bekannten ebenbürtig sind.

Einer der bekanntesten Berge ist Mount Shasta, 14451 Fuß hoch. Hier wurden Gletscher schon bei der ersten Besteigung gefunden, welche Clarence King mit verschiedenen Mitgliedern der geologischen Expedition zur Erforschung des 40. Breitengrades ausführte. Er fand schon auf dem kleinen Shasta, einem sekundären Kegel dicht unter dem Gipfel an seiner Nordwestseite, einen Gletscher von drei englischen Meilen Länge mit prachtvollen Eiskaskaden und großer Endmoräne. Vom Hauptgipfel gingen drei Gletscher aus, der größte $4^1/_2$ Miles lang und 2 bis 3 Miles breit, aber alle drei auf den Nordabhang beschränkt. Das Jahr 1870 war zur Erforschung der Gletscher ganz ungewöhnlich günstig; noch niemals seit der Besiedelung der anschließenden Thäler hatte man den Hochgipfel so von Schnee entblößt gesehen wie damals. In allen Schluchten fand man an der Schattenseite noch Eisstreifen gletscherartigen Gefüges, die gewöhnlich von Schnee verhüllt sind. Ein größerer Gletscher erfüllte eine Schlucht an der Ostseite und senkte sich mit einem durchschnittlichen Fall von 28° in prächtigen Eiskaskaden abwärts, trotzdem bedeckten ihn herabgestürzte Steinmassen fast ganz, eine Erklärung für die auffallend starken Moränen dieser Gletscher; am unteren Ende entsprang ein echter Gletscherbach mit milchigem Wasser aus einem prächtigen Gletscherthore. Den größten Gletscher fand man auf der Nordseite, wo ein kolossales Firnfeld an seinem unteren Rande sich in eine Menge von Eisströmen theilt, die mindestens 1800 bis 2500 Fuß dick sind. Alte Moränen reichen bis zu 8000 Fuß herab und haben dort ein Plateau gebildet, das ganz aus Moränenmaterial besteht.

Eine genauere Erforschung des Shasta wurde durch Gilbert Thompson im Auftrage der U. S. Geological Survey 1882 vorgenommen. Den Forschern fiel zunächst der Unterschied gegen die Gletscher des Nevada auf. Die Gletscher des Shasta bergen sich nicht in Schluchten und im Schatten von Felswänden, sondern liegen frei am Abhange des Kegels, dem vollen Sonnenbrande ausgesetzt. Außer einigen Firnflecken und kleinen Eismassen an schattigen Stellen lassen sich fünf stärkere Gletscher unterscheiden, welche die Namen Whitney, Konwakiton, Wintum, Hotlum und Bolam erhielten. Der Konwakiton-Gletscher reicht bis auf die Südostseite hinüber und erfüllt eine geräumige Mulde am oberen Ende einer Schlucht, durch welche ein wasserreicher Strom herabrauscht. Der untere Gletscherrand liegt bei 12000 Fuß, die Oberfläche beträgt etwa 320000 Quadrat-Yards.

Der Wintum-Gletscher ist erheblich größer, ungefähr 2000000 Quadrat-Yards; er bildet zwei prachtvolle Eiskaskaden am Steilhange, verengt sich dann in einer Schlucht zu einem echten Eisstrome und reicht bis zu 8000 Fuß herunter, sein Abfluß macht gleich nach seiner Entstehung einen Sprung von 400 Fuß Höhe, eine der prachtvollsten Kaskaden im ganzen Gebirge. — Etwas weiter nördlich, durch ein paar rauhe Felsenvorsprünge geschieden, liegt der Hotlum-Gletscher, der nur bis zu 10000 Fuß herabreicht. Er bildet keinen größeren Gletscherbach, sondern hat eine Menge Abflüsse, welche den unterliegenden Abhang unterminiren und sehr gefährlich machen. — Den Hauptheil der Nordseite nimmt der Bolam-Gletscher ein, welcher sehr bedeutende Eismassen zu führen scheint; seine Endmoräne liegt bei 10000 Fuß, während der Whitney-Gletscher bis zu 9500 Fuß herabreicht.

Auch von dem dreigipfeligen Mount Rainier oder Tachoma ist schon lange bekannt, daß er Gletschermassen trägt; die Forschungsexpedition des Lieutenants Kautz im Jahre 1857 fand ihren Weg durch einen Gletscher gesperrt. Genauere Angaben machte Emmons, welcher den Berg im Jahre 1870 bestieg. Er fand den Berg mit großen Gletschermassen bedeckt, von denen der Cowlitz, welcher dem Columbia zufließt, und der Nisqually, der Puyallup und der White River, welche direkt in Puget Sound münden, gespeist werden. Sein Gipfel besteht aus drei Spitzen, von denen die östliche die beiden anderen um einige hundert Fuß an Höhe übertrifft. Er ist ein prachtvoller, fast kreisrunder Krater, dessen Tiefe ewiger Schnee erfüllt; seine Außenwand ist vielleicht auf 60 Fuß Höhe bloß, dann bedeckt ihn ein Schneemantel, der in körniges Eis übergeht und mindestens 2000 Fuß tief ununterbrochen hinabreicht. Dann springen einzelne Felsenmassen vor und trennen die Gletscher des Nisqually, des Cowlitz und des White River von einander, die als Eiskaskaden noch gegen 3000 Fuß weiter steil, stellenweise fast senkrecht, herabfallen und dann erst in die eigentlichen, weniger steil abfallenden Gletscher übergehen; von den zwischenliegenden Bergspornen senken sich kleinere Eisströme herab, von denen aber manche eigene Abflüsse haben und somit als selbständige Gletscher angesehen werden müssen.

Der Nisqually ist von den drei Hauptgletschern der schmalste und am meisten gewundene; er strömt im Ganzen südwestlich und südlich und ist an seinem Ende noch ungefähr 500 Fuß dick. In seinem oberen Laufe, wo er weichere, vulkanische Gesteine durchschneidet, ist er ziemlich glatt, aber sobald er in das Gebiet des härteren Syenits tritt, zeigt er eine Menge Spalten. Der Cowlitz-Gletscher, welcher dem vorigen im Ganzen parallel läuft, aber weniger gewunden ist, hat in seinem ganzen Laufe Eiskaskaden und Spalten. Beide Gletscher reichen in die Waldregion herab und sind von schönen Waldungen von Picea nobilis und Pinus flexilis umgeben. Der Cowlitz hat eine starke Mittelmoräne, welche den starken Zuflüssen von dem östlichen Berghange ihre Entstehung verdankt. Hier trennt ihn ein mächtiger Bergsporn, welcher sich gegen 3000 Fuß über die Gletscherfläche erhebt, von der Gletschermasse des White River. Nach beiden Seiten senken sich sekundäre, kleinere Gletscher herab, welche an den steilen Abstürzen meist als senkrechte Mauern von mehreren hundert Fuß Mächtigkeit endigen, ohne sich mit dem Cowlitz zu vereinigen. Westwärts nach dem White River-Gletscher senken sich von dem Bergsporn vier kleinere Gletscher, zwei größere entspringen in einer länglichen Mulde unter dem Kamme, welcher den Sporn mit der Hauptbergmasse verbindet; die Hauptmasse des Gletschers senkt sich direkt vom Kraterrande nach Nordosten, anfangs 4 bis 5 Miles breit, dann auf $1^1/_2$ Miles verschmälert, aber mindestens 10 Miles lang. Er hat sich ein tiefes Bett in die Lavamassen des Berges eingeschnitten und trägt zwei stärkere Mittelmoränen, deren Ursprungsstellen als schwarze Felsenmassen hoch oben erkennbar sind; wo der steile Abhang sich zu verflachen beginnt, theilt der Gletscher sich in zwei Hälften, deren Abflüsse sich erst 15 bis 20 Miles weiter vereinigen. Im Ganzen konnte die Expedition am Mount Rainier zehn selbständige Gletscher unterscheiden, obwohl sie nicht den ganzen Berg untersuchte und gewiß noch einige Eismassen der Beobachtung entgingen. Wenn man bedenkt, daß der Berg ein isolirter, erloschener Vulkankegel ist, so erscheint die Zahl seiner Gletscher gewiß merkwürdig genug.

Am Mount Hood wurden Gletscher zuerst 1866 von Prof. A. Wood beobachtet; eine genauere Beschreibung gab 10 Jahre später Arnold Hague. Er fand auf der Spitze einen Krater, dessen größerer Durchmesser eine halbe

Mile betrug, umgeben von einem ſcharfen, ſtellenweiſe nur 2 Fuß breiten Rande, der nach innen etwa 450 Fuß, nach außen gegen 2000 Fuß hoch ſteil abfällt. Drei Gletſcher nehmen hier ihren Urſprung, die Quellen dreier bedeutender Flüſſe, des White, des Sandy und des Little Sandy, welche alſo alle drei ihre Namen von den Eigenſchaften des Gletſcherwaſſers entlehnen. Der Gletſcher des White River entſpringt an der Oſtſeite des Kraters und wendet ſich ſüdöſtlich; er iſt etwa eine viertel Mile breit, zwei Miles lang und reicht gegen 500 Fuß in die Waldregion hinein; eine breite Spalte durchſchneidet ihn hoch oben in ſeiner ganzen Breite und war damals nur an einer einzigen Stelle mittels einer Eisbrücke zu paſſiren. Eine andere Spalte ſchnitt ſcharf durch blaues Eis von mindeſtens 200 Fuß Dicke; überall zeigten ſich kleinere Spalten und Höhlen und die echte Gletſcherſtruktur war im Eiſe deutlich erkennbar. Ein hoher kahler Felsrücken, welcher den Krater in zwei Hälften theilt, trennt den genannten Gletſcher von dem des Sandy River; der des Little Sandy nimmt ſeinen Urſprung am Weſtabhange. Die Geſteinsmaſſen, welche die drei Gletſcher und ihre Abflüſſe alljährlich ins Thal führen, ſind bei dem weichen vulkaniſchen Geſtein geradezu koloſſal. Spuren älterer Gletſcher laſſen ſich ſehr weit verfolgen; namentlich nordwärts dem Hood River zu und längs des Sandy bis zu ſeiner Mündung in den Columbia laſſen ſich die von ihnen tief eingeſchnittenen trogartigen Thäler durch die trachytiſchen Lavaſtröme erkennen.

Außer an den drei genannten Kegelbergen ſind Gletſcher noch mit voller Sicherheit nachgewieſen durch Colman 1869 am Mount Baker, durch Diller 1883 am Mount Jefferſon, Diamond Peak und an den Three Siſters, deren gewaltige Bergmaſſe wahrſcheinlich die bedeutendſten und intereſſanteſten Gletſchermaſſen im Gebiete der Vereinigten Staaten, Alaska ausgenommen, enthält. Sie bedürfen noch genauerer Erforſchung. Mount Tielſon und Mount Scott waren gletſcherfrei, dagegen werden wohl noch manche bis jetzt nicht beſuchte Kegelberge der Cascade Range Gletſcher tragen. Jedenfalls ſind die Gletſcher dieſer Bergkette nicht ſo unbedeutend, wie man gewöhnlich annimmt, und ſie können an wilder Großartigkeit und landſchaftlicher Schönheit getroſt mit den berühmteſten Gletſchern der alten Welt rivaliſiren.

III.

Das große Becken zwiſchen der Sierra Nevada und den Waſatchbergen wird von einer ganzen Anzahl Bergketten durchſchnitten, deren Höhe von 10 000 bis 13 000 Fuß ſchwankt. Sie ſind dürr und wüſtenartig, wie das ganze Becken, die Thäler meiſt ſpärlich mit dem Sage-buſh bewachſen oder auch ganz kahl, die Berge faſt immer völlig kahl. Es iſt ſchwer, ſich ein ungünſtigeres Klima für Gletſcherbildung zu denken und doch hat W. Eimbeck am Jeff. Davis eine Maſſe ewigen Schnees gefunden, die beinahe ein Gletſcher genannt werden könnte. In der Eiszeit trugen alle dieſe Berge ausgedehnte Gletſcher; ein geringer Klimawechſel würde auch heute wieder ausreichen, um neue ſich bilden zu laſſen.

Jeff. Davis, von den Indianern Tuburrit genannt, auch unter den Namen Union, Lincoln und Wheelers Peak bekannt, iſt mit 13 100 Fuß Höhe einer der höchſten Punkte im ganzen Becken; er erhebt ſich gegen 8000 Fuß über die Thäler öſtlich und weſtlich, nach Norden und Süden ſetzt er ſich in eine der wildeſten Bergketten des ganzen Gebietes fort. Er gehört noch zu Nevada, liegt aber nahe der Grenze von Utah. Eine tiefe Kluft am Kamme, oben gegen 4000 Fuß weit und mindeſtens 2000 Fuß tief, hat den langen, einſt gerundeten Rücken in zwei Spitzberge zerſchnitten; in ihrer Tiefe liegt eine Eismaſſe von ungefähr 1500 Fuß Länge, 200 Fuß Breite und etwa 20 bis 30 Fuß Dicke, in circa 11 500 Fuß Höhe und in einem Winkel von 50° geneigt. Moränen ſind heute nicht mehr vorhanden, aber etwa eine Mile tiefer in dem von der Schlucht auslaufenden Cañon liegt eine Endmoräne, welche die frühere Ausdehnung dieſes Gletſchers anzeigt.

In den Rocky Mountains kannte man zwar ſchon lange die Spuren ehemaliger Gletſcher; man wußte auch, daß Sierra Blanca im ſüdlichen Colorado und einige Berge in Central-Colorado das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis trugen, aber eigentliche Gletſcher ſind erſt 1878 bekannt geworden. Auch heute noch kennt man keinen Gletſcher ſüdlich von Central-Wyoming. Zuerſt entdeckte wirkliche Gletſcher der Geologe Holmes, Mitglied der Hayden'ſchen Expedition, und zwar in den Wind River-Bergen und am Fremonts Peak. Ein ſehr trockener Sommer begünſtigte in 1878 die Erforſchung und hatte den Schnee beinahe völlig aufgezehrt. Unter dem faſt ſenkrecht abſtürzenden Nordabhange am Wind River lag eine Eismaſſe von etwa 2400 Fuß Breite und einer Mile Länge, vor der Sonne geſchützt durch einen faſt ſenkrechten Kamm, der vom Hauptberge ausläuft; das ganze Amphitheater iſt bis oben hinauf geglättet und auch die von ihm ausgehende Schlucht zeigt alle Spuren der ehemaligen Ausfüllung durch einen Gletſcher. An wenigen Stellen ſind die Spuren ehemaliger Vergletſcherung ſo deutlich wie hier. Von einem Plateau in der durchſchnittlichen Höhe von 12 000 Fuß ergoſſen ſich Eisſtröme nach allen Richtungen in die Thäler hinein; ſie haben ſich nach und nach zurückgezogen, aber ihre Bahnen ſind noch überall deutlich erkennbar; manche von ihnen erſtrecken ſich 20 Miles weit und zeigen eine ehemalige Mächtigkeit von über 1000 Fuß.

Weiterhin liegen eine ganze Anzahl kleiner Gletſcher am Nordabhange von Fremonts Peak, ebenfalls in einem tiefen, faſt kreisrunden Amphitheater, das aber damals nicht genauer unterſucht werden konnte. Auch an den Teton Mountains ſind noch winzige Gletſcherreſte vorhanden, ebenſo in den tiefen Schluchten, welche von Mount Moran nach dem Jackſon-See hinunterziehen. Endlich hat neuerdings Prof. Pumpelly erheblich ſtärkere Gletſcher an den Quellbergen des Flathead River beobachtet, und allem Anſcheine nach wird man ſie im nördlichen Montana und im britiſchen Nordamerika in größerer Ausdehnung entwickelt finden.

Der Beſitz der Vereinigten Staaten an Gletſchern hat einen enormen Zuwachs bekommen durch den Erwerb von Alaska. Die Natur dieſes Landes bedingt es, daß ſeine meiſten Gletſcher ſich in den ſüdlichen Grenzgebirgen finden; in dem flachen nördlichen Theile beobachtet man ewiges Eis nur an ganz wenigen Stellen, von denen nachher die Rede ſein wird. Die echten Gletſcher liegen ſämmtlich in Schluchten und Zirken, wie die in der Sierra Nevada, aber ſie ſind unvergleichlich ausgedehnter und großartiger, entſprechend der nördlicheren Lage und dem feuchteren Klima. Leider haben die Specialforſchungen hier noch kaum begonnen. Eisklippen, die vom Meere aus ſichtbar waren, bemerkte ſchon Belcher bei der Reiſe des „Sulphur"; am Fuße des Mount Elias beſtand ein Theil des Strandes von Icy Bay aus Eis, ungefähr 20 Fuß hoch. Aehnliche Eisklippen fand Vancouver am Strande von Prince William Sound, an Stephens Paſſage und an der Küſte gegenüber Admiralty Island. Auch nördlich und weſtlich von Point Couverdeen entdeckte er zwei Buchten, deren Hintergrund von Eismaſſen geſperrt wurde. Genauere Forſchungen ſtellte aber zuerſt 1863 William P. Blake

an den prachtvollen Gletschern des Stilkine River bei Sitka an. Diese Eisfelder liegen sämmtlich am rechten Ufer des Flusses, der zur Zeit der Schneeschmelze etwa 125 Miles weit schiffbar ist; innerhalb der ersten 60 bis 70 Miles zählt man vier große und mehrere kleinere. Der erste erfüllt eine steil abfallende Schlucht nur zwei Miles vom Ufer entfernt und sieht aus wie eine ungeheure Eiskaskade; er greift seine Umgebung sehr stark an, seine Ränder zeigen überall frisch abgebrochene Felsstücke. Der zweite Gletscher ist bedeutend größer und dringt mit geringerer Neigung bis ans Ufer vor, wo er immer noch $1^1/_2$ Miles breit und etwa 150 Fuß hoch ist; eine Moräne schützt ihn vor dem Angriffe des Flusses. Er scheint aus einem breiten Seitenthale hervorzutreten; alte verwachsene Moränen dehnen sich weithin aus und bilden eine ausgedehnte Hügellandschaft. Eine genauere Erforschung war leider unmöglich; die Indianer weigerten sich, das Eis zu betreten, da in früheren Zeiten einmal einer ihrer Häuptlinge auf diesem Gletscher umgekommen sei. Ein paar bedeutende Gletscherbäche brechen aus dem Eisfuße hervor und stürzen nach kurzem Laufe in den Stilkine. Weiterhin liegen der Bernardo- und der Orlebar-Gletscher, von denen Russell Abbildungen nach Photographien giebt.

Nördlich von der Mündung des Stilkine liegen noch eine ganze Anzahl von Gletschern, welche die Küste erreichen; so namentlich am Taku River, an Glacier Bay und am Lynn Kanal; ihre Lage ist meistens auf der Dall'schen Karte angegeben. Auf dem Wege vom Lynn Kanal nach dem Yukon-Thale beobachtete Schwatka allein bis zum Lake Lindeman vier größere Gletscher. Noch zahlreicher sind sie an den wilden Bergen nördlich von Cross Sound, aber bekannt sind bis jetzt nur die der Küste zugewandten, welche Dall auf der Karte der Coast Survey verzeichnet hat. Eine ganze Anzahl wurden auch bemerkt am Südabhange der Kette, welche Mount Vancouver und Mount Elias verbindet; an dem noch ganz unbekannten Nordabhange werden sie auch schwerlich fehlen. Auf der Kenai-Halbinsel wurden vier größere Gletscher notirt, auf Alaska beobachtete Dall noch einen solchen unter 162° westl. L., selbst auf Unalaschka entdeckte Davidson noch einen echten Gletscher in 2000 Fuß Höhe. Die Gletscher im Binnenlande sind noch völlig unbekannt.

Dall, der neun Sommer auf die Erforschung Alaskas verwandte, macht bereits darauf aufmerksam, daß die Gletscher von Alaska unter sehr verschiedenen Formen auftreten. Die einen füllen große Plateaumulden aus und werden nur bemerkt, wenn sie solche Dimensionen annehmen, daß sie über die Ränder überfließen. Andere füllen ausgedehnte Thäler, fließen auch nach bestimmten Richtungen, haben aber keine Seitenmoränen und häufig auch keine Endmoräne; wieder andere stürzen als steile Eiskaskaden durch steile Schluchten herab. Weiter findet man typische Gletscher mit Firnfeld, Seiten- und Endmoränen und endlich noch gewissermaßen todte Gletscher, deren Quellen versiegt sind und die sich in diesem Klima haben auch ohne Zufluß erhalten können. Außerdem finden sich aber an der Nordküste in der Umgebung von Kotzebue-Sound förmliche Eisstöße, geschichtete Eismassen mit Zwischenlagern von Thon und Sand, hier und da überlagert von Thonmassen mit Knochen von Bos latifrons, Ovis montanus, Pferden und anderen Säugethieren. Die Lager erstrecken sich am Kotzebue-Sound und am Eskay auf eine große Entfernung hin, hier und da unterbrochen durch Hügel von Kohlenkalkstein, die aber weder Gletschereis tragen, noch Spuren ehemaliger Vergletscherung zeigen; das Eis ist von einer Erdschicht einige Fuß stark bedeckt, welche auffallend nach thierischer Materie riecht. Diese Decke ist nirgends unterbrochen oder zerrissen; eine Bewegung des Eises findet also sicher nicht statt und es handelt sich hier um Eismassen, welche älter sind als die Periode des Mammuth und ganz dasselbe Verhältniß zur Erdoberfläche haben wie andere geschichtete Gesteine auch.

Kürzere Mittheilungen.

Radde's Reise an der russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenze.

Nach der „St. Petersburger Zeitung" hat Mitte Juli d. J. der bekannte Reisende Dr. G. Radde seine neue Expedition vollendet, die sich auf die Erforschung des russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenzgebietes erstreckt.

Nach verschiedenen Exkursionen, welche Radde mit seinem Begleiter Dr. Walter von Aschabad aus Ende Mai nach dem Kopet-Dagh und der neuen russisch-persischen Grenze unternahm, setzten sie ihre Forschungen nach Osten fort. Gegen Pfingsten (Mitte Juni) trafen sie in Karybend ein, von wo aus sie nach Merw aufbrachen. Unweit von Dart-Kuyu hatte Dr. Walter das Unglück, das rechte Bein zu brechen, so daß er nach dem Militärlazareth in Aschabad gebracht werden mußte. In Merw traf Radde mit dem bekannten Minen-Ingenieur Kontschin zusammen, welcher vom Amu-Darja kam. Beide setzten die Reise in das Thal von Pendsch-deh fort, indem sie den Murghab aufwärts reisten. Man besuchte hierbei die Ruinen des alten Merw und setzte dann die Reise auf dem linken Ufer des Murghab fort. Die Natur ist in diesen Gebieten äußerst einförmig. Das rechte Ufer dieses Wasserlaufes ist ähnlich dem der Wolga hoch und besteht aus mehr thonigen als sandigen Dünen der aralokaspischen Formation. Was man „Wälder" des Murghab und Tedschend nennt, rechtfertigt nicht den Sinn, welchen man diesem Ausdrucke beilegt; denn beide Ufer zeigen nur einen schmalen Saum von isolirt stehenden Pappeln (Populus diversifolia) und dichtem Buschwerke, unter welchem Tamarix vorherrscht. Die Pappel zeichnet sich dadurch aus, daß, ihrem Alter entsprechend, die Form ihrer Blätter sich ändert, so daß man Zweifel hegen kann bezüglich der Identität der Art. Sie erreicht keine große Höhe, hat mehrere, fast an der Wurzel entspringende Aeste und bald spitze, bald ovale, gezähnte oder ungezähnte, lederartige Blätter von grünbläulicher bis grüngrauer Färbung. Sie wächst am Flußufer, zuweilen im Flußbette selbst, ist aber auf den steilen Uferhöhen nicht zu finden. An einigen günstig gelegenen Stellen wechselt sie mit der gemeinen Ulme ab. Außer diesen beiden Bäumen bemerkt man in diesen Gegenden nur zwei Gehölzarten. Auf dem Kopet-Dagh und auf den Balkanbergen Juniperus excelsa, wenig belaubt, aber bis zwei Daumen dick und gegen 30 Fuß hoch, und auf den Molassefelsen des oberen Tedschend und auf den alten Sanddünen an der afghanischen Grenze Pistacia vera, mit ihren ölreichen Früchten. Dieser Baum zeichnet sich durch seinen verkümmerten Wuchs, die Ausbreitung seines Blätterdaches und seine glänzenden, lederartigen Blätter aus. Im nördlichen Chorassan mit seiner brennend heißen Sonne giebt die Pistazie den besten Schatten, namentlich gilt dies für das Gebiet zwischen Merutschak und Pul-i-Chatun.

Im ganzen Gebiete des Murghab litten die Reisenden viel von der Hitze, namentlich aber im Thale von Pendsch-

deh. Wochen lang zeigte gegen 2 Uhr Nachmittags das Thermometer in der Sonne 55 bis 58° C. und erhob ſich ſogar zweimal über 60° C., während Schattentemperaturen von 40 bis 43° C. gewöhnlich waren. Hierzu kamen noch die heißen, periodiſch auftretenden Nordwinde, welche glühend heißen Sand aus der Wüſte Karakum brachten. Dieſelben erhoben ſich Nachmittags und wehten ungeſchwächt bis gegen Mitternacht, ſo daß man Tag und Nacht keine Ruhe fand.

In ſanitärer Hinſicht hat Sary-Yazy eine mehr als ungünſtige Lage. Mitte Juni war die Krankenzahl des dort garniſonirenden Jäger-Bataillons ſchon eine beunruhigende. Der Typhus forderte täglich ſeine Opfer, während Dyſenterie und Geſchwürkrankheiten mehr und mehr ſich ausbreiteten.

Die Nacht des 21. Juni verbrachte die Expedition auf dem Schlachtfelde von Kuſchk, und zwar auf den von den Afghanen eingenommenen Poſitionen. Man bemerkte noch Kleidungsüberreſte dieſer Aſiaten, Fragmente von Schuhwerk ſowie ihrer Pelzmützen.

Am folgenden Morgen erreichten die Reiſenden Tachta-Bazar, von wo aus Herr Kontſchin Ausflüge nach den Höhlen am rechten Murgabufer und nach Merutſchak unternahm. Inzwiſchen traf Radde die Vorbereitungen zur Fortſetzung ſeiner Reiſe längs der afghaniſchen Grenze. Die Gegend zwiſchen dem Murghab und dem Tedſchend iſt die troſtloſeſte, welche Radde bei ſeinen vielen Reiſen längs der ruſſiſchen Grenze jemals angetroffen hat. Selbſt die Grenze der Mongolei iſt viel beſſer. Die Brunnen von Al-Robat mit ihrem ſalzigen Waſſer finden ſich mitten in einer Einöde ohne jegliches menſchliche Weſen, ſo daß die Karawane Waſſer und Futter auf ihrem Wege für die Pferde mitführen mußte. Während des Tages beobachtete man Temperaturen von 50 bis 53° C., während in der Nacht das Thermometer auf 15° C. fiel.

Am 30. Juni erreichte die Expedition die Päſſe von Zulfagar und nach einem anſtrengenden Marſche in der Nacht den Tedſchend, wo ſie von dem afghaniſchen Poſten angehalten wurden. Einige Auseinanderſetzungen ordneten jedoch dieſe Angelegenheit zu beiderſeitiger Befriedigung, ſo daß Radde am rechten Ufer des Tedſchend die Reiſe fortſetzen konnte und bald Pul-i-Chatun erreichte, den feſtgelegenen Ort der ganzen Gegend. Hier bekamen Radde und Kontſchin leichte Fieberanfälle, die ſie zu einer dreitägigen Raſt nöthigten. Während des folgenden Marſches nach Serachs wurden dieſe Anfälle immer heftiger, ſo daß endlich Radde zwölf Stunden lang auf den Sanddünen im heftigſten Delirium liegen blieb. Mit der größten Mühe erreichten die Reiſenden Serachs, wo ſie vom Baron Salza, dem Befehlshaber des daſelbſt ſtationirten erſten kaukaſiſchen Jäger-Bataillons aufs Liebenswürdigſte aufgenommen wurden.

Die Rückreiſe nach Karabend erfolgte zu Wagen und am 11. Juli war die Expedition wieder in Aſchabad.

Einige Tage ſpäter ſollte ein Ausflug unternommen werden, um die Gipfel des Kopet-Dagh zu erforſchen und den etwa 10000 Fuß hohen Schach-Schach zu beſteigen. Ob man hierauf die Reiſe weiter nach dem perſiſchen Gebiete fortſetzen würde, hing zum Theil von dem Geſundheitszuſtande der Reiſenden ab, welcher durch die erneuten Fieberanfälle ſehr angegriffen war. Hinſichtlich der botaniſchen Ausbeute wird wohl dieſe Reiſe aber erſt nächſtes Frühjahr ausgeführt werden, da Ende Juli die geſammte Vegetation ſchon verſengt war.

Mount Pitt in Oregon.

Ko. In Nr. 4 des „Bulletin of the California Academy of Sciences“ giebt Herr Emmons einen intereſſanten Bericht über dieſen prachtvollen Vulkankegel, welcher ſich 9718 Fuß hoch erhebt. Derſelbe iſt einer der ſüdlichſten unter den erloſchenen Vulkanen, welche auf dem Kamme der Kaskade Range zerſtreut ſtehen und einen charakteriſtiſchen Zug in der californiſchen Landſchaft bilden. Während ſeine höheren Brüder, Mount Hood, Mount Shaſta und Mount Rainier, längſt genauer unterſucht und beſchrieben wurden, blieb der im ſüdweſtlichen Oregon gelegene Mount Pitt faſt unbekannt, und man wußte von ihm kaum mehr, als daß er ein erloſchener Vulkan ſei; erſt 1875 wurde er von Herrn Emmons zum erſten Male genauer unterſucht.

Mount Pitt bildet einen regelmäßigen Kegel, man mag ihn betrachten, von welcher Seite man will: ſeine Seiten erheben ſich mitunter bis zu einem Winkel von 35°. Da er gerade auf dem Kamme der Cascade Range ſteht, beträgt die relative Höhe nördlich und ſüdlich nur 3857, reſp. 4988 Fuß, nach Weſten dagegen fällt er faſt 7000 Fuß hoch zur Rancherie Prärie ab. Der ganze ungeheure Kegel beſteht aus einer Anhäufung von Schlacken und Blöcken, aus welcher nur an wenigen Punkten feſtes Geſtein hervorragt. Ein großer Krater iſt an der Nordoſtſeite des Gipfels zu erkennen; der größere Theil des Randes iſt heruntergebrochen, der heutige Gipfel bildet einen Theil der Kraterwand, die beiden ſtehen gebliebenen Ränder fallen faſt ſenkrecht ab, doch läßt ſich längs des ſüdlichen Randes der Gipfel noch am leichteſten erſteigen. Dieſer Krater muß einen Durchmeſſer von etwa einer halben Meile gehabt haben. Ein zweiter noch größerer Krater von etwa dreiviertel Meilen Durchmeſſer befindet ſich an der Nordſeite; in ihm hält ſich der Schnee alljährlich den ganzen Sommer hindurch; er wandelt ſich in eine Firnmaſſe mit tiefen Spalten um, wird aber nicht zum eigentlichen Gletſcher, wie auf den höheren Bergen derſelben Kette.

Im Auguſt 1875 lag auch an der Südſeite des Gipfels noch Schnee, aber im September pflegt er hier zu verſchwinden. — Etwas tiefer unten läßt ſich ein dritter kleinerer Krater erkennen. Reſte kleinerer Lavaſtröme ſind überall nachweisbar, doch ſind ſie meiſtens ſehr verwittert und meiſt in unregelmäßige Haufen von Blöcken verwandelt.

Eine Ausnahme bilden nur zwei Lavakegel, von denen der eine auf der Weſtſeite etwa 2000 Fuß unter dem Gipfel emporragt, der andere weiter ſüdlich und etwa 300 Fuß weiter oben. Bei einer Höhe von etwa 200 Fuß ſtehen beide ſchräg und unverwittert da, wie ſie gebildet wurden, ohne Sand und Schlacken, rieſige Felsmaſſen mit Blöcken, deren Kanten und Brüche ſo friſch ſind, als kämen ſie eben aus dem Steinbruche; weder ein Krater noch ein abfließender Lavaſtrom ſind erkennbar; offenbar handelt es ſich hier nicht um einen paraſitiſchen Kegel, wie bei anderen Vulkanen, ſondern um einen inneren Ausbruch feſteren Geſteines, den die Verwitterung nach und nach bloßgelegt hat.

Das Geſtein des ganzen Berges beſteht ausſchließlich aus Baſalt; doch iſt dasjenige, welches die Baſis bildet, viel feſter und dichter, als das mehr porphyrartige des Gipfels; in dieſem finden ſich in der dunkel-blaugrauen Grundmaſſe zahlreiche winzige weiße Feldſpathkryſtalle, und hier und da größere Kryſtalle von Pyroxen und einzelne Olivinkörner; die zahlreichen Bläschen ſind häufig mit Eiſenoxyd gefüllt, das durch die Verwitterung prächtige bunte Farben annimmt. Die älteren Baſalte ſind heller und für das bloße Auge gleichmäßig; der Feldſpath iſt ſtets Plagioklas, nie Orthoklas. Allem Anſcheine nach hat Mount Pitt nur eine einzige Eruptionsperiode gehabt. Für die Beſtimmung der Epoche, in welcher dieſes geſchehen, bieten die Angaben des Herrn Emmons keinen Anhalt.

Die Mondombé.

Ueber die Mondombé berichtet P. J. van der Kellen in Briefen an „Het Nieuws van den Dag“, denen wir Folgendes entnehmen. Dieſelben gehören zur Bantu-Raſſe. Man muß dieſe in Moſſamedes und Benguella einheimiſche Raſſe nicht mit anderen, häufig in Moſſamedes angetroffenen Negern verwechſeln, welche als Träger im Ver-

lehre mit dem Inneren gebraucht werden und sich durch ihre Kleidung sowohl wie durch die Sprache von den eigentlichen Eingeborenen unterscheiden. Diese Neger von Mossamedes, die man auch in kleinen Gruppen, z. B. in der Serra de Chella und zu Quillengues, aber stets abgesondert von den wahren Mondombé, antrifft, sprechen Nihimbi, eine der des Damara-Landes beinahe gleiche Sprache. Wahrscheinlich sind es Flüchtlinge aus dem Damaralande und, da die Bewohner des letzteren nach alten Ueberlieferungen wieder aus der Gegend des Zambesi verdrängt sind, dürfte man wohl annehmen, daß das eigentliche Vaterland dieser Stämme am genannten Flusse zu suchen ist.

Die wirklichen Mondombé, die auch Humpata und Umgegend bewohnen, findet man in einem ziemlich großen Gebiete; in Quipungo, wo sie an die Mullondos, einen in Sprache und Sitte ganz verschiedenen Stamm, stoßen, hat van der Kellen ihre Grenze erreicht. Wenn man von Quillengues in der Richtung nach Benguella weiterreist, kommt man erst Tage lang durch einen unbewohnten Landstrich und wenn man endlich an dem zuletzt genannten Orte, sowie zu Catumbella wieder Menschen sieht, bemerkt man bald, daß sie zu anderen Stämmen gehören, die weit aus dem Inneren kommen, um Handel zu treiben; es scheint selbst aus der Vergleichung mancher ethnographischen Gegenstände sich zu ergeben, daß die Neger vom Okovango ihre Handelszüge bis hierher ausdehnen. Auch die von Hombe kommenden Neger zeigen in mancher Beziehung starke Unterschiede mit den Mondombé; im Allgemeinen wird man den Landstrich von der Westküste bis zum 15. Grade östl. L. und zwischen dem 13. und 15. Grade südl. Br. als den Wohnsitz des eben genannten Stammes im engeren Sinne annehmen können.

Es ist für den Forschungsreisenden am leichtesten, die Geräthschaften, die Kleidung, den Schmuck eines fremden Stammes zu beschreiben, viel schwerer ist es, über Sitte und Gewohnheiten, und noch schwerer, über die religiösen Ansichten Bericht zu erstatten; van der Kellen beschränkt sich daher vorläufig darauf, einige kurze Mittheilungen über die zuerst erwähnten Punkte zu machen.

Wenn ein Europäer zuerst mit den Negern in ihrem eigenen Lande in Berührung kommt, wird seine Aufmerksamkeit wohl zunächst durch die Kleidung erregt; bei den Mondombé bemerkt man sofort, daß Alles, was sie anhaben, mit Fett bestrichen ist, ein Umstand, der mit ihrer Abneigung gegen den Gebrauch von Wasser im engen Zusammenhange zu stehen scheint. Die Kleidung ist sehr einfach, sie besteht, sowohl bei Männern als bei Frauen, aus zwei um die Taille mit einem Gürtel befestigten Fellen, eins vorn und eins hinten; der Gürtel ist entweder aus Leder und dann flach, oder aus Därmen zusammengedreht und mit Fett bestrichen. Bei den Männern sind die Felle sehr kurz und reichen nur bis über die Knie, bei den Frauen ist namentlich das hinten getragene Fell länger und beide sind häufig mit Perlen und Muscheln verziert. Es gilt bei den Frauen für schön, beim Gehen dem Unterkörper eine drehende Bewegung zu geben, die sich natürlich den Fellen mittheilt. Die Männer gleichen gewöhnlich einem wandelnden Arsenal, ein Beil, ein Messer ein oder zwei Keulen, eine Lanze und gewöhnlich noch ein Feuersteingewehr bilden ihre Bewaffnung; sind sie jung und daher noch nicht reich genug, ein solches zu kaufen, so ersetzen sie es durch Bogen und Pfeile.

Das Beil besteht aus einem etwa einen halben Meter langen Stiele, der nach oben dick zuläuft und nach rückwärts gebogen ist und ferner aus einem in demselben befestigten kurzen, schmalen Keile, der 5 bis 6 cm breit und 9 bis 10 cm lang ist. Auffallend ist es, wie die Neger in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit diesem augenscheinlich so unbrauchbaren Instrumente dicke Aeste abzuhauen verstehen. Bei einer zweiten Art von Beilen ist der Keil etwas länger und breiter, der Stiel häufig mit Kupfer beschlagen und schön geschnitzt; dieselben dienen ausschließlich im Kriege; namentlich die Waffen der Könige (Sobas) zeichnen sich durch künstliche Bearbeitung aus; derartige Beile werden bei ihnen hoch geschätzt und würden nur mit großen Opfern einzutauschen sein. Alle Beile werden entweder mit dem Stiele in dem Gürtel oder mit dem Keile auf der Schulter getragen.

Das Messer, welches nie in dem Leibgurte fehlt, ist jetzt gewöhnlich europäisches Fabrikat. Wenn sie es selbst verfertigen, ist die Klinge zweischneidig und lanzenförmig, nie breiter als 2 bis 4 cm und von verschiedener Länge. Dasselbe wird mehr als Jagd- denn als Kriegswaffe, und zwar besonders zum Wurfe gebraucht. Sie haben wenigstens zwei derselben, häufig noch mehrere, bei sich, um, wenn sie eins oder einige weggeworfen haben, nicht ohne Waffen zu sein. Lange Keulen dienen zur Vertheidigung. Die Lanze, meist in der Länge von 4 Fuß, ist gewöhnlich ganz von Eisen, die Spitze von ovaler Form ist 15 bis 16 cm lang und 5 bis 6 cm breit, der eiserne Stiel ist in etwa $^3/_4$ der Länge mit einem Ochsenschwanze überzogen, während der unterste Theil ganz bloß bleibt. Häufig findet man unter der Spitze eine oder auch mehrere Spiralen von Kupferdraht angebracht, jede derselben bedeutet, daß ein Feind mit der Lanze erlegt ist. Die Lanze ist eine scharfe und in den Händen eines Mondombé gefährliche Waffe, da sie mit derselben sehr behende umzugehen wissen; sie ist auch die eigentliche Kriegswaffe. Bogen und Pfeile werden jetzt nur noch selten gefunden; ersterer ist etwa $1^1/_2$ m lang und mit einer starken Sehne von Leder versehen. Die Pfeile müssen in Jagd- und Kriegspfeile unterschieden werden; der Unterschied besteht darin, daß die ersteren nie vergiftet sind und nicht immer eiserne Spitzen haben, was beides bei den Kriegspfeilen stets der Fall ist. Erstere haben verschiedene Formen und scharfe oder stumpfe hölzerne Spitzen; die eisernen Spitzen sind theils keil-, theils lanzenförmig. Die Art des gebrauchten Giftes ist unbekannt, doch soll es sehr schnell wirken.

Außer den Waffen findet man beinahe bei allen Mondombé und zwar bei beiden Geschlechtern einen Artikel allgemein verbreitet, nämlich ein Schnupftabakshorn, welches auch am Gürtel getragen wird. Gewöhnlich ist dasselbe aus einem Thierhorne verfertigt, manchmal auch aus dickem Rohr und dann gewöhnlich künstlich ausgeschnitten. Oben an demselben ist ein kleiner Riemen befestigt, an welchem ein Stopfen hängt, der zum Verschluß des Behälters dient. Das Schnupfen wird bei diesem Stamme sehr leidenschaftlich betrieben; selten nur wird man einen Mondombé müßig sehen, ohne daß er sich den Genuß einer Prise gönnte oder wenigstens mit einem, gleichfalls am Gürtel getragenen eisernen Pfriemen den Tabak aufstocherte; leider hinterläßt dieser Genuß Spuren, denn bei den meisten sind Nasenspitze und Oberlippe leicht gelb gefärbt. Selten nur gebrauchen sie Tabak in anderer Weise, und wenn sie rauchen, so thun sie dies nur in Nachahmung des von den Europäern gegebenen Beispieles. Die dazu nöthigen Pfeifen verfertigen sie jedoch selbständig, indem sie dieselben entweder aus dem „Rothklipp" bohren, oder sie aus demselben Materiale, das zu ihren Töpfen dient, brennen; ein Rohrhalm vollendet die Pfeife, die manchmal noch mit Riemen, Perlenschnüren ꝛc. verziert wird.

Ihre Schmucksachen haben manchmal noch einen besonderen, inneren, auf Aberglauben beruhenden Werth; zu den gewöhnlichen Gegenständen gehören kupferne und eiserne Armringe und bei den Frauen auch die Beinringe, welche spiralförmig und etwa 10 bis 20 cm lang sind; bei den Männern findet man manchmal an einem Arme 20 bis 30 eiserne oder kupferne Ringe. Auch die kupfernen Knöpfe und ähnliche Artikel, welche im Haare getragen werden, gehören hierher.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Monaco ſind nach einer Mittheilung von Milliére an den „Naturalista Siciliano“ in dieſem Jahre eine Anzahl exotiſcher Schmetterlinge gefangen worden (Papilio Troilus, Cingras und Ajax), die in Amerika zu Hauſe ſind. Troilus, deſſen Raupe in den ſüdlichen Vereinigten Staaten auf dem Fenchel lebt, ſcheint ſich ſogar eingebürgert zu haben, denn es wurden im Laufe einer Woche fünf Exemplare gefangen. Milliére nimmt an, daß die Puppen durch irgend einen Zufall, vielleicht an Farbhölzern befeſtigt, in den Hafen von Monaco gekommen und dort ausgeſchlüpft ſind. — Derſelbe Autor nimmt an, daß die großen Oleanderſchwärmer (Deilephila Nerii) und Weinvögel (Deilephila celerio), welche in Südfrankreich alljährlich, weiter nördlich nur in warmen Jahren zur Beobachtung kommen, über das Meer zugeflogen ſind; ihre Raupen entwickeln ſich nur dann zum Schmetterling, wenn die Verpuppung ſo früh erfolgt, daß ſie noch vor Winter ausſchlüpfen können. Puppen zu überwintern iſt ſelbſt bei der größten Vorſicht niemals gelungen.

— Auf der Meſſe zu Niſhnij-Nowgorod betrug im Jahre 1885 der Werth der Zufuhr 186 164 858 Rubel; verkauft wurden Waaren im Werthe von 167 793 948 Rubel; unverkauft blieben Waaren für 18 370 910 Rubel. Gegen das Jahr 1884 wurde um 18 851 043 Rubel weniger zugeführt und um 31 254 183 Rubel weniger verkauft.

— Die internationale geodätiſche Konferenz, welche am 20. Oktober d. J. ſich in Berlin verſammelt, wird ſich damit beſchäftigen, in welcher Weiſe die in Rom und Waſhington im Jahre 1883 und 1884 gefaßten Beſchlüſſe am beſten ſich ausführen laſſen. Die Zählung der Meridiane von Greenwich als dem erſten wird durchgeſetzt werden. Anders iſt es aber mit der Einführung der internationalen Normalzeit, da hier praktiſche, in das gewöhnliche Geſchäftsleben eingreifende Umſtände Schwierigkeiten bereiten werden. Um endlich das Projekt einer internationalen Ueberſicht des ganzen Erdkreiſes zu fördern, wird beantragt werden, in Berlin ein geodätiſches Central-Bureau zu errichten.

— Die erfolgreiche Kultur der Ramé oder Boehmeria nivea (chineſiſcher Hanf), welche ſeit 1884 durch Profeſſor Schnetzler auf dem Champ-de-l'Air bei Lauſanne betrieben wird, iſt eine intereſſante Thatſache, beſonders hinſichtlich der geographiſchen Verbreitung dieſes Gewächſes. Während die Heimath deſſelben China und Sumatra iſt, iſt es ſchon gegen 30 Jahre in den ſüdlichen Diſtrikten der Vereinigten Staaten und Frankreichs angebaut und kürzlich in Algier eingeführt worden. Es beſteht nun aber ein ganz bedeutender Temperaturunterſchied zwiſchen Lauſanne und den aſiatiſchen Gegenden Aſiens, wo die Ramé wild gefunden wird. Während die chineſiſchen Breiten ſich zwiſchen 15° und 35° bewegen und hier vorübergehend im Norden ab und zu auch einmal Froſt vorkommen kann, iſt die Breite von Lauſanne 46° 31′ und die mittlere Jahrestemperatur 9,5° C. Im letzten Winter widerſtanden aber die Pflanzen einer Temperatur, die 124 Stunden lang unter Null lag und ein abſolutes Bodenminimum von — 12,5° C. anzeigte. Es liegt alſo hier ein Beiſpiel ſeltener Widerſtandsfähigkeit von Gewächſen gegen Temperaturextreme vor.

— Die Albaneſen bedienen ſich bekanntlich noch jetzt faſt ausſchließlich der Feuerſteinflinten und die Verfertigung von Flintenſteinen und Feuerzeugſteinen iſt bei ihnen heute noch in Blüthe. Während aber die weſtlichen Nationen ſchon zeitig gelernt haben, den Steinen durch ein paar Schläge mit paſſenden Inſtrumenten die nöthige Form zu geben, ſind die Albaneſen der alten Methode der neolithiſchen Zeit treu geblieben und ihre Steine von manchen alten Gräberfunden kaum zu unterſcheiden. Herr Arthur J. Evans hatte Gelegenheit, in Jrannina einen alten Albaneſen zu beobachten, der dieſe Induſtrie noch betrieb, und berichtet darüber in der Märzſitzung der engliſchen Anthropological Society. Der Albaneſe ſaß mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Boden und ſchlug zuerſt mit einem großen Eiſenhammer ein Stück von einem Feuerſteinknollen ab, dann nahm er einen kleineren Hammer mit Stiel und gab mit ſchnellen, wunderbar geſchickten Schlägen dem Splitter zunächſt die nöthige rundliche oder viereckige Form; ſchwächere, ausſchließlich mit der ſcharfen Kante des Hammers geführte Schläge auf den Rand gaben raſch die Schneide, und der Feuerſtein war fertig. Sein Rohmaterial bezog der Albaneſe aus der Nähe des Dorfes Dobro, etwa zwei Stunden von Joannina. Der Reiſende ließ ſich dorthin führen, ſuchte aber umſonſt nach Spuren einer prähiſtoriſchen Induſtrie. In Albanien hat man bis jetzt überhaupt nur auffallend ſelten alte Feuerſteingeräthe gefunden, faſt nur in Norddalmatien; die vorkommenden Celte und Aexte ſind aus Nephrit oder Diorit. Heutzutage iſt der Hauptſitz der Feuerſteinfabrikation Albaniens in Valona und dem benachbarten Dorfe Draſchowitza am Abhange der Akrokerauniſchen Berge, wo aber das nöthige Rohmaterial in einigen Fuß Tiefe gegraben werden muß. Zum Gebrauch als Feuerzeug faßt man ſie in reich verzierte bleierne Halter, welche nur die Schneide frei laſſen und ſehr hübſch ausſehen; auch die Feuerſteine ſind ſtets an beiden Flächen bearbeitet.

Aſien.

— Reformen und öffentliche Arbeiten, die in Europa ſo ſelbſtverſtändlich ſind, daß Niemand davon ſpricht, gehören im Türkiſchen Reiche zu den außerordentlichen Erſcheinungen, von denen man mit Intereſſe Notiz nimmt. Dahin ſind die Straßenbauten in Syrien zu rechnen, welche neuerdings in Angriff genommen worden ſind (vergl. Die Warte des Tempels, 1886, Nr. 39); es ſind die Straßen 1) von Akka der Küſte entlang nach Beirut; 2) von Akka über Tiberias nach dem Hauran; 3) von Haifa nach Nazareth; 4) von Haifa nach Jenin; 5) von Nazareth nach Akka; 6) von Nazareth nach Jenin; 7) von Safed nach dem Dſchiſr Benat Y'akub (Jordanbrücke ſüdlich vom See Merom) und 8) von Safed nach Akka. Ferner wurden türkiſche Schulen gebaut in Nazareth, Saffurieh, Rehneh und Meſhhad bei Kana und ein neues Serail (Regierungsgebäude) in Akka. Die warmen Quellen bei Tiberias erhalten eine neue Faſſung und ein neues achteckiges Badegebäude, und in Haifa iſt eine neue, 23 m lange und 6 m breite eiſerne Landungsbrücke errichtet worden, bis heute die einzige an der ganzen ſyriſchen Küſte. Auch ſoll die längſt geplante Brücke über den Kiſon zwiſchen Haifa und Akka jetzt erbaut werden.

Afrika.

— Am 21. Auguſt iſt in Las Palmas die Kommiſſion angekommen, welche die Geographiſche Geſellſchaft zu Madrid nach Afrika geſandt hatte und die aus dem Geniehauptmann Julio Cervera, dem Profeſſor des naturgeſchichtlichen Muſeums Dr. Francisco Quiroga, dem Generalkonſul Felipe Rizzo und zwei Rif-Mauren aus Ceuta beſtand. Dieſelbe war am 16. Juni von der Faktorei am Rio de Oro aufgebrochen und am 24. Juli aus der weſtlichen Sa-

hara kommend, ohne Lebensmittel und Kleidung in elendem Zustande daselbst wieder angekommen. Während der Reise hatten die Mitglieder viel von den Leiden der Wüste wie von den Belästigungen der Araber zu erdulden. Mehrfach waren sie in Todesgefahr und hatten Hunger und Durst bei einer Hitze von 57° C. im Schatten und 65° C. in der Sonne zu ertragen. In einem Dorfe des Stammes Uled-Bu-Sba, etwa 425 km von der Küste, wurden die Reisenden sechs Tage lang eingesperrt und mußten ein hohes Lösegeld zahlen, bis sie eine Unterredung mit dem Stammesoberhaupte Yehvan-Azman bewilligt erhielten, der die öde Gegend von Adrar besitzt. Cervera machte diesem Häuptling, welcher sich Uld-el-Aidda nannte, und den von allen Seiten herbeigekommenen Stammesfürsten Geschenke, bestehend in Stücken Leinwand, Beuteln, Spiegeln, Tabak, Zucker, Thee, Seife, Parfümerien, seidenen Taschentüchern, Spieldosen, Photographien, arabischen Büchern und anderen Gegenständen. Die Mitglieder der Expedition verdanken wesentlich ihr Leben den Diensten des Arabers Hadsch Abd-el-Kader aus Centa, sowie der Vorsicht, bei dem Nachtlager und während des Mittagsmahles gut bewaffnete Wachen auszustellen. Die Kommission hat zahlreiche astronomische und meteorologische Beobachtungen gemacht und reiche Sammlungen für das Studium der Geologie und Naturgeschichte des bereisten Landes zusammengebracht. Auch hat sie Pläne und Skizzen des Terrains gesammelt, und Hauptmann Cervera verspricht sich gewisse Erfolge von den Verhandlungen, welche er mit den arabischen Häuptlingen geführt hat. Die gesammelten Daten lassen erkennen, daß das Gebiet von Adrar, welches man so reich und bevölkert wähnte, nichts anderes ist als ein Theil der Wüste, ohne Vegetation, ohne Fluß, ohne andere Einwohner als nomadisirende Horden, die in der größten Armuth leben.

— Italienische Zeitungen melden, daß Marquis Gaetano Venzoni mit zwei Officieren und einem Ingenieur nach Afrika abreisen wird, um von Assab aus in Harrar einzudringen. Der Reisende hält diesen Weg für seine Zwecke für sicherer als den von Zeila, welchen bekanntlich der verstorbene Graf Porro eingeschlagen hatte. (Vergl. „Globus" Bd. 49, Nr. 19, S. 303.)

Nordamerika.

— Ueber den viel umstrittenen Lenape-Stein hat sich neuerdings de Nadaillac in einer Sitzung der Pariser anthropologischen Gesellschaft ausgesprochen. Der Stein ist ein sogenannter Gorget Stone, eine Art Amulet oder Orden, wie man sie mitunter in Gräbern auf der Brust von Skeletten findet, 15 cm lang und an der dicksten Stelle etwa 4 cm dick, mit zwei Löchern zum Durchziehen von Schnüren; er trägt vollkommen erkennbar die Zeichnung des Kampfes zwischen vier Indianern und einem Elephanten oder Mammuth oder auch Mastodon. Der Stein wurde von einem Arbeiter Namens Hansell auf einem Acker in Bucks Cty. Pa. gefunden und zwar im Jahre 1872; er behielt ihn ein paar Jahre und verkaufte ihn 1881 zusammen mit einer Anzahl Pfeilspitzen und anderen Alterthümern für 2½ Dollars, einen Preis, der eine Fälschung sehr wenig wahrscheinlich macht. Die Darstellung bezieht sich jedenfalls auf eine bei den Indianern weit verbreitete Sage von einem Kampfe ihrer Vorfahren mit riesenhaften Säugethieren, bei welchem dieselben nur durch die direkte Intervention des großen Geistes und seiner Blitze gerettet wurden. Der Verfertiger des Steines kannte offenbar ein elephantenartiges Thier, aber wann hat es gelebt? Nadaillac hat Gelegenheit gehabt, auch die beiden Elephant. pipes zu prüfen, welche in Louisa Cty., Iowa, gefunden worden sind, und gerade der Umstand, der vielfach gegen deren Echtheit angeführt wird, erscheint ihm als ein Beweis dafür. Den Thieren fehlen nämlich die Stoßzähne; ein Fälscher hätte diese gewiß nicht weggelassen. Er bringt aber noch einige andere Beweise dafür bei, daß die Amerikaner schon in der vorcolumbischen Zeit ein elephantenartiges Thier kannten; in den Ruinen von Uxmal sind am Palaste der Nonnen und noch mehr an der Casa Grande de Zayi Elephantenrüssel als Verzierungen angebracht, und auf einem der Basreliefs von Palenque trägt der Oberpriester auf seinem Haupte einen Kopfputz, der offenbar einen Elephanten mit Rüssel und Stoßzähnen darstellt. Außerdem hat Graf Sartiges im Museum von la Paz in Bolivien zwei neuerdings gefundene Vasen gesehen, welche ebenfalls mit Elephanten verziert sind. Trotzdem spricht sich Nadaillac sehr vorsichtig aus und erklärt es nur für möglich, daß der Lenape-Stein in die vorcolumbische Zeit und vielleicht noch erheblich weiter zurückreicht. Leider fehlt es noch immer an einer fachmännischen Untersuchung darüber, ob die Gravirung mit Feuersteinen oder mit Metallinstrumenten vorgenommen worden ist.

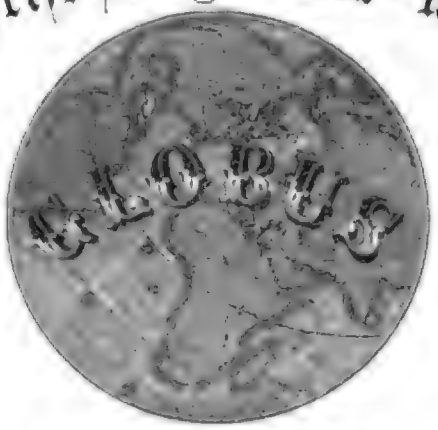
— Im Juliheste des „American Antiquarian" macht Proudfit auf den engen Zusammenhang zwischen den Mounds und gewissen kreisförmigen Vertiefungen aufmerksam, die man früher als „Circles" bezeichnete und die sich besonders in ausgedehnteren Befestigungswerken oft in größerer Anzahl finden. Es sind kreisförmige Vertiefungen von 20 bis 60 Fuß Durchmesser und einer Tiefe von gegenwärtig noch 3 bis 4 Fuß. Proudfit sieht in ihnen die Grundlagen der Wohnungen der Erbauer der Vertheidigungswerke und schlägt für sie den Namen Lodges (wörtlich „Hütten") vor. Nachgrabungen zeigten, daß ihr Boden meistens 1½ bis 2 Fuß hoch mit Humus bedeckt ist, doch läßt sich daraus kein Schluß auf ihr Alter ziehen, denn, wie der Autor sehr richtig bemerkt, die Anhäufung des humosen Bodens geht an verschiedenen Stellen sehr verschieden schnell voran und bei trockenem Wetter kann ein Sturm in kurzer Zeit an geschützten Stellen förmliche Staubwehen aufhäufen. Größere Bäume hat man in den Lodges niemals gefunden, allem Anscheine nach sind sie erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit verlassen worden und es unterliegt für den Verfasser keinem Zweifel, daß die Lodge-dwellers mit den Mound-builders und mit den Vorfahren der heutigen Indianer identisch sind.

— Die jüngsten Erdbeben in Nordamerika scheinen noch nicht zur Ruhe gelangt zu sein. Erst am 27. und 28. v. M. wurden zu Charleston und an anderen Orten des Südens Erdstöße deutlich gespürt. Das Gleiche beobachtete man zur selben Stunde in Columbia, Augusta und Savannah.

Inhalt: Das Land der Bagas und der Rio Nuñez. III. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. C. Medlis: An der Eisenstraße und auf dem alten Rothenberge. (Mit einer Karte und zwei Profilen.) — Die Gletscher der Vereinigten Staaten. I., II. und III. — Kürzere Mittheilungen: Radde's Reise an der russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenze. — Mount Pitt in Oregon. — Die Mondombé. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 17. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 19.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona.

(Nach dem Franzöſiſchen von M. Albert Tiſſandier.)

I.

[Die Abbildungen nach Zeichnungen des Reiſenden.]

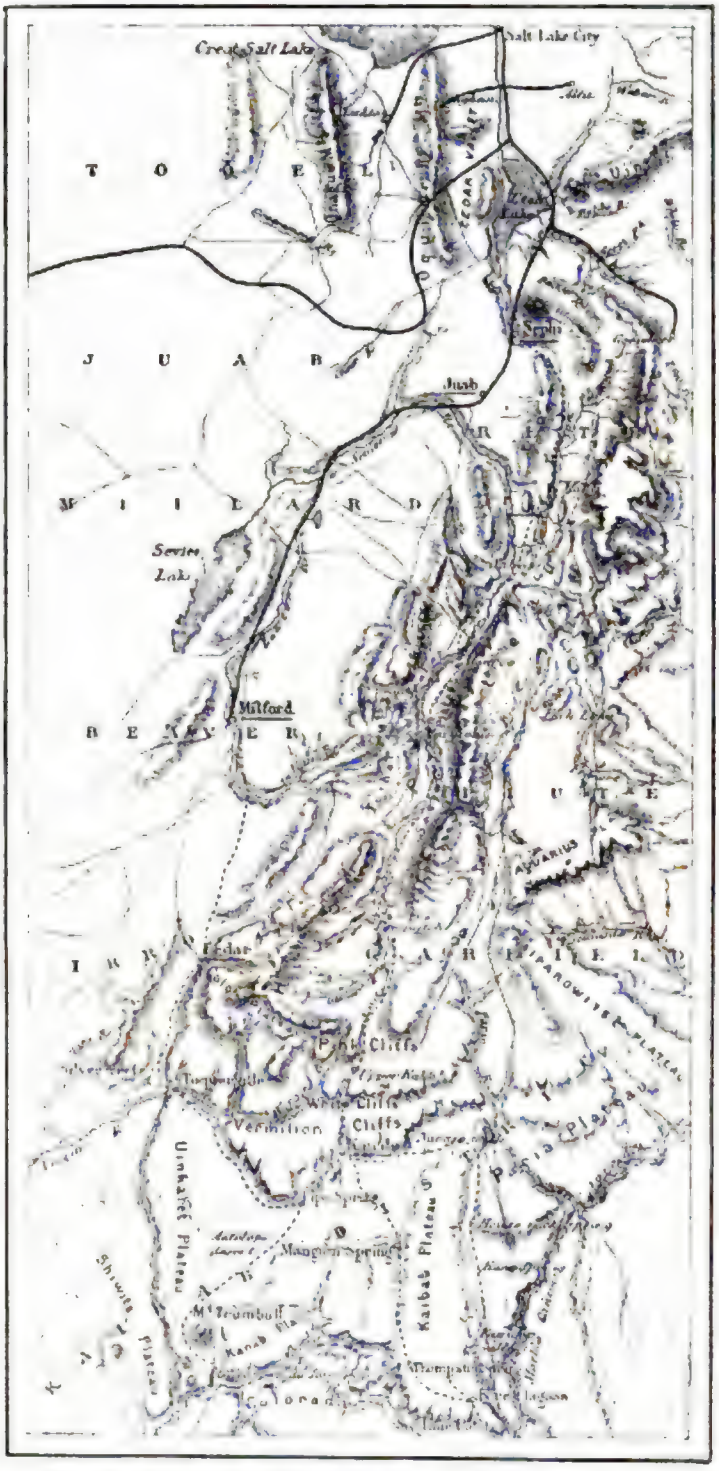
Der Süden des Mormonenſtaates Utah und das Kaibab-Plateau in Arizona, wunderbare Gegenden, welche A. Tiſſandier im Juni 1885 bereiſt hat, ſind den Amerikanern ſelbſt noch faſt unbekannt; ſie wiſſen darüber kaum das, was Major Powell, der gelehrte Direktor des „Geological Survey“, veröffentlicht hat. 15 Jahre hindurch hat derſelbe zahlreiche Forſchungsreiſen durch dieſes Land unternommen und mit Hilfe von M. Thompſon und anderen Geologen prachtvolle geologiſche Karten deſſelben entworfen. Ihm verdankte auch Tiſſandier die Mittheilungen, welche ihm den hochintereſſanten Ausflug ermöglichten.

Von Salt Lake City führt die Eiſenbahn in 13 Stunden nach Milford, eine Fahrt, die ſolchen in anderen Ländern wenig gleicht. Wenn man das Thal und die Ufer des Salzſees hinter ſich hat, erblickt man nur noch trockene Sandwüſten. Die Stationen, bei denen der Zug hält, ſind höchſt urſprünglich; die bedeutendſte darunter, Juab mit Namen, beſteht nur aus fünf bis ſechs Holzhütten. Außer Tiſſandier befand ſich nur noch ein einziger Reiſender, M. Lund, im Zuge. Als der Tag ſich ſeinem Ende zuneigte, nahmen Beide mit dem Kondukteur und ſeinen Gehilfen ihr Mahl neben dem Gepäckwagen ein. Die Vorräthe waren ſehr beſcheiden, wurden aber freundlich dargeboten, und die Bezahlung dafür war mäßig genug. Um 9 Uhr Abends war Milford erreicht, wo ein kleines Bretterhaus als Hôtel fungirt, und um 7 Uhr am nächſten Morgen beſtiegen die beiden Reiſenden einen federloſen Poſtwagen, der ſie nach Silver Reef bringen ſollte. Auf dem kaum erkennbaren Wege erhob ſich ein unerträglicher Staub. Zahlreiche Heerden, welche während des ganzen Jahres ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, weiden in dieſen Einöden; verendet eine Kuh oder ein Hammel vor Hunger und fällt auf der Straße nieder, ſo giebt ſich Niemand die Mühe, ihn bei Seite zu ſchaffen. Der Wagen biegt etwas aus und der Kadaver bleibt liegen, bis er zerfällt. Sonſt bewohnen noch Haſen dieſe Gegend, die, von den Pferden aufgeſchreckt, ſich unter den mageren Salbeibüſchen mit den bläulichen Blättern verſtecken, dann chip monks, kleine reizende Erdeichhörnchen, und ab und zu herumirrende Wölfe. Von den ſchönen Blumen, welche die Ebenen wie die blauen Berge am Horizonte bedecken, war vor Staub wenig zu ſehen.

Nach zwölfſtündiger, ziemlich reizloſer Fahrt erreichte man das Mormonendorf Cedar City, das den Reiſenden wie eine Oaſe in der Wüſte erſchien. Der Ort beſitzt aber auch ſchöne Straßen mit prächtigen Bäumen, niedliche Häuſer aus Ziegelſteinen und mit Hecken umgebene Gärten voller Gemüſe und Obſtbäume. Ueberall ſprudeln von den Bergen im Oſten muntere Bäche herab und vereinigen ſich zu einem rauſchenden Flüßchen. Ein großer Berg rothen Sandſteins überragt das Dorf, das von Feldern und Wieſen umgeben iſt. M. Lund, ſelbſt Mormone und mit allen

Einwohnern bekannt, führte seinen Gefährten alsbald zum Bischof des Ortes, welcher die wenigen, dort hindurchkommenden Reisenden aufnimmt und bewirthet. Die eine seiner beiden Frauen, offenbar die ältere, eine intelligente und gebildete Dame, wartete bei Tische auf. Das äußerst reinliche Haus beherbergt auch das Telegraphenbureau; im Salon ein schöner Kamin, darüber eingerahmt die religiöse Tagesordnung der Familie, auf dem Tische Zeitungen, überall Teppiche. Gegen Abend spielten die jungen Töchter des Bischofs die Orgel; ein Knecht in sauberer Kleidung trat ins Zimmer und sang mit ihnen geistliche Lieder. Auch in anderen Mormonenhäusern, die Tissandier besuchte, herrschte dieselbe Ordnung, dieselbe peinliche Sauberkeit und derselbe Komfort, wie man es in solchem abgelegenen Dorfe kaum erwarten sollte.

Schon um 3 Uhr Morgens machten sich die beiden Reisenden wieder auf den Weg und erreichten um 1 Uhr Silver Reef, den Eingang zu der großartigen Felslandschaft von Utah; ihr und derjenigen von Kaibab läßt sich in der That Nichts in Europa zur Seite stellen. Das Prariegras wächst hier auf sandigem Boden von den lebhaftesten Farben, wie Grün, Weiß, Rosa, Goldgelb ꝛc. und die meist aus Sandstein bestehenden Berge sind ähnlich gefärbt. Alle diese verschiedenen Töne, welche zum Theil ohne irgend einen Uebergang neben einander stehen, bringen eine ganz sonderbare, unbeschreibliche Wirkung hervor. Im grellen Sonnenlichte ist der Eindruck ein vollständig phantastischer, unwahrscheinlicher, und das um so mehr, als auch die Vegetation ein nicht minder sonderbares Aussehen hat: dunkelgrüne Cedern, bläuliche Salbei und die funkelnden Blüthen des Monats Juni lassen die merkwürdige Färbung der Berge erst recht hervortreten.



Karte des Gebietes zwischen Salt Lake City und dem Colorado River.

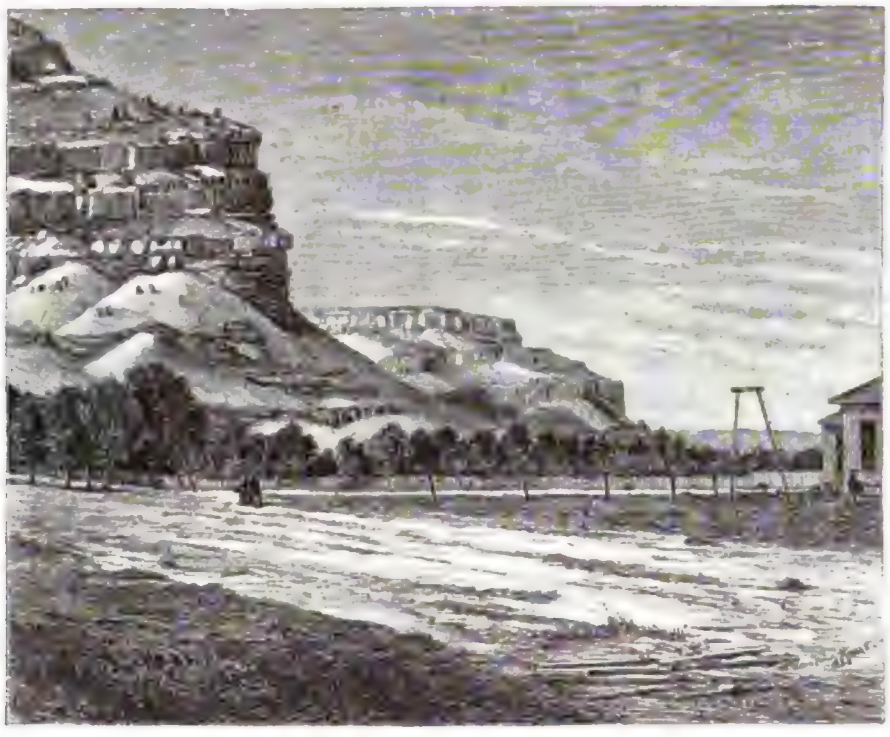
In Silver Reef hielt sich Tissandier einen Tag auf; es ist ein kleines Städtchen von etwa 400 Einwohnern, welches in Folge der vor einigen Jahren stattgefundenen Entdeckung von Silberminen, und darunter einige ziemlich bedeutende, aufgeblüht ist. Eine derselben, an deren Direktor Allen der Reisende empfohlen worden war, war ca. 83 m tief und ihre Entwickelung betrug 400 m; binnen sechs Jahren hat sie schon 18 Mill. Dollars abgeworfen. Eine Tonne Erz liefert einen Gewinn von 25 Dollars. Das Mineral findet sich besonders in fossilen Schichten von Wasserpflanzen; gediegenes Silber in kleinen Blättchen kommt in den Schichten von clay shale (Thon) vor. Die Mine liegt in dicken Bänken grünen und weißen Sandsteins.

Hier in Silver Reef erhielt Tissandier einen neuen Begleiter, einen der französischen Sprache mächtigen Kanadier, der ihn nach Kanab bringen sollte. Kaum majorenn geworden, hatte derselbe sein Vermögen durchgebracht, war dann Walfischfänger und zuletzt Bergmann geworden, kam in San Francisco zu Reichthum, verlor binnen wenigen Jahren wiederholt Alles durch Minenspekulation,

wurde wieder einfacher Arbeiter und war damals Wagenvermiether, ohne die Hoffnung aufzugeben, ein viertes Mal wieder reich zu werden. Sein Wagen war ebenſo ſchlecht wie derjenige, welcher den Reiſenden nach Silver Reef brachte, und der Weg um nichts beſſer als vorher; dafür aber führte er beſtändig durch eine prächtige Landſchaft am Virgin River aufwärts, deren roſenfarbene und ſilbergraue Felſen zu tauſenderlei phantaſtiſchen Figuren und Zacken zerſpalten ſind. Jenſeits der zwiſchen Blumen und Bäumen verſteckten Häuſer des Dorfes Toquerville beginnt wieder die Einöde, welche den ganzen Tag über andauert. Dann führte der Weg in ſüdöſtlicher Richtung an den Vermilion Cliffs entlang, einer langen Bergkette, oder beſſer Gebirgsrand von rothem Sandſtein, deſſen großartige Scenerien von dem Mondlichte feenhaft erleuchtet werden. Erſt gegen Mitternacht machen die von einer fünfzehnſtündigen Fahrt ermüdeten Pferde vor Pipe Spring, einer ganz vereinzelten Farm, Halt, wo die Reiſenden trotz der vorgerückten Stunde noch Unterkunft fanden.

Gegen Mittag des folgenden Tages erreichten ſie Kanab, an einem faſt ſtets trockenen Fluſſe gelegen, der während der Schneeſchmelze gewaltig anſchwillt und das Land weit und breit mit ſeinen Gewäſſern überdeckt. Hohe rothe Sandſteinfelſen überragen den Ort im Norden, während nach Süden hin ſich die Steppe ausdehnt, ſo weit das Auge reicht.

Es wohnen dort etwa 500 Seelen. Jedes Haus liegt in einem Garten, der mit Hecken gelber Roſen umgeben iſt, und die Straßen ſind mit Akazien eingefaßt. Eine oben offene, mehrere Kilometer lange Leitung führt das Waſſer des Kanab River in die Stadt und geſtattet den Anbau von Gemüſen und Früchten. Die Mormonen lieben ihre Gärten und verwenden auf ſie große Sorgfalt; ſelbſt einige Weinreben gedeihen in denſelben, liefern aber nur ein



Straße in Kanab. Dahinter die Vermilion Cliffs.

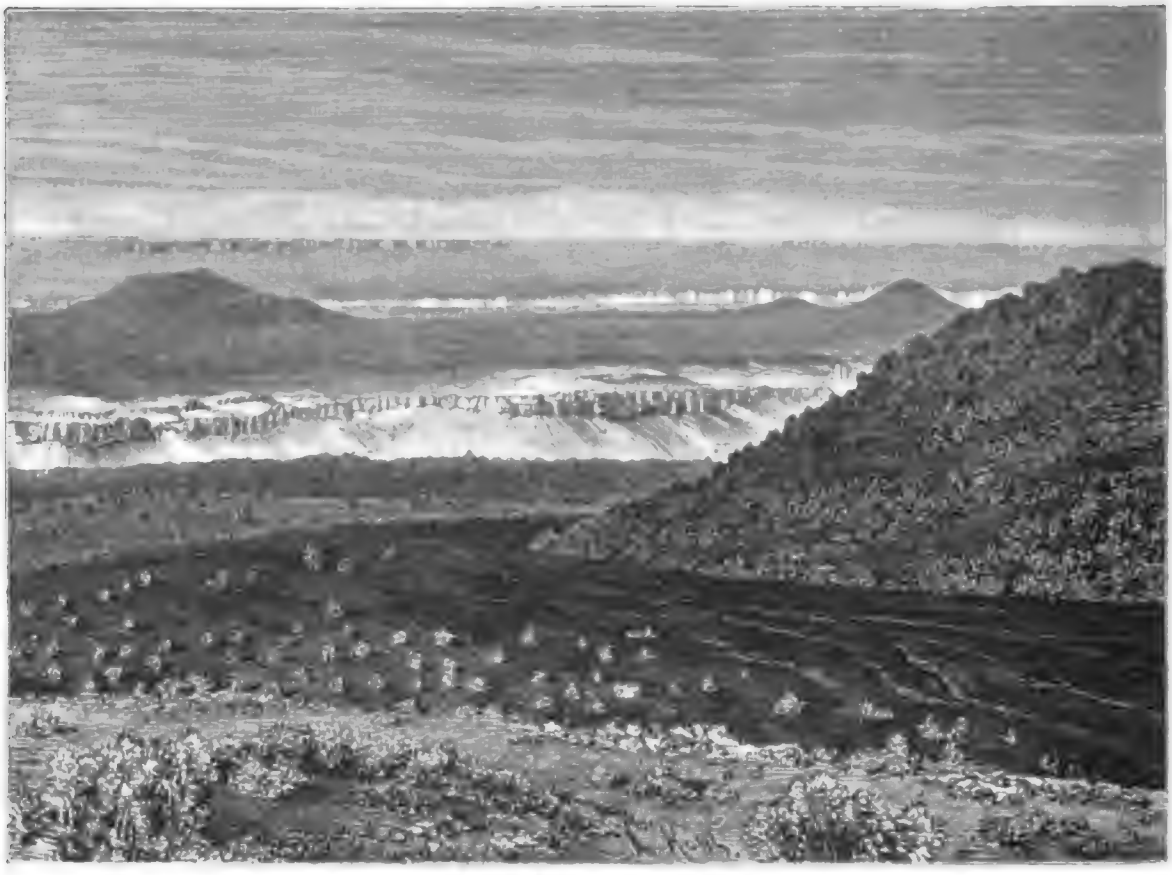
mäßiges Produkt, auf das die Beſitzer nichtsdeſtoweniger als auf die Frucht ihrer Arbeit und ihres unabläſſigen Kampfes gegen die Dürre nicht wenig ſtolz ſind.

Der Empfang, den Tiſſandier in Kanab fand, war mißtrauiſch und unfreundlich, weil die Mormonen in ihm irgend einen Beamten der Vereinigten Staaten vermutheten, der zur Unterdrückung der Bigamie einen der Ihrigen zu verhaften gekommen wäre. Erſt ein Empfehlungsbrief Powell's an Nathan Adam, den in Ausſicht genommenen Führer, beruhigte die Leute und verſchaffte dem Reiſenden Unterkunft, welcher von hieraus die großen Cañons zu beſuchen vorhatte.

Sein erſter Ausflug richtete ſich nach dem Mount Trumbull und den Toroweap-Schluchten. Es iſt das eine Reiſe von ſieben Tagen durch Einöden, wo es große Schwierigkeiten hat, Waſſer zu finden. In dem einzigen Laden Kanabs verſah man ſich mit Conſerven, Kaffee, Thee u. ſ. w. und nahm vier Pferde mit, je eines für den Reiſenden, Nathan, deſſen Sohn und das Gepäck. Sobald man Kanab verlaſſen hat, ſpielt ſich das tägliche Leben des Reiſenden folgendermaßen ab. Man ſteht um 4 Uhr auf, nimmt um 5 auf dem Erdboden das Frühſtück, beſtehend aus Speck, conſervirtem Lachs, Waſſer und Brot, das täglich dreimal, zu jeder Mahlzeit, gebacken wird. Die Pferde, welche jeden Abend in Freiheit geſetzt werden, müſſen ſich ihr Futter ſelbſt ſuchen; vorſichts halber, damit ſie ſich nicht zu weit entfernen, bindet man ihnen die Vorderbeine mit Lederriemen zuſammen. Waren die Pferde eingefangen, ſo war die nächſte Sorge, eine Quelle zum Füllen der Schläuche und Tränken der Thiere zu finden; mitunter blieb man aber auch den ganzen Tag ohne Waſſer und mußte ſich, da das aufbewahrte Waſſer in der Hitze raſch verdirbt, mit etwas Kaffee begnügen. Nachmittags wurde Halt gemacht und gegen 7 Uhr legte man ſich, in die Decken

gewickelt, im Walde oder mitten in der Sandwüſte zum Schlafen nieder.

Von Kanab kehrte man zuerſt nach Pipe Spring zurück, weil ſich dort eine der wenigen ſüßen Quellen befindet. In der Umgegend der Farm werden große Heerden durch Cowboys (Kuhjungen) geweidet; aber deren Zahl ſoll vor 15 Jahren größer geweſen ſein als jetzt. Der Grund davon iſt, daß die Thiere beim Abweiden der Gräſer die Wurzeln derſelben mit ausreißen, ſo daß die Prärie ſich nicht wieder beſtocken kann und die Wüſte an Ausdehnung gewinnt. Zahlreiche Thierſkelette, welche auf den Wegen herumliegen, zeugen für die Richtigkeit jener Angabe. Andererſeits ſollen auch die ehemals in Menge vorhandenen Antilopen und wilden Pferde ſich mehr und mehr nach anderen Gegenden hinziehen oder im Sande umkommen. Bei Pipe Spring verließ man den hohen Felsrand der Vermilion Cliffs, ſchlug eine ſüdweſtliche Richtung ein und befand ſich bald in der echten, kahlen Wüſte, in deren weichem, ſtaubigem Sande die Pferde nur langſam vorwärts kamen. Jeder Luftzug wirbelte den Sand in die Höhe. Und trotzdem blühten jetzt im Juni, büſchelweiſe zuſammenſtehend, zahlreiche Blumen; freilich nimmt deren Pracht raſch ein Ende, und wenig ſpäter iſt Alles von der Sonne verbrannt. Auch auf einzelne Antilopen und einen Trupp wilder Pferde von etwa 50 Stück traf man. Erſt gegen Ende des Tages hatte man das ſandige Gebiet überwunden und näherte ſich dem Mount Trumbull. Nun bedecken Laven den Boden und legen Zeugniß ab von den



Laven des Mount Trumbull.

Umwälzungen längſt vergangener Jahrtauſende. Jener Vulkan iſt lange erloſchen und faſt alle ſeine Krater ſind jetzt mit Wäldern hundertjähriger Fichten bedeckt, während ſie früher das ganze Uinkaretplateau mit ihren koloſſalen Lavaſtrömen überfluthet haben. Auch unter dem Pflanzenteppich und den Wurzeln des Waldes ſtößt man auf mächtige Bänke des baſaltiſchen Geſteins, das durch den Einfluß der Zeit verwittert und zerſtört iſt. Weiterhin findet man eine Art Lavameer von jüngerem Urſprung, das noch nicht von Vegetation überzogen iſt, und auf welchem nur einiges dürftige Eichengeſtrüpp mit Mühe fortkommt. Ueber dieſen Lavaerguß von tiefſchwarzer Farbe erhebt ſich ein mit ſpärlichem Grün bedeckter Berg, und in der Ferne erſcheinen die von der ſinkenden Sonne beleuchteten Cañons von Kanab wie rieſige lichterfüllte Spalten des Hochplateaus. Ganz merkwürdig iſt der Gegenſatz zwiſchen ihnen und den pechſchwarzen Laven, und ihre Helligkeit läßt die auffallenden Umriſſe der Vulkankegel des Mount Trumbull nur um ſo ſchwächer hervortreten.

Mühſelig war der Abſtieg von hier in das lange, ſandige und ſchmale Thal Toroweap unweit der Cañons, das beiderſeits von gewaltigen Felſen in den bunteſten Farben eingeſchloſſen wird. Da die Pferde dort zu Lande meiſt unbeſchlagen ſind, ſo verletzen ſie ſich leicht an den ſcharfen Laven und müſſen vorſichtig und langſam am Zügel geführt werden. Auf einem ausgedehnten Sandſteinplateau von gerundeten Formen, die der winterliche Schnee zerfreſſen hat, am Fuße einer alten Ceder, von Agaven, die bis 4 m Höhe erreichen, Kaktus, Blumen und

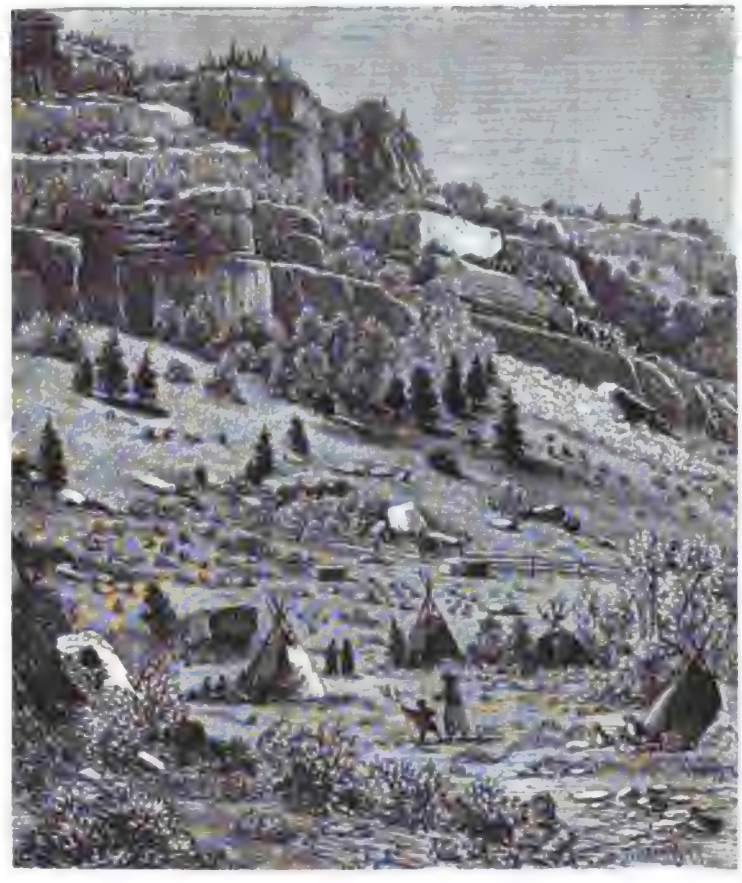
Digitized by Google

Das Plateau Toroweap und der große Colorado-Cañon.

Digitized by Google

alten Bäumen umgeben, brachte man die Nacht zu und kletterte nach kurzer Ruhe weiter zu Thal, oft auf Händen und Füßen kriechend oder über breite Spalten ſpringend. Endlich hatte man die großartigen Felsklippen Toroweap, an deren Fuße der Colorado fließt, unter ſich: ein gewaltiger Anblick, dieſe 600 bis 800 m tiefen Eroſionsſpalten, die von ſenkrecht abſtürzenden Wänden oder rieſigen, bis zum Strome ſich hinabſenkenden Stufen gebildet werden. Mit ſtaunenden Augen muſtert der Reiſende vom Plateau aus dieſe Felsmaſſen, welche in Form von Vorgebirgen mit den ſonderbarſten Umriſſen über der Tiefe ſich erheben. Man iſt zu Umwegen ohne Ende genöthigt; aber bei jedem Schritte, bei jeder Bewegung ändert ſich der Ausblick in der wunderbarſten Weiſe.

Dies Cañongebiet des Colorado liegt zum größten Theile im nördlichen Arizona und ſetzt ſich nordwärts bis nach Utah hinein fort. Seine Länge beträgt von NW bis SO etwa 180 engliſche Meilen und ſeine Breite von NO bis SW etwa 125; ſeine Oberfläche etwa 16 000 Quadratmiles. Der Colorado, der ſeinen ſpaniſchen Namen von dem röthlichen Lehme in ſeinen Gewäſſern führt, fließt mitten hindurch; die Thäler, welche er ſich hier gegraben hat, heißen Marble Cañon und Grand Cañon. Der nördliche Theil des Gebietes, der allein bis jetzt gut bekannt iſt, zerfällt in ſechs ſcharf beſtimmte Theile. Da ſind zuerſt die „Terraſſen“, gewaltige Plateaus, dem Miocän und unteren Eocän angehörig, dann die wunderbar ſchönen „Etagen“, ſchroff unterbrochen durch hohe, in Stufen endigende Klippen; dann folgen von Weſten nach Oſten die Plateaus Shiwits, Uinkaret, Kanab, Kaibab und Paria, welche durch tiefe Schluchten in nordſüdlicher Richtung von einander getrennt werden. Kaibab iſt das höchſte, Paria das niedrigſte; alle ſind ſie noch faſt unbekannt. Hier ſieht man etagenartig über einander lange, ſenkrechte Felsmauern ſich erheben, an denen man die einzelnen Geſteinsſchichten (der Steinkohlenformation entſprechende Kalk- und Sandſteine) aufs Klarſte ſtudiren kann. Das Ganze iſt von einer unbeſchreiblichen Größe und Feierlichkeit, dabei von einer überraſchenden Genauigkeit der Umriſſe und Schärfe der Linien.



Indianerlager im Walde von Kaibab.

Wegen Waſſermangels mußte Tiſſandier bald nach Kanab zurückkehren und wollte von da aus das Plateau Kaibab beſuchen; aber ſein Führer Nathan weigerte ſich, ohne Begleitung eines Ute-Indianers die dortigen Urwälder zu betreten, und ſo beſchloß der Reiſende, zunächſt ein etwa eine ſtarke Tagereiſe entferntes Lager dieſes Stammes aufzuſuchen. Man fand daſſelbe bei Mangum Spring ſüdöſtlich von Kanab und am Fuße des Kaibabplateaus gelegen; es waren acht oder neun Zelte auf einer ſonnigen Lichtung, in denen etwa 20 Indianer mit ihren Frauen und einigen Kindern hauſten. Die Zelte beſtanden nur aus Baumäſten, die in Pyramidenform zuſammengeſtellt und mit einem ſchlechten Stücke Zeug oder einem Thierfelle bedeckt waren. Im Walde daneben ſtanden zwei etwas beſſere Hütten von Amerikanern, welche gleichfalls dort mit Frauen und Kindern wohnten und einiges Vieh beſaßen.

Um die Quelle benutzen zu können, beſchloß Tiſſandier gleichfalls dort zu lagern.

Die Ilongoten.

Nach dem Spaniſchen des Don Ramón Jordana y Morera und Don Maximino Lillo [1]).

Von F. Blumentritt.

Die Ilongoten ſind im Allgemeinen robuſte, dabei ſchlanke und überaus kräftige Leute, eher von hoher als niedriger Statur und ausgeſtattet mit einem ſehr ſcharfen Sehvermögen, wie dies ſchon bei Wilden zu ſein pflegt. Ihre Haut iſt dunkelkupferbraun, wie bei den chriſtlichen Indiern [1]),

[1]) D. Ramón Jordana y Morera. Bosquejo geográfico é histórico-natural del Archipiélago filipino. Madrid, Imp. de Moreno y Rojas, 1885. S. 69 u. ff.

[1]) Die Eingeborenen malayiſcher Abkunft werden, wenn

von denen ſie ſich in den übrigen phyſiſchen Eigenthümlichkeiten nicht unterſcheiden. Die Männer tragen das Haar lang nach Frauenart. Die Ilongotinnen gleichen auch den chriſtlichen Indierinnen, nur ſind ſie von kleinem Wuchſe und ſchmutzig und nichts weniger als lieblich von Anſehen. Beide Geſchlechter haben viel von Hautkrankheiten zu leiden, wie denn ihre Haut mit Flechten und ekelhaften Schuppenbildungen beſäet iſt.

Vom Standpunkte der Moral ſind die Ilongoten die verkommenſten Weſen, die man ſich vorſtellen kann. Ihnen iſt jede Idee der Liebe zu ihresgleichen unbekannt; weder hegen ſie irgend ein menſchliches Gefühl, noch kann ihr elendes und hartes Herz für irgend eine edle That ſich begeiſtern. Ueber alle Maßen feige, lechzend nach dem Blute ihrer Feinde, ohne Erbarmen gegen ihre wehrloſen Opfer und rachſüchtig von Geſchlecht zu Geſchlecht, gewähren ſie Niemandem Gaſtfreundſchaft, ja ſie reiben ſich ſelbſt wechſelweiſe auf. Sie beſitzen demnach die laſterhafteſten Neigungen, bis auf den Hang zum Rauben, der ihnen wunderbarer Weiſe vollkommen fremd iſt.

In ihrem häuslichen Leben finden ſich viele Berührungspunkte mit den chriſtlichen Indiern. Das Material für ihre Häuſer liefern ihnen Rohr, die Nipa-Palme (Nipa fruticans, Thnb.), Cogon-Gras (Saccharum Königii, Bl.) und verſchiedene Gramineen und Cyperaceen oder die Anajao-Palme (Livingstona rotundifolia, Mart.); der Boden beſteht aus einem vorzüglich verbundenen Bejuco (Rotang), während die Seitenwände gewöhnlich mit Baumrinde bekleidet ſind. Die Hütten ſtehen auf Pfählen, und, um das Fällen, Herbeiſchaffen und Einrammen derſelben zu erſparen, pflegen ſie ſich vier paſſende Bäume auszuſuchen, die zunächſt aller Aeſte beraubt werden, die in den Bauplan nicht hineinpaſſen, dann wird in ziemlicher Höhe die Hütte auf dieſen vier Baumſtämmen erbaut, welche immer nur kleine Raumverhältniſſe aufweiſt. Trotzdem wohnt in jeder dieſer Behauſungen eine ganze Familie zuſammen mit ruppigen Hunden, ohne daß auch der geringſte Schein von Reinlichkeit bemerkbar würde; eine Folge hiervon iſt, daß beim Betreten einer ſolchen Hütte einem ein widerlicher Geſtank in die Naſe fährt, welcher auch ihren Bewohnern und allen ihnen gehörigen Gegenſtänden eigenthümlich iſt.

Der Hausrath beſchränkt ſich auf ein Kupfergefäß, eine Art Pfanne aus Eiſen, einen aus Cocosſchalen hergeſtellten und mit einem hölzernen Stiele verſehenen Schöpflöffel, eine hohle Cocosnuß als Trinkgefäß und einen Waſſerbehälter, welcher in einem mächtigen Stück Bamburohr beſteht. Auf dem Fußboden der Hütte wird durch Aufſchüttung von Erde ein Feuerherd hergeſtellt, auf welchem ſie ihre Speiſen kochen, wobei ihnen zur Bereitung von Reis oder Mais als Kochgefäße derbe Knotenſtücke von Bamburohr dienen. Brauchen ſie künſtliche Beleuchtung, ſo verwenden ſie Harz dazu, und um das Feuer ſelbſt zu erzeugen, reiben ſie zwei Rohrſtücke ſo lange, bis ſie in Brand gerathen. Einige an dem Dache oder an den Wänden aufgehängte Bejuco-Körbe, einige Hirſchgeweihe und eine Anzahl von Wildſchweinskiefern im Verein mit einem Hirſchfell, das ihnen als Bett dient, vollenden ihre geſammte Wohnungseinrichtung.

Ihre Nahrung iſt eine geſunde; ſie ſetzt ſich zuſammen aus dem Wildpret, das ihnen die Wälder liefern und das ſie gebraten verzehren, ferner aus Fiſchen, die ſie in den Flüſſen und Tümpeln fangen, ferner aus Reis, Mais, Camote (Convolvulus Batatas, Bl.), Gabe (Colocasia antiquorum, Schott., Araceae) und anderen Pflanzen und Knollen, die ſie maſſenhaft anbauen. Zur Jagd bedienen ſie ſich der Pfeile und Hunde, für welche ſie eine große Vorliebe beſitzen, die ſie aber trotzdem in Schmutz und Hunger verkommen laſſen; ferner benutzen ſie Netze, geflochten aus Stoffen, die ſie der Rinde verſchiedener Bäume abgewinnen; dieſe Netze werden dann auf dem Wildwechſel aufgeſtellt. Mit den Hunden wird das Wild aufgeſcheucht, welches dann durch die Netze zu brechen ſucht, ſich aber darin verfängt, um dann ſchließlich durch die Hunde oder einen Lanzenſtoß das Ende zu finden. Bei aller Indolenz, die ſie im Allgemeinen aufweiſen, verwenden ſie doch genug Sorgfalt auf ihre Felder, beſonders aber auf den Tabak, welcher trotz ſeiner minderen Qualität, die eine Folge der Verwendung von ſchlechtem Samen iſt, nicht ganz zu verachten iſt und der auch einen gangbaren Artikel im Handelsverkehr mit den chriſtlichen Pueblos bildet.

Spiele und Schrift ſind ihnen unbekannt, auch beſitzen ſie nur dürftige Kenntniſſe in der Tonkunſt, wie ſie denn keine anderen Muſikinſtrumente aufzuweiſen haben, als eine Art Pfeife und ein Stück Bambu, das auf der Längsſeite mit Sehnen beſpannt iſt, welche mit den Fingern angeſchlagen werden und ſo Töne ohne Klang und Wohllaut von ſich geben. Nach dem Schalle dieſer Inſtrumente ſchreien und tanzen ſie ohne Geſchmack und ohne Sinn für Takt und Rhythmus.

Vor dem Waſſer fürchten ſie ſich; ſagt man doch ihnen nach, daß kein einziger von ihnen des Schwimmens mächtig wäre, ein Umſtand, welchem in vielen Fällen die chriſtlichen Indier ihre Rettung zu danken hatten. Sie kennen keine Induſtrie und ihre ganze Handfertigkeit findet nur Anwendung beim Aufbau ihrer Hütten, der Bereitung von Sehnen, der Herſtellung ihrer Waffen und Verfertigung von Zeugen aus Baumrinde, mit welchen ſie aus Mangel an Webſtoffen die Blößen ihres Körpers bedecken.

Wie die Igorroten, ſo glauben auch ſie an ein höchſtes Weſen, den Schöpfer alles Exiſtirenden, ohne aber irgend welchen Ritus oder Gottesdienſt zu kennen. Alle ihre religiöſen Ceremonien beſchränken ſich darauf, der Gottheit ein Schwein oder Huhn zu opfern, welches Opferthier ſie nach ihrer Weiſe ſchmücken, und das dann von den Opfertheilnehmern aufgezehrt wird, nachdem vorher gewiſſe Tänze aufgeführt und Rufe, die der Feier entſprechen, ausgeſtoßen worden ſind. Dagegen verhöhnen ſie die Chriſten als Götzendiener, da dieſe, wie ſie ſagen, viele Götter, die ſie ſich nach Gutdünken aus Holz verfertigt, anbeten.

Polygamie iſt bei ihnen nicht gebräuchlich. Wer eine Ehegefährtin erlangen will, einigt ſich am erſten beſten Orte mit ſeiner Auserwählten, worauf ſofort von den Eltern der Beiden Verhandlungen wegen der Heirath geführt werden. Die Eltern der Braut ſetzen einen Kaufpreis für ſelbe feſt, der gewöhnlich in einer gewiſſen Stückzahl von Vieh oder Hühnern beſteht, außerdem pflegt die Schöne ſelbſt noch einige Köpfe von Chriſten oder Feinden ihrer Familie zu fordern. Wenn dieſe Forderungen, welche nicht immer genau nach dem Wunſche der Braut in Erfüllung gehen können, mehr oder minder getreu befriedigt werden, ſo wird der Hochzeitstag feſtgeſetzt; zur Feſtlichkeit ſelbſt werden die Freunde und Verwandten der beiden Familien geladen, die in dem geräumigſten Hauſe (der Rancheria?) ſich verſammeln; hier wird unter gewiſſen Ceremonien ein Schwein oder Huhn geſchlachtet und dann tanzen und lärmen ſie nach ihrem alten Brauche. Hierauf erklären die Eltern der Brautleute im Angeſicht der Feſtgäſte, daß von nun an die beiden jungen Leute mit einander ehelich verbunden wären,

---

ſie Heiden (infieles) oder Chriſten (cristianos) ſind, von den Spaniern indios genannt; jene, welche dem Islam huldigen, führen den Namen Moros.

womit die Feier nach der Verzehrung der aufgetragenen Speiſen ein Ende findet. Stirbt einer der Ehegatten, ſo ſteht dem überlebenden Theile es frei, ſich ein neues Ehegeſpons zu ſuchen. Es ſcheint, daß die Weiber ihren Gatten ſtrenge die Treue bewahren und daß die ledigen Mädchen auf ihre Keuſchheit achten und ſie zu ſchätzen wiſſen. Bei einer Geburt wird die Hilfe erfahrener Frauen in Anſpruch genommen; am fünften Tage wird dem Neugeborenen der Name gegeben, den die bei dem Geburtsakte aſſiſtirenden Perſonen feſtſetzen. Während der fünf Tage, welche zwiſchen der Geburt und dem Feſte der Namensgebung verſtreichen, beſchäftigt ſich der glückliche Vater mit der Jagd, um mit dem Wildpret den Geladenen aufzuwarten, welche aus den nächſten Anverwandten beſtehen. Von dieſen wird zunächſt das Geſchlecht des Neugeborenen ſichergeſtellt und hierauf erſt der Name mitgetheilt, den er fürder tragen ſollte. Damit und mit verſchiedenen Geſängen und Tänzen wird die Feier beſchloſſen.

Wenn jemand ſchwer erkrankt, ſo werden zunächſt Arzneien angewendet, die aus Kräutern, denen man beſtimmte Wirkungen zuſchreibt, beſtehen; dann werden im Chorus Bittgeſänge angeſtimmt, welche die Geneſung des Erkrankten erflehen; wenn der Kranke ſtirbt, ſo beweint man ihn 24 Stunden lang, während welcher Friſt von den Leidtragenden — zur Linderung ihres Schmerzes — alles aufgezehrt wird, was man an Lebensmitteln vorfindet. Dann wird eine Grube am Fuße der Hütte gegraben und darin die Leiche, in Tücher gehüllt — falls ſolche vorhanden ſind, was nicht ſehr häufig der Fall zu ſein pflegt — beſtattet.

Die Männer tragen, wie ſchon oben erwähnt wurde, das Haar lang wie die Weiber und flechten es zu einem Zopfe zuſammen, der nach Frauenart durch ein ſchmutziges Stück Zeug zuſammengeknüpft wird[1]). Sie tragen auch Halsbänder und um den Leib eine Anzahl von Meſſingdrähten und ähnlichen Schmuckgegenſtänden, als Reihen von Samenkörnern, Früchten und Glasperlen u. a. m.; ebenſo legen ſie um das Armgelenk feſt anpaſſende Reifen von vergoldetem Kupfer- oder Meſſingdraht. Sie bedienen ſich keines anderen Kleidungsſtückes als eines ſehr ſchmalen Stückes Zeug, das ſie zwiſchen den Beinen hindurch ziehen und an den Schnüren oder den Drahtſtreifen vorn und hinten befeſtigen, womit ſie ſich zu umgürten pflegen. Diejenigen von ihnen, welche ein ſehr entwickeltes Schamgefühl (?) beſitzen, pflegen noch Pantalon-Beinkleider, eine Jacke oder Camiſa[2]) und ein Salacot[3]) zu tragen, welche Bekleidungsſtücke ſie ſich um viele tauſend Tabaksblätter von den Chriſten einhandeln. Die Weiber tragen gleich den Chriſtinnen einen Rock oder Tapis[4]), doch bleiben die Beine und der Oberkörper vollſtändig nackt. Sie ſchmücken ſich in derſelben Weiſe wie die Männer und ſind ebenſo wie dieſe im Gebrauche der Waffen geübt. Einige Frauen beſitzen auch eine kurze und enge Saya[4]) und eine Weiber-Camiſa, doch ſind dies nur wenige, nicht als ob ſie keine Freude an dieſen Gewandſtücken beſäßen, nein, vielmehr hindern ihre weitere Verbreitung die hohen Preiſe, für welche ſie von den Chriſten verkauft werden. Die Knaben und kleinen Mädchen gehen ſplitternackt einher und führen bereits die ihnen zukommenden Waffen, von welchen ſie ſich auch nicht einen Augenblick trennen, ſobald ſie hinlänglich Kraft erlangt haben, ſie zu tragen. Auch die Erwachſenen gehen immer bewaffnet einher, auch wenn ſie ſich nur auf eine kurze Strecke von ihrem Hauſe entfernen — ein untrüglicher Beweis des gegenſeitigen Mißtrauens, das unter ihnen herrſcht. Die Weiber unterſtützen ihre Männer bei der Beſtellung der Felder, bei der Jagd und ſelbſt im Gefecht.

Der kriegeriſche Geiſt der Ilongoten äußert ſich nicht nur gegen die Chriſten, ſondern auch in Fehden unter einander. Der nichtigſte Vorwand genügt, um einen Streit zwiſchen einer aus 15 bis 20 Familien beſtehenden Rancheria mit einer anderen von gleicher Größe oder überlegenen Einwohnerzahl zu entzünden. Von Anklagen geht man zu Drohungen über, und von dieſen zur Legung eines Hinterhaltes, denn ſie kämpfen niemals Mann gegen Mann. Die Folge hiervon pflegt der Tod eines oder mehrerer Menſchen zu ſein, und da, ſobald einmal ein Kopf abgeſchnitten iſt, die Rancheria des Getödteten Blutrache nehmen muß, ſo nimmt die Fehde kein Ende, indem ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich vererbt, ohne daß man jemals die Zahl der (abgeſchnittenen) Köpfe vergißt, für die man Revanche zu üben hat. Dieſer grauſame Krieg währt gewöhnlich ſo lange, bis beide Rancherias ſo gut wie aufgerieben ſind, worauf die wenigen Ueberlebenden ſich einer anderen Tribus anſchließen, ohne deshalb die Vendetta aufzugeben, ſo lange noch ein Nachkomme ihrer Gegner exiſtirt. Private Streitigkeiten zweier Familien werden ebenſo abgethan (wie jene der Rancherias), ohne daß die übrigen Angehörigen der Rancheria daran Theil nehmen. Wenn es aber gilt, gegen die Chriſten und ihre Nachbaren, die Dumagas[1]) zu kämpfen, ſo vereinigen ſich Freunde und Feinde, ohne an eine gegenſeitige Genugthuung zu denken.

Die Rancherias der Ilongoten liegen tief und trefflich verſteckt im Inneren der Wälder und auf den Gipfeln der Berge, ſo daß ſie ſowohl zum Auslug als auch wegen des ſchweren Zuganges und ihrer durch die Natur erleichterten Vertheidigung als vorzüglich angelegt erſcheinen. Trotzdem iſt immer genug Ackerland für Beſtellung ihrer Saaten vorhanden. Die Bewohner jener Rancherias, welche in der unmittelbaren Nähe der chriſtlichen Pueblos liegen, ſtehen in direkter Verbindung mit den Bürgern der letzteren, mit denen ſie Handelsbeziehungen unterhalten, die Inſaſſen der entlegeneren Rancherias aber ſind kaum jemals in irgend eine Beziehung zu den civiliſirten Indiern, ja nicht einmal mit vielen Leuten ihrer eigenen Raſſe getreten. Die Neigung, jeden Verkehr mit den Chriſten zu fliehen, iſt den Ilongoten angeboren und ſie würden ihn vollſtändig abbrechen, wenn ſie ihn nicht unbedingt nothwendig hätten, um Eiſen für ihre Waffen und andere Waaren zu erlangen, die ihnen ihre Wälder nicht liefern können.

Auf eine eigenthümliche Weiſe meſſen ſie die Zeit. Die Tage theilen ſie in Viertel, je nach der Höhe der Sonne

---

[1]) Man vergleiche über die Tracht der Ilongoten die betr. Tafeln in dem Prachtwerke: Dr. A. B. Meyer. Album von Philippinentypen. Dresden 1885.

[2]) Die Camiſa der philippiniſchen Eingeborenen iſt ein gewöhnlich kurzes Hemd, das zugleich die Stelle einer Jacke vertritt und über den Hoſen getragen wird. Die Camiſa der Weiber iſt noch kürzer; man vergleiche übrigens die Abbildungen in dem oben erwähnten Album und in F. Jagor's Reiſen in den Philippinen. Berlin 1873.

[3]) Hut von der Form eines Kugelſegments, vergl. die Abbildungen bei Jagor u. A. B. Meyer.

[4]) Die Saya, der Sarong der Malayen von Holländiſch-Indien, beſteht in einem nach Art eines Frauenrockes um die Hüfte und die Beine geſchlungenen Stücke Zeug; der Tapis iſt ein Stück Tuch, das um den oberen Theil der Saya geſchlagen wird.

[1]) Dumaga, Dumaya und (das Richtigſte:) Dumagat werden die Negritos der Nordoſtküſte Luzons genannt; doch findet man in älteren Werken dieſen Namen auch für die Bewohner einzelner Küſtenſtriche der Viſayer-Inſeln und Mindanaos verzeichnet; der Name kommt von dagat = Meer her und dürfte ſo viel wie Küſtenbewohner bedeuten.

über dem Horizonte, ein, für die Nacht aber giebt es kein Zeitmaß. Die Dauer des Mondes, die Mondphasen, bilden einen Monat und 12 solche Monde bilden einen Zeitabschnitt, der einem Jahre entspricht. Da sie nur unvollkommene Begriffe vom Zahl- und Rechnungswesen besitzen, so greifen zwei Leute, die sich für einen bestimmten Tag zusammenbestellt haben, zu folgendem Mittel: sie nehmen ein Stück Bambus und machen so viele Brüche darein, als Tage bis zu jenem der Zusammenkunft zu zählen sind, jeden Tag reißen sie einen Bruchtheil ab, und sind auf diese Weise stets unterrichtet, wann der vereinbarte Tag da ist. Um eine größere Zahl von Gegenständen zu bezeichnen, zählen sie die Finger der Hände und geben der Summe einen Namen, dazu rechnen sie die Zehen der Füße und geben der Gesammtsumme wieder einen anderen Namen, auf diese Weise bekommen sie einen Begriff von der Ziffer 1000, die zu kennen für ihren Handel mit den Christen nothwendig ist, da die Tabakblätter in Päckchen zu 1000 Stück ge- und verkauft werden.

Vor den Spaniern fürchten sie sich sehr und ungeheuer ist ihre Angst, wenn sie einen Soldaten zu Gesicht bekommen. Die einzige Waffe, welche ihnen Furcht einflößt, ist das Feuergewehr, denn im Gebrauch der blanken Waffen halten sie sich für überlegen. Sie schreiben der Gewehrkugel die Eigenschaften des Blitzstrahles zu und glauben, daß sie auch hinter einem Felsen versteckt dennoch vom Geschoß ereilt werden könnten. Sobald sie mit einem Missionar oder sonst einem Spanier zusammenkommen, sind sie dem Augenscheine nach unterwürfig und geben tausend Betheuerungen ihres Gehorsams zum besten; dies währt aber nur so lange, als Geschenke unter sie vertheilt werden; wenn diese versiegen, dann ist es auch mit ihrer Unterwürfigkeit zu Ende, einer nach dem anderen verschwindet auf Nimmerwiedersehen, ohne der gegebenen Versprechen jemals wieder zu gedenken.

Sobald ihre Späher eine günstige Gelegenheit, einem Christen den Kopf abzuschlagen, gemeldet haben, so treten sie an einem bestimmten Tage zusammen und setzen den Ort fest, wo sich alle jene, die an dem Zuge theilnehmen wollen, einfinden sollen. Sie überzeugen sich dann von der Zahl der geladenen Expeditionsmitglieder, deren es nie unter 80 bis 100 giebt; der Arrangeur hat dann die Pflicht, genau bis auf die geringste Kleinigkeit herab alles anzugeben, was Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang verspricht. Er bezeichnet ferner den Ort, wo der Hinterhalt zu legen ist, theilt die Zahl der Christen mit, welche dort vorübergehen würden, beschreibt deren Waffen, malt die Sicherheit des Triumphes aus und schwört zuletzt, daß, wenn seine Angaben sich als unwahr erwiesen, er den ersten Besten, der ihnen in den Weg käme, und wäre es auch der eigene Vater, tödten würde; diesen Eid nehmen ihm die Theilnehmer an der Kopfjagd ab, da sie nicht umsonst ausgezogen sein wollen. Wenn dies letztere eintritt, so pflegt die Expedition mit der Ermordung ihres Veranstalters zu enden; es sind daher die umsichtigen Vorbereitungen begreiflich, die bei Veranstaltung eines solchen teuflischen Zuges getroffen werden. Ist endlich die Gelegenheit günstig, so raffen sie alle Waffen, über die sie verfügen können, zusammen; es sind dies der Campilan, die Lanze, Bogen und Pfeile und der Schild. Der Campilan ist ein Haumesser in Form eines Machete-Säbels, ungefähr $1^1/_2$ Fuß lang; sie erhalten diese Waffe im Handelsverkehre mit den Christen. Die Ilongoten machen durch Abschleifen die Klinge schmäler, schleifen sie dann mit Sorgfalt wieder scharf zu und ersetzen den ursprünglichen Griff durch einen neuen, den sie aus Kupfersplittern alter Kupfergefäße herstellen und, um die Waffe besser führen zu können, mit Lappen umwickeln, die mit einer feinen Sehne umbunden sind, an deren Ende ein zum Fischfange bestimmter Angelhaken herabhängt; die Klinge wird in einer hölzernen Scheide geborgen, an dieser eine Art Säbelgurt befestigt, den sie um den Leib sich binden. Der Schaft ihrer Lanzen ist 2 bis 3 m lang und aus dem Holze der Palma brava (Coryphaminor, L.) hergestellt; er läuft in eine eiserne Spitze von wechselnder Größe und Form aus, indem dieselbe bald ein spitz verlaufendes Oval, bald eine Harpunenform mit einfachen oder doppelten Widerhaken repräsentirt. Der Bogen besteht gleichfalls aus dem Holze der Palma brava, besitzt eine Länge von ungefähr 2 m, ist vollkommen geglättet und in der Mitte dicker als an den Enden; die Sehne wird von einem starken Gewebe aus Baumrinde gebildet. Der Schaft der Pfeile besteht aus einem fingerbreiten Rohre, an das an dem einen Ende ein kurzes Stück Holz angesetzt ist, an welchem die Eisenspitze befestigt ist, deren Größe und Form verschieden sind. Das andere Ende ist immer mit zwei halben Federn versehen, damit der Pfeil besser dirigirt werden könne, und besitzt dort überdies noch einen Einschnitt, welcher beim Abschießen an die Sehne gedrückt wird. Die Ilongoten gebrauchen zweierlei Pfeile, die einen zur Jagd, die anderen für den Krieg. Die Eisenspitze der letzteren ist von verschiedener Länge; es giebt welche, die 1 dcm lang, während andere überaus klein sind. Die äußere Form ist bald die eines Blattes, bald die einer Harpune, mitunter befestigen sie an der Basis Dornen, um die Wunde schmerzlicher zu machen, doch ist ihnen der Brauch fremd, die Pfeile zu vergiften. Die Jagdpfeile sind den Kriegspfeilen ähnlich, nur ist die Spitze breit und mit Widerhaken versehen und besitzt an dem unteren Ende eine Verlängerung, welche in eine Höhlung des Schaftes hineinpaßt. Daran wird die Pfeilspitze vermittels Umschnürung mit feinen Sehnen befestigt, welche die erwähnte Verlängerung der Pfeilspitze und den Schaft mit einander verbinden und in einer Linie erhalten. Jener Dornfortsatz der Pfeilspitze dient auch dazu, letztere mit dem Schafte durch eine Masche aus grobem Bindfaden zu verbinden: Dringt der Pfeil in den Leib des Wildes ein, so löst sich die Masche auf, der Schaft fällt zu Boden, die Harpune bleibt aber im Leibe stecken. Das Wild schleppt auf der Flucht den Schaft nach, dessen Nachzerren durch das dichte Gestrüpp ihm durch die in der Wunde festsitzende Spitze große Schmerzen bereitet und seinen Lauf hemmt, so daß es leicht in die Hände der Jäger fällt. Der Schild wird aus einem porösen und glatten Holze verfertigt und ist dunkelroth angestrichen; er mißt 1 m in der Länge und etwa 3 dcm in der Breite und besitzt eine Handhabe in der Mitte der Innenseite. Er dient dazu, vor den Pfeilen und Hieben des Gegners sich zu decken, wenn der äußerst seltene Fall eintritt, daß es zu einem richtigen Kampfe kommt.

Ausgerüstet mit den beschriebenen Waffen, den Kopf mit einem Stück Zeug als ihrem Unterscheidungszeichen umwickelt, und versehen mit Mundvorrath schleichen sie sich vorsichtig durch das Dickicht, bis sie in der Nähe des Ortes, wo der Hinterhalt gelegt werden soll, angelangt sind. Zunächst spähen sie von den Gipfeln der Bäume aus und wenn sie die Ueberzeugung erlangt haben, daß sie ungesehen geblieben sind und wenn kein fremdes Geräusch zu hören ist, dann theilen sie sich in zwei Horden, deren jede zu einer der beiden Seiten des Waldpfades[1]) sich versteckt, wo sie

[1]) Die Philippinen haben nur wenige für Fuhrwerk passirbare Straßen aufzuweisen, meist sind die Ortschaften nur durch Reitpferde und Fußsteige mit einander verbunden, letztere sind gewöhnlich so schmal, daß die Reisenden nur im „Gänsemarsch" selbe begehen können. Von einem solchen Fußsteige (Senda) ist hier die Rede.

den Vorübermarſch der Chriſten erwarten. Jede der Horden theilt ſich in drei Rotten. Die erſte, bewaffnet mit Campilan und Schild, hockt ſich drei bis vier Schritte vom Pfade entfernt und verſteckt hinter dem Cogongraſe nieder, die zweite nimmt eine ähnliche Stellung nur weiter nach hinten zu ein, ihre Waffe iſt die Lanze; die dritte Rotte hockt noch weiter rückwärts, um, wenn nöthig, mit Pfeil und Bogen einzugreifen. In dieſer Stellung verharren ſie Stunden lang, ohne das geringſte Geräuſch zu verurſachen oder eine Bewegung zu machen, nachdem ſie jede Fußtapfe, die ihre Anweſenheit verrathen könnte, vertilgt haben. Endlich erſcheinen die Wanderer, gewöhnlich 12 oder mehr an der Zahl, bewaffnet in ähnlicher Weiſe wie die Wilden; ohne die Nähe der Gefahr zu ahnen, marſchiren ſie ſorglos einer hinter dem anderen einher, da die Beſchaffenheit des Steiges keine andere Marſchordnung geſtattet. Das ſcharfe Gehör der Ilongoten vernimmt ſofort die Annäherung von Menſchen, demgemäß macht ſich die ganze Bande zum Angriff bereit. Dieſer findet ſtatt in demſelben Augenblicke, wo der letzte der Wanderer in das Centrum des Hinterhaltes getreten iſt. Da mit einem Male erſchallt wildes Geſchrei. Die Chriſten voller Beſtürzung ergreifen die Flucht und werfen alles, was ſie tragen, weg und ohne einen Verſuch, ſich ihrer Waffen zu bedienen, halten ſie nicht eher in ihrem raſenden Laufe ein, als bis ſie mindeſtens eine Legua Entfernung zwiſchen ſich und dem Schauplatze des Ueberfalles haben. Nun erſt blicken ſie ſich verſtört an und brechen in Ausrufungen und Wehklagen aus, bemerken erſt jetzt den Verluſt eines oder mehrerer Genoſſen und ſetzen unverweilt den Marſch bis zu dem nächſten Pueblo fort, wo ſie von dem Vorfalle Bericht erſtatten und gewöhnlich von irgend einer kühnen That, die ſie ausgeführt, erzählen, auf welche aber nie zu ſchwören iſt. Die Flucht der Chriſten begünſtigt ſehr die Abſichten der Ilongoten; denn da diejenigen, welche die erſten ſind, auch zuerſt die Flucht ergreifen, ſo iſt es für die letzten ſchwer, zu entkommen und dem tödtlichen Schlage auszuweichen. Der Unglückliche, der ſich durch einen — gewöhnlich in die Schultergegend verſetzten — Lanzenſtich getroffen fühlt, fällt ſofort zu Boden und hiermit beginnt das Siegesfeſt der Ilongoten und ein grauſames Martyrium des Schlachtopfers. Alle umringen den Unglücklichen unter großem Freudengeſchrei und unter ausgelaſſenen Tänzen, wobei einer nach dem anderen mit ſeiner Lanze in den Körper deſſelben ſticht. Wenn noch eine Spur von Leben an dem Armen zu merken iſt, ſo naht ſich einer der Angreifer, haut ihm den Kopf ab und wirft ihn hoch in die Luft, worauf alle ſich beeifern, ihn zu erhaſchen, da jener für den Tapferſten ſich hält, dem es gelingt, das abgeſchlagene Haupt aufzufangen. Manchmal laſſen ſie das letztere bei dem entſeelten Rumpfe liegen, manchmal aber ſchleppen ſie es nach ihrer Rancheria, um dort ihr gräßliches Siegesfeſt fortzuſetzen. Die chriſtlichen Indier behaupten, daß die Ilongoten die Sitte üben, das Herz und die Leber ihrer Schlachtopfer aufzueſſen, und zwar ſo lange dieſe bluttriefenden Beuteſtücke noch zucken; dieſe Behauptung iſt aber bis zum heutigen Tage nicht erwieſen worden.

Dieſelben Bräuche befolgen ſie auch in Fehden gegen jeden anderen Feind. Sie erbarmen ſich Niemandes, im Gegentheil, ſie ſchwelgen in dem Vergießen des feindlichen Blutes bis zu dem Grade, daß nicht ein Zoll breit Zwiſchenraum zwiſchen den Wunden übrig bleibt, bis das Fleiſch von den Spitzen ihrer Lanzen zerfetzt iſt; ja ſie ſchlagen noch mit dem Campilan die Knochen in Splitter. Aber bei all ihrer Wildheit und bei all dem Vertrauen, das ſie in die Undurchdringlichkeit ihrer Waldwildniſſe ſetzen können, genügt es, daß ſie den Knall eines Feuergewehres vernehmen, um ſofort ohne eine Spur von Widerſtand in eiliger Flucht ſich zu zerſtreuen.

Jede Hütte liegt auf einer Anhöhe, die theils wegen der ſteil abfallenden Felſen, theils wegen der Dichtigkeit des ſie umgebenden Waldes ſchwer zugänglich iſt und zu der man auf einem geſchlängelten und ſteilen Fußſteige gelangen kann, den ſie mit eingerammten Stacheln (Fußangeln) und ähnlichen im Graſe verſteckten Vertheidigungsmitteln ausſtatten, damit die Angreifer ſchmerzhafte Wunden an den Füßen ſich zuzögen und ſo kampfunfähig würden oder gar einem noch ſchlimmeren Looſe anheimfielen. Da ſie bei Tag und bei Nacht wachſam ſind, ſo iſt es unmöglich, ſie zu überraſchen, und wenn die Behörden ein Truppencorps abſchicken, um ſie für ein begangenes Verbrechen zu züchtigen, ſo entfliehen ſie eiligſt auf verſteckten Pfaden in das angrenzende Walddickicht, von wo aus ſie die Verfolger beobachten, ja ſogar anrufen, ohne daß es möglich wäre, ſie zu erwiſchen. Die Soldaten feuern dann einige Schüſſe ab ohne jedes Reſultat oder wenigſtens, ohne daß man weiß, ob eine Kugel getroffen oder nicht, und wenn ſie den Angriff fortſetzend nach unſäglichen Beſchwerden endlich den Weg zu dem Ilongotenſchlupfwinkel gefunden haben und in den Wald eindringen, wohin die Ilongoten ſich neuerdings zurückgezogen hatten, ſo finden ſie Alles verlaſſen, ſo daß ſie ſich damit begnügen müſſen, die Hütten zu verbrennen, deren Verluſt für jene leicht zu tragen iſt.

Jede Rancheria ernennt den Häuptling aus den hervorragendſten ihrer Mitglieder; dieſer ſchlichtet alle vorfallenden Streitfälle, wobei er mitunter auch mit dem Bejucorohr dreinſchlägt. Trotzdem wird ſeine Autorität nicht immer geachtet und es ereignet ſich häufig, daß ſeine Befehle nicht ausgeführt werden und man, um Geſchehenes zu legitimiren und Streitigkeiten beizulegen, an das Recht des Stärkeren appellirt. Das größte Anſehen genießt die väterliche Gewalt der Greiſe, aber gerade dieſe ſind es, welche am erſten darauf achten, daß die ererbten Bräuche und Anſchauungen ſich unverſehrt weiter erhalten und ſo ihren Stamm in dem Zuſtande der niedrigſten Barbarei erhalten.

Slaviſche Gebräuche beim Hausbau.

Von Fr. Hubad in Graz.

I.

Wie intereſſant es auch wäre, die Einrichtung des ſlaviſchen Hauſes genauer feſtzuſtellen, ſo iſt dies doch für einen einzelnen Menſchen bei den geringen Vorarbeiten und dem weit zerſtreuten Materiale nicht möglich. Die hiſtoriſche Entwickelung der Hauseintheilung nachzuweiſen iſt aber geradezu unmöglich, da die Slaven größtentheils nur Holzbauten aufführten, von denen natürlich keine Spuren erhalten ſind; wollte man dagegen die ſteinernen Ueberreſte

aus alter Zeit, die ohnehin nur ſpärlich ſind, allein zu Grunde legen, würde man ſich derſelben Gefahr ausſetzen, der man anderswo wirklich unterlegen, daß man nämlich das, was nur den Begüterten, an einen feineren Lebensgenuß Gewöhnten zukam, auf die Allgemeinheit des Volkes übertrüge, was natürlich in vielen Fällen zu falſchen Schlüſſen führen würde.

Die vergleichende Sprachforſchung kann in dieſem Falle nur den Umſtand beſtätigen, daß die älteſten Häuſer aus Holz gebaut waren, und bietet ſonſt nur die Namen der einzelnen Räume des Hauſes dar, deren Vergleichung vor Allem die Thatſache zu Tage bringt, daß die urſprüngliche Anlage des Hauſes bei den verſchiedenen Völkern dieſelbe war.

Bei aller Einfachheit, welche das Haus des gemeinen Volkes auszeichnet, leiſtet es demſelben doch dieſelben Dienſte, wie dem Reichen ſein Palaſt, und ſelbſt den bekannten Spruch: „Mein Haus iſt meine Burg“, drückt der Südſlave faſt ebenſo aus, wenn er ſagt: Moja kucica, moja slobodica.

In Gegenden, wo die urſprünglichen Hauscommunionen noch beſtehen, hat natürlich das Haus noch eine erhöhte Bedeutung, doch bildet ſelbſt in Gegenden, wo dieſe nicht mehr beſtehen, das Vaterhaus für alle Familienmitglieder, auch wenn dieſelben nach dem bürgerlichen Geſetzbuche kein Anrecht mehr darauf haben, den Mittelpunkt. Es könnte nur in ſeltenen Ausnahmen der Fall eintreten, daß ein ſchon abgefertigtes Familienglied im Falle der Noth im Vaterhauſe nicht mehr die liebevollſte Aufnahme fände.

Das neue Haus ſoll nicht allein den Familiengliedern Schutz und Obdach gewähren, es iſt beſtimmt, auch die Schutzpatrone derſelben zu beherbergen, mögen ſie nun kirchliche Heilige ſein, deren Bilder beim Einzuge mitgebracht werden, oder noch als echte und rechte Hausgeiſter, Götter und Genien (ruſſiſch dědůska domovyj oder kurz domovoj; ruthenisch did, d'od, did'ko; böhmiſch ſetek, hospodářiček; ſlovakiſch buožik ꝛc.) für das Wohl ihrer Schutzbefohlenen die Sorge übernehmen. Es bildet noch immer, wie in alten Zeiten, zugleich die Verwahrungsſtätte für die Gottheit. Darum erfordert ſchon die Wahl des Bauplatzes beſondere Aufmerkſamkeit, von der freilich in den modernen Bauordnungen kein Paragraph mehr ſpricht.

In Rußland begiebt ſich daher der Hausvater mit der Hausmutter heimlich an den auserleſenen Platz, ſie hauen einem Hahn den Kopf ab und vergraben ihn an der Stelle, wo die vordere Ecke (perednji ugolj) des neuen Hauſes ſtehen ſoll. Oder man legt auf dieſe Stelle einige Scheidemünzen und etwas Gerſte, damit im neuen Hauſe Geld und Brot immer im Ueberfluſſe vorhanden ſei. Auch fügt man wohl etwas Wolle und Weihrauch hinzu, damit Vieh und Menſchen geſegnet würden. In Volhinien legt man ein Stück Brot, Salz und eine Hand voll Gerſte dorthin. Dieſe Dinge läßt man ein oder zwei Tage an Ort und Stelle liegen und beobachtet, ob alles daſelbſt verbleibt, wie es hingelegt worden, oder man legt auch wohl an die Stellen, wo ſich die vier Ecken erheben ſollen, Brotſtücke; bleibt alles am Orte, ſo iſt es ein gutes Zeichen, im entgegengeſetzten Falle muß man eine neue Bauſtelle ſuchen [1]).

Durch dieſe ausgelegten Dinge erſcheint der ganze Umfang des Hauſes beſtimmt. Die vordere (Haupt-) Ecke des Hauſes iſt natürlich von der größten Bedeutung, denn dort ſteht der Tiſch, an welchem ſich die Familienglieder zum gemeinſamen Mahle verſammeln, dort hängt in der Ecke das heilige Kreuz und an deſſen Seiten die Heiligenbilder, dort in der Ecke iſt der Ehrenplatz, dorthin ſetzt man den Gaſt, welchen man ehren will, dort iſt der Sitz des Familienoberhauptes, ſo lange er ſein Anweſen nicht ſeinem Sohne übergiebt. Darum ſagt ein ſlaviſches Volkslied von dem Vater, der das Haus ſeinem Sohne übergeben, er ſei hinter dem Tiſche hervor in den Winkel „hinter den Ofen überſiedelt“.

Kniſtert oder kracht es in der Hauptecke, ſo bedeutet dies Unglück für den Hausvater oder es wird in kurzer Zeit Jemand aus der Familie ſterben. Kniſtert oder kracht es dagegen in der hinteren (Ofen-) Ecke, ſo wird bald Jemand das Haus verlaſſen müſſen (Afanasjev, II, p. 113). Dort hängen die zu Oſtern geweihten Weidenruthen und Oſtereier; auf den Tiſch werden die Weihnachtskuchen (kutja, uzvara, bei den Slovenen kuc-kruh) gelegt, vor den Heiligenbildern, welche dort hängen, verneigt ſich in Rußland jeder Eintretende. Darum darf auf der Bank Niemand ſo liegen, daß er ſeine Füße in dieſe Ecke ſtreckte, denn es wäre eine Sünde. Dieſer Glaube herrſcht auch bei den Slovenen [1]). Hinter den Heiligenbildern ſitzen nach ruſſiſchem Volksglauben die Seelen der Verſtorbenen, bis der Leib beerdigt wird [2]). Unter der Hauptecke des Hauſes wurden in der Heidenzeit die Todten begraben [3]).

Eine andere Stelle im Wohnzimmer, der Hauptecke gegenüber, iſt von ebenſolcher Wichtigkeit. Dort ſtand früher der Herd, die Opferſtätte der Familie, dort ſteht jetzt der Ofen. Die Wichtigkeit des Feuers für das menſchliche Leben iſt einleuchtend; dort wurde es in alten Zeiten Tag und Nacht unterhalten. Darum hat ſich der Ofen in der Bedeutung als Opferſtätte bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Möllthale in Kärnten ſprechen die „Häzächer“ (Heuzieher) bei ihrer Ankunft an der Feuerſtätte den Gruß: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus, Heu und Häzächer!“ und die andere Partei antwortet: „In Ewigkeit, ſind wir auch willkommen!“ Dann werfen ſie ein Büſchchen Heu in die Luft und ſprechen: „dô hoat der wint sein tál, ear lâss uns s' andre mit Glück und hâl“ [4]).

Um den Schratl bei guter Laune zu erhalten, muß man ihm nach dem Volksglauben der Deutſchen in Steiermark Speiſen auf den Ofen ſtellen [5]). Nach der Meinung der Slovenen in Steiermark ſoll man ihm auf das Fenſter Hirſebrei geben [6]).

In Böhmen ſollen Braut und Bräutigam beim Eintritte in ihr neues Haus zuerſt in den Rauchfang ſehen, oder ſoll die Braut drei Haare in den Kamin werfen, oder ſich vor dem Herde verneigen, um vor Bangigkeit geſchützt zu ſein und den Hexen die Macht über ihre Kinder zu benehmen [7]).

Ebenſo verrichtet die Braut bei den Slovenen in Steiermark bei dem Eintritte in ihre neue Heimath ein Gebet vor dem Herde und wirft Münzen in den Ofen, ehe ſie ſich zum Hochzeitsmahle ſetzt [8]). Wenn der Wind heult, fliegt nach böhmiſchem Volksglauben Meluſina mit ihren Kindern durch die Luft, da muß man Mehl und Salz in den Ofen werfen [9]). Ebendaſelbſt werfen die Kinder den erſten Zahn,

[1]) Afanasjev, poetičeskija vozzrěnija Slavjan na prirodu. II, p. 109, 110.

[1]) Letopis matice slovenske, Laibach 1881, S. 147.
[2]) Afanasjev op. c. II, p. 112.
[3]) Kotljarevskyj, o pogrebalnyh obyčajah jazyčeskih Slavjan. Moskva 1868, p. 226.
[4]) Zeitſchrift für deutſche Mythologie und Sittenkunde. IV, S. 300.
[5]) Ibid. S. 298.
[6]) Pajek, črtice iz duševnega žitka štajerskih Slovencev. Laibach 1884, S. 228 f.
[7]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. S. 122.
[8]) Pajek, a. a. O. S. 271.
[9]) Grohmann, a. a. O. S. 2.

welcher ihnen ausfällt, über den Kopf hinter den Ofen und ſprechen: „Tu máš babo (oder liško, oder auch myško) kostený, — Dej mi za to železný“ = Da haſt du Weib (pec = der Ofen iſt im Böhmiſchen weiblichen Geſchlechtes) oder „Füchslein“, oder auch „Mäuschen“ einen knöchernen — Gieb mir dafür einen eiſernen [1]). Die Hausſchlange (had hospodařik) hauſt unter dem Ofen [2]). Beim Brotbacken ſoll man drei Erbſen oder ein Strumpfband in den Ofen werfen, damit das Brot nicht verderbe [3]). Verdorbenes Brot ſoll beim Erhitzen des Ofens verbrannt werden [4]). Wer etwas ſucht und kann es nicht finden, ſtreue Salz auf den heißen Ofen [5]).

Ein Märchen aus Galizien „Der Teufel in der Hütte“ erzählt: „Es war eine Hütte, in welcher Niemand leben wollte; Jedem, der ſich in derſelben anſiedelte, ſtarben die Kinder, darum blieb ſie leer. Da kam ein Armer in die Hütte und ſprach: ‚Guten Tag demjenigen, welcher in dieſem Hauſe wohnt!‘ — ‚Was willſt du?‘ antwortete ihm der Hausgeiſt. — ‚Ich bin arm, habe weder Hof noch Dach‘, klagte der Ankömmling. — ‚Bleibe hier‘, ſprach der Hausgeiſt; ‚trage nur der Frau auf, ſie möge jeden Sonntag den Ofen neu ſchmieren und auf die Kinder Acht geben, daß ſie nicht auf den Ofen kriechen.‘ Da ſiedelte ſich der Arme in der Hütte an und lebte mit ſeiner Familie ruhig in derſelben. Als er einmal Abends über ſeine Armuth klagte, kam der Hausgeiſt aus dem Ofen und gab ihm einen Keſſel voll Geld [6]).“ Ebenſo erzählt man in Galizien und Polen von einem unſichtbaren Diener Iskrzyoki (das Fünkchen), welcher bei einem Hausherrn im Ofen ſeinen Sitz aufſchlug und alle häuslichen Arbeiten verrichtete [7]).

Auch nach dem Glauben der großruſſiſchen Bauern hat der Domovoj (Hausgeiſt) ſeinen Sitz hinter oder unter dem Ofen.

Bei den Südſlaven ſind Betheuerungen und Eide mit Berufung auf den Herd gebräuchlich. „So wahr das Herdfeuer nicht mit meinem Blute ausgelöſcht werden möge“; „So wahr der Giebel des Daches nicht auf den Herd fallen ſoll“ und andere [8]). Bei Theilungen des Vermögens der Hauscommunion wird daher genau beſtimmt, wem „Haus und Herd“ zufallen ſoll [9]). Die Kleinruſſen ſprechen darum, wenn ſie etwas Ungeziemendes ſagen ſollten: „Ich möchte es ſagen, wenn es keinen Ofen in der Hütte gäbe [10]).“

Doch genug von dieſen Anführungen, eine genaue Schilderung der Heiligkeit des Herdes würde ein ganzes Buch füllen.

Von beſonderer Wichtigkeit iſt ferner die Schwelle des Hauſes. Dieſe bildet die Grenze der Wirkſamkeit der Penaten; wer die Schwelle überſchreitet und in das Haus eintritt, tritt unter den Schutz der Hausgötter; daher wird das Kind nach der Taufe vom Vater auf die Hausſchwelle gelegt und dadurch geheiligt; im Perm'ſchen Gubernium ſagt das Sprichwort: „Du hinter die Schwelle, der Teufel aber fort [1]).“ Darum begrüßen ſich die ruſſiſchen Bauern nicht über die Schwelle, und geben einander nichts über dieſelbe; wer ſich beim Schreiten über dieſelbe nicht bekreuzt, hat ein großes Unglück zu befürchten. An manchen Orten darf man ſich auf die Schwelle nicht ſetzen [2]), bei den Slovenen ſchickt es ſich nicht, darüber hinaus zu ſprechen. Die Schwelle ſpielt auch bei der Todtenbeſtattung eine wichtige Rolle. Das ruſſiſche Märchen „Necistoj“ [3]) erzählt: In einem Dorfe kam die Jugend zuſammen, um den heiligen Andreas [4]), den Erſtgenannten (Pervozvannyj) zu feiern. Da erſchien auch ein unbekannter Fremdling, ließ Wein und Speiſen auftragen und unterhielt ſich beſonders mit Marusja. Er gab ſich für einen Handlungsdiener eines reichen Kaufmannes aus der Stadt aus und trug Marusja Herz und Hand an. Das Mädchen willigte ein und erzählte alles der Mutter. Dieſe rieth ihr, bei der nächſten Gelegenheit dem Bräutigam beim Abſchiede einen Faden unbemerkt an den Knopf zu binden und dann langſam den Knäuel abzuwinden, um zu erfahren, wohin er gehe. Marusja that es. Der Faden führte zu einer Kirche. Da dieſelbe geſchloſſen war, holte das Mädchen eine Leiter, ſchaute zum Fenſter hinein und bemerkte, daß ihr Bräutigam einen Todten aß, welcher in der Kirche lag. Athemlos kam ſie nach Hauſe, erzählte aber der Mutter nichts. Am folgenden Tage kam der Bräutigam wieder und fragte ſie beim Abſchiede, ob ſie geſtern an der Kirche geweſen und geſehen habe, was er gethan. Marusja leugnete es. „Darum muß Morgen dein Vater ſterben“, ſprach der böſe Geiſt und verſchwand. So geſchah es auch. Auch auf weiteres Befragen leugnete das Mädchen, an der Kirche geweſen zu ſein und den Bräutigam beobachtet zu haben, darum ſtarb die Mutter und auf die dritte Verweigerung ſollte das Mädchen ſelbſt ſterben. Da rieth ihr eine alte Frau, ſie möge zum Popen gehen und ihn bitten: „Wenn ich ſterbe, grabet unter der Schwelle des Hauſes eine Grube und traget meinen Körper nicht durch die Thür, ſondern durch dieſe Grube hinaus und begrabet mich an einem Kreuzwege, wo ſich zwei Straßen kreuzen.“ So geſchah es. — Nach einiger Zeit fuhr ein Bojarenſohn an Marusja's Grabhügel vorüber und fand auf demſelben eine wunderſchöne Blume, wie er noch keine geſehen. Er ließ ſie ausgraben und in einen ſchönen Blumentopf ſetzen. Der Diener bemerkte aber, daß ſich die Blüthe um Mitternacht in ein wunderbar ſchönes Mädchen verwandelte. Er erzählte es dem Herrn; dieſer hielt eine Nacht Wache und packte das Mädchen bei der Hand. Da ſie ſo ſchön war, heirathete er ſie, doch ſtellte ſie ihm die Bedingung, daß ſie durch vier Jahre in keine Kirche gehen dürfe; der Mann war es zufrieden. Als ihm aber einſt Gäſte den Vorwurf machten, daß ſeine Frau nie in die Kirche ginge, befahl er ihr, mit ihm dorthin zu gehen. Da ſaß, allen anderen unſichtbar, der böſe Geiſt auf dem Fenſter und fragte neuerdings, ob ſie damals an der Kirche geweſen ſei und ihn beobachtet habe. Da ſie es wieder leugnete, drohte ihr der Geiſt mit dem Tode ihres Mannes und ihres Sohnes. Marusja erhielt aber von dem alten Weibe Weihwaſſer und Waſſer des Lebens. Am folgenden Tage ſtarben der Mann und der Sohn, der Geiſt erſchien wieder und ſtellte die zwei Fragen. Da geſtand ſie es, beſprengte den Geiſt mit Weihwaſſer und derſelbe zerfiel in Staub; darauf be-

[1]) Grohmann, a. a. O. S. 111.
[2]) Grohmann, a. a. O. S. 78.
[3]) Grohmann, a. a. O. S. 103; Časopis českeho museum. 1853, p. 483.
[4]) Grohmann, ibid; Časopis 1855, p. 52.
[5]) Grohmann, S. 229; Časopis 1855, p. 328.
[6]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 68.
[7]) Afanasjev, ibid. II, p. 69.
[8]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpske narodne poslovice. p. 305, 9.
[9]) Bogišić, Zbornik sadašnjih pravnih obicaja u južnih Slovena; p. 558, 337.
[10]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 30.

[1]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 114.
[2]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 114.
[3]) Der böſe Geiſt; Afanasjev, narodnyja russkija skazki VI. Moskva 1861, p. 326 ff., überſetzt in Ralston's russian folk. tales. London 1873, S. 10 ff. the fiend.
[4]) 30. November.

ſpritzte ſie den Mann und den Sohn mit dem Waſſer des Lebens und dieſelben wurden wieder lebendig. Aehnlich ſagt die ſterbende Jbronka in einem ſlovakiſchen Märchen[1]): „Liebe Nachbaren! wenn ich ſterbe, traget meinen Leichnam nicht über die Schwelle durch die Thür und laſſet mit meinem Sarge nicht dreimal auf die Schwelle ſchlagen, ſondern laſſet unter der Schwelle eine Grube graben und ziehet den Sarg durch dieſelbe hinaus. Spannet das Pferd, welches im Stalle ſteht, vor den Wagen, und begrabet mich an der Stelle, wo das Pferd mit mir ſtehen bleibt."

Dieſer Zug des Märchens hat ſeinen hiſtoriſchen Hintergrund, denn im Alterthume wurden die Todten auch im Hauſe ſelbſt, unter der Schwelle, dem Fußboden oder der Hauptecke begraben; bei den Kleinruſſen finden noch heutzutage die Leichen ungetaufter Knaben ihre letzte Ruheſtätte unter der Hausſchwelle[2]). An dieſem Orte dachte man ſich auch den Aufenthalt der Hausgeiſter, da dort der Wirkungskreis ihrer Thätigkeit begann.

In einer ſpäteren Entwickelungsperiode hörte die Beſtattung im Hauſe auf, der Todte durfte jedoch nicht zu der Thür hinaus, zu welcher die Lebenden aus- und eingingen. Man legte alſo in der Wand, welche hinter dem Kopfe lag, ein Stück nieder und trug ihn hier rückwärts hinaus. Für die germaniſchen Stämme finden wir dies bei Weinhold[3]) nachgewieſen. Man ſuchte alſo dem Todten die Rückkehr unmöglich zu machen. In ähnlicher Weiſe durfte nach römiſchem Volksglauben derjenige, welcher, nachdem er todt geſagt worden, nach Hauſe zurückkehrte, nicht durch die Thür eingehen, ſondern mußte beim Impluvium einſteigen[4]).

Aehnliches finden wir bei den Slaven. „Als Vladimir in Bereſtov geſtorben war (15. Juli 1015), verheimlichte man ſeinen Tod, denn Svijatopolk war in Kiev. In der Nacht entfernte man den Fußboden, wickelte den Todten in Teppiche, ließ ihn an Stricken hinunter und führte ihn in die Kirche[2]). Nach dem Chroniſten ſoll dies aus Furcht vor Svijatopolk geſchehen ſein, doch iſt dies nicht richtig, da nach ſeiner eigenen Erzählung „Menſchen ohne Zahl" die Leiche beſichtigten und das Leichenbegängniß öffentlich gefeiert wurde. Es wirkte demnach hier die heidniſche Vorſtellung ein, welche in der Folgezeit immer mehr verblaßte, aber noch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts es dahin führte, daß die Leiche des Boris Godunov, welcher als Zauberer angeſehen wurde, durch ein zu dieſem Zwecke in der Wand ausgebrochenes Loch aus der Gruft geworfen wurde[3]). Zauberer und an Seuchen Geſtorbene ſollen deshalb durch ein Fenſter aus dem Hauſe geſchafft werden. Wenn unter den Kindern große Sterblichkeit herrſcht, glauben die Mazuren das Uebel dadurch bannen zu können, daß die geſtorbenen Kleinen nicht durch die Thür, ſondern durch das Fenſter hinausgebracht werden[4]).

Dieſe Beiſpiele beweiſen es zur Genüge, wie wichtig die Schwelle des Hauſes iſt; wir werden es demnach auch begreifen, daß es wohl nicht der Zufall allein war, weshalb Libuſcha bei der Gründung Prags die Stadt nach der Schwelle benannte.

[1]) Pavol Dobšinský, prostonárodnie slovenské povesti. Thurocz St. Marton 1880, I, p. 83—89. Krek im Kres II. Klagenfurt 1882, S. 443 ff.

[2]) Kotljarevskyj, O pogrebalnyh obyčajah jazyčeskih Slavjan. Moskva 1868, p. 31, 226.

[3]) Altnordiſches Leben. Berlin 1856, S. 476. Zeitſchrift für deutſche Mythologie. IV, S. 280.

[1]) Plutarch, quaest. Rom. V. Vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 397. Rochholz, Deutſcher Glaube und Brauch. Berlin 1867, II, S. 170 ff.

[2]) Chronica Nestoris ed. Miklosich. Wien 1860, cap. 47, p. 79, 80.

[3]) Kotljarevskyj, op. cit. p. 124.

[4]) Töppen, Aberglauben der Mazuren. Danzig 1867, S. 112. Kotljarevskyj, op. cit. p. 125.

Kürzere Mittheilungen.

Die Unterſuchung der Nordſee durch das Kanonenboot „Drache".

Die Unterſuchungsfahrten S. M. Kbt. „Drache" in den Sommern 1881, 1882 und 1884 hatten den Zweck, die Lücken, welche hinſichtlich der Kenntniß, namentlich der phyſiſchen Verhältniſſe der Nordſee beſtanden, und welche ſelbſt durch die auf Veranlaſſung der Kommiſſion zur Unterſuchung der deutſchen Meere im Jahre 1872 angeſtellten Fahrten der „Pommerania" nicht ganz geſchloſſen waren, nach Möglichkeit auszufüllen. Die vorliegenden Ergebniſſe[1]) haben dieſes Ziel in befriedigender Weiſe erreicht. Das Beobachtungsgebiet des „Drache" erſtreckte ſich beſonders über den Theil der Nordſee, welcher bisher am wenigſten erforſcht war, alſo auf den centralen Theil und die tiefe Rinne ſüdlich von Norwegen. Die Beobachtungen ſelbſt beſtanden in ſolchen über die Temperatur des Waſſers an der Oberfläche, in gewiſſen Tiefen und am Grunde, ferner in Meſſungen des ſpecifiſchen Gewichtes des aus dieſen Tiefen geſchöpften Waſſers. Weiter wurde der Salzgehalt beſtimmt, Strombeobachtungen nach Richtung und Stärke angeſtellt und namentlich den Gezeitenſtrömungen große Aufmerkſamkeit zugewendet. Die chemiſchen Unterſuchungen des Nordſeewaſſers ſetzten ſich zuſammen aus der Beſtimmung von Sauerſtoff, Stickſtoff und Kohlenſäure, letztere beſonders im neutral- und ſauer-gebundenen Zuſtande. Endlich wurden noch die Meeresgrundproben einer geologiſch-mineralogiſchen Unterſuchung unterworfen.

Die Reſultate dieſer Beobachtungen, welche ſich im Text, ſowie den beigegebenen Tabellen, Tafeln und Kartenbeilagen der vorliegenden Publikation deutlicher angegeben finden, als es hier geſchehen kann, ſind etwa die folgenden.

Zunächſt iſt der Nordſee hinſichtlich ihrer phyſikaliſchen Verhältniſſe eine größere Selbſtändigkeit zuzuertheilen, als dies bisher geſchehen iſt. Das oceaniſche Waſſer, im Norden von England eindringend, ſperrt das Nordſeebecken gegen polare Ströme ab; ebenfalls von Norden dringt das ſalzige atlantiſche Waſſer unvermiſcht faſt bis in den centralen Theil der Nordſee vor, ſinkt in Folge der winterlichen Abkühlung zu Boden und conſervirt dieſe geringe Temperatur auch im Sommer. Namentlich in den oberen Schichten und längs der Küſten miſcht ſich das ſalzige oceaniſche Waſſer mit den Süßwaſſerzuflüſſen der benachbarten Landmaſſen und wird mit dieſem Süßwaſſer in zwei Hauptſtrömen nordwärts geführt, nämlich längs der eng-

[1]) Die Ergebniſſe der Unterſuchungsfahrten S. M. Kbt. „Drache" in der Nordſee in den Sommern 1881, 1882 und 1884. Veröffentlicht vom Hydrographiſchen Amt der Admiralität. Berlin 1886, Mittler u. Sohn.

lischen und längs der deutschen-jütischen Küste. Beide Ströme treffen sich zwischen 3° östl. v. Gr. und der norwegischen Küste und gehen dann nach dem norwegischen Nordmeere weiter. Beide Ströme unterscheiden sich besonders darin, daß der norwegische Küstenstrom besser seine charakteristischen Eigenschaften beibehält als der englische, namentlich was die Mischung zwischen dem Wasser des Oberstromes mit dem des Unterstromes betrifft.

Die Gezeitenerscheinungen erklären sich unter Zuhilfenahme der Konfiguration des Nordseebodens dadurch, daß aus NW, von den Shetlandsinseln, eine Fluthwelle eindringt, die an der Steilküste von Norwegen nach SW reflektirt wird. Beide Bewegungen bedingen ein Fortschreiten der Fluthwelle von N nach S, so daß westöstliche Linien gleicher Fluthzeit entstehen müssen. Südlich der Dogger-Bank giebt der daselbst von Flamborough Head bis Helgoland sich erstreckende Kanal dann Veranlassung zur Bildung einer stationären Welle mit großem Fluthwechsel an den gegenüberliegenden Küsten. Das Heranziehen einer Fluthwelle, welche durch den Kanal in die Nordsee eindringt, ist hiernach nicht mehr zur Erklärung dieser Hochfluthen nöthig, zumal schon Thomson aus anderen Gründen die völlige Bedeutungslosigkeit des englischen Kanals für die Flutherscheinungen der Nordsee gezeigt hat.

Der im Nordseewasser enthaltene Sauerstoff wurde nach Volumprocenten der gesammten Gasmenge bestimmt. Es fand sich für Sauerstoff aus 25 Oberflächenwasserproben ein Minimum von 33,59 Proc., ein Maximum von 34,43 Proc. und ein Mittelwerth von 33,95 Proc. Die Pommeraniafahrten hatten für letztere Größe 33,93 Proc. ergeben. Für 24 Tiefwasserproben bis etwa 300 m Tiefe stellten sich obige Zahlen als kleiner heraus, es fand sich sogar ein Minimum von 25,20 Proc. Begünstigt wird das Auftreten solcher geringen Mengen Sauerstoff jedenfalls durch die Bestandtheile des Meeresbodens, besonders wenn derselbe aus leicht oxydirbaren Substanzen gebildet wird.

An Kohlensäure ergab sich, abgesehen von einem mit viel Süßwasser verdünnten Oberflächenwasser, als Minimum 48,84 mg und als Maximum 54,56 mg in 1 Liter Nordseewasser und in neutral gebundenem Zustande. Als Mittelwerth ergab sich aus 67 Beobachtungen 52,66 mg. Für den durch die norwegischen Expeditionen untersuchten Nordtheil des Atlantischen Oceans stellt sich nach Tornöe diese Zahl zu 52,82 mg. Nach Bestimmung des gesammten Kohlensäuregehaltes ergab sich als Subtraktionsrest für die sauer gebundene Kohlensäure ein Minimum von 35,48 mg, ein Maximum von 52,08 mg und ein Mittel von 43,78 mg. Tornöe fand für letzteren Werth 43,70 mg. Die Angaben über den Kohlensäuregehalt der Wasserproben, welche während der Fahrten der „Gazelle" im Jahre 1874 bis 1876 geschöpft wurden, übergehen wir; sie stimmen mit den Beobachtungen in der Nordsee darin überein, daß mit der Tiefe der Gehalt an Kohlensäure zunimmt.

Bei der Untersuchung der Meeresgrundproben sollte festgestellt werden, in wie weit die in denselben enthaltenen Gesteinsbrocken aus älteren Gesteinsbildungen der umgebenden Festländer herrühren, dann aber auch, wie sich unter Berücksichtigung der beigemengten kalkigen, thonigen und sandigen Bindemittel wie organischen Bestandtheile die Bildung von Schichtgesteinen im Allgemeinen erklären lasse. Die chemische Untersuchung erstreckte sich im Anschluß an die norwegischen Forschungen auf die Bestimmung des Gehaltes an Kalk- und Bittererdecarbonaten. Die 35 zur Verfügung stehenden Proben ließen sich in zwei Gruppen bringen. Die erste charakterisirte sich als quarzig-sandig, war locker gebunden und hatte eine hellgraue, weiße oder röthliche Färbung. Die zweite Gruppe war sandig-thonig, fest gebunden, im feuchten Zustande plastisch und von dunkler bis schwarzgrauer Farbe. 26 Proben gehörten der ersten Gruppe an. Eigentliche kalkige, dem Globigerinenschlamm entsprechende Ablagerungen fehlten den Proben, jedenfalls wegen der geringen Meerestiefe (im Maximum nur 317 m). Bemerkenswerth ist ferner, daß der größte Theil des Nordseebodens einen sandigen Charakter besitzt, der nur an einigen Stellen einer thonigen Beschaffenheit weicht, wie z. B. in der norwegischen Rinne. Ihren Ursprung haben diese sandigen Sedimente, wie ihre mineralogische Zusammensetzung beweist, besonders im Urgebirge Norwegens. Außerdem liefern auch die schottischen Gesteine Material für die Oberdecke des Nordseebodens.

Als besonders instruktiv ist zum Schluß die große Anzahl von Karten und Tafeln anzuführen, die dieser Abhandlung beigegeben sind. Die ersteren stellen dar die Tiefenverhältnisse, den Salzgehalt und das specifische Gewicht für die Oberfläche, für 30 m Tiefe und größere Tiefen resp. Meeresgrund, ferner den Sauerstoffgehalt an der Oberfläche wie im Tiefenwasser und eine Uebersicht der Strömungen. Die fünf Tafeln stellen graphisch die Aenderungen von Salzgehalt und Temperatur mit der Tiefe, sowie die Strömungen dar.

Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut.

Ueber den westlichen Theil der Provinz Kaschgar liegen neuere Daten vor, die sich auf die Forschungen des Lieutenant Gronbtschewsky stützen. In geodätischer Hinsicht hat derselbe gewissermaßen die Arbeiten des Hauptmann Kuropatkin vom Jahre 1867 mit denen verknüpft, welche im letzten Jahre vom Lob-Noor bis Kotan und Aksu seitens des General Prshewalski angestellt worden sind. Die von Gronbtschewsky ausgeführte Aufnahme vervollständigt und verbessert nicht nur die von Forsyth vom Jahre 1873 bis 1874, sondern umfaßt auch noch den Raum, welcher Ferghana von Kaschgar und diese Stadt vom Engpaß von Suiok trennt.

Außer diesen geodätischen Arbeiten hat der junge Reisende eine große Anzahl authentischer Daten über die innere Organisation und die wirthschaftliche Lage dieses Landes gesammelt, obwohl er sowohl mit den chinesischen Behörden wie der Ungunst des Herbstwetters während seiner Reise schwer zu kämpfen hatte. Nach Gronbtschewsky ist die Stellung der Chinesen in Kaschgar eine mißliche. Nachdem sie durch die bekannte Revolution um die Mitte dieses Jahrhunderts vertrieben waren, kehrten sie 1877 nach dem Tode Jakub-Chans zurück und unterwarfen leicht die durch den Bürgerkrieg geschwächte mohammedanische Bevölkerung in Kaschgar. Die von Jakub-Chan eingeführten Steuern wurden durch die Chinesen vermehrt und aufs Rücksichtsloseste und bei jeder Gelegenheit erhoben. So besteht neben den verschiedenen Abgaben in Naturalien und baarem Gelde in Kotan sogar eine Steuer von 2½ Rubel für jedes Mädchen, welches sich verheirathet. Jeder Gouverneur, selbst der Bezirksvorsteher, hat das Recht über Leben und Tod, und jeder noch so unbedeutende Beamte kann zur Anwendung der Folter schreiten, welche bei jeder gerichtlichen Untersuchung ausgeübt wird. Körperliche Züchtigung ist durch kein Gesetz beschränkt und schreckt man selbst vor tausend und mehr Stockschlägen nicht zurück.

Der Reisebericht Gronbtschewsky's enthält ferner eine große Anzahl statistischer Daten über Kaschgar, sowie eine Beschreibung des kleinen Chanats Kungut, welches dieser Reisende als der erste Europäer besucht hat. Dieses Chanat liegt südlich des Pamir und jenseits der Kette des Mustag und wird bewässert durch den Oberlauf des Kungut, eines Nebenflusses des oberen Indus. Vom Siri-kul aus gelangt man nach dem Kungut durch den Pamir-Taghdumbasch, von wo aus man leicht den Mustag auf drei sehr gangbaren Pässen überschreiten kann, dem Kaklik, dem Myn-Teke und dem Hundjurab. Der Weg von Tasch-Kurgan über den Siri-kul nach Myskar, dem ersten kungutanischen Orte, wird von den Karawanen in sechs bis sieben Tagen und bis nach Baltit, der Hauptstadt des Chanats, in zwölf bis dreizehn Tagen zurückgelegt. Fußgänger legen diese Wegstrecken etwa zweimal schneller zurück als die Karawanen.

Das Chanat liegt in einem engen Thale auf dem rechten Ufer des Kungut, deſſen andere Seite zum Chanate von Nogar gehört, das dem Maharadſchah von Kaſchmir tributär iſt. Obgleich Ackerbau getrieben wird, iſt das Land doch äußerſt arm. Man zählt nur 28 Dorfſchaften, von denen die Hauptſtadt etwa 500 Hütten reſp. Feuerſtätten beſitzt. Die Geſammtbevölkerung des Chanats beläuft ſich auf etwa 20 000 Menſchen. Die Dörfer ſind terraſſenförmig auf dem Abhange der Felſen gebaut und wegen der Einfälle der Bewohner von Nogar befeſtigt, welche ebenſo kriegeriſch und beuteluſtig ſind wie ihre Nachbaren.

Der gegenwärtige Chan von Kungut heißt Haſſan; ſeine Würde iſt erblich. Auch giebt es einen Vizir, und im Falle der Gefahr bewaffnet ſich die geſammte Bevölkerung. Die Sprache iſt eine dem Lande eigenthümliche, doch verſteht man auch perſiſch.

Der Handel iſt der in einem armen und wilden Lande übliche. Das Geld iſt den Bewohnern unbekannt und Bezahlung erfolgt mit Goldſtaub, wenn es nicht mit Sklaven, d. h. zum Tode Verurtheilten, deren Strafe in Sklavendienſt umgewandelt iſt, oder mit nogariſchen Gefangenen geſchieht. Viehzucht findet ſich ſo gut wie gar nicht, höchſtens einige Jaks und Schafe, ſowie etwa 200 Pferde iſt das Ganze, was man davon findet. Das Klima iſt hingegen prächtig. Man findet hier den Theeſtrauch, ebenſo den Reis, die Weinrebe, den Granatapfel, die Pfirſiche und Aprikoſe. Die Frauen allein kultiviren den Boden in dieſer Weiſe.

Bis zum Jahre 1885 zahlte das Chanat von Kungut dem Kaiſer von China jährlich einen Tribut von acht Goldtafeln, welche ein Abgeſandter nach Kaſchgar trug. Seit dem Frühjahr 1885 iſt aber das kleine Chanat dem Kaiſerreiche Indien unterthan.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Paul Bert, der franzöſiſche Generalreſident in Tonking und Annam, hat — vielleicht etwas zu früh — in Hanoi eine „Tonkineſiſche Akademie“ errichtet, um Geſchmack für Literatur und Wiſſenſchaften zu erwecken und die zerſtreuten Ueberreſte einſtigen Glanzes zu ſammeln, alte Denkmäler zu erhalten, moderne abendländiſche Wiſſenſchaft durch Ueberſetzung und Auszüge zu verbreiten, einheimiſche Werke ins Franzöſiſche zu überſetzen, Bibliotheken zu errichten, eine monatlich erſcheinende Zeitſchrift herauszugeben und Verbindungen mit europäiſchen und amerikaniſchen Orientaliſten-Geſellſchaften anzuknüpfen. Die Akademie ſoll aus 40 Mitgliedern und einer unbeſchränkten Anzahl von Correſpondenten beſtehen.

— Im Hafen von Hongkong, berichtet die „China Mail“, war von einem engliſchen Seemanne eine Schildkröte gefangen worden, deren Breite und Länge drei, reſp. vier Fuß betrug. Das Thier wurde einige Tage ausgeſtellt, wie es ſchien, zum großen Verdruſſe der chineſiſchen Arbeiter, welche ſchließlich eine anſehnliche Summe zuſammenbrachten, um daſſelbe los zu kaufen. Das Geld wurde bezahlt und das Thier ihnen überliefert. Es wurde in ein Boot gebracht und unter dem Abfeuern von Schwärmern ſeinem Elemente überliefert. Die vergnügten Arbeiter hatten auch geweihte Kerzen auf einem Brette, auf welchem auch Weihrauch verbrannt wurde, befeſtigt und angezündet, und dieſes Brett gleichzeitig mit der Schildkröte dem Waſſer übergeben. Man hat ſich vergeblich bemüht, den Grund der Verehrung, welcher der Schildkröte gezollt wurde, in Erfahrung zu bringen; man war nicht im Stande, mehr als einige unbedeutende Worte aus den Leuten herauszulocken.

— In den Bergen von Yün-nan kommt nach A. Franchet eine merkwürdige Orchidee, das Cypripedium arietinum vor, welches bisher nur aus Canada und den benachbarten Gegenden der Vereinigten Staaten bekannt war. Dieſe Thatſache liefert einen neuen Beweis für den einſtigen Zuſammenhang der amerikaniſchen und der oſtaſiatiſchen Flora, von dem ſich jetzt nur noch die Spuren vorfinden.

Afrika.

— Zu den ausgedehnten ſüdafrikaniſchen Diamantenfeldern am Vaal River und in der Umgegend von Kimberley ſind ſeit Beginn dieſes Jahres reiche Goldfelder getreten, um engliſchem Spekulationsgeiſte neue Wege zu eröffnen. Dieſelben liegen im Oſten von Transvaal zwiſchen dem Crocodile River im Norden und dem Komati River im Süden und etwa da, wo die Höhen der Drakensberg-Berge ſich in Terraſſen zu der niedrigeren Kette des Lebombo herabſenken. Das goldführende Geſtein bilden Quarzadern, die in Thonſchiefern, Sandſteinen und Konglomeraten eingelagert ſind und vertikal von Oſt nach Weſt ſtreichen. Das Hauptgebiet der Goldgewinnung iſt am Kaap River und ſeinem Nebenfluſſe, dem Queens River, gelegen, woſelbſt ſich jetzt in kurzer Zeit die Städte Barberton und Eureka City gebildet haben, wo früher kaum eine Hütte ſtand. Erſtere Stadt hat gegenwärtig gegen 2000 Einwohner, 300 Häuſer, 4 Hotels ꝛc., ſowie eine Zeitung, den „Barberton Herald“. Eureka City iſt in ſtetem Aufblühen begriffen und das Minen-Centrum der Zukunft. Hier ſowohl wie in Barberton und Umgebung haben ſich eine Menge von Aktiengeſellſchaften in weiter Ausdehnung der Goldfelder bemächtigt und bauen das goldführende Geſtein mit allen Hilfsmitteln der Technik ab. Von Monat zu Monat ſteigt aber die Anzahl jener Geſellſchaften, da immer neue Felder entdeckt werden. Neben den erwähnten Fundorten von Gold, welche gewöhnlich „De Kaap Goldfields“ genannt werden, ſind nun noch weitere entdeckt worden. So fand man ein Goldfeld im Herzen von Transvaal, etwa 35 Meilen ſüdlich von Pretoria. Die Goldadern laufen auch hier von Oſt nach Weſt und finden ſich in einem Konglomerat, das die Boeren wegen ſeines Ausſehens „Banket“ nennen, worunter gewöhnlich eine ſüße Speiſe ähnlich unſerem Zuckermandeln verſtanden wird. Verſchiedene Kapitaliſten haben auch hier ſich das Recht zum Abbau des goldführenden Geſteins erworben. Zugleich hat auch die Regierung von Transvaal einige Theile dieſes Goldfeldes als Staatsbeſitz erklärt. Auch in Betſchuanaland, in der Nähe von Maſeking, ſind goldhaltige Quarzadern entdeckt und Proben des Geſteins zur Unterſuchung nach Kapſtadt geſandt worden. Endlich ſind noch die Goldfunde zu erwähnen, welche in den letzten drei Monaten in der Kap-Kolonie ſelbſt gemacht worden ſind. Der Golddiſtrikt findet ſich bei Knyſna, und wird hier das Metall im Alluvium gefunden. Obgleich hier die Funde nicht ſehr groß ſind, ſind doch auf dieſen Feldern gegen 200 Perſonen beſchäftigt, die genügende Ausbeute erzielen. Zum Schluß ſei noch bemerkt, daß nach Barberton, alſo nach den zu Anfang erwähnten Goldfeldern, zwei Wege führen. Der eine geht von Kapſtadt bis Kimberley mittels Eiſenbahn und von hier über Pretoria nach Barberton mittels des bekannten „coach“ (Poſt-

kutsche). Der zweite benutzt vom Hafen von Durban bis Ladysmith die Eisenbahn und von hier bis Barberton, etwa 280 Meilen weit, den „coach“.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine merkwürdige kleine Insel ist White Island, welche in geographischen Werken kaum erwähnt wird. Sie gehört zur Kolonie Neu-Seeland und liegt in 37° 29′ südl. Br. und 177° 10′ östl. v. Gr. und so ziemlich im Centrum der Bay of Plenty an der Ostseite der Nordinsel. Ihre Entfernung von der Küste beträgt 45 km. Sie bildet die östliche Grenze des ausgedehnten Gürtels vulkanischer Aktion, welcher sich von dem erloschenen Vulkane Mount Egmont in 39° 18′ südl. Br. und 171° 5′ östl. v. Gr. durch die Seen Tongariro, Taupo und Rotomahana nach Whale Island in 37° 50′ südl. Br. und 176° 59′ östl. v. Gr. und den anliegenden felsigen Klippen hinzieht. Sie erhebt sich 265 m über den Meeresspiegel und hat einen Umfang von ungefähr 5 km. White Island ist ein noch thätiger Vulkan. Die Basis des Kraters hat ein mit dem Meere ziemlich gleiches Niveau und mißt 2 bis 5 km im Umkreise. Im Centrum des Kraters steigt eine 90 m weite heiße Quelle auf, welche ihre Dampfwolken über 600 m hoch emporsendet. Am Rande desselben zeigen sich zahlreiche kleine Geiser, die wie Maschinen unter Hochdruck pfeifen und ihre Dämpfe und was sonst mit solcher Stärke und Schnelligkeit auswerfen, daß ein in den Strudel geworfener Stein sogleich wieder in die Luft geschleudert wird. Hier und da bemerkt man auch kleine Seen mit schwefligem Wasser, aber in ruhigem Zustande. Die ganze Insel ist so erhitzt, daß sich nur mit Schwierigkeit darauf gehen läßt. Kein Thier, kein Insekt kann darauf athmen und leben. Vom Rande des Kraters herab erscheint die Insel wie eine Wiese mit prächtigem Grün und sich schlängelnden Wasserbächen, aber wenn man näher kommt, erkennt man, daß es der reinste krystallisirte Schwefel ist. Eine Analyse des dortigen gelben Schwefels hat 99,9 Proc. und die des grünen 62,5 Proc. reinen Schwefels ergeben. Die meiste unreine Beimischung ist schwefelsaurer Kalk oder Gyps. White Island ist Privateigenthum, und eine Kompagnie ist jetzt in der Bildung, welche die Schwefellager ausnutzen will.

— Carl Hager: Die Marschall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. Nebst einem Anhange: die Gilbert-Inseln. (Leipzig, Lingke 1886. 8°. 157 Seiten mit Karte.) Eine recht hübsch geschriebene Uebersicht unserer Kenntniß von der schon seit 1878 im Schutzverhältniß zu Deutschland stehenden Inselgruppe, von der einst Chamisso seine idyllischen Schilderungen des Lebens der Südsee-Insulaner entnahm, und wo jetzt die deutschen Handelsinteressen täglich größere Bedeutung gewinnen. Der Hafen Jaluit verspricht mit der Zeit einer der wichtigsten Stützpunkte der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft zu werden, da die Kokospalme auf den niederen sandigen Inseln vorzüglich gedeiht. Von der Mission, die jetzt ausschließlich in den Händen von Havaiiern liegt, weiß der Verfasser nichts sonderlich Rühmenswerthes zu berichten; der Dollar ist den Herren wichtiger als der Glaube. — Die Gilberts- oder Kingsmill-Inseln, die nur durch einen 200 Seemeilen breiten Kanal von den Marschallinseln getrennt sind, sind besser bewaldet und dichter bewohnt als diese, die Bevölkerung kräftiger, aber auch wilder. Im Handel nimmt das chinesische Haus Ong Chong in Sydney die erste Stelle ein, dann kommen die Deutschen, doch wird ihre Stellung schwierig, da die Inseln bekanntlich nach dem Vertrage zwischen England und Deutschland in die englische Machtsphäre fallen. Ko.

Nordamerika.

— In den neuen Territorien Nordamerikas entdeckt man jeden Tag Naturwunder, von deren Existenz man vorher kaum eine Ahnung hatte. Die Gebirge Californiens besitzen bekanntlich die schönsten Panoramen, von denen seit Kurzem der See Tahoe die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Derselbe liegt dicht auf der Grenze der Staaten Californien und Nevada in einer Höhe von 6216 Fuß über dem Weltmeere. Seine Länge beträgt 25 Meilen, seine Breite 12 bis 14 Meilen und die mittlere Tiefe etwa 1700 Fuß. Die Berge seiner Umgebung steigen 2000 bis 5000 Fuß auf. Von der Stadt Tahoe hat man einen prächtigen Ueberblick. Zur Rechten entdeckt man in etwa 12 bis 15 Meilen Entfernung die Rubiconberge, die sich bis zu 9280 Fuß über dem Meere erheben, den Berg Tallac mit 9715 Fuß, den Berg Nalton mit 9140 Fuß und den Pyramiden-Pik mit 10050 Fuß Höhe. Zur Linken erheben sich die fast ebenso hohen Monument Mountains und endlich die Sand Mountains etwa 2500 Fuß über den Seespiegel. Nach der Seite von Nevada zu dehnt sich die Gebirgskette von Tahoe aus, deren höchste Gipfel zur Rechten der Pik Jos mit 10037 Fuß und zur Linken der Pik von Genoa mit 19137 Fuß Höhe sind.

Vermischtes.

— Der tertiäre Mensch will immer noch nicht zu ruhiger Anerkennung kommen. Im vorigen Jahre hat Prof. Sergi in Rom Menschenreste beschrieben, welche Prof. Ragazzoni in Castenedolo bei Brescia in Schichten gefunden hat, welche dem unteren Pliocän, vielleicht sogar dem oberen Miocän angehören. Topinard, der Herausgeber der „Revue d'Anthropologie“, hat vor Kurzem den Fundort in Begleitung des Entdeckers besucht, kann sich aber den Ansichten der italienischen Forscher nicht anschließen. Die Schichtenfolge der Gegend von Castenedolo ist folgende: 1) Diluvium, 2) rother Lehm, 3) erratisches Geschiebe, 4) Konglomerat, 5) gelber Sand, 6) verschiedenfarbiger Thon, 7) grauer Sand, 8) gelber Sand, 9) blaugrüner Lehm, 10) Muscheln und Korallen, 11) unterer gelber Sand. Die Menschenreste, welche einer Frau und einem Kinde angehört haben, liegen in der neunten Schicht; auch in der zehnten sind im Jahre 1860 Menschenknochen gefunden worden. Aber der Fundort liegt nicht in der Ebene, sondern am Abhange eines Hügels, dessen Höhe das Konglomerat (4) bildet, und an welchem das Ausgehende der Schichten steil abbricht. Die Wände der Grube selbst, in welcher man beim Graben nach Kalk die Reste fand, zeigen keinerlei Schichtung, sondern nur einen gleichmäßigen Lehm, und eine Bestattung der Leiche in verhältnißmäßig moderner Zeit ist durchaus nicht ausgeschlossen. Sie wird sogar wahrscheinlich durch den Erhaltungszustand der Knochen. Plastischer Thon wie der, in welchem die Leichen von Castenedolo gelegen haben, erleidet durch Eindringen von Wasser und Wiederaustrocknen ewig wiederholte Verschiebungen, welche die ohnehin erweichten Knochen verschieben und verdrücken und die Lage der einzelnen Knochen eines Skelettes zu einander bis zur Unkenntlichkeit verändern; die Knochen von Castenedolo zeigen davon keine Spur; die Wirbelsäule ist vollkommen intakt und die einzelnen Rippen befinden sich in ihrer normalen Lage; eine Hand ist sogar mit allen Knöchelchen der Phalangen in halber Beugung erhalten. Das deutet gerade nicht auf ein hohes Alter und Topinard dürfte Recht haben, wenn er annimmt, daß die Knochen unter allen Umständen der historischen Epoche zuzurechnen sind.

Inhalt: Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona. I. (Mit fünf Abbildungen.) — F. Blumentritt: Die Ilongoten. — Fr. Hubad: Slavische Gebräuche beim Hausbau. I. — Kürzere Mittheilungen: Die Untersuchung der Nordsee durch das Kanonenboot „Drache“. — Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 25. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 20.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona.

(Nach dem Franzöſiſchen von M. Albert Tiſſandier.)

II. (Schluß.)

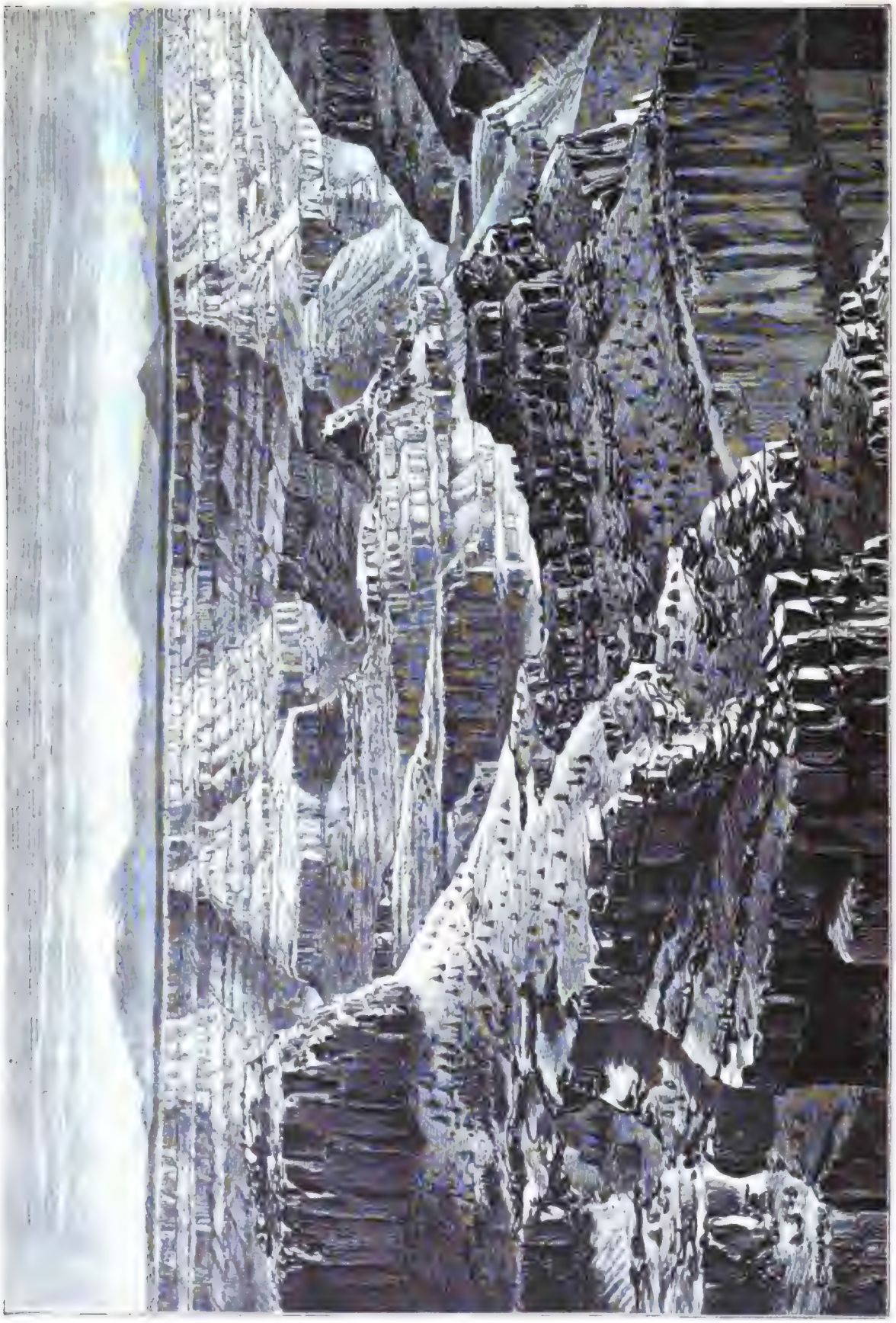
[Die Abbildungen nach Zeichnungen des Reiſenden.]

Mit den Indianern mußte der Reiſende, ſchon um von ihnen einen Führer zu erhalten, in näheren Verkehr treten; noch am ſelben Abend kamen die Männer zu ihm hinüber, um ſich an ſeinem Feuer zu wärmen, von ſeinem Brote und ſeinem Kaffee zu koſten. Mehrere von ihnen waren jung und wohlgeſtaltet, und zwei oder drei hatten das Geſicht bemalt, wie Clowns in einem Circus; der Grund beſtand aus gelbem Oker, zwiſchen Augenbrauen und Lid ein zinnoberrother Strich und auf beiden Backen ein ebenſolcher Fleck von der Größe eines Fünffrankenſtückes. Ihr Typus war ſehr charakteriſtiſch: das Geſicht etwas flach, mit ſtark ausgeprägten Backenknochen, große Augen, dunkel goldgelbe Färbung, ähnlich wie diejenige altfloren-tiniſcher Bronzen, prachtvolle rabenſchwarze Haare, welche bis auf die Schultern herabfielen und zu langen, mit rothen Baumwollfäden durchflochtenen Zöpfen vereinigt waren, wie ſie ähnlich die alten Gallier trugen. Um den Hals hatten ſie einige Schnüre Glasperlen geſchlungen. Ihre Kleidung war von europäiſchem Schnitte, aber ſchlecht gehalten, theilweiſe ſogar zerlumpt; ſie beſtand durchweg nur aus Hoſen und Hemde von geblümtem Kattun nebſt einer kleinen rothen Mütze von orientaliſcher Form.

Am nächſten Morgen ſuchte Tiſſandier ihr Lager auf und lernte ihre Frauen kennen, welche durchaus nicht zu den Schönheiten gehörten. Ihre Haare ſind zwar prachtvoll und ihre Augen funkelten wunderbar, aber die Züge ſind welk und verblüht, ſo daß es ſchwer iſt, ihr Alter zu errathen. Da die ſchwierigſten Arbeiten, namentlich diejenigen, welche mit dem Lagerleben zuſammenhängen, auf ihren Schultern ruhen, ſo verblühen ſie, ehe ſie noch das zwanzigſte Jahr erreichen. Eine von ihnen trug ihren Säugling, deſſen kleines Geſicht gleichfalls ſchon mit Oker gefärbt war, in einer Art Tragekorb auf dem Rücken; der kleine eingeſchnürte Körper ſteckte aufrecht in demſelben und nur der Kopf guckte heraus und wurde in Stirnhöhe durch ein Weidenband feſtgehalten, welches ohne Zweifel die Erſchütterungen beim Gehen abzuſchwächen beſtimmt iſt.

Müſſig gingen dieſe Indianer, ſo lange wenigſtens Tiſſandier bei ihnen ſich aufhielt, nicht. Mit Hilfe der Frauen zerlegten einige einen Ochſen und ließen die Fleiſchſtreifen auf einem Felſen in der Sonne trocknen; andere flochten Körbe zu eigenem Gebrauche, und die Frauen, die in große, lange Mäntel aus zuſammengenähten Haſenfellen gekleidet waren, unterhielten Feuer bei den Zelten. Niemals ſahen ſie es gern, wenn ihre Kinder ſich neugierig dem zeichnenden Franzoſen näherten und riefen ſie dann jedesmal anſcheinend ängſtlich zurück; eine der Mütter verweigerte auch, wie es ſchien, aus abergläubiſcher Furcht, die Erlaubniß, als Tiſſandier ihr Kind abzuzeichnen wünſchte.

Gegen einen Tageslohn von $1\frac{1}{4}$ Dollar verſtand ſich ein junger Indianer dazu, den Reiſenden zu führen. Dieſe zweite Exkurſion in die Urwälder des Kaibab-Plateaus



Der große Cañon und der Mount San Francisco.

Digitized by Google

dauerte dreizehn Tage und bot die großartigsten und interessantesten Landschaften, die man nur sehen kann. Gebahnte Wege giebt es dort natürlich nicht; nur ein Indianer, welche wie die Brieftauben einen Sinn mehr als andere Sterbliche, den Orientirungssinn, besitzen müssen, kann sich dort zurecht finden. Ohne Unterlaß ging es bergauf und bergab zwischen hundertjährigen Tannen hin, durch dichtes Unterholz und über gefallene Stämme weg. Zuweilen wurde es unter dem Laubdache so dunkel, daß man die Nacht schon gekommen glaubte, und stellenweise war das Gebüsch so dicht, daß der Reisende seine Begleiter auf wenige Schritte Entfernung nicht zu erblicken vermochte. Ab und zu stieß man auf Gerippe von Hirschen oder Rehen und auf Stellen, deren Wald von den Indianern niedergebrannt worden war. Das Vorwärtskommen war für Pferde und Menschen gleich schwierig; alle Augenblicke mußten erstere über gefallene Baumstämme springen oder, wenn dieselben zu groß waren, sie mühselig umgehen, und die Reisenden konnten zahllose Schrammen an Gesicht und Händen und Löcher in den Kleidern nicht vermeiden.

In solcher Weise führte der Marsch in genau südlicher Richtung durch die Wälder dahin, als der indianische Führer an einer lichteren Stelle plötzlich einen Schrei ausstieß und mit dem Finger auf ein wunderbares Panorama hinwies. Da lagen die großen Cañons vor ihnen und dahinter am Horizonte der noch mit Schnee bedeckte San Francisco-Berg und der Red Butte. Wie geblendet und verzaubert machte Tissandier Halt vor diesem Gewirre sondergleichen von über einander gethürmten Mauern, riesenhaften Amphitheatern, Thürmen, Zinnen und Burgen, welche wie von Titanenhänden errichtet schienen. Wenn man eine solche Landschaft betrachtet, glaubt man sich von der Erde entrückt; die Einbildungskraft wird ohnmächtig gegenüber der Unermeßlichkeit solcher Scenerien, solcher phantastischer Plateaus und Felsenmauern, die in den buntesten, stets wechselnden Farben leuchten. Und dasselbe Gefühl des Erstaunens hält Tage lang an!

Zunächst gelangte man nach Thompson Springs, wo große, Mormonen gehörige Schafheerden das zu dieser Jahreszeit wenig üppige Gras abweiden und truppweise zu großen Salzblöcken hinziehen, welche von ihren Besitzern hier und da für sie niedergelegt werden. Dann bog die kleine Karawane nach Südosten ab und erreichte Sublime Point, einen der höchsten Punkte des Kaibab-Plateaus (2600 m über dem Meere). Hier bilden die das Coloradothal begrenzenden Felsen eine Art Vorgebirge, von wo aus man das ganze Cañongebiet von Arizona, das Kwagonet Valley, den Tempel Siwa's und andere Felsbildungen übersieht. Durch die riesigen Spalten hindurch sieht man hier und da in einer Tiefe von mehr als 1500 m die Gewässer des Colorado sich schlängeln.

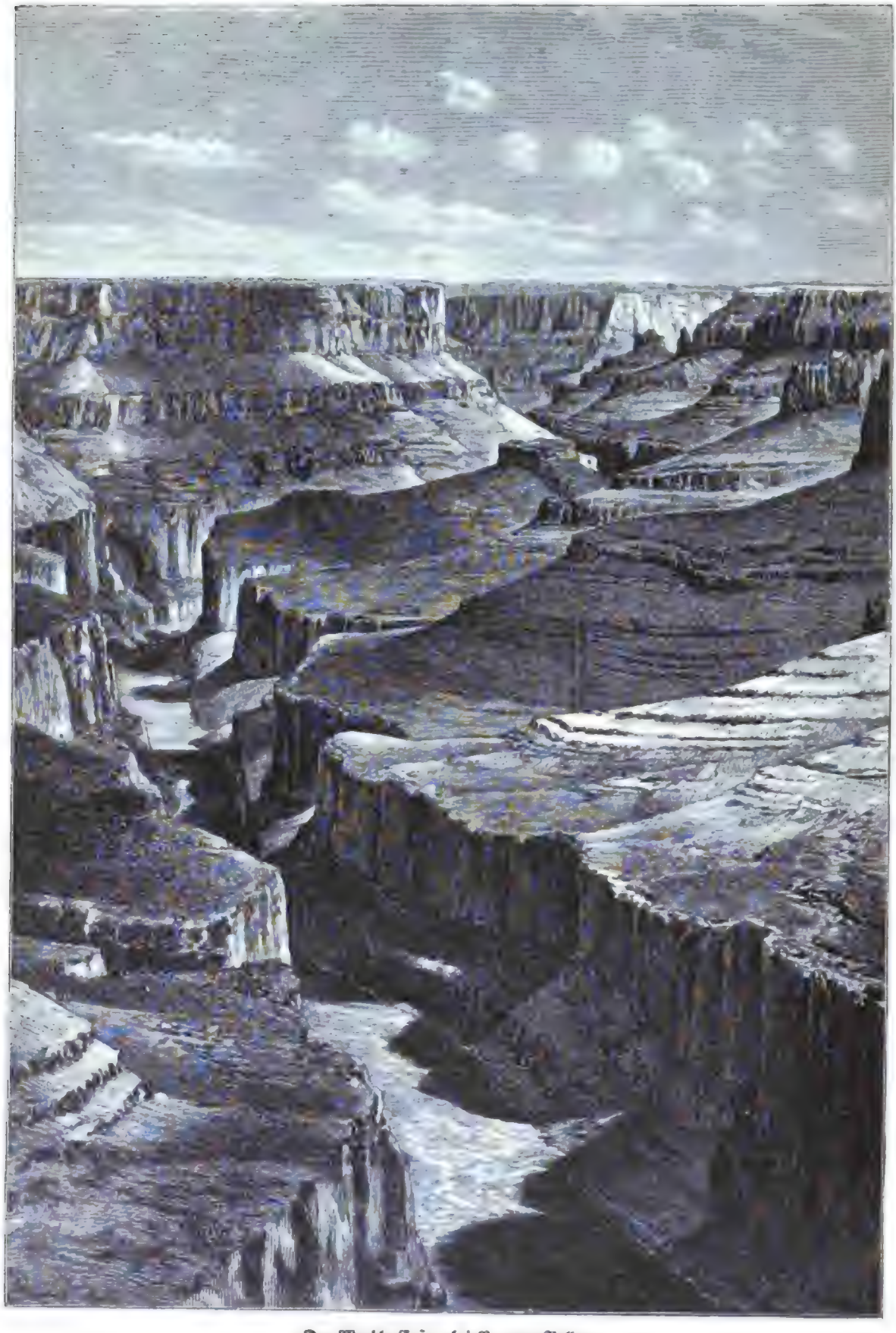
Da Tissandier alle diese Naturwunder mit Muße studiren wollte, so schlug er für drei Tage am Ufer eines reizenden kleinen, von schlanken Weißpappeln und alten Tannen umgebenen Sees, des Forest Lagoon, sein Lager auf; von dort aus konnte er leicht die ganze Umgegend durchstreifen und die hervorragendsten Aussichtspunkte besuchen. Nicht das wenigst Anziehende an diesem Punkte waren die prächtig gefiederten Vögel, welche zwischen den Blumen, Cedern und Erdbeerbäumen umherflatterten, darunter die Pyranga ludoviciana mit gelbem Körper, rothem Kopfe und schwarzen Flügeln, und zahlreiche Kolibris, deren Anwesenheit sich durch das leise Schwirren ihrer Flügel verrieth. Während Tissandier sein Skizzenbuch füllte, ging der Indianer mit seiner alten Steinschloßflinte auf die Hirschjagd und erlegte auch einige Thiere, die er im Nu ablederte; er behielt nur das Fell, das er an die Mormonen verkaufte. Natürlich bereicherte das Wildpret den für gewöhnlich dürftigen Küchenzettel der Expedition.

Von Forest Lagoon ging die Reise in nördlicher Richtung durch fast undurchdringliche Wälder hinab in das Pagump Valley. Dort traf man auf zwei junge Amerikaner, welche seit zwei Jahren mit einem Cowboy allein in der Wildniß lebten und sich mit der Zucht von Pferden und Rindvieh beschäftigten. Für sie war es ein interessantes Ereigniß, als ein Indianer, ein Mormone, ein Franzose und vier Pferde plötzlich in ihrem einsamen Thale erschienen, und sie waren glücklich, wieder einmal mit Menschen plaudern zu können, welche wie durch Zauberei aus den 500 bis 600 m über ihnen gelegenen Wäldern Kaibabs herabgestiegen waren. Als die beiden Amerikaner die Zeichnungen Tissandier's sahen, waren sie entzückt und forderten ihn auf, bei ihnen zu rasten; sie wollten ihm einen „Schatz" zeigen — darunter verstanden sie die Marble Cañons, welche der mormonische Begleiter nicht kannte — und ihm statt seiner ermüdeten Pferde, welche der Ruhe bedurften, andere leihen. Der Franzose nahm das Anerbieten an, und alsbald verschwand auch der Indianer, weil er merkte, daß seine Führung nicht weiter nöthig sei, ohne sich zu verabschieden oder sein Geld zu fordern. Der Mormone hatte ihm gesagt, er könne es sich gelegentlich in Kanab abholen, und das genügte ihm.

Man braucht einen starken Tag, um von Pagump Valley aus die Marble Cañons zu besuchen. Ihr Anblick gehört zu den großartigsten auf der ganzen Reise. Diese Cañons unterscheiden sich von den anderen durch ihre größere Oede und Trockenheit; solche Wüstenei, wie dort, findet man auf Erden selten wieder. Am selben Abend war man wieder in der aus Baumstämmen errichteten Hütte der Amerikaner zurück; am folgenden Morgen wurden ihre 1800 Stück Rindvieh und 80 Pferde besichtigt. Die Leute hatten Glück; in jenem Jahre waren 500 Kälber geboren worden. Wenn das so fortdauerte, hofften sie nach einigen weiteren Jahren ihres Einsiedlerlebens sich mit einer genügenden Anzahl Dollars nach einer großen Stadt zurückziehen und Tissandier's Besuch in Paris erwidern zu können.

Von Pagump Valley kehrte Tissandier in nördlicher und zuletzt westlicher Richtung nach Kanab zurück; etwa auf dem ersten Drittel des Weges lagerte er bei Kane Spring. Als er dort eines Morgens gegen 4 Uhr an einer von schönen roth und gelb gefärbten Felsen eingefaßten Quelle mit dem Anziehen beschäftigt war, hörte er plötzlich Schreien und Wiehern: etwa hundert frei daherlaufende Pferde, von einem Cowboy geführt, kamen im Galopp nach der Quelle und kehrten, nachdem sie ihren Durst gestillt, in derselben Gangart zu ihren Weiden zurück. Der Anblick war packend: diese wilde feurige Heerde, die malerische Landschaft, dazu die aufgehende Sonne — eine originelle, Amerika eigenthümliche Scene.

Der Cowboy bat um die Erlaubniß und erhielt sie, die Reisenden ein Stück Weges begleiten zu dürfen, um seine Thiere brauchte er sich nicht zu kümmern. Bald darauf erschien eine kleine Truppe berittener Indianer, darunter Tissandier's Führer, welche zu beiden Seiten ihres Sattels große Töpfe hängen hatten; sie füllten dieselben mit frischem Wasser und schafften sie nach ihrem Lager, das irgendwo in der Wüste und wie immer im vollen Sonnenschein aufgeschlagen war. Auf ihr Verlangen zeigte ihnen Tissandier seine Zeichnungen, welche sie zum Lachen und zu endlosen Gesprächen veranlaßten, schenkte ihnen auch etwas Mehl und Kaffee, worauf sie davonritten, ohne sich



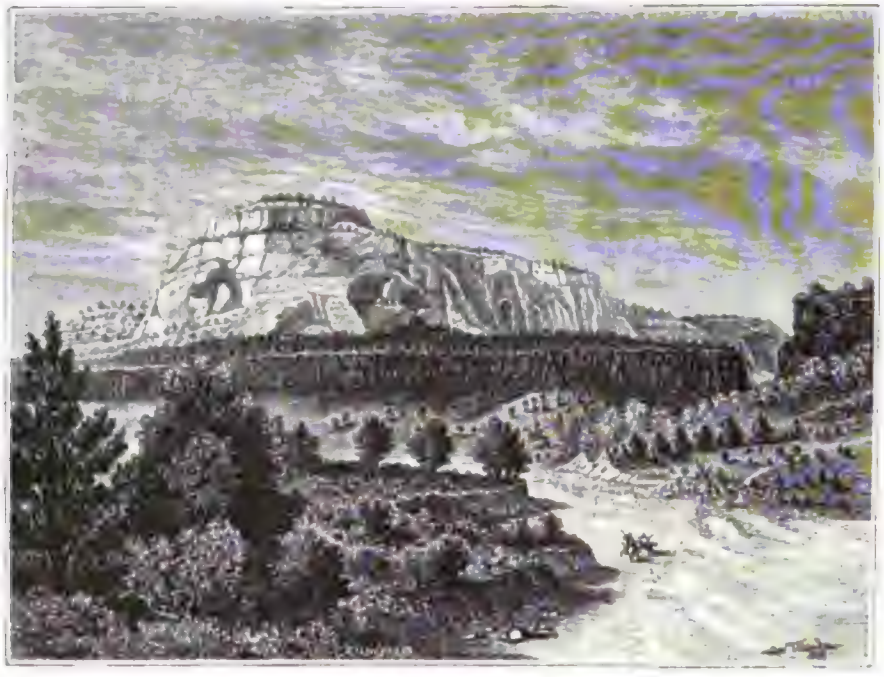
Der Marble Cañon bei Pagump Valley.

Digitized by Google

auch nur zu dem geringſten Abſchiedsgruße herbeizulaſſen; das iſt bei ihnen nicht Brauch.

Von Kane Spring hatten Tiſſandier, ſein Mormone Nathan und der Cowboy fünf Stunden durch ſchattenloſe Wüſte zu reiten, ehe ſie House Rock, die nächſte einſame Quelle, erreichten; dort befindet ſich eine Hütte, wo ein alter Mann und ein Knabe wohnen, um Vieh zu hüten und den wenigen vorbeikommenden Cowboys Gaſtfreundſchaft zu gewähren. Der folgende Marſch führte bis Navajo Well, einer Art natürlichen Ciſterne, die mit ſchlechtem Regen- oder Schmelzwaſſer gefüllt iſt, die aber trotzdem, weil es weit und breit keine andere Quelle giebt, von allen Vögeln der Umgegend aufgeſucht wird. Schon als ſich der Reiſende ihr gegen Sonnenuntergang näherte, erkannte er ihre Nähe aus der Menge von Raben und Turteltauben, welche dorthin zur Tränke flogen. Als er zuerſt für die Pferde Waſſer ſchöpfte und dann etwas wartete, um für ſich ſelbſt einen klareren Trunk zu erhalten, kamen wohl an hundert Tauben, durch ſeine Anweſenheit und ſein Zögern beunruhigt, bis auf 10 m an ihn heran. Da immer neue Vögel hinzukamen und er ſich möglichſt wenig bewegte, um ſie nicht zu erſchrecken, ſo war er bald von großen Schaaren der zierlichen Thiere umgeben, bei denen der Durſt die Furchtſamkeit überwand. Willig räumte er ihnen ſchließlich den Platz. Es war das die letzte Nacht, die er in Arizona verweilte, und eine der ſchönſten dazu: in der Ferne die rothen Sandſteinmauern, am Himmel die Mondſichel, zwiſchen den Blumen und Salbeibüſchen die klagenden Turteltauben und das Geklingel der Pferdeglocken.

Von Kanab aus kehrte Tiſſandier auf einem anderen, direkteren Wege, als auf dem er gekommen war, nach Salt Lake City zurück, und zwar in nördlicher Richtung über Panguitch durch das Thal des Sevier River. Der Pfad folgt dem, im Juni faſt ganz ausgetrockneten Kanab-Fluſſe aufwärts; ſein mit feuchtem Sande angefülltes Bett wird beiderſeits von hellgelben Sandſteinabhängen eingefaßt, über



The White Cliffs.

welchen orangefarbene, theilweiſe mit dunklen Cedern und bläulichem Salbeigebüſche bewachſene Hügel anſteigen. Weiterhin treten Mauern von rothem, weißgeadertem Sandſteine auf, zuletzt die White Cliffs, mächtige runde Felſen von leuchtend weißer Farbe, an deren Fuße ſich eine lange Bank vulkaniſchen Geſteines entlang zieht.

Von Panguitch aus unternahm Tiſſandier einen Ausflug in die, das fruchtbare Thal umgebenden Berge, vorbei bei ausgedehnten Bauen von Präriehunden. Das Terrain beſteht hier aus Sandſtein von beinahe apfelgrüner Farbe, welcher ſich ſtellenweiſe in Geſtalt von hohen, kahlen Hügeln erhalten hat. Wind, Schnee und Regen haben in dieſes wenig widerſtandsfähige Geſtein tauſend Bäche und Gänge gegraben und es nach allen Richtungen hin in der wunderbarſten Weiſe zerfreſſen und ausgehöhlt. Oft ſind Sandſteinſäulen ſtehen geblieben, auf deren Spitze ein Haufen nierenförmiger Steine liegt, und die nach und nach zuſammenſtürzen. Was Geſtaltung und Färbung anlangt, ſo kann man ſich kaum etwas Sonderbareres vorſtellen, als dieſes Gebiet grüner Felſen, welche ſo ſcharf gegen die rothen, waldbedeckten Abhänge des Hintergrundes abſtechen. Zahlreich ſind hier auch Klapperſchlangen vertreten, deren Biß von den Mormonen nicht ſonderlich gefürchtet und leicht mit Branntwein kurirt wird.

Ueber die Mormonen äußert ſich Tiſſandier zum Schluſſe in ſehr anerkennender Weiſe. Er rühmt ihr einfaches, paſtorales Leben, ihren Trieb nach Bildung, ihre Glaubenstreue; von ihrer Polygamie gilt ihm zufolge daſſelbe, wie von derjenigen der Türken: der gemeine Mann begnügt ſich hier wie dort mit einer Frau, und es würde ſeine Kräfte weit überſteigen, deren zwei zu ernähren. Ihm gegenüber waren ſie gaſtfreundlich und entgegenkommend, zeigten ſich milde geſinnt und ziemlich unterrichtet, und die meiſten intereſſirten ſich für Alles, was auf Civiliſation Bezug hat. Er wird ſtets mit Vergnügen an den Verkehr mit ihnen zurückdenken.

Slaviſche Gebräuche beim Hausbau.

Von **Fr. Hubad** in Graz.

II. (Schluß.)

Iſt einmal der richtige Platz gewählt, ſo erfordert die Ausführung des Baues wieder beſondere Sorgfalt. Die Ruſſen glauben, das Haus werde auf das Haupt irgend eines, welcher in demſelben wohnen ſoll, gebaut, darum wird irgend ein Thier geſchlachtet und unter dem Grundſteine vergraben. Aus demſelben Grunde mag der ſo weit verbreitete Glauben herſtammen, daß derjenige, welcher ſich ein neues Haus baut, bald ſterben muß.

An einigen Orten ſprechen die Zimmerleute in Rußland beim erſten Schlage mit dem Beile den Namen irgend eines Thieres aus und glauben, daſſelbe verdorre darauf. Die Arbeitsleute werden darum auch gut bewirthet, damit ſie das Haus nicht auf das Haupt des Hausherrn bauen. Die Bulgaren glauben dagegen, daß ohne „Talaſam“ [1]) ein Haus nicht beſtehen könne; ſie ſuchen daher mit der Schnur den Schatten eines vorübergehenden Menſchen zu meſſen, welchen ſie dann einmauern. Ein ſolcher Menſch ſtirbt bald und zeigt ſich dann als Geiſt in dem Hauſe. Er iſt der „Talaſam“. Doch genügt es auch, den Schatten eines Thieres zu meſſen und einzumauern; oder man hilft ſich damit, daß man den Grundſtein mit dem Blute eines ſchwarzen Hahnes, einer ſchwarzen Henne oder eines Lammes beſtreicht [2]).

Unter den Slovenen und den benachbarten Deutſchen haben die Maurer die Gewohnheit, daß ſie an einem Neubau vorübergehende Leute durch das Ausſpannen der Senkbleiſchnur aufhalten oder auch wohl mit derſelben umwickeln, wofür ihnen der Betreffende ein Trinkgeld geben muß. Der Grund dafür iſt uns nicht bekannt, doch dürfte er wohl in dem oben erwähnten Volksglauben begründet ſein.

Wie weit verbreitet übrigens der Glaube war, daß die Feſtigkeit von Neubauten nur dadurch erzielt werden könne, daß in den Grund ein Menſch eingemauert werde, iſt aus den Forſchungen Grimm's, Tylor's, R. Andree's u. A. [3]) genügend nachgewieſen.

Bei den Rumänen lebt dieſer Glaube ebenfalls noch. Die Sage von Manoli [4]) erzählt: Der Fürſt der Wlachen, Nyagon Woda, der Gerechte, wollte die Sitten ſeines Volkes mildern. Der Patriarch Niphon rieth ihm, Klöſter und Kirchen zu bauen. Darum berief der Fürſt den Baumeiſter Manoli. Nachdem derſelbe viele Gotteshäuſer gebaut, ſollte er an der Stelle, wo einſt ein Ahnherr Nyagon Woda's als Märtyrer für den chriſtlichen Glauben geſtorben, eine Baſilika bauen. Die Dämonen ließen jedoch die Vollendung des Gotteshauſes nicht zu; als die Baſilika bis zum Dache vollendet daſtand, verſank ſie ſpurlos in den Boden.

Manoli begann den Bau von Neuem und forſchte nach Mitteln, denſelben zu erhalten. Da offenbarten ihm die Dämonen, das Werk werde für alle Zeiten ſtehen, wenn das erſte Weib, welches ſich ihm nahe, im Grunde eingemauert werde. Als erſtes Weib erſchien die Geliebte des Baumeiſters, Anica. In ſeinem Ehrgeize läßt ſie Manoli einmauern. Bald gewinnt jedoch bei ihm die Liebe die Oberhand, er will Anica befreien; da erſcheint ihm jedoch der Dämon unter Donner und Blitz, Manoli fällt bewußtlos nieder und flüchtet endlich in den Wald. Nach längerer Zeit kehrt er zurück und findet das Werk durch übernatürliche Kräfte vollendet. Da Anica durch Manoli's Schuld geſtorben, verurtheilt ihn der Fürſt, daß er lebendig in den Thurm der Baſilika eingemauert werden ſollte. Der Baumeiſter fertigt ſich aber ein Paar Flügel und ſchwingt ſich in die Luft, um zu entfliehen. Da hört er jedoch aus der Kirche Anica's Stimme, es dunkelt ihm vor den Augen, er ſtürzt als Leiche zu Boden. Am Fuße der Kirche quoll eine Quelle hervor (Anica's Thränen); wo Manoli's Leichnam lag, entſtand dagegen ein ſchwarzer Stein (der harte Mann).

Die ſchönſte ſlaviſche Sage, welche dieſen Stoff behandelt, iſt unſtreitig die ſerbiſche von der „Gründung Scutaris [1])“: Drei leibliche Brüder Mrljavčević, der König Vukašin, der Herzog Uglješa und Mrljavčević Gojko, bauten durch drei Jahre mit dreihundert Meiſtern an der Stadt Scutari an der Bojana, doch konnten ſie nicht einmal die Grundmauern fertig bringen, denn was die Meiſter bei Tage erbauten, zerſtörte bei Nacht die Vila. Im vierten Jahre rief die Vila aus dem Berglande dem Könige Vukašin zu: „Strenge dich nicht an, du kannſt die Grundmauer nicht fertig bringen, noch weniger aber die Stadt erbauen, ſo lange du nicht einen Stojo und eine Stojana [2]), welche als Bruder und Schweſter dieſe Namen führen, findeſt und ſie in die Grundmauer einmauerſt.“ Da ſchickte der König ſeinen Diener Deſimir mit ſechs Saumlaſten Waaren aus, er möge zwei ſolche Geſchwiſter beſchaffen, ſie entweder rauben oder kaufen. Nach drei Jahren kehrte der Diener unverrichteter Sache zurück. Da rief Vukašin den Maurermeiſter Rado und begann den Bau mit dreihundert Maurern von Neuem. Doch auch jetzt gelang es nicht. Da ließ ſich die Vila wieder vernehmen: „Ihr ſeid drei leibliche Brüder, jeder von euch hat eine treue Gattin; jene, welche morgen früh an die Bojana kommt und den Arbeitern das Frühſtück bringt, mauert in den Grund ein und ihr werdet den Bau vollenden können.“

Die drei Brüder beriethen ſich und kamen überein, nach dem Gebote der Vila zu handeln, doch ſollte keiner von ihnen ſeiner Frau etwas davon ſagen, ſondern es dem Zufalle überlaſſen, welche das Loos treffen würde. Aber Vukašin und Uglješa brachen ihr Verſprechen und theilten es ihren Frauen mit. Als die Frühſtückszeit herankam, ging die

---

[1]) Schutzgeiſt.

[2]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 83, 84. Bei den Türken ſollen bis in unſere Zeiten beim Baue von Befeſtigungen Kinder eingemauert worden ſein. Vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 286.

[3]) Grimm, Deutſche Mythologie. 4. Ausg. II, S. 956 ff. Tylor, Anfänge der Kultur. I, S. 104 ff. R. Andree, Ethnographiſche Parallelen und Vergleiche. S. 20 ff.

[4]) Manoli, rumäniſche Volksſage, erzählt von A. Forſtenheim. Wien, Verlag von K. Konegen.

[1]) Vuk Stefanović Karadjić, Srpske narodne pjesme. II, p. 115.

[2]) Stojo, auch Stojan und Stojana, ſind etymologiſch von stojati, stati abzuleiten und bedeuten Standfeſt.

Frau Vukašin's, an welcher die Reihe war, das Frühſtück zu den Arbeitern zu tragen, zu ihrer Schwägerin, der Gemahlin Uglješa's und bat ſie, das Frühſtück zu beſorgen, da ſie Kopfweh hätte. Dieſe gab vor, eine wehe Hand zu haben und wies ſie an die Gattin Gojko's. Dieſe ſagte ihr gerne zu, wenn jene nur ihr Kind baden und die Leinwand waſchen wollte [1]). Als Gojko ſeine junge Frau herankommen ſah, ergriff ihn Mitleid um ſeine treue Gattin und ſeinen erſt einen Monat alten Sohn; Thränen brachen ihm hervor. Da trat ſeine Frau zu ihm und fragte ihn leiſe, warum er weine. Da erwiderte ihr Mann, er hätte einen goldenen Apfel gehabt, der ihm nun in die Bojana gefallen ſei, darum ſei er ſo traurig. Da traten die beiden Schwäger herzu, führten ſie auf den Bauplatz, die Arbeiter umzingelten ſie und begannen ſie einzumauern. Anfangs hielt ſie es für einen Scherz, als ihr aber die Mauer ſchon bis an den Gürtel reichte, begann ſie zu bitten, man möge ſie nicht „ſo jung und grün“ einmauern. Da jedoch keine Bitten fruchteten, wandte ſie ſich an den Meiſter Rado, rief ihn vor Gott als Bundesbruder an und bat ihn, er möge eine Oeffnung für ihre Bruſt laſſen, damit ihr Söhnlein Jovo ſaugen könne. So geſchah es, und der Meiſter ließ auch eine Oeffnung für die Augen frei. Darauf brachte man den Sohn und ſie ſäugte ihn. Eine Woche lang hörte man noch ihre Stimme; darauf verſtummte ſie, für das Kind aber floß die Milch noch ein ganzes Jahr.

So weit das Lied. An der Mauer fließt aus zwei Oeffnungen eine weiße Flüſſigkeit hervor; Frauen, welche keine Muttermilch haben oder Schmerzen in der Bruſt ſpüren, trinken ſie mit Waſſer gemiſcht als Arznei.

Mehr verſchwommen zeigt ſich dieſer Glaube in der ſerbiſchen Erzählung von dem Bau der Drinabrücke in Višegrad [2]). Dieſelbe wurde von einem bosniſchen Vezir gebaut. Als ſie fertig war, wuchs plötzlich das Waſſer an, trieb Baumſtämme herbei und zerſtörte die Brücke. So geſchah es auch zum zweiten Male. Als man den Bau zum dritten Male begann, ſagte dem Baumeiſter ein Mann im Traume, er möge ſich in der erſten Nacht nach Vollendung der Brücke unter dieſelbe ſtellen und, wenn das Waſſer heranbrauſe und die Baumſtämme herbeitreibe, mit dem Beile auf etwas (was das war, weiß Vuk nicht zu ſagen) ſchlagen und die Brücke werde ſtehen bleiben. Der Meiſter that ſo und hörte aus der Finſterniß eine Stimme: „Es ſtehe! wie heute ſo immerdar.“ Das Waſſer fiel wieder und die Brücke blieb ſtehen.

In dieſer Erzählung erſcheint der Glaube an die Nothwendigkeit eines Opfers ſchon verſchwunden, doch herrſcht unter den Serben der Glaube noch jetzt, man könne keinen größeren Bau aufführen, wenn nicht ein Kind eingemauert werde. Selbſt Erwachſene gehen nicht gerne zu einem Baue, da man auch den Schatten eines Menſchen einmauern könne und derſelbe dann ſterben müſſe [3]). Ein ſolcher Menſch geht als „sjenovit“ (ſchattenlos) herum, bis er ſtirbt. Nach dem Volksglauben giebt es auch ſtarke Bäume (Buchen, Eichen u. dergl.), welche sjenovit ſind, d. h. eine ſolche Kraft haben, daß derjenige, welcher ſie umhaut, lange Zeit ſiecht oder auch ſtirbt. Wenn alſo ein Holzhauer befürchtet, es mit einem ſolchen Baume zu thun zu haben, kann er ſich vor Schaden nur dann bewahren, wenn er mit der Axt, mit welcher er den Baum gefällt, auf dem Strunke einer Henne den Kopf abhackt.

Die Ruſſen erzählen von Novgorod, daß die Aelteſten, als Slavenſk verödet war und man eine neue Stadt gründen wollte, nach altem Brauch vor Sonnenaufgang Boten nach allen Seiten ausſchickten, damit dieſelben das erſte lebende Weſen, welchem ſie begegnen würden, einfangen ſollten. Sie begegneten zuerſt einem Kinde, fingen es und mauerten es in den Grund der Burg, welche ſie deshalb Detinec nannten [1]).

Aehnliche Sagen finden ſich unter den Slaven, beſonders bei den Serben, noch mehrere; beſonders wird dergleichen von Brücken erzählt. Unter den Slovenen iſt ein Schwank bekannt, nach welchem ein Liebhaber, deſſen Geliebte jenſeits des Fluſſes wohnte und der einen weiten Umweg machen mußte, um über die Brücke zu ihr zu gelangen, dem Teufel die Seele des Erſten verſprach, welcher darüber gehen ſollte, wenn ihm der Böſe eine Brücke, die gerade zur Geliebten führen ſollte, bauen möchte. Der arme Teufel plagte ſich die ganze Nacht mit der Arbeit, vollendete ſie auch rechtzeitig; als aber der Burſche zuerſt darüber gehen ſollte, ließ er einen Hahn (oder eine Katze) vor ſich auf die Brücke und betrog auf dieſe Weiſe den Böſen um ſeinen Lohn. Ebenſo geht noch heute die Sage, der Mörtel, mit welchem die alten Burgen, deren Ruinen noch jetzt ſtehen, gebaut worden, ſei mit Menſchenblut zubereitet worden; doch überwiegt nun die Neigung, dieſe Art der Mörtelbereitung bildlich zu faſſen und auf die grauſame Unterdrückung der Bauern mit Frohnarbeiten zu deuten.

Iſt endlich der Bau beendet, ſo erfordert es mancher Vorſicht, um nicht ſchon beim Einzuge das Glück und den Segen zu verſcherzen. Wer in eine neue Wohnung einzieht, trage zuerſt Brot und ein Heiligenbild oder Brot und Salz in dieſelbe [2]). In Rußland herrſcht die Gewohnheit, daß man den Freunden und Bekannten bei einer Ueberſiedelung Brot und Salz ſchickt. Bei den Weißruſſen bringen die Gäſte zu den Freunden, welche in eine neue Wohnung ziehen, Roggen, Gerſte und Schafwolle; dieſes Getreide wird auf den Tiſch geſtreut, die Wolle aber, mit einigen Scheidemünzen, in den Ofen geworfen [3]).

Der Einzug in ein neugebautes Haus geſtaltet ſich natürlicher Weiſe noch viel feierlicher. Vor Allem muß man das Feuer aus dem alten Hauſe mitnehmen. Die Mutter des Hausherrn oder eine andere alte Frau heizt im alten Hauſe den Ofen und kehrt die glühenden Kohlen in die „počurka“ (die Vertiefung für dieſelben). Dann bereitet ſie einen reinen Topf und ein weißes Tuch. Wenn die Sonne gerade im Mittag ſteht, kehrt ſie die Kohlen in den Topf, bedeckt denſelben mit dem Tuche, öffnet die Thür, wendet ſich gegen die „hintere Ecke“ (wo der Ofen ſteht) und ſpricht: „Ich bitte um die Gnade, ‚děduška‘ (Hausgeiſt), zu uns ins neue Haus (zu kommen).“ Darauf begiebt ſie ſich mit dem Topfe in das neue Haus, wo der Hausherr und die Hausfrau den „děduška“ unter dem offenen Hausthore erwarten. Die alte klopft an den Thorpfoſten und fragt: „Sind die Gäſte willkommen?“ Der Hausherr antwortet mit einer tiefen Verbeugung: „Wir bitten um die Gnade, děduška, auf den neuen Wohnſitz (zu kommen).“

---

[1]) Nach einer Variante hatten ſich die Schwägerinnen unter verſchiedenen Vorwänden entfernt und kamen nicht zu rechter Zeit zurück. Als nun die Mutter der Gattin Gojko's das Frühſtück fortragen wollte, ließ es die Tochter nicht zu, da es vor Gott und den Menſchen eine Schande wäre, wenn eine alte Frau, die eine junge Tochter hätte, ſich ſo anſtrengen müßte, und trug das Eſſen ſelbſt an die Bojana.

[2]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpske narodne poslovice, p. 241.

[3]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpski rječnik. s. v. sjenovit.

[1]) Afanasjev, poet. vozzr. II, p. 85.

[2]) Časopis česk. museum 1853, p. 472. Grohmann, a. a. O. S. 104, 243.

[3]) Afanasjev, poet. vozzr. II, p. 119.

Nun tritt die Alte ein; vor ihr trägt der Hausherr Brot und Salz, hinter ihr ſchreitet die Hausfrau. Drinnen ſtellt die Alte den Topf nieder, nimmt das Tuch herab und beutelt daſſelbe in jeder Ecke aus, als wollte ſie den Hausgeiſt auslaſſen und leert ſchließlich die Gluth in die Vertiefung des Ofens. Der Topf wird dann zerſchlagen und in der Nacht unter der Hauptecke eingegraben[1]). Im Gubernium von Kur haut man einem Huhne auf der Schwelle des neuen Hauſes den Kopf ab und vergräbt denſelben unter die Hauptecke[2]).

In Kamjenec Podolski geſchieht der Umzug in das neue Haus oder in die neue Wohnung auf folgende Weiſe: Der Hausherr und ſeine Frau ſchreiten neben einander voraus und halten beide das Brot und das Salz, die Kinder folgen ihnen nach und beten, wenn ſie auf der Schwelle ſtehen: „Hausherr, Hausherrlein, nimm uns in dein Kämmerlein, ſitze ruhig hier und vertreib uns nicht, wir wollen nur einen Theil der Hütte für uns, das Uebrige iſt für dich[3])."

Wenn die Entfernung des neuen Hauſes zu groß iſt, als daß man das Feuer mitnehmen könnte, nimmt man den Ofenhaken oder andere Attribute des Herdes mit. So thun es nach Afanasjev die Landleute, welche aus dem Gubernium von Smolensk in andere überſiedeln. Doch werden auch in dieſem Falle den obigen ähnliche Gebräuche beobachtet. In der Nacht, wenn die Plejaden hoch ſtehen, nimmt das älteſte Familienmitglied ein unangeſchnittenes Laib Brot, legt es unter einer Verbeugung in die Mitte des alten Hofes und bittet den Hausgeiſt, mit Brot und Salz und Zufriedenheit in die neue Heimath zu kommen.

Im Gubernium von Perm überſiedelt man bei Nacht, wenn die Hähne das erſte Mal krähen, in die neue Behauſung. Die Hausfrau deckt den Tiſch und ſtellt Brot und Salz auf denſelben, der Hausherr zündet vor den Heiligenbildern eine Kerze an und Alle beten eine Weile. Darauf nimmt der Hausvater das Heiligenbild vom Hausaltare und ſteckt es in den Buſen, geht zum „golbec", zu der Umzäunung in der Nähe des Ofens, innerhalb welcher ſich die Thür, welche in den Keller unter dem Fußboden führt, findet, öffnet die Thür, verbeugt ſich und ſpricht: „Nachbarlein, Brüderlein, wir gehen in das neue Haus; wie wir im alten gut und glücklich gelebt, ſo werden wir auch im neuen leben; du mein lieber Freund und meine Familie." Er nimmt darauf einen Hahn und eine Henne auf die Arme, die Hausmutter aber Brot und Salz und den Backtrog, die anderen Familienmitglieder dagegen andere Gegenſtände und ziehen fort. Im neuen Hauſe läßt der Hausvater zuerſt den Hahn und die Henne ins Zimmer und wartet, bis der Hahn im neuen Hauſe kräht, dann tritt er ſelbſt ein, ſtellt das Heiligenbild auf den Hausaltar, öffnet den „golbec" und ſagt: „Komm hervor, Nachbarlein, Brüderlein!" Die ganze Familie wendet ſich nun gegen die Hauptecke und betet; nach dem Gebete deckt die Hausmutter den Tiſch, ſtellt Brot und Salz darauf, heizt im Ofen ein und beginnt zu kochen[4]).

Aehnliche Gebräuche finden ſich in anderen groß- und weißruſſiſchen Gubernien; der Aelteſte aus der Familie nimmt in eine Hand das Heiligenbild, in die andere dagegen ein Stück Brot und ſpricht: „Děduška-domovoj! ich bitte deine Gnaden, mit uns in die neue Heimath (zu kommen), nimm Brot und Salz von uns; wir haben dich gern." Ins neu gebaute Haus bringt man zuerſt ein unangeſchnittenes Laib Brot und etwas Salz oder Mehl mit friſch angemachtem Teige, einen Hahn, eine Henne und eine Katze. Wenn man die Katze in die neue Behauſung läßt ſagt man: „Siehe da, Hausherr, ein gewaltiges Thier (kommt) in den reichen Hof!" Dann treten die Hausgenoſſen ein und verrichten vor dem Heiligenbilde, vor welchem eine Kerze brennt, ein Gebet[2]).

Kräht der Hahn in dem neuen Hauſe bald, ſo bedeutet dies Glück und Segen. Im Gubernium von Twer übernachtet der Hahn die erſte Nacht im Zimmer, damit ſein Krähen die neue Behauſung verkünde.

Ob man an dem neuen Wohnorte glücklich ſein werde, können die Ruſſen auch auf andere Weiſe ermitteln. Der Hausvater bleibt auf der Schwelle ſtehen und rollt ein Brotlaib ins Zimmer. Bleibt daſſelbe auf der unteren Rinde liegen, wie es beim Backen im Ofen gelegen war, ſo bedeutet dies Glück, das Gegentheil aber Unglück. Darum erwähnt ein Sbornik auch dieſen von den Moraliſten des vorigen Jahrhunderts verpönten Aberglauben mit den Worten: „Und ſie gehen in das neue Haus mit einer ſchwarzen Katze und einem ſchwarzen Huhne und öffnen den Backetrog und rollen drei Laibe hinein und beobachten, wie ſie auf dem Boden liegen bleiben[3])."

Wir wollen nur noch beifügen, wie die Grenzſteine geſetzt werden. In Böhmen gräbt man die Grube mit einer hölzernen Haue und ſtreut auf den Grund derſelben Kohlen von Lindenholz, untermiſcht mit Agen und Kalk. Der Stein ſelbſt wird mit Kalk beſtrichen oder wenigſtens ein Kreuz darauf gemacht. Schließlich ziehen ſich die Anweſenden bei den Ohren und ſchlagen ſich mit Haſelruthen, damit die Leute der Grenzen wegen nicht proceſſiren[4]).

Die Slovenen in Steiermark werfen auf den Grund der Grube Topfſcherben und zerſchlagene Ziegel und der jüngſte von den Anweſenden muß ſich hineinſtellen, welchem nun einer der Aelteren plötzlich in die Haare fährt und ihn ordentlich durchbeutelt, damit er den richtigen Standort des Grenzſteines ja nicht vergeſſe[5]).

---

[1]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 115.
[2]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 84.
[3]) Književnik, III. Agram 1866, S. 427 Anm.

[1]) Afanasjev, a. a. O., p. 117.
[2]) Afanasjev, ibid. Im ſloveniſchen Volksmärchen läßt das Mädchen, welches in einem verwünſchten Schloſſe übernachtet, die Katze miauen, den Hund bellen und den Hahn krähen, um geſichert zu ſein. Kres, Klagenfurt, 1884. S. 29.
[3]) Afanasjev, a. a. O., II, p. 119 und Anmerkung. In einigen Dörfern nimmt man auch das Kehricht aus dem alten Hauſe mit ins neue, da man daſſelbe nicht auf den Hof werfen, ſondern im Ofen verbrennen muß.
[4]) Grohmann, a. a. O., S. 231.
[5]) Pajek, a. a. O., S. 97.

B. C. Henry's Reiſe im ſüdlichen China und auf Hainan.

I.

Wenn wir die zahlreichen Eintragungen überblicken, welche ſich in den Katalogen der Bibliotheken unter der Ueberſchrift „China" finden, ſollten wir meinen, daß trotz der ungeheuren Ausdehnung des himmliſchen Reiches dort kaum noch ein unbekanntes Fleckchen beſtehen könnte; in Wirklichkeit iſt dies jedoch anders; ſelbſt bei nur flüchtigem Durchblättern der Inhaltsverzeichniſſe bemerken wir ſchon, daß die meiſten über China handelnden Bücher ſich immer mit denſelben, öfter betretenen Gegenden beſchäftigen. Selten nur finden wir eine Ausnahme und zu dieſen ſeltenen Ausnahmen gehört das Buch, deſſen Titel unten angegeben iſt[1]). Von Canton aus hat der Verfaſſer, ein Geiſtlicher, das Flußdelta beſucht, iſt dann den Bambu- und den North River, beides Zuflüſſe des Weſt River oder Si-Kiang, hinaufgefahren, iſt in den Lo-Fow-Bergen herum gewandert und hat endlich einen großen Theil von Hainan durchkreuzt.

Das Delta bildet mit ſeiner ungeheuren Bevölkerung einen für gewiſſe Theile Chinas ſo typiſchen Diſtrikt, daß wir einige Worte über daſſelbe ſagen wollen. Durch ſeine wunderbare Fruchtbarkeit iſt es im Stande, nicht nur den in mehreren großen (14 über 100 000 Bewohner zählenden) Städten und in zahlreichen Dörfern zuſammengedrängten Menſchen, ſondern auch den Schaaren von Hausthieren, unter welchen Legionen von Enten zu nennen ſind, reichlich Unterhalt zu gewähren. Letztere werden in großen Booten, eigentlich ſchwimmenden Käfigen, von einem Orte zum anderen geführt, um ihre Nahrung auf den Reisfeldern zu ſuchen. Die Eier werden künſtlich ausgebrütet, wozu die nöthigen Einrichtungen in beinahe allen Städten des Landes vorhanden ſind. Wenn die Thiere ausgekrochen ſind, werden ſie an die Beſitzer der Boote verkauft, deren Mancher Hunderte und Tauſende dieſer Vögel unterhält. Die Eigenthümer ziehen dann mit den Enten im Lande umher; ſobald eine Stelle erreicht iſt, welche einen reichen Ertrag an Futter verſpricht, werden die Käfige geöffnet und ſchreiend und quackend zieht die ganze Schaar nach den moraſtigen Feldern. Inſekten, Würmer, Schnecken und andere Schalthiere belohnen ihre Anſtrengung; die Enten ſind übrigens ſehr gut gezogen, gehorſam folgen ſie dem Boote, wenn es ſeine Fahrt fortſetzt und wenn der Abend kommt, kehren ſie über das ausgelegte Brett in ihren Käfig zurück, wobei ſich jede beſtrebt, nicht die letzte zu ſein, da derſelben eine Tracht Schläge ſicher iſt. In allen Richtungen iſt der Diſtrikt von Kanälen durchſchnitten, ſo daß beinahe jeder Punkt zu Waſſer erreicht werden kann. Ein anderer Theil des Deltas iſt der Kultur der Maulbeerbäume und der Seidenzucht gewidmet. Wenn man den Weſtfluß verläßt, paſſirt man Kong-num, ebenfalls einen Ort von mehr als 100 000 Seelen, und kommt dann in das Land der Palmen.

Es iſt eine beſondere Palmenart, die Livistona Chinensis, welche das Material zur Fabrikation der Palmfächer liefert, und dieſe Induſtrie verdient ſchon aus dem Grunde eine beſondere Beachtung, weil ſie dieſem Diſtrikte eigenthümlich iſt und man vergebliche Verſuche gemacht hat, ſie in andere Diſtrikte zu verpflanzen; die Palme gedeiht eben in anderen Gegenden nicht ſo, wie man es wünſchte, obwohl ſie als Zierpflanze vorkommt. Hier in dem Lande, wo es ihr wohl zu gefallen ſcheint, bedeckt ſie beinahe den ganzen Diſtrikt; ſie wächſt auf hohem ſowohl, wie auch auf niedrigem Boden, am beſten jedoch auf letzterem, längs der Flüſſe und Kanäle. Man pflanzt auf einem Acre 600 bis 6000 Pflanzen; erſtere bringen nur grobe, letztere viel feinere Blätter, welche die ſogenannten Glasfächer liefern; von jedem Baume gewinnt man jährlich 5 bis 15 Blätter. Die Bäume fangen zwiſchen dem ſiebenten und achten Jahre an zu tragen; ſie werden manchmal mehrere hundert Jahre alt, ohne daß eine Abnahme der Produktion zu bemerken wäre. Der Handel mit Palmfächern blüht hauptſächlich in San-ui, einer Stadt von mehr als 250 000 Einwohnern, wo im Jahre 1278 die Sung-Dynaſtie ihren Untergang fand.

Verſetzen wir uns mit einem Male von hier nach dem Lien-tſchau-Fluſſe im Norden der Provinz, einem Zufluſſe des North River, und zwar nach der Stadt Sam-kong, welche auf der Grenze des Gebietes der Ju liegt. Männer und Frauen, welche dieſem Stamme angehören, ſind regelmäßige Beſucher des Marktes, um die Erzeugniſſe ihrer Berge, friſch gepflückte Blätter einer groben Theeſorte, Geflügel, Mais, verſchiedene Pflanzen zu verkaufen, und getrocknetes Ochſenfleiſch, Tabak und Stoffe mit zurückzunehmen. Sie ſind größer als die Chineſen, ſcheeren den Kopf nicht und tragen das Haar, Männer ſowohl wie Frauen, lang in einen Wulſt zuſammengeknotet. Ihre Farbe gleicht der der Chineſen ſehr, manche ſind jedoch kupferfarben; der Bartwuchs iſt nur ſpärlich. Die Frauen ſind ſehr klein, viele von ihnen dick, ihr Anzug iſt dem der Männer ähnlich; ein Jäckchen mit engen Aermeln und über die Bruſt gefaltet, am Halſe offen, Beinkleider, die nur bis zum Knie reichen; bis zum Knöchel iſt der Fuß mit einem Stück verzierten, etwa einen halben Zoll breiten Bandes ſo umwickelt, daß die Verzierungen in harmoniſcher Weiſe zur Geltung kommen. Männer und Frauen tragen keine Schuhe und erſtere auch keine Hüte, dagegen tragen manche der Frauen einen ſonderbaren Kopfſchmuck, eine Art hoher Papiermütze, welche den Haarwulſt umgiebt. Die Männer ſcheinen auf das Haar größere Sorgfalt zu verwenden als die Frauen, manche kämmen es nach hinten, legen es in ſymmetriſche Falten und ſchmücken es mit Kernen der Oelfrucht und Hahnenfedern. Männer ſowohl wie Frauen haben ſchwere ſilberne Ohrringe und Halsbänder. Sie zeichnen ſich durch große Stärke aus und ſind im Stande, ungeheure Laſten zu tragen. Ihr Gebiet iſt für den Fremden eine verbotene Frucht, die Autoritäten waren ausdrücklich aufgefordert, darüber zu wachen, daß Henry keinen Verſuch machte, die Grenze zu überſchreiten. Dies kleine Gebiet hat für den Ethnologen ein beſonderes Intereſſe, wiewohl die Nachrichten über die Ju ziemlich ſpärlich ſind. Die beſten Berichte findet man in dem Buche eines gewiſſen Tſchi-nga, eines ſehr gelehrten Mannes, welcher unter der Ming-Dynaſtie lebte und der, weil er

[1]) Ling-Nam or Interior Views of Southern China, including Travels in the hitherto untraversed Island of Hainan by B. C. Henry. (London, S. W. Partridge and Co., 1886.)

einer gegen einen höheren Beamten begangenen Unhöflichkeit wegen mit Schlägen gestraft wurde, sich in das Gebirge zu den Ju flüchtete, wo er eine Frau ihres Stammes heirathete. Er giebt sehr viele Einzelheiten über den Stamm, doch leider ist sein Buch sehr selten. Im Verlaufe der Zeit sind sie immer weiter zurückgedrängt worden und jetzt auf das hohe, theilweise unzugängliche Gebirge beschränkt, von wo aus sie vielfach Ausfälle gegen ihre Bedränger gemacht haben.

Nach alten Berichten wird der Ursprung der Ju folgendermaßen angegeben: „In der Zeit des Kaisers Shao-hing unter der Sung-Dynastie, 1131 bis 1163, brachte ein aus Kwang-si zurückkehrender Beamter, Liao, Ju-Sklaven mit, welche er am Fuße der Berge ansiedelte, um das Land dort zu bebauen; nach und nach vermehrten sie sich zu acht starken Stämmen und breiteten sich immer weiter aus, bis sie sich in 24 kleinere Abtheilungen auflösten und sich mehr zerstreuten. Sie lebten ganz vom Ackerbau, einzelne jedoch unternahmen Raubzüge, von denen die Chinesen sehr litten, bis es im Jahre 1688 den vereinten Anstrengungen der Beamten dreier Provinzen glückte, sie zu unterwerfen. Eine Stadt Lien-shan wurde gegründet und 36 Militärposten errichtet."

Hinsichtlich ihrer Sitten und Gebräuche wird noch Folgendes erzählt: „Am dritten Tage des dritten Monats im Jahre feiern sie das Reisfest (wörtlich ‚Danksagung für den Reis zu essen'); der sechste Tag des sechsten Monats heißt ‚Danksagungsfest für die Erde und die Götter', und der fünfzehnte Tag des zehnten Monats ‚Halle der Fröhlichkeit und des Gesanges'. Alle Stämme schlachten dann Schweine und Schafe. Die Trommeln werden gerührt, Gongs geschlagen und alle singen im Chor. Männer und Frauen essen zusammen. Jünglinge und Mädchen sind beinahe ganz frei, die Paare finden sich und sind dann vertheirathet. Diese Leute ersteigen einen Berg ebenso leicht, wie sie sich in der Ebene bewegen, sie schlafen ebenso gut in einem geschlossenen Raume, wie in der offenen Luft. Jedes Jahr kommen einige derselben, um der alten Sitte zu genügen, nach der Stadt Lien-tschau, um Tribut zu bringen; sie werden mit Wein, Oelkuchen und Salz beschenkt. Jeder empfängt seinen Theil vor der großen Halle und bricht dann wieder auf. In ihrer Kleidung verwenden sie die hellgrüne Farbe mit Vorliebe. Dieselbe wird mit Flockseide in fünf Farben verziert.

Männer und Frauen binden die Haare auf und tragen schwere silberne Ohrgehänge und ebensolche Halsbänder. Wenn die jungen Leute mannbar werden, legen sie rothe Unterkleider an und befestigen die Federn eines weißen Hahns in ihrem Haar. Die Frauen tragen einen nach oben sich verjüngenden, dreispitzigen Turban. So ist der Anzug der Ju-Leute."

Aus einem anderen Berichte wird noch Folgendes mitgetheilt: Zeuge von gestreiftem und gefärbtem Hanf, in denen die grüne und rothe Farbe vorherrschen, und Hahnenfedern zum Schmuck der Haare werden für schön gehalten. Sie sind wild und grausam, aber außerordentlich abergläubisch. Ein Genuß für sie ist es, ihre Feinde zu tödten. Hunger ertragen sie gut und man sagt, daß sie die Sohlen der Kinder, welche zu laufen anfangen, mit glühendem Eisen oder heißen Steinen brennen, um sie hart zu machen und sie dadurch in Stand zu setzen, ohne sich wehe zu thun, durch das Dickicht und über Dornen zu gehen. Das Gerücht sagt, daß unter ihnen mitten in den Bergen viele reiche Leute leben, welche sich in feines Zeug kleiden und eine gewisse Behaglichkeit genießen. Sie kennen keine geschriebene Sprache und besitzen daher auch keine Litteratur, wenige nur verstehen Chinesisch und die Schulen, die man bei ihnen zur Verbreitung dieser Sprache eröffnet hat, haben keinen bedeutenden Erfolg erzielt.

Ihre Sprache scheint ganz verschieden von allen chinesischen Dialekten zu sein.

Die Chinesen betrachten sie mit einer gewissen Verachtung, nennen sie Ju-tsai und Ju-mui und erzählen allerlei merkwürdige Geschichten über ihre Stärke, Waidmannskunst und Grausamkeit und auch, daß sie zu den geschwänzten Menschen gehören. Sie sollen einander treu beistehen und sehr gastfrei sein, so sehr, daß der Gast, so lange er an einem Orte verbleibt, auch bei demselben Gastfreunde verweilen muß, um ihn nicht zu beleidigen. Ueber ihre Zahl ist man im Ungewissen, die Angaben schwanken zwischen 50 000 und einigen Hunderttausenden.

Der Thee und das Theetrinken in Sibirien[1]).

Chr. H. Vor einiger Zeit lasen wir in den Tagesblättern eine Notiz über den Theeverbrauch auf der Erde; das führte uns auf verschiedene Gedanken und giebt uns hier Veranlassung, vom Theetrinken in Sibirien zu reden. Wir (Sibirier) haben uns immer für die stärksten und für sehr leidenschaftliche Theetrinker gehalten. Wir lieben nicht nur den Thee, nein, in Sibirien wird das Theetrinken fast als eine heilige Handlung angesehen. Das Mittagsessen ist lange nicht so wichtig als das Theetrinken. Man ißt im Allgemeinen in Sibirien sehr viel: zu einem sibirischen Mittagsessen gehört, wie Jemand sich auszudrücken beliebte, der Magen eines Mastodon und die Verdauung eines Krokodils. Der Mensch inmitten des billigen Fleisches und billigen Mehles sorgt für seinen Magen insbesondere wohlwollend und gütig — er hat eben hier nichts anderes. Aber das Mittagsessen ist nur zur Befriedigung des thierischen Bedürfnisses gegeben; der Thee dagegen ist das Dessert, eine Leckerei, ein Genußmittel. Eine gute Hausfrau ist beim Theebereiten am Samowar (Theemaschine) wie in einem Heiligthume. Es gehört zu den nothwendigsten Eigenschaften einer Hausfrau, daß sie es versteht, den Thee zu bereiten. Viele kennen das Vergnügen des Theetrinkens, wenn eine liebenswürdige Wirthin den Thee freundlich einschenkt, wenn sie eine angenehme Stimmung beim Gaste erzeugt, indem sie ihm Glas auf Glas credenzt, den Thee seinem Geschmacke anpassend, und wie viele haben das Unbehagen gespürt, wenn die Hausfrau das Theeschenken als eine schwere Last betrachtet, wenn sie es nur mit Widerwillen ausübt, wenn sie ihnen ein Glas geschmacklosen kalten oder zu starken oder zu schwachen Thee einschenkt, wobei sie nicht genügend zum Weitertrinken nöthigt.

Das kann einen echten Theetrinker zur Verzweiflung bringen. Das Theetrinken hat in einer patriarchalischen

[1]) Auszüglich nach dem Russischen der „Oestlichen Rundschau" (1886, Nr. 19).

Familie ſeine beſtimmten Normen und Formen; es giebt eine beſondere Etikette des Theetrinkens. Die Hausfrau bietet dem Gaſte nach dem erſten Glaſe Thee das zweite an; der Gaſt lehnt ab: er deckt das Glas zu und thut ein Stück Zucker oben darauf. Endlich nach weiterer Nöthigung entſchließt er ſich, noch ein Glas zu trinken. Nach dem zweiten Glaſe wiederholt ſich die Ceremonie und ſo geht es fort. In allen ſibiriſchen Dörfern kennt man genau die große Vorliebe aller Durchreiſenden für den Thee und ſetzt Jedem ohne viel zu fragen den mit ſiedendem Waſſer gefüllten Samowar hin. Man ſagt wohl ſcherzend, die an der Heerſtraße wohnenden Sibirier leben davon, daß ſie Thee ausſchenken. Der Thee iſt in Sibirien nicht allein in den Städten, ſondern auch auf dem Lande bei begüterten Bauern zu finden; der Beſitz eines Samowars iſt bei den Wohlhabenden ſelbſtverſtändlich, aber auch die Armen haben mitunter ihren Samowar. Wer im europäiſchen Rußland in irgend einem Dorfe, das nicht am Wege liegt, bei einem Bauern einen Samowar verlangt, dem antwortet man, daß nur ein einziger Samowar im ganzen Dorfe bei Schenkwirthen oder beim Kaufmann exiſtirt, der Bauer hat keinen. In Sibirien iſt das anders: jeder Bauer hat ſeinen Samowar und ſelbſt der ärmſte ſetzt alles daran, einen ſolchen zu beſitzen. In den Städten, in den ſogenannten Einfahrten (einfache Wirthshäuſer), bei den großen Kaufleuten und den kleinen Händlern iſt das Theetrinken durchweg ſtark im Schwunge — es kennt gar kein Maß; man trinkt bis zur Ueberſättigung, wenn man damit ſich überſättigen könnte, allein es iſt eben ein Getränk, welches man zum bloßen Vergnügen und deshalb ohne Maß trinkt. Mit Verwunderung ſieht man, daß unter den Strahlen der brennenden Juliſonne die Leute in den Einfahrten, in den Poſtſtationen, oder auch zu Hauſe um den glühendheißen Samowar herumſitzen und den heißen Trank ſtatt einen kühlenden ſchlürfen. Aber daran iſt eigentlich nichts Wunderbares, weil die von dem heißen Thee erregte ſtarke Waſſerausſcheidung durch die Haut das Gefühl der Hitze mäßigt und den Durſt eher ſtillt, als ein kühlendes Getränk.

Sobald der erſte Morgen graut, ſteht bereits der Samowar auf dem Tiſche; man trinkt Thee und ißt dazu allerlei Backwerk, Kuchen, Fleiſchpaſteten und dergleichen: das iſt das Frühſtück. Leute, welche mit Arbeiten beſchäftigt ſind, unterlaſſen es gewiß nicht, um die Mitte des Tages zum zweiten Male Thee zu trinken; zwiſchen 6 bis 7 Uhr nach dem Mittageſſen iſt das Theetrinken obligatoriſch für Alle. Wenn man beobachtet, wie viel in Kaufmanns- und Kleinbürgerfamilien im Theetrinken geleiſtet wird, ſo kann man in Verſuchung kommen zu glauben, die Magen jener Leute ſeien wie Fäſſer ohne Boden. Der allerheißeſte Thee ſchafft ihnen keine Hitze, bringt ſie nicht in Schweiß, im Gegentheil alle fühlen ein gewiſſes Behagen und eine angenehme Gemüthsſtimmung beim Trinken. Bei jeder Bewirthung giebt es Thee. Man bietet dem Gaſte ein Glas Branntwein und ſofort ein Glas Thee an. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß durch den Theegenuß das Branntweintrinken in Sibirien etwas eingeſchränkt worden iſt, jedoch noch lange nicht beſeitigt. Das Theetrinken iſt ſo ſehr in alle Kreiſe hineingedrungen, daß es zu einer wahren Leidenſchaft geworden iſt, es iſt ein Bedürfniß, ein Komfort, nach welchem Alle ſtreben. Nicht ſelten iſt es, daß bei jungen Eheleuten oder bei allmählich in beſſere Verhältniſſe gelangenden Perſonen es als ein Ideal des Glückes und des Wohlergehens gilt, ſich einen Samowar kaufen zu können. Irgend ein Kleinbürger beginnt etwas zu verdienen und ſofort träumt er davon, wie er ſich jetzt komfortabel einrichten wolle, er kauft ſich einen zweiten Samowar, dann einen dritten. Geſtalt und Größe des Samowars nimmt allmählich zu. Und ſiehe da, eine Familie, welche ſich auf dem Gipfel ihres Glückes befindet, beſitzt einen Schatz von 12 glänzenden Samowaren. Kupfergeſchirre und eine Theemaſchine gehören zur Mitgift.

Die mittleren und niederen Volksklaſſen in Sibirien trinken den Thee ungeſüßt, doch nehmen ſie ein kleines Stückchen Zucker in den Mund (man nennt das „den Zucker zubeißen“); das geſchieht aus Sparſamkeitsrückſichten, denn der Zucker iſt ſehr theuer. Man verſüßt den Thee auch mit Honig, mit eingemachten Früchten, und in Transbaikalien benutzt man ſtatt des Zuckers chineſiſchen Kandis. Dieſe Sparſamkeit hat Veranlaſſung gegeben zu dem Scherzworte, daß man in Sibirien Thee trinke und dabei den Zucker nur betrachte, oder daß ein Stück Zucker an einem Bindfaden über dem Tiſche aufgehängt ſei, damit jeder nach Gutdünken mit der Zunge daran lecken könne. Arme Leute trinken den Thee ganz ohne Zucker, das Bedürfniß nach Süßigkeit iſt bei ihnen gar nicht entwickelt. Der Thee wird auch oft mit Milch getrunken, woran kein Mangel iſt, allein der echte Theetrinker ſetzt niemals Milch zu, damit er nur recht viel trinken kann.

Unter den Eingeborenen von Oſtſibirien iſt eine ganz beſondere Theebereitung im Gebrauche. Man kocht den Thee mit Mehl, Milch, Butter und Salz und nennt das karymſchen Thee oder Saturan: er iſt nicht gerade ſchmackhaft, aber recht nahrhaft. Auf der Reiſe oder auf Expeditionen iſt er unerſetzlich. Man benutzt dazu aber den ſogenannten Ziegelthee. Die Eingeborenen kochen ihn in kupfernen Keſſeln; der Samowar iſt nur ein Bedürfniß der Kulturmenſchen. Wann der Samowar übrigens zum erſten Male aufgetaucht iſt, weiß Niemand — es wäre nicht ohne Intereſſe, darüber nachzuforſchen. Man pflegt zu ſagen, der Samowar iſt eine ruſſiſche Erfindung. Iſt das wahr? In welchem Jahrhundert trat der Samowar in Rußland auf? In China giebt es ein dem Samowar ähnliches Gefäß, welches jedoch zu ganz anderem Zwecke benutzt wird. — Es wäre auch intereſſant zu erfahren, wann das Theetrinken in Rußland in Gebrauch gekommen. Bei einzelnen der ruſſiſchen Sektirern (Raskolniki) gilt auch heute noch das Theetrinken als eine Sünde; je weniger unter anderem der Gebrauch von Spirituoſen ſtattfindet, um ſo mehr trinken ſie Thee, ſo z. B. ſind die Molokanen und Skotſchen große Verehrer deſſelben.

In Sibirien trinkt man meiſt Thee aus Kjachta; gefälſcht wird er nicht; hier exiſtiren große Theekenner und große Theeliebhaber. Im Hauſe eines Theehändlers wird der Thee nach ſeinen verſchiedenen Sorten geordnet; es geſchieht das mit großer Sorgfalt unter Anwendung einer außerordentlichen Sauberkeit; die Atmoſphäre iſt geſchwängert vom Thee-Aroma. Ruſſiſche Kaufleute, welche nach China gewandert ſind, haben daſelbſt angefangen, Thee zu verarbeiten. Die Geſchichte dieſer ruſſiſchen Faktoreien in China iſt intereſſant. Kürzlich ſtarb in China der bekannte ruſſiſche Theehändler Ponomarew, welcher eine Methode erfunden hat, auch die beſſeren Theeſorten in gleicher Weiſe, wie den Ziegelthee, in gepreßtem Zuſtande herzuſtellen. Die ruſſiſchen Kaufleute in China führen ein angenehmes Leben — ſie werden dort mehr zu Europäern, als ſie es in Sibirien waren: ſie ſprechen fremde Sprachen, leſen ausländiſche Zeitungen und ſtehen im Durchſchnitt auf einer höheren Bildungsſtufe als ihre Mitbrüder in Irkutsk oder in Kjachta. — Die Urſache davon liegt in ihrer ſteten Berührung mit anderen Europäern in den Häfen Chinas. Etwas ganz anderes iſt es in Kjachta: hier herrſcht weder aſiatiſche noch orientaliſche Kultur, hier fehlt auch der

chineſiſche Einfluß. Hier iſt noch alt-ruſſiſches patriarchaliſches Leben zu finden mit allen ſeinen Schattenſeiten.

Der Thee iſt früher nach Sibirien und nach Rußland nur durch Vermittelung der Händler über Kjachta gekommen; jetzt hat der dortige Handel in Folge des vermehrten Transportes des Thees zur See bedeutend abgenommen.

Lange Wagenzüge mit Theeballen beladen, gingen früher von Kjachta aus und ſchleppten ſich durch Sibirien und weiter bis nach Moskau; der Transport der Theeballen war ein Erwerbszweig, welcher Viele ernährte; aber dieſe Art der Beförderung äußerte auch in anderer Weiſe ihren Einfluß auf die Kultur und die Entwickelung der Menſchen. Jene Leute, welche den Thee beförderten, durchzogen ganz Rußland bis nach Moskau, ſie erlebten viel, brachten viel Neues nach Hauſe, Gutes wie Schlechtes; der Theetransport war aber auch ſehr vortheilhaft; den Perſonen wurde die Möglichkeit gewährt, ſich etwas zu ſparen, aus Fuhrbauern wurden mitunter Kaufleute.

Bei der früheren Art und Weiſe, den Thee zu transportiren, gab es eine ſehr eigenthümliche Methode, ſich in Sibirien Thee auf ſehr wohlfeile Weiſe zu beſchaffen; doch artete ſie mitunter in Raub aus, welcher den Theehändlern großen Schaden brachte. Das Syſtem gründet ſich auf die Gewohnheit und das Recht der die Theetransporte begleitenden Aufſeher, ſich zu vergewiſſern, ob die Theeballen (welche Zibik genannt werden) wirklich Thee enthielten. Man benutzt dazu einen beſtimmten Kontrol-Apparat, bekannt unter dem Namen „Sawol“; es war ein langer hohler Stab, welcher durch den Fellüberzug des Theeballens geſtoßen wurde und mit welchem man einige Priſen Thee herausholen konnte. Die Aufſeher mißbrauchten dieſes Kontrolmittel, die Fuhrbauern benutzten es gleichfalls, um ſich in den Beſitz von Thee zu ſetzen; man konnte mit Leichtigkeit von einem großen Theetransporte an jedem Orte, wo derſelbe Halt machte, einige Pfund Thee ſammeln, welche ſofort an Ort und Stelle verkauft wurden. — Allmählich iſt dies Raubſyſtem aus der Mode gekommen; aber die an der Heerſtraße Wohnenden haben ſich ſo ſehr an den Gebrauch des billigen Thees gewöhnt, daß ſie, als die Theepreiſe ſtark ſtiegen, zu allerlei anderen Kräutern griffen, um dadurch den Thee zu erſetzen.

Man glaubt gewöhnlich, daß in Rußland mehr Thee als irgend anderswo konſumirt wird; allein dieſe Auffaſſung wird durch Zahlen widerlegt. Das dort verbrauchte Theequantum iſt im Vergleiche mit anderen Staaten, China und Japan ausgenommen, unter Berückſichtigung der Einwohnerzahl ſehr gering. In England beträgt der Theekonſum im Jahre durchſchnittlich 5 Pfund auf den Kopf, in Kanada und Neufoundland 3 Pfund, in Nordamerika $1^1/_2$ Pfund, in Rußland dagegen nur $^1/_3$ Pfund. Der bedeutende Theekonſum in England wird zum Theil erklärt durch die große Billigkeit des Thees; ein Pfund koſtet nur 1 bis 2 Schilling (1 bis 2 Mark), in Rußland muß der Bauer für den ſchlechteſten Thee $1^1/_2$ Rubel (ca. 3 Mark) bezahlen. Es verhält ſich mit dem Theekonſume wie mit dem Branntweingenuſſe in Rußland; es wird im Einzelnen mehr getrunken als in den außerruſſiſchen Ländern, aber im Durchſchnitt iſt das Quantum auf den Kopf doch geringer.

Kürzere Mittheilungen.

Ueber die Europäer auf der portugieſiſchen Weſtküſte Afrikas.

Der holländiſche Reiſende van der Kellen hat nach langer Unterbrechung wieder einmal von ſich hören laſſen (Nieuws v. d. Dag. 21. September); ſeine Mittheilungen beziehen ſich theils auf die Buren, theils auf die Portugieſen.

Was erſtere betrifft, theilt er mit, daß im December v. J. der Kommandant der Buren, Gerrit van de Merwe, in Begleitung von Gerrit Alberts nach der Kapſtadt gegangen iſt, um Transvaal und den Oranje-Freiſtaat zu beſuchen. Die Buren von Humpata haben durchaus keine Luſt, nach Transvaal zurückzukehren; im Gegentheil verräth ſich in der ſüdafrikaniſchen Republik eine gewiſſe Neigung, dem gegebenen Beiſpiele zu folgen und nach Humpata zu ziehen. Verſchiedene kleine Züge deuten darauf hin, daß die Ausgewanderten ſich mehr und mehr in der neuen Heimath zu Hauſe fühlen, Heirathen mit Portugieſen ſowohl wie mit engliſchen Katholiken ſind vorgekommen.

Was die Verhältniſſe der portugieſiſchen Beſitzungen betrifft, ſo entnehmen wir den Berichten v. d. Kellen's Folgendes. Die Ausdehnung des Landes iſt ungeheuer, die Oberfläche des portugieſiſchen Gebietes wird auf mehr als 800 000 Quadratkilometer geſchätzt; die Angaben über die Stärke der Bevölkerung weichen ſehr von einander ab, man hört zwei, aber auch neun Millionen nennen. Wenn man ſelbſt die höchſte Angabe annehmen wollte, würde man für den Quadratkilometer eine Bevölkerung von nur 11 Seelen erhalten. Das ausgedehnte Gebiet iſt in drei Provinzen getheilt, Angola, Benguela und Moſſamedes. Der Gouverneur hat ſeinen Sitz in San Paulo de Loanda, dem Hauptorte der erſtgenannten Provinz, die Untergouverneure reſidiren in San Felipe de Benguella und in Moſſamedes. Die Ortsobrigkeiten ſind Officiere der Kolonial-Armee, welche die höchſte Gewalt — bürgerliche ſowohl als militäriſche — in Händen haben. Es ſcheint, daß ſie außerdem auch Handelsgeſchäfte betreiben; wenigſtens giebt v. d. Kellen an, daß er einige dieſer Herren angetroffen hat, die drei oder vier Geſchäftshäuſer beſitzen, ſo daß es erklärlich iſt, wenn für die Amtsgeſchäfte nicht viel Zeit übrig bleibt.

Es wird auch zuweilen ſowohl über den deſpotiſchen Druck, den die Beamten ausüben, als auch über ihre Nachläſſigkeit und Bequemlichkeit geklagt. Sie bekümmern ſich im Allgemeinen nur um die weiße Bevölkerung, die Schwarzen werden ihrem eigenen Schickſale überlaſſen. Die Neger bezahlen gar keine, die Weißen nur ſehr geringe Steuern, die hohen Ein- und Ausfuhrzölle ſind die hauptſächlichſten Einnahmequellen, durch welche die Ausgaben gedeckt werden.

Das Vertheidigungsweſen der Kolonie kann nicht ſehr gerühmt werden. Beinahe die ganze koloniale Armee beſteht aus ſchwarzen Soldaten, namentlich Eingeborenen, die ſich des einen oder anderen Vergehens ſchuldig gemacht haben und zur Strafe in den Soldatenrock geſteckt worden ſind. Daß auf ſolche Soldaten kein Verlaß iſt, hat neuerdings wieder der ſogenannte Hombe-Krieg gezeigt.

Hombe oder Humbe iſt ein Fort, welches an dem Vereinigungspunkte des Caculavar mit dem Cunene liegt. Im November 1885 wurde zu Humpata gemeldet, daß die Neger das Fort angegriffen hätten. Alle Weißen hatten ſich dorthin zurückgezogen, ihre Wohnungen waren ausgeplündert und verbrannt worden. Bei den Belagerten war Mangel an Munition eingetreten und ſie ſahen ſehnſüchtig nach Hilfe

aus. Natürlich verbreitete sich auch manches übertriebene Gerücht; so sollten alle Weißen getödtet sein, und wenn auch die Uebertreibung leicht erkannt wurde, war doch die Lage wirklich ernst genug. Die Europäer, Portugiesen sowohl wie Fremde, haben sich aus Eigennutz die Schwarzen zu erbitterten Feinden gemacht. So lange die Sklavenjagden und die Sklaverei, diese Krebsschäden des afrikanischen Lebens, trotz des ernsten Kampfes, welchen die portugiesische Regierung gegen dieselbe führt, wenn auch in verdeckter Form, fortdauern, bleibt der Schwarze der natürliche Feind des Weißen und ein gutes Verhältniß zwischen beiden kann sich nicht herausbilden. Trotzdem haben die Kaufleute kein Bedenken getragen, um die Wette den Schwarzen immer bessere Waffen zu verschaffen und sie so für die wenigen Weißen, denen sie doch nicht freundlich gesinnt sind, immer gefährlicher zu machen.

Das Rauben und Morden in der Gegend von Humbe dauerte fort, da die Regierung keine Mittel besaß, der Sache ein Ende zu machen, und immer mehr Negerstämme nahmen an demselben Theil. In dieser Noth traten die Buren für die Regierung ein, wie dies schon vorher bei der Umballa-Expedition der Fall gewesen war. Sie entsetzten Humbe, doch als sie abmarschirt waren, wurde der Ort aufs Neue von den Negern bedrängt. Die Regenzeit hat bis jetzt (der Brief ist vom März) es nicht erlaubt, entscheidende Schritte zu thun; die Absicht besteht, im Mai einen neuen Zug dorthin zu unternehmen.

Ein Theil der Schwierigkeiten, welche die portugiesische Regierung in Afrika zu überwinden hat, entsteht durch das Benehmen der im Inneren der Besitzung lebenden Kolonisten. Der größere Theil derselben besteht aus Personen, welche aus Brasilien eingewandert sind; andere sind zur Strafe dorthin geschickt oder sind Nachkommen solcher Verbannten. Indem sie immer weiter ins Innere vordrangen, begründeten sie die großen Pflanzungen (Fazendas) und Branntweinfabriken, die man hier so häufig findet. Orte wie Huila, Capangombe, Humbe u. s. w. haben ihnen zum Theil ihr Aufblühen zu verdanken. Früher lag eine Haupteinnahmequelle für sie im Auskaufen oder Einfangen von Sklaven, doch seit der Krieg in Amerika dieses Feld brach gelegt hat, betreiben sie mehr Plantagenwirthschaft und Handel in Landesprodukten, sowie namentlich Branntweinfabrikation. Dieser zuletzt genannte Industriezweig ist ganz unentbehrlich, da Branntwein das beliebteste Tauschmittel für den Handel ist, indem die Mandombe den „Omewa Maluka", den Branntwein, sehr lieben. Derselbe wird meistens aus Zuckerrohr bereitet.

Diese Leute leben gewöhnlich in sehr großen Gebäuden, welche der starken Mauern wegen, die zum Schutze gegen die Schwarzen nöthig sind, ein festungsähnliches Aussehen haben. Auf den Fremden wirkt das Innere sehr überraschend; zwischen den Mauern halten sich außer den Menschen auch die Hausthiere auf, einige roh bearbeitete Möbel machen den ganzen Hausrath aus und der größte Theil des Raumes dient als Waarenlager. Um die Häuser liegen die Anpflanzungen, welche immer von Negern, die gewöhnlich in der Zahl von 150 bis 200 auf der Plantage anwesend sind, bearbeitet werden; obwohl ihre Stellung kontraktlich gesichert ist, kann man sie für nicht viel mehr als Sklaven ansehen. Wie wir schon angedeutet haben, ist trotz des ernsten Willens der portugiesischen Regierung die Sklaverei mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit abgeschafft.

Eigenthümlich ist es, daß dieselben portugiesischen Kolonisten, welche den Schwarzen mit Härte behandeln, gegenüber ihren weißen Brüdern, welcher Nation dieselben auch angehören mögen, zuvorkommend und opferbereit sind und dem Fremden die unbeschränkteste Gastfreiheit entgegen bringen.

Selten sieht man im Inneren eine europäische Frau; die Kolonisten leben gewöhnlich mit einer schwarzen Haushälterin; die Sittlichkeit steht im Allgemeinen auf einer geringen Stufe. Auch dem Trunke sind beide Geschlechter ergeben, was zu unangenehmen Scenen führt, die leider nicht Ausnahme, sondern Regel sind. Allerdings trifft das hier Gesagte nur bei den im Inneren wohnenden Kolonisten zu, an der Küste stehen dieselben auf einer viel höheren Stufe. Auch der Unterricht läßt im Inneren viel zu wünschen übrig; außer der Schule der Mission Catholique trifft man keine andere derartige Einrichtung. Wenige haben es daher auch bis zum Lesen und Schreiben gebracht.

Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge[1]).

II.

Gelegentlich eines längeren Sommeraufenthaltes im Herzen der pfälzischen Wasserscheide zu Johanniskreuz, wo sich nach allen Seiten die Thalungen des Schwarzbaches, Erlenbaches, der Burgalb, der Mooralb u. A. grüßen und scheiden, hatte Verfasser Gelegenheit, eine Reihe von Erosionserscheinungen zu beobachten, welche sich mit der Kraft der gewöhnlich wirkenden Atmosphärilien nicht erklären lassen. Zwei Thalwände besonders regen zu solchen Zweifeln und anderweitigen Erklärungsversuchen an. Das eine Thal liegt ca. 3½ km südlich von Johanniskreuz und schneidet in das Gebirgsmassiv in südöstlicher Richtung ein, um über den Schacherhübel zur dortigen höchsten Erhebung des Hartgebirges, dem „hohen Heltersberg" (696 m) und dem „Eschkopfe" (610 m) zu führen. Das enge, romantische Thal führt den bezeichnenden Namen „Teufelsloch" und sein Wasser geht zur Burgalb. Ueber dem Rande des Thaleinschnittes befindet sich nach O hin eine allmählich anschwellende Höhe, das Pferdsbrunneneck (570 m), welche plateaumäßig in langsamem Ansteigen zum Fuße der oben genannten Höhen führt.

Die Ostwand dieses Thaleinschnittes ist nun mit gewaltigen, über einander gestürzten Felsblöcken (Buntsandstein) bedeckt. Sie sind vielfach von tiefen Schrammen gefurcht und an den Ecken abgerundet. Dieselben befinden sich keineswegs im Niveau ihres Lagers, sondern sind schief über einander gethürmt, viele stehen umgekehrt oder wenigstens auf der Schmalkante. An manchen Stellen sind fünf, sechs Felstrümmer hoch über einander gestürzt, so daß sich den Blicken ein wahres Felsmeer bietet. Am Fuße eines nach W ausgebeugten Thaleckes hat sich in einer Länge von ca. 150 m eine wahre Moräne gebildet, welche aus den hoch oben herabgefallenen Felsblöcken besteht (dieselbe ist auf der bayerischen Generalstabskarte angedeutet, Blatt Kaiserslautern). Die ganze Wand hat eine Länge von ca. 1 km. Die gegenüberliegende Thalseite trägt nur ganz vereinzelte Blöcke. Die Neigung der Hänge beträgt 30 bis 40°.

Eine zweite derartige Erscheinung findet sich im sogenannten Karlsthale. Dasselbe bildet das unterhalb und südwestlich von Trippstadt gelegene, von SO nach NW ziehende Durchbruchsthal der Mooralb. Auf die Länge eines Kilometers zwischen dem oberen Eisenhammer des Freiherrn von Gienanth (von hier soll Schiller den Stoff zu seiner Ballade: „Der Gang nach dem Eisenhammer" genommen haben) und der malerisch vorspringenden Burgruine Willenstein ist der Nordosthang des Thälchens von gewaltigen, über einander liegenden Felsblöcken bedeckt, welche oftmals mit ihren unregelmäßig über einander gestürzten Massen, Höhlen und Grotten sperrende Riegel und hochragende Thürme bilden (vergl. August Becker: Die Pfalz und die Pfälzer, S. 656 bis 657). Wie im „Teufelsloch" überwölben schlanke Buchen die enge Felsschlucht, so daß kein Sonnenstrahl hineinzudringen vermag. A. Becker sagt wörtlich über das Karlsthal: „Man sieht hier jenes seltsame Naturspiel, die Oefen der Salzach, am Paß Lueg, zwischen Golling und Werfen im kleinen Maßstabe." Die Blöcke sind vielfach von Rinnen gefurcht und an den Ecken abgerundet. Auch

[1]) Vergl. oben S. 173.

vom oberen Rande des Karlsthales schwillt das Plateau im Habeswalde mäßig an bis zu einem Höhenpunkte von 435 m. Die Steigung des Thalhanges übersteigt 40° nicht.

Beide Felsmeere bieten als Analogon die Thatsache, daß die Blöcke weder von ihrer jetzigen Unterlage durch Erosion ausgewaschen sein können — sie liegen ja vielfach über einander — und daß dieselben ebenso wenig durch die Wasser des Teufelsloches und der Mooralb längs der Thalfurche hinabgewälzt wurden. Dann müßte zumeist der Längsdurchmesser der parallelepipedischen Blöcke parallel dem des Thaleinschnittes liegen. Das ist aber nicht der Fall, sondern zumeist umgekehrt steht ihr Durchmesser senkrecht auf der Thallinie. Beide Thatsachen beweisen strikte, daß diese Blöcke weder von einer lokalen Auswaschung, noch von der Thalerosion an ihre jetzige Stelle bewegt werden konnten. Sie entstammen vielmehr von den Rändern der im Teufelsloch nach O, im Karlsthal nach W gelegenen Hochfläche. Von dieser aus wurden sie durch eine mächtige elementare Gewalt zum Rande des Hochplateaus und dann den Hang hinab gestürzt, um jetzt im wilden Durcheinander den Forscher zu reizen, den Aesthetiker zu entzücken. Von diesen zwei Hochplateaus gehen jetzt trotz der außerordentlich dichten Bewaldung mit mächtigen Buchen und Eichen so schwache Wasserrinnsale aus, daß selbst bei der Annahme einer verdoppelten Niederschlagsmenge die Kraft dieser Wassermenge unmöglich hätte eine dieser Hunderte von Centnern schweren Felsmassen bewegen können. Zur Erklärung dieser „Felsmeere" müssen daher von uns glaciale Erscheinungen angezogen werden. Wie in der Vorderpfalz der 683 m hohe Kalmit, so war auch im Herzen der Hart der mittlere vom Winterberg bei Niederbronn (577 m) über den Eschkopf (610 m) bis zum Harteskopf bei Hochspeyer (453 m) ziehende mittlere Gebirgszug in seinen Hochtheilen vergletschert[1]). Die Eismassen erodirten bei ihrem Vor- und Rückgange ihre Unterlage, die obersten Sandsteinmassen, und schoben diese als einzelne Blöcke bis zum Rande des Hochplateaus vor. Dort stürzten sie dieselben nach und nach in die Tiefe der Gebirgsspalten hinab, welche schon vor der Eiszeit aus tektonischen Gründen entstanden waren. Diese „Felsmeere" sind demnach als die Reste ehemaliger Stirnmoränen der mittleren Hartgletscher anzusehen, welche früher auf den Hochplateaus des Gebirges lagen und allmählich durch das vorrückende Gletschereis in die Tiefen des Teufelsloches und des Karlsthales vorgeschoben wurden.

Es ist selbstverständlich, daß sich ähnliche glaciale Erscheinungen im Hartgebirge öfter vorfinden müssen. Allein nur in der Mitte der Pfalz umlagert die Hochgipfel des Gebirges ein Plateau, von welchem aus die ehemaligen Moränen in die nahen Thalspalten geschoben und dort bei der geringen Wassermenge der Gegenwart erhalten wurden. An anderen Stellen rollten entweder die von Moränen herrührenden Blöcke nach allen Seiten aus einander und fielen unten der zermalmenden Kraft der Bäche zum Opfer, wie zumeist in der Vorderpfalz am Ostrande der Hart, oder aber, wie auf dem — außerdem zu niedrigen — Muschelkalkplateau des Westrichs südlich von Landstuhl-Homburg, verhinderte die Muldenform der Hochplateaus die Bildung der nur auf mäßig abgedachtem Terrain zur Entstehung kommenden Stirnmoränen.

Dürkheim, Oktober 1886. Dr. C. Mehlis.

[1]) Vergl. Lepsius: „Die oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge." S. 47.

Die Gletscher Australiens.

R. von Lendenfeld berichtet in „Nature" vom 30. September d. J. über seine Forschungen, die er in Bezug auf vorhandene Gletscherspuren in den Australischen Alpen im vorigen und diesem Jahre angestellt hat. Nachdem er zunächst die Gletscherperiode Neu-Seelands besprochen und die hierauf bezüglichen Untersuchungen kurz erwähnt hat, kommt er auf Australien selbst zu sprechen. Er führt hierbei kurz die Resultate an, zu denen frühere Forscher hinsichtlich einer etwa früher in Australien vorhanden gewesenen Gletscherepoche gekommen waren und entwirft dann ein ausführliches Bild der Physiographie der Australischen Alpen. Diese Darstellung bringt neben dem geologischen Bau noch die Höhenverhältnisse dieses denudirten, jetzt mehr plateauartigen Gebirges und endlich auch Einiges über den Niederschlag und das Klima überhaupt. Danach schneit es in den Australischen Alpen im Winter ganz beträchtlich. Zugleich bildet sich eine (auch in unserem Schwarzwalde beobachtete) Erscheinung heraus, daß nämlich der im Winter vorherrschende Westwind den Schnee von den Westgehängen über das Gebirge wegträgt und an der Ostseite ablagert. Diese Schneemassen verschwinden niemals ganz im Sommer, so daß man in den Australischen Alpen in einer Höhe von 6500 Fuß ewigem Schnee begegnet. Die außnehmend reine und durchsichtige australische Luft bietet der nächtlichen Ausstrahlung kein Hinderniß, so daß es häufig in der Nacht, selbst im Sommer, von 5000 Fuß Höhe ab friert. R. von Lendenfeld beobachtete selbst auf dem Mount Kosciusco im Januar 1885 (unserem Juli entsprechend) strengen Frost, während im benachbarten Tieflande intensive Hitze herrschte. Es liegen also in den Australischen Alpen die Verhältnisse so, daß bei etwas kälterem und feuchterem Klima hier sicher noch in der Gegenwart Gletscher angetroffen werden müßten.

„Es scheint daher", sagt v. Lendenfeld, „sehr verwunderlich, daß die älteren Forscher über die australische Vergletscherung ein Urtheil abgegeben haben, ohne die Alpen selbst zu prüfen. Denn wenn keine Gletscherspuren im Tieflande gefunden werden, so können sie doch in den Alpen gefunden werden; und wenn Gletscherspuren sich im Tieflande finden, um wie viel ausgeprägter müssen sie dann erst im Gebirge vorkommen." Der Verfasser unternahm deshalb im Jahre 1885 und 1886 zwei Expeditionen in die Australischen Alpen. Auf der ersten besuchte er die Kosciusco-Gruppe und bestieg den Mueller-Peak sowie den Mount Townsend und in diesem Jahre bestieg er den höchsten Berg in Viktoria, den Mount Bogong, in Begleitung des Herrn James Stirling, Bezirksvorsteher von Omeo. Auf beiden Reisen kam der Verfasser durch bisher völlig unbekannte Gebiete, besonders nördlich vom Mount Bogong. Ueberall fand er Gletscherspuren in Menge und in einem genügend erhaltenen Zustande, um sie ohne Zweifel als solche zu erkennen. Auf den Thalseiten der Zuflüsse des Snowy River, welcher die östlichen Gehänge des Kosciuscoplateaus entwässert, fand er eine Menge sogenannter roches moutonnées in Höhen von über 5800 Fuß und hoch oben über den Thalsohlen. Auch in einigen Theilen des Tafellandes wurden derartige Gebilde gefunden. Besonders gut erhalten waren sie im Wilkinson-Thal, dessen oberer Theil zwischen Mount Townsend und Mueller Peak gelegen ist. Der Boden des oberen Theiles dieses Thales ist eine breite und flache Ebene, etwa 6260 Fuß über der See. Die umgebenden Hügelränder sind bis auf etwa 800 Fuß über dem Thalboden durch Gletscherthätigkeit abgetragen, wobei die obere Grenze dieser Eisthätigkeit so deutlich angezeigt ist, wie in vielen Thälern der Europäischen Alpen, und dadurch auch die Dicke dieses prähistorischen Eisstromes klar angegeben wird. Auf den südlichen Gehängen des Mount Bogong und ebenso auf den Vorsprüngen der nördlichen Gebirgsseite werden erratische Blöcke aus Basalt gefunden, welche nur durch Eisthätigkeit hierher geschafft worden sein können. In dem Thale des Mountain Creek, nördlich des Mount Bogong, findet sich auch eine große und gut erhaltene Endmoräne in einer Höhe von 2800 Fuß, und einige Spuren anderer Moränen noch weiter thalabwärts. Diese große Moräne ist sorgfältig durch v. Lendenfeld und Stirling untersucht worden, wobei sich ergab, daß sie aus Felstrümmern verschiedener

Art in wirrem Durcheinander zusammengesetzt ist. Sie erstreckt sich von einer Thalseite zur anderen und wird nahe der Mitte durch den Mountain Creek durchbrochen.

Diese beiden Forschungsreisen in die Australischen Alpen zeigen daher deutlich, daß dereinst diese Gebirge vergletschert waren und die Entdeckung der erwähnten Moräne in Verbindung mit Stirling's Untersuchungen im Livingstone-Thale beweisen, daß die Eisströme der Gletscherperiode Australiens zu sehr niedrigen Höhen herabgereicht haben müssen. Bis 2000 Fuß sind in verschiedenen Theilen der Alpen Gletscherspuren gefunden worden, ebenso in den hohen Gebirgen bei Adelaide. Von C. Wilkinson und anderen hervorragenden australischen Geologen wird daher behauptet, daß eine niederschlagsreiche Periode in der Miocän-Epoche bestand, und es ist außer Zweifel, daß eine gleiche Periode in der Gegenwart gleichzeitig eine neue Vergletscherung bedingen würde.

Ob endlich die Vergletscherung Australiens und die Neu-Seelands zu gleicher Zeit stattgefunden hat, ist schwer zu entscheiden, denn die bessere Erhaltung der Ritzen in Neu-Seeland ist nur dem dort vorkommenden härteren Gestein zuzuschreiben, welches den klimatischen Einflüssen besser widersteht als der schnell verwitternde Granit der Australischen Alpen. Ob endlich die Vergletscherung Australiens mit der Europas gleichzeitig war, muß späteren Forschungen zur Entscheidung überlassen werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „Staatsanzeiger für das Königreich Württemberg" berichtet: In den letzten Tagen (des September) war auf Einladung Württembergs eine Kommission der Uferstaaten des Bodensees in Friedrichshafen versammelt. In Folge einer Anregung des Bodensee-Vereins (in erster Linie des Grafen Eberhard von Zeppelin in Konstanz) sollte eine gemeinsame Arbeit der Uferstaaten zur Erforschung des Sees in Beziehung auf seine Bodengestaltung, die physikalischen und chemischen Eigenschaften seines Wassers und die Tiefenfauna eingeleitet werden. Seit 1826 war in dieser Richtung nichts mehr geschehen. Damals hatte der Kommissar der Landesvermessung, v. Gasser, eine Reihe von Bodensee-Profilen im Auftrage der württembergischen Regierung gemessen. Alles was die Litteratur des Bodensees über Tiefe und Gestalt des Beckens giebt, beruht auf diesen Messungen, so insbesondere die Angabe der größten Tiefe von 276 m zwischen Friedrichshafen und Romanshorn. Auch die neueste Beschreibung von Württemberg war lediglich auf Gasser's Messungen angewiesen. Dieser allzu dürftigen Kenntniß des größten deutschen Sees soll nun abgeholfen werden. Die Kommission fand schon einen tüchtigen Anfang vor in den Arbeiten des eidgenössischen topographischen Bureaus, welches für Zwecke der Siegfried'schen Karte der Schweiz (im Maßstabe 1 : 25 000) längs des ganzen Schweizer Ufers und noch weit in den See hinein in den letzten Jahren eine große Zahl von Lothungen hat ausführen lassen (etwa 25 auf den Quadratkilometer). Bei diesem Stande der Sache einigten sich die Delegirten rasch zu dem Antrage an ihre Regierungen, es möge jenes Bureau gebeten werden, die Lothungen am Schweizer Ufer auf den ganzen See auszudehnen und eine Originaltiefenkarte herzustellen. Außerdem einigte man sich dahin, daß auf gemeinschaftliche Kosten Untersuchungen über Temperatur, Lichtdurchlassung, Tiefenfauna ꝛc. angestellt werden, in der Art, wie Prof. Forel (an der Akademie Lausanne) im Genfer See in mustergültiger Weise dies gethan hat. Wir dürfen somit hoffen, daß nach Verlauf weniger Jahre eine Karte und eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten vorliegen werden, welche unsere Kenntniß vom See in ganz anderer Weise als bisher erscheinen lassen wird.

— Eine sorgfältige Berichtigung hat kürzlich die hydrographische Karte des Genfer Sees durch Hornlimann erhalten, welcher Tiefenmessungen mittels der Stahldrahtmethode vorgenommen hat. Es ist hiernach ersichtlich, daß zwischen Lutry, Ouchy, Evian und La Tour-ronde der Seeboden absolut horizontal ist. Auf Entfernungen von 2 km und mehr betrugen die Differenzen bezüglich der Tiefe 10 bis 15 cm, eine Größe, welche sich zwischen den Grenzen der Beobachtungsfehler bewegt. Die tiefste Stelle wurde auf der Linie angetroffen, welche die Mündung des Flon unterhalb Lausanne mit der Kirche von Evian verbindet. Dieselbe betrug 310 m (etwa 1034 engl. Fuß), und liegt die Stelle gegen 7 km von der Schweizer und 5 km von der Savoyer Seite entfernt. Der Seeboden liegt hier 219 engl. Fuß über dem Weltmeere.

— Vice-Admiral Thomasset reichte kürzlich bei der französischen Regierung ein Gesuch ein um Concessionirung einer Gesellschaft, welche aus Paris eine Hafenstadt zu machen beabsichtigt, so daß große Schiffe direkt bis Paris kommen könnten. Der Kanal, welcher dem Laufe der Seine folgt, würde doppelt so breit sein als der Suez-Kanal. Der Hafen würde zwischen St. Denis und Poissy liegen. Die Kosten der Arbeiten betragen 110 Millionen Francs. Die Gesellschaft nimmt die Unterstützung des Staates nicht in Anspruch, sondern nur eine Concessionsdauer von 99 Jahren und das Recht der Einhebung gewisser Durchfahrtaxen für die Zeit der Concession. (Allgem. Zeitung vom 9. Okt.)

— Alexander de Rothe, ein Ingenieur, welcher unter Lesseps beim Bau des Panama-Kanals thätig gewesen ist, hat den Regierungen von Dänemark und Schweden das Projekt eines unterseeischen Eisenbahntunnels unter dem Sunde zwischen Malmö und Kopenhagen vorgelegt. Der Tunnel soll eine Gesammtlänge von 12 km haben, von denen drei zwischen Amager und die kleine Insel Saltholm und neun zwischen Saltholm und Schweden zu liegen kommen. Das zu durchbrechende Gestein ähnelt sehr dem in dem Kanale zwischen England und Frankreich und soll der Ausführung des Unternehmens keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Die Baukosten sind auf 30 000 000 Francs berechnet worden. Die schwedische Regierung nimmt ein großes Interesse an diesem Plane, während Dänemark gegenwärtig sich noch ablehnend verhält. Jedoch hegt Herr de Rothe Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang der Verhandlungen. Der Tunnel würde von der größten Wichtigkeit für die zukünftige Handelsverbindung zwischen Schweden und Norwegen sowie weiterhin von Rußland mit dem ganzen Kontinente sein, da beladene Eisenbahnwagen alsdann vom Norden Norwegens, Schwedens oder Finnlands herab bis zu dem Südende Italiens gefahren werden könnten.

(Chamber of Commerce Journal, Sept. 1886.)

Asien.

— Der russische Ingenieur Myschenkow hat 230 Werst von Schir-Abad und 30 Werst vom Amu-Darja entfernt eine Fundstätte von Raphta in ebener und günstiger Gegend entdeckt.

— Die sibirische Universität in Tomsk, deren Eröffnung auf einen unbestimmten Zeitraum verschoben wird, verfügt gegenwärtig über ein Stipendienkapital von 80000 Rubel, von deren Zinsen 15 Stipendiaten erhalten werden können.

— A. Sibirjakow hat einen neuen Dampfer erworben, welcher im nächsten Frühjahre den Jenissei und Angara befahren wird.

— Der Obj-Jenissej-Kanal wird nicht vor Frühjahr 1887 beendet sein; das Tundragebiet der letzten 3 Werst bietet außerordentliche Schwierigkeiten.

— Die russische Presse schreibt der Aufhebung des Freihafens von Batum den Umstand zu, daß auf dem großen Jahrmarkt von Nishnij-Nowgorod im Verhältniß zum vorigen Jahre doppelt so große Einkäufe für Transkaukasien gemacht worden sind.

Afrika.

— Im „Boletim Official do Governo Geral da Provincia de Moçambique" (24. Juli 1886) finden sich Einzelheiten einer portugiesischen militärischen Expedition, welche zur Bestrafung eines Angriffes der Eingeborenen ausgerüstet wurde, den dieselben gegen den Kapitän Paiva Andrada ausgeführt hatten, und wobei der einzige weiße Begleiter desselben seinen Tod fand. Indem wir von den politischen Resultaten der Expedition absehen, erfahren wir aus dem Berichte, daß das durchwanderte Land, welches sich bis an die östliche Grenze des Betschuanalandes erstreckt, als ungesund anzusehen ist, wobei man jedoch berücksichtigen muß, daß das Tiefland unmittelbar nach der Regenzeit durchzogen wurde. In diesem Gebiete giebt es aber trotzdem einige Erhebungen, welche gesunde Oertlichkeiten für Ansiedlung darbieten. Es ist jenes niedrige ebene Land, welches an die Berge angrenzt, auf denen der Pungwe, Bozi, Sabi und deren Nebenflüsse ihre Quellen haben. In allen diesen Tieflandflüssen wird alluviales Gold gefunden, und Major Moura sagt in seinem Berichte, daß dies den einzigen Handelsartikel mit den Eingeborenen bilde. Das Gold dieser Tieflandflüsse wird von dem höheren Lande durch Auswaschen der goldführenden Adern herabgeführt worden sein. Ueberreste alter Minen werden dort gefunden, so daß kein Zweifel ist, daß ehemals das Gold auch bergmännisch, nicht nur durch Waschen, gewonnen wurde. Gegenwärtig besitzen die Eingeborenen jedoch keine Kenntniß der früheren Verhältnisse und wenden die letztere Methode an. Viele Jahre der Unbeständigkeit und feindlicher Einfälle scheinen die Eingeborenen schrecklich demoralisirt zu haben, so daß es wünschenswerth ist, hier bald durch eine geordnete Regierung Verbesserungen zu schaffen.

— Vom Congo kommen bittere Klagen über Scherereien, welche dem Handel aus den von der Regierung neuerdings eingeführten Ausfuhrzöllen erwachsen. Es sind weniger die Zölle selbst, als die Art und Weise der Erhebung und das Personal, über welches geklagt wird. Auch mit der Sicherheit soll es durchaus nicht gut bestellt sein; früher war man auf Selbsthilfe angewiesen und fand es deshalb ziemlich leicht, sich den nöthigen Respekt zu verschaffen, auch ohne Gewalt; jetzt will die Regierung die Ordnung aufrecht erhalten, hat aber keine Mittel dazu. Die Behauptung des „Mouvement Géographique", daß die Regierung fünf Dampfer auf dem oberen Congo habe, hat sehr erheiternd gewirkt, da man weiß, daß der „En avant" allein noch übrig und in sehr betrübendem Zustande ist.

Australien.

— Der „Weiße-Insel-Vulkan" in der Plenty-Bai an der Nordküste Neuseelands befindet sich gegenwärtig in Thätigkeit und stößt eine mächtige Feuer- und Rauch-Säule aus, die gegen 100 Fuß Höhe erreicht (vergl. oben S. 304).

— Ende Juni ist eine von 10200 selbständigen Kolonisten des nördlichen Queensland unterzeichnete Petition an die Königin von England abgegangen, mit der Bitte, daß der Norden von Queensland von Cape Palmerston in 21° 30′ südl. Br. und 149° 30′ östl. von Gr. ab zu einer besonderen Kolonie erhoben werde.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach einem Telegramme aus Melbourne hat am 5. Oktober ein vulkanischer Ausbruch auf der zur Tonga-Gruppe gehörenden Insel Niapu stattgefunden. Zwei Drittel der Insel sind vollständig mit vulkanischer Asche überdeckt.

Nordamerika.

— Für den amerikanischen Forst-Kongreß ist eine Uebersicht verfaßt worden, welche die Ausdehnung des Waldlandes in den Vereinigten Staaten sowie die Anzahl Acre an Wald zeigt, welche jährlich vernichtet wird. Danach hat es den Anschein, als ob Amerika keineswegs so stark bewaldet ist, wie man gewöhnlich annimmt, und wenn man den Waldreichthum procentisch vertheilt, so kann es sich mit vielen europäischen Ländern nicht vergleichen. Das Gesammtareal der Vereinigten Staaten beträgt 1 856 077 400 Acre und hiervon sind nur 440 990 000 Acre oder etwa 23 Proc. bewaldet, wobei ein beträchtlicher Theil des Holzes in gebirgigem Gebiete und außer allem leichten Erreichen liegt. 297 650 000 Acre bilden Ackerland und nicht weniger als 1 115 430 400 Acre sind unbenutztes und wüstes Land, alte Felder ꝛc., unbebaut und frei von Wald. Wenn man den Holzverbrauch berechnet, so erfordert er nicht weniger als 15 000 000 Acre oder ein Areal gleich dem von Vermont, New Hampshire, Connecticut und Rhode Island, um den Bedarf an Eisenbahnschwellen zu decken. Der amerikanische Holzverbrauch zur Feuerung entblößt in jedem Jahre 30 000 000 Acre von Wald. Der Verlust durch Waldbrände betrug im Jahre 1880 genau 10 274 089 Acre und im Mittel jährlich rund 10 000 000 Acre. An Bauholz werden jährlich etwa 28 000 000 000 Raum-Fuß geschlagen, wodurch etwa ein Areal Wald größer als das des Staates New Hampshire bloß gelegt wird. Im Ganzen sind die Wälder der Vereinigten Staaten in einer Abnahme begriffen, die jährlich etwa 50 750 000 Acre beträgt, was etwa einem Raume gleich kommt von der Größe der Neu-England-Staaten zusammen mit New Jersey und Maryland.

— Die Nachrichten aus Amerika über Erdstöße dauern fort. So wurden in Summerville am 28. September verschiedene Stöße wahrgenommen, und in Mexiko wurde in der Nähe von Chimalapa ein hoher Berg durch unterirdische Kräfte in zwei zerspalten. Endlich ist der Vulkan Colima in Jahresfrist zum dritten Male thätig. Auch auf den Shetlands sind nach Berichten aus Lerwick in der Nacht zum 5. Oktober Erdstöße beobachtet worden.

Inhalt: Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona. II. (Schluß.) (Mit drei Abbildungen.) — Fr. Hubad: Slavische Gebräuche beim Hausbau. II. (Schluß.) — B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan. I. — Der Thee und das Theetrinken in Sibirien. — Kürzere Mittheilungen: Ueber die Europäer auf der portugiesischen Westküste Afrikas. — Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge. II. Von Dr. C. Mehlis. — Die Gletscher Australiens. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 23. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 21.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Victor Giraud's Reiſe nach den innerafrikaniſchen Seen 1883 bis 1885.

V. [1])

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reiſenden.)

Die Lebensmittel in dem kleinen Orte der Landſchaft Konde waren bald aufgezehrt, weshalb ſich Giraud gezwungen ſah, ſchon am 7. April aufzubrechen; am folgenden Tage ſtieß man auf Eingeborene in größerer Zahl, deren einer eine Kuh weither herbeitrieb, die er gegen ein Doppelgewehr vertauſchen wollte. Dieſer Vorfall erweckte bei Giraud den Gedanken, allmählich eine kleine Heerde anzuſchaffen und dieſelbe auf der weiteren Reiſe mitzuführen.

Am 9. April kam man an zahlreichen Dörfern vorbei, die zierlich auf dem Abhange der Berge, von Bananengruppen beſchattet, lagen. Früchte trugen dieſe Pflanzen leider noch nicht, wohl aber ſammelten ſich Legionen von Moskiten, die Plage des Landes Konde, unter ihnen.

Die Dörfer, die hübſcheſten, welche Giraud ſeit ſeiner Abreiſe von der Küſte geſehen, verdienen wohl eine nähere Beſchreibung. Die Häuſer ſtehen in Gruppen von ſieben bis acht, jedoch durch große Zwiſchenräume von einander getrennt, zuſammen. Zwiſchen ihnen iſt der feſtgeſtampfte Boden trotz der Regenzeit in gutem Zuſtande. Die Hütten ſind klein, etwa 3 m hoch und nur 2 m im Durchmeſſer; die Wand, in Form eines umgedrehten, abgeſtumpften Kegels, iſt aus zwei Reihen Bambu gemacht, deren Zwiſchenräume mit fauſtgroßen Stücken von gebranntem Thon ausgefüllt ſind; das koniſche Dach beſteht aus regelmäßig angebrachter Matete, über welche eine Lage von in der Sonne getrocknetem Thon gedeckt iſt, auf welcher wiederum eine dichte, ſtarke Schicht Stroh liegt. Innen ſind Wand und Schwelle ſo ſorgfältig mit Thon verklebt, daß man denſelben für Putz halten ſollte. Das ganze Gebäude ſteht auf einer Erhöhung von harter Erde, die ſich zum Schutze gegen Ueberſchwemmung ca. 20 cm über den Boden erhebt.

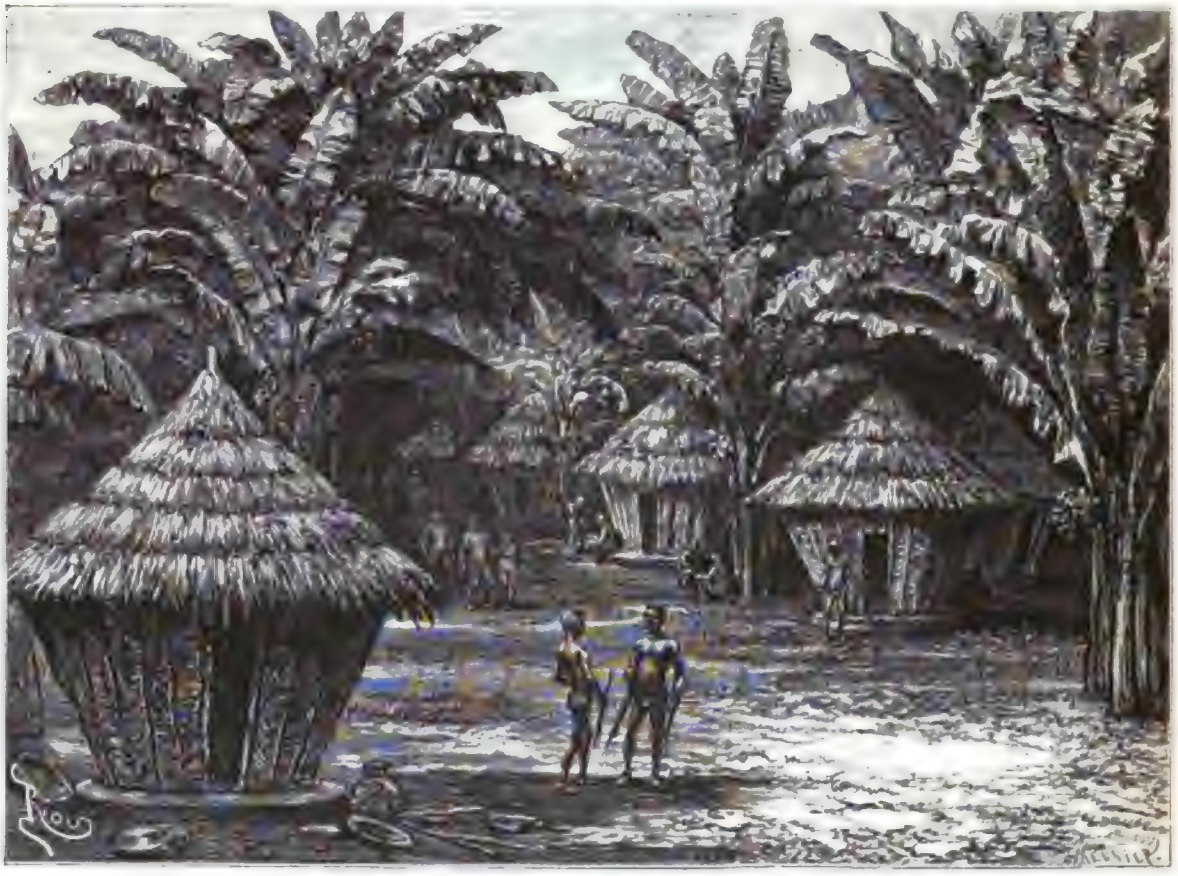
Hier hörte man endlich einmal vom Njaſſa-See ſprechen, der von den Mitgliedern der Karawane ſchon mehr oder weniger als etwas Sagenhaftes betrachtet zu werden anfing. Der weitere Marſch auf den ſchlüpfrigen Abhängen war troſtlos; man folgte einem ſtarken Gießbache, der ſich plötzlich in einer gähnenden Oeffnung des Felſens verlor und den man an der anderen Seite als 50 Fuß hohen Waſſerfall herabſtürzen ſah. Endlich gegen 10 Uhr erblickte man eine weiße Linie in dem fernen Nebel, es war der ſo ſehr erſehnte Njaſſa. Doch es waren noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe man dieſes nächſte Ziel erreichen ſollte. Gegen Mittag kam man an einem neuen Gießbache an, der zwiſchen ſo ſteilen Ufern dahintobte, daß man keinen Lagerplatz finden konnte und trotz des ſtrömenden Regens den Uebergang bewerkſtelligen mußte; erſt mit dem Einbruche der Nacht hatte der letzte Träger dies Hinderniß überſchritten und konnte man ſich der wohlverdienten Ruhe überlaſſen. Da man das Bedürfniß nach Ruhe hatte und die Eingeborenen viel von einem gewiſſen Makula, deſſen Dorf am nördlichen Ende des Sees liegen ſollte, ſprachen, entſchloß ſich Giraud, ſich dorthin zu wenden. Am folgen-

[1]) Fortſetzung von Seite 55 dieſes Bandes.

den Tage ſtieß man auf neue, noch ſchönere und größere Dörfer, die gut bevölkert waren; ſie erinnerten an die halbciviliſirte Küſte. Eine Menge Eingeborener hatte ſich der Karawane angeſchloſſen, ſo daß die Länge des Zuges wohl 2 km betrug, und immerwährend kamen neue Leute an, welche einen furchtbaren Lärm machten. Ein großer Häuptling, Muakepeſi, kam Giraud entgegen, ein junger, ſtattlicher Mann mit langer und gerader Naſe, kleinem, wohlgeformtem Munde mit dünnen Lippen, aber mit in Folge des Hanfgenuſſes mattem Auge. Sein Kopf war lang und ſchmal, ſeine Haut roth, und die Locke auf ſeinem Haupte erinnerte an einen Indianer Nordamerikas. Seine ſcheinbare Gleichgültigkeit bildete einen ſtarken Gegenſatz gegen die lebhaften Gebärden ſeiner Umgebung; leicht unterſtützt von den Armen zweier ſeiner ebenfalls nackten Gefährten betrachtete er Giraud mit liſtigen Augen.

Dieſe Wakonde ſind ein ſchöner Menſchenſchlag. Ein kleines Geflecht von Kupferdraht umgiebt die Lenden, daran befeſtigt iſt ein etwa zwei Finger breiter Zeugſtreifen, der ganze Körper und die hervorſpringenden Theile des Geſichtes ſind mit rother Farbe bemalt; Knöchel und Handgelenke umgeben ebenfalls zwei bis drei Ringe von Kupferdraht.

Von dem Dorfe Muakepeſi's ſah man am nächſten Morgen, als man die dichten und dunkeln Bananenpflanzungen durchſchritten hatte, welche den Ort etwa 1 km weit rings umgeben, den Njaſſa. Die Sträucher ſtehen zu fünf oder ſechs zuſammen und zwiſchen ihnen wird ein Zwiſchenraum von 4 bis 5 m gelaſſen, um den Pflanzen freies



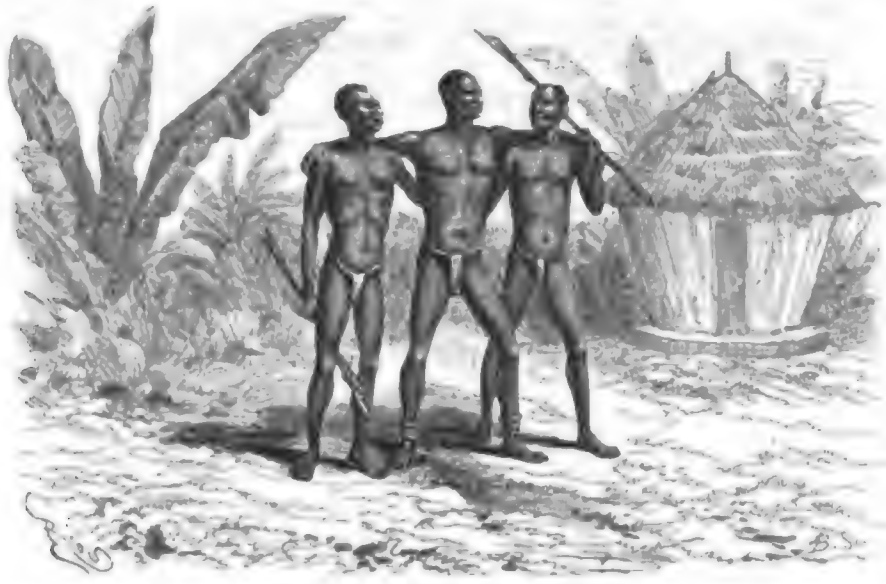
Ein Dorf in Konde.

Wachsthum zu gewähren. Der gebuete Boden wird jeden Morgen ſorgfältig gereinigt. Die kleinen Hütten, welche unter dieſem mächtigen Pflanzenwuchſe faſt verſchwinden, zeichnen ſich durch untadelhafte Sauberkeit aus; um dieſelben wachſen magere Ficus, deren Baſt den Grundſtoff für die Zeuge der Eingeborenen liefert. Das wenig zahlreiche Vieh wird in beſonderen, ziemlich niedrigen Schuppen untergebracht.

Der Njaſſa-See war noch etwa 15 Meilen in ſüdlicher Richtung entfernt und leuchtete wie ein Spiegel von Stahl. Der Höhenunterſchied zwiſchen ihm und dem Reiſenden, welcher etwa 300 m betrug, vertheilte ſich treppenförmig auf einer ſanft geneigten, mit Wieſen und Gebüſch bedeckten Fläche, der eigentlichen Landſchaft Konde. Links hob ſich der verſchwimmende Kamm des Livingſtone-Gebirges von den Regenwolken des grauen Himmels ab; gegenüber lagen die Berge von Miſſuku, am weſtlichen Ufer des Sees, welcher wie ein ungeheurer Strom ſich in nebliger Ferne zu verlieren ſchien. Dieſe letztere Kette verſperrte die Straße nach Weſten, und die Träger, an die bequemere Straße nach Tabora gewöhnt, fingen bei ihrem Anblicke von Neuem an zu jammern. Fünfzig Führer wohl boten ſich an, um den Weg zum Makula zu zeigen; nur noch vier fuhrtbare Flüſſe ſeien zu paſſiren, ſagten ſie. Schon zwei Stunden jedoch nach dem am 12. April erfolgten Aufbruche von Muakepeſi ſtand man vor einem zwar nicht ſehr tiefen, aber 30 m breiten Gewäſſer. Das Bett mit ſeinen vielen Gerölſteinen war nur ein Chaos von Strom-

Digitized by Google

ſchnellen und kleinen Waſſerfällen. Die Leute legten ihre Laſten ab und ſetzten ſich nieder, indem ſie ruhig abwarteten, welche Maßregeln für den Uebergang getroffen werden würden. Es beſtand keine Möglichkeit, das Boot, welches



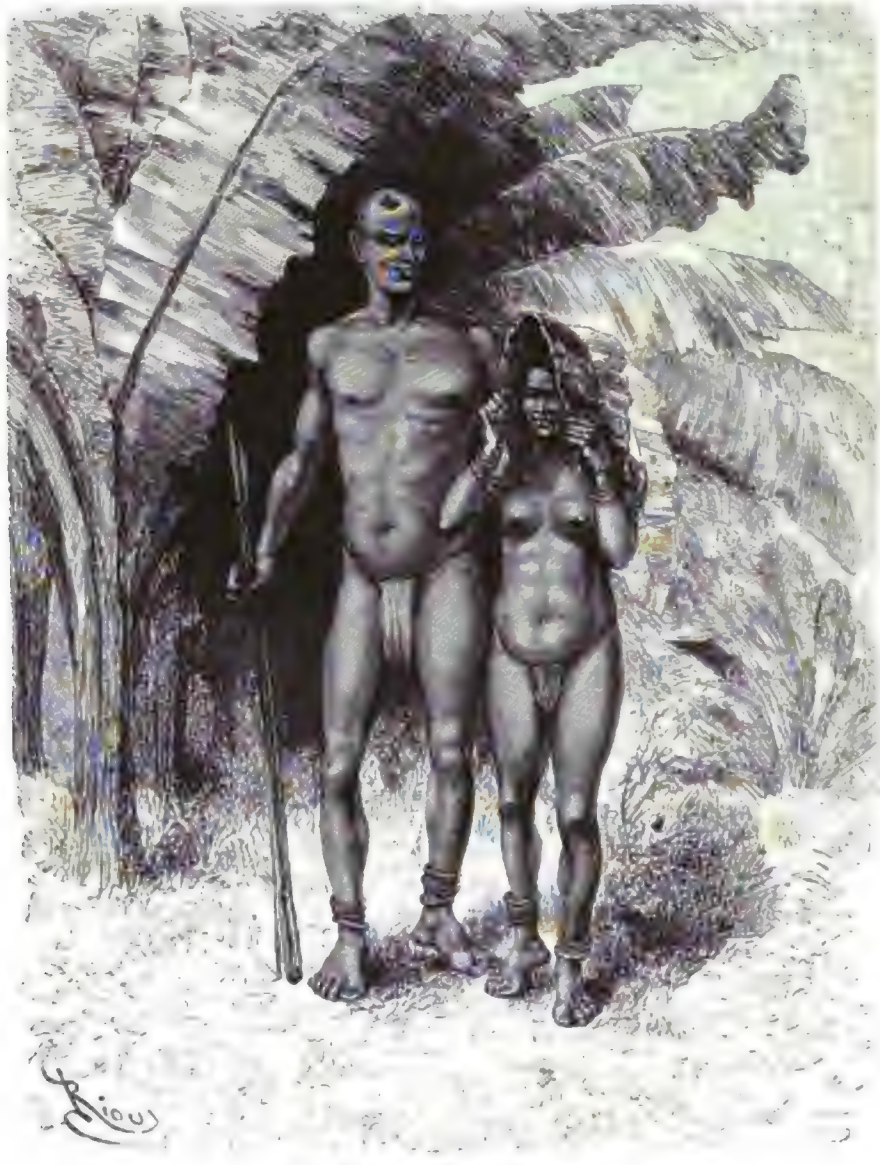
Ankunft des Häuptlings Muakeveſi.

Begrüßung mit Makula.

Giraud mit ſich führte, zu gebrauchen; er beabſichtigte daher, ein paar am Bache ſtehende Bäume nieder zu hauen und als Brücke benutzen zu laſſen. „Fünfzig Mann, um die Aeſte zu entfernen, alle Anführer, um die Bäume zu fällen“,

lautete der Befehl. Die Führer gingen friſch an die Arbeit, bald erzitterte der große Stamm; einen Augenblick noch blieben ſeine oberen Aeſte in den nächſten Bäumen verwickelt, dann fiel er mit Getöſe in den Strom und ſein Wipfelende legte ſich vor einen im Fluſſe befindlichen Felſen; leider reichte er aber nur bis zur Mitte des Stromes und es blieb nichts Anderes übrig, als auf dem anderen Ufer einen zweiten Baum zu fällen und ſo eine Verbindung herzuſtellen; die Schwierigkeit beſtand nur darin, dorthin zu gelangen.

Einige Verſuche, den wirbelnden Strom zu paſſiren, waren reſultatlos geblieben und hatten den kühnen Leuten, welche ſie machten, nur Beulen und Wunden eingetragen, ein dritter Verſuch endlich glückte. Die Brücke war hinlänglich ſtark, um ſie nöthigenfalls im Trabe zu paſſiren. Die glückliche Vollendung der Arbeit hatte den Leuten ſo viel



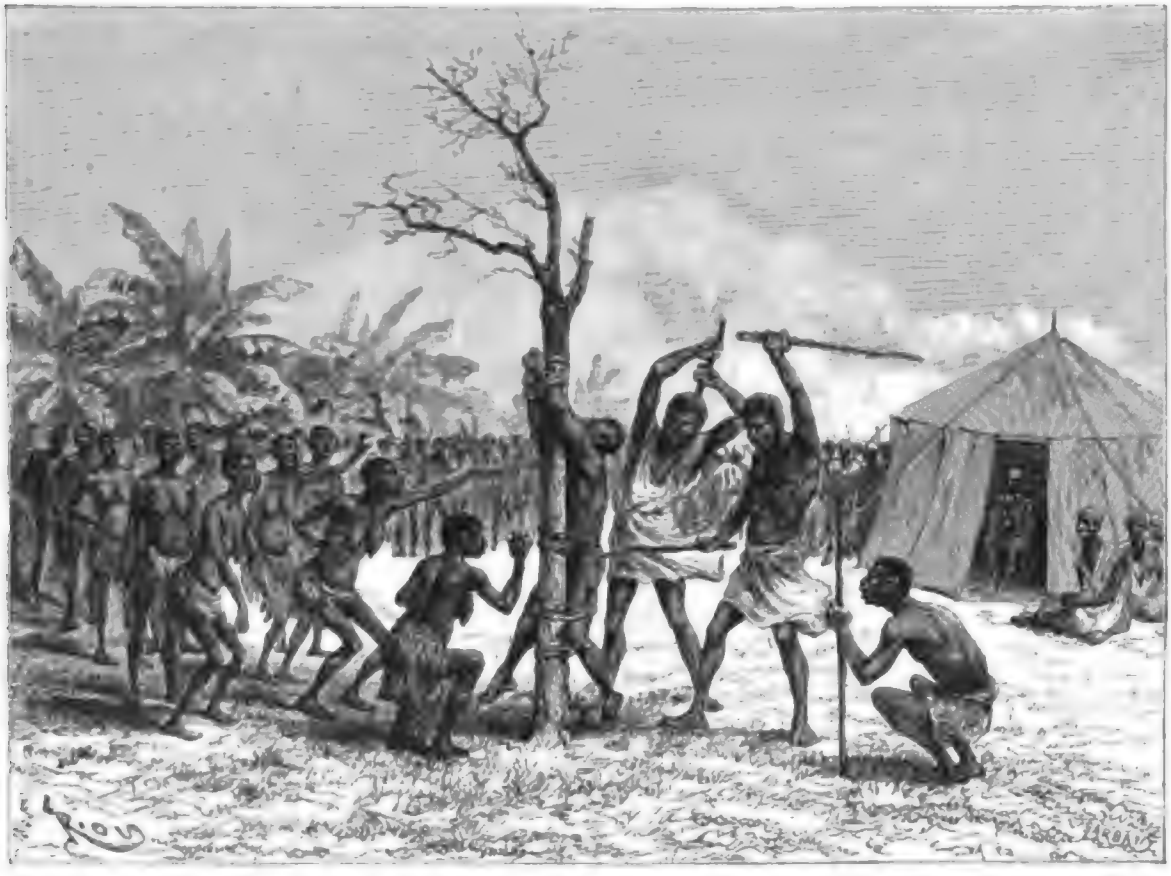
Mädchen und Mann aus Konde.

Vergnügen verurſacht, daß ſie anfingen, das Kunſtwerk mit Geländern auszuſchmücken; als aber alle hinüber gegangen waren, betrachteten ſie ihre Arbeit noch einmal, um ſie dann zu zerſtören, damit die Eingeborenen nicht Nutzen davon ziehen könnten. Am 13. April zog man durch ausgedehnte Waldungen, Alle waren erſchöpft durch die unaufhörlichen Regengüſſe und die im Schlamme zugebrachten Nächte. Fünf an Dyſenterie erkrankte Leute mußten getragen werden, zehn andere ſchleppten ſich mit Mühe nach, Giraud ſelbſt wurde einige Male ohnmächtig. Am 14. April war es wieder nöthig, eine Brücke zu ſchlagen, und nachdem noch eine Meile im ſtrömenden Regen zurückgelegt war, erreichte man ein großes Dorf, wo man am 15. April auszuruhen gezwungen war. Am 16. April wurde die Reiſe fortgeſetzt; drei weitere Flüſſe waren zu paſſiren, die, je mehr man ſich dem Njaſſa näherte, deſto breiter wurden; unter ihnen befand ſich einer, deſſen Breite 60 m betrug. Jetzt in der Ebene hatte man glücklicher Weiſe mit ruhigem Waſſer zu

Digitized by Google

thun; die Leute paſſirten es trotz der vielen Krokodile ſchwimmend, während die Waaren in dem Boote übergeſetzt wurden. Zahlreiche Dörfer bedeckten die Ufer; die Eingeborenen waren gutmüthig, aber verlogen, wenigſtens inſofern, als ihrer Ausſage nach das erſehnte Makula am Ufer eines jeden folgenden Fluſſes liegen ſollte und ſtets wieder in die Ferne rückte.

Die Zahl der Kranken nahm immer mehr zu, ſo daß die ganze Karawane dem Untergange oder der Auflöſung nahe ſchien; mit Mühe ſchleppten ſich die Leute in Gruppen von 8 bis 10 Perſonen, über einige Kilometer Längenausdehnung zerſtreut, noch fort. Keine andere Nahrung als rohes Mehl war ihnen geblieben. Endlich am 17. April befand ſich die Expedition noch 4 km von Makula; ein kurzer Halt mußte gemacht werden, um ſich auf einen feierlichen Einzug vorzubereiten. Zwanzig Krieger waren von dem Häuptling der Expedition entgegen geſchickt worden, um ihr einen großen Napf geronnener Milch anzubieten, eine eigenthümliche Erſcheinung in Afrika, wo alle Welt Geſchenke zu erhalten wünſcht, wo es jedoch zu den Seltenheiten gehört, wenn ſolche angeboten werden. Der Pfad führte längs des rechten Ufers des zuletzt überſchrittenen Fluſſes, theils über ausgedehnte ſumpfige Weiden, theils durch lange Bananen-Alleen an Wohnhäuſern vorbei, deren Bewohner ſich ſchreiend zuſammenſchaarten und die Zahl der Neugierigen vermehrten. Die Dörfer dehnten ſich, dem



Beſtrafung eines Diebes.

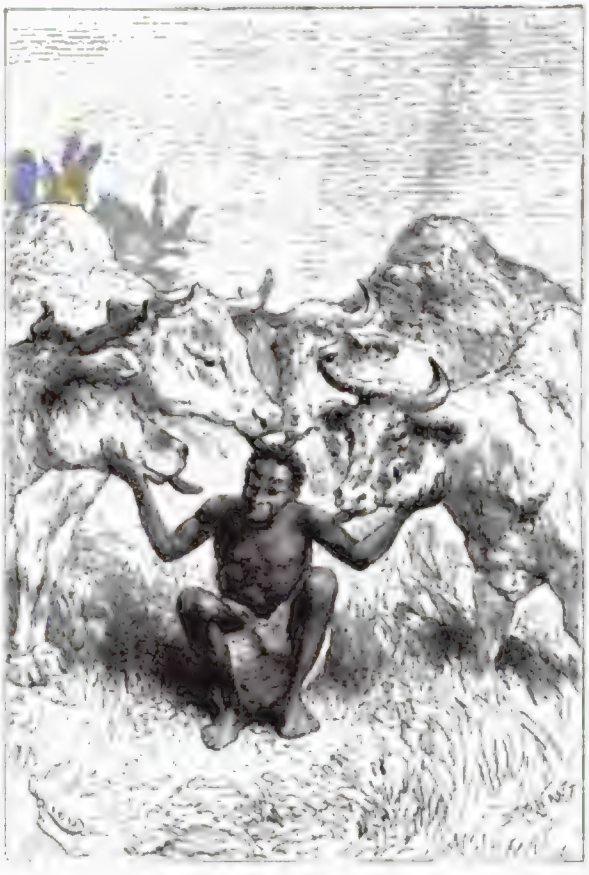
Flußlaufe folgend, in die Länge aus; das letzte Dorf war wohl 3 km lang, wiewohl die Bevölkerung kaum 1500 Seelen betrug.

Endlich erreichte der Zug einen großen, freien Platz, wo Makula die Reiſenden erwartete. Sobald der Häuptling Giraud von weitem erblickte, kam er mit feierlichem und würdigem Schritte auf ihn zu, nahm ſeine Hand, ſchüttelte ſie, wie wenn er ihm den Arm ausrenken wollte — er hatte, wie er ſagte, dieſe Art der Begrüßung von einem Engländer gelernt — und verſprach jede Hilfe zu leiſten, die in ſeiner Macht liege. Makula beſitzt eine ſtattliche Länge von etwa 1,90 m; er erſchien ganz nackt und ganz roth gefärbt. Auf kräftigen Schultern ruhte ein Stiernacken, ein breites, lächelndes, ſelbſt unter Umſtänden ſympathiſches Geſicht. — Sein Dorf liegt nördlich vom Njaſſa-See; man merkte beinahe deſſen Exiſtenz nicht, ſo ſchwer iſt es, ſich in dieſem verlorenen Winkel eine Ueberſicht über die Umgebung zu verſchaffen. Noch 3 km Weges, der mit tiefem Schlamme bedeckt war, trennte die Expedition von der Reſidenz des Häuptlings. Die kleine Ebene von Konde hat eine prächtige Lage; ganz verloren in dieſen Bergmaſſen ſteigt ſie allmählich vom See an bis zu dem Gebirgsknoten, in welchem ſich die Livingſtone-Kette und die Miſſuku-Berge vereinigen. Ausgedehnte Weideflächen, mit 2 m hohen Pflanzen bedeckt, nehmen abwechſelnd mit Hochwald die Flächen ein. Die Bananen, welche in großer Menge an den Flußufern wachſen, genügen, mit dem Ertrage der Kuhheerden die ganze Bevölkerung zu ernähren. Man findet kaum einige Kulturen; etwas Mais, ein paar Erdnüſſe, Bataten, kurz etwas von Allem.

Digitized by Google

Die Wakonde ſind das glücklichſte Völkchen, das man ſich denken kann; eine typiſche Erſcheinung im guten Sinne war Makula. Ein freundlicher Menſch, der gern lachte; kaum im Stande, einen Gegenſtand zehn Minuten lang ernſthaft zu nehmen, ſchien er ruhiger und weniger ſtreitſüchtig als die meiſten ſeiner Leute zu ſein. Er müßte kein Afrikaner geweſen ſein, wäre er nicht auch etwas diebiſch und lügneriſch geweſen.

Sechs Monate früher wohnte er noch am Seeufer, die Ueberſchwemmung aber hatte ihn von dort vertrieben; leicht genug iſt es ja in Afrika, ſich an anderer Stelle niederzulaſſen, die Gründung einer Stadt erfordert hier kaum acht Tage. Das neue Dorf, welches rund um den Platz zerſtreut lag, wo Giraud ſein Lager aufgeſchlagen hatte, beſaß eine ſehr große Ausdehnung; die immer ſehr kleinen Hütten hatten verſchiedene Formen, bald wie ſie oben ſchon beſchrieben wurde, bald viereckig und länglich, mit flachem Dache. Letztere erreichten 70 bis 80 m Länge, bei nur 1,50 m Höhe und ſind hauptſächlich für das Vieh beſtimmt; ſie erinnerten an die Dörfer des Landes Uhehe.



Der Rhinozeros der Expedition.

Die Wohnung Makula's, in deren Nähe das Zelt Giraud's aufgeſchlagen war, glich denen ſeiner Unterthanen; ſein Harem war etwas weiter entfernt, an einem Ende des von der Expedition in Beſitz genommenen, offenen Platzes. Der Häuptling ſchickte eine Milchkuh und einen Stier als Gaſtgeſchenk, wurde aber gebeten, ſolche fürſtliche Geſchenke zu unterlaſſen, da man nicht im Stande ſei, ſie in würdiger Weiſe zu erwidern. Makula verließ am erſten Tage das Zelt Giraud's nicht und am Abend wurde letzterer ſogar mit einem Beſuche der Königin-Mutter beehrt, welche in Begleitung von 50 Frauen erſchien, um ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß es paſſend ſei, ihr ebenfalls Geſchenke zu geben, wie ihr Sohn erhalten habe. Im Gefolge befanden ſich einige kaum aufgeblühte, dreizehn- oder vierzehnjährige Mädchen; in dieſem Alter kann man noch von einem ſchönen Geſchlechte ſprechen; ſpäter — und die Königin ſelbſt gab ein abſchreckendes Beiſpiel davon — werden die Frauen ſehr häßlich. Uebrigens iſt ihr Loos, wiewohl in dieſem Lande verhältnißmäßig günſtig, immerhin ein ſchweres. Sie müſſen, ſoweit es nöthig iſt, den Acker bepflanzen, aus Ficus-Faſern Zeug weben, welches, obwohl es äußerlich der Packleinwand gleicht, doch ſehr fein iſt, müſſen ferner Töpferarbeit verrichten und die Töpfe bemalen. Die Sorge für das Vieh liegt den Kindern ob, welche außerordentlich geſchickt ſind, ihre manchmal ſtörriſchen Untergebenen zu leiten und zu melken. Die Männer begnügen ſich damit, vor den Hütten ſitzend die Schäfte ihrer kleinen Lanzen zu poliren und ihre Pfeife zu rauchen, wobei ſie nur von Zeit zu Zeit durch heftiges Huſten unterbrochen werden; zur Abwechslung machen ſie einmal in Abtheilungen von 50 bis 60 einen Dauerlauf, der ſich 4 bis 5 km weit erſtreckt. Die Reinlichkeit und die Sorgfalt, welche ſie auf ihren Körper verwenden, iſt wirklich überraſchend. Ihr Kopfputz ſpottet wegen ſeiner großen Verſchiedenheit jeglicher Beſchreibung, jedoch hat das Raſirmeſſer eine hervorragende Stelle bei Anordnung deſſelben. Der eine hat nur ein kleines Büſchel Haare auf dem Scheitel ſtehen laſſen, der andere drei unregelmäßig vertheilte Locken, der eine raſirt den halben Kopf, der andere zwei Drittel deſſelben. Das hierzu gebrauchte Inſtrument iſt ein ganz kleines, eiſernes Dreieck, an deſſen einer Seite ſich ein 10 cm langer Griff befindet; der nächſte beſte Stein genügt, um es zu ſchärfen.

Am dritten Tage hörte der Regen auf, die Strahlen der Sonne brachen durch und unter ihrem wohlthuenden Einfluß erholten ſich die Kranken bald. Alles wurde wieder hergerichtet und in Erwartung der Weiterreiſe, zu der Giraud ſelbſt ſich noch zu ſchwach fühlte, folgte er ſeinem getreuen Haſſan auf die Büffeljagd. Auch in Afrika wird der Büffel von einem Vogel begleitet, der ſeine Nähe verräth; derſelbe iſt etwas kleiner als eine Lerche, gewöhnlich ſchwebt er ſchreiend über dem Büffel, von Zeit zu Zeit ſetzt er ſich jedoch auf ſeinen Rücken, um, wie es ſcheint, dort Inſekten zu ſuchen. Der Büffel iſt übrigens das einzige Thier, welches man in Konde in der Nähe der Wohnungen findet; diejenigen Felder, welche nicht von tüchtigen Zäunen umgeben ſind, haben ſehr von dieſen Thieren zu leiden; nicht nur genügen zwei oder drei derſelben, um ein großes Feld abzuweiden, ſondern mehr noch ſchaden ſie dadurch, daß ſie mit ihren plumpen Füßen Alles zertreten.

Am Abend war Ball im Lager. Alle Leute von Zanzibar lieben den Tanz ſehr und, da ſie ſo lange keine Gelegenheit gehabt hatten, ſich dieſem Vergnügen hinzugeben, überließen ſie ſich demſelben jetzt bis zu Tagesanbruch. Makula ſtand in einer Ecke ganz allein und ſuchte ſich die Pas der Fremden, die er bewunderungswürdig fand, einzuſtudiren. „Ehe ein Monat vergeht, ſoll mein Volk dieſen Tanz auch können", ſagte er voll Entzücken.

Schon ſeit ſeiner Ankunft hatte Giraud von der Gegenwart eines zweiten Weißen in der Gegend ſprechen hören; immer-

während erzählten ihm die Eingeborenen von demſelben und erſt Makula ſagte ihm die Wahrheit, nämlich, daß derſelbe ſchon ſeit einem Jahre wieder abgereiſt ſei. Bis dahin wußte man in jedem Dorfe etwas Näheres über ihn mitzutheilen; hier hatte er einen Elephanten, dort einen Büffel getödtet. Eines Tages erlaubten ſich die Eingeborenen ſogar den Scherz, einige der Ihrigen mit Stoffen von Mozambique als Angehörige einer Karawane zu kleiden, welche dann Giraud begrüßten und, als mit europäiſchen Sitten vertraut, ihm die Hand ſchüttelten. Sie wurden aber ſofort erkannt, der Reiſende zerriß einem derſelben das Gewand, die rothe Farbe, mit der er ſich bemalt hatte, wurde unter allgemeinem Gelächter ſichtbar, Giraud aber, der ſich ärgerte, ſchlug mit ſeinem Stocke tüchtig darauf los. Im Allgemeinen betrachtet man in Konde den Weißen als einen Dummkopf, der ſeine Zeit damit verliert, Elephanten und Büffel zu jagen und der wahrſcheinlich zu Hauſe Hungers ſtirbt, da er in einem Lande, wie ſie glauben, ſeine Nahrung ſuchen muß, wo er ſo häufig ſein Leben verliert.

Eine andere Begegnung war ernſthafter. Zum erſten Male hatte man ſich über einen Diebſtahl zu beklagen; man wandte ſich an Makula und bat um Abhilfe; doch derſelbe erwiderte Giraud: „Strafe du mir ſelbſt die Schuldigen; ich vermag nichts über mein Volk.“ Am 20. April wurde ein Dieb auf friſcher That erwiſcht, entfloh aber wieder. Die Leute Giraud's verfolgten ihn; aber ſeine Landsleute ſtanden ihm bei. So kam es zum Streite, in

Blick auf das nördliche Ende des Njaſſa-Sees.

welchem die Leute von Zanzibar von den Waffen Gebrauch machten und auf Seiten ihrer Gegner zwei Perſonen verwundet wurden. Vorläufig wurde der Friede geſchloſſen und der Dieb verurtheilt, 30 Hiebe am Pfahle zu erhalten; namentlich die Frauen ſtießen die heftigſten Verwünſchungen gegen den Delinquenten aus und feuerten die Exekutoren immer von Neuem zu heftigerem Schlagen an, bis Giraud der widerlichen Scene ein Ende machte. Den ganzen Abend blieb das Dorf verlaſſen, gegen 4 Uhr Morgens erſchienen fünf bewaffnete Häuptlinge aus den Nachbardörfern; ſie berathſchlagten vor der Hütte Makula's. Das Ergebniß, welches letzterer mittheilte, war, daß nach der Anſicht der Anderen Blut gefloſſen ſei; wohl habe der Fremde das Recht gehabt, den Dieb zu tödten, müſſe aber den Blutpreis zahlen. Makula ſelbſt mahnte zum Aufbruch, der auch nothwendig wurde, da die Häuptlinge den Frauen verboten hatten, Lebensmittel an die Fremden zu liefern. Derſelbe erfolgte am 21. April. Man ſchlug, zum Theil bis an die Knie im Waſſer, den Weg nach NNW ein; erſt am folgenden Tage kam man auf etwas beſſeren Boden und erreichte gegen Mittag das Dorf Uangua, am großen Fluſſe Ruiſi, einen elenden Ort mit wenigen Hütten und kleiner Bevölkerung. Der von Makula mitgegebene Führer wußte ſchon hier den Weg nicht mehr zu finden. Der Verſuch, den Uebergang über den ziemlich breiten und ſtark angeſchwollenen Fluß auf einem Fahrzeuge der Eingeborenen zu bewerkſtelligen, führte beinahe den Verluſt eines der Begleiter herbei und man entſchloß ſich, es am 24. April mit

Digitized by Google

dem eigenen Boote zu wagen. Es war nicht ganz mühelos, das andere Ufer zu erreichen, die erſte Fahrt koſtete beinahe drei Stunden; Nachmittags fiel das Waſſer und die Sache wurde leichter. Am Abend erreichte man ein wenigſtens ebenſo elendes Dorf, wie das, wo man am Tage vorher übernachtet hatte.

Seit fünf Tagen ſchon hatte ein Löwe die kleine Bevölkerung deſſelben in Schrecken geſetzt und noch in der letzten Nacht hatte er eine unglückliche Frau aus einer Hütte geraubt und ſie im Dickicht verzehrt. Die verſtümmelten Reſte, der Kopf und ein Bein, erregten Entſetzen. Nach den Mühen des Tages noch zur Sicherung des Lagerplatzes einen Paliſſadenzaun zu erbauen, war eine Unmöglichkeit; man ſuchte alſo ſo gut, wie es anging, ein Unterkommen in den verlaſſenen Hütten zu finden, zu deren Schutze die Eingeborenen Dornſträucher rundum angebracht hatten, die zum Theil bis auf die Dächer hinaufreichten.

Giraud war gegen ein Uhr im Begriff, unter dem Geſumme der Moskitos einzuſchlafen, als plötzlich ein ſehr bezeichnendes Kniſtern ihn aufſchreckte; keine 100 m von ihm ſtand eine Hütte in hellen Flammen. „Das Feuer! der Löwe! An die Gewehre!“ tönte es durch einander. Die Flammen, welche die Dornen verzehrten, loderten wohl 7 bis 8 m hoch empor; das Feuer züngelte ſchon am Dache herauf; zwei Unglückliche waren dort zurückgeblieben, halb erſtickte Seufzer antworteten dem ermuthigenden Zurufe; endlich im Augenblicke, als das Dach zuſammenbrach, ſprangen, Dämonen gleich, zwei Geſtalten mit der Flinte in der Hand durch die Gluth. Erſt nach einigen Minuten konnten ſie erzählen, was ſich ereignet hatte. Der Löwe war dreimal gegen die Thür geſprungen und, da ſie im Dunklen ſich ihrer Flinten nicht bedienen konnten, hatten ſie unkluger Weiſe die Dornen durch hinaus geworfene Feuerbrände in Brand geſteckt. Die deutlich erkennbaren Spuren des Löwen bewieſen auch dem Ungläubigſten ſeine Exiſtenz.

Am folgenden Tage (20. April) erreichte man nach kurzem Marſche das Dorf Zongus, wo ein Fluß deſſelben Namens zu überſchreiten war.

Das plötzliche Steigen und Fallen der Ströme in dieſer Gegend iſt merkwürdig; am 20. April fand man die ſteilen Uferränder wenigſtens 1 m vom Waſſer frei, aber doch noch mit friſchem Schlamme bedeckt, ein Beweis, daß der Fluß binnen 24 Stunden um ſo viel gefallen war. Die ganze Gegend bot das Bild einer ſchrecklichen Verwüſtung durch das Waſſer dar, die Pflanzungen waren, ebenſo wie der Viehbeſtand, entſetzlich mitgenommen. Kein Thier war mehr zu ſehen, ſelbſt die Ziegen waren verſchwunden; kaum hier und da erblickte man einen Eingeborenen. Nach und nach ſtellten ſie ſich ſchüchtern wieder ein. Ein kleiner Junge, welchen Makula dem Reiſenden mitgegeben hatte, war im Verkehre mit ihnen ſehr nützlich; derſelbe, jetzt zum Kuhhirten gemacht, beſaß eine merkwürdige Geſchicklichkeit, die Heerden zu leiten. Ein Wink von ihm genügte, um die Kühe zum Gehorſam zu bringen, was um ſo wunderbarer war, als alle dieſe Thiere aus verſchiedenen Gegenden zuſammengekauft waren; zwei derſelben ſtammten ſogar aus Uhehe. Manchmal ſaß der kleine Hirt in einem Winkel, von allen ſeinen Thieren umgeben, welche mit ihrer dicken Zunge ſein gelocktes Haupt liebkoſten. Nur dem Hirten gegenüber waren ſie zahm, während andere Leute ſich ihnen nur mit Gefahr nähern konnten.

Am 27. April betrat man auf einem gut gehaltenen Fußwege wieder das Gebirge. Auf den letzten Ausläufern der im W an den Njaſſa ſtoßenden Bergketten, inmitten hochſtämmiger Bäume, traf man nur ausnahmsweiſe auf eine Elephantenſpur, im Uebrigen ſchien alles Leben erſtorben; die Eingeborenen nannten es denn auch „ein todtes Land“. In einer Seehöhe von beinahe 1000 m, bei prächtiger Witterung, erholten ſich die Kranken bald. Noch höher (1400 m) kam man am folgenden Tage, wo man auf einem kleinen ebenen Platze inmitten ſteiler Abhänge ein Dorf von fünf oder ſechs Hütten antraf; auf der einen Seite fiel das Gebirge unter einem Winkel von 60° ab, auf der anderen ſtieg die mit kurzem Graſe bedeckte Bergwand beinahe ſenkrecht auf; rechts und links in tief eingeſchnittenen Rinnen murmelten Gebirgsbäche, hier und da auf einem kleinen Vorſprunge befand ſich eine Anpflanzung von Zuckerrohr. Wie die Kühe und das Boot dieſe Stelle erreicht haben, weiß Giraud nicht zu ſagen; genug, daß ſie glücklich oben anlangten. In der Ferne ſah man noch einmal den Spiegel des Njaſſa, den man ſchon für immer verlaſſen zu haben meinte.

B. C. Henry's Reiſe im ſüdlichen China und auf Hainan.

II. (Schluß.)

Im Allgemeinen hatte Henry ſich über die Chineſen nicht zu beklagen; eine unangenehme Haltung nahmen nur diejenigen an, welche aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt waren und eine Abneigung gegen Fremde von dort mitgebracht zu haben ſcheinen. Wir wollen ihm jedoch nicht weiter auf ſeinen Reiſen auf dem Feſtlande folgen, ſondern gleich zu ſeinen Zügen auf Hainan, dem zweifellos intereſſanteſten Theile des Buches, kommen. Die Inſel iſt erſt ſeit Eröffnung des Hafens von Hoi-hau etwas bekannter geworden; die britiſche Marine nahm ihre Küſten auf, die Konſularbeamten beeiferten ſich, Mittheilungen über die Inſel zu machen, jedoch das Innere blieb bis jetzt ganz unbekannt.

Erſt im Jahre 1882 und ſpäter gelang es einem Dänen, Herrn C. C. Jeremiaſſen, der jetzt als unabhängiger Miſſionar dort thätig iſt, ſich mit dem Inneren bekannt zu machen und die Inſel in verſchiedenen Richtungen zu durchkreuzen; mit ihm hat Henry im Oktober und November 1882 das Innere durchwandert, und dieſer Reiſe verdanken wir den wichtigen Bericht, aus dem wir Einiges hier folgen laſſen. Wir fangen gleich mit den Mittheilungen über die Bewohner an. In räumlicher Beziehung bilden die Hakkas einen Uebergang zwiſchen den chineſiſchen Küſtenbewohnern und den Aboriginern. Vor etwa 120 Jahren kamen zwei Leute dieſes Stammes nach Hainan und traten den Weg ins Innere an, wo ſie herrenloſes Land in Beſitz nahmen. Als es ihnen gut ging, ließen ſie ihre Familien nachkommen; bald folgten andere Leute ihres Stammes, ſo daß ſich eine kleine Kolonie bildete, die ſich immer mehr entwickelte, ſo daß ſie jetzt ein Gebiet von

über 600 (engl.) Quadratmeilen einnimmt, welches mit 20 000 Hakkas bevölkert ſein ſoll. Sie haben ihre eigene Sprache und die heimathlichen Sitten bewahrt und ſich durch kluges Benehmen auf guten Fuß mit ihren Nachbaren zu ſtellen gewußt. Nicht mit dieſen zu verwechſeln ſind die San-hak (neuen Hakkas), welche vor etwa 20 Jahren ins Land kamen, unruhige Leute, welche zu vielen Streitigkeiten Anlaß geben. Die Ueberreſte derſelben ſchloſſen ſich zum Theil plündernden Banden der eingeborenen Le an.

In einzelnen Diſtrikten findet man Loi, welche ſich ſichtlich von den Chineſen und von den Aboriginern (Le) unterſcheiden. Sie halten ihre eigenthümliche Sprache energiſch feſt, wiewohl ſie beinahe vollſtändig von Chineſen umgeben ſind. Henry glaubt, daß ſie Nachkömmlinge der Miao-tze ſind, die ſchon vor Jahrhunderten aus Kwangtung und Kwang-ſi gekommen ſind und als Vermittler zwiſchen Chineſen und Le dienen ſollten. Der Name Loi ſcheint ihm anzudeuten, daß ſie mit den Le in innige Verbindung getreten ſind, vielleicht einen Stamm derſelben in ſich aufgenommen haben. In Nam-fung, der letzten chineſiſchen Stadt nach dem Inneren zu, ſah er die erſten Le, etwa zwanzig an der Zahl, Männer und Frauen, welche zum Markt kamen. Sie gehörten theils zu den Shang (wilden Le), theils zu den Shuk (zahmen Le). Alle hatten ihr Haar mitten auf dem Kopfe zu einem Knoten vereinigt, einzelne trugen noch einen zweiten Knoten am Hinterkopf, und alle ſahen unordentlich aus. Einer der Männer hatte eine Flinte; alle trugen kleine längliche und enge Körbe, darin das unentbehrliche Holzmeſſer, Feuerſtein und Zunder und andere Gegenſtände. Die Frauen waren ohne Ausnahme mit blauen Streifen an Wangen, Stirn und Kinn, Händen, Armen, Beinen, zum Theil auch auf Bruſt und Rücken tatuirt. Sie trugen kurze Jacken, die mit dicken, ſtarken Fäden zuſammengebunden waren, und kurze eng anſchließende Röcke, die kaum bis an die Knie reichten. In den Ohren trugen ſie Stücke von Rehknochen, die einen viertel Zoll im Durchmeſſer hatten. Das Haar war von der Stirn zurückgeſtrichen und mit einem Kamm zuſammengehalten, der Kopf mit einem ausgefranzten Tuche bedeckt. Manche der jüngeren Frauen waren trotz der Tatuirung recht hübſch. Die Le kauften geſtickte Börſen, Ledertäſchchen, bunten Zwirn und Perlen, namentlich aber Eiſengeräthſchaften von den Chineſen, von denen ſie ſchrecklich betrogen wurden. Einige Notizen aus einem von Henry mitgetheilten chineſiſchen Bericht über die Le mögen den auf ſeinen perſönlichen Erfahrungen beruhenden Mittheilungen vorausgeſchickt ſein.

In der Mitte des Landes zwiſchen hohen Bergen wohnen die wilden Le mit den Thieren des Waldes, rund herum die zahmen Le; erſtere ſieht man nur ſelten. Die Heirathen werden zwiſchen Mann und Frau abgemacht, der Mann zeichnet dann nach einem in ſeiner Familie üblichen Muſter Tatuirungen auf das Geſicht der Frau, damit ſie nach dem Tode von ſeinen Ahnen als zu ihnen gehörig erkannt wird; vor der Verlobung werden auch noch die Hände tatuirt und den Abend vor der Hochzeit noch ein beſonderes, vom Manne angegebenes Zeichen im Geſichte angebracht, wodurch ſie zu ſeinem ausſchließlichen Eigenthum erklärt und verhindert wird, einen anderen Mann zu heirathen. Im Allgemeinen werden Blumen, Inſekten oder Fiſche durch die Tatuirung nachgebildet; nie darf die Operation an Sklavinnen vorgenommen werden. Alle Le-Frauen beſitzen ein Stück lackirtes Holz mit Schriftzügen in ihrer Sprache, die jedoch Niemand entziffern kann, da ſie den Krümmungen eines Wurmes ähnlich ſind. Der ganz aus Rottan gemachte Bogen verläßt die Hand des Mannes ſelten; die Waffen der wilden Le ſind ſehr ſtark, ſie haben außer den Bogen auch Lanzen und tragen Bruſtſtücke, die aus Knochen, und Helme, die aus der Rinde eines wohlriechenden Holzes gemacht ſind.

Wenn Jemand Tſcham-hieng (Aquilaria agolochum), das koſtbarſte unter ihren wohlriechenden Hölzern, zu kaufen wünſcht, läßt er zunächſt einen zahmen Le kommen, der als Führer zum Lande der wilden Le dienen muß. Dann werden allerlei in den Augen der Le wohlgefällige Geſchenke vorbereitet, darunter namentlich eiſerne Geräthſchaften, Nadeln, Pfeile, Schmuck ꝛc. Der Bote wird in jedem Dorfe folgendermaßen bewirthet: ein Ochſe wird durch einen Pfeilſchuß getödtet, ſeine Haut wird als Keſſel gebraucht und das Fleiſch vor den Augen der Gäſte in derſelben gekocht; vor jedem der letzteren wird ein Napf mit gepfeffertem Wein niedergeſetzt; wer denſelben nicht trinken kann, weiſt ihn unter dem Vorwande zurück, er ſei deſſelben nicht würdig. Die zahmen Le fungiren auch bei den Raubzügen der wilden als Führer; bei ſolcher Gelegenheit werden Männer, Frauen und alle Habe weggeſchleppt. Sie laufen ſehr ſchnell, nur die Frauen, welche durch ihre Röcke in der freien Bewegung gehindert ſind, werden zuweilen gefangen. Im 6. und 12. Monat, der Mitte des Sommers und der Mitte des Winters, begehen ſie Feſte und dann werden auch die Heirathen gefeiert, welche zwiſchen den Jünglingen und Mädchen an den lauen Frühlingsabenden, die ſie mit Muſik und Tanz zubringen, verabredet werden. Die Eltern haben nur die Hochzeitsgeſchenke herzugeben und die Feierlichkeit nach den alten Gebräuchen der Le zu begehen. Iſt die Zeit gekommen, ſo muß die Braut den Kopf bedecken, ihr Anzug wird geordnet und ſie dem an der Thür ſtehenden Bräutigam übergeben, welcher ſie auf den Rücken nimmt und nach Hauſe trägt. Die Tänze dauern in mondhellen Nächten bis zum anderen Morgen. Bei einem Todesfalle drücken ſie ihre Trauer durch das Verſchlingen von rohem Fleiſch aus; für den Todten wird ein Baumſtamm ausgehöhlt und als Sarg benutzt. Wenn ein Hausvater ſtirbt, geht ſeine Gewalt bei einzelnen Stämmen auf den Sohn, bei anderen auf die Wittwe über. In Krankheitsfällen nehmen ſie manchmal zur Beſchwörung der böſen Geiſter ihre Zuflucht.

Es giebt noch andere Stämme derſelben Raſſe, die wilden Kis genannt, die ſelbſt von den wilden Le gefürchtet werden. Das Gebiet derſelben iſt fruchtbar und gut bevölkert. Wenn Jemand zu ihnen kommt und freundlich an dem ihm bereiteten Mahle Theil nimmt, nehmen ſie dies hoch auf; wenn er dies nicht thut, fühlen ſie ſich beleidigt und ſuchen ſich zu rächen.

Ueber die Le-Mutter, die große Ahne des Stammes, berichtet dieſelbe Quelle: Im Weſten der Stadt Kingtſchau-fu ſtand früher einmal ihr Tempel. Die Ueberlieferung ſagt, daß der Geiſt des Donners ein Ei in die Berge brachte, aus dem eine Frau erſtand, und weiter, daß ein Mann aus Kau-lui (Annam) über das Meer kam, wohlriechende Kräuter zu ſuchen und daß aus der Heirath der Beiden Kinder und Enkel in großer Zahl hervorgingen. Das war die Le-Mutter, die erſte Ahne des Stammes. Urſprünglich gehörten die Le alſo zu den Vögeln und Thieren; da ſie aus einem Ei ſtammten, war ihre natürliche Anlage verſchieden von der menſchlicher Geſchöpfe, ſo daß von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart ſie unbeeinflußt blieben von der königlichen Civiliſation.

Gehen wir nun zu den Erfahrungen über, welche Henry ſelbſt gemacht hat. Wir finden ihn wieder in dem erſten Ledorfe, Ta-man-ten genannt; der erſte Anblick des Ortes zeigte, daß man ſich unter einem fremden Volke befand;

das Gatter war geſchloſſen und eingedenk des empfangenen Rathes, warteten die Reiſenden, bis einer der Bewohner ſie zum Eintritt aufforderte. Das Haus, welches die Fremden aufnahm, war größer und geräumiger als jedes, welches man vorher angetroffen hatte; alle ſind ſo ziemlich nach demſelben Muſter gebaut und ſehen einem umgekehrten Boote ähnlich. Die Zuſammenſetzung eines ſolchen Gebäudes iſt ziemlich einfach: zwei Reihen hölzerner Säulen aus hartem, gutem Bauholz werden in die Erde eingegraben, Querhölzer verſtärken dieſelben. Junge Zweige und Aeſte werden darauf angebracht, die ſich vereinigen, um die Dachfirſte zu bilden. Eine dichte Lage von Dſchungelgras dient, um das Ganze einzudecken. Die 3 bis 4 Fuß hohen Seitenwände werden aus geflochtenem Bambu gemacht und das Strohdach greift einige Fuß weit über dieſelben hinaus, bis es beinahe den Boden berührt, wodurch geräumige Umgänge um das Haus hin gebildet werden, wo Hunde, Ziegen und andere Vertreter des Thierreiches ein gutes Unterkommen finden. An der Giebelſeite ladet eine den ganzen Tag offen ſtehende Thür zum Eintritt ein, Fenſter ſind der Natur der Sache nach nicht nöthig. Manchmal iſt der innere Raum durch aus Bambu geflochtene Wände in beſondere Abtheilungen getheilt. Der Flur beſtand aus Erde, die aber gut feſtgeſtampft und ſorgfältig unterhalten war. Auf einer Seite waren Bambu-Betten, die ſich etwa einen Fuß über dem Boden erhoben. Da das Haus gegen einen Hügel gebaut war, befand ſich der Haupteingang auf der Hügelſeite. Auf der entgegengeſetzten Seite ſprang das Dach 8 bis 10 Fuß vor und beſchattete eine Art Plattform, von welcher aus man einen entzückenden Ueberblick über die Landſchaft hatte. Etwa 20 Häuſer dieſer Art bilden das Dorf Ta-man-ten. Die Bevölkerung wich in ihrem Aeußeren zum Theil von der früher gegebenen Beſchreibung ab, z. B. raſirten die Männer ihre Köpfe, ohne jedoch den Zopf zu tragen.

Spät am Abend kam der Eigenthümer des Hauſes zurück und begrüßte ſeine Gäſte ſehr freundlich. Die Leute lebten ſehr einfach und ſchienen nur wenig Bedürfniſſe zu haben, welchen ſie leicht genügen können. Den Salzfiſch, der ihnen als Gaſtgeſchenk angeboten wurde, nahmen ſie gern, und man konnte ſehen, daß dies etwas Ungewöhnliches für ſie war. Obwohl ſie ziemlich viel Federvieh halten, ſchienen ſie ſich weder von dieſem, noch von den Eiern trennen zu wollen; letztere wollten ſie ausbrüten laſſen, erſteres wurde für kranke oder alte Leute aufbewahrt. An den Wänden hingen ſtarke, zum Fangen von Wild beſtimmte Netze, die etwa vier Fuß hoch und mehrere hundert Fuß lang waren; daneben Bogen und Pfeile, Speere und Meſſer und manche Jagdtrophäen, nämlich die Kiefer der erlegten Thiere.

Nachdem die Träger einige Schwierigkeiten gemacht hatten, wurde die Reiſe fortgeſetzt, einige Le dienten als Führer; ihre Hilfe war ſehr nöthig, da es ſonſt unmöglich geweſen wäre, ſich in dem Gewirre der vielen ſich kreuzenden Pfade zurecht zu finden.

In den ſteilen Hügeln, die das Thal, durch welches der Weg führte, einfaßten, wohnte ein beſonderer Stamm, die Miao; ſie ſind entweder unvermiſchte Nachkommen der vom Feſtlande gekommenen Miao oder ein Gemiſch von Miao und Le, haben aber einen beſonderen von den Le unabhängigen Stamm gebildet.

Das Urtheil der Nachbaren über ſie iſt ſehr verſchieden, manche nennen ſie grauſam, rachſüchtig und erfahren in der Bereitung gefährlicher Gifte, mit denen ſie ihre Feinde ſicher aus dem Wege zu ſchaffen wiſſen; andere wieder ſagen, daß ſie friedlich und ruhig in ihrem Hochlande leben. Alle Nachrichten kommen jedoch darin überein, daß ſie ſehr ſcheu und zurückhaltend ſind und ſich ſelbſt unter einander ſehr abſchließen. Der Boden im Thal ſchien ſehr fruchtbar zu ſein, der Pflanzenwuchs war ſehr üppig. Bald gelangte man an die erſte Hügelreihe, die einen maleriſchen Ausblick auf die durchwanderte Ebene bot. Nachdem dieſelbe überſchritten war, traf man ſehr gut bebaute Felder, die von tüchtigen Zäunen umgeben waren; in den Ecken befanden ſich Fallen für Schweine und andere Thiere, welche die Anpflanzungen zerſtören. Eine ſolche Falle, im Zaune ſelbſt angebracht, gleicht einem großen Käfig; die Oeffnung liegt etwa ſechs Zoll über dem Boden; anfänglich iſt die Falle breit, wird aber immer enger und der Boden beſteht da aus ſtarken Stangen, in deren Zwiſchenräume die Füße des Thieres gerathen. Selbſt der ſtärkſte Eber, des Gebrauches ſeiner Füße beraubt, iſt nicht im Stande, ſich aus der Falle zu befreien. Auch im nächſten Dorfe wurde die Reiſegeſellſchaft, dank den Bemühungen ihres Le-Führers, freundlich empfangen.

Der Reis, den die Le bauen, iſt vom Regen abhängig, künſtliche Bewäſſerungen kennen ſie nicht; außerdem bauen ſie vortrefflichen Mais. Am Abend kamen Vertreter der verſchiedenen Familien in großer Zahl zum Beſuche, ohne daß dadurch das Hausweſen ſehr geſtört worden wäre; alle nahmen am gemeinſchaftlichen Mahle Theil. Dieſes innigere Familienleben, welches bei ihnen zu beſtehen ſcheint, wird ihnen von den Chineſen zum Vorwurfe gemacht, die das Zuſammenſein von Männern und Frauen für unmoraliſch erklären.

Sie haben eine ſehr liebenswürdige Weiſe des Grüßens, indem ſie die Arme ausſtrecken, ſo daß die Fingerſpitzen der geöffneten Hände einander beinahe berühren und dann mit einladender Gebärde letztere bewegen. Beim Abſchiede wird die geöffnete Hand nach oben bewegt, beim Geben eines Geſchenkes ſucht der Empfänger ſeine Unwürdigkeit durch eine ablehnende Bewegung auszudrücken.

Auch hier war die Kleidung ſehr verſchieden; viele der Leute trugen chineſiſches Koſtüm. Die Stoffe für einheimiſche Kleidung werden von den Frauen ſelbſt gewebt, ſind etwa 1½ Fuß breit und ſo ſtark, wie ſchweres Grasleinen, zuweilen in hübſchen Farben. Diejenigen Frauen, welche beſonders kurze Röcke trugen, hatten eigenthümliche Verzierungen in der Geſtalt von Schlüſſeln in den Ohren.

Neben den Häuſern lagen die Büffel in ihrem Schlammbade, zahlreiches Federvieh — aber nicht zum Verkaufe — bevölkerte die Höfe und halbverhungerte Hunde trieben ſich unter den Menſchen umher und knurrten ſie an und biſſen nach ihnen. Die Reiſe wurde fortgeſetzt und in dem von etwa 20 Familien bewohnten Dorfe Kap-hau bei dem Häuptlinge Halt gemacht. Man kam hier etwas zu ſpät, um einem Feſte beizuwohnen, zu dem Freunde und Verwandte durch öffentlichen Anſchlag mit der Bemerkung eingeladen waren, jeder möge vier Pfund Schweinefleiſch, vier Pfund Wein und etwas Geld für Weihrauch mitbringen. Wie überall wurde man auch auf der weiteren Reiſe mit größter Gaſtfreundſchaft behandelt. In beinahe jedem Dorfe traf man zwei oder drei chineſiſche Kaufleute, die das Volk „Meiſter“ nennt.

Bei ſolchen Reiſen iſt die Geldfrage eine ſehr unangenehme. Kupfer-Kaſh iſt das einzige Geld, welches Verwendung findet, iſt aber ungeheuer ſchwer, beim Einwechſeln von Silber wird ſehr viel verloren. Das am meiſten begehrte Tauſchmittel, Opium, wollten die Reiſenden grundſätzlich nicht anwenden. Leider ſcheint durch die Chineſen der Gebrauch deſſelben unter den Le Verbreitung zu finden und nur ihre Armuth kann die Leute dagegen ſchützen. In

Loi-ban, wo der Regen die Reiſenden zwei Tage lang feſthielt, kamen wie gewöhnlich zahlreiche Beſucher von benachbarten Orten, um ſie zu ſehen; auch hier wieder hatte man Gelegenheit, ſich von der Freundlichkeit und Ehrlichkeit der Le zu überzeugen.

Die Mehrzahl derſelben war ziemlich groß und, wie es ſchien, kräftig und geſund. Außer Ackerbau wird auch Viehzucht getrieben.

Allmählich waren die Reiſenden in die Berge gelangt. Wie ſchon öfter der Fall, vertheilten ſie an Kranke Arzneimittel und nahmen auch verſchiedene zahnärztliche Operationen vor; die Le waren dabei ſehr geneigt, von ihrer Hilfsbereitſchaft Gebrauch zu machen.

So war endlich der Fuß des großen Gebirges im Centrum der Inſel erreicht, deſſen Höhe auf 5000 bis 6000 Fuß geſchätzt wird; da die Reiſenden aber den Fehler begangen hatten, bei einem Chineſen Unterkunft zu ſuchen, der ſie hinter das Licht führte, konnten ſie ihren Zweck, die große Bergkette zu überſchreiten, nicht erreichen. Auf dem Rückwege wurden andere Diſtrikte beſucht, wo der Nachtheil, den der lebhaftere Verkehr mit den Chineſen den Le bringt, deutlich zu erkennen war.

Henry iſt auf dieſer Reiſe bis etwa zur Mitte der Inſel vorgedrungen. Zu bedauern iſt nur, daß er dieſe Gelegenheiten nicht zu gründlicheren topographiſchen Aufnahmen, Höhenmeſſungen u. dergl. benutzt hat.

Die Regelung der deutſchen Auswanderung.

Von Dr. **Emil Jung**.

Die Auswanderung Deutſcher ins Ausland muß beſchränkt, ſie muß wo möglich unnöthig gemacht werden dadurch, daß man den hier Unzufriedenen ein behaglicheres Loos ſchafft, indem man die Produktionskraft des Landes ſteigert, ſo daß die jetzt überſchüſſigen Kräfte in einer entwickelteren und abſatzfähigeren Induſtrie volle lohnende Verwendung finden, welche in ihnen den Wunſch, die Heimath mit der Fremde zu vertauſchen, nicht aufkommen läßt. Das ſind die Hoffnungen Vieler und die Verwirklichung dieſer Hoffnungen ſcheint ihnen durch unſeren Kolonialbeſitz mit Sicherheit angebahnt.

Gleich England ſoll Deutſchland die große Werkſtatt für alle Nationen werden, und unter dem raſtloſen Getriebe der Maſchinen, dem Klange der Hämmer und dem Rauch der Eſſen hofft man eine Bevölkerung aufwachſen zu ſehen, welche das Doppelte unſerer heutigen Bevölkerungsziffer zu erreichen vermag. Ich kann mich mit der Ausſicht auf eine ſolche Zukunft unſeres Volkes nicht befreunden. Nicht in dieſer Weiſe werden wir in dem Wettbewerbe der Nationen ſiegen, nein, wir werden unfehlbar überflügelt werden und zwar nicht nur durch das Gewicht der Zahlen, unſer Volk ſelbſt wird an phyſiſcher Kraft einbüßen, was es numeriſch gewinnt und die Horaziſche Prophezeihung von dem Herabſinken ſeines Volkes nach der Stufenfolge der Generationen auch an uns zur traurigen Wahrheit werden.

Eine Auswanderung iſt nicht nothwendig ein Unglück. Sie wird im Gegentheil zu einer poſitiven Quelle großer Vortheile, wenn der geiſtige und wirthſchaftliche Zuſammenhang zwiſchen den Ausgewanderten und den Zurückgebliebenen erhalten bleibt. Aber auch ohne dies Moment bietet ſie ſolchen Naturen, welchen die heimiſchen Verhältniſſe zu eng ſind, Raum genug, ihre überſchäumende Thatkraft zu erproben und da, wo keine ſocialen Vorurtheile die Berufswahl beſchränken, das richtige Feld für ihre geiſtigen und körperlichen Anlagen zu finden. Gerade aus ſolchem hier ſpröden Stoffe haben ſich im Auslande oftmals die vortrefflichſten Männer herangebildet.

Aber es iſt nicht gleichgültig, wohin der deutſche Auswanderer zieht. Es iſt nicht gleichgültig, ob er im Auslande ſich zu unſeren Freunden geſellt oder ob er ins feindliche Lager übergeht, ob er ſeine alte Stammeseigenthümlichkeit und Stammesanhänglichkeit bewahrt, oder ob er ſie wie ein ausgetragenes Kleid abſtreift und ſich in dem Aufputze einer fremden Nationalität gefällt.

Daß mit dem alten Syſteme des laissez faire, laissez aller auch in Bezug auf die Auswanderungsfrage aufgeräumt werden müſſe, dieſe Anſicht bricht ſich in unſerem Volke immer mehr Bahn. Wohl nur wenige noch ſind es heute, welche den Satz zu verfechten wagen, daß der Auswanderungsluſtige in der Wahl ſeines Zieles der beſte Richter ſei, daß man ſeine Entſchließungen durch keine hemmenden Feſſeln einſchränken dürfe. Wenn unſere Landsleute das alte Vaterland zu verlaſſen wünſchen, weil die materiellen und ſocialen Verhältniſſe, unter denen ſie aufwuchſen, ihnen nicht mehr behagen, weil ſie nach einem lohnenderen Arbeitsfelde ausſchauen, als das, welches die Heimath ihnen zu bieten vermag, ſo ſind wir hier, wo die Solidarität aller Deutſchen auf der ganzen Erde mehr und mehr erkannt wird, nicht länger gewillt, unſerer Theilnahme an dem Geſchicke der Scheidenden ein Ziel zu ſetzen, ſobald ihr Fuß den deutſchen Boden verlaſſen hat. Ja wir gehen noch weiter und wünſchen eine prophylaktiſche Thätigkeit auszuüben, damit ſich die Hoffnung des Auswanderers möglichſt ſchnell und vollſtändig verwirkliche, damit auch das Band, was ihn ſo lange an uns geknüpft hat, nicht zerriſſen werde, ſondern vielmehr, auch über das Meer reichend, weiter fortbeſtehe.

Und damit ſich dieſer Wunſch erfülle, ſehen wir uns nach Ländern um, deren Klima und Boden dem Deutſchen eine gedeihliche Entwickelung verſprechen und in welchen, das liegt uns ganz beſonders am Herzen, ſein nationales Bewußtſein den ihn umgebenden Einflüſſen zu widerſtehen vermag. Solche Gebiete glaubte man gefunden zu haben, als der erſte Freudenrauſch über den Erwerb unſerer afrikaniſchen und auſtraliſchen Kolonien den Sinn ſelbſt ruhig Denkender arg verwirrte. Wir wiſſen jetzt alle zu unſerem Bedauern, daß wir ſie dort nicht zu ſuchen haben, daß wir ſie nur in ſolchen Ländern finden können, welche bereits in den feſten Händen anderer Völker liegen. Unſere Auswanderung wird nach wie vor in die Fremde ziehen müſſen.

Aber zwiſchen den Ländern, welchen unſere Landsleute zuſtreben, beſteht eine große Verſchiedenheit. Während ſie ſich hier ſchnell dem vorgefundenen Volkselement aſſimiliren und in ihrer äußeren Lebensweiſe wie in ihrem Denken und Fühlen ſich von der alten Heimath abwenden, ja derſelben oft in ſchroffer Feindlichkeit gegenübertreten, bewahren ſie dort treu die angeſtammte Sprache und Sitte und heben inmitten der fremden Nationalität ſtolz ihr Haupt als Deutſche empor, im ſchönen Gegenſatze zu ihren abtrünnigen

Brüdern, denen es als die Summe aller Ehren gilt, für Angehörige der fremden Nation angeſehen zu werden.

Zwei Gebiete ſind es vornehmlich, denen ſich unſere überſeeiſche Auswanderung zuwendet. Das eine, die Länder mit engliſcher Zunge begreifend, hat ſeit langer Zeit die Hauptmaſſe des deutſchen Emigrantenſtromes an ſich gezogen und ihm ſtrebt auch noch heute weitaus der größte Theil aller Europamüden zu. Das andere, von romaniſchen, d. h. portugieſiſchen und ſpaniſchen Völkern bewohnt, iſt bisher nur von einem verhältnißmäßig kleinen Bruchtheile der deutſchen Auswanderung aufgeſucht worden. Und doch iſt gerade dies letztere Gebiet für uns das verheißungsvollſte, denn es ſichert uns nicht nur ein fröhliches und kräftiges Gedeihen unſerer Landsleute, wir finden hier auch die ſichere Bürgſchaft dafür, daß ſie uns als Deutſche erhalten bleiben.

Daß der große amerikaniſche Staatenbund ſo lange eine übermächtige Anziehungskraft auf alle Europamüden ausübte, iſt natürlich. Sein ſtaunenswerther wirthſchaftlicher Aufſchwung, gegründet auf die Entwickelung einer Produktion des Landbaues, der Viehzucht, der Montaninduſtrie, die ganz ohne Gleichen daſteht, konnte nicht verfehlen, als mächtiger Magnet zu wirken. Dazu kamen verwandtſchaftliche Verbindungen zwiſchen Fortgegangenen und Daheimgebliebenen, durch welche die letzteren häufig und in großen Zahlen nachgezogen wurden. Barg ſich auch unter der allgemeinen Proſperität viel individuelles Elend, ging auch ein ſehr erheblicher Procentſatz derer kläglich zu Grunde, welche mit oft überſchwänglichen Hoffnungen das Land der Verheißung betraten, ſo war doch die Summe ſolcher, welche hier vortrefflich gediehen, lange Zeit eine ſo große, daß die in verführeriſchen Farben gemalten Anpreiſungen einer zahlreichen Auswanderungs-Agentenſchaar immer willige gläubige Ohren auch bei ſolchen fänden, die ohne entſprechende Energie, Tüchtigkeit und Rückſichtsloſigkeit in dem allgemeinen Ringen um materiellen Gewinn unbedingt den Kürzeren ziehen mußten. Alle Bedingungen, welche den Kampf ums Daſein in den altgewohnten heimiſchen Geleiſen drückend erſchwerten, traten ihnen dort in verſchärftem Maße feindlich entgegen. So ging denn drüben häufig ſelbſt die beſcheidene Exiſtenz verloren, welche der Heimathswechſel in eine behaglichere, glänzendere umgeſtalten ſollte. Ueber Tauſende und Abertauſende iſt ſo das Rad der Zeit zermalmend hinweggerollt. Aber nur ſelten und vereinzelt drang die Kunde von ſolchen Unglücklichen in weitere Schichten der alten Heimath. Wie beim Lottoſpiele hört man immer nur von den glänzenden Treffern, die zahlreicheren Nieten wurden mit Vorbedacht verſchwiegen. Dafür ſorgte ein gut bezahltes Agententhum, das wie ein Netz noch heute ganz Deutſchland überſpannt.

Ich berühre hier einen ſehr wunden Punkt unſeres heutigen Auswanderungsweſens, das einer ſchleunigen Reform auf das Dringendſte bedarf. Hoffentlich wird eine wiederholt in Ausſicht geſtellte Geſetzgebung hierin endlich Wandel ſchaffen und an Stelle gewinnſüchtiger, im Solde fremder Land- und Schiffahrtsgeſellſchaften ſtehender Perſonen nur ſolchen Männern die Berechtigung zur Auswanderungs-Vermittelung ertheilen, welche durch ihren Charakter ſowohl, als durch Hinterlegung ausreichender Kapitalien die befriedigende Gewähr geben, daß ſie das Intereſſe der Auswanderer nicht zu deren Schaden ihrem eigenen und dem ihrer Auftraggeber nachſtellen.

Dieſem einflußreichen Agententhume iſt es zum nicht geringen Theile zuzuſchreiben, daß die Südhälfte Amerikas bei der großen Maſſe unſerer Bevölkerung noch immer in ſo üblem Rufe ſteht. Die bekannte v. d. Heydt'ſche Verordnung, welche den heißen Norden und den gemäßigten Süden in eine Kategorie warf, kam für ihre Zwecke wie gerufen. Sie haben dieſen officiellen Schnitzer ſo wacker ausgebeutet, daß es erſt nach langem Ringen dem Centralvereine für Handelsgeographie möglich geworden iſt, die Freunde unſerer Kolonialpolitik davon zu überzeugen, daß in Südamerika, insbeſondere in den ſüdlichen Provinzen des Kaiſerreiches Braſilien, der Deutſche, inſonderheit der deutſche Landmann, eine Heimath finden kann, wie nirgendwo ſonſt außerhalb des eigenen Vaterlandes, und daß hierher vor allem unſere deutſche Auswanderung zu lenken ſei. Denn nicht nur bieten ihm hier Klima und Boden alle Bedingungen zu einem phyſiſchen und wirthſchaftlichen Gedeihen, er vermag auch inmitten einer portugieſiſch oder ſpaniſch redenden Bevölkerung ſeine Nationalität Generationen hindurch zu bewahren, während in Nordamerika ſelbſt von den Eingewanderten ſchnell ein großer Theil ihrer Stammeseigenthümlichkeiten wie ihrer Sprache entkleidet wird.

In dieſem Untergehen des Deutſchthums in einer fremden Nationalität haben viele ein Unglück nicht ſehen können. Selbſt ein ſo patriotiſch geſinnter Mann, wie Friedrich Kapp, erblickte darin nichts weiter als eine geiſtige Auferſtehung; aus einer Vermählung der deutſchen mit der engliſch-amerikaniſchen Nationalität erwartete er eine Generation vollkommener und höher als beide, die Welt werde durch einen ſolchen Abſorptionsproceß nur gewinnen. Die Rolle, welche deutſche Kraft und deutſcher Geiſt bei dieſem Proceß ſpielen ſollten, hat man mit einem wenig ſchönen, aber treffenden Worte gekennzeichnet und ich meine, wir Deutſchen ſind zu gut dazu, um in der Auffriſchung fremder degenerirender Völker aufgebraucht zu werden.

Nicht zu dieſem Ende haben unſere Geiſtesheroen auf den Gebieten von Kunſt und Wiſſenſchaft die Siegespalme errungen, haben unſere ruhmreichen Krieger Deutſchlands Einigkeit und Größe mit ihrem Heldenblute erkauft. Wir ſind kein alterndes, überlebtes Volk, wie ſie jenſeits des Meeres wähnen. Ich meine, was wir jetzt ſind und haben, es iſt nur der erſte Schimmer der Morgenröthe einer großen Zukunft, der ſicherlich ein glorreicher Tag folgen wird, wollen wir nur uns und unſerem Volke treu bleiben.

Und wir rechnen zu uns nicht nur die, über welche der deutſche Adler ſeine mächtigen Schwingen breitet, mehr noch als zu jener Zeit, da zum erſten Male das Lied vom deutſchen Vaterlande durch die begeiſterten Gemüther rauſchte, zählen wir heute alle zu uns, welche, wo auch immer ſie leben mögen, mit uns eines Stammes, einer Sprache ſind. Aber nicht im Sinne eines begehrlichen Chauvinismus!

Wie wir treu und feſt zu unſerem angeſtammten Herrſcherhauſe ſtehen, ſo mögen auch unſere Brüder außer dem Reiche treu und feſt ſtehen zu den Gewalten, denen ſie untergeordnet ſind! Noch immer waren die Deutſchen, wohin ſie auch ihre Schritte lenkten, die beſten Hüter von Ordnung und Recht, oft genug haben ſie die Bürgertugenden erſt unter die wilden Völker gebracht, unter denen ſie ihre Kulturmiſſion begannen und immer und allerwegen hat ſich der Deutſche durch ſeine unverrückbare opferfreudige Loyalität ausgezeichnet. Wir wollen daran nicht rütteln! Mögen wir verſchiedenen politiſchen Gemeinweſen angehören, verſchiedenen Geſetzen gehorchen, ein geiſtiges Band ſoll uns alle umſchlingen in dem Bewußtſein, daß wir alle die Söhne einer großen Mutter ſind, und in dem feſten Willen, daß wir es alle bleiben wollen.

Die Zeiten, in welchen man ſich ſchämte, ein Deutſcher zu heißen, ſie ſind glücklicherweiſe vorüber. Heute giebt es unter den Völkern der Erde keinen ſtolzeren Namen als

den unſerigen. Mögen wir deſſen immer eingedenk ſein! Aber noch haftet manches aus der alten Zeit, wo man die fremden Götzen anbetete, was heute auf eine Entſchuldigung nicht mehr Anſpruch machen darf. Ein ſchönes Reformationswerk iſt begonnen auf allen Gebieten künſtleriſcher und induſtrieller Thätigkeit, wir ſind beſtrebt, unſer Leben äußerlich und innerlich immer mehr ſo zu geſtalten, daß es mit unſeren nationalen Eigenthümlichkeiten im Einklange ſteht. Unſere Sprache reinigt ſich mehr und mehr von den fremden Zuthaten, mit denen eine jahrhundertelange Abhängigkeit vom Auslande, eine pedantiſche Nachahmung der Alten ſie verunziert hat. Möge ſie in immer vollkommener Reinheit erklingen, damit kein fremder Mißton ihren herrlichen Wohllaut länger ſtöre!

Und indem wir ſo den Sinn für das Volksthümliche, für unſere beſondere deutſche Eigenart mehr und mehr wecken, geben wir unſeren auswandernden Landsleuten ein Rüſtzeug mit, wie es ihnen ſeit langem leider gefehlt hat. Man hat die deutſche Auswanderung mit einem Heere verglichen, wohl ausgerüſtet und aus ſtreitbaren Mannern beſtehend, welches, ſobald es die Grenze überſchritten, zum Feinde übergeht. Aber der Vergleich hinkt auf beiden Füßen! Nicht Heere waren es, welche unter tüchtiger Führung zuſammengehalten und mit genauer Kenntniß des Bodens, den ſie betraten, ihr Vaterland verließen, vielmehr führerloſe Haufen, ohne Organiſation, ohne Leitung, jedes Individuum meiſt nur von dem einen Wunſche beſeelt, für ſich möglichſt große materielle Vortheile zu erringen. Wie ſie ſich von dem alten, immer noch geliebten Boden losriſſen, weil ihnen mannichfache wirkliche oder eingebildete Widerwärtigkeiten den Aufenthalt verleideten, gleichgültig, ob das Band zerriß, das ſie an ihr Volk feſſelte, ja wohl oftmals daſſelbe abſichtlich zerreißend, ſo ließ ſie auch das Heimathsland theilnahmlos ziehen und niemand daheim war gewillt, den Abtrünnigen den Weg in die Fremde zu ebenen, ihnen draußen beizuſtehen. So floß dieſe Auswanderung Jahrzehnte lang dahin, einem mächtigen Strome vergleichbar, der in die Wüſte getreten, ſich in unzählige Zweige zerſpaltet und ohne eine Spur zu laſſen, endlich namenlos verſchwindet.

Die Erkenntniß der Verpflichtung, welche die Daheimbleibenden haben, den Fortziehenden beizuſtehen, das Bewußtſein, daß auch die im fremden Lande lebenden Brüder uns noch immer zugehören, ſie iſt erſt ſpät erwacht, aber nun auch mit einer Macht, welche bei uns allen in dem Worte gipfelt: Wir wollen von ihnen nicht laſſen, wie ſie von uns nicht laſſen! Wir wollen auch nicht einen miſſen!

Und dahin muß gerade unſere Arbeit gehen, daß wir ſie ſtärken in ihrem nationalen Bewußtſein, damit ſie den ſie umringenden fremden Einflüſſen ſiegreich Widerſtand leiſten können. Und darum ſollte es unſer Beſtreben ſein, den jetzt vielfach veräſtelten Strom in ein einziges Bett zuſammenzufaſſen, ſo daß ſich auf dieſer breiten Bahn ein Verkehr zwiſchen Heimath und Fremde entwickele, der in gegenſeitiger Ergänzung und Befruchtung beiden zum Vortheile gereiche und deutſche Stammesart ſegenbringend immer weiter verbreite.

Kürzere Mittheilungen.

Aus dem Leben der Mondombé[1]).

Mit Recht ſagt van der Kellen, der in ſeinen Briefen aus dem ſüdweſtlichen Afrika an „Hat Nieuws van der Dag“ ſeine intereſſanten Mittheilungen fortſetzt, daß man den Anſichten, welche bei Naturvölkern über die höheren Mächte und über den Einfluß, den man denſelben auf die menſchlichen Schickſale zuſchreiben darf, beſtehen, eine hervorragende Stelle einräumen muß. Der Animismus iſt wohl überall die Grundlage; alles, was mit den Sinnen wahrgenommen werden kann, beſitzt auch eine Seele, die aber nicht an ihre Wohnung gebunden iſt und ſich ſowohl von derſelben loslöſen, als auch in einen anderen Körper übergehen kann. Hieraus will van der Kellen die Entwickelung des Gottesdienſtes ableiten, welche, wie er ſagt, bei von der Natur reicher ausgeſtatteten Raſſen Formen der Verehrung des höchſten Weſens erzeugt hat, die reich an poetiſcher Schönheit ſind und ſich mit einer hohen Entwickelungsſtufe vertragen; andere Stämme dagegen, und zu dieſen muß man die Mondombé rechnen, haben ſich kaum über die erſten Anfänge erhoben.

Sie beſitzen nicht einmal die aus Holz und Stein geformten Götzenbilder, die man bei den Kongo Negern antrifft, und über die Frage, wie die Welt eigentlich entſtanden iſt, ſcheinen ſie ſich keine Sorge zu machen. Etwaige dahinzielende Fragen beantworteten ſie mit einem Achſelzucken und meinten endlich, ſie wüßten nur, daß die Sonne da ſei, und darum dächten ſie, es ſei auch immer ſo geweſen.

Obwohl nun Alles, was ſie in ihrer Umgebung ſehen, in ihren Augen beſeelt iſt, beſitzen doch die einzelnen Geiſter durchaus nicht die gleiche Macht; je mächtiger man ſie ſich denkt, je größeren Einfluß, ſei es im Guten, ſei es im Böſen, ſie haben, um ſo größere Verehrung zollt man ihnen; man ſucht zu ihnen in Beziehungen zu treten, um ihre Gunſt zu erwerben, um ihren Zorn abzuwenden. Von der Kenntniß der Mittel, welche dazu dienen, auf die Geiſter Einfluß zu üben, iſt Niemand ausgeſchloſſen; aber bejahrte Leute wiſſen, wie man im Allgemeinen glaubt, mehr von den Zaubermitteln und Zauberſprüchen und ſind im Gebrauche derſelben geübter. Greiſe ſind in der öffentlichen Meinung die größten Zauberer und ihrer Macht wegen ſehr gefürchtet.

Es giebt aber auch Zauberkünſte, die in gewiſſen Familien forterben. So z. B. iſt das Regenmachen eine beſondere, dem Könige (oder Sobe) und ſeinen Nachfolgern eigenthümliche Gabe, die dieſen Würdenträgern großen Vortheil abwirft, da ſie ſich den Regen theuer bezahlen laſſen.

Gegen die Macht der Zauberer ſucht man ſich zu ſchützen. Solche Gegenmittel werden zum Theil am Körper getragen und dienen wohl auch gleichzeitig als Schmuck. Im letzteren Falle kommen ſie in verſchiedenen Formen, namentlich als Anhängſel vor; ſo werden z. B. kleine Antilopenhörner gebraucht, die manchmal mit Kräutern oder Haaren gefüllt ſind; ſie gewähren namentlich gegen Raubthiere Schutz. Thatſächlich ſcheinen ſie in dieſer Hinſicht eine große Wirkung zu äußern, da die Mondombé es verſtehen, ihnen ſchrille Töne zu entlocken. Auch eine gewiſſe Wurzel, an einem Riemen um den Hals getragen, ſoll zu demſelben Zwecke dienen; Nachts, ehe man ſich ſchlafen legt, wird ein Stück der Wurzel abgebiſſen, dies auf ein grünes Blatt ausgeſpuckt, welches dann mit der Wurzel ins Feuer geworfen wird; wenn Blatt

[1]) Vergl. oben S. 285.

und Wurzel gleich von den Flammen ergriffen und verzehrt werden, legt der Mondombé sich ruhig nieder: kein wildes Thier wird ihm etwas anhaben. Wenn es erklärlich ist, daß die Bewohner dieser wasserarmen Gegenden dem Sobe große Opfer bringen, um sich Regen zu verschaffen, so ist es andererseits nur natürlich, daß man sehr grausam gegen die Personen vorgeht, welche in dem Rufe stehen, den Regen durch Zauberkünste zu verhindern. Wer dabei ertappt wird, ist ohne Gnade dem Tode verfallen.

Van der Kellen fand einmal in dichtem Gebüsche das ziemlich vollständige Skelett eines Negers. Zwei runde Löcher im Schädel deuteten darauf hin, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben war, sie schienen durch zwei Keulenschläge verursacht zu sein; der Umstand, daß die Leiche nicht begraben war, schien anzuzeigen, daß er eines Verbrechens wegen die Todesstrafe erlitten hatte, da nur in diesem Falle der Körper nicht bestattet wird. Unser Berichterstatter, dessen Neugierde erregt war, erkundigte sich nach den näheren Umständen und hörte von einem alten Neger folgende Geschichte: Ein junger Mann hatte vom Vater seiner Geliebten eine abweisende Antwort erhalten und darum den Versuch gemacht, das ganze Land durch ein Zaubermittel dem Verderben Preis zu geben, indem er demselben für immer den Regen entziehen wollte. Sein Mittel hatte darin bestanden, daß er einen mit Sand und Wasser gefüllten Topf so lange auf das Feuer gesetzt hatte, bis die Flüssigkeit verdampft war; darauf hatte er den Inhalt über seinen Kopf und seine Schultern ausgeleert. Dem allgemeinen Glauben nach wird in einem Lande, wo eine Person *lebt*, die sich diesem Verfahren unterworfen hat, nie mehr Regen fallen. Das einzige bestehende Gegenmittel wurde gebraucht und der Mann auf Befehl des Sobe von Huilla getödtet, wodurch der Zauber seine Kraft verloren hat. Der Schädel, dem der Unterkiefer und wie gewöhnlich die vier oberen Schneidezähne fehlen, befindet sich jetzt in Holland.

Auch die Eingänge ihrer Wohnungen verzieren die Mondombé mit allerlei sonderbaren Gegenständen, die Schutz gegen Unheil bieten sollen. Schädel von Rindern, die auf lange Stangen gesteckt werden, nehmen hierbei eine hervorragende Stelle ein. Wenn eine Leiche bestattet wird, schlachtet man auch einige Rinder, deren Schädel mit vielen anderen Gegenständen auf das Grab gelegt werden.

Wenn auch der natürliche Tod als nicht unmöglich betrachtet wird, ist man doch im Allgemeinen geneigt, jeden Sterbefall einem bösen Zauber zuzuschreiben. Einem Mitgliede der in Trauer versetzten Familie wird alsdann der Auftrag, den Zauberer zu entdecken. Dazu bedient er sich einiger Knochen, welche, wie Würfel nach sicheren Regeln geworfen, den Mörder andeuten.

Gewöhnlich entsteht dadurch eine Art Krieg zwischen der Familie des Verstorbenen und der des Beschuldigten. Die Feindlichkeiten beschränken sich meistens darauf, daß beide sich tüchtig zu bestehlen suchen. Den Frieden muß die schwächere Partei gewöhnlich mit einigen Rindern erkaufen; dann werden festliche Mahlzeiten gehalten, an welchen Jeder theilnehmen darf, der Lust dazu hat; bei denselben spielt das Bier eine Hauptrolle. Beinahe immer kommt es dabei zu Streitigkeiten, und andere Familien gerathen in Feindschaft, was wieder zu neuen Versöhnungen und neuen Schlemmereien Veranlassung giebt. Die Sobes scheinen sich um derartiges nicht zu bekümmern.

Die Mondombé leben von Ackerbau und Viehzucht. Die am meisten angebauten Gewächse sind Mais und Massambale. Letzteres besitzt ein viel feineres Korn als der Mais und wird namentlich gebraucht, um die Onghella zu bereiten. Es ist dies ein sehr starkes Bier, welches gebraut wird, nachdem man die Körner hat keimen lassen. Wenn man am Ende des Sommers viel Honig hat, mischt man denselben dem Biere bei, welches dann als eine besondere Leckerei gilt. Auch findet man bei ihnen viele der „eßbaren Kalebassen", welche sie Métangas nennen.

Ihre gesellschaftlichen Zustände beschreibt van der Kellen folgendermaßen. An der Spitze des Ganzen steht der Sobe mit unumschränkter Gewalt. Seine eigenen Kinder besitzen nie Ansprüche auf den Thron, sondern es folgt ihm der älteste Sohn seiner ältesten Schwester. Dem Fürsten stehen die Rathsherren (Sekulos) zur Seite; sie sind die ältesten des Stammes, die Patriarchen der Familie und die Anführer im Kriege. Auch dem Sekula folgt im Falle seines Ablebens der älteste Sohn seiner Schwester in seiner Würde.

Die Heirath findet nach freier Wahl statt; doch muß der Bräutigam stets für seine Braut einen Ochsen bezahlen; die meisten Mondombés haben mehr als eine Frau, doch die Armen müssen sich mit nur einer begnügen. Die Frau ist dem Manne dienstbar, sie bearbeitet das Feld, während der Mann müßig geht. Durch ihre Haartracht deutet sie an, in welcher Lebensperiode sie sich befindet. Junge, noch nicht heirathsfähige Mädchen tragen das Haar mit langen falschen Flechten, während an den Beinen eine große Anzahl von aus dünnen Zweigen geflochtenen Ringe angebracht werden. Wenn sie mannbar geworden sind, werden die Ringe abgenommen, die falschen Zöpfe entfernt und das Haar mit rothem Lehm auf dem Schädel in einen Wulst zusammengeklebt; verheirathen sie sich, so werden daraus zwei Wülste quer über den Schädel gemacht; bekommen sie Kinder, so kehren viele zu der Mode der langen falschen Flechten zurück.

Im Winter, wenn es nicht regnet, wohnen die Mondombé in kleinen Dörfern zusammen; in der Regenzeit zerstreuen sie sich und wohnen mit der Familie in der Nähe ihrer Felder, um dieselben zu bebauen. Sie bedienen sich bei der Bearbeitung des Ackers einer Art selbstgefertigter eiserner Schippe. Die Eisenindustrie ist beinahe die einzige, die man hier findet. Sie graben das Eisen selbst aus den zahlreichen Eisengruben und schmelzen es in Lehm, indem sie es stark mit kleinen Blasebälgen erhitzen. Auch in der Verfertigung von Lanzen, Messern und anderem Eisenwerk sind sie sehr geschickt.

Im übrigen hat die Industrie wenig zu bedeuten; wenn man die ethnologische Sammlung, die in ihrem Lande gemacht wurde, mit dem vergleicht, was man bei anderen Stämmen angetroffen hat, so wird man eingestehen müssen, daß man es mit einem der am weitesten zurückgebliebenen afrikanischen Stämme zu thun hat, der, was Kunstgeschmack und Gewerbefleiß betrifft, hinter manchen anderen Negerstämmen weit zurückbleibt. Auch die Buren, mit denen van der Kellen zusammengetroffen ist, haben ihm die Ansicht ausgesprochen, daß sie in ganz Afrika keinen so dummen, so wenig civilisirten und so wenig streitbaren Stamm kennen, wie die Mondombé.

Die Fundstätte der Dinoceratiden in Wyoming.

Ko. Die merkwürdige Klasse riesenhafter Säugethiere, welche die amerikanischen Forscher, wie Marsh, Cope ꝛc. neuerdings bekannt gemacht haben, wurde bekanntlich bis jetzt nur an einer einzigen Stelle aufgefunden, in einem dem Eocän angehörenden ausgefüllten Seebecken in Wyoming. Ueber diese interessante Stelle giebt Professor Marsh[1]) folgende Details:

Die Dinoceratiden, von denen manche die Größe unserer Elephanten erreichten, scheinen in großer Menge nur an dem Ufer eines Tropensees gelebt zu haben, welcher heute von den oberen Verzweigungen des Green River, eines Zuflusses

[1]) Professor O. C. Marsh: The gigantic Mammals of the order Dinocerata. In: „Fifth Report U. S. Geological Survey", p. 245—302.

des Colorado entwäſſert wird. Weder ſonſt in Nordamerika, noch irgendwo in der alten Welt hat man jemals eine Spur dieſer Klaſſe gefunden. Das Seebecken iſt nach und nach durch die von den Wasatch-Bergen und von der Uinta-Kette, aber auch von den Windriver-Mountains herabgeſchwemmten Sedimente ausgefüllt worden; ſein Durchmeſſer beträgt gegen 100 Miles. Während es zu ſeiner jetzigen Höhe (6000 bis 8000 Fuß über dem Meere) emporgehoben wurde, haben die hindurchſtrömenden Flüſſe einen guten Theil der älteren Sedimente durch den Colorado weggeführt, und ſo iſt ein wild zerriſſenes Gebiet entſtanden, ein echtes Bad land, mit wunderbar geſtalteten ausgefreſſenen Klippen, Spitzbergen und Säulen. Hier finden ſich ungeheure Maſſen von Thierknochen, und die der Dinoceratiden fielen durch ihre Größe ſchon den erſten Beſuchern auf. Marſh war der erſte Forſcher, welcher 1870 dieſes gefürchtete Gebiet beſuchte; er fand nicht nur den Typus von Tinoceras anceps, ſondern auch die Reſte der intereſſanteſten foſſilen Säugethierfauna, die jemals beobachtet worden iſt, darunter die Vorfahren unſeres Pferdes, des Tapirs und des Schweines, welche für die Entwickelungslehre von ſolcher Wichtigkeit geworden ſind; auch Verwandte der Lemuriden, Inſektivoren, Carnivoren, kleine Beutelthiere und die ſeltſame, ausgeſtorbene Ordnung der Tillodonten, die keinerlei Verwandte mehr in der lebenden Welt hat. Der See ſcheint außerdem reich an Krokodilen, Schildkröten, Eidechſen und Fiſchen geweſen zu ſein, und es muß ihn eine tropiſche Flora mit Palmen und Baumfarren umgeben haben.

Die Entdeckung blieb nicht unbenutzt; Jahr für Jahr wurden Forſchungsexpeditionen abgeſandt, und ſo kam ſchließlich ein koloſſales Material zuſammen, das ſich mit geringen Ausnahmen im Yale College befindet und von Marſh in einer klaſſiſchen Monographie bearbeitet worden iſt. Die Funde gehören einem beſtimmten Horizont im amerikaniſchen Eocän an, das, wie Marſh bemerkt, ſehr wahrſcheinlich nicht unbedingt gleichzeitig mit dem europäiſchen Eocän iſt, ſondern vermuthlich etwas älter, ſo daß man annehmen kann, daß die Eocänfauna der alten Welt wenigſtens theilweiſe ihren Urſprung in Nordamerika genommen hat und durch Einwanderung von dort aus gebildet worden iſt. Die Süßwaſſerablagerungen von Wyoming zerfallen deutlich in drei Unterabtheilungen mit ganz verſchiedenen Faunen; für die unterſte iſt Coryphodon charakteriſtiſch, für die mittlere Heliobatis und die Dinoceratiden, welche aber auf die jüngere Hälfte, die ſogenannte Bridger Series, beſchränkt ſind, für die oberſte Diplacodon. Die Entwäſſerung des Sees erfolgte am Ende der Eocänperiode, die miocänen Seeſchichten liegen nur an ſeinem Rande. Auch ſie zerfallen in drei Gruppen mit eigenthümlichen Faunen, charakteriſirt von unten nach oben durch Brontotherium, Oreodon und Miohippus; ein ſcharfer Bruch ſcheidet ſie vom Pliocän, in welchem das erſte echte Pferd auftritt. Auch das Poſtpliocän iſt reich an Säugethierreſten und ſo bilden die Schichten des Wyoming-Sees ein vollſtändiges Archiv der Entwickelungsgeſchichte der amerikaniſchen Säugethierfauna vom Beginn der Tertiärperiode an. Heute durchſchneidet die Eiſenbahn das Becken; die wichtigſten Lager befinden ſich ſüdlich von ihr und zwar ziemlich gleichmäßig an beiden Ufern des Green River. Die Knochen liegen meiſt in verhärteten Thonſchichten, ſeltener in Sandſteinen, der Schichtencomplex hat mindeſtens eine Dicke von 500 Fuß, alle Schichten zuſammengerechnet vielleicht von 1000 Fuß. Noch iſt nur ein geringer Theil ihres Reichthumes ausgebeutet und wir können noch intereſſante Beiträge zur Entwickelungsgeſchichte der Säugethiere von dort erwarten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bédrènes, welcher im vorigen Jahre auf die große Rolle aufmerkſam machte, welche die Trepanation des Schädels bei den Eingeborenen des algeriſchen Aurès ſpielt, bringt im vierten Hefte der „Revue d'Anthropologie“ einen Auszug aus einer wenig bekannt gewordenen Abhandlung des früheren montenegriniſchen Militärarztes Boulongne[1]), aus welcher hervorgeht, daß dieſe im civiliſirten Europa ſo ſeltene und ſo gefürchtete Operation auch in Montenegro ſehr häufig und unbedenklich vorgenommen wird. Sobald nach Kopfwunden, Schlägen oder Fall auf den Kopf ein fixer Kopfſchmerz und Schwindelerſcheinungen bleiben, nehmen die montenegriniſchen Trepanateure an, daß ſich Blut zwiſchen die Hirnhaut und den Schädelknochen feſtgeſetzt habe. Erfolgt auf einen Umſchlag mit in Branntwein getauchter Wolle keine Linderung, ſo gilt die Diagnoſe für ſicher und man ſchreitet zur Operation, die mit einem gewöhnlichen Handtrepan vorgenommen wird. Als Verband genügt ein Leinwandläppchen mit Wachsſalbe oder Fett. Die Operation wird von den Montenegrinern für durchaus ungefährlich angeſehen; die Ausübung iſt in den Händen einiger Familien, in welchen ſie ſeit langen Jahren von einer Generation zur anderen forterbt. Als der ſpäteſte Termin, an welchem die Operation noch mit Ausſicht auf Erfolg vorgenommen werden kann, gilt der vierzigſte Tag nach der Verletzung.

[1]) Montenegro et ses habitants. In „Memoires de médecine et chirurgie militaires“ (3), Vol. 21, 1868.

— Vor Kurzem iſt die Frage über die Vereinigung des Don mit dem Akſai, an welchem die Stadt Nowo Tſcherkask liegt, aufs Neue angeregt worden. Vorläufige Unterſuchungen darüber ſind bereits vor zwei Jahren angeſtellt worden und ergaben ein befriedigendes Reſultat. Zugleich wird eine andere hydrotechniſche Arbeit geplant: die Vertiefung des Don bis Kalatſch. Die Unkoſten beider Unternehmen ſind auf 9 000 000 Rubel (ca. 18 000 000 Reichsmark) veranſchlagt worden. So viel bis jetzt bekannt, ſollen die Arbeiten ſchon zu Anfang des nächſten Jahres ihren Anfang nehmen.

Aſien.

— Von der Expedition, welche Dr. G. Radde mit ſeinem Begleiter Dr. Walter nach Choraſſan unternommen hat (vgl. oben S. 281), ſind dieſelben glücklich am 28. Auguſt in Tiflis wieder angekommen. Bei der Rückreiſe von Meſchhed haben Radde und Kontſchin fünf Parallelketten des Köpet-Dagh überſchritten und ſind erſt in Luftabad wieder auf ruſſiſches Gebiet gekommen. Nach den nöthigen Vorbereitungen für die Rückkehr nach Tiflis haben ſich die Reiſenden nach Kyzyl-Arwat und Kazantſchik gewandt, um daſelbſt die Gartenpflanzungen dieſer Gegend kennen zu lernen, darauf die Vegetation der Lagunen und Sanddünen von Mollah-Kara unterſucht, haben dann noch der von General Annenkow neu errichteten Anſiedelung Uzun-Ada einen zweitägigen Beſuch abgeſtattet und ſind jetzt in Tiflis mit dem Auspacken und Ordnen ihrer werthvollen Sammlungen beſchäftigt.

Afrika.

— Dr. Schweinfurth hat sich an alle in Aegypten lebenden Europäer, besonders die Aerzte, mit der Bitte gewandt, zu untersuchen, ob, so weit sie es gewahr werden, Familien aus nördlicheren Breiten stammend und in Aegypten dauernd ansässig mit der dritten Generation aussterben oder ob die Bewohner der nördlichen Breiten fähig sind, unter denen Aegyptens dauernd die Art zu erhalten.

— Die portugiesischen Forscher Serpa Pinto und Lieutenant Cardozo (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 383) verließen kürzlich die Kapkolonie, um nach Lissabon zurückzukehren. Dieselben haben eine äußerst wichtige wissenschaftliche Erforschung des Seengebietes ausgeführt. Von Mozambique aus gingen sie zu Lande nach Ibo, berichtigten viele Irrthümer in den Karten und richteten dann an der Spitze einer Expedition von 800 Mann ihren Weg nach dem Njassa-See. Hierbei führten sie auf dem Marsche mit gut funktionirenden Instrumenten eine geodätische Triangulation des durchreisten Landes aus. In Folge eines gefährlichen Fieberanfalles wurde Serpa Pinto in Mebe's Land, von welchem er eine geologische Aufnahme gemacht hatte, gezwungen, die Expedition zu verlassen. Lieutenant Cardozo, der 50 Tage lang blind gewesen war, wurde glücklicher Weise rechtzeitig wieder hergestellt, um die Führung der Expedition zu übernehmen. Dieselbe setzte ihren Weg nach dem Njassa fort und von da nach dem Schirwa-See und Blantyre, sowie auf einem neuen Wege nach Quelimane. Hierbei litten die Theilnehmer sehr vom Hunger. Sämmtliche Hunde starben am Hungertode und die Menschen entgingen kaum demselben Schicksale. Die Expedition begleiteten 200 Zulus, welche durch Muth und Hingebung gute Dienste leisteten. Abgesehen von den wissenschaftlichen Arbeiten dehnten die Forscher auch auf alle wichtigen Punkte, die während der 20 Monate dauernden Reise berührt wurden, die portugiesische Herrschaft aus.

— Die Arbeiten an der längst projektirten Eisenbahn von St. Paulo de Loanda nach Ambacca im portugiesischen Westafrika sind zu Anfang Oktober endlich in Angriff genommen worden.

— Oskar Baumann, der Begleiter von Prof. Lenz, hat sich vollständig wieder erholt und ist Ende August von Banana nach Fernando Poo abgegangen, um diese Insel geologisch zu untersuchen.

— Dr. C. Keller, welcher inzwischen wohlbehalten wieder in Europa eingetroffen ist, schildert in der „Neuen Züricher Zeitung" (1886, Nr. 297) Tamatave, welches den wichtigsten Hafen von Madagaskar und zugleich den Schlüssel für alle Operationen nach dem Inneren darstellt und in nicht ferner Zeit vermuthlich einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird. Aeußerlich sieht der Ort mit seinen einstöckigen Holzhäusern und seinen zwei parallelen Hauptstraßen sehr primitiv aus; aber sein Hafen ist der beste an der ganzen Ostküste und verdankt der Nähe von Réunion und Mauritius, welche mit Madagaskar seit langer Zeit in lebhaftem Verkehre stehen, viel. Die etwa 7000 Seelen betragende, aber sehr fluctuirende Bevölkerung ist höchst gemischt; obenan stehen die Hovabehörden, die europäischen Kaufleute und die französische Besatzung. Ferner finden sich unzuverlässige mit Schnaps handelnde Kreolen, zahlreiche Howas, wenige Araber und der Rest Betsimisaraka. Die Kaufleute sind durch die verschiedensten Nationen vertreten. Englische, französische und amerikanische Häuser beherrschen von hier aus den Handel von Madagaskar und importiren hauptsächlich rohe Baumwolltücher, bedruckte Baumwollzeuge, Wollstoffe, verschiedene Luxusartikel, Fayence, Glaswaaren, Kochtöpfe u. s. w. In neuerer Zeit hat der deutsche Handel in Tamatave, sowie auch auf der Nordwestseite von Madagaskar einen nicht unbeträchtlichen Einfluß gewonnen und eine empfindliche Konkurrenz bereitet. Tamatave ist ferner der Hauptpunkt für den Export, welcher in Häuten, Reis, Kautschuk, Kopal und Rofiafasern besteht. Nicht zu vergessen ist, daß von hier aus auch der bedeutendste Export an Ochsen stattfindet und die benachbarten Inseln Réunion und Mauritius mit Fleisch versorgt.

Australien.

— A. J. Giles und J. B. Laurie leiten eine Forschungsexpedition, welche das wenig bekannte Gebiet zwischen der Katherine-Station des Ueberlandtelegraphen (Northern Territory der Kolonie Südaustralien) in 14° 30′ südl. Br. und 132° 23′ östl. v. Gr. und dem Kimberley-Distrikte der Kolonie Westaustralien genau erforschen soll. Die Gesellschaft trat Ende August die Reise an. Die südaustralische Regierung gewährt eine Beihilfe von 320 Pfd. St.

— Wie ein Telegramm von der Station Powell's Creek am Ueberlandtelegraphen meldet, traf dort am 23. August David Lindsay (vergl. oben S. 255) mit seiner Reisegesellschaft glücklich wieder ein.

Südamerika.

— Eine Commission mit der spanischen Regierung als Obmann ist gebildet worden, um die streitige Grenzlinie zwischen den Vereinigten Staaten von Columbia und Costarica festzustellen.

— Durch Vermittelung des diplomatischen Vertreters von Ecuador in Bogota hat die columbanische Regierung eingewilligt, jener Republik den Inschriftstein von Tarqui zurückzugeben. Auf demselben hatte bekanntlich die wissenschaftliche französische Commission, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Messung eines Meridiangrades und zur Ausführung anderer astronomischer Beobachtungen sich in Ecuador aufhielt, zu Cuenca ein dauerndes Zeugniß ihrer wichtigen Arbeiten zurückgelassen. In Folge dessen hat am 10. Juli die Landesvertretung von Ecuador folgenden Beschluß gefaßt: „In Anbetracht dessen, daß die Regierung von Columbien den Inschriftstein zurückgegeben hat, welchen die französischen Akademiker zu Tarqui errichtet hatten, daß ferner dieser Stein sich am Südende des unter dem Aequator im letzten Jahrhundert durch jene Akademiker gemessenen Meridiangrades befand, daß es nothwendig ist, dieses Denkmal zum Nutzen der Wissenschaft und der Geschichte wieder herzustellen, damit ein geographischer Punkt von so hoher Wichtigkeit nicht verloren gehe, wird 1) die Executivgewalt eine Pyramide aus einheimischem Marmor von wenigstens 8 m Höhe an der Stelle errichten lassen, welche die französischen Akademiker bestimmt und durch den zurückgegebenen Stein bezeichnet haben; 2) wird auf der westwärts gewandten Seite obiger Stein und auf der nach Osten gekehrten eine Metalltafel eingesetzt werden, auf welcher vorliegender Beschluß eingegraben ist.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. V. (Mit sieben Abbildungen.) — B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan. II. (Schluß.) — Dr. Emil Jung: Die Regelung der deutschen Auswanderung. — Kürzere Mittheilungen: Aus dem Leben der Mondombé. — Die Fundstätte der Dinoceratiden in Wyoming. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 2. November 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

VI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Bei heller Luft konnte man den breiten Streifen unterscheiden, welcher theils bewachsen, theils sandig sich in der Breite von sechs bis sieben Meilen um den ganzen See hinzieht und seine Ufer vom Fuße des Gebirges trennt; er ist bei den Engländern unter dem Namen elephant marshes bekannt und es wird von demselben späterhin noch weiter die Rede sein.

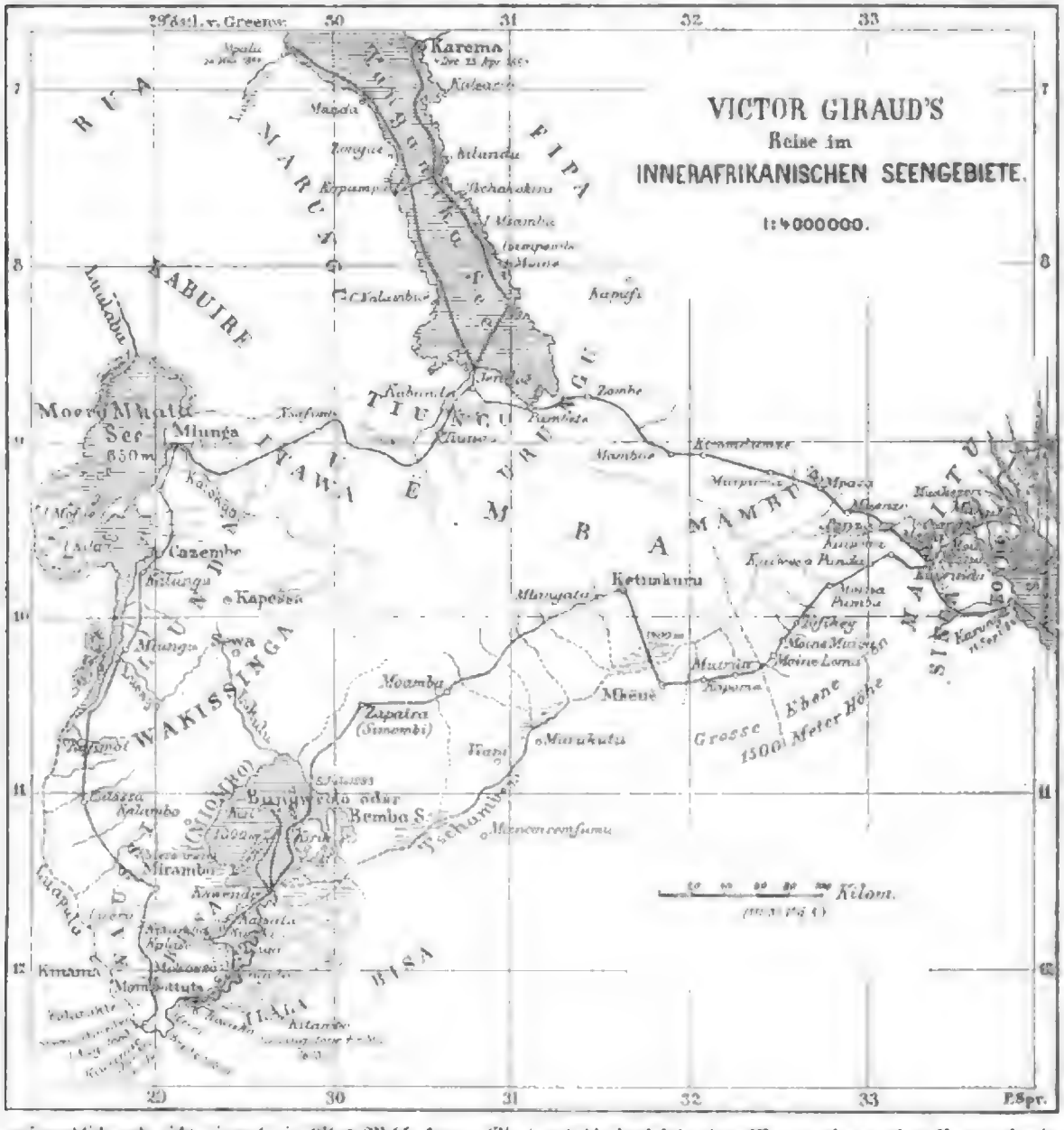
Die zwei oder drei ersten Ketten der nun zu überschreitenden Bergmasse laufen einander parallel von Norden nach Süden; weiterhin aber hört dies auf und man kommt in ein Gewirre von Gipfeln und Abhängen, so daß es unmöglich wird, eine vorherrschende Richtung zu unterscheiden. Hier und da trifft man eine Gruppe Bäume, sonst ist Alles entwaldet und sieht ziemlich trostlos aus; eine Eigenthümlichkeit ist der Nebel, der sich um die Gipfel hin lagert. Die mittlere Höhe der Lagerplätze wechselte in den nächsten Tagen zwischen 1300 und 1500 m; des Wassers wegen wurden für dieselben immer verhältnißmäßig niedrige Stellen ausgewählt. Selten nur traf man einen Eingeborenen an; man stieß nur auf kleine Weiler von vier bis fünf Hütten, deren Bewohner meist flüchteten.

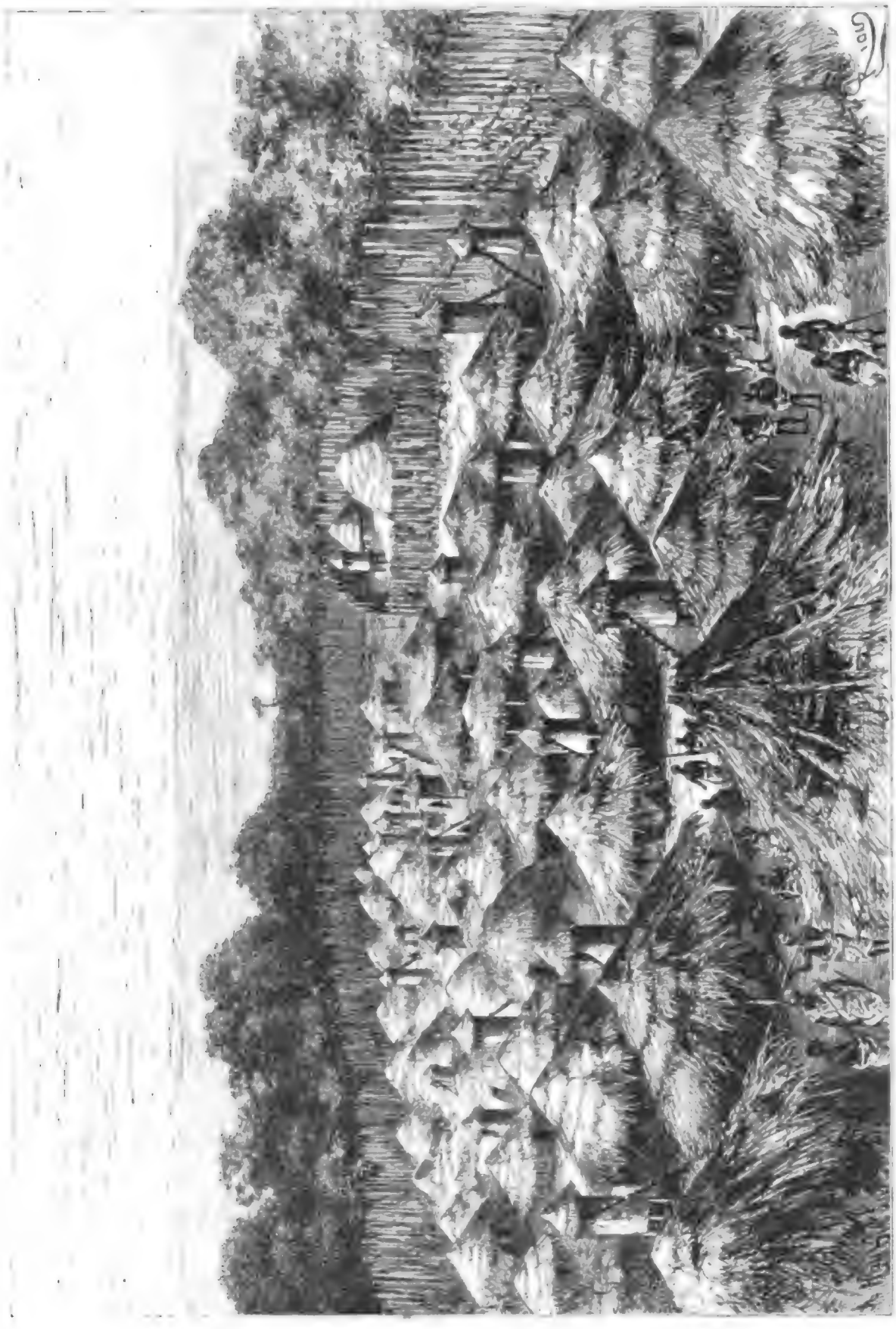
Eines Tages kam Moina Missuku, der angesehenste Häuptling dieser Gegend, der Giraud ein sehr mäßiges Geschenk anbot und, als er den dreifachen Werth als Gegengabe empfangen, wollte er schlauer Weise noch etwas zufügen, was aber nicht angenommen wurde. Er hatte eine eigenthümliche Art des Grüßens, welche sehr zum Lachen reizte. Als er sich Giraud näherte, streckte er sich rücklings der Länge nach auf der Erde aus, klatschte dreimal in die Hände, drehte sich ein wenig nach rechts, dann nach links, wobei er fortwährend in die Hände klatschte, dann kauerte er sich vornübergeneigt mit gefalteten Händen nieder. So hörte er die Worte Giraud's an und begleitete sie von Zeit zu Zeit mit erneuertem Klatschen, noch ehe sie vom Dolmetscher übersetzt waren. Uebrigens wurde eine ähnliche Art des Grüßens später in Uëmba und bei den Wa'usso wiedergefunden. Dieser Häuptling war früher schon mit Weißen zusammengetroffen und, weniger furchtsam als seine Landsleute, machte er dem Reisenden manche Mittheilungen über die weite, im Westen gelegene Ebene Uëmba.

Vom Gipfel der letzten Bergkette aus erblickte man diese, welche bis auf 25 bis 30 Meilen Entfernung, wo der Horizont durch Wolken begrenzt war, mit dichtem Walde bedeckt zu sein schien; hier und da nur sah man eine gelbe, von Bäumen entblößte Stelle. Drei Stunden dauerte es, bis man auf abschüssigem Wege die Ebene erreichte, und ein weiterer einstündiger Marsch brachte die Expedition vor das Dorf Kiwanda (Kuiwinda).

Zuerst erblickte man nur ein dichtes, von hohen Bäumen überragtes Gebüsch; nur einzelne Menschenstimmen, die man hörte, verriethen die Nähe von Wohnungen. Ein kleiner, aber tiefer Fluß bildete die erste Vertheidigungslinie; die Brücke, ein etwa einen Fuß unter dem Wasser liegender Baumstamm, war nur mit Mühe zu passiren. Dann

folgte ein dichtes Gebüsch voller Unreinlichkeiten und endlich eine Verpallisadirung. Der von derselben umschlossene Raum spottete jeder Beschreibung; in einem Kreise von etwa 100 m Durchmesser standen gegen 100 Hütten und Vorrathshäuser in schönster Unordnung durch einander. Es blieb kein Raum, ein Lager aufzuschlagen, so daß Giraud es sich in einer Hütte bequem machte. Zunächst erschien ein Eingeborener, welcher angab, im Dienste eines Engländers zu stehen, welcher beschäftigt sei, einen Weg zwischen dem Njassa und Tanganika herzustellen; er erzählte ferner, daß der Weg seit drei Jahren angefangen sei, die Arbeiten aber habe der Tod der beiden ersten Ingenieure verzögert, auch der dritte fange schon an zu kränkeln. Am nächsten Tage begab sich Giraud selbst dorthin; das Haus war prächtig gelegen und vorzüglich gebaut, doch der Empfang seitens der, mit seiner Bewachung betrauten Schwarzen war höchst


VICTOR GIRAUD'S
Reise im
INNERAFRIKANISCHEN SEENGEBIETE.
1:4000000.
Karema
Moero-Mhalla-See
650 m
Munga
Cazembe
Kapessa
Ketumkuma
Mpala
Mpimbe
Mpimbe Lamia
Mpimbe Mtoto
Mpimbe Mkuba
Mpimbe Pemba
Mpimbe Kiwanda
Mpimbe Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mtoto
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Mkuba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Pemba
Mpimbe Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kisabengo Kiwanda
Mpimbe Kisabengo



Das Dorf Kiwanda.

Digitized by Google

einem breiten und tiefen Graben umgeben war. Die Bevölkerung war im Allgemeinen wohlwollend und zuvorkommend, aber durch die fortwährenden Raubzüge des benachbarten Häuptlings Ketimkuru in Schrecken geſetzt; ſie beklagte ſich, daß dieſer raubgierige Mann ihr Alles, namentlich das Vieh genommen habe. Am 13. Mai erreichte Giraud das Dorf des Moïne Muiva, von dem man ſchon einige Tage zuvor hatte ſprechen hören; gegen alle Regeln afrikaniſcher Bauordnung ſah man das Dorf ſchon 300 m weit, ehe man es erreichte; die unmittelbare Umgebung war bebaut; in der Nähe des Einganges grinſten einige Menſchenſchädel, welche noch zum Theil mit Fleiſch bedeckt waren, von langen Stangen herab die Ankömmlinge an. Palliſadenzaun und Graben waren doppelt. Im Inneren herrſchte eine größere Ordnung und es fand ſich hinreichend Raum, um das Lager der Expedition drinnen aufzuſchlagen, was aus Furcht vor Feuersgefahr vorher nie geſchehen war. Dieſes Dorf mochte 600 m im Durchmeſſer und 200 bis 300 Bewohner haben. Auf der Nordſeite ſtieß an das Dorf eine zweite runde Umwallung, in welcher damals der Häuptling mit ſeiner Familie wohnte, die aber im Falle eines Krieges als Citadelle dienen konnte. Bei den Bewohnern bemerkte man einige Spuren von Induſtrie. Giraud ſah einen Mann mit der Herſtellung von Lanzenſpitzen und Eiſendraht beſchäftigt, und weiterhin eine Frau, welche Fäden aus Kaktusblättern herſtellte.

Am folgenden Tage fand der feierliche Empfang ſtatt; gegen ein Uhr erſchienen Abgeſandte des Königs, um Giraud abzuholen. Er folgte ihnen unbewaffnet und nur von acht oder neun Mann begleitet und traf den Häuptling in einem geräumigen, mit Palliſaden umgebenen Hofe neben einer kleinen Hütte. Er ſaß auf einem mit bunten Tüchern und Teppichen bedeckten Baumſtamme, unter den Füßen einen Teppich, eine rothe Decke um die Schultern und das Haupt von einem Sonnenſchirme, den er in der linken Hand hielt, beſchattet. Rechts und links ſeine Leute in zwei großen Gruppen, die eine 50 Mann ſtark mit alten Flinten, die andere dreimal ſo zahlreich und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; zwiſchen beiden ein freier Platz, wo Giraud ſich auf einem Stuhle niederließ, 50 m von dem Häuptlinge entfernt. Zwei Dol-

Eingang in das Dorf des Moïne Muiva.

metſcher bewegten ſich zwiſchen Giraud und dem Häuptlinge hin und her und begrüßten letzteren jedesmal, indem ſie ſich auf Bauch und Rücken wälzten und in die Hände klatſchten. So vergingen faſt zehn Minuten, ehe ſich die beiden nur begrüßt hatten; dann aber donnerte Moïne Muiva los gegen ſeinen Gaſt, wegen der geringen Geſchenke, welche dieſer ihm geſchickt hatte; nachdem ihm ſpäter weitere Gaben überreicht worden waren, ſtellte es ſich heraus, daß dieſer zornige Ton etwas geklünſtelt geweſen war, und daß er eigentlich nur aus Furcht Giraud nicht hatte geſtatten wollen, ihm näher zu kommen. Am Abend ließ er denn auch bitten, möglichſt ſchnell aufzubrechen, was ganz den Abſichten Giraud's entſprach.

Auch hier hörte man noch mehr als früher mit Entſetzen von den Waëmba ſprechen, die ihre Gefangenen mit der äußerſten Grauſamkeit behandelten. Für ſie, die an fortwährende Kriege mit den Nachbaren gewöhnt, würde es nur Kinderſpiel ſein, die Karawane aufzureiben. Giraud hatte erſt gehofft, das Land dieſes grauſamen Stammes umgehen zu können, doch war dies nicht möglich, da derſelbe im letzten Jahre ſein Gebiet beträchtlich ausgedehnt hatte. Zwei Tage, nachdem man Moïne Muiva verlaſſen hatte, trat die Expedition in das Gebiet der Waëmba ein; die vorhergehende Nacht hatte man in einem kleinen, mitten in einem Moraſte in einem Dorngebüſche gelegenen Dorfe zugebracht und nur mit unendlicher Mühe Führer gefunden, zwei langbeinige Eingeborene, die ſicherlich entſchloſſen waren, die Fremden bei der erſten drohenden Gefahr im Stiche zu laſſen, und die deshalb unter ſcharfe Aufſicht geſtellt wurden. Der Zug folgte in ſüdweſtlicher Richtung einem guten Fußwege, theils unter dem Schatten mächtiger Bäume, theils über weit ausgedehnte grüne, ſumpfige Flächen, von denen ſchon Livingſtone berichtet hat und von denen auch noch weiterhin zu ſprechen ſein wird. Mit einem Male ging eine eigenthümliche Bewegung durch den Zug; man hätte glauben können, daß die Leute fühlten, ſie gingen einem Unglücke entgegen. Gegen 10 Uhr erblickten die entſetzten Führer einige Schatten unter den Bäumen, welche ſchnell wieder verſchwanden — es waren die erſten der ſo gefürchteten Waëmba. Gegen Mittag bezog man ein Lager an einem

Digitized by Google

Empfang bei Meine Maiva.

Digitized by Google

Flüßchen; einige Eingeborene voll anmaßenden Weſens erſchienen, ohne ſich durch die Gegenwart eines Weißen einſchüchtern zu laſſen.

„Was wollt ihr hier“, war ihre Frage, „wie kommt ihr dazu, ſo ohne Weiteres in das Gebiet der Waëmba einzudringen?“ Als ſie die Führer erblickten, warfen ſie ſich auf dieſelben, nur das Dazwiſchentreten Giraud's konnte letztere retten; einige Stunden nachher waren ſie unter gutem Geleite auf dem Rückwege nach ihrer Heimath. Jetzt wurden die Waëmba etwas zugänglicher; ſie erzählten Giraud, daß ſie in den Grenzgebieten keine Dörfer anlegen; nur in der Regenzeit trieben ſie dort etwas Ackerbau und verbrächten die übrige Zeit mit Einfällen in die Nachbarländer. Muirua, ihr Häuptling, befände ſich ganz in der Nähe; er hätte ſchon von der Annäherung der Expedition gehört und verſpreche, ſeinen Willen mitzutheilen; zweifellos würde er der Expedition den Eintritt in das Land der Waëmba erlauben, da Ketimkuru fremde Karawanen gern in ſeinem Lande ſähe.

Am nächſten Morgen bei Tagesanbruch erſchien auch wirklich ein von Muirua abgeſchickter Häuptling, welcher Giraud zu ihm geleiten ſollte; unterwegs ſchloß ſich eine ſtets wachſende, lärmende Schaar dem Zuge an; alle dieſe Leute waren gut gebaut, aber mager und knochig. Am Mittag wurde das Lager aufgeſchlagen, die immer zahlreicheren Eingeborenen fingen an recht unverſchämt zu werden, doch glückte es Giraud, ihnen zu imponiren, indem er über die Geographie des Landes ſprach. Muirua ſchickte nun eine Botſchaft, daß er Geſchenke erwarte; Giraud aber, der ſchon gelernt hatte, mit ſolchen hitzköpfigen Völkern umzugehen, ließ ihm zurück ſagen, er erwarte die ſeinigen. Daraufhin ſchickte Muirua ein Perlhuhn, wofür er als Gegengabe zwei Gewehre, ein Faß Pulver, eine Ladung Stoffe und Perlen verlangte; das Geſchenk, welches Giraud ihm anbot, kam an demſelben Abend noch mit Proteſt zurück.

Am folgenden Morgen entſchloß ſich der Reiſende, das Lager Muirua's aufzuſuchen; daſſelbe beſtand aus nur fünf gut gebauten Hütten ohne jede Befeſtigung. Der unmäßig dicke Häuptling war viel zu neugierig, um ſich lange erwarten zu laſſen, auch ſchien ihm die Ankunft Giraud's Vergnügen zu machen. „Ich habe den Befehl“, ſagte er, „alle nach

Der dicke Muirua auf den Schultern eines Sklaven.

Uëmba kommenden Karawanen zu Ketimkuru zu ſchicken“. Auf den Einwurf jedoch, es ſei unmöglich, über den Tſchambezi zu kommen, erlaubte er dem Franzoſen, die Reiſe nach Weſten fortzuſetzen. „Mkuë hat mir gerade ein Geſchenk gemacht, und es iſt ein hübſches Gegengeſchenk, ihm eine Karawane, wie die deinige, zuzuſchicken; wenn du aber nicht von Mkuë geplündert wirſt, wird es bald darauf von Marukutu geſchehen.“ Zwei Leute, welche zu Mkuë zurückkehrten, ſollten als Führer dienen. Der Häuptling ließ es ſich nicht nehmen, Giraud nach ſeinem Lager zurückzubegleiten; den 3 km langen Weg legte er auf den Schultern eines Sklaven zurück, welcher die ganze Zeit nicht aufhörte, im Trabe zu laufen.

Es möge daran erinnert werden, daß Livingſtone mit dem ſehr bezeichnenden Namen „Schwämme“ jene Sümpfe bezeichnet hat, welche von N nach S ſich über die ganze Ebene des Tſchambezi ausdehnen und mit kaum merklicher Neigung nach dem Fluſſe hin abfallen; man könnte das Ganze als ein Entwäſſerungsſyſtem im großen Maßſtabe bezeichnen, durch welches alle Feuchtigkeit des Landes einem einzigen Sammelbecken, aus welchem der Congo entſpringt, zugeführt wird. Giraud hat dieſe „Schwämme“ weſtlich vom Bangweolo getroffen, ebenſo zwiſchen den Seen Tanganika und Njaſſa, wo ſie denſelben Charakter haben und ſtets in auffallend regelmäßigen Zwiſchenräumen auftreten. Ein ſolcher „Schwamm“ kann bei verſchiedener Länge 200 bis 1000 m breit ſein, äußerlich gleicht er einem mit kurzem Graſe bedeckten Thale, deſſen manchmal mit kaum merkbarer Neigung abfallende Ränder in einem kleinen, hellen Bächlein ſich begegnen. Die Vegetation auf dieſen Abhängen beſteht aus kleinen, in einander verwirrten Wurzeln, welche bald das Ausſehen einer großen Raſenfläche darbieten, die unter dem Gewichte des Fußes ſchwankt, bald von Soden Torf, welche auf einer dunklen Flüſſigkeit ſchwimmen, die oft mit einer Schicht Eiſenoxyd von öligem Anſehen bedeckt iſt. Dieſer „Schwamm“ iſt, ſelbſt in der heißen Jahreszeit, immer feucht; mit Mühe nur kann ſich das Waſſer einen Weg durch dies Gewirre von Wurzeln bahnen und daher gelangt es auch wie filtrirt in den an der niedrigſten Stelle befindlichen Bach, wo es über ſeinem

Digitized by Google

Sande hinfließt, der wahrſcheinlich nur die Fortſetzung der unter dem „Schwamm“, manchmal nur einen Fuß tiefer befindlichen, undurchdringlichen Schicht iſt. Von einander ſind dieſe Schwämme durch 5 und 10 km im Durchmeſſer haltende Waldflächen getrennt, und zwar ſo regelmäßig, daß die Begleiter Giraud's bald die Märſche nach der Zahl der „Schwämme“ zu ſchätzen anfingen; regelmäßig paſſirte man drei bis vier derſelben in einem Tage. An ſeinem Rande, wo der Boden noch von Feuchtigkeit durchdrungen iſt, iſt der Wald dicht belaubt und hochſtämmig, aber hinter dieſem Vorhange findet man kleine, verkümmerte Bäume oder Buſchholz. Hier und da macht der Baumwuchs auch ſeinem, grünem Raſen Platz und wieder an anderen Stellen beſteht die Erdoberfläche aus braunem, zuſammengeſintertem oder kugelförmigem Hämatit, auf welchem die Schritte wiederhallen wie auf einem Keller. Ueberall kommt Eiſenerz in verſchiedener Geſtalt häufig vor. Eine eigenthümliche Erſcheinung, die in ſo großer Zahl auftritt, daß ſie für dieſe weit ausgedehnten Landſtriche typiſch iſt, verdient noch erwähnt zu werden; es ſind dies die Bauten von Termiten oder weißen Ameiſen. Giraud ſagt, daß dieſe Thiere den Untergrund der ganzen von ihm durchreiſten Gegend von der Küſte an bevölkern; doch nie vorher hat er geſehen, daß ihre Bauwerke ſo große Dimenſionen annahmen. Kein Sand, kein Sumpf hält dieſe thätigen Thiere auf. Ihre Bauart wechſelt bis ins Unendliche ab; bald gleichen ihre Neſter einem großen Pilze, bald einem $1^1/_2$ Fuß hohen Grabhügel, bald einem 3 bis 4 m hohen Kegel, deſſen Durchmeſſer an der Baſis etwa 10 m beträgt. In Abſtänden von je 200 m etwa windet ſich der Pfad um einen ſolchen Hügel herum, und an den überſchwemmten Ufern des Tſchambezi fand Giraud keine andere Lagerplätze, als Termitenbauten.

Der Weg vom Muirua zum Mkuſu wurde auf vier Tagemärſche geſchätzt; am erſten Tage ſtieß man noch auf einige kleinere Lagerplätze, die aber immer ziemlich tief im Geſträuch verborgen lagen. Je weiter man vorrückte, deſto ſeltener wurden Sorghum und Mais, ſo daß Giraud ſich oft kaum die für den eigenen Bedarf erforderliche Nahrung verſchaffen konnte. Die Leute mußten ſich mit Uleſi-Mehl behelfen, einer ſo unſchmackhaften Speiſe, daß Giraud erklärt, er habe ſie ſelbſt in der höchſten Noth nicht über die Lippen bringen können; leider ſind die Eingeborenen zu gleichgültig, um die kleine Mühe aufzuwenden, welche die Sorghumkultur erfordert. In ſolchem, mit Pori bedeckten Lande iſt das Auffinden von Lebensmitteln die größte Sorge, welche den Führer einer Expedition bedrückt; eine kräftige Nahrung iſt für die Träger ſo nöthig, daß Giraud ſo viel als möglich durch die Jagd herbeizuſchaffen ſuchen mußte. Die erſte Tagereiſe brachte nichts weiter, als die Entdeckung eines großen Trupps Elephanten, die bei Annäherung der Jäger ſich in kurzem Trabe im Dickicht verloren; nachdem Giraud ſie zwei Stunden lang vergeblich verfolgt hatte, mußte er die Sache aufgeben und eine Kuh ſchlachten laſſen, um die ermüdeten Lebensgeiſter ſeiner Genoſſen zu erneuter Thätigkeit anzufachen. Am folgenden Tage hörte man das wilde Grunzen eines Rhinoceros und entdeckte ſeine Spur; dieſelbe wurde allerdings verfolgt, als ſie jedoch weit von dem gewöhnlichen Fußwege verlief, kehrte Giraud an die Spitze des Zuges zurück. Plötzlich erhob ſich bei der Nachhut ein großes Geſchrei. Als er dorthin geeilt war, fand er alle ſeine Leute in der größten Verwirrung im Gebüſch zerſtreut, die Kiſten und Waarenballen lagen auf dem Boden umher und zwei der Leute waren ernſtlich verletzt; ihre Kameraden bemühten ſich, ſie wieder zu ſich zu bringen. Das Thier hatte in ſeiner Wuth die Richtung gewechſelt und war wüthend auf dem Fußpfade fortgeſtürmt, wobei es zehn Leute niedergeworfen hatte. Haſſani gelang es noch am Abend, einen Büffel zu erlegen, deſſen Fleiſch erſt um Mitternacht in das Lager geſchafft werden konnte.

Einiges über den Wajang auf Java.

Von Emil Metzger.

Es giebt wohl kein Vergnügen, welches auf Java, beſonders im eigentlichen Java, dem mittleren Theile der Inſel, wo die javaniſche Sprache die Landesſprache iſt, ſo volksthümlich wäre, wie der Wajang in ſeinen verſchiedenen Formen. Wenn eine ſolche Vorſtellung ſtattfindet, ſtrömt die Bevölkerung der umliegenden Ortſchaften nach dem Schauplatze der Aufführung, und nicht leicht wird ſich einer der Zuſchauer entfernen, bis der Dalang (der Sprecher) ſein letztes Wort geſagt hat, ſollte dies auch bis zum Tagesgrauen währen; ja, wenn, wie es auch vorkommt, die Vorſtellung mehrere Nächte lang dauert, werden nur wenige Zuhörer an dem folgenden Abende fehlen; die Zeit einer Wajangvorſtellung verſchafft den Dieben eine günſtige Gelegenheit.

Wir müſſen unſeren Leſern wohl zunächſt eine allgemeine Erklärung geben, was man unter dem Worte „Wajang“ zu verſtehen hat, ſie läßt ſich kurz und bündig in einem Worte zuſammenfaſſen, Wajang iſt ein Puppenſpiel.

Gegenſtand der Vorſtellung ſind indiſche und javaniſche Heldenſagen. Der Dalang, der den Puppen ſeine Stimme leiht, iſt ein einfacher Javane; wenn man ihn vor Beginn der Vorſtellung ſieht, wie er im Halbſchlafe träumeriſch vor ſich hinſtarrt, ſollte man nicht glauben, daß dieſer gewöhnlich alte und abgelebte Mann, deſſen Augen eingeſunken ſind von manchen durchwachten Nächten und dem Genuſſe von Opium, die Kraft und die Fähigkeit beſäße, ſeine Landsleute ganze Nächte lang zu feſſeln. Fürwahr, ſeine Aufgabe iſt ſchwer. Ein eigentlicher, gewiſſermaßen officiell angenommener Text für dieſe Aufführungen beſteht nicht, wie wir hier ausdrücklich hervorheben wollen — es ſei denn, daß man einem berühmten Dalang ſeinen Vortrag nachgeſchrieben habe, was allerdings zuweilen vorkommt. Dieſer Punkt, der ſchon vielfach zu Mißverſtändniſſen Veranlaſſung gegeben hat, wurde vor einigen Jahren in der „Batav. Genootschap“[1]) zum Gegenſtande einer eingehenden Beſprechung gemacht. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Amſterdam nämlich hatte die Bitte ausgeſprochen, einige Wajangerzählungen zu erhalten, und man hatte ihr demgemäß das einzige zugängliche Material, ſogenannte Lakons (hochjavaniſch

[1]) Vgl. Notulen Bat. Genootsch. van kunsten en wetenschappen. 1878, p. 9 ff.

Lampanan) zugehen laſſen. Es ſind dies für alle Dalangs gültige, kurze Inhaltsangaben der betreffenden Stücke, die durch dieſelben in ihrer eigenthümlichen Weiſe weiter behandelt werden, wie man von Batavia aus ausdrücklich hervorhob. Es heißt a. a. O. unter Anderem: „Bei dieſem Ausarbeiten folgt er (der Dalang) nun wohl gewiſſen Regeln und iſt er an ſichere feſte Punkte gebunden; doch dies ſchließt nicht aus, daß die Aufführungen derſelben Lakons, ſelbſt durch denſelben Dalang, nicht immer einander gleich ſind, um von den Abweichungen, die bei der Aufführung durch verſchiedene Dalangs ſtattfinden können, gar nicht einmal zu ſprechen. So mußte z. B. ein Dalang am Hofe und bei den Großen zu Solo ſeinen Vortrag nach der dort herrſchenden Gewohnheit einrichten, ſo daß Ardjunâ (eine der Hauptperſonen des Stückes) nicht vor Mitternacht auf der Bühne erſcheint. Ein Lakon, in welchem er ſchon bald auftritt, muß alſo durch den Dalang in die Länge gezogen werden, indem er entweder ein Bruchſtück aus einer anderen Erzählung hinein verwebt oder die Reihenfolge ändert, Nebenhandlungen, Verſe, Räthſel, Sprichwörter oder Scherze einfügt. Wie er dabei zu Werke geht, hängt von ſeiner Geſchicklichkeit ab. Der javaniſche Dalang würde ebenſowenig wie ſein europäiſcher Kollege im Stande ſein, die ſeinen Puppen bei der Aufführung in den Mund gelegten Worte und Scherze hinterher aufzuſchreiben.“

Man ſieht hieraus, daß man in dem javaniſchen Dalang einen Improviſator kennen lernt, welcher ſich den Inhalt ſeines Stückes und den allgemeinen Verlauf deſſelben eingeprägt hat und nun eine extemporirte Vorſtellung in derjenigen Weiſe giebt, die ihm mit Rückſicht auf die Umſtände (wobei die empfangene Belohnung auch nicht ohne Einfluß iſt) am zweckmäßigſten vorkommt. Er iſt alſo Redner und Sänger, der jedem ſeiner Helden eine andere Stimme leiht, und der, wenn der Faden einmal abreißt, die merkwürdigſten Geſchichten erfindet, bis er wieder ſich im richtigen Fahrwaſſer befindet. Das erfordert nun ſchon in ſprachlicher Hinſicht eine ganz ungewöhnliche Gewandtheit. Es iſt bekannt, daß ſich die javaniſche Sprache in eine hohe und eine niedere Sprache ſcheidet, zu denen ſich im täglichen Leben noch eine dritte Art geſellt, die mittlere; namentlich die erſtgenannten müſſen im Gebrauche ganz ſtreng unterſchieden werden, und es iſt leicht begreiflich, daß, da beinahe Jeder dieſe Sprachen in einer gewiſſen Vollkommenheit beherrſcht, der Dalang bei dem unbedeutendſten Fehler der unerbittlichen Kritik ſeiner Landsleute ausgeſetzt iſt. Wenn die Sache im Allgemeinen ſchematiſch ziemlich einfach ſo dargeſtellt wird, als ob die hohe Sprache gegenüber dem Höheren, die niedrige gegen Untergebene, die mittlere unter Standesgenoſſen geſprochen würde, ſo iſt der Gebrauch der verſchiedenen Worte doch thatſächlich ſehr viel ſchwieriger, da man für jeden Gegenſtand drei verſchiedene Ausdrücke kennen oder eigentlich drei, in mancher Beziehung ſehr von einander abweichende Sprachen lernen muß.

Die eigenthümliche Verwickelung beſteht jedoch darin, daß die Art der Sprache, welche gebraucht werden muß, nicht nur vom Range der angeredeten, ſondern auch vom Range der beſprochenen Perſon, ja ſelbſt von demjenigen des Beſitzers einer beſprochenen Sache abhängt. Spricht man von letzterem in der hohen Sprache, ſo muß man dies auch von ſeinem Beſitze thun. So verwickelt nach unſeren Begriffen die Sache auch iſt, ſo einfach kommt ſie dem Javanen vor, der daher auch dieſe Fertigkeit an dem Dalang nicht eben beſonders bewundert; was ihm an dem Künſtler imponirt, iſt der Umſtand, daß er es verſteht, ſich beinahe jede Nacht in höhere Sphären zu verſetzen. Welche Kenntniſſe vermuthet man nicht bei ihm! Welch wunderbare Geſchichten von Prinzen und Prinzeſſinnen, von den Kämpfen der Ahnen, von blutigen Schlachten, von Ungeheuern und Geſpenſtern weiß er zu erzählen und dabei jede Figur ſo ſprechen zu laſſen, als ob er alles ſelbſt erlebt, ſelbſt mit allen Ständen verkehrt habe.

Im Allgemeinen iſt bei den Dalangs von keiner großen Gelehrſamkeit die Rede, ihr Wiſſen und Können iſt meiſtens Sache der Routine, die ſie ſich erworben haben, indem ſie ſich längere Zeit einem berühmten Dalang als Lehrling (Tjangkrit) angeſchloſſen haben; einzelne jedoch, namentlich ſolche, welche bei Fürſten und Großen leben, haben wirklich ſich gründlich mit den javaniſchen Ueberlieferungen bekannt gemacht. Alle aber wiſſen die verſchiedenen Charaktere, die in ihren Stücken vorkommen, in echt javaniſcher Weiſe vorzuſtellen; hiermit iſt denn auch gleichzeitig geſagt, daß an die Worte, welche Ritter und Knecht, Prinzeſſin und Zofe, Hoch und Niedrig in den Mund gelegt werden, der Maßſtab europäiſcher Prüderie nicht angelegt werden darf. Namentlich iſt dies der Fall, wenn den Dalang ſein Gedächtniß im Stiche läßt und er die Lachluſt der Zuſchauer durch einige Scherze zu erregen ſucht.

Die Gefahr, daß europäiſche Ohren durch ſolche Ausfälle beleidigt würden, iſt wohl nur gering; es gehört ſchon eine ganz außergewöhnliche Kenntniß der Sprache nicht nur, ſondern auch der Verhältniſſe dazu, um der Aufführung, namentlich bei den neben der Haupthandlung herlaufenden Epiſoden folgen zu können; wir möchten ſelbſt glauben, daß manche der eingeborenen Zuhörer trotz der geſpannten Aufmerkſamkeit, welche ſie dem Vortrage widmen, nicht im Stande ſind, immer die volle Bedeutung deſſelben zu erfaſſen; manche lachen wohl nur, wenn ſie andere lachen ſehen. Aehnliches dürfte wohl auch manchmal bei uns vorkommen, und ebenſo wie bei uns ein in fremder Sprache hübſch angebrachtes Citat gerade bei denjenigen, welche daſſelbe nicht verſtehen, ſelten ſeine Wirkung verfehlt, bringt auch der Dalang, wenn ihn ſeine Gedanken im Stiche laſſen, im Nothfalle eine hübſche Zuſammenſtellung von Kawi und Sanskrit vor, wodurch er das volle Zutrauen der Hörer wieder zu gewinnen und ihrem Munde lauten Beifall zu entlocken weiß.

Wer vorher den ernſten gemeſſenen Javanen nur aus ſeinem Berufsleben kennt, wird erſtaunt ſein, wenn er die Erregung bemerkt, die ſich ſeiner, während er den Erzählungen des Dalang zuhört, bemächtigt; doch Erregung kann man dieſen Zuſtand eigentlich nicht nennen; er bleibt äußerlich gemeſſen, nur eine plötzliche Bewegung der Hand, ein Aufleuchten des Auges, ein Lächeln, ja ſelbſt ein ſchallendes Gelächter ſind Erſcheinungen, die wie ein Blitz in der Nacht unerwartet erſcheinen, um ſofort wieder einer ſtreng abgemeſſenen Haltung zu weichen; ſie genügen aber demjenigen, welcher das Volk kennt, um zu verſtehen, wie tief die innere Erregung ſein muß. Dies läßt ſich ja leicht begreifen; geborene Komiker ſind im gewöhnlichen Leben Melancholiker, wird wohl nicht mit Unrecht behauptet, und ſo hat der tiefſinnige Javane einen ſehr ausgeprägten Sinn für die Komik, welche der Dalang in jedem ſeiner Stücke entwickelt. Andererſeits aber iſt es der Gegenſtand ſelbſt, welcher den Zuhörern ein großes Intereſſe einflößt. Es iſt dies letztere eine wirklich ſehr auffallende Erſcheinung. Der heutige Javane, welchem Stamme und welchem Stande er auch angehören möge, iſt mit ſehr vereinzelten Ausnahmen der hohen Kultur, die ſeine Voreltern einmal beſeſſen, nicht nur ganz entfremdet, ſondern er hat überhaupt keine Ahnung, daß ſo etwas einmal beſtanden hat, und verwundert würde er denjenigen betrachten, der ihm von ſeiner Vorgeſchichte als etwas Thatſächlichem erzählen wollte. Er lebt zu ſehr in den Tag hinein, um

ernſtlich an eine hiſtoriſche Vergangenheit zu denken; überhaupt ſcheint ihm die Fähigkeit zu fehlen, Vorgänge in ihrem Zuſammenhange aufzufaſſen. Ganz anders verhält er ſich den Wajang-Vorſtellungen gegenüber, welche je nach ihrer Art ihm die indiſche Heldenſage, die altjavaniſche Vorzeit, ſelbſt noch Vorgänge aus der Geſchichte der Reiche Mädjäpahit und Padjadjaran vorführen. Dieſe Aufführungen ſelbſt, wenigſtens der eigentliche Wajang, ſind ſeit der grauеſten Vorzeit bekannt. Wie Kern in den „Kawi-Studien“ angiebt, wird ſchon in der Wiwähä Kawi davon berichtet. Jetzt erfreuen ſich die entarteten Nachkommen, welche ſich der Größe der Väter unbewußt ſind, an den Schattengeſtalten (Schatten iſt die wörtliche Ueberſetzung von Wajang), welche der Dalang, der glückliche Beherrſcher dieſer Zauberwelt, den entzückten Dorfbewohnern vorführt, um ihnen ein Bild des goldenen Zeitalters zu geben.

Das bisher Angeführte wird wohl genügen, dem Leſer eine allgemeine Vorſtellung der Bedeutung zu verſchaffen, welche der Wajang hat, und wir können nunmehr einige Arten deſſelben eingehender betrachten.

Die bedeutendſte Art deſſelben iſt der Wajang Purwo; derſelbe beſchäftigt ſich nur mit der indiſchen Heldenſage. Die Künſtler ſind etwa zwei Fuß hohe, grob bemalte Puppen aus Büffelleder, gewiſſermaßen Hampelmännern vergleichbar, mit beweglichen Gelenken; nach unſeren Begriffen ſind es ganz abſcheuliche Fratzen, der Eingeborene aber entdeckt in ihnen zum Theil ganz wunderbare Schönheiten. In dem bekannten Werke von Raffles findet man eine Abbildung einiger der bedeutendſten Typen. Mit bunten Farben geſchmückt, manchmal auch vergoldet, ſtellen ſie einen ziemlich anſehnlichen Werth vor, da die Zahl der zu einem vollſtändigen Wajang gehörigen Figuren immerhin gegen 200 beträgt. Die am einfachſten ausgeſtattete Sammlung koſtet etwa 150 bis 200 Gulden, bei beſſer ausgeſtatteten Figuren ſteigt der Preis bis auf 800, ja 1000 Gulden, und der Sufunan von Solo beſitzt eine ſolche Sammlung, deren Werth gegen 4000 Gulden betragen ſoll, was ſich dadurch erklärt, daß die Stifte, welche die Gelenke der Figuren bilden, aus Gold verfertigt ſind. Größtentheils gehören die Wajangs dem Dalang, nur in ſeltenen Fällen einzelnen vornehmen Eingeborenen; in den meiſten Fällen werden erſtere daher durch den Feſtgeber eingeladen, eine Vorſtellung zu geben, wofür ſie je nach Umſtänden ein Honorar von 2 bis 25 Gulden empfangen; außerdem genießen ſie einige kleine Vortheile, ſo z. B. dürfen ſie das Oel, welches in der Lampe übrig bleibt, und die Speiſen, welche als Opfer dargebracht werden, mitnehmen.

Befindet ſich bei den Wohnungen der anſehnlichen Leute häufig ein beſonderes Gebäude, die Pringittan (von Ringgit = Puppe, Figur), ſo wird bei den Wohnungen der gewöhnlichen Dorfbewohner, die eine Wajangvorſtellung aufführen laſſen wollen, ſchnell ein kleines Gebäude aufgerichtet und irgendwie mit dem Hauſe in Verbindung gebracht. In dem Zwiſchenraume wird der Schirm (Kelir) ausgeſpannt, auf dem die Schatten der Figuren (Wajang) erſcheinen. Auf der einen Seite nehmen die Frauen Platz, da ihnen nur der Anblick der Schatten erlaubt iſt, auf der anderen Seite iſt das Reich des Dalang; die Männer und Knaben, welchen es erlaubt iſt, die Figuren ſelbſt zu ſehen, ſetzen ſich rechts und links von ihm. Querüber unter dem Schirme läuft der Larapan, gewöhnlich ein weicher Piſangſtamm, in den die an Stöckchen befeſtigten Figuren, wenn ſie auf der Scene (dem Kelir) erſcheinen ſollen, eingeſteckt werden. Bis zu jenem Augenblicke ruhen ſie mit ihren Genoſſen in einem Kaſten (Kotak), der links von dem Dalang ſteht. An weiteren Requiſiten wären noch zu nennen der Gunungan, ein nach oben ſich verjüngendes Stück Leder, in deſſen Rande Bäume, Sträucher und allerlei wilde und zahme Thiere ausgeſchnitten ſind. Dieſes ſehr einfache Inſtrument leiſtet die mannigfachſten Dienſte; bald muß der Held über ein Gebirge, durch einen Wald ziehen, bald befindet er ſich einem Löwen oder ſonſtigen Ungeheuer gegenüber, immer aber iſt es der Gunungan, der durch eine Handbewegung des Dalang den gewünſchten Gegenſtand auf dem Kelir erſcheinen läßt. Ebenſo nothwendig iſt für den Dalang die Kepejak, eine mit einer Kette an dem Kaſten, in welchem die Figuren ruhen, befeſtigte Klapper oder Raſſel; trotz ſeiner großen Uebung iſt nämlich der Dalang nicht im Stande, den die Heldenkämpfe begleitenden betäubenden Lärm mit dem Munde nachzumachen. Dazu dient ihm die Kepejak, die er mit dem rechten Fuße in Bewegung bringt. Als weiteres nothwendiges Requiſit iſt die Blenjong zu betrachten, die Lampe, welche an Ketten über dem Kopfe des Dalang, jedoch ihm ſo nahe aufgehängt iſt, daß er ſie durch einen Stoß ſeiner Hand in ſchwingende Bewegung verſetzen kann, was für die Erſcheinung der Schatten auf dem Vorhange ſehr günſtig wirkt. Die Lampe iſt in ihrer Konſtruktion von ehrwürdiger Einfachheit: ein ziemlich flaches Becken mit weiter Tülle; zuſammengedrehter Kattun bildet den Docht, der trübe weiter brennt und einen dicken Qualm verurſacht. Der Wajang zeigt in verſchiedener Hinſicht Spuren, daß er mit der alten Religion in Verbindung ſteht; wenigſtens werden manche der Einrichtungen als heilig und unverletzlich betrachtet und viel Streitigkeiten haben ſich z. B. über die Frage erhoben, ob es erlaubt ſei, dieſe Lampe mit Petroleum zu ſpeiſen. Ferner hat der Dalang noch ein irdenes Gefäß vor ſich, in welchem vor Anfang der Vorſtellung Räucherwerk verbrannt wird (Paduppan); auch das Speiſeopfer wird nicht vergeſſen (Sadjèn).

Etwas rechts von dem Künſtler befindet ſich das Orcheſter, welches bei keiner Vorſtellung fehlen darf; eigentlich ſollte bei dieſer Art von Wajang immer der Gamelan Salendro (mit weiter Tonlage) zur Begleitung gebraucht werden. Wir haben früher ſchon an anderer Stelle etwas über die Inſtrumentirung eines javaniſchen Orcheſters geſagt und wollen daher auf dieſen Punkt jetzt nicht weiter eingehen; dagegen möchten wir noch einige Worte hinſichtlich des Eindrucks, welchen die javaniſchen Künſtler nicht ſo auf den Hörer als vielmehr auf den Zuſchauer machen, folgen laſſen. Wir erinnern uns, in Europa nur einmal Aehnliches geſehen zu haben, wo einer unſerer berühmteſten Künſtler das Orcheſter dirigirte, ohne den Taktſtock zu ſchwingen und nach den mitwirkenden Muſikern hinzuſehen. Noch überraſchender iſt der Anblick eines javaniſchen Orcheſters. Während der Pauſen ſcheinen die Mitwirkenden zu ſchlafen; von Noten iſt natürlich keine Rede, alle die 50 bis 60 verſchiedenen Muſikſtücke, welche das Repertoir bilden, werden auswendig geſpielt. Da mit einem Male ſetzen alle gleichzeitig mit gewaltigem Klange ein, der, wenn das Stück es mit ſich bringt, in einem Decreſcendo wegſtirbt oder umgekehrt, der Ton ſchwillt vom leiſeſten Pianiſſimo an, bis es wie Donner hallt, und je nach der Art des Stückes iſt die Bewegung ſchneller oder langſamer, die Inſtrumentirung kräftiger oder zarter, aber jeder der 30 oder mehr mitwirkenden Muſiker fällt im richtigen Augenblicke ein und ſpielt, wie uns wiederholt von Sachkennern verſichert wurde, ſeine Partie mit wirklicher Virtuoſität und wunderbarer Sicherheit. Jede Bewegung iſt ruhig und abgemeſſen, keine Anſtrengung, ſelbſt bei der Behandlung der wenigen Blasinſtrumente, ſichtbar, und trotz der dem Javanen im Ganzen eigenthümlichen Selbſtbeherr-

schung ist auf einzelnen Gesichtern der Ausdruck zu lesen, daß sie selbst durch die Ausübung ihrer Kunst genießen; ein gut gespielter Gamelan hat selbst schon dem Ohre eines Kunstkenners einen großen Genuß gewährt, wenn er auch die Art der Musik für etwas ganz Eigenthümliches erklärte. Zuweilen, doch nicht häufig, wird dem Wajang auch eine Taledek (Sängerin) beigegeben; sie hat bei dem männlichen Theile der Zuhörer stets großen Erfolg, wiewohl ihr Gesang für ein europäisches Ohr etwas Abstoßendes hat. Trotzdem unterscheidet der Eingeborene genau verschiedene, ihm mehr oder weniger sanft klingende Stimmen, ein Unterschied, den wir persönlich, wiewohl wir uns in mancher Beziehung mit der Art der Eingeborenen sehr vertraut gemacht haben, nie erfassen konnten; für uns war es immer ein unangenehmes Kreischen. Uebrigens haben die Gesänge keine direkte Beziehung zu der Erzählung des Dalang; es sind Kinder einer sehr leicht geschürzten Muse, welche in den Pausen des Stückes zur Erbauung des Auditoriums vorgetragen werden. Auch die anwesenden Frauen nehmen an dem häufig mehr als derben Inhalt der Lieder keinen Anstoß, und wenn sie die Sängerin mit unfreundlichen Augen betrachten, so geschieht es größtentheils des Interesses wegen, welches dieselbe dem männlichen Theile der Gesellschaft abzugewinnen weiß.

Der Wajang gedog ist etwas anderer Art, die Puppen sind nur zum Theil von Leder, größtentheils von dünnem Holze, jedoch immer platt, wie diejenigen, welche bei dem Wajang purwa gebraucht werden. Manchmal ziert ihr Haupt ein üppiger, aus Menschenhaar oder den Fasern der Arengpalme verfertigter Haarwuchs. Der hierzu eigentlich gehörige Gamelan ist der Gamelan pelog; außer in der Zusammensetzung und dem Timbre der Instrumente unterscheidet er sich von dem Gamelan Salendro noch durch die engere Tonlage; während bei letzterem die Intervalle $1 . 1 . 1^1/_2 . 1 . 1^1/_2$ Ton betragen (die Töne heißen barang, gulu, tengah, lima, nem und barang), hat ersterer zwei weitere Töne, manis und pelog, die zwischen barang und gulu, sowie zwischen tengah und lima eingeschoben werden; bei der dritten Art des Gamelan, welche Salas Miring genannt wird, fehlen die Noten tengah und nem der Pelog-Oktave. Bei dem Wajang pelog wird der Stoff immer der rein javanischen Heldensage bis zur Zeit der Entstehung von Mädjapahit entnommen. Der Held derselben ist meistens Radhen Pandji Kuda-wanengpati, dessen Schicksale in der Pandji Anggreuni behandelt sind, ferner Damar Wulan, der Besieger so vieler Reiche, und andere Heroen der altjavanischen Geschichte, von der nur wenig bekannt ist; eben die Wajang-Erzählungen und neuere Bearbeitungen sind beinahe das Einzige, was wir von denselben besitzen. Aeußerlich ist der Wajang gedog nur wenig von dem Wajang purwo verschieden, so daß wir zu einer dritten Art übergehen können. Es ist dies der Wajang karutjil (Kelidit), der sich äußerlich schon dadurch von den beiden vorher besprochenen Arten unterscheidet, daß er auch am Tage aufgeführt wird. Außerdem sind die Puppen nicht platt, sondern rund, aus weichem Holze geschnitzt und bemalt. Bei der Aufführung werden sie nicht in den Larapan (den weichen Pisangstamm, der unter dem Vorhange quer über die Bühne läuft) hineingesteckt, sondern zu diesem Zwecke werden hölzerne Latten, in welchen Löcher angebracht sind, befestigt. Der Vorhang ist hier, wenn bei Tage gespielt wird, ganz überflüssig und wird dann weggelassen oder eine Oeffnung in demselben erlaubt auch den Frauen, die Figuren selbst zu sehen. Wie überhaupt bei jeder Art von Wajang, so sind auch hier die Einrichtungen sehr primitiv; ein kleiner Schirm, der vor die Oeffnung gesetzt wird, so lange der Dalang mit seinen Vorbereitungen beschäftigt ist, deutet den Zuschauern an, daß man die höfliche Bitte an sie richtet, nichts zu sehen. Eine Abart, die man wohl eigentlich kaum mehr zum Wajang rechnen kann, ist der in West-Java gebräuchliche Wajang beber, bei dem bildliche Vorstellungen, die auf lange Rollen Papier gedruckt sind, dem Zuschauer vorgeführt und durch begleitende Worte des Dalang erklärt werden. Der Gegenstand ist bei letzterem sehr verschiedener Natur, während er bei dem Wajang karutjil stets der Geschichte der Reiche Mädjäpahit und Padjadjaran entnommen ist.

Wie Veth sehr richtig bemerkt, kann man in diesen oben erwähnten drei Hauptarten des Wajang sehr leicht drei verschiedene Entwickelungsstufen erkennen, obwohl der ältesten derselben, dem Wajang purwo, dessen Erfinder Radhen Pandji Kuda wanengpati gewesen sein soll, eine besondere Ehrfurcht bewiesen wurde, so daß die jüngeren nie das Ansehen zu erringen im Stande waren, welches der Wajang purwo jederzeit besaß und noch besitzt, und was sich schon darin ausdrückt, daß ihm ein übernatürlicher Ursprung zugeschrieben wird.

Alle diese Formen genügten jedoch noch nicht; Mangku Negoro I. machte in der Mitte des 18. Jahrhunderts den Versuch, die Puppen bei dem Wajang durch Menschen zu ersetzen, vielleicht hatte hierbei jedoch auch europäischer Einfluß mitgewirkt. Als eingentlicher Erfinder dieser Neuerung wird der Javane Mas Said (1757) genannt.

Alle Rollen werden beinahe immer durch Männer vertreten. Da jedoch dieser neuen Mode Krankheit und Unglück folgten, ist sie, die man übrigens durchaus nicht mit dem ausschließlich von lebenden Menschen aufgeführten Topeng in Verbindung bringen darf, sehr wenig in die ziemlich konservative Bevölkerung eingedrungen.

Wir bemerken, daß wir eine für den Wajang allerdings ziemlich unbedeutende Persönlichkeit, den Tjantrik, ganz aus dem Auge verloren haben. Die Aufgabe eines solchen Famulus — denn durch dieses fremde Wort kann man seine Stellung dem Dalang gegenüber wohl am besten ausdrücken — hat nach unseren Begriffen wenig Verführerisches. Einmal nämlich muß er alle mögliche Arbeit für seinen Lehrer thun, was übrigens im Allgemeinen nach javanischen Begriffen stets von den Lehrlingen gefordert wird und eine gute Schule abgiebt, aus der manch tüchtiger Mann hervorgegangen ist, wird aber dafür mit dem ganzen Vorrathe von alten Geschichten, den der Dalang besitzt, bekannt gemacht, lernt das Wichtigste auswendig und erhält später seinen Antheil an dem Ertrage der Aufführung; es ist dies allerdings eine besondere Gunst, denn der Javane geht in dieser Hinsicht mit dem Gelde im Allgemeinen sehr zurückhaltend um. Bei den Aufführungen wird dem vorgerückten Schüler gewöhnlich erlaubt, dasjenige, was man nach unseren Begriffen Prolog nennen würde, zu sprechen; zuweilen darf er auch einen Epilog halten, der allerdings gewöhnlich in Lärm, den die javanischen Helden unter Begleitung des Orchesters machen, ziemlich ungehört verhallt.

Der Wajang soll nach verschiedenen, gut mit einander übereinstimmenden einheimischen Angaben dienen, um den Eingeborenen besser in die alte Geschichte seines Vaterlandes einzuführen.

Von rein europäischem Standpunkte aus können wir allerdings sehr wenig Belehrung aus dem Wajang schöpfen; er bewegt sich eben auf ganz anderem Gebiete als demjenigen, auf welches unsere Anschauungen sich gewöhnlich richten. Im Allgemeinen kann man sagen, daß, wie wir schon im Anfange dieser Zeilen bemerkten, das eigentliche

Java die Wiege des echten und unverfälſchten Wajangs iſt; von dort aus hat er ſich allerdings nach Oſten und nach Weſten verbreitet, doch ſind alle dieſe Nachahmungen ſehr weit hinter dem Original zurückgeblieben. Echt finden wir ihn außerdem in ſchönſter Form auf Bali und namentlich in Siam.

Als eigentlich unterſcheidendes Merkmal des Wajang vom Topeng (einer anderen Art von Aufführungen, in denen Menſchen auftreten) handelt es ſich bei erſterem um die Vorſtellung einer Legende oder nach dem Begriffe der Zuhörer eigentlich einer hiſtoriſchen Thatſache, während bei letzterem eine augenblickliche Situation wiedergegeben wird, die alle Theilnehmer auffaſſen und ſo gut als möglich zu Ende führen.

Das Volk der Omaha.

Ko. Die Nordamerikaner bemühen ſich eben in der anerkennenswertheſten Weiſe zu retten, was noch von den Indianerſtämmen zu retten iſt und wenigſtens genaue Angaben über ihre Sitten und Gebräuche der Nachwelt zu erhalten, gewiſſermaßen den Text zu den Illuſtrationen, welche die großartigen Sammlungen des Nationalmuſeums bieten. Das Bureau of Ethnology der Smithsonian Institution veröffentlicht alljährlich eine ganze Reihe ſtattlicher Bände über dieſen Gegenſtand, aber es iſt für den Laien nicht ganz leicht, ſich durch den intereſſanten Inhalt hindurch zu arbeiten. Die amerikaniſchen Ethnographen haben nämlich in dem berechtigten Streben, die indianiſche Ausſprache genau wiederzugeben, ein eigenes Alphabet geſchaffen mit mindeſtens 60 Zeichen, das uns mit ſeinen zum Theil verkehrt geſtellten und mit allen möglichen Anhängſeln und Nebenzeichen verſehenen Buchſtaben ſehr eigenthümlich anmuthet. Wir denken unſeren Leſern dieſe Arbeit zu erſparen und ſchreiben in den nachfolgenden Auszügen aus einer der intereſſanteſten Arbeiten des Vorjahres[1]) die indianiſchen Namen ungefähr ſo, wie ſie ausgeſprochen werden.

Die Omahas ſind der Reſt eines Gliedes des Thegiha-Stammes; ſie bilden mit den Ponkas, den Oſage und den Kanſas die eine Hälfte dieſer einſt mächtigen Nation, während die Kwapas die andere darſtellen. Thegiha — das Th engliſch ausgeſprochen — bedeutet „ein Mann aus dem Land“; dieſelbe Bedeutung hat nach der Angabe des Häuptlings Joſeph la Flèche, welchem Dorſey viele werthvolle Mittheilungen verdankt, der Name Dakota. Omaha, richtiger Umanhan, bedeutet „die ſtromauf Gewanderten“, und ſoll nach der Tradition daher rühren, daß die Omahas, als die Nation bei ihrer Wanderung an die Mündung des Ohio gelangte, aufwärts zogen; den Gegenſatz bilden die Kwapas oder Ugagpa, die ſtromab Gewanderten. Sie haben noch die Tradition bewahrt, daß ihre Vorfahren einſtmals da wohnten, wo heute St. Louis ſteht. Von dort zogen ſie, immer noch mit ihren Verwandten vereint, im Miſſouri herum, wahrſcheinlich vielfach in Berührung kommend mit den Jowas und wohl auch den Otos, bis ſich ſchließlich an der Mündung des Oſage River die vier Stämme endgültig trennten. Ponkas und Omahas gingen mit den Jowas zuſammen über den Miſſouri, wanderten durch Miſſouri, Jowa und Minneſota und ſiedelten ſchließlich lange Zeit in den Umgebungen des berühmten „Redpipe-ſtonequarry“. Mörderiſche Kämpfe mit den Dakotas zwangen ſie zum Weiterwandern; an einem See in Dakota, wahrſcheinlich dem heutigen Lake Andes, hielten ſie wieder an und hier gaben ſich die Stämme der Tradition nach ihre heutige Organiſation und ſchnitten das Bundeszeichen, den heiligen Pfahl; die Stelle heißt heute noch „Waqcéxe gasai an“, „wo ſie den heiligen Pfahl ſchnitzten“. Die Weiterwanderung ging immer ſtromauf, bis zum White Earth River, wo ſie abermals den Miſſouri überſchritten und dann wieder ſtromab zogen. Am Niobrara blieben die Ponkas zurück, am Bow Creek in Nebraska die Omahas, die Jowas zogen weiter bis zum Jowa Creek, wo ſie in der Nähe der heutigen Stadt Ponka ihr Dorf bauten. Von da ab zogen die einzelnen Stämme in ihren Jagdgründen umher, doch ohne weiter zu wandern, bis ſie 1845 in ihre heutigen Reſervationen in Nebraska verwieſen wurden. Dort hauſen ſie noch, und zwar meiſtens als Ackerbauer und in wohlgezimmerten Häuſern. Das Land iſt unter ſie vertheilt worden und Einzelne, wie der oben genannte Häuptling La Flèche, haben ſchon ſeit 1858 begonnen, Ackerbau zu treiben. Der allgemeine Uebergang dazu iſt aber erſt um 1869 erfolgt. Von einem Rückgange des Stammes in neuerer Zeit kann man nicht reden; ihre Seelenzahl betrug 1876: 1076, 1882 aber 1100, alſo eine, wenn auch kleine Zunahme.

Die Verfaſſung der Omahas beruht, wie bei allen Zweigen der großen Sionan-Familie, auf dem Zuſammenhalt der Geſchlechter (Gens oder Clan) der blutsverwandten Männer. Sie theilen ſich in zwei Unterſtämme, die Hongacenu und die Icta-ſanda; jeder zerfällt in fünf Geſchlechter und dieſe wieder in Untergeſchlechter. Dorſey möchte annehmen, daß urſprünglich jedes Geſchlecht in vier Unterabtheilungen zerfallen ſei; doch bringt er keinen Beweis dafür und es erſcheint durchaus unwahrſcheinlich, daß die Geſchlechter, die ſich doch unmöglich ganz gleichmäßig vermehrt haben können, alle in ganz gleicher Weiſe getheilt geweſen ſind. Dem Range nach unterſcheidet man drei Hauptklaſſen, Nikagahi, die Häuptlinge und angeſehenſten Männer, welche allein die Rathsverſammlung bilden, die Wanace oder Tapferen (der Autor bezeichnet ſie ſehr eigenthümlicher Weiſe als Policemen), und die Cénujiüga oder jungen Männer, die ſich noch nicht in irgend einer Weiſe ausgezeichnet haben. Außerdem erfreuen ſich noch einer beſonderen Geltung die Bewahrer der ſieben heiligen Pfeifen und der drei heiligen Zelte. Weder ſie noch die Häuptlinge nehmen an Kriegszügen Theil; für dieſe werden beſondere Führer gewählt und die Häuptlinge treten erſt wieder in Funktion, wenn Friedensunterhandlungen beginnen.

Die Omahas bauten ihre Winterdörfer ziemlich regellos aus Erdhütten, jede Frau da, wo es ihr gefiel, aber für Wanderſchaft und Jagdzüge hatten ſie ihre beſondere Lagerordnung. Es gehört das jetzt freilich der Vergangenheit an, denn der Büffel iſt in Nebraska ausgerottet und ihren

[1]) Omaha Sociology, by Rev. James Owen Dorsey. Extract from the third Annual Report of the Bureau of Ethnology. Washington 1885. Gr. 8°. 165 p.

letzten großen Jagdzug hielten die Omahas im Jahre 1871 oder 1872. Früher ſollen ſie in zwei concentriſchen Kreiſen gelagert haben, ſpäter ſchlugen ſie ihre Zelte in der Form eines an einer Stelle offenen Kreiſes oder eines Pferdehufes auf; rechts vom Wege lagerten die Hangacenu, links die Ictaſanda, immer die Geſchlechter in feſt beſtimmter Reihenfolge; der Eingang wurde in Kriegszeiten beſonders eng gemacht, um feindliche Ueberfälle leichter abwehren zu können, in dem Innenraume wurden die Pferde angepflöckt und die heiligen Zelte aufgeſchlagen, auch die heiligen Pfeifen verwahrt. Von dieſen ſollen urſprünglich ſieben vorhanden geweſen ſein, welche ſämmtlich den Hanga gehörten, aber gegenwärtig ſind nur noch zwei da, welche das Geſchlecht Jüke-Sabë bewahrt. Sie werden nur bei wichtigen Gelegenheiten zum Vorſchein gebracht; wer raucht, bläſt den Dampf empor und ſpricht: „Hier, Makanda, iſt der Rauch.“

Das Mutterrecht iſt bei den Omahas längſt durch das Vaterrecht verdrängt, nur die Kinder von Fremden gehören zum Geſchlechte ihrer Mutter; Fremde können überhaupt nicht aufgenommen werden. Jedes Geſchlecht hat ſein beſonderes Wappenthier und ſein beſonderes Tabu. Den Weijincte iſt der Elk heilig; ſie dürfen kein Fleiſch vom Elkhirſch eſſen, ja nicht einmal berühren, ebenſowenig den gewöhnlichen Hirſch (deer); aber die Todten werden mit Mocaſſins aus Hirſchhaut begraben. Sie bewahren das heilige Kriegszelt. — Die Jüke-Sabë oder Schwarzſchultern ehren den Büffel als ihren Stammvater und ſagen, er habe urſprünglich unter dem Waſſer gewohnt; ſie dürfen darum keine Büffelzungen eſſen und kein Büffelhaupt berühren, jagen und tödten übrigens den Büffel mit ihren Stammesgenoſſen. Zum Begräbniß werden ſie in eine Büffelhaut mit dem Haare nach außen gewickelt. Für eine Unterabtheilung von ihnen iſt auch der rothe Mais Tabu. — Auch die Hanga ſtammen von den Büffeln ab, aber das Tabu iſt für die einzelnen Familien verſchieden; die einen eſſen keine Büffelſeiten, die anderen keine Zungen, wieder anderen ſind nur Gänſe, Schwäne und Kraniche verboten. Dieſes Geſchlecht bewahrt die beiden heiligen Zelte und den heiligen Pfahl, welchen ſeine Vorfahren vor mehr als 200 Jahren geſchnitten haben. Er beſteht aus Cotton wood, iſt etwa acht Fuß lang, mit einem kurzen Fuße aus Eſchenholz, und an ſeiner Spitze iſt ein Skalp befeſtigt. Trotzdem hat er keine kriegeriſche Bedeutung. Um ſeine Mitte ſind Schwanendaunen gewickelt, darüber ein Stück Rinde vom Baumwollbaume und zu oberſt ein Stück Büffelhaut. Alljährlich muß er bei der Heimkehr von der Jagd mit Fett geſchmiert werden: als Joſef La Flèche das eines Tages unterließ, verlor er kurz darauf ein Bein.

Die Thatada zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie in verſchiedene Unterfamilien zerfallen, welche geſondert lagern; doch werden ſie in Beziehung auf Heirathen als ein Geſchlecht betrachtet. Für die erſte iſt der ſchwarze Bär Tabu, und für einen ihrer Zweige der Waſchbär, für die zweite ſind es die kleinen Vögel, die dritte, obſchon nach dem Adler benannt, darf wieder keinen Büffelkopf berühren, die vierte verehrt die Schildkröte. Jede von dieſen Unterfamilien hat eigene Gebräuche, um welche ſich die anderen nicht kümmern. — Die Kanſas, welche zunächſt auf ſie folgen, haben kein lebendiges Tabu, aber ſie dürfen keinen Grünſpan berühren.

Damit ſchließt die Reihe der Hanga-Geſchlechter; die der Ictaſanda eröffnen die Manthinka-Gaxe, die Erdwühler, was der Name eigentlich bedeutet, die Prärievölfe, wie ſie ſelbſt ſich nennen; ſie ehren den Coyote, den Wolf und vier heilige Steine, die der Coyote einmal als Schutz gegen ſeine Feinde gemacht hat. Die Teſinde ſtammen wieder vom Büffel und dürfen kein Kalb eſſen, ſo lange ſein Haar noch roth iſt. Die Tapa dürfen keinen Theil irgend eines hirſchartigen Thieres berühren, wohl aber Hirſchfleiſch eſſen. Der Name der Jügthe-Jide iſt nicht ſicher erklärt, verboten iſt ihnen das Büffelkalb, wie den Teſinde, ſie werden ſich alſo wohl auch eine Abſtammung von Büffeln zuſchreiben. Den Schluß des Ringes bilden die Ictaſanda, denen das Berühren und Tödten von Reptilien und Würmern verboten iſt; nur wenn Ungeziefer die Maispflanzungen angreift, dürfen ſie einige Stücke davon mit geröſtetem Mais kochen und eſſen, dann verſchwindet der Reſt ſofort. Sie haben die eigenthümliche Sitte, daß ſie ihren Kindern das Haar nicht vor dem vierten Jahre ſchneiden, es geſchieht dann mit beſtimmten Ceremonien an einem beſtimmten Tage durch den Hüter der heiligen Pfeife, welcher dafür ein Geſchenk empfängt.

Die Regeln bezüglich der Verwandtſchaft ſind, wie überall bei den nordamerikaniſchen Eingeborenen, ſehr verwickelter Natur. Als Verwandte gelten zunächſt die Geſchlechter von Vater, Mutter und Großmutter, dann die Verwandtſchaft der angeheiratheten Familienglieder, drittens die Mittheilnehmer am Calumettanz (Weawan). Endlich gelten noch als Verwandte die Bewohner im Ringe an einander ſtoßender Zelte verſchiedener Geſchlechter, doch hindert dieſe Verwandtſchaft die Zwiſchenheirath nicht. Außerdem betrachten ſich auch einzelne Geſchlechter verſchiedener Stämme als Verwandte, Abkömmlinge deſſelben „Nikie“ und nach manchen Angaben entſteht auch eine gewiſſe Verwandtſchaft durch das Rauchen der heiligen Pfeife. Die Blutsverwandtſchaft zählt auf der väterlichen Seite 14, auf der mütterlichen 15 Gruppen. Für die Verheirathung gilt auch hier der Grundſatz, daß der Mann ſein Weib außerhalb ſeines Geſchlechtes ſuchen muß; auch aus der Unterfamilie, welcher ſeine väterliche Großmutter angehörte, darf er Niemand heirathen, aber die anderen Unterfamilien des Geſchlechtes ſind ihm nicht verſchloſſen, und daſſelbe gilt für das Geſchlecht ſeiner Urgroßmutter, und genau dieſelben Regeln gelten auf der mütterlichen Seite. Auch die Verwandtſchaft des Schwiegerſohnes und der Schwiegertochter bleibt ausgeſchloſſen. Die Auswahl iſt alſo ſehr gering, und wenn nicht die Einrichtung der Unterfamilien (Subgentes) beſtände, würden die meiſten jungen Männer ſich gezwungen ſehen, ihre Frauen bei fremden Stämmen zu ſuchen.

Die Mädchen heirathen, je nach ihrer Entwickelung, mit 15 bis 17 Jahren; früher warteten ſie gewöhnlich bis 20 Jahre; gezwungen können ſie nicht werden und ebenſo wenig findet ein Frauenkauf ſtatt. Der Freier macht Geſchenke; ſind die Eltern nicht mit der Bewerbung einverſtanden, ſo weiſen ſie dieſelben zurück. Mitunter dauert die Bewerbung lange, meiſtens werden die jungen Leute bald einig, das Mädchen geht in die Hütte des Mannes und iſt ſeine Frau, ohne daß beſondere Hochzeitsceremonien ſtattfinden. Polygamie iſt geſtattet bis zu drei Frauen, die aber meiſt aus derſelben Familie ſind, da die Schweſtern und Nichten der Frau nicht blutsverwandt ſind. Die erſte Frau muß aber die Erlaubniß zur zweiten Heirath geben, was ſie meiſtens gern thut, um weniger Arbeit zu haben; ſie kann nicht verſtoßen werden, ſo lange ſie nicht der Untreue überwieſen wird, aber ſie kann in Uebereinſtimmung mit ihren Verwandten den Mann verlaſſen, wenn er ſie unwürdig behandelt. Der Mann vermeidet, mit ſeiner Schwiegermutter und deren Mutter zu ſprechen, ebenſo die Frau mit ihrem Schwiegervater; die Kinder müſſen die Vermittelung beſorgen.

Fruchtabtreibung iſt äußerſt ſelten, Kindermord kommt nie vor. Naht die Entbindungsſtunde, ſo bleiben nur ein

paar alte Weiber bei der Frau; ſchwere Entbindungen ſind ſelten, aber man kennt doch wehenbefördernde Mittel. Die Wöchnerin wird im Sommer in kaltem, im Winter in lauem Waſſer gebadet, fühlt ſie ſich wohl, ſo geht ſie alsbald wieder ihren Geſchäften nach, doch kann ſie ſich auch ſchonen, ſo lange ſie es für nöthig hält. Das Kind wird auch alsbald in kaltem Waſſer gewaſchen und dann gewickelt. Die Ehen ſollen nicht mehr ſo kinderreich ſein wie früher, und es ſollen auch mehr Kinder ſterben, doch kommen immer noch Frauen mit ſieben und mehr Kindern vor. Die Frau ſteht neben dem Manne völlig gleichberechtigt und wenn es nöthig, hilft er ihr bei der Arbeit. Stirbt der Mann, ſo kann die Wittwe ſich wieder verheirathen, jedoch erſt nach vier bis ſieben Jahren, jetzt auch ſchon nach kürzerer Trauerzeit. Auch der Wittwer muß ſeine Zeit aushalten, ſonſt können ihm die Verwandten ſeiner Frau ſeine Pferde wegnehmen.

Das große Ereigniß für die Omahas war früher die ſommerliche Büffeljagd, zu welcher der ganze Stamm auszog, mitunter in Verbindung mit den ſtammverwandten Ponkas. Sobald ihre Zeit herannahte, rief der Häuptling der Haŋgas ſeine Kollegen und die Wanace zu einer feſtlichen Verſammlung; die heiligen Pfeifen wurden angezündet und dann berathen, ob und wann man aufbrechen wolle. Dabei brodelten die Keſſel auf dem Feuer, welches die Hüter der heiligen Zelte zu ſchüren hatten. War man einig über die Zeit des Jagdzuges, ſo wurde noch der einzuſchlagende Weg berathen, dann wurden die Keſſel vom Feuer genommen und der Inhalt an die Gäſte vertheilt, von denen jeder Löffel und Napf mitgebracht hatte. In feierlicher Reihenfolge kamen die Gäſte, in derſelben gingen ſie auch wieder, und ſofort machte der Ausrufer die getroffene Entſcheidung dem ganzen Stamme bekannt. Am folgenden Tage begannen die Zurüſtungen zum Aufbruch. Die Frauen bargen, was nicht mitgenommen werden ſollte, in einer unterirdiſchen Cache, deren Eingang ſie geſchickt mit Raſen überkleideten, ſie beſſerten die Packſättel aus und flickten die Mocaſſins; die jungen Männer veranſtalteten einſtweilen feſtliche Tänze. Am Morgen des Aufbruches beluden ſie die Packthiere, die Hunde und ſich ſelbſt mit dem nöthigen Gepäck und verrammelten die Eingänge der Hütten, in denen Niemand zurückblieb, mit Strauchwerk, und der Ausrufer verkündete, wo Abends die Zelte aufgeſchlagen werden ſollten, eine Vorſichtsmaßregel, welche vor jedem Aufbruch wiederholt wird, damit die Jäger wiſſen, wo ſie am Abend ihre Zelte zu ſuchen haben.

Die heiligen Zelte und der heilige Pfahl werden natürlich mitgenommen, denn gerade bei der Büffeljagd haben ſie die hauptſächlichſte Bedeutung; ebenſo die heiligen Pfeifen. Im Wacabe-Zelte verſammeln ſich die Häuptlinge. Sie haben übrigens nicht die Leitung der Jagd, vielmehr werden für dieſe vier eigene Leiter erwählt und dieſe beſtimmen dann aus der Zahl der Wanace die nöthigen Gehilfen, denen in dieſem Falle die Rolle von Aufſehern zufällt, ſo daß für die Büffeljagd allerdings die Ueberſetzung „policemen“ gerechtfertigt erſcheinen könnte. Sobald man die Jagdgründe erreicht hat, werden die tüchtigſten Jäger als Späher ausgeſandt. Haben ſie eine Heerde erſpäht, ſo melden ſie das dem Oberleiter und der Stamm lagert ſofort, während die jungen Männer ihre Oberkleider ablegen und ſich, nur mit Bogen und Meſſer bewaffnet, zur Jagd fertig machen. Vor dem Beginne werden noch einige junge Männer bezeichnet, welche für die zum Opfer nöthigen Büffelſeiten, Zungen und Herzen zu ſorgen haben. Dann wird in beſtimmter Ordnung aufgebrochen, um die Heerde zu umſtellen; wer die Ordnung verletzt, kann von den Wanace auf das Schärfſte gezüchtigt werden, denn es kommt Alles darauf an, daß die Heerde umſtellt iſt, ehe ein Angriff erfolgt. Die Jäger haben zwei Führer, von denen der eine die heilige Pfeife, der andere die Standarte der Wanace trägt; ſobald ſie die Heerde in Sicht bekommen, reitet der eine rechts, der andere links im Kreiſe herum, bis ſie ſich auf der anderen Seite wieder treffen, und die Reiter folgen ihnen mit Ausnahme der jungen Leute, welche die Herzen und Zungen zu ſammeln haben; dieſe halten direkt der Heerde gegenüber. Dann wird das Zeichen gegeben, die Reiter ſprengen von allen Seiten auf die Heerde ein und jagen den Thieren aus nächſter Nähe die Pfeile hinter das Schulterblatt; ſie thun das mit ſolcher Gewalt, daß der Pfeil nicht ſelten bis zur anderen Seite durchdringt. Jeder Indianer hat ſein beſonderes Zeichen, und ſo iſt leicht zu beſtimmen, wem das erlegte Wild gehört.

Schon während der Jagd ſchneiden die dazu beſtimmten jungen Männer den erlegten Büffeln Herz und Zunge aus, hängen die letzteren an ihre Bogen und bringen ſie dem Hüter des heiligen Zeltes, welcher ſie alsbald in die Keſſel legt und kocht. Iſt die Jagd beendet, ſo ladet der Rufer die Häuptlinge und die Wanace zum heiligen Zelte; ſie ſitzen nieder und jeder erhält eine Zunge, muß ſie aber ſofort verzehren und zwar ohne ein Meſſer zu benutzen; als Teller dient dabei ein Zipfel ſeiner Decke. Dieſe Ceremonie wird übrigens nur bei den erſten vier Jagden wiederholt, ſpäter dürfen die Zungen zerſchnitten werden. Bei dem Eſſen werden in beſtimmter Reihenfolge die heiligen Lieder geſungen, welche nur den Alten bekannt ſind, erſt die auf den Mais bezüglichen, dann die von der Büffeljagd, und das dauert bis zum hellen Morgen.

Die jungen Männer zerlegen derweile die erlegten Büffel; die Haut gehört dem, welcher den tödtlichen Pfeil abſandte, das Fleiſch vertheilt er nach ſeinem Gutdünken; nur wenn die Jagd ſchlecht war, muß jeder Theilnehmer ſeinen Antheil erhalten. Alte Bullen ſind freilich ſo zähe, daß man ihr Fleiſch nicht genießen kann, junge Stiere werden nur im Winter gegeſſen, Kühe und Kälber dagegen zu jeder Jahreszeit. Von dieſen wird außer dem Kopfe und den Füßen Alles benutzt und ins Lager geſchafft, ſelbſt das Hirn wird herausgenommen, um zum Gerben der Felle benutzt zu werden. Das Fleiſch, welches nicht gleich gegeſſen wird, wird in dünne Streifen geſchnitten und an der Sonne oder über leichtem Feuer getrocknet, dann in Bündel gepackt, wie ſie gerade für ein Packpferd geeignet ſind, aber nicht gleich mitgenommen, ſondern in einer Cache geborgen, bis zur Beendigung des Jagdzuges. Auch die Eingeweide werden herausgenommen und ſorgſam getrocknet, da ſie zu vielen Zwecken dienen müſſen.

Iſt ein genügender Vorrath an trockenem Fleiſche und Häuten erbeutet worden, ſo denkt man an die Heimkehr. Vorher findet aber eine ſehr wichtige Ceremonie ſtatt, die Salbung des heiligen Pfahles, ein Dankopfer für die erfolgreiche Jagd. Die jungen Männer werden zuſammenberufen und gehen dann durch den Ring, gefolgt von einigen Frauen; an jedem Zelte reißen ſie einen Pfahl aus und geben ihn den Weibern, welche ihn zum heiligen Zelte bringen. Dort wird mit den Pfählen ein Zelt von beſonderer Länge aufgeſchlagen, zu deſſen Bedeckung auch die Decken der heiligen Zelte verwandt werden, und dann fordert der Rufer die Kinder aus den wohlhabenderen Familien und die jungen Leute auf, ihre Geſchenke zu bringen. Die letzteren bringen die Büffelfelle, die ſie gelobt haben, bei großen Jagden mitunter 30 bis 40, die Kinder Gewehre, Keſſel, Kleiderſtoffe, ſelbſt Pferde. Dieſe Geſchenke gehören den Hütern der Zelte und des Pfahles, die an der Jagd

nicht theilnehmen dürfen. Der heilige Pfahl wird unmittelbar vor der Mitte des Zeltes aufgepflanzt; zu seinen beiden Seiten liegen die beiden schönsten Büffelfellen, daneben die anderen in einer oder zwei Reihen. Der Zelthüter zerschnitt nun die beiden besten Stücke in Streifen, so breit wie seine Hand und so lang wie sein Vorderarm, beschmierte diese mit rothem Thon und salbte damit den Pfahl; der Rest der Büffelfellen blieb den Hanga als Entschädigung dafür, daß sie keine Büffelzungen essen durften.

Auf die Salbung des Pfahls folgte ein Scheingefecht, veranstaltet von den jungen Männern im vollen Kriegsschmucke, dann wurde die Friedenspfeife geraucht und der heilige Pfahl wieder in sein Zelt zurückgebracht. Mitunter waren die Ceremonien damit beendigt, meistens aber folgte am anderen Tage noch ein feierlicher Tanz, der Hedewatci. Noch am selben Abend zogen ein paar junge Männer aus, begleitet von einer Frau, welche ein Beil trug; sie suchten einen passenden Baumwollenbaum und die Frau fällte ihn; er wurde entweder alsbald mit nach Hause genommen, oder erst am anderen Morgen geholt; dann rannten alle jungen Männer aus und es galt als eine Ehre, den Baum zuerst zu erreichen. Man grub mittlerweile ein Loch genau in der Mitte des Zeltringes und stellte den Baum, dem wie einem deutschen Kirmesbaum oben ein paar Aeste gelassen werden, darin auf. Dann laden die Inke-sabé zum Tanze ein, indem sie dem Chef jedes Stammes einen Stab übersenden; sie stellen auch die Sänger und die Musikanten, deren Instrumente allerdings nur aus zwei Trommeln und vier Klappern bestehen. Zwei junge Männer, jeder mit einer der heiligen Pfeifen in der Hand, leiten den Tanz, im inneren Ringe tanzen die Männer, im äußeren die Frauen, um sie herum reiten diejenigen, welche bei dieser besonderen Feierlichkeit Anderen Geschenke zu machen wünschen. Zuletzt werden die Stäbe gegen den Baum geworfen und damit schließt der Tanz. Gleich am anderen Morgen wird aufgebrochen; vier der flinksten jungen Leute eilen voraus, um die Rückkehr zu melden und gleichzeitig den Zurückgebliebenen einige frische Büffelzungen zu bringen. Eine besondere Ceremonie beim Einzuge ins Dorf findet nicht statt.

Die letzte große Büffeljagd der Omahas fand, wie schon oben erwähnt, im Jahre 1872 statt. Jetzt ist das gewaltige Thier, das einst so vielen Indianerstämmen Nahrung bot, bis auf einen geringen Rest durch amerikanische Aasjäger ausgerottet und kaum noch zahlreicher, als Elenn und Ur in Europa; schon die nächste Generation wird die Büffeljagd nur noch als Tradition kennen. Jetzt bildet der Mais die Grundlage der Nahrung für die Omahas. Sie kultiviren acht Sorten, von denen eine schon im Juli reift. Außerdem werden Bohnen gebaut und in immer steigenden Maße Weizen. Auch Kürbisse und Wassermelonen sind beliebt und werden in verschiedenen Sorten gezogen. Von Bohnen kannte La Flèche fünfzehn Sorten. Gern gegessen werden auch die Wurzeln und Samen der gelben Wasserlilie (Nelumbium luteum).

Seit die Civilisation in den fernen Westen eingedrungen ist, wandeln die rothen Männer nicht mehr auf dem Kriegspfade und die alten Bräuche werden vergessen. Doch hatten die Omahas noch 1872 einen Ueberfall ihrer Erbfeinde, der Dakotas, abzuwehren und verloren dabei viele Leute. Wurde ein Angriff noch rechtzeitig bemerkt, so warfen sie rasch einen Wall um das Lager auf, pflanzten die Zeltpfähle darauf und deckten die Zeltdecken darüber, so daß sie hinter denselben hervor sicher schießen konnten. Die Frauen gruben für sich und ihre Kinder Erdlöcher und deckten diese mit Fellen, um vor den Kugeln sicher zu sein. Bei einem plötzlichen Ueberfalle gelang es einer Omahafrau nicht mehr, die Höhlung, welche sie für ihre Kinder gegraben, zu verdecken; sie warf sich selbst darüber und stellte sich todt, ja sie zuckte nicht, als die grausamen Feinde ihren Skalp nahmen, und rettete so ihre Kinder. Uebrigens behauptete La Flèche, daß die Omahas nie so grausam gewesen seien, wie die Dakotas und daß sie namentlich niemals ihren Frauen gestattet hätten, die Gefangenen zu verstümmeln. Die Winterdörfer hatten an gefährlicheren Stellen dauernde Befestigungen, von denen manche noch existiren. So liegt ein altes Fort der Ponka in Todd County am Missouri noch ganz wohl erhalten auf einem von zwei tiefen Schluchten eingefaßten steilen Hügel.

Die gewöhnlichen Kriegszüge wurden von irgend einem jungen ehrgeizigen Manne veranstaltet, der sich auszuzeichnen und Skalpe zu gewinnen wünschte. Er lud seine Freunde ein, berieth und schmauste mit ihnen ein paar Nächte hindurch, dann brachen sie auf, heimlich und bei Nacht, um von Niemand bemerkt zu werden; sie schwärzten ihre Gesichter und fasteten vier Tage, dann wuschen sie sich und aßen von den mitgenommenen Vorräthen. Auch eine kleine Abtheilung hat zwei Führer und zwei Stellvertreter derselben. Liegt aber ein ernstlicher Kriegsfall vor, ist z. B. für einen feindlichen Ueberfall Rache zu nehmen und somit der ganze Stamm interessirt, so werden die Vorbereitungen öffentlich getroffen. Der zum Führer bestimmte Krieger beschmiert sein Gesicht mit Thon und geht durch das Dorf mit dem Ruf: „Wakanda, die Fremden haben mich beleidigt, hilf mir zur Rache.“ Dann sammeln sich die Männer, die Kriegspfeife wird gebracht und wer sich am Zuge betheiligen will, thut einen Zug daraus. Dann werden die fünf heiligen Säcke gebracht, die nur bei großen Kriegszügen zum Vorschein kommen; sie sind mit farbigen Vogelfedern gefüllt und dem Donnergott geheiligt; ihren Hütern müssen dafür Geschenke gemacht werden. Beim Aufbruch gehen die Späher immer einige Miles voraus; ihnen folgen die Träger der heiligen Säcke, der Kapitän und dann die Krieger im bekannten indianischen Gänsemarsch. Das Lager wird im Kreise um ein Feuer geordnet, aber nur bei ganz schlechtem Wetter wird eine Grashütte errichtet. Am fünften Tage wird feierlich die Neubenennung sämmtlicher Krieger vorgenommen; jeder giebt seinen alten Namen auf und nimmt einen neuen an, den er sich selbst auswählt; der Donnergott, welcher gleichzeitig auch der Kriegsgott ist, wird dabei angerufen. Melden die Späher ein feindliches Lager in der Nähe, so öffnet der oberste Häuptling die heiligen Säcke und kehrt ihre Mündung dem Feinde zu. Handelt es sich nur um einen Pferderaub, so gehen zwei von den jungen Kriegern zusammen vor; mißlingt es ihnen, so müssen die Kapitäne den Versuch machen. Handelt es sich aber um einen ernstlichen Angriff auf ein feindliches Lager, so gehen erst Kundschafter aus, um es ganz genau zu untersuchen und die Hütten zu zählen, und die Führer überzeugen sich persönlich von der Genauigkeit des Berichtes. Dann schleicht sich der ganze Trupp in die nächste Nähe, und bei Tagesanbruch erfolgt der Angriff. Kehren sie siegreich in die Heimath zurück, so zünden sie in einiger Entfernung das Gras an und feuern so viel Schüsse ab, als sie Feinde getödtet; kommen sie stillschweigend, so ist der Zug erfolglos gewesen. Zwei Tage später wird der Skalptanz getanzt. Vorher aber werden die heiligen Säcke geöffnet, ein Krieger nach dem anderen tritt vor dieselben und erzählt seinen Antheil am Kampfe, dann hebt er unter Anrufung Wakandas die Hand in die Höhe und läßt aus derselben einen kurzen Stock, den er vorher geschnitten, auf den Sack fallen; bleibt er liegen, so gilt die Wahrheit der

Aussage für erwiesen und wird die entsprechende Auszeichnung bewilligt. Den eigentlichen Skalptanz tanzen die Frauen und zwar nur, wenn der Zug ohne Verlust verlief. Ihm entspricht bei den Männern der Hethucka, an dem aber nur die Häuptlinge und die ersten Krieger theilnehmen durften.

Sollte Frieden geschlossen werden, so gingen zwei oder drei Häuptlinge mit einigen jungen Leuten, von denen einer die Friedenspfeife trug, unbewaffnet und am hellen Tage auf das Dorf des Feindes zu; die Pfeife diente völlig, wie bei uns die weiße Flagge, und machte ihre Träger unverletzlich. Waren die Feinde auch zum Frieden geneigt, so wurden die Abgeordneten in eine Hütte geführt und ihnen Essen vorgesetzt und dann die Verhandlungen begonnen; Geschenke wurden erst nach Abschluß des Friedens gegeben. Für Mord oder Todtschlag innerhalb des Stammes, der vor Einführung des Branntweins freilich kaum vorkam, galt eigentlich die Blutrache an dem Mörder selbst oder einem seiner Verwandten. In den meisten Fällen aber gelang es den Häuptlingen, das verfallene Leben zu retten und die geschädigte Familie zur Annahme einer Entschädigung zu bewegen. Doch war damit die Sache noch nicht abgemacht. Der Mörder wurde auf 2 bis 4 Jahre in den Bann gethan; er mußte barfuß gehen, sein Gewand immer zubinden, auch in der heißen Jahreszeit, er durfte nirgends mitreden und sollte die Augen immer niederschlagen; sein Zelt mußte er eine Viertelmeile vom Lager errichten und Niemand durfte bei ihm bleiben, außer ein Verwandter; auch durfte er nichts Gekochtes genießen. Brach er eine der Vorschriften, so war zu befürchten, daß der Geist des Gemordeten einen Tornado erregte, welcher das Dorf heimsuchte und verwüstete. Ob das Opfer ein Häuptling, ein Weib oder ein Kind gewesen, war für das Strafmaß gleichgültig, auch unfreiwillige Todtschläger mußten dieselbe Strafe erdulden, aber nur für ein Jahr; es war Sache der Verwandten, zu erklären, wenn sie die Strafe für genügend hielten.

Ueber die religiösen Ansichten der Omahas giebt Dorsey nur dürftige Nachrichten. Wakanda soll die Gesetze bezüglich der Büffeljagd und bezüglich des Ackerbaues gegeben haben, und bei ihm pflegen sie zu schwören. Die Kriegsgebräuche führen sie auf Jetinike zurück; ob derselbe mit dem Donnergott identisch ist, sagt der Verfasser nicht. Auch die Gebräuche bezüglich der Kinder, die jedem Stamm eigenthümliche Art, ihnen das Haar zu scheeren, und ein Theil der Tänze, welche als Wakube, heilig bezeichnet wurden. Läßt sich im Frühling die Stimme des Donnergottes zum ersten Male hören, so begeht das Eleungeschlecht (Weijincte) in Verbindung mit dem Bärengeschlecht (Thatada), welches in diesem Falle als Diener zu fungiren hat, eine besondere Feier, und fromme Seelen glauben, daß sie die Macht haben, den Regen zum Aufhören zu bringen. Aber die Freigeister wollen auch schon nichts mehr davon wissen und bei dem immer zunehmenden Verkehr mit den Weißen und der steigenden Schulbildung wird von dem alten Glauben der Omahas bald nur noch hier und da in den Köpfen alter Frauen ein Restchen anzutreffen sein. Haben die Indianer einmal ihre alte Lebensweise aufgegeben und sich dem Ackerbau zugewandt, so pflegen sie sich sehr schnell mit der Civilisation zu befreunden, und Erscheinungen, wie Miß Fletcher, die Vollblutindianerin, welche vor dem amerikanischen Anthropologencongreß einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über ihren Stamm hielt, werden bald keine solche Seltenheit mehr sein.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Geologe Adjunkt Thorvaldur Thoroddsen hat im Juli und August d. J. die Distrikte Vardastrand und Stranda an der Westküste von Island bereist und ist bis Kap Horn oder Kap Nord gekommen. Ueber diese Reise hat er in dem isländischen Blatte „Sudri“ einen Bericht veröffentlicht, in welchem er besonders die Lebensweise der Bewohner in der Nähe des Kap Horn schildert. Die ganze lange Wegstrecke von dem Handelsplatze Reykiafjord bis zum genannten Kap ist sehr schwer zu bereisen, denn es ist beinahe unmöglich, Pferde zu benutzen; hierzu kam noch, daß Thoroddsen's Reise durch andauernden Regen (nur einen einzigen Tag hatte er gutes Wetter) äußerst beschwerlich gemacht wurde. Die Höfe liegen sehr zerstreut. Der Schnee schmilzt hier oft erst im Juni, aber sobald das Thauwetter eintritt, wächst das Gras mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Bewohner halten nur Schafe und Kühe; aber der Boden ist so fett und fruchtbar und die Weiden sind so ausgezeichnet, daß der geringe Viehstand hier den Bewohnern gleichen Nutzen bringt, wie ein doppelt so großer auf vielen anderen Stellen. Daß die Bewohner nur wenig Vieh halten, hat darin seinen Grund, daß sie wegen des häufigen Regenwetters nur wenig Heu machen können. Thoroddsen sagt, daß sie jetzt civilisirter und weniger abergläubisch sind als im Jahre 1754, wo der bekannte Dichter und Naturforscher Egert Olafsson diese abgelegene Gegend des Landes besuchte, trotzdem die Kommunikationsmittel und die Erwerbszweige fast noch dieselben sind, wie damals. Ueber die wissenschaftliche Ausbeute seiner Reise wird Thoroddsen jedenfalls baldigst Näheres berichten.

Asien.

— Das Waldareal im Gebiete Transbaikalien. Nach dem „Prawiteljstwennij Westnik“ (Regierungsbote) verfügte das Gebiet Transbaikalien im Jahre 1853 über ein Waldareal von annähernd 23 586 250 Deßiatin; der voraussichtliche Konsum an Wald hätte von 1853 bis 1885 sich auf 1 152 000 Deßiatin belaufen können. Indessen sind in diesem Zeitraume 16 965 052 Deßiatin vernichtet worden und bleiben gegenwärtig nur 5 469 200 Deßiatin zurück. Als Ursache der Waldverwüstung, deren nachtheilige Folgen in Bezug auf Klima, Vegetation ꝛc. stark hervorgehoben werden, giebt das Blatt die sogenannten „Paly“ an, das Ausbrennen von dürrem Gras, bei welchem häufig auch die Wälder in Brand gerathen. Der bewährte Kenner Sibiriens, D. Sawalischin, bemerkt in den „Moskowskija Wjedomosti“, daß die Waldbrände weniger den „Paly“, als der Unvorsichtigkeit oder der Böswilligkeit der flüchtigen Sträflinge, der Cedernußsammler, der Goldsucher und anderer Leute, welche in der Taiga herumstreifen, zuzuschreiben sind. Die Waldverwüstung wird fernerhin bedingt durch den Aufschwung der Schiffahrt und des Handelsverkehres auf dem

Amur. Daß die officiellen Verbote gegen Waldverwüstung fruchtlos geblieben sind, braucht kaum erwähnt zu werden. Die lokale Bevölkerung ist jedoch gegenwärtig selber zur Einsicht gekommen, daß die Waldverwüstung als ein schweres Unglück zu betrachten sei, wenigstens haben sich einige Dorfgemeinden des Kreises Tschita freiwillig entschlossen, Waldhüter zu stellen. Petri.

Afrika.

— Der französische Geschäftsträger in Tripolis hat mit den dortigen türkischen Behörden die Grenze zwischen Tripolitanien und Tunesien festgestellt, und zwar ist Grenzpunkt am Mittelmeere Ras Tadscher, 20 km vom Kap Biban (das bisher auf den Karten als Grenze angenommen wurde) entfernt.

— Einem Telegramm aus Zanzibar vom 30. Oktober zufolge hat Dr. Jühlke für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft das Makdischu-Gebiet südwärts bis Witu hin erworben, speciell den Hafen Durnford an der Wubuschi-Mündung, wo er eine Station anlegte. (Dieser Hafen ist sowohl auf der Perthes'schen als der Engelhard'schen Karte nach Angaben der Gesellschaft bereits als zu deren Gebiet gehörig bezeichnet. Die Küste von Makdischu bis Witu erstreckt sich über 4 Breitengrade, von 2° nördl. Br. bis 2° südl. Br.; auf ihr liegen die bisher unbestritten dem Sultan von Zanzibar gehörigen Städte Makdischu, Mörka, Barawa und Kismaju.)

— Der Congo-Staat hat das Anerbieten der Antwerpener Firma Walford u. Co., die Eröffnung einer direkten Dampferlinie zwischen Antwerpen und dem Congo betreffend, angenommen. Vorläufig soll alle sechs Wochen ein Schiff expedirt werden, später, falls der Handelsverkehr zunehmen sollte, allmonatlich eins.

— Anfangs November sind eine Anzahl Ingenieure nach dem französischen Congo-Gebiete abgereist, um das nördliche Congo-Ufer zwischen dem Ocean und Brazzaville behufs Anlegung einer Eisenbahn zu untersuchen. Das nördliche Ufer soll geringere Bodenschwierigkeiten darbieten, als das südliche, wo der Congo-Staat seine Bahn zu bauen gedenkt.

— Dr. Zintgraff, welcher die letzten Jahre am unteren Congo gereist ist, ist zum Zwecke der Erforschung des Hinterlandes von Kamerun auf ein Jahr in die Dienste des Deutschen Reiches getreten und hat im Laufe des Sommers den Wuri-Fluß bis Jebarri befahren. Dabei hat er in nordwestlicher Richtung sehr hohe (3500 bis 4000 m) Bergspitzen zu Gesicht bekommen, welche etwa 10 Tagereisen entfernt waren. Es werden dieselben wahrscheinlich zu dem von Dr. Schwarz erkundeten Basarami-Gebirge gehören.

— G. A. Krause (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 303) ist den Volta-Fluß hinaufgefahren und hat die in den letzten Jahren wiederholt besuchte Handelsstadt Salaga erreicht. Die Angaben über seine weiteren Pläne widersprechen sich: nach der einen will er von dort nach den Hinterländern des deutschen Togo-Gebietes vorzudringen suchen, nach der anderen wahrscheinlicheren befindet er sich bereits von Salaga nordwärts auf dem Wege nach Mossi (12° nördl. Br.) und Timbuctu.

Nordamerika.

— Dr. Boas hat sich zu ethnologischen Studien nach der Insel Vancouver begeben und will dort die ersten Wintermonate unter den Kuakiutl im nördlichen Theile der Insel verbringen und deren Tänze studiren, später vielleicht noch die Komoks besuchen. Am 1. Oktober 1886 schreibt er aus Victoria auf Vancouver an den Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin u. A.: „Das Studium der Masken und Tanzgeräthe ist außerordentlich fesselnd, denn ich finde, daß jeder einzelne Gegenstand eine Persönlichkeit aus der Mythologie darstellt und die Tänze meist Aufführungen jener Mythen sind. Indessen fehlt es auch nicht an solchen, die historische Ereignisse darstellen. Die Sagen der einzelnen Stämme unterscheiden sich mehr von einander, als ich erwartete. So spielt der Rabe im Süden bei weitem die Rolle nicht, wie in der Mythologie der Haida und Tlinkit, obwohl Theile jener Sage bis hier verbreitet sind. Es muß ein ganz eigenthümlicher Austausch der Sagenkreise stattgefunden haben, da sich Elemente von Sagen der Tlinkit und Haida in ganz andere Sagenkreise der Kuakiutl-, Bellacula-, Nanitschin- und West-Vancouver-Stämme gemischt haben. Ebenso verhält es sich mit gewissen Bräuchen, besonders den „Beißern", den Hamatsa der Kuakiutl, welche sich von den Tsimschian bis zu den Komoks verbreitet finden."

— Die spärlichen wissenschaftlichen Berichte über das große Erdbeben von Charleston lassen es als ein zweifellos tektonisches erscheinen, bedingt durch eine Verschiebung auf der großen Verwerfungsspalte, welche das Hügelland von Carolina von der alluvialen Küstenebene trennt und die eigentliche Begrenzung des amerikanischen Festlandes darstellt. Diese Verwerfungslinie beginnt an der Meeresküste bei Staten Island und läuft südwestlich über Trenton, Philadelphia, Wilmington in Delaware, Baltimore, Washington, Richmond, Raleigh, Columbia in Südcarolina u. s. w. Wie man sieht, liegen an ihr eine ganze Anzahl wichtiger Städte, weil bis zu ihr aufwärts die Fluth dringt und von der anderen Seite her die Flüsse noch ein nennenswerthes Gefälle haben. Seit der Besiedelung Amerikas hat in ihr keine nennenswerthe Verschiebung stattgefunden, aber die Schichtenfolge in der Küstenebene beweist, daß früher erhebliche Schwankungen erfolgt sind, heute noch liegt z. B. in New-Jersey eine wenig tiefere Stufe von über 100 Miles Breite unter dem Meeresspiegel. Es wäre darum nicht unmöglich, daß das nach Jahrhunderte langer Ruhe mit solcher Gewalt aufgetretene Erdbeben nur der Anfang einer neuen Erschütterungsperiode ist. Die Erschütterung ist über mindestens ein Viertel des Gebietes der Vereinigten Staaten verspürt worden, am heftigsten in den beiden Carolinas. Viele Erscheinungen deuten auf ein Niedersetzen der Alluvialschichten, aber eine bedeutende Niveauveränderung kann nicht stattgefunden haben, da man diese an den Eisenbahnlinien hätte merken müssen. Die Oktobernummer des „American Naturalist" erwähnt Gerüchte von erheblichen Niveaustörungen in den Black Mountains von Nord-Carolina, doch ist Genaueres darüber noch nicht bekannt geworden. Spaltenbildung und Emporbringen von Wasser und Schlamm ist dagegen in der Ebene an vielen Stellen nachgewiesen.

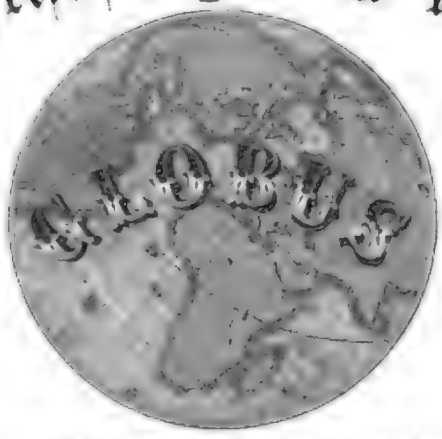
Südamerika.

— Die Nachrichten von dem bekannten französischen Reisenden Thouar lauten wenig günstig. Nachdem er auf einer langen Fahrt den Pilcomayo hinaufgefahren ist, ist er von seiner Reise so angegriffen, daß er schwer erkrankt gegenwärtig in Sucre in Bolivia sich befindet.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. VI. (Mit einer Karte und vier Abbildungen.) — Emil Metzger: Einiges über den Wajang auf Java. — Das Volk der Omaha. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 10. November 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

VII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Als sich die Karawane am 21. Mai dem Dorfe Mkonó's näherte, begegneten ihr einige Krieger desselben, welche den Reisenden deutlich zu machen suchten, wie nöthig es sei, als Zeichen seiner friedlichen Gesinnung ein angemessenes Geschenk voraus zu schicken. Giraud hielt es für das Rathsamste, etwa 500 m vor dem Dorfe in einer guten Stellung sein Lager zu beziehen und dasselbe mit einer festen Boma zu umgeben. Der erste Tag ging ruhig vorüber; in der Hoffnung, den weißen Mann zu sehen, hatte Mkonó das mäßige Geschenk von Stoffen, welches jener ihm geschickt hatte, angenommen und so ging Giraud am Abend mit acht seiner Leute, alle scheinbar unbewaffnet, aber mit verborgenen Revolvern ausgerüstet, um den Häuptling zu besuchen. Seine auf einer bewachsenen Insel gelegene Residenz glich dem Dorfe Kiwanda, was die unregelmäßige Anlage betraf; sie bestand jedoch aus drei durch eine starke Verpallisadirung von einander getrennten Theilen; in der äußersten wohnten die gewöhnlichen Leute, in der zweiten die Sklaven des Häuptlings, in der innersten dieser selbst. Er war ein Mann von etwa 40 Jahren, stark und fett, wie alle Häuptlinge in Ulémba, welche nur von Pombe (Bier) leben. Eine Menge Schnüre rother Perlen bedeckten Brust, Arme und Beine; über seinen ziemlich dicken Bauch war ein Stück rothes Zeug nachlässig ausgebreitet, und das Gesicht war mit rother Farbe leicht bemalt, die schlauen, falschen Augen waren auf Giraud gerichtet. Etwa 100 mit Bogen und alten Feuersteingewehren bewaffnete Leute umgaben ihn, während ein halbes Dutzend Trommler, denen alle Finger bis auf die Daumen fehlten, und drei Verschnittene und der Augen beraubte Sänger einen betäubenden Lärm verursachten. Unter der Menge befanden sich gleichfalls verschiedene an Nasen und Ohren verstümmelte Personen. „Du richtest deine Unterthanen schön zu", meinte Giraud. „Das wird sie lehren, meine Frauen nicht wieder zu berühren", lachte der Häuptling. „Und was wird aus den letzteren, wenn sie sich vergehen?" „Sie werden nur gepeitscht; denn wenn sie keine Nase oder keine Augen oder Hände mehr haben, kann man nichts mehr mit ihnen anfangen." Trotz seines harten, wilden und mißtrauischen Gesichtsausdruckes ist der Menschenschlag von Ulémbe schön; die geschlitzten Augen und der Mund erinnern etwas an die mongolische Rasse.

Mkonó hatte Giraud gut empfangen; am anderen Morgen verlangte er aber die beiden besten Gewehre und einen Revolver, und da ihm dieses Geschenk sehr wichtig war, verbot er bis zur Ablieferung desselben, den Fremden Lebensmittel zu verkaufen. Um seiner Forderung noch mehr Nachdruck zu verleihen, erschienen gegen Abend viele seiner Krieger vor dem Lager Giraud's, um ihn und seine Leute einzuschüchtern; auf die letzteren wenigstens verfehlten die Drohungen ihre Wirkung nicht. Am Morgen kam es zu persönlichen Verhandlungen. „Ich will dir deine Waffen nicht mit Gewalt nehmen", sagte der Häuptling, „doch du mußt sie mir geben, um mir deine Freundschaft zu beweisen;

Giraud's Empfang bei Mfoué.

denn du biſt ein großer Häuptling und ein kleines Geſchenk iſt deiner nicht würdig.“ Vergebens ſuchte Giraud gegen die hohe Stellung, die ihm zuerkannt wurde, zu proteſtiren, vergebens erklärte er, die Waffen von ſeinem Sultan empfangen zu haben und ſie nicht hergeben zu dürfen, Mkeuë blieb bei ſeiner Forderung und Giraud ſagte beim Weggehen: „Du haſt viel zu ſagen, ich nur das eine, du wirſt meine Flinten niemals erhalten.“ Dennoch mußte er ſchließlich nachgeben und am 23. Mai ſeine Lieblingswaffe, ein Kropatſchek-Gewehr, an Mkeuë ausliefern. Die Flinte wurde mit einer Freudenſalve begrüßt und der Häuptling ſtattete perſönlich ſeinen Dank ab, bei welcher Gelegenheit ſein Orcheſter ſich im Lager der Fremden hören ließ. Bei dieſem Beſuche ſuchte Giraud ſeine Waffe wieder einzutauſchen, doch ſeine Beredtſamkeit blieb ohne anderen Erfolg, als daß Mkeuë ihm beim Abſchiede ſagte: „Heute haſt du viel zu ſagen, ich nur das eine, daß ich deine Flinte gewollt habe und daß ich ſie habe.“ — Die Berichte über Marukutu lauteten hier ſo beunruhigend, daß Giraud ſich entſchloß, eine andere Richtung einzuſchlagen, um dieſe unangenehme Begegnung zu vermeiden. Das Beſte ſchien, mit einem Umwege quer über den Tſchambezi nach Norden zu Ketimkuru zu gehen, obwohl der Uebergang über den Fluß auch nicht ſehr leicht zu ſein ſchien.

Am 24. Mai verließ Giraud die Reſidenz Mkeuë's mit der Drohung, ihn ſeinem nominellen Oberherrſcher Ketimkuru als einen Dieb anzuzeigen — der Verluſt ſeines Kropatſchek that ihm zu wehe, und ſchon bei der nächſten Büffeljagd machte er ſich fühlbar; aber kaum von derſelben zurückgekehrt, hatte er das Vergnügen, ſeine Lieblingswaffe wieder in die Hände zu bekommen; ein Abgeſandter Mkeuë's war gekommen, ihm dieſelbe auszuliefern. „Du haſt ihn einen Dieb genannt und mit dem Zorne Ketimkuru's gedroht; mein Herr will nicht, daß du ihn mit einer ſchlechten Meinung im Herzen verläßt, darum ſchickt er dir deine Waffe zurück!“ Als die von Mkeuë mitgegebenen Führer, die ebenfalls auf der Jagd geweſen waren, zurückkehrten, wurde erſt der eigentliche Zweck der Sendung klar, denn nun erklärte der Abgeſandte: „Wenn du die Waffe annimmſt, hat Mkeuë geboten, die Führer wieder mit zurückzubringen; du

Mkeuë's Orcheſter in Giraud's Lager.

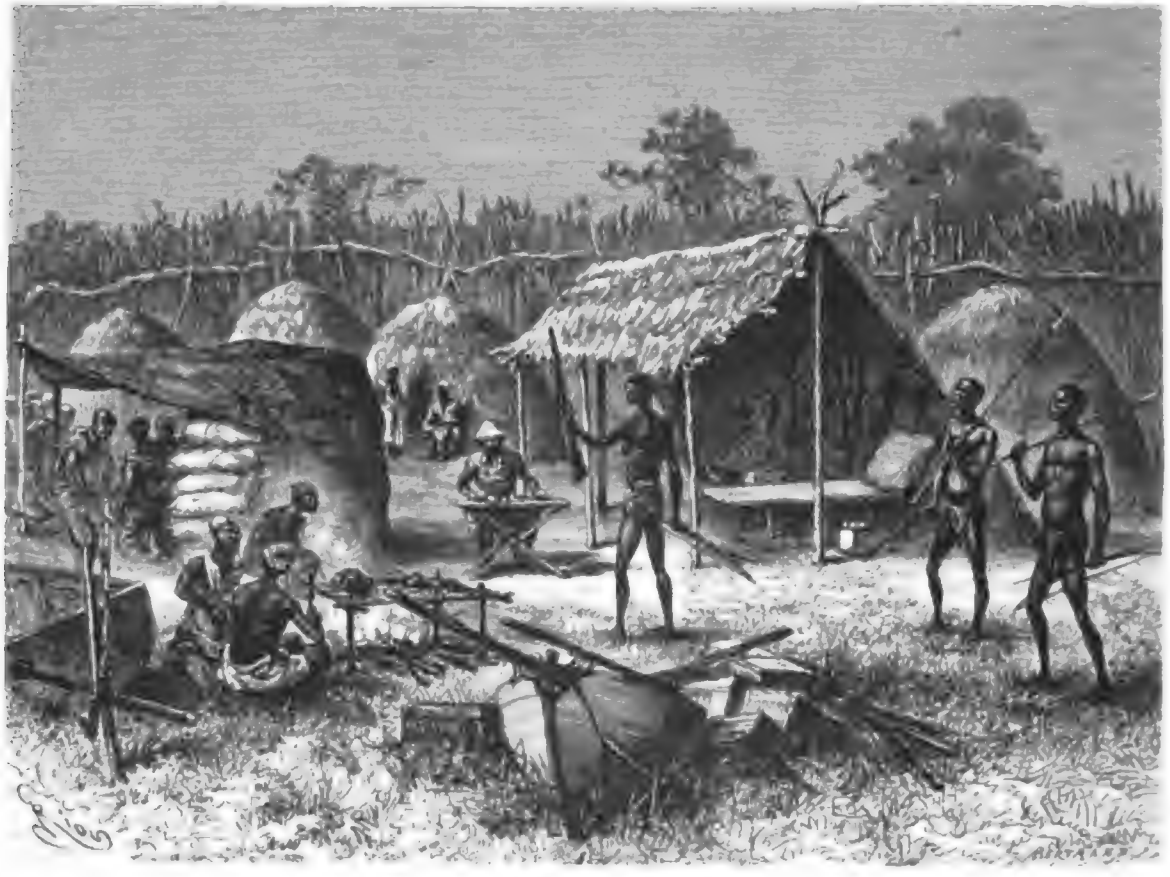
kannſt dann ſehen, wie du allein den Weg aus den Sümpfen des Tſchambezi findeſt.“ Man wird aus der unten folgenden Beſchreibung erſehen, daß dies eine Lebensfrage für Giraud war; die Führer mußte er behalten und ſeine Waffe wollte er auch nicht preis geben. Er ließ in ſtiller Nacht den Geſandten rufen, um ihn zu beſtechen und zu bewegen, ein bedeutendes Geſchenk anſtatt der Waffe mit zurück zu nehmen, ſei es auch nur, um zwei Tage Zeit zu gewinnen. Der Abgeſandte erklärte zwar, es gehe um ſeinen Kopf, doch ließ er ſich zuletzt beſtimmen, dieſe Gefahr zu laufen.

Am 25. Mai kam man an einen ungeheuren Moraſt, den man nur mittels eines neunſtündigen Marſches, bis an die Knie im Waſſer, überſchreiten konnte. Das Land iſt ſo vollkommen eben, daß die Tiefe überall einen halben Meter betrug. Mit kurzem Rohr beſetzt, bot dieſer Sumpf den Anblick einer Wieſe dar; Bäume wuchſen nur auf den Ameiſenhügeln, aber dieſe letzteren waren ſo häufig, daß die Ebene von weitem den Eindruck eines Waldes machte, der jedoch vor dem Näherkommenden immer mehr zurückwich. Das Waſſer ſtand ſtill und bedeckte eine auf 20 km Breite geſchätzte Fläche, durch welche der ſchnurgerade am niedergedrückten Rohre kenntliche Fußpfad führte. Am glücklichſten waren die Träger des in Stücke zerlegten Bootes, welche ſich derſelben wie Schubkarren bedienten, um abwechſelnd ſich von den Genoſſen vorwärts ſchieben zu laſſen. Die ganze Ueberſchwemmung rührte von dem Tſchambezi her, welcher ſelbſt in dieſer Jahreszeit noch ſo waſſerreich war. Gegen drei Uhr erklärten die Führer, man ſei am Fluſſe; der Sumpf war von demſelben durch eine 100 m breite niedrige Landzunge getrennt. Es ſchien, als ob man ſich in einer vollkommenen Einöde befände; doch einige Flintenſchüſſe genügten, um ſechs, allerdings ſehr kleine Boote herbeizurufen, deren jedes nur einen Mann auf einmal tragen konnte; und jede Ueberfahrt dauerte mindeſtens dreiviertel Stunden. Giraud fühlte ſich an dieſem Tage ſehr entmuthigt; von körperlichen Leiden ergriffen, gab er beinahe die Hoffnung auf, das andere Ufer des Tſchambezi zu erreichen, ehe die Leute Mkeuë's ihn eingeholt haben würden. Am anderen Morgen wurde einer der Anführer

Digitized by Google

ausgeſchickt, um Nachrichten über den Fluß einzuziehen. Bald kam er zurück und erzählte, auf der anderen Seite ſei auch alles Pori, aber er habe vier Menſchen getroffen, Leute Ketimkuru's und Aley's, eines Sklavenhändlers von Zanzibar, welche die Karawane ſchon ſeit einem Monat an den Flußufern ſuchten. Einer von ihnen ſei ſchon zu Ketimkuru zurückgekehrt, um Truppen zu holen; denn man glaubte nie, daß Giraud das Gebiet Mkönö's werde paſſiren können. Dieſe Aufmerkſamkeit Ketimkuru's erfreute Giraud ſehr; für den Augenblick aber beſſerte ſie ſeine Lage nicht, da er ſich immer noch im Bereiche der Macht Mkönö's befand. Ueber den Fluß lauteten die Berichte folgendermaßen: nur in der Mitte befinden ſich einige bis 50 m breite, ſehr tiefe und von Nilpferden bevölkerte Arme; für die Kühe ſei es unmöglich, hinüber zu kommen. Zwei der letzteren wurden daher gleich geſchlachtet, die beiden anderen ſollten für den äußerſten Nothfall dienen, um die Armee Mkönö's zu beſtechen. Je mehr ſeiner Mannſchaften über den Fluß ſetzten, deſto mehr fremde Leute ſammelten ſich um Giraud; am 28. Mai befand er ſich mit nur fünf ſeiner Getreuen allein noch auf dem linken Ufer; die ſechs Boote, welche ſie aufnehmen ſollten, lagen neben einander am Rande des Waſſers. Aber nun weigerten ſich die Fährleute, abzuſtoßen, und erſt die vorgehaltenen Revolver zwangen ſie, ihre Pflicht zu erfüllen.

Die Ueberfahrt in den engen, unbequemen Booten, die bei der kleinſten Erſchütterung zu kentern drohten, war ſchwierig und dauerte etwa eine halbe Stunde; die drei



Zurückgabe eines Gewehres.

Arme in der Mitte des Fluſſes waren allerdings nur je 25 m breit, aber gegen 7 m tief. Den ganzen Abſtand der beiden Ufer, inſofern man von ſolchen ſprechen kann, ſchätzt Giraud auf 2 km; der Strom iſt kaum merkbar. Giraud bezweifelt, daß dieſe Flüſſe trotz ihrer Tiefe auf größere Strecken befahrbar ſeien.

Nie hatte er unter ſo ſonderbaren Umſtänden, wie an jenem Tage, ſein Lager bezogen. Aus einer ungeheuren etwa 1 m tiefen Waſſerfläche, über welche das Gras nicht mehr hervorragte, erhoben ſich unzählige, kegelförmige Ameiſenhaufen, die mit großen Bäumen beſetzt waren. Oben auf dieſen Erhöhungen hatten ſich die Leute in Gruppen von drei und vier niedergelaſſen, ein ſchwelendes Feuer von friſchem Holze mußte die Moskitos verjagen; das Lager hatte wohl eine Ausdehnung von 500 m. Man wußte übrigens noch nicht, ob man ſich wirklich ſchon auf dem rechten Ufer des Tſchambezi befand oder etwa noch einen oder einige Flußarme zu überſchreiten hatte. Die näheren Nachrichten, die Giraud hinſichtlich Ketimkuru's und Aley's empfing, lauteten ſehr günſtig. Erſterer bereitete ihm einen königlichen Empfang vor, da er vor ſeinem Tode noch einen Weißen zu ſehen wünſchte; letzterer rechnete ſtark auf ihn, um ſeine Vorräthe an Stoffen zu ergänzen. Am 29. und 30. Mai wurde der Marſch, bis an die Knie im Waſſer, fortgeſetzt, wobei das Hypſometer 1390 m ergab; die folgenden drei Märſche führten durch eine nur von wilden Thieren bevölkerte Einöde. Erſt am 2. Juni ſtieß man auf einige Dörfer, ein Zeichen, daß man ſich der Hauptſtadt von Uëmba näherte; während der letzten Stunde marſchirte man durch zahlreiche Mais- und Sorghofelder.

Digitized by Google

Der Einzug in die Reſidenz glich einem Triumphzuge; ſowohl um Ketimkuru, als die Leute von Aley's Karawane zu ehren, wurden von Giraud's Karawane wenigſtens 200 Schüſſe abgegeben; ein ganzer Stadttheil war vorbereitet, um dieſelbe aufzunehmen, und Giraud ſelbſt fand in einer geräumigen, reinlichen Hütte ein Unterkommen.

Noch mehr als durch die Zahl ihrer Bewohner hat die Stadt durch die Zahl ihrer Wohnungen Anſpruch auf die ihr von den Umwohnern beigelegte Bedeutung. 400 bis 500 Häuſer umgeben ringförmig die befeſtigte Reſidenz Ketimkuru's; der Umfang iſt zu groß, als daß man die Stadt wie letztere mit einer Paliſadirung hätte umgeben können, obwohl dies gewiß auch der vielen Raubthiere wegen wünſchenswerth wäre. Uebrigens iſt die Boma Ketimkuru's groß genug, um im Falle eines Angriffes die ganze Bevölkerung aufnehmen zu können. Durch den Anblick Aley's, den er zu ſich entboten hatte, wurde Giraud enttäuſcht; er hatte in ihm einen zweiten Tippo Tip zu finden gehofft, ſah aber, daß er einem ganz ungebildeten Händler gegenüber ſtand, der, wie ſich ſpäter herausſtellte, ſelbſt lange die Sklavenkette getragen hatte. Sein häßliches Geſicht, ſein grober Körperbau ſtanden in ſtarkem Gegenſatze zu ſeinen prächtigen Gewändern. Auf ſeinen Rath wurden Ketimkuru ſechs Stücke prächtigen Zeugs und eine Drehorgel als Geſchenk geſchickt und daſſelbe wurde — zum erſten Male — ohne Widerſpruch angenommen; nur hatte der Häuptling den Wunſch ausgedrückt, das Boot Giraud's ſofort zu ſehen. Nachmittags 3 Uhr fand der feierliche Empfang ſtatt. Einige hundert Menſchen in hockender Stellung bildeten ſchweigend einen Kreis um den Häuptling, der auf einer großen Kiſte ſaß, wie die Araber ſie gebrauchen, um ihre Koſtbarkeiten zu verwahren. Links von ihm lag ein ungeheuer fettes Geſchöpf halb ſitzend auf der Erde, welches nachher als legitime Gattin vorgeſtellt wurde; auf der rechten Seite hockte ein Kind, welches eine Pfeife mit ſehr großer Kalebaſſe hielt, aus welcher Ketimkuru dann und wann einen kräftigen Zug that. Wie alle Häuptlinge der Uëmba war auch Ketimkuru feiſt, doch ſeine

Uebergang über die Tſchambezi-Ueberſchwemmung.

hohe Geſtalt verminderte, wenn er aufrecht ſtand, den unangenehmen Eindruck. Auch er war ganz mit rothen Perlen behängt. Eine gewiſſe Gemüthlichkeit lag in ſeinen Zügen und ſein Auge begegnete dem Auge Giraud's mit unverwandtem Blick. Nach fünf Minuten ſagte er: „Der Weiße ſieht gut aus, er iſt jung.“ Da er auch Livingſtone erwähnte, ergab es ſich, daß er als Kind denſelben geſehen hatte. Derſelbe habe viel von Gott geſprochen, den die Waëmba nicht kennen; auch habe er ſeiner Angabe nach nur *eine* Frau gehabt; ob Giraud ſich im gleichen Falle befinde? „Natürlich“, erwiderte Letzterer, und hütete ſich, wohl zu erzählen, daß er noch unbeweibt ſei, denn dadurch hätte er ſein ganzes Anſehen vernichtet, nicht nur bei den Eingeborenen, ſondern auch bei ſeinen eigenen Leuten. Uebrigens wurde die Antwort Giraud's mit ſchallendem Gelächter aufgenommen. Dieſer bemühte ſich, das Geſpräch auf Livingſtone zurück zu bringen; Ketimkuru erinnerte ſich jedoch nur noch, daß jener drei Decken auf ſeinem Lager gehabt habe, während er nie eine einzige habe erhalten können. Das aus Eunuchen und Krüppeln zuſammengeſetzte Orcheſter war nicht ſo gut, wie das Mkuë's, aber dafür beſaß er eine von Aley gekaufte Ziehharmonika; daneben hatte er noch einen jugendlichen Bauchredner, der ihn ſehr unterhielt. Im Anfange ſeiner Herrſchaft war er ungemein ſtreng, doch war dies ſpäter nicht mehr nöthig, obſchon Verſtümmelungen ſowohl in Ketimkuru's Umgebung als auch in ganz Uëmba nicht eben ſelten waren. Merkwürdiger Weiſe heilen alle dieſe Wunden ſehr gut; vielleicht trägt außer der Lebenskraft der Eingeborenen auch das kühle Klima der Hochebene dazu bei, indem die täglich wehende friſche Briſe alle Miasmen entfernt.

Am Abend ſtattete Giraud Aley in ſeiner nicht eben großen und ſchönen Boma einen Gegenbeſuch ab und bewunderte ſeinen prächtigen Elfenbeinvorrath; der ſchönſte Stoßzahn hatte etwa 35 kg Gewicht, was man in dieſer Gegend ſelten findet, wogegen das dortige Elfenbein ſich durch beſondere Feinheit auszeichnet. Drei Jahre lang hatte er damit zugebracht, ſeinen Vorrath von 30 000 bis 40 000 kg Elfenbein zu ſammeln, wobei ihm eine große Zahl von Zwiſchenhändlern behilflich geweſen war. Er

Digitized by Google

bezahlte etwa 160 m weißen Kattun für 15 kg Elfenbein oder 100 Francs für etwas, wofür er an der Küſte 500 Francs löſte; da er ſeine Leute nur ſchlecht oder gar nicht bezahlte, verdiente er oft 60 Proc. Uebrigens handelte er auch mit anderen Gegenſtänden, namentlich mit Sklaven. Jetzt war ſein Vorrath an Tauſchmitteln erſchöpft und er hoffte, ſie mit Giraud's Hilfe zu ergänzen, was aber aus guten Gründen nicht anging. Ketimkuru überhäufte den Reiſenden mit Aufmerkſamkeiten; auf die Bitte, ihn nicht zu beſchämen, ließ er ihm antworten, er gebe aus gutem Herzen, ohne Hintergedanken, ja er hatte ſogar die Drehorgel, die ſeinen Arm ermüdete und nicht ſo viel Lärm wie die Ziehharmonika machte, zurück geſchickt; aber er trug Sehnſucht nach einer Decke, und eben die konnte Giraud ihm nicht verſchaffen. Die zehntägige Ruhe, die man hier genoß, wurde gut ausgenutzt. Der Zimmermann mit einigen Gehilfen erſetzte das in Zanzibar zurückgelaſſene Holzwerk des Bootes, welches man bald zu benutzen hoffte. Ketimkuru zeigte hierfür das größte Intereſſe, leider aber hatte Giraud keine Gelegenheit, ihm das Fahrzeug ſchwimmend vorzuführen. Uebrigens hielt es ſchwer, ſeine Zuſtimmung zu dem Aufbruche nach dem Bangweolo-See zu bekommen. „Du biſt ein Narr“, rief er aus, „mit deinem Bangweolo; der Engländer rief immer ‚Tanganika, Tanganika‘ und du rufſt ‚Bangweolo, Bangweolo‘! Was willſt du denn da?“ Endlich kam man überein, die Karawane ſolle nach Weſten zu Zapaïra, einem etwa zehn Tage entfernt wohnenden treuen Lehnsmanne, ziehen; die Leute

Innere Boma im Dorfe Ketimkuru's.

ſollten ihn beim Cazembe erwarten, während Giraud den See auf ſeinem Schiffe befahren und ſich ſpäter mit ſeinen Leuten wieder vereinigen ſollte. Trotz des freundlichen Verkehrs gelang es Giraud nicht, ſehr viel Auskunft von Ketimkuru zu erhalten; ſein geiſtiger Standpunkt war nicht hoch genug, um ſich ernſtlich mit einem Gegenſtande zu beſchäftigen; wenn er keine Luſt hatte, auf die Fragen weiter einzugehen, nahm er ſeine Harmonika zur Hand und ſchien dann nichts mehr zu hören. Seine Unterhäuptlinge nahten ihm mit größter Ehrfurcht; die, welche von auswärts kamen, um den weißen Mann zu ſehen, ſchickten einen oder zwei Elephantenzähne als Geſchenk voraus, was durch eine Kuh oder eine junge Sklavin erwidert wurde. Er allein hatte die Entſcheidung über Krieg und Frieden; während Giraud ſich bei ihm aufhielt, ſchickte er z. B. eine Abtheilung von hundert Kriegern nach dem Norden, um einem Prätendenten zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Von den Karawanen hatte er manche arabiſchen Gebräuche entlehnt, doch war der Islam nicht bis zu ihm durchgedrungen. Die Gerechtigkeit, welche Ketimkuru übte, war ganz afrikaniſch. Die Todesſtrafe wandte er außer gegen Kriegsgefangene nur ſelten an; das größte Verbrechen war es, mit einer ſeiner zahlreichen Frauen ſich zu ſchaffen zu machen, und das wurde immer mit Verſtümmelung beſtraft. Um Verbrechen gegen die Perſon oder das Eigenthum kümmerte er ſich nicht viel, er betrachtete dies als eine Angelegenheit der beleidigten Perſonen. Sein Einfluß auf die Nachbarn war ſehr bedeutend; gegen Süden erſtreckte ſich derſelbe bis zum Tſchan-

bezi, wo allerdings der größte Theil des Landes Wildniß iſt, im Norden bis zum Tanganika, im Oſten bis zum Njaſſa, im Weſten bis zum Bangweolo, dem Luapula und dem Moero. Cazembe und Mšus bezahlten ihm Tribut, nur Matiſa und Kiſſinga, welche auf die Unnahbarkeit ihres Dorfes oder die Tapferkeit ihrer Krieger ſich ſtützten, wagten es, ihm zu trotzen. Sein höchſter Ruhm iſt es, die Einheit Uëmbas geſichert zu haben. Leider beſaß er keinen geeigneten Sohn, der ihm folgen konnte.

Bei dem Tode eines Häuptlings verlaſſen die Bewohner das Dorf, wobei ſie ſelbſt die auf dem Felde ſtehende Ernte preisgeben; die Ueberreſte des Todten werden in einer gut verſchloſſenen Hütte, bei welcher nur wenige Greiſe als Wächter zurück bleiben, der Verweſung überlaſſen. Nach ſechs Monaten ſammeln ſie einige Knochen, die als Amulette dienen, das Uebrige wird in einer Ochſenhaut begraben. Während dieſer Zeit kämpfen die Thronbewerber gegen einander, bis einer ſiegreich aus dem Bürgerkriege hervorgeht, und ſo lange iſt es für einen Europäer beinahe unmöglich, dort zu reiſen.

Der Aufenthalt bei Ketimkuru that der ermüdeten Karawane ſehr wohl. Der frühe Morgen war kalt und bis gegen 10 Uhr ſtieg der Thermometer nicht über 7 bis 8°; dann aber brannten die Sonnenſtrahlen plötzlich heiß herab und bis gegen Abend mußte man der Hitze wegen unter dem ſchützenden Dache bleiben, welches man, trotz der Kühle, auch am Abend nicht verlaſſen konnte, da es von Raubthieren wimmelte. Ein einziger Löwe hatte hier

Ketimkuru auf der Ziehharmonika ſpielend.

Der Pombe trinkende Zapaïra.

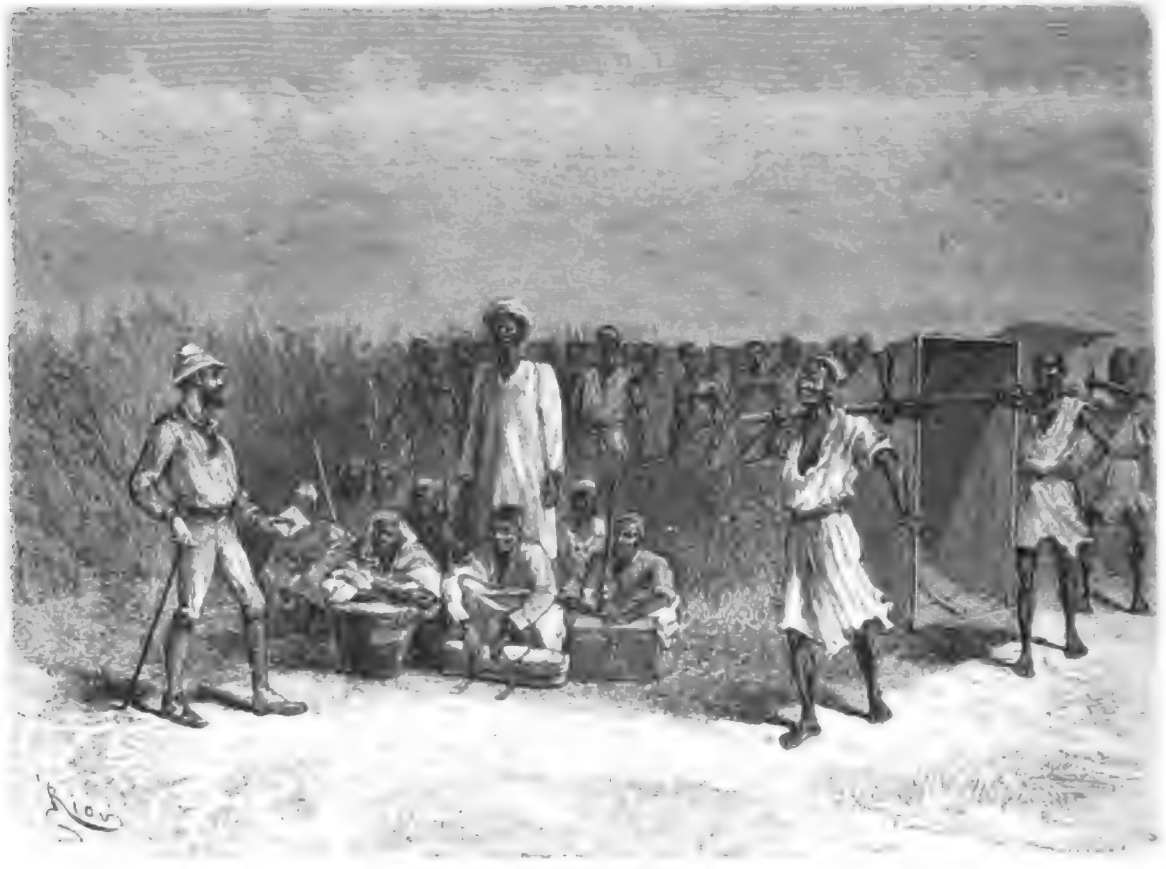
in kurzer Zeit 27 Menſchen getödtet. Giraud ſollte nun eine Falle bauen, um ihn zu fangen; da aber Ketimkuru die Abſicht ausſprach, eine ſeiner Frauen als Lockſpeiſe zu gebrauchen, lehnte er den Antrag ab. Die Anpflanzungen, welche ebenfalls viel von den wilden Thieren zu leiden hatten, liegen bis auf 3 und 4 km von der Stadt im Gebüſch zerſtreut und von den Fußwegen entfernt, um ſie den Blicken der Neugierigen zu entziehen. Die Ländereien in der nächſten Umgebung gehörten dem Häuptling. Am zweiten Tage vor der Abreiſe Giraud's wurden dieſe Felder von einem aus acht Elephanten beſtehenden Trupp verwüſtet; Aley verfolgte dieſelben und holte ſie mit ſeinen Leuten ein. Da die Elephanten in ſchlechter Laune zu ſein ſchienen, wagte man es nicht, ſie anzugreifen. Nur ein einziger Mann, ein ſehr tüchtiger Jäger, drang vor, ſein Gewehr verſagte aber zweimal und er wurde von dem wüthenden Thiere in die Luft geſchleudert und auf den Tod verwundet. Giraud hatte übrigens während des Aufenthaltes bei Ketimkuru mehrfach bemerkt, daß Aley ihm hinter ſeinem Rücken zu ſchaden ſuchte, und es kam jetzt, als er dem verwundeten Manne einige Hilfe leiſtete, zu einer gründlichen Auseinanderſetzung, die nicht ohne gute Folgen war.

Der auf den 15. Juni feſtgeſetzte Aufbruch wurde bis zum 16. verſchoben, da der Häuptling erſt noch einige Zaubermittel für eine glückliche Reiſe bereiten mußte. Am letzten Nachmittage führten die Leute Giraud's noch einmal ihre Tänze vor Ketimkuru auf, welcher behauptete, nie etwas ſo Bewundernswerthes geſehen zu haben.

Am Morgen der Abreiſe ſchüttelte Giraud dem guten Ketimkuru die Hand und verſprach ihm, bei ſeiner Rückkehr in Europa zu erzählen, ein wie großer Häuptling er ſei; ein wohlgefälliges Lächeln erhellte ſein Geſicht, er warf dem weißen Freunde noch einen langen Blick zu und trat in ſeine Hütte zurück. Vier Monate ſpäter vernahm Giraud, daß er geſtorben war, und daß man den fremden Mann beſchuldige, den Tod durch Zauberei veranlaßt zu haben.

Obwohl Ketimkuru den Führern empfohlen hatte, den Weg nicht über Moamba zu nehmen, wo Thronſtreitigkeiten entbrannt waren, befand ſich die Karawane doch am 19. dieſem Orte gegenüber. Man traf nur einige wenige alte Leute als Todtenwache; es kam zu einem kleinen Streite und bei dieſer Gelegenheit ſchlug einer von Giraud's Trägern ſein Gewehr auf einen Wunjamuezi an. Glücklicher Weiſe verſagte das Gewehr zweimal, trotzdem mußte der Blutpreis, in 8 Metern Zeug beſtehend, bezahlt werden.

Alles war verlaſſen; die Feldfrüchte lieferten zwar genügende Lebensmittel, doch war es ſchwer, die von Vegetation überwucherten Fußwege aufzufinden. Trotzdem verfolgten die Führer, die ſich nach der Sonne orientirten, mit großer Sicherheit ihren Weg; obwohl ſie nach der Gewohnheit der Eingeborenen ſich in Schlangenlinien bewegten, wichen ſie doch nicht viel von der geraden Linie ab, welche zu dem Ziele hinführte. Für die ſchwer bepackten Träger war es manchmal nicht leicht, ihnen quer durch Geſtrüpp und Sumpf zu folgen. Der Geſundheitszuſtand war ziemlich ungünſtig, wiewohl Giraud ſelbſt ſich verhältnißmäßig



Giraud's Abſchied von ſeiner Karawane.

wohl fühlte. Seine Vorſichtsmaßregeln beſtanden, wie er ſagte, nur darin, daß er die Füße bloß, den Kopf kühl und den Magen warm hielt.

Der ausgedehnte Wald, durch den man zog, bot wenig Abwechſelung; der am meiſten vorkommende Baum, der Miombo, liefert einen für Stoffe und Seile ſehr brauchbaren Baſt; der ſeltenere Mjinga würde in Europa als Bauholz ſehr geſucht ſein. Eine dritte Art, ein rothes Holz, gleicht dem Eichenholz. Am 21. erreichte die Karawane den nur 21 m breiten, jedoch ziemlich tiefen Lukulu, ſo daß die Theile des Bootes zum Ueberſetzen gebraucht werden mußten. Auf dem rechten Ufer fand man ein kleines Dorf, mit acht Bewohnern; ſie verbrannten Rohr, welches ſie aus den Sümpfen geholt hatten, um daraus Salz zu gewinnen. Der Mangel an Lebensmitteln war hier groß; „glücklicher Weiſe", bemerkt Giraud, „hat die Natur, wenn ſie auch dem Afrikaner manches verſagt, ihm doch einen guten Magen gegeben". Die Führer begnügten ſich mit einem Maulwurf und einer Hand voll haariger Raupen von der Größe der Seidenraupe, die Leute der Karawane ſuchten einige Fiſche mit der Angel zu fangen. Nachdem man am 26. noch einen Fluß paſſirt hatte, kam man am 30. bei Zapaīya an.

Obwohl ein Bruder von Ketimkuru, war er der Typus eines ganz verthierten Menſchen, mit welchem nur früh Morgens, ehe er Pombe getrunken hatte, zu reden war. Zwei Tage waren nöthig, um ihm den Plan Giraud's, zu Waſſer zum Cazembe zu gelangen, während ſeine Leute zu Fuß direkt dorthin marſchiren ſollten, verſtändlich zu machen. Nachdem er denſelben begriffen hatte, gab er gute Rath-

Digitized by Google

ſchläge, doch dauerte es allerdings, der Vorbereitungen wegen, noch 4 Tage, bis die Weiterreiſe angetreten werden konnte, ſo oft befand ſich der Häuptling in unzurechnungsfähigem Zuſtande. Maſſib, welcher als Leiter fungiren ſollte, erhielt die nöthigen Beglaubigungsſchreiben und den Auftrag, ſeinen Herrn zwei Monate lang beim Cazembe zu erwarten und dann nach der Küſte zurückzukehren. Am 2. Juli Abends fand der Abſchied ſtatt; acht Mann, worunter fünf Leute, welche ſchon Stanley auf ſeinen Reiſen begleitet hatten, ſowie die Träger des Bootes ſollten mit Giraud ziehen, die Anderen unter den Befehl Maſſib's treten, zu dem er volles Vertrauen hatte.

Die Canarien.

„Eine Frühlingsfahrt nach den Canariſchen Inſeln" betitelt der bekannte Botaniker und Pflanzengeograph H. Chriſt [1]) eine Reiſeſchilderung, zu welcher er den Stoff auf einem faſt zweimonatlichen Ausfluge im Frühjahr 1884 geſammelt hat, und die wohl geeignet iſt, andere zum Beſuche der „Glücklichen Inſeln" anzureizen. Nachdem er die Schilderungen derſelben ſeitens älterer und neuerer Reiſenden, wie A. v. Humboldt, L. v. Buch, Chriſtian Smith ꝛc., ſowie die Fahrgelegenheiten von Europa nach den Canarien ausführlich aufgeführt hat, bringt der Verfaſſer eine Darſtellung ſeiner eigenen Reiſe in der bekannten feſſelnden und die Wiſſenſchaft nicht vernachläſſigenden Weiſe.

Die Abfahrt erfolgte von Marſeille mit dem Dampfer „Les Vosges" der Compagnie Parquet et Cie; längs der ſüdfranzöſiſchen und ſpaniſchen Küſte ging es über Gibraltar nach Tanger und weiter nach Larrache, Caſa Blanca, Mazagan und Mogador. Von hier aus wurde den Canariſchen Inſeln zugeſteuert. Die Anagakette auf Tenerife kam zuerſt in Sicht, und bald lag der Dampfer auf der Rhede von S. Cruz de Tenerife vor Anker. Nur einen kurzen Beſuch konnte hier Chriſt der Umgebung abſtatten und vor Allem dem Valle ſecco mit ſeiner prächtigen ſubtropiſchen Vegetation, von welcher die buſchartig wachſende Maßliebe, der doppelt gefiederte Lavendel, ſowie das Wunder der canariſchen Flora, die Klumpen von 8 Fuß Höhe und 20 bis 30 Fuß Durchmeſſer bildende canariſche Wolfsmilch, nennenswerth ſind. Von Tenerife ging die Fahrt nach S. Cruz de la Palma, das, emporkletternd an ſteilen Hängen, mit den dahinter bis zur Cumbre ſich ausbreitenden Waldungen der canariſchen Fichte einen prächtigen Anblick gewährt. Bei einem, allerdings nur kurz dauernden Ausfluge in die Umgegend lernte der Verfaſſer auch die Bewohner kennen. Namentlich auf Palma hat ſich das Urvolk in weit ſtärkerem Miſchungsverhältniß erhalten; das zeigen im Vergleich mit dem Spanier unwiderleglich die längliche Kopf- und Geſichtsbildung, die häufigen braunen und blonden Haare, die langen Gliedmaßen und eine weit mehr an Basken oder Bretonen, als an Romanen erinnernde Familienphyſiognomie. Der Charakter der Canarier iſt der eines freien und in Abgeſchloſſenheit von der übrigen Welt lebenden Urvolkes. Keinen Klaſſenhaß und ſonſtige ſociale Uebel des modernen Europa kennt der Isleño, dagegen iſt er feinfühlig und voll Verſtändniß für fremde Wünſche, dienſtfertig, redſelig, friedliebend und frei von jeder kriegeriſchen Neigung. Vor Allem aber iſt er, wie ſo viele Inſelvölker, ein Freund des Naturlebens und namentlich der Blumen. Im Ganzen zeigen die Canarier Eigenſchaften, die dem Spanier vielfach fehlen und deren gerades Gegentheil unzertrennlich zum ſpaniſchen Weſen gehört. Trotz des Mangels an Gluth und Energie wie an jähem Trotz des echten Spaniers hat der Canarier doch ſein Vaterland heldenmüthig zur Zeit der Conquiſta vertheidigt und auch ſpäter in Zeiten der Noth, ſo daß ſelbſt ein Nelſon im Jahre 1796 der Miliz von S. Cruz auf Tenerife nach langem Geſchützkampfe weichen mußte. Der gebräunte Teint mit den kräftig rothen Wangen, ſowie die elaſtiſche Geſtalt und der königliche Gang, die beide noch durch die vorwiegend weiße Bekleidung gewinnen, zeigen uns hier ein kraftvolles Volk, wie es wohl ſelten ein zweites giebt. Von der Urzeit her hat ſich der Isleño noch verſchiedene Geſchicklichkeiten bewahrt, namentlich als Fußgänger und Kletterer, ferner im Werfen und dem faſt ſprüchwörtlich gewordenen Pfeifen, durch welches er in mannigfachen Modulationen über unglaubliche Entfernungen hin ganz beſtimmte Dinge ſeinen Gefährten mitzutheilen weiß. Alles dies gilt natürlich nur von den Landbewohnern, während die Adelsgeſchlechter ohne Zweifel von den ſpaniſchen und normanniſchen Conquiſtadoren abſtammen, wie ſchon ihre Namen vielfach bekunden.

Dem Barranco Carmen auf Palma ſtattete Chriſt einen längeren Beſuch ab. Herrliche Lorbeerhaine wie Beſtände der bis 70 Fuß aufragenden canariſchen Föhre, welche eine Mittelſtellung zwiſchen den centralamerikaniſchen dreinadeligen Kieferarten und der mediterranen Seeſtrandsföhre einnimmt und im oberen Tertiär in Südeuropa vorkommt, fanden ſich hier zwiſchen den mannigfaltigſten Farnen Senecio, Cineraria und andere Frühlingsblumen der Canarien. In einer den Barranco abſchließenden Caldera wurden Prachtexemplare der canariſchen Palme mit ihren bogenförmig herabhängenden, ſich deckenden Blättern angetroffen. Die Früchte derſelben werden nicht gegeſſen, ſondern nur die Blätter zu Flechtarbeiten benutzt. Eine Belohnung für die anſtrengende Wanderung erhält der Reiſende zum Schluß noch durch die ausnehmend ſchöne Fernſicht nach Tenerife, mit der nie fehlenden Wolkenbank bis etwa 2000 m und dem darüber in überirdiſcher Klarheit ſich erhebenden Pik. Durch den Barranco de las Nieves, von dem eine ſchöne Ausſicht nach Gomera ſich darbot, an Cactusfeldern, aus der Zeit der Cochenillezucht herrührend, vorüber kehrte Chriſt zum Schiffe zurück. Am nächſten Morgen wurde ein Ausflug nach dem Barranco de los Dolores unternommen und hierbei zum erſten Male die Wolkenregion betreten. Die Wolkendecke iſt der Vorzug und die Schattenſeite des canariſchen Klimas. Denn wenn auch den höheren Schichten der Inſeln, namentlich auf ihrem nördlichen Rande, übermäßige Beſchattung mitgetheilt wird, ſo wird doch andererſeits das ſonſt tropiſche Klima der Küſte gemildert und können vor Allem die Kulturgewächſe hier gezogen werden, da nur der Wolkendecke und dem ihr entfallenden Regen die Inſeln ihre Bewäſſerung

[1]) „Eine Frühlingsfahrt nach den Canariſchen Inſeln" von H. Chriſt. Baſel, Genf und Lyon, H. Georg's Verlag, 1886.

verdanken. Mit den Jahreszeiten ändert dieſe Wolkenſchicht ihre Höhenlage, und zwar liegt ſie im Sommer auf den Graten der Cumbre zwiſchen 1200 und 2000 m, auf Teneriffe und Palma die Südſeite frei laſſend; im Winter aber rückt ſie bis 500 und 700 m gegen die Küſte herab, ſo daß im März der Regen das Littoral erreicht.

Am 12. März verließ Chriſt die Inſel Palma, um Gran Canaria zu beſuchen. In Ciudad de las Palmas (mit ſeiner wenig geſchützten Rhede, weshalb man im Puerto de la Luz ankern mußte) beſuchte Chriſt das Muſeo Canario. Durch die Menge der Skelette, Mumien und Artefakten der alten Canarier kann man hier einen Einblick in den Kulturzuſtand derſelben gewinnen. Alle Geräthe und Handarbeiten ſind von Holz, Stein, Muſcheln, Thon, Thierfellen und Pflanzenfaſern; von Metallen findet ſich keine Spur, ſo daß die Bewohner vor der ſpaniſchen Eroberung noch in der ausgeprägteſten Steinzeit gelebt haben müſſen. Die Mumien ſind in Felle genäht, an Waffen finden ſich Axtſteine, Pfeil- und Lanzenſpitzen aus Obſidian und eine gebogene Keule. Unter den kleineren Gegenſtänden ſind gut erhaltene Feigen bemerkenswerth, welche ſich durch ihre Kleinheit ebenſo auszeichnen, wie die in den ſchweizeriſchen Pfahlbauten gefundenen Aepfel, ſo daß vor Ankunft der Spanier dieſe Frucht noch in ihrem urſprünglichen Zuſtande, alſo unveredelt, gewonnen wurde. Im Vergleich mit dieſer kärglichen materiellen Ausſtattung tritt das edle Geiſtesleben der Canarier erſt recht hervor. Wenn Harmloſigkeit und Gaſtfreundſchaft Tugenden auch der roheſten Inſelbewohner ſein mögen, ſo kam hier noch die unentwegte Treue, der Mangel an Liſt und Trug hinzu, der den Spaniern die Eroberung leicht machen mußte. „Humboldt", ſagt der Verf. (S. 116), „trifft das Richtige nicht, wenn er meint, die Tugenden der Canarier ſeien negative geweſen, und die ſchwärmeriſche Nachwelt habe ſie idealiſirt, gleich wie man ſchwärmte für die zwar auch ſanften, aber im Uebrigen doch auch recht ſchlimmen, kindlich-charakterloſen Bewohner der Südſee-Inſeln. Bontier und Lavernier, die harten Normannenprieſter, und die ſpaniſchen Chroniſten waren weit entfernt von jeder Empfindſamkeit, und eher nothgedrungen ſchildern ſie die Tugenden der Inſulaner, weil dadurch die Grauſamkeit ihrer eigenen Landsleute nur allzu deutlich hervortritt. Es iſt und bleibt wahr: der canariſche Menſch des 15. Jahrhunderts iſt eine der ſchönſten, aber auch der ſchmerzvollſten Erſcheinungen in der Geſchichte unſeres Geſchlechtes." Nachdem noch ein kurzer Ausflug nach dem reizend gelegenen Orte Tafira und der Caldera de Bandama gemacht worden war, trat der Verfaſſer am 15. März mit der Goleta „Beatriz" die Ueberfahrt nach Teneriffe an. Nach der Landung in S. Cruz erfolgte ſofort die Weiterreiſe zu Wagen über Laguna und Matanza, wo 1494 die Guanchen ihren letzten Sieg über die Spanier errangen, nach Orotava. Beſonders hier machte ſich die in den weſtindiſchen Kolonien noch ſchärfer hervortretende Weichheit in der Ausſprache gewiſſer Konſonanten, namentlich des s und z, bemerklich. Auch das Jota wurde milder geſprochen. Während es aber mit dem ſprachlichen Verkehr noch ging, hatte der Reiſende anfangs ſehr unter dem conſervativen Charakter des Inſelbewohners bezüglich des Münzweſens zu leiden. Dem abgeſchloſſenen Leben des Canariers iſt es recht entſprechend, daß man ſich hier wenig um die jetzigen Münzeinheiten in Spanien bekümmert und ſtatt nach den neueren Pecetas ruhig nach den alten Toſtones und den kleineren Münzſorten, den Cuartos, Fiscas ꝛc., rechnet. Dazu kommt noch die ſogenannte Real de Plata, welche gar keinem vorhandenen Geldſtücke entſpricht, ſondern rein imaginär iſt und zu 16 Cuartos gerechnet wird, während die Real de vellon, als ein Viertel einer Peceta, $8\frac{1}{2}$ Cuartos gilt, ſo daß ein völlig irrationales Verhältniß zwiſchen dieſen Münzſorten ſich ergiebt.

Wenn auch heute das Thal von Orotava durch die Cactusfelder mehr entſtellt als verſchönert iſt, ſo gilt doch noch immer von ihm das Urtheil Humboldt's, wonach er trotz der Durchwanderung der Ufer des Orinoco, der Cordilleren von Peru und der ſchönen Thäler von Mexiko nirgends eine ſo harmoniſche Vertheilung von Grün und Felsmaſſen gefunden habe wie hier. Beſonders prächtig iſt der Anblick des Thales von Orotava, wenn man von ſeinem oberen Ende nach der See herabſieht. Nach oben iſt das reizende Bild abgeſchloſſen durch die graue Wolkendecke, nach unten durch das blaue Meer mit der Palma am Horizonte. In den Barrancos aber entwickelt ſich eine ſtaunenerregende Fülle von Gewächſen. Rieſenhafte Hauslaubarten, bekannte Blumen Südeuropas, wie Natterkopf, Maßliebe, zwei Malvenarten ꝛc., aber vervollkommnet an Fülle, Größe und Farbe, ſowie ſtrauchartig entwickelt der Drachenbaum, der Cardon, Aderno und Marmolan, Verwandte ſüd- und oſtafrikaniſcher Formen, endlich Vertreter amerikaniſcher ſowie endemiſche Arten gedeihen alle hier in der herrlichſten Weiſe. Von den 977 Phanerogamen der Canarien erweiſen ſich 386 als eingeführt und eingewandert, 269 ſind rein canariſch, während 332 Formen auch auf den Azoren und Madeira ſich finden. Man ſieht alſo, welche Rolle der Endemismus hier ſpielt. Das prächtige Klima ſowie der Sinn der Bewohner für Blumen hat daher auch zur Anlage ſchöner Gärten geführt. Vor Allem iſt zu nennen der botaniſche Garten von Orotava, der in ſchönen Exemplaren eine Sammlung der tropiſchen und ſubtropiſchen Gewächſe, ſowie auch die canariſche Flora in einer ſeltenen Reichhaltigkeit zeigt. Sechs weitere, ebenſo ſchön wenn auch nicht ſo reichhaltig ausgeſtattete Gärten beſuchte der Verfaſſer während ſeines Aufenthaltes auf Teneriffe, überall reiche Ernte für ſeine Sammlungen haltend. Bei den mannigfachen Ausflügen in die Umgebung von Orotava wurde auch Agua Garcia, jenes ſchönſte Reſtſtück des canariſchen Urwaldes, beſucht. Aus der verſchwenderiſchen Fülle von Farnmaſſen, unter denen die Woodwardia vorherrſchend iſt, erheben ſich Brombeeren, Johanniskraut, Ciſtroſen u. ſ. w., während am Boden Epheu hinkriecht, der hier nicht die Bäume hinanklettert, ſondern dies der großen Sarsaparilla der Canaren überläßt. Zu allen dieſen Naturſchönheiten in ihrer Urſprünglichkeit erſchallt ab und zu aus der Wildniß der muntere Schlag des Canarienvogels und des Schwarzkopfes, während ſonſt tiefe Stille herrſcht. Ein weiterer Ausflug fand ſtatt nach dem Barranco de Caſtro mit ſeiner reichen Waldflora und weiterhin nach Icod de los Vinos. Hierbei paſſirte man auch die berühmte Pino ſanto oder Pino del Paſo, einen Baumrieſen, der jedenfalls älter als die Conquiſta iſt und einen Umfang von 3,1 m beſitzt. Icod de los Vinos iſt wie das früher erwähnte Laguna ein geſunkenes Städtchen von ſtattlicher Bauart. Hier auch ſteht der größte Drachenbaum (Drago) der Inſel, nachdem der früher berühmte der Villa zu Grunde gegangen iſt. Er befindet ſich im Garten eines Herrn Gabriel Hernandez del Caſtillo, iſt vollkommen geſund und mißt in 2,8 m Höhe 11,7 m Umfang, während die Wipfelhöhe 20 m betragen mag. Das Alter dieſes Baumes läßt ſich auch durch den in Folge des Blühens ſich verändernden Habitus nicht beſtimmen, da er unregelmäßig blüht, jedoch ſcheinen die Drachenbäume ſchnell zu wachſen, da Schacht im Jahre 1857 an demſelben Baume in 8 Fuß Höhe einen Umfang von 9,5 m feſtſtellte, ſo daß in 27

Jahren eine Zunahme von 2,2 m im Umfange ſtattfand. Von Icod aus ging die Wanderung an dem reizend, im Grunde einer kreisrunden, tiefen Caldera gelegenen Gehöfte „La Coronela“ vorüber dem Orte Garachico zu. Einſt eine reiche Stadt mit ſchönem Hafen iſt Garachico ſeit der Lavaverſchüttung am 5. Mai 1706 ein unbedeutendes Städtchen. Von hier aus wurde dann die Rückreiſe nach Orotava angetreten. Am 2. April endlich führte Chriſt ſeinen letzten größeren Ausflug aus, den er wegen des ungünſtigen Wetters immer hatte aufſchieben müſſen, die Beſteigung des Teyde; wenigſtens wollte er dieſelbe ſo weit durchführen, als es möglich war. Oberhalb Icod el Alto wurde das Pferd verlaſſen und der weitere Weg zu Fuß fortgeſetzt. Bald erreichte man das Gebiet der Retama blanca, jenes Gewächſes aus der Ginſtergruppe, das die ganze Gebirgsregion von 1800 m bis 2800 m bedeckt und Schutz vor Unwetter, wie treffliches Brennholz bietet. Je höher man ſteigt, um ſo mehr ſchwinden die Nebel, ſo daß bald die Sonnenſtrahlen auf dem Boden abprallend ungeſchwächt und brennend das Geſicht treffen. Zuletzt kommt man in das Gebiet des trockenen Südweſt-Antipaſſats, in welchem die Inſolation ſo ſtark wirkt, daß der ſchottiſche Aſtronom Piazzi Smyth hier in 2715 m Höhe an einem der Sonne ausgeſetzten Thermometer 100,2° C. ableſen konnte. Nach einem ermüdenden Marſche erreichte man endlich den Kamm des Ringwalles der Cañadas an der Einſchartung in etwa 2200 m Höhe. Von hier aus erhebt ſich dann der große Kegel des Pik bis 3711 m, in etwa 3560 m Höhe noch eine ſchmale Terraſſe, eine Cañada im Kleinen, zeigend. Die Ausſicht von der Cañada war prachtvoll, wenn auch nicht auf die meiſt von den Wolken, bedeckten Küſtengebiete von Teneriſe ſelbſt, ſo doch auf das endlos ſich ausdehnende Meer mit der Palma am Horizonte. Wie A. v. Humboldt, L. v. Buch, Barker Webb und Sabin Berthelot unterſcheidet auch Chriſt drei Hauptregionen der Vegetation, nämlich: 1) die Region unter den Wolken bis 700 m reichend, durch geringe Niederſchläge ſich auszeichnend und vorzugsweiſe von afrikaniſchen Strand- und Steppenpflanzen, ſowie endemiſchen Arten beſtanden; 2) die Wolkenregion von 700 bis 1600 m, völlig im Paſſat liegend und daher mit vielen Niederſchlägen. Dies iſt die Region des atlantiſchen Lorbeerhaines und des Buſchwaldes; 3) die Region über den Wolken mit ebenfalls mäßigen Niederſchlägen und hauptſächlich Standort der Retama.

Am 9. April trat Chriſt die Rückreiſe mit dem ſpaniſchen Correo an und erreichte über Cadiz, Madrid und Paris den heimathlichen Boden. Zum Schluß ſeiner Reiſeſchilderung ſtellt er noch die Hauptwerke über die Canaren zuſammen mit beſonderer Rückſicht auf neuere Erſcheinungen.

N. Jadrinzew's Studien über Sibirien[1]).

I.

Wenn ſich das Intereſſe des Publikums aus politiſchen und wiſſenſchaftlichen Gründen jetzt mehr als früher ruſſiſchen Dingen zuwendet, und ſich allmählich richtigere Anſchauungen und größere Klarheit über dieſelben verbreiten, ſo dürfen ſich wohl diejenigen, welche uns dieſe Kenntniſſe vermitteln, einen guten Theil des Verdienſtes davon zuſchreiben. Eines der bedeutſamſten und inhaltsreichſten Werke, welche uns in dieſer Hinſicht ſeit längerer Zeit vorgekommen ſind, iſt das unten angeführte von Jadrinzew, der für eine der erſten Autoritäten in Bezug auf die Kunde Sibiriens gilt. Selbſt in der ruſſiſchen Literatur ſteht ſein 1882 erſchienenes Buch über Sibirien einzig da als Quellenwerk und hatte ſich im europäiſchen, wie im aſiatiſchen Rußland der beſten Aufnahme zu erfreuen — es muß in der That dort in vielen Beziehungen wie eine Art Offenbarung gewirkt haben. Profeſſor Petri hat dieſes Werk überſetzt, ſtellenweiſe überarbeitet und ergänzt und ſo ein deutſches Buch von höchſtem Intereſſe geſchaffen; daſſelbe zeigt uns nicht nur, wie unendlich viel faul iſt im Staate Rußland und wie viel es dort zu beſſern und nachzuholen giebt, ſondern es bietet auch darüber hinaus reiches Material zur Beurtheilung von Fragen, welche augenblicklich faſt alle europäiſchen Völker bewegen, wie Koloniſation, Acclimatiſation, Deportation ꝛc. In den 598 Seiten dieſes Bandes iſt eine ſolche Fülle von anderwärts nicht zu beſchaffenden Daten und von eigener Forſchung aufgeſpeichert, daß Jadrinzew-Petri wohl für längere Zeit als standard-work ſein Anſehen behalten wird.

Wenn wir im Folgenden in äußerſter Kürze den Gedankengang der einzelnen Kapitel ſkizziren, ſo liegt es uns fern zu glauben, daß wir damit auch nur annähernd dem Buche gerecht werden könnten; die zahlreichen, oft draſtiſchen Beiſpiele und Citate, welche die Ausführungen des Autors begleiten und denſelben erſt rechtes Leben verleihen, müſſen wir ohnehin übergehen. Aber vielleicht bewirken die folgenden Seiten, daß mancher unſerer Leſer zu dem Buche ſelbſt greift und ſich genauer über ſo manchen Krebsſchaden des ruſſiſchen Reiches unterrichtet.

In den beiden erſten Kapiteln behandelt Jadrinzew die Ruſſen, wie ſie ſich in Sibirien entwickelt haben, und weiſt nach, wie ihr Typus durch die Vermiſchung mit den dortigen Eingeborenen ſich umgebildet hat — eine Umbildung, welche in mancher Hinſicht geradezu eine Ausartung und Verſchlechterung genannt werden muß. Namentlich dort, wo die Ruſſen den Eingeborenen gegenüber ſich in der Minderzahl befinden, wie z. B. im Norden, nimmt ihre Fruchtbarkeit, ihr Wuchs und ihre phyſiſche Kraft ab; ja ſie ſinken mitunter völlig auf die Stufe der Eingeborenen herab, glauben z. B. unbedingt an das Schamanenthum der Burjaten und das lamaiſtiſche Prophetenthum. An Beiſpielen wird nachgewieſen, wie die Ruſſen ſich der Polygamie zuwandten, die Stellung der Frau nach Weiſe der Eingeborenen auffaßten, Fetiſchismus, Anthropomorphismus, Schamanismus und Götzenweſen trieben; daß ſie ihre

[1]) N. Jadrinzew, Sibirien. Geographiſche, ethnographiſche und hiſtoriſche Studien. Mit Bewilligung des Verfaſſers nach dem Ruſſiſchen bearbeitet und vervollſtändigt von Dr. Ed. Petri, Profeſſor der Geographie und Anthropologie an der Univerſität Bern. Mit 14 Tafeln und Illuſtrationen. Jena, H. Coſtenoble, 1886.

Bekleidung verändern, zur Lebensweise und zum Lebenserwerb der Eingeborenen übergehen und schließlich ihre Sprache gegen diejenige der Eingeborenen vertauschen. Darum ist der Schluß gerechtfertigt, daß die russische Nationalität in Sibirien lange nicht so fest dasteht, als man vermuthet hat; daß sie sich in vielen Fällen den Eingeborenen lieber unterordnete, als sie beherrschte, und daß sie mehr von ihnen entlehnt, als ihnen übermittelt hat. Denn auch eine solche Uebermittelung hat stattgefunden: die Russen haben kraft ihrer Rasse- und Kulturvorzüge und als Eroberer manche Stämme der Eingeborenen beeinflußt und dieselben durch Kreuzung, Uebermittelung ihrer Kultur und Sprache und durch ihren geistigen und moralischen Einfluß erhöht; solche Stämme sind namentlich die Burjaten und Jakuten, welche letzteren nicht nur völlig russificirt werden, sondern auch zu dem in industrieller und geistiger Beziehung am höchsten begabten Volke in Ostsibirien geworden sind, während andere sich hartnäckig gegen die russische Kultur abschließen und dieselbe sogar überwältigen.

Der sibirische Russe hält sich, wohl ohne sich der wirklich vorhandenen physischen und psychischen Unterschiede ganz bewußt zu werden, für einen anderen Menschen, als den europäischen Russen, und stellt sich, den Sibirák, scharf dem Rossiskoi („dem Russischen") gegenüber; der Sibirier hat nur einen sibirischen Patriotismus und, was jenseits des Ural vor sich geht, berührt ihn nicht. Fest steht jedenfalls, daß die sibirischen Bauern im Großen und Ganzen ihren Gewohnheiten und ihrer Entwickelung nach höher stehen, als ihre Brüder im europäischen Rußland, welche unter anderen Verhältnissen zu leben hatten. Allerdings weist ihr Charakter große Schattenseiten auf: Verwilderung und Verrohung unter dem Einflusse der Eingeborenen und des Waldlebens, einen kalten, durch keinerlei Gefühl gemilderten, berechnenden Geist; einen Mangel an idealen Bestrebungen; ein Ueberwiegen der individualistischen Interessen über die socialen und ein Vortreten von erwerb- und gewinnsüchtigen Tendenzen. Dem aber steht gegenüber ein gewisser Verstand, Wißbegierde, Energie, praktische Tüchtigkeit und Orientirungsgabe, eine durch die Lebensverhältnisse großgezogene Findigkeit und Unternehmungslust; ein gestählter Charakter; ein eigenartiges Wesen; Selbständigkeit und Befähigung zur Selbsthilfe. „Diese durch die schweren Lehren colonisatorischen Lebens großgezogenen Talente sind in ihren rohen ursprünglichen Formen erstarrt; noch unberührt sind sie von der progressiven Macht des Wissens, noch unbearbeitet durch die historischen Geschicke, von keiner socialen Idee durchgeistet und beleuchtet; kein reformirender Geist hat sie bis jetzt zum Leben gerufen. Wer dürfte aber behaupten, daß eine Vervollkommnung der natürlichen Fähigkeiten hier unmöglich sei? Trotz der Verwilderung und trotz ihres geringen Bildungsniveaus arbeitet sich die Bevölkerung im Osten in unverkennbarer Weise heraus und entwickelt eine Fähigkeit zur raschen Aufnahme, einen Sinn für Neuerungen und für den Progreß, der wesentlicher erscheint, als etwa im europäischen Rußland ..... Die unvergleichliche Freiheit in der Benutzung von natürlichen Gütern und Schätzen, welche auf lange Zeit hinaus vor Armuth sichern, die reiche Natur, der Mangel an Privilegien und die Gleichberechtigung der Bevölkerung, — es sind das Vorzüge und Bedingungen, welche der slavischen Rasse die Möglichkeit gewähren, in ihrer Kolonie ihre Kräfte und Fähigkeiten zur günstigen Entfaltung zu bringen."

Auf die Eingeborenen übergehend, zeichnet uns Jadrinzew im dritten Kapitel ein trauriges Bild von deren Rückgang, Verarmung und Verminderung in Folge von (früheren) Kämpfen, Seuchen, Hungersnoth, Ausrotten des Waldes und Wildes u. s. w. Ursprünglich waren sie die alleinigen Herren des Landes; jetzt aber sind sie an Zahl durch die Russen bereits überholt: nach Wenjukow beträgt die Zahl der ersteren 4 515 736, diejenige der Russen aber bereits 4 800 000. Indem letztere die besten und fruchtbarsten Gebiete besetzten, wurden die Eingeborenen räumlich beschränkt und in Gegenden gedrängt, an deren Klima sie nicht gewöhnt waren und dem sie sich nicht sofort anzupassen vermochten, was natürlich nachtheilig auf sie wirkte. Freilich wünschte von der Eroberung Sibiriens an die russische Regierung, und namentlich Katharina II., eine freundliche und gerechte Behandlung der Eingeborenen; aber die Beamten, und besonders die niederen, thaten dennoch, was ihnen gut dünkte, ohne jedes Verständniß für die Lebensweise und die Bedürfnisse der einheimischen Stämme. Die Erpressungen unehrlicher Beamteter, ein ungerechtes Steuersystem, der illegitime Schnapshandel, ja selbst die zu Gunsten der Eingeborenen eingerichtete Getreidevertheilung haben dazu beigetragen, dieselben wirthschaftlich zu ruiniren. Unter solchen Umständen stand es schlimm mit der Civilisirung der Eingeborenen. Die Russen haben nur sehr wenig zur Verbreitung des Christenthumes gethan, waren dagegen dem Islam und dem Buddhismus gegenüber sehr tolerant, ja begünstigten dieselben. Bekehrt wurden nur wenige (etwa 54 000), und gerade die armseligsten Eingeborenen, wie die Ostjaken und Wogulen, und auch diese sind nur nominell Christen. Der Erfolg konnte nicht größer sein, da die russischen Missionare häufig ungebildete Leute waren; er wäre viel bedeutender gewesen, wenn man gleichzeitig auch für die Bildung der Eingeborenen Sorge getragen hätte. Das geschah aber fast nie, und wenn je, dann in so gewaltsamer und unverständiger Weise, daß es die Eingeborenen nur abschreckte. Und doch wird nach Jadrinzew nichts Anderes, als gerade die Bildung es sein, welche das Absterben und Verschwinden der Eingeborenen verhindern wird.

Die Kolonisation von Sibirien (fünftes Kapitel) ist bis heute eine doppelte gewesen, eine volksthümliche und eine administrative. Erstere, die vom Volke ausgehende, ist die überwiegende und ursprüngliche gewesen, welcher die Regierung etwa seit Beginn des 17. Jahrhunderts wiederholt mit allen Mitteln, immer aber vergebens, entgegengetreten ist. Das Volk ließ sich am Auswandern nicht hindern und strömte dauernd auf Nebenwegen nach dem verlockenden Osten; noch heute werden in Sibirien nicht selten ganze Dörfer und Ansiedelungen entdeckt, deren Existenz der Regierung unbekannt gewesen ist. „Der russische Bauer (S. 166) rückt bei seiner Furcht vor Verfolgungen von Seiten der Administration und auf seiner Suche nach freien Ländereien den asiatischen Grenzen immer näher zu. Bevor noch die Geographen und die Grenzadministration zum Fuße der Katuner Alpen und zum Oberlaufe des Flusses Katunj gelangt waren, hatten Jäger, buchtarminische Bauern, diese Gegend bereits besucht und besaßen in der Nähe ihre Dörfer. Die Nachmanow'schen heißen Quellen führen ihren Namen nach dem Bauer Nachmanow. Prshewalski erfuhr am Lob-Nor, daß hier vor ihm russische Seltirer überwintert hatten." Schließlich versöhnte sich die Regierung mit dieser Bethätigung eines unwiderstehlichen Dranges und jetzt tolerirt sie faktisch die Besiedelung des Landes, welche sich namentlich dem Süden, dem Gebiete Semirjetschinsk, dem südlichen Theile des Gouvernementes Tomsk, dem Altai und dem Bezirke Minusinsk zuwendet. Daneben geht dann die administrative Kolonisation her, deren Anfänge bis zum Jahre 1590 zurückgehen; durch die

Regierung wurden Bauern, Soldaten, Koſaken, Poſtbauern, Deportirte u. ſ. w. angeſiedelt, Forts und Städte gegründet, Straßen gebaut, Koſakenlinien errichtet; aber zu Anfang ſowohl, wie auch noch in ſpäteren Perioden ſcheint die freie Koloniſation diejenige der Regierung an Intenſität übertroffen zu haben. „An und für ſich (S. 183) wäre die von der Regierung ausgehende Koloniſation außer Stande geweſen, ein Sibirien zu ſchaffen; die großartigen Länder wären unbewohnt geblieben; ſie hätten die maſſenhafte Bevölkerung nicht zur Arbeit begeiſtern können. Das vermochte lediglich nur eine freie Koloniſation zu erreichen. Welchen Geiſt und welche Findigkeit die Adminiſtratoren und Reglementatoren auch aufwenden mögen, ſie werden nie den geſunden Verſtand des Volkes erſetzen können, ſie werden nie auf ihren Karten die neuen Wege und Fußpfade finden, welche das Volk inmitten der Wälder und Wüſten anbahnt. Darum eben erſtehen die Schöpfungen des Volksgeiſtes ſo unerwartet und in ſo originellen Geſtalten, wie ſie der kühnſte Staatsmann nicht zu erſinnen vermag! Kein Cäſar, kein Napoleon vermochte vorauszuſagen, daß in etwas über 80 Jahren ſo zu ſagen ein ganzer Welttheil, Nord-Aſien, ein Territorium, welches das Römiſche Reich an Umfang übertraf, erobert werden konnte; das Volk vermochte das auszuführen, ohne von einem Feldherrn geleitet zu werden. Kein auch noch ſo mächtiger Staatsmann würde es verſprechen können, in einer Wildniß im gewiſſen Zeitraume eine Bevölkerung, ein Kulturleben, eine Anſäſſigkeit, Dörfer und Städte zu erſchaffen, Wege anzulegen und eine Induſtrie zu begründen. Er würde ſich jedenfalls nie für den Erfolg einer derartigen Arbeit verbürgen können, er könnte nicht aus eigener Willenskraft ein Kulturleben hervorrufen, und wenn er auch durch ſeine Willenskraft und ſeine Fähigkeit, Maſſen in Bewegung zu ſetzen, die Macht der Pharaonen übertreffen ſollte. Das Volk aber, das ſich im lebendigen Strome in das neue Land ergießt, vermag das alles mit ungeahnter Schnelligkeit auszuführen."

Noch aber iſt die koloniſatoriſche Aufgabe der Ruſſen in Sibirien lange nicht vollendet, noch ſind weite Gebiete von dem Ackerbauer und Viehzüchter in Beſitz zu nehmen und auszubeuten. Die Vermehrung der Bevölkerung wird zur Entwickelung der Induſtrie führen, für welche es bisher an Arbeitskräften fehlte, und Sibirien wird mit der Zeit bei ſeiner reichen Natur, ſeiner prachtvollen Bodenbeſchaffenheit und den ungeheuren mineraliſchen Schätzen einen ums Hundertfache reicheren Gewinn einbringen als gegenwärtig. In ſeinem eigenen Intereſſe liegt es, mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln die Auswanderer anzuziehen und deren Koloniſationsarbeit zu begünſtigen, um ſich dergeſtalt das Gedeihen, das Wachsthum und die Gewinnung neuer Kräfte für die Zukunft zu ſichern.

Wenn bisher von den Deportirten und Verbrechern nicht die Rede geweſen iſt, ſo iſt das ſchon ein Beweis dafür, daß Sibirien nicht in ſolchem Maße eine Verbrecherkolonie iſt, als man es ſich in Weſteuropa und auch in Rußland noch vielfach vorſtellt. Die Deportation (ſechstes Kapitel) iſt im ſocialen Leben des Landes vielmehr ſchon in den Hintergrund getreten und gereicht ihm mehr zum Schaden als zum Nutzen, trotz der gegentheiligen Vorſtellungen, welche darüber gehegt wurden. Ueber die im 16. Jahrhundert beginnende Deportation beſitzen wir genauere Daten erſt ſeit dem Jahre 1823. Es ergiebt ſich aus den von Jadrinzew mitgetheilten ſtatiſtiſchen Daten, daß ſie ſeit 1853 ganz beſonders angewachſen iſt, um 30 000 bis 45 000 in einem Jahrzehnt, ja daß ſie ſich ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts geradezu verzehnfacht hat. Man hat ſich ihrer in ungenirteſter Weiſe in kriminalen und adminiſtrativen Angelegenheiten bedient, im Intereſſe der Strafe, der Vorbeugung von Verbrechen und ſchließlich auch im Intereſſe der Koloniſation. Aber die halbe Million Menſchen, welche in der letzten Zeit mindeſtens deportirt worden iſt, hat dem Lande nicht genutzt; ſie iſt zu einem großen Theile verſchwunden, indem die Leute flüchteten, in Menge unterwegs ſtarben, Vagabunden und Bettler wurden u. ſ. f. Ihre Zahl verminderte ſich um zwei Drittel oder ſogar um vier Fünftel. Wenn man geglaubt hat, daß ſich die erwähnte halbe Million durch natürlichen Zuwachs auf eine ganze vermehren würde, ſo war das grundfalſch und ſchon darum unmöglich, weil ſich unter jener Zahl viel zu wenig Frauen befanden; vielmehr ſind davon 400 000 durch Sterblichkeit, Flucht ꝛc. verloren gegangen und nur 100 000 übrig geblieben. Die Deportirten machen heute nur 5,2 Proc. der Bevölkerung Sibiriens aus und dabei iſt ihre Lage eine überaus traurige und elende, völlig rechtloſe den anſäſſigen Bauern gegenüber, welche den moraliſch natürlich unzuverläſſigen und zu Verbrechen nur allzu ſehr geneigten Deportirten entſchieden feindſelig geſinnt ſind, ihre Vergangenheit nicht vergeſſen können und außerdem finanziell durch die Deportation belaſtet werden. Alle Regierungsmaßregeln, die Lage der Verbannten zu verbeſſern, ſind bis heute ohne Erfolg geweſen; die von Jahr zu Jahr anwachſende Zahl der Deportirten vermehrt die Unordnung nur noch. Dieſelbe wäre noch viel ſchlimmer, wenn ſich die Bauern und Eingeborenen nicht ſelber hälfen und entlaufene Sträflinge vielfach wie wilde Thiere niederſchöſſen. So gehen etwa zwei Drittel dieſer „Brodjagen" in den Wäldern zu Grunde, während doch immer noch 30 000 bis 40 000 herumſtreifen. Der Verſuch, den die Regierung unternahm, auf der Inſel Sachalin Deportirte anzuſiedeln und aus ihr eine großartige Strafkolonie zu machen, iſt gänzlich fehlgeſchlagen; die Behörden ſind dort ebenſo wie anderswo ganz außer Stande, dem Entſpringen der Sträflinge vorzubeugen. Wurden doch nach dem Berichte des St. Petersburger Oberpolizeimeiſters von 1867 bis 1873 in St. Petersburg ſelbſt 8015 Brodjagen, 145 Flüchtlinge und 276 Deſerteure aufgegriffen!

Statt daß die Deportirten, wie man noch heute vielfach glaubt, Sibirien zum Nutzen gereichen und dort zu brauchbaren Leuten werden, ſchaden ſie demſelben vielmehr durch ihre Verbrechen; gerade in Folge der Deportation überträfft Sibirien die übrigen Theile des Reiches an Zahl der Verbrechen, und zwar gerade der ſchwerſten, wie Mord. Ja, es hat Dank den Deportirten einige ſpecifiſche Verbrechen ausgebildet, wie das Brodjagenweſen und die Fälſchung von Münzen und Banknoten, und obendrein ſteigert ſich die Häufigkeit der Verbrechen von Jahr zu Jahr in unglaublich raſcher Progreſſion. Natürlich hat die Anweſenheit ſo vieler ſchlechter Elemente auch ihren nachtheiligen Einfluß auf die Moralität der urſprünglichen Einwohner ausgeübt. Es iſt unglaublich, mit welcher Gleichgültigkeit ſelbſt Frauen von den haarſträubendſten Mordthaten erzählen; Sittenloſigkeit, Konkubinat, uneheliche Geburten — das Gouvernement Irkutsk nimmt in letzterer Beziehung nächſt St. Petersburg die erſte Stelle im ganzen Reiche ein — werden durch die Verbannten verbreitet. Bis in die Beamtenwelt und die Vertreter der Intelligenz hinein trifft man auf Deportirte, deren laxe Moral in Bezug auf Mein und Dein ihre Umgebung anſteckt. Die Verbannten haben z. B. der ſibiriſchen Bauernſchaft eine wahre Paſſion für falſche Banknoten beigebracht. So wächſt die Ueberzeugung ſelbſt in Regierungskreiſen mehr und mehr, daß Sibirien durch Aufhören der Deportation in moraliſcher und materieller Hinſicht nur gewinnen kann. Nicht minder aber

auch Rußland ſelbſt, denn die Anſicht, daß die Deportation ein billiges Mittel ſei, ſich der Verbrecher zu entledigen, iſt nicht zutreffend; die Koſten, welche ein einzelner Arreſtant verurſacht, werden nämlich nach eingehenden Ermittelungen auf nicht weniger als 800 Rubel geſchätzt. Treffend äußert ſich in dieſer Hinſicht der jetzige Miniſter Poſſiet in ſeiner Denkſchrift über die Deportation, daß die Zeit gekommen ſei, Sibirien von dem auf ihm laſtenden Brandmale eines „Landes der Verbrecher“ zu befreien. Der zwei Jahrhunderte hindurch fortgeſetzte Zufluß von Verbrechern habe die Bevölkerung demoraliſirt, die Entwickelung des Landes gehemmt und daher ſtamme die Gleichgültigkeit gegen das reiche Sibirien und gegen ſeine, wenn auch wenig moraliſche, ſo doch befähigte Bevölkerung. „Das Land iſt wie vergeſſen und bleibt darum in ſeiner Entwickelung von Tag zu Tag immer mehr hinter den benachbarten Staaten des Oſtens zurück.“

Kürzere Mittheilungen.

Zeichenſprache der Maſſai.

Als Ergänzung zu ſeinem Werke „Through Masai-Land“ veröffentlicht Joſeph Thomſon in „Nature“ (Nr. 883, S. 522) eine intereſſante Notiz über Fingerzeichen, deren ſich die Maſſai bedienen, um beſonders in Antworten die Zahlen auszudrücken. Im Folgenden geben wir eine Liſte dieſer Zeichen zugleich mit dem zugehörigen Zahlworte:

Deutſch	Maſſai	Zeichen	Deutſch	Maſſai	Zeichen
1	Nabo	Der erſte Finger allein ausgeſtreckt.	21	Tikitum-o-nabo	Daſſelbe Zeichen wie bei 20. und darauf das für 1.
2	Aré	Die erſten beiden Finger ausgeſtreckt und abwechſelnd vor- und rückwärts bewegt.	30	Othman	Der erſte Finger ausgeſtreckt und durch eine kreisrunde Bewegung des Handgelenks geſchüttelt.
3	Uni	Der Daumen und die zwei erſten Finger mit den Spitzen aneinander gelegt.	40	Artum	Die offene Hand wird vertikal gehalten und durch eine kreisförmige Bewegung des Handgelenks hin- und herbewegt, aber nicht auf und nieder wie bei 8.
4	Unghwani	Die beiden erſten Finger an ihrer Spitze auseinander gelegt.			
5	Umiét	Der Daumen zwiſchen die beiden erſten Finger geſteckt.	50	Unum	Der Daumen wird zwiſchen die beiden erſten Finger geſteckt und die Hand bewegt wie bei 40.
6	Ilé	Der Daumen über den Nagel des zweiten Fingers bewegt.	60	Tomoni-ilé	Der Nagel des Daumens kratzt auf den Nagel des dritten Fingers.
7	Nabishana	Kein Fingerzeichen.	70	Tomoni-nabishana	Kein Fingerzeichen.
8	Usiét	Die geöffnete und vertikal gehaltene Hand wird auf und nieder bewegt.	80	Tomoni-usiét	Ebenſo wie bei 8., aber das Zeichen wird niemals allein angewendet.
9	Naúdo	Der Daumen und erſte Finger bilden durch Aneinanderlegen der Spitzen einen Kreis.	90	Tomoni-naúdo	Daſſelbe Zeichen wie bei 9., zugleich werden aber ſtets Worte gebraucht.
10	Tomon	Der erſte Finger über den Nagel des Daumen gelegt.	100	Ipé	Die theilweiſe geſchloſſene Hand wird ein- oder zweimal geöffnet.
11	Tomoni-obwo	Daſſelbe Zeichen wie bei 10., begleitet von dem für 1. Dieſelbe Regel gilt für die folgenden Zahlen bis 19.	200	Ipé-aré	
20	Tikitum	Die Hand wird geſchloſſen und ſchnell geöffnet.			

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die vom 27. Oktober bis 1. November d. J. zu Berlin verſammelt geweſene internationale geodätiſche Konferenz (vergl. oben S. 287) hat ſich in keiner Weiſe mit der noch lange nicht ſpruchreifen Frage einer Weltzeit befaßt, ſondern vielmehr mit der Neuorganiſation der von einer „Mitteleuropäiſchen“ zu einer „Internationalen“ herangewachſenen Gradmeſſung, welche ihren Mittelpunkt bisher in dem 1885 verſtorbenen General Dr. Baener gehabt hatte. Berlin bleibt Sitz des Centralbureaus der Gradmeſſung, deren Leitung in den Händen einer aus Vertretern der verſchiedenen Staaten zuſammengeſetzten ſogenannten Permanenten Kommiſſion ruht. Vertreten ſind ſämmtliche europäiſche Staaten mit Ausnahme von Großbritannien, deſſen Beitritt jedoch ebenſo wie derjenige der Vereinigten Staaten in Ausſicht ſteht, der Türkei und Griechenland. Die Erbauung eines geodätiſchen Inſtitutes auf dem Potsdamer Telegraphenberge neben der Sonnenwarte nähert ſich ſeiner Verwirklichung. — Aus den Verhandlungen iſt von Intereſſe, daß Rumänien endlich den Plan gefaßt hat, ſein Staatsgebiet zu trianguliren, womit der Anfang zur Ausfüllung einer ſchwer empfundenen Lücke in der Kartographie Europas gemacht wird. Die Triangulationen in Preußen werden vorausſichtlich in ſechs, die Präciſionsnivellements in zwei Jahren (alſo 1892, reſp. 1888) vollendet ſein. In der letzten Sitzung erſuchte die Konferenz den preußiſchen Unterrichtsminiſter, die noch nicht betheiligten Staaten zum Beitritt zur internationalen Erdmeſſung einzuladen.

— In Kronſtadt iſt am 19. (31.) Oktober dem um die Erforſchung von Novaja Zemlja verdienten ruſſiſchen See-

manne, Lieutenant P. Pachtuſſow, ein Denkmal errichtet und feierlich enthüllt worden. Die aus Bronze gegoſſene, in Lawerezki modellirte Statue des Helden ſteht auf einem granitenen Piedeſtal. Der Seemann ſteht aufrecht in der Marineuniform mit einem Mantel um die Schultern; in der rechten Hand hält er eine halb aufgerollte Karte. Am Piedeſtal vorn iſt zu leſen: „Dem Erforſcher von Novaja Zemlja, Pachtuſſow, 1832—1835“; die Seiten zeigen bronzene Reliefs; rechts und links Flagge, Anker, Inſtrumente; unter der Kriegsflagge ſteht „Kühnheit“ (ruſſ. Otwaga), unter der Handelsflagge „Nutzen“ (ruſſ. Polsa); hinten befindet ſich das Wappen der Stadt Kronſtadt, darunter ſteht „Arbeit“ (Trud). Das Piedeſtal hat ein Gewicht von 1000 Pud (16000 kg), die bronzene Statue, von mehr als Mannesgröße, ein ſolches von 60 Pud (960 kg). Die Koſten des Denkmals belaufen ſich etwa auf 20000 Mark (10000 Rubel) und ſind durch Sammlungen im Kreiſe der ruſſiſchen Seeleute beſchafft worden.

— Der Generalgouverneur von Kiew hat befohlen, daß 17 deutſche Ackerbaukolonien in Wolhynien, welche gleichzeitig deutſche und ruſſiſche Namen führen, in Zukunft nur mit letzteren bezeichnet werden ſollen. 38 andere Dörfer derſelben Provinz ſollen ſtatt ihrer deutſchen ruſſiſche Namen erhalten.

Aſien.

— Profeſſor Heinrich Kiepert hat ſich im Verfolge ſeiner Reiſe (vergl. oben S. 271) von Pergamon aus nach der Inſel Lesbos begeben und einen achttägigen, anſtrengenden, aber lohnenden Ritt durch dieſelbe ausgeführt, welcher die bisher faſt unbekannte Topographie der Heimath Sappho's aufzuhellen beſtimmt war. Bei den griechiſchen Bewohnern hatte ſich der Reiſende der entgegenkommendſten Gaſtfreundſchaft zu erfreuen, da ſein Name, Dank ſeiner griechiſchen Wandkarten, die auf Koſten des Marſeiller Banquiers Zafiropulos überall in griechiſch ſprechenden Landen verbreitet ſind, Schullehrern, Geiſtlichen und Gebildeten ziemlich geläufig iſt. Die hoch, aber nach Süden zu gelegenen Dörfer der Inſel bauen ganz vorzügliche Weinſorten, deren Kultur mit der Abnahme der Türken und dem Vordringen der Griechen im ganzen vorderen Kleinaſien mehr und mehr um ſich greift. Von Pergamon begab ſich Kiepert auf einem ſchon vor 45 Jahren von ihm gemachten Wege nach Smyrna; von den angeblich unterwegs vorhandenen Antiquitäten war jedoch nichts zu entdecken. Der Ritt war anſtrengend und die Hitze (zu Anfang Oktober) unerträglich; ſeit Ende Mai war dort kein Regen gefallen, alle Vegetation braun und grau gebrannt, und nur, wo noch ein wenig Waſſer rinnt, hatten ſich Platanen, Feigen u. ſ. w. friſch grün erhalten. Von Smyrna aus, das im Gegenſatze zu Konſtantinopel durch den Unternehmungsgeiſt der dortigen Kaufleute mehr und mehr ein großſtädtiſches weſteuropäiſches Ausſehen erhält, wurde mit Hilfe der engliſchen, ſchon ziemlich weit landeinwärts führenden Bahnen eine Reihe von kürzeren und längeren Ausflügen unternommen, ſo nach dem Tmolos-Gebirge und den Ruinen von Sardes, nach der Gegend von Epheſus und Kolophon u. ſ. w. Am 5. November begab ſich der Reiſende nach Athen.

— Nach der „N. Preuß. Ztg.“ hat Premierlieutenant von Dieſt, nachdem er im vergangenen Sommer im Auftrage der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften die Umgebung von Pergamon kartographiſch aufgenommen hat, eine Reiſe durch bisher unerforſchte Theile des nordweſtlichen Kleinaſien angetreten. Seine Route führte über Kiutahia nach Eskiſcheher, wo er die Ruinen der altphrygiſchen Stadt Dorylaion aufnahm, dann durch Bergland nach Inhiſſar am Sakaria und weiter über Torbalü und Mudurlü nach Boli am Filijas Tſchai, dem antiken Billaeus, deſſen Thal noch zu den unbekannteſten Theilen des vorderen Kleinaſien gehört. Von Boli wollte Herr von Dieſt am 18. Oktober nach Amaſra an der Küſte des Schwarzen Meeres aufbrechen.

— Einen intereſſanten Aufſatz über „das Klima von Inſulinde und unſere Einrichtungen für Rekonvalescenten“ veröffentlicht Herr R. P. van der Stok, wenn wir nicht irren, früherer Sanitätsofficier bei der niederländiſch-indiſchen Armee, im indiſchen Gids (Oktober). Wir können die allgemeinen Betrachtungen über das Klima, eine an ſich ſehr werthvolle Arbeit, da der Verfaſſer ſorgfältig das ganze, ſehr zerſtreute Material, welches über ſein Thema handelt, zuſammengeſtellt hat — hier übergehen, um nur die Summe, die er in hygieniſcher Beziehung daraus gezogen, anzugeben.

Seiner Anſicht nach iſt feuchte Wärme dasjenige, was dem Bewohner des malaiiſchen Archipels ſo leicht gefährlich wird; im trockenen heißen Klima kann der Menſch geſund bleiben, wiewohl er die äußerſte Hitze nicht verträgt; feuchte Hitze — die auch viel mehr Miasmen erzeugt — wirkt ſehr nachtheilig; das feuchte, kühle Klima, welches man in größerer Höhe trifft, ſchadet bei kurzem Aufenthalte nicht, jedoch wird man es meiſtens nicht gerade angenehm finden. Bei längerem Aufenthalte entſtehen auch hier eigenthümliche Krankheiten. Das Heilmittel für tropiſche Krankheiten iſt ein kaltes und trockenes Klima (das ſogenannte „Auskrieren“) in Verbindung mit geringerem Luftdrucke; nur Bruſtkranken iſt daſſelbe nicht zu empfehlen.

Hinſichtlich der Frage „geſundes und ungeſundes Klima“ ſagt er: Da nun in Indien der niedrig gelegene Theil des Landes feucht und warm, die bewohnten Orte an den Abhängen der Berge feucht und kühl ſind, ſo ergiebt ſich hieraus, daß man für Indoneſien nur von einem relativ geſunden Klima ſprechen kann. Herr van der Stok unterſcheidet folgende Zonen: die erſte (heiße) von 0 bis 650 m Höhe; die zweite (gemäßigte) von 650 bis 1500 m (die Oberfläche derſelben beträgt nur $\frac{1}{50}$ der erſten Zone); die dritte (kühle) Zone von 1500 bis 2500 m (die Oberfläche beträgt nur $\frac{1}{1000}$ von der der erſten Zone); endlich viertens die kalte Zone umfaßt die höher gelegenen Theile des Landes, beinahe nur Spitzen von Kegelbergen. Der Unterſchied der Temperatur von der unteren Grenze der erſten bis zur oberen Grenze der vierten Zone beträgt 17,84°.

Die beſtehenden Geſundheitsſtationen können ihrer zu niedrigen Lage wegen ihren Zweck nicht erfüllen; wenn man überhaupt in Indien ſelbſt ſolche Orte zu finden im Stande iſt, können ſie nur in der vierten Zone liegen. Als geeignet für nähere Unterſuchung werden zwei ſchon von Junghuhn beſchriebene Lokalitäten empfohlen.

Abgeſehen von dem hier Beſprochenen iſt der Aufſatz auch in anderer Art intereſſant; er giebt manches über indiſche Zuſtände zwiſchen den Zeilen zu leſen und u. A. eine Notiz, die zu merkwürdig iſt, um ſie nicht hier anzuführen. Die Quellen von Pelantungan hatten Jahre lang einen Ruf als Jodiumquellen. Van der Stok hat jedoch in einer Monographie nachgewieſen, daß das Jodium in äußerſt geringer, nicht feſtzuſtellender Menge vorkommt — und ſagt ferner, daß daſſelbe auf unehrliche Weiſe in die Quellen gekommen ſei; man habe nämlich einige aus Europa bezogene Kilogramm Jodium jedesmal in die Quelle geworfen, wenn man geglaubt habe, eine Unterſuchung derſelben erwarten zu können. In dem Oktoberheft von „Eigen Haard“, einer Art holländiſcher „Gartenlaube“, wird dieſe Geſchichte in novelliſtiſcher Form behandelt und der dirigirende Arzt als der Schuldige hingeſtellt.

Afrika.

— Der Italiener Franzoi (ſ. oben S. 64) hat ſeine Reiſe von Schoa nach den Aequatorialſeen abgebrochen, wie es ſcheint, aus Geldmangel, und kehrt nach Italien zurück, um neue Mittel aufzutreiben und die Reiſe

in umgekehrter Richtung auszuführen: er will von Zanzibar nach dem Seengebiete gehen und von da aus nach Kassa vorzudringen suchen.

— Am 22. Oktober d. J. hat Sir A. Havelock Namens der britischen Regierung mit den Boern, welche einen großen Theil des Zulu-Landes besiedelt und dort die „Neue Republik" gegründet haben, eine Vereinbarung abgeschlossen, in welcher es England leider geglückt ist, die Boern von der Meeresküste vollkommen abzuschneiden. Das bisher freie Zulu-Land wird danach in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche, getheilt; die Grenzlinie verläuft in ungefähr nordsüdlicher Richtung und dort, wo sie dem Meere am nächsten kommt, bleibt sie von demselben noch immer 40 engl. Meilen entfernt. Die westliche Hälfte, welche an Transvaal stößt, verbleibt den Boern und wird als „Neue Republik" von England anerkannt, die östliche dagegen bleibt im Besitze der Zulus, muß von den Boern sofort geräumt werden und wird unter englischen Schutz gestellt. Jetzt trennt also nur noch das Land der Amatonga, kaum zwei Breitengrade umfassend, die englischen von den portugiesischen Besitzungen in Ostafrika. Weiter hat sich England die Beschützung europäischer Missionare in ganz Zulu-Land und die Eröffnung gewisser Straßen nach Norden ausbedungen.

— Sehr böse Nachrichten kommen vom oberen Congo: dort ist in der Nähe der Stanley-Fälle Lieutenant Dubois gestorben oder, wie es heißt, ertrunken, und die Station Stanley-Falls selbst soll wegen der fortdauernden Feindseligkeit der Araber geräumt worden sein. Dagegen hat noch vor ganz kurzer Zeit „Le Mouvement Géographique" (vergl. oben S. 251) versichert, daß zwischen den Angestellten des Congo-Staates und den Arabern Tippo-Tipp's das beste Einvernehmen herrschte. Was ist nun wahr? Wir fürchten, die erstere Nachricht; denn es steht nur allzu sehr fest, daß von betheiligter Seite über die Vorgänge und Zustände im sogenannten Congo-Staate niemals recht die ganze Wahrheit gesagt worden ist.

Südamerika.

— Vor Kurzem hat der argentinische Marineofficier Ramon Lista seinem Ministerium einen Bericht vorgelegt, welcher die Vortheile klarlegt, die eine wissenschaftliche Erforschung des bis jetzt so unbekannten Feuerlandes bietet. Dr. Pellegrini hat die in diesem Berichte enthaltenen Ideen adoptirt und ein Dekret erlassen, laut welchem Herr Lista mit der Ausführung dieser Forschungsreise beauftragt wird. Hiernach hat Lista den argentinischen Theil des Feuerlandes vom Kap Espiritu Santo im Norden bis zur Aguirre Bai im Süden zu durchforschen, sämmtliche Flüsse, die in den Atlantischen Ocean münden, aufzunehmen und sich über alle für die Schiffahrt wichtigen Einzelheiten genaue Rechenschaft zu verschaffen. Außer Lista besteht die Expedition aus dem Marinearzte Polidor Segers und einer Begleitmannschaft von 25 Mann unter dem Befehle des Kavallerie-Lieutenants Crobetto. Weiter wird der Kutter „Santa-Cruz" den Befehlen des Expeditionsführers unterstellt. Die Kosten werden im Voraus dem Fonds entnommen, welcher durch den Kongreß zu hydrographischen Untersuchungen ausgeworfen worden. Bereits in den ersten Tagen des Oktober beabsichtigte Lista Buenos-Aires mit dem Transportdampfer „Villarino" zu verlassen und nach etwa drei Monaten auf dem Kutter „Santa-Cruz" zurückzukehren.

Oceane.

— Die Annalen der Hydrographie ꝛc. berichten im Septemberhefte d. J. S. 396, daß das V. St. Schiff „Enterprise" unter Commander A. S. Barker im November und December 1885 auf der Fahrt von Neu-Seeland nach der Magelhan-Straße im südlichen Stillen Ocean eine Reihe Tieflothungen ausgeführt hat, die von besonderem Interesse sind, da sie bis zu einer verhältnißmäßig hohen Breite und bis nahe an die Eisgrenze heraureichen. Diese Lothungslinie läuft ziemlich parallel mit den im Jahre 1875 von dem „Challenger" und der „Gazelle" in diesem Ocean gelotheten Linien; während jedoch die Lothungslinie des „Challenger" auf nicht ganz 40° südl. Br. liegt, läuft die des „Enterprise" zwischen 45° und 50° und diejenige der „Gazelle" zwischen beiden. Die Tiefen nehmen auf den ersten 300 Seemeilen mit der Breite sehr schnell zu, bis auf 47° südl. Br. und 170° westl. L. 5500 m erreicht sind. Von hier nehmen sie ziemlich gleichmäßig und langsam ab bis auf 118° westl. L., von wo ab wieder eine nicht unbeträchtliche Tiefenzunahme nach dem Kontinent hin erfolgt. Es weist dies auf eine Bodenerhebung in der letztgenannten Länge hin. Wahrscheinlich erstreckt sich hier in der Richtung NS zwischen Easter- und Dougherty-Insel ein Höhenrücken. Eine Lothung des „Challenger" von 2926 m in 38° 43′ südl. Br. und 112° 31′ westl. L. steht hiermit im Einklange. Weiter hat dasselbe Schiff auf der Reise von Montevideo nach New York auch im Atlantischen Ocean Tieflothungen ausgeführt. Die Lothungslinie läuft zunächst von Montevideo in nordöstlicher und ostnordöstlicher Richtung bis auf ca. 30° südl. Br. und 28° westl. L., durchschneidet sodann das Brasilianische Becken in fast nordsüdlicher Richtung, die Insel Trinidad etwa 120 Seemeilen im Osten passirend, wendet sich von hier nach Nordnordwest bis Nordwest, den 30. Grad westl. L. auf 16° 20′ südl. Br. schneidend und läuft von hier auf Barbadoes zu. Die Lothungen nördlich von den Antillen liegen in der Linie St. Thomas-Cap Hatteras. Von der an der Küste Brasiliens in einem ungefähren Abstande von 100 Seemeilen entlang laufenden 1000-Fadenlinie nehmen die Tiefen allmählich bis auf 4000 m zu, indem sie diese Größe auf etwa 33° südl. Br. und 48° westl. L. erreichen und bis 40° westl. L. ziemlich gleichmäßig beibehalten. Auf der dazwischen liegenden Nelsonbank (19 Faden) scheint keine Lothung gemacht zu sein. Von der auf 31° 35′ südl. Br. und 39° 8′ westl. L. gemachten Lothung von 4268 m nehmen die Tiefen wieder verhältnißmäßig rasch ab, um sich zwischen 33° und 36° westl. L. und 31° südl. Br. zu einer Bank zu verflachen. Die flachsten Stellen dieser ausgedehnten Bodenerhebung wurden zu 691 m und 713 m gelothet. Zwischen diesen und der nächsten niedrigen Tiefe von 732 m fand sich eine große Depression von 2002 m Tiefe. Die in der Brasilianischen Tiefe angestellten Lothungen ergaben zwischen 5100 m und 5500 m; mit der Annäherung an Kap St. Roque nehmen die Tiefen bis auf 4000 m ab, um dann zwischen diesem Kap und Barbadoes von 4500 m bis 4750 m zu variiren. Auf der Strecke St. Thomas bis New York wurden 80 Seemeilen nördl. von Puerto Rico in 19° 53′ nördl. Br. und 65° 45′ westl. L. 8282 m gelothet, nächst der von der „Blake" in 19° 39′ nördl. Br. und 66° 28′ westl. L. gefundenen Tiefe von 8341 m die größte bisher im Atlantischen Ocean konstatirte Tiefe.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. VII. (Mit acht Abbildungen.) — Die Canarien. — N. Jadrinzew's Studien über Sibirien. I. — Kürzere Mittheilungen: Zeichensprache der Massai. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 17. November 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 24.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Victor Giraud's Reiſe nach den innerafrikaniſchen Seen 1883 bis 1885.

VIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reiſenden.)

Am 3. Juli Morgens erfolgte der Aufbruch; eine letzte Ermahnung an Maſſûd, die, wie wir ſehen werden, wirkungslos war, und Giraud befand ſich mit der kleinen Schaar ſeiner Begleiter und den Trägern des Bootes auf dem Wege nach Kombo-Kombo, welches er am dritten Tage erreichte. Der Marſch ging durch eine eintönige, ebene Gegend; die Schwämme hatten das Anſehen von ausgetrockneten Sümpfen. Der Ort ſelbſt machte einen troſtloſen Eindruck. Die Einwohner erinnerten durch ihr ſcheues Weſen, welches ſie auch unter einander nicht ablegten, an wilde Thiere. Zu 50 etwa in dieſem einſamen Dorfe lebend, beobachteten ſie von einem Ameiſenhaufen, der die Ebene beherrſchte, ängſtlich die Umgebung; keine Muſik, kein Zeichen von Frohſinn war bei ihnen zu bemerken. Am dritten Tage kam man von hier aus in die Nähe des Bangweolo-Sees; man hatte eine Stunde lang im Moraſte gewatet und befand ſich nun auf einer kleinen Inſel mitten im Rohre, als der Horizont im Süden ſo klar erſchien, daß man unwillkürlich an das Vorhandenſein einer großen Waſſerfläche denken mußte. Am 18. Juli erreichte man auch nach vieler Mühe — denn das Boot mußte zum Theil durch den Schlamm geſchleppt werden und man hatte ſich den Weg durch das Rohr zu bahnen — das offene Waſſer des Sees. Die Freude war unbeſchreiblich, dauerte aber nicht lange, da man nichts als Sonne, Waſſer und Schilfrohr erblickte; nachdem die Fahrt bis gegen Abend ſüdwärts an dem Schilfe entlang fortgeſetzt worden war, erreichte man eine kleine niedrige Inſel. Hier traf man einen Eingeborenen, der vom tiefſten Entſetzen zur tollſten Freude überging, als man ihn mit einigen Perlen ſchmückte. Er wußte nichts weiter zu ſagen, als daß man nach Süden hin die Inſel Kirui oder Matipa finden würde. Die erſte Nacht am See war ſehr traurig; am Ende der ſandigen Landzunge, auf welcher die Expedition unter freiem Himmel lag, befand ſich ein Rohrdickicht, aus welchem verſchiedene Töne erklangen, Zeichen, daß die Thierwelt, Vögel, Krokodile, Flußpferde u. ſ. w., wach war. Bis drei Uhr hatte man ein kleines Feuer unterhalten können, den übrigen Theil der Nacht mußte man, wegen Mangel an Brennſtoff, im Dunkeln zubringen. Am 9. Juli war man lange vor Tagesanbruch unter Segel und bei Sonnenaufgang unterſchied man die unbeſtimmten Umriſſe von Kirui; gegen 9 Uhr ſah man eine zweite Inſel im Weſten; der See ſchien nicht mehr ſo groß, wie es am Tage vorher der Fall geweſen war. Nach und nach wurde die erſtgenannte Inſel deutlicher, ſie erhob ſich etwa 5 m über das Waſſer, und als man ſich bis auf einen Kilometer genähert hatte, ſah man auch einige Dörfer. Bald entſtand Bewegung am Strande; drei Pirogen kamen herbei, blieben aber weit außer Flintenſchußweite, und alle Aufforderungen, näher zu kommen, waren vergebens. Als Giraud ſich dem Lande auf etwa 30 m genähert hatte, hielt er ſtill und ein Geſpräch begann, welches eine Stunde lang dauerte und ziemlich ſchwierig war, da man ſich nicht gut mit einander verſtändigen konnte;

Digitized by Google

der Häuptling wollte, wie es ſchien, die Landung erlauben, andere aber riethen ab. Erſterer führte das Beiſpiel Livingſtone's an, der Matipa bekriegt habe, deshalb fürchte man den weißen Mann. Endlich wurde die Landung erlaubt. Der Nachmittag ging ruhig vorbei, die Eingeborenen zeigten ſich ziemlich gutmüthig und brachten Lebensmittel in Menge. Sie warteten jedoch nur die Gelegenheit ab, bis ſich die Bevölkerung der Umgegend verſammelt haben würde, um mit ihren wahren Abſichten hervorzutreten. Haſſani erhielt Erlaubniß, einen Büffel zu ſchießen; er hatte auch das Glück, einen zu erlegen, doch die Eingeborenen weigerten ſich, denſelben zu holen, und da Giraud es nicht wagte, ſeine ſchwache Mannſchaft zu theilen, blieb ihnen das ganze Thier.

Nur ein ziemlich untiefer Sumpf trennt Kirui von Matipa; auch letzteres, als Aufenthalt Livingſtone's berühmt geworden, iſt nur eine Halbinſel. Büffel paſſiren den Arm, welcher zwiſchen ihr und dem Feſtlande einſchneidet, die Eingeborenen können dies jedoch nicht ohne Pirogen thun. Matipa, der oberſte Häuptling aller Inſeln des Sees, war kurz vorher geſtorben, und wie gewöhnlich, befanden ſich alle Stämme im Kriege mit einander; natürlich war dies für alle Unterhäuptlinge ein guter Grund, um möglichſt viel Geſchenke von Giraud zu erpreſſen, da auch hier Geld und Geldeswerth die Seele des Krieges iſt.

Die Wabiſa und Waſimba ſind von demſelben Stamm, wiewohl ſie nicht dieſelbe Sprache ſprechen; die zuerſt genannten ſcheinen etwas weniger hochmüthig zu ſein, auch ſehen ſie in ihren Thierfellen, die zu ihrem wilden Weſen gut paſſen, maleriſcher aus, als die anderen in ihren zerriſſenen Lumpen. Die Frauen der Häuptlinge ſchmücken ſich mit ſchönen Otterfellen; Sklaven tragen meiſt Felle von Sumpfantilopen. Am Seeufer wachſen hier und da einige verkümmerte Bananen. Sorghum, Mais, Bataten und Erdnüſſe finden ſich im Ueberfluſſe. Das Innere der Inſel ſcheint nicht ſo bewaldet zu ſein wie die Küſte, denn die Eingeborenen holen ihr Brennholz in Booten aus der

Das Dorf Kombo-Kombo.

Ferne, um ihre Nachbarſchaft nicht zu ſehr zu entwalden. Die von ihnen gebrauchten Pirogen ſind ſehr zahlreich, ganz ſchlank und fein und werden in bewunderungswürdiger Weiſe gerudert.

Der Häuptling, welcher noch immer ſehr freundlich gegen Giraud that, gab ihm am Abend das wirklich ſehr hübſche Schauſpiel eines Schifferſtechens. Seine Freundlichkeit ging allerdings nicht ſo weit, ihm zu ſagen, wo die Tſchambezi-Mündung ſei; „der Fremde wiſſe das beſſer, als er ſelbſt", meinte er ſpottend.

Am folgenden Morgen endlich enthüllte er ſeine wahren Abſichten. Er ſei durchaus nicht zufrieden mit den wenigen Geſchenken, die Giraud ihm gegeben habe, er werde den günſtigen Zufall, der den weißen Mann in ſeine Hände geführt, benutzen, um ſich zum Nachfolger Matipa's aufzuſchwingen. Ja, er ſei ein Verbündeter Ketimkuru's und alſo ein Feind! Als die Sonne ſtieg, kamen auch die benachbarten Häuptlinge, um ihren Antheil an der Beute zu holen, und jeder verlangte ein Geſchenk von 25 bis 30 m koſtbaren Stoffes. Ein paar Wahnſinnige (vielleicht ſimulirten ſie auch nur) drangen bis in das Zelt Giraud's unter dem Geſchrei: „Gieb uns dein Schiff, deine Stoffe, deine Perlen oder wir nehmen ſie; deine Flinten fürchten wir nicht."

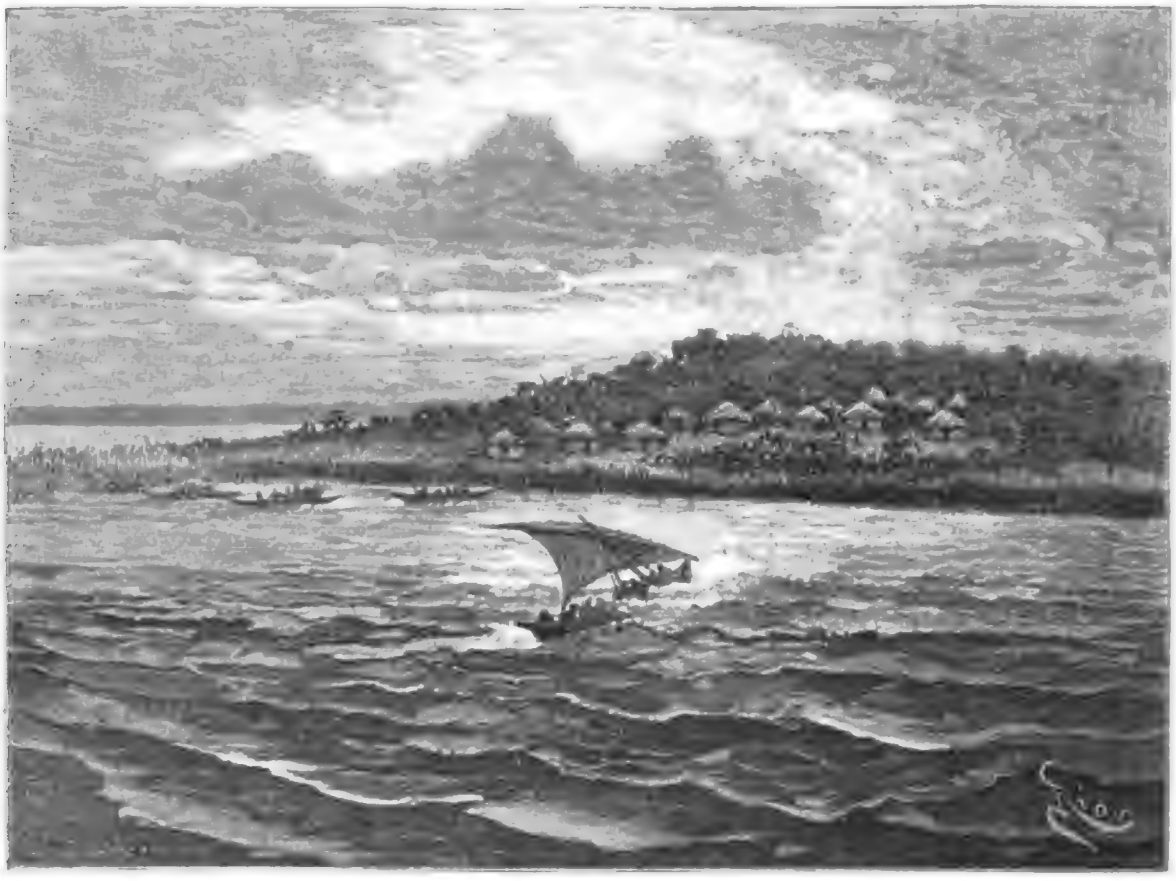
Gegen neun Uhr trat eine kleine Abwechſelung ein; zehn Pirogen kamen von Matipa an und brachten etwa hundert Krieger mit. Unter irgend einem Vorwand warf die Menge ſich auf ſie, es kam zum Kampfe und einige fielen. Aber man verſöhnte ſich wieder und ſtellte Wachen aus, damit die Fremden nicht entfliehen könnten. Es glückte Giraud jedoch, gegen drei Uhr unter dem Schutze der Nacht ſein Boot zu beſteigen und gegen Morgen verließ er die Inſel unter dem Wuthgeſchrei der in ihren Hoffnungen getäuſchten Eingeborenen. Das Boot ſegelte an dem Weſtufer des Sees entlang; bei jedem neuen Dorfe, deren man 25, zu je 15 bis 20 Hütten, zählte, erhob ſich ein neues Geſchrei. In einem dieſer Dörfer wurde für die Nacht ein Lager bezogen, und es ging da ganz friedlich zu, was ſich dadurch erklärte, daß der größte Theil der Männer nach Norden gezogen war, um den weißen Mann zu ſehen, oder zu plündern.

Digitized by Google

Das Boot erreicht das offene Wasser des Bangweolo-Sees.

Digitized by Google

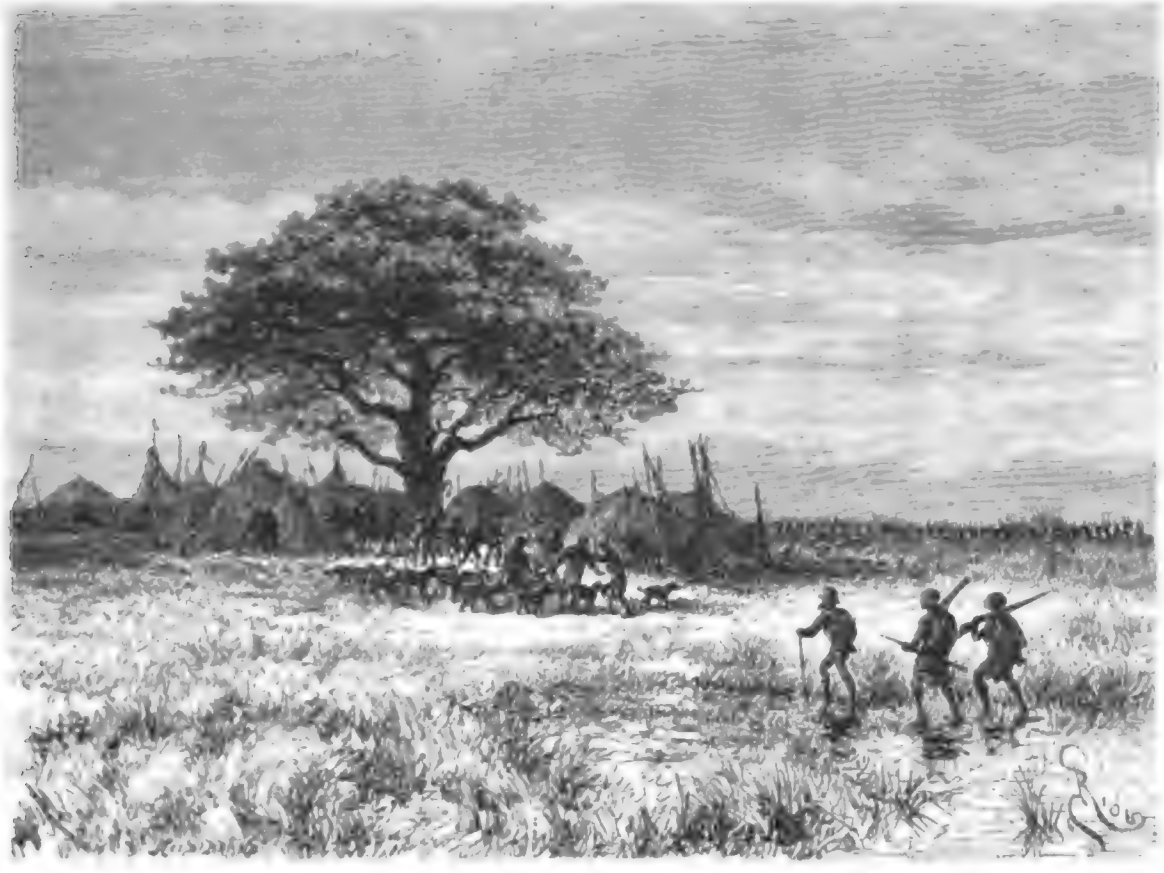
Die dort eingezogenen Mittheilungen waren überraſchend: die Mündung des Tſchambezi ſei durch einen Wald von Rohr verſperrt, wo der Fremde vor Hunger umkommen werde. Wenn er an dieſem Walde entlang fahre, werde er die Spitze Kawende (die aber zum Feſtlande gehöre) erreichen. Dort werde er den Luapula finden, der ſich aber nicht zum Cazembe wende (der ihnen ganz unbekannt war), ſondern nach Süden. Gegenüber den beſtimmten Mittheilungen Livingſtone's ſchien das Mitgetheilte kaum glaublich; Giraud ſollte ſich jedoch von der Richtigkeit dieſer Mittheilungen überzeugen. Am 12. Juli fuhr man an dem undurchdringlichen Rohrdickicht entlang; die Pflanzen ſtanden in 4 m tiefem Waſſer, über welches ſie ſich noch 3 m erhoben; von der Maſtſpitze ſah man, daß ſie ſich bis zur Grenze der Geſichtsweite nach SW ausdehnten; kein einziger Baum war zu erblicken. Gegen Mittag hatte Giraud die Ueberzeugung gewonnen, daß die Hügelkette von Biſa, die Livingſtone ſüdwärts vom See angegeben hat, da nicht exiſtirt. Um ſich weitere Gewißheit zu verſchaffen, wurde die Fahrt am 14. Juli längs der Nordküſte von Kawende entlang genommen. Die Fortſetzung der Fahrt in dieſer Richtung wurde bald durch einen Sumpf verhindert und ſo ſegelte man nach NW, einer neuen niedrigen Küſte zu, die dort auftauchte. Es war die Inſel Bawara, die einen ganz anderen Anblick als die Inſel Kirui darbot. Auf der Küſte ſieht man eine Reihe hübſcher Bäume, deren Wurzeln im Waſſer ſtanden. Hinter denſelben aber breitete ſich eine eintönige Fläche von gelbem Graſe aus; während



Ankunft in Kirui.

dreiſtündiger Nachforſchung fand man nur die Spuren einiger Nilpferde. Glücklicher Weiſe war die Entenjagd ergiebig. Am nächſten Abend traf man etwa 20 Eingeborene, von denen man einige Lebensmittel kaufte, aber keine Erkundigungen einziehen konnte, und am 16. Juli erreichte man raſch die Inſel Kiſi, die ſich etwa 20 m aus dem See erhebt, welcher hier eine größere Tiefe aufweiſt. Das Lager wurde in einiger Entfernung von einem Dorfe aufgeſchlagen, deſſen Einwohner jedoch ſpäter in ziemlich drohender Haltung herbeikamen. Alle kleiden ſich auch hier in Felle; ſie führen Bogen und Pfeile und eine lange ſogenannte Elephanten-Lanze mit ſchwerem, eiſernem Gegengewicht. Die Frauen raſiren ſich den Scheitel; die üppigen, röthlich gefärbten Haare des Hinterkopfes bilden im Nacken einen dicken Wulſt, der mit Kämmen und langen kupfernen Nadeln geſchmückt wird und unter drei Tagen nicht herzuſtellen iſt; die Männer tragen das Haar in ähnlicher Weiſe oder raſiren ſich den Kopf ganz und laſſen nur einige Flecke ſtehen. Von einer in der Nähe befindlichen Anhöhe gewann Giraud während eines ruhigen Augenblickes eine Ueberſicht über ſeine Umgebung und erhielt von ſeinem Führer einen klaren Bericht über den Luapula. Als der Reiſende in ſein Lager zurückkehrte, war es die höchſte Zeit; ſeine Leute waren ſchwer bedroht, ſie hatten den Rückzug ſchon vorbereitet und lagen ſchußbereit, die Angreifer zu erwarten; nur durch eine Liſt war es möglich, ohne Blutvergießen das offene Waſſer zu gewinnen. Die Lage war jetzt klar; durch die Waakiſſinga von ſeiner Karawane

getrennt, konnte Giraud auf dem See der ihm feindlich geſinnten Bevölkerung gegenüber nichts ausrichten. Er entſchloß ſich, dem Luapula zu folgen, in der unbeſtimmten Hoffnung, im Süden vielleicht eine portugieſiſche Karawane von St. Paulo de Loanda zu treffen. Zunächſt ſegelte er am 17. Juli nach Kawende zurück und begann am 18. Juli die Fahrt auf dem Luapula. Derſelbe iſt 70 m breit, 6 m tief und fließt in ſtarken Krümmungen zwiſchen zwei dichten Wänden Rohricht dahin. Man begegnete einigen Pirogen, deren Inſaſſen ſchweigend vorbeifuhren; in der Nacht kamen ſie in der Zahl von ſieben oder acht zurück, jede mit zwei Eingeborenen bemannt, welche ſich auffallender Weiſe nicht abgeneigt zeigten, Mittheilungen über die Gegend zu machen; ja ſie verſprachen ſogar, den Weg nach Kapata zu zeigen. Es war eine ſchwierige Fahrt durch das Dickicht. Das ziemlich bedeutende Dorf Kapata — es hatte etwa zehn Hütten mit 30 Einwohnern — war durch ein ſchlammiges Gelände vom Boote getrennt; da man nicht dorthin gelangen konnte, wurde die Fahrt bis zum Dorfe Kiſamba fortgeſetzt. Die dortigen Bewohner weigerten ſich entſchieden, einen Führer zu geben, und ſo fuhr man am 23. Juli auf gut Glück nach einem Dorfe Singa, von welchem man viel hatte ſprechen hören. Während der folgenden ſieben Tage kämpfte man fortgeſetzt mit dem Röhricht, glücklicher Weiſe aber traf man Fiſche und Wild in Menge. Singa iſt durch die Menge von Fellen, die von dort exportirt werden, bekannt. Nach 48ſtündiger Anſtrengung erblickte man den Ort ſelbſt, der aus etwa zehn elenden Hütten beſteht.



Singa.

Ueberall Geräthſchaften für Fiſchfang und Jagd, welche letztere hier überaus reich mit Antilopen und Waſſervögeln beſetzt war; die Gehilfen, welche bei letzterer gebraucht werden, gegen 30 räudige Hunde, lagen in der Sonne oder machten ſich den Fraß ſtreitig. Die Eingeborenen, in der Zahl von etwa 25, waren ſehr armſelig und ſtanden auf einem ſehr niedrigen, faſt thieriſchen Standpunkte, übrigens waren ſie nicht böſe. Lebensmittel, wie Mehl, Wurzeln ꝛc., und Holz waren nicht zu bekommen; die Reiſe wurde alſo fortgeſetzt. Eine angenehme Abwechſelung boten hin und wieder die mit Seeblumen bewachſenen und mit Waſſervögeln bevölkerten größeren Waſſerſpiegel; manchmal ſtieß man auf eine ſtarke Strömung, der man ſich gerne überließ, weil man hoffte, durch ſie zum Luapula getragen zu werden, eine Erwartung, welche regelmäßig getäuſcht wurde. Hier und da fand man auch eine Landzunge und auf derſelben eine elende Hütte. Endlich, am 29. Juli, erreichte man das Ende der mühevollen Fahrt; die Küſte von Ilala erſchien im Süden, beinahe gleichzeitig mit derjenigen von Kawende im Weſten. Giraud glaubte mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß der Luapula durch die beide Landſchaften trennende Schlucht ſeinen Ausweg finde; ſeine Ufer waren etwa 25 bis 30 m hoch. Im Dorfe Roſako erhielt man von dem Häuptlinge noch einige nähere Angaben über die weitere Fahrt. Der Luapula, ſagte er, läuft noch weit nach Süden; in drei Tagen kann man die Fälle von Mombottuta erreichen, wo das Boot zu Grunde gehen muß. Dort haben ſich auch die Krieger von Mere-Mere verſammelt, um die

Giraud's Boot wird in den Stromschnellen des Luapula von den Wa'ussi angegriffen.

Digitized by Google

Fremden zu tödten, denn ſeit zwei Tagen iſt ihre Anweſenheit bekannt. Die Häuptlinge von Ilala und Biſa ſind nicht böſe, aber die Wa'uſſi muß man fürchten. Zur Belohnung für ſeine Mittheilungen erhielt dieſer Häuptling die Hälfte der Stoffe, welche Giraud noch geblieben waren. Ueber Livingſtone befragt, erklärte er, vor langer Zeit (es waren 15 Jahre ſeitdem verfloſſen, ein Jahrhundert für Afrikaner) habe eine Karawane ſeine Leiche vorbeigetragen. Kitambo, wo er geſtorben iſt, liegt zwei Tagereiſen ſüdöſtlich. Damals übrigens, ſagte der Häuptling, waren die Verhältniſſe und die Wohnſitze der Stämme anders; heute ſtehen alle Länder, welche die Karawane damals friedlich paſſirte, unter der Herrſchaft des Mere-Mere, der weit im Norden wohnt und ſehr grauſam iſt.

Drei Ruhetage genoß die Expedition, ehe ſie auf dem hier 120 bis 300 m breiten Fluß die Weiterfahrt antrat. Die Abhänge der Hügel ſind bewaldet und am Fluſſe verbargen Baumgipfel manchmal den Horizont; zwiſchen denſelben zeigten ſich grasbewachſene Flächen, auf welchen Antilopenheerden weideten. Am 31. Juli gegen Mittag ſtieß man plötzlich auf eine mitten im Strome gelegene Inſel; an der Spitze derſelben befand ſich eine Fiſcherhütte, deren Bewohner ſich geflüchtet hatten; nur die Hunde waren zurückgeblieben. Bald hatte man mit deren Hilfe einen Wilden eingeholt, deſſen Mund durch einige Perlenſchnüre geöffnet wurde. Man erfuhr nun, daß man nur noch eine Stunde vom Mombottuta-Falle entfernt war, wo die Wa'uſſi in großer Zahl die Karawane erwarteten. Sechs für den Fang von Nilpferden ausgerüſtete Boote kamen ſtromaufwärts vorbei; die Bemannung ſchien über den Anblick der Fremden nicht ſehr erſtaunt; ſchweigend ſetzte ſie die Fahrt fort, um ihrem Stamme von dem zu berichten, was ſie geſehen.

Kalambo.

Der Strom wurde immer ſtärker; eine Stunde ſpäter befand ſich Giraud bei einer plötzlichen Biegung den Stromſchnellen gegenüber, deren erſte, 300 m lange Strecke, glücklich paſſirt wurde. Mühſam ſetzte man am nächſten Morgen längs des Ufers die Fahrt fort, als plötzlich die Eingeborenen am Ufer in großer Zahl ſich zeigten und ihren Kriegsruf ertönen ließen. Man ließ nun die Sträucher los, an denen man ſich feſtgeklammert hatte, um die reißende Fahrt des Bootes aufzuhalten; einen Augenblick war daſſelbe ein Spiel der Wellen, dann waren die Ruder eingelegt und mit ſchwindelerregender Schnelligkeit ſchoß das Boot dahin. Kaum konnte man an einer etwas ruhigeren Stelle einen Augenblick Athem ſchöpfen, als man auch ſchon das dumpfe Getöſe des Waſſerfalls hörte: das war Mombottuta, wo das Verderben drohte; die einzige Hoffnung, demſelben zu entgehen, beſtand darin, daß man anlegte. Das geſchah, und in kurzer Zeit war man von 300 bis 400 Wa'uſſi umringt; wenige nur waren mit ſchlechten Flinten, die meiſten mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Ohne Weiteres ſingen ſie den Kriegstanz an. Wohl glückte es, ein Geſpräch zu beginnen, doch nicht, ſie von ihrer feindſeligen Stimmung zurück zu bringen. Plötzlich näherte ſich einer der Wilden, legte auf Giraud an; dieſer riß ſofort ſein Gewehr an die Schulter, worauf ſich Alle in das Gebüſch ſtürzten, um ſich zu retten. Die Fremden nahmen nun auf einer Sandbank Stellung, von wo ſie in Zwiſchenräumen aufs Gerathewohl Kugeln in das Dickicht ſchickten, wenn der Pfeilhagel zu mächtig wurde. Am Abend erſchien Kalambo, ein Abgeſandter Mirambo's; er habe Befehl, den Fremden todt oder lebendig zu ſeinem Herrn zu bringen. Derſelbe müſſe ſein Boot (die Eingeborenen glaubten von dem Metall Flintenkugeln gießen zu können), ſeine Flinten und ſein ganzes Gepäck ausliefern. Dann wolle man Blutsbrüderſchaft machen und ihn ungefährdet zu Mirambo führen. Giraud antwortete nicht, doch in der Nacht wurde der Zuſtand unhaltbar. Seine Leute fingen an, wegen des Mangels an Nahrung zu murren; ſie wollten lieber ſofort ſterben, und beſſer ſei es, ſich mit dem Schiffe am nächſten Tage in die Waſſerfälle zu wagen. Giraud ſprach ihnen Muth zu und ermahnte ſie zur Geduld; zum Sterben ſei es immer noch Zeit und dann könne man auch ſein Leben theuer verkaufen. — Am folgenden Tage waren die Eingeborenen etwas weniger lärmend; die kalte Nacht und der Mangel an Nahrung hatten ihre Hitze etwas gedämpft. Endlich, um 10 Uhr, kam es zu einem Abkommen mit Kalambo; derſelbe wiederholte, daß er beauftragt ſei, Giraud todt oder lebend zu ſeinem Herrn zu bringen; das Schiff müſſe er hergeben, ebenſo alle ſeine Vorräthe, theils als Blutgeld, wegen der Verwundungen, die er am Tage zuvor verurſacht, theils als Geſchenk für den Häuptling. Auch die Flinten müſſe er abgeben, doch werde Mirambo ihm dieſelben ſpäter wieder zuſtellen. Giraud erklärte, die Stoffe und Gewehre nur dem Häuptling ſelbſt überliefern zu wollen. Gegen zwei Uhr war der Vertrag geſchloſſen, und man machte ſich auf den Marſch, während die erregte Menge ſich auf das Boot warf. Man zerſtörte daſſelbe jedoch nicht, vielmehr kam es am nächſten Tage, von zweihundert Armen getragen, in

einem Stück im Dorfe an. Dieſer erſte Marſch brachte ein für Giraud günſtiges Ereigniß: eine Antilope fiel auf 50 m Entfernung unter ſeinem Schuß im Feuer; alle die Eingeborenen, welche ihm folgten, waren von Entſetzen ergriffen; ſie hatten ſich zur Erde geworfen und die Stirn gegen den Boden gedrückt, dann fingen ſie an zu tanzen und ſchüttelten ſich die Hände, endlich warfen ſie ſich vor Giraud auf die Knie. Einige Minuten ſpäter kamen andere mit geſpanntem Bogen angelaufen, doch der nach ihrer Anſicht gewaltige Abſtand, auf welchen die Kugel Giraud's das Ziel getroffen, verfehlte auch bei ihnen ſeine Wirkung nicht; der Einzug in Kawende glich in Folge deſſen einem Triumphzuge. Leider dauerte dieſe gute Stimmung nicht lange.

Sobald Giraud im Dorfe angekommen war, fand unter freiem Himmel eine Beſprechung ſtatt; erſterer ſah bald, daß der Häuptling, zu dem man ihn gebracht, nicht Mirambo war. Er überlieferte ihm die Stoffe, erklärte ihm aber, die Waffen mit ſeinem Leben vertheidigen zu wollen. Die Aufregung legte ſich ſchneller, als man hätte erwarten ſollen. Mirambo, hieß es, hegt keine böſen Abſichten gegen die Fremden, ſondern will ſie nur hindern, ſeinen Feinden Hilfe zu bringen; auch ſollen ſie ihm behilflich ſein, die Elfenbeinvorräthe, die er beſitzt, nach der Küſte zu ſchaffen.

Ankunft des Bootes in Kawende.

An Flucht ſolle man nicht denken, das würde nur ihr unvermeidliches Verderben ſein.

Zehn Tage lang mußte Giraud in Kawende bleiben. Der größte Theil der Eingeborenen hatte ſich inzwiſchen entfernt und nur fünfzig Mann waren zu ſeiner Bewachung zurückgeblieben. Dieſe Zeit war eine recht traurige, die Eingeborenen gaben ihren Gefangenen kaum das nothwendigſte Mehl und verzögerten den Aufbruch, um in dem von Jenen erlegten Wilde zu ſchwelgen. Es war nämlich eine Bedingung der geſchloſſenen Uebereinkunft, daß die Expedition von ihrer Jagdbeute an die Bevölkerung abgeben, letztere dagegen vegetabiliſche Nahrung an erſtere liefern ſolle. Vergebens ſuchte Giraud eine Erleichterung in ſeinen Zuſtand zu bringen; ſelbſt die Erlaubniß, den nur 5 km entfernten Katarakt Mombottuta zu beſuchen, wurde ihm verweigert. Allerlei Kleinigkeiten kamen dazu, um die Lage unleidlich zu machen; bald mußte Giraud ſehen, wie die Eingeborenen ſein Schiff (welches er für den Gebrauch untauglich gemacht hatte) mit ihren Lanzen zu beſchädigen ſuchten, obwohl Kalambo auf Befehl Mirambo's daſſelbe vertheidigte; dann hatte er Unannehmlichkeiten mit ſeinem Kerkermeiſter, weil einige Eingeborene Exploſivgeſchoſſe geſtohlen, dieſelben in die Nähe des Feuers gebracht und ſich ſo Beſchädigungen zugezogen hatten. Endlich, am 9. Auguſt, entſchloß ſich Kalambo zum Aufbruch, da keine Lebensmittel mehr vorhanden waren; derſelbe ſollte mit Rückſicht auf die ausgedehnten Vorbereitungen am 11. Auguſt erfolgen. (Fortſetzung folgt in einer ſpäteren Nummer.)

Digitized by Google

N. Jadrinzew's Studien über Sibirien.

II. (Schluß.)

Und welche Reichthümer beſitzt es bei alledem (Kapitel 7), nicht nur an edlen Metallen, Kohlen, Steinen, ſondern auch an Wäldern, an Getreide, Flachs, Hanf, Vieh, Jagdthieren, Pelzwerk, Fiſchen ꝛc.! Aber in dem Beſtreben, dieſe Naturſchätze zu erforſchen und ſich ihrer zu bemächtigen, haben die Ruſſen weder Syſtem noch Geſchick, noch Kenntniß bewieſen. Zobel und Renthier haben ſie faſt ausgerottet: die Entdeckung der Goldlager verdanken ſie meiſt den Eingeborenen; neue Thier- und Pflanzenarten zu acclimatiſiren, fiel ihnen nicht ein. Die Entdeckungen geſchahen durch Zufall und aufs Gerathewohl; ſie regten den Geiſt der Ruſſen zwar an, bewieſen aber auch gleichzeitig in klarſter Weiſe die geiſtige Impotenz des ruſſiſchen Volkes. Nur allmählich begann daſſelbe über den Werth ſeiner neuen Erwerbung ſich klar zu werden; es folgten Perioden des größten Enthuſiasmus, um ebenſo raſch einer gewiſſen Erkaltung und Enttäuſchung Platz zu machen. Nicht wenige Ruſſen ſprachen Sibirien jede Zukunft ab — und ſie können es unter dem Hinweiſe, daß das angeblich ſo reiche Land der Regierung nicht über 300000 Rubel Einnahme abwirft. Klar iſt, daß es Sibirien vor Allem an Arbeitskräften fehlt, um die Produkte des Landes auszubeuten, was nicht ausſchließt, daß andererſeits manche Erzeugniſſe durch den Menſchen eine Verminderung erfahren haben, wie die Pelzthiere (Rußland führte 1874 für mehr als doppelt ſo viel an Pelzwaaren ein als aus) und der Waldbeſtand. Die Montaninduſtrie hat ſich trotz aller Unterſtützungen ſeitens der Regierung nicht recht zu entwickeln vermocht; die Wirthſchaft der Kronbeamten war zu unrationell und voller Mißbräuche. Vor Kurzem noch wurde Transbaikalien durch Eiſen vom Ural verſorgt, das über Niſchni-Nowgorod ging. Ebenſo wenig brachte die Ausbeutung der Goldlager, welche 1847 ihren Höhenpunkt erreichte, dem Lande dauernden Gewinn; es war ein Raubbau, bei welchem die Arbeiter in eine geradezu ſcheußliche Lage geriethen, Handwerk und Ackerbau durch Verminderung ihrer Arbeitskräfte litten und nur einige Wenige gewannen. Ackerbau und Viehzucht Sibiriens ſind zwar in der Statiſtik durch ganz gewaltige Zahlen vertreten — aber auch hier wird der gleiche Raubbau geübt, wie in anderen wirthſchaftlichen Zweigen. Seuchen richten unter dem Beſtande entſetzliche Verheerungen an; zahlreiche thieriſche Produkte, Wolle, Fett, Miſt z. B., werden für nichts geachtet und weggeworfen. „Der Bauer macht ſelber ſeine Flachsausſaat, kleidet ſich aber in ein Hemd von außerordentlich grobem Gewebe; er hat einen Ueberfluß an Wolle und dennoch hüllt er ſich in Lappen, die ihn kaum vor dem Winde ſchützen; er hat unter ſeinen Füßen in der Erde eine Menge Eiſen, bedient ſich aber eines hölzernen Riegels; ſeine „Telega“ (Wagen) wird durch hölzerne Nägel zuſammengehalten; die Fenſter ſeiner elenden Hütte ſind mit Marienglas und Papier ſtatt Glas verdeckt; die Zubereitung von Seife iſt ihm unbekannt, er begnügt ſich mit ſogenanntem „Seifenwaſſer“, d. h. er wäſcht ſich mit dem Aufguß von geſäuerten Gedärmen. Der Ueberfluß an Produkten hat ſomit nichts zur Verbeſſerung der Lage der ſibiriſchen Bauern beigetragen. Er ſteht ſo arm und hilflos inmitten ſeiner fabelhaften Schätze, wie der elendeſte Wilde!“

Der Ueberfluß an Getreide in guten Jahren hat nur dazu geführt, die Zahl der Schnapsbrennereien zu ſteigern und die Trunkſucht unter den Arbeiterklaſſen zu befördern; in Jahren des Mißwachſes aber werden dieſe Brennereien zu einem ſchweren Uebel. Schnapsfabrikation iſt ſo zu einem der erſten Erwerbszweige Sibiriens geworden, während im Ganzen die dortige Induſtrie durchaus unbedeutend iſt. Das Land importirt für über 80 Millionen Rubel Induſtrie- und Manufakturerzeugniſſe, während es ſelbſt nur für 6½ Millionen Rubel producirt (beſonders in Gerbereien und Talgſiedereien). An Kühnheit und Unternehmungsluſt hat es nicht gefehlt, wohl aber an dem richtigen Verſtändniſſe für die ökonomiſchen Bedürfniſſe des Landes und an Geſchick, um ſich in eine ſelbſtändige ökonomiſche Thätigkeit hineinzufinden. Und was den Handel anbelangt, ſo ſpielen bei demſelben, namentlich in abgelegeneren Strichen, Uebervortheilung, Betrug, Monopoliſirung die Hauptrolle.

Sibirien treibt Raubbau mit der Ausfuhr ſeiner Rohprodukte (Talg, Schweinefett, Butter, Häute, Borſten, Pelzwerk, Geflügel, Fiſche, Vieh); es unterhält damit die Induſtrie von Kaſan, Jekaterinburg ꝛc., aber was es für ſeine Wirthſchaft braucht, bezieht es aus den Fabriken des europäiſchen Rußland. Dabei ſind die Preiſe der Manufakten außerordentlich hoch, die lokalen Produkte ungeheuer billig. Die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher das Land ausgebeutet wird, iſt nahezu ohne Gleichen. Unter dieſen Verhältniſſen leiden die arbeitenden und ackerbautreibenden Klaſſen, die Jäger und Viehzüchter Sibiriens am allermeiſten. Eine Abhilfe kann aber nur durch Entwickelung der inneren Kräfte des Landes erreicht werden, namentlich durch Herſtellung von inneren Verkehrswegen, Kanälen, Eiſenbahnen, welche die jetzt herrſchenden ſchroffen Gegenſätze ausgleichen, infolge deren einige Gegenden Hunger leiden, während andere in ihrem Ueberfluſſe erſticken, welche neue Märkte und Induſtriecentren im Lande ſelbſt hervorrufen würden. Auch die Märkte der angrenzenden aſiatiſchen Staaten zu gewinnen, müßte ein lohnendes Ziel für ſibiriſchen Unternehmungsgeiſt abgeben.

Trotz allen Naturſchätzen aber, trotz dem Fehlen der Leibeigenſchaft giebt es in Sibirien neben großem Reichthum auch entſetzliche Armuth (Kapitel 8.); das Streben nach Erwerb und Bereicherung iſt hier zu extremen Formen gelangt, der Wucher und die Unterdrückung der Armen durch wohlhabendere Mitbürger, wobei die beſtochenen Beamten kräftig mithelfen, geradezu grenzenlos. Solcher Blutſauger giebt es in jeder Woloſt, in jedem Bezirk einen oder ein paar, und ſo geht es nicht nur auf dem Lande bei den Bauern zu, daß einzelne in Noth befindliche Individuen und ſogar deren Kinder durch Nehmen von Kredit allmählich in Sklaverei gerathen; ähnliche Mißbräuche finden auch im Handel, in den Goldwäſchen, beim Fiſchfang, ja auch bei der Induſtrie ſtatt. Niemand in Sibirien genießt einen ſo ſchlimmen Ruf, wie dieſe reichen Bauern, welche ihre Genoſſen in der ſchamloſeſten Weiſe ausbeuten und ſich in gewiſſen Zweigen ein Monopol für ganze Bezirke

zu ſichern wiſſen. Eine weitere Eigenthümlichkeit des ſibiriſchen Lebens iſt die, daß dem Ruſſen hier eine Menge von Eingeborenen entgegen tritt, welche als günſtiges Material für Ausbeutung und Erwerb jeder Art erſcheinen, vermöge der dem Wilden eigenthümlichen Schlichtheit, ihrer Unbildung, Rechtloſigkeit, Unbeholfenheit und Unwiſſenheit der ruſſiſchen Geſetzgebung gegenüber; in der Kirgiſenſteppe z. B. vermögen Kaufleute in einem Jahre ihr Kapital um das Vierfache zu vermehren. Und in derſelben Weiſe, in welcher die Händler die Eingeborenen ausbeuten, verfahren ſie nachher auch gegen die ruſſiſchen Konſumenten. In Sibirien, wo keine Leibeigenſchaft herrſchte, fand der induſtrielle Geiſt freieren Spielraum als in Rußland; der größte Theil der Bevölkerung ergab ſich der Gewerbsthätigkeit, dem Handel und der Spekulation, und ſchon früh entwickelte ſich das Erwerbsfieber und die rückſichtsloſe Sucht nach Gewinn, welche von der Eroberung des Landes an den Eingeborenen gegenüber leichtes Spiel hatte. Von deren Ausbeutung ſchloß ſich kein Inſtitut, keine Volksklaſſe aus. Selbſt die friedlichſten Eingeborenen waren nicht ſicher davor, zu Sklaven gemacht und bei häuslichen Arbeiten, auf der Jagd, beim Waarentransport, bei Feldarbeiten ꝛc. verwendet zu werden. Die Eingeborenen verarmten und verkamen, aber Adel, Geiſtlichkeit und Beamtenthum bereicherten ſich um die Wette mit den Handelsleuten, wobei der Schnaps eine weſentliche Rolle ſpielte. Schließlich fand daſſelbe Verfahren denn auch auf den armen Ruſſen Anwendung. Im vorigen wie in dieſem Jahrhundert hatte die Regierung gegen ſolche Beſtrebungen zu kämpfen; aber wenn es ihr auch gelang, die legaliſirte Sklavenwirthſchaft zu beſeitigen, ſo beſtand die faktiſche ruhig weiter. Noch heutigen Tages verſtehen die Sibirier unter Begünſtigung der Gewerbsthätigkeit nichts, als eine Verleihung von Monopol und Privilegien; noch heute iſt die Schaar der Monopoliſten und Spekulanten eine geſellſchaftliche Macht, welche ſchwer auf der Bevölkerung laſtet und die öffentlichen Angelegenheiten beherrſcht. Das wird aber nicht ewig ſo bleiben; die Gründe dieſer Erſcheinung, die entlegene Lage, die Herrſchaft der Willkür, der Mangel an Geſetzlichkeit, die Abhängigkeit in merkantiler, das Zurückbleiben in induſtrieller und kulturlicher Beziehung werden verſchwinden, ſobald Bildung und Civiliſation wächſt; die Einführung von Geſchworenengerichten, eine ausgedehnte Oeffentlichkeit, die Beſchützung der Eingeborenen und die Gewinnung der im Staate allgemein gültigen Rechte für Sibirien werden das rohe Raubſyſtem und die anderen Mißbräuche gewiß beſeitigen.

Zu ganz denſelben Forderungen gelangt Jadrinzew auch in dem 9. Kapitel, welches einen hiſtoriſchen Abriß der Verwaltung Sibiriens enthält und die ſchauderhaften Mißbräuche in derſelben, die Untauglichkeit und Beſtechlichkeit der Beamten bis auf den heutigen Tag darthut. Der Generalgouverneur mag die beſten Abſichten hegen, ſo ſteht er doch völlig vereinzelt da und vermag abſolut nichts gegen die Korruption des ihn umgebenden Beamtenheeres auszurichten. An gebildeten Beamten fehlt es ſehr; die beſten Schüler der ſibiriſchen Schulen gehen nach Rußland, während von dort nur ſolcher Nachſchub kommt, der auf unehrliche Weiſe ſein geringes Gehalt zu verbeſſern gedenkt. Die Gerichtshöfe ſind ſo mit Arbeiten überbürdet, daß manche Proceßſachen 5 bis 6 Jahre unbefördert liegen bleiben; der Sinn für die geſellſchaftlichen Intereſſen unter der Bevölkerung iſt mangelhaft, der Bildungsgrad der mit Geſchäften überhäuften Dorfgemeindeverwalter ungenügend. Hier muß die Selbſtverwaltung beſſernd eingreifen, wie ſie in der Inſtitution des Semſtwo verwirklicht iſt, und Schulbildung, Einrichtung einer Univerſität, Pflege von Litteratur und Wiſſenſchaften, Heranbildung einer geſunden öffentlichen Meinung u. ſ. w. müſſen damit Hand in Hand gehen.

Die Bildung unter den Eroberern Sibiriens war natürlich faſt gleich Null (Kapitel 10), und bei den Leuten, die den erobernden Koſaken in den nächſten Jahrhunderten folgten, und ſelbſt wenn ſie an der Spitze großartiger Unternehmungen ſtanden, um nichts größer. Wie konnte es auch anders ſein, da in Rußland ſelbſt, von wo ſie kamen, die Civiliſation noch in den Anfängen ſtand. Was ſie mitbrachten, war lediglich die Kenntniß des Ackerbaues und der nothdürftigſten häuslichen Verrichtungen. Der Mangel an Wiſſen rächte ſich aber; denn die Einwanderer bemächtigten ſich zunächſt des Nordens und der Tundren und ließen den reicheren Süden außer Acht; Raubbau verwüſtete die natürlichen Schätze, und weder Handel noch Induſtrie erblühten in Folge der Occupation. Der Beſitz Sibiriens war für das Mutterland von unerwartet geringem Nutzen, und die Bewohner der Städte, die Beamten und die Geiſtlichkeit ſtanden bis in dieſes Jahrhundert hinein kaum höher in der Bildung als die Bauern. Von Schulbildung, von edler Geſelligkeit, von Gemeinſinn wollte Niemand etwas wiſſen; höhere Intereſſen waren allen fremd, und nur an zügelloſen Orgien fand man Gefallen.

Die erſten ſibiriſchen Schulen wurden erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtet, waren aber meiſt Fach- (Navigations-, geodätiſche) Schulen und von geringem Einfluſſe. Von 1806 datiren die Gymnaſien in Tobolsk (mit 27 Schülern) und Irkutsk (mit 35 Schülern), von 1816 eine kleine Anzahl von Volksſchulen, worauf 1818 unter Speranskij's Verwaltung ein raſcher, aber leider nur zu kurzer Aufſchwung folgte. Dann ging es ſchnell wieder bergab. Von Frauenbildung war überhaupt bis in die ſechziger Jahre kaum die Rede, und im Ganzen liegt die Volksbildung in Sibirien noch heute im Argen. Das beweiſen einzelne ſtatiſtiſche Angaben, wie z. B., daß im Gouvernement Tobolsk $^2/_3$ der Dörfer ſo weit entfernt von den Schulen liegen, daß der Schulbeſuch für die Kinder zur Unmöglichkeit wird, und auf 200 Einwohner nur ein Schüler entfällt. In Tomsk kommt ein Schüler auf 195 Einwohner und bloß $^1/_{30}$ der ſchulfähigen Kinder genießt Unterricht, in Jeniſſeisk gar nur 2,34 Proc. Im Gouvernement Irkutsk kommt ein Schüler auf 6461 Einwohner und auf 40 Dörfer, ein Schüler auf 2250 Einwohner und auf 35 Kinder im Schulalter. Kurz, während im europäiſchen Rußland 1,29 Proc. der Geſammtbevölkerung die Schule beſuchen, geſchieht das in Sibirien nur von 0,38 Proc.; der Zuwachs an Gebildeten, welchen Sibirien durch ſeine Schulanſtalten erhält, iſt alſo ein geringer. Gymnaſien, welche bei einer Bevölkerung von über 4 Millionen 3 bis 9 Zöglinge per Jahr liefern, können wohl kaum einen weſentlichen Einfluß auf die Bevölkerung ausüben. Freilich verfügen auch Gymnaſien wie niedere Schulen weder über Mittel, noch über genügende Lehrkräfte, und erſt in den allerletzten Jahren ſoll ſich im ſibiriſchen Schulweſen ein neues, friſches Leben geltend machen. Der Funke eines beſſeren Geiſtes iſt aber in der großen Maſſe der Bevölkerung doch noch nicht erloſchen, wie die reichen Spenden für die Begründung einer Univerſität und andere Bildungszwecke beweiſen.

Eine Preſſe exiſtirt in Sibirien ſeit 1789; das erſte in Sibirien gedruckte Werk war die Ueberſetzung einer franzöſiſchen „Schule der Liebe“, die erſte Zeitſchrift „Der ſich in eine Hippokrene verwandelnde Irtyſch“. 1796 bis 1804 gab es gar keine nicht-officielle Preſſe. Seit 1857

erſchien eine Anzahl officieller, aber auch mit litterariſchem Materiale verſehener Gouvernementszeitungen, ſeit 1859 das erſte private Blatt, „Der Amur“, in Irkutsk, welchem mehrere kleinere folgten. Die älteſte der jetzt noch erſcheinenden Zeitungen und zugleich die inhaltreichſte iſt das 1875 von Sagoskie begründete Wochenblatt „Sibir“, zu welchem 1880 die „Sibirskaja Gazetta“ und 1882 Jadrinzew's „Wostotschnoje Obosrenije“ traten. Alle drei kämpfen wacker für die Intereſſen ihrer Heimath, erfreuen ſich aber zum Theil nicht gerade wohlwollender Behandlung ſeitens der Behörden und haben mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Zum Schluſſe werden die wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften und deren Unternehmungen und die Errichtung der Univerſität in Tomsk (mit einer philologiſchen und einer phyſikaliſch-mathematiſchen Fakultät) beſprochen. Die ſo lange erſehnte Eröffnung derſelben ſollte am 26. Auguſt 1886 ſtattfinden, iſt aber wieder auf unbeſtimmte Zeit verſchoben worden — ein ſchlimmes Zeichen für den jetzt in Rußland herrſchenden Geiſt! Ebenſo wurden die Sibirier ſchon früher getäuſcht, als ſie 1883 zur 300jährigen Feier der Eroberung Sibiriens auf mancherlei Reformen (Einführung der „Semſtwo“, des öffentlichen Gerichtsverfahrens, die Freiheit der Perſon, Unantaſtbarkeit des Beſitzes, Freiheit der Ueberſiedelungen und Aufhebung der Deportation) gehofft hatten. Aber trotzdem hoffen die Patrioten, daß der Zeitpunkt nahe gerückt iſt, wo Sibirien thätig und als gleichberechtigtes Glied der Menſchheit in die Geſchichte eingreifen wird.

Eine längere Abhandlung Prof. Petri's über die Erſchließung Sibiriens und zahlreiche ſtatiſtiſche Tabellen bilden den Schluß des werthvollen Bandes.

Potanin's Reiſe über das Nan-ſchan-Gebirge.

Die Zeitung „Sibir“ veröffentlicht in Nr. 33 des laufenden Jahres folgenden, an den Sekretär der k. Ruſſiſchen Geographiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg gerichteten Brief Potanin's, d. d. 18. Juni 1886, Gaotai.

„Ich eile, Ihnen über unſere Reiſe Bericht zu erſtatten; wir haben das hochgelegene Gebiet, welches das Stromſyſtem des Gelben Fluſſes von der Ebene der ſüdlichen Mongolei trennt, paſſirt und dabei drei hohe Bergrücken, welche durch die Thäler der Flüſſe Daitung-ho und Bardup von einander getrennt werden, überſchritten. Die Thäler liegen gleichfalls hoch, über 10000 Fuß; die drei Päſſe ſind gleichhoch, über 13000 Fuß. Nur zweimal kamen wir auf dieſem Wege in kleinere Flußthäler, die unter 10000 Fuß liegen, größtentheils marſchirten wir über hochgelegenes Terrain, das noch ganz winterlich ausſah, trotzdem wir uns ſchon im Mai befanden.

Von Donkyr (weſtlich von Si-ning-fu in der chineſiſchen Provinz Kan-ſu), wo wir uns von Mr. Bereſowski trennten, brachen wir am 6. (18.) April auf und waren am 10. (22.) April am Kukunoor, welcher noch mit Eis bedeckt war. Wie es ſcheint, hat der Frühling diesmal ſich um einen Monat verſpätet, denn Prſhewalski ſah 1873 ſchon im März den See von Eis befreit. Von dort aus folgten wir dem Fluſſe Chargi, kreuzten an ſeiner Quelle den von Prſhewalski 1872 genommenen Weg, betraten das Thal des Fluſſes Daitung-ho (auf tangutiſch Beljutſchu) oberhalb der Stadt Junan-tſchek und oberhalb des Paſſes, welchen Prſhewalski überſchritten hat. Das Thal war ſchneefrei, doch ruhte noch alle Vegetation und die großen Sümpfe waren trocken. Hier trafen wir Tanguten vom Stamme Arig, von denen einer einwilligte, uns zu führen. Um von hier zur ſüdmongoliſchen Ebene zu gelangen, mußten wir entweder dem Daitung-ho bis Junan-tſchek folgen und den Nan-ſchan im Paſſe Bjönduskon überſchreiten, oder ſofort den Paß Rdonſug benutzen, welcher gerade unſerer Lagerſtelle gegenüber ſich befand. Nach der Ausſage des Tanguten iſt der Urſprung des Fluſſes Daitung-ho acht Tagereiſen nach Weſten zu gelegen, doch giebt es weſtlich von Rdonſug keine Päſſe mehr. Wir wählten den Paß Rdonſug (er iſt der höchſte von den dreien, welche wir während des Sommers paſſirt haben) und gelangten zur Quelle des Kleinen-Rdonſug, eines linksſeitigen Zufluſſes des Jedſin. Dieſer ſtrömt hier von Oſten nach Weſten, anfangs durch ein hohes und breites Thal, dann kurz vor der Einmündung des Kleinen Rdonſug in einer tiefen Schlucht. Am Urſprunge des Rdonſug erblickten wir die hochgelegene Steppe, welche ſich zu beiden Seiten des Jedſin hinzieht, und die hohen Berge Tabao-ſchan, welche die Steppe im Norden begrenzen. Wir folgten dem Kleinen Rdonſug bis zum Jedſin, marſchirten dann zwei Tage lang im Thal deſſelben und machten endlich am 9. Mai Halt am Lama-Kloſter Pabor-taſſy; hier endet das Gebiet der Arig-Tanguten und weſtlich vom Kloſter beginnt das Land der Schira-jeguren, eines Volksſtammes, welcher mongoliſch ſpricht, aber in ſchwarzen Zelten lebt. Die Lamas in Pabor-taſſy ſind zur Hälfte Tanguten, zur anderen Hälfte Schira-jeguren. Dort wird etwas Ackerbau getrieben, doch baut man nur Gerſte.

Von Pabor-taſſy giebt es zwei Wege nach Kan-tſchou: ein Weg geht nordöſtlich über die kleine Stadt Nan-hotſchen über das Gebirge; derſelbe iſt ſchwierig und war zur Zeit unſerer Reiſe wegen des tiefen Schnees unpaſſirbar. Der andere folgt dem Fluſſe Bardup, welcher von Weſten herkommt und dem Kloſter gegenüber in den Jedſin einmündet. Längs des Jedſin kann man nicht marſchiren, weil der tiefe und reißende Fluß hier in einer tiefen Schlucht dahinſtrömt. Wir ſetzten uns thalaufwärts längs dem Bardup in Bewegung, in der Hoffnung von ſeiner Quelle aus gerade nach Suſchou gehen zu können; allein die Umſtände geſtatteten nicht, dieſen Plan auszuführen. Die Kameele, welche wir in Gumbum von den eben angekommenen Pilgern gekauft hatten, waren nicht kräftig genug; auf der Hochebene fingen ſie an von der Kälte und der dünnen Luft zu leiden; überdies waren ſie im Haarwechſel begriffen. Das ſchwierige Ueberſchreiten des Fluſſes Bardup, die ermüdenden Bergmärſche erſchöpften ſie vollends; die ſchwächſten legten ſich nieder und wollten durchaus nicht weiter, auch wenn ſie unbelaſtet waren. Wir ſahen uns daher genöthigt, einen unſerer chineſiſchen Dolmetſcher, welche der Amban von Sining uns mitgegeben hatte, zum Lager der Schira-jeguren zu ſchicken, um Jaks zu miethen, packten einen Theil unſerer Bagage auf 20 Jaks, ließen die Hälfte der Kameele ohne Laſten gehen und mar-

ſchirten bis zum chineſiſchen Städtchen Li-juan, welches am Nordabhange des Gebirges liegt. Aber auch die entlaſteten Kameele waren großer Tagemärſche nicht mehr fähig — ſie konnten nicht weiter; zwei mußten wir ihrem Schickſale überlaſſen.

Oberhalb der Einmündung des Fluſſes Schuktſcha in den Bardup wird das Thal weiter und das Marſchiren deshalb leichter; trotzdem blieben am erſten Wandertage vier der unbelaſteten Kameele liegen. Mit Rückſicht darauf gaben wir den Gedanken, bis zur Quelle des Bardup zu gehen, auf und lenkten unſere Schritte nach Kan-tſchou, indem wir auf den Paß Galdſin-daban losgingen. Von der Paßhöhe aus, welche wir am 22. Mai erreichten, ſahen wir den ganzen oberen Abſchnitt des Bardup-Thales, welches das Anſehen einer ebenen Steppe hat und allſeitig von ſchneebedeckten Bergen umgeben iſt. Es mißt vom Fuße des Galdſin-daban bis zu ſeinem weſtlichen Ende 45 Werſt (Kilometer), in der Breite 10 Werſt (Kilometer). An ſeinem weſtlichen Ende erhebt ſich ein Schneegebirge; in der Mitte des Bergrückens iſt eine tief bis zur Steppe einſchneidende Einſenkung, ein Sockel, in welchem wahrſcheinlich der Weg nach Sutſchou, welcher das Kloſter Stſchin-ſo-ſy berühren ſoll, verläuft.

Vom Paſſe Galdſin-daban ſtiegen wir in das Thal des Fluſſes Taſchita oder Schichpatſchu hinab und ſtießen dort, wie in dem benachbarten Thale Chſua auf die erſten Zelte der Schira-jeguren; das Thal des Bardup iſt unbewohnt. Wir ſtiegen hier zum Fluſſe Taſchita ſelbſt hinab; hier gab es ſchon Weiden, Pappeln und Berberitzen, welche gerade in voller Blüthe ſtanden; dann mußten wir dem Flüßchen Lage folgen und abermals ſteigen, um den Paß Lagen-daban zu erklimmen. Am Nordabhange deſſelben, an der Quelle des Fluſſes Charar-gol, trafen wir am 30. Mai eine Anzahl Männer des Stammes der Schira-jeguren, welche uns zu Ehren hierher geſchickt waren und uns erwarteten; es waren ſowohl die Lamas aus dem größten Kloſter der Schira-jeguren, aus Rtanguchit (chineſiſche Kanloſey), als auch der Ta-tumu, d. i. das Oberhaupt des Stammes, ein Mann von 68 Jahren. Am anderen Tage erſchien auch der Mandarin der Stadt Li-juan, welcher bereits einige Tage im Kloſter Rtangu verweilt hatte, um uns zu erwarten. Die Schira-jeguren brachten uns Mehl, Butter, Salz, ſaure und ſüße Milch und Anderes als Geſchenk. Von der Quelle des Charar-gol erſtreckt ſich nach Norden eine ausgedehnte Hochebene, welche von vielen kleinen, aber tiefen Flußthälern durchſchnitten wird; dieſelben münden alle in den großen Lonſyr, welcher in den Jedſin fällt. Von dieſer Hochebene ſtiegen wir im trockenen Thale des Bajan-gol abwärts und gelangten an die Ufer des Lonſyr, 20 Li oberhalb des Städchens Li-juan, welches noch im Gebirge, aber nahe am Rande deſſelben liegt und 50 Li von Schacha entfernt iſt; Schacha dagegen liegt bereits in der Ebene am großen Wege von Kantſchou nach Sutſchou. In Li-juan, welches wir am 2. Juni erreichten, mietheten wir 10 chineſiſche Wagen und gelangten in drei Tagen nach unſerem jetzigen Aufenthaltsorte Gaotai.

Wirklich warme Tage hatten wir erſt, als wir an den Lonſyr kamen, vorher war es meiſt kalt geweſen; nur im Thale des Jedſin bei Pabor-taſſy zeigte das Thermometer um Mittag dreimal + 18° C.; an den übrigen Tagen ſtieg die Temperatur ſelten über + 10° C. Einmal (20. Mai) fiel ſie um Mittag unter Null bis auf — 0,6° C. Um 6 Uhr früh gab es meiſt Morgenfroſt; unter 39 Tagen (vom 23. April bis 1. Juni) ſtand an 18 Tagen das Thermometer über Null und an 21 Tagen unter Null. Unter 31 aufgezeichneten Beobachtungen eines Minimalthermometers war nur 8 Mal die Temperatur über Null, 23 Mal unter Null. Anfang Mai zeigte das Thermometer nicht ſelten unter — 10,0° und am 5. Mai fiel in der Nacht die Temperatur bis — 21°; nur nach dem 27. Mai beſſerten ſich die Angaben des Minimalthermometers, aber noch am 22. Mai hatten wir einen Morgenfroſt von — 10° und ſogar am 31. Mai — 1,4°. Niederſchläge gab es unter 39 Tagen an 15, darunter 7 Tage Regen, 5 Tage Schnee, 1 Tag Schnee und Regen und 2 Tage Hagel und Schnee. Schnee fiel nicht nur zu Anfang Mai, ſondern auch gegen Ende, der 21., 24. und 29. Mai waren Schneetage.

Die Ergebniſſe unſerer botaniſchen Sammlungen ſind noch ſpärlich: bis zum 1. Juni zählte ich in meinem Herbarium nur 10 blühende Pflanzen, welche ich in den tiefen Thälern gefunden hatte; Alpenpflanzen nur zwei (Oxygraphia axialis und Cathartia integrifolia); ich fand ſie Ende Mai in den Bergen der Flußthäler Taſchita und Laga; in dieſen Bergen ſammeln die Schira-jeguren Rhabarber. Wälder giebt es am Nordabhange beider Gebirgszüge, ſowohl desjenigen, welcher den Daitung-ho und Bardup trennt, als auch desjenigen, welcher am linken Ufer des Bardup hinzieht; doch ſind es keine große zuſammenhängende Maſſen, ſondern nur kleine Gebiete: Waldſtrecken von 10 Werſt Ausdehnung ſind ſelten. Die Wälder beſtehen aus Kiefern und hochſtämmigen Wachholderbäumen; Laubwälder giebt es hier nicht, doch hat Prſhewalski weiter im Thale des Daitung-ho ſolche angetroffen. Der Waldboden iſt überall bedeckt mit Potentilla fraticosa und Caragana jubata. An der Stelle, wo wir das Thal des Daitung-ho durchſchritten, exiſtirte kein Wald. Am Fluſſe Lonſyr verändert ſich die Flora plötzlich. Hier gelangt man im Laufe eines Tagemarſches aus einer Zone von Alpenpflanzen in ein Gebiet von Steppen- und Salzkräutern. In der Ebene, nachdem wir die Berge verlaſſen, trafen wir eine Flora, welche gewiſſermaßen an die Chami-Flora erinnert; einige Vertreter derſelben finden ſich in dem unteren Theile der Schluchten des Nan-ſchan.

Das Thal des Fluſſes Bardup iſt, ſoweit wir daſſelbe durchwanderten, zum größten Theil von Goldſuchern durchwühlt; im Boden ſind Tauſende von Gruben ſichtbar. Man berichtet, daß auch im oberen Theile des Lonſyrthales, ſowie im Thale des Fluſſes, an welchem Sutſchou liegt, Gold gefunden wird. In den Thälern des Bardup und Lonſyr trifft man auch Steinkohle, doch nur im Lonſyrthal wird dieſelbe gegraben.

Die Jeguren, über welche ich hier zum erſten Male berichte, wohnen am Nordabhange des Gebirgszuges, welcher das linke Ufer des Bardup begleitet. Ihre Weideländereien beginnen am linken Ufer des Jedſin unterhalb Pabor-taſſy und erſtrecken ſich bis zur Stadt Kärne, ſüdlich von Sutſchou, oder mit anderen Worten, ihre Weideplätze liegen zwiſchen den Meridianen von Kantſchou und Sutſchou. Der Stamm theilt ſich in ſieben Zweige, die fünf öſtlichen Zweige heißen Schira-Jeguren, ſprechen eine mongoliſche Sprache und ſtehen unter der Adminiſtration von Kantſchou; die beiden weſtlichen Zweige heißen Chora-Jeguren, ſprechen eine Turk-Sprache und ſtehen unter der Adminiſtration von Sutſchou. Von den Chineſen werden alle Jeguren Chuan-fan genannt. Die beiden weſtlichen Zweige (Chora-Jeguren) nennen ſich Jaglak und Charungut; die Benennung der öſtlichen Zweige (Schira-Jeguren) konnte man mir nicht ſagen. Die alten Bezeichnungen der Zweige ſind durch chineſiſche verdrängt worden; letztere lauten: Paga-madſha, Ulga-madſha, Syga-madſha, Schi-iga-madſha und Schi-nga-madſha.

In der Sprache der Schira-Jeguren lauten die Bezeichnungen: Raiman-gulma, Tabyn-gulma, Durban-gulma, Charban-niga-gulma und Charban-Tabyn-gulma, d. h. acht Pferde, fünf Pferde, vier Pferde, elf Pferde und fünfzehn Pferde. Jeder Zweig des Volksstammes wird nämlich nach der Zahl der Pferde, welche er dem Kaiser von China stellen muß, benannt. Früher zahlte das ganze Volk einen Tribut von 82 Pferden, welcher nach dem Dunganen-Aufstande ermäßigt wurde. Alle Jeguren, sowohl diejenigen, welche mongolisch, als die, welche türkisch reden, sind Lamaiten; im Gebiete eines jeden Zweiges befindet sich ein Kloster, so daß es im Ganzen sieben Klöster giebt: Jedsinei (chinesisch Pobor-tassy), Rtangu (chinesisch Kan-losy), Kareke, Raiman, Peiran, Smaktschi und Loratscha. Die Jeguren haben keine eigene Schrift; die Lamas erlernen die buddhistische Religion nach tangutischen Büchern. Für den ältesten Chan halten die Jeguren Gesser, die Nachrichten über ihn beruhen aber nur auf tangutischen Quellen. Die Chorar-Jeguren, sowie die am Chem und Kossogol wohnenden Urjänchai sind gegenwärtig die einzigen Turkvölker, welche sich zum Buddhismus bekennen. Jeder Zweig wird von einem Aeltesten regiert, der Tumu heißt und von der chinesischen Regierung ernannt wird; den Tumu des größten Zweiges Schi-nga-madsha nennt man Tatuma, d. h. großer Tumu.

Kürzere Mittheilungen.

Der Kaiserin-Augusta-Fluß in Neu-Guinea.

Nachdem bereits zu Anfang April d. J. durch den Dampfer „Samoa" unter Kapitän Dahlmann der Kaiserin-Augusta-Fluß etwa 40 Seemeilen hinauf befahren worden war und sich als eine anscheinend praktikable Zugangsstraße in das Innere herausgestellt hatte, wurde in der Zeit vom 29. Juli bis 10. August im Dampfer „Ottilie" eine zweite weit ausgedehntere Fahrt unternommen, an welcher sich der Landeshauptmann Freiherr v. Schleinitz, der Vicekonsul Dr. Knappe von Apia, Herr Hunstein und die Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition, Dr. Schrader, Assistent der Sternwarte in Hamburg, und Dr. med. Hollrung aus Dresden, betheiligten.

Der der Neu-Guinea-Gesellschaft gehörige Dampfer „Ottilie" ist mit den genannten Herren 200 Seemeilen den Augusta-Fluß aufwärts gefahren. Alsdann wurde des seichteren Wassers halber eine Dampfbarkasse ausgesetzt, auf der ein Theil der Expedition mit einem Beiboot noch weitere 100 Seemeilen aufwärts zurücklegte. Wegen Proviantmangels mußte man alsdann umkehren. Die Befahrung des Augusta-Flusses fand somit bis 4°, 16′ südl. Br. und 141° 50′ östl. L. statt. Der erreichte Punkt war in gerader Richtung 156 Seemeilen von der Mündung entfernt. Die holländische wie die englische Grenze liegt von diesem Punkte nicht mehr ganz einen Grad oder 60 Seemeilen ab. Der Fluß wurde bis zu dem erreichten Punkte bei einer Breite von durchschnittlich 300 bis 400 m für kleinere Schiffe schiffbar gefunden.

Nähere Auskunft über die Erforschungsfahrt giebt das neueste Heft der „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland". Mit dieser Erforschungsfahrt hat auch die Forschungsexpedition die erste Verwendung gefunden, welche schon am 19. April d. J. in Finschhafen eintraf, aber in Ermangelung geeigneter Träger Landreisen in das Innere bisher noch nicht hatte ausführen können.

Die Dampfbarkasse hätte mit ihrem Proviant noch zu einer weiteren Fahrt ausreichen können, wenn nicht im Anfange der Fahrt die Maschine mehrfach versagt hätte und aus Unkenntniß mit dem großen Kohlenverbrauch derselben zu wenig Kohlen mitgenommen worden wären; das in Folge dessen nothwendige Fällen und Zerkleinern von Bäumen als Brennmaterial der Kessel kostete aber viel Zeit, obwohl die sämmtlichen begleitenden Herren sich beim Fällen, Sägen, Spalten und Laden des Holzes betheiligten.

Man nimmt an, daß der Augusta-Fluß noch 50 bis 100 Seemeilen weiter stromaufwärts von dem erreichten Punkte schiffbar bleibt. Der Strom bewegt sich auf den 200 Seemeilen, welche der Dampfer „Ottilie" zurücklegte, in einer ausgesprochenen Flachebene. Die Ufer sind mit Wald oder mit 15 bis 20 Fuß hohem Schilfgras oder Zuckerrohr fast ununterbrochen eingefaßt, so daß ein Blick in die Ferne nur selten gestattet ist. Im Süden wird der Fluß durch einen Gebirgszug begleitet, von dem hin und wieder die Ausläufer nahe an den Fluß herantreten, während im Norden nur einzelne niedrige Höhenzüge sichtbar sind. In der Gegend der seeartigen Erweiterung, bis zu welcher der Dampfer „Ottilie" gelangte, wird der Fluß auf 25 bis 30 Seemeilen zu einem Gebirgsstrome, jedoch ohne Stromschnellen, um bald darauf wieder den früheren Charakter eines Flusses im Alluvialboden anzunehmen. Der Fluß scheint keinen nennenswerthen Nebenfluß aufzunehmen. Zu seiner weiteren Erforschung beabsichtigt Freiherr von Schleinitz da, wo der Fluß aus dem Gebirgslande in die Ebene eintritt, also bei dem von der „Ottilie" erreichten fernsten Punkte, eine Station anzulegen.

Die Reisenden hatten nur selten Gelegenheit, das Schiff zu verlassen und die Ufer zu betreten. Dieselben machten den Eindruck, als ob sie während der Regenzeit zeitweilig weithin unter Wasser gesetzt würden, da die Hochwassermarke stellenweise bis zu 6 m über dem augenblicklichen Wasserstande bemerkbar war und die Häuser der zahlreichen und sehr großen Dörfer (oft über 100 Häuser in einem Dorfe) auf erheblich massiveren Holzpfeilern erbaut waren, als es sonst üblich ist. Ausgedehnte Sagopalmen-Bestände wechselten ab mit wildem Zuckerrohre in undurchdringlichen Dickichten. Dörfer fanden sich fast bis zum äußersten erreichten Punkte und stets Kokospalmen. Weiter stromaufwärts wurde auch der eigentliche Hochwald häufiger. Die Berge waren stets damit bedeckt.

„Die Einwohner, welche niemals Weiße gesehen hatten, verhielten sich natürlich meist mißtrauisch, stellenweise sogar feindlich. Die Bauart der Häuser war eine von den uns sonst bekannten oft wesentlich abweichende. Erheblich größer, vielleicht für mehrere Familien bestimmt, auf sehr starkem Unterbau mit eigenthümlichen thurmartigen Giebelaufsätzen, welche bei einzelnen Häusern das Dach 3 bis 4 m überragten, standen die Häuser, meist in langer Reihe neben einander, am Ufer entlang. Die männliche Bevölkerung ging oft ganz nackt, während die Weiber die auch in Finschhafen üblichen Bastfaser-Schürze um die Hüften trugen. Bunte Bemalung besonders des Oberkörpers mit rothem Lehm oder ganz schwarzer Farbe sahen wir mehrfach, desgleichen fast in jedem Dorfe eine oder zwei Personen, meist Weiber, welche den ganzen Körper mit schmutzig weißer Farbe (Asche oder schmutzigem Kalke) bemalt hatten. Ueber die Bedeutung

dieser Sitte konnten wir keinen sicheren Aufschluß erhalten. Vielleicht bedeutet diese Bemalung Trauer oder die betreffenden Personen gelten für Zauberinnen. Die Kanoes, ausgehöhlte Baumstämme ohne Ausleger, sind oft ziemlich groß; sie werden im Stehen mit Paddeln gerudert; ich zählte bis zu 15 Personen als Insassen. Der Bug ist oft mit großen, fratzenhaft bemalten, schildförmigen Aufsätzen verziert. Als Tauschartikel brachten die Eingeborenen (gegen Tücher, Flaschen, Perlen und im oberen Flußlauf besonders Muscheln) meist Speere, welche oft mit menschlichen Wirbelknochen verziert waren, ferner gebrannte Thontöpfe, Tabak und andere Kleinigkeiten. Auch gelang es, einige Menschenschädel einzutauschen. Als Freundschaftszeichen wurde in einem Dorfe bei unserer Ankunft ein Hund todtgeschlagen und wurden besonders geschmückte Friedenslanzen mit der Spitze in den Boden gesteckt; Hunde, Schweine und Hühner fanden wir als Hausthiere."

Die Plantagen der Eingeborenen sind meistens in nächster Nähe des Flusses in Form schmaler, aber sehr langer Streifen angelegt. Dieselben enthalten fast ausschließlich Jam, einmal fand sich Taro, ein anderes Mal war eine größere Zahl Bananen zwischen dem Jam gepflanzt. In den Dörfern am Unterlaufe des Flusses scheint Sago die Hauptnahrung der Eingeborenen zu sein.

Dr. Schrader meint, daß die großen Flächen des Unterlaufes des Flusses ein günstiges Terrain für Viehzucht geben würden. Dr. Hollrung aber urtheilt, daß, ehe über die Brauchbarkeit dieser großen Flächen für die Landwirthschaft etwas Bestimmtes gesagt werden könnte, die Grenzen des zeitweiligen Ueberschwemmungsgebietes festgestellt werden müßten. Dr. Schrader meint zwar, daß die sich vorfindenden natürlichen kleinen Erhebungen als Wohnsitze und Zufluchtsstätten bei Wassergefahr benutzt werden könnten. Vielleicht würde Reis und Zuckerrohr gut gedeihen. Die Bergzüge im Oberlauf des Flusses tragen gutes Bauholz in großer Menge. („Freis. Ztg.")

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus Konstantinopel geht uns eine Karte der Gebiete von Kerdschali und Ruptschos zu, welche durch die türkisch-bulgarische Uebereinkunft vom 1. März 1886 (von den Mächten bestätigt am 5. April) von Ost-Rumelien wieder an die Türkei zurückgegeben worden sind. Dem kurzen Begleitterte entnehmen wir folgende Angaben. Der Bezirk Kerdschali ist 850 qkm groß und liegt zwischen 22° 50′ und 23° 25′ östl. L. und 41° 30′ und 41° 55′ nördl. Br., zwischen den Flüssen Arda und Ulu; seine größte Länge, von O nach W, beträgt 45 km, seine größte Breite, von N nach S, 25 km. Er umfaßt 108 Dörfer mit 18 000 bis 22 000 Einwohnern; 24 Dörfer sind noch streitig und werden einstweilen von Ost-Rumelien zurückbehalten. Sitz des Kaimakamats ist das Dorf Kerdjali im Arda-Thale. Das Gebiet ist im Allgemeinen sehr fruchtbar und erzeugt besonders Tabak (150 000 Oken jährlich), Mais, Weizen, Roggen und Obst, wie Weintrauben, Birnen, Aepfel, Aprikosen, Pfirsiche, Nüsse ꝛc. — Der westlich davon gelegene Distrikt Ruptschos findet sich im höchsten Theile des Rhodope-Gebirges, gerade im Süden von Philippopel, von welchem die nördlichste Spitze des Gebietes nur etwa 22 km entfernt ist. Wie ein langer Keil schiebt sich dies wieder türkisch gewordene Ländchen in ostrumelisches Gebiet hinein; seine Oberfläche beträgt 1150 qkm und es liegt zwischen 21° 37′ und 22° 3′ östl. L. und 41° 30′ und 42° nördl. Br. Seine größte Länge von N nach S beträgt 54 km, die größte Breite von O nach W 35 km. Es umschließt 64 Dörfer mit 10 000 bis 12 000 Bewohnern, ist wesentlich gebirgig und besitzt prachtvolle Wälder von Nußbäumen, Tannen und anderen Hölzern.

Afrika.

— Den „Times" zufolge haben die Franzosen bei Bizerta an der Nordküste Tunesiens Vorarbeiten zur Anlage eines Hafens begonnen, natürlich eines Kriegshafens, zu welchem sich die dortige prachtvolle Meeresbucht, im Verein mit dem südlich davon gelegenen Binnensee, vorzüglich eignet. Der beide Gewässer verbindende Kanal ist jetzt versandet und nur noch für leichte Fischerkähne fahrbar. Der britische Generalkonsul Playfair schrieb 1877 darüber Folgendes (vgl. „Globus" Bd. 35, S. 271 f.). „Der See von Bizerta, jetzt Tindsch genannt, könnte im Besitze einer europäischen Macht einer der besten Häfen und einer der wichtigsten strategischen Punkte des Mittelmeeres werden, während jetzt die Schiffe gegenüber der Einfahrt in den Kanal auf der offenen Rhede in beträchtlicher Entfernung von der Stadt vor Anker gehen müssen, ohne jeden Schutz."

— Es läßt sich nicht leugnen, daß die beiden Bände von Gustav Nachtigal's leider unvollendetem Reisewerke „Sahara und Sudan" nicht recht geeignet sind, in das größere Publikum zu dringen, wovon der theuere Preis, der große Umfang, die vielen rein wissenschaftlichen (medicinischen, historischen) Abschnitte die Gründe sein mögen. Darum ist es ein guter Gedanke gewesen, nach dem Originalwerke in kürzerer Fassung eine Schilderung der Reise, der wunderbaren Abenteuer Nachtigal's, der besuchten Länder und Völker zu entwerfen, unter möglichster Anlehnung an jenes und oft mit dessen eigenen Worten, und so das Bild eines unserer besten Forscher seinem Volke näher zu rücken. Der Titel des mit Nachtigal's Bild, 92 Abbildungen und einer Karte versehenen Buches ist „Gustav Nachtigal's Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerke dargestellt von Dr. A. Fränkel". (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887.)

— Am 30. Oktober soll England die Insel Sokotra, welche den Meerbusen von Aden und somit die Einfahrt zum Rothen Meere beherrscht, endgültig in Besitz genommen haben. Schon 1876 hatte England mit dem Sultan der Insel einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge die Insel niemals an eine fremde Macht abgetreten und keine fremde Niederlassung auf ihr errichtet werden durfte.

— Ueber die Fauna von Angra Pequena und dem Kalahari-Gebiete giebt Böttger bezüglich der Reptilien und Mollusken die ersten Nachrichten. Im Gebiete von Angra Pequena sammelte Bergrath Pohle neun Reptilienarten, bis auf eine neue Viper sämmtlich zur capischen Fauna gehörig, und eine unbestimmbare Landschnecke. Das Gebiet ist somit noch zu Südafrika und nicht zu Westafrika zu rechnen. Aus der Kalahari brachte Nolte nur einen capischen Gecko mit, dagegen sechs Molluskenarten, wovon fünf neu, eine auch aus dem Damaralande bekannt, zur südafrikanischen Gruppe Dorcasia gehörig. Zwei Süßwassermuscheln, ebenfalls südafrikanischen Gepräges (Unio, Subg. Hyridella), wurden subfossil in einem Becken bei Keheum gefunden, welches der ausgetrocknete Hygapfluß früher manchmal mit Wasser füllte; sie beweisen, daß die Austrocknung erst in relativ neuer Zeit erfolgt ist.

— Ueber die inzwischen angeblich geräumte Station an den Stanley-Fällen, das Leben daselbst und die dortigen Eingeborenen veröffentlicht Oscar Baumann einen interessanten Bericht in den „Mittheilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien“ (1886, Heft 10), dem wir Folgendes über das dortige Klima entnehmen. „Das Klima der Station muß unbedingt als ein schlechtes bezeichnet werden. Besonders ist es die Dysenterie, welche Weiße und Schwarze angreift und von letzteren mehrere Opfer gefordert hat. Als Begründung führe ich die länger hier stationirten Weißen auf, deren Gesundheitszustand mir bekannt wurde. Wester, der etwa 20 Monate hier weilte, litt mehrfach an schweren Dysenterien, einmal an biliösem Fieber heftigster Form und mußte vor Ablauf seiner kontraktlichen Zeit krankheitshalber die Station verlassen. Gleerup und Harris hatten beide schwere Ruhrerkrankungen durchzumachen. Während meines Aufenthaltes hatte Mr. Dean einen Dysenterieanfall. Mr. Eyken (inzwischen verstorben) lag zweimal mit Dysenterie und zweimal mit schweren Fiebern darnieder und wurde durch Geschwüre am Gehen gehindert, so daß er seiner Gesundheit halber mit der „Peace“ abreisen mußte. Ich selbst wurde durch Dysenterie 45 Tage an Bett und Zimmer gefesselt und hatte vier Fieberanfälle, während ich mich sonst in Afrika recht wohl befand. Ob die Austrocknung der Sümpfe das Klima der Insel verbessern wird, wird die Zukunft lehren.“

— Dr. Summers, von der anglikanischen Loanda-Mission, ist zu Anfang Juli mit 34 Trägern von Malange nach dem Inneren aufgebrochen, um in Luluaburg, der bekannten Station des Congo-Staates, eine Mission zu errichten. Falls er keine Hindernisse zu überwinden hat, muß er gegen Ende Oktober sein Ziel erreicht haben.

— Das unterseeische Kabel an der afrikanischen Westküste reicht jetzt bis S. Paulo de Loanda, wo es zwischen dem 6. und 10. September an Land gebracht worden ist. Es geht von Cadix aus und berührt folgende Punkte: S. Vincent, Santiago (Capverden), Bolama, Groß-Bassam, Porto Novo, Gabun, S. Thome und Principe.

Australien.

— Seitens des Herrn Clement L. Wragge in Adelaide gehen der Scottish Geographical Society interessante Nachrichten zu über Brunnenbohrungen in Süd-Australien. Hiernach ist am 15. Juli in Cowards Springs, ungefähr 65 Meilen westlich von Hergott und 10 Meilen südwestlich vom Lake Eyre entfernt, eine Quelle mit ungeheurem Wasservorrath angebohrt worden. Man benutzte hierzu den Diamantbohrer und begann mit der Arbeit am 25. Juni. In 308 Fuß Tiefe wurde das Wasser angeschlagen, welches sofort herausströmte, alles überschwemmte und in einer Menge von 12000 bis 14000 Gallonen in der Stunde oder etwa 300000 Gallonen im Tage ausfloß. Am anderen Tage erreichten diese Zahlen jedoch schon die Höhe von 40000 für die Stunde, also etwa 1 Million für den Tag. Der Grund für letztere Erscheinung war der, daß die Quelle in einer Flugsandschicht angebohrt wurde, die in Schichten von bläulichem Thon, mit marinen Fossilien und blauem Sandstein der Kreideformation vermischt, eingeschlossen war, und daß anfangs dieser Sand in großen Mengen mit dem Wasser herausgeschwemmt wurde. Je mehr sich diese Sandmassen verringerten, desto stärker strömte das Wasser aus. Gegenwärtig ist dasselbe noch etwas brackig in Folge einer salzigen Quelle in etwa 50 Fuß Tiefe. Dieses Hinderniß wird aber beseitigt sein, wenn das Bohrloch erst mit Röhren versehen ist. Die Lage desselben befindet sich an der Stelle, an welcher die Coward-Station der den Kontinent durchkreuzenden Eisenbahn errichtet werden soll. Wenn dann ferner die Quelle die genügende Höhenlage besitzen wird, so wird dieselbe auch den Heerdenbesitzern zu Gute kommen, welche das umliegende Land inne haben, weil mit verhältnißmäßig geringen Kosten das Wasser nach jeder Richtung hin 20 Meilen weit durch Kanäle geleitet werden kann. Da die Coward-Station sich in ungefähr 70 Fuß Seehöhe befindet, so liegt die Quelle selbst 238 Fuß unter dem Meeresspiegel. Das Land rund um die Coward-Quelle, welches durch dieselbe gut bewässert wird, wird gegenwärtig sorgfältig überwacht und untersucht hinsichtlich der Wirkung, die diese Berieselung nach sich zieht und nach sich ziehen muß, da der jährliche Niederschlag ja nur 5 bis 6 Zoll beträgt. Außer dieser giebt es nur noch vier artesische Brunnen in der Kolonie, von denen zwei bei Hergott liegen. Der erste hiervon wurde 1884 in einer Tiefe von 353 Fuß angebohrt und lieferte 7000 Gallonen täglich, den zweiten erreichte man im Mai d. J. in 342 Fuß Tiefe. Das täglich gelieferte Wasserquantum betrug hier 100000 Gallonen. Die beiden letzten sind unbedeutend und kommen aus großer Tiefe. Die Quelle bei Tarkauninna, 50 Meilen nordöstlich von Hergott, hat eine Tiefe von 1225 Fuß und die von Murrabuckina in der Nähe des Lake Torrens eine solche von 1635 Fuß. Anderwärts versuchte Bohrungen haben keine dauernd fließende Quellen als Resultat gehabt.

Nordamerika.

— Der Vulkan Mount Pabloff (Paulowski) auf der Halbinsel Alaska ist in Thätigkeit.

— Kürzlich wurde von der Geological Survey der Vereinigten Staaten unter der Leitung des Kapitän Clarence E. Dutton eine Abtheilung von Männern abgesandt, denen es gelungen ist, die vollständige Aufnahme des Krater-Sees im Staate Oregon auszuführen. Derselbe bildet eine Wasseransammlung, an deren Rändern, sicherlich wenigstens im Süden, noch nie eines Weißen Fuß gewandelt hat. Die Expedition führte Boote mit sich, die auf beschwerlichem Wege anfangs auf Wagen von Maulthieren, dann aber auf die Höhe der mit Schnee bedeckten jähen Berge von Menschen gezogen, auf der anderen Seite wieder herabgelassen und flott gemacht wurden. Die Erhebung der Berge über das Niveau des Sees beträgt etwa 900 Fuß. Man hat nun 160 Lothungen ausgeführt, durch welche die allgemeine Tiefenbeschaffenheit des Sees bekannt geworden ist. Dabei wurden zwei große, vom Wasser überdeckte Aschenkegel von 800 und 1200 Fuß Höhe, der übrige Boden eben gefunden. Kapitän Dutton meint, daß der Krater-See die tiefste Süßwasseransammlung des amerikanischen Kontinents ist. Die größte Tiefe beträgt 2000 Fuß. In Bezug auf die Entstehung dieser Einsenkung meint Direktor Powell, daß sie ebenso sich gebildet hat, wie die großen Calderen der Hawaiischen Inseln, nämlich durch Schmelzung des Grundgesteins und Ausbruch der geschmolzenen Massen in Form von Bimsstein und feinem Tuff. Durch vulkanische Explosion kann der See nicht entstanden sein, da die Auswürflinge in der Umgegend fehlen. Das Alter des Sees ist durchaus postglacial.

Südamerika.

— In einem Vortrage, welchen Dr. W. Sievers am 2. Oktober 1886 über seine Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gehalten hat, schildert er die Folgen jener Revolution, welche im Jahre 1860 den Wohlstand des Staates Magdalena vernichtete. Es geschah das in einer so gründlichen Weise, daß Magdalena in Bezug auf Bevölkerungsdichtigkeit und Wohlhabenheit unter den neuen Staaten Colombias auf der untersten Stufe steht. „Dies sieht man namentlich in der Stadt El Valle de Upar, deren 12000 Einwohner auf kaum

1000 gesunken sind, so daß selbst die Nachbarn diese Stadt den Kirchhof der Lebendigen (el cimenterio de los vivos) nennen. Von den vier Kirchen liegen zwei in Ruinen; von den großen stark fundirten und festgemauerten altspanischen Häusern verschwindet eines nach dem anderen, ebenso wie in Santa Marta. An ihrer Stelle erheben sich ärmliche, elende, mit Palmzweigen bedeckte Hütten. Reiches Gold- und Silbergeräth in der Hauptkirche zeugt noch vom einstigen Glanze; aber der Handel ist völlig zerstört, die Familien sind verarmt, die Privatreichthümer vergraben und nicht wieder auffindbar; die Bevölkerung ist decimirt, und die Bedürfnisse auf das denkbar geringste Maß reducirt. Uebrigens zeigt sich dieselbe Erscheinung auch in den übrigen Städten. Die früher prachtvolle Hauptstadt Santa Marta ist seit Eröffnung des Hafens von Barranquilla völlig verödet. Rio Hacha ist 1867 zur Hälfte verbrannt; die dort zahlreich vorhandenen Pianos wurden zum Barrikadenbau benutzt. Barrancas ist halb zusammengefallen, Badillo schon fast völlig verlassen, Urumita geht diesem Stadium entgegen. Bilder größeren Elends und jammervollerer Existenz als in diesem Staate dürfte es kaum in einem anderen Theile Colombias geben, von Venezuela ganz zu geschweigen."

— Während der ersten acht Monate des Jahres 1886 hat die Argentinische Republik für 60 939 228 Dollars importirt und für 42 768 996 Dollars exportirt. Obenan steht England mit mehr als 35¾ Millionen Ein- und Ausfuhr, dann folgen Frankreich mit über 25 Millionen, Belgien mit ca. 11 Millionen, das Deutsche Reich mit über 9 Millionen, weiter Uruguay und die Vereinigten Staaten mit je ca. 5 Millionen u. s. w.

— Unter Leitung des Civil-Ingenieurs Jules Cooper ist am 23. August d. J. eine Expedition von Buenos Aires nach dem Feuerlande aufgebrochen. Dieselbe ist außerdem zusammengesetzt aus dem Mineningenieur Jules Carlsson, dem Agronomen Vesel Jarlsberg und einer Begleitmannschaft von 14 Mann. Der Führer der Expedition, welcher wissenschaftliche Forschungen anzustellen beabsichtigt, hat vom Ministerium des Inneren der Argentinischen Republik die Vollmacht erhalten, das gesammte Territorium bewaffnet zu durchreisen und sich, wenn nöthig, gegen Angriffe der Indianer mit Gewaltmaßregeln zu vertheidigen. Andererseits hat auch der Kapitän Paz, Gouverneur des Feuerland-Territoriums, die Erlaubniß nachgesucht, nach Buenos Aires zu kommen, um die Vorbereitungen zu einer Forschungsreise zu treffen, die sich auf das Innere der Insel erstrecken soll.

Polargebiete.

— Am 15. Juli hat auf Anregung der Königlichen Gesellschaft von Victoria und des Victoria-Zweigvereins der Geographischen Gesellschaft in Melbourne eine Versammlung stattgefunden, um über die Südpolarforschung zu berathen. Die Herren Trotter und Kapitän Sunman von der Russischen Flotte waren als Gäste anwesend, und gab besonders letzterer einige praktische Winke. Es wurde der Beschluß gefaßt, die Regierung zu bitten, den heimischen Schiffseignern, um sie auf die Eröffnung eines antarktischen Walfanges hinzuleiten, eine Ladung Regierungsfracht von Großbritannien nach der Kolonie zu dem üblichen Frachtpreise anzubieten und ebenso für den ersten Dampf-Walfischfahrer, welcher einen Hafen Victorias mit einer Ladung von 60 Tonnen Oel und Fischbein, welches aus Breiten südlich des sechzigsten Parallels stammt, anlief, eine Belohnung auszusetzen. Bedingung würde nur sein, einen Stab wissenschaftlicher Beobachter als Passagiere mitzuführen und alle vernunftgemäßen Anstrengungen zu machen, um den Mount Erebus in Sicht zu bekommen und eine Landung auf Victoria-Land zu bewerkstelligen.

— Colonel W. H. Gilder, ein in Schlittenfahrten wohl erfahrener Reisender, hat seine lange geplante und vor Monaten durch seine Verhaftung vereitelte Expedition nach dem Nordpole jetzt wirklich angetreten, indem er am 9. September mit zwei Schlitten von Winnipeg nach Norden aufgebrochen ist, zunächst nach Norway House, einem Hafen an der Hudsonsbai, und weiter nach der York-Factorei. Er wird nur von neun Personen begleitet, will ganz nach Weise der Eskimos leben und sich hauptsächlich von dem Ertrage der Jagd nähren; von der York-Factorei an wird die Ausrüstung auf das Allernöthigste beschränkt. Hoffen wir, daß seine Kühnheit sich belohnt!

Oceane.

— Im Septemberhefte der „Annalen der Hydrographie ꝛc." wird von einem außergewöhnlichen Vorkommen von Treibeis im südwestlichen Theile des Südatlantischen Oceans berichtet. Hiernach passirte am 15. April 1885 die deutsche Barke „Balcarry" auf der Reise von Buenos-Aires nach Valparaiso in etwa 52,5° südl. Br. und 63,3° westl. Länge zwei ziemlich große Eisberge. Die Lufttemperatur betrug hierbei etwa 7,5° C. und die des Meeres fiel erst von 7,2° C. auf 6,4° C. und stieg dann wieder auf ihre alte Höhe. Es ist das Vorkommen von Treibeis in dieser Gegend deshalb interessant, weil nach der von der Seewarte zusammengestellten und 16 Jahre umfassenden Reihe von Berichten über Treibeis bisher in diesem Meerestheile niemals Eis angetroffen worden ist, und die Breiten nördlich von Staatenland von vielen Kapitänen als eisfrei angesehen wurden.

— Die Herren H. Fol und E. Sarasin haben ihre bereits in früheren Jahren ausgeführten Versuche, um die Eindringungstiefe des Lichtes in das Meer zu bestimmen, im laufenden Jahre bei Kap Boron unweit Nizza fortgesetzt, indem sie Bromsilbergelatineplatten in verschiedenen Tiefen zehn Minuten lang der Wirkung des Lichtes aussetzten. Dieselben ergaben, daß bei klaren schönen Tagen und um Mittag bei 400 m Tiefe die Grenze liegt, bis zu welcher das Licht dringen kann; bei leicht bedecktem Himmel und mäßigem Winde zeigten die Platten erst bei 350 m eine schwache Lichteinwirkung. Eine dritte Reihe von Versuchen ergab, daß bis zu 300 m Tiefe den ganzen Tag, so lange die Sonne über dem Horizonte steht, bis 350 m Tiefe wenigstens während acht Stunden am Tage Licht dringt.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. VIII. (Mit sieben Abbildungen.) — M. Jadrinzew's Studien über Sibirien. II. (Schluß.) — Potanin's Reise über das Nan-schan-Gebirge. — Kürzere Mittheilungen: Der Kaiserin-Augusta Fluß in Neu-Guinea. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 25. November 1886.)

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Justus Perthes in Gotha.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

DEC 1 0 1934

Digitized by Google

Digitized by Google